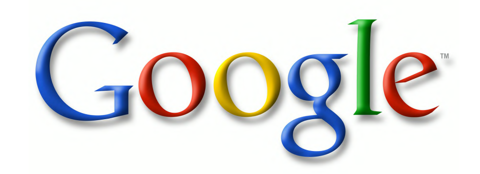


This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

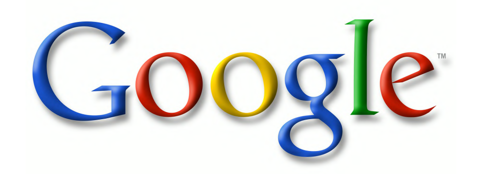
Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

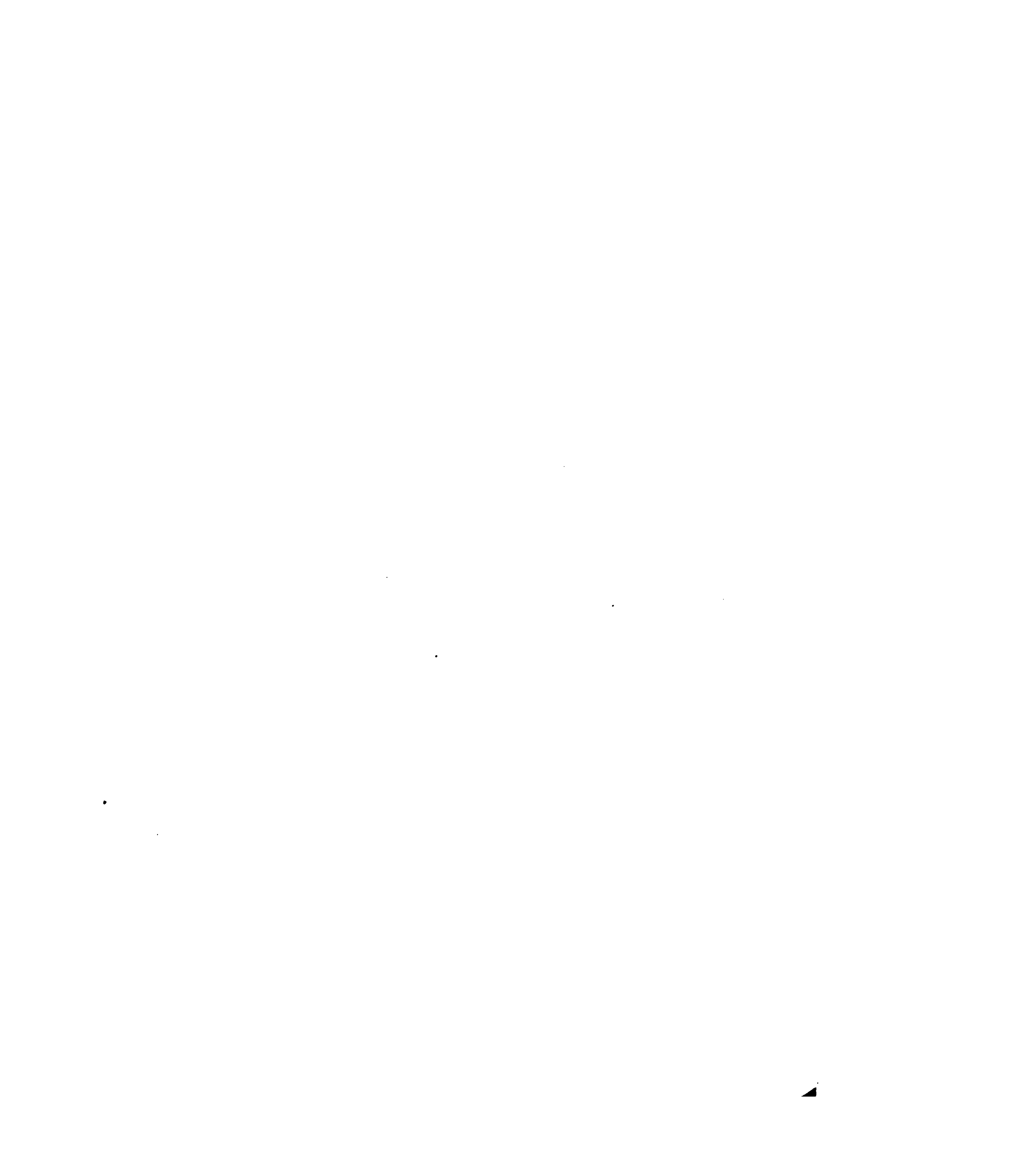
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.



699

Per. 2835 d. 29/1849

jaltung.



Blätter für literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1849.

Erster Band.

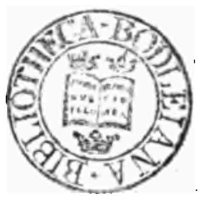


Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Jahrgang 1849.



Erster Band.

Januar bis Juni.

(Enthaltend: Nr. 1 — 156, Literarische Anzeiger Nr. I — VII.)

Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1849.

Register.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 1. — 1. Januar 1849.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Alle Mitarbeiter haben neue Chiffren erhalten.

Der Freiherr Joseph von Hormayr.

I.

Es war im J. 1800, als während der Verlängerung des Waffenstillstandes nach der Schlacht bei Hohenlinden der Erzherzog Johann von Oestreich, der jetzige Reichsverweser von Deutschland, die Hauptpässe und Festungen Tirols in Augenschein nahm. Auf einer dieser Festungen, auf der Scharnitz, befehligte damals der grundgelehrte Bayard des östreichischen Heers, der Marquis von Chasteler; von ihm ward dem Erzherzoge zum begrüßenden Empfange ein blutjunger tiroler Landwehrhauptmann des Gerichts Hortenburg entgegengesendet, der Freiherr v. Hormayr, den Chasteler selbst erst vor wenigen Tagen auf der Scharnitz und Leutasch gefunden und liebgewonnen hatte. Dieser Freiherr Joseph v. Hormayr, der nach einem langen, ruhmreichen Leben am 5. Nov. 1848 in München verstorben ist, war zu Innsbruck am 20. Jan. 1782 geboren, und gehörte von Vater und Großvater her einem in Tirol hochgeachteten Geschlechte an. Mit reichen Talenten begabt und bei einer vorherrschenden Neigung für die mittelalterliche Geschichte und Geographie seines Vaterlandes Tirol, und überhaupt für historische Studien (denn er ließ schon im 13. Jahre eine Geschichte der Herzoge von Meran im Drucke erscheinen), widmete er sich doch der Rechtswissenschaft, bis ihn der französische Krieg im Mai 1797 seinen Beschäftigungen entriß, und er in die vaterländische Landwehr eintrat, zuerst als Hauptmann, dann 1800 als Major. Der oben erwähnte Zufall lenkte die Aufmerksamkeit des Erzherzogs Johann auf den jungen fähigen Mann, und von 1800 an, wo Hormayr in den östreichischen Staatsdienst getreten war, bestand zwischen ihm und dem Erzherzog ein sehr inniges Verhältniß, das nur erst nach 28 Jahren, als Hormayr den östreichischen Staatsdienst verließ, geendigt hat, ohne natürlich die Liebe und Hochachtung Hormayr's gegen den werthen Erzherzog zu verringern. Und es mag wol ein eigenes Zusammentreffen genannt werden, daß die letzte, größere Arbeit Hormayr's sich wieder auf denselben Fürsten bezog, unter dessen schützender Leitung er seine Laufbahn begonnen hatte. Wir meinen den in mehrfacher Beziehung anziehenden Lebensabriß des Erzherzogs im zehnten Hefte der „Gegenwart". Sagt doch Hormayr von sich selbst *), daß er zum seel- und leibeigenen getreuen Knecht dieses milden, kenntnißreichen, hochgesinnten Fürsten berufen und gezeichnet gewesen sei. „Wir Beide waren ja am 20. Jan. des tausend siebenhundert und zweiundachtzigsten Jahres geboren."

Hormayr kam in der Mitte des J. 1801 in Wien an, und ward schon im nächsten Jahre im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, wozu ihm sowol die Empfehlung Chasteler's bei dem damals allmächtigen Staatsrath v. Faßbender als die Fürsprache Johannes Müller's, der in Wien als kaiserlicher Bibliothekar lebte, und die Verwendung des Erzherzogs Johann geholfen zu haben scheinen. In einem früher gedruckten Briefe Müller's an den Erzherzog vom 20. Oct. 1801 heißt Hormayr „un jeune homme qui à la plus grande application (le moyen-âge de sa patrie en fut l'objet jusqu'ici) réunit une sagacité et une vivacité étonnante et d'excellents principes", und in einem zweiten Briefe vom 20. Dec. 1801 urtheilt Müller, daß Hormayr dazu bestimmt sei in der kürzesten Zeit eine große Rolle in Tirol zu spielen, und daß er gerade, weil ihn eine so hohe Ueberzeugung von der Liebe des Erzherzogs für das Land Tirol beseelt, recht dringend wünscht

*) „Lebensbilder aus den Befreiungskriegen", III, 418.

von ihm an den besten Mann, den Statthalter von Tirol, empfohlen zu werden. Denn Hormayr's Ehrgeiz ging damals dahin Archivar in Innsbruck zu werden. Aber es ward ihm ein weit umfassenderer Wirkungskreis eröffnet, nachdem er 1803 zum wirklichen Hofsecretair ernannt und überdies noch in seiner Eigenschaft als Legationsrath mit der Direction des Geheimen Hof-, Staats- und Hausarchivs beauftragt ward. Sah er nun für seine historischen Studien hier das weiteste Feld eröffnet, dessen nächste Früchte die „Kritisch-diplomatischen Beiträge zur Geschichte Tirols im Mittelalter" (Innsbruck 1802) gewesen sind, so fand sich auch sein staatsmännischer Thätigkeitstrieb vollkommen beschäftigt, indem er unter dem Minister Ludwig Cobenzl die Referate über Tirol, Salzburg, Schwäbisch-Oestreich, zum Theil auch über die Schweiz hatte, und namentlich nebst Chasteler dem damals mit den größten Geschäften betrauten Erzherzog Johann die umfassendsten Arbeiten über die Geschichte und Volksbewaffnung von Tirol, besonders auch die großartigen Mittel und Möglichkeiten zur Befestigung dieses Landes vorlegen konnte. Auf das glühendste ergoß sich jetzt sein Vgterlandseifer gegen den Erzherzog, zu dem er in jeder Stunde und zu jeder Tageszeit ungehinderten Zutritt hatte; aber mit Schmerzen mußte er auch wahrnehmen, wie eifersüchtig der geliebte Fürst, der von 1803—5 Stellvertreter seines Bruders Karl in der Eigenschaft als Hofkriegsrathspräsident und Kriegsminister war, von der hohen Bureaukratie bewacht wurde, und wie die Chefs des neuen Kriegsarchivs, Gomez de Parientos, Mayer v. Heidenfeld und Leonhard v. Rothkirch, sich wohl bedenken mußten was sie dem jungen Kriegsminister Johann an Denkschriften, Karten oder Plänen geben durften, und was dabei des Guten zu viel sein dürfte. Da konnte Hormayr in seiner Stellung dem Erzherzog Johann für gewünschte archivalische Instructionen sehr brauchbar sein.

Die Abtretung seines Vaterlandes Tirol an Baiern im Presburger Friedensschlusse (1805) versetzte Hormayr in den tiefsten Schmerz, und der Wunsch durch eifrigste Mitwirkung für die Wiedervereinigung Tirols mit den übrigen Kaiserstaaten thätig sein zu können erfüllte seine ganze Seele. Um so eifriger bewies er seine Theilnahme bei den großartigen Entwickelungen aller Kriegskräfte Oestreichs im Kampfe gegen Napoleon. Er gehörte von jetzt an zu den unversöhnlichsten Gegnern des Mannes, in dessen „wechselndem Länderschacher" und „Ländervermarschandiren" (beides Ausdrücke Hormayr's) er den gefährlichsten Feind aller staatlichen und geistigen Freiheit erkannte, und schloß sich ganz an die umfassenden Ansichten des Erzherzogs Johann an, daß nur der Volksgeist und die Volkskraft durch ihre unermeßliche Energie und Mittel die Monarchie und Deutschland retten könnten. Damals trat die Idee der Landwehr und der allgemeinen Insurrection zuerst ins Leben, und es gebührt dem Erzherzog Johann die Ehre den Plan entworfen und die Ausführung unter seinen Augen begonnen zu haben. Während nun Dies und andere Kriegsanstalten in den östreichischen Staaten vorbereitet wurden, das ganze Land 1808 einem Kriegslager glich, und aus der unerschöpflichen östreichischen Erde (wie Johannes Müller vortrefflich sagt) Männer sowie Hülfsquellen ohne Unterlaß entsprangen, sobald eine selbstherrschende Hand mit Sicherheit sie berührte, schritten auch die geheimen Verständnisse in Tirol bedeutend vor. Denn da die Unzufriedenheit mit der neuen bairischen Regierung überall herrschend war, so bildete sich leicht und in tiefer Stille die allgemeine Insurrection aus, und Chasteler und Hormayr überreichten hierüber dem Erzherzog Johann nachdrückliche Denkschriften, der nun wieder, nachdem ihm die Errichtung der Landwehr in Salzburg und Inneröstreich, den Nachbarlanden Tirols, unter dem 9. Juni 1808 übertragen war, die Pflege der geheimen Verbindungen in Tirol ausschließlich Hormayr übertrug. Durch beide Hände lief der Brandfaden durch Salzburg nach Innsbruck und Brixen, Niederndorf und gegen Sachsenburg fort, westwärts ins Veltlin und Graubündten, ja bis in die Vierwaldstädte und bis Wallis hinein. Man unterhielt überall Einverständnisse mit Landleuten, Bürgern, Mönchen, Förstern; Abgeordnete kamen nach Wien (unter ihnen Andreas Hofer), und kehrten mit Aufträgen in ihre Heimat zurück, Jeder in seine Hütte, wo er still schwieg und sein Vieh winterte. In Hormayr's besonderm Vertrauen waren der Abt zu Wiltau, Marcus Egle, der Appellationsrath von Peer und der ständische Filialkassirer von Giovanelli, Beide in Botzen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die deutsche Frage.

Das Deutsche Reich und seine Staaten. Eine Stimme aus Sachsen von Karl von Steinbach. Leipzig, Breitkopf und Härtel. 1848. 8. 15 Ngr.

Die Revolutionen sind zu allen Zeiten oft gerade von Denen nicht verstanden worden die sie durchgekämpft haben. Die große Menge hat für eine schöne und aufopfernde Begeisterung muthige Herzen und einen starken Arm, sie hat Freuden- und Dankesthränen um ihre eigenen Siege und ihre Errungenschaften; aber sie hat kein Ohr für die Abwägungen einer höhern Staatsweisheit, und mit dem Uebermuthe und der Selbstüberschätzung des Eroberers versucht sie, der Belehrung unzugänglich, die Wirren und Lebensprobleme der Geschichte mit todten Wortformeln zu lösen. Sie weiß, daß sie oft getäuscht, oft betrogen worden ist, und fürchtet der Gefahren so viele, daß sie die nächsten und drohendsten nicht sieht, und diese ohne Widerstand über sich hereinbrechen läßt. Sie agitirt und müht sich den Sieg zu wahren, und vergißt dabei das Endziel ihrer Kämpfe, die in die politische Wirklichkeit übersetzte Einheit der schwarz-roth-goldenen Fahne. Jubelnd hat sie diese Schmerzgeburt des 24. Aug. 1524 aus ihrer Erinnerung aufgerafft, und über Land und Meer als Zeichen des Triumphes verbreitet, und heut verzweifelt sie an ihr mit dem zaghaften Geschrei: „Sauve qui peut", d. h. „Rettet die Freiheit, da die Einheit verloren!"

Nur der Starke ist frei, und wir sind nur stark, wenn wir einig sind! Die Einheit Deutschlands vorerst aufgeben heißt auf die Früchte der Revolution unmännlich verzichten. Daß sie nicht in der Art möglich wie sie der ideale Staatenbauer schaffen möchte, daß sie durch complicirte Formen, welche die Thatsachen einer tausendjährigen Geschichte gehörig würdigen, sich in die europäische Wirklichkeit hineinringen muß, daß

sie nicht durch eine That der Begeisterung, sondern nur als ein Werk der Besonnenheit geschaffen werden kann, daß endlich die Einheit des provisorischen Reichs noch dem Vaterlande so wenig Früchte getragen, oft aber das Gefühl und nicht das schlechteste Gefühl der Nation verletzt hat: all Dies ist Wahrheit und zum Theil schmerzliche Wahrheit; allein es wiegt diese Wahrheit nicht so schwer, daß die Nation aufhören müßte sich als solche zu fühlen, daß sie durch den ersten Versuch abgeschreckt die große Aufgabe beiseitelegen sollte! Selbst ein „Convent" „mit seinen großen und blutigen Thaten" würde eine „absolute" Einheit uns nicht geben können, und wenn es ihm nach gewiß blutigen Kämpfen gelänge, so geschähe es um den Preis gar schöner Lebenstriebe, die in dem individualisirten Leben unserer größern und mittlern Staaten auch in schlimmen Zeiten bemerkenswerthe Erfolge geschaffen. Wagen wir es doch mit einem definitiven Bundesstaate, dessen Centralleitung die Reichsgesetze, die Garantien der Volksfreiheit, mit mächtiger Hand schützt, und dabei der Entwickelung des singulairen Staatslebens ohne Furcht kein Hemmniß in den Weg zu setzen braucht!

Die Form dieser Einheit näher zu bestimmen ist eine Aufgabe der höchsten Staatsweisheit. Die Lösung des Problems hat zwischen so verschiedenartigen gegebenen Verhältnissen sich durchzuwinden, sie hängt so unzertrennlich mit einer eindringlichen Kenntniß unserer innern Staatengeschichte zusammen, daß sie nicht gründlich und nicht oft genug versucht und besprochen werden kann. Karl von Steinbach, ein Pseudonymus, der auf der alten schwäbischen Bergveste um der Freiheit willen die Freiheit verloren hatte, und in einer langen Zeit des Harrens dem schwarz-roth-goldenen Bande immer treu geblieben ist, der aber auch mit Denen nicht fortzugehen vermag die, das Ziel überschreitend, die Freiheit, die deutsche Ehrlichkeit, die Civilisation gefährden, geht in einer umfassenden Besprechung auf eine Auseinandersetzung und Entscheidung der jetzt vielfach angeregten Controversen über die Frage der definitiven Reichsgewalt ein, und er bringt hierzu nicht nur eine wohlthuende Offenheit, Entschiedenheit und Ehrlichkeit der Gesinnung, sondern auch eine beredte und einsichtsvolle Vaterlandsliebe mit. Wenn freilich manche vertrauensvolle Hoffnung, manches zuversichtliche Urtheil, manche wahrscheinliche Voraussetzung durch die Geschichte der letzten Wochen — nicht verbessert, sondern — berichtigt worden ist, so mag man dem Verf. hieraus um so weniger einen Vorwurf machen, als diese neuesten Thatsachen auf uns hereinbrachen „wider Sternenlauf und Schicksal".

Der deutsche Bundesstaat wird aus all den verschiedenen Ländern des alten Deutschlands bestehen; Anträge auf Mediatisirung der Staaten unter einer halben Million Einwohner sind in der Nationalversammlung durch „motivirte Tagesordnung" abgethan worden. Es ist somit der letzte Weg einer positiven Zusammenraffung der kleinern zersplitterten Staatenkräfte unbetreten geblieben, und selbst eine „Vereinbarung" mit den betreffenden Landesherren unversucht gelassen worden. Daß der Wille der bezüglichen aufzulösenden Staaten bei einer etwanigen Arrondirung wesentliches Gewicht haben müßte, wird Niemand leugnen mögen, und in diesem Willen oder Nichtwillen hat der Verfassungsausschuß gerade den eigentlichen Schwergrund für Verwerfung der Mediatisirungsanträge gesehen. „Eigene Regierung", „eigenes Ministerium", „eigene Finanzverfassung" sind die Stichworte, mit denen selbst der Radicalismus in jenen Ländern um sich wirft, und noch in den letzten Tagen haben wir ja erlebt, daß eine patriotische Landesversammlung ihren kaum zurechnungsfähigen Landesvater zwar los sein, das Land aber doch nicht mit Verfassung und Verwaltung dem Nachbarstaate incorporirt sehen will. Diese bernburgische Krähwinkelei würde den Nutzen einer etwa vereinbarten Mediatisirung wenigstens auf eine beträchtliche Zeit so ziemlich paralysiren, und in den zusammengezogenen Staaten selbst eine ewige Anregung zu Streitigkeiten und Klagen abgeben. Unter diesen Umständen mag auch der ärgste Feind des deutschen Kleinstaatenthums die politische Einsicht Derer nicht verkennen welche sich für jene motivirte Tagesordnung aussprachen. Unser Verfasser schlägt einen Ausweg vor, der im ersten Augenblick blenden kann. Es soll für die Länder welche unter verschiedene Zweige desselben Fürstenstammes vertheilt worden sind ein Reichsgesetz nur die unmittelbare, landesherrliche Erbfolge vom Vater auf den Sohn gelten lassen, sodaß in Ermangelung derselben das Gebiet mit dem nächsten stammverwandten Fürstenthume vereinigt würde, ein Gesetz welches die Zusammenziehung der sächsischen, hessischen, anhaltischen, lippeschen, schwarzburgischen und reußischen Landestheile in nähere Aussicht stellte. Allein jene obigen Uebelstände würden hierdurch in der That um Nichts gebessert werden, ein reich dotirtes Domanialland würde vor einer Vermischung mit dem ärmern Nachbarstaate zurückweichen, und wenn auch ein solches Reichsgesetz nicht härter wäre als das politische Gesetz für die ausschließliche Erbfolge der Erstgeborenen, so dürfte zuletzt die Majorität der Nationalversammlung in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung die Promulgation desselben als einen zu „kühnen Griff" sicher zurückweisen. Der freien Vereinbarung zwischen den Staatsbürgern und ihrem Diminutiv-Oberhaupte wird die Arrondirung der kleinern Territorien unter dem Schutzrecht der Centralgewalt überlassen bleiben müssen, und wo der Drang des Volks, durch das Aufgehen in einen größern Verband eine politische Verjüngung zu feiern, sich laut und allgemein kundgeben wird, da wird, eingedenk des alten Spruches „Vox populi vox dei", die irdische Macht von Gottes Gnaden dem Gottesmachtspruche selbst nicht widerstehen können.

Die östreichische Frage schwebt kaum noch, sie ist gelöst. Oestreich wird zu Deutschland nicht gehören, und die Prophezeiung des Hrn. von Gagern, daß man seiner Ansicht über die §§. 2 u. 3 der Verfassung noch werde beistimmen müssen, wird in Erfüllung gehen. Damit ist Vieles Chimaire geworden in dem Steinbach'schen Buche. „Der Mittelpunkt deutscher Macht ist durch die Geschicke Deutschlands, die keine menschliche Gewalt ändern kann, ein zweifacher geworden, er liegt in Preußen und in Oestreich, wenn und sobald Oestreich sich an Deutschland hingeben kann. Daher die allein naturgemäße, sichere und starke Reichsverfassung sein wird ein Wechsel der Reichsregierung zwischen Preußen und Oestreich." Das ist gewiß gut gemeint, aber der Widerlegung bedarf es nicht mehr. Eine deutsch-östreichische Centralregierung als das Ergebniß unserer Revolution würde aussehen wie eine Gottesstrafe für die hier und da in ihr verübten Gräuel; Oestreich mit Windisch-Grätz steht den deutschen Sympathien doch noch weit, weit ferner als Preußen mit der Devise seines „himmelanstrebenden" Adlers „nec soli cedis", mit seiner octroyirten Verfassung und dem Ministerium Brandenburg. Oestreich ist für Deutschland unmöglich geworden, seit seine Regierung offen die Zweiheit proclamirt hat. Das Ministerprogramm ist vom Reichstag zu Kremsier mit Jubel aufgenommen worden, denn es verspricht auf der einen Seite alle Garantien der Freiheit, welche der Slawe genießen will so gut als wir, auf der andern trennt es seine Politik entschieden von der deutschen, eine Thatsache die auf den Sieg von Windisch-Grätz sich stützt, und endlich manchem Ungläubigen beweisen wird, daß in Wien mit der Revolution auch die deutsche Sache besiegt wurde. Deutschland wird diesen Verlust tragen können, ohne daß die Wagschale voll seiner weltgeschichtlichen Hoffnungen zu sinken brauchte; aber es würde an einem zweiten ähnlichen verbluten: Deutschland mit Preußen — nec soli cedit;

Die Frage über die definitive Reichsgewalt ist von Preußen gar nicht mehr zu trennen, seitdem die frankfurter Centralgewalt sich Ansprüche auf den Namen einer Centralohnmacht erworben hat. Wol Niemand in dem Parlamente denkt mehr daran das Provisorium unserer Reichsregierung als Definitivum fortleben oder fortsterben zu lassen, und die triumphi-

renden Declamationen über die Stärke und Allgewalt des Reichsverwesers und über die „Macht der gelungenen Thatsache" seiner Wahl, in die Karl von Steinbach mit patriotischem Feuer ausbricht, klingen heute wie Spott, nachdem leider geschehen was geschehen. „Die Reichscommissaire gehen mit großen noch unwidersprochenen Vollmachten durch das Land, fast wie die Gewaltboten, die Missi Dominici Kaiser Karl's. Es ist Dies in einer Zeit, wo Gehorsam und Treue selten ist, eine außerordentliche Machtentfaltung!" Welch deutsches Herz beschleicht nicht eine stille Wehmuth, wenn er an die „unwidersprochenen Vollmachten" Welcker's und Mosle's und an Bassermann und Simson denkt, die missi dominici des Reichsverwesers über Deutschland. Der „Gewaltbote" Welcker vor dem Gewaltboten Windisch-Grätz, der die „unwidersprochene" Vollmacht des deutschen Reichscommissars nicht erst einsehen will, und ihn mit höflichem Mitleid nach Olmütz weist — welch ein Beleg jener „außerordentlichen Machtentfaltung"!

Was meint die ehrliche Seele des alten Burschenschafters zu diesen „dissolving views" unserer jungen Revolutionsgeschichte? „Die erste Wahl nach Annahme der Verfassung wäre natürlich die Wiedererwählung des Erzherzogs. Nur Unweisheit und Undank würden diesen Mann der Vorsehung von seiner hohen Stätte rufen, bevor eine höhere Macht ihn abruft." Mag dem Reichsverweser Johann „von Volkes und der deutschen Fürsten Gnaden" die ehrende Anerkennung und der Dank der Nation in seine Berge dafür nachfolgen, daß er unter schwierigen Verhältnissen ein Amt übernahm — aus Liebe zu Oestreich oder zu Deutschland? — dessen provisorischer Charakter voraussichtlich seinen Träger in eine noch unbestimmte Zwitterstellung bringen mußte. Sein Name hat dem Vaterlande eine große Verlegenheit erspart; gerettet hat er Deutschland insofern, als seine Regierung das Bedürfniß einer gewaltigen und starken Centralleitung als unzurückweisbar herausgestellt hat. Die Nationalversammlung wird den Vorwurf der „Unweisheit" tragen, und den Königsritt des 21. März durch ihren Beschluß sanctionniren. Dadurch hat sie denn die Heeres-, die Flotten-, die Festungsfrage wesentlich vereinfacht, und der Verfassungsentwurf wird erst dann eine Möglichkeit als das Staatsgesetz eines wirklich lebensfähigen Gesammtstaats. Friedrich Wilhelm IV., ein Fürst mächtigen Sinnes, schwungvollen Ideen und kühnen Plänen nicht unzugänglich, der vielgeprüfte und vielgeschmähte Hohenzoller, wäre nicht gerade er und er allein geeignet die alte Herrlichkeit des heiligen deutschen Reiches wieder heraufzuholen? Würde nicht seine ganze Kraft, die Kraft eines innern Wiederfindens, in seine Seele zurückströmen und wunderbar erstarken, wie der Riese bei der Berührung seiner Mutter Erde, wenn dieses ganze Deutschland „ihn an die Spitze der Bewegung stellte" und seiner Ehre die einer großen Nation anvertraute? Würde er nicht um diesen Preis die noch ungewohnten Formen des Constitutionalismus lernen, und als Mandatar des Volks dieses auch allein als seinen Vollmachtgeber anerkennen? (S. 135.) Wenn die Landesversammlung aus dem Titel ihres Königs die Gnade Gottes strich, hätte ein anderer Dies als eine moderne Abgeschmacktheit angesehen und mit seinem großen Vorfahren sich den ersten Diener des Staats genannt: ihm schnitt es ins Herz, denn es verletzte sein hohenzollernsches Königsgefühl, wie seine fromme Demuth, die sich getrost auch schreiben würde wie die alten Könige es als gleichbedeutend thaten: „durch Gottes Barmherzigkeit". Aber er gebraucht dagegen als Individuum sein scharfes Wort, denn sein volles Herz zersprengt nur zu leicht die Schnürbrust ministeriell verantwortlicher Reden. Er hat das nicht von seinem bedächtigen schweigsamen Vater, es ist ein Muttertheil; seine schöne und geistvolle Mutter hat selbst gegen Napoleon, als das Königreich auf dem Spiele stand, diese Offenherzigkeit ihrer Gefühle und bittere Wahrheiten nicht lassen können. Es will sich Das für einen constitutionnellen König nicht schicken, solche Worte verbittern in Zeiten des Argwohns das Volk, wie sie in anderer Zeit es unwiderstehlich fortreißen; zu Leide thaten sie aber doch Keinem Etwas als ihm selbst.

Es ist heutzutage schwer überhaupt einem Fürsten gerecht zu werden, aber ganz besonders schwer, wenn dieser Fürst sich als einen constitutionnellen proclamirt hat, und doch den „Romantiker auf dem Thron" nicht vergessen kann. Karl von Steinbach übt diese Gerechtigkeit (S. 136); aber die einzelne Persönlichkeit, die da kommt und geht, tritt überhaupt zurück da wo die Nothwendigkeit in etwas Allgemeinem liegt; es ist nicht dieser König von Preußen, es ist die preußische Monarchie, der als Ergebniß eines langen Entwickelungsganges, auf dem die blutigen Felder von Leuthen und Roßbach, von Lützen und Ligny liegen, und ruhmvollere Schlachtfelder im Reiche des Geistes, die deutsche Krone zufällt.

Das deutsche „Kaiserthum" ist seit Monaten zu Grabe getragen, selbst in der Nationalversammlung, und doch ist es in den Fractionen während der letzten Wochen wieder lebhafter als je zur Sprache gekommen. Die Sympathien des Volkes sind, wie bekannt, nicht eben warm für diesen Namen der Centralregierung, und deshalb dürfte dieser Name wol vorerst zu vermeiden sein. Unser Verfasser meint, es klinge ja auch nicht übel: „König von Preußen und Reichsverweser über Deutschland", und bringt uns die preußische Reichsverweserschaft ein großes, freies, einiges Vaterland, ist sie wirklich der „Schlußstein im hochgewölbten Bau unserer Macht", dann wird die Weltgeschichte Namen und Form finden für die Centralgewalt, und jeder Name wird schön klingen den der Dank des Volks seinem Schützer in Freiheit und Gesetz votirt.

„Wie das römische Heer auf dem Schlachtfelde seinen siegreichen Feldherrn zum Imperator ausrief, wird das deutsche Volk an irgend einem ruhmvollen Tage des Sieges oder der Noth seinen Reichsverweser als Kaiser begrüßen!"

Etwa am Tage der ein schönes deutsches Land uns rettet, am Tage eines ehren- und energievollen Friedens mit Dänemark? 1.

Wahrer Patriotismus.

In einer kleinen englischen Schrift über Volkserziehung: „On the education of the people" (London 1848), empfiehlt sich folgende Stelle: „Das Wort Patriotismus wird gewöhnlich in zu engem Sinne verstanden. Nicht Derjenige allein ist der echte Patriot welcher aus innigster Liebe zum Vaterlande ihm willig jedes Opfer bringt, für des Vaterlandes Glück, Ruhm und Freiheit mit Freuden sein Herzblut vergießt; auch Derjenige ist ein Patriot welcher, weil er weiß, daß ohne Ordnung es weder Glück noch Freiheit und ohne Gehorsam gegen das Gesetz es keine Ordnung gibt, dem Gesetze streng gehorcht, wie sehr es auch seinem Privatinteresse oder seiner individuellen Ansicht zuwider sei. Als Sokrates sich nicht durch die Flucht einem ungerechten Richterspruche entziehen mochte, und aus Achtung des Gesetzes für dasselbe sein Leben hingab, bewies er größern Patriotismus als an dem Tage, wo er auf dem Schlachtfelde sich den Lohn der Tapferkeit erwarb. Gerecht und weise, sagt er, ist nur wer menschliche und göttliche Gesetze treu befolgt." 2.

Literarische Anzeige.

Sanskrit-Literatur.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben:

Die Hymnen des Sama-Veda,

herausgegeben, übersetzt und mit Glossar versehen von

Theodor Benfey.

Gr. 8. Geh. 10 Thlr. — Der **Text** besonders 6 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 2. — 2. Januar 1849.

Der Freiherr Joseph von Hormayr.

(Fortsetzung aus Nr. 1.)

II.

Als nun nach Eröffnung des Kriegs gegen Napoleon am 1. April 1809 beschlossen war, daß das Heer von Inneröstreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann Tirol erobern und behaupten, mit den übrigen Streitkräften den Angriffskrieg in Italien eröffnen sollte, so übertrug der Prinz dem General Chasteler die Eroberung Tirols, auf dessen Landeskenntniß und militairische Eigenschaften er großes Vertrauen setzte, und theilte ihm den Freiherrn v. Hormayr als Hofcommissair und Intendanten zu. Jetzt beginnt die glänzendste Periode seines Lebens; denn er hatte den Plan zur Befreiung Tirols, der an 11 Punkten zugleich bewerkstelligt werden sollte, mit einer so genauen Orts- und Personenkenntniß entworfen, daß fast Alles, mit Ausnahme der Eroberung der Festung Kufstein, glücklich vonstattenging. In wenigen Tagen, vom 9. bis 12. April, geschahen die überraschendsten Erfolge: die Landleute strömten von allen Seiten herbei, die Siege der Tiroler bei der laditscher Brücke und bei Sterzing, die Capitulation des französischen Generals Bisson am 13. April, die Vertreibung der Baiern im ganzen Lande und die Besitzergreifung von Innsbruck — alles Dies steigerte die Begeisterung; Chasteler und Hormayr waren die Helden des Tags. Beide ordneten darauf die Angelegenheiten des Landes, dehnten ihre Verbindungen nach dem Veltlin auf der einen und nach Vorarlberg auf der andern Seite aus, und behaupteten sich siegreich bis zur Schlacht bei Wörgl am 13. Mai, wo Chasteler trotz großer Tapferkeit von den Baiern besiegt ward, und erschüttert durch Napoleon's barbarische Achterklärung bald darauf Tirol verließ. Die schmachvolle Todesankündigung — ein Beweis von der psychologischen Richtigkeit der corsicanischen Taktik, wie sich Hormayr ausdrückt — hatte den tollkühnen Muth Chasteler's gebrochen. Er hätte sonst, wie auch seines Genossen Ansicht war, Tirol als eine selbständige Festung bis auf das äußerste vertheidigt, und beide Männer würden, wenn auch von allen Seiten eingeschlossen, voll der festesten Hoffnung auf die Verheißung des Kaisers Franz vom 26. Mai geblieben sein. Von da an sah sich Hormayr lediglich auf sich beschränkt. Mit rastloser Anstrengung ordnete er die innere Wehrverfassung Tirols, und verlassen von den östreichischen Generalen, die wenig Lust hatten sich in den „Bauern-Rummel" zu mischen, durfte er die Stütze nicht verschmähen welche ihm Andreas Hofer's überwiegende Popularität darbot. Er mußte Auszeichnungen über Auszeichnungen auf den an sich mittelmäßigen Mann häufen, sodaß ihn seine Landsleute fast abgöttisch verehrten; er sah sich genöthigt die unverständlichen Orakelsprüche zu dulden welche Hofer herausstieß, Alles nur damit er sich desselben nach Gefallen bedienen konnte, um aufzurufen, zu begünstigen, zu trennen oder um zu vereinigen.*) Abgeschnitten von aller Verbindung mit den östreichischen Heeren und mit dem Innern der kaiserlichen Staaten, setzte Hormayr jetzt allein die im Besitzergreifungspatente vom 13. April 1809 vorgeschriebene Organisation beharrlich durch. Es war nicht ein Proclam, nicht ein Aufruf, nicht eine einzige organische Verfügung in jener Zeit erschienen welche nicht aus Hormayr's Feder geflossen wäre; er übernahm die Oberleitung der Landesvertheidigung in Allem was nicht rein militairisch war, und führte Beides, trotz der Schwierigkeiten, und mit den geringen Mitteln die ein usurpirtes Land darbietet, meist in verzweiflungsvoller Lage aus. Alles Das geschah durch die Unterstützung seiner biedern, treuen Landsleute, deren Thaten er dafür in seinen Büchern verherrlicht hat, wie z. B. in folgender Stelle aus der „Geschichte Andreas Hofer's" (II, 536):

> Gerade Das war das Herrlichste im tiroler Kriege und in seiner dynastischen und religiösen Richtung, daß die allgemeine Sache keineswegs vor irgend einer ungemeinen Persönlichkeit in den Hindergrund zurückweichen mußte; daß ohne Ausnahme Keiner sich rühmen durfte der Herr der Bewegung zu sein; daß das ganze Volk so nur ein Wille und eine Kraft, nur ein Kopf, ein Herz und ein Arm war, daß der Mann unter den Männern verschwand, und das Uebergewicht eines Einzelnen keine nothwendige Bedingung der Einheit mehr war!

Von einer solchen anerkennenden, vaterländischen Gesinnung legen die zahlreichen Stellen in den „Lebensbildern aus den Befreiungskriegen", in den „Anemonen", in der „Geschichte Andreas Hofer's" und in „Das Heer von Inneröstreich" das beste Zeugniß ab, und die wichtigsten Documente für jene Zeit sind in den drei Jahrgängen seines „Historischen Taschenbuch" von 1836—39

*) „Geschichte Andreas Hofer's", I, 196—214; II, 515 fg.

aufbewahrt. Um so mehr muß die kühle, fast verächtliche Art befremden mit welcher Schlosser im neuesten Theile seiner „Geschichte des 19. Jahrhunderts" über diese Angelegenheiten gesprochen hat, der, wenn er auch zugibt, daß Hormayr in diesem Kriege die Hauptrolle spielte, seiner doch in einer Weise erwähnt, daß man eigentlich nicht weiß ob er ihn lobt oder tadelt.

Der Waffenstillstand zu Znaim, eine Folge der verlorenen Schlacht bei Wagram, beendigt die Thätigkeit welche Hormayr der großen und edeln Bewegung Tirols bis zur äußersten Anstrengung seiner Kräfte und fast völligen Zerrüttung seiner Gesundheit geopfert hatte. Die östreichischen Feldherren Buol und Schmidt traten den Befehlen gemäß ihren Rückzug an, und Hormayr, cet infatigable Hormayr, wie ihn die französischen Generale Pelet und Savary genannt haben, mußte sich ihnen anschließen. Im Lande herrschte allerwärts eine dumpfe Verzweiflung, und ein großer Zwiespalt der Meinungen, des Mistrauens gegen die östreichischen Behörden, ja selbst gegen Hormayr, der sich aber keineswegs „verkleidet und vermummt" in den Reihen der Soldaten verborgen hatte, sondern offen an ihrer Seite ritt, stieg unter diesen Umständen von Stunde zu Stunde; die Tiroler, welche sich verrathen glaubten, gingen mit blutdürstigen Gedanken gegen ihre bisherigen Bundesgenossen um, deren kleines Häuflein doch so wacker mit ihnen gestritten hatte. Auch diese waren keineswegs in beruhigter Stimmung, doch sie folgten ihren Führern; aber Buol war noch nicht, acht Tage nach seinem Abzuge aus Tirol, bis Tschakathurm gelangt, als ihn schon die Siegesboten von der Vertilgung des Regiments der sächsischen Herzoge bei Mittenwalde und von den wiederholten Niederlagen des Marschalls Lefebvre ereilten, wodurch die dritte Schilderhebung Tirols ihren Anfang nahm.

An den darauf folgenden Ereignissen in Tirol hat Hormayr keinen Antheil gehabt. Er war nach Oestreich zurückgekehrt, und wollte im November in dringend häuslichen Angelegenheiten nach Wien reisen. Dieses sein Vorhaben verrieth ein erbrochener Brief an seine Frau, und in eben der Nacht vom 20. auf den 21. Nov., wo er erwartet wurde, ließen Marschall Davoust und Gouverneur Andréossy, die sich blos als Fremde noch in Wien aufhielten, wohin die Oestreicher am 26. Nov. einrücken wollten, Hormayr's Wohnung heimlich überfallen. Ein Offizier mit 12 Gensdarmen durchsuchte auf das strengste das Haus, wobei sogar vor den Augen der erschrockenen Frau und des dreijährigen Kindes in die Betten und Tapetenthüren gestochen, und zuletzt ein Archivbeamter, Baron Ignaz Reinhart, der im Hause wohnte, vor Andréossy geschleppt wurde, weil man zweifelte, ob er nicht Hormayr sei, der sich nur verleugnete.

III.

Nachdem die Ruhe in Oestreich wiederhergestellt war, begann Hormayr seine frühern Beschäftigungen als Archivdirector, und widmete sich dabei seinen historischen Arbeiten. In diese Zeit gehören die Fortsetzungen seines „Oestreichischen Plutarch", der 1820 bis zur Zahl von 20 Bänden angewachsen war, und trotz mancher Mängel ein höchst verdienstliches Werk bleibt, und die Herausgabe des „Archiv für Geschichte, Statistik, Literatur und Kunst", welches in 18 Bänden (1810—20) eine Reihe der verdienstlichsten Aufsätze enthält, und namentlich von der nachhaltigsten Wirkung auf die Theilnahme der Plastik in Oestreich an den historischen Großthaten des Landes gewesen ist. Eine solche Theilnahme hatte man früher noch gar nicht gekannt, und es fand unter den wiener Akademikern vielen Widerspruch, als an die Stelle der Dianen, Aphroditen und Trojanerhelden Figuren und Gruppen aus der habsburgischen Vorzeit traten. Von demselben feurigen und vaterländischen Geiste belebt unternahm Hormayr 1811 in Verbindung mit Mednyansky, später allein, die Herausgabe des „Taschenbuch für die vaterländische Geschichte". Der Inhalt dieser 38 Bändchen, deren letztes 1848 erschienen ist, muß als eine der reichsten Fundgruben für deutsche und östreichische Geschichte des Mittelalters, für kirchliche Alterthümer, Städtewesen, Bürgerthum und für die Genealogie zahlreicher adeliger Geschlechter in den verschiedenen östreichischen Provinzen angesehen werden, und ist mit einem außerordentlichen Schatze von Urkunden oder ungedruckten Briefen berühmter Männer und Frauen ausgestattet. Eine stehende Rubrik bilden die Sitten und Gebräuche, der Luxus, die Feste und der Handel der Vorzeit, und Dies in so ergiebiger Fülle, daß man auch Unwichtiges und Bekanntes hier vorfindet. Hormayr's Ansehen als Geschichtsforscher gewann im hohen Grade durch diese Unternehmungen, sein Verdienst um Heranziehung unbekannter Stoffe aus der östreichischen Geschichte und lebendige, ansprechende Bearbeitung derselben ist ungemein groß, sodaß man mit vollem Rechte von ihm sagen kann, daß er in den genannten sowie in den später zu nennenden Werken ein ganz neues Licht über die östreichische Geschichte verbreitet habe. Kein anderes deutsches Land kann sich so gründlicher, anziehender Schriften über seine Fürsten und Fürstinnen rühmen als Oestreich, selten sind frischere, vollere Kränze auf das Grab vaterländischer Berühmtheiten gelegt worden als von Hormayr, und bessere Nachrichten über die Leistungen der Lebenden und verdienter Adelsfamilien möchten nicht leicht zu finden sein als in diesen Taschenbüchern und im „Oestreichischen Plutarch". Es lebt in ihnen eine Nationalliteratur und eine Einwirkung auf das Volksbewußtsein, um die Oestreich in der That zu beneiden ist.

Von denselben Gesinnungen beseelt blieb Hormayr ein thätiges Mitglied der großen Verbindung welche den allmächtigen Napoleon mit einem echten Hannibalshasse zu einer Zeit (1810—13) verfolgte, wo der Kaiser von Frankreich, einer östreichischen Kaiserstochter vermählt, den Fuß auf Preußens Nacken gestemmt hatte, und bis auf Cadiz, Lissabon und Sicilien, beide Halbinseln in seiner Macht, das ganze Festland vor seinem Siegeswagen sah.

Wir wissen jetzt aus Hormayr's „Lebensbildern aus den Freiheitskriegen" mit Sicherheit, wie im Norden Gneisenau und Dörenberg, im Süden Graf Münster und Graf Nugent die Fäden dieser Verbindungen hielten, wie Verhovacz, der Bischof von Agram, der Kopf des Lindwurms (um einen Hormayr'schen Ausdruck zu gebrauchen) in ganz Illyrien, Istrien und Krain war, wie Stein, Scharnhorst, Hardenberg, Ferdinand Winzingerode und Ludwig Wallmoden die rüstigste Thätigkeit für die Besiegung der französischen Gewaltmacht entfalteten: Hormayr blieb für Tirol, Veltlin und Graubündten die Hauptquelle. Alles was hier zur Ueberwachung und Leitung dieser Verhältnisse bis in den Jan. 1813 geschehen war hatte sich in den Schranken der strengsten Umsicht und nach den Weisungen des Cabinets gehalten; das letztere zeigte freilich einen doppelten Charakter, es spaltete sich wie in Preußen zur Zeit der tiefsten Erniedrigung in ein sichtbares und ein dem Zwingherrn Napoleon unsichtbares Ministerium. An der Spitze des erstern stand der Graf Metternich, und der Gesandte in Paris, Fürst Schwarzenberg, war mit innerm Widerstreben genöthigt in derselben Weise zu handeln. Aber im Jan. 1813 wurden die Tiroler laut, sie erklärten aufstehen zu wollen, ohne in Wien viel zu fragen: sie seien ohnehin von Oestreich zu viel gemisbraucht worden. Jetzt sollten ihre Söhne und der letzte Heller aus ihren Hütten weggeschleppt werden. Das wollten sie nicht abwarten und sich eher an die Schweiz anschließen. Eine solche Sprache und Aufregung war aber dem Grafen Metternich höchst unangenehm, und drohte das feine Netz seiner Politik zu zerstören. Es mußten Mittel dagegen ergriffen werden, und diese von der hohen Policei ausgehen, deren Präsident, Baron Hager, zwar ein streng ehrlicher und thätiger Mann war, aber aus Aengstlichkeit gar leicht von schlauen Intriguanten mystificirt werden konnte. Seiner besondern Aufmerksamkeit ward Hormayr preisgegeben, der durch die Entschiedenheit seines Charakters, mit welchem er seine tirolisch-constitutionnellen Ideen aussprach, dem Minister Metternich persönlich zuwider war.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Royalisten. Von A. v. Sternberg. Bremen, Schlodtmann. 1848. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Unter den Schriftstellern der haute volée ist mir Sternberg immer einer der liebsten gewesen. Mochten immerhin seine Dichtungen durch und durch vom aristokratischen Geiste durchhaucht sein, und die meisten jenen Fehler zur Schau tragen, von denen einmal Diejenigen nicht lassen können die das Leben aus der Vogelperspective zu betrachten gewohnt sind, so war doch in ihm offenbar ein nicht zu verkennendes Streben vorhanden sich von sich selbst und den Vorurtheilen seines Standes loszureißen, und über dem Geburtsadel einen höhern Adel anzuerkennen, der einerseits in dem ursprünglichen, unverfälschten Typus des Reinmenschlichen, andererseits in der tiefern wissenschaftlichen, ästhetischen oder sittlichen Durchbildung seinen von Gott selbst ausgestellten Adelsbrief besitzt. Fast alle Erzeugnisse seiner Feder knüpfen an tiefere Lebensfragen, sei es der Literatur, der Kunst oder der socialen Verhältnisse, an, und wenn sie auch ihren Stoff keineswegs erschöpfen, so gehen sie doch weit über jene blasirte, oberflächliche Anschauungsweise hinaus die in vornehmer Suffisance die wichtigsten und heiligsten Interessen nur als ein Spielzeug ihres herz- und geistlosen esprit benutzt. Viele der Sternberg'schen Dichtungen gehen sogar noch weiter. Sie meiden nicht nur den unerquicklichen Ton hochadeliger Selbstgenügsamkeit, sondern sie geißeln ihn sogar, und wenn einige derselben die innere Fäulniß die hinter der glänzenden Außenseite der vornehmen Schriftstellerei, namentlich einer berühmten Gräfin, sich verbirgt aufdecken, so suchen andere geradezu nachzuweisen, daß sich das Leben in den höhern Sphären durchaus überlebt habe, daß daher ein totaler Verjüngungsproceß noth thue, und daß dieser nur von den untern Schichten der Gesellschaft, aus der Mitte des zwar noch rohen, aber auch noch unverdorbenen und naturwüchsigen Volks ausgehen könne.

Je mehr ich nun diese Anschauungsweise Sternberg's nicht blos für ein Schönthun mit modernen Vorstellungen und Phrasen, sondern für seine wirkliche Ueberzeugung gehalten hatte, um so weniger konnte ich daran zweifeln, daß er mit dem neuesten Umschwunge der politischen und socialen Verhältnisse einverstanden sein müsse, da ja demselben eben keine andere weltgeschichtliche Idee zum Grunde liegt als die welche sich durch die meisten der Sternberg'schen Arbeiten hindurchzieht, daß nämlich die schon seit lange im Verwelken begriffenen Blüten eines hinter uns liegenden Frühlings dem Fortschritt der Zeit zum Raube werden müssen, um der Ausbildung der darunter noch verborgen liegenden Samenkörner, in denen sich ein neuer und schönerer Frühling vorbereitet, Platz zu machen. Ich gestehe daher dieses neueste Product der Sternberg'schen Feder, als es sich in Titel und Vorrede als ein Bild aus der Gegenwart ankündigte, nicht ohne die Hoffnung in die Hand genommen zu haben, daß darin die ersten Durchbrüche des volksthümlichen Elements durch die versteinerte Kruste der alten Formenwelt mit Freuden begrüßt, oder doch wenigstens mit Gerechtigkeit gewürdigt sein würden. Leider habe ich mich in dieser Hoffnung gänzlich getäuscht. Dieselbe Erfahrung die wir an so vielen noch weit entschiedenern Freiheitshelden der vormärzlichen Vergangenheit gemacht haben müssen wir hier auch an Sternberg machen; er zeigt darin, daß auch er zu Denen gehört die in der Schwüle des Nachmittags ein am fernen Horizont alpenartig sich aufthürmendes Gewitter hoffnungsvoll begrüßen, und auch wol das erste ferne Wetterleuchten am Abend noch romantisch und schön finden, die aber wenn es über Nacht plötzlich über ihren Häuptern steht und in Blitzen und Donnern sich entladet, von denen wol auch sie oder einige ihrer Prärogative getroffen werden könnten, sich unter die blitzableitenden Bayonnete ihrer Paläste flüchten, und dadurch deutlich zeigen, daß sie einem großen Ereigniß, wenn dasselbe aus der idealen und phantastischen Welt wirklich vor sie tritt, nicht gewachsen sind.

Der Standpunkt von welchem aus die vorliegende Novelle geschrieben ist entspricht durchaus dem Titel derselben, und ist durch und durch royalistisch. Zwar macht der Verf. in der Vorrede Anspruch darauf eine völlig objective Darstellung der Zeitereignisse zu liefern, und behauptet, er selbst stehe frei da von jeglicher Beziehung zu den einzelnen Parteien. Hier ist er aber in der gewaltigsten Selbsttäuschung befangen, und er scheint dieselbe selbst gefühlt zu haben; denn er fügt moderirend hinzu: es müßte denn sein, daß man ihm Das als Parteigrund vorwürfe, daß er für Preußens Größe und Ruhm — obgleich selbst kein Preuße — mit Wärme eingenommen sei, was er offen bekenne. Er meint zwar: „Dies könne nicht den Grund hergeben sein Urtheil zu verdächtigen, wo dieses sich tadelnd gegen aufgezwungene moderne Theorien und Institutionen ausspricht, die nicht Preußen allein, sondern dem ganzen modernen Europa angehörten", und „je eifriger und mit je vervielfältigtern Organen eine gewisse Partei sich mühe die Thatsachen zu entstellen, und die bekundeten, ihr misfälligen Gesinnungen zu verschleiern oder anders auszubeuten, um so mehr könne eine offene, freie, un-

parteiische, in einem dichterischen Gewande auftretende Darstellung hoffen mit Theilnahme entgegengenommen zu werden"; aber selbst diese seine Worte, worin er seine Unparteilichkeit nachzuweisen sucht, sind zu offenbar vom Standpunkte der Partei geschrieben, da er ja dabei von Voraussetzungen ausgeht die von der andern Seite geradezu bestritten werden. Noch evidenter tritt die Falschheit der behaupteten Unparteilichkeit heraus in der Novelle selbst. Oder besteht ihre Unparteilichkeit etwa darin, daß alle darin vorkommenden Personen welche dem ancien régime zugethan sind als edel, großmüthig, ehrenhaft und liebenswürdig, dagegen alle Diejenigen welche sich an der Bewegung betheiligt haben, und in der Revolution einen wohlthätigen Fortschritt erblicken, als gemein, verächtlich, lächerlich oder wenigstens als im Irrthum befangen dargestellt werden? Ich will dem Verf. gar nicht bestreiten, daß er, wie er behauptet, Vieles aus der Erfahrung geschöpft haben mag, und daß wirklich so treffliche Personen wie er sie zu schildern sucht unter den Royalisten, und so erbärmliche wie er sie hier vorführt unter den Liberalen zu finden sind. Aber Das ist eine Unwahrheit, daß unter jenen nur treffliche, unter diesen nur erbärmliche sein sollen. Durch diese Zusammenstellung ist der Verf. nicht nur parteilsch, sondern geflissentlich ungerecht geworden; denn man mag noch so sehr in den Vorstellungen einer Fraction gefangen sein, als ganz und gar unberechtigt kann ein Mann mit dem Urtheile Sternberg's die gegenüberstehende Fraction nicht betrachten, und noch weniger kann er alle seine Gegner für Schurken oder Narren halten. Sternberg mußte daher selbst fühlen, daß sein Bild, wenngleich alle Einzelheiten desselben der Wirklichkeit entlehnt sein sollten, dennoch ein unwahres ist, weil er eben nur Das aus der Wirklichkeit herausgeschnitten hat was gerade in seinen Kram taugte.

Am meisten muß man sich wundern, daß Sternberg, der noch vor kurzem alles Heil der Zukunft aus den untern Volksclassen erwartete, jetzt in den Bestrebungen derselben nur pöbelhafte Excesse erblickt, und daß er umgekehrt im Soldatenstande, in dem die Fehler die er an der Gesellschaft gegeißelt vorzugsweise zu Hause waren, jetzt den Inbegriff alles Wahren und Edeln sieht. Nicht minder befremdend ist es, daß er dem specifischen, exclusiven Preußenthum so entschieden das Wort redet, oder wenigstens von denjenigen Personen die er mit besonderer Vorliebe behandelt reden läßt. „Haben Sie keine Sorge", sagt über diesen Gegenstand ein Oberst a. D., die Hauptperson des Romans, „das alte Preußen, dringt durch. Wir gehen nicht in Deutschland auf. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf — ich! Das Verhältniß ist so: Deutschland ist ein alter, bettelhafter Mann, der eine junge, hübsche, reiche Frau heirathen will, um sich wieder auf die Beine zu bringen. Jetzt thut der alte Ehekrüppel als wenn er Wunder was wäre, er wattirt Brust und Beine, er steckt sich einen Blumenstrauß ins Knopfloch, er staffirt sich mit blondem Lockenhaar und falschen Zöpfen aus und ruft: Ha! ich bin der Junge, Reiche und Mächtige — ich thue dem Weibchen eine Ehre an, wenn ich nach ihr freie! Aber das junge, blühende, hübsche Weib sieht durch all die Watte und Schminke die hohlen Wangen und die knickenden Beine des Freiers und sagt: Ich danke hübsch, um deine Schulden zu bezahlen soll ich arm werden, um deine schlechten Säfte zu verbessern soll ich meine Jugend und meine Kraft hingeben! Ich danke! Und nun ist der alte Freiersmann wüthend, und schreit und jammert über die aufgelohene impertinente Person, die nicht weiß was sie will, und die in ihr eigen Verderben rennt! Und das Gesindel, das dem alten heruntergekommenen Mann zu der reichen Frau verhelfen will, um dabei seinerseits die Taschen sich zu füllen und zu Ansehen zu gelangen, schreit noch ärger als der alte Mann selbst über die Impertinenz und die Hoffart des jungen Weibes; das junge Weib aber bleibt bei ihrem Entschluß und sagt dem alten Herrn: Ich will Ihre gute Freundin und Nachbarin bleiben wie ich's immer gewesen bin; aber Ihr Weib — nein!"

Was soll man dazu sagen? Soll man sich mehr über den gänzlichen Mangel an deutschem Sinne, oder mehr über das total verfehlte, hinkende Gleichniß wundern? Und doch ist diese Stelle, was die Darstellung betrifft, noch eine der gelungensten. Auch in stilistischer und ästhetischer Beziehung nämlich steht diese Arbeit weit hinter den frühern Productionen des Verfassers zurück, und es scheint fast als sei mit der frühern Gesinnung auch die frühere Kunst von ihm gewichen. Die ganze Erzählung ist ohne Mittelpunkt, ohne Spannung, ohne Verwickelung und ohne Auflösung. Alle Personen darin sind matt und langweilig; es ist auch nicht eine einzige darin an der man dauernd ein wärmeres Interesse nehmen könnte; ganz und gar mislungen sind die aus den niedern Ständen. Nicht glücklicher ist er in der Ausmalung der Scenen und Situationen, selbst die Schilderungen des 18. und 19. März sind ohne Wirkung, und entbehren jeder künstlerischen Verarbeitung — kurz, die deutsche Muse hat dieser undeutschen Arbeit nicht gelächelt! Möchten wir Hrn. v. Sternberg bald auf einem andern Felde wiederfinden! 3.

Miscellen.

Eintreffen scherzhafter Prophezeiungen.

Von dieser besondern Art in Erfüllung gegangener Vorhersagungen erzählt das „Athenaeum" zwei merkwürdige Beispiele, deren ersteres durch die „London chronicle" von 1771 und letzteres durch die Handschrift des Baron Zach verbürgt sein soll.

1. „Der königliche Astronom Flamsteed in Greenwich wurde von einer armen Frau um Rath gebeten, wie sie ein ihr muthmaßlich gestohlenes großes Packet Leinenzeug wiedererlangen könne. Aus Scherz zeichnete der Astronom eine Figur mit Kreisen und Vierecken, und bedeutete dann die Frau sehr ernsthaft, daß sie in dem und dem völlig trockenen Graben das Packet finden werde. Wie aber erschrak er, als die Frau ihm meldete, daß sie es in dem angegebenen Graben richtig gefunden habe! Er erschrak natürlich, weil nun alle Diejenigen die ihn nicht für einen Zauberer hielten ihn für den Dieb halten würden, und «Das geschähe ihm ganz recht!» wird ausdrücklich hinzugesetzt."

2. „Der Astronom Pons, ein ebenso eifriger als glücklicher Kometenjäger, konnte eine lange Zeit keinen auffinden. In halber Verzweiflung schrieb er an Baron Zach, und in der Meinung, daß sein Ruf eines Kometenentdeckers auf dem Spiele stehe, betheuerte er wiederholt, daß Mangel an Fleiß keine Schuld habe. Baron Zach, ein kleiner Spaßvogel, antwortete ernsthaft: Das Nichtauffinden von Kometen dürfe ihn nicht wundern, da die Sonne seit langer Zeit keine Flecken gehabt; mit diesen würden auch die Kometen kommen. Pons sah den Scherz nicht, beobachtete von nun an die Sonnenscheibe, und setzte bald darauf den Baron Zach in kein geringes Erstaunen durch die Meldung, daß wirklich, sowie die Sonne Flecken gezeigt, er das Glück gehabt einen großen Kometen zu entdecken."

Memphis sonst und jetzt.

Wie bekannt streckten sich noch in den Tagen Abdallatif's die Ruinen von Memphis in jeder Richtung eine halbe Tagereise weit, und der gelehrte Arzt von Bagdad gerieth außer sich vor Entzücken über die Pracht und Herrlichkeit der Sculpturen. „Nach Verlauf von sieben Jahrhunderten", sagt Miß Martineau in ihrem „Eastern life present and past" (London 1848), „sieht es dort so aus. Vom Dorfe Mitrahemy aus — welches jetzt die Stelle einnimmt — erblickt man weiter Nichts als einen Palmhain, einen bläulichen Teich, Binsen und ein Stück wellenförmigen Wiesengrund, wo ein einziger Koloß, ein einziger Säulenkopf, eine halb versunkene, 12 Fuß lange Statue von rothem Granit und einige zwischen den Palmbäumen verstreute Granitfragmente liegen. Dies ist Alles was von dem mächtigen Memphis übrig ist." 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 3. —— 3. Januar 1849.

Der Freiherr Joseph von Hormayr.

(Fortsetzung aus Nr. 2.)

Wir wissen jetzt aus mehrfachen Zeugnissen, daß der mit vielen ehrwürdigen Eigenschaften des Privatlebens geschmückte Kaiser Franz von Oestreich dem Argwohn und dem Mistrauen nur zu zugänglich gewesen ist, und daß es nicht leicht einen sichereren Weg zu des Monarchen Gehör gab als seine Brüder und Vettern zu verdächtigen. Deshalb lebten auch die Erzherzoge in den drei Friedensjahren von 1810—13 in der größten Zurückgezogenheit, und doch gelang es der Gegenpartei am Hofe eine politische Mystification des Kaisers auf den Erzherzog Johann, Hormayr's Gönner, fallen zu lassen. Der Kreishauptmann in Traiskirchen bei Wien, Anton v. Roschmann, ein verworfener, aber schlauer und verwegener Mensch, der vom Erzherzog und von Hormayr, unter dem er in Tirol gedient hatte, mit Wohlthaten überhäuft war, ließ sich hierzu brauchen, und eröffnete in einer geheimen Audienz, bei Nacht und Dunkel, in der Wohnung einer kaiserlichen Kammerdienerin, daß die dem Kaiser bekannten Einleitungen und Vorbereitungen in Tirol, Vorarlberg und Kärnten allerdings von Hormayr mit Talent, Energie und Ortskenntniß getroffen wären, jedoch nicht für den Kaiser, nicht für die Wiedervereinigung Tirols mit der Monarchie. Vielmehr sei Hormayr die Seele einer zahlreichen Partei, die für Tirol die vollständige alte Constitution und den Erzherzog Johann zum König von Rhätien wolle (nämlich für die Länder Tirol, Vorarlberg, Salzburg und den villacher Kreis, im engen Bunde mit der Schweiz). Trotz seiner sonstigen Offenheit, ja Heftigkeit bewahre Hormayr diese arrière-pensée seines ganzen literarischen und Staatslebens im tiefsten Busen. Bei seiner langjährigen Stellung zum Erzherzog Johann, bei seinen vielseitigen Verbindungen, bei seiner Gelehrsamkeit, bei seiner Art von militairischer Reputation, die durch die Generale Chasteler, Hiller, Volkmann, Veyder befestigt worden, bei seinem leidenschaftlichen Austriacismus, endlich bei seiner durch den „Plutarch" und andere Volksschriften errungenen Popularität — sei dieser Mann unstreitig höchst gefährlich und gleichsam ein unverwahrter globe de compression. Die gröbste Lüge macht wie man zu sagen pflegt das meiste Glück: Das war auch hier trotz aller Plumpheit und sichtbaren Bosheit der Erfindung der Fall. Roschmann erhielt die unbeschränkteste Vollmacht sich in das Complot zu mischen, und zwar mit der Aussicht auf überschwengliche Belohnung in einer so häkelichen Dienstleistung gegen des Kaisers Bruder. Nur ein Wort hätte es gekostet dies Alles augenblicklich zu unterdrücken; aber man wollte es nicht. Hager fuhr fort an Hormayr die schmeichelhaftesten Briefe zu richten (der letzte war vom 2. März), bis endlich am 7. März in derselben Nacht, als Metternich durch den Ritter v. Lebzeltern mit dem russischen Bevollmächtigten Nesselrode zu Kalisch jene geheime, den Interessen Napoleon's so gefährliche Militairconvention abschloß, Hormayr in seinem Hause von den Beamten der Policei verhaftet ward. Dasselbe Schicksal hatte der bei ihm sich befindliche Anton Schneider, der wackere Führer der Vorarlberger 1809, und Roschmann, dieser natürlich nur zum Schein. Hormayr weigerte sich zu folgen: „der Vorgang sei höchst gesetzwidrig und tumultuarisch, und sehe einer Entführung durch die französische Policei ähnlich. Ueberdies sei er Chef des Geheimen Staatsarchivs, und müsse als solcher verlangen sein Amt ordentlich übergeben zu können, weil man ihm sonst große Verantwortlichkeit zuwälzen könne." Die Beamten erklärten jedoch nicht hierauf eingehen zu dürfen, sie gestatteten ihm nur sich mit Wäsche und Kleidern für eine weite Reise zu versehen, und führten ihn dann nach dem über 100 Meilen weit entfernten greulichen Munkats an der siebenbürgischen Grenze. Derselbe Kerker welcher später Ypsilantis' kummervolle Wohnung ward nahm auch ihn hier auf, er ward dem Commandanten Czapka als ein Staatsgefangener, Namens Hilbert, übergeben, den er mit Anstand und Achtung zu behandeln habe, von dessen Dasein aber Niemand Kenntniß haben dürfe.

Schneider ward in Brünn der Obhut des Commandanten Raidt auf dem Spielberge übergeben. Roschmann saß natürlich keinen Augenblick gefangen, sondern hielt sich nur versteckt und abgesondert im Policeihause zu Wien. Dann trat er wieder hervor, und ward rasch zu hohen Aemtern befördert.

Nach Hormayr's eigener Angabe glaubte Metternich mit diesen Verhaftungen, welche damals noch 45 andere Personen aus Tirol, Vorarlberg und Veltlin betrafen,

mehre Zwecke erreicht zu haben. Zuerst sollte Napoleon diese Maßregeln als ein großes Unterpfand standhafter Treue und Wahrhaftigkeit ansehen, sodann den Rheinbundfürsten, vorzüglich Baiern, Zutrauen und Zuversicht durch einen so beispiellosen Vorgang eingeflößt werden, namentlich durch Hormayr's, des „Brandstifters", Einkerkerung, und drittens glaubte man die Hoffnung der Völker auf Freiheit und Constitution, die nirgend mehr als in Tirol durch den Erzherzog Johann und Hormayr angefacht war, ganz niederzuschlagen. Um solcher Entschuldigungsgründe willen, welche Hormayr kurzhin eine „grobe Lüge" genannt hat, harrten er und Schneider 13 Monate ohne Untersuchung oder Verhör aus, und erst als im April 1814 die Kunde von Napoleon's Absetzung zum Kaiser Franz nach Dijon gekommen war, ward durch einen Courrier die augenblickliche Freilassung beider Gefangenen befohlen. Als Hormayr in Brünn angelangt war, eröffnete ihm der Statthalter von Mähren, Graf Chorinsky, daß seine Detention eine rein politische Maßregel gewesen sei und ohne alle Benachtheiligung für seine Ehre und Dienstverhältnisse. Nur sei die Sache weder zu einer speciellen noch zu einer generellen Untersuchung geeignet. Auf eine solche drang aber Hormayr. Er verlangte Recht und keine Gnade! Und wenn irgend eine Schuld in der Sache gewesen sei, so sei der so glänzend beförderte Roschmann der Allerschuldigste gewesen. Dagegen erwiderte Chorinsky, ein sehr humaner Mann:

Recht zu begehren stehe Hormayr allerdings frei, obwol er nicht glaube, daß der Kaiser von dem einmal gefaßten Entschluß abgehen werde. Aber auch dem Kaiser stehe frei Hormayr nach seinen bisherigen, nicht mehr als 16 Dienstjahren streng normalmäßig zu pensionniren, während ihm jetzt doch seine volle Existenz gesichert sei. Sogar während seiner Detention sei ihm ja sein voller Gehalt mit besondern Tagegeldern, wie zu einer Amtsreise, geblieben. Das möge er um seiner selbst willen ja reiflich überlegen.

Diese in Hormayr's Leben so bedeutende Begebenheit ist nach seinen eigenen Mittheilungen in den „Lebensbildern", II, 427—450, und in der biographischen Skizze des Erzherzogs Johann erzählt worden. Die allgemeine Bestürzung welche durch eine so unerwartete Maßregel gegen einen angesehenen Beamten und allgemein geschätzten Gelehrten in Wien sich verbreitete schildert uns Karoline Pichler, eine genaue Freundin Hormayr's, recht anschaulich.*) Aber selbst in der so weit von jener Begebenheit entlegenen Zeit, in welcher ihre Denkwürdigkeiten niedergeschrieben worden sind, hat sie keinen bestimmten Grund der Verhaftung angeführt; sie spricht nur von Muthmaßungen und Gerüchten über Hormayr's Verkehr mit den Tirolern, die das bairische Joch hätten abschütteln wollen. Nun ist allerdings das Thatsächliche dabei nicht zu bezweifeln: wie weit aber Hormayr Ursache hatte den Grafen Metternich so persönlich anzugreifen, und zwar nach einem Zwischenraum so langer Jahre, keine Rücksicht auf die damaligen politischen Verhältnisse eintreten zu lassen, Das mag unentschieden bleiben. Metternich kannte zwar in politischen Dingen keine Schonung, und bedachte nur zu oft sich selbst, aber im Frühjahre 1813 war der Höhepunkt seiner staatsmännischen Thätigkeit, und es stand doch in der That für Oestreich zu viel auf dem Spiele. Es mußte ihm daher höchst peinlich sein zu einer Zeit, wo er mit hellem Blick die großen Möglichkeiten welche sich für ganz Europa erschließen sollten erfaßte und erwog, diese Pläne durch Unternehmungen durchkreuzt zu sehen welche dem immer regen Argwohn Frankreichs neue Nahrung geben konnten. Aus diesem Grunde mag er gegen die Theilnehmer an denselben mit größerer Strenge verfahren sein als sonst zulässig gewesen sein würde. Sein Benehmen gegen Justus Gruner darf hier wol zur Vergleichung herangezogen werden. Um ihn vor der französischen Gefangenschaft zu retten, ließ ihn Metternich in Prag, wo er als preußischer Flüchtling lebte, im Sommer 1811 von östreichischer Seite verhaften und als Staatsgefangenen nach Peterwardein abführen; seine Papiere und Gelder entgingen den Franzosen auf diese Weise ebenfalls. Gruner selbst hat in der Folge dies Ereigniß als eine Wohlthat anerkennen müssen, behielt aber doch eine bittere Erinnerung dabei, welche der erste Eindruck bei ihm hinterlassen hatte. Mit Hormayr war Das anders. Wo er einmal haßte, da verfolgte er auch diesen Haß mit aller Gewalt seiner stürmischen Seele, mit rastlosem Eifer und frei von jedem Nebengedanken des Vortheils oder des Nachtheils.

Nach einer solchen unfreiwilligen Unterbrechung trat Hormayr wieder in seine frühern wiener Aemter zurück, und ward 1815 zum Historiographen des Reichs und des kaiserlichen Hauses ernannt. In der Zeit des wiederhergestellten Friedens lag es ihm nahe sich und Andern die Begebenheiten zu vergegenwärtigen, deren Zeuge und Theilnehmer er selbst gewesen war, und so entstand seine „Geschichte des Heers von Inneröstreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann" (1817), ein, wie er selbst sagt, flüchtiges Gedenkbuch aus der eigenen Feder des Prinzen, und geschrieben in der Einsamkeit seines romantischen Waldschlosses Tharenberg. Die Policei in Wien sah jedoch dies Werk, obschon es durchaus im östreichisch-patriotischen Stile geschrieben war, ebenso ungern als die gleich darauf folgende „Lebensgeschichte Andreas Hofer's", ein Buch voll wichtiger Aufschlüsse. Die „Allgemeine Geschichte der neuesten Zeit vom Tode Friedrich's des Großen bis zum zweiten Pariser Frieden" in drei Bänden (1817—19) hat vielleicht am wenigsten zum Ruhme Hormayr's beigetragen. Einige Jahre später (1823—29) ließ er das große, neunbändige Werk „Wien, seine Geschichte und Denkwürdigkeiten" mit Urkunden, Plänen und Kupfern erscheinen, und verlieh seiner zweiten Vaterstadt dadurch eine so ausgezeichnete Beschreibung, wie sich keine Hauptstadt Europas einer solchen rühmen kann. Wiewol nun Hormayr in Wien wegen seiner Gelehrsamkeit, seines Vaterlandseifers und wegen seines lebhaften Geistes sehr geschätzt wurde, auch mit dem Fürsten Metternich in einem guten Vernehmen

*) „Denkwürdigkeiten", II, 228 fg.

stand, und von ihm oft Vertrauensaufträge empfing, so war es ihm doch nicht gelungen die Abneigung des Kaisers Franz zu versöhnen. In dem Gemüthe dieses Kaiser-Tartufe (ein Wort Hormayr's) hafteten Argwohn und Verdacht nun einmal zu fest, und ihm, der als Privatmann höchst loyal war, galt seine Policei Alles, ja als die einzige conservative Staatsklugheit. Der Monarch verzieh es Hormayr nicht, daß er den Aufstand in Tirol geleitet, zwar für den Kaiser und auf dessen Befehl, aber doch zu selbständig und eifrig, um nicht misliebige Eindrücke zu erregen. Anstatt nun sein Wirken in heilsames Vergessen sinken zu lassen, wagte Hormayr im gerechten Selbstbewußtsein daran zu erinnern und darauf zu trotzen, und nun steigerte sich der Haß des Kaisers immer mehr. Metternich ließ es bei der Ungnade, wurde kalt gegen Hormayr, und benutzte ihn nur noch in eigenen Angelegenheiten, wo er durch seine Stimme gewinnen konnte. Hormayr empfing nun eine Unbill nach der andern, wurde geplagt und geschoren, und anstatt Schutz und Beistand in Metternich zu finden, erfuhr er nur dessen Zurückstoßung. Er war empört über diesen Verrath, wie er es nannte, allein unter den damaligen Umständen mußte er seinen Groll in die eigene Brust verschließen. So verging eine Reihe von Jahren, in denen Hormayr auch oft versuchte, wo nicht in Gunst (denn Schmeichelei war seinem Wesen durchaus zuwider), doch in verdiente Anerkennung zu gelangen: er bot die Hand zu neuen Arbeiten, er steigerte in der angegebenen Weise sein schriftstellerisches Ansehen; jedoch blieb Alles fruchtlos.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Familiengeschichte des Generals Cavaignac.

Der durch geistreiche Darstellung ausgezeichnete Roman Louis Reybaud's: „Jerome Paturot à la recherche de la meilleure des républiques" (2 Bände, Paris 1848), hat dem Septemberhefte des „Quarterly review" einen langen Aufsatz eingetragen, sowol über das Buch selbst wie über die französische Februarrevolution im Allgemeinen. In Bezug auf den letztern Gegenstand ist die Abhandlung von einer Note begleitet welche gegen den Conventionnel Jean Baptiste Cavaignac, den Vater des jetzigen Generals Cavaignac, jene schweren Anklagen häuft wie sie vor einiger Zeit auch durch deutsche und französische Blätter die Runde machten. Cavaignac soll hiernach eine junge Dame unter schauerlichen Umständen gemisbraucht, die Frauen und Mädchen von Verdun die dem Könige von Preußen huldigten aufs Schaffot befördert, und in seinen Berichten an den Convent die blutdürstigste Sprache geführt haben. Zur Vervollständigung des aus sehr guter Quelle geflossenen Artikels über die „Familie Cavaignac" in dem ersten Bande der „Gegenwart" (Leipzig 1848) wollen wir hier, auf die gewöhnlichen Geschichtsbücher der Französischen Revolution gestützt, die angeblichen Verbrechen Cavaignac's des Vaters einer kurzen Erörterung unterwerfen, zumal da die Familie Cavaignac, trotz der Wahl Ludwig Napoleon's zum Präsidenten der Republik, voraussichtlich immer noch eine geschichtliche Zukunft hat. Daß der Conventionnel Cavaignac in seinen Berichten die Sprache eines revolutionnairen Fanatikers führte, ist nicht zu leugnen: Das war der Stil der Epoche. Dessenungeachtet blieb Cavaignac immer noch einer der mildern Revolutionsmänner, denn er wurde sogar mit Philippeaux und Andern vom Wohlfahrtsausschusse aus der Vendée abberufen, weil er sich gegen die Royalisten nicht grausam genug benahm. Auch half er Robespierre aus der Ferne stürzen, und rettete dann nach seiner Rückkehr nach Paris mit Lebensgefahr den Convent vor dem Andringen der jakobinischen Sectionen. Was den Einfluß betrifft den er auf das Schicksal der Frauen von Verdun gehabt haben soll, so stellt sich die Sache geschichtlich folgendermaßen heraus:

Auf die Nachricht von der Uebergabe der allerdings sehr contrerevolutionnair gesinnten Stadt Verdun, im Sept. 1792, und den Huldigungen die der Feind in deren Mauern erfahren, erklärte und bedrohte der kurz vorher zusammengetretene Convent die sämmtlichen Bewohner des Orts als Vaterlandsverräther. Am 11. Febr. 1793 erstattete Cavaignac in der Versammlung einen vollständigen Bericht über die Uebergabe von Verdun, und stellte den Antrag, man möge die Achtserklärung über die sämmtliche Bewohnerschaft der Stadt als ungerecht zurücknehmen, dagegen die in der Sache Gravirten vor das ordentliche Criminalgericht des Departement (Maas) stellen. Als solche Gravirte bezeichnete der Berichterstatter die Behörden von Verdun, und allerdings auch die Frauen, welche mit ihren Töchtern dem Könige von Preußen bei dessen Einzuge in die Stadt sowie auf einem Balle ihre Huldigungen dargebracht und als den Restaurator Frankreichs begrüßt hatten. Die auf die Frauen bezügliche Stelle lautet: „Jusqu'içi le sexe en général a hautement insulté à la liberté! Si vous laissez impuni l'incivisme des mères, elles inspireront à leurs enfants la haine de la liberté et l'amour de l'esclavage. Il faut dons que la loi cesse de les épargner, et que des exemples de sévérité les avertissent que l'oeil du magistrat les surveille, et que la gloire de la loi est levé pour les frapper si elles se rendent coupables." Man wird diese Drohungen fanatisch, aber gewiß nicht so außerordentlich finden, wenn man bedenkt, in welcher Lage sich das revolutionnaire Frankreich gegenüber den das Ausland herbeirufenden Royalisten befand. Was würden wir jetzt z. B. sagen, wenn der Kaiser von Rußland zur Unterdrückung der Märzerrungenschaften in Deutschland mit einem Heere einbräche, und die Frauen und Mädchen einer dem Feinde verrätherisch geöffneten Stadt wollten dabei den Zar mit Spiel und Tanz als den Erretter des Vaterlandes feiern. Nicht nur unsere Demokraten, sondern Alle die einen Funken von Ehre und Vaterlandsliebe im Busen tragen würden solche Frauen mit Schande überhäufen, und deren Betragen einer Untersuchung unterworfen wissen wollen. Der Vorschlag Cavaignac's ward vom Convent angenommen, und das Criminalgericht des Departement eröffnete gegen die Gravirten eine Untersuchung, die sich in die Länge zog, und keine Folge zu haben schien. Nach länger als einem Jahre wurde endlich der Conventionnel Mallarmé als Commissar ins Maasdepartement geschickt, mit dem Befehle des Wohlfahrtsausschusses, daß er (abgesehen von der frühern Procedur) die bei der Uebergabe von Verdun Compromittirten ergreifen und an das pariser Revolutionstribunal abliefern sollte. Mallarmé wählte auch unter den compromittirten Frauen und Mädchen seine Opfer, die nun zu Paris ohne Umstände das Blutgerüst besteigen mußten. Cavaignac concurrirte hierbei durchaus nicht mehr.

Ebenso beruht auch die Anschuldigung Cavaignac's, als habe er in seiner Eigenschaft eines Volksrepräsentanten eine junge Dame gemisbraucht, die mit ihrer Ehre das Leben ihres Vaters retten wollte, aber getäuscht wurde, gewiß auf einer Verwechselung der Personen, oder gar auf böswilliger Parteiverleumdung. Die greuliche Geschichte stellt sich, abgesehen von der Vertheidigung welche 1816 Frau Cavaignac im Namen ihres Gatten führte, in folgender Weise heraus. Cavaignac erhielt nach seiner Rückkehr aus der Vendée, also im Anfange des Jahres 1794, vom Convent eine Sendung zur Armee der Westpyrenäen, wo er im Verein mit dem Repräsen-

tanten Garrau die Cavalerie organisiren, und die Operationen leiten mußte. Er betrieb seinen Auftrag zu Bayonne mit dem größten Eifer, vielleicht mit Rücksichtslosigkeit, und trug dazu bei, daß nach einem zehntägigen glänzenden Feldzuge die spanische Armee vernichtet war. Nach dem Frieden von Basel, dem auch Spanien beitrat, sah Cavaignac seine Mission beendet, und kehrte 1795 in den Convent zurück. Während der Zeit als sich Cavaignac und Garrau zu Bayonne den Kriegsrüstungen widmeten, befand sich daselbst auch ein dritter Volksrepräsentant, Jaques Pinet, der schon nach der Katastrophe des 31. Mai 1793 in die Westpyrenäen geschickt worden war, sich mit revolutionnairen Maßregeln beschäftigte, und im Departement des Landes eine „außerordentliche Landesmission", d. h. ein Revolutionstribunal, errichtete. Als Royalisten-Spürhund und Blutrichter war Pinet natürlich bei der Bevölkerung sehr verhaßt. Im April 1794 erhielt Pinet zu Bayonne die Anzeige von einer Verschwörung, wonach das Departement des Landes im Rücken der Armee insurgirt werden sollte, während dieselbe in der Fronte mit den Spaniern kämpfte. Er entfernte sich hierauf von Bayonne, durchreiste das Departement, und ließ alsbald 80 compromittirte Individuen verhaften, von denen indessen nur drei hingerichtet wurden. Unter diesen drei Opfern befand sich auch der Exprévôt der Maréchaussée von Dax, Namens Labarrère. Als die Tochter desselben, ein junges, durch seltene Schönheit ausgezeichnetes Mädchen, die Verurtheilung ihres Vaters vernahm, eilte sie von Dax nach Tartas, wo sich Pinet in diesem Augenblicke befand, um denselben um Gnade für ihren Vater zu bitten. Sie stieg in dem Wirthshause ab in dem Pinet logirte, und erhielt von demselben das Versprechen der Freigebung ihres Vaters, indem sie dem Blutmenschen das schmerzlichste Opfer brachte das eine Jungfrau nur bringen kann. In einem und demselben Wagen reiste sie hierauf mit Pinet nach Dax zurück, wo jedoch bei ihrer Ankunft das Haupt Labarrère's (vielleicht gegen Pinet's Willen) schon gefallen war.

Gleich nach dem Sturze Robespierre's richteten einige Bürger von Bayonne gegen Pinet die Anklage auf Misbrauch der Amtsgewalt und vieler andern Abscheulichkeiten, sodaß ihn der Convent plötzlich zurückrief, und mehre Monate später in Haft nehmen ließ, aus der ihn jedoch bald die allgemeine Amnestie befreite. Als Cavaignac nach dem Frieden zu Basel in Paris eintraf, sah er sich wegen Ueberschreitung seiner Instructionen ebenfalls in die Anklage gegen Pinet verwickelt, und der Convent foderte von der Volksgesellschaft zu Bayonne über das Betragen des Repräsentanten Cavaignac ein Gutachten ein, das sehr zu Gunsten desselben ausfiel. Auch Cavaignac selbst vertheidigte sich vor dem Convente. Es ist jedoch wahrscheinlich, daß er sich mancherlei Ueberschreitungen und Willkürlichkeiten hatte zu Schulden kommen lassen, denn auf einen Bericht von Durand-Maillane in dieser Sache beschloß der Convent vorläufig von einer Untersuchung abzusehen. Während Cavaignac jetzt als Repräsentant an den Rhein ging, griff ihn Lecomte im Convente nochmals an; die Vertheidigungsrede Boissy-d'Anglas' bewirkte indessen das Uebergehen zur Tagesordnung. Nach der Restauration der Bourbons mußte Cavaignac, weil er für den Tod Ludwig's XVI. gestimmt, in Folge des sogenannten Amnestiegesetzes vom 16. Jan. 1816 nach Brüssel auswandern, wo er auch 1829 starb. Wie Alle die in der Revolution eine Rolle gespielt, so wurde auch nun Cavaignac von der ultraroyalistischen Presse aufs ärgste verdammt und verfolgt. Nachdem ihm zuerst im „Messager du soir" ohne Beweis das Verbrechen gegen Fräulein Labarrère aufgebürdet worden, erschien (von Moulières) Cavaignac's Biographie in dem biographischen Sammelwerke Emmery's, wobei die schwere Anschuldigung wiederholt wurde. Später ging dieselbe auch als leicht hingeworfene Notiz in die „Biographie des hommes vivants" von Michaud über, welch Letzterer sie sogar in dem Supplemente der „Biographie universelle" von 1836 nochmals, aber stets ohne Beweis, vorbringen ließ. Frau Cavaignac übernahm schon 1816 in Abwesenheit ihres Gemahls die Rechtfertigung desselben. Sie schickte dem Buchhändler Emmery eine Reihe authentischer Beweisstücke zu, aus welchen hervorging: 1) daß Cavaignac, als das Verbrechen an Fräulein Labarrère begangen wurde, zu Orthès sich befand, also 15 Lieues entfernt von dem Schauplatze der Thaten Pinet's; 2) daß Cavaignac in einem Berichte an den Convent vom 28. Juli 1795 des Verbrechens an Fräulein Labarrère mit Abscheu gedenkt, und dieselbe als das Schlachtopfer kindlicher Liebe bezeichnet. Emmery richtete hierauf an Frau Cavaignac einen Brief, in welchem er seinen Irrthum bedauerte, sich von der Schuldlosigkeit ihres Gemahls völlig überzeugt erklärte, und ihr die Veröffentlichung seines Schreibens anheim stellte. Der Brief erschien demzufolge am 27. Sept. 1816 im „Moniteur". Die Vertheidigung die von Cavaignac's ältestem Sohne, Gottfried, 1844 in demselben Blatte erschien, und die der General Eugen Cavaignac im Sept. 1848 nochmals abdrucken ließ, hat uns bei der vorstehenden Erörterung nicht vorgelegen. 5.

Literarische Notizen.

Das Nibelungenlied im Englischen.

Zu den mehren, in d. Bl. bereits erwähnten ältern deutschen Dichtungen welche jetzt den Engländern in ihrer Sprache zugänglich gemacht werden gehört neuerdings „Das Nibelungen-Lied; or, lay of the last Nibelungers; translated into English verse, after Prof. Carl Lachmann's collated and corrected text; by *Jonathan Birch*" (Berlin und London 1848). Es kann beim Erwähnen dieser Uebersetzung hier nicht vom Werthe des Originals, nur vom Werthe der erstern die Rede sein, und da der Ausspruch des „Athenaeum" für glaubwürdig gelten. „Bei Berührung des Verdienstlichen der Arbeit des Verf.", heißt es, „mögen wir gern die Schwierigkeit seiner Aufgabe in Anschlag bringen. Es handelt sich bei Uebersetzung eines solchen Werkes nicht um das bloße Wiedergeben des wesentlichen Sinnes, sondern auch um Einkleidung in eine Sprache welche den Ton des Originals möglichst genau wiedergibt. Das ist bei einem Urtexte von der rohesten Form des Altdeutschen in unserm neuern Englisch nicht leicht. Um es einigermaßen zu bewerkstelligen, muß wer es unternimmt alle Vorräthe unserer Sprache aus allen Zeiten von Chaucer an zur Hand haben, und außerdem das rechte Wort oder die rechte Phrase herausfühlen können, die wie dem Sinne so der Färbung des alten Liedes entsprechen. Selbst mit solchen Hülfsmitteln wird es in unsern Tagen einem Uebersetzer kaum gelingen seiner englischen Arbeit die Naivetät und einfache Kraft eines derartigen Originals zu verleihen — Eigenschaften deren Abwesenheit natürlich den poetischen Charakter desselben gänzlich verändern muß.... Herr Birch nun, fürchten wir, hat mit Zurechnung des minder Biegsamen und Geschraubtern unsers Idioms doch weniger gethan als sich hätte thun lassen, um die malerische aerugo seines Originals beizubehalten. Dem Wortsinne bleibt er im Allgemeinen ziemlich treu, dagegen ist die Farbe der Weise welche die Wirksamkeit des Ausdrucks bestimmt nicht immer die des alten Liedes. Er gibt ihm oft einen rein modernen Anstrich, indem er Worte gebraucht welche in einem Liede aus alter Zeit affectirt klingen, während ein schärferes Erfassen seines Charakters ihn auch angemessenere Worte würde habe finden lassen."

Hexameter oder Pentameter?

Welches von Beidem ist die Zeile:

Quando nigrescit nox, rem latro patrat atrox.

Antwort: Beides. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 4. — 4. Januar 1849.

Der Freiherr Joseph von Hormayr.

(Fortsetzung aus Nr. 3.)

IV.

Da bestieg 1825 König Ludwig am 13. Oct. den bairischen Thron, und alten Neigungen folgend, die mit seiner Vorliebe für Johannes Müller zusammenhingen, berief er Hormayr gleich im folgenden Jahre nach München. Denn auch dieser hegte seinerseits die größte Zuneigung zu dem Baierfürsten; er hatte mit dem Grafen Münster und andern deutschgesinnten Männern inmitten der tiefsten Erniedrigung zu ihm als zu einem vaterländischen Stern aufgeschaut, der Kronprinz Ludwig war ihm der Deutsche par excellence.*) In Wien erregte diese Berufung großes Aufsehen, man wollte den Mann nicht ziehen lassen, aber auch Nichts für ihn thun. Im Gegentheil, man warf ihm zu den frühern Mislieblgkeiten auch noch diese vor, daß ein fremder Ruf an ihn ergangen war; es hieß sogar, ein Archivar sei für immer an seinen Dienst gebunden, er dürfe keine Entlassung fodern. Zwei Jahre vergingen noch, ehe der König von Baiern seinen Willen durchsetzte, und Hormayr schied erst im Oct. 1828 aus Wien in bitterer Feindschaft gegen, wie er selbst in einer spätern Denkschrift**) aussprach, zwei oder drei Mächtige und ihre Nachtreter, von seinen Freunden innig beklagt, aber auch, wie wir aus den Denkwürdigkeiten der Frau Karoline Pichler deutlich ersehen, wegen seines „wahrhaft seltsamen" Entschlusses getadelt. Aeußere Ehre fand er dafür in München. Denn das Wohlwollen seines neuen Monarchen erhob ihn zum königlichen Kämmerer, wirklichen Geheimrath und Staatsrath im außerordentlichen Dienste; er erhielt die inländischen Referate in Lehnssachen, in Adels- und geistlichen Gegenständen, und im Ministerium des Innern das Referat sämmtlicher Archive und Conservatorien, sowie der auf Kunst und Alterthum bezüglichen Gegenstände.

Es war mit dieser Uebersiedelung Hormayr's nach Baiern ein sehr bedeutender Wendepunkt seines Lebens eingetreten. Er, bisher ein Opfer des „spanisch-jesuitisch-policeilichen Tartufe-Systems", welches nach dem Tode Maximilian's II. 1576 überschwenglich in den östreichischen Staat eingedrungen war, hatte jetzt Raum und Freiheit erhalten, um seine Feinde fühlen zu lassen, daß er nicht ohne Waffen sei. So begannen denn nun die Angriffe auf die östreichische Regierung und auf die habsburg-lothringische Dynastie, zuerst in den „Lebensbildern aus den Befreiungskriegen" (3 Bände, 1841—44), einer der wichtigsten und anziehendsten Memoiren der neuern Zeit; sodann in den „Anemonen aus dem Tagebuche eines alten Pilgermannes" (4 Bände, 1845—47), und zwar mit solcher Heftigkeit, daß Gegenschläge nicht ausbleiben konnten. Jedoch sind diese selten öffentlich, aber für Hormayr doch sehr fühlbar geworden, sodaß es aussah als sei nur ein Kämpfer auf dem Schauplatze und dessen Anstrengung unverhältnißmäßig. Mit herbem Spott wird von Hormayr die habsburgische Dynastie übergossen; die Unwahrscheinlichkeiten, die selbstgemachten Verschwörungen und der schwärzeste Undank sind die drei Grundzüge welche streng und zäh durch alle Geschichten dieses Hauses durchlaufen; einzelne Hof- und Staatscoterien, die Schlechtigkeit der Kriegshandwerker, Abenteurer und patentisirten Räuber, wie z. B. eines Wallenstein oder Basta, die Untauglichkeit des Hofkriegsraths, die Heimtücke der jesuitischen Umtriebe sind auf das schonungsloseste enthüllt; die Behandlung Ungarns unter Leopold I., Karl VI. u. A. wird mit den dunkelsten Farben geschildert; der „böhmische Leisten", über den Maria Theresia, sonst eine der ersten Heldinnen Hormayr's, habe alle andern Provinzen schlagen wollen, ist bitter beurtheilt; das Heerwesen wird häufig als ein veralteter „Lascy'scher Gamaschen-, Puder-, Tempo-, Wix- und Prügel-Cultus" geschildert; selbst Oestreichs ruhmwürdigster Held, Erzherzog Karl, obschon an andern Stellen mit großem Lobe erhoben, wird doch als Sieger von Aspern nur gering geachtet, denn „in der ganzen Disposition von Aspern habe nicht eine einzige strategische Idee geweht".*) Ohne uns nun hier auf weitere Beispiele, die nahe genug liegen, einlassen zu wollen, bleiben wir nur noch bei dem Einen stehen was Hormayr wiederholt ausgesprochen hat. Das collective Oestreich habe eigentlich noch gar keine wahre Geschichte gehabt, es dürfe nicht länger bei einem so mächtigen Reiche, dessen na-

*) „Geschichte Andreas Hofer's", II, 308.

**) In Nr. 85 u. 86 d. Bl. f. 1848.

*) „Geschichte Andreas Hofer's", II, 31.

tionale Quellen täglich so bedeutend zugenommen hatten, von einem wiener oder blos dynastischen Standpunkte ausgegangen werden, man müsse vielmehr die liebenswerthesten Privattugenden seiner Fürsten beiseite lassen, und dafür die Entsetzlichkeiten an das Licht ziehen welche eine „altjesuitische Censur" und eine „absolute Repressiv-Regierung" bisher verdeckt gehalten habe. Denn es sei nicht patriotisch das Schlechte und Gemeinschädliche (selbst der Vorzeit) zu vertuschen, zu beschönigen, zu verschweigen und dadurch sogar zu verewigen. Diese Worte sind aus der im Anfange des J. 1848 geschriebenen, bereits oben genannten Denkschrift, und wiederholen was Hormayr sechs Jahre früher *) geschrieben hatte:

> Urkunden und Actenstücke zeichnen noch immer am richtigsten die Ansichten, die Absichten, die Hoffnungen, die Mittel und Wege aller Parteien — und diese kennen zu lernen ist der Zweck aller Historie — nicht eine fable convenue, die allen Portraits geschmeichelt und allen Causalzusammenhang auf ein kosmetisches Prokrustesbett gestreckt, die alles Entgegenstehende auf ewig begraben wissen will, die, nicht zufrieden die Zeitgenossen irre geführt zu haben, auch die Nachwelt mit agreablen Lügen zu bedienen und jede wahre Geschichte unserer Zeit für immer unmöglich zu machen strebt, die jede unbequeme Wahrheit als Indiscretion und Verrath denuncirt.

Solchen Grundsätzen wird man gern beistimmen, und sich ihrer Anwendung in zahlreichen Stellen der Hormayr'schen Bücher, wie über die Theilung Polens, über die Napoleon'sche Zeit, über den Heldenkampf Preußens und den Ruhm Oestreichs am längsten gegen die Weltmonarchie des Soldatenkaisers gestritten zu haben, über den sehr überschätzten Antheil Johann Sobieski's an dem Entsatze von Wien und über ähnliche Thatsachen, nur aufrichtig erfreuen. Auch gegen Oestreich hatte Hormayr in der Hauptsache Recht und mußte den Kampf führen. Aber wir tadeln, und haben Dies bereits noch bei Lebzeiten des berühmten Mannes in d. Bl. mehrmals ausgesprochen, daß er den Kampf mit maßloser Heftigkeit und oft mit Vergessen der eigenen Würde geführt hat, wenn er z. B. alle ersinnliche Lobsprüche auf die Baiern häuft, sie als ein betrogenes, gedrücktes Volk beklagt, ihnen gegenüber durch den fortwährend gesteigerten Tadel auf die Häuser Habsburg und Habsburg-Lothringen die Leser fast glauben macht, der Verfasser der „Anemonen" beklage es eigentlich, daß die Vorsehung auf diesem Wege über dem Kaiserhause Oestreich gewaltet habe. Es geziemte nämlich einem Manne wie Hormayr, der durch Geburt, Bildung und Erziehung dem östreichischen Staate angehörte, nicht die frühern Verhältnisse, mit denen er sich so lange geschleppt und die er sogar nach Kräften gerühmt hatte, in ihrer Blöße so schimpflich zu zeigen, und Wunden aufzudecken die er früher schon gekannt hatte, die er jedoch im Gefühle einer edeln Pietät gegen das Vaterland nicht hatte aufdecken oder bespötteln wollen. Aber so war Hormayr nun einmal. In den Kundgebungen seiner Liebe und seines Hasses ging er leicht über das gewöhnliche Maß der Menschheit und die moralischen Foderungen hinaus. Erhob er sich auf der einen Seite mit dem Schwunge der edelsten und reinsten Natur, zugleich mit einer Wärme und Leidenschaftlichkeit die nur zu oft bittere Täuschungen für ihn hervorgerufen haben, so war er dagegen im Hassen ganz ein Mann der alten Zeit, dem im gewissen Sinne das Christenthum fremd bleiben mußte. Sein ganzes Wesen (so hat man uns mitgetheilt) streifte dann mehr an die Helden der Iliade als an die Männer des 19. Jahrhunderts. Ueberlegung, Rücksicht, Aenderung des Willens wirkten in solchen Lagen selten ein. Nur dem mächtigen Antrieb des stürmischen Herzens folgend vollbrachte er mit großartiger Hingebung und andauernder Aufopferung den Liebesgedanken; aber er verfolgte auch das Ziel seines Hasses mit verletzender Geistesschärfe, mit derbem Spotte und mit jener außerordentlichen Lebendigkeit in Wort und Schrift die ihm so viele Feinde zugezogen hat. Dennoch hatte selbst dieser brennende Haß bei ihm etwas Ungewöhnliches und Großartiges, ausgenommen wo er von Niedern und Schlechten, wie etwa von den in seinen Schriften so oft erwähnten wiener Naderern oder Blaumeisen, hervorgerufen oder nur aus den Misverhältnissen des Lebens erzeugt war; sonst gab er sich mit der größten Weichheit und Milde der Versöhnung hin, wenn dem zornigen Willen genug gethan war.

Eben diese Weichheit hat Hormayr auch oft in seinen Schriften überrascht, wie z. B. in den vielen Stellen über Maria Theresia, deren Frauenschönheit, Gatten- und Mutterliebe, Demuth und innige Ergebung alles Lobes werth gefunden wird, nachdem sie kurz zuvor einer oft verschwenderischen Wohlthätigkeit und unweiblicher Eingriffe in Ehen und geschlechtliche Verhältnisse angeklagt war, oder bei ihrem Sohne Joseph II. Er wird wegen seines Centralisationsystems und Corporalliberalismus hart angegriffen; aber die Erinnerung an die edeln Eigenschaften des Herrschers und die auf ihn gegründeten Hoffnungen großer Reiche lassen doch wieder das echtöstreichische, goldtreue Element in Hormayr hervortreten, und ihn in tiefster Empfindung die schönen Worte des römischen Dichters: „Quem fata terris tantum ostenderunt", auf den Geschiedenen anwenden. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

*) „Lebensbilder", I, 90.

*) „Anemonen", I, 257.

Ilius Pamphilius und die Ambrosia. Von Bettina Arnim. Zweite Auflage. Leipzig, Expedition des Arnim'schen Verlags. 1848. 8. 2 Thlr.

„Weil ich nun selbst mir nicht klar darüber bin, so kommt es, daß ich dich — — nicht verstehen kann. Und weil ich dich nicht verstehe, so müßte es mir manchmal scheinen, als ob du dir in deinen Behauptungen — — nicht gleich bliebst, wenn ich nicht an dich glaubte." Pamphilius schreibt Dies zwar an Ambrosia nur in Bezug auf einen Punkt, wenn aber Pamphilius seine Ambrosia auch nur in einem Punkte nicht versteht, so wird es einem ordinairen Recensenten wol zu ver-

zeihen sein, wenn er sie in vielen nicht versteht, und wenn ein Recensent, der von Amt und Pflicht wegen seinen Autor oder seine Autrix verstehen müßte, sie nicht versteht, so wird man von ihm noch viel weniger verlangen, daß er sie dem Publicum verständlich macht. Freilich muß Das jeder Recensent von Gott und Rechts wegen können, und wenn er den Schriftsteller nicht versteht wie er verstanden sein will, so muß er so thun als ob er ihn verstände, d. h. sein eigenes Verständniß hineinlegen und so sich salviren, gleichviel ob er die Leser in den Sumpf führt und seinen Autor darin erstickt. In unserer Zeit, wo die Misverständnisse eine so ungeheuere Rolle spielen, hielte ich Das aber für eine nicht zu rechtfertigende Sünde den Knäuel derselben noch zu vergrößern. Wer gesteht, daß er sich selbst nicht versteht, kann verlangen als eine Memnonssäule angebetet zu werden, zu einer Zeit und in einer theoretischen Klarheitswüste, wo die Verstandesmagier dir in den Magen und in die Nieren hineinlesen, daß du ergründet, zergliedert und ausgetrocknet bist ehe du es merkst, und du bist schon etwas Todtes und Reponirtes im Augenblick wo du meinst du hättest noch guten Appetit. „Wenn ich nicht an dich glaubte", sagt Pamphilius. Welche Sünde wäre es nun den Unglauben durch Misverstehen und fortgesetzte Misverständnisse zu vermehren. Deshalb halte ich dafür, Etwas und Jemand der sich nur selbst erklären will, oder auch nicht erklären, ganz sich selbst zu überlassen, und ein Sonnensystem was sich selbst genug ist nicht aus einem andern heraus kritisiren zu wollen.

Wer ist Ambrosia? Sie sagt es selbst: „Verlasse mich, Pamphil, und der Mantel der Einsamkeit wird mich wärmen. Versuch's dich zu nähern, da nimmst du mir den Mantel der Einsamkeit ab, und ich friere; denn du kannst ja nicht ganz so lieben, daß du dich wieder in die Einsamkeit aus Liebe verwandelst. D'rum, um mich nicht frierend zu machen, liebe mich nicht «recht sehr»; denn wahrlich, Das gäb' Zugwind, Hitze und Kälte nebeneinander; denn wo die «recht sehr» große Liebe nicht mehr ausreichte, da wäre ja im Gegensatz eine recht abscheuliche Kälte, die sich um so empfindlicher fühlbar machte. Siehst du also, daß man erfrieren muß, wenn man «recht sehr» geliebt ist; und besonders *ich mit meiner südlichen Natur, die nicht Italien, aber wohl Indien in der Pracht seiner Blütenwelt im Busen erzieht.*"

Dies also ist Ambrosia; das Kind das Indien in der Pracht seiner Blütenwelt im Busen erzieht. Und ein Kind mit Bewußtsein. Es ist ein starkes Bewußtsein. Pamphilius wird gefragt: Ob er je befunden, daß die Natur zu viel Leben aushauche, zu üppig sei in ihren Erzeugnissen? Ob ihm die Natur zu voll lebendigen Odems gewesen? Ob er je gesagt: wie die Natur uns nicht so gar zudringlich mit ihrem All umfasse? Nein, „was Teufel", wenn er Das nicht gefragt, was bedürfe denn alsdann das Kind der Herrschaft über ihre Gefühle? Sie (das Kind) weiß Nichts von ihren Gefühlen (sagt sie), sie *ist*! „Wer sich in die Sonne lagert, dem treibt sie den Schweiß aus; im Schatten hat er um so lieblicher die Kühlung." Pamphilius hat sich das Reizende eines Verhältnisses ausgedacht zwischen Menschen untereinander, wo Jeder mehr zurückhält als er ausspricht, mehr rathen lasse als einsehen, mehr sich suchen lasse als sich hingebe. Und Das rieth er Ambrosia an! Sie antwortete ihm nach einem Gleichnisse von der Welle und dem Kahne: wenn sie mit ihrem Athem an sich halten sollte, müßte sie ersticken. Er warnt sie an Die zu denken an denen ihr Etwas gelegen ist. Ambrosia antwortet: *es ist ihr an Keinem was gelegen.* „Hab' ich dem Goethe diese heiße Liebesmusik vorgezaubert, so war's, weil er mich dazu begeisterte, nicht weil mir an ihm um meinetwillen gelegen war. Nein, Pamphil, die Ambrosia die als Kind im Spiegel erkannte, daß sie Alles mit *sich* abmachen müsse, der war Nichts an Andern gelegen." „Was hätte ich davon, daß mich Einer lieb hätte. Hier auf diesem Erdenrund, wo die Menschen auseinandergleiten als ob es mit Glatteis überzogen wär', wo sie nicht Macht haben einen Athemzug lang aneinander zu halten, und doch immer von der Macht der Leidenschaft schwindeln. Wär' Liebe wahrhaftig, so zeigte sie sich nicht als Gespenst in Form von Leidenschaften, sondern sie wär' unser Element, und da wär' denn freilich nicht die Rede von Ansichhalten." Darum fragt Ambrosia Nichts nach Geliebtsein; „ich liebe nicht, ich thue aber alles Andere zu Lieb'". Wo sie es aber doch thäte, oder gar um Liebe würbe mit Dem was sie Andern zu Liebe thut, da tritt der Genius (der einzige Freund) aus dem Spiegel auf, zeigt sich ihr in seiner ganzen, mächtigen Schönheit und fragt: „Wie kannst du mich verleugnen und nach der Liebe von Andern fragen, da du mich darum verscherzest, der ich allein schön für dich bin." Und Pamphil erfährt von ihr, daß es für Jeden eine alleinige Schönheit gibt, der er treu sein solle, und diese ist *das eigene Ideal.* Ambrosia's Ideal ist „diese Ironie in der Liebe, die dazu lächelt daß sie es nicht erreicht, nicht aber klagt daß sie verlassen ist".

So Ambrosia. Aber wer ist Pamphil? Man könnte anfänglich zur Vermuthung kommen, er sei nicht eine fingirte Person, sondern ein Dualismus, der Dämon Ambrosia's, nicht das Spiegelbild ihrer Schönheit, sondern die Negation, die Kritik die sie beschleicht, angreift, gegen die sie sich wehren will, und um deswillen verleugnet sie dieselbe außer sich, um mit ihr defendendo et offendendo eine Lanze zu brechen, wenn er nicht im Verlauf des Briefwechsels zu einer wirklichen realen Person, einem Studenten in Leipzig, würde. Sie hat mit ihm über allerhand politische und literarische Dinge zu verkehren die jetzt schon der Vergangenheit angehören, und gibt ihm Lehren die freilich noch heute passen. Auch persönlich Scharfes tritt heraus. Ob aber die Phantasie nicht doch auch hier mitgearbeitet, bleibe auf sich beruhen; sagt sie doch an einer Stelle: „In dir liebte ich die Jugend die dieser Zeit gehört, ich wollte durch dich, als ihr Organ, mit ihr verkehren, und auch in diesen Zeilen spreche ich mich im Allgemeinen zu ihr aus, und sage: wenn ihr Lieder dichtet und wollt sie aller Welt hingeben, so seid unbefangen genug ohne Schild euch der öffentlichen Stimme preiszugeben; denn gehört sein wollen mit Beifall, Das absorbirt die reine Begeisterung." Und an einer andern: daß die Ambrosia „unter Allem was kreucht und fleugt im Menschengewimmel" allein mit einem Studenten Verkehr haben könne.

Im Verlauf des Briefwechsels wird es übrigens über allen Zweifel klar, daß wir es mit zwei weiblichen Personen zu thun haben, die sich wirklich Briefe geschrieben, und über weibliche Personen und Verhältnisse unterhalten haben. Manchen Briefwechsel liest man der Briefe, manchen der Personen wegen die sie geschrieben. Hier ist es schwer zu entscheiden. Gedruckt werden wenigstens nicht der beiden, sondern nur der einen Person wegen, wenn nicht sie zu verklären, doch zu erklären, und es ist in Zweifel, ob nicht ihre Briefe vorher oder nachher sogar in dieser Absicht geschrieben worden. Wenn dieser Zweifel an Kritik streift, so ist diese Streifpartie die einzige Kritik die wir uns über ein Buch erlauben von dem wir im voraus gestanden, daß wir unbefähigt sind es zu würdigen. Als Totalität nämlich; denn die Perlen, die echten wie die falschen darin, in denen Gott, Natur und Welt sich spiegeln, sind ganz von dem originellen Guß welcher der Dichterin so viel Bewunderer verschafft hat. Es konnte hier nur die Frage sein über die Façon und die Bestimmung des Geschmeides zu dem sie verwandt wurden. Da urtheile Jeder selbst. 6.

Der galant-homme comme il faut in einem alten gedruckten Briefsteller.

Dem Schreiber dieser Zeilen kam unlängst ein defecter alter Briefsteller wieder in die Hände, den er vor nunmehr bereits ziemlich langer Zeit in einem aus einer Bücherauction erstandenen Miscellenpaquete fand, und dessen Durchblätterung ihm großes Vergnügen machte. Es ist Schade, daß der

Defect gerade in dem Titelblatte *) besteht; sonst ist das für die Zeit seines Erscheinens vielleicht „elegant" gedruckte Büchlein vollständig. Es besteht aus 13 Bogen in Sedez, mit den Buchstaben A — N signirt. In der „Unterricht" überschriebenen Einleitung werden Regeln über Titulaturen und dahin gehörige Formeln aufgestellt. Es wird davor gewarnt „nicht zu wenig und auch nicht zu viel zu geben, dann es seynd welche, wann sie nur Monsieur ouy oder non sprechen können, so vermeinen sie schon gantz Franckreich mit sammt den Franzosen im Leibe zu haben, wormit sie mächtig zu prahlen gedencken". Alsdann folgen die Sendschreiben, die sich der Mehrzahl nach um Liebesverhältnisse drehen, und in vier Abtheilungen die „höflichen, verliebten, betrübten oder traurigen, lustigen oder possierlichen" aufführen. Es versteht sich von selbst, daß keine andern Anreden gestattet sind als Monsieur und Madamoiselle, oft noch mit Zusätzen, z. B. Belissima Mademasell, u. s. w. Aber auch im Context der Briefe wird, im Geiste jener Zeit, aller mögliche Ausputz mit französischen Wörtern angebracht, auch augenscheinlich ein sehr hoher Werth darauf gelegt den ganzen Brief in eine Periode zusammenzuschachteln. So lautet ein Brief eines Freundes an den andern aus der letzten Rubrik also:

„Monsieur,

Die Beraubung seiner aggreablen personage, macht mich so verdrossen, daß ich per Dieu, Monsieur, schweren kan, und bezeigen, daß ich mich aller andern Compagnien seithero entschlagen. Bitte derohalben, Monsieur, er wolle mir durch einen seiner aimablen Brief die sperantze geben, daß ich von ihme, Monsieur, assecurirt lebe, Monsieur bald wieder zu sehen, damit ich Monsieur in der That beweisen könne, was ich Monsieur dermahlen mit dem Schreiben bezeigen muß ꝛc."

Ein anderer Brief, dazu bestimmt „seiner Liebsten die Affection durch schöne Vergleichnüssen zu verstehen zu geben", lautet also:

„Madamoiselle,

Es ist mir nicht möglich länger zu verhalten, daß ich euch, meiner Schönen, nicht offenbahren und mit kurtzen Worten, ohne viel Ceremonien, bekennen solte, was gestalten ich in sie in einem Augenblick, nicht weiß ich, aus was für sonderlicher Wirckung, viel hefftiger bin verliebt worden, als iemahln eine Katze in den Speck mag gewesen seyn, und versichere sie, daß, wofern sie, mir ihre Gegenliebe bezeigen wird, sehen soll, daß sie mit keinem schlechten Kerl zu thun wird haben ꝛc."

Um jedoch auch gegen den längst verschollenen Verf. dieser Briefe nicht ungerecht zu werden, wollen wir bemerken, daß die beiden hier mitgetheilten Schreiben aus der letzten Abtheilung entlehnt sind, welche, zum Theil wenigstens, lehren will wie man Briefe nicht schreiben solle.

Mit Ausnahme einer Reihe Geschäfts- und Condolenzbriefe in der ersten und dritten Abtheilung wird sonst durch das ganze Büchlein das Thema der Liebeserklärungen auf die ergötzlichste Weise variirt, und dazu die Mythologie nach Möglichkeit ausgebeutet; die hier in Anwendung gebrachten Gleichnisse sind mitunter höchst spaßhaft, in der vierten Abtheilung, wo die Warnungstafeln ausgehängt werden, mitunter drastischgrob. Einer „der sich des langen Aufschubs um Liebserklärung von einer Jungfrauen beklagt" droht, daß er sich „der erlittenen Plage halber wieder revanchiren und die versäumte Zeit dermassen reichlich einbringen werde, daß ihr mir sollt geschleppt werden, als ein Hund mit seinen Jungen". Auch die Schreiben von „Frauenzimmer an ihre importunirliche Galanen" sind erzgrob. Eine gibt ihrem Anbeter den Rath, „das Pflaster einer völligen Vergessenheit aufzulegen, ehe daß die Krankheit sich vermehre und vielleicht Medicamente müssen gebraucht werden, die eurem Rücken viel zu beschwerlich zu ertragen fallen möchten, darvor er sich zu hüten". Eine Andere verbittet sich die ihr gebrachten Ständchen und meint, „seine nächtlichen Musiken werden einmal einer viel kräftigeren Wirkung als des Orphei, welcher die Thiere in den Wäldern an sich gebracht seyn, gestalten selbige mit nächsten die Stein von meinem Fenster aus auf euere Köpffe wird tantzen machen".

Das ganze Büchlein, wie ernstlich immer von seinem Verfasser einst gemeint, bietet jetzt fast durchgängig Stoff zum Lachen in reicher Fülle, wovon sich hoffentlich die Leser d. Bl. schon durch diese kurze Mittheilung überzeugt haben werden.

7.

*) Es dürfte schwierig, vielleicht unmöglich sein diesem Titel irgendwo noch auf die Spur zu kommen; denn einfach als „Briefsteller" ist das Büchlein gewiß nicht seinem damaligen Publicum vorgeführt worden, es hat jedenfalls einen ganz absonderlichen Titel gehabt. Auch in Georgi's „Bücherlexikon" (I, 203) ist nur ein einziger „Kurzgefaßter Briefsteller in zierlichen Formuln" (Frankfurt 1717) aufgeführt, während unter den auffallendsten Titeln nicht wenige solcher Schriften sich finden die damals die Stellen einnahmen auf denen sich noch in unsern neuesten Bücherverzeichnissen „Der galant-homme", „Der Mann von Welt" ꝛc., breit macht. Es würde nicht unverdienstlich sein irgendwo diesen Zweig der Literatur innerhalb einer gewissen Periode übersichtlich zusammenzustellen; die ausführlichen Titel schon, ganz abgesehen vom Inhalte selbst, würden den Beweis liefern, daß die neueste Zeit noch immer in den Fußstapfen der alten einherschreitet.

Bibliographie.

Chateaubriand, F. R. v., Denkwürdigkeiten nach dem Tode. Aus dem Französischen übersetzt von Rave. 1ster Band. 1stes Heft. Elberfeld, Lucas. 1848. 8. 5 Ngr.

Heimbürger, H. C., M. M. Eller, weiland Doctor der Philosophie und Rabbiner zu Celle nach seinem Leben und Wirken kurz geschildert, nebst einigen Vorträgen des Verewigten. 1848. Celle. 8. 20 Ngr.

Jean Charles, Die Erbsünde. Roman. Zwei Theile. Leipzig, Fritzsche. 1848. 8. 2 Thlr.

Lieder eines Freiwilligen. Gedichte von August S..... Hamburg. 1848. 16. 10 Ngr.

Neander, A., Der heilige Johannes Chrysostomus. Zwei Bände. 3te verbesserte Auflage. Berlin, Dümmler. 1848. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Soltan, F., Ueber den ersten Theil von Goethe's Faust. Ein Vortrag gehalten im wissenschaftlich-geselligen Verein zu Wismar. (Noch ein Glaubensbekenntniß und mehr als ein politisches.) Schwerin, Kürschner. 1848. Gr. 8. 7⅓ Ngr.

Zebeldi, A., Das Eigenthum. Stuttgart, Hallberger. 1848. Gr. 8. 18 Ngr.

Wideck, J., Der Clairvoyant oder Geschichte eines prophetischen somnambülen Knaben in Oelse bei Striegau. Ein Beitrag zur Geschichte des psychischen Magnetismus. Schweidnitz. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Tagesliteratur.

Glatz, R., Ein ernstes Wort an das deutsche Volk. Der Trauergottesdienst für Robert Blum, abgehalten am 19. November 1848 zu Hanau. Hanau, König. 1848. Gr. 8. 2 Ngr.

Hochverrath der Camarilla und Gegenbestrebungen der demokratischen Partei in der Preußischen constituirenden Versammlung. Berlin, Reuter u. Stargardt. 1848. Gr. 8. 10 Ngr.

Rast, Freiherr v., Beleuchtung der seit 1816, 1837, 1842, 1844 kundgegebenen und veröffentlichten Ansichten über Finanz- und Staatsökonomie und nach diesen nun zu gebenden Reformen und radikalen Abänderungen sammt vollständigem Plane und theilweisen Reglements eines wahrhaft nationalen Institutes, als bedingte Nothwendigkeit und ausschließliches Mittel zur Wehre gegen alle bisher bestandenen Uebel und das Treiben der Monopolisten. Nach praktischen Erfahrungen für Staat und Volk gegeben. Wien, Gerold. 1848. Gr. 8. 14 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 5. —— 5. Januar 1849.

Der Freiherr Joseph von Hormayr.

(Fortsetzung aus Nr. 4.)

V.

Dieser Vereinigung von Strenge und Weichheit verdankten auch manche Widersprüche in Hormayr's Leben und Schriften ihren Ursprung. Er hat viele und mannichfache Freunde gehabt, denn sein Umgang war im höchsten Grade geistreich und anziehend; aber er würde deren noch mehre gehabt haben, wenn Viele an ihm nicht die Tugend der Offenheit und Verlässigkeit vermißt hätten, indem sie durch die oft scheinbar wechselnden Urtheile geirrt wurden. Wohlunterrichtete Männer haben uns versichert, Hormayr sei überhaupt wahrhaft und redlich gewesen, und wo er fehlte oder irrte sei es nur aus Leidenschaft geschehen. Aber diese hat in der That auffallende Widersprüche herbeigeführt, die man nur bei einer sehr genauen persönlichen Kenntniß des Geschichtschreibers zu seinen Gunsten zu lösen vermochte. Wir gedenken hier zunächst des reichen Maßes an Ehre und Auszeichnung welches Baiern, Oestreich gegenüber, in den Schriften Hormayr's seit 1841 zu Theil geworden ist. Kein Billiger wird es befremdlich finden, wenn er z. B. mit Unwillen bei den Austauschungs- und Zerstückelungsprojecten verweilt mit denen Baiern lange Zeit von Oestreich bedroht gewesen ist, oder den Anwalt Baierns gegen Napoleon macht; ja er wird sogar unter den gegebenen Verhältnissen Hormayr's Offenheit loben, wo er von der schandbaren Maitressen- und Bastardwirthschaft am Hofe des Kurfürsten Karl Theodor spricht, oder die Misgriffe der bairischen Verwaltung in Tirol ohne Furcht angreift. Trotz dieser Aufrichtigkeit aber überkommt den Leser oft das Gefühl, daß Hormayr gefürchtet habe, er würde den Baiern, diesem „urgetreuen, markvollen Volke", das in seiner Treue gegen das Haus Wittelsbach nie gewankt hat, zu nahe treten, wenn er das „tapfere, goldtreue" Volk der Oestreicher zu sehr lobe. Hofer's Redlichkeit und Opfertod ist von Hormayr in der würdigsten Weise gefeiert, und doch sucht er fast ängstlich *) nach Erinnerungen aus der frühern bairischen Geschichte, um sie den Thaten Hofer's und der Tiroler an die Seite zu stellen. Und wozu die mehrmaligen Andeutungen von der naturgemäßen, uralten, bis auf den Grafen Meinhard von Tirol herunterreichenden Verbindung des nördlichen und mittlern Tirols mit dem Mutterlande Baiern? Hormayr wußte ja doch selbst am besten wie wenig eine solche Verbindung in den Herzen beider Völkerstämme Wurzeln geschlagen hatte. Aber eben dieser beredte Herold für Deutschlands Einigkeit und Verträglichkeit hätte die Geschichte zweier Länder, deren Einwohner sich ohnehin seit Jahrhunderten oft genug angefeindet haben, nicht mit so offenbarer Herabsetzung des einen und so ungemessenem Lobe des andern vortragen, oder versuchen sollen ihre innere Uebereinstimmung durch solche Geschichtchen zu beweisen wie das aus der Regierungszeit Karl's VI. ist *), als bairische Hülfstruppen in den Türkenkrieg zogen, und sich nicht wollten zu Wien auf der Donau einschiffen lassen.

In einer zweiten Reihe von Widersprüchen welche sich dem unbefangenen und fleißigen Leser der Hormayr'schen Schriften darbieten steht seine Beurtheilung des Fürsten Metternich. In diesem Lebensbilde hat Hormayr an verschiedenen Stellen lichte und wichtige Pinselstriche gegeben und erklärt, daß sein weltgeschichtliches Wirken das vierzigjährige Ministerium des Fürsten Kaunitz beiweitem überbiete. In Beziehung auf diese früher geschriebenen Stellen, welche jetzt, wo von allen Seiten her die staatsmännische Wirksamkeit Metternich's so bitter angefeindet worden ist, von einem doppelten Interesse sind, erklärte Hormayr in der oft angeführten Denkschrift aus dem Anfange des J. 1848 seine vollkommene Uebereinstimmung mit den frühern Urtheilen. Wie gern wir nun auch Hormayr von einer jeden Lobhudelei freisprechen, so vermögen wir uns doch jene Worte nach unsern obigen, aus bester Quelle geschöpften Andeutungen nicht recht zu deuten, ja unsere Verwunderung muß noch steigen, wenn wir in der Lebensskizze des Erzherzogs Johann, seiner letzten historischen Arbeit, mit klaren Worten ganz andere Stimmungen ausgesprochen finden. Hier wird in der Zeit von 1810—13, also gerade in der Zeit wo Hormayr besonders gelitten zu haben bezeugt, eine kurzsichtige und barbarische Unterdrückung in der innern Verwaltung als der hervorstehende Zug

*) „Geschichte Andreas Hofer's", I, 100.

*) „Anemonen", II, 182.

von Metternich's Regiment angegeben, unter dem Jeder als ein Tollkopf und verrätherischer Schwindler bezeichnet ward der nicht auf die Worte des großen Meisters schwören wollte. In allen auswärtigen Verhältnissen habe Metternich Unterwürfigkeit gegen den Erbfeind befohlen, seine jetzt weltbekannte Politik gegen Napoleon habe aller Würde und Größe entbehrt, er habe dem Druck und den schweren Verhältnissen der Zeit nur ein entehrendes Gewebe von Befürchtungen, Hoffnungen, Schwächen, Lügen und geheimen Intriguen entgegenzusetzen gewußt. Wir haben unser Urtheil über Metternich's damalige Politik bereits oben abgegeben: aber wer gleicht die Widersprüche in den Hormayr'schen Sätzen aus?

Wenn wir nun auch drittens das offene Geständniß eines Mannes von Hormayr's schriftstellerischer Bedeutsamkeit hoch anschlagen, in welchem er*) sich selbst wegen seiner frühern kindlichen, ja kindischen Freude an Habsburgs „leoninischen" Edelthaten tadelt und versichert, erst in dem Laufe seines spätern Lebens die Wahrheit eingesehen und erkannt zu haben, so befremdet uns um so mehr ein gerade um dieselbe Zeit niedergeschriebener Aufsatz über ganz ähnliche Verhältnisse. Denn wir müssen offen gestehen, daß uns Hormayr in seiner Inhaltsanzeige der Historischen Taschenbücher, die sich in dem Jahrgange von 1846 befindet, weit ehrwürdiger und gerechter erschienen ist als in vielen Stellen der „Lebensbilder" und „Anemonen". Dieser Aufsatz ist ohne Bitterkeit, ohne Haß, nur mit dem edeln Selbstgefühle des um sein Land verdienten Mannes geschrieben, und gewiß eins der schönsten Stücke die nur immer aus Hormayr's Feder hervorgegangen sind.

Alle diese Beispiele dürften die Richtigkeit Dessen bestätigen was wir oben über die wechselnden Stimmungen unsers Autors gesagt haben. Ist doch die Art und Weise wie er schrieb selbst ein Beweis hierzu!

Hierüber haben wir noch einige Andeutungen unsern Lesern vorzulegen.

(Der Beschluß folgt.)

*) „Anemonen", II, 32—42.

Neue deutsche Romane.

1. Ein deutscher Leinweber. Zeit- und Lebensbild aus der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts von Ludwig Storch. Zweite Abtheilung. Drei Bände. Leipzig, Weber. 1848. 8. 5 Thlr.

Vor uns liegen drei Bände: der vierte, fünfte und sechste Band des schon vor mehren Jahren (1846) begonnenen Romans; die ersten drei Bände bildeten die erste Abtheilung, und brachten die Geschichte Philipp's von Oestreich. Sie wurde früher ziemlich ausführlich in d. Bl. besprochen; eine dritte Abtheilung, abermals aus drei Bänden bestehend, ist unter der Presse und trägt den Titel: „Das Haus Fugger." Die vorliegende zweite Abtheilung beschäftigt sich mit dem Schicksal Karl's von Spanien, als Herzog von Burgund, als König von Spanien und als deutscher Kaiser. Der deutsche Leinweber Fugger, welcher dem Buch den Namen gab, tritt mehr in den Hintergrund, oder erscheint nur zuweilen, um die Fäden der Politik knüpfen zu helfen, hier und da seine Ansicht zu sagen, und als der Rothschild jener Zeit den Fürsten mit einem Darlehn behülflich zu sein; er findet sogar kein Bedenken sich für eine geliehene Summe durch einen Ablaßkram entschädigen zu lassen, und der Blick in das Finanzwesen der Fürsten und Länder jener Zeit erhöht das Interesse eines Werkes welches eine bedeutende Anzahl von Lebens- und Zeitbildern aneinanderreiht, und als Skizzen oder ausgeführte Gemälde vor dem Leser aufstellt. Der große Reichthum an handelnden Personen, welche theils aus der ersten Abtheilung herübergekommen sind, theils neu hinzutreten, oft unter verschiedenen Gestalten oder veränderten Namen erscheinen und wirken, erheischt des Lesers Aufmerksamkeit, sowie auch die zahlreichen Intriguen in der verschiedensten Verschlingung, zu den verschiedensten Endzwecken, ein oberflächliches Lesen, wie das Romanlesen oft sein mag, verbietet.

Seleima entstammt einer Seitenlinie des königlichen Hauses Boabdil; der letzte Sultan war der Vetter ihrer Aeltern, welche bei der Eroberung von Granada umkamen. Die Königin Isabella von Spanien ließ das Kind erziehen, und eine Hoffrau, Gräfin Cardona, nahm sich seiner an. Dieser Seleima begegnen wir nun bald als Gräfin Cardona, bald als Zigeunerin, bald als Maitresse eines bejahrten Kirchenfürsten, bald als der Geliebten des Markgrafen von Brandenburg, überall wirkend und intriguirend für ihren Zweck, nämlich die Herrschaft ihres Volkes in Spanien wieder zu begründen. Dazu ist sie bald in Deutschland, bald in den Niederlanden, man trifft sie in Ungarn, und sie erzählt von ihren Reisen nach der Türkei und nach Italien; sie gibt sich als einzig bevollmächtigte Gesandtin ihres Volkes aus. Es galt den römischen Papst und seine Umgebung, den deutschen Kaiser, den Erben der spanischen Krone, es galt nicht nur Spanien und Deutschland, sondern ganz Europa kennen zu lernen. Durch die meisten Länder dieses Erdtheils wogte ein junger seltsamer Geist der Empörung gegen die grausame und ungerechte Herrschaft des Adels und der Pfaffen; das Volk rüstete sich im Stillen, um den Druck abzuschütteln und seine Peiniger niederzuwerfen, es lechzte nach Freiheit wie die Mauren. Seleima pflegte diesen Geist überall; auf eine allgemeine Volkserhebung in Deutschland hatte sie ihre und ihres Volkes Hoffnung gesetzt. Johanna, Philipp's wahnsinnige Witwe, sollte ebenfalls zum Hebel der kühnen Pläne dienen. Gelang es der unglücklichen Königin zur Gesundheit des Geistes und somit zur Uebernahme der Regierung zu verhelfen, so wollte man sie vermögen, daß sie Granada einem Vicekönig vom Glauben des Propheten gäbe, und von da bis zur gänzlichen Erhebung war nur noch ein Schritt. Kam es in Deutschland zur Volkserhebung, so wurde der Kaiser dort beschäftigt, der Infant Carlos in den Niederlanden zurückgehalten. Gelang es dem Infanten Fernando zur spanischen Krone zu verhelfen, so war in Spanien der Bürgerkrieg gewiß. Die Spanier sollten sich untereinander bekämpfen, damit das schwache Volk der Mauren erstarke und über die zerrissenen Parteien triumphire. Um ihr Ziel zu erreichen hat sich Seleima mit Zigeunern vereinigt; es werden Knaben geraubt und vertauscht, und oft kann der Leser nicht begreifen, wohin die Intriguen führen sollen, und es will ihn bedünken, als sei sie oft nur da um ihrer selbst willen, um die Phantasie zu beschäftigen mit den wechselnden Schattirungen des Gelingens und Nichtgelingens. So begegnet man denn Seleima in den verschiedenen Ländern, und es entfalten sich die Zustände jener Zeit vor des Lesers Seele. Das ewig gährende Element der untern Volksclassen, welches sich in jedem Jahrhundert wieder drohend erhebt, machte sich auch damals in Deutschland geltend, und es findet auch dort seine kühnen, freisinnigen Vertreter, unter Andern Ulrich Fugger, des reichen Leinwebers Neffe, eine bedeutende Persönlichkeit. Es gab auch junge Gelehrte und Dichter welche die sogenannten Dunkelmänner und die Kirchen verspotteten und Aufklärung bringen wollten unter das Volk; unter Andern Ulrich von Hutten und dessen

Freund Leotus, auch Reuchlin, der wegen seines „Augenspiegel" als Ketzer verfolgte. Es bildete sich der Reuchlinisten-Bund, welcher von Tag zu Tag wuchs und die berühmtesten Namen Deutschlands in sich aufnahm. Ob das neue Licht der Wissenschaft von der scholastischen, hochmüthigen, unduldsamen Theologie, dem fanatischen Pfaffen- und Mönchthum wieder ausgelöscht und auf die viel versprechende Morgenröthe Stockfinsterniß in Deutschland herrschen, oder ob der Geistestag über die Nacht siegen sollte? Das war eine große Streitfrage, welche alle Herzen bewegte. Der Geist des Mittelalters, jener romantisch-ritterliche Geist starker Grundsätze und reicher Kraftäußerungen, war abgestorben, und der Geist der neuen Zeit, der Geist der Freiheit der Völker, unter Gesetzen die sie sich selbst gegeben, die Befreiung der Massen vom Drucke der Einzelnen, die sich die Gewalt im Staat und in der Kirche angemaßt: dieser neue heilbringende Genius der Menschen war noch nicht geboren; aber die Welt lag in Geburtsschmerzen, überall regte es sich mächtig. Der Bauernkrieg bereitete sich vor in Unglück weissagenden Symptomen; die krankhaften Zustände verkannte Niemand, aber Niemand wußte das rechte Mittel zu finden.

Auch in Ungarn gaben sich ähnliche Regungen kund, und Seleima nebst ihren Zigeunern hilft dieselben anfachen. Georg Dosa, den sie in Deutschland kennen gelernt, wo er als Ulrich Fugger's Freund schon seine volksfreundlichen Ansichten aussprach, wird ihr Werkzeug. Als 1514 von allen Kanzeln Ungarns ein Kreuzzug gegen die Türken gepredigt, und allen Hörigen und Leibeigenen welche daran Theil nahmen im Namen des Königs die Freiheit versprochen wurde, strömten binnen 20 Tagen gegen 60,000 Mann zu den Kreuzfahnen, und nannten sich Cruciaten. Georg Dosa trat an ihre Spitze. Er war in jeder Beziehung zum Oberbefehl desselben befähigt. Zwei Pfarrer, Laurentius und Barnabas, erregten das gemeine Volk durch Reden im Geiste der Hussiten zu dieser allgemeinen Theilnahme am heiligen Kriege. Vorzüglich war es der Erstere, welcher die Gleichheit der Menschenrechte predigte. Der Adel entbrannte in Wuth über den Abzug seiner Hörigen und Leibeigenen. Viele Magnaten setzten ihren dem Kreuzheere zuziehenden Bauern mit bewaffneter Hand nach, holten sie ein, schlugen sie in Fesseln, und führten sie mit grausamen Mishandlungen zurück. Dadurch wurde der Geist der Empörung rasch geweckt und zur mächtigen Flamme angeblasen, zumal das Heer durch den Feldzug der Türken gegen die Perser inne ward, daß der Kreuzzug gegen die Ungläubigen sich unnöthig mache. Die Bauern waren nun in Masse zusammen, und sahen ihre grausamen Dränger im Vaterlande als ihre zu bekämpfenden Feinde an. Laurentius rief in glühenden fanatischen Reden zur Empörung auf. Georg Dosa ergriff die Gelegenheit, um als Rächer seines Volkes an dem tyrannischen Adel, um sein Retter und Befreier von den schmählichen Banden der Knechtschaft zu werden. Entschlossen das Cruciatenheer gegen den König, den hohen Adel und die Pfaffheit als die ärgsten Feinde des Volks zu führen, rief er das ganze Land zur Empörung auf, und begann den Krieg. Hunderte von adeligen Schlössern loderten in Flammen auf, eine Menge Edelleute wurde mit Weib und Kind von der rächenden Hand der Bauern erschlagen. Nach dem ersten Sieg den Dosa erfocht verkündete er die Republik und Souverainetät des Volks. Alle Ungarn sollten vor Gott und Menschen gleich sein; kein Adel sollte mehr bestehen, kein König mehr regieren, keine Geistlichkeit mehr Macht haben. Aber jener Johann Zapolya, der seine Gedanken schon auf die ungarische Königskrone gerichtet hatte, und jetzt Woiwode von Siebenbürgen war, wurde von dem hart bedrängten ungarischen Adel herbeigerufen, und überfiel den unvorbereiteten Dosa. Geschlagen und gefangen genommen, wurde der edle Mann auf teuflisch grausame Weise hingerichtet. Vierzig seiner Diener waren ohne Nahrung eingesperrt worden. Als nach 14 Tagen der scheußliche Kerker geöffnet wurde, lebten nur noch neun. Mit Ketten beladen wurde Dosa nackt auf einen vor seinen Augen glühend gemachten Thron gefesselt, ihm eine glühende Krone aufs Haupt genagelt, ein glühendes Scepter in den Arm gelegt. Nun wurden seine neun ausgehungerten Gefährten mit Lanzenstichen und Schwerthieben auf ihn losgetrieben, und ihnen zugeschrien sich am Fleische ihres Königs zu sättigen und dadurch ihr Leben zu erkaufen. Drei die sich weigerten wurden im Nu in Stücke gehauen, sechs stürzten sich auf das scheußliche Mahl. Von glühenden Zangen zerrissen endete der edle Dosa ohne einen Schmerzenslaut. Die gefangenen Bauern wurden geköpft und gepfählt, 60,000 waren in den Schlachten und durch Henkers Hand umgekommen; Abgaben und Frohnen wurden erhöht, die Leibeigenschaft als allgemeines und ewiges Schicksal der Bauern bestimmt. Und so endete hier wie in Würtemberg der Bauernaufstand.

Auch in Spanien fand die Intrigue der Mauritanerin einen günstigen Boden; es ging ein finsterer Geist der Unzufriedenheit durch alle Stände, und die untern Schichten der Gesellschaft waren vorzüglich von einer dumpfen Gährung ergriffen, die alle Anzeichen darbot, daß sie einer allgemeinen Empörung entgegenreifte. Ximenes hatte mit eiserner Hand die Zügel geführt; seine Vollmacht, das Testament des verstorbenen Königs, war noch durch zwei andere Vollmachten verstärkt — durch die Kriegsmacht nämlich und durch das Geld; Solches gab er den spanischen Großen zu verstehen welche Rechenschaft von ihm foderten. Man hatte lange und ämsig intriguirt, um dem Infanten Ferdinand die Krone zuzuwenden; unmöglich konnten dem siebzehnjährigen König Karl gleich alle Herzen entgegenschlagen. Mit Mistrauen empfing man ihn, vor Allem seine niederländische Umgebung. Der gemeine Mann war aber auch wieder besonders gegen den inländischen Adel erbittert, der es in Verderbtheit und Zügellosigkeit der Sitten den Niederländern noch vorzuthun sich beeiferte. Die alte spanische Tugend der Ehrbarkeit und Zucht schien gänzlich verschwunden zu sein. Der Bauer und der Bürger klagten laut, daß die Adeligen ihre Töchter verführten, ihren Weibern Gewalt anthäten, Geld von ihnen erpreßten, die Religion verspotteten, und kein Bedenken trügen jede Schandthat von der sie sich Vortheil oder Vergnügen versprächen auszuführen. Der Geist des Jahrhunderts erwachte auch im spanischen Volke, und nahm wie in Deutschland und Ungarn eine drohende Stellung gegen die übermüthigen Dränger und Unterdrücker an. Am lautesten sprach er sich im Königreich Valencia aus, und man wartete dort nur, daß der König zu seiner Anerkennung und zur Eröffnung des Landtags nach Valencia kommen werde, um aufzustehen und sich von der Last der Niederländer zu befreien. Auch sprach man von einer Verschwörung der maurischen Bevölkerung Valencias, welche sich nach Andalusien erstrecke und mit den Mauren in Afrika in Verbindung stände. Die große Masse von Seeräubern dieses Volkes, welche fort und fort die spanischen Küsten beunruhigten, wurde als Vermittler zwischen ihren Glaubensbrüdern auf beiden Seiten des Mittelländischen Meers bezeichnet.

„In diesen schwierigen Zeitverhältnissen traten die Handwerkszünfte in Valencia aus eigenem Antriebe zu einer großen bewaffneten Corporation zusammen, der sie den Namen «Germania» (Verbrüderung) beilegten. Sich selbst nannten sie davon Germanaten. Als Vorwand gaben sie an: sie wollten das Land gegen die Ueberfälle der afrikanischen Mauren und die Empörung der in ihrem Königreiche wohnenden beschützen; die Germania war aber eigentlich gegen den einheimischen und nebenbei auch wol gegen den niederländischen Adel gerichtet. Die Verbündeten sandten einen ihrer kühnsten und schlauesten Führer an den König nach Barcelona, der da glaubhaft zu machen suchte, die Germanaten handelten im Sinne des Königs zum Schutz des Landes. Sie begehrten seine Bestätigung, und er wagte nicht sie ihnen zu versagen. Sowie Dies geschehen war, breitete sich die Germania außerordentlich schnell aus, begriff bald ganz Valencia, und dehnte sich nach Castilien aus. Hier waren es die vor einigen Jahren aufständisch ge-

wesenen Städte die sich dem Bunde zuerst anschlossen, und wieder traten dieselben Häupter hervor welche damals den Aufstand geleitet hatten. In fast allen Städten kam es zu wildem Unfug, zu Mord und Todtschlag. Anfangs schien die Bewegung nur gegen die Beamten und Volksfeinde gerichtet; auch die unglücklichen Mauren und ihre zum Christenthum gezwungenen Brüder waren meist ein Gegenstand der Wuth der Germanaten: bald aber zeigte sich, daß eigentlich der Adel gemeint war. Von Woche zu Woche wuchs der Bund, und nahm eine immer drohendere Stellung an."

„Jetzt griff Chièvres, dem es nicht wohl bei der Sache wurde, zu dem unklugen Mittel, den König zu einem Befehl zu vermögen, der Germaniabund solle sich auflösen und seine Waffen den königlichen Beamten ausliefern. Diese Verfügung goß natürlich Oel ins Feuer. Ueberall traten Handwerker als begeisterte Volksredner auf; die Germanaten verweigerten dem Befehl den Gehorsam, und schlossen sich fester aneinander, hier und da schloß sich schon das Landvolk an sie an, und der König hatte nicht die Macht den ihm gebotenen Trotz zu ahnden. Er mußte geschehen lassen was er nicht ändern konnte, und verlor dadurch fast alles Ansehen. In Deutschland war er seiner Macht wegen zum Kaiser erwählt worden, und in Spanien vermochte er eine Volksbewegung nicht zu unterdrücken, die jetzt ihn und seine Minister laut verhöhnte."

Die Mannichfaltigkeit der Bilder, aus so aufgeregtem, revolutionnairem Boden entsprossen, konnte dem historischen Werk vor uns, auch ohne romantische Zuthaten, ein stets waches Interesse zuwenden. Durch die Ereignisse des Romans wird dasselbe noch erhöht. Die Wahrscheinlichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten spannen noch mehr, und ein poetischer Hauch wird durch Liebesabenteuer der verschiedensten Art über die Zustände der Weltgeschichte ausgegossen. Die verschiedensten Frauencharaktere entfalten sich im Verlauf der Erzählung; die jugendliche Großmutter des Königs Karl, die Königin Germaine und die liebende Marie, Gräfin von Issulstein, welche dem mauritanischen Geliebten in Männerkleidung folgt, die kühne Maria de Padilla, welche nach der Königskrone für den Gatten strebt, und die verschiedenen Mitglieder der Zigeunerbande in ihrer orientalischen Anmuth und eingeborenen Ränkesucht: Alle sind gut und lebendig geschildert; sie lösen sich ab aus dem Rahmen der Erzählung, und werden lebende, handelnde Figuren. Die deutschen Frauen werden mehr als Skizze gehalten, Seleima überstrahlt Alle und erscheint als die Hauptperson des Romans; ihr tragisches Ende schließt denselben. Nach einem Leben voll Intrigue, während dessen sie scheinbar der Liebe entsagt und nur ihrem Volk und dessen Hoffnungen gelebt hat, scheinen einen Augenblick diese Hoffnungen sich zu verwirklichen; sie soll sich an die Spitze der Mauren stellen und siegreich einziehen in Granada, an der Hand eines würdigen Gemahls: da erklärt sie sich unwürdig dieser Ehre, weil sie trotz Gelübde und Schwur ihr Herz einem Christen geschenkt hat, und ihrem Glauben dadurch abtrünnig geworden ist. Dieser Christ aber ist der liebenswürdige, leichtsinnige Markgraf von Brandenburg, welcher schon manches Herz gebrochen hat und auch sie verläßt um der reichen Königin Germaine willen. Seleima brütet Rache. Einige Zeit nach seiner Vermählung lockt sie ihn unter dem Schein der alten Liebe, und reicht ihm den Giftbecher, worauf sie den Tod in den Wellen sucht und findet.

Ref. wird die drei nachfolgenden Bände mit Freude begrüßen.

2. Der Sohn der Mark. Historischer Roman von Bernd von Guseck. Frankfurt a. O., Koscky u. Comp. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Der Autor versetzt den Leser in die Zeiten des Hussitenkriegs, und schildert die Mark mit ihren damaligen Zuständen und Sitten. Die Bürger Frankfurts fangen an sich zu regen, sich ihrer Bedeutung als Besitzende und Erwerbende bewußt zu werden, während die Ritter an Achtung und Macht gesunken sind. Der junge Bürgersohn muß Kirchenbuße thun, weil er manch vertheidigendes Wort für die Hussiten gesprochen; des Buschmüllers Tochter wird der Hexerei angeklagt, weil ein Ritter sich in sie verliebt hat und sie heirathen will; das Müllerhandwerk wird als ein nicht ehrliches erachtet, und der Advocat welcher einen Angeklagten vertheidigt erhält am Abend vor dem Termin einen Groschen und am Morgen des Termins auch einen Groschen; so wird ihm auch jede Instanz mit einem Groschen bezahlt, was gewiß als eine wohlfeile Proceßführung erscheint. „Die Bauern aber waren ein sehr achtbares Volk", so sagt ein Schriftsteller jener Zeit, „hart beschwert mit Frohnen, Scharrwerk und Zinsen, Jedermanns Fußhader, doch nit desto frümmer auch nit wie etwa ein einfältig, sondern ein wild, hinterlüstig ungezämpt Volk." In diesem Rahmen bewegen sich nun die Gestalten des Romans; liebend und hassend, kämpfend und duldend wie man in jener Zeit liebte, haßte, kämpfte und duldete. Konrad, der fränkische Ritter, erscheint unter den Märkischen als besonders fein und civilisirt, sodaß die Roheit des Erstern stark beleuchtet hervortritt. Ein anderer Schauplatz des Romans ist Böhmen und das Lager der Hussiten. Der durch die Buße so tief beschämte Bürgersohn ist zu denselben geflohen, und will unter ihrer Fahne kämpfen; er sucht bei ihnen Glaubensfreiheit, findet aber solche nicht, und kehrt zurück in die alten Verhältnisse. Der Bischof beruhigt sein Gewissen, und die schöne Müllerstochter heirathet ihn. An romantischen Scenen, lebendigen Schilderungen, historischen Begebenheiten ist das vorliegende Buch reich, und es fehlt ihm nicht an Andeutungen auf die jetzige Zeit, welche das Sehnen und Streben nach Glaubensfreiheit und andern Freiheiten erfüllen soll. 8.

Cooper schon wieder.

Wenn in Nr. 243 d. Bl. f. 1848 ein im laufenden Jahre erschienener Seeroman Cooper's angezeigt wurde, und jetzt die Anzeige eines Landromans von ihm folgt, ebenfalls drei Bände stark und betitelt: „The bee-hunter; or the oak openings" (London 1848), so muß es wol heißen: Cooper schon wieder. Englische Kritiker behaupten, er habe diesen Landroman geschrieben, um durch ihn den Credit, den Boden zurückzugewinnen welchen er durch seinen Seeroman und überhaupt durch die jüngsten „Kinder seiner Laune" verloren. Es gehe ihm aber wie den Frauen, die sich schmeicheln ewig jung und schön zu bleiben. Er glaube noch die Kraft und Frische von sonst zu besitzen, während „The bee-hunter" ein neuer, schlagender Beweis des Gegentheils sei. Vielleicht ist damit zu viel behauptet, die Vergleichung zu spitz geschnitten. Mag auch „The bee-hunter" mit Cooper's frühern Prairieromanen sich nicht messen können, eine Copie der ältern Originale sein, immer bleibt die Copie insofern Original, als selbst die englischen Kritiker, und unter ihnen das scharf tadelnde „Athenaeum" eingestehen, daß, wie letzteres sagt, „das Treiben und Thun des Bienenjägers eine noch ungeschilderte Neuigkeit aus dem fernen Waldleben Amerikas und die Schilderung vortrefflich sei." Der Bau der Geschichte ist sehr einfach, ihr Grundstein das haarbreite Entwischen vier „blasser Gesichter" aus den Händen feindlicher „Rothhäute". Das ist jedoch wahr, daß die langen Berathungsscenen der Indianer nebst den in Masse eingelegten philosophischen, politischen, religiösen Betrachtungen die Geduld des gewissenhaften Kritikers beträchtlich in Anspruch nehmen. Der beste Rath daher für den Leser des englischen Werks und für den deutschen Uebersetzer dürfte es sein: für jenen, die langweilenden Stellen zu überschlagen, für diesen, sie auszulassen. Dann wird das Buch gewiß Beifall finden. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 6. —— 6. Januar 1849.

Der Freiherr Joseph von Hormayr.

(Beschluß aus Nr. 5.)

VI.

Hormayr besaß einen Schatz von historischen Kenntnissen in einer Ausdehnung wie sie wol wenigen Zeitgenossen mehr zu Gebote steht, und die Fähigkeit sich in den 135 Bänden seiner Schriften schnell zurechtzufinden, und das Material am Ende einer vierundfunfzigjährigen Schriftstellerlaufbahn mit seltener Klarheit vermöge eines unendlichen Gedächtnisses zu übersehen. Dies galt auch ganz besonders von den Urkunden und Actenstücken, die er in einer außerordentlichen Zahl aus den reichsten ungarischen und böhmischen Sammlungen sowie aus den Archiven fast aller europäischen Länder zusammengebracht, und in eigenen Directorien zu Jedermanns Gebrauch geordnet hatte. Sie reichen bis zu den Karolingern hinauf, und umfassen Größeres und Geringeres in einer solchen Vollständigkeit, daß sich die archivalischen Forschungen im neuesten und letzten Jahrgange des „Historischen Taschenbuch" sogar bis in das Pfarrarchiv des kleinen anhalt-dessauischen Städtchens Koswig verzweigt haben. Viele dieser Urkunden haben Thatsachen ans Licht gezogen welche durch ihre ungewohnte Freimüthigkeit und Enthüllungen schauerlicher Begebenheiten, wie des Staatsraths-Protokolls aus den Tagen Ferdinand's II. von 1619, der Schlachtbank von Eperies, der Greuelthaten Karaffa's in Ungarn und der Processe der auf die Galeeren verkauften oder hingerichteten protestantischen Prediger, vielen Mächtigen höchst unwillkommen gewesen sind. Da sie nicht widerlegt werden konnten, so suchte man von Seiten der östreichischen Regierung jene Documente öfters als verfälscht oder untergeschoben zu verdächtigen, namentlich geschah Dies bei den in den „Lebensbildern aus den Befreiungskriegen" abgedruckten Acten und Briefen. Aber die Beschuldigung ist grundlos, und hätte nicht von einem unserer angesehenen Historiker *) in einer fast zornigen Aufwallung wiederholt werden sollen. Wer jene Actenstücke mit den Urschriften zu vergleichen Gelegenheit hat wird sich davon überzeugen. Weggelassen hat Hormayr Manches und zwar aus Schonung oder aus Scheu, weil es zu stark war; aber eine Fälschung lag dem wahrheitsliebenden Manne und bewährten Archivar durchaus fern, wie für jeden Unbefangenen aus den dahin einschlägigen Aeußerungen in der mehr erwähnten Denkschrift in d. Bl. hervorgehen wird. Einzelne Abweichungen erklären sich daraus, daß er Vieles aus Münster's, Stein's u. A. handschriftlichen Entwürfen gezogen hat, die dann bei der Ausfertigung von diesen Männern selbst hier und da verändert worden waren.

*) Bülau in der „Geschichte Deutschlands von 1806—30", S. 215.

Mag nun immerhin diese Unermeßlichkeit geschichtlicher Kenntnisse nicht geordnet gewesen sein, so war sie doch immerfort zu jeder Anwendung in Bereitschaft. Wie in Goethe's „Westöstlichem Divan" von einem Manne gerühmt wird, daß er es so weit gebracht habe in der Trunkenheit schöne Lettern zu schreiben, so könnte man von Hormayr sagen, daß er so bewandert in seinen Sachen gewesen sei, daß er gleichsam trunken sie herausgreifen und so oder so reihen und häufen konnte, ohne je fehlzugreifen. Seine Aufsätze, besonders aber seine Briefe, deren er unzählige in alle Weltgegenden schickte, waren wie durch wildes Feuer getrieben, er sagte sie dem Schreiber in die Feder, und berauschte sich selbst im lauten Sprechen seiner Worte, während er heftig im Zimmer auf- und abging. Alles war bei ihm Improvisation und daher um so staunenswerther, daher auch Menschlichkeiten und einzelne, aber seltene Irrthümer um so verzeihlicher. Daß er kein Kunstwerk liefern konnte, wußte er sehr gut, und legte es auch darauf gar nicht an. Fremde Wörter, lateinische und französische neben einem kraftvollen Deutsch, erlesene Dichterstellen aus Schiller, Collin, Schenkendorf, Immermann, Belege aus seinen Lieblingen unter den Alten, Horatius und Tacitus, Ausdrücke von der kühnsten und einer der historischen Darstellung nicht immer ganz würdigen Zusammensetzung stehen in seinen Schriften bunt nebeneinander. Das Höchste in dieser letztern Art ist das „Bretzenheimisch-Schenkisch-Leiningisch-Castell-Oberndorfisch-Bettschardische irregulaire Polygon" am Hofe Karl Theodor's von Baiern. Die Charakteristiken hervorragender Männer und Frauen sind köstlich und im Farbenschmuck der hellsten Anschaulichkeit: so eine Herzogin Mariane von Baiern und Maria Theresia, ein Prinz Eugen von Savoyen, ein Fürst Johann von Liechtenstein, Chasteler, Fürst Schwarzenberg,

Fürst Wrede, die Tiroler Teimer und Speckbacher, die Kaiser Maximilian I., Leopold I., Karl VI. und Alexander von Rußland, die Kurfürsten Maximilian I. und Max Emanuel von Baiern, Graf Münster, Feldmarschall Suworow, die Generale Gneisenau, Leonhard Rothkirch und Guido Starhemberg, König Ottokar von Böhmen, die Staatsmänner Kaunitz, Thugut und viele andere Feldherren, Gelehrte, Geistliche, Beamte, Künstler; oft ist mit wenigen Strichen eine Deutlichkeit, um die Hormayr wahrhaft beneidet werden konnte, erreicht worden. Eine meisterhafte und auf eigene Anschauung gegründete Kenntniß der Oertlichkeiten in dem Lande Tirol oder der steierischen, krainischen und kärntnerischen Alpenketten im Buche über „Das Heer von Inneröstreich“ ist gleichfalls eine sehr gute Zugabe; aber auch Gegenden, wo der Verf. nicht mithandelnd gewirkt hat, wie die Schlachtfelder von Fontenay, von Prag und von Aspern, sind mit so deutlichen Farben geschildert und ohne Ueberladung mit militairischem Detail, daß die Leser sich in ihnen ganz heimisch finden. Bei solchen kriegerischen Begebenheiten erinnert man sich dann wieder, daß Hormayr's Gemüth, wenn er schrieb, fast immer im Kriegszustande war, und in jener Aufbietung geistiger Kräfte welche in ihrer höchsten Steigerung der Charakter eines jeden ordentlichen Angriffskriegs ist. So verstand Hormayr das historische Geräth ebenfalls zum Angriff anzuwenden, und warf Steine und Balken, Erdschollen und Sand, Pechkränze und Pulverfässer in betäubender Raschheit in die Reihen der Feinde. Auf der andern Seite empfand er auch dieselbe Freude welche der tüchtige Feldherr über glückliche Erfolge seiner Krieger empfindet, über jede schöne, erhabene That, und sprach sich darüber mit Begeisterung aus; namentlich hegte er für die mildeste Blüte des menschlichen Geistes, für die Poesie, eine echte Begeisterung und tiefe Kenntniß. So blieb Hormayr durch alle Lebensverhältnisse der kühne Sohn seiner Berge und ein echter deutscher Mann, dessen stetes Streben es blieb sein Vaterland mit der Schärfe des Geistes zu vertheidigen, wie er es in den Tagen seiner frühesten Jugend mit dem Schwerte geschützt hatte.

VII.

Ueber Hormayr's Leben und Schicksale in München können wir uns nur auf allgemeine Andeutungen beschränken. Sein Eifer für den Dienst des neuen Vaterlandes bethätigte sich in rüstigster Arbeitsamkeit, nach verschiedenen Richtungen hin, unter Anderm auch bei der Neubelebung der „Monumenta boica“, welche durch Schlaffheit und Unachtsamkeit fast unter die Bedeutung dieser früher so wichtigen Quellensammlung herabgesunken waren. Ebenso verherrlichte er in seiner Erläuterung der Fresken in den Arcaden des Hofgartens zu München (1830) die Heldenthaten der Baiern in ihren verschiedenen Kriegen, und lieferte in der „Goldenen Chronik von Hohenschwangau“ (1842) eine Reihe schätzbarer Beiträge für die ältere Geschichte von Baiern. So nahm er auch an der Ehrenrettung Tilly's, welche wegen seiner Einäscherung Magdeburgs vor acht bis neun Jahren von mehren katholischen und protestantischen Geschichtschreibern versucht wurde, lebhaften Antheil, und suchte diesen „herrlichen Murrkopf“ als bairischen Feldherrn besonders hoch zu stellen, an Ehrenhaftigkeit der Gesinnung aber weit über seinen Zeitgenossen Wallenstein zu erheben.*) Die ebenfalls in der münchener Zeit hergestellten neuen und sehr bereicherten Ausgaben der „Geschichte Andreas Hofer's“ (1845) und der Geschichte des „Heers von Inneröstreich“ (1848) gaben häufig Gelegenheit zu Erörterungen aus der bairischen Geschichte, und legten überdies, sowie die Herausgabe der „Lebensbilder“, der „Anemonen“ und der Historischen Taschenbücher, ein rühmliches Zeugniß für die rastlose Thätigkeit Hormayr's ab, die um so höher anzuschlagen ist, je mühsamer das Umarbeiten, Nachbessern und Verändern früher verfaßter Schriften im höhern Alter zu sein pflegt. Die begeisterte Lebendigkeit mit welcher er vor Jahren gehandelt und gewirkt hatte war ihm als ein seltenes Glück noch in seinem spätern Alter geblieben. Denn Hormayr war ja einer von den Wenigen unter den jetzt noch Lebenden, welche in den Zeiten der Napoleon'schen Zwingherrschaft und der Wiedererhebung Deutschlands schon in so hochgestellten Aemtern sich befanden, daß sie vollständigere Bekanntschaft mit geheimen Verhandlungen und Verbindungen gewinnen konnten als die gewöhnlichen Menschen, daß sie, mit Einem Worte, mehr im Vertrauen der Vornehmen lebten, und also Vieles erfahren haben dessen Kenntniß in unserer Zeit den Nachlebenden von Wichtigkeit sein muß. Aber nicht Alle welche so günstig gestellt waren besaßen Hormayr's einziges Talent im Aufmerken, sein gewaltiges Gedächtniß zum Aufbewahren und seine ungewöhnliche Freimüthigkeit im Wiedererzählen. In den beiden ersten Beziehungen hat er uns oft an Karl August Böttiger erinnert. Mit ihm hat er auch das Schicksal getheilt oft verkannt zu werden.

Im J. 1832 ward Hormayr zum bairischen Ministerresidenten in Hanover ernannt, und hat diesem Amte bis 1839 vorgestanden. In dieser Zeit stellte er sich eine starke Opposition gegen den König Ernst August von Hanover und dessen Benehmen in der Verfassungsfrage zur Aufgabe, und erörterte im ersten Bande der „Anemonen“ mit der ihm eigenthümlichen Schärfe und Gründlichkeit die für Hanover zu jener Zeit so wichtige staatsrechtliche Frage, ob ein blinder Fürst einen Thron besteigen könne. Die Entscheidung fiel natürlich gegen die Wünsche der herrschenden Dynastie aus. Sonst soll Hormayr's diplomatische Thätigkeit mehr unruhiger und scharf beobachtender als schaffender Natur gewesen sein, mitunter soll sie sogar eine gewisse persönliche Feindseligkeit gezeigt haben. Sein Blut war aber auch zu heiß für den gewöhnlichen diplomatischen Verkehr, und er mag in Hanover wol ebenso wenig sich selbst als den Andern gefallen haben. Deshalb vertauschte er seine Stellung in

*) „Taschenbuch für vaterländische Geschichte“, 1839, S. 81 fg.; „Anemonen“, I, 251; „Geschichte Andreas Hofer's“, II, 112, 114 fg.

Hanover mit derselben bei den Hansestädten, und ließ sich seinen Wohnsitz in Bremen anweisen, wo er in dem trefflichen Bürgermeister Smidt einen ihm schon seit Jahren eng verbundenen Freund antraf. In dieser Zeit lieferte Hormayr eine Reihe interessanter handelspolitischer Berichte in der augsburger „Allgemeinen Zeitung", als deren fleißigen Mitarbeiter er sich bis in die letzte Zeit seines Lebens bewährt hat.

Einige Jahre vor seinem Tode ward Hormayr nach München zurückberufen und zum Vorstande des königlichen allgemeinen Reichsarchivs ernannt. Sein äußeres Leben war fortan sehr still, er lebte blos für sein Amt, und hatte sich von der Welt ganz zurückgezogen, glücklich in dem Umgange mit seiner geistvollen und höchst ehrenwerthen Gattin Maria, geborene Speck aus Leipzig, die sich, nachdem eine erste Ehe getrennt worden war, dem ältern Manne aus freier Wahl verbunden hatte. Sie, die nur für ihn lebte und jeder andern Geselligkeit entsagte, war dafür auch der Gegenstand seiner zärtlichsten Fürsorge und einer wehmüthigen Dankbarkeit, die, wie wir aus glaubwürdiger Quelle entnehmen, in der letzten Zeit sein ganzes Wesen durchdrang, und als die weichste Seite des sonst so leidenschaftlichen Gemüths hervortrat. Wäre Jemand berufen die psychologischen Räthsel in Hormayr's Charakter zu lösen, die auch über seine schriftstellerische Eigenthümlichkeit ein helles Licht verbreiten würden, so dürfte dazu wol Niemand geeigneter sein als diese ausgezeichnete Frau.

Hormayr starb am 5. Nov. 1848 um 3 Uhr des Morgens an einem Schlaganfalle, der ihn bereits im Anfange des Jahrs einmal in sehr bedenklicher Weise getroffen hatte. Mit ihm, dessen zweite Ehe kinderlos geblieben war, ist die Familie der Hormayr, eine vom ältesten tirolischen Adel, erloschen. Zwei seiner Töchter aus der ersten Ehe sind in Oestreich verheirathet. 9.

Frankreich und England.

Der in d. Bl. bereits erwähnte Verfasser von „Enthüllungen Rußlands" und des „Oestlichen Europa" hat in einem neuen Werke:

Analogies and contrasts, or, comparative sketches of France and England. Zwei Bände. London 1848.

eine Reihe Frankreich und England vergleichender Skizzen gegeben, worüber ein kritisches Urtheil vielleicht darauf hinauskommen würde, daß der Verf. seinen runden, fließenden Stil, seine durch Reisen erworbene Bekanntschaft mit den verschiedenen Völkern Europas, seine nicht ganz oberflächlichen historischen und statistischen Kenntnisse, seinen wenn auch nicht feinen doch schlagenden Humor, die Fähigkeit seine Ideen rhetorisch und malerisch zu gruppiren, und eine Ader philosophischen Speculirens wiederum unleugbar bewährt, daß er aber auch wieder den Vortheil seines Verlegers mehr als den Vortheil seiner Leser im Auge gehabt, es mehr auf eine kecke Darstellung als auf einen reiflich überlegten und klar durchgeführten Plan abgesehen, Vieles angehäuft, Weniges geordnet, mächtigen Reichthum und eine verhältnißmäßig geringe Kraft entwickelt hat. Für alles Dies dürfte mit Eins und am kürzesten die Stelle zeugen, wo er die in Frage stehenden nationalen „Analogien und Contraste" zusammenzählt, eine Stelle welche zugleich das Mark des Buchs enthält und folgendermaßen lautet:

„Der Engländer glüht für Freiheit, der Franzose für Gleichheit. Nicht folglich, aber damit übereinstimmend achtet der Franzose persönliche Freiheit im Verhältniß ebenso gering wie der Engländer sociale Ungleichheit. Eine Folge ist Dies um deswillen nicht, weil der amerikanische Zweig der angelsächsischen Race uns ein Volk erblicken läßt welches die Liebe des Briten zu persönlicher Freiheit mit der französischen Unduldsamkeit socialen Uebergewichts vereinigt. Auf Kosten persönlichen Ungemachs will der patriotische Franzose sein Vaterland lieber glorreich und mächtig als im Wohlstande sehen, während der vernünftige Engländer den soliden Wohlstand seines Vaterlandes, welcher ihm unmittelbaren und persönlichen Gewinn bringt, höher anschlägt als dessen Ruhm und Vergrößerung. Schreiber Dieses ist überzeugt, daß mehr Franzosen für die Ehre und den Ruhm Frankreichs als für dessen Freiheiten in den Tod gehen, daß hingegen mehr Engländer für die Vertheidigung von ihres Vaterlandes Freiheit ihr Leben opfern würden als um dessen Macht zu erweitern und seinen Namen zu verherrlichen. Solche Zwecke im Auge neigt sich der Franzose von Natur der Centralisation, der Brite der Selbstregierung zu. Von jeher hat der Engländer sich für Freiheit der Presse, der Franzose sich für Freiheit der Rede entschieden. Weder Strafen noch Parlamentsacte haben den Engländer verhindert zu schreiben, oder den Franzosen zu reden wie und was sie dachten. Als in England Pranger und Galgen das Loos gewisser religiösen und politischen Meinungen wären, wurden sie hartnäckiger und kühner verfochten als die französische Presse es unter Ludwig Philipp gewagt hat, während auf der andern Seite das Kaiserreich in seinen despotischsten und das Königthum in seinen bigotesten anterevolutionnairen Tagen die Zungen ihrer Unterthanen nicht zu fesseln oder in französischer Gesellschaft die Aeußerung politischer und religiöser Gesinnung zu unterdrücken vermochten wie solche gegenwärtig in London und Edinburg der gute Ton verbietet. Gegen das Lächerliche ist der Engländer bis zum Unglück unempfindlich, der Franzose empfindet es bis zur Krankheit. In England hat der Witz nicht die Macht einen Misbrauch fortzuräumen, einen Irrthum bloßzustellen, einen Thor schamroth zu machen. In Frankreich kann das Lachen eines Thoren das Genie um seine Macht, die Weisheit von ihrem Pfade bringen. In der Religion nähert sich der Angelsachse dem Fanatismus, der Franzose dem Aberglauben. Daher charakterisirt häufig Leichtsinn die Religiosität des Franzosen, und entstellt Heuchelei die des Angelsachsen. Der Franzose glaubt oder glaubt nicht ohne mehr darüber nachzudenken als über den Schnitt eines Kleidungsstücks, und man kann nie gewiß sein, ob, wenn er zu denken anfängt, der Fromme nicht als Ungläubiger, der Ungläubige nicht als Frömmler sterben werde. Dagegen ist das Hingeben an religiöse Mysterien bei den Angelsachsen fast allgemein, und leiht nicht blos der nationalen Stimmung einen finstern, ascetischen Anstrich, sondern auch gewissenlosen Speculanten einen sichern Boden zum Betrügen. Der Engländer will Original sein. Wie Das den Genius frei läßt sich zum Erhabenen aufzuschwingen, so läßt es auch die Thorheit unaufgehalten zum Absurden niedersinken. Die Furcht sich lächerlich zu machen hält den Franzosen innerhalb der Schranken der Richtschnur. Er scheut ebenso sehr die Andeutung ein Anderer zu sein, als jeder andere Mensch wie der Engländer die nicht respectabel zu sein. Im Schmäh- und Schimpfwörterbuche des Franzosen zählt der Ausdruck „Quel original!" zu den größten Beleidigungen. Wird er wie gewöhnlich einem Engländer zu Theil, fühlt dieser seinen Stolz geschmeichelt." 10.

Bibliographie.

Bibliothek der gesammten deutschen National-Literatur. 4ter Band. 1ste Abtheilung. — A. u. d. T.: Der keiser und der kunige buoch oder die sogenannte Kaiserchronik, Gedicht des 12. Jahrhunderts von 18,578 Reimzeilen. Nach

12 vollständigen und 17. unvollständigen Handschriften, so wie andern Hülfsmitteln, mit genauen Nachweisungen über diese und Untersuchungen über Verfasser und Alter etc., nebst ausführlichem Wörterbuche und Anhängen zum ersten Male herausgegeben von *Hans Ferdinand Massmann*. 1ster Theil. Quedlinburg, Basse. Gr. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Gotthelf, J., Uli, der Knecht. 2ter Theil. — A. u. d. T.: Uli der Pächter. Ein Volksbuch. Berlin, Springer. 8. 1 Thlr.

Günther, F. J., Weltgeschichte in 50 Lebensbildern. Halberstadt, Frantz. Gr. 8. 1 Thlr.

Keudell, R. W. L. C. v., Die Politiker. Eine Tendenz-Novelle geschrieben im Herbst 1848. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr.

Lachmann, K. H., Ueber die Unsterblichkeit der menschlichen Seele, nach den Vorstellungen des Philosophen Platon und des Apostels Paulos. Landeshut. 1848. 8. 5 Ngr.

Nitschner, J. F., Skjalfa, Trauerspiel in 4 Aufzügen. Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt. Olmütz, Hölzel. Gr. 12. 20 Ngr.

Thomasius, G., Das Bekenntniß der evangelisch-lutherischen Kirche in der Consequenz seines Princips. Nürnberg, Recknagel. 1848. Gr. 8. 1 Thlr.

Wegener, C. F., Ueber die unzertrennliche Verbindung Schleswigs mit Dänemark in staatsrechtlicher Beziehung. Kopenhagen, Reitzel. 1848. Gr. 8. 18 Ngr.

Zeitalter, zweite Novelle vom Verfasser der Erzählung: „Eine Alltags-Geschichte." Dänisch herausgegeben von J. L. Heiberg. Uebersetzt von G. v. Leinburg. Frankfurt a. M., Brönner. 1848. 12. 24 Ngr.

Tageslitteratur.

Anträge und Verhandlungen des Central-Vereins der Wohlthätigkeits-Anstalten im Großherzogthum Hessen über Bedürfniß und Grundzüge eines zeitgemäßen Armen-Gesetzes mit Rücksicht auf das Armen-Gesetz im Königreiche Baiern. Darmstadt. 1848. Gr. 8. 3 Ngr.

Beschlüsse des allgemeinen deutschen Arbeitercongresses zu Frankfurt a. M. Gefaßt in den Monaten Juli, August und September 1848. Darmstadt, Pabst. 1848. Gr. 8. 1 Ngr.

Die Bürgerwehr in Berlin in den Tagen vom 2. bis 15. Juni 1848. Mit 2 Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. 1848. 8. 20 Ngr.

Colquhoun, P., Entwurf zur Bildung einer deutschen Kriegsflotte nebst Kostenanschlag derselben. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Domänen und die Civilliste im Großherzogthum Oldenburg. Oldenburg, Schulze. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Einhorn, Predigt am ersten Tage des Laubhüttenfestes (den 12. October) 1848. Gehalten zu Schwerin. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Fritze, Gebet am Grabe des Kaufmann Ludwig und der Frau Tischlermeisterin Hagedorn, welche in Folge der am 31. Juli erhaltenen Wunden verstorben und den 5. August beerdigt worden sind. 1ste und 2te Auflage. Schweidnitz, Weigmann. 1848. Gr. 8. 1½ Ngr.

— — Die Schreckenstage von Schweidnitz vom 31. Juli bis 3. August 1848 in ihrer Verbindung mit den Zuständen der Gegenwart. Ein Beitrag zur Geschichte der Zeit und der Stadt. Ebendaselbst. 1848. Gr. 8. 4 Ngr.

Gedanken und Meinungen eines Landpfarrers auf Veranlassung der Petition des hochwürdigen Ordinariates an das hohe k. k. Ministerium des Innern, bezüglich der neuen Regelung des Verhältnisses der katholischen Kirche zur constitutionellen Monarchie in Oesterreich. Linz, Haslinger. 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

Günther, J., Die Ereignisse des Jahres 1848 in ihrer Zeitfolge und ihrem innern Zusammenhang dargestellt. Mit Abbildungen, Plänen und Charten. 1ste Lieferung. Jena, Mauke. 1848. Br. 8. 7½ Ngr.

Hecker, F., Die Erhebung des Volkes in Baden für die deutsche Republik im Frühjahr 1848. Mit 4 Abbildungen. Basel, Schabelitz. 1848. Gr. 8. 18 Ngr.

Hindorf, C., Rede bei der Fahnenweihe der Bürgerwehr von Ober-Farnstädt gehalten am 17. September 1848. Eisleben, Reichardt. 1848. 8. 2 Ngr.

Jarisch, H. A., Ueber die Aufhebung der Klöster. Ein Promemoria für den Reichstag. Wien, Gerold. 1848. 8. 3 Ngr.

Koch, F. v., Die Armen- und Arbeiter-Frage unserer Zeit mit besonderer Bezugnahme auf Bayern. Regensburg, Pustet. 1848. 8. 6 Ngr.

Der kurhessische Landtagsabschied vom 31. October 1848, oder was hat Kurhessen seit dem März erlangt? Hanau, König. 1848. Gr. 8. 2 Ngr.

Le Juge, Hugo, Gesang aus den Gräbern im Friedrichshain. Ein Ruf ins Leben. Berlin. 1848. 8. 2½ Ngr.

Regelein, C. v., Die deutsche Reichspost. Beantwortung einer Zeitfrage. Der hohen National-Versammlung in Frankfurt a. M. gewidmet. Breslau, Graß, Barth u. Comp. 12. 3 Ngr.

Oertzen, J. v., Die Möglichkeit des Fortbestehns der Mecklenburgischen Union. Der öffentlichen Prüfung empfohlen. Neustrelitz, Barnewitz. 8. 2½ Ngr.

Pfeil, W., Kritik des Jagdgesetzes für Preußen vom 31. Octbr. 1848. Leipzig, Baumgärtner. Gr. 8. 6 Ngr.

Ringseis, v., Die Münchener barmherzigen Schwestern und ihre Schmäher. München, Kaiser. 1848. Gr. 8. 2 Ngr.

Saefkow, J. F., Ein Wort über unsere Steuer-Reform. Neustrelitz, Barnewitz. 1848. 8. 2½ Ngr.

Schlegel, K., Bedenken über die §§. 18. und 19. der Grundrechte des deutschen Volks, nach welchen die Gemeinden die Lehrer an den Volksschulen besolden und wählen sollen. Ansbach, Gummi. 1848. Gr. 8. 3 Ngr.

Schmidt, J. H., Im ländlichen Grundbesitz die größte Sicherheit alles Erwerbes. Cöslin, Hendeß. 1848. 8. 2½ Ngr.

Schrader, F., Die Arbeiterfrage in Meklenburg. Ein Wort zur Verständigung. Neubrandenburg, Brünslow. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Publicistische und parlamentarische Studien. Tagesfragen von den ausgezeichnetsten Staats-Männern der Gegenwart behandelt und mitgetheilt von C. Wurzbach. Wien, Gerold. 1848. 12. 15 Ngr.

Tippelskirch, F. v., Predigt am Geburtstage des Königs von Preußen am 15. Octbr. 1848. Halle, Mühlmann. 1848. Gr. 8. 2 Ngr.

Ein Todtenopfer zu Ehren Robert Blums. Schwäb. Hall, Haspel. 1848. 16. 2 Ngr.

Die Trennung der Schule von der Kirche. Ein Schriftlein für Jedermann, sowohl in Städten als auf dem Lande. Ansbach, Gummi. 1848. Gr. 8. 3 Ngr.

Uhlich, L., Die Novembertage in Berlin und Brandenburg. Zugleich ein politisches Bekenntniß. Magdeburg, Baensch. 1848. Gr. 8. 1½ Ngr.

Das Eilenburger Volksfest am 6. August 1848. Ein Bild nach dem Leben gezeichnet. Eilenburg, Schreiber. 1848. Gr. 8. 1 Ngr.

Würdig, L., Robert Blum. Gedicht. Dessau, Fritsche. 1848. 8. 1½ Ngr.

Die neue Zeit. Eine Ansprache vorzüglich für den Landmann des Herzogthums Gotha. 1ste bis 3te Auflage. Gotha, Müller. 1848. Gr. 8. 1½ Ngr.

— — Dasselbe. 2tes Heft: Worte der Verständigung für den Bürger und Landmann über constitutionelle Monarchie, Republik und demokratische Monarchie. Gotha, Thienemann. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Zoll-Aphorismen. 1stes Heft.: Hamburg und das Freihafensystem. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1848. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 7. — 8. Januar 1849.

Heinrich Heine in einer französischen Apotheose.

Ueber Heine's Stellung zu den Franzosen sind widersprechende Urtheile im Umlauf. Neulich las ich in einem Aufsatz über die „Deutsche Literatur in Frankreich“ *) das Folgende:

> Das einzige Compliment welches Hr. Heine mit den Uebersetzungen seiner „Reisebilder“ und seiner Arbeiten für die „Revue des deux mondes“ und „Europe littéraire“ den Franzosen abzuzwingen vermocht hat lautete, daß er sich nach französischen Mustern gebildet. Heine war allerdings auch nicht der Mann dazu die Franzosen in Hinsicht auf unsere Literatur eines Bessern zu belehren. Espritmacher seiner Art bringt Frankreich schockweise hervor; sie werden daher übersehen oder vergessen, wenn sie sich nicht täglich beim Publicum in Erinnerung bringen, wie die Redacteure des „Corsaire“ und „Charivari“, welche in einer einzigen Woche ein größeres Capital von Humor, Witz und Ironie verschleudern als Heine in seinen sämmtlichen Schriften angelegt hat.

Dies ist schon aus dem einfachen Grunde ganz unrichtig geurtheilt, weil in den allermeisten Fällen Heine's Ironie und Witz etwas von dem „esprit“ par excellence so wesentlich Unterschiedenes ist, daß man ohne Frage Recht hat mit Gutzkow daran zu zweifeln, ob Heine von dieser Seite in Frankreich jemals sei verstanden worden. Weiter kann man zwar, eben darum, nicht behaupten, daß unserm Landsmanne die Speculation auf französische Lorbern im mindesten geglückt sei; aber dafür haben sich neuerdings einige französische Esprits, besonders Mitarbeiter der „Revue des deux mondes“, ihrerseits aufgemacht dem deutschen Geiste entgegenzukommen. Ihr wohlgemeintes Streben ist auch gewiß höchlich zu rühmen, trotz der wunderlich täppischen Wendungen und piquanten Misverständnisse, die dabei zu unserer Erheiterung gar nicht selten unterlaufen; und bei dieser Gelegenheit ist denn natürlich Heinrich Heine nicht der Letzte den man in seiner Bedeutung anzuerkennen sucht. Die Sache ist nur insoweit anders, als das hohe Lob welches man ihm spendet durchaus nicht zunächst seiner Schriftstellerei: „De la France“ und seinen französischen Mittheilungen über deutsches Geistesleben zugewendet ist, sondern sich vielmehr an Dasjenige hält was die deutsche Poesie Ruhmvolles von der Blüte des Heine'schen Geistes aufzuzeigen hat. Es bleibt dabei zwar nicht ganz unberücksichtigt, daß hier und da dem französischen Geiste Verwandtes und Homogenes in ihm durchbricht — wie ihn denn neulich die „Revue“ einen „Voltaire pittoresque et sentimental“ nannte —, aber im Ganzen wird er denn doch von diesen Bestrebungen mehr auf dem deutschen Boden erfaßt, mit dem er einmal so unleugbar zusammenhängt, ohne daß dabei vergessen würde, wie er auch so manchen Ton echt menschlichen ewigen Gefühls angeschlagen hat, der das Preisen seines Genius über jede Beziehung auf einen bestimmt abgegrenzten Volkscharakter zum Anerkennen seiner weltbedeutend allgemeinen Dichterstellung hinaushebt.

So ist denn jedenfalls mit jenem obigen Urtheile über Heine's Stellung zur französischen Kritik wenig genug von der Wahrheit getroffen. Den deutlichsten Beleg des völligen Gegentheils zu dem dort Ausgesprochenen finde ich in einer — so viel der französische Geist und Ton Dies zuläßt — dithyrambischen Apotheose des Liederdichters Heine von Gérard de Nerval in der „Revue des deux mondes“ *), welche sich an eine weiter unten zu berührende Uebertragung des „Lyrischen Intermezzo“ in französische Prosa anschließt. Heine ist freilich Mitarbeiter der „Revue“ und — eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus! Man könnte diesen Lobgesang aus persönlichen Beziehungen deuten wollen; doch kann uns Das nicht kümmern: die „Revue“ ist ein verbreitetes und angesehenes Organ in Paris, Paris macht und repräsentirt in diesen Dingen so ziemlich das Urtheil von Frankreich, mithin dürfen wir uns sicherlich einfach an die Thatsache halten, daß solche Aeußerungen hier einmal gedruckt vorliegen.

Eine andere Frage ist freilich die, ob ein halbwegs gesund urtheilender, unbestochener Sinn sich dazu verstehen kann alle die wunderbaren, großmächtigen Prädicate und Lobeserhebungen gutzuheißen mit denen Gérard de

*) Neueste Weltkunde von H. M. Malten. Drittes und viertes Beilageheft: Germania. Archiv zur Kenntniß des deutschen Elements in allen Ländern der Erde. Im Verein mit Mehren herausgegeben von Wilhelm Stricker. Zweiter Band.

*) In der Lieferung vom 15. September 1848.

Nerval den Namen Heine überschüttet hat. Und wahrlich, alle deutsche Parteibefangenheit hat es bis jetzt noch nicht so weit gebracht einen „Aristophane philosophe" aus Heine zu machen, und ihn weit über Mimnermus, Tibull, Properz, Ovid, Dante und Petrarca zu erheben. Traurig ist es nun in der That, wenn man Menschen denen alle Kenntniß eines von Andern verspotteten Gegenstandes abgeht, die sich auch nicht im geringsten um diese Kenntniß bemühen, ohne Weiteres im blinden Nachsprechen Ausflüsse einer blos persönlich piquirten, subjectiv verbitterten Stimmung wiederholen, und auf diese Weise sich mit reißender Schnelligkeit Ansichten verbreiten sieht die jeden Zusammenhang mit der Wahrheit verloren haben. Leider ist diese Erscheinung in der deutschen Literatur gar nicht selten. Diejenigen welche der Idiosynkrasie oder der persönlichen Gereiztheit, die allemal in ihren Ausdrücken neben der Wahrheit hingeht, diesen gefährlichen Spielraum in der Oeffentlichkeit anzuweisen sich nicht scheuen, tragen zunächst und zumeist die Schuld des lügenhaften, gewissenlosen Unwesens, welches von da aus in der Literatur um sich zu fressen pflegt. Und ihre Sünde ist um so größer, da sie ja ein von ihnen selbst als unwahr, perfid, ungerecht gewußtes Urtheil gleichwol mit häßlichem Leichtsinn in Umlauf setzen. Heinrich Heine gehört zu Denen, die nicht eben den kleinsten Theil dieses Unfugs unter uns zu verantworten haben, wenn man auch bei mancher Gelegenheit — wie bei dem schmuzigen Kampf wider Börne und Platen — sofort es deutlich genug ausgesprochen hat, wie man seine überlegte und bewußte Lügenhaftigkeit durchschaue. Vor Allem ist es die ganz fälschlich sogenannte „schwäbische Schule", für welche Heine's boshaft hingeworfene Phrasen, die von einer kritischen Würdigung Nichts enthalten, diese mit einer teuflisch malitiösen Geschicklichkeit benutzten und aufgestutzten Kleinigkeiten, diese abgelauschten, an sich unbedeutenden Züge, die er auf so blendende, überraschende Art zum Scheine einer zutreffenden, bleibenden Charakteristik herauszudrehen weiß, im Urtheil der Menge nicht blos, sondern auch einer freilich gewissenlosen Kritik von den übelsten Folgen gewesen sind. So hört man denn auch den Hrn. Nerval, der vielleicht, nein ganz gewiß, Uhland's und Mörike's „Gedichte", Kerner's „Reiseschatten", Mörike's „Maler Nolten" niemals in Händen gehabt hat, sofort in die Welt hineinposaunen, daß Heinrich Heine, während er einerseits die „historische Schule", welche das Mittelalter zu „reconstruiren" versuchte, niedergekämpft, die politische Zukunft Deutschlands vorausgesehen und im voraus verspottet, zu gleicher Zeit die Schule falscher Empfindsamkeit in den schwäbischen Poeten, dies erbärmliche Anhängsel (mauvaise queue) des Goethe'schen Genius, diese leibhafte Albumpoesie, mit einem Hauche vernichtet habe.

Wenn ich, um mit Laube's Herzog Karl zu reden, „der liebe Gott und im Begriff gewesen wäre", das Geschlecht der Zelter zu schaffen, und gewußt hätte, daß Goethe dereinst an einen Zelter jene bekannte unselige Phrase über Gustav Pfizer und die „schwäbische Schule" schreiben werde, so würde ich diese Zelter*) ungeschaffen gelassen haben!

Nach der einleitenden Bemerkung über diese doppelte Mission, die Heine auf dem Gebiete der Kritik erfüllt haben soll, geht Nerval auf dessen eigene dichterische Bedeutung über, indem er behauptet, seine Poesien, voll glühender und, sozusagen, „handgreiflicher" Liebe (Gott wie naiv!), hätten das Recht des Schönen gegen das falsche Ideal, den rücksichtslosen Ausdruck echter Geistesfreiheit gegen die religiöse Heuchelei wieder geltend gemacht. Diese Behauptung steht auf sehr schwachen Füßen! Ganz gewiß muß man anerkennen, daß Heine vielen schnöden Plunders die deutsche Poesie herzhaft entledigt, und die prunklos einfache Aeußerung innerer Vorgänge mit magischem Zauber uns nahe zu bringen gewußt hat; dennoch aber gibt es ohne Zweifel viele aufrichtige und verständige Verehrer des Schönen, die das Recht des letztern fern von den Regionen suchen, wo es Heine so oft geltend machen will; und ob alle Vorkämpfer der echten Geistesfreiheit ihre Sache in der nicht selten pöbelhaft frechen, rücksichtslos schmuzigen Gemeinheit Heine'scher Libertinage mit verfochten sehen mögen, steht doch wol sehr dahin! Der kecke Franzose scheint sich selbst an die Möglichkeit dieses Zweifels zu erinnern, wenn er seiner schlichten Behauptung noch die Verwahrung des folgenden Satzes beigibt:

On a souvent dit, que Heine ne respectait rien, que rien ne lui était sacré: cela est vrai dans ce sens qu'il attaque ce que les petits poètes et les petits rois respectent avant tout, c'est à dire leur fausse grandeur et leur fausse vertu; mais Heine respecte et fait respecter le vrai beau par-tout où il le rencontre.

Wenn man nun auch Heine keineswegs mit den „pe-

---

*) „Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter in den Jahren 1796—1832. Herausgegeben von Friedrich Wilhelm Riemer." Sechster Theil. Die Jahre 1830 Juli bis 1832. (Berlin 1834). Goethe an Zelter (VI, [illegible]—[illegible]): „Von den modernsten deutschen Dichtern kommt mir Wunderliches zur Hand. Gedichte von Gustav Pfizer wurden mir dieser Tage zugeschickt, ich las hier und da in dem halbaufgeschnittenen Bändchen. Der Dichter scheint mir ein wirkliches Talent zu haben, und auch ein guter Mensch zu sein. Aber es war mir im Lesen gleich so armselig zu Muth, und ich legte das Büchlein eilig weg, da man sich beim Eindringen der Cholera vor allen deprimirenden Unpotenzen strengstens hüten soll. Das Werklein ist an Uhland dedicirt, und aus der Region worin dieser waltet möchte wol nichts Aufregendes, Tüchtiges, das Menschengeschick Bezwingendes hervorgehen. So will ich auch diese Production nicht schelten, aber nicht wieder hineinsehen. Wundersam ist es wie sich die Herrlein einen gewissen sittlich-religiös-poetischen Bettlermantel so geschickt umzuschlagen wissen, daß, wenn auch der Ellbogen herausguckt, man diesen Mangel für eine poetische Intention halten muß. Ich lege es bei der nächsten Sendung bei, damit ich es nur aus dem Hause schaffe. Weimar, den 4. Oct. 1831." Man vergleiche damit Heine's „Atta Troll", Cap. [illegible], S. [illegible], wo dem von der Hexe Uraka in einen Mops verwandelten Schwabendichter die Worte in den Mund gelegt werden:

Rauben Sie mir nicht den sittlich
Religiösen Bettelmantel,
Welcher meine Blöße deckt!

[illegible] poètes" will rangiren lassen, so wird man doch nicht verhehlen können, daß er sich so gut wie diese häufig genug respectvoll vor seiner erlogenen Größe beugt und ihr Weihrauch streut. Hat Dies jemals ein Dichter den Schwachheiten seines eigenen Genius gegenüber mehr gethan als Heine? Freilich ist er dabei immer schlau genug gewesen, sich die Hinterthür der Selbstironie offen zu lassen. „Man kann getrost die Behauptung Nerval's dahin umkehren, daß Heine nicht einmal Das respectire was von den kleinen Poeten und kleinen Königen respectirt wird; daß es wirklich Ernst, heiliger Ernst diesem Ironiker mit Nichts sei, weder mit sich selbst, mit seiner Größe, noch mit der erhabenen Größe der echten Schönheit. Wäre es ihm mit seiner Größe wirklich Ernst, so würde er sich nicht die Miene geben sie da zu finden, wo andere Leute nur auf die angestrengten Versuche zur Verdeckung seiner Kleinheit und Niedrigkeit stoßen; denn klug genug ist Heine wahrlich, um an sich selbst so gut wie an Andern mit haarscharf eingehaltener Linie diese Scheidung vorzunehmen. Sehr oft allerdings fühlt man sich versucht der Meinung beizutreten, als werde da wirklich nur die echte Schönheit gesucht, als werde nur ihr geopfert, und müsse nur wegen der Nähe ihres strahlenden, majestätischen Glanzes alles Andere so elend farblos, so jammervoll matt und abgeblaßt erscheinen; plötzlich aber enttäuscht uns das Hohngelächter des Blasé, der es lange wußte, daß es nur Decorationsmalerei ist was wir für die göttliche Farbe der Naturwahrheit hielten, und daß diese Decorationspracht ohne den trügerischen Schein der Lampen sich als lumpige Klekserei präsentirt.

„Wo die Ironie als Stimmung in nie ermüdender Reaction gegen alle einfache Regung einer aufrichtigen, herzlichen Begeisterung sich festsetzt; wo das Subject immer noch einen Standpunkt der Reflexion und Kritik über dem Gegenstande einer möglichen Bewunderung einnehmen will; wo es sich schämt irgendwie etwas Festes, nun nicht weiter Anzutastendes zu erkennen; wo die völlig bodenlose Sophistik mit der Devise «Nil admirari!» sich im Dichter oder Kritiker für permanent erklärt, indem sie den Boden auf welchem sie ihren Standpunkt — weil es eben außerhalb der Welt leider keinen gibt — in diesem Augenblick genommen hat im nächsten als sumpfig, zum Versinken gefahrvoll darstellt: da kann von aufrichtiger Achtung irgend eines sittlich oder ästhetisch Werthvollen keine Rede mehr sein." Freilich wird damit nicht geleugnet, daß nicht zuweilen auch von solcher Darstellung, und gerade von solcher, lebendige Liebe für Großes und Schönes zum Ausdruck gebracht, und in dem Leser gewirkt werden könne, denn es wird das Alles in der ehrwürdigsten Herrlichkeit, im lichtesten Bilde vor uns hingezaubert; aber eben die wirksamsten Wendungen der Rede, die schönsten Kräfte des Geistes werden nur deshalb scheinbar ohne allen Hinterhalt zur anschaulichen, reinen Gestaltung des werthvollen Gegenstandes aufgewendet, um dennoch auch hier im Gegensatze auf den noch offen gähnenden Abgrund der Nichtigkeit hinzuweisen. Man muß also nur den Muth und die Festigkeit haben solche, immerhin äußerst verführische, Spiegelfechterei als Das was sie ist zu verachten, und den reinen Genuß an dem echten Kern und Stamm der zwar auch hier vorhandenen, aber in die verdächtige Nähe einer wesenlosen, sinntrübende Phantasmagorien auftreibenden Schattenwelt gebrachten ewigen Schönheit, und die dennoch bleibende Hoffnung auf den Sieg des Wahren sich nicht durchkreuzen und verwirren zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Slawen im Kaiserthum Oestreich.

Durch die neueste Losreißung Oestreichs von Deutschland hat die Frage, ob Oestreich seine Mission als Slawenreich zu erfüllen habe, und ob das Gespenst des Panslawismus hierdurch in die Wirklichkeit treten werde, an Interesse gewonnen. Für Deutschland, ja für ganz Europa wäre es von Wichtigkeit, daß die nördlichen und südlichen Slawen durch ein nicht slawisches Reich getrennt seien, oder mit Einem Wort, daß Oestreich nicht slawisirt werde. Dadurch daß Oestreich den innigen Anschluß an Deutschland, den die Revolution in Wien stets auf ihre Fahne geschrieben, aufgegeben, hat die dortige Regierung einem Wunsche der Czechen entsprochen, und da die Czechen ein slawisches Oestreich anstreben, so könnte man befürchten, Oestreich sei nun auf dem Wege slawisch zu werden, und werde seine Mission, gegen Rußland eine Vormauer zu bilden, nicht erfüllen, da es mit ihm stammverwandt sei, sondern im Gegentheil sich früher oder später mit Rußland vereinigen. Scheinbar wohnt auch die Kraft Oestreichs in den Slawen; denn die Statistik gibt 17 Millionen Slawen, gegen 5 Millionen Magyaren und 7 Millionen Deutsche in Oestreich an. Allein nie sieht man mehr ein, daß Zahlen leblos seien, und man aus ihnen jedes beliebige Resultat gewinnen könne, als wenn die slawischen Parteiführer sich auf politische Arithmetik verlegen wollen. Nicht nur daß aus diesen slawischen Völkern 5 Millionen Polen auszuscheiden sind, welche durchgehends keine Inclination zu den übrigen slawischen Stämmen Oestreichs haben, sondern von der großen Erinnerung ihrer nationalen Selbständigkeit getrieben werden; so ist auch die übrige slawische Bevölkerung Oestreichs ohne allen territorialen Zusammenhang durch dazwischen liegende deutsche und magyarische Bevölkerung voneinander gesondert, ferner durch verschiedene, gegenseitig zum Theil unverständliche Idiome geschieden, und auch weder durch geschichtliche Bedingungen noch durch Gleichheit der Bildung, noch endlich durch ein nationales Pathos, das blos in den Köpfen einiger slawischen Gelehrten rumort, miteinander verbunden. Wenn ein Oestreich überhaupt fortbestehen kann, so liegt sein Schwerpunkt nur in Ungarn, das schon zwei mal in der Geschichte bis zum Schwarzen Meere gereicht hat, und dem die Donaufürstenthümer sich schon deshalb anschließen würden, um dem verhaßten russischen Regiment zu entrinnen. Deshalb wollte schon Kaiser Franz als er die deutsche Kaiserkrone niederlegte sich anfangs Kaiser von Ungarn nennen, und erst da die Ungarn Einsprache machten, nahm er den Titel Kaiser von Oestreich an.

Beinahe scheint es auch, daß Deutschland nicht vollkommen begreife wie sehr sein eigenes Interesse mit dem magyarischen Hand in Hand gehe. Die geschichtliche Bewegung, welche im Mittelalter eine religiöse, später eine politische war, jetzt eine nationale und zum Theil schon eine sociale ist, braucht nun einmal solche Fermente; aber die Aufgabe des politischen Denkers ist es dieselben der Menschheit productiv zu machen. Für Oestreich bleibt die slawische Frage der Knoten welcher die Monarchie selbst verbindet, und mit Dank müssen wir es auf-

nehmen, wenn ein Mann wie Tebeldi, welcher in seiner Schrift über die Finanzlage Oestreichs eine genaue Kenntniß der Zustände dieser seltsamen Monarchie verräth, sich mit diesem Thema beschäftigt. Er that Dies durch Herausgabe des Werkchens:

Die Slawen im Kaiserthum Oestreich. Von Albrecht Tebeldi. Wien, Tendler u. Comp. 1848. 8. 11¼ Ngr.

Tebeldi gründet mit Recht seine ganze Erörterung über diese nationale Frage auf eine statistische Basis, die wir, da sie auf die neuesten Zählungen beruht, auch den Lesern d. Bl. mittheilen. Das auf der Volksmenge fußende gegenseitige Gewicht der unter Oestreich vereinigten Stämme ist folgendes:

A. Oestreicher deutscher Zunge.

Böhmen	1,810,732
Mähren und Schlesien	791,167
Oestreich ob der Enns und Salzburg	864,549
Oestreich unter der Enns	1,453,315
Steiermark	659,200
Kärnten	218,308
Krain	12,541
Küstenland und Dalmatien	110,000
Tirol und Vorarlberg	480,177
Galizien	11,000
Ungarn, Civil-Kroatien, Slawonien	986,000
Siebenbürgen	250,668
Militairgrenze	185,500
Summa:	7,833,175

B. Oestreicher slawischer Zunge.

Böhmen	2,508,000
Mähren und Schlesien	1,461,000
Oestreich ob der Enns und Salzburg	—
Oestreich unter der Enns	—
Steiermark	338,000
Kärnten	100,000
Krain	446,541
Küstenland und Dalmatien	490,482
Tirol und Vorarlberg	—
Galizien	5,119,208
Ungarn, Civil-Kroatien, Slawonien	4,857,000
Siebenbürgen	1,150,000
Militairgrenze	951,946
Summa:	17,422,177

C. Magyaren.

Ungarn, Civil-Kroatien, Slawonien	4,657,000
Siebenbürgen	717,910
Militairgrenze	98,000
Summa:	5,472,910

D. Italiener.

Lombardei	2,570,000
Venedig	2,170,000
Tirol	368,000
Istrien und Dalmatien	398,000
Summa:	5,506,000

Nach diesen Berechnungen machen die Slawen den $^{44}/_{100}$ Theil der Bevölkerung des östreichischen Kaiserthums, mithin nahe die halbe Bevölkerung aus. Die Staatssprache ist in Galizien und den deutsch-östreichischen Provinzen die deutsche, in Ungarn die magyarische, im Lombardisch-venetianischen Königreich, in Dalmatien und einem Theil Istriens die italienische. Die Städter beinahe allen Slawenlandes sprechen Deutsch, nur Jene welche der gemeinen Classe angehören sprechen nicht Deutsch. Also blos der Bauer ist Stockslawe. Allein die Interessen des Bauers sind mit der Sprachenfrage gar nicht in Verbindung, er will nur von den Ueberresten des kaum aufgehobenen feudalen Drucks sich befreien, weshalb auch alle Emissaire der Slawen welche in Angelegenheit des Sprachenconflicts agitiren stets dieses Element hineinziehen müssen. Die slawische Sprache fußt daher nur scheinbar in der Mehrzahl des Volks, denn nur in Städten ist die Sprachenbewegung zu Hause. So konnte die polnische Partei in Galizien im Jahre 1846 vergeblich an das Nationalbewußtsein der polnischen Bauern appelliren. Aber nicht blos dieser Indifferentismus des gemeinen Volks ist gegen die Tendenz der Slawen gerichtet, sondern noch mehr die geographische Lage. Galizien ist nach Rußland hin offen, und sein hauptsächlicher Absatzort in mercantiler Hinsicht ist Deutschland, währenddem die Verbindung der galizischen und ungarischen Slawen durch die Karpaten gehindert ist. Die ungarischen Slawen bilden ebenfalls keine compacte Masse, höchstens die nördlichen Comitate ausgenommen. Noch unhaltbarer ist in geographischer Beziehung die Stellung der östreichischen Slawen gegen Westen hin. Die deutschen Kreise Böhmens Ellbogen, Saatz und Leitmeritz lehnen fest an deutschem Land. Ebenso leben an den Grenzen Oestreichs und Mährens gegen Böhmen hin Deutsche. Die festen Plätze Böhmens sind in deutschen Händen. Die Slawen befinden sich in der Mitte des Landes in einer völlig unhaltbaren Ebene. Der Mährer haßt den Böhmen von alten Zeiten her. Schlesien ist völlig deutsch gesinnt. Zum Ueberfluß sind die Grenzen Mährens in deutschem Besitz. Die Südslawen sind von den Nordslawen durch deutsches Gebiet getrennt, worunter die militairisch hochwichtige Steiermark. Die obigen Zahlenverhältnisse dürfen uns daher nicht schrecken: Zahlen trügen, und in dem vorliegenden Falle ist es klar, daß bei einem etwanigen Racenkampfe die Slawen trotz ihres numerischen Uebergewichts unterliegen würden. Hierzu trägt noch der Umstand bei, daß ihre Nationaleinheit nur eine scheinbare ist, indem nicht nur die Dialekte bis zur gegenseitigen Unverständlichkeit verschieden sind, sondern auch das Nationalbewußtsein so verdunkelt ist, daß der galizische Bauer „Pole" und „Edelmann" für synonym hält, und im Jahre 1846 ausrief: „Nieder mit den Polen!" Am Slawencongreß in Prag mußten die Vertreter der slawischen Bevölkerung Oestreichs Deutsch sprechen, um sich zu verständigen. Der Sieg des Slawismus in Oestreich ist daher durch alle diese innern und äußern Hindernisse unmöglich, daher auch die Czechen nicht offen auftreten, sondern eine tückische, perfide Politik befolgen, um ihre nationalen Tendenzen durchzusetzen. Aber selbst geschichtlich ist das Recht auf Seite der Deutschen, obschon die böhmischen Geschichtschreiber Klio's Griffel gern in slawische Farben tauchen. Allerdings ist das historische Recht allein keine vernünftige Begründung, wol aber reicht es so weit aus als es mit der Vernunft übereinstimmt. Die Länder an der Ostsee und am rechten Ufer der Elbe waren bis zum 5. Jahrhundert von Deutschen bewohnt. Die Völkerwanderung brachte slawische Volksstämme auf dieses Gebiet, welche unter Otto dem Großen sämmtlich unter deutsche Herrschaft gelangten. Hiermit erfolgte ihre Germanisirung von selbst ohne allen Zwang. Sie nahmen deutsche Sitten an, und durch die Eroberung Karl's des Großen gerieth Böhmen (805) in noch engern Verband mit Deutschland. Seit 1159 war der König von Böhmen Erzschenk und deutscher Wahlfürst, wodurch er Kaiser und Reich untergeordnet wurde. Gegen 800 Jahre machte Böhmen von seiner Kurstimme Gebrauch. Seit Ferdinand I. saßen die Beherrscher von Böhmen und Oestreich ununterbrochen auf dem deutschen Kaiserstuhl. Die hohe Schule von Prag wurde von einem deutschen Kaiser begründet. Die unter der Garantie der europäischen Mächte errichtete Bundesacte von 1815 erklärte Böhmen als zu Deutschland gehörig. Die Bande der Bildung und die materiellen Interessen fesselten es ohnehin fester an Deutschland als jede diplomatische Urkunde. Also auch in staatsrechtlicher Beziehung sind die Slawen im Nachtheil.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 8. —— 9. Januar 1849.

Heinrich Heine in einer französischen Apotheose.

(Fortsetzung aus Nr. 7.)

Die Erkenntniß dieses dämonischen Dualismus, dieser in fortwährenden Antithesen mit sich selbst ringenden, gegen das Göttliche des eigenen Wesens mit boshafter Frivolität aufgelehnten Natur läßt sich nicht bestimmter und anschaulicher ausdrücken als Heine es selbst gethan hat, indem er folgende Strophen aus Karl Immermann's „Cardenio und Celinde" (Act 1, Auftritt 3) dem ersten Theile seiner „Reisebilder" (in der ersten Auflage von 1826, später nicht mehr!) als Motto vorsetzte:

> Des Altars heil'ge Deck', um eines Diebes
> Scheusel'ge Blöße liederlich gewunden!
> Der gold'ne Kelchwein des Gefühls gesoffen
> Von einem Trunkenbolde! Eine Rose,
> Zu stolz, den Thau des Himmels zu empfangen,
> Herberge nun der giftgeschwoll'nen Spinne.

Wie denn überhaupt Heine von Niemandem besser ist erkannt und beurtheilt worden als von sich selbst, wofür in allen seinen Schriften, trotz des unverschämten Selbstlobes, das uns nicht irre führen darf, die klarsten Belege offen daliegen. Gewiß hat er seine eigene in sich zwiespältige Natur vor Augen, wenn er (Nachträge zu den „Reisebildern", 1831, S. 83) bei Gelegenheit der Lady Mathilde sagt:

> Es gibt Herzen, worin Scherz und Ernst, Böses und Heiliges, Glut und Kälte sich so abenteuerlich verbinden, daß es schwer wird darüber zu urtheilen. Ein solches Herz schwamm in der Brust Mathildens; manchmal war es eine frierende Eisinsel, aus deren glattem Spiegelboden die sehnsüchtig glühendsten Palmenwälder hervorblühten, manchmal war es wieder ein enthusiastisch flammender Vulkan, der plötzlich von einer lachenden Schneelawine überschüttet wird.

Das paßt Alles vortrefflich auf Heine selbst, nur daß freilich in diesen Gegensätzen eine weit stärkere Betonung der moralischen Häßlichkeit, des argen Willens nothwendig wird, wenn man auf ihn direct solchen Ausspruch als einigermaßen *erschöpfend* charakteristisch anwenden will. Doch wenden wir uns wieder zu unserm französischen Kritiker. Das Einzige was man Heine vorwerfen kann besteht nach Nerval's Meinung darin, daß er oft mit zu großer Grausamkeit über seine persönlichen Gegner hergefallen ist. Er findet darin die Schattenseite der lichtvollen Erscheinung, die ihn so vollständig geblendet hat. Doch getraut er sich nicht einmal diesen Tadel als solchen noch stärker zu betonen und weiter zu begründen, oder auch nur ohne weitere mildernde Zugabe schlicht für sich bestehen zu lassen, sondern eilt sofort mit der naiv einlenkenden Bemerkung über die Schattenseite hinweg, daß, als Heine später sein Unrecht selbst eingesehen habe, ihm dasselbe schon von Niemandem mehr zum Vorwurf gemacht worden sei, da man, wenn er auch im Unrecht war, wenn auch das von ihm getroffene Opfer Mitleid verdiente, doch die Hand des Meisters in der Weise jener Executionen erkannte.

> Il ne la (victime) fait pas souffrir long-tems, il l'abat d'un coup de stylet ou la dépouille en un instant de ses deux mains, comme Apollon arrachant la peau de Marsyas.

So ist unversehens auch aus diesem Tadel ein Lob geworden, welches diese Logik der blinden Vergötterung ganz ungenirt zugleich aller Welt in den Sinn legt.

> Er thut zwar himmelschreiendes Unrecht, aber er thut es mit so viel Grazie; er mordet zwar, aber er läßt das Opfer nicht lange zappeln, er mordet so gnädig rasch: wer kann dem liebenswürdigen Scharfrichter gram sein!

Mit der Logik einer solchen Moral würde Hr. Gérard de Nerval in der Vertheidigung peinlich angeklagter Missethäter sich ohne Zweifel durch staunenswerthe Leistungen auszeichnen! Das Schlimmste ist, daß er, wenigstens in Bezug auf den beiweitem größten Theil des Publicums, vollkommen Recht hat, und Heine weiß Das: darum ist ein Kampf mit ihm so gefährlich. Man sagt sich zwar, das helle Unrecht ist auf der Seite des siegenden Spötters, darum läßt man aber doch diesem Spötter seinen leicht errungenen Sieg. Wer muß nicht lachen, wenn ein unschuldiger, ehrbarer Mann von dem Heine'schen Witz plötzlich zu einer so unaussprechlich komischen Caricatur herausstaffirt wird! Heine ist gefährlich, weil er die Lacher, mit äußerst seltenen Ausnahmen, immer auf seiner Seite hat. Uebrigens meine ich denn doch, was sein Verfahren auf diesem Gebiete der persönlichen Polemik angeht, so wird das *rechtliche Urtheil*, unbekümmert um die überraschend neue Ansicht des französischen Enkomiasten, einfach dahin lauten, daß er hier am allerosffenbarsten gezeigt hat, wie gleichgültig in den meisten Fällen, wie verhaßt in manchen andern ihm die Wahrheit ist. Welches widerwärtigere Geständniß kann

man von einem Manne vernehmen als das: er habe, aus Erbitterung über das Vergehen Anderer an seiner Eitelkeit, die empörendsten Scheußlichkeiten zusammengelogen! Man hat dies Geständniß von Heine vernommen: „Plus tard il a reconnu ce tort.“ (G. de Nerval.)

Außer Wolfgang Menzel wüßte ich in der That keinen seiner Gegner in welchem er zugleich einen Feind der freien Schönheit bekämpft hätte. Will man auch immerhin zugeben, daß er Gustav Pfizer's Gedichten, auch ohne von diesem in der „Deutschen Vierteljahrsschrift“ angegriffen worden zu sein, keinen besondern Geschmack möchte abgewonnen haben, so wird man es doch — trotz einiger vortrefflichen Witze im „Schwabenspiegel“ *) — verwerflich finden, daß er wider besseres Wissen sich darin gefallen konnte, während er an jenem Einzelnen sein Müthchen kühlte, mit Ausbeutung jener beschrienen Goethe'schen Phrase sich zugleich über eine Reihe anderer Dichter herzumachen, die nun einmal, unglücklich genug, einen wenn auch nur äußern Zusammenhang mit dem Hauptgegner, und außerdem Gelegenheit zu einigen Paradescherzen für sein virtuoses ironisches Talent darboten, übrigens aber in ihren Werken keineswegs ärmliche Beiträge zur Verherrlichung der Schönheit niedergelegt haben. Bei alledem bleibt das — nun stereotyp und damit langweilig — gewordene Ironisiren Gustav Pfizer's und der „schwäbischen Dichterschule“, ja selbst die häßliche Versündigung gegen Platen, dessen Angriff immerhin wenigstens zu einer beißenden Erwiderung herausfoderte, noch harmlos gegen die entsetzliche, bis zum ekelhaften Wahnwitz gehende Niederträchtigkeit die ihn das Buch „Ueber Ludwig Börne“ schreiben ließ. Denn hier gesellt sich zu der schamlos gemeinen Sinnesart, zur lächerlichsten Eitelkeit, zur bewußten, wohlbedachten Lüge noch die Feigheit. Heine hat sich wohl gehütet von selbst einen Kampf anzuregen, wo er erwarten konnte mit gleichen Waffen bekämpft zu werden. Ludwig Börne war ein todter Ritter. Ich meine, in solchem Zusammenhange den Namen des Aristophanes zu nennen müsse für jede sittlich kernhafte Anschauung als eine Blasphemie erscheinen.

Weiterhin wird Heine von Nerval das Prädicat eines „Julian der Poesie“ zugetheilt, weil er stets eifrig darauf bedacht gewesen die vergessenen Spuren und Grundzüge der antiken göttlichen Schönheit wieder ans Licht zu bringen. Daran schließt sich eine alberne Vergleichung zwischen ihm und Goethe in einem der Anatomie entnommenen Bilde, die kurz und gut darauf hinausläuft, daß Heine's Bedeutung denn doch am höchsten anzuschlagen sei. Hr. Nerval muß in der That noch eine absonderliche, in weitern Kreisen nicht bekannte Reihe Heine'scher Schriften besitzen, aus welchen sich dieser „Julian der Poesie“, dieser Restaurator antiker, göttlicher Schönheit deduciren läßt; denn in allen mir bekannten Denkmälern des Heine'schen Genius vermag ich keine Spuren dieses göttlich-keuschen, hellenischen Cultus, keine Bausteine zu einer unsichtbaren Kirche antiken Geistes zu entdecken. Daß Heine das Weib am brünstigsten verehrt, wenn es die „braungestreifte Lüge“ abwirft; daß er auf die „Weiblichkeit“ am besten zu sprechen ist, wenn ihre „schönen Gliedermassen ohne Widerstreit seinen Wünschen überlassen“ sind; daß er die Menschheit in Hellenen und Juden der Lebensanschauung nach eintheilt, und sich bei dieser Gelegenheit natürlich zu den Hellenen rechnet; daß der Schluß seines Buchs „Ueber Ludwig Börne“ eine Reminiscenz an die „Götter Griechenlands“ in seiner Weise nicht ohne ergötzliche Wendung herauszustaffiren weiß: Dies und noch vieles Andere gleicher Art ist mir lange nichts Neues mehr; daß sich aber darauf Parallelen, wie die angeführte, basiren lassen, ist mir durchaus neu. Was kümmert den schnell fertigen Franzosen die Schwerfälligkeit und Pedanterie germanischer Begriffe! „Heine est en effet Grec avant tout.“ Es ist nicht die Schuld des Hrn. Nerval, daß uns die „große Passion“, ohne welche Heine selbst im leidenschaftlichsten Drängen der jugendlichen Natur nie ein Weib „erkannt“ haben will, nicht genug ist diesem die Mitgliedschaft, oder gar das Priesterthum der unsichtbaren Kirche echt hellenischen Geistes unangetastet zu lassen.

> Himmlisch war's, wenn ich bezwang
> Meine sündige Begier,
> Aber wenn's mir nicht gelang,
> Hatt' ich doch ein groß Plaisir.

oder:

> Blamir' mich nicht, mein schönes Kind,
> Und grüß' mich nicht unter den Linden;
> Wenn wir nachher zu Hause sind,
> Wird sich schon Alles finden.

Sind Das auch Beiträge zu jenem hellenisch-keuschen Cultus göttlicher Schönheit?!

Es ist aber noch nicht genug an dem einfachen Hellenenthum, für welches Nerval in Heine den gewaltigsten Vertreter gefunden hat. Geboren ist Heinrich Heine nun einmal als Hebräer. Das läßt sich nicht wegleugnen, also muß man ihm auch Das irgendwie zur Glorie zu wenden suchen — Kinderspiel für die leichtgeschürzte französische Gedankenklitterung! Man ist nämlich über die Präliminarien hinweg endlich bei der eigentlichen Hauptsache, dem „Intermezzo“, angekommen, welches nach Nerval's Ansicht Heine's originellste Schöpfung ist. Griechen und Römer, die ganze italienische Nationalpoesie, bieten natürlich Nichts was sich mit dieser in Verse gebrachten Heine'schen Liebesgeschichte vergleichen dürfte. Um etwas Analoges zu finden, würde man bis zum Hohelieде Salomonis, bis zur großartigen Pracht der orientalisch glutvollen Phantasien hinaufsteigen müssen. Der Sprung ist gemacht! Da stehen wir und bestaunen das Ei des Colombo: der Hebräer Heine wird, um ihm doch trotz dieses unangenehmen Ursprungs das Hellenenthum zu retten, kurz und gut mit der Erotik des Königs Salomo in Zusammenhang gebracht, welchen er ohne Zweifel als einen rechtgläubigen Bruder in der Gemeinschaft unserer lieben Frauen Aphrodite zu begrüßen kei-

*) Im „Jahrbuch der Literatur“, erster Jahrgang (Hamburg 1839).

nen Anstand nimmt. In der That, die Zusammenstellung ist genial erfunden; denn allerdings würde nach der oben erwähnten Sonderung der Menschheit in Hellenen und Juden, wie sie Heine vornimmt, dem Könige Salomo das hellenische Bürgerrecht nicht entgehen können.

Son origine hébraique fait retrouver au voltairien Henri Heine des accents et des touches dignes de Salomon, le premier écrivain qui ait confondu dans le même lyrisme le sentiment de l'amour et le sentiment de Dieu.

Also ganz im Reinen scheint Hr. Nerval mit sich darüber nicht zu sein, ob er mit den „Theologen, die wie einfältige Aeltern diesen Wechselbalg — das Hohelied — für ein echtes Kind halten" (Vischer), zusammenstimmen, oder sich aller allegorischen Gedanken dabei entschlagen soll!

Die nun folgende Schilderung der im „Intermezzo" besungenen Liebe ist wirklich nicht übel geschrieben, indem sie in der Manier den eifrigen Schüler Heine's nicht verkennen läßt; nur macht sich auch hier der von vornherein störende, von uns bereits zurückgewiesene, Irrthum geltend, als sei das Alles heiliger, sentimentaler deutscher Ernst, als sei Nichts von frivolem, lügnerisch-coquettem Spiele in dem Heine'schen Geiste. Glaubt denn dieser begeisterte Kenner des letztern an einen ehrlichen Liebesschmerz, an eine gesunde Gefühlsverzweiflung des vielseitigen Poeten, hat er nie einen Blick gethan in die wohlassortirte Galerie jener gutmüthigen Huldgöttinnen der Boulevards, die Einem „Nichts abschlagen" können: diese Hortensien, Yolanthen, Marien — und wie sie sonst Namen haben mögen?

Darin allerdings muß man ihm Recht geben, daß Heine in diesen Liedern die abgelauschten Züge verliebter Herzen, diese Freude am Gequältwerden, dieses „immer Gehen und Wiederkommen", diese wollustvolle Verdammniß, zum Erschrecken wahr und natürlich wiedergegeben hat; aber es wurde ihm Das eben nur dadurch möglich, daß ihm selbst alle diese „alten und immer neuen Geschichten", dies Ein- und Ausquartiertwerden so oft in den krausesten Variationen passirt sind. Er ist so in die Uebung gekommen, daß man oft wirklich nicht merkt wie er blos vortrefflich Komödie spielt; bis er einmal plötzlich das ironische Gelächter über seine eigene tragikomische Virtuosität nicht mehr zurückzuhalten vermag. Deshalb ist es ein großer Irrthum, wenn Nerval, statt anzuerkennen, daß denn doch die Täuschung, die völlige Auflösung, die hämische Negation alles echten Empfindens das Ende vom Liede sei, seine einleitende Betrachtung folgendermaßen schließt:

Ce qu'il y a de surprenant, c'est que ces images si fugitives, ces impressions si vaporeuses, sont taillées et ciselées dans le plus pur marbre antique, et cela sans fatigue, sans travail apparent, sans que jamais la forme gêne la pensée.

Der große Irrthum liegt freilich nur in dem „reinsten antiken Marmor", in welchen diese „flüchtigen" Bilder sollen eingegraben sein: ein Irrthum auf welchen der mit solcher Zusammenstellung sich ergebende Widerspruch schon hätte hinweisen müssen. Darin jedoch muß man diesem Ausspruche unbedingt Recht geben, daß man dem Heine'schen Stil die Sorgfältigkeit der Feile niemals ansieht, daß uns die graziöseste Leichtigkeit, ja oft eine gewiß nicht zufällige, elegante Saloperie Nichts von der Arbeit ahnen läßt, und daß vor Allem dem Gedanken niemals durch die Form Gewalt angethan wird.

(Der Beschluß folgt.)

Die Slawen im Kaiserthum Oestreich.

(Beschluß aus Nr. 7.)

Das sind die gegebenen geschichtlichen, nationalen und staatsrechtlichen Verhältnisse der Slawen in Oestreich. Tebeldi beschäftigt sich nun damit darzustellen, auf welche Weise die czechomanischen Manoeuvres seit mehren Decennien vor sich gegangen, und wie ihnen entgegenzuwirken sei. Leider ist der hauptsächliche Inhalt seiner Schrift — der letztere Theil nämlich — bereits veraltet. All die Mittel welche Tebeldi angab, um das deutsche Element in Oestreich zu kräftigen und dessen Anschluß an Deutschland zu ermöglichen, sind bereits von der rasch flutenden Zeit überschwemmt. Oestreich gehört nicht mehr zu Deutschland. Dessenungeachtet kann diese Lage der Dinge nur vorübergehend sein, und deshalb können wir noch immer dem Gedankengang des Verf. folgen. Zu tadeln ist bei seiner Darstellung, daß er mehre male einen Anlauf machen und einige male von vorn anfangen muß; es fehlt der logische Fluß der Ideen, der warme, lebendige Connex der Gedanken, es ist nicht die Dringlichkeit und Continuität einer überzeugenden Abhandlung, sondern die nüchterne Zusammenstellung eben nicht tief gehender Betrachtungen. Tebeldi beginnt damit die Zerklüftung der slawischen Stämme zu schildern, welche am Anfange dieses Jahrhunderts noch größer war als jetzt. Das einzige Mittel die stammverwandten Stämme einigermaßen miteinander zu verbinden lag in der Presse, welche jedoch unter dem absoluten Régime geknechtet war. Dessenungeachtet wurde von den Slawisten durch äußerst billige Herausgabe der Königinhofer Handschrift und anderer Schriften, welche das Nationalgefühl wacherhalten sollten, in dieser Richtung gewirkt. Im J. 1831 trat durch Vermittlung der böhmischen Aristokraten die „Matice czeska" ins Leben, welche das slawische Literaturinteresse zu wahren bestimmt war. Diese literarische Gesellschaft war reich genug fundirt. Nach und nach wurde die slawische Sprache, deren man sich früher geschämt hatte, Modesache. Der Verf. schildert nun wie die Amtleute und Geistlichen für den Slawismus thätig waren, und erinnert daran wie Metternich den slawischen Bestrebungen abgeneigt war, während Graf Kolowrat, der absolutistische Minister des Innern, der selbst böhmischer Edelmann war, sich den Interessen der böhmischen Aristokratie anschloß. In diesem Bewußtsein erlaubten sich die böhmischen Landstände mehre Uebergriffe, und als Graf Chotek demselben energische Gegenerklärungen machte, beschlossen die Stände, sie wollten ferner keinen Beamten zum Oberstburggrafen haben. Gern hätten wir es gesehen, wenn der Verf. sich mit der Schilderung der landständischen Bewegungen in Böhmen und deren Einfluß auf die Literatur sowie auf die Landstände der andern Provinzen mehr beschäftigt hätte; allein er schlüpft darüber kurz hinweg, und geht auf die Folgen der Februarrevolution über. Alles Dies ist jedoch viel zu flüchtig skizzirt. Nach der Märzrevolution in Wien glaubten die Provinzen gar nicht an ihre eigene Freiheit, und suchten durch Deputationen an den Kaiser sich einzelne Freiheiten zu erringen. So schickten auch die Czechen eine Deputation nach Wien, um für ihre slawischen Sonderinteressen zu sorgen. Sie erhielten durch das Patent vom 8. April 1848 Zugeständnisse welche sie beinahe in dieselbe Stellung zur Gesammtmonarchie gebracht hätten in welcher sich jetzt Ungarn befindet. Würde auch Böhmen in

einen solchen föderirten Staat jemals verwandelt worden sein, so hätte wol das slawische Element das Uebergewicht über das deutsche erhalten; allein die Regierung hätte sich bequemen müssen auch den Polen, welche mit derselben Petition kamen, und falls die Lombardei zu behaupten gewesen wäre, auch den Italienern eine solche föderative Stellung einzuräumen. Vielleicht wären dann die jetzigen Bürgerkriege in Oestreich unterblieben. Allein es sollte anders kommen. Schon am 9. April legten die Deutschen Böhmens einen Protest gegen die neue Provinzialverfassung Böhmens ein, in welchem sie um den innigen Anschluß an Deutschland petitionnirten. Allein sie wurden auf die Verfassungsurkunde vom 25. April hingewiesen, welche für die gesammte Monarchie octroyirt wurde, und worin die Slawisirung Oestreichs noch entschiedener constituirt war. Der Reichstag, welcher dieser Urkunde gemäß zusammentreten sollte, enthielt eine Volksvertretung von 10,463,231 Slawen, 6,410,989 Deutschen und 766,000 Italienern; das Uebergewicht der Slawen über die Deutschen war mithin in diesem projectirten Reichstag sehr groß. Das Volk von Wien legte vorerst am 15. Mai Protest gegen diese octroyirte Verfassung ein, und verlangte eine constituirende Versammlung, welche nun nach Kremsier exilirt ist. Da die Slawen erkannten, daß ihnen die staatliche Basis ihres nationalen Uebergewichts wieder precair gemacht wurde, so suchten sie auf andere Weise ihre selbständigen Interessen durchzuführen. Die ständischen Ausschüsse Böhmens widersetzten sich dem Ministerialerlasse vom 15. Mai 1848, welcher die Wahlen nach Frankfurt a. M. anordnete. So weit war das Ansehen der Regierung gesunken, daß die Regierungspräsidenten von Prag und Brünn diesem ständischen Collegium, das an und für sich gar keine legislative Gewalt hatte, und bei seiner blos corporativen Zusammensetzung eigentlich durch die Märzrevolution zunichtegemacht worden war, mehr gehorchten als dem Ministerium, und die angeordneten Wahlen nicht ausschrieben. Das Ministerium wiederholte seinen Befehl, ohne daß er von den Regierungspräsidenten vollführt wurde, und so kam es, daß nur einzelne Kreise Böhmens und Mährens für sich nach Frankfurt wählten, wobei die betreffenden Behörden allerlei mögliche Chicanen machten. Die Slawenpartei agitirte inzwischen unaufhörlich, sie glaubte der großen Nationalvertretung in Frankfurt ein ähnliches Parlament entgegensetzen zu können, indem sie einen Slawencongreß nach Prag zusammenberief, der sich am 31. Mai 1848 zu versammeln hatte. Dieser Congreß sprach in seinem Programm die Losreißung Oestreichs von Deutschland und den Umsturz der ungarischen Separatverfassung aus. Das klägliche Ende dieses Congresses ist bekannt, die Slawen erkannten, daß sie vor der Hand sich selbst nicht constituiren könnten, und daß ihre Aufgabe jetzt blos dahin gerichtet sein könne negativ zu wirken, und die Bestrebungen der Deutschen in Oestreich zu paralysiren. Ihre eigene national-gesonderte Lebensunfähigkeit erkennen sie jedoch dadurch noch immer nicht.

Der Verf., welcher die eben angedeuteten Verhältnisse wenn auch sehr skizzenhaft bespricht, macht dann in einem folgenden Capitel einen Rückblick auf die Germanisirung der böhmischen Kronländer unter Maria Theresia, Joseph II. und Franz II., rechtfertigt diese Germanisirung, und weist den Einfluß der deutschen Sprache auf die slawischen Dialekte nach. Dieses ganze Capitel hemmt den Gang der Ideen, und paßt gar nicht an diese Stelle. Ebenso zackig und abgebrochen ist der folgende Abschnitt, welcher von den Parteimännern der Slawen und ihrer Tendenz handelt. Der letzte Abschnitt, welcher die Haupttendenz des Werkchens bilden sollte, ist leider schon veraltet. Er bringt Vorschläge zur Beruhigung der czechisch-böhmischen Kreise und überhaupt der slawischen Länder Oestreichs, um den Anschluß an Deutschland möglich zu machen. Anerkennenswerth ist es, daß sich der Verf. durchgehends auf den realen Boden stellt, und sich nicht ideologischen Träumereien hingibt. Er erkennt die Quellen der Zustände in administrativen und andern staatlichen Basen, und sucht in seinen Vorschlägen diese zu beseitigen. Da er die Hauptstütze der Slawen in dem sogenannten gemeinen Volk erblickt, welches allein Czechisch spricht und durch Emissaire bearbeitet wird, so gehen seine Vorschläge dahin, wie man diese Masse für das deutsche Interesse gewinnen könne. Vieles davon könnte noch jetzt geschehen. Er schlägt Verfolgung der Emissaire, Aufhebung der slawischen Clubs, Auflösung der böhmischen Provinzialstände, Aufhebung der Majorate und Fideicommisse, Theilbarkeitserklärung des Grundes und Bodens, Beseitigung der Herrengerichte, Aufhebung der Landtafelinstitute und Anderes (z. B. Aufhebung des Zehnts) vor, was zum Theil auch schon geschehen ist. Der Verf. verspricht sich von diesen praktischen Vorschlägen einen Sieg der Deutschen. Dazu gehört nun freilich zuvörderst, daß die Deutschen überhaupt eine Partei in Oestreich bilden, was leider nicht der Fall ist. Zunächst ist auch diese nationale Bestrebung in den Hintergrund getreten, und es handelt sich hauptsächlich um Erringung der Freiheit, zu welchem Ziel sich alle Nationalitäten vereinigen sollten.

S. Engländer.

Die häßliche Nase und das Veto.

Eines Abends — heißt es in „Personal recollections of the late Daniel O'Connell, by *William J. O'N. Daunt*" (2 Bde., London 1848) — erzählte O'Connell unter Anderm folgende zwei Anekdoten:

Ein reicher Mann, Namens Hussey, hatte sein Testament gemacht und öffentliche Wohlthätigkeitsanstalten zu Haupterben eingesetzt. Als er auf den Tod krank lag, fragte ihn seine Wirthschafterin, mit wie viel er seine Tochter bedacht habe? Mit 1000 Pfund, war die Antwort, was auch mehr als genug sei, dafern sie einen ordentlichen Mann bekäme. Einen ordentlichen Mann! rief die Wirthschafterin; Gott segne Eure Gnaden. Wie soll sich ein ordentlicher Mann finden der Eine mit einer solchen Nase heirathet? Ja, Das ist sehr wahr, erwiderte der sterbende Vater, die Nase habe ich ganz vergessen, und er errichtete auf der Stelle ein Codicill, worin er seiner Tochter in Betracht ihrer häßlichen Nase noch ein Jahrgeld von 150 Pfund vermachte.

Im J. 1813 war eine Volksversammlung angesagt, in welcher ich über das königliche Veto sprechen wollte. Ein benachbarter Landgeistlicher erwähnte es am vorhergehenden Sonntage in der Kirche ungefähr so: Da ihr, meine lieben Brüder, keinen Verstand habt, so versteht es sich, daß ihr euch von Denen belehren lassen müßt die welchen haben. Die Versammlung, Das wißt ihr, soll wegen des Veto gehalten werden. Keiner von euch hat einen Begriff was das Veto ist. Hört mir also aufmerksam zu, und ich will es euch so hell machen wie wenn Einer pfeift. Das wißt ihr, daß Veto ein lateinisches Wort ist. Was es aber bedeutet, lieben Brüder, Das wißt ihr nicht, denn Lateinisch könnt ihr nicht. So will ich euch Das inwendig und auswendig erklären, und ihr braucht dabei weiter Nichts zu thun als mir andächtig zuzuhören. Das Veto also ist ein Ding welches — nun so viel begreift ihr, daß das Veto ein Ding ist welches — welches eben Gegenstand der morgenden Versammlung sein soll. Das Veto, sage ich euch, ist ein Ding welches, kurz und gut und mit Einem Worte, lieben Brüder, viel verständigern Leuten als euch den Kopf verwirrt hat. Da nun Keiner von euch leugnen wird, daß Keiner von euch im Stande ist einzusehen was das Veto ist, so wäre es rein verlorene Zeit weiter davon zu sprechen. Demnach schließe ich mit einem Rathe, lieben Brüder. Ich rathe euch, geht morgen zur Versammlung, paßt genau auf was der Advocat O'Connell sagt, und laßt es euch nicht etwa einfallen nicht zu thun was er euch befiehlt. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 9. —— 10. Januar 1849.

Heinrich Heine in einer französischen Apotheose.

(Beschluß aus Nr. 8.)

Es folgt nun die Uebersetzung der Intermezzo-Lieder selbst. Heine'sche Verse in französischer Prosa! Damit ist Alles gesagt was man von solcher Unternehmung Trauriges sagen kann. Anerkennenswerth ist dabei der in dem Uebersetzer selbst aufsteigende Zweifel, ob unter seinen Händen noch eine Spur von jener anschaulichen Plastik des Originals bleiben werde; denn wie gerecht ist dieser Zweifel! Uebrigens fällt Das nicht dem Hrn. Nerval zur Last, sondern lediglich dem nicht zu vermittelnden Zwiespalte zwischen dem Geiste in welchem Heine die deutsche Dichtersprache behandelt hat, und dem der französischen Redeweise. Ist doch in der von Heine selbst gegebenen Französirung seines „Atta-Troll"*) die eigenthümliche Färbung, das charakteristische Leben des deutschen Gedichts um Nichts weniger kläglich weggekommen! Wir könnten hieran lernen, wenn wir es nicht schon wüßten, daß Heine in der Romantik steckt, und daß er auch in der Behandlung der Form, mag er sie immerhin noch so gewandt zu behandeln, und mitunter gar zu „anschaulicher Plastik" herauszugestalten wissen, nicht auf hellenischen Ruhm Anspruch machen kann. Heine sagt selbst („Der Salon", II, 84 u. 85):

> Die Ausdrücke „classisch" und „romantisch" beziehen sich also nur auf den Geist der Behandlung. Die Behandlung ist classisch, wenn die Form des Dargestellten ganz identisch ist mit der Idee des Darzustellenden, wie Dieses der Fall ist bei den Kunstwerken der Griechen, wo daher in dieser Identität auch die größte Harmonie zwischen Form und Idee zu finden. Die Behandlung ist romantisch, wenn die Form nicht durch Identität die Idee offenbart, sondern parabolisch die Idee errathen läßt. Die Idee ist in der Form nur wie ein Räthsel angedeutet.

Mich dünkt daß Heine in diesem Sinne sehr häufig mit den vorzugsweise sogenannten Romantikern völlig eine und dieselbe Richtung verfolgt; daß er sogar noch viel weiter gegangen ist in dem andeutenden und in der Andeutung scheinbar sich schon wieder zurückziehenden Charakter des Stils. Daß er nicht von der Leber weg rede, wo es ihm darauf ankommt, werden wir nach unsern obigen Aussprüchen am wenigsten behaupten wollen; aber dennoch bleibt eine eigenthümliche Art des Ahnenlassens, wo uns der eigentliche Gedankeninhalt gleichsam halb erkannt aus blauer Ferne zuwinkt, ein Hauptcharakterzug seines Stils, namentlich in der Poesie. Empfindungen, unklare, fast dem Physischen sich nähernde Fühlungen kann man doch kaum darstellen, ohne daß sie sich unversehens in bestimmte Gedanken umkleiden. Heine's Talent zeigt sich an vielen Stellen wenigstens auf dem Wege zur Erfindung der Kunst dennoch das unsagbare in uns Webende und Wogende, dieses unendlicher Deutung überlassene innere Treiben im Formgeben, ebenso wol vor jener Wandelung in den abgegrenzten Gedanken als vor der unklar faselnden Verschwommenheit zu bewahren. Man hat sich bei ihm gewöhnt hinter dem einfachen Worte, der einfach ausgesprochenen Thatsache immer noch einen ironischen Hinterhalt, eine malitiös versteckte Bedeutung, einen abgeleiteten vergleichenden Witz zu suchen, weil er uns glauben gemacht hat, daß er keine Sache einfach um ihrer selbst willen vortragen könne.

So ist Heine's Stil, sei er giftig oder sentimental, immer in dem von ihm selbst ausgesprochenen Sinne romantisch, und darum müssen französische Uebertragungen seiner Poesien immer mislingen. Die giftige Romantik, die meuchelmörderische Zweideutigkeit steht dem französischen Idiom in gleicher Weise zu Gebote, darum konnte Heine trotz seiner Romantik ein eleganter französischer Prosaist werden; aber was es für Resultate gibt, wenn das unsagbare „Hinausweh", der ziellos sehnsuchtsvolle Einsamkeitsschmerz, der Heine'schen Lieder in den pariser Salon eingeführt werden soll, Das mag, statt aller andern, das folgende Beispiel uns lehren:

Ein Fichtenbaum steht einsam Im Norden auf kahler Höh'. Ihn schläfert; mit weißer Decke Umhüllen ihn Eis und Schnee.	Un sapin isolé se dresse sur une montagne aride du Nord. Il sommeille; la glace et la neige l'enveloppent d'un manteau blanc.
Er träumt von einer Palme, Die, fern im Morgenland, Einsam und schweigend trauert Auf brennender Felsenwand.	Il rêve d'un palmier, qui, là-bas, dans l'Orient lointain, se désole solitaire et taciturne sur la pente d'un rocher brûlant.

Der früher schon berührte Irrthum, als sei die Ge-

*) Siehe „Revue des deux mondes", XVII. Tome, XVIIe année. Nouv. serie. Paris 1847. 15 Mars. 6e Livraison, pag. 973—1006: „Atta-Trole." Rêve d'une nuit d'été par Henri Heine.

schichte der Heine'schen Intermezzoliebe wirklich eine ehrliche Herzenstragödie, kehrt in noch bestimmterm Ausdrucke an der Stelle wieder, wo der Uebergang zur Mittheilung eines Gedichts, das passend den Schluß bieten möchte, gesucht wird:

— — ces vers où chaque strophe est une goutte du sang pourpré, qu'exprime la main convulsive du poète en pressant son noble coeur, en exposant sa blessure mortelle aux regards de la foule indifférente.

Heine coquettirt als „sterbender Fechter" vor dem Publicum, das seinem oft recht täuschend nachgemachten Schmerzensausdruck gerührt Beifall klatscht. Mit der „tödtlichen" Verwundung ist es nicht weit her. Ein Dummkopf wer nicht sieht, daß jene Tropfen des purpurnen Herzblutes blos gemalt sind! Die wischt man ab wenn die Komödie vorüber ist, und sie machen bei der gefühlvollen Menschheit denselben Effect wie echte. Wären sie bei Heine immer echt gewesen, ach — der wäre jetzt lange verblutet!

So sehr die bisherigen Aussprüche über Heine's Bedeutung und Dichterwerth theils als völlig haltlos und unrichtig abgewiesen, theils als lächerliche Hyperbeln vorsichtig eingeschränkt, und auf ein wahres Maß zurückgeführt werden mußten, so unbedingt fodert das Urtheil Nerval's, wie es sich am Schluß des Aufsatzes geltend macht, zur Beistimmung auf. Er weist hier nämlich sehr richtig und treffend auf Heine's außerordentliche Gewalt und Lebendigkeit in der Naturanschauung hin:

Comme tous les grands poètes, Heine a toujours la nature présente. Dans sa rêverie la plus abstraite, sa passion la plus abîmée en elle-même ou sa mélancolie la plus désespérée, une image, une épithète formant tableau, vous rappellent le ciel bleu, le feuillage vert, les fleurs épanouies, les parfums qui s'évaporent, l'oiseau qui s'envole, l'eau qui bruit, ce changeant paysage qui vous entoure sans cesse, éternelle décoration du drame humain.

Es ist gerade bei der in der deutschen Poesie stellenweise wahrhaft zur Manie gewordenen, langweilig salbadernden, dick farbenklecksenden Naturmalerei nicht genug zu rühmen und anzuerkennen, wenn ein kurzangebundenes Talent, wie Heine's, mit zauberhaft anschaulicher Einfachheit der Schilderung, oft nur mit leisem Hinhauchen der Umrisse in die herzergreifende Stimmung einer Landschaft, in die geheime Werkstatt des Naturgeistes selbst uns hineinversetzt.

Mit gleichem Rechte wird, besonders hinsichtlich der Stellung zum Weibe, Heine's Freiheit von der Illusion gerühmt. Dieser Ruhm ist zwar ein trauriger, und wird nur durch schmerzliche Irrthümer erkauft, aber immer ein Ruhm! Und mag noch so viel Lügenhaftes in Heine's Schmerz und Zerrissenheit liegen, so glaube ich doch, daß nur geistlose Philisterhaftigkeit ein bloßes Coquettiren darin wird finden wollen, wenn es in der „Götterdämmerung" heißt:

— — ich hab' durchschaut
Den Bau der Welt, und hab' zu viel geschaut,
Und viel zu tief, und hin ist alle Freude,
Und ew'ge Qualen zogen in mein Herz.
Ich schaue durch die steinern harten Rinden
Der Menschenhäuser und der Menschenherzen,
Und schau' in beiden Lug und Trug und Elend.
Auf den Gesichtern les' ich die Gedanken,
Viel schlimme. In der Jungfrau Schamerröthen
Seh' ich geheime Lust begehrlich zittern,
Auf dem begeistert stolzen Jünglingshaupt
Seh' ich die bunte Schellenkappe sitzen;
Und Fratzenbilder nur und sieche Schatten
Seh' ich auf dieser Erde, und ich weiß nicht,
Ist sie ein Tollhaus oder Krankenhaus.

In dieser Freiheit selbst von der Illusion, ohne welche das Leben aufhört lebenswerth zu sein, in diesem nackt hingeworfenen Resultat der grenzenlosen Skepsis, in diesem entsetzlichen, kalt verzweiflungsvollen Blicke auf die große Lüge der Menschenwelt liegt eine Erhabenheit welche jedes solchen Eindrücken einigermaßen offene Gemüth mit furchtbarer Gewalt ergreifen muß.

Wenden wir uns zum Abschiede noch einmal zu dem holden Geschwätz des Franzosen, der denn doch wol, trotz all seiner schwärmerischen Verehrung des Heine'schen Genius, von solchen „Götterdämmerungen" keine Ahnung hat. Es scheint an dieser Stelle bei dem unkritischen Kritiker eine wenn auch nicht beabsichtigte Selbstwiderlegung der früher ausgesprochenen Ansicht zum Durchbruch gekommen zu sein, nach welcher man Heine völlig in der Illusion befangen glauben konnte.

Ce qu'il y a de beau dans Henri Heine, c'est qu'il ne se fait pas illusion; il accepte la femme telle qu'elle est, il l'aime malgré ses défauts et surtout à cause de ses défauts; heureux ou malheureux, accepté ou refusé, il sait qu'il va souffrir et il ne recule pas; voyageant, à sa fantaisie, du monde biblique au monde païen, il lui donne parfois la croupe de lionne et les griffes d'airain des chimères. La femme est la chimère de l'homme, ou son démon, comme vous voudrez, un monstre adorable, mais un monstre; aussi regne-t-il dans toutes ces jolies strophes une terreur secrète. Les roses sentent trop bon, le gazon est trop frais, le rossignol trop harmonieux! Tout cela est fatal; le parfum asphyxie, l'herbe fraiche recouvre une fosse, l'oiseau meurt avec sa dernière note . . . Hélas! et lui, le poète inspiré, va-t-il aussi nous dire adieu?

Heine's Lieder haben den ungläubigen, frivolen Sohn des modernen Frankreichs sentimental gemacht. Sogar ein romantisches deutsches Fragezeichen! Sollte man nicht glauben, die große „entente cordiale", an deren Herstellung Arnold Ruge mit seinen „Deutsch-französischen Jahrbüchern" scheiterte, sei durch Heine's „Intermezzo", durch die magnetische Gewalt deutscher Liebe und deutscher Träumerei zur Wahrheit geworden?!

W. Heinsen.

Die Minnesänger als politische und sociale Partei an einer Auswahl ihrer Lieder dargestellt von L. Ernst. Güstrow, Opitz u. Comp. 1847. Gr. 8. 12 Ngr.

Die neue Ausgabe der Minnesänger von von der Hagen hat dem Verf. der obigen Schrift Veranlassung gegeben eine Anzahl von Gesängen der Heroen und Meister des 13. Jahrhunderts bis zur Zeit Rudolf's von Habsburg, die sich auf politische Verhältnisse beziehen, nach bestimmten Rubriken zusammenzustellen. Er will dabei besonders beweisen, daß der Minnegesang nicht, wie zeither nach Grimm und Gervinus angenommen worden, mit dem Verfalle des Reichs 1245 abgeblüht

sei, sondern die zunächst nach Walther von der Vogelweide dichtenden Sänger, besonders die bürgerlichen Meister, hätten als politische Dichter in tüchtiger Gesinnung und plastischer Kraft des Ausdrucks selbst Walther übertroffen. Sie wären nach dem Uebergange aus einer unsittlichen und inhumanen, aber glücklichen Zeit in eine sittliche aber unglückliche Epoche die ehrenhaften Vertreter der öffentlichen Meinung und in diesem Sinn eine Partei gewesen, welche die Reformation habe mit vorbereiten helfen.

Gewiß ist es sehr erfreulich, wenn die jetzt mehr zugänglichen Schätze unserer ältern Literatur zur Erkenntniß der sittlichen Zustände unsers Mittelalters immer mehr ausgebeutet werden. Daher begrüßen wir freudig was der Verf. in dieser Beziehung theils angeregt, theils zum Verständniß jener Zeit mitgetheilt hat. Soll aber ein derartiges Bestreben einen bedeutenden Erfolg haben, so müssen diese Verhältnisse schärfer und gründlicher erfaßt und dargestellt werden. Dann wird man auch nicht in einen jetzt sehr gewöhnlichen Fehler verfallen, dessen sich auch der Verf. schuldig gemacht hat, in der Opposition gegen eine, sei es wirkliche oder nur eingebildete, Ueberschätzung einer Richtung in der Cultur- und Literaturentwickelung wieder eine andere Richtung zu überschätzen die man zeither mehr zurücktreten ließ.

Es ist in der That Nichts leichter als dem Walther von der Vogelweide, dem der Verf. nicht günstig gesinnt ist, in verschiedenen Epochen seines Lebens eine Sinnesänderung nachzuweisen, und dagegen Dichtungen nachfolgender Meister anzuführen die nach des Verf. Meinung eine tüchtigere Gesinnung kundgeben. Will man nur Einzelnes herausgreifen, so dürfte es ebenso leicht sein gerade das Gegentheil herauszubringen. Damit ist aber der geschichtlichen Wahrheit nicht gedient. Der einzige Weg der zum Ziele führt ist die genaue Prüfung Dessen was jeder einzelne Dichter gesagt hat, mit genauer Berücksichtigung der Zeitverhältnisse, die manche Aeußerung rechtfertigen welche an und für sich bedenklich erscheint. Erst nach solcher Prüfung, so weit sie möglich ist, können wir ein einigermaßen genügendes Urtheil über die Gesinnung jener Männer fällen, und da dürfte Walther im Ganzen doch als der Mann und Dichter erscheinen wie ihn uns Uhland, Grimm, Gervinus u. s. w. dargestellt haben. Mögen die Meister nach ihm Manches gar schön und kräftig ausgesprochen haben, dennoch aber tragen sie das Gepräge der Uebergangszeit, und stellen im Ganzen in Stoff und Form den Verfall der Minnepoesie dar. Daß die bessere Gesinnung Einzelner in einer Zeit der Auflösung der zeitherigen Verhältnisse sich in freudiger Anerkennung des Guten und in bitterm Groll gegen das Schlechte äußerte, war ganz natürlich. Aber es waren Dies in jener bewegten Zeit einzelne, auch hier oft sehr verschiedenartige Aeußerungen, die durchaus nicht auf eine entschiedene und gemeinsame Richtung der Gesinnung und des Strebens jener Dichter und noch weniger, wie vom Verf. mehrmals behauptet wird, auf die damals herrschende öffentliche Meinung schließen lassen. So sollen z. B. Reinmar's von Zweter giftige Verse gegen Friedrich II. und das Urtheil der Pfaffen über diesen Kaiser, wie es der Sonnenburger ausspricht, das allgemeine Urtheil der Zeit über den großen Hohenstaufen darstellen. Daher kann von einer politischen und socialen Partei welche die Minnesänger vertreten hätten nicht die Rede sein. Es stehen diese Worte auch nur auf dem Titel der Schrift, und dann wird vom Verf. in der Einleitung noch mit einigen Worten darauf Rücksicht genommen. Die Zusammenstellung der Gedichte selbst aber macht darüber Nichts klar.

So scheint es bis auf weitere gründliche Nachweisung dabei bleiben zu müssen, daß der Verfall der Minnepoesie um die Mitte des 13. Jahrhunderts begonnen habe, und noch weniger dürfte die oben berührte Ansicht des Verf. in diesem Schriftchen irgendwie begründet worden sein, daß die Blüte unsers Mittelalters unter den Hohenstaufen eine unsittliche und inhumane Zeit gewesen sei.

11.

Ein neuer Wunderknabe.

Das Geburtsland dieses neuen Wunderknaben ist Nordamerika, sein Name Truman Henry Safford, und ein in Boston erscheinendes Journal: „Christian alliance and Family visitor", gibt über ihn einen langen Aufsatz, dessen wesentlicher Inhalt um so mehr Erwähnung verdienen dürfte, als gewiß nur wenige Exemplare jenes Journals ihren Weg nach Deutschland finden.

Der Knabe Safford wurde zu Royalton im Windsordistricte des Staats Vermont am 6. Jan. 1836 geboren. Sein Vater ist Landwirth, ein Mann von scharfem Verstande, der in jüngern Jahren sammt seiner Frau Schulmeisterei getrieben. Wie die Hinneigung des Vaters zu mathematischen Studien, so ist von der Mutter ein zarter, reizbarer Körper, so fein und zart, „daß man fast glauben möchte, der Körper denke", auf den Knaben gekommen. Obschon in seinem ersten Jahre nur die äußerste mütterliche Pflege ihm das Leben fristen konnte, hauchte er mit den ersten Worten die er gelernt Fragen über die bleichen schmalen Lippen, deren übernatürliche Verständigkeit die Aeltern doppelt erschreckte, und Jeden der sie hörte staunen machte. Aber nicht vor seinem dritten Jahre verrieth sich die Hauptrichtung seines Geistes, und dann währte es noch drei Jahre, ehe sie vollständig hervortrat. Da geschah es, daß, nachdem seine Aeltern ihn oft im Stillen rechnen gesehen und der Vater sich darüber gefreut, „er eines Tags gegen seine Mutter äußerte, wenn sie ihm den Umfang von des Vaters großer Wiese nach Ruthen sagen könne, so wolle er ihr denselben nach Gerstenkörnern angeben. Die Mutter konnte Das nicht, theilte aber dem Vater bei dessen Heimkunft die Aeußerung mit. Dieser sagte nun seinem Sohne, die Wiese habe 1040 Ruthen im Umfange, und erhielt nach wenigen Minuten die Antwort, Das betrage 617,760 Gerstenkörner." Er hatte es im Kopfe gerechnet.

Wenn Dies für einen sechsjährigen Knaben aller Ehre werth war, so überbot er doch bereits in seinem achten den berühmten Negerknaben Zerah Colburn, indem er binnen 15 Minuten nicht blos alle Aufgaben löste welche den Ruf desselben begründet, sondern auch drei Fehler nachwies, welche entweder dem Knaben oder dem Setzer zur Last fallen. Namentlich bemerkenswerth ist hierbei, daß seine sämmtlichen Leistungen nicht wie bei den meisten ähnlich begabten Menschen Folge einer gewissen Intuition, sondern Product des Nachdenkens waren, und er je nach Verhältniß seines Fleißes in Ausbildung seiner Fähigkeit rasch, langsam oder gar nicht weiter kam. Um dieselbe Zeit erwarb er sich aus Büchern einige Kenntniß von Algebra und Geometrie, und zeigte „neben der Fähigkeit lange Exempel im Kopfe auszurechnen die beiweitem höhere, abstracte und schwierige Fragen in den verschiedenen Zweigen der Mathematik richtig aufzufassen und zu beantworten". Während er so fortschritt, bekam er das Nervenfieber, und im Laufe dieser Krankheit ereignete sich Etwas, wodurch seine Vorliebe zu jener Wissenschaft sich ebenso klar herausstellt wie die Reizbarkeit seines Körpers. „Als die entscheidende Krisis glücklich vorüber und er auf dem Wege der Genesung war, bat er seine Mutter dringend um Day's «Algebra» und seine Schiefertafel. Bekannt mit der außerordentlichen Gereiztheit seines Nervensystems glaubte die Mutter es klüger ihm den Wunsch zu befriedigen als nicht, und brachte ihm das Buch und die Tafel. Augenblicklich begann er einen langen Satz niederzuschreiben, welcher fast die volle Breite der Tafel einnahm; ehe er jedoch damit fertig war, versagte ihm die Kraft, der Stift entfiel seiner Hand, und verzweifelnd an der Möglichkeit fortzurechnen brach er in Thränen aus und schluchzte lang und bitterlich."

Nach seiner Genesung und nachdem seine kleine Bibliothek sich um „Hutton" und „The Cambridge mathematics" vermehrt hatte, studirte er im Winter 1844—45 sehr fleißig. Im folgenden Frühling sah ihn Dr. Chester Dewey, ein in den Vereinigten Staaten hoch geachteter Mathematiker, welcher

dann so über ihn urtheilte: „Safford gehört nicht zu den Rechengenies die, wenn ich so sagen darf, aus Instinct rechnen. Er ist ein wahrer regelrechter Denker, der nach richtigen und anerkannten Principien rechnet, und zu seinem Ziele den bequemsten und geradesten Weg einschlägt. Da er Hutton's «Mathematik» besaß und einige Logarithmen bedurfte, rechnete er letztere, wie sein Vater mir sagte, von 1 bis 60 nach der Hutton'schen Formel, und es ergab sich später, daß sie mit einer für dieselbe Zahl Zehner gefertigten Logarithmentabelle vollkommen übereinstimmten. Er ist ein wundervoller Knabe, lebt und webt für Mathematik, und hat deshalb stets ein mathematisches Buch bei sich. Doch nahm er auch an drei Vorlesungen über Chemie denen er beiwohnte lebhaften Theil, und scheint was er weiß praktisch nutzbar machen zu können. Nur ist sein Geist zu lebendig, und wenn er des Nachts erwacht oder sein Nervenreiz ihn nicht einschlafen läßt, ist es oft schwer den Strom seiner Gedanken in Betreff einer interessanten Berechnung zu hemmen."

Ein Abstecher nach Hanover bot dem Knaben die erste Gelegenheit eine reiche Sammlung Bücher und mathematische Instrumente zu sehen. Der Anblick regte ihn außerordentlich auf, und als er fort mußte, vergoß er viele Thränen. Auf dieser kleinen Tour war er mehren wissenschaftlichen Männern vorgestellt worden, und hatte von ihnen schätzbare Beiträge für seine Bibliothek erhalten. Sowie er nach Hause kam, begann er die Berechnung eines Kalenders, welcher im Herbst 1845 durch die Presse ging. Das Jahr darauf berechnete er vier verschiedene Kalender, einen für Cincinnati, welcher mit seinem Portrait gedruckt wurde, einen für Philadelphia, einen für Boston und einen für sein heimatliches Vermont. „Während der erste dieser vier Kalender ihn beschäftigte, war er tief in sich versunken, ging mit gesenktem Kopfe und sprach laut vor sich hin. Als sein Vater ihn fragte was er vorhabe, antwortete er, daß er eine neue Regel zur Bestimmung der Mondesaufgänge und -Untergänge entdeckt habe, und seine danach entworfene Tabelle erspart ein volles Viertel der frühern Arbeit. Diese Regel sammt andern zur Berechnung der Verfinsterungen und den Handschriften seiner Kalender ist Besitzthum der Harvarder Universitätsbibliothek." Letztgedachter Kalender wird von competenten Richtern den Leistungen der geschicktesten Mathematiker gleichgestellt, und die zwei schnell vergriffenen Auflagen, die erste von 7000, die zweite von 17,000 Abdrücken, machten den „wundervollen Knaben" mit Eins zum — public character. „Nicht zufrieden", schreibt ein Geistlicher aus jener Zeit, „mit der alten, umständlichen Beweisführungsart und feind jedem Verzuge ersinnt der junge Safford zur Abkürzung seiner Arbeit immerwährend neue Regeln. So hat er wieder eine zur Berechnung der Verfinsterungen erdacht, welche meines Wissens noch keinem Mathematiker eingefallen. Er versicherte mich, sie kürze die Arbeit wenigstens um ein Drittel. Als er sich mit dem Ausfinden dieser Regel trug, war er zwei oder drei Tage wie berauscht. Plötzlich kam er eines Morgens sehr früh die Treppe herabgeschossen, und ohne sich Zeit zum Ankleiden zu lassen schrieb er eine Menge Zahlen auf seine Schiefertafel, und rief dann außer sich vor Freude: «Vater, ich hab's, ich hab's, ich hab' es wirklich getroffen.»"

Um dieselbe Zeit stellte ein angesehener Mathematiker mit Safford eine sachgemäße, mehrstündige Prüfung an, deren Resulte eingangs genanntes Journal ausführlich mittheilt. Es kann und muß genügen Einzelnes auszuheben.

„Ich sagte" (der Examinant redet): „Kannst du mir angeben wie viele Secunden ich am 12. Tage des letzten März alt war, wo ich mein 27. Jahr erfüllte?" Im Moment war die Antwort: „85,255,200".... „Ein Mann und dessen Frau trinken zusammen ein Faß Bier in 12 Tagen aus. Ohne den Mann reicht es der Frau 30 Tage. Wie lange würde es dem Mann allein reichen?" Antwort: „Zwanzig".... „Zwei Männer, A. und B., verließen gleichzeitig zwei verschiedene Orte und reisten sich entgegen. Als sie zusammentrafen, war A. 18 Meilen mehr gereist als B. A. hätte B.'s Reise in $15\frac{3}{4}$ Tagen zurücklegen können, B. hingegen würde zu A.'s Reise 28 Tage gebraucht haben. Wie weit war Jeder gereist?" Antwort: „A. 72, B. 54 Meilen".... „Welche Zahlen sind es, deren Summe, wenn mit der größern multiplicirt, gleich 77, und deren Differenz, wenn mit der kleinern multiplicirt, gleich 12 ist?" Antwort: „Vier und Sieben".... „Die Summe zweier Zahlen ist 8 und die Summe ihrer Kubikwurzel 152. Welches sind diese Zahlen?" Antwort: „Drei und Fünf".... „Welches ist die ganze Oberfläche einer regelmäßigen Pyramide, deren schiefe Höhe 17 Fuß beträgt und die zur Basis ein Fünfeck hat, jede Seite zu 33.5 Fuß?" Antwort: „3354.5558".... „Wie stark ist die Erde, wenn der mittlere Durchmesser 7918.7 Meilen hat?" Antwort: „259,992,792,083".... „Welches ist die Kubikwurzel von 3,723,875?" Augenblickliche Antwort: „155".... „Multiplicire im Kopfe 365,365,365,365,365 mit 365,365,365,365,365,365." So schnell ich nur schreiben konnte, dictirte er die Antwort je drei Zahlen: 133,491,850, 208,566,925,016,658,299,941,583,225, und zwar von der Linken zur Rechten, sodaß er mit 133,491 anfing."

Aehnliche Prüfungen fanden mit gleichem Erfolge wiederholt statt, und die Berichte stimmen dahin überein, daß Safford während derselben ringsum das Zimmer geht, oder sich bald in diesen bald in jenen Winkel stellt, immer aber den Examinant lächelnd ansieht, und nicht mehr ermüdet als ein Knabe beim Spielen. Obgleich daher sein Körper schwach, seine Gesundheit schwankend, er klein von Wuchs, ein ungewöhnlicher Glanz in seinen Augen und sein Gesicht blaß ist, muß doch die Vorhersagung seines frühen Todes nicht nothwendig eintreffen; das Intellectuelle scheint bei ihm das Physische wenig oder gar nicht zu beeinträchtigen, Körper und Geist sich ebenmäßig auszubilden. Auch liegt seine Stärke nicht ausschließend im Rechnen. „Es zeigt sich an ihm eine Art geistiges Einschlürfen. Sein junger Geist saugt Kenntnisse ein wie der Schwamm Wasser. Chemie, Botanik, Philosophie, Erdbeschreibung und Geschichte sind seine Lust, und selten bleibt er darüber eine Frage schuldig." Sein Gedächtniß ist zwar schnell und fest, er aber im Ganzen nicht sowol Gedächtnißmensch als „reiner und scharfer Denker".

Wie bei allen derartigen Wunderkindern entstand auch bei Safford die Frage: was soll mit ihm geschehen? Eine Bankdirection bot dem Vater für ihn einen Jahrgehalt von 1000 Dollars, um als Rechenmaschine zu dienen. Von anderer Seite wurde dem Vater zu einer Kunstreise gerathen; er sollte den Knaben für Geld sehen lassen. Andere meinten, sein Geist müsse ungestört, unbehindert bleiben, man solle ihm Bücher geben so viel er verlange, das Uebrige werde sich finden. Nein, versetzten Andere, der Staat muß seine Erziehung übernehmen, diese den geschicktesten Männern anvertraut werden. Der Vater entschied sich für Letzteres, und Das geht insofern in Erfüllung, als er auf Einladung der Universität Harward mit seiner Familie nach Cambridge gezogen ist, wo sein Sohn unter besonderer Aufsicht zweier Professoren den Studien obliegt.

10.

Literarische Anzeige.

Vollständig ist jetzt bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch
der
chirurgischen Anatomie
von
Dr. *Gustav Ross*.
Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 26 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 10. —— 11. Januar 1849.

Alexander von Sternberg.

Tutu. Phantastische Episoden und poetische Excursionen von A. von Sternberg. Illustrationen von Sylvan. Leipzig, Weber. 1848. Ler.-8. 3 Thlr.

Während der Donner der ersten französischen Revolution schrecklich über die Erde rollte, beschäftigte sich die französische Poesie mit Amoretten, und tändelte die pariser Dichtkunst mit idyllischen Gebilden. Literatur und Geschichte sind verschiedene Offenbarungen desselben Geistes, der nur bald in äußerlichen Formen sich gestaltet, bald innerlich durch die Literaturthätigkeit sich fortspinnt. Große, gewaltige Ereignisse verschlingen gleichsam den ganzen gewaltigen Gehalt der Zeit, und erst wenn dieselbe in einem bestimmten Punkt sich gipfelt, tritt die Literatur zu ihr in eine monumentale symbolische Beziehung. Der Indifferenzpunkt zwischen äußerlicher und innerlicher Formgebung des geschichtlichen Geistes tritt in solchen Zeiten ein welche man goldene Zeitalter der Literatur nennt. In Epochen wie die jetzige wird der große Inhalt der Weltperiode durch die Bücherwelt nicht ausgedrückt, das Nationalgefühl wird nicht mehr durch die Literatur befriedigt, und blos die That ist es welche die Zeit repräsentirt und nicht das Wort.

Diesen Gegensatz zwischen Zeit und Literatur lassen uns Bücher wie die vorliegende Sternberg'sche Dichtung recht klar empfinden. Der Autor tänzelt über die Leichen die auf der Straße liegen in seine Schreibstube, das Blut der Völker die für die Freiheit kämpfen zerfließt ihm in artige Figürchen. Es ist recht bequem durch Dichtungen dieser Art sich mit der Zeit abzufinden, man sperrt sich gleichsam in sein Zimmer ab, während draußen Alles drunter und drüber geht. Sternberg ist Das was man einen Salonschriftsteller nennt oder wenigstens nannte. Es ist zwar kläglich an der hohlen Vornehmigkeit aristokratischer Kreise sich zu begeistern, und heutzutage, wo die Aristokraten an Geltung verlieren, büßen auch ihre Historiographen ein. Allein die Salonschriftsteller können sich ja als Epitaphienschreiber ausgeben, und Sternberg speciell hält sich nun, wie es scheint, da es mit den Aristokraten nicht mehr geht, an die Feen; diese sollen ja überhaupt besonders großmüthig sein. Die vornehme Welt trägt jetzt rothe Regenschirme unter dem Arm und alte Kleider am Leibe, um nur für demokratisch zu gelten; man kann sich daher an ihrer Garderobe nicht mehr zur Salonschriftstellerei heranbilden. Die Phantasie der Salonschriftsteller macht Bankrott, seitdem die Demokraten sich so sehr rühren.

Von der kläglich lächerlichen Seite des Salonschriftthums abgesehen, hat all diese Velinpapier-Literatur im höhern Sinne des Worts noch eine unsittliche Seite. All der vornehme Trödel wird nicht mit der Spitze der Ironie durchstochen, sondern als gute Waare verkauft; diese halben, leeren Sentiments, diese abgelebte, erkünstelte Gemüthswelt, dieses Aufgehen in erheuchelten, elenden Formen wird als in sich berechtigt dargestellt, hohle Convenienz so aufgefaßt als wäre sie die sittliche Basis des Lebens. Nicht die mächtigen Factoren der Menschheit, nicht die Leidenschaften sind es welche diese Salonschriftsteller uns bringen, sondern die anständig und höflich zugestutzten Gefühle; nicht Liebe stellen sie dar, sondern Amours. Wahrlich, ein Schriftsteller der sich dazu hergab eine blasirte, vornehme Welt, die in dem Zustand zwischen Wachen und Schlafen nach dem Buche greift, zu amusiren, kann freilich, wenn ein Volksleben beginnt, kein Thema mehr finden.

So dichtet Sternberg jetzt, da die Zeit nicht mehr für die parfumirte Oede seiner eleganten Novellen geeignet ist, Märchen. Diese Flucht aus der realen Welt ist aber nicht durch eine kräftige Naivetät vermittelt, sondern auch die Geisterwelt wird aristokratisirt. Dasselbe kränkelnde, dahlende, zähe Wesen, dieselbe Zwecklosigkeit und Geistreichigkeit, dieselbe Kernlosigkeit welche in vielen seiner Abspiegelungen des wirklichen Lebens anzutreffen ist tritt uns auch hier entgegen. Wenn Hoffmann die Gespensterwelt in das helle Tageslicht einer modernen Erzählung hineinragen läßt, so bleibt es wol ein krankhaft romantisches Element: allein wir fühlen doch die echten Schauer einer tiefen Phantasie; ebenso wenn Kleist eine überirdische Erscheinungswelt in die Motivirung seiner Dichtungen bringt. Allein die Willkürlichkeit und Kälte mit welcher Sternberg einen „Engel" (wie abstract und nüchtern!) in die Studirstube eines Studenten einführt fröstelt uns als phantasielos und gemacht an. Bei diesen Gespenstern sieht man, daß

der Dichter selbst nicht an sie glaubt, sondern sie blos citirt, weil er diesen phantasmagorischen Spuk eben brauchen kann. Die geistreich thuende und nach Liebenswürdigkeit coquettirende Weise Reisebilder eines „Engels" zu schreiben, den Heine unter Wolken spielen zu wollen, wirkt höchst matt und kalt. Die Effectsucht, die mit Folterwerkzeugen dichtet, und in unnatürlicher Verzerrung eine Pointe des Schreckens und Grausens auf die andere häuft, ist von dieser Afternaivetät nicht weit verschieden; es ist dieselbe Speculation mit ungewöhnlichen Farben zu malen. Geht es nicht mehr mit dem blutrothen Henkersmantel, so nimmt man ein weißes Gespensterlacken um; der Proceß einer sich gewaltsam erwärmenden, ideenlosen Phantasie tritt uns in beiden Fällen gleich entgegen.

Das ist der Fluch unserer kunstlosen Literaturepoche, daß unsere Poeten die starren Formen der Kunst nicht mehr achten, und Alles was ihnen gerade Laune, Witz, Phantasie eingibt in losester Verbindung miteinander vermischen, und statt einer streng gegliederten Erfindung eine capriciöse, dürftige, zerfetzte Einkleidung von abgemagerten Ereignissen als Substrat des Ganzen geben. Das Horazische desinit in piscem mulier gilt von solchen Producten, zu denen auch dieser „Tutu" gehört. Einer bestimmten Kategorie von Dichtungen lassen sich solche Werke nicht anreihen, und diese Formlosigkeit entspringt nur von Gehaltlosigkeit. Es herrscht keine poetische Atmosphäre in dieser Sternberg'schen Dichtung, es ist nicht kalt und nicht warm darinnen, man ist verlegen in welches Klima man sie setzen soll. Zu einem Märchen gehört ein heißes, glühendes Klima, und dennoch herrscht hier eine Eiseskälte. Das Märchen geht in einem Salon vor, ein Salonmärchen ist aber ein Zwitterding der widrigsten Art. Es ist die Barbarei einer kunstlosen Phantasie, welche so widersprechende Elemente miteinander verbindet, und sich an dieser Heterogenität ergötzt.

(Der Beschluß folgt.)

J. W. Petersen und Klopstock.

Schon früher hat man zur geschichtlichen Erklärung von Klopstock's „Messias", von welchem die drei ersten Gesänge vor hundert Jahren (in den „Bremer Beiträgen" von 1748) erschienen, auf eine verwandte Idee in den Briefen Leibniz' hingewiesen. Es genüge Gervinus anzuführen, welcher (V, 132) die Bemerkung hinwirft: „War ja Leibniz 1711 auf den Gedanken gerathen, es ließe sich ein olympisches Gedicht entwerfen, eine Uranias, in der Adam's Fall und die Erlösung des Menschengeschlechts durch Christus besungen würde!" Auffallend ist nur, daß Gervinus und die übrigen Literaten von jenem Plane Leibniz' reden, ohne zu wissen oder zu vermuthen, daß der Plan auch wirklich ausgeführt wurde. Jene olympische Uranias existirt, und der Dichter welcher sie nach der von Leibniz erhaltenen Anregung ausführte war der bekannte Mystiker und Verfasser geistiger Lieder, Johann Wilhelm Petersen. Sein Werk erschien zu Leipzig 1720 und führt den Titel: „*Joannis Wilhelmi Petersenii*, SS. Theol. D. Uranias, qua opera dei magna omnibus retro seculis et oeconomiis transactis usque ad apocatastasin seculorum omnium per spiritum primogeniti gloriosissime consummanda carmine heroico celebrantur." (Libri XV.) *) Dieses Gedicht also wird für eine vergleichende Kritik, zu welchem Behuf wir hier einige Andeutungen aufstellen, mit Rücksicht auf den ursprünglichen Plan Leibniz' den Boden hergeben. Vor Allem ist es nöthig auf Petersen's Lebensgang, Bestrebungen und Charakter einen Blick zu werfen, weil diese zum Verständnisse seiner „Uranias" den Schlüssel enthalten. Petersen hat sein Leben selbst geschrieben, ebenso wie seine als mystische Schriftstellerin und Dichterin bekannte Gattin, Johanna Eleonora, geborene von Merlau; Beider Leben findet sich zusammengedruckt. **) Petersen wurde geboren am 1. Juni 1649 zu Osnabrück, wo sein Vater als Gesandter der Hansestadt Lübeck den Friedensverhandlungen, deren 200jährige Gedächtnißfeier in gegenwärtiges Jahr fiel, beiwohnte. Nachdem Petersen auf dem einer hohen Blüte sich erfreuenden Gymnasium seiner Vaterstadt Lübeck einen tüchtigen Grund zu seiner gelehrten Bildung gelegt hatte, besuchte er die Universität Gießen, um Theologie zu studiren, und hielt hier nach seiner Promotion Vorlesungen über das Naturrecht nach Hugo Grotius, sowie ein collegium oratorium über den Livius. Von dem Rufe Spener's zu Frankfurt a. M. angezogen begab sich Petersen zu ihm, und folgte von diesem Augenblicke ganz dem unwiderstehlichen Einflusse den die Frömmigkeit jenes berühmten Reformators der Theologie auf sein Gemüth übte. „Ich wurde aber", schreibt er (S. 18), „bei dem Herrn Dr. Spener gewahr, was dazu gehört, daß man den Sinn des Geistes in der Heiligen Schrift recht verstehen könnte, und was für ein großer Unterschied wäre, zwischen einer äusserlichen buchstäblichen Erkänntnüß, und daß an der Wissenschaft nicht viel daran wäre, die man durch blossen natürlichen Fleiß ihm erworben, und die Propositiones nach dem Subjecto und Praedicato Logicae verstehen könnte, und daß hergegen die ἐπίγνωσις τῆς ἀληθείας, ἡ κατ' εὐσέβειαν eine ganz andere Sache wäre." Schon als Student waren ihm durch einen holländischen Buchhändler viele Schriften der Mystiker, besonders von Jakob Böhme und dessen Schüler Abraham Frankenberg, in die Hand gekommen, von dem Erstern namentlich das Buch von dem „Weg zu Christo". „Darinnen ich", sagt er, „viel Wahrheiten gefunden, dabei ich die Lehre des Apostels Pauli alle Zeit in Acht genommen, wenn er schreibet: «Prüfet Alles und das Gute behaltet.»" Im J. 1677 erhielt Petersen einen Ruf als Professor poeseos an die Universität von Rostock, und trat sein Amt mit einer für ihn bedeutungsvollen Rede „De Christiano poeta" an: „darinnen ich gezeiget, daß man zwar die heidnischen Poeten lesen, und dieselben imitiren könnte, und daß der Geist Christi ja wohl so beredt machte, als die heidnischen Poeten beredt gewesen, bevorab wir solche herrliche realia und Wahrheiten hätten, die der anderen ihre Materien weit überstiegen." In ähnlichem Sinn spricht Petersen sich auch nachher in der Vorrede zur „Uranias" aus***), indem er auf jene Rede Bezug nimmt. Er blieb jedoch nicht lange auf diesem Platze,

---

*) Vergl. H. Döring, „Klopstock's Leben", S. 34. L. Wachler (Handbuch, III, 370) schreibt: „Reichen Geist und kräftige Phantasie athmen des verfolgten Chiliasten Johann Wilhelm Petersen «Stimmen aus Zion», «Urania» und «Religiöse Lieder»". Fast scheint es, als habe Wachler die „Uranias" für ein deutsches Gedicht gehalten, wozu er seine Leser wenigstens verleiten kann. Gervinus übergeht ihn ganz mit Stillschweigen.

**) „Lebens-Beschreibung Johannis Wilhelmi Petersen ꝛc. (Zweite Ausgabe. Auf Kosten eines wohlbekannten Freundes 1719.) Leben Frauen Johannä Eleonorä Petersen, Gebohrner von und zu Merlau, Herrn Dr. J. W. Petersens Ehe-Liebsten u. s. w. überarbeitet von Franz Horn", im „Frauentaschenbuch", 1820. (Vergl. Wachler, a. a. O.)

***) Praef., p. 15. Er verweist hier auf die künftige Herausgabe seiner „Religiösen Gedichte", wo er zeigen werde: „quanta coeli filia

sondern nahm einen Ruf als Prediger an der Aegidienkirche nach Hanover an (einige Zeit bevor Leibniz ebendahin an den Hof berufen war), wo ihn der katholisch gewordene, durch seine Gelehrsamkeit und seine Freundschaft zu Leibniz bekannte Herzog Johann Friedrich gegen Verfolgungen wegen eines vermeintlichen Pasquills gegen die Katholiken in Schutz nahm, während seine lutherischen Amtsbrüder großen Lärm gegen ihn erhoben, weil er kein Beichtgeld nahm. Petersen wurde nicht lange darauf Superintendent zu Eutin, und vermählte sich um diese Zeit mit Johanna Eleonora von Merlau, mit welcher er fortan auch als Theolog und Schriftsteller seinen Weg vereint ging. Der Ruf seiner ausgezeichneten Gaben verbreitete sich immer mehr. Im J. 1688 wurde er Superintendent zu Lüneburg. Hier kam er in eine so schwierige Stellung zu den Theologen und selbst dem Hofe, daß er endlich ein Opfer seiner Ueberzeugungen wurde. Das meiste Aufsehen machte es, daß er sich zum Beschützer einer Schwärmerin, des Fräuleins v. Asseburg, machte, welche sich einbildete mit dem Heiland in persönlichem Verkehr zu stehen und Eingebungen von ihm zu empfangen. Auf Anlaß jener merkwürdigen psychologischen Erscheinung schrieb Leibniz die bekannten Briefe an die Herzogin Sophie von Hanover („Leben Leibniz'", II, 42—47), und nahm den verleumdeten Petersen gegen den Verdacht in Schutz, als wenn er hierbei eine Täuschung beabsichtigte. Als dieser außerdem die als ketzerisch verurtheilte Lehre vom Tausendjährigen Reiche beharrlich predigte, wurde er durch ein Responsum der theologischen Facultät zu Helmstädt vom 21. Jan. 1692 seines Amtes entsetzt. Er fand eine Zuflucht in den Staaten des Kurfürsten von Brandenburg, nachherigen Königs von Preußen, und kaufte mit dessen Unterstützung das Gut Niedertodleben bei Magdeburg, welches der Kurfürst von der Contribution und allen öffentlichen Lasten befreite. Er und seine Gattin verwandten viel Fleiß den durch die Pachter verwilderten Acker wieder in Stand zu setzen, und gaben sich dann ungestört und mit erhöhtem Eifer der Begründung und Verbreitung Desjenigen hin was ihnen als höchste Wahrheit erschien.*) „Auch habe ich daraus ersehen", sagt Petersen, „warum es Gott gefallen, mich ausstoßen zu lassen, nämlich darum, daß die Erkänntniß des Reiches Christi denen ausländischen Völkern, und sonderlich den Teutschlande solle kund gemacht werden, darzu ich eine solche Gelegenheit und Freiheit nicht gefunden hätte, wenn ich im Amt geblieben wäre." Schriftstellerische Arbeiten, welche sich bei ihm überaus stark und häufig drängten, wie das bloße Verzeichniß in seinem „Leben", S. 368—396, zu erkennen gibt, wechselten mit Reisen in verschiedenen Gegenden Deutschlands bei ihm ab, namentlich nach Franken, Sachsen und Schlesien. Seine Anhänger fand er unter allen Ständen, besonders an den Höfen und beim Adel. In Schlesien trat er in Beziehung zu Schwenkfeldianern, und predigte an mehren Orten. Petersen war Augenzeuge einer sehr merkwürdigen psychologisch-religiösen Erscheinung, nämlich der betenden Kinder in Schlesien, oder der Gemeinden der kleinen Prediger, wie man sie nannte, worüber er in einer eigenen Schrift: „Die Macht der Kinder in der letzten Zeit" (1709), das Nähere berichtet hat. Unter seinen übrigen Schriften machte keine mehr Aufsehen als sein großes Werk über die Wiederbringung aller Dinge („Mysterium apocatastaseos, oder das Geheimniß der Wiederbringung aller Dinge", 3 Bde., Frankfurt a. M. 1700, Fol.), welches Leibniz mit Nutzen und Vergnügen gelesen zu haben bekannte*), und wovon er einen sehr ausführlichen Bericht in die „Monatlichen Auszüge" gab, ungeachtet dieser Philosoph vom Standpunkte seines Systems die orthodoxe Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen in der „Theodicee" vertheidigte. Die heftigsten Angriffe von Seiten der Theologen, welche sogar die weltliche Macht gegen ihn anriefen, als geriethe der Staat in Gefahr, weil ja auch die Wiedertäufer in Münster das ewige Evangelium von der Wiederbringung gelehrt hätten, konnten ihm wenigstens am preußischen Hofe keine Gefahr bringen, wo die erleuchtete Königin Sophie Charlotte und der Staatsminister von Fuchs (S. 296) Petersen beschützten. Dieser Glaube, derselbe welcher auch Klopstock bestimmt hat seinen Abadonna selig werden zu lassen, gestaltete sich zum Mittelpunkte von Petersen's Theologie, und wie man in gewisser Hinsicht wohl sagen kann, seiner Poesie, womit nicht nur sein Gedicht, die „Uranias", sondern auch die Mehrzahl seiner übrigen Schriften stimmt. Petersen's sonstige Abweichungen von der lutherischen Orthodoxie, z. B. in Bezug auf die Trinität, lassen wir hier unberührt. Er starb auf seinem Gute am 31. Jan. 1727, 78 Jahre alt.

Aus Vorstehendem ergibt sich schon die nähere Beziehung zwischen Petersen und Leibniz. Dieser hatte im J. 1706 bei seinem Aufenthalte in Berlin Petersen persönlich kennen gelernt und an seinem Geist und Charakter Gefallen gefunden.**) Einige lateinische Gedichte, wie auf den König von Preußen und den Kaiser, trugen dazu bei Petersen in Leibniz' Augen als den Mann erscheinen zu lassen welcher fähig und berufen sei durch christlich-religiöse Poesie die Frömmigkeit zu befördern. Wenn Leibniz, statt an die von ihm sonst so liebevoll gehegte deutsche Muttersprache zu denken, die Zahl der Gedichte in neulateinischer Sprache nur vermehren wollte, so geschah es offenbar, um einem solchen Werke im voraus auch außer Deutschland eine allgemeine Verbreitung und Wirksamkeit zu sichern. Er schreibt also an den helmstädter Professor der Theologie, Johann Fabricius, welcher mit Petersen in Briefwechsel stand, aus Braunschweig vom 3. Sept. 1711, dankt ihm für die Uebersendung des neuesten lateinischen Gedichts Petersen's, den er einen ganz ausgezeichneten Mann und einen ebenso tiefen Theologen als einen herrlichen Dichter nennt, dessen Meditationen er hochhalte, wenn er ihnen auch nicht immer beipflichte, und fügt hinzu: „Ich habe oft bei mir gedacht, daß von Keinem besser als von ihm ein Carmen Uranium oder vielmehr eine Uranias***) geschaffen werden könne, ein Werk nämlich welches nach Virgilischem Versmaße die Stadt Gottes und das ewige Leben besänge. Der Anfang müßte mit der Kosmogonie und dem Paradiese gemacht werden, welches den Inhalt des ersten oder des ersten und zweiten Gesangs ausmachen würde. Der dritte, vierte und fünfte Gesang würde, wenn Dies recht scheint, den Fall Adam's und die Erlösung des menschlichen Geschlechts durch Christus und die Geschichte der Kirche abschildern. Hierauf würde ich meinerseits gern dem Dichter die Beschreibung des Tausendjährigen Reiches im sechsten, im siebenten aber das Hereinbrechen des Anti-Christ mit Gog und Magog und seine

---

sit divina poësis et quod poëtae, si genuini sunt, Dei spiritu ipsos agitante, calescant." Aehnliche Ansichten über die Würde und Vorzüge der heiligen Poesie theilt aber auch Klopstock, vergl. Werke, XVI, 83.

*) In diese Zeit fallen seine „Stimmen aus Zion" (3 Thle., gedruckt in Hall 1698 und 1701; Petersen's Leben, S. 375), mit folgendem NB.: „Es sind noch 200 Psalmen, die ich gemacht, verloren und untergedruckt worden, der Herr weiß es, wie es in Hall damit hergegangen und bringe es ans Tageslicht. Doch hat mir der Herr noch 700 Psalmen (!) gegeben, die bei mir noch im MSTO sein, und hat dadurch diesen Mangel ersetzet." Diese scheinen ebenfalls verloren gegangen zu sein.

*) Leibnit. opp., V, 278. Magnum opus Apocastaseos inprimis arrisit: legique cum voluptate et fructu.

**) Leibnit. opp., V, 279. Plurimum ejus ingenio et zelo sum delectatus, vellemque magis frui colloquio posse. Berolini 14. Dec. 1706.

***) Der berühmte neulateinische Dichter Jakob Balde hatte bereits eine „Uranias adversus animae hostes bellans et victrix" in elegischen Versen gedichtet, welche Petersen in der Vorrede anführt, um ihr seine „Uranias" von viel höherer Bestimmung entgegenzusetzen.

Vernichtung durch den Odem des heiligen Mundes gestatten. Im achten Gesange würden wir alsdann das Jüngste Gericht und die Strafen der Verdammten haben, im neunten, zehnten und elften aber die Glückseligkeit der Religion und die Größe und Schönheit des Staates Gottes und der Wohnung der Glückseligen und Wanderungen durch die unermeßlichen Räume des Weltalls zur Verherrlichung der wunderbaren Werke Gottes; dazu käme auch eine Beschreibung der himmlischen Burg selbst. Der zwölfte Gesang würde Alles durch die Wiederbringung aller Dinge beschließen, nachdem die Uebel selbst verbessert und zur Glückseligkeit und zu Gott zurückgeführt sind, indem jetzt Gott Alles in Allem ohne Ausnahme wirkt. Hier würde passend eine erhabene Philosophie, vereint mit der mystischen Theologie, ihre Stelle finden, wo von der Quelle der Dinge in der Weise des Lucrez, des Vida und Fracastoro gehandelt würde. Und man würde dem Dichter Manches nachsehen was man bei einem Dogmatiker strenger nehmen möchte." „Ein solches Werk", schließt Leibniz, „würde den Verfasser unsterblich machen, und könnte von außerordentlichem Nutzen sein, um die Hoffnung besserer Dinge in die Gemüther zu legen und Keime wahrer Frömmigkeit zu pflanzen. Dies mögest du dem Manne mit kräftigen Ermahnungen an die Hand geben." Man sieht, daß Leibniz bei diesem Entwurfe die Persönlichkeit und Eigenthümlichkeit Petersen's vorschwebte. Hätte Leibniz einem Andern oder sich selbst ein solches Werk zugetraut oder unternommen, so würde der Plan des Gedichts in manchem verschieden ausgefallen, und an die Stelle von Petersen's mystischer Weltanschauung Leibniz' eigenes System getreten sein. Genug, Petersen nahm den ihm von Leibniz vorgeschlagenen Plan, wenn auch mit mehren Abänderungen und Zusätzen, eifrig an.*) Er ging sofort ans Werk und arbeitete mit solcher Leichtigkeit, vielleicht aber auch mit solcher Eile, daß er zur Verwunderung Leibniz' noch vor Ablauf des Jahres das große Gedicht statt in 12, in 15 Büchern fertig hatte. Leibniz, welcher sich die Handschrift kommen ließ, verhehlt in seinen Briefen an Fabricius vom 28. Jan. und 12. Febr. 1712 nicht, daß das Werk hinter seinen Erwartungen zurückgeblieben sei. „Unter uns gesagt", schreibt er, „ich finde eine außerordentliche Nachlässigkeit in der Art wie unser Freund Petersen seine «Uranias» geschrieben hat. Vieles ist zwar schön gesagt; aber Vieles ist so matt, so unregelmäßig und nachlässig, daß es in einem so bedeutenden Werke unmöglich stehen bleiben kann. Oft müssen, sehe ich, ganze Seiten umgearbeitet, oft viele Verse gestrichen und andere an die Stelle gesetzt werden; daher fürchte ich, daß ich eine Last auf mich genommen von welcher ich mich nicht so leicht befreien kann. Ich habe einige Fortschritte gemacht**), doch wächst die Schwierigkeit beim Fortgange, weil die spätern Theile noch nachlässiger sind als die frühern. Es ist zu bedauern, daß er nicht viel mehr Sorgfalt darauf verwandt hat; denn so hätten wir ein vortreffliches Werk erhalten." Leibniz entledigte sich indeß der übernommenen Verpflichtung nach Zeit und Gelegenheit, indem er das Manuscript bis kurz vor seinem Tode an sich behielt, und auf seinen Reisen mit sich führte. „Ich habe viele Arbeit über mich genommen", schreibt er an Fabricius im Jan. 1715, „das zu flüchtig Hingeworfene zu feilen und zu verbessern. Daher habe ich Unzähliges geändert und einigemal ganze Seiten."

(Der Beschluß folgt.)

*) Der oben mitgetheilte Brief Leibniz' an Fabricius vom 3. Sept. (Opp., V, 233) findet sich Wort für Wort in der Vorrede zur „Uranias", nur ohne Leibniz zu nennen, was sich dieser verbeten haben wird. „Maximam partem magni illius Viri, illustrium eruditorum facile principis, consilium et methodum secutus, nonnulla addendo, quae ad argumentum plenius exhibendum facere videbantur."

**) Proben von Leibniz' Feder enthält sein Brief vom 28. Jan. 1712, a. a. O., S. 226.

Literarische Notizen.

Physische Geographie.

„Frau Somerville", heißt es im „Athenaeum" bei Gelegenheit der Anzeige ihres jüngsten Werks: „Physical geography" (2 Bde., London 1848), „hat durch ihre wissenschaftlichen Beobachtungen und durch ihr herrliches Buch über den Mechanismus des Himmels und den Zusammenhang der physischen Wissenschaften sich einen so begründeten Ruf erworben, daß wir von vornherein gewiß sein konnten in ihrer «Physical geography» ein interessantes Werk zu erhalten. Allerdings gibt es wenige in ihren Einzelheiten trockenere und uninteressantere Gegenstände als eine auf die Beschreibung der bloßen Gestalt der Erde, der Höhe ihrer Berge, der Länge und Breite ihrer Flüsse und des Umfangs ihrer Meere beschränkte Geographie. Allein alles Dies gewinnt ein anderes Ansehen, sobald wir die einschlagenden Gegenstände nicht aus dem Gesichtspunkte betrachten was sie gegenwärtig sind, oder wie sie oberflächlich erscheinen, sondern auf ihre frühere Geschichte eingehen, und ihre Natur und wechselseitigen Beziehungen am Lichte der neuern Wissenschaft prüfen..... Das läuft zwar in ein weiteres Gebiet aus als in welchem Maria Somerville sich bisher versucht hat, umschließt jedoch zu viele Zweige des Wissens denen sie ihre besondere Aufmerksamkeit gewidmet, um nicht auch aus diesem Grunde ein interessantes und lehrreiches Buch zu erwarten. Indessen wollen wir in limine bekennen, daß unsere Ueberzeugung diejenigen Theile des Buchs für die gelungensten erklärt, wo es sich um Anwendung der physischen Wissenschaften zur Erklärung der von der Erdoberfläche gebotenen Phänomene handelt... Das Werk beginnt mit einer Schilderung der unorganischen Theile der Erdoberfläche, zuerst der festen Masse und des ihr anscheinend beiwohnenden Charakters. Sehr angemessen geht eine Skizze des gegenwärtigen Zustandes der Geologie voraus, womit die Verf. eine Darstellung der in den verschiedenen Schichten stattgefundenen und deren jetziges Ansehen bedingenden Wechsel verbunden hat... Darauf folgt Betrachtung der Gestalt des großen Continents, seiner Hochlande und Gebirge.... Von den festen Felsen und dem trockenen Lande geht die Verf. auf den großen umgürtenden Ocean über, seine chemische Zusammensetzung, physischen Eigenheiten und Einflüsse auf die Form der von ihm bespülten Küsten.... Dann kommt die Reihe an Quellen, Ströme und Binnenseen. Die Behandlung ist fortwährend klug erwogen. Nirgend wird mehr gesagt als zum Verständniß, namentlich der wechselseitigen Beziehungen, nöthig ist, und jede Thatsache findet sich klar und anziehend dargestellt. Nach solcher Schau der unorganischen Welt wendet sich die Verf. zu den die Oberfläche der Erde bedeckenden organischen Wesen. Den Floras der verschiedenen Welttheile schickt sie eine Art vegeto-physiologische Einleitung voraus. Hier aber ist der Punkt, wo die der Verf. abgehende Kraft, ihrem Unternehmen überall gerecht zu werden, sich in ihrer Blöße darlegt..... Den Schluß des Ganzen macht ein Blick auf die Vertheilung der Menschen über die Erde, mit Hinweisung auf die Fähigkeiten durch welche sie die äußere Natur sich unterwerfen."

Amerikanische Anpreisungen.

Vom neuesten Geschmacke derselben findet sich im „New-york mirror" folgende Probe: „Sein oder nicht sein! von einem bösen Husten geplagt sein oder nicht, Dieses ist die Frage. Ist's edler im Gemüth des Schicksals Wuth und giftiges Geschoß zu dulden, die Wehen eines schauderhaften Hustens, eines dammdurchbrechenden Schnupfens, einer sprachberaubenden Heiserkeit, oder dies ganze Heer von Qualen zu bekämpfen, zu dämpfen mit dem Meere solcher Lungenleiden, und sie bekämpfend durch Mistreß Jervis' kalten Gerstenzucker ein Ende ihnen zu machen?"

4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 11. —— 12. Januar 1849.

Alexander von Sternberg.

(Beschluß aus Nr. 10.)

Die Grundlage dieser Dichtung ist so fadenscheinig als nur immerhin möglich, der Verf. zerrt sie so hoch als möglich hinauf, um nur eine feenhafte Höhe zu erreichen, er streckt sie mit allen Kräften, damit sie durchsichtig werde. Schon der Titel „Phantastische Episoden und poetische Excursionen" deutet an, daß künstlerische Gewissensbisse dem Verfasser nicht ausgeblieben seien. Er setzt „Episoden" voraus, sodann folgen erst die „Excursionen"; also die Episoden sind die Hauptsache. Gerade dieses Episodische, dem es an allem Hauptsächlichen gebricht, ist jedoch das Symptom einer armen Phantasie, welche gern den Reichthum affectiren will. Sternberg nennt diese Episoden „phantastisch" und kritisirt sich damit selbst, gibt die Grillenhaftigkeit und Leblosigkeit derselben mit einem aufrichtigen pater peccavi gleich auf dem Brustschild zu. Aber er vindicirt seinen „Excursionen" das Epitheton „poetisch", und will damit Etwas aufschminken was nicht einmal die Schminke aufnehmen kann.

Don Zerburo, Student der Theologie, citirt mit einer Zauberformel die er im Paracelsus findet einen „Engel". Der Anfang wäre nicht übel, Faust beginnt ebenso, und da Zerburo einen Engel beschwört, so könnte man einen positiven, lichtdurchtränkten, glaubenden Faust erwarten, die Lichtseite der Menschheit. Nichts von alledem: es sollen ja nur „poetische Excursionen" gemacht werden. Weiter setzt sich der Autor Nichts vor; er will ins Blaue hinein seine Excursionen machen, wohin er dabei gelangt, ist ihm gleichgültig. Der Engel beginnt gleich seine etwas läppische Biographie zu erzählen, die bei Eva im Paradies beginnt. Am Schlusse fügt der Engel noch hinzu: wenn er je einen Menschen küssen sollte, so müsse er in irdischem Kleide eine Gefangenschaft von drei Menschenalter auf der Erde zubringen. Also eine civilisirte Undine! Hierauf revangirt sich der Student damit, daß er eine höchst abgeschmackte Biographie seines Großvaters zum besten gibt, die gar nicht zur Sache gehört, und ein Interesse für den Studenten erregt, welcher dann ganz zurücktritt. Hierauf kommt die erste „poetische Excursion". Sternberg setzt die Poesie in die Nebelhaftigkeit, denn der Engel und der Student fliegen durch Nebel davon. Dieses Capitel ist eigentlich blos der allerliebsten Illustrationen halber da; der Zeichner söhnt uns mit dem Dichter aus. Sodann kommt wieder eine „phantastische Episode", betitelt „Leiden einer Tochter Thalia's". Der Seufzer über das Loos einer alten Schauspielerin, die noch immer Liebhaberinnen spielt, ist gefühlvoll und kommt aus der Seele, sowie überhaupt an einzelnen geistreichen Aperçus kein Mangel in diesem Buche ist. Nun kommt wieder ein Capitel „poetische Excursionen", mit einer Dosis „phantastischer Episodik" gemischt. Der Student und der Engel fliegen wieder durch die Luft, begegnen einem kindischen Traum, der für kindlich-schön ausgegeben wird, ferner dem Traum einer Verzweifelten. Nun wird die Excursion fortgesetzt, und beide Aëronauten kommen in eine große Stadt. Hier wird der Engel in das Haus des Grafen Ossipp eingeführt, und erregt die Aufmerksamkeit der Gräfin, die bald ein nobles Sentiment für den Engel empfindet, Das was wir Plebejer Liebe nennen. Nun geht das Märchen in dem Salon der Gräfin bis zum Ende fort. Allein das Fortgehen besteht blos in lauter „phantastischen Episoden", wovon übrigens einzelne mit einer allerliebsten Schalkhaftigkeit abgefaßt sind; ein reizendes Zerpflücken der Rose, wenn auch Nichts dabei herauskommt, ist auch Etwas. Die ganze Gesellschaft welche bei der Gräfin versammelt ist erzählt allerlei phantastisches Zeug, das sich leicht und anmuthig lesen läßt, besonders da die künstlerische, wahrhaft ausgezeichnete Hinzuthat des Zeichners das Ganze liebenswürdig erscheinen läßt. Daß wirklich die Zeichnungen die Hauptsache seien, gibt selbst der Verfasser zu, wenn er in dem elften Capitel blos Erklärungen zu Caricaturen gibt. Alles muß herhalten um illustrirt zu werden, von Semilasso bis zu Nero, von Leda und Mercur bis zum Nußknacker und der Handschuhinsel. Eine politische Parabel über den preußischen Vereinigten Landtag, lebende Bilder, mit dem Portrait Laube's, eine nette Charakteristik der Fußstellungen, allerliebst vom Zeichner ausgeführt, u. dgl. füllt diese Capitel. Endlich macht der Student die Entdeckung, daß der Engel in die Gräfin verliebt sei, und da er fürchtet der Engel könne sie einmal küssen, so warnt er ihn, und Beide beginnen wieder ihre poetische Excursion, die nun blos zwei ganz inhaltlose, splendid gedruckte Seiten währt, bis den Engel die Sehn-

sucht nach der Gräfin zu ihr zurücktreibt. Diese hat aber bereits wieder eine Liaison mit einem andern Engel, und so trennen sich denn beide Reisende: der Engel fliegt in den Himmel zurück, und der Student bleibt auf Erden.

Dies ist der ganze Inhalt dieses episodischen, phantastischen, excursirenden und poetischen „Tutu". Dieses inhaltlose Zerfließen soll graziös sein, diese Nonchalance in der Erfindung, dieses leichtsinnige Herumtappen im Erzählen soll anmuthige Mosaik sein; allein selbst die Mosaik muß einen festen Zusammenhalt haben, der hier gänzlich mangelt. Lauter einzelne Facta werden angeknüpft, und alle reißen ab. Das Ganze ist ein frisirtes Märchen mit Glacéhandschuhen; welch eine krankhafte, schwächliche Ausgeburt der Phantasie! Was der Verf. wollte war: ein reiches, verschwimmendes, duftiges Leben, ein Ineinandergreifen von Schalkhaftigkeit, Witz und Laune, ein anmuthiges Tändeln und weiches, schmiegsames, hastiges Phantasieleben. Was er erreichte war: ein willkürliches, abstract-allegorisch erdachtes, ohne Nothwendigkeit verknüpftes Quodlibet, das Plumpste und Schwerfälligste keck vermengt mit Flaumenhaftem und Nebulosem. Für die Gedankenlosigkeit welche durch leichtsinnige, gehaltlos tändelnde Schriften amusirt werden will hat der Verf. nach Kräften gesorgt. Das Ganze fliegt leicht vorüber, und wenn man danach greifen will entschwindet es. Wer aber von der Poesie harte Organismen, bestimmte Formen fodert, und die Aufgedunsenheit und Zerflossenheit nicht für poetisch hält, wird nicht befriedigt werden. Das Salonpublicum hat sich mit diesem langweiligen Engel „Tutu" bereits befreundet, und das übrige Lesepublicum wird von dem tiefen Gehalt der Zeit mehr ergriffen sein als daß es sich mit diesen Tändeleien beschäftigen könnte. Die Ausstattung des Werks ist voll Geschmack und Eleganz, die Illustrationen sind neckisch, geistvoll und originell. 12.

J. W. Petersen und Klopstock.

(Beschluß aus Nr. 10.)

Es wäre sehr anziehend das Leibniz an der „Uranias" Eigenthümliche zu erkennen; aber ohne das Manuscript mit den Veränderungen und Verbesserungen von Leibniz' Hand dürfte Dies kaum zu erreichen sein. Petersen gab das Gedicht erst vier Jahre nach Leibniz' Tode heraus, nachdem er an zwei Stellen Anspielung auf die Zeitereignisse nachträglich einfließen ließ, nämlich auf die Jubelfeier der Reformation (worüber er eine eigene Gelegenheitsschrift ausgehen ließ), und auf die Siege des Prinzen Eugen über die Türken. Hätte übrigens die „Uranias" allen und selbst den höchsten Foderungen eines Leibniz entsprochen, so wäre sie doch ohne Wirkung auf die gebildete Welt geblieben. Die Zeit war vorüber, in welcher die neulateinische Poesie Gemeingut des gebildeten Europas gewesen; das überall erwachte Nationalgefühl sträubte sich dagegen. Hatte dieses Gefühl in Deutschland noch keine entsprechende That erzeugt, so war der Augenblick nicht mehr weit. Vier Jahre nach dem Erscheinen der „Uranias" (1724) ward Klopstock geboren. So könnte man denn immerhin in der „Uranias" eine Art Vorläufer des „Messias" sehen, und im letztern die wahre Erfüllung eines Vermächtnisses von Leibniz. Und in der That bieten sich innere Beziehungen beider Gedichte leicht von selbst dar. Das zehnte und elfte Buch enthält, bis gegen die Mitte des zwölften im Wesentlichen den Stoff der Messiade, nämlich das Leben, die Lehren, die Leiden, den Tod und die Auferstehung Jesu bis zur Himmelfahrt, und die Verbreitung des Christenthums durch die Apostel. Vorzüglich in dieser Abtheilung finden sich wahrhaft poetische und schwungvolle Stellen. Ich wähle als Probe die Rede Satans von seinem Throne zu den höllischen Geistern, um zum Kampfe gegen die Erlösung des menschlichen Geschlechts durch Christus aufzufodern. Diese Rede erinnert an die feurige Anrede Satans im zweiten Gesange des „Messias":

Rex Erebi observans, coelum rem volvere magnam,
Protinus acciri diros ad regia fratres
Limina, concilium horrendum, sociosque vocari
Imperat: ecce igitur dedit ingens buccina signum,
Et subito intonuit caecis domus alta cavernis,
Undique opaca, ingens, vastis resonantibus antris,
Et grandem motu insolito sensere tumultum.
Continuo ruit ad portas gens omnis, et adsunt
Tartarei coetus, varia atque bicor corpora monstra,
Pube tenus facies hominum, quibus hispida ignem
Desinit ingenti sinuata volumine cauda.
Gorgonas hic, Sphingasque immani corpore cernas,
Centaurosque truces, et foetas igne Chimaeras,
Icillasque Hirpiasque, et si quae monstra supersunt,
Tartareos homines, puto, caeco carcere natos.
Vos centum geminus flammanti vertice torvus
Arbiter ille Erebi centenaque brachia jactans
Terribilis socios ad foeda negotia cogit etc.

Weiterhin werden wir durch einen andern Zug an den „Messias" erinnert, wie nämlich die Geister der Hölle theils auf Herodes theils auf die Pharisäer wirken, desgleichen durch die Vision der Portia, der Gattin des Pilatus. Des Abadonna und seiner Erlösung durch die Wiederbringung ist bereits gedacht worden. Diese Andeutungen mögen genügen. Mit dem nachapostolischen Zeitalter, bis zur Einführung des Christenthums als Staatsreligion durch Konstantin und von da durch die Kirchengeschichte des Mittelalters bis zur Reformation und bis zur Wiederherstellung eines praktischen Christenthums auf mystischer Grundlage durch Arndt bis zu Spener, dessen feuriges Lob erschallt*), finden wir uns auf geschichtlichem Boden. Hier nimmt der Dichter Anlaß von seinen eigenen Verfolgungen und den Verdiensten des Königs von Preußen um ihn**) Einiges einfließen zu lassen. In dem letzten Theile des Gedichts, in welchem das Tausendjährige Reich, das Jüngste Gericht und die Wiederbringung aller Dinge nach den mystischen Anschauungen Petersen's vorgetragen werden, erhebt er sich wieder zu schwungvollen Darstellungen poetischer Bilder. Auch Klopstock zieht diesen Kreis von Vorstellungen, und zwar nach verwandten Voraussetzungen, in sein Gedicht, in Folge einer Vision, welche Adam beigelegt wird. In weit höherm Grade aber als an Klopstock erinnert uns Petersen's „Uranias" an eine allegorische Epopöe von ziemlich bedeutendem Umfange, in welcher der Jüngste Tag oder das Weltende und die Wiederbringung und Verwandlung aller Dinge in Gott den Gegenstand ausmacht. Dies ist der „Donatoa" von Franz von Sonnenberg***), jenes durch sein tragisches Ende einst berühmten, jetzt fast verschollenen und von den Literatoren, selbst Gervinus, mit Unrecht völlig vergessenen Dichters. „Donatoa" ist der erste

---

*) Lib. XIV, v. 848—859.

**) XVI, v. 860.

Me quoque non uno lacerarunt dente maligni ...

Für die Kirchengeschichte jener Periode dürfte die „Uranias" manchen charakteristischen Zug darbieten.

***) Donatoa Epopöe von F. v. Sonnenberg. (2 Thle., Halle 1806.)

unter den Todesengeln, „der allen Naturen das Herz brach, Alle begrub, der Engel-, Dämonen- und Menschengeschlechte stürzt' in die Höll', in Tod und in Grab und in Hölle nun führte", welcher aber am Ende des Gedichts als der Engel der Liebe offenbar wird.*) Daß ein Gedicht dieser Art, dessen Gegenstand der Verf. selbst „graß, feierlich und fürchterlich, höchstes Schauerbild im Universum, durchaus Nachtgemälde, von düsterm und grauenvollem Eindruck auf das Gemüth" nennt, welches aber in vielen einzelnen Stellen Tiefe und Fülle zeigt, einen Geist wie Goethe abstoßen mußte, läßt sich denken. Goethe denkt nämlich allerdings ziemlich dunkel Sonnenberg's und seines „Donatoa" in den Tag- und Jahresheften (Werke, XXXI, 62), indem er, ich weiß nicht aus welchem Grunde, von ihm unter dem erdichteten Namen v. Bielefeld**) schreibt: „der sich den Cimbrier nannte, eine physisch glühende Natur, mit einer gewissen Einbildungskraft begabt, die aber ganz in hohlen Räumen sich erging. Klopstock's Patriotismus und Messianismus hatten ihn ganz erfüllt, ihm Gestalten und Gesinnungen geliefert, mit denen er denn nach wilder und wüster Weise gutherzig gebahrte. Sein großes Geschäft war ein Gedicht vom Jüngsten Tage, wo sich denn wohl begreifen läßt, daß ich solchen apokalyptischen Ereignissen, energumenisch vorgetragen, keinen besondern Geschmack abgewinnen konnte. Ich suchte ihn abzulehnen, da er jede Warnung ausschlagend auf seinen seltsamen Wegen verharrte." Kurze Zeit nach Beendigung des „Donatoa" war Sonnenberg physisch und geistig so aufgerieben, daß er zu Jena am 22. Nov. 1805 sich zum Fenster hinausstürzte, und seinem unglücklichen Leben ein Ende machte. Das verfehlte Streben dieses Unglücklichen ist bei allem wehmüthigen Eindruck den es macht sehr geeignet auf unsern Gegenstand Licht zu werfen. Wenn Klopstock bei aller Hinneigung zur theologischen, ja gnostischen Mystik im „Messias" auf die edelsten unter seinen Zeitgenossen eine so reine und erhebende Wirkung machte, so war es, daß im Wesentlichen das Menschliche in edelster Verklärung, in der Gestalt des Mittlers, jedes trübe Element in den Hintergrund drängte, was denn auch Goethe in seiner Verehrung gegen Klopstock***) gebührend anerkannte. Darin besteht, bei aller etwanigen sonstigen Verwandtschaft, der unendliche Fortschritt Klopstock's gegen Petersen, wogegen allerdings Sonnenberg für das 19. Jahrhundert einen Rückschritt bedeutet. †)

Was Petersen anlangt, so sei schließlich an G. E. Lessing's Urtheil in den „Literatur-Briefen" ††) erinnert, wo er eine Vergleichung zwischen dessen „Stimmen aus Zion" und Wieland's „Empfindungen des Christen" anstellt, die nur zum Vortheil des Erstern ausfallen. „Eine Vergleichung zwischen Petersen und Wieland", heißt es, „würde Diesem auf keine Weise schimpflich sein. Petersen war ein sehr gelehrter und sinnreicher Mann, und kein gemeines poetisches Genie. Seine «Uranias» ist voll trefflicher Stellen; und was kann man mehr zu ihrem Lobe sagen, als daß Leibniz sie zu verbessern würdigte, nachdem er selbst den Plan dazu gemacht hatte?" Hier schaltet Lessing ein paar Psalmen (so nennt Petersen die unter dem Titel „Stimmen aus Zion" gedichteten 100 prosaischen Lieder) zur Probe ein und fügt hinzu: „Was sagen Sie hierzu? Könnte ich nicht die Verehrer des Herrn Wieland auffodern mir erhabenere und pathetischere Stellen in seinen ganzen Empfindungen zu zeigen? Wieland ist reich an Blümchen, Petersen an starken Gedanken, an großen Gesinnungen. Beide haben die Sprache der Heiligen Schrift zu brauchen gewußt, nur daß sie Petersen in ihrer edlen Einfalt gelassen; Wieland aber durch affectirte Allusionen verunstaltet hat. Und gleichwol sind Petersen's «Stimmen» gar bald verachtet und vergessen worden. Denn Petersen war ja ein Schwärmer!"

Daß diese Verachtung und Vergessenheit, wie wir gesehen, eigentlich bis auf diesen Tag noch fortdauert, mag wol auch mit an der Seltenheit seiner Dichtungen liegen, deren Auffrischung empfänglichen Gemüthern gewiß nicht minder willkommen wäre als Dies bei andern deutschen Dichtern des 17. Jahrhunderts, z. B. bei Angelus Silesius, der Fall ist.

G. E. Guhrauer.

*) Zwölfter Gesang, Vers 1298—1304.

**) Vergl. Musculus' Inhalts- und Namens-Verzeichnisse, S. 50: Bielefeld, und S. 218: Sonnenberg.

***) Siehe besonders: „Die Kränze", Werke, II, 140.

†) Sonnenberg war Katholik und sein „Donatoa" sollte eine Art katholischer Messiade sein.

††) Werke (Lachmann'sche Ausgabe), VI, 15, achter Brief.

Professor Wittich und dessen Reise nach Norwegen.*)

Der Herausgeber dieses Reisewerks, Long — ein wohlklingender Name in der englischen Literatur —, hat demselben eine den Verf. betreffende biographische Notiz vorgesetzt, welche uns in ihm einen Landsmann zuweist, geboren 1782 zu Schwarzort in Ostpreußen und gestorben den 19. Febr. 1848 als Professor der deutschen Sprache am University college in London. Wenn Deutschland Wenig oder Nichts von ihm weiß, so trifft die Schuld weder Deutschland noch den Verf., sondern die Nothwendigkeit, welche des Letztern literarisches Wirken fast nur auf anonyme Beiträge zur „Penny cyclopaedia" beschränkte. Auch von Denen die ihm nahe standen sollen blos Wenige ihn als geographischen Schriftsteller und als den talentreichen Mann gekannt haben der er war. „Ich glaube", bemerkt der Herausgeber, „er kannte seinen Talentreichthum selbst nicht." Nun führt sein Buch durch Form und Wesen den Beweis seiner Fähigkeiten. Während eines vor Jahren in der Schweiz genommenen Aufenthalts, und insbesondere beim Umherschauen vom Rigi und Faulhorn kam ihm der Gedanke, daß wenn in unmittelbarer Nähe des Meers Aehnliches zu finden sei, sich daraus ein Naturgemälde gestalten müsse, wo Ein Blick Alles zu umfassen vermöge was die Natur Großartiges und Schönes besitze. Als er später von einer ungeheuern Gebirgsmasse in Norwegen hörte, „welche auf drei Seiten vom Meer umgürtet, und deren Gipfel viele Meilen lang und breit von einer starken, nie schmelzenden Schneedecke verhüllt sei", regte sich in ihm der Wunsch „mit eigenen Augen diese seltene Scenerie zu sehen und zu durchforschen". Wie Solches die Veranlassung seiner vom Juni bis Sept. 1847 — von Hull nach Stavanger am Bord eines norwegischen Schiffes — gemachten Reise, so ist es auch der Hauptinhalt der vorliegenden Beschreibung, und wenn in dieser der Verf. zu wiederholten malen sein Bedauern ausspricht, die eigenthümliche Erhabenheit des Geschauten nur unvollständig schildern, nur ein schwaches Bild davon entwerfen zu können, so möchte jeder Andere an der Möglichkeit verzweifeln ein besser gelungenes aufzustellen. 2.

*) A visit to the western coast of Norway. By W. Wittich. London 1848.

Bibliographie.

Bibliothek ausgewählter Memoiren des 18. und 19. Jahrhunderts. Mit geschichtlichen Einleitungen und Anmerkungen herausgegeben von F. E. Pipitz und G. Fink. 5ter Band. 3ter Theil. — A. u. d. T.: Denkwürdigkeiten über Italien von W. Pepe, 3ter Theil. Mit der Einleitung: Uebersicht der italienischen Memoirenliteratur. Zürich, Schultheß. Br. gr. 8. 2 Thlr. 16 Ngr.

Eggers, J. M. H., Gesammelte Gedichte. Des „Poetischen Lusthain's" stark vermehrte 2te Auflage. Altona. 8. 2 Thlr.

Weltlich Evangelium. Ein Blüthenkranz deutscher Lyrik. Berlin, Wiegandt. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Fertig, M., Cajus Sollius Apollinaris Sidonius und seine Zeit, nach seinen Werken dargestellt. 1ste bis 3te Abtheilung. Würzburg u. Passau 1845—48. Gr. 4. 1 Thlr.

Geissler, W. A., Der Völker Freiheit. Maurergruss. Magdeburg, Quednow. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Hahn, K. A., neuhochdeutsche grammatik. Die lehre von den buchstaben und endungen als versuch. Frankfurt a. M., Brönner. 1848. 8. 18⅔ Ngr.

Alte und neue Kinderlieder, Fabeln, Sprüche und Räthsel. Mit Bildern nach Originalzeichnungen von E. v. Heideck, W. v. Kaulbach, A. Kreling u. m. A. Herausgegeben von G. Scherer. Leipzig, Mayer. 4. 2 Thlr.

Oehlenschläger, Amleth. Tragödie. Im Versmaße des Originals übertragen von H. Zeise. Altona, Lange. 16. 22½ Ngr.

Sternberg, A. v., Die Royalisten. 2te Auflage. Bremen, Schlodtmann. 1848. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Der Aufstand in den Herzogthümern Schleswig und Holstein und Preußens Verfahren gegen Dänemark. 1ste und 2te Auflage. Kopenhagen, Reitzel. 1848. Gr. 8. 6 Ngr.

Bassermann, der Unterstaats-Secretair und Reichs-Commissar. Berlin, Reuter u. Stargardt. 1848. Gr. 4. 1½ Ngr.

Beneke, E., Die Reform und die Stellung unserer Schulen. Ein philosophisches Votum. Berlin, Mittler u. Sohn. 1848. Gr. 8. 15 Ngr.

Bericht über die vom 3. bis 11. August 1848 zu Wien abgehaltene Conferenz in Angelegenheiten der evangelischen Kirche Oesterreichs. Mit 3 Beilagen. Wien, Gerold. 1848. 8. 4 Ngr.

Endemann, C., Grundzüge einer zeitgemäßen directen Steuer- und Kataster-Einrichtung. Cassel, Krieger. 1848. Gr. 8. 10 Ngr.

Engel, F. A., Nothwendige Rechtfertigung und Zurechtweisung in dem Streite über die Schulfrage. Ein freimüthiges Wort an Herrn Pastor L. Wohlfahrt. Brieg, Ziegler. 1818. Gr. 8. 2 Ngr.

Gesetz über die Errichtung der Bürgerwehr. Vom 17. October 1848. Grünberg, Levysohn. 1848. Gr. 8. 1 Ngr.

Ein Gespräch über die neuesten Maßregeln der preußischen Regierung. Halle, Mühlmann. 1848. 8. 3 Ngr.

Gfrörer's Vorschläge zur Wiedervereinigung der Protestanten mit der katholischen Kirche. Nebst ausführlichem Nachweis, daß diese Vorschläge den katholischen Glaubenslehren im Allgemeinen nicht widerstreiten, mit besonderer Berücksichtigung der auf der deutschen National-Versammlung zu Frankfurt besprochenen Ehelosigkeit der Geistlichen. Herausgegeben und allen gutgesinnten Protestanten und Katholiken gewidmet von einem Katholiken. Crefeld, Klein. Gr. 12. 1¼ Ngr.

Ipsen, A., Das Wasmer'sche Freicorps. Kiel, Schröder u. Comp. 1848. Gr. 8. 6¼ Ngr.

Lengsfeld, A., Worte, gesprochen am Grabe der Montag den 31. Juli gefallenen und Donnerstag den 3. August feierlich beerdigten Schweidnitzer Bürger. 1ste bis 3te Auflage. Schweidnitz, Weigmann. 1848. Gr. 8. 1½ Ngr.

Löwenstein, Prinz W. zu, Das System der Vermittelung. Berlin, Reimer. 1848. Gr. 8. 3 Ngr.

Das Programm der Föderalisten. Mit einem Vorwort von Geo. Schirges. Darmstadt, Pabst. 12. 5 Ngr.

Propst, J., Winke für eine bessere Volkserziehung, oder: Geschichtliche Darstellung des Kampfes zwischen dem Erziehungsrath und dem Großen Rath der Republik Solothurn wegen der Mädchenschule zu Dorneck. Basel, Schabelitz. 1848. 8. 5 Ngr.

Ranke, E., An das deutsche Volk. Ein Zuruf. Erlangen, Heyder. 1848. Gr. 8. 3 Ngr.

Ranke, F. H., Vater, verkläre deinen Namen! Predigt am 15. Oktbr. 1848 zu Ansbach gehalten. Erlangen, Heyder. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schultze, K., Wie könnte der arbeitenden Klasse geholfen werden? Meurs, Dolle. 1848. Gr. 12. 2½ Ngr.

Schweb, F., Robert Blum der Kämpfer für Freiheit und Licht. Mit Porträt und Facsimile. Nürnberg, Lotzbeck. 1848. 32. 4 Ngr.

Simon, Rede über die Verlegung und Vertagung der preußischen National-Versammlung. 119te Sitzung am 20. November 1848. Grünberg, Levysohn. 1848. Gr. 4. 1 Ngr.

Souchon, A. F., Der Gehorsam gegen die Obrigkeit. Predigt am 22. Sonntag n. Trin. den 19. Novbr. 1848 gehalten. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 1848. Gr. 8. 2 Ngr.

Springer, R., Die preußische Regierung vor der März-Revolution. Nebst einem Nachworte: Was bleibt uns, wenn unsere Errungenschaften uns wieder entrungen werden? Berlin, Reichardt u. Comp. 1848. Gr. 8. 3 Ngr.

Stella, Studien über die sociale Frage. Wien, Gerold. 1848. Gr. 8. 4 Ngr.

Temme, Rechtliche Bedenken über die Verlegung und Vertagung der Preußischen National-Versammlung. Berlin, Reuter u. Stargardt. 1848. Gr. 8. 2 Ngr.

Ueber die Anlegung einer befestigten Station und eines Hafens mit dem erforderlichen Arsenal für die größeren Kriegsschiffe der deutschen Flotte an der Nordsee. Oldenburg, Schulze. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Varrentrapp, A., Ueber Kranken-Unterstützungs-Kassen als ein Mittel gegen die Verarmung braver Arbeiter. Frankfurt a. M., Zügel. 1848. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Die Verfassung der evangelischen Kirche zunächst Württembergs. Bemerkungen eines Laien. Stuttgart, Ebner u. Seubert. 1848. Gr. 8. 4½ Ngr.

Die Vertagung der Berliner Nationalversammlung und deren Widerstand gegen dieselbe. Heidelberg, C. F. Winter. 1848. 8. 5 Ngr.

Volkmann, F., Erzherzog Johann, deutscher Reichsverweser. Mit dem Portrait des Erzherzogs. Arnstadt, Meinhardt. 1848. Gr. 8. 3 Ngr.

Wadewitz, F., Robert Blums Ermordung. Leipzig, Naumburg. 1848. Lex.-8. 1 Ngr.

— — Die drei Kugeln am 9. Novbr. 1848. Ebendaselbst. Lex.-8. 1848. 1 Ngr.

Der Waffenstillstand zwischen Dänemark und Preußen. Kopenhagen, Reitzel. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Wardlaw, R., Ueber den Ursprung und die allgemeine Verpflichtung zur Feier des Tags des Herrn. Ein Wort an unsere Zeit. Basel, Bahnmaier. 1848. 8. 3 Ngr.

Die Wehrpflicht gegenüber der Volljährigkeit der Staatsbürger. Ein Aufruf an die wehrpflichtige Jugend von einem württembergischen Landwehrpflichtigen. Stuttgart, Sonnewald. 1848. Gr. 8. 4 Ngr.

Wien in modernster Witzfunken-Beleuchtung mit censurfreien Knall-Raketten und constitutionellen Transparenten von J. Rhesommasatyrus. 1stes und 2tes Heftchen. Linz, Eurich u. Sohn. Gr. 16. 5 Ngr.

Wienenbrügge, C. H., Rede über den Patriotismus, gehalten in der Aula der vereinigten höhern Bürger- und Provinzial-Gewerbeschule am 15. Oct. 1848. Trier, Lintz. 1848. Gr. 8. 4 Ngr.

Alfred Fürst zu Windisch-Grätz, k. k. Feldmarschall-Lieutenant und kommandirender General in Böhmen. Eine treue, unparteiische Darstellung der letzten Prager Ereignisse, nach authentischen Quellen bearbeitet, nebst zwei Original-Aktenstücken und einer biographischen Lebensskizze des Fürsten. Von ****r. 1ste und 2te Auflage. Wien, Gerold. 1848. Gr. 8. 8 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 12. — 13. Januar 1849.

Zeitgedichte.

1. Gedichte, dem Vaterland gewidmet von Ernst Ranke. Frühjahr 1848. Erlangen, Heyder. 8. 5 Ngr.

Diese lyrischen Gedichte gehören zu den besten die in der neuesten Zeit geschrieben worden sind. Ihre Form ist zwar ein wenig gesucht, und erinnert stark an die Gedichte Klopstock's; doch findet sich hier keine willkürliche äußerliche Nachahmung. Beide Dichter sind wirklich einander geistesverwandt. Vaterlandsliebe und religiöse Begeisterung sind die Gefühle von denen Beide vorzugsweise durchdrungen sind, und die sie Beide in feierlich erhabener Weise auszusprechen verstehen. Dem Geiste der neuern Zeit widerstreben daher die vorliegenden Gedichte allerdings entschieden; denn bekanntlich erkennt diese neuere Zeit keine andere Begeisterung an als die für gewisse politische Lehrsätze. Der Verf. aber ist einseitig genug, um die Spuren religiöser Scheu, welche sich in der neuesten Zeit hier und da noch gezeigt haben, als die erfreulichste, erhebendste Seite der Tagesgeschichte zu bezeichnen. Er sagt unter Anderm, nachdem er die Schrecken des Aufruhrs geschildert hat:

> Aber nein, frohlockend vernimm es, Echo!
> Lange schwall wol wirres Gebraus von deutschem
> Land herauf. Nicht immer! Mit Macht erscholl jetzt
> Edleres Tönens
>
> Orgelklang voll Trostes empor, gewisses
> Sieges froh! Welch herrlicher Klang! Getreuer
> Männer Schar, werth Deutsche zu sein, erhob sich
> Mitten im Umsturz
>
> Liebentflammt, starkmuthig, des Vaterlandes
> Wehr in Drangsalsfluten zu sein, und weihte
> Ihre That durch heiliges Wort. Erhoben
> Stand die Versammlung,
>
> Sieh, da klang's voll Ernstes in ihrer Mitte,
> Männlich schön: Soll, Brüder, so sprach ein Bruder,
> Unser Anfang sein in des Höcherhab'nen
> Heiligem Namen?
>
> Ja! erscholl's. Ja! bebten des Heiligthumes
> Hallen nach. Weß Ohr es vernahm, der ernsten
> Männer Ja, dem wird es des Worts gewalt'gen
> Zauber bewahren.
>
> Heiliger Klang, dem denk' ich mit Freudenhoffnung,
> Keine mehr als Wort dich: das Wort verschwindet,
> Du bist That, wirst bleiben, des Vaterlandes
> Mächtiger Segen.

Diese Strophen sind so bezeichnend sowol für den Inhalt als für die Form dieser Gedichte, daß ich mich jeder fernern Beschreibung und Anführung enthalten kann.

2. Die Wände, eine politische Komödie in einem Acte, von Otto Seemann und Albert Dulk. Königsberg, Pfitzer u. Heilmann. 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hier findet sich abermals eine Erneuerung der Dichtweise eines ältern Dichters, nämlich des Aristophanes; aber diese Erneuerung ist keineswegs so gelungen als die soeben besprochene. Die Nachahmung Aristophanischer Formen und Wendungen zeigt sich zunächst im Titel dieser politischen Komödie. Bekanntlich stehen die Titel einiger Lustspiele des Aristophanes, z. B. der „Frösche", der „Wolken", nur in sehr lockerm Zusammenhange mit dem Inhalte derselben, und beziehen sich vorzugsweise auf die Masken mit denen der Dichter den Chor dieser Komödien bekleidet. Diese Masken sind nun aber bei Aristophanes immer darauf berechnet die komische Wirkung des Stücks zu erhöhen; die Herren Dulk und Seemann dagegen sind auf den wunderlichen Einfall gekommen einen unsichtbaren Chor aufzustellen. Sie lassen nämlich ihr Stück in einem mit steinernen Wänden umgebenen Zimmer spielen, und befördern die leeren kahlen Wände zu der Würde des Chors! Bei der Aufführung müßte man also die Menschen welche die Reden des Chors zu sprechen hätten hinter die Coulissen stellen! Und an eine Aufführung denken die Herren Seemann und Dulk sehr ernsthaft, denn sie fügen dem Titel ihrer Komödie die Bemerkung bei: „Den Bühnen gegenüber als Manuscript gedruckt." Es ist aber durchaus nicht anzunehmen, daß irgend eine Bühne auf ein so wunderliches Experiment eingehen wird. Denn es würde durchaus nicht komisch, wol aber ungemein lächerlich wirken, wenn man hinter den Coulissen versteckte Schauspieler Chorgesänge sprechen lassen, und dabei den Zuschauern zumuthen wollte anzunehmen, die Wände hätten gesprochen.

Außerdem wird nun, wie in mehren Stücken des Aristophanes das griechische Volk, so hier das deutsche als eine Person, und zwar als die Hauptperson des Stücks, dargestellt. Dieser „Hans Volk" liegt zuerst in Decken gehüllt, und schlafend, bewacht von Joseph Kriechel, dem Gewissensrathe der Irrenanstalt, in welcher

Volk sich befindet. Er ist nämlich auf den Antrag des Herrn Theodor, seines Verwalters, für geisteskrank erklärt worden, und befindet sich nun unter Aufsicht jenes Gewissensraths und der Doctoren Censur und Polisei. Man hat ihm den Glauben beigebracht, daß jede lebhafte Bewegung sowie alles Sprechen ihm den Tod zuziehen könne; er liegt daher fast unaufhörlich auf der Bärenhaut und schläft. Was er Andern mittheilen will muß er auf eine Tafel schreiben, und der Doctor Censur wischt dann mit einem Schwamme Alles wieder aus was ihm gefährlich erscheint. Ein Freund des Herrn Volk versucht diesen von der Thorheit seiner Lebensweise zu überzeugen. Volk will ihm längere Zeit nicht Glauben schenken, gelangt aber doch halb zufällig dazu seine Wächter zur Thür hinauszuwerfen. Nun merkt er, daß eine freiere Lebensweise ihm viel behaglicher und gesunder ist als jener frühere Zustand; er ernennt den erprobten Rathgeber zu seinem ersten Diener, entzweit sich aber bald wieder mit ihm, und schickt ihn fort, weil er nicht augenblicklich eine hinreichende Masse von Speisen und Getränken herbeizuschaffen vermag. In seinem Zorne über diesen Mangel verwundet er sich selbst, und wird nun plötzlich vernünftig und gemäßigt. Censur und Polisei werden zwar nebst ihrem Anhange verbannt, aber Herr Theodor wird beibehalten, und soll nun im Namen Volk's dessen Güter verwalten, unterstützt von jenem Rathgeber als erstem Minister.

Dieser Entwurf ist vollkommen in der Weise des Aristophanes; aber die Ausführung desselben ist sehr matt ausgefallen. Die Einzelheiten der Komödie sind ziemlich verständig behandelt, und namentlich die Form der Chorgesänge ist nicht ohne Würde. Aber der Witz fehlt freilich fast ganz, die Komödie spricht von Anfang bis zum Ende einzig und allein zum Verstande; es ist kaum irgend eine Wendung darin die man komisch oder auch nur heiter zu nennen vermöchte.

3. Der Königin Sieglinde Rheinfahrt. Eine nordische Sage nach der jüngern Edda. Mit sieben Bildern. Brüssel, Vogler. 1848. 8. 15 Ngr.

Eine der albernsten Schmähschriften die je geschrieben worden sind. Der Verf. erzählt, die Königin Sieglinde von England habe nebst ihrem Gemahl, dem Prinzen Alberich, einen Besuch am Hofe des Königs Siegfried von Burgund abgestattet. Sie sei aber zum Entsetzen der Hofleute im Kattunkleide, und der Prinz im Mackintosh angekommen; als der König hiervon gehört habe, sei er in Ohnmacht gefallen. Hierauf habe man den Prinzen bei Tische an das untere Ende der Tafel gesetzt, er habe aber bald darauf auf einen Wink seiner Gemahlin dennoch neben ihr Platz genommen, und als er am Abend in das Schlafzimmer der Königin habe schlüpfen wollen, habe ein Höfling Dies verhindert, weil im Burgunderlande ein Prinz stets in anständiger Entfernung von Königinnen bleiben müsse, und dergleichen mehr. Hätte der Verf. diese kleinen Begebenheiten mit heiterm Humor erzählt, so hätte ein recht artiges Scherzgedicht zu Stande kommen können. Statt dessen erzählt er mit einer an Roheit grenzenden Bitterkeit, mit einer herben Schwerfälligkeit, als handelte es sich um das Heil der Welt, und mit Uebertreibungen die jedes Maß überschreiten. So sagt er z. B., als König Siegfried auf die Nachricht, daß die Königin im Kattunkleide angekommen ist, in Ohnmacht fällt:

Gleich dem Büffel, der verendet
Auf des Waldes Polstermoose,
Brüllend lag er auf den Kissen,
Und von Arzt zu Arzte wendet
Flüsternd sich die Diagnose —
Blick und Achselzucken ließen
Wenig für den Kranken schließen.

Stier als wie vom Kabeljaue
Quoll das Aug' hervor, rothdunkel;
Fahles Gelb umspielt die Wangen,
Und es schillert matt ins Blaue
Schon der Nase Thurmkarfunkel,
Während unterm todesbangen
Munde Schaumesflocken hangen.

Kann man die Abgeschmacktheit weiter treiben?

4. Das Tausendjährige Reich. Gedicht zur Augustfeier 1843 von Friedrich Gliza. Zweite Auflage, vermehrt durch ein Finale: „Die deutsche Republik." Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1848. 8. 5 Ngr.

Der Verf. sagt in der Vorrede, sein Gedicht stamme aus einer ahnenden, sehnsuchtsvollen Zeit, und jene damals fast hoffnungslos erscheinende Sehnsucht sei tausendfach überboten worden von Dem was die jüngste Zeit geboren habe. Wie wir jedoch den Frühling nur aus dem Vorfrühling, die Blüte nur aus der Knospe verstehen lernten, so finden wir für unsere glanzvoll aufblühende Zeit das volle Verständniß nur in der Bildung ihrer Knospe, in der Gestaltung der verschlossenen, herben Zeit aus der sie entsprungen sei. Um uns diese herbe Zeit nun aufzuschließen, habe er sein Gedicht veröffentlicht. Es ist dies ein Zorn- und Spottgedicht auf die deutschen Zustände vor der Revolution:

Ein Torso steht im Reiche
Verwittert, blitzgespalten,
Der Freiheit heil'ge Eiche;
Der stolze Bau der Alten
Liegt, gleichwie Mammuthknochen,
Verstreut, versenkt im Schlamm;
Das Scepter ist zerbrochen,
Verdorrt der Kaiserstamm.

Schon aus diesen Zeilen ergibt sich, und das ganze Gedicht bestätigt es, daß der Verf. eigentlich zu jenen Romantikern gehört welche den alten Glanz des frühern kriegerischen, aristokratischen Deutschen Reichs gern hätten wieder aufleben sehen, und die sich erst in diesem Jahre in Republikaner verwandelt haben. Daher hat er auch ganz folgerichtig 1843 noch seine Herzensergießungen in das Gewand des Nibelungenversmaßes gekleidet:

Und nicht mehr soll zerstücket liegen das deutsche Land,
Grenzmarken soll'n umschließen nur des Reiches Rand.
Ein Geist und ein Gesetz wallte in allen Gau'n,
Und eine deutsche Kirche! — wir wollen sie zu Köln erbau'n.

Man bedarf in der That einer lebhaften Phantasie, um jetzt noch von Einer deutschen Kirche zu träumen. Aber

der Verf. gesteht freilich zu, daß er diese Phantasien jetzt über Bord geworfen habe, daß er jetzt nur noch für die Republik schwärme:

> So flattert, deutsche Fahnen,
> Es gilt dem letzten Streit,
> Schon singt das Lied des Schwanen
> Die todverfall'ne Zeit.
> Erschalle, jüngsten Tages
> Posaunenstoß, Musik
> Des roll'nden Wetterschlages,
> Du Wort von Jenseits — Republik!

Dieser Unklarheit, dieser Phantasterei muß man heutzutage wol einige Achtung erweisen, sie der Besprechung oder doch der Erwähnung werth halten; denn sie arbeitet ja offenkundig mit an der Geschichte des Jahrzehnds.

5. Galgenlieder. Bingen, Halenza. 1848. 8. 12½ Ngr.

Der Verf. dieser auf Löschpapier gedruckten Gedichtsammlung, der sich unter der Vorrede Dr. Daniel F. v. Fenneberg nennt, will ebenfalls „das Leid und das Weh vergangener Tage" in seinen Lesern wachrufen, und stimmt zuletzt ebenfalls „freiheitdurchhauchte Schlußgesänge" an. Daneben gibt aber dieser Dichter auch „neckische Töne", und gerade, indem er diese Töne von sich gibt, zeigt er sich in seinem besten Glanze. Denn die meisten Gedichte des Verf. bestehen so ziemlich vollständig aus Redensarten die man möglicherweise verbraucht nennen könnte. Jene neckischen Töne dagegen sind vollkommen eigenthümlicher Art. Einer derselben lautet also:

Versprechen vor der Ehe.

> Daß ich mit polit'schen Handeln mich besudle — hab' nicht Noth!
> Nach den Farben deutscher Grenzen — sei es grün nun, sei es roth —
> Werd' ich denken, bis am Ende, gutes, liebes, deutsches Frauchen,
> In dem Manne du erblickest ein ganz allerliebstes — Grauchen.

Ein Schalk sagte bekanntlich einmal zu dem berühmten Dichter des „Dresdener Anzeiger": „Ihre Gedichte sind vortrefflich, aber doch ein wenig dunkel." Und der Dichter antwortete: „Ich dichte auch nur für das höhere Publicum!" Dasselbe Bedenken könnte man auch gegen diese neckischen Töne erheben, und vielleicht würde der Dichter dann auch eine ähnliche Antwort geben. Das Wort „Grauchen", in welchem offenbar der Hauptspaß des soeben angeführten neckischen Tones verborgen sein soll, ist in der That in hohem Grade überraschend, und ich habe mir vergeblich den Kopf zerbrochen, um herauszufinden, auf welchem wunderbaren Wege der Mann der nach „den Farben deutscher Grenzen" denkt zum Grauchen wird, während man doch eher erwarten möchte, daß er recht bunt erscheinen müßte. Sollte etwa Grauchen nur hier stehen, weil es sich so schön auf „Frauchen" reimt? Eine kleine Sammlung solcher neckischen Töne nennt der Verf. „Nadelstiche", und gibt ihnen folgendes Vorwort bei:

> Hab' an eines schönen Mägdleins
> Nadeln mich gar oft geritzt.
> War der Schmerz auch sanft, das Blut doch
> Ist sogleich davon gespritzt.
>
> Und es ward mir abgeküsset,
> Um den Schaden gut zu machen,
> Und ich mußte dann vor Freuden
> Ueber meine Schmerzen lachen.
>
> Aber ich werd' mich bedanken
> Eure Tropfen abzulecken:
> Nun, so faßt euch denn — seid Männer!
> Ist's doch blos ein kleiner Schrecken!

Man muß gestehen, daß Dies eine fürchterliche Drohung ist. Der Verf. will nicht nur die Leute mit Nadeln stechen, sondern er will die Grausamkeit noch weiter treiben, er will sich auch bedanken die Blutstropfen die er den Leuten auspreßt abzulecken. Da ein solches Ablecken doch nur dann appetitlich sein kann, wenn man in einem zarten Verhältnisse mit dem Leckenden steht, so geht hieraus freilich auch hervor, daß der Verf. sich in sehr naher, vertraulicher Beziehung zu den Leuten denkt welche er sticht. Mit dem ersten dieser Nadelstiche trifft der Verf. nun sämmtliche Berliner. Er sagt, sie hätten außen Viel und innen Wenig! Man muß gestehen, daß es unbillig wäre, wenn man dem Verf. zumuthen wollte die auf diese Weise hervorgelockten 3—400,000 Blutstropfen abzulecken. Wie soll man aber diese neckischen Töne, diesen Nadelstichhumor eigentlich nennen? Ich muß gestehen, daß ich die Worte nicht zu finden vermag welche die ganze Fülle der Abgeschmacktheit in diesen kindischen Faseleien auszudrücken vermöchten.

(Der Beschluß folgt.)

Rom unter Gregor XVI. und Pius IX.

Das denkwürdige Ereigniß, daß Pius IX. verkleidet aus Rom geflohen ist, um Freiheit und Leben vor dem Sturm zu retten welchen seine eigenen Reformen herbeigeführt, erhöht das Interesse einer Gegenüberstellung Roms in den letzten Tagen Gregor's XVI. und in den ersten seines Nachfolgers, des jetzt geflüchteten Papstes, wie sich solche in einem englischen Werke vorfindet: „Italy in the nineteenth century, contrasted with its past condition, by *James Whiteside*" (3 Bde., London 1848), und im Auszuge folgendermaßen lautet:

„Ich las natürlich das römische Tageblatt, das unter Gregor erscheinen durfte, und ein Neuigkeitsblatt hieß, weil es keine Neuigkeiten enthielt. Alle einem wißbegierigen Volke gebotene politische Kunde kam darauf hinaus: «Seine Heiligkeit der Papst werden nächsten Freitag Mittags die Jesuitenkirche besuchen und Dienstags in der Kirche Santa-Maria Maggiore die Hochmesse lesen.» Ueber Statistik, Politik, Criminalfälle, Handel oder päpstliche Staatsangelegenheiten durfte keine Zeile gedruckt werden. Stand in auswärtigen Zeitungen etwas den betreffenden Ländern Nachtheiliges, Etwas von im Volke herrschender Noth oder den Regierungen drohender Gefahr, wurde es kurz extrahirt und damit Punctum. Ein eiserner Despotismus lastete auf der Presse, und literarische Journale gab es nicht.... Die Schwierigkeit das Wahre eines Vorfalls zu constatiren war fast unübersteiglich. Ich fuhr eines Tags nach den Borghese'schen Gärten. Die Thore waren geschlossen; ich fragte weshalb, und erhielt zur Antwort: weil Abends vorher drei Menschen im Park erdolcht worden seien. Ueber den eigentlichen Hergang der Sache wurde durchaus Nichts veröffentlicht. Ein italienischer Arzt meinte, es sei auch

viel besser daß es nicht geschähe, indem eine ins Einzelne gehende Erzählung solcher Grausamkeiten das Gefühl verletze. Alles wird in den Schleier des Geheimnisses gehüllt.... Ich machte die Bekanntschaft eines jungen, hübschen, fashionablen Grafen, der in Rom viel mit Engländern verkehrte. Eines Abends erwähnte er gesprächsweise, daß er nie das Meer gesehen und es gar gern sehen möchte. Ich erwiderte, daß Dies sehr leicht, das Meer ja nur wenige Meilen entfernt sei, und gebe er einem Seehafen den Vorzug, so habe er Civita vecchia ebenfalls nahe. Der Graf lachte. «Ich hab's versucht», sagte er, «aber es ist nicht gelungen. Ihr Herren Engländer, die ihr durch die ganze Welt reiset, ihr begreift nicht wie Das bei uns ist. Ich suchte also um einen Paß nach an die Küste zu gehen. Der Beamte fragte wie alt ich sei und wo ich wohne; ich antwortete: bei meiner Mutter. So sollte ich ein Zeugniß meiner Mutter bringen, daß meine Angabe in der Wahrheit beruhe. Ich brachte es, aber einen Paß erhielt ich deshalb doch nicht. Man fragte mich wer mein Beichtvater sei. Ich nannte ihn und wurde beschieden mir von ihm bescheinigen zu lassen, daß meiner Entfernung von Rom kein Bedenken entgegenstehe. Ich that Das, und man erklärte mir auf dem Bureau, daß ich sehr zudringlich sei, daß man in der That weder eine Nothwendigkeit noch einen Grund absehe, warum ich eben jetzt im Lande umherstreifen wolle, und daß es viel klüger und besser für mich wäre daheim bei meiner Mutter zu bleiben.» Dann murmelte er: «O diese Pfaffen, diese Pfaffen, solche Pfaffenherrschaft!»"....

„Politische Rücksichten hielten die Regierung ab den Bau von Eisenbahnen zu genehmigen. Sobald Gregor erfuhr, daß seine geliebten Unterthanen zu Bologna ihn dann in Rom en masse besuchen könnten, wollte er von der Neuerung Nichts hören. Ein Geschäftsmann sagte mir in dieser Beziehung: «Il Papa non ama le strade ferrate».... Auch alle und jede durch landwirthschaftliche Vereine zu bewirkende Verbesserungen wurden verboten, überhaupt alle solche schädliche Institute unterdrückt"....

„Was mich zunächst bewog nach der Criminalverwaltung unter Papst Gregor zu fragen, war Dieses. Ich saß eines Abends mit einem Freunde zusammen; ein ihm bekannter Italiener kam dazu, und das Gespräch im Laufe der Unterhaltung auf politische Verfolgungen. Da erzählte uns der Italiener, daß einer seiner Freunde verhaftet und zu 15jährigem Kerker verurtheilt worden sei, ohne daß er die Namen seiner Ankläger zu erfahren oder zu errathen vermocht.... Ich überzeugte mich später, daß die bestehenden Criminalgesetze die Regierung befähigten auf bloßen Verdacht jeden Menschen in Rom aus dem Wege zu räumen"....

„In der letzten Woche des October kehrte ich nach der ewigen Stadt zurück. Es war nicht die Stadt die ich verlassen; Freude strahlte von jedem Gesicht, eine ungewohnte Heiterkeit bewegte das Volk: das Licht der Freiheit hatte ihm getagt. Ich begegnete einem Geistlichen meiner Bekanntschaft. Er drückte mir die Hand und sagte: «Nun dürfen wir reden.» Das war das Zeichen des mächtig eingetretenen Wechsels. Gleich nachher wurde ich zur Subscription eingeladen auf ein englisches Journal, eine italienische Zeitung, ein juristisches Tageblatt. «Ist alles Dies Wirklichkeit?» fragte ich mich, «ist Dies das Rom Gregor's?» Ungebundenheit mischte sich in das Gespräch ernster Männer. Wunder sollten im Augenblick vollbracht, Eisenbahnen gebaut, Akademien der Wissenschaften errichtet, der Ackerbau verbessert, der Handel belebt, die ganze Welt sollte übertroffen werden. Früher waren mir die Römer wie die Automaten eines Priesters vorgekommen. Elektrisirt, begeistert von einer göttlichen Hoffnung gingen sie jetzt wie auf Springfedern, wie Männer die sich zum Wettlaufe rüsten. Ihre Geberden, ihre Sprache, sogar ihre Ausgelassenheit trugen das Gepräge des Bewußtseins vergangener Schmach und gegenwärtiger Erhebung, das Gepräge des Entschlusses die glorreiche Gelegenheit frei zu werden sich nicht entschlüpfen zu lassen. Ihre Anbetung des Papstes erschien eine Thorheit, aber sie ruhte auf einem tiefen Grunde der außerhalb des Menschen liegt. Als ich einen Freund die Via Felice hinauf begleitete, sah er einen berühmten italienischen Bildhauer uns entgegenkommen. «Der geht jetzt», bemerkte mein Freund, «wie er täglich thut, nach dem Quirinal, um Pio Nono zu sehen, welcher um diese Stunde vom Spaziergange heimkehrt.» Das machte mich neugierig. Ich ließ mich dem Italiener vorstellen, und besuchte ihn später, wo wir freimüthig über den Papst sprachen. «Sie müssen unser Verhalten gegen den Papst entschuldigen», meinte er unter Anderm. «Ihnen muß es lächerlich dünken; die Engländer sind seit lange der Freiheit gewohnt; wir haben so wenig von Freiheit gewußt, daß die ungewohnte Segnung unsere Gefühle der Dankbarkeit auf die höchste Sprosse treibt. Ich gehe jeden Tag um den Papst zu sehen, und sehe ihn täglich mit neuem Erstaunen; denn ich habe nie erwartet einen Papst zu erleben der es sich zum Grundsatz gemacht ein gerechter Herrscher zu sein»"....

Und jetzt — wenige Monate später?! 10.

Miscellen.

Das berichtigende Echo.

In jesuitischen Angelegenheiten befragt, läßt Jemand das Echo folgende Antworten ertheilen:

Scisne, quid sit Jesuita? — — Ita.
Nonne sunt boni religiosi? — — O si!
Nonne bene docent et disputant? — — Putant.
Nonne veram fidem introducunt in Indicas terras? — — Erras.
Quid ibi aliud quaerunt quam Aethiopes? — — Opes.
Et Maurum? — — Aurum.
Quomodo sunt constituti eorum praelati? — — Elati.
Nonne faciunt ingentia aedificia? — — Vitia.
Qualem habent erga pauperes naturam? — — Duram.
Nonne illos prosequuntur amore? — — Ore.
Nonne illis dant multas eleemosynas? — — Sinas.
Quid debeo facere, dum video Jesuitam venire? — — Ire.
Sed quid Deus dicet, quando venient Jesuitae? — — Ite!
Et quid paratum est viris tam dignis? — — Ignis.
Ibi ardebunt ut stramen? — — Amen!

Auch jetzt noch passend.

Ein Mönch bezeichnete die verschiedenen Perioden eines Gastmahls durch folgende Stellen der Vulgata (die hier beigesetzte Uebersetzung Luther's ist allerdings nicht so bezeichnend wie das Lateinische):

Anfangs: Nemo audebat loqui. (Da ist Keiner, der Etwas hören ließe.) Joh. 21, 23.
Nach einer Weile: Exibat sermo inter fratres. (Da ging eine Rede aus unter den Brüdern.) Jes. 41, 26.
Darauf: Replebantur mero. (Sie wurden voll süßen Weins.) Act. 2, 13.
Ferner: Loquebantur variis linguis. (Sie redeten mit verschiedenen Zungen.) Act. 2, 4.
Zuletzt: Ibant, qua poterant. (Sie wandelten, wo sie hin konnten.) I. Sam. 23, 13.

Papstmalerei.

Das Bildniß eines Papstes zu malen war vor Zeiten ein höchst saueres Geschäft; denn es mußte auf den Knien verrichtet werden. Der Maler Subleyras lag auf den Knien als er den sonst über manche Vorurtheile erhabenen Papst Benedict XIV. malte. Mengs weigerte sich in einer solchen peinlichen und erniedrigenden Stellung zu arbeiten, und seitdem ist jene pretentiöse Unsitte verschwunden.
7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 13. — 15. Januar 1849.

Zeitgedichte.
(Beschluß aus Nr. 12.)

6. Märzlieder. Zweites Heft: Gruß an Deutschlands edle Frauen und Jungfrauen. Drittes Heft: Der deutschen Bürger- und Landwehr, besonders auch den Freischaren der Kunst und Wissenschaft gewidmet von Julius Heinsius. Berlin, Mylius. 1848. 16. 17½ Ngr.

Ich habe den Tiefsinn und die eigenthümliche Logik und Grammatik des Verf. schon in d. Bl. bewundert, und ich kann mich daher hier darauf beschränken einige Beispiele anzuführen welche beweisen, daß der Verf. sich womöglich in seiner Kunstweise noch vervollkommnet hat. Die edeln deutschen Frauen und Jungfrauen singt er unter Anderm also an:

> Wein und Weib und Lied und Liebe
> Wo erblühen sie so hold,
> Als aus jenem Wundertriebe
> Den — „daß stets er grünen bliebe" —
> Dichtung den Germanen zollt.

Also: Dichtung zollt den Germanen einen Wundertrieb! Das ist für gewöhnliche Sterbliche schon ziemlich unverständlich, aber auch Hr. Heinsius dichtet nur für das höhere Publicum. Und aus diesem Wundertriebe, den Dichtung den Germanen zollt, erblühen — Wein und Weib! Das wäre ein Wundertrieb, der für Weinhändler sehr nützlich wäre, und der überdies in Australien, wo es bekanntlich an Weibern fehlt, ebenfalls sehr geschätzt werden würde. Hier in Deutschland aber, wo ohnehin viele Jungfrauen alt werden, ohne ihren Stand zu verändern, dürfte ein solcher Wundertrieb minder gern gesehen werden. Eine andere Strophe desselben Gedichts lautet also:

> Und des Hochgefühles Wonnen,
> Von den Dirnen keusch gewährt,
> Führen zu der Liebe Bronnen,
> Führen zu der Liebe Sonnen, —
> Was mir hat auch Sang gelehrt?

Ich muß gestehen, daß Sang mich sehr wenig gelehrt hat, denn ich habe Sang in meiner Einfalt wieder nicht verstanden. Ich muß gestehen, daß ich nicht weiß, was für ein Ding eine von einer Dirne gewährte Hochgefühlswonne ist, und wie eine solche Wonne erst noch zu der Liebe Bronnen führen soll, und was man sich überhaupt unter der Liebe Bronnen und der Liebe Sonnen zu denken habe!

Obgleich nun aber aus allen Gedichten des Verf. hervorgeht, daß er für ein in der Lösung tiefsinniger Räthsel sehr geübtes Publicum dichtet, so setzt er doch bei seinen Lesern nur sehr mäßige mythologische Kenntnisse voraus. So macht er z. B. zu dem Worte Walhalla die Anmerkung: „In der nordischen Sagenlehre: das Paradies der gefallenen Helden", und dem Worte Walkyren fügt er die Belehrung bei: „Die Schlachtgöttinnen welche den gefallenen Helden die Methbecher in Walhalla credenzen." Kenntnisse setzt er also wol weniger bei seinen Lesern voraus als vielmehr jene wahre Empfänglichkeit für hoch- und tiefsinnige Gedanken, welche nicht pedantisch fragt, ob der tiefsinnige Dichter auch die Gesetze der Logik und Grammatik befolgt habe.

Auch in der lyrischen Erzählung versucht der Verf. sich, und glänzt dann besonders in der Wahl des Stoffs. Dies zeigt sich zumal in dem Gedicht „Der Blousenmann". Während des berliner Straßenkampfes im März 1848 erhielt ein Arbeiter von einem wohlhabenden Mitkämpfer einiges Geld, um seinen Hunger zu stillen. Der Arbeiter kaufte sich Speise, und brachte das übrige Geld Dem der es ihm gegeben zurück. Das war recht wacker, aber wer den Arbeiterstand kennt, und ihm die ihm gebührende Achtung zollt, wird wissen und zugeben, daß vielleicht die Hälfte der Arbeiter ebenso gehandelt hätte. In der That halten beiweitem die meisten Arbeiter insoweit auf Anstand und Ehre, daß sie nicht gern ohne Noth als Bettler erscheinen. So lange der Arbeiter lohnende Arbeit hat, mag er nicht betteln, und sehr viele Arbeiter würden es sogar sehr übel aufnehmen, wenn ihnen Jemand unter solchen Umständen ein Almosen reichen wollte. Jene Maschinenarbeiter zum Beispiel, welche 10, 20, 30 Thaler wöchentlich verdienen, würden Den der ihnen vier Groschen schenken wollte entweder auslachen oder mit einer Tracht Schläge belohnen. Alle diese Arbeiter würden aber ganz wie jener Blousenmann gehandelt haben, und unser wackere Dichter fügt daher dem Arbeiterstande eine schwere Beleidigung zu, indem er sich hier sehr breit vor das Publicum hinstellt und ruft: „Hört mich um Gottes willen! Es ist ein unerhörtes Wunder geschehen, Etwas was noch nie geschehen ist, und nie wieder geschehen wird. Ein Arbeiter hat zwei Groschen wiedergebracht!" Verdient der Verf. nicht, daß die berliner Ar-

beiter ihm wenigstens eine Katzenmusik für dieses lästernde Gedicht brächten?

7. Politische Sonette von Friedrich Ruperti. Erstes Heft. Bremen, Geisler. 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

> Was will die Poesie in diesen Tagen?
> Es ist die Zeit zu ernst zum leichten Spielen,
> Die Zeit, wo über ihrer Joche Schwielen
> Empor zu Gott die Völker stöhnend klagen. (!)
>
> Ein and'res Wetten gilt, ein and'res Wagen,
> Ein heißes Streben nach den höchsten Zielen,
> Und bis der Hemmung letzte Schranken fielen,
> Liegt ihr Thron wie der Julithron zerschlagen.
>
> Doch während noch in dieser Zeiten Drange
> Wir zwischen Furcht und Hoffnung ängstlich schwanken,
> Und Fieberblut durch alle Adern kreist,
>
> Da ordnen in der Rhythmen sicherm Gange
> Allmälig sich die stürmenden Gedanken,
> Und ruhiger und klarer wird der Geist.

Dieses Sonett bezeichnet den Geist der ganzen Sammlung vollständig und genau. Die Poesie ist für den Verf. ein leichtfertiges Spiel, das in einer so ernsten Zeit wie die gegenwärtige von Rechts wegen nicht aufkommt. Das Einzige was an dieser kindischen Kunst noch allenfalls einiger Achtung werth, ist „der Rhythmen sicherer Gang", welcher dem Geist des Verf. angeblich Ruhe und Klarheit verleiht. Hieraus muß man schließen, daß der Verf., wenn er in Prosa schreibt, sich noch verworrener ausdrückt als in diesen Gedichten, und Das will ziemlich viel sagen, da schon in diesen Rhythmen wenig logischer Zusammenhang ist. Als Beweis wie viel Unklarheit der Verf. auch in der Rhythmen sichern Gang zu bringen weiß, kann hier angeführt werden, daß in einem dieser Sonette die Ansicht ausgesprochen wird, Friedrich der Große würde, wenn er aus dem Grabe aufstände, freudig den frischen Klängen der Gegenwart lauschen, und auf der Seite der Demokratie „die kühne Freiheitsschlacht kämpfen":

> Und wir begrüßten nach errung'nem Sieg,
> Für immer eng und brüderlich verbunden,
> Dich als des freien Reiches ersten Kaiser.

Schon aus dieser Aeußerung geht indessen hervor, daß der Verf. im Ganzen von gemäßigter politischer Ansicht ist. Auch an einer andern Stelle warnt er vor „Republikanerklauen". Bei genauerer Betrachtung aber zeigt sich, daß er eigentlich gar keine politische Ansicht hat. Er jauchzt nur eben schlechtweg der neuen künftigen Ordnung der Dinge entgegen, hat aber offenbar keine irgend bestimmte Vorstellung davon wie diese sich etwa gestalten könne oder solle.

8. Oden der Gegenwart von Wolfgang Müller. Düsseldorf, Buddeus. 1848. 8. 22½ Ngr.

Auch Hr. Müller jubelt der neuen Freiheit entgegen, und warnt zugleich vor dem Misbrauch derselben, namentlich vor Gewaltsamkeit und Blutvergießen. Der Französischen Republik ruft er zu:

> O eine große Lehre spricht
> Aus deinem Loos. Stets wird sie klingen,
> So oft ein Volk die Fesseln bricht,
> Um sich die Freiheit zu erringen.
> Laut kündet sie: das Endziel ist
> Mit Tod und Erz nicht zu erzwingen.
> Wen wild die Leidenschaft durchfrißt,
> Der hat den klaren Pfad verloren.
> Wenn ihn die kalte Nachwelt mißt,
> Dann spricht sie: Wär' er nie geboren!
> D'rum wandle jetzt auf and'rer Bahn
> Hin zu der Freiheit wahrem Lichte!
> Es sei der Geist das Schwert fortan,
> Entscheidend in der Weltgeschichte.
> Und der Gedanke sei das Blut,
> Hinströmend, daß den Kampf er schlichte.
> Was heut' die höchsten Wunder thut,
> Das ist die Menschlichkeit vor Allen.
> Wahrheit, Gerechtigkeit und Muth
> Laßt stolz auf euern Bannern wallen!

Daß der poetische Werth dieser Oden sehr gering ist, beweisen schon die hier angeführten Zeilen. Wir haben hier weniger Gedichte als versificirte Abhandlungen. Und selbst gegen die niedern Regeln des Versbaus und des poetischen Ausdrucks wird vielfach gefehlt. Welcher Dichter der einigen Sinn für die Musik der Worte hätte würde z. B. wagen zu singen: „O eine große Lehre spricht" u. s. w. Der Ausdruck „Eine Lehre klingt", in dem Sinne in welchem derselbe hier gebraucht wird, ist ganz undeutsch. Wen wild die Leidenschaft durchfrißt, der hat wol noch mehr als den klaren Pfad verloren. Und „ein Ziel erzwingen" ist ebenfalls eine ungrammatische, sinnlose Redensart. Und ähnliche Fehler sind in jeder dieser Oden in großer Anzahl zu finden. 13.

Erinnerungen aus der Theaterwelt.

1. Reisende Schauspielergesellschaften im alten Griechenland und römischen Reiche.

Mit einer reisenden Gesellschaft fing, wenn man will, das griechische Theater an. Der berühmte Karren des Thespis fuhr dahin, wo es gerade Weinlese oder Jahrmarkt gab, um in die Gesänge welche dem Bacchus zu Ehren angestimmt wurden durch seine Erzählungen ein wenig Leben zu bringen. Indessen davon ist hier keine Rede; er bildete keine Gesellschaft, am wenigsten eine Schauspielergesellschaft wie wir sie uns seit Jahren vorzustellen gewohnt sind, und sie selbst in den kleinsten Städten von Zeit zu Zeit einwandern sehen können. Daß dergleichen auch im griechischen und römischen Alterthume, also vor ungefähr 2000 Jahren, dagewesen sind, dürfte in der That wol wenigen Lesern d. Bl. recht geläufige Vorstellung sein; allein es geht damit wie mit vielen bei uns gewöhnlichen Dingen. Die Alten hatten sie so gut wie wir, und der Unterschied zwischen jetzt und damals trifft weniger die Sache als die Verbreitung oder den Grad der Ausbildung, worin wir ihnen öfters überlegen sind, öfters aber auch nachstehen mögen. Unsere Kunstreiter, Seiltänzer, gymnastischen Künstler, ja selbst unsere Taschenspieler möchten öfters nicht die Aufgaben lösen können welche auf den Märkten Athens, Korinths, Antiochiens, Roms u. s. w. zur Anschauung gebracht wurden. Genug, es gab also auch damals schon reisende Schauspielergesellschaften.*) Allerdings begannen sie erst zu einer Zeit, wo in

*) Auch insofern gab es reisende Gesellschaften von Schauspielern, als reiche Privatleute dieselben in ihre Häuser kommen und spielen ließen, oder sie gar auf ihren Reisen im Gefolge hatten. So

Griechenland die eigentliche Blüte der Kunst vorüber war. Mit dem Ableben des Aeschylos, Sophokles, Euripides, Perikles, Aristophanes verschwand jener Aufwand welcher bis dahin vom Staate Athen für die Bühne gemacht worden war, und wozu ganz Griechenland mehr oder weniger gern seinen Beitrag gespendet hatte. Genaue Rechnungen darüber finden sich allerdings nicht vor. Allein Plutarch versichert uns, daß die Athenienser für ihr Theater mehr Opfer gebracht hätten als in allen Kriegen gegen die Perser und in den Kämpfen um die Oberherrschaft in Griechenland erfoderlich gewesen wären. Besonders die Chöre zu den großen Stücken scheinen großen Aufwand in jeder Hinsicht verursacht zu haben. Nach der Berechnung eines Gelehrten kostete das Einstudiren derselben und die Aufführung eines Stücks über 13,500 Thlr. Die Summe ist nach damaligem Geldwerthe groß, aber gerade unwahrscheinlich und übertrieben dürfte sie Dem nicht erscheinen welcher berechnet, was selbst vor 100 Jahren schon auf mancher Hofbühne die Aufführung einer italienischen Oper kostete die mit großem Sing- und Balletchor ausgestattet war. Machen doch selbst bei unsern mittlern Theatern diese Ensembles der großen Oper, wenn sie nur einigermaßen anständig erscheinen sollen, nur zu viele Ansprüche an die Kasse! Um wie viel mehr mußte es also damals sein, wo die Chöre eigentlich die Hauptsache darstellten, da sie jedem Stücke das volle Leben, den rauschendsten Beifall sichern und zur Verherrlichung des Festes dienen sollten das damit gefeiert wurde. Eben mit dem nachlassenden Aufwande dafür ließ auch der Enthusiasmus nach welcher bis dahin für solche auf öffentliche Kosten gegebene Schauspiele obgewaltet hatte. Die Chöre hörten im großen Trauerspiele auf; die Staatskasse hatte kein Geld mehr dazu.

Als Alexander der Große vom Schauplatze abgetreten war, hörte und sah man den Chor fast nirgend mehr, und bereits war in seinem Lager eine Zahl Schauspieler zu einer Gesellschaft vereint welche die Stücke des Euripides und Sophokles aufführte, aber unter zwei Directoren oder Principalen standen, deren Namen uns ebenfalls noch genannt werden: Thessalus und Athenodorus, gewiß die ältesten Entrepreneurs welche die Theatergeschichte kennt. Mit dem Chor verschwand das große Trauerspiel, wie in unserer Zeit an kleinern Höfen und in manchen Städten die große kostspielige Oper aufhören dürfte, und es trat statt seiner das Lustspiel in den Vordergrund, was allerdings auch einen Chor hatte, aber mit dem Unterschiede, daß er hier nur Nebensache war, wie er es nun auch beim Trauerspiele wurde, wenn bisweilen ein solches noch gegeben ward. Wer nur irgend eins der Lustspiele von Aristophanes vornimmt, wird gleich bemerken, daß er nur zum Ausfüllen des Zwischenacts dient; und wer die Lustspiele des Plautus und Terenz gelesen hat, wird gar Nichts davon gewahr. Eine reisende Gesellschaft konnte auf solche Art sich sehr leicht forthelfen, und so zogen dergleichen unter einem Director oder Unternehmer bereits durch alle großen Städte Griechenlands, an allen Höfen Asiens herum, um für eigene Rechnung die Feste des Bacchus auszubeuten. Künstler hießen sie, Dionysische Künstler (artifices, τεχνιται, οἱ περι τον Διονυσον τεχνιται), indem sie aber, wie die Mitglieder unserer reisenden Gesellschaften, bereits zur Zeit des Aristoteles meist in schlechtem Ruf standen, und diesen Philosophen zur Untersuchung der Frage veranlaßten: woher denn Dieses wol kommen möge? Häufig wurden sie auch an einen Hof verschrieben. Herodes ließ eine solche Gesellschaft auf seinem in Jerusalem erbauten griechischen Theater spielen. Häufig waren es freie, von der Liebe zur Kunst und zum Gewinn getriebene Männer, öfters dagegen auch nur Sklaven, welche der kunstsinnige Director zusammengekauft und abgerichtet hatte. Der berühmte Roscius in Rom hatte z. B. eine solche Gesellschaft, und manche Kritiker meinen, daß Vespasianus sich tüchtige Talente der Art zusammenkaufte; denn im 18. Capitel seines Lebens erzählt es Suetonius, wenn die Worte: „Praestantes poetas, *nec non artifices coemit*", richtig sind. Möglich ist es, denn die Sache war in Rom etwas Altes. Zur Zeit des Plautus gab es solche Gesellschaften, wie man aus dem Schlusse der „Cistellaria" sieht, und noch viel früher hatte der Grieche Livius Andronicus, etwa 350 v. Chr., eine dahin geführt, indem er vermuthlich die griechischen Stücke ins Lateinische hatte übersetzen lassen. Nehmen wir Alexander's Herrschaft als Anfangspunkt, und das Zeitalter des Augustus ungefähr als das Ende solcher reisenden Schauspielergesellschaften an, indem nun nach Augustus das Schauspiel in die liederlichsten Pantominen überging, und der entsetzlichste Luxus nur die wollüstigsten Ballete bedingte, so kann man sagen, daß solche reisende Gesellschaften sich doch gegen 400 Jahre hindurch erhalten haben. Wer etwa noch in gelehrterer Weise hierüber belehrt sein möchte, darf nur das Programm des alten K. A. Böttiger: „Quatuor aetates rei scenicae apud veteres" (Weimar 1798), S. 12—16, nachlesen, das auch wir hierbei vor Augen gehabt haben. Belesen wie fast Niemand hat er Alles zusammengetragen was darüber Licht verbreiten kann. Man erfährt von ihm sogar, daß solche Schauspieler damals öfters Synoden hielten; denn συνοδος (synodus) hieß eigentlich Nichts als eine unter dem Schutze einer Gottheit geschlossene Verbindung. Selbst einen Heiligen hatten sie, den Bacchus. Und Dies mit Recht, denn vom Bacchus schreibt sich das ganze alte Theater her, wie das unserige von der christlichen Kirche.

hatte Sylla eine im Dienste, wie Plutarch versichert. Man denke sich aber nur die Sache nicht zu großartig. Eine Truppe welche ein solcher römischer Satrap mit sich führte war am Ende Nichts als eine Anzahl zum Komödienspielen abgerichteter Sklaven unter einem Freigelassenen, der sie als Regisseur unter seiner Aufsicht hatte. Aehnliches findet noch jetzt in Rußland statt.

---

2. Das Epigramm auf die ersten englischen Schauspielerinnen.

Das englische Theater wurde erst ungefähr im J. 1670 unter Karl II. von Damen betreten, deren Rollen bis dahin von Knaben und dem Alter dieser nahestehenden Jünglingen gespielt worden waren. Der letzte Schauspieler welcher sich in weiblichen Rollen als Knabe berühmt gemacht hatte, sodaß er der Liebling aller Damen war, lebte noch weit ins 18. Jahrhundert hinein, und hieß Kynaston. Häufig fuhren die vornehmsten Ladies, wenn er die Rolle der Julie oder Cordelia gespielt hatte, mit ihm in Hydepark umher, und weideten sich an seiner Grazie, Zurückhaltung und dem schönen Anstande, sowie an der Täuschung, von welcher das große Publicum befangen war, wenn es den Knaben für eine junge, reizende Miß hielt.*) Genug, es hatte lange gedauert, ehe die englische Bühne der spanischen, italienischen und französischen gleichkam, während auf der italienischen und spanischen wenigstens schon seit hundert Jahren weibliche Talente einen Namen erworben hatten; und als es endlich geschah, machte die Sache wie alles Neue nicht wenig Aufsehen. An Sittenrichtern fehlte es nicht, welche mit Spott oder Ernst dagegen auftraten, und namentlich haben wir aus dem J. 1676 ein beißendes lateinisches Epigramm von einem Jakob Duport, welcher in Cambridge ein Bändchen: „Musae subsecivae**) seu *poemata stromata*"***), herausgab. In der Uebersetzung würde sein „In Roscias nostras seu histriones feminas" lauten:

> Da jetzt die Tugend farblos geht,
> Und 's weibliche Geschlecht selbst ohne Scham dasteht,

*) Coley Cibber's „Apology", I, 91 (London 1750). Cibber war vieljähriger College des Kynaston, der bis zum späten Alter, wo er Helden und Fürsten spielte, sich durch Grazie und Anstand auszeichnete.

**) d. h. Nebenmusen.

***) d. h. poetisches Allerlei.

So hat es sich den Männern zugesellt,
Und tritt nun im Theater auf fürs Geld.

Die letzten zwei Worte „fürs Geld“ hat der Reim dictirt, außerdem wird der Musa subseciva Nichts zugesetzt sein:

Virtutis at nunc cum color exulat
Et femininum depuduit genus,
Viris remistus sexus alter
Occupat hodie theatrum. 14.

Bibliographie.

Allgemeiner Bericht des eidgenössischen Oberbefehlshabers über die Bewaffnung und den Feldzug von 1847. Mit 6 Plänen. Bern. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Ehrentempel Deutscher Dichter von Luther bis zur Gegenwart. Kern Deutscher Poesie. Ein Buch für Schule und Haus. Herausgegeben von J. Henning. Hamburg, Schuberth u. Comp. 1848. 8. 25 Ngr.

Fouqué, F. Baron de la Motte, Undine. Eine Erzählung. 7te Auflage. Berlin, Dümmler. 1848. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wühlerische Gedichte eines Wahrhaftigen. Gesammelt von Louise Dittmar. Mannheim, Bensheimer. 1848. 8. 2 Ngr.

Historische Hausbibliothek. Herausgegeben von F. Bülau. 11ter Band. — A. u. d. T.: Geschichte von Dänemark von der ältesten bis auf die neueste Zeit, nach C. F. Allen. Mit dem Portrait Christians IV. Leipzig, Lorck. Gr. 8. 1 Thlr.

Illustrirter Kalender für 1849. Jahrbuch der Ereignisse, Bestrebungen und Fortschritte im Völkerleben und im Gebiete der Wissenschaften, Künste und Gewerbe. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Weber. Hoch 4. 25 Ngr.

Schlosser, F. C., Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Mit besonderer Rücksicht auf geistige Bildung. 7ter und letzter Band. 2te Abtheilung. Heidelberg, J. C. B. Mohr. 1848. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Ackermann, W., Ueber Adel und Hofjunkerthum. Ein Vortrag im deutschen Verein in Dresden gehalten. Leipzig, Gebr. Reichenbach. Gr. 8. 3 Ngr.

Andreas, W., An die Republikaner! Kassel, Raabé u. Comp. 1848. Gr. 8. 1 Ngr.

Behrnauer, C. F. A., Aphoristische Gedanken über die Reform des sächsischen Advokatenstandes. Bautzen, Helfer. 1848. 8. 7½ Ngr.

Ausführlicher stenographischer Bericht des Prozesses gegen den Dichter Ferd. Freiligrath, angeklagt der Aufreizung zu hochverrätherischen Unternehmungen durch das Gedicht: Die Todten an die Lebenden, verhandelt vor dem Assisenhofe zu Düsseldorf am 3. Oktbr. 1848. Nebst einer zum ersten Male ausführlich bearbeiteten Biographie des Dichters. Herausgegeben von Karl Arenz. 1ste bis 3te durchaus vervollständigte Auflage. Düsseldorf, Buddeus. 1848. Br. gr. 8. 5 Ngr.

Berner, M., Michel-Lieder. 1stes Heft. Berlin. 1848. Gr. 8. 1½ Ngr.

Binterim, A. J., Die Wünsche und Vorschläge der katholischen Geistlichkeit Düsseldorfs an den Hochw. Herrn Erzbischof von Köln. Ein Wort zur Rechtfertigung derselben. Düsseldorf, Engels. Gr. 8. 5 Ngr.

Robert Blum's letzte Briefe, welche unter seinen Effecten am 6. Decbr. 1848, an den Rath der Stadt Leipzig adressirt, vorgefunden worden. Leipzig. 1848. Gr. 8. ½ Ngr.

Buchheim, A., und O. Falke, Die Wiener October-Revolution. Mannheim, Grohe. 1848. Br. 8. 7½ Ngr.

Bummelmeier's Lachkalender auf das Jahr 1849, ausgerüstet mit vielen unsichtbaren Stahl-, Kupfer-, Holz-, Wurm-, Seitenstichen- und Hieben, Carrikaturstoffen und passenden Rückblicken auf das Confusionsjahr 1848, und wichtigen Aufschlüssen über den dänischen Krieg. Altona. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Capoll, J. C., Die Justiz-Verweigerung des k. Obertribunals und die nichtigen Prozeß- und Ganterkenntnisse aller 3 Instanzen: des k. Oberamtsgerichts, k. Gerichtshofs und k. Obertribunals in der Rechtssache zwischen Elias Dietr. Holl und Joh. Schwenk in Ulm. Ein Beitrag zur Geschichte der Rechtspflege in Würtemberg. Ulm, F. Ebner. 1848. Gr. 12. 12 Ngr.

Dem deutschen Volke! Robert Blum. Eine treue Darstellung seines Lebens, Wirkens und Todes. Nebst den von Pfarrer Rauch, Prof. Flathe, Pred. Zille und Reichstagsabgeordneten Joseph bei der Todtenfeier in Leipzig gehaltenen Trauerreden. Leipzig, Thenau. 1848. 8. 5 Ngr.

Franke, E., Leben, Wirken und Ermordung des Abgeordneten der deutschen Nation Robert Blum. Nach Mittheilungen von ihm selbst und nach den besten Quellen bearbeitet. Ein Volksdenkmal. 2te und 3te Auflage. Gera, Kanitz. 1848. 8. 3 Ngr.

Die k. Sächsische Gesetzgebung über das Vereins- und Versammlungsrecht und die Angelegenheiten der Presse aus den Quellen erläutert und zum Gebrauch für Richter, Beamte rc. herausgegeben von C. H. Haase. Leipzig, B. Tauchnitz jun. Gr. 16. 8 Ngr.

Holdheim, S., Die Würdigung der Arbeit. Eine Predigt gehalten im Tempel der Genossenschaft für Reform im Judenthum zu Berlin, am 29. Octbr. 1848. Berlin, Lassar. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Jaup, Ueber den Werth des Schwurgerichts. Vortrag aus den Verhandlungen der Germanisten zu Lübeck im Herbst 1847. Darmstadt, Jonghaus. 1848. Gr. 8. 4 Ngr.

Kellner, G., Rede am Trauerfeste für Robert Blum und die gefallenen Wiener, am 26. Novbr. 1848 gehalten. Kassel. 1848. Gr. 8. 1½ Ngr.

Kirchbäck, J. M., Gedicht für Vaterlandsfreunde. 1848. Br. 8. 7½ Ngr.

Krummacher, F. W., Gottes Wort ist nicht gebunden. Predigt bei der 34. Stiftungsfeier der Preuß. Haupt-Bibel-Gesellschaft gehalten zu Berlin am 11. Octbr. 1848. Berlin, Wohlgemuth. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Löwenthal, J., Ueber das Verhältniß der politischen und religiösen Bewegung unserer Zeit. Vortrag gehalten den 5. Juni 1848 im Montagsvereine zu Mannheim. Mannheim. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Das kaiserliche Manifest vom 20. Septbr. 1848, oder: Freimüthige Bemerkungen über die österreichische Herrschaft im lombardisch-venetianischen Königreich. Prag. 1848. Gr. 8. 4 Ngr.

Oppenheim, H. B., Kaltblütige Glossen zu der Verfassungs-Urkunde vom 5. Dezbr. Berlin, Reuter u. Stargardt. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Raczynski, R., Wer hat die Freiheit verrathen, Slaven oder Germanen? Schreiben an Arnold Ruge. Leipzig, Arnold. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Wirth, J. G., Bettagspredigt. Gehalten am eidsgenössischen Bettage den 17. Septbr. 1848. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 1848. 8. 2½ Ngr.

Ein offenes ehrliches Wort im ernsten gewichtigen Augenblicke an die Krone und das Volk Preußens und deren Vertreter. Berlin, Reichardt u. Comp. 1848. Gr. 8. 3 Ngr.

Einige Worte über Sachsens „Forstbedienten.“ Geschrieben im Monat August 1848. Freiberg, Reinmann. 1848. Gr. 8. 8 Ngr.

Worte und Thaten in Berlin seit dem 9. November 1848. 1. Kor. 13, 1. Nebeneinandergestellt von einem Mitgliede der Nationalversammlung. Berlin. 1848. 4. 1 Ngr.

Die Zeichen der Zeit. Ein Blick in die Zukunft. Aus den Urschriften dargelegt von J. Ahasverus. Aus dem Englischen übersetzt von L. Assanda. Kassel, Raabé u. Comp. 1848. Gr. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 14. —— 16. Januar 1849.

Zur Frage der Emancipation der Juden.

Judenemancipation. Eine Untersuchung über die staatsrechtlichen Principien des Mosaismus im Verhältniß zu den Principien der Gegenwart, von F. S. Haid. Ellwangen, Brandegger. 1848. 8. 24 Ngr.

Der jetzt in der deutschen Gesetzgebung zu rechtlicher Anerkennung gelangende Grundsatz, daß das Staatsbürgerrecht nicht mehr von dem religiösen Bekenntnisse an sich bedingt sein dürfe, daß der Staat nur noch so weit nach dem Glauben seiner Angehörigen zu fragen habe, inwiefern eine bestimmte Religionsübung nicht etwa mit den eigenen sittlichen Grundlagen des Staats in bedrohlichem Widerspruch stehe: hat endlich auch das feste Princip aufgestellt, nach welchem die lang verhandelte Frage um Judenemancipation ihre praktische Lösung finden muß. In dieser Phase der Frage bleibt den Gegnern einer bürgerlichen Gleichstellung unserer Juden mit der christlichen Bevölkerung nur ein Weg, und zwar ein sehr schwieriger Weg übrig, auf dem sie ihren Widerstand fortsetzen können, nämlich: die Beweisführung, daß die jüdischen Religionsbegriffe in der That unser modernes Staatsleben gefährden.

Die vorliegende Schrift scheint auf diesen Wendepunkt der Judenangelegenheit berechnet, und verdient darum, gerade in Rücksicht auf den neuen staatsrechtlichen Grundsatz, unsere Beachtung. Der Verf. sucht mit einem ziemlichen Aufwande von Gelehrsamkeit, der jedoch eine starke Antipathie gegen das jüdische Element schlecht verhüllt, zu beweisen, daß die jüdischen Religionsbegriffe die bürgerliche Gleichstellung dieses Volks in unsern Staatsgesellschaften nicht räthlich machen. Dieser Beweis ist nun zwar schon oft versucht worden; man hat hierbei indessen stets, und zwar nicht ohne Erfolg, auf die talmudischen Schriften, auf die Tradition der Juden hingewiesen, sodaß Letztere sich genöthigt sahen die Lehren und Gebote des Talmud entweder rationalistisch zu deuten, oder die Verbindlichkeit ihrer Tradition überhaupt ganz zu leugnen. In diesem Falle beriefen sich aber die Juden gewöhnlich auf den Mosaismus, als auf die einzige, reine und bindende Quelle ihrer religiösen Weltanschauung und ihrer sittlichen Praxis.

Um dieser Ausweichung vielleicht vorzubeugen, bemüht sich der Verf. bei seiner Untersuchung den Talmud unberücksichtigt zu lassen, und seine Anklage des religiösen Judenthums nur aus dem Mosaismus und dem äußern Verlauf der jüdischen Geschichte zu begründen: nur auf diese untrüglichen und ursprünglichen Quellen beschränkt, will er darthun, daß die staatsrechtlichen Principien des specifischen Judenthums unserer Civilisation, unserer sittlichen Lebensanschauung, wie sie sich auch im Staatsleben manifestirt, feindselig und unversöhnlich entgegenstehen. Der Hauptsatz den er für seine Deductionen zu gewinnen sucht, und auf den er immer wieder zurückkommt, ist: daß der Mosaismus wesentlich eine nationale, nicht wie das Christenthum eine kosmopolitische Religion sei. Die Verheißungen der jüdischen Religion seien allein nur den Beschnittenen aus Abraham's Samen, und zwar ihnen als dem bevorzugten Volke gegeben. In diesem Prärogativ liegen alle Hoffnungen, liegt die Stärke und Kraft des Volks; aus demselben bilden sich seine Ansichten über seinen eigenen Werth und sein Verhältniß zur Menschheit, und drücken ihm die Grundzüge auf aus denen sich sein sittliches und bürgerliches Leben bilde und entwickele. Es werde, heißt es, durch jenen prärogativen Charakter des jüdischen Glaubens zwischen dem jüdischen Volk und der Menschheit eine Scheidewand aufgerichtet, welche alle Stöße aushalte. Den Juden sei von Jehovah, nebst dem Ueberflusse an allen möglichen zeitlichen Gütern, als weiterer göttlicher Segen auch die gedoppelte Herrschaft in der Stärke des Volks und in der Geldmacht über die Völker zugesagt, Letzteres zu besonderer Beruhigung und Stärkung im Glauben für die Juden in der Zerstreuung (also mit ganz besonderer Anwendung auf die Gegenwart). *) Ueberhaupt fodere die jüdische Religion ihre Bekenner zum treuen Festhalten an ihr ausschließlich durch Verweisung auf zeitliches Wohlergehen auf. Einer so sinnlichen Religion sei es nun ganz anheimgegeben sich zum eigentlichen Volksausdruck zu erheben, und die religiös-bürgerlichen Verhältnisse norm- und maßgebend zu gestalten. Sie schaffe eine Volksmeinung, eine Macht welche in Zeiten des Drucks und der Verfolgung auch der schrecklichste der Schrecken nicht breche, die aber in

*) 5. Mos. 28, besonders V. 12: „Und du wirst vielen Völkern leihen, du aber wirst von Niemand borgen."

Tagen des Glücks in Eisen und Panzer sich kleide, d. h. die Menschheit ihrem Fanatismus aufopfere. Wenn so einerseits das Mosaische Gesetz in seinem religiösen Theile seine Bekenner auf der Stufe sinnlicher Bildung festhalte, den Schwung des Geistes nach Edlerm und Höherm lähme, und ihnen das hohe Gefühl und die geistige Kenntniß reiner Sittlichkeit entziehe; wenn dieses Gesetz sie zu einfachen Erdenmenschen mache, die ihre Seligkeit und ihren Himmel im Gelde suchen und finden: so enthalte zwar der juridisch-moralische Theil des Gesetzes anerkennenswerthe sittliche Vorschriften, aber eben nur für das Verhalten der Juden untereinander, während ihnen die Gojim gänzlich preisgegeben seien. Habe doch Moses selbst in seinen eigenen Handlungen (2. Mos. 2, V. 11—13) die Maxime aufgestellt, daß man die Angehörigen eines andern Volks sogar ermorden dürfe, und daß man sich nur nicht erwischen lassen müsse. Die theokratische Anschauung ihres religiösen Verhältnisses als eines exclusiven charakterisire die ganze bürgerliche Geschichte der Juden. Nur ihre aristokratisch-religiöse Ueberzeugung habe sie als Volk nach innen und außen stark gemacht. Der Verf. geht sogar so weit, im Widerspruch mit sich selbst zu behaupten, der Mosaismus hebe eigentlich die Anwendung und Ausübung einer menschheitlichen Sittenlehre ganz auf, indem er seinen Bekennern sage: Ihr habt nicht nöthig durch Verdienste, wie sie die allgemeine Sittenlehre fodert, Das erst zu erwerben was euch durch den Bund im Gesetz als Eigenthum zugehört. Sofort geht er zu der Behauptung weiter: das Judenthum könne das Prärogativ in seiner Sittenlehre nicht aufheben, da dies eben den Kern des Mosaismus bilde; und eben deshalb könne es auf gleiche bürgerliche Berechtigung keinen Anspruch machen. Mit Berufung auf Bennet macht er darauf aufmerksam, daß noch heutzutage gelehrte Juden der theokratischen Idee des Judenthums anhängen, und daß noch heutzutage eigentlich jedem gläubigen Juden die Anerkennung jeder andern Staatsverfassung nicht blos als Sünde, sondern als das schwerste Verbrechen, als Felonie, erscheinen müsse.

Der Verf. beruft sich auf 5. B. Mos. 30, um zu zeigen, daß der exclusiv-nationale Charakter des Mosaischen Gesetzes, und folgerecht auch seine die Gojim nicht anerkennende Sittenlehre, sich auf alle Zeiten, namentlich also auch noch auf die heutigen Juden beziehe, und sie ebenso gut zu Fremdlingen unter den Völkern mache, wie sie es in der Babylonischen Gefangenschaft gewesen seien. Er kommt hiernach zu der Folgerung: Die Juden können die gegenwärtigen bürgerlichen Verhältnisse, mit oder ohne Emancipation, nur als Heranbildung für den verheißenen Uebergang zur unabhängigen Volkseinheit auffassen; sie können auch nach der Emancipation den Grundsatz eines gleichen Rechtsverhältnisses mit den Völkern durch die sie emancipirt werden nicht anerkennen. Die Emancipation bewegt sich daher außerhalb des Rechtsbodens. Da nämlich die weltliche Macht den durch den Glauben gebotenen Haß der Juden gegen andere Völker auf dem Wege der Gesetzgebung nicht aufheben kann, so ist die weltliche Gesetzgebung nach Rechtsprincipien genöthigt die Wirkungen dieses religiösen Hasses gegen die Menschheit zu beschränken. In Verbindung damit sagt er ferner: daß eine Reform des Mosaismus durch das Gesetz ausdrücklich bei schwerer Strafe verboten sei. Insbesondere sucht er noch an der Handlungsweise Joseph's in Aegypten nachzuweisen, wie kanonisch es für die Juden sei sich untereinander alles Gute zu erzeigen, dagegen die Nichtjuden mit kaltem Blute schonungslos zu schinden. Er meint:

> Das Gesetz ruft dem Juden zu: Den Fremden magst du drängen; vom Fremden magst du Wucher nehmen. Wer Gefühl für die ärmere Masse hat, dem wird das Blut erstarren bei diesem Verse, der das leidende Volk der schonungslosen Abzapfung eines Volksstammes preisgibt welcher nach dem Aufruf seiner Religion jede finanzielle Verlegenheit des Nichtjuden für eine erlaubte Bereicherungsquelle erkennen und als solche benutzen soll.

Der Verf. fragt, was nun wol von einem Glauben zu halten sei der die Ausbeutung der höchsten Volksnoth nicht verdammt (Beziehung auf Joseph), vielmehr zu diesem Gott und Menschen lästernden Treiben auffodert. Durch alle Zeiten herab sei es thatsächlich erwiesen, daß Juden bei Unternehmungen sich gebrauchen ließen die nach sittlichen Grundsätzen verpönt und nach der öffentlichen Meinung infamirend seien, woraus sich denn auch die stehende Ansicht gebildet habe, daß der Jude einer sittlichen Erziehung nicht fähig sei. Wider Willen erweist übrigens der Verf. den Juden den größten Dienst damit, daß er den Talmud in der ganzen Frage nicht nur nicht berücksichtigt, sondern sogar für indifferent erklärt, da seine Lehrsätze entweder mit dem Gesetze Mosis im Widerspruch stehen, welchenfalls ihre Ausscheidung nicht nur möglich, sondern sogar geboten wäre, oder aber auf das Gesetz sich gründen, welchenfalls sie für die Emancipationsfrage nur von untergeordneter Bedeutung seien. Er gründet also seine Beweisführung durchaus nur auf das Alte Testament und auf die Behauptung, daß die Abschließung der Juden von allen andern Völkern seitdem und bis auf den heutigen Tag für sie Glaubensartikel geblieben sei, und zwar in doppeltem Maße den Christen gegenüber, weil das Christenthum sich auf das Alte Testament gestützt, zugleich aber das Prärogativ des Mosaischen Gesetzes im Glauben und in der Sittenlehre aufgehoben habe, mithin einen das Judenthum zerstörenden Gegensatz bilde, weshalb das Judenthum seiner Selbsterhaltung wegen auf Sein und Nichtsein gegen das Christenthum kämpfen müsse. Der Verf. beruft sich dabei namentlich auf die unfläthigen Angriffe welche die gegenwärtige jüdische Literatur auf den Stifter des Christenthums mache, und auf einen Aufsatz in Lewald's „Europa" (1844), worin ein Jude sein Volk als das erste der Welt preist, und beispielsweise anführt, die Juden hätten überall an der Spitze der geistigen Bewegung gestanden. So seien z. B. die ersten Jesuiten Juden gewesen; desgleichen entwickele sich die gegenwärtig in Deutschland

sich vorbereitende Revolution unter Leitung der Juden, sofern diese fast ausschließlich die deutschen Katheder inne hätten (Neander, Benary, Weil u. s. w.); auch die größten Staatsmänner der Gegenwart oder der nächsten Vergangenheit seien jüdischen Stammes, z. B. der Graf Cancrin, Mendizabal, Marschall Soult, Massena (Manasse), der preußische Minister Graf Arnim (!) u. s. w. Die Geschichte, schließt er, beweist unwiderleglich die Unzerstörbarkeit des im Mosaismus liegenden sonderthümlichen Elements.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue deutsche Dichter.

In der dumpfen, thatenarmen Zeit des letzten Jahrzehnds übernahm die deutsche Muse das Amt dem gepreßten Herzen Luft zu machen und die Schläfer zu wecken. Sie ließ die ehernen Klänge der Tuba von Süd nach Nord, von West nach Ost erschallen; die ungewohnten Klänge elektrisirten die Gemüther und versetzten dieselben in eine taumelnde Begeisterung. Die Koryphäen der politischen Poesie feierten Triumphe so rasch und glänzend, wie sie deutschen Dichtern noch nie zu Theil geworden. Aber über Nacht verschlief man den Rausch, rieb sich am andern Morgen die Augen, und wunderte sich in der nüchternsten Stimmung über sich selbst. Sobald die Enthusiasten verstummt waren, erhob die mäkelnde Kritik ihre heisere Stimme, und die Poeten, theils mit gerechtem Unwillen erfüllt, theils von übermäßigen Anstrengungen erschöpft, geriethen in Schweigen oder schlugen sanftere Weisen an. Es traten zwar fort und fort neue Dichter auf, die voll Jugendkraft und Thatenlust die Prosa der Zeit verdammten, und über die Schmach des Vaterlandes klagten; doch wußten sie zugleich auch zu singen von Liebe und Wein, von der Stille des Waldes und den Blumen des Frühlings, und die Wenigen welche es noch wagten ganze Bände von politischen Gedichten in die Welt zu senden blieben entweder ganz unbeachtet oder fanden scharfen Tadel. Aber während die deutsche Muse immer mehr von Kampf und Streit sich zurückzog, und ihre angeborene Sanftheit und Milde hervorkehrte, rollte das Rad der Zeit, von dem die Sänger der Freiheit so viel zu sagen wußten, unaufhaltsam weiter, und zerschmetterte endlich Diejenigen welche mit frevelnder Hand seinen Lauf zu hemmen gesucht hatten. Daher die auffallende Erscheinung, daß zu derselben Zeit, wo der Adler der Revolution seine furchtbaren Schwingen über Deutschlands Städte und Länder entfaltet, in dem deutschen Dichterwald die unschuldigen Sänger des Frühlings ihre Lust und ihr Leid in den zartesten Weisen verkünden.

Mit diesen Bemerkungen leiten wir die Beurtheilung von einer Anzahl von Gedichtsammlungen ein, welche die Jahrszahl 1848 an der Stirn tragen, und fast sämmtlich einen auffallend zahmen, idyllischen Charakter haben. Einige derselben verließen zu derselben Zeit die Presse in Wien und Berlin, als dort die Revolution ihre ersten blutigen Siege erkämpfte. Wir wenden ihnen hier zuerst unsere Aufmerksamkeit zu, weniger jedoch wegen des Interesses das sie durch den Contrast mit ihren Geburtsstätten erregen, als wegen ihres pra[illegible]ischen Werthes, der ihnen nicht allein den ersten Rang unter den hier zu besprechenden Dichtungen vindicirt, sondern auch hoffen läßt, daß sie in dieser Zeit der That und des Kampfes nicht spurlos verwehen werden. Dies gilt vor allen von

1. Königin Bertha, von O. F. Gruppe. Berlin, G. Reimer. 1848. 8. 1 Thlr.

Die vielfach erzählte Sage von Pipin's unglücklicher Gemahlin Bertha und ihrem Sohn Karl bildet den Inhalt dieses idyllisch-epischen, aus einem Cyklus von Balladen bestehenden Gedichts. Der reiche Karolingische Sagenkreis hat in neuerer Zeit öfters den Stoff zu Gedichten dargeboten, und namentlich ist die genannte Sage schon von Fouqué*) und neuerdings von Simrock**) bearbeitet worden. Ohne uns hier auf Vergleichungen einlassen zu können, dürfen wir getrost behaupten, daß die Dichtung von Gruppe alle verwandten Erscheinungen durch kluge Auswahl und Sichtung der Ueberlieferungen, sowie durch kunstvolle Bearbeitung derselben beiweitem übertrifft. Abweichend von seinen beiden Vorgängern folgt unser Dichter der Gestaltung der Sage wie sie in „*Henrici Walteri* chronica Bremensis" (1463) in „*Meibomii* script. German." (II, 20) vorliegt. In freier Dichterweise die Erzählung der Chronik hier und da anders gestaltend oder ergänzend, hat er es verstanden ein Stück Leben aus längst verschollener Zeit in einem ebenso wahren und treuen als lebendigen und schönen Bilde abzuspiegeln. In demselben ist das allgemein Menschliche, Das was des Menschen Herz immer und überall bewegt, mit Dem was in bestimmter Zeit und an bestimmtem Orte sich individuell gestaltet so innig verschlungen, das Treiben der Menschen mit dem Leben und Weben der Natur so harmonisch in Zusammenhang gebracht, daß das Auge des Beschauers mit Lust darauf verweilt. Zugleich treten die handelnden Personen in so bestimmten, lebendigen Gestalten hervor, herrscht ein solcher Wechsel der Begebenheiten, Situationen, Stimmungen, daß Spannung und Interesse sich von Blatt zu Blatt steigern. Und Alles was im lebensvollen Gemälde dem Blick entgegentrat steht zuletzt so frisch und anschaulich vor der Seele, als hätte man es in der Wirklichkeit erlebt: die drei Grafen auf ihrem Weg zu Theodorich, um dessen Tochter Bertha für ihren König zu werben; ihr listiger Anschlag den König um die holde Braut zu betrügen und eine ihrer Töchter unterzuschieben; die schändliche Ausführung ihres Plans; die Königstochter, einsam, hülflos im Waldesdickicht, ihr Eintritt in die Mühle, ihr Leben daselbst; die Unzufriedenheit Pipin's mit seiner Gemahlin, das unbewußte Zusammentreffen mit seiner Verlobten, die magische Gewalt welche Beide aneinanderzieht; die Geburt Karl's, Mutterglück und Leid als Bertha den Trost in ihrer Einsamkeit an den Hof des Königs entlassen muß; die hoffnungsreiche Entwickelung des herrlichen Knaben, seine Sendung an den Hof Theodorich's, das Erkennen des Enkels und endlich die Auflösung der ganzen Verwickelung mit all ihrer Noth. Der Verlauf der Begebenheiten entrollt sich natürlich, klar und fesselnd; die einzelnen Balladen sind ebenso geschickt aneinandergereiht als sie sich auszeichnen durch anmuthige, plastische Darstellung und durch Reinheit, Poesie und eine gewisse dem Gegenstand angemessene Naivetät der Sprache, durch meisterhafte Behandlung der metrischen Form. Die Charaktere bieten eine angemessene Mannichfaltigkeit von Individualitäten, und sind sowol nach dem reinmenschlichen Gesichtspunkt als nach den Anfoderungen von Zeit und Volk wahr und consequent gezeichnet. Wir werfen nur einen flüchtigen Blick auf die Hauptpersonen. Bertha erscheint als echt deutsche Schönheit in Bezug auf Gestalt und Gemüthsart; ihre klare, blonde Gestalt, ihre sanften, blauen Augen entsprechen dem reinen milden Sinn der in stiller Ergebung das Härteste erduldet, und der höhern Hülfe gewiß den Nachen ihres Lebens den unsteten Wellen träumerischer Hoffnungen überläßt. Sie findet sich leicht in die engen Verhältnisse bäuerlichen Lebens, aber auch als Magd in der einsamen Mühle bewahrt sie den Adel der Königstochter; sie ist ebenso reich an Liebe als liebebedürftig, und bewährt die Lauterkeit und Wärme ihrer Empfindung in allen Lagen und Verhältnissen, als traute Freundin, als schwärmerische Geliebte, als zärtliche Mutter. Wir können es uns nicht

---

*) „Karl's des Großen Geburt und Jugendjahre, ein Ritterlied", geschrieben 1800, herausgegeben von Franz Horn (Nürnberg 1816).

**) „Pipin und Bertha", von Karl Simrock, in Kinkel's „Jahrbuch vom Rhein" (1847).

versagen aus dem Gesang „Häuslichkeit" folgende Strophen mitzutheilen:

Nie hat sie ein klagendes Wort gesagt,
Sie sprach nur leise, nur wenig,
Sie gab sich nicht anders als eine Magd —
Und war ihr beschieden ein König!

Sie lernte spinnen den goldenen Lein,
Und binden im Korn die Aehren,
Und lehrte des Müllers Töchterlein;
Viel Schönes konnte sie lehren.

Sie lehrte sie freundlich mit zarter Hand
Viel herrliche Muster sticken,
Und Kanten klöpfeln an Kleides Rand,
Und zierliche Borten stricken.

Auch schrieb sie heilige Bücher mit Fleiß
In den goldenen Stunden der Frühe,
Und malte sie sauber, roth auf weiß,
Das war ihr süßeste Mühe.

Sie wußte die Kammer, das ganze Haus
Wohl finniglich auszuschildern:
Was sah die Mühle so blank da aus
Mit Blumen und heiligen Bildern!

Und Sonntag ging zur Meff' über Land
Des Müllers Hausgemeine,
Dann ging, das Gebetbuch in der Hand,
Auch Bertha, die stille, die reine.

— — — — —

Nun betete wol nicht halb so viel
Des Müllers Tochter, die gute,
Sie liebt auch wol ein bebendes Spiel,
Und Tanz mit wogendem Blute.

Doch meinten die Leut', es müßten sein
Zwei liebe Schwestern die Beiden,
Auch sah man von Scheitel bis Zeh sie fein
Nach gleicher Weise sich kleiden.

Sie hielten auch stets aneinander treu,
Und schliefen auf einem Pfühle:
So rollten die Tage rasch vorbei
In des Waldgrunds freundlicher Mühle.

Nur wenn sie saß an dem Wiesenrand,
Und sprengte das bleichende Linnen,
Und rauschte der Wald an des Berges Rand,
Versank sie in tiefes Sinnen.

Es ward ihr so weh in der stillen Brust,
Und so eng ihr des Thales Schranken,
Und weithin schweiften mit träumender Lust
Die süß verirrten Gedanken.

Dann thaten die Zweige sich auf und trat
Hervor ein stattlicher Ritter,
Der wollte sie retten mit kühner That,
Und öffnen des Helmes Gitter.

Doch plötzlich stürzt auf die Räder der Bach,
Und wehte der Wind so kühle —
Dann sah sie mit wohlbestäubtem Dach
Nur wieder die klappernde Mühle.

Was König Pipin selbst betrifft, so erscheint er als ein Ritter, offen, treu, tapfer, religiös nach den Begriffen seiner Zeit; er sucht auf abenteuerlichen Zügen von den Mühen der Regierung sich zu erholen, den Unmuth über eine leere, kalte Gattin zu vergessen; mit Sehnsucht gedenkt er der fernen Geliebten im einsamen Wald, mit väterlicher Liebe nimmt er sich des Knaben an den sie ihm geboren, und Nichts gleicht der Freude mit welcher er die herrliche Entwickelung desselben verfolgt. Doch Pipin war kein gewöhnlicher Ritter, er war der heldenmüthige Gründer einer Dynastie, ein großer König und Feldherr. Ohne dem idyllischen Charakter seines Gedichts zu nahezutreten, wußte unser Dichter diesen Umstand trefflich in Rechnung zu bringen, indem er hier und da einzelne heroische Züge einwebt, besonders aber durch die Art wie er seinen Helden die Buße wegen verletzter Treue sühnen läßt. Die auferlegten Fasten sind nicht nach seinem Sinn, dagegen übernimmt er freudig den Kampf mit den Heiden. Die geschilderte Schlacht mit den Dänen (S. 98) ist ebenso geeignet den Helden in seiner wahren Größe zu zeigen, als sie das ganze Gemälde erst recht markirt; zugleich ist sie das passendste Mittel die Gegenwart mit der Vergangenheit zu verbinden, und an den Kämpfen und Feinden unserer Vorfahren ein Vorbild für unsere eigenen darzustellen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Anekdote.

In seinen bunt gemischten Briefen an die Gräfin Ossory (London 1848) erzählt Horace Walpole: „Vor wenigen Tagen war ich auf Einladung bei der alten Lady Fitzwilliam in Richmond, um Gemälde und japanisches Porzellan zu sehen, die sie von ihrem Vater, Sir Matthew Decker, geerbt. Im Laufe des Gesprächs fragte ich, ob sie eine lächerliche Anekdote wisse die mir in meiner Jugend erzählt worden, und die ich für einen schlechten Witz genommen, die nämlich, daß Sir John Germaine, Lady Betty's Gemahl, so ungeheuer dumm gewesen sei den Sir Matthew seinen Landsmann — sie waren Beide Holländer — für den Verfasser des Evangeliums Matthäus zu halten. «Es ist wörtlich wahr», antwortete die Dame, «und Sir John hegte deshalb vor der Frömmigkeit meines Vaters eine solche Ehrfurcht, daß er ihm 200 Pf. St. vermachte, sie unter arme Holländer zu vertheilen.» Walpole setzt hinzu: «Nun, Madame, gibt es nun wol eine unwahrscheinliche Anekdote?»"

4.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Lehrbuch
der
allgemeinen Geographie.
Von
Karl von Raumer.
Dritte vermehrte Auflage.
Mit sechs Kupfertafeln.

Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. 1844. 6 Ngr.

Palästina. Zweite vermehrte Auflage. Mit einem Plane von Jerusalem, einer Karte der Umgegend von Sichem und dem Grundrisse der Kirche des heiligen Grabes. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 20 Ngr. — Mit 2 Beilagen 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Beilagen einzeln unter besondern Titeln:

Der Zug der Israeliten aus Aegypter[illegible] naan. Mit einer Karte. 1837. 15 Ng[illegible]

Die Karte von Palästina einzeln 8 Ngr.

Beiträge zur biblischen Geogra[illegible] Höhendurchschnitt. 1843. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A[illegible]

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 15. —— 17. Januar 1849.

Zur Frage der Emancipation der Juden.

(Fortsetzung aus Nr. 14.)

Abgesehen nun von der Zweideutigkeit, womit der Verf. abwechselnd bald eine Reform des Mosaismus behufs der Möglichkeit der Emancipation des Judenthums als möglich und wünschenswerth in Aussicht stellt, bald wieder eine solche Reform der innersten Natur des Mosaismus gemäß für undenkbar erklärt, mithin den Juden nur die Wahl läßt entweder zum Christenthum sich zu bekehren, oder alle Ansprüche auf Emancipation aufzugeben — leidet die ganze Beweisführung an sehr starken Gebrechen. Gar nicht zu gedenken der verschiedenen Widersprüche im Einzelnen (wie z. B. wenn in Einem Athem von dem Trieb der Juden sich hermetisch von der umwohnenden Bevölkerung abzuschließen, und sogleich wieder von der Gewandtheit die Rede ist womit sie sich an Zeit- und Localverhältnisse anzuschmiegen wissen), setzt sich der Verf. theilweise mit den anerkanntesten, durch die besten Autoritäten bewährten Sätzen in Widerspruch. Insbesondere geschieht Dies, indem er vom Mosaismus behauptet, daß er alle wahre Moral aufhebe, und seine Bekenner zu blos sinnlichen Menschen mache, die ihren Himmel und ihre Seligkeit nur in Geld und Gut suchen. Er widerspricht sich dabei selbst, indem er gleichwol mehrfach anerkennt, daß der Mosaismus wenigstens für das Verhalten der Juden unter sich sehr anerkennenswerthe sittliche und rechtliche Normen aufstelle. Jene Anklage ist jedoch schon an und für sich nichtssagend, weil in der Qualität des Mosaismus als einer blos sinnlichen Religion, was er übrigens nach dem allgemeinen Urtheil nicht ist, an und für sich noch gar kein Grund läge seinen Bekennern das volle Staatsbürgerrecht zu versagen. Die einzige Anklage von Gewicht ist die des nationalen Separatismus, der als ein nothwendiger, unzerstörbarer Bestandtheil der jüdischen Religion ausgegeben wird. Indessen zeigen sich die Behauptungen des Verf. in diesem Punkte jedenfalls von vornherein als übertrieben. Er selbst weiß z. B. den Einwurf, daß das Judenthum ebenso seine Abtrünnigen gehabt habe wie jede andere Religion, nicht anders zu widerlegen als indem er sagt: was in Zeiten geschehen sei in denen das politische Element das religiöse zurückgedrängt habe, Das verfalle der Politik als ein dem Gesetze fremdartiger Stoff. Die Thatsache gibt er also zu, daß der Mosaismus die ihm zugeschriebene Repulsivkraft geschichtlich, und noch dazu in der Glanzperiode der jüdischen Geschichte, keineswegs immer bewährt habe. Die vermeintliche Untrennbarkeit des Mosaismus von der Nationalität der Juden wird ebenso wenig durch die vielen Abfälle zum Götzendienst gerechtfertigt, welche in der jüdischen Geschichte, besonders im Königreich Israel, vorkommen. Indem der Verf. weiter behauptet, der Mosaismus habe ein sittliches Verhältniß zwischen Juden und Nichtjuden gar nicht anerkannt, so ist er wieder genöthigt sich selbst zu widersprechen, weil er zugeben muß: daß doch die den Juden verheißenen Segnungen wenigstens theilweise auch den Wohlstand anderer Völker neben sich bestehen lassen, die ausschließliche Liebe Jehovah's zu den Juden mithin jedenfalls nicht in dem crassen Sinne zu nehmen sei wie der Verf. sie auszulegen liebt, daß ferner der ganze dritte Hauptabschnitt des Mosaischen Gesetzes den Juden allerdings Pflichten auferlege nach denen sie die Beisassen gleich den Glaubensgenossen zu behandeln haben. Wenn er dieses Zugeständniß durch die Wendung zu entkräften sucht, daß diese Vorschriften nur den Charakter policeilicher Verordnungen hätten, so ist dies Verfahren ein gänzlich willkürliches.

Wie kühn aber der Verf. in seiner Beweisführung überall ist, wo es gilt die Juden zu schlagen, Das zeigen besonders die anzüglichen Darstellungen der Handlungen von Joseph und Moses, aus denen er keineswegs blos Das ableitet was er vernünftigerweise und seinem vorausgesetzten Beweisthema gemäß daraus hätte ableiten können und sollen. Er findet darin vielmehr (mit einem starken Sprung), daß der Jude nach der thatsächlichen Lehre seines Gesetzgebers nur gegen den Juden religiöse Pflichten habe, gegen Nichtjuden aber nur die bürgerlichen Gesetze, an die ihn sein Gewissen nicht binde, daß daher seine Stellung gegen den Nichtjuden in allen Fällen und Verhältnissen eine feindliche werden müsse, wo es sich um irgend einen Vortheil handle. Desgleichen: daß jede noch so zweideutige Sache im Juden einen Käufer, Unterhändler oder Zwischenträger finde, ja, daß der Jude einer sittlichen Erziehung gar nicht fähig sei. Durch solche Uebertreibungen kann

der Verf. in der That nur seiner eigenen Sache schaden. Er hätte sich um so mehr Dessen enthalten sollen, als ihn das von ihm selbst angeführte Beispiel von Bennet davor zu warnen sehr geeignet war, indem dieser durch die einseitige Hervorhebung des theokratischen Elements im Mosaismus sich zu der Behauptung verführen läßt, daß die ganze jüdische Geschichte von König Saul an 470 Jahre lang (also ein längerer Zeitraum als die 440 Jahre seit der Ausführung aus Aegypten bis auf Saul) eine Geschichte des Verfalls, Elends und Jammers sei. Der Fehler des Verf. ist ganz derselbe. Er unterscheidet am Mosaismus durchaus nicht die für die Dauer von den blos für die Zeit berechneten Elementen. Jenes Beispiel zeigt aber zur Genüge, auf welche Absurditäten man bei einem solchen Verfahren, geführt wird. Er selbst sagt einmal ganz offen, in Moses seien zwei Elemente zu unterscheiden: das Element des Staatsmannes, als welcher er die Juden zur Selbständigkeit in abgeschlossener Volkseinheit zu erziehen gehabt hätte, und das des Lehrers und Gesetzgebers, als welcher er ihnen die Religion ihrer Väter verkünden und im Gesetzbuch sicherstellen sollte. Auf den bürgerlichen Theil des Gesetzes sollten Zeitumstände, Verhältnisse und die menschliche Natur mit ihren bildenden und ordnenden Kräften einwirken; er sollte seiner Natur nach dem Gesetz der Umwandlung, d. h. der Reform, unterliegen. Dies ist so wahr und so allgemein anerkannt, daß man sich wundern muß wie der Verf. sogleich wieder die ganz willkürliche Behauptung entgegensetzen kann: die Trennung jener beiden Grundelemente bestehe im Mosaismus in Wirklichkeit nicht, ihre Absonderung sei unmöglich ohne volle Aufhebung des Judenthums. Ebenso unzulässig aber wie es ist das politische und das religiöse Element im Mosaismus schlechtweg zusammenzuwerfen und für ewig unzertrennlich zu erklären, so kritiklos ist es auch ferner, gar nicht zu beachten, daß der Mosaismus das nationale Element mit allen Religionen und Sittenlehren des Alterthums gemein hat. Gesetzt also, es käme ihm in der maßlosen Uebertreibung zu in welcher es ihm der Verf. andichtet, so würde Dies für die Folgezeit gar Nichts beweisen; es wäre damit nur gesagt, daß die Juden vor andern Völkern des Alterthums in jenem Punkte Nichts voraus hatten. Es mag bemerkt werden, daß ein Geschichtschreiber der Philosophie eben Das was der Verf. specifisch vom Judenthum aussagt geradezu dem Heidenthum vindicirt.

Die Menschheit lebte im Heidenthum in der Einheit der ihr Leben umfassenden und begründenden Elemente; Volk, Staat, Religion und Kunst war im Wesen Eine Sache, Gott und die Welt Eine Welt. Da diese Einheit aber immer nur eine natürliche war, die Einheit eines besondern, durch seine eigenthümliche Natur von andern Völkern unterschiedenen Volkes, so war Gott selbst, wie er Gegenstand des Heidenthums war, der Gott eines besondern Volks, ein besonderer Gott, die Einheit damit eine andern Einheiten oder Völkern entgegengesetzte und feindlich gegenüberstehende. Die heidnische Welt war es, wo der Mensch nur mit einem bestimmten, besondern Volkswesen in Einheit war, und immer nur ein besonderes Volk sich als das Wesen, als das allgemeine, von Gott bevorzugte, in einem besondern, intimen Verhältniß zu Gott stehende, d. i. mit ihm identische Centrum der Menschheit erfaßte und aussprach.

Ueberdies fügt der Verf. noch besonders einen theologischen Grund für die nationale Sonderthümlichkeit des Mosaismus hinzu, der gleichfalls nur eine zeitlich beschränkte Bedeutung hat, indem er die Ueberzeugung ausspricht: die Absonderung der Juden von andern Völkern sei eine Schickung der Vorsehung gewesen, damit dieser Volksstamm der Träger des ihm geoffenbarten Monotheismus bis zur Erscheinung des Messias bliebe. Nun meint er zwar, eben weil die Juden in Christus nicht den Messias sehen können, müssen sie auch jetzt jene Anordnung der Vorsehung und hiermit ihre Abschließung von Andersgläubigen noch als fortwirkend ansehen. Allein dieser Schluß des Verf. ist falsch. Er selbst nimmt ganz richtig an, Moses habe, bei dem niedrigen Culturstand der Juden seiner Zeit, mit dem Prärogativ des Gesetzes eine Schranke gegen das Eindringen des Polytheismus aufführen und zugleich die Juden erst zum Natiobnalgefühl erziehen wollen. Nun wäre es doch sonderbar, wenn die Juden unserer Zeit solche allgemein bekannte Wahrheiten erst vom Verf. lernen, wenn sie namentlich nicht einsehen sollten, daß eine gegen das Eindringen des Polytheismus berechnete providentielle Anordnung allen Sinn verloren habe, seit die Juden inmitten der den Monotheismus festhaltenden christlichen Bevölkerung leben. Lassen aber schon die das Prärogativ aussprechenden Gesetzesstellen sich keineswegs ohne Weiteres als bindende Normen für die Juden seit ihrer Zerstreuung in der Welt ansehen, so erscheint es noch viel geschraubter, wenn der Verf. die Verfahrungsweise des Joseph und des Moses, wie sie in den Geschichtsurkunden der Hebräer berichtet wird, als Sittenspiegel für die heutigen Juden geltend machen will. Wie sehr er dabei zugleich die Mosaische Sittenlehre, theilweise im Widerspruch mit sich selbst, mishandelt, ist schon bemerkt. Wenn er namentlich behauptet, daß der Mosaismus, indem er seine Verheißungen an das Festhalten am Bunde knüpfe, eigentlich alle Moral aufhebe, so mag nur erinnert werden, daß den lutherischen Christen in Beziehung auf die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben derselbe Vorwurf mit gleichem Recht oder Unrecht gemacht werden kann. Der Verf. selbst vermag nicht in Abrede zu ziehen, daß seine Anschuldigungen gegen den Mosaismus durchaus nicht der allgemeinen Meinung gemäß seien. Er gesteht, daß von Männern die gegenwärtig an der Spitze des administrativen Judenthums einzelner Länder stehen, wie auch von jüdischen Literaten, Versuche gemacht werden das Judenthum der Welt zu befreunden, und daß sie zu diesem Behuf Stellen mit menschheitlicher Tendenz aus dem Alten Testament anführen. In der That wird auch jeder Unbefangene gebildete Juden für bessere und bewährtere Ausleger ihres Gesetzes und seiner Auffassung in der heutigen Zeit halten als einen Andersgläubigen, der sich theilweise von niedrigen Schmähungen gegen das Judenthum und seine Religion nicht frei zu erhal-

ten gewußt hat. Indessen ist auch hier der Verf. schnell fertig. Er behauptet, jene Stellen seien herausgerissene Stellen, die durch den Zusammenhang des Ganzen widerlegt würden; sie seien aus rein policeilichen Gründen nach politischen Grundsätzen entstanden, und können daher keinen mildernden Einfluß auf die prärogative Sittenlehre äußern; sie seien Gesetze welche die Klugheit und das unvermeidliche Geschick gegeben hätten, welche aber nicht ausgedehnt werden können, ohne das Gesetz selbst aufzuheben. Man sieht wohl: gegenüber den Juden, welche verschiedene Bestandtheile in ihrem Gesetz unterscheiden, beruft sich der Verf. auf den Zusammenhang, auf den Einen Guß des Gesetzes, in welchem Alles auf die gleiche ewige Dauer berechnet sei; zu gleicher Zeit weiß er sich selbst aber nicht anders zu helfen, als daß er seinerseits verschiedene Bestandtheile im Mosaischen Gesetz unterscheidet, und die seiner Behauptung unbequemen Stellen als policeiliches Beiwerk in Abzug bringen will.

Umgekehrt scheint es doch viel natürlicher, in jenen Stellen die dem Verf. so lästig fallen den lebensfähigen Keim einer Entwickelung zu sehen die mehr und mehr eintreten mußte, je entschiedener die alterthümliche Ansicht von dem absoluten Prärogativ des Judenthums an Boden verlor; denn in der That greift auch die gedachte Entwickelung der menschheitlichen Tendenz innerhalb des Judenthums in unsern Tagen immer weiter und um so mehr um sich, je mehr die Juden von dem 2000jährigen Drucke der auf ihnen lastete aufzuathmen beginnen. Gerade bei dieser Gelegenheit verfällt der Verf. auf den unglücklichen Gedanken sich auf Bennet zu berufen, der sogar nur das theokratische Element im Mosaismus als das echte gelten läßt, und deshalb die Glanzperiode der jüdischen Geschichte (unter David, Salomo u. s. w.) für Abfall vom Gesetz erklärt. Es ist klar, daß nach dieser Ansicht, wenn sie auf die heutige Zeit übergetragen wird, behauptet werden müßte, daß die Juden jede Staatsverfassung ohne Ausnahme für einen ungerechten und unleidlichen Zustand erklären, und um jeden Preis eine theokratische Republik in Palästina herzustellen suchen müßten. Der Verf. hat selbst nicht gewagt diese Folgerung zu ziehen; er hat die Ansicht von Bennet nur aufgenommen, soweit sie in seinen Kram taugte. Er verhehlt sich sogar den freilich sehr naheliegenden Einwurf nicht: ob nicht die Stellen des Mosaischen Gesetzes welche eine sonderthümlich nationale Sittenlehre aufstellen sich nur auf die damaligen Juden im Exil beziehen? Er gibt sogar zu, daß die Zeit des ägyptischen Drucks als „abgesondertes" Factum viele Gründe darbiete die dortigen Lehren auf sehr entschuldbaren Ursprung zurückzuführen. Allein er glaubt dem Einwande durch den Gegeneinwand begegnen zu können, daß die Aussprüche des 2. Buch Moses durch die in gleichem Geiste gehaltenen, auf alle Zukunft bezüglichen Aussprüche des 5. Buchs bestätigt und ergänzt worden seien. Daß freilich 5. Buch Moses 30 auf alle Zukunft, nicht etwa blos auf die Zeit der Babylonischen Gefangenschaft, überhaupt auf die Zeit des Bestehens eines jüdischen Staats zu beziehen seien, ist vom Verf. ohne nähere Begründung behauptet. Die Gegendemonstrationen des heutigen Judenthums, welche seine Auslegung Lügen strafen, behandelt er sehr leichtfertig. Wenn die Rabbinerversammlung zu Frankfurt den Antrag gemacht hat das Gebet der Juden um Wiedereinsetzung in das Land ihrer Verheißungen aufzuheben, so spricht er derselben kurzweg den jüdischen Geist, die wahre Kenntniß des Mosaismus ab. Ja, er geht so weit die derzeitigen Vorsteher des Mosaismus zu verdächtigen, als ob sie blos „um den Anfoderungen der Zeit zu genügen, damit seine Hoffnungen auf eine günstigere Zeitlichkeit sich eher gestalten", es versuchten durch besondere Schriftchen die menschenfeindliche Sittenlehre des Mosaismus zu „verdecken", und damit die gerechten Besorgnisse der Menschheit zu beschwichtigen und zurückzudrängen (wozu ihnen einzelne Stellen aus dem Gesetz und den Propheten an die Hand gegeben seien), ohne daß doch diese Stellen den wahren Geist des Mosaischen Gesetzes aufheben können noch sollen.

(Der Beschluß folgt.)

Neue deutsche Dichter.

(Fortsetzung aus Nr. 14.)

Wenn Treue und Wahrheit die Grundbedingungen poetischer Darstellung sind, so gibt erst die lebendige Unmittelbarkeit mit welcher das Bild des Lebens Auge und Gemüth des Betrachtenden ergreift jenen Reiz der das Interesse fesselt, und der Kunst den schönen Beruf vindicirt eine Ergänzung und Vervollständigung der beschränkten Wirklichkeit zu sein. In unserm Gedichte finden wir diese Aufgabe auf das beste gelöst, indem Begebenheiten und Stimmungen einestheils mit wahrhaft dramatischer Lebendigkeit zur Erscheinung kommen, anderntheils nie isolirt stehen und abgetrennt von dem Boden auf dem sich die handelnden Personen bewegen, sondern in steter Beziehung zu der umgebenden und gleichsam sympathetisch mitwirkenden Natur. Dazu sind die Naturschilderungen selbst so warm und farbenreich, daß sie auf das Gemüth ungefähr denselben Eindruck machen wie jene landschaftlichen Gemälde, deren Luft man zu athmen, deren Gestalten man zu greifen wähnt. Wir heben aus dem vielen Schönen als besonders gelungen hervor: „Die Berathung der treulosen Grafen" (S. 4); „Der Auszug Pipin's zur Jagd" mit der wundervollen Schilderung des Morgens im Walde (S. 62); „Die Unterhaltung Pipin's mit dem Köhlerknaben" (S. 66); „Bertha und der kleine Karl" (S. 166); „Der zum Ritter gewordene Köhlerknappe bei seinem Vater und seinen Geschwistern" (S. 148); „Pipin im bairischen Walde" (S. 59). Dies treffliche Bild von Natur und Menschen östlich vom Rhein macht um so mehr Eindruck, als eben das lachende Rheinthal selbst in anschaulichster Schilderung unsern Blicken vergegenwärtigt war. Sie lautet (S. 56):

> Und wiederum fuhren sie stromhinauf
> Durch des Rheinlands wonnige Gauen,
> Und überall an des Flusses Lauf
> War es ein Schaffen und Bauen.
>
> Da war kein Felsen so hoch und steil,
> Dort hoben sich Burgen und Warten;
> Und wuchs in den Städten der Straße Zeil',
> Und ringsum war's wie ein Garten.

Das Weinlaub kränzte der Felsen Hang
Mit frühlingshellen Gewinden;
Die Römerstraß' an der Bergwand schlang
Sich kühn entlang ob den Gründen.

Und den Strom hinauf und den Strom zu Thal,
Durch die grünen, krystallenen Wogen,
Mit gebauschtem Segel im Sonnenstrahl,
Kamen die Schifflein gezogen.

Wohl sah mit Freuden des Königs Sinn
Sein Volk gedeih'n und erstarken;
D'rauf wollt' er weiter nach Osten hin
Befahren des Reiches Marken.

Der größte Zauber der Darstellung aber ist ausgegossen über die Scene welche das Begegnen Pipin's und seiner Verlobten in der Mühle schildert. Nachdem hier der Dichter den Vorfall der Sage gemäß, jedoch mit Zartgefühl und feinem Takt erzählt hat, läßt er folgende Strophen folgen:

An seinem Busen war Trost und Ruh'
Für alle Leiden und Schmerzen —
Schleuß, seliger Schlaf, die Augen zu!
Träumet, ihr liebenden Herzen!

Und draußen im Thale war Nacht und Ruh',
Und Stille war in den Lüften,
Die Sterne winkten einander zu,
Und stieg aus dem Garten ein Düften.

Es füllte sich stille der Mühlenteich,
Das Mondlicht schlief auf den Wellen;
Eine Nachtigall sang im dunklen Gesträuch
Mit schmelzender Töne Schwellen.

Da kamen die Elfen aus hohem Rohr,
Aus der feuchten Wiesen Qualme;
Sie kamen geheim in schwebendem Chor,
Leicht huschend über die Halme.

Sie küßten die Augen der Veilchen zu,
Und die duftenden Kelche der Winde,
Und spendeten aus balsamische Ruh' —
Und schlossen am Fenster die Linde.

Sie schlüpften im Garten von Baum zu Baum,
Befruchtend die reinen Blüten;
Wenn alles Leben sich taucht in Traum,
Dann walten die Elfen und hüten.

Aehnlich und vielleicht etwas zu conform mit dieser Schilderung ist die Beschreibung der Nacht, wo Bertha's Aeltern in der Mühle angekommen sind, und sie von der Freude des unerwarteten Wiedersehens ganz überwältigt wird. Nur zwei Strophen mögen hier einen Platz finden:

Es blickten klar auf der Erde Weh
Die Stern' in leuchtender Pracht hin —
Es taucht' aus dem Wasser ihr Haupt die Fee,
Und schaut' in die blauende Nacht hin.

Die leuchtenden Arme empor sie schwang,
Grüßend, grüßend zur Mühle,
Voll lachender Freud' — und wieder sank
Sie hinab in die klare Tiefe.

Die wenigen mitgetheilten Proben werden genügen das oben ausgesprochene Urtheil über Sprache und metrische Form zu rechtfertigen. In Bezug auf letztere sei noch die Bemerkung verstattet, daß jene vierzeilige Strophe allen Gesängen zu Grunde liegt. Die Freiheit im Gebrauch der einzelnen Versfüße, vermöge deren der vorherrschende Anapäst vielfach mit dem Jambus und sogar Trochäus und Daktylus abwechselt, erinnert an die Nibelungenstrophe; aber sie hat ungleich mehr Elasticität und eine dem Gegenstand vollkommen entsprechende Leichtigkeit. Wie geschickt der Dichter das trefflich gewählte Versmaß zu handhaben und was für malerische Wirkung er damit zu erreichen versteht, dafür bietet jeder Gesang überraschende Belege; hier sei nur an die zuletzt mitgetheilte Strophe erinnert, und namentlich auf die beiden Verse hingewiesen:

G r ü ß e n d, g r ü ß e n d z u r M ü h l e,

und:

Sie hinab in die klare Tiefe.

Bezeichnender konnte die liebevolle Theilnahme der Fee und ihr schnelles Verschwinden nach der Kundgebung derselben wol nicht dargestellt werden.

Wir schließen diese Kritik ohne durch kleinlichen Tadel geringer Mängel, z. B. der zu vagen Ueberschriften von einzelnen Gesängen u. dgl., das Lob zu schwächen welches wir dieser lieblichen Dichtung ohne Rückhalt spendeten. Mögen ihre anmuthigen Klänge nicht ganz überhört werden in den Sturmeswehen dieser Zeit, möge sie recht viel Leser finden, auch ehe der Frühling und die Sonntagsstille über unser zerrissenes Vaterland kommt, die der Dichter in den letzten Strophen seines Vorworts so schön voraussagt:

Und voller Wunder soll's ein Frühling werden
Dem werth'sten Volk, dem auserwählten Land,
Daß einen herrlichern man nie auf Erden,
Nie einen blütenvollern fand!

Es soll auch wieder Sonntagsstille kommen,
Daß eines Laubes Fallen wird gehört —
Dann wird vielleicht auch dieses Lied vernommen,
Gleich einem Hauch der durch die Blüten fährt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Wissenschaftbeförderungsverein in Nordamerika.

Der in Nordamerika bisher unter dem Namen Association of American geologists and naturalists jährlich zusammengetretene Verein von Geologen und Naturforschern hat vor seiner letzten Versammlung in Philadelphia am 20. Sept. 1848 eine Umgestaltung erfahren, und den weiter greifenden Namen eines Wissenschaftbeförderungsvereins angenommen — The American association for the advancement of science. Aus der vom Professor W. B. Rogers gehaltenen Eröffnungsrede ergibt sich, daß die Zwecke der Association gleich denen des deutschen Naturforschervereins dahin zielen, durch periodische und wandernde Zusammenkünfte zwischen den Pflegern der Wissenschaft in den verschiedenen Theilen der Vereinigten Staaten persönliche Bekanntschaft und mündlichen Gedankenaustausch zu vermitteln, den wissenschaftlichen Forschungen in Amerika einen stärkern und allgemeinern Impuls und eine systematischere Richtung zu geben, und den Bemühungen wissenschaftlicher Männer Gelegenheit zu leichterer und nutzenbringender Thätigkeit zu bieten. Der Verein besteht, wenn nicht ausschließend, doch meist aus Mitgliedern gelehrter Gesellschaften, aus Professoren der angewandten Wissenschaften im Allgemeinen, aus Civilingenieurs und Architekten, welche öffentliche Bauten geleitet oder überwacht haben. Eingetheilt ist er in zwei Hauptsectionen, die eine für allgemeine Physik, Mathematik, Chemie, bürgerliches Geniewesen und sämmtliche angewandte Wissenschaften; die andere für Naturgeschichte, Geologie, Physiologie und Heilkunde. Zum Vorsitzenden der erstern wurde Professor Henry, zum Secretair Professor B. Silliman der Jüngere, zum Vorsitzenden der zweiten Professor Agassiz, zum Secretair R. W. Gibbs gewählt. Die nächste Versammlung soll am 14. Aug. 1849 zu Cambridge in Massachusetts stattfinden. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 16. —— 18. Januar 1849.

Zur Frage der Emancipation der Juden.

(Beschluß aus Nr. 15.)

Zwar will der Verf. nicht so weit gehen zu behaupten, daß der Jude als solcher für reine Sittlichkeit gar keine Befähigung habe, da Das eine gottlose Behauptung wäre (nachdem er es kurz zuvor als feststehende Ansicht ausgesprochen hat, daß der Jude einer sittlichen Erziehung gar nicht fähig sei); er gibt sogar zu, daß Geschichte und tägliche Erfahrung Beispiele genug an die Hand geben, wie bei allen Glaubensbekenntnissen Irrthümer und Fehler vorfallen, Vergehen und Leichtsinn verschuldet, Verbrechen aus Ehrgeiz und Habsucht begangen und Schandthaten der rohen Sinnlichkeit verübt werden. Allein durch diese heilsame Erinnerung läßt er sich keineswegs irre machen; vielmehr kommt er alsbald auf die Behauptung zurück, daß im Mosaismus Handlungen die nach dem allgemeinen Urtheil der Völker verwerflich und von der allgemeinen Sittenlehre verdammt seien gegen Nichtjuden geduldet, ja anbefohlen würden, woraus sich für die Juden im Allgemeinen eine menschenfeindliche Logik und Lebensphilosophie gestalten müsse. Zwar will er auch zur Ehre der Menschheit annehmen, daß in dem Jahrhundert der Bildung und Aufklärung bei manchen, ja bei vielen Juden der Glaube an die Ausschließung der übrigen Menschheit von der Liebe und Gnade Jehovah's mit seiner prärogativen Sittenlehre als ein der Gottheit unwürdiger gedacht, gefühlt und erkannt werde. Immer kommt aber dabei der Verf. auf den Grundirrthum zurück, daß er alle Aussprüche des Mosaischen Gesetzes als auf gleiche Weise gültig für alle Zeiten annimmt, mithin jede Entwickelung in Abrede stellt. Weil Moses auf dem Standpunkt seiner Zeit und um der providentiellen Bestimmung seines Volks willen sonderthümlich nationale Elemente in seine Gesetzgebung gelegt hat, soll nun auch das heutige Judenthum an diese Sonderthümlichkeit als einen Glaubensartikel schlechthin noch gebunden sein. Um Dies behaupten zu können muß der Verf. annehmen: 1) daß die nationale Ausschließlichkeit der jüdischen Religion im Alterthum ausschließlich eigenthümlich gewesen sei; 2) daß die Mosaische Gesetzgebung nicht größtentheils ein Erziehungsgesetz gewesen sei, und so Manches festgesetzt habe was mit dem Fortschritt der Zeit seine Bedeutung verlieren mußte; 3) daß fast 2000 Jahre spurlos an den Juden vorübergegangen seien — lauter Behauptungen die theils des Verf. eigenen Aeußerungen, theils dem gesunden Menschenverstand und der Wissenschaft widersprechen. Im Gegentheil ist unzweifelhaft bewiesen, daß die nationale Sonderthümlichkeit des Mosaismus eine gemeinsame Eigenschaft aller Religionen des Alterthums, wenn auch immerhin bei ihm eine besonders stark ausgeprägte war. Eine durchaus willkürliche Behauptung ist es aber, wenn der jüdischen Religion alle Entwickelungsfähigkeit schlechthin abgesprochen wird, und um so unbegreiflicher, nachdem der Verf. ihren erziehenden Charakter selbst in klaren Worten zugestanden hat. Mag man ihm daher auch immer die nationale Ausschließlichkeit des Mosaismus in der Schroffheit die er ihm andichtet zugeben, so muß man gleichwol noch den weitern Beweis von ihm verlangen, daß dies Dogma auch seit dem Aufhören des jüdischen Staats unerschütterlich fest geblieben sei, daß 2000 Jahre Nichts darüber vermocht haben. Wenn der Verf. diesen Beweis antreten wollte, so würde gewiß Jedermann erwartet haben, daß er ihn mittels des Talmud führen würde; denn allgemein hat man bisher, wie schon oben bemerkt, nicht im Mosaismus, sondern im Talmud den Hauptanstoß gegen die Emancipation gefunden, so namentlich auch der bairische Regierungs- und Schulrath Graser, auf den sich der Verf. beruft. Allein am Talmud geht der Verf. sehr flüchtig vorüber, und zwar aus dem sehr bemerkenswerthen Grunde, weil man geneigt sei die schreienden Stellen im Talmud für Zusätze fanatischer und herrschsüchtiger Rabbi zu erklären, und davon die Ueberzeugung herleite, daß die selbstsüchtigen Zwecke der Hierarchie vor der Aufklärung des Verstandes fallen müssen. Er will seinen Beweis nicht aus der Tradition nehmen, weil er fürchtet, daß man diesen nicht gelten lassen werde; er will sich deshalb bemühen den Beweis in der geoffenbarten Religion selbst zu suchen, und, wenn er nun auch den Talmud als Bestätigung des in jener Gefundenen anführt, so erklärt er ihn doch selbst für Nebensache, und stößt somit das Beweismittel weg das ihm die besten Dienste hätte thun können.

Der Verf. versucht hiernach den Beweis auf andere Weise zu liefern. Zuvörderst behauptet er, die nationale

Sonderthümlichkeit, die übermüthige Abgeschlossenheit des Judenthums bestehe noch heute gerade ebenso wie zur Zeit der Stammfürsten und Könige in Juda. Abgesehen aber davon, daß er den Juden auch immerhin die Kunst des Anschmiegens an Zeit- und Ortsverhältnisse zugesteht, wagt er selbst nicht abzuleugnen, daß die allgemeine Meinung in der gedachten Erscheinung nur die Folgen der so lange Zeit hindurch niedergetretenen Menschenwürde erblicke. In der That ist hieraus die sociale Zurückziehung der Juden in ihre eigenen Kreise hinlänglich erklärt, und der Verf. selbst ist so ehrlich den bisher gegen die Juden geübten Druck wenigstens als mitwirkende Ursache gelten zu lassen. Er erwähnt, man werde einwenden, daß die vielen Jahrhunderte seit der politischen Auflösung des jüdischen Reichs mildere Ansichten unter den Juden eingeführt hätten, und daß die steigende Cultur, die im Laufe so vieler Jahre auch auf sie ihren Einfluß geübt habe, ihre die Existenz anderer Völker anfeindenden und vernichtenden Religionssätze geschwächt oder gar verdrängt, daß die Zeit nach ihrem innern Charakter auch im Mosaismus Modificationen hervorgerufen, somit Glaubensartikel entfernt habe welche sich mit der gegenwärtigen Zeit und den jetzigen Verhältnissen der Juden schlechthin nicht mehr vertragen. Er meint jedoch, daß für die wirkliche Läuterung des Mosaismus in Betreff des fraglichen Punkts keine glaubwürdige historische Notizen vorlägen, und daß der Rationalismus einzelner Juden, wenn er wirklich bestehe und nicht blos als Maske gebraucht werde, um auf den modernen Geist einzuwirken, die Dogmen des Mosaismus nicht aufheben könne. Allein der Verf. scheint gar nicht zu bedenken, daß es unmöglich ist, für Wirkungen welche „die Zeit nach ihrem innern Charakter mit sich bringt“ noch specielle Beweise zu verlangen. Daß er verblendet genug ist die wirklich vorliegenden Beweise zu übersehen, kann hiernach Niemand Wunder nehmen. Wie mag man aber dann nur im Ernst die Behauptung wagen, daß Schicksale wie sie seit der Zerstörung ihres Reichs über die Juden ergangen sind spurlos an ihnen vorübergegangen seien? Der Verf. versucht in der That den Beweis dafür. Aber (wer wird es für möglich halten!) er nimmt ihn aus den Zeiten des Untergangs der politischen Existenz des jüdischen Volkes, aus der Zeit des Tacitus, woraus man untrügliche Schlüsse auf die heutigen Verhältnisse solle ziehen können!

Wenn aber endlich gar der Verf. auch wieder seine Lieblingsbehauptung, daß der Mosaismus eine sinnliche Religion sei, herbeizieht, und alles Ernstes behauptet, die Juden hätten auch nach der Zerstörung ihres Reichs ihre besondere Kindschaft zu Jehovah darin bewährt finden müssen, daß dieser ihnen die finanzielle Uebermacht über die Gojim gegeben habe, so weiß man kaum, was man über eine solche Behauptung sagen soll. Die allgemeine Meinung ist, daß die Juden seit ihrer Zerstreuung fast nur Jammer und Elend, Spott und Hohn, Druck und Verfolgung erfahren haben, daß die große Mehrzahl der Juden arm und elend sei, und erst zu einem menschlichen Dasein herangebildet werden müsse, weil man ihre Erziehung bisher aufs unverantwortlichste vernachlässigt hat. Das erste Gute was ihnen widerfährt ist die Emancipation, welche naturgemäß die Wirkung haben muß alle Reste nationaler Sonderthümlichkeit bei ihnen zu zerstören, und sie vollständig mit den übrigen deutschen Staatsbürgern zu verschmelzen, mithin sie von allen Zionsgrillen zu heilen. Und alles Dieses was auf der Hand liegt sollten nur die Juden nicht sehen, oder gänzlich misverstehen? Das heißt ihnen denn doch zu viel zugemuthet!

Wie freilich in jedem Irrthum eine relative Wahrheit liegt, so soll keineswegs geleugnet werden, daß auch die Ansicht des Verf. nicht gänzlich irrig ist. Thatsache ist es nämlich allerdings, daß die Juden ein durchaus exceptionnelles Volk sind. Man könnte daher sagen: Zugegeben, daß von dem Verhalten eines Volkes im Alterthum nicht sofort auf sein Verhalten im Mittelalter und in der neuern Zeit geschlossen werden darf; zugegeben, daß die nationale Ausschließlichkeit der Religion nicht bei den Juden allein, sondern bei allen Völkern des Alterthums vorkam: so sind es ja doch eben nur die Juden welche sich dem großen Ereignisse, worin der Wendepunkt zwischen der alten und neuen Zeit liegt, beharrlich verschlossen, und die kosmopolitischen Ideen des Christenthums eigensinnig von sich gewiesen haben. Sie sind eben durch ihr Judenthum in einen feindlichen Gegensatz mit dem Christenthum gesetzt, und können daher gerade von dem Hauptunterscheidungsmerkmal ihrer Religion, nämlich von deren nationaler Sonderthümlichkeit, nicht ablassen. Es ist daher irrig, wenn man den vermeintlich Gedrückten mit einem Geschenke beglücken will das dieser nach den Grundsätzen seines Glaubens verwerfen muß, wenn man sich von dieser aufgezwungenen Wohlthat eine Umgestaltung der Dinge verspricht, während doch vielmehr zu erwarten ist, daß das Judenthum bei allem Philanthropismus und Humanismus seinen prärogativen Mosaismus nicht fallen lassen wird. Gleichwol sind diese Zweifel keineswegs stichhaltig. Denn so exceptionnell auch die nationale Stellung der Juden, und so stark der Gegensatz ihrer Religion gegen die christliche sein mag, so ist doch in die Augen fallend, daß es sich hier nicht mehr um den religiösen Gegensatz handelt; vielmehr fragt es sich nur, ob sich mit irgendwelchem Grunde annehmen lasse, daß die Juden in Europa von der durch das Christenthum getragenen Idee der Humanität gänzlich unberührt geblieben seien? Man ist nicht befugt diese Idee mit dem Christenthum selbst zu identificiren; gerade den Juden gegenüber ist sie wenigstens von der christlichen Kirche viele Jahrhunderte lang auf die crasseste Weise verleugnet worden. Mag sie daher auch immerhin durch die reinere Entwickelung des christlichen Geistes gezeitigt worden sein, so hat sie diesen doch keineswegs zu ihrem nothwendigen Substrat, wie es denn auch nicht die christliche Orthodoxie ist welche dieselbe gefördert und ausgebildet hat. Muß sie hier-

nach als eine Frucht des modernen Geistes überhaupt in Anspruch genommen werden, so ist nicht abzusehen, wodurch die Juden verhindert sein sollen sich dieselbe gleichfalls anzueignen, und in Folge davon diejenige Partie ihres Gesetzes als antiquirt anzusehen welche ihnen als eine blos für die Verhältnisse der Vergangenheit berechnete Anordnung erscheinen muß. Man sollte doch denken, daß die Juden den schlagendsten Beweis dafür eben durch ihr so dringend geäußertes Verlangen nach Emancipation lieferten! Es gehört eine Verblendung wie die des Verf. dazu, um zu glauben, daß die Juden dabei den Hintergedanken hätten ihr religiös-nationales Prärogativ doch nicht fallen lassen zu wollen. Denn wie kann es ihnen irgend entgehen, daß die Preisgebung desselben, wenn nicht die Bedingung, so doch gewiß die nothwendige Folge ihrer staatsbürgerlichen Gleichstellung mit der übrigen deutschen Bevölkerung ist, weil daraus unfehlbar nach und nach ihre Verschmelzung mit der deutschen Nationalität sich entwickeln muß. 15.

Neue deutsche Dichter.

(Fortsetzung aus Nr. 15.)

2. Gedichte von W. v. Metzerich. Wien, Gerold. 1848. 8. 20 Ngr.

Mit geringerer Hoffnung als der vorige Dichter entläßt dieser in einem Nachwort die Erstlinge seiner Muse in eine von schweren Kämpfen erschütterte Welt. „Möge denn der Sturm diese Blätter verwehen und ihr Geschick sich erfüllen. Die zarten Gebilde der innern Welt müssen dem Auge schwinden, den Sternen gleich, wenn Gewitter den Himmel umhüllen." So lauten seine resignirenden Worte. Seine Gedichte sind jedoch der Art, daß wir ihnen von Herzen ein besseres Loos wünschen. Die erste Abtheilung enthält lyrische Gedichte. Es sind Ergüsse eines zarten, edlen Herzens, verwebt mit sinnigen Betrachtungen. Trotz einiger Ansätze zu einer heitern Stimmung herrscht Verstimmung und Wehmuth vor, die in wohlklingenden Versen und in correcter, anmuthiger Sprache ihren Ausdruck finden, bald in Hinblick auf die dem raschen Verderben ausgesetzten Reize der Natur — da heißt es von den blühenden Zweigen:

Das aber sind die Fäden
In Sommers Leichenflor —;

bald in Bezug auf den frühen Tod der Geliebten; bald hervorgerufen durch die Verworrenheit der Zeit und die Nothwendigkeit harter Kämpfe. Wir können jetzt in Kampf und Streit begriffen nicht ohne Interesse lesen was der Dichter im vorigen Jahre ahnend aussprach (S. 34). Schön und charakteristisch für seine Empfindungsweise ist aber besonders folgendes Gedicht (S. 5):

Lieder und Frühling.

Lieder kommen wie die Blumen,
Wenn ein mildes Lüftchen weht,
Aber früher noch und schneller;
Blumen kommen viel zu spät.

Wie aus aufgethautem Boden
Nach dem rauhen Winterfrost:
So nach Lebens Sturm und Trübe
Aus des Herzens warmem Trost.

Doch die Blumen gleichen jährlich
Sich an Duft und Farbenschimmer —
Und die neuen Lieder gleichen
Denen die verklungen nimmer!

* * *

Mit dem Frühling ziehen Klänge
Ein in die verlass'ne Brust,
Wie die Schwalben wiederkehren
Als die Boten seiner Lust.

Doch getreu zum frühern Sitze
Bringt die Schwalben ihr Gefieder,
Und der frühern Tage Klänge,
Ach, sie kehren nimmer wieder!

Die „Sonette", welche die zweite Abtheilung bilden, zeichnen sich aus durch reine, correcte Form und einen Geist wie Gemüth ansprechenden Inhalt. Sie enthalten sinnige Parallelen zwischen dem Leben der Natur und der innern Gemüthswelt, nach Freude und Leid, Hoffen und Entsagen; Betrachtungen über menschliche Bestimmung und über die Bedeutung des Lebens; poetische Paraphrasen von Gemälden. Als Probe theilen wir das erste mit (S. 43):

Frühlingsglaube.

So wird von meiner grünen Berge Zinnen
Der Frühling wieder hold herniederschweben,
Und wieder wird in duftigen Geweben
Sein Zauber mir die Seele weich umspinnen.

Und soll ich wieder jenem Träumen, Sinnen,
Und jenem Sehnen zärtlich mich ergeben?
Soll ich vielmehr nach männlichem Erheben,
O Frühling, deinen Lockungen entrinnen?

Kein Sommer hat gereift noch und gehalten
Was du versprochen. Doch, laß ungetrennt —
Kein Sträuben nützt — uns bleiben bei dem Alten.

Herbei denn, laß mit Inbrunst dich umfassen!
Dem Wesen so das Herz in mir sich nennt,
Wir wollen ihm sein schuldlos Spiel noch lassen.

Die dritte Abtheilung besteht aus „Gleichnissen und Parabeln". Sie setzen die Reflexionen und Vergleichungen der Sonette in eigenthümlicher Weise fort. Eins der gehaltreichsten Gedichte dieser Art ist (S. 81):

Widerschein.

Aus der Ferne trat, wie lebend,
Deiner Sehnsucht Glanzgefild,
Doch in Lüften, leis verschwebend,
War es nur — ein Luftgebild.

Fühlst du jetzt dich auch betrogen:
Was du sahst war Widerschein.
Muthig, Wand'rer, fortgezogen!
Denn das Urbild wartet dein.

Was in seinen Himmelsträumen
Dir dein ahnend Herz versprochen,
Was oft strahlend den geheimen
Schleier deines Geists durchbrochen:

Dieses Ahnen, dieses Träumen
Hat ein Ziel — es gibt ein Sein
In den andern Welträumen,
Wo das Wesen folgt dem Schein.

Den Schluß der Sammlung bilden „Aphorismen", kleine epigrammatische Gedichte, die wol ein reines, für alles Schöne und Heilige schlagendes Herz bekunden, und ein ernstes Streben das Ziel und den Sinn des menschlichen Lebens im Gedanken zu erfassen; doch was solchen Gedichten vor Allem zukommen muß, wenn man ihnen poetischen Werth zuerkennen soll, Klarheit, Schärfe, Präcision des Ausdrucks, wird zu sehr vermißt.

3. Poetische Studien. Gedichte von F. M. Potsdam, Riegel. 1847. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wenn diese Sammlung nicht die Jahreszahl 1847 an der Stirn trüge, so würde man sie gewiß einem Sänger des Gleim'schen Kreises zuschreiben; so ganz in jener herzlichen, gespreizten, trivialen Manier wird in diesen Gedichten, die in Blätter der Wonne und Wehmuth, ein Fähnlein Balladen und Romanzen, Brieftauben, Reminiscenzen eingetheilt sind, Liebe, Freundschaft und Natur besungen, und namentlich erinnern die Ergüsse an Freund Georg ganz und gar an die Freundschaftspoesie jener Periode. Dergleichen Producte mögen auch jetzt noch für den engen Kreis von Freunden und Bekannten in dem sie entstanden sind Interesse haben, auf ein größeres Publicum mögen sie um so weniger Anspruch machen, je weniger selbst die äußere Form, je weniger sogar Sprache und Reim den nothwendigsten Anfoderungen poetischer Darstellung genügen. Daß wir in unserm Urtheil dem unbekannten Verf. dieser „Poetischen Studien", die übrigens sehr wenig Studium verrathen, nicht zunahegetreten, wird das erste beste Beispiel bestätigen. Um zu zeigen was in unsern Tagen noch möglich ist, theilen wir folgendes Sonett mit (S. 130):

An M. R.

(Ins Stammbuch.)

Wenn unberufen ich mir's unterfing,
Ein Blatt, das leicht an mir vorüberwehte,
Zu haschen, da wo Doris es verschmähte,
So fühl' ich wohl, daß ich mich schwer verging.

Es ist und bleibt ein unverzeihlich Ding,
Daß ich der Freundschaft heil'ge Tempelstätte
Willkürlich, ohne Weihe keck betrete;
Verwirkt hab' Strafe ich, die nicht gering.

Großmüthig und verzeihend sind die Frauen,
Und gern geneigt zu mildem Richterspruche;
Auch werden sie sothanen Scherz verzeih'n.

Man gönne mir nur Platz in diesem Buche,
Und ich gelobe stets ein Freund zu sein,
Der würdig sei so ehrendem Vertrauen.

4. Naturbilder von Adolf Bube. Gotha. 1848. 18. 6 Ngr.

Da Hr. Bube sich durch seine Dichtungen schon längst bekannt gemacht hat, so möge diese etwas gar zu niedliche Sammlung seiner neuesten Gedichte an dieser Stelle nur kurze Erwähnung finden. Wir können sie nicht besser charakterisiren als indem wir sie eine Fortsetzung der „Amerikanischen Bilder" in „Neue Gedichte von Adolf Bube" (Jena 1840) nennen. Malerische Naturschilderungen in gewählter, correcter Sprache, in leichten, schwunghaften metrischen Formen sind durchwebt mit mancherlei Reflexionen über menschliches Leben und Streben. So sehr sich nun diese Gedichte durch genannte Vorzüge auch empfehlen, so ist doch diese Naturmalerei mit ihren Bildern und Wörtern ferner Gegenden wol nicht die beste Aufgabe für die Poesie, und wir wundern uns, daß der Dichter die schon an Freiligrath getadelte Manier auch jetzt noch einseitig festhalten und mit einem vollen Bändchen derartiger Dichtungen das Interesse des Publicums in Anspruch nehmen konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lesefrüchte.

Ein deutscher Tollhäusler aus der ersten Französischen Revolution und aus dem Jahre 1848.

Man kennt den politischen Schwärmer Anacharsis Clootz, der unter diesem Namen mehre Jahre vor der Französischen Revolution Deutschland, Italien und England durchreiste, dabei einen großen Theil seines Vermögens verschwendete, und überall seine unreifen Ideen zu verbreiten suchte die durch das Lesen der alten Gesetzgeber ohne alle Prüfung und richtiges Verständniß in ihm erzeugt worden waren. Durch die Revolution ward sein Gehirn völlig verbrannt. Er ging nach Paris, wo er seit seinem 11. Jahre (seit 1766) erzogen worden war, zurück, nannte sich „Sprecher des Menschengeschlechts", stellte sich einer sogenannten „Gesandtschaft des Menschengeschlechts", und foderte den Convent auf die Grundsätze der Französischen Revolution über alle Völker zu verbreiten. Zum Mitglied des Convents selbst erwählt, überschüttete und langweilte er denselben mit Adressen, Reden und Vorschlägen der verschiedensten Art, und erbot sich sogar eine preußische Legion unter dem Namen „Vandalische Legion" zu errichten. Den König von Preußen, Friedrich Wilhelm II., nannte er den „nordischen Sardanapal", und verlangte, daß die Nationalversammlung auf dessen Kopf und auf den des Herzogs von Braunschweig einen Preis setzen sollte. Zu einem Kriege gegen die Könige gab er 12,000 Livres. Ankarström, den Mörder des Königs Gustav III. von Schweden, pries er über Alles. Für den Tod Ludwig's XVI. stimmte er „im Namen des Menschengeschlechts", und fügte hinzu: „Ich verdamme den infamen Friedrich Wilhelm II. gleichfalls zum Tode." Endlich erklärte er sich auch für einen Atheisten und „persönlichen Feind Jesu Christi", und predigte den Materialismus und eine Universalrepublik. Da er zuletzt Robespierre's Verdacht erregte, ward er mit noch Einigen derselben Partei 1794 zum Tode verurtheilt. Noch auf dem Wege zur Richtstätte predigte er sehr eifrig den Materialismus, und verlangte zuletzt hingerichtet zu werden, um während die Köpfe seiner Gefährten fielen „noch gewisse Grundsätze festzustellen". Erinnert dieser Anacharsis Clootz in den angegebenen Zügen an so manche persönliche und andere Erscheinung in Deutschland im J. 1848, so erinnert er besonders in seinen humanitar-kosmopolitischen, in seinen materiell-atheistischen Ideen und Grundsätzen an jenen Verächter des deutschen Geistes, jenen Anbeter der uneingeschränkten Vernunft, jenen Herold der eigenthümlichen Weltanschauung, dem Christenthum, Nationalität und Vaterlandsliebe leere Begriffe sind, der die Kanonen mit Ideen laden will, um sie desto massenhafter unter die Völker verbreiten zu können, den seine Anhänger schon bei Lebzeiten und ins Gesicht einen „großen Mann" und „Helden der Zukunft" nennen. Also auch hier nichts Neues unter der Sonne!

Ein anderer deutscher Tollhäusler aus den 1790er Jahren.

In den 1790er Jahren lebte in Strasburg ein Jüngling, Candidat der Theologie, der in seinem edeln, aber unverständigen Gleichheitseifer in dem demokratischen Club jener Stadt ausrief: „Herunter mit dem Münsterthurm! Herunter mit dem hochmüthigen Aristokraten, der sich untersteht über die andern Kirchen und Häuser der Stadt wie über niedrigeres Volk hinzuschauen!" Und wirklich machte man sich unten an das Münster und fing an, so weit Leitern für die Pygmäen jener Zeit reichen konnten, die Köpfe der alten Heiligen, Bischöfe und Kaiser welche die äußern Mauerhöhlungen füllten niederzuwerfen und zu zerschlagen. Aber dennoch steht jenes Münster zu Strasburg heute noch; jener unverständige Gleichheitsmacher aber und phrasenreiche Ideolog ist im J. 1810 im Irrenhause gestorben. (Vergl. E. M. Arndt, „Reden und Glossen", S. 8.) Auch im J. 1848 hat es uns armen Deutschen an solchen Gleichheitsmachern und ähnlichen Narren nicht gefehlt! 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 17. — 19. Januar 1849.

Die Literatur unter der Republik in Frankreich.

Gleich beim ersten Blicke auf die gegenwärtige französische Literatur sieht man, daß die Profession des Kritikers eine Sinecure geworden ist. Das literarische Elend ist in der That ohne Beispiel, und niemals zeigten sich wie in diesem Augenblick Unfruchtbarkeit und Gleichgültigkeit, diese beiden dem intellectuellen Leben tödtlichen Symptome. Hätte man auch die Erscheinung eines Meisterwerks anzukündigen, so würde man nur mit Mühe die Aufmerksamkeit einer kleinen Zahl von Getreuen auf dasselbe zu lenken vermögen, und wäre andererseits das Publicum geneigt sich an geistigen Genüssen für das ermüdende Schauspiel der politischen Agitationen zu erheben, so weiß ich nicht, ob man ihm Etwas zu bieten hätte. Allerdings gibt es ein Werk das zu einer andern Zeit und unter andern Auspicien alle Blicke auf sich gezogen, alle Gemüther beschäftigt hätte; aber zur Stunde sind selbst die Memoiren Chateaubriand's nicht im Stande dem Publicum Interesse abzugewinnen. Sie gehören überdem einer andern Epoche an. Denn als ob Alles in der traurigen Krisis die wir erleben in Uebereinstimmung sein sollte — das einzige große literarische Ereigniß ist ein Sterbefall. Dem Buche ward das Leben indem es sich vom Menschen zurückzog, und seine erste Stufe zur Unsterblichkeit ist die Bahre des Verfassers. Nein, die Republik und das düstere Jahr 1848 können sich nicht rühmen uns die Memoiren Chateaubriand's gegeben zu haben. Sie gehören einer Epoche nicht an in welcher sich der Krieg, den man den Reichen macht, sogar bis in das Gebiet der Intelligenz verbreitet hat.

Sollen wir von „Jérôme Paturot à la recherche d'une république" sprechen? Der Verf. des geistreichen Buchs, in dem es Epigramme auf die Republik regnet, versichert uns ganz treuherzig, seine Malicen seien im Grunde nichts Anderes als einer idealen Republik dargebrachte Huldigungen. Aber Das erinnert uns an die Worte mit denen Voltaire dem Papste Benedict seine Tragödie „Mahomet ou le fanatisme" widmete. Er betheuerte dem Prälaten, es handele sich nur vom mohammedanischen, keineswegs aber vom christlichen Fanatismus. Der große Erfolg jenes Buchs ist daher nur eine Schlappe der Republik.

Selbst in der Theaterliteratur, welche als mit der Menge in unmittelbarer Berührung stehend leichter und rascher die Eindrücke von außen aufnehmen sollte, findet man einige Spuren von Leben nur unter der Bedingung, gleichzeitig satirische Absichten darin zu erkennen. Hört man hier und da ein herzliches Lachen, so kann man sich darauf verlassen, daß über eine der Physiognomien gelacht wird die die Demokratie in die Clubs, die Salons und die Ministerien eingeführt hat, und es scheint als ob die Republik kein anderes Mittel besäße uns zu belustigen, als auf ihre eigenen Kosten. Und endlich — und Das verdient eine besondere Beachtung — der einzige Mann von einigem intellectuellen Werthe den die Februarrevolution hervorgebracht hat, der einzige Schriftsteller von einigem Stil ist gerade Der der den Stil, den Cultus, die Form, den Geschmack des Schönen mit dem Interdicte belegte. Die Angriffe des Hrn. Proudhon auf die Bücher, die Schriftsteller, die Gemälde, die Verse und die Prosa waren die Vorläufer seiner Angriffe auf die Eigenthümer und das Capital. Wenigstens piquant ist diese Assimilation, denn zum ersten mal sehen sich Künstler und Poeten derselben Ungunst ausgesetzt wie die Capitalisten und Eigenthümer.

Es ist nicht zu leugnen, daß äußere Umstände einen großen Theil der Verantwortlichkeit für diese literarische Armuth der Republik zu tragen haben. Die öffentliche Noth und die Sorgen um die Zukunft sind eine traurige Begleitung zu der Symphonie welche Künstler und Poeten den Glücklichen und Lebensfrohen spielen. Die Kunst ist der Luxus der reichen Civilisationen und Gesellschaften. Wie jeder andere Luxus mußte sie verbannt werden, als man, anstatt an den Ueberfluß zu denken, die Möglichkeit zu bezweifeln begann das Nothdürftige herbeizuschaffen. Lassen wir auch nicht außer Acht, daß uns in der Kunst vorzüglich das Ueberraschende anzieht, welches sich an die Neugierde wendet, und uns die einförmigen Gemeinheiten des wirklichen Lebens vergessen macht. Leider ist das wirkliche Leben ebenso dramatisch, ebenso reich an Peri-

petien geworden, es ist ebenso erfüllt mit Ueberraschendem wie die kühnste Einbildungskraft. Gewiß sind die Umstände welche aus Monte-Christo einen Millionnair machen oder Fleur de Marie in die Arme ihres Vaters, des Prinzen Rudolf, zurückführen, Wunder von Wahrscheinlichkeit und Alltäglichkeit in Vergleich mit den Ereignissen denen Hr. Marrast den Präsidentenstuhl in der Nationalversammlung verdankt, oder welche Hrn. Caussidière nicht als Angeklagten sondern als Präfecten in die Policeipräfectur brachten. Wer wird den Sieg davontragen, die rothe oder die dreifarbige Fahne? Das war das erste Capitel des Romanfeuilleton welches am 24. Febr. begann. Wird die Arbeiterclasse jeden Zügel abwerfend die regelmäßigen Gewalten des Landes und der Hauptstadt unter ihr brutales Joch zwingen? Das waren die Capitel der Monate März und April. Wird eine Handvoll Meuterer die Vertreter der Nation zum Fenster hinauswerfen? Das war der Abschnitt vom 15. Mai. Wird Paris einigen Tausend Barbaren preisgegeben werden? Das war der blutige Band des Monats Juni. Neigt sich der General Cavaignac zur Rechten oder zur Linken, ist er Terrorist wie sein Vater, oder Girondist wie die Nationalversammlung? Das waren die Feuilletons von Juli, August und September. Wer ist Präsident? Das ist heute unser einziges Drama, unser einziger Roman, und in der Straße, in der Geschichte jedes Tags finden wir die Worte, die den Lesern des „Siècle" und des „Constitutionnel" ehemals so theuern Worte: Die Fortsetzung morgen!

Wahrlich die Concurrenz war nicht leicht, selbst nicht für die Geübtesten in der Kunst die Neugierde des Publicums zu nützen und in Spannung zu halten. Und was hätten sie auch zu bieten vermocht? Eine Tragödie? Es gab keine ergreifendere als das Schauspiel der gewaltigen aufgeschreckten und wie von einer unwiderstehlichen Kraft dem Abgrunde entgegengeschleuderten Gesellschaft. Eine Komödie? Es gab keine lustigere als die Hekatombe von republikanischen Gewissen die auf dem Altar des Budgets hingeopfert wurden, als jene Emporkömmlinge welche die vornehmen Herren, die Staatsmänner, die Philosophen, die Diplomaten spielten, und ihre Kneipenpolitik in die Wirklichkeit des Gouvernements einführten.

Also auf der einen Seite das Elend und die Sorgen, auf der andern die Unmöglichkeit in tragischer Rührung und fratzenhafter Geckenhaftigkeit mit den Menschen und den Ereignissen zu rivalisiren, Das waren ohne Zweifel einige der Ursachen von der Unfruchtbarkeit der Republik in Bezug auf die Literatur und die Kunst. Waren sie aber die einzigen? Nein, und um sich hiervon zu überzeugen, bedarf es nur eines Rückblicks auf die Vergangenheit; denn Frankreich ist kein Neuling im Revolutionniren und Umwälzen. Läßt es sich beweisen, daß die frühern Revolutionen trotz ihres unvermeidlichen Gefolges von Beängstigungen und Leiden das Publicum nicht in einem gleichen Grade jedem geistigen Genusse entfremdeten, dann darf man schließen, daß es zwischen Dem was damals geschah und was sich heute ereignet einen wesentlichen Unterschied gibt.

Während der blutigsten und schrecklichsten Krisen der Revolution von 1789 gab es für die Erzeugnisse des Geistes und der Kunst nicht jene an Widerwillen grenzende Indifferenz der wir heute überall begegnen. Die Theater z. B. waren nie länger als acht Tage geschlossen. Die Bevölkerung von Paris betrug nicht 600,000 Seelen, die Zahl der Schauspielhäuser war verhältnißmäßig ebenso groß wie zu unserer Zeit, in einzelnen Momenten sogar um Vieles größer, und dennoch waren die Häuser stets gefüllt. Mehre unter ihnen spielten sogar eine thätige Rolle in den Agitationen des Augenblicks. Die öffentlichen Meinungen und die Parterres suchten in einer Scene von Chénier, in einem Verse von Laya ihr Programm und ihre Devise. Das Stück war mittelmäßig, der Vers schlecht, aber das Leben war da, und ersetzte den poetischen und literarischen Werth; denn Schauspiele, Tragödien, Dramen, standen mittels tausend mächtiger Affinitäten, tausend elektrischer Ketten mit der fruchtbaren Aufregung jener leidenschaftlichen Epoche in der innigsten Verbindung. Das Publicum hätte die Epigramme und Spöttereien die seit mehren Monaten über unsere Bühnen laufen und die Republik verhöhnen nicht geduldet. Alles mußte sich auf die großartige Idee beziehen welche die Gemüther erfüllte und beherrschte. Selbst die Spaltung zwischen den Schauspielern des Théâtre français wurde ein öffentliches Ereigniß*), man beschuldigte Talma und Dugazon des Terrorismus, man verdächtigte Fleury und die Frau Contat der Sympathien für das gestürzte Régime. Mit Einem Worte, sogar inmitten der riesenhaften Begebenheiten welche Frankreich erschütterten behaupteten die Literatur und das Theater ihren relativen Werth. Unsere Schauspieler könnten für oder gegen die demokratische und socialistische Republik Partei ergreifen, Niemand würde ihnen dafür danken oder Etwas anhaben wollen; sie würden in der Gunst des Publicums weder gewinnen noch verlieren. Nur zwei derselben hatten die Anwandlung sich in die Politik mischen zu wollen, Bocage und Fräulein Rachel; auch haben sie sich gründlich lächerlich gemacht. Es war nur Eine Stimme darüber, daß die Jakobinermütze Melpomene sehr schlecht kleide.

Die übrigen Künste blieben in der großen Revolution nicht hinter der dramatischen zurück. Méhul, Rouget de l'Isle schrieben jene patriotischen Melodien welche dem plötzlichen Aufzucken eines ganzen Volkes gleichen, und die die Revolution von 1848 in Ermangelung eigener Erzeugnisse borgen mußte, ähnlich den armen Teufeln welche, eine unerwartete Erbschaft machend, zu der Toilette des Erblassers ihre Zuflucht nehmen müssen, um in einem anständigen Rocke zu erscheinen. David zeichnete mit der einen Hand den Entwurf seiner republikanischen Gemälde, mit der andern das Programm seiner republi-

*) Vergl. den Aufsatz: „Die Theater von Paris während der Revolution", in Nr. [illegible]—[illegible] d. Bl. f. 1848. D. Red.

tanischen Fehde. Sein System besteht die Prüfung der Kritik nicht, und wir ziehen seinen großen Schöpfungen das kleinste Gemälde von Descamps und Delacroix vor. Aber an allen Begebenheiten seiner Epoche betheiligt, aus seinem Leben den Commentar seiner Werke machend, und seine Zeitgenossen für die heillosen Hirngespinnste begeisternd die ihn selbst begeisterten, bietet uns David, aus der Ferne betrachtet, eine große Künstlerfigur, zu der die Republik von 1848 kein Aequivalent aufzuweisen hat.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue deutsche Dichter.

(Fortsetzung aus Nr. 16.)

5. Gedichte von C. Carneri. Leipzig, Brockhaus. 1848. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Hr. Carneri ist ein Landsmann und Geistesverwandter des Hrn. Metzerich, den wir in der vorigen Nummer besprachen. In derselben wehmüthigen Stimmung befangen, zeichnet er sich von demselben zu seinem Vortheil aus durch größere Mannichfaltigkeit in Bezug auf Stoff und Form, und durch größere Originalität in Gedanken und Bildern, aber zu seinem Nachtheil durch bedeutende Verstöße gegen die Reinheit und Correctheit der Sprache. Um mit Letzterm zu beginnen, so finden sich nicht nur Ausdrücke wie: Haßentzunden (S. 227), schmelzt (S. 27), entbreiten für ausbreiten, umstalten (S. 10), sondern auch beseligen, beschönigen als Reime zu wiederseh'n, hintergeh'n (S. 194, 195). Die Sammlung beginnt mit „Liedern". Diese durch einen etwas gar zu weinerlichen Prolog eingeleitet sind nicht Liebeslieder voll zarter, inniger Empfindung, voll schöner Bilder und geistreicher Wendungen, aber mit wenigen Ausnahmen, in denen heitere Lebenslust und bisweilen sogar neckische Laune sich geltend macht, in einem elegischen, sentimentalen Tone, der nicht selten sich zum Uebermaß des Thränenreichen steigert, und sich zu sehr darin gefällt die Erscheinungen der Natur als Folie der Sehnsucht und Wehmuth zu gebrauchen. Dies gilt von folgenden: „Sonnenblicke" (S. 9), „Waldgedanken" (S. 45), „Veilchen" (S. 102), und gleich von den ersten Liedern, in denen sich der Dichter über seine eigene Poesie ausspricht, da beklagt er sich, daß seine Gedanken sich mußten vereinen kohlschwarz dem weißen Papier, und daß sie mußten tragen des Wortes tödtenden Zwang. Da findet sich folgendes kleine Gedicht:

Unbeschrieb'ne Blätter.

Unbeschrieb'ne Blätter gleichen
Wolkenlosen Himmelreichen,
Wenn ich ihre Reinheit sehe,
Fühle ich der Wehmuth Nähe.

Wolken kommen bald gezogen,
Düster wird der Himmelsbogen;
Thränen bald den Blick umhüllen,
Um der Blätter Weiß zu füllen.

Aber den höchsten Grad erreicht dieser sentimentale Trübsinn in einem Gedichte (S. 16), das die Ueberschrift hat „Innerer Leichenzug". Es lautet:

Sieh, Freund, mir tief durchs Auge
In die tiefste Seele hinein,
D'rin leuchtet aus grausem Dunkel
Des Schmerzes Fackelschein.

Siehst du den Trauerengel,
Der eine Bahre trägt?
Horch, wie das Herz mir im Busen
Als Sterbeglöckchen schlägt.

In der Bahre liegt eine Blüte,
Die duftend im Sturme brach,
Todgedanken folgen wie Schatten
Dem Leichenzuge nach.

Meine Hoffnung trag' ich zu Grabe,
Sie liegt im Todtenschrein.
Wird mit der Fackel des Schmerzes
Mein Leben verglommen sein?

Zum Glück schlägt das Herz unsers Dichters nicht immer wie ein Sterbeglöckchen, leuchtet nicht immer aus dem grausen Dunkel seiner Augen des Schmerzes Fackelschein, „Im Gebirge" (S. 29) und „Im Walde" (S. 54) macht sich der frische, gesunde Sinn des Tirolers wieder Luft: da verschwinden jene häßlichen Fratzen, und in schönen, herzerhebenden Bildern treten uns die Wunder der Gebirgsnatur entgegen; oder es wird der Wald verherrlicht mit seiner Jagdlust und seinem Liebesleben. Daneben findet sich eine Menge der anmuthigsten Gedichte, in denen Form und Inhalt sich harmonisch durchdringen und die Grenzen der Schönheit nirgend überschreiten, mag das Colorit nun bald heiterer bald düsterer sein. Als Probe diene folgendes:

Der Entfernten.

So oft ich in träumender Sehnsucht
Nach deiner Heimat schau',
Muß ich blicken über die Alpen
Hinein in des Himmels Blau;

Als wäre der reine Aether
Dein wahres Heimatland,
Als wohntest du dort mit den Engeln
Hoch über dem Alpenrand.

Es ist auch wol natürlich,
Es kann gar nicht anders sein:
Denn so oft ich dich schaute, meint' ich,
Ich blickt' in den Himmel hinein.

Wir heben ferner hervor: „Sehnsucht" (S. 74), „Der Sturm" (S. 75), „Unsere Liebe" (S. 26), „In der Gondel" (S. 82). Die zehn Lieder „Vom Meere" tragen zu sehr das Gepräge einer krankhaft-sentimentalen Stimmung; dagegen enthalten „Die Klagen des Mädchens" die besten Gedichte der Sammlung; es sind Parabeln, in denen ebenso poetisch als wahr das Leid unglücklicher Liebe sich ausspricht. Wir können hier nur die erste mittheilen (S. 60):

Ein Mädchen singt:

I.

Die Perle.

Einst tauchte ein armer Fischer
Hinab in des Meeres Schlund,
Und fand eine schöne Perle
Im tiefsten Wellengrund.

Er steigt, vor Wonne bebend,
Aus der Fluten finsterer Nacht,
Und schaut mit den Blicken der Freude
Der Perlen unendliche Pracht.

Selbst nicht in den Feenmärchen,
Wo der Zaub'rer allmächtig schwört,
Hat er von so großen Perlen,
Von so schönen Perlen gehört.

Er geht von König zu König,
Er zieht von Land zu Land;
Doch Den der die Perle bezahlte
Der arme Fischer nicht fand.

Und unter ihrem Werthe
Verkauft er sie nimmermehr;

Nicht mag er die Perlen entweihen,
Und schleudert sie wieder ins Meer.

Einst fand ich eine Perle
In meines Busens Schacht;
Mit der Freude bebendstem Zagen
Hab' ich sie ans Licht gebracht.

Ihm hab' ich sie gegeben,
Der nimmer mein gedenkt:
O hätt' ich meine Liebe
Ins Herz zurück versenkt!

Mit andachtvollem Entzücken
Sah der Fischer noch oft in das Meer;
Seh' ich in meinen Busen,
Er ist verarmt und leer!

Den „Liedern" folgt ein Kranz von „Sonetten". Sie enthalten in bilderreicher Sprache und melodischen Versen geistvolle Betrachtungen über Liebe und Leben, Natur und Kunst, Gott und Welt. Besondere Aufmerksamkeit verdient eine zusammenhängende Reihe, überschrieben „Wahrheit und Schönheit". Sie legen das schönste Zeugniß ab von dem tiefen Gemüth unsers Dichters und seiner Begeisterung für alles Große und Schöne; nicht minder bekunden sie sein Talent für schöne poetische Form, trotzdem daß der bildliche Ausdruck hier und da noch etwas ungewöhnlich ist, und die oben gerügten Verstöße gegen die Sprache gerade hier am häufigsten angetroffen werden. Wir können hier nur den Anfang und das Ende mittheilen:

I.

Die Wahrheit Gott, die Schönheit sein Prophet!
Bei diesem Ruf will ich die Anker lichten,
Wenn auch Gedanken sich wie Wellen schichten,
Der Bilder Meer sich wild im Wirbel dreht.

Von der Begeist'rung Wunderhauch umweht,
Kann ich aufs Festland träger Ruh' verzichten;
Ich bin daheim auf wogenden Gedichten
Wie ein Matros', wo Sturm die Segel bläht.

Du fesselloses Wort, sei du mein Kahn;
Als Lootse wird uns meine Sehnsucht dienen,
Und uns geleiten an der Wahrheit Strand.

Mir bangt nicht vor des Zweifels Klippenrand,
Nicht vor des Zagens warnenden Delphinen;
Die Schönheit zeigt als Leitstern mir die Bahn.

XII.

Mit Hoffnung und mit edlem Selbstvertrauen
Erfüllet uns die Kunst; dem Menschensohne
Zeigt sie die Wahrheit, weil vor deren Throne
Ihm ihre Urbegriffe niederthauen.

Des Künstlers Werk, in dem wir Schönheit schauen,
Spricht bald im Reime, bald im Harfentone,
Bald im Gemälde, bald im Stein: es wohne
Ein Gottesstrahl in unsers Busens Grauen.

D'rum will ich muthig meine Straße wallen,
Und, wenn der Schönheit Allmacht mich umweht,
Aufs Knie mit tiefer Andacht niederfallen.

Dann soll, ein gotterfülltes Dankgebet,
Dies heilige Wort von meinen Lippen schallen:
Die Wahrheit Gott, die Schönheit sein Prophet!

Die „Vermischten Gedichte" sind nur ein matter Nachhall der „Lieder". Doch findet sich auch hier manches Schöne; so zeichnet sich ein größeres Gedicht im archilochischen Versmaß, „Einem Freunde" (S. 232), aus durch seinen frischen Geist, und ist voll wahrer Lebensweisheit und Lebensmuth; zugleich ist es jedoch auch ein Beispiel, daß dem Dichter die antiken Versmaße beiweitem nicht so gut gelingen als die gereimten Strophen. Daher ist es doppelt zu billigen, daß er die zwei epischen Dichtungen, welche den Schluß der Sammlung bilden, „Dithona" und „Das Buch des Trostes", nicht in holperichten Hexametern, sondern in wohltönenden Stanzen abgefaßt hat. Das zuletzt genannte Gedicht enthält mehr eine lyrische Verherrlichung des Weltheilandes als eine epische Darstellung; das erstere ist eine ganz vortreffliche Behandlung eines Ossian'schen Gesanges, ein wirklich interessanter Versuch die düstere nordische Heldensage in das reizende Gewand der südlichen Stanze zu kleiden. Einen Schluß auf das wohlgelungene Ganze möge man aus folgender Schlußstrophe machen:

Nach Selma bringet Saulo feucht die Wange;
Und zu der Harfe singet Ossian
Dithona's Tod in diesem Trauersange. —
Treu folget Saulo seiner Heldenbahn;
Doch wandelt oft ihn träumerisch und bange
Die Wehmuth selbst im Kreis der Freunde an:
Dem Lüftchen gleich, das nach des Sturmes Wüthen
Wie seufzend fächelt die geknickten Blüten.

(Die Fortsetzung folgt in einer der nächsten Lieferungen.)

Miscellen.

Politische und religiöse Wahlverwandtschaft.

Daß die Gesellschaft Jesu oder der Jesuitenorden ebenso sehr ein politischer als ein religiöser Verein ist, dürfte hinreichend bekannt sein. Weniger dessen diesfallsige überraschende Aehnlichkeit mit der Sekte der Pythagoräer im alten Italien, und mit der von Hassan Ebn Sabah in den Gebirgen Asiens gestifteten Sekte der Meuchelmörder. Die Analogien in der innern Organisation dieser drei durch Zeit und Raum so weit getrennten Körperschaften bezeugen eine merkwürdige Gesinnungs- oder Wahlverwandtschaft. Bei allen dreien findet sich unbeschränkte Gewalt des Oberhaupts oder Großmeisters, und Verpflichtung der Eintretenden oder Schüler zu unbedingtem und blindem Gehorsam. Bei allen dreien wußte kein Mitglied eines untern Grades die Geheimnisse der Mitglieder höherer Grade, und erst nachdem der Schüler durch sämmtliche Grade der Einweihung gegangen, erfuhr er die Beschaffenheit und das Wesen der Autorität welcher er sich unterworfen. Ferner wurde allen drei Körperschaften der abscheuliche Lehrsatz beigemessen: „Der Zweck heiligt das Mittel", wurde jeder in ihren Blütentagen und in den Ländern wo sie sich aufhielt eine Menge geheimer und öffentlicher Mordthaten Schuld gegeben, war jede der Reihe nach das Schrecken der heidnischen, der mohammedanischen und der christlichen Welt, galt jede, so lange sie bestand, in ihrer Sphäre als höchste herrschende Macht, und erregte dessenungeachtet der Fall jeder verhältnißmäßig geringes Aufsehen. Es wäre gewiß interessant zu untersuchen und herauszubringen, ob diese drei Serien von Erscheinungen unabweisbare Folge irgend eines allgemeinen Gesetzes der Menschheit sind, ob es einen gesellschaftlichen oder socialen Instinct gibt, welcher in jeder geheimen Verbrüderung einen nach Verhältniß ihrer Ausbreitung gefährlichen Feind erkennen läßt, oder ob jene drei großen Orden zu dem Zwecke entstanden sind, in einer Zeit des Fortschritts ein retrogrades Princip zu behaupten, dem Vorwärtsdrängen reactionnaire Kräfte entgegenzusetzen? Vielleicht können beide Fragen so bestimmt bejaht werden, daß in dem Zusammenwirken beider Ursachen der Grund für die Aehnlichkeit jener drei Serien von Erscheinungen liegt.

Trauerfälle.

Der Redacteur einer amerikanischen Zeitung, wie er selbst sagt ein alter Junggeselle, schlägt vor und geht mit dem Beispiele voran, die Heirathsanzeigen „Melancholy accidents" zu überschreiben. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 18. —— 20. Januar 1849.

Die Literatur unter der Republik in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 17.)

Die Revolution von 1789 gestattete dieses innige Bündniß zwischen den Aufregungen der Kunst und der Wirklichkeit. Wenn sie sich durch Excesse aller Art entehrte, wenn ihre Träger und Leiter ihre Namen mit blutigem Griffel in die Tafel der Geschichte schrieben, so besaß sie wenigstens den unschätzbaren Vorzug, daß sie den Rechten der Intelligenz Achtung nicht versagte. Hatte sie sich doch zum voraus angekündigt in den Schriften der Publicisten, in den Theorien der Oekonomisten, in den Unterhaltungen der Salons, in allen Producten des Geistes jener Zeit. Von Voltaire bis Mirabeau, von Rousseau bis Condorcet gibt es keine hohe Intelligenz die nicht von der revolutionnairen Morgenröthe beleuchtet wurde, wie die Bergesgipfel, welche lange vor den Ebenen und Thälern von der aufgehenden Sonne umglänzt werden. Nachdem sich die Bewegung einmal den Massen mitgetheilt hatte, fehlte es allerdings nicht an Ausschweifungen, an Scheußlichkeiten, an Thaten des Wahnsinns und selbst der Dummheit; aber dennoch war die Revolution von 1789 weniger radical als die von 1848 es sein möchte. Ihr Hauptresultat war die Herrschaft einer Classe welche jahrhundertlange Vorbereitungen und Studien zur Macht und zum Einfluß herangereift hatten. „Was ist der Tiers-état? Nichts. Was soll er sein? Alles." Und wenn Talent, wenn Bürgertugend, wenn Wissenschaft, Studium und Arbeit zur Begründung von Rechten genügen, dann verdiente ohne Zweifel der Tiers-état seine gänzliche Erhebung. Auch stürzte er sich in die unbekannten ihm von der Revolution eröffneten Bahnen mit unbeschreiblichem Enthusiasmus. Mit leidenschaftlicher Gier verschlang er die Ideen, Grundsätze, Flugschriften, Reden und Worte welche, ähnlich den fruchtbaren Keimen die einen Augenblick lang vom Sturmwind verweht später zu Früchten und Wiesen werden, mitten durch das Weltgeprassel hindurch den Samen zu Institutionen und Reformen streuten; und an der innern Flamme, welche der Hauch des neuen Geistes angefacht hatte, erwärmte und belebte sich Alles für ihn, jede Zeile seiner Lecture, jede Scene seines Theaters. Wenn die gesellschaftliche Hierarchie zertrümmert war, wenn die Menschen welche bis dahin an der Spitze der Civilisation gestanden hatten in der namenlosen Verwirrung verschwanden, so wurden sie wenigstens von einem andern gebildeten Publicum ersetzt, bereit und fähig die Erbschaft anzutreten, und zu den intellectuellen Genüssen noch mehr als zur Ausübung der gouvernementalen Gewalt seit langer Zeit geformt.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die Revolution von 1830. Ihr wesentlicher Charakter war Das fortsetzen zu wollen was sie gestürzt hatte. Die Männer jener Epoche glaubten zu ihrem Nutzen und Gebrauch eine Legitimität, eine Civilisation, ein Gouvernement, und eine Gesellschaft schaffen zu können die mit den gestürzten mittels unzähliger Verzweigungen verknüpft waren. „Les hommes de 1830 espéraient cacher, à force d'esprit, la solution de continuité", sagt sehr richtig ein anderer Publicist. Der Geist, aber der Geist mit allen seinen Chimären, Eitelkeiten und Gefahren, war in der That der Urheber der Julirevolution — und niemals ist es augenscheinlicher geworden, daß in allen Dingen und vorzüglich in der Politik der Geist zu Allem dient und zu Nichts genügt. Was vorhergesehen war geschah. Die geistvollen Leute welche die Revolution gemacht hatten waren fast alle Männer der Literatur. (Villemain, Thiers, Cousin, Mignet, Rémusat u. A.) Von der Revolution von 1789 hat man gesagt, daß sie wie Saturn ihre Kinder verschlang. Wäre die von 1830 der Literatur feindlich gewesen, so hätte man von ihr behaupten können, sie mishandle ihre Mutter. Sie verdiente diesen Vorwurf nicht; trotz aller Schwankungen des öffentlichen Wohlstandes stand die seit einiger Zeit begonnene literarische Bewegung doch nicht stille. Von der Revolution in einem Moment des Glücks und des Reichthums überrascht, litten Kunst und Literatur nur wenig von der Berührung der politischen Ereignisse; sie hatten sogar noch während mehren Jahren ihren Antheil an dem Triumph der Ideen, zu deren Verbreitung sie gedient hatten. Jener Epoche gehören die glänzenden Erstlingswerke von Musset, Barbier, Balzac, die beliebtesten Dramen von A. Dumas, die trefflichsten Werke von Vigny und Hugo an. Und ihren Productionen fehlte es weder an einem glänzenden Auditorium noch an einem aufgeklärten Pu-

blicum. Man haßte sich, man verabscheute sich, und mit Mühe nur konnten die Getreuen den Gewandten, die Besiegten den Siegern verzeihen; aber Sieger und Besiegte sprachen eine und dieselbe Sprache, verlangten von den Künsten die nämlichen Genüsse, und liebten es einander in den idealen Regionen der Literatur wie auf einem neutralen Boden zu begegnen. Einige Mistöne ausgenommen, die mit der Sturmglocke des Februars verglichen keine Erwähnung verdienen, gab es nach der Julirevolution keine sociale Veränderung die vollständig genug gewesen wäre, um die Literatur aus ihrem Gleise zu werfen. Von dem Ufer auf das sie der revolutionnaire Strom führte, konnte sie noch immer sehen was sich am jenseitigen Ufer zutrug. Die neue Gesellschaft bildete sich so gut wie möglich mit den Elementen der alten; sie modificirte die Traditionen derselben, aber widerstrebend, und wie die Leute welche zu ihrem Namen gern den Namen des Gutes das sie kaufen hinzufügen möchten. Wenn einige seltsame Sophismen, einige subversive Doctrinen sich geltend zu machen suchten, so erregten sie vielmehr Lächeln als Besorgnisse. Die Saint-Simonisten z. B., diese Dandies des Communismus, wurden viel mehr wie Masken als wie Sektirer betrachtet. Die Gesellschaft ließ sich nicht beunruhigen; an die Gewalt der Principien glaubend auf denen sie gegründet ist, überließ sie den geistvollen Männern welche die verantwortlichen Urheber der Revolution waren die Sorge sie zu bemeistern und an Uebergriffen zu verhindern.

Der Enthusiasmus also im J. 1789, im J. 1830 der Geist behaupteten den ersten Platz; in beiden Epochen gab es Offensivbündniß und Defensivbündniß zwischen den intellectuellen Kräften und den revolutionnairen Tendenzen; die Ideen schritten den Ereignissen voran; eminente Männer traten an die Spitze der Bewegung welche das Land neuen Geschicken entgegenführte, und triumphirten mit ihr als sie den Sieg davongetragen hatte. Es war daher natürlich, daß bei der Beklommenheit und der Besorgniß welche die politischen Peripetien begleiteten die Dinge der Intelligenz, die ja selbst daran betheiligt waren, keine ernsthafte Gefahr liefen. Aber die Intelligenz bereitet sich eine eigenthümliche Züchtigung, wenn sie glaubt sich den ewigen Gesetzen und Wahrheiten entschlagen zu dürfen, ohne die Alles Chimäre, Lüge und Klippe ist. Das Uebermaß der Macht führt ihren Sturz, das Uebermaß des Glanzes ihre Erniedrigung herbei.

Einige Jahre nach der Julirevolution zeigte sich ein neues Symptom in der Literatur. Sie brach oder sie glaubte vielmehr ihre Allianz mit dem revolutionnairen Geiste brechen zu können. Fast alle berühmten Schriftsteller waren Minister, Gesandte, Großwürdenträger der Monarchie; sie besaßen so viele Stellen und Einkünfte, daß sie sich nicht mehr daran erinnerten Akademiker gewesen zu sein. Wie die Apostel auf dem Berge Tabor, fand die Literatur, daß es sich trefflich wohnen lasse auf den Höhen des Budgets, und daß der Augenblick gekommen sei ihr Zelt aufzuschlagen. Sie war der Meinung, die Intelligenz und die Freiheit hatten genug füreinander gethan, und es sei ihr erlaubt nach einem Jahrhundert von Kämpfen, Abenteuern und Siegen ein wenig an sich selbst zu denken, und in einer officiellen Oasis auszuruhen. Aber nicht zufrieden damit sich zurückzuziehen, wollte die Literatur sich auch ergötzen; die Oasis genügte ihr nicht, sie sehnte sich nach den Wollüsten von Capua. Sie warf sich einer Art von egoistischem und sinnlichem Optimismus in die Arme, dessen Hauptsymptome eine übertriebene Anwendung des Systems der Kunst um der Kunst wegen, oder eine kleinliche Eitelkeit, oder ein niedriger Speculationsgeist, oder endlich — und Das war das Schlimmste — jene romanhaften Fictionen waren, welche nur zu oft der Jugend, der Armuth und dem Ehrgeiz eine anziehende aber ungesunde Nahrung boten. Das war ihr Verbrechen. Hierdurch bereitete sie aber diesmal, ohne es zu wollen, die letzte Revolution vor, die ihr einen tödtlichen Streich versetzen sollte. Bemerken wir wohl, daß es der Literatur nicht gegeben ist neutral zu bleiben; sobald sie aufhört die Gesammtbewegung der Geister zu unterstützen, übt sie auf die individuelle Phantasie einen heilsamen oder schädlichen Einfluß aus, und jener war nur ein schädlicher. Die Literatur war nicht mehr revolutionnair, sie war unsittlich, oder richtiger, ihre Unsittlichkeit wurde ohne ihr Vorwissen das revolutionnairste ihrer Elemente.

Hier drängen sich die Namen in Menge auf. Wir beschränken uns auf die Hervorhebung zweier Schriftsteller, Balzac und E. Sue. Der Erstere wendet sich weniger an das Volk als an die Mittelclassen; aber wie viele junge Leute aus diesen Schichten der Gesellschaft, wo man dem Reichthum zu nahe ist um sich geduldig in die Armuth zu fügen, der Armuth zu nahe um sich langsam zum Reichthum zu erheben, haben nicht in den Werken Balzac's die fieberhaften Aufreizungen gefunden, die sich späterhin im Haß gegen die Gesetze und die sociale Hierarchie kundgeben sollten! Wie viele Hände mögen sich nicht im Traume convulsivisch nach den goldenen Aepfeln des Ueberflusses und des Luxus ausgestreckt haben, die uns Balzac wie in einem Zauberspiegel zeigt, und die leider viel bequemer zu erreichen sind, indem man den Zweig abbricht der sie trägt, als indem man sich durch Arbeit und Ausdauer nach und nach bis zu ihnen emporhebt. Noch unbestreitbarer ist der Einfluß E. Sue's. Man lese seine Romane, und man wird dort in gleichen Dosen die Schmeichelei der Arbeiterclassen und die Schilderung der Freuden des Reichthums finden. In dem Epilog der „Mystères de Paris" erschienen zuerst die Worte „Organisation der Arbeit", „Beschränkung der Concurrenz", „Tarif des Lohns", Worte die zu so trauriger Berühmtheit und so kostspieligen Täuschungen bestimmt waren. Die Blätter auf denen E. Sue diese Gegenstände mit der Nächstenliebe eines Vicomte de Paul in Glacéhandschuhen behandelt folgen denen ganz nahe auf denen er den materiellen Genuß in einer Sprache schildert die seine menschenfreundlichen Absichten ziemlich verdächtig macht. Mit

Einem Worte, Balzac darf sich rühmen die Präfecten Ledru-Rollin's, E. Sue die Juniinsurgenten und die Partisane Raspail's erzogen zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Kalkutta.

August 1848.

....Ich benutze also die Abreise Ihres Verwandten und meines Freundes Ihnen beikommende Sendung zu machen. Das kann ich natürlich nicht ohne einige Zeilen beizufügen, die wie ich glaube und wünsche Ihrer Antwort auf meinen letzten*) .... unterwegs begegnen werden. Während Sie diesen muthmaßlich lasen, war ich in Jubbulpoor, einer Stadt von ungefähr 20,000 Einwohnern im Saugor- und Nerbuddagebiete, und selbst für eine indische Stadt noch vor 10 Jahren berüchtigt durch Unwissenheit und Aberglauben. Die dortige Gegend war der Hauptummelplatz jener unter dem Namen Thugs weltbekannten, fluchwürdigen religiösen Fanatiker, Mörder weniger aus Grausamkeit und Habsucht als aus religiösem Wahne, ihrem Gott zu dienen. Es freut mich hiermit ungesucht Gelegenheit zu finden, Ihnen einen der vielen Fortschritte zum Bessern erwähnen zu können welche die englische Regierung im Interesse ihrer indischen Unterthanen unermüdlich thut. Daß dem Treiben der Thugs, dem Thuggee, wie man hier sagt, ein Ziel gesetzt, die Sekte, wenn nicht ausgerottet, doch bekehrt und für die bürgerliche Gesellschaft zurückgewonnen werden müsse, stand längst fest. Die Schwierigkeit lag nur in der Ausführung, und diese war in demselben Grade schwer in welchem der Thuggee sich über eine ungeheuere Landstrecke verbreitete, und es zur Unterdrückung des gigantischen Verbrechens an localen Gerichtshöfen fehlte. Endlich wurden solche in den Residenzen mehrer eingeborener Fürsten angeordnet, und unsere dasigen Bevollmächtigten zu Oberrichtern bestellt, die Controle aber 1836 dem Obersten Sleeman in Jubbulpoor übertragen. Den Bestrebungen dieses Mannes — und deshalb nenne ich ihn — gebührt vorzugsweise das unermeßliche Verdienst, daß der Mord nicht länger ungestraft umherzieht. Im Laufe der nächsten Jahre wurden an 1000 Thugfamilien verhaftet, und zum Behuf der Untersuchung nach Jubbulpoor gebracht. Wie in Indien Alles in großem Maßstabe geschieht, geschah es auch mit den Hinrichtungen. Die Tage waren nicht selten an denen 15, 20, sogar 25 Thugs mit einem mal aufgeknüpft wurden. Die Folge dieser in Wahrheit humanen Strenge machte sich bald fühlbar. Die ganze Sekte wurde von panischem Schreck ergriffen, die Banden und Rotten lösten sich auf und flohen, der Einzelne konnte Nichts unternehmen, und in verhältnißmäßig kurzer Frist war ein Raub- und Mordsystem gestürzt welches seit Hunderten von Jahren in Gewohnheit und Fanatismus gewurzelt.

Sie haben bereits errathen, daß nicht alle eingezogenen Thugs dem Strange verfielen. Daran hatte indessen die gerühmte Humanität des 19. Jahrhunderts, ich meine die in Europa ihr Ziel überschießende Philanthropie, beiweitem geringern Antheil als der Nutzen welchen die Schonung der Mindestschuldigen dadurch gewährte, daß sie im Stande waren gegen die von Zeit zu Zeit gefänglich eingelieferten Thugs als Beweiszeugen aufzutreten. Schon Ende 1837 belief sich ihre Zahl auf 450 Männer sammt Frauen und Kindern, mit welchen jene den Tag in einem eigens für sie nahe bei der Stadt erbauten Dorfe zubrachten, des Nachts aber in den Stadtgefängnissen eingesperrt wurden. Je nach ihrer Größe erhielt jede Familie zum Lebensbedarf wöchentlich 4—8 Schillinge. Bei starkem Kindersegen wollte Das nicht reichen: und die Aeltern schickten ihre Kinder aus um zu arbeiten, zu betteln oder zu stehlen, jedenfalls den Mund durchzubringen. Da sah Oberst Sleeman, daß Dies so nicht fortgehen konnte, daß mit dem Aufwachsen der Kinder ihre Bedürfnisse sich vermehren, ihre Willensstärke zunehmen, und das Dorf eine Pflanzschule des Lasters werden würde. Also berieth er sich mit seinem Adjutanten, Lieutenant Brown, über die Nothwendigkeit eines Versuchs diese verwahrlosten Menschen an Fleiß und Thätigkeit zu gewöhnen. Demgemäß ließ Brown unweit seiner Wohnung etliche Schuppen errichten, und bewog an 200 Männer daselbst nach Vorschrift zu arbeiten. Das konnte füglich Männern nicht behagen deren ausschließendes Handwerk Mord und Raub gewesen war, und die Lockung, daß der nach Abzug der Kosten verbleibende Gewinn ihnen gehören solle, mußte ihre Kraft verlieren, sobald der Ertrag wegen der Schlechtigkeit der gelieferten Arbeit sich sehr gering erwies. Ihrer stillen Unzufriedenheit folgte lauter Unwille, diesem eine Art Wuth, daß sie sich herbeigelassen für so geringen Lohn regelmäßig zu scharwerken. Um daher kurze Wirthschaft zu machen zündeten sie eines Tags die Schuppen an, und brannten sie bis auf den Grund nieder. Dabei hatten sie jedoch die Rechnung ohne den Wirth, nämlich ohne den Lieutenant Brown, gemacht, der nun entschlossener als je war sein Vorhaben durchzuführen.

Auf seinen Befehl mußten sämmtliche Dorfbewohner früh und Abends Ziegel streichen, und als diese getrocknet waren daraus ein 80 Fuß langes und 40 Fuß breites Gebäude errichten, dessen Ueberdachung 50 Pf. St. kostete. Hier sollte nun gearbeitet, namentlich Hanf gesponnen, Teppichzeuch und Leinwand gewebt, Bast geflochten werden u. s. w. Da ergab sich aber eine neue Schwierigkeit. Durch seine Berufsgeschäfte von früh 10—5 Uhr Nachmittags in Anspruch genommen konnte Brown den Gang der Arbeit nicht beaufsichtigen, und die aus Eingeborenen gewählten Lehrer und Aufseher fürchteten sich vor den obschon gewesenen Thugs dergestalt, daß sie dieselben thun ließen was ihnen beliebte. Dem abzuhelfen stellte Brown 1840 einen Engländer an, einen handfesten, energischen Mann, welcher in kurzem die ganze Gesellschaft zur Ordnung brachte, nicht blos durch die Entschiedenheit seines Willens, sondern auch durch manche derbe Tracht Prügel, die er eigenhändig austheilte. Die europäische Philanthropie wird Das wieder tadeln. Aber item, es half, und daß es half mag Ihnen zum Beweis gelten, daß die europäische Humanität hier am unrechten Orte, und ohne englische Dazwischenkunft Indien muthmaßlich noch auf lange ein verlorenes Land wäre. Nach zwei Jahren bedurfte es keiner Lehrer mehr; Einer unterrichtete den Andern; die Arbeiten gingen flink von statten; der Verkauf gewährte baaren Ueberschuß.

So günstiges Resultat empfahl den Vorschlag Aehnliches mit den Kindern zu versuchen. Es wurde den Arbeitern gesagt, daß Jeder seine Knaben mitbringen könne, die dann ein Handwerk gelehrt und monatliche Bezahlung erhalten sollten. Nicht Einer that es. Die Aeltern bildeten sich nämlich ein, die eigentliche Absicht der Regierung gehe dahin die Knaben zum Christenthume zu erziehen, und obschon sie selbst ihre Freiheit verwirkt hatten, wollten sie doch nicht die Hand bieten ihre Kinder die frei waren ihrer Unabhängigkeit zu berauben. Da Vorstellungen Nichts fruchteten, wurde den Vätern gesagt, daß Diejenigen von ihnen die auf den Vorschlag eingingen ferner des Nachts nicht in die Stadtgefängnisse eingesperrt werden sollten, sondern bei den Ihrigen im Dorfe schlafen könnten. Folgenden Tags wurden 20, und im Laufe einer Woche anderweit 100 Knaben angemeldet. Das war mehr als man erwartet, und mehr als annehmbar erschien, indem leicht Uebles daraus entstehen konnte, wenn in einem von nur vier Schildwachen gehüteten Dorfe Männer die zu Allem fähig beisammen blieben. Deshalb wurden vor der Hand blos die zuerst angemeldeten 20 Knaben behalten. Die Andern sollten an die Reihe kommen, sobald man sich versichert, daß den Vätern zu trauen sei. Das Versprechen blieb nicht ohne gute Wirkung, und binnen sechs Wochen stieg die Zahl der 20 auf 50, alle unter 10 Jahre alt.

*) Vergl. Nr. 331 d. Bl. f. 1848. D. Red.

Für die ersten 20 war ein geschickter Weber aus Mirzapore gedungen worden sie im Teppichweben zu unterweisen. Nach drei Monaten konnten sie es. Mit den nächst angenommenen 30 war Dies in derselben Frist der Fall, und da die Arbeit von mehr als 50 den Markt überfüllte, gleichwol die Väter von anderweit 50 Knaben sich der gestellten Bedingung werth gemacht, wurde ein zweites Arbeitshaus errichtet, und den Knaben Anweisung in der Tuchweberei gegeben. Tuch wurde nun allerdings gefertigt. Wie es jedoch auf den Markt kam, fand sich, daß eine beiweitem bessere, von England eingeführte Qualität nur ein Weniges mehr kostete, sechs statt sieben Ellen zwei Schillinge, und so das einheimische Product unverkauft blieb. Was thun? Das Tuch sollte verbraucht, die Arbeit nicht eingestellt werden. Man kam auf den Gedanken es zu Zelten zu verwenden, und auch alles sonst hierzu Erfoderliche arbeiten zu lassen. Erfahrene Meister aus Futtyghur wurden berufen, und ehe Indien 12 Monate älter war, machten die Kinder der ehemaligen Thugs complete bengalische Zelte.

Ueber den weitern Fortgang und jetzigen Zustand dieser Anstalt kann ich als Augenzeuge sprechen. Sie hat sich seit 1840 um das Zehnfache vergrößert, besteht gegenwärtig aus 20 geräumigen, von den Thugs selbst erbauten Arbeitsschuppen, und zählt unter ihren Arbeitern 150 Knaben, von denen die meisten mehr verdienen als die Tagelöhner in der Stadt. Wer von den ursprünglichen 450 Männern — Mörder von Geburt und Handwerk — noch lebt, ist mit wenigen Ausnahmen ein fleißiger, ordentlicher, zufriedener Mann; in den Kindern wachsen nützliche Glieder der bürgerlichen Gesellschaft auf oder sind es bereits; die Frauen und Mädchen besorgen die Wirthschaft, halten ihre Häuser und ihr Dorf rein, und spinnen in ihren Mußestunden Garn, das sie an die Fabrik verkaufen. Die monatlich ausgezahlten Löhne belaufen sich auf 80, die monatlich abgesetzten Waaren auf 300 Pf. St. Das von der Regierung vorgestreckte Anlagecapital ist zurückerstattet, und was seitdem Ueberschuß bleibt geht den Arbeitern zugute.

Noch Eins darf ich nicht vergessen. Seit die Aeltern sich überzeugt haben, daß es der Regierung nicht in den Sinn kommt ihre Kinder zum Christenthume zu bekehren, und seit sie die Vortheile erkannt welche ihnen und diesen aus dem Besuche der Anstalt erwachsen, handelt es sich nicht länger um eine Aufmunterung die Kinder dahin zu schicken, sondern um die Erlaubniß es thun zu dürfen. Und diese Erlaubniß wird jetzt von der Bedingung abhängig gemacht, daß der Knabe in der zu dem Ende errichteten Schule schreiben und lesen gelernt habe. Mehr wird nicht gefodert, auch nicht gelehrt, und ist — unter uns gesagt — für Menschen welche ihr Brot mit ihrer Hände Arbeit verdienen sollen auch nicht nöthig. Meinen Sie Das nicht auch?... 17.

Bibliographie.

Ammon, C. F. v., Die wahre und falsche Orthodoxie. Eine geschichtliche Darstellung. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Bäßler, F., Drei Legenden. 1. Auf der Flucht gen Egypten. 2. Jesulus auf dem Dache. 3. Die Legende vom Rab' und Zeisig. Berlin, Decker. Gr. 8. 15 Ngr.

Chevalier, M., Ueber die Arbeiterfrage. Deutsch von F. Hauser. Aachen, Schulz. 1848. 8. 20 Ngr.

Fullerton, Lady G., Grantley Manor. Eine Erzählung. Aus dem Englischen übertragen von H. Brinckmann. Zwei Bände. Köln und Neuß, Schwann. Gr. 16. 1 Thlr. 10 Ngr.

Gerhard, E., Zwei Minerven. Sto Programm zum Berliner Winckelmannsfest. Nebst 1 Abbildung. Berlin, Besser. 1848. Gr. 4. 10 Ngr.

Jellinek's, H., kritisch-philosophische Schriften. Leipzig, Weller. 8. 16 Ngr.

Kirche und Staat in Bayern, unter dem Minister Abel und seinen Nachfolgern. Eine kirchlich-politische Denkschrift. Schaffhausen, Hurter. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ledderhose, K. F., Das Büchlein von den Hottentotten und ihrem ersten Apostel, Georg Schmidt. Für Jung und Alt. Mit dem Bildnisse des Georg Schmidt. Basel, Schneider. 8. 6 Ngr.

Oettinger, E. M., Teufeleien. 2ter Band. Mit 50 Carricaturen. Leipzig, Ph. Reclam jun. Gr. 16. 1 Thlr.

Sintenis, W. F., Dr. J. J. Möller's Wirken im Consistorium und in der General-Superintendentur der Provinz Sachsen. Eine Denkschrift an das Cultus-Ministerium. Leipzig, O. Klemm. Gr. 8. 20 Ngr.

Thalia. Taschenbuch für 1849. Herausgegeben von J. N. Vogl. 36ster Jahrgang. Mit 6 Stahlstichen. Wien, Dirnböck. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Wirth, J. G. A., Die Geschichte der deutschen Staaten von der Auflösung des Reiches bis auf unsere Tage. Nach des Verf. Tode fortgesetzt von W. Zimmermann. 4ter Band. 1ste Halb-Lieferung. — A. u. d. T.: Die deutsche Revolution. 1ste Halb-Lieferung. Karlsruhe, Kunstverlag. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Cypressen auf Robert Blum's Grab, gestreut durch Kasseler Dichterinnen und Dichter. Kassel, Raabé u. Comp. 1848. 8. 1½ Ngr.

Eckermann, G., Die Trennung der Volksschule von der Kirche. Ein Wort der Verständignug für alle wahrhafte Deutsche ꝛc. Hamburg, Schuberth u. Comp. 1848. Gr. 12. 3 Ngr.

Deutsche Einheit in Bezug auf die kleinen Staaten. Ein fliegendes Blatt. Nr. 2. Leipzig, Mayer. 1848. Gr. 8. 1 Ngr.

Der Gustav-Adolf-Verein und seine sechste Hauptversammlung zu Darmstadt. Briefe an einen Laien. Darmstadt, Jonghaus. 1847. Gr. 8. 10 Ngr.

Hirtenworte der in Würzburg versammelten Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands an die Gläubigen ihrer Diözesen. Passau. 1848. 4. 4 Ngr.

Das Jahr 1848. Die großen Ereignisse desselben dem deutschen Volke erzählt. Mit 10 Kupfertafeln. Hannover, Gebr. Jänecke. 8. 20 Ngr.

Knorr, Die gesetzliche Aufhebung der Jagdrechte auf fremdem Grund und Boden mit oder ohne Entschädigung an die Berechtigten: vom rechtlichen und staatswirthschaftlichen Gesichtspunkte aus betrachtet und der deutschen konstituirenden Nationalversammlung in Frankfurt gewidmet. Darmstadt, Jonghaus. 1848. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Koch, F. A., Der Aufbau des deutschen Vaterlandes. Rede zur Feier der Eröffnung des 1sten deutschen Parlaments in Frankfurt a. M., gehalten zu Herrstein und Mörschied. Herrstein. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die sogenannte Mediatisirungs-Frage. Ein Vorschlag zur Verständigung und Lösung. Vom Verf. von „Frankfurt und Berlin." Frankfurt a. M., Brönner. 1848. Gr. 8. 6 Ngr.

Menken, G., Ueber Glück und Sieg der Gottlosen. Eine politische Flugschrift aus dem J. 1795. Neu herausgegeben von K. Goebel. Nürnberg, Raw. 8. 2½ Ngr.

Redner und Reden der deutschen Revolution im J. 1848. Herausgegeben von A. Frey. 1ster Band. 1stes und 2tes Heft. Mannheim, Grohe. Gr. 16. 5 Ngr.

Die Republik, ihre Grundsätze und Verfassung. Nach dem Vorbilde Nordamerika's mit Berücksichtigung der deutschen Zustände von Ed. Blr. Villingen, Förderer. 1848. 8. 8 Ngr.

Solms, L. Fürst, Geschichtliche Anmerkungen. Berlin, Gropius. 1848. 8. 6 Ngr.

Stahl, J., Die Revolution und die constitutionelle Monarchie, eine Reihe ineinandergreifender Abhandlungen. Berlin, Besser. 1848. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 19. —— 22. Januar 1849.

Die Literatur unter der Republik in Frankreich.

(Fortsetzung aus Nr. 18.)

Es ist einleuchtend, daß diese corrumpirenden Tendenzen eines großen Theils der Literatur diese nicht geeignet machten den furchtbaren Stoß einer neuen Revolution auszuhalten. Aber es gab noch andere Bedingungen des Verfalls, die sich bei der ersten Krisis zeigen sollten. Die Zeit war längst verschwunden in welcher junge, kräftige Talente, voll Glauben an die Zukunft und an sich selbst, eine unerschrockene Phalanx bildeten, bereit aus ihren Anstrengungen das Corollair der politischen Strebnisse zu machen. Die Februarrevolution fand Frankreich in einem Zustande literarischer Erschöpfung. Es war mit der Literatur wie mit den Finanzen und der Industrie, wo schon viele geheime Schäden sich unter Sammet und Seide verbargen. Der größte Theil des intellectuellen Vermögens beruhte vielmehr auf einem künstlichen Credit als auf einem reellen Capital, und die Celebritäten der Literatur glichen den ruinirten Leuten welche noch aus Gewohnheit Equipagen halten, aber ihre Hausmiethe nicht mehr entrichten können. Was die Herren Garnier-Pagès, Goudchaux und Duclerc von den Finanzen der Monarchie sagten, um die republikanischen Faillite zu erklären, gilt auch von der Literatur dieser Zeit; auch hier hat die Republik den verborgenen Ruin in authentischen, den anticipirten Credit in Zahlungseinstellung, die schwebende Schuld in Betteln umgeschaffen.

Und endlich, trotz der Rathschläge der gesunden Kritik, hatten die Literaten darauf beharrt sich von der wahren Gesellschaft zu isoliren; sie hatten außerhalb der reellen Bedingungen des Lebens, außerhalb der Gesetze und Pflichten der Welt eine Art von schwimmender Insel geschaffen, reich und blendend auf der Oberfläche, aber dem Strom aller Phantasien und Launen preisgegeben. In einem Lande, wo die Literatur stets eine thätige Rolle gespielt, wo sie unter den frivolsten Formen immer kühne Lehren und Initiativen verborgen hatte, war nie trauriger der Anblick jener Schriftsteller, die es vorzogen das Publicum mit unfruchtbaren Kunststücken zu belustigen, anstatt den Austausch der Eindrücke, Studien und Lehren herzustellen der Literatur und Gesellschaft auf das innigste verknüpft, und aus dem beide reichen Nutzen schöpfen. Früher war es die Literatur welche die Welt civilisirte, jetzt hätte die Welt die Literatur civilisiren können. Was geschah? Im Augenblick der Krisis trennte sich die Gesellschaft gleichgültig von den Schriftstellern, in denen sie nur ihre Belustiger sah. Von dem Momente an, wo die Zustände zu ernsthaft wurden um an leichtfertigen Zeitvertreib zu denken, schien die Literatur keinen Sinn mehr zu haben, und indem sie aufhörte zu unterhalten, hörte sie auf zu sein. Kurz, zigeunerhafte Sorglosigkeit auf der einen Seite, auf der andern corrumpirender Einfluß, Das waren die Auspicien unter denen sich die Literatur der Februarrepublik vorstellte.

Nichtsdestoweniger gab es in der Epoche von der wir sprechen, und wo die literarische Hauptgruppe, die welche man als den Ausdruck der Kunst unserer Zeit betrachten kann, ihren Einsatz aus dem gefährlichen Spiel der Demokratie zurückgezogen hatte, einige weiter blickende oder beharrlichere Schriftsteller, die von einer neuen Phase in den demokratischen Eroberungen zu träumen fortfuhren. Durch einen unerwarteten Sieg in den Vordergrund der politischen Scene geführt, war es an ihnen die Rolle des Vermittlers zwischen der Revolution und der Literatur, zwischen der Republik und dem Geist zu übernehmen. Haben sie es versucht, haben sie es gethan?

Der Erste dem wir in der kleinen Phalanx der demokratischen Schriftsteller begegnen ist Béranger. Béranger hat viel für die revolutionnairen Ideen gethan. Er hat das Kaiserreich im Namen der Freiheit, die Freiheit im Namen des kaiserlichen Ruhmes besungen. Die Politik bei den Poeten von 20 Jahren, und den Zechern von jedem Alter einführend, machte er Frankreich liberal vom Keller bis zur Mansarde. Reich genug um à fonds perdus zu borgen, borgte er den Musterreitern Geist und Witz, indem er ihnen von 1816—30 köstliche Refrains gegen die Priester, die Religion und die Monarchie lieferte. Griechenland, dieses Polen der Restauration, diente ihm dazu die Könige zu lästern, und Karl X. auf die Wangen von Xerxes und Darius zu schlagen. Aber die streitende Rotte, der unmittelbare Einfluß Béranger's hörte mit der Restauration auf. Die Julirevolution schien ihn zu befriedigen, denn wie der Weise begnügte er sich mit Wenigem. Ihm erschien die Republik wie einer jener Träume die wir nicht gern in die Wirklichkeit sich verwandeln sehen, weil wir die Träume einrich-

ten wie es uns gefällt, die Wirklichkeit aber sich einrichtet wie sie kann. In seinen Ruhm zurückgezogen coquettirte der schelmische Greis mit der Februarrevolution, aber als seine Tochter hat er sie nicht anerkannt, und am Tage wo sie einen Gesetzgeber aus ihm machen wollte entschlüpfte er ihr unter den Fingern. Das Genie, das von sich selbst sagen durfte „Sous Phidias j'eus Athènes pour mère", hatte das Recht das Gouvernement des Hrn. Flocon nicht atheniensisch genug zu finden, um sich darein zu mischen.

Wenn Béranger der heitere, liebenswürdige Demokrit der revolutionnairen Sache war, haben wir nöthig ihren finstern, grämlichen Heraklit zu nennen? Schriftsteller von Genie und Republikaner von Gestern, ist Hr. v. Lamennais nichtsdestoweniger der Republik und der Literatur von keinem Nutzen mehr. Seinen eigenen Ideen ist er schädlich, seinen Freunden hinderlich. Lamennais hat das Privilegium zorniger noch als vor dem Triumphe zu sein, ein Privilegium das übrigens nichts Seltenes in dem Lager der Demokraten ist. Es scheint als ob diese Herren ihren Sieg für so außerordentlich, so unwahrscheinlich, so absurd halten, daß sie sich, statt sich über ihn zu freuen, zum voraus gegen die Leute erbosen die ihn ihnen streitig machen könnten. Lamennais ist der Typus jener Brummbäre der kleinen republikanischen Armee; fügen wir hierzu das krankhafte, mistrauische Wesen das dieses Zellengenie von jeher charakterisirte, und wir sind uns zu fragen berechtigt, wozu Lamennais einer Gesellschaft nützlich sein konnte welche in dem Momente der Krisis vor allen Dingen der Nachgiebigkeit und gegenseitiger Einräumungen bedurfte. Seltsam! Niemand hat besser von Liebe und Hingebung gesprochen als Lamennais, und dennoch ist der Haß das einzige Element in dem sein Genie sich heimisch findet. Nachdem Lamennais mit der allgemeinen Zärtlichkeit begonnen hatte, hat er damit aufgehört, daß er Alle haßte die nicht seiner Meinung waren. Das heißt aber von einem Extreme zum andern übergehen. Seit der Februarrevolution hat er drei Phasen gehabt, in der ersten war er unnütz, in der zweiten extravagant, in der dritten vergessen.

Von Hrn. v. Lamartine möchten wir lieber nicht sprechen, denn es ist heute nicht großmüthig dieses Lapeyrouse der Popularität zu erwähnen; aber von Lamartine in literarischer Beziehung reden heißt an Verdienste erinnern, die ihn eines Tages gegen ihn selbst in Schutz nehmen, und ihm Gnade für die Verirrungen seines politischen Lebens verschaffen werden. Wir wiederholen nicht nach so vielen andern mitleidigen oder ernsten Stimmen, welche herrliche Rolle Lamartine nach den Februarereignissen hätte spielen können; hervorheben was er hätte thun können, ist tadeln was er gethan hat. Beim ersten Anblick scheint es als ob Niemand besser als Lamartine dazu geeignet sei die Literatur mit der Demokratie zu versöhnen. Aber man überlege. Ist Lamartine wirklich Demokrat? Dank einem Vorgefühl, einem geheimnißvollen Instincte, welcher gewisse Zufälligkeiten als Eingebungen des Genies erscheinen läßt, hatte er sich ein Jahr vorher mittels seiner „Girondisten" das republikanische Bürgerrecht erkauft. Aber gibt es im Grunde eine aristokratischere Physiognomie als die Lamartine's? Diese vornehme Künstlernatur, diese die Schätze ihrer Bilder in alle Winde streuende verschwenderische Einbildungskraft, diese glänzende Form, stets bereit die trockenste Wirklichkeit in das farbenreichste Gewand zu hüllen, und Alles zu poetisiren, selbst die Mitglieder des provisorischen Gouvernements, und die Nationalgarden von Clour, mit Einem Worte, dieses harmonische Ganze — hat es die entfernteste Aehnlichkeit mit der ruhigen und bürgerlichen Erscheinung eines Washington und Franklin? Will man wissen welchem Umstande Lamartine die Sympathien verdankte die sich nach der Revolution um ihn scharten? Sie war keine andere als die Thatsache, daß er unter Allen welche diese Revolution vorbereitet und gemacht hatten am wenigsten den Ideen derselben anzugehören schien. Was man seine Popularität genannt hat war vielmehr das ängstliche Gefühl einer Gesellschaft, die vor ihren neuen, unbekannten Herren zitternd sich an ihn als den einzigen Mann anschloß den sie als einen der Ihrigen erkennen konnte. Das hätte Lamartine begreifen sollen, und weil er es nicht begriffen hat, deshalb ist ihm Nichts geblieben als die Lobhudeleien des „Bien public", und die Bewunderung der Spießbürger von Mâcon. Was die Literatur betrifft, so hatte er keine Zeit an sie zu denken. Er hatte Besseres zu thun. Mußte er doch die elektrischen Naturen studiren, denen er zum Blitzableiter dienen sollte, Ledru-Rollin, Sobrier, Huber, Blanqui, Raspail u. A. Er zog es vor die Bestien zu zähmen und zu streicheln, anstatt den verständigen Leuten das Wort zu gönnen. Gestehen wir es, seit langer Zeit hat Lamartine trotz seiner unvergleichlichen Schriftstellertalente aufgehört ein Mann der Literatur in der strengen Bedeutung des Worts zu sein. Seit „Jocelyn" hat er als Kinderspielzeug Das was seinen Ruhm machte verachtet; er hat den Geschmack an der Vervollkommnung in der Kunst verloren, ein Geschmack der vielleicht weniger kleinlich ist als der an den Chimären in der Politik; es ist ihm entgangen, daß es weniger frivol ist schöne Verse zu machen als politische Fragen als Poet zu behandeln, und daß Corneille, der sein Leben mit Dichten von Tragödien zubrachte, und Molière, der die Breter betrat, ernsthaftere Männer sind als gewisse Minister, die auf abenteuerliche Weise die Schicksale und die Zukunft einer großen Nation aufs Spiel setzten.

(Der Beschluß folgt.)

Kurfürst Friedrich der Weise.

Friedrich der Weise, Kurfürst von Sachsen, ein Lebensbild aus dem Zeitalter der Reformation nach den Quellen für alle Stände dargestellt von Maximilian Moritz Rutschmann. Mit Friedrich's Portrait und einer Karte vom Ernestinischen Kursachsen. Grimma, Gebhardt. 1848. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Fände sich auf dem Titel dieser Schrift bemerkt: Mit — so und so vielen — Urkunden aus dem Hauptstaats-

archive 2c., so würde man ihren bedeutenden Umfang — sie enthält nicht weniger als 586 ziemlich compreß gedruckte Seiten — in der Ordnung finden; denn es ist bekannt, daß neuerdings durch die Liberalität, mit welcher die sonst unter strengstem Verschluß gehaltenen Staatsarchive besonders auch zu literarischen Zwecken zugänglich gemacht worden, die zeitherigen geschichtlichen Inventarien sehr erweitert worden sind, vorzugsweise im Bereiche der Geschichte der Reformation und des Dreißigjährigen Kriegs. Und wie groß ist die Zahl der historischen Schriften, in denen das Jahrhunderte lang traditionnell gewesene Material durch glückliche archivalische Ausbeutungen auf das bedeutendste bereichert worden ist; es sei hier in Wahlverwandtschaft mit dem Inhalt der vorliegenden Schrift nur an Langenn's „Kurfürst Moritz" und Tittmann's „Heinrich der Erlauchte" erinnert. Sieht man nun aber aus den von dem Verf. auf den letzten fünf Seiten zusammengestellten literarischen Nachweisungen, daß er unter den von ihm auf dem Titel bezeichneten „Quellen" blos gedruckte Schriften allgemeinern und speciellern Inhalts versteht, welche er zu seinem „Lebensbilde" benutzt hat: so muß man sofort vermuthen, er möge wol seinem Portrait eine gar zu reiche Stafage gegeben haben, einen fast zu breiten Rahmen, in dem er Randzeichnungen aller Art anzubringen nicht verschmäht habe. Und Dies ist der Fall in der That. Der Verf. hat in seine zunächst doch als Biographie zu bezeichnende Darstellung so viel ihr ferner Liegendes hineingezogen, daß, um uns eines fast verbrauchten Bildes doch noch einmal zu bedienen, die zur Zeichnung seines Helden gehörigen Züge oft nur den rothen Faden bilden, der sich durch ein breit angelegtes Gewebe zieht. So entstand dem Verf. unter den Händen die dickleibige Schrift. Aber wo sind bei der gegenwärtigen Bewegung auf allen Gebieten des Lebens die Leute welche Zeit haben dicke Bücher zu lesen? Eher möchte es recht Viele geben die Lust haben dicke Bücher zu schreiben, wenn sie sie nur anzubringen wüßten.

Wir können es uns vielleicht, ohne gerade ganz zu irren, klar machen, wie der Verf. zu seiner umfangreichen Schrift gekommen sein mag. Er nahm sich vor für Leser „aus allen Ständen" zu schreiben. Da befand er sich in einer andern Lage als der Prediger auf der Kanzel, der selbst dem gemeinsten Zuhörer in seiner Versammlung eine gewisse christliche Bildung zutrauen darf; er mußte aus den untern Schichten der Gesellschaft Leser voraussetzen, denen er, seinerseits für den unzweifelhaften Zweck der Verständigung, ihrerseits für den doch noch unsichern Erfolg völligen Verständnisses, bald hier bald da Etwas zu erklären hatte. Darum sehen wir ihn oft in seiner Erzählung einen Stillstand machen, und bald weiter zurück, bald weiter um sich greifen. Aber der Verf. erzählt gut und leicht. Er hat seine von vielen Seiten her gesammelten Materialien ungezwungen und in übereinstimmender stilistischer Harmonie zu einem Ganzen verbunden; wie Vieles er gibt, so widerfährt es ihm doch selten, daß er durch Herbeiziehen von Sachen und Worten welche unbeschadet der Deutlichkeit oder des Interesses füglich wegbleiben könnten ins Breite fiele.

Und nun das Anziehende und Belehrende in dem Kern des Buchs: in dem Bilde des edeln Sachsenfürsten, der den ehrenden Beinamen, welchen ihm die Mitwelt schon gab und die Nachwelt bestätigte, durch die Mäßigung und Bedachtsamkeit mit welcher es ihm stets um das Wahre und Rechte zu thun war, auch wirklich verdiente, und durch diese Besonnenheit mitten im Kampfe der Parteien, die, wie jetzt, auch damals Deutschland erschütterten und zersplitterten, sich über ihnen zu erhalten wußte; der, ohne selbst entschieden Partei zu ergreifen, das in Luther's großem Werke hervorkeimende Gute vor dem ihm drohenden Untergange zu schützen wußte, ein doppelt erfreulicher Anblick in einer Zeit wie die gegenwärtige, wo das Gegentheil jener verständigen Handlungsweise im blinden parteiischen Zutappen mit Händen zu greifen ist, und wo unzählige Irregeleitete es erst nach nutzlos vergossenem Blute und bittern Erfahrungen haben innewerden müssen, daß des Volkes wahre Freunde doch stets nur die Weisen sind; in dem Bilde des klugen Fürsten, der, da er seine Hand nicht ohne Erfolg nach der kaiserlichen Krone hätte ausstrecken können, in Betracht seiner vorgerückten Jahre es vorzog dem ihm von Gott anvertrauten Lande seine regentliche Thätigkeit ungetheilter zuwenden zu können; des deutschen Mannes, der es bei dem eifrigen Bewerben fremder Fürsten um die deutsche Kaiserkrone weder für gut noch anständig hielt sie einem Fremdlinge zu reichen, und sie deshalb Karl V., der aus einem deutschen Hause stammte, zuwenden half, doch vorsichtig genug war die erste Wahlcapitulation zwischen Kaiser und Reich zu Stande zu bringen, die für das Gedeihen des damals entstehenden Werkes der Kirchenverbesserung von den besten Folgen war. Mit großer Vollständigkeit hat der Verf. das über seinen Helden in ältern und neuern, größern und kleinern Druckschriften vorhandene Material verarbeitet, obgleich es, wie schon angedeutet, aus dem anderweitig herangezogenen Beiwerke herausgesucht sein will. Auch die anekdotenartigen Züge die von Friedrich dem Weisen circuliren hat der Verf. eingereiht; wir hätten sie ihm auch bei der Bestimmung seiner Schrift für das Volk gar nicht erlassen können, weil solche kurze, kräftige Züge in der Regel am tiefsten greifen und festhalten. Ja, wir hätten in Bezug auf diese volksthümlichen Zugaben Zweierlei gewünscht, einmal, daß noch mehre solche Charakterzüge, die wir vermißt haben und von denen einige in Zinckgref's „Apophthegmen" stehen, eingewebt worden wären; sodann, daß bei den mitgetheilten hin und wieder größere Anschaulichkeit in der Darstellung hervorträte. Wo er z. B. zum Beleg dafür, daß Friedrich im Punkte des Aberglaubens auch den Schwächen seiner Zeit verfallen gewesen sei, des Vorfalls bei einer Fahrt auf der Elbe von Torgau nach Wittenberg gedenkt, wo das die fürstlichen Brüder Friedrich und Johann tragende Schiff zerbrochen sei, sodaß sie nur mit genauer Noth sich haben retten können: da hätte Melanchthon's plastische Beschreibung *), in der man die die Elbe bedeckenden Eisschollen an das Schiff anprallen, dann den Kiel des Schiffes bersten und zur Hälfte in die schäumende Wasserflut hinuntersinken gleichsam hört und sieht, benutzt werden sollen. Wo er als ein genauer Berichterstatter anführt, daß bei der Beerdigung Friedrich's das Lied: „Gott sei gelobet und gebenedeiet" gesungen worden sei, da hätten wir ihm Kenntniß von der hier wohlbeachtbaren Aeußerung Johann Höfel's (in der Zueignung seines „Historischen Gesangbuch", Schleusing 1681) gewünscht, der die Wahl jenes Liedes bei dem damals noch stattfindenden Mangel an deutschen Kirchenliedern als „wohl mercklich und betrüblich" bezeichnet.

Doch wir wollen hier nur noch die Anordnung die der Verf. seinem Geschichtswerke gegeben hat in der Kürze vorführen, wobei wir es uns zum Verdienst anrechnen, daß wir von so vielen artigen Specialitäten die der Verf. in seine Erzählung zu verweben gewußt hat nur im Fluge gleichsam eine oder die andere herausgreifen, indem wir durch den eigentlichsten Zweck d. Bl. zu reichlichern Mittheilungen uns stark versucht fühlen.

Das Ganze ist in zwei Bücher zerlegt. Das erste verbreitet sich im ersten Hauptstück über Herzog Friedrich's Geburt und Jugend. Er ward Montags den 17. Jan. 1463 im Schlosse zu Torgau geboren. Der Bote den seine Mutter Elisabeth, aus dem Hause Baiern, an ihren lieben Herrn, Herzog Ernst, gen Weimar entsendete, hatte „mit Begier und Freuden ihres Gemüths" zu verkünden, „daß sie nach milder Güte und Verleihung Gottes des Allmächtigen mit ei-

---

*) Sie steht in seiner lateinischen Erklärung der Sonn- und Festtagsevangelien, ist uns jedoch zur bestimmtern Nachweisung zufällig nicht zur Hand.

nem schönen Herrn und jungen Sohn versehen und begnadigt sei". Das zweite Hauptstück: „Kurfürst Friedrich und sein Land, Volk und Haus", bringt eine große Menge culturgeschichtlicher Notizen, die zum Theil mit dem Biographisirten nicht in Verbindung stehen, aber lesenswerth sind, z. B. die über den zur Unsittlichkeit führenden Luxus, der in dem damaligen reichen Bergbausegen Sachsens wurzelte. Zehn Jahre vor Friedrich's Geburt hatte der Barfüßermönch Capistranus bei seinen Zügen durch Meißen und Thüringen gegen den verderblichen Weltsinn gepredigt und geeifert, und „große Scheiterhaufen von Schnürleibern, Spiegeln, Zöpfen, Schleppen und ähnlichen Herrlichkeiten verbrannt". Aber alle Stände trieben es bald wieder mit dem Luxus ins Große. „Da badete sich die Bäuerin Merbik zu Frohnau alle Morgen in starkem Wein; dem Annaberger Kaspar Kirschner wurde im Wiesenbade ein mit Malvasier gefülltes Becken vorgetragen nebst auf Kohlen gerösteter Semmel, womit er sich zur Förderung des Appetits die Fußsohlen reiben ließ. So oft er im Bade war, versammelten sich viele arme Leute das in Wein geweichte Brot zu essen. Aber Kaspar wurde auf diese Weise natürlich bald fertig mit seinem Gelde, und bettelte zuletzt selbst. Die Herren von Theler, Besitzer reicher Silbergruben zu Höckendorf bei Dippoldiswalde, ließen ihre Pferde mit Silber beschlagen." Das dritte Hauptstück: „Kurfürst Friedrich und das Deutsche Reich", enthält auch sehr viele allgemeingeschichtliche Auseinandersetzungen, besonders in Beziehung auf den von Kaiser Maximilian angeordneten Landfrieden, den von den Ständen eingesetzten Reichsrath ꝛc. Auch im vierten Hauptstück: „Kurfürst Friedrich und die Wissenschaften", überwiegt das Allgemeine das Specielle; aber es bringt in populairer Darstellung ganze Massen wissenswerther Gegenstände auf das Tapet. Was der Verf. zur Kenntlichmachung der crassen Unwissenheit der Geistlichen vor dem Eintritt der Reformation gleich zu Anfang dieses Abschnitts beibringt, hätte er noch durch manchen artigen charakteristischen Zug verstärken können, z. B. durch das bekannte, von einem Bischof vor seinem Geistlichen abgelegte naive Geständniß: „Gott sei Dank! Ich kenne weder das Alte noch das Neue Testament und will Nichts kennen als mein Meßbuch." Und wollte er sich keinen Anachronismus zu Schulden kommen lassen, so hätte er dem auf dem Tridentinischen Concilium ausgestoßenen Seufzer des Cardinals Madruzzi: „Wären doch nimmermehr die Professoren der griechischen und hebräischen Sprache hierhergekommen! Dann hätte doch die Kirche nicht unter diesen Sorgen zu leiden!" doch in einer Anmerkung eine Stelle anweisen können. Unangenehm stören besonders in diesem Abschnitt zahlreiche Druckfehler in Eigennamen, die überhaupt in der ganzen Schrift nichts Seltenes sind.

Das zweite Buch führt nun die Geschichte vom Beginn der Reformation bis zum Tode Friedrich's des Weisen fort, in zehn Hauptstücken, von denen die meisten es schon durch ihre Ueberschriften: „Der Zustand der Kirche", „Die Legaten", „Die Disputation und der Bann", „Der Pfaffenreichstag" zu erkennen geben, daß sie mehr die Reformation als Friedrich's des Weisen Schicksale und Thaten zum Gegenstande haben. Das vorletzte Hauptstück bespricht den Aufstand der Gemeinen, und bietet für die gegenwärtigen Zeiten zahlreiche und anziehende Parallelen. In dem letzten Hauptstücke, „Das Ende Friedrich's des Weisen", sind die uns darüber aufbewahrten Nachrichten vortrefflich zu einem wirkungsreichen Bilde zusammengestellt. Der Tod des edeln Fürsten erfolgte am 25. Mai 1525, der auch Napoleon's (im J. 1821) und König Friedrich August's I. von Sachsen (im J. 1827) Todestag ward. Friedrich der Weise verschied sanft; sein Leibarzt Heinrich Stromer von Auerbach sagte bei seinem Hinüberschlummern: „Er war ein Kind des Friedens und friedlich ist er auch verschieden." Zwei Beilagen enthalten Luther's Gedächtnißpredigten auf Friedrich den Weisen, Melanchthon's Epitaphien und die kurzen literarischen Nachweisungen. 18.

Notizen.

Abermals ein Roman von James.

Wie hübsch auch die Romane des unerschöpflichen James sich im Allgemeinen lesen, so ist doch dem gedächtnißstärksten Leser nicht zuzumuthen ihm die Zahl der Romane nachzurechnen welche er auf streitige Rechtsfragen und streitigere Rechtsurkunden gegründet hat. Etwas ins Rechtsgebiet Eingreifendes ist nun auch die Angel um welche sein neuestes Erzeugniß sich dreht. „Beauchamp, or, the error" (3 Bde., London 1848) geht aus der in Schottland Gesetzeskraft habenden Rechtsgewohnheit hervor, daß gewisse dort vor zwei Zeugen gesprochene Worte einen Mann in Hymen's Fesseln schlagen. Die Geschichte hat schon öfters gespielt und spielt bei James folgendermaßen. Der Sohn und Erbe eines reichen englischen Lords besucht in Schottland einen lockern Universitätsfreund. Man trinkt und schäkert, und als der junge Mann am nächsten Morgen zur Besinnung kommt, wird er sehr unangenehm durch die Versicherung überrascht, daß er die inhaltsschweren Worte ausgesprochen und demgemäß mit einer der nächtlichen Schönen unauflöslich vermählt sei. Dies ist „The error". Der junge Ehegatte trennt sich sofort von seiner schönen, wenn auch nicht bessern Hälfte, und gegen das Versprechen eines reichen Jahrgeldes geht diese auf das Continent. Nach einiger Zeit fühlt der Lord durch die Nichterhebung des Jahrgeldes und andere Nachrichten sich zu dem Glauben berechtigt, daß der Tod ihm die Last abgenommen, und will eben am Traualtar der schönen Eignerin von 10,000 Pf. St. jährlicher Renten die Hand zum Lebensgange reichen, als nach der sich auch hier bestätigenden Erfahrung, daß solche Personen nie oder erst am Schlusse des dritten und letzten Bandes sterben, die Last wie vom Himmel trennend zwischen ihn und seine Braut fällt. Wer die Manier des Verf. kennt, wird Mannichfaltigkeit der Intrigue und unterhaltende Darstellung nicht bezweifeln.

Beschreibung des Rio Bravo.

„Denke dir", heißt es in der neuyorker „Literary world", „vier der krümmsten Dinge in der Welt, dann noch vier doppelt so krumme, dann einen großen drei mal so krummen Fluß als jene acht Dinge zusammengenommen, und du kannst dir von der Krümmigkeit dieses mächtig krummen Flusses ungefähr einen Begriff machen. Eine Strömung hat er nicht — natürlich, denn er ist so gebogen, daß kein Bauholz darauf geflößt werden kann, weil es hüben und drüben anstößt. Schlangen sind auch selten — natürlich, der Fluß läuft nicht so weit geradeaus, daß sie darin schwimmen können, und was sich an Fischen vorfindet, findet sich in den Wirbeln der Krümmungen, aus denen sie nicht herauszukommen vermögen. Bisweilen versucht ein Vogel quer über den Fluß zu fliegen. Aber getäuscht von den Biegungen läßt er sich in der Regel auf derselben Seite nieder von welcher er ausgeflogen. Ja man kann irren, wenn man glaubt quer hinüber zu sehen, und es ist gar nicht unwahrscheinlich, was einige Anwohner behaupten, daß der Rio Bravo blos Ein Ufer habe."

Ein schöner Aberglaube.

Wenn im Stamme der Seneka-Indianer ein Mädchen stirbt, sperren sie einen jungen Vogel ein bis er anfängt seine Stimme zum Gange zu prüfen. Dann setzen sie ihn auf das Grab der Gestorbenen, tragen ihm Grüße und Küsse und Zärtlichkeiten an sie auf, öffnen die Thür seines Käfigs, und wenn er nun fortfliegt, fort ins Weite, glauben sie er werde die Flügel nicht zusammenlegen und die Augen nicht schließen, ehe er ins Land der Geister gekommen, die Geliebte und Verlorene gefunden, und ihr die Grüße und Küsse und Zärtlichkeiten überbracht, die er für sie empfangen. Es soll geschehen, daß einer Vorangegangenen 20 und 30 solcher Vögel nachgesendet werden. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 20. — 23. Januar 1849.

Die Literatur unter der Republik in Frankreich.

(Beschluß aus Nr. 19.)

In dieser kurzen und melancholischen Galerie der revolutionnairen Schriftsteller begegnen wir nur noch der Frau George Sand; denn wir sind nicht gemeint bis zu den Autoren dritten und vierten Ranges hinabzusteigen, zu den Pascal Duprat, Altaroche, Mallefille, Felix Pyat und andern Theilnehmern an den republikanischen Komödien. Wir sind ebenso verlegen von Frau Sand zu sprechen, wie Sbrigani wenn er dem Hrn. de Pourceaugnac eine genaue Idee von der Tochter Oront's geben will. Fille déshonnête scheint ihm zu stark, fille galante ist nicht genug, fille prodigieusement coquette scheint ihm das Rechte. Ebenso mit Frau Sand; boshafte Närrin wäre nicht höflich; Sophistin wäre nicht genug; unübertrefflich abgeschmackte Frau, Das scheint uns die passendste Bezeichnung zu sein. Auch lohnt es sich nicht der Mühe, bei den letzten Ausschweifungen dieses schönen Talents zu verweilen, das anstatt der Kunst getreu zu bleiben, es vorzog communistisch mit Cabet, socialistisch mit Leroux, terroristisch mit Barbès zu werden. In Summa — sei es eine Gleichgültigkeit, oder Uebertreibung, oder Verachtung, die kleine Anzahl von Schriftstellern welche dem demokratischen Princip huldigen hat Nichts für die Literatur gethan, und Nichts für sie in einem Augenblicke thun können in welchem sie mehr als je des Schutzes und der Stütze bedurfte.

Fügen wir hierzu noch einige Gründe höherer und allgemeinerer Art. Sowie es Thatsachen gibt von einem bösen moralischen Beispiel, so gibt es deren auch von einem bösen intellectuellen Beispiel, insofern sie den geistreichen und weisen Leuten Unrecht, und den Schwachköpfen und Narren Recht geben. Ihr unmittelbares Resultat ist, über die Maßen den relativen Werth gewisser Menschen zu vergessen, die in gewöhnlichen Zeiten nur eben für Das genommen würden was sie sind, für Charlatans und Querköpfe. Ich gestehe, daß ich mich zuweilen frage, ob ich wache oder träume, wenn ich sehe wie man sich die Mühe gibt in allem Ernste Tollheiten zu widerlegen die nicht einmal das Verdienst haben belustigend zu sein, als da sind die Reisen nach Ikarien, die Organisation der Phalansterien, die Metamorphose des Oceans in moussirende Limonade, oder die des Menschen in ein vervollkommnetes Thier mit einem Schwanze auf dem Rücken u. s. w. Man schickt Leute nach Charenton, deren einziges Unrecht ist sich für Wellington, Ludwig XVII. oder Talma zu halten, Illusionen die im Grunde Niemandem schaden; und man gibt einen Sitz in der Nationalversammlung, einen Rang in der Literatur, einen Platz unter den Rathgebern der Nation Menschen deren nicht weniger wahnsinnige Chimären eines schönen Morgens das Land in die heilloseste Verwirrung stürzen können. Wie ist es da möglich, daß die Franzosen das geistreichste Volk der Erde bleiben, und daß ihre Schriftsteller, ihre Poeten und Künstler sich für Kranke den Kopf zerbrechen die es vorziehen sich von Narren pflegen und behandeln zu lassen? Denn Das ist der eigenthümliche Charakter so bizarrer Momente. Da die Gesellschaft sich sehr krank fühlt, da sie plötzlich die Männer ihres Vertrauens in den Hintergrund gedrängt sieht, so macht sie es wie die Unheilbaren welche Nichts mehr von den Aerzten erwartend sich den Empirikern preisgeben: traurige Momente, wo Diejenigen welche den Ruhm und die Sicherheit des Landes machten vor Denen verschwinden welche seine Schande und seine Gefahr machen, wo Declamatoren der Clubs, Theoretiker der Kneipen, Gesetzgeber der Straßenecken, Erfinder socialistischer Elixire Personen von größerer Wichtigkeit werden als ein wahrer Denker, ein großer Dichter oder ein echter Künstler! Ja, die Stadt welche Hrn. Cabet 70,000 Stimmen geben konnte verdient nicht mehr die Sprache Pascal's, Montesquieu's und Chateaubriand's zu hören.

Der Zustand der Gesellschaft! Das war ebenso sehr und noch mehr als der Zustand der Literatur die Ursache unsers literarischen Jammers. Es war nicht mehr wie im J. 1830 und 1789, wo die Wissenschaften, die Künste, das Theater hier durch den Enthusiasmus, dort durch den Geist beschützt wurden. Es war nicht mehr wie in jenen beiden Epochen, wo die Sieger trotz ihres Schwindels, die Besiegten trotz ihrer Besorgnisse sich in dem Gebiete der Imagination begegnen konnten. Nichts Aehnliches diesmal. Es gibt in der Kunst, insbesondere nach großen politischen Krisen, zwei Hauptelemente, die Inspiration und die Tradition. Jene empfängt sie von den Ereignissen selbst, diese von den Erinnerungen an

die Vergangenheit, oder mit andern Worten, jene überkommt ihr von den Siegern, diese von den Unterliegenden. Was war aber der Zustand der Unterliegenden nach der letzten Erschütterung? Die frühere Gesellschaft zitterte bis in ihren tiefsten Tiefen, sie begriff daß es diesmal keine Classe war die einer andern intelligentern, kräftigern Platz machte; sie begriff daß es die ganze alte Welt sei die auf ihrer Basis schwanke, und daß das Volk wie ein neuer Simson mit seinen rauhen Armen an den Säulen des Tempels rüttele, sollte es auch selbst von den Trümmern zerschmettert werden. Die Gefahr war dringend, die Unruhe lebhaft. Die bebende Gesellschaft hatte keinen andern Gedanken als ihre Interessen, ihre Zukunft, ihre Existenz. Ihre Furcht war viel zu groß als daß sie Zerstreuungen gesucht hätte; denn solche scheinen nur dann wünschenswerth, wenn man sie für möglich hält. Theater, Lecture, Kritik — Alles verlor plötzlich seinen Zauber. Die Literatur und die Kunst hatten für den Augenblick Nichts von ihrem ehemaligen Publicum zu erwarten. Konnten sie Entschädigung von Seiten der Sieger hoffen? Die Höflinge des Volks haben es ihm gesagt, aber Das war nur eine Lüge mehr. Die Demokratie hat uns seit 10 Monaten zur Genüge bewiesen, daß sie nicht reif war für die politische Herrschaft; sie war es ebenso wenig für eine literarische. Als Gouvernement hat sie Nichts für die Künste und Wissenschaften gethan, es sei denn man wolle ihr die wöchentlichen Theatervorstellungen zur Erhebung des Gemüths des Volks, oder die Abendlecturen in allen Mairien Frankreichs, selbst da wo die Maires nicht lesen können, in Rechnung bringen. Auf Kosten des Budgets der Künste hat sie jämmerliche Ersparnisse gemacht, während sie Millionen an jene Nationalwerkstätten verschwendete, deren Resultat ein blutiger Straßenkampf war. Sie hat die guten Schriftsteller zurückgestoßen, und die mittelmäßigen und schlechten in ihren besondern Schutz genommen. Wir hegen keinen großen Enthusiasmus für Dumas, Balzac, Cousin und Victor Hugo; aber ist es nicht seltsam, daß diese eminenten Männer nicht als Candidaten bei den Wahlen auftreten konnten, ohne einen Schrei der Entrüstung von Seiten aller demokratischen Blätter hervorzurufen, während man es ganz natürlich fand, daß Viertelsvaudevillisten und Melodramaturgen, daß Feuilletonisten der „Réforme" und Verfasser abgeschmackter Romane wie „Toussaint le Mulâtre" und die „Aventures de Victor Augeral" Volksrepräsentanten wurden, und täglich 25 Francs erhalten, um uns ihre Weisheit mitzutheilen? Als Publicum hat die Demokratie bis jetzt weder die Intelligenz noch den Geschmack der Genüsse der Imagination und der Kunst gezeigt. Unzweifelhafte Symptome haben bewiesen, daß die Kämpfer des Februar ganz andere Dinge erobern wollten als geistige Freuden, daß eine Tragödie von Racine, ein Lustspiel von Molière oder eine Oper von Rossini für ihren Heißhunger eine viel zu delicate Nahrung sei, und daß, um Alles in Einem Worte zu sagen, so wie in der ersten Revolution der Enthusiasmus, und in der zweiten der Geist, die Materie in der dritten vorherrschte. Die materiellen Instincte und Bedürfnisse erstickten rasch das Edle und Erhabene was man in den ersten Augenblicken des Triumphes zu erkennen glaubte. Konnte es anders sein? Entweder die Februarrevolution hat keinen Sinn, oder sie ist von Menschen und für Menschen gemacht worden die nicht genugsam vorbereitet waren, um die intellectuellen Früchte ihres Triumphes zu sammeln. Durch dieses charakteristische Zeichen unterscheidet sie sich von ihren Vorläuferinnen. Der Sieg war vollständig, die Erziehung war es nicht, und anstatt die Männer welche diese Erziehung hätten beginnen können zuzulassen, beeilte man sich sie als schauderhafte Royalisten, als infame Reactionnaire zurückzustoßen.

Das waren die Hauptursachen des Uebels. Ist nun dieses Uebel ohne Gegenmittel? Wenn die Literatur dem Untergange geweiht ist — kann sie wenigstens nicht mit Ehren untergehen, den großen religiösen und socialen Wahrheiten, die sie sonst zu verrathen das Unrecht hatte, zurufend: „Morituri te salutant?" Diese Frage zu beantworten liegt nicht im Bereich unserer Aufgabe. Vielleicht versuchen wir es ein anderes mal. 19.

Zur biographischen Literatur.

Life, letters and literary remains of *John Keats*. Edited by *Richard Monckton Milnes*. Zwei Bände. London 1848.

„Vorliegende Blätter", sagt der Herausgeber, „betreffen Jemand dessen ganzer Lebenslauf in Abfassung dreier Bändchen Gedichte, in einigen ernsten Freundschaften, einer Leidenschaft und einem frühen Tode besteht. . . . Wie es deshalb nur um Beschreibung eines Lebensanfangs sich handeln konnte, so kann auch nur die Ueberzeugung von der Seltenheit und Größe des Bruchstücks den Versuch rechtfertigen Gestalt und Wesen desselben zum Gegenstande öffentlicher Beachtung zu machen."

Diese wenigen Zeilen erzählen die ganze Geschichte von Keats' Leben, eines Lebens das durch seine intellectuelle Entwickelung zu schnell aufgezehrt wurde, zu kurz war dem Schilderer in einer Mannichfaltigkeit von Ereignissen und Zwischenfällen reiches Material zu bieten, wegen seines armen stofflichen Inhalts außer Verhältniß steht zu dem weltweiten Interesse an Keats' Namen, und doch das Leben eines mit Recht bewunderten Dichters ist. Die veröffentlichten Briefe und literarischen Ueberreste gewann der Herausgeber von Freunden des Verstorbenen; seine Mittheilungen über dessen Jugendzeit verdankt er meist dessen Schulkameraden. Der Umfang in welchem er von diesen wie von jenen Gebrauch gemacht, hat ihn allerdings befähigt das geistige Dasein und das Emporstreben und Vorwärtsstreben jener großen Kraft zu entwickeln welche die höchsten Triumphe sich zum Ziel gestellt, als der Tod ihr sein Halt! zurief; auch verdient der Geist und die Sympathie womit der Herausgeber seinen Gegenstand behandelt die lobendste Anerkennung: ob er aber in dem zur Oeffentlichkeit Gebrachten, sowol in Bezug auf Lebenseinzelheiten als hinsichtlich der ihm anvertrauten Handschriften, nicht wählerischer hätte sein können und sein sollen — Das ist zu sehr Sache des Gefühls und individueller Ansicht, als daß ein bescheidenes Ja eine entscheidende Antwort bezwecken könnte.

John Keats wurde 1795 geboren, ein sieben Monate altes Kind, doch größer und kräftiger als Dies bei solchen Kindern der Fall zu sein pflegt. In der Schule hatte er stets Streit,

und Hand in Hand mit seiner Kampfkust und seinem Kampfmuthe ging seine Empfindlichkeit. Sie erreichte fast den höchsten Grad. „Deshalb", heißt es, „waren lautes Lachen und lautes Weinen bei ihm gleich häufig; in einem Athem that er das Eine und that er das Andere." Er war körperlich ungemein gewandt, und einer seiner Schulkameraden versichert, er habe „mit einer wahren Dachshund-Beharrlichkeit die edelste Versöhnlichkeit verbunden". Ein Anderer erwähnt, seine außerordentliche Energie, Lebendigkeit und Geschicklichkeit habe Alle glauben gemacht, daß er ein großer Mann werden würde, „aber eher", setzt er hinzu, „als Soldat oder in ähnlich bewegter Lebensphase denn auf der friedlichen Arena der Literatur."

Daß solche Elemente der Thätigkeit und Entschlossenheit, wenn auf einen bestimmten Punkt gerichtet, nicht erfolglos bleiben können, bewies sich auch bei Keats, schon als er noch Schüler war. „Er wollte alle ersten Preise gewinnen", sagt sein Biograph, „und er gewann sie." Von der Schule kam er 1810 als Lehrling zu einem Chirurgen nach Enfield, von hier nach London, wo er die Spitäler besuchte, und in kurzem literarische Verbindungen anknüpfte, welche wesentlich auf sein Leben einwirkten, und ihm später, wie es scheint von Krittlern und Misgünstigen, übel gedeutet worden sind. Sein Genius führte ihn nach einer andern Richtung als sein Brotstudium. Dennoch bestand er die Prüfung mit allen Ehren. Kaum aber hatte er sie im Rücken, so wendete er diesen auch der Chirurgie, und begann ein neues, sein wahres, eigentliches Leben. Was bisher dunkel, gestaltlos und phantastisch vor seiner Seele gestanden, Das nahm jetzt Farbe und Gestalt an. Sein ganzes Ich gab er den Reizen der Dichtung hin, suchte die Einsamkeit, zog aufs Land, lauschte der göttlichen Stimme in seiner Brust, und lieh ihr von Zeit zu Zeit Worte in Gedichten, die bei allen Verstößen wider die Regeln der Kunst doch, nach dem Ausdrucke seines Biographen, „jetzt zu den Unsterblichkeiten der englischen Literatur gehören". Eine boshafte Kritik im „Quarterly review", leidenschaftliche Liebe zu einem Mädchen die seine Verhältnisse zu einer hoffnungslosen machten, und eine Lungenverzehrung, ein Erbübel seiner Familie, brachen und tödteten das Leben des Dichters. Gesundheit-suchend ging er nach Italien, und starb in Rom am 23. Febr. 1821.

10.

Errichtung der ersten Sternwarte in Nordamerika.

Eine Reihe Vorlesungen über Astronomie, welche O. M. Mitchel, Professor an der Universität Cincinnati, daselbst im J. 1842 gehalten, bilden das von ihm herausgegebene Buch: „The planetary and stellar worlds" (Neuyork 1848). Ein allgemeineres Interesse als der durch den Titel angezeigte Inhalt dürfte das Vorwort bieten, welches die Herbeischaffung der Mittel zur Errichtung der ersten Sternwarte in Nordamerika als Veranlassung der Vorlesungen und Herausgabe des Buchs nennt. Es öffnet nebenbei einen Blick in amerikanische Verhältnisse. Obgleich das 1789 angelegte Cincinnati bereits 1842 Hunderte von Dampfschiffen gebaut und etliche Dutzend Tagesblätter redigirte, so schnell emporgewachsen war wie manche andere Schwesterstadt, gab es doch im letztgedachten Jahre durch die ganzen Vereinigten Staaten noch keine regelmäßig eingerichtete, mit genügenden Instrumenten versehene Sternwarte. Diesem Mangel abzuhelfen kündigte Mitchel unentgeltliche Vorlesungen über Astronomie an, und als eine Zuhörerschaft von 2000 Personen ihm ein sicheres Zeichen gefundener Theilnahme war, trat er am Schlusse mit dem Plane vor, im Wege freiwilliger Beiträge eine Sternwarte zu erbauen und gebührend auszustatten. Nach kurzer Hindeutung auf den Zustand der Astronomie in Europa und auf das weite Zurückstehen Amerikas bemerkte er, daß Ersteres keck behaupte, wegen Mangels an solcher Unterstützung würden die Vereinigten Staaten im Punkte wissenschaftlicher Forschungen es nie weit bringen. Um nun das Wahre oder Unwahre dieser Behauptung zu erproben, schloß der Professor, wolle er der Errichtung einer Sternwarte in Cincinnati fünf Jahre treuester Anstrengung widmen, und schlug dann vor die nöthigen Geldmittel im Wege einer Actienzeichnung von je 25 Dollars zu beschaffen. In drei Wochen waren 300 Actien gezeichnet, von den Inhabern ein Verein unter dem Namen Cincinnati astronomical society gebildet, und der Professor beauftragt zum Behuf der Erlangung der Instrumente nach Europa zu reisen. Das geschah im Juni 1842. Professor Mitchel ging nach England, fand bei Merz, Fraunhofer's Nachfolger, ein Objectglas von nahe 12 Zoll Durchmesser, berechnete daß die Aufstellung zwei Jahre Zeit und 10,000 Dollars kosten werde, schloß einen bedingten Kauf, verweilte einige Monate in Greenwich, und kehrte nach Amerika zurück, wo die inzwischen eingetretene Handelsstockung sich seinem Vorhaben so hinderlich erwies, daß er mit größter Mühe die zur ersten Zahlung erfoderlichen 3000 Dollars zusammenbrachte. Als geeignetste Stelle zu Erbauung der Sternwarte wurde ein Hügel unweit der Stadt gewählt, und der Eigenthümer desselben schenkte der Society die benöthigten vier Acker unter der Bedingung, binnen zwei Jahren von Legung des Grundsteins an den Bau zu vollenden. John Quincy Adams legte diesen Grundstein am 9. Nov. 1843; allein die letzte Terminzahlung für das Teleskop leerte die Vereinskasse, und es blieb zur Fortsetzung des Baus kaum ein Dollar übrig. Da traten Handwerker und Gewerbsleute ins Mittel. Jene wie diese nahmen Actien; jene arbeiteten den Betrag ab, diese lieferten dafür das Material. Dessenungeachtet konnte der Bau binnen der bedungenen Frist nur dadurch zu Stande kommen, daß Professor Mitchel sein eigenes Vermögen opferte. Kaum war der Bau vollendet und das Teleskop angekommen, so ging die Universität in Feuer auf, und der Professor, dessen Unterhaltsquelle damit versiegte, und der sich überdies anheischig gemacht der Sternwarte 10 Jahre ohne Entgelt vorzustehen, mußte bis die Universität wieder aufgebaut war den Wanderstab ergreifen, und durch astronomische Vorlesungen den Bedarf des Lebens erwerben. „Aber unmöglich", sagt er, wie flüchtig er auch seine gebrachten Opfer erwähnt, „konnte ich deshalb die Sternwarte aufgeben." Der Erfolg ist sein Lohn, er ist jetzt beschäftigt, „mit Hülfe eines Gliedes seiner Familie", Struve's südliches Doppelgestirn nachzumessen, und das fragliche Glied muthmaßlich seine Tochter, dieselbe Miß Mitchel welche unlängst durch Entdeckung eines Kometen sich einen Namen in der Astronomie gewonnen hat.

2.

Bibliographie.

Angelus Silesius und Saint-Martin. Auszüge und Bemerkungen von Rahel. Herausgegeben von K. A. Varnhagen v. Ense. 3te vermehrte Auflage. Berlin, Dümmler. 16. 1 Thlr.

Daniels, A. v., Grundsätze des rheinischen und französischen Strafverfahrens mit vergleichender Berücksichtigung der auf Mündlichkeit, Oeffentlichkeit und Schwurgericht gegründeten neuesten Gesetze und Gesetzesentwürfe. Berlin, Mylius. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

— — System und Geschichte des französischen und rheinischen Civilprocessrechtes. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Ebendaselbst. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Feldmann, L., Deutsche Original-Lustspiele. III. Wien, Wallishausser. Gr. 12. 2 Thlr.

Goßner, J., Die Bekehrung des Sünders. Berlin, J. A. Wohlgemuth. 12. 3 Ngr.

Kübler, L., Gedichte. Stralsund. 8. 2½ Ngr.

Nestroy, J., Unverhofft. Posse mit Gesang in drei Acten. Mit 1 allegorischen Bilde. Wien, Wallishausser. Gr. 12. 16 Ngr.

Rang, F., Die Polizei-Aufsicht und ihre Folgen. Ein

Versuch. Herausgegeben von M. M. Mayer. Nürnberg. 1848. 8. 8 Ngr.

Simrock, K., Das deutsche Kinderbuch. Altherkömmliche Reime, Lieder, Erzählungen, Uebungen, Räthsel und Scherze für Kinder. Frankfurt a. M., Brönner. 1848. 8. 20 Ngr.

Thiers, A., Ueber das Eigenthum und das Recht auf Arbeit. Eine Rede. Aus dem Französischen von A. v. Häseler. Nordhausen, Büchting. 1848. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Volksbücher. Nr. 49 und 50.: Höchst wichtige und erbauliche Geschichte von dem Leben Jesu Christi, welches Nicodemus, ein Rabbiner und Oberster der Juden, beschrieben hat rc. Von O. L. B. Wolff. Leipzig, O. Wigand. Gr. 12. à 2½ Ngr.

Tagesliteratur.

Aktenstücke der in Würzburg versammelten Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands. Würzburg, Stahel. 1848. Gr. 4. 4 Ngr.

Der Angriff auf die deutsche National-Versammlung zu Frankfurt am 18. Septbr. 1848 und die Ermordung der Deputirten v. Lychnowski und v. Auerswald. Crefeld, Klein. 12. 1 Ngr.

Beiträge zur Besprechung über das Wohl der ärmern Volksklassen. Die jetzige Bewegung gegenüber dem historischen Recht. Zwei Abhandlungen. Aachen, Schulz. 1848. 8. 6 Ngr.

Beleuchtung des „offenen Briefes" an Hrn. C. H. C. Wischmann zu Bremen in Nr. 1453 der Weserzeitung. Bremen, Geisler. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die vier schrecklichen Bluttage in Paris nebst ausführlicher Darstellung des hochherzigen Friedensstiftungs-Versuches und Todes des Erzbischofs von Paris. Crefeld, Klein. Gr. 16. 1½ Ngr.

Dael, F., Ueber Association im Gewerbewesen, namentlich Industriehallen und gemeinsame Werkstätten. Heidelberg, C. F. Winter. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Denkschrift der in Würzburg versammelten Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands. Mainz, Wirth. Gr. 4. 2 Ngr.

Edelmann, Die warnende Stimme des Herrn gegen die Verachtung seines Evangeliums. Predigt am 20. Sonntag n. Trinit. 1848 zu Bayreuth gehalten. Bayreuth, Buchner. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Edler, Die Bürgerwehr in Berlin und in Preußen überhaupt. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Ereignisse in Messina am 6. und 7. Septbr. 1848. Von einem Augenzeugen des 4ten Schweizerregiments. 1ste und 2te Auflage. Bern, Jenni Vater. Gr. 8. 2 Ngr.

Die in Würzburg versammelten Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands an den gesammten Hochw. Klerus ihrer Diözesen. Mainz, Wirth. Gr. 4. 2 Ngr.

Grahl, H., Robert Blum. Gedicht. Schneeberg, Gaedsche. 1848. Gr. 4. 1¼ Ngr.

Des Cisterzienser-Bruders Hermann v. Lehnin Weissagungen aus dem J. 1270. Aus dem Lateinischen übersetzt nebst Erklärung des bereits eingetroffenen Theils, und Deutung des letzten Theils über die Regierung des Königs Friedrich Wilhelm IV., das Schicksal Deutschlands und der katholischen Kirche. Als Anhang das Original der Weissagungen. 2te Auflage. Crefeld, Klein. Gr. 12. 1½ Ngr.

Heubner, Rede zu Blums Todtenfeier in Schneeberg gehalten den 3. Decbr. 1848. Schneeberg. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hirtenworte der in Würzburg versammelten Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands an die Gläubigen ihrer Diözesen. Mainz, Wirth. Gr. 4. 2 Ngr.

Ist die Beibehaltung der Union beider Mecklenburg ausführbar? Von einem Mecklenburg-Strelitzer. Neustrelitz, Barnewitz. 1848. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Kolping, A., Der Gesellen-Verein. Zur Beherzigung für Alle, die es mit dem wahren Volkswohl gut meinen. Cöln u. Neuß, Schwann. Gr. 8. 5 Ngr.

Löwenstein, Prinz W. zu, Die neue Preuß. Verfassung und der Grundbesitz. Berlin, A. Duncker. 8. 4 Ngr.

Mühlecker, F., Robert Blum. Sein Leben, Wirken und sein Tod. Mit Blum's Bildniß. Heilbronn 1848. 16. 2 Ngr.

Die Wiener Octoberrevolution, mit Bemerkungen über Messerhausser's, Bem's und Blum's Wirksamkeit während derselben. Von dem Wiener Legionär und Waffengefährten Blum's J. Sch......g. Leipzig, Naumburg. 1848. Gr. 16. 7½ Ngr.

Paltauf, C., Die Berathung und Entscheidung der ersten Volksversammlung zu Neustadt an der Waag über die Frage: Dürfen die Juden an der Volksbewaffnung persönlich theilnehmen oder nicht? Tirnau, Wachter. 1848. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Eine Million wackerer Männer und 200 Millionen Gulden zum Heil des Vaterlandes. Ebend. 1848. 5 Ngr.

Skandinavisches Portfolio. Nr. 3. — A. u. d. T.: Ueber die Verhältnisse der Herzogthümer Schleswig und Holstein zu Dänemark und zum deutschen Bunde, und über die darauf bezüglichen Gegenverpflichtungen der europäischen Mächte nach Travers Twiß. Leipzig, Lorck. 1848. Gr. 8. 18 Ngr.

Höchst merkwürdige Prophezeihungen auf die denkwürdigen Jahre 1848, 1849 bis 1856. Aus den Papieren des zu Perisse verstorbenen Cardinals Laroche und einer Somnambüle in Würtemberg. Zürich, Köhler. 8. 1½ Ngr.

Pupke, C., Herbstliche Nachtgedanken eines Schulmeisters über Volkslehrerverhältnisse und Schulreform. Freunden und Feinden des Lehrstandes gewidmet. Königsberg i. d. N., Windolff u. Striese. 8. 1½ Ngr.

Scheller, E., Warum ist der Religionsunterricht gänzlich aus der Schule zu verweisen. Lehrern und Laien rc. zum Nachdenken gewidmet. Bremen, Geisler. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Schubert, G. W., Die Wirksamkeit der dresdener Stadtverordneten im J. 1848. Nebst eingeschaltetem Geschäftskatechismus für deren Amtsnachfolger. Dresden, Adler u. Dietze. 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der politische Schulmeister für den Bürger und Landmann oder Beantwortung der Frage, ob Republik oder constitutionelle Monarchie vorzuziehen sei, nebst deutlicher Erklärung der verschiedenen Regierungen und Verfassungen, als Monarchie, constitutionelle Monarchie rc., so wie von andern in der Politik häufig vorkommenden Ausdrücken. Crefeld, Klein. Gr. 12. 1½ Ngr.

Die Stellung der Candidaten zur Kirche. Resultate der zu Dresden am 30. Septbr. 1848 gehaltenen Versammlung der theologischen Candidaten Sachsens. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 5 Ngr.

Tebeldi, A., Die Auflösung der staatlichen Einheit der Oestreich'schen Monarchie durch die National-Versammlung zu Frankfurt a. M. Leipzig, Leiner. 1848. 8. 6¼ Ngr.

Temme, J. D. L., Ueber die Rechtmäßigkeit der Einberufung von Stellvertretern nach Brandenburg. Berlin, Reuter u. Stargardt. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Thomas, F. K., Die Bildung unserer deutschen Volksschullehrer. Ein Gutachten von einem Freunde und ehemaligen Genossen derselben. Schweinfurt. 1848. Gr. 8. 4 Ngr.

Trau schau wem! Friedrich Wilhelm IV. Kaiser von Deutschland?! Frankfurt a. M. Gr. 8. 1 Ngr.

Vetter, Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat. Predigt am Reformations- und 2ten Sekularfeste des westphälischen Friedensschlusses, am 19. Sonntag n. Trin. 1848 gehalten. Bayreuth, Buchner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wannovius, A., Der Geist der Religion Christi und die sociale Revolution des 19. Jahrhunderts. Düsseldorf, Kampmann. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 21. —— 24. Januar 1849.

Karl von Nostitz.

Aus Karl's von Nostitz Leben und Briefwechsel. Auch ein Lebensbild aus den Befreiungskriegen. Dresden, Arnold. 1848. 8. 2 Thlr.

Wie viele Leute gibt es welche jetzt unter uns den Namen Karl v. Nostitz kennen oder mehr als eine dunkle Erinnerung von ihm bewahren? Wie viele wissen es, daß Varnhagen v. Ense in einem trefflichen Aufsatze, der jetzt im fünften Bande seiner „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften" steht, das Andenken seines verstorbenen Freundes gefeiert hat? Und doch war dieser Nostitz noch vor zehn Jahren bekannt als eine wahrhaft glänzende Erscheinung, als ein Mann von kühnem, früher fast unbändigem Muthe, an dem jeder Zoll ein Soldat, dabei ein Freund der frohen und geistreichen Unterhaltung, denn er hatte literarische und großweltliche Bildung; aber in den Kriegerstand, sagt Varnhagen v. Ense, fielen alle seine Gewöhnungen und Neigungen zurück, aus ihm ging seine ganze Weltansicht hervor. Sein Verfahren gegen die Menschen, seine Behandlung der Verhältnisse, Alles gründete sich darauf, daß der Krieg der wahre Lebenszustand sei. Hiermit hing auch zusammen, daß Nostitz den Worten nach jede Begeisterung verwarf, aber doch unaufhörlich in der Gewalt einer solchen war, die er nur stets verschwieg und verbarg, und daß er in freundschaftlichen Beziehungen, namentlich wo er von frühern Genossen sprach, eine Gefühlswärme und Anhänglichkeit durchblicken ließ, die um so mehr überraschte, je roher und wilder, in der Weise eines rauhen Soldaten, er sich stellte. Für eine solche Gesinnung, wie sie dem Schreiber dieser Zeilen aus einem sehr glaubwürdigen Berichte bekannt ist, zeugen nun auch die vorliegenden Briefe und Tagebücher. Der alte Haudegen, der vor vielen seiner Standesgenossen eine gute Schulbildung voraus hatte, schreibt in seinen Tagebüchern und Briefen einen kernigen Stil, redet stets aus dem Anschauen der Sachen, liefert die schärfsten und treffendsten Charakteristiken, und gibt sich mit hohlen Worten oder mit Redensarten durchaus nicht ab. In dem hier zuerst mitgetheilten Bruchstücke einer Selbstbiographie, welche Nostitz im J. 1814 in der heitern Muße des Cantonnementsquartiers zu Chateau-Portien in Frankreich niederschrieb, lesen wir unter Anderm folgende Worte über diese Art seiner Strebungen:

> Ich sammle mit diesen Heften die Essenz meines Lebens, wie sich das Eigene entwickelt und das Fremde dazu gefunden hat. Ich finde mich in den seit Jahren durcheinander geworfenen Briefen, Aufsätzen und Bemerkungen in hunderterlei Gestalten wieder nach den Schickungen allgemeiner Begebenheiten, den Wendungen meiner besondern Verhältnisse, den Eindrücken der Jahre, den Regungen meines Gefühls und den Verkaltungen meiner Gedanken. Was ist davon mein eigen? Der Schlußstein, der die Gestaltungen zu einem Ganzen bindet, darin bin ich, doch auch nicht eigentlich ganz, nur in einem vortretenden Maße; denn der Mensch, der leicht bewegliche, von Zeit und Umständen getrieben, ist nicht in strenger Scheidung, Stück für Stück, wie ein mechanisches Kunstwerk, auseinander zu nehmen. Wer Das mit sich thun will belügt sich selbst, und macht sich zum Helden oder zum Narren seiner Geschichte. Ich will keins von Beidem sein, will auch kein Schriftsteller werden, will mich aber auch Denen nicht entziehen die mich gern sehen mögen, weil sie mich kannten, und weil ich dort und dort war, oder weil sie Dies und Jenes von mir glaubten oder hofften. Freilich gibt es nur wenige solcher Lebensbeschauer in reiner Abgezogenheit; die es aber sind, die sind die wahren Richter, Diejenigen die ich mir wähle und vor denen ich verhandeln will.

Wir meinen, daß es auch in unserer Zeit, deren Beruf es freilich zu sein scheint uns jede Erinnerung an die Vergangenheit zu entreißen und, durch Gewalt oder List, eine womöglich ganz neue Welt zu erschaffen, an solchen Lebensbeschauern nicht fehlen wird, und daß für andere Leser die lebhafte Darstellungsart und die piquanten Schilderungen ihres Reizes nicht ermangeln werden, wie heftig und allgemein auch immer die gegenwärtige Aufregung ist. Der uns unbekannte Herausgeber (er hat sich mit S. unterzeichnet) ist dazu eifrig bemüht gewesen, indem er aus eigener, mehrjähriger Bekanntschaft mit Nostitz das Ganze wahrheitsliebend und mit fester Hand zusammengefaßt hat.

Karl v. Nostitz war am 10. Juni 1781 zu Dresden geboren. Sein Vater war Kammerherr am kurfürstlichen Hofe, späterhin Oberforstmeister zu Merseburg. Die Ehe der Aeltern war unglücklich, und der Sohn empfand alle Leiden derselben: er hat nie erfahren was Aelternliebe war, und wuchs meistens unter fremder Leitung auf, in der bei ihm der Glaube bestärkt ward, er sei ein Edelmann und also etwas Besseres als andere

Leute. Die innere Hohlheit dieser altsächsischen adeligen Verhältnisse und ihr tiefes Zerwürfniß tritt uns in diesen Schilderungen aus der Knaben- und Jünglingszeit unsers Helden sehr anschaulich entgegen. Erst im J. 1792 oder im Anfang des folgenden erhielt sein unstätes Leben und der ihm aufgezwungene Müßiggang eine andere, bessere Richtung, als er in die Familie des Kammerraths v. Ende aufgenommen ward, und in Gemeinschaft mit deren Söhnen die Wohlthat eines geordneten, zweckmäßigen Unterrichts genoß. Er sagt:

Der Stern häuslicher Erziehung ging zum ersten male über mir auf; in Kenntnissen weit hinter meinen Gefährten zurück, überwog ich sie an Reife des Verstandes, den freie Verhältnisse in der Welt frühzeitiger geübt hatten. Darum hieß ich auch der Schlaue; aber wenn nicht selten ohne Grund zu viel Absichtlichkeit und Verschlagenheit an mir gerügt wurden, so fand ich mich durch solch einen Vorwurf erst aufgefodert aus den einzelnen Fäden meines Witzes und meiner kindischen Erfahrungen ein Netz zu weben, darin ich mein künftiges Glück mir verwegen einfing. Ein damit verbundenes eitles, aber rastloses Sehnen riß mich dann aus den engen Schranken der Knabenwelt und vom Schreibtisch der Schule weg in ein glänzendes Getümmel der Welt. Ich stürmte dabei gern zum Hohen hinan, wollte, wenn ich mir eine politische Anstellung dachte, diese nicht bei einem Gerichtshofe in Sachsen, sondern beim Reichshofrath, träumte von Gesandtschaftsposten und von Staatseinfluß. Wenn hierauf der Unterricht etwas mit solchen Entwürfen Verbundenes berührte, so ergriff ich es mit allen Kräften der Phantasie und des Gedächtnisses, und brütete mir eine Herrlichkeit heraus die mich mit vollem Glanz überstrahlte.

Nach fünf glücklichen Jahren, die unter ernstem Fleiß und lustigen Spielen vergingen, verlor Nostitz eine bedeutende, ihm zugedachte Erbschaft und damit alle Aussicht auf ausgedehnten Grundbesitz in der Lausitz, dem Stammlande seines Geschlechts. Er ward darauf, da sich der Kreis im Ende'schen Hause auflöste, im Allgemeinen zum Studiren bestimmt, brachte zwei Jahre (1797 — 99) auf dem Pädagogium in Halle zu, und bezog dann die dasige Universität, was ihm sein Vater, wiewol ungern, nachgab, ohne zu bedenken, daß er damit das letzte Band löste welches den Sohn an sein Vaterland Sachsen knüpfte. Viele werden die Schilderungen dieser Verhältnisse mit einem gewissen Staunen lesen, die Aeltern nicht ohne Behagen ihrer Studentenzeit gedenken. Denn das Bild eines halleschen Studenten aus dem Anfange des Jahrhunderts, der 19 Jahre alt war, ein Jahrgeld von 1000 Thalern besaß, dessen Hand stets schlachtgerüstet am Hieber lag, der ganze Abende hindurch auf den Winterbällen mit etiquettemäßigem Anstande verweilte, und am andern Morgen mit heitern, unbändigen Brüdern beim Commers in Reideburg saß, in Wolken von Tabacksqualm eingehüllt, zechend und jubelnd, bis Schlaf und Rausch grauenvolle Ruhe entstehen ließen: — dies Bild, sagen wir, ist dem Gesichtskreise unserer heutigen politisirenden Studentenwelt ganz fremd. An Kenntnissen besaß Nostitz so viel als ein wohlunterrichteter Schüler weiß; der vielfach befruchtete, wissenschaftliche Boden der Universitätsstadt hatte auch ihm manche gute Ernte zugeführt, aber der Mangel eines überwiegenden Elements ließ ihn lange in der Wahl des künftigen Berufs schwanken, bis ihn endlich das Leben im militairischen Preußen und das Ideale des Soldatenstandes bewog sich diesem zu widmen, wennschon er die Abneigung seines Vaters gegen diesen Stand kannte.

Es ist in der That ergötzlich zu lesen, wie Nostitz im Frühjahr 1800 in Potsdam in der Studentenjacke der berüchtigten halleschen Renommisten und auf einem dürren Miethgaul seinen Einzug gehalten hat, wie er vergeblich den Eintritt in das Regiment der Gardes du Corps nachsucht, bis endlich der König des in Kreuz und Quere um ihn immer herumsprengenden Reiters müde wird, und ihm eine Stelle als übercompleter Cornet bei den Gensdarmen in Berlin verleiht. Auch hier hat er wieder viel von der Brutalität des Generals v. Elsner auszustehen, sodann nach erfolgter Anstellung in Merseburg einen harten Kampf mit dem Vater auszufechten, und erhält endlich mit den Worten: „Willst du nicht hören, so mußt du es fühlen", ein Jahrgeld von 100 Thalern monatlich und die Zusage für die nöthige Equipage sorgen zu wollen.

Mit dem Eintritt des jungen Nostitz in das Regiment Gensdarmen beginnt ein Abschnitt in dem Leben unsers Helden der uns in Zustände einer fast untergegangenen Zeit versetzt. Denn je auffallender, ja fast sagenhaft die Beschreibungen aus dem Garnisonleben jener preußischen Cavalerieoffiziere zu uns herüberklingen, um so erwünschter müssen die wahrhaften Schilderungen eines Mitglieds dieses glänzenden Corps, wie sie in dem gegenwärtigen Buche vorliegen, zur Kenntniß des militairischen Lebens in der frühern preußischen Armee sein. Fouqué hat uns zwar in seiner Lebensgeschichte einige „wunderliche Züge" oder Cornetstreiche, wie man sie damals nannte, aus dem „waffenbrüderlich frohen Dasein" der muntern Kürassieroffiziere zu Aschersleben mitgetheilt, sie stehen aber an Frische und Lebendigkeit der Färbung weit hinter den Nostitz'schen Ueberlieferungen zurück. Denn hier finden wir die Absonderlichkeiten dieses Häufleins junger, lebenslustiger, reicher und wenig beschäftigter Offiziere besser als sonstwo dargestellt, ihr Prunken mit theuern Rüstungsstücken, schönen Pferden und Wagen, ihre kühnen und glänzenden Reiterkünste, ihr hohes Spiel und ihre nicht minder hohen Schulden, ihre jubelnden Zusammenkünfte und kostbaren Imbisse oder Nachtessen im Wachtzimmer, ferner die Feste, Landpartien und Gastmähler im Freien, die Unterhaltung irgend einer gefälligen Freundin, zu der man am Abend, im Mantel gehüllt, schleicht, ohne die Sorgen eines festen Ehebündnisses zu empfinden. Denken wir uns dies üppige, lärmende Leben eingezwängt in die Formen der strengsten Disciplin und eines langweiligen Garnisondienstes, so wird man sich manches Auffallende erklären, und begreifen können wie gerade in die Gensdarmerieoffiziere ein so toller Geist gefahren war, und wie die Leere des gewöhnlichen Lebens sie zu den ausgelassensten Streichen angetrieben hat. Eins der auf-

fallendsten Ereignisse dieser Art war im Aug. 1806, als das preußische Cabinet im unseligsten Schwanken zwischen Krieg und Frieden die gewaltige Katastrophe dieses Jahrs herbeiführte, die vermummte Schlittenfahrt, welche als eine Parodie auf Werner's „Weihe der Kraft" 15 Gensdarmenoffiziere vor dem berliner Publicum aufführten. Es leben wol keine Theilnehmer jenes Aufzugs mehr, um so anziehender ist die uns von Nostitz (S. 74—79) hinterlassene Beschreibung dieses, wie er selbst sagt, „etwas rohen" Spaßes. Es ward nämlich angenommen, daß die aus einem wittenberger Kloster entlassenen Nonnen eine Zuflucht im Hause der Frau Etschern (einer in Berlin sehr bekannten Kupplerin) gefunden haben sollten, daß Luther mit seiner Gattin, Katharina von Bora, dorthin kommt, um die neue, nutzbar gemachte Frauenanstalt zu besuchen, und daß er nun mit ihr, der Etschern, und deren pflegebefohlenen Jungfrauen eine Schlittenfahrt macht. Alle Mädchen waren durch Offiziere dargestellt, die auf ihren Paradepferden ritten; nur Lieutenant v. Ziethen, der die Etschern, ganz in ihrem gewöhnlichen Hauskleide, mit einem Schlüsselbunde, agirte, saß auf einem kleinen Langschwanz mit aufgesteckten Eselsohren. Nostitz, der riesenhafte, stellte die Katharina dar, welche auf der Pritsche ritt, in der einen Hand eine Fackel, in der andern eine Hetzpeitsche haltend. Nun denke man sich, welches Aufsehen ein solcher Zug, der, an einem Augustabend, von einem Lichtmeere von Fackeln übergossen, sich durch die belebtesten Straßen von Berlin in gemäßigter Eile, zuletzt als die Policei einschritt in sausendem Galop bewegte, erregen mußte. Der Scandal blieb übrigens nicht ohne strenge Ahndung und Strafe von Seiten des Königs; Nostitz und die jüngern Offiziere fanden nur in Betracht ihrer Jugend eine mildere Beurtheilung.

Als diese Begebenheit sich zutrug, war Nostitz schon über Jahr und Tag dem gewöhnlichen Treiben seiner Kameraden entfremdet, obwol er von sich selbst bezeugt, daß er nie gefehlt habe, wenn es einen Jubel in der Wachtstube gab. Ihn fesselte ein schönes und geistreiches, dabei auch vermögendes Mädchen, Karoline D. Er fand sich durch den stillern Reiz der Unterhaltung im häuslichen Kreise angenehm beschäftigt, und die Mutter sah die Knüpfung eines festern Verhältnisses durch eine Heirath so sicher an, daß sie sogar mit einem Theile des baaren Vermögens der im achtzehnten Jahre mündig gewordenen Tochter alle Schulden Nostitz', in Betrag von 12,000 Thalern, bezahlte. Als eine neue Feldausrüstung für den Krieg von 1806 nöthig war, half Karolina's Mutter wieder dem nothwendigsten Bedarf ab; aber sie wünschte dafür auch die Heirath. Nostitz selbst sah Das ein, sein Tod im Kriege konnte Mutter und Tochter um den größten Theil ihres Vermögens bringen, und so willigte er ein, unter der Bedingung, daß die Heirath geheim gehalten werden müßte. Dies geschah. Aber wie sehr er auch Karoline liebte, wie innig er seine Verpflichtungen fühlte, so sehr verabscheute er die Ehe. Er legte also nach dem Abendessen den Trauring auf den Tisch, und ging mit der übrigen Gesellschaft fort, und den folgenden Tag besuchte er wol das Haus wieder, aber stets nur auf kurze Zeit und nie ohne Beängstigung. Seine Worte hierbei sind folgende:

An diesen Vorfall, an meine heimliche Heirath, knüpft sich, als an den Hauptmoment meines Lebens, die Entwickelung meines Geschicks in allen meinen folgenden Jahren. Was ich gethan oder nicht gethan, entströmte dieser Quelle, denn mein Leben ist jahrelang nur eine Flucht vor den Verhältnissen der Ehe gewesen. Bin ich Länder durchzogen, habe ich mich an große Ereignisse angeschlossen, immer war der Hauptgrund dazu das Verlangen, mich der Macht eines Verhältnisses zu entziehen das, mich verfolgend und überall wiederfindend, mich von jeder Ansiedelung losriß. So verderblich war in mir der Widerwille gegen jenes Band und die daraus hervorgehende Stellung in der Welt, daß derselbe mich zu einer Auflehnung gegen alles Gefühl der Dankbarkeit und des Anstandes brachte, mich in den betrübendsten, vernichtendsten Zank verstrickte und als Folge davon zu kalter Starrheit verhärtete, mich in der menschlichen Gesellschaft fortstieß, und endlich so isolirte und auf mich selbst abschloß, daß ich mich wie einen entwurzelten Baum in jedes Land habe versetzen können.

Wie aufrichtig auch immer dies 1817 niedergeschriebene Selbstbekenntniß lautet, so vermögen wir doch nicht das Betragen gegen Karoline, die so viel für Nostitz gethan hatte, und die von ihm als schön und geistreich geschildert wird, die er aufrichtig liebte, gutzuheißen. In den Briefen wird sie nicht weiter erwähnt; wir kennen auch ihre sonstigen Schicksale nicht. Nostitz aber schloß nach des Herausgebers Angabe 1824 eine zweite Ehe mit einem Fräulein Morosow, die ihm ein ansehnliches Vermögen zubrachte und zwei Kinder gebar. Die Ehescheu war also damals vorbei.

(Die Fortsetzung folgt.)

Grube und seine Reise nach China und Indien.

Friedrich Wilhelm Grube und seine Reise nach China und Indien. Herausgegeben von Elisabeth Grube, geb. Diez. Krefeld, Funcke u. Müller. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Demüthigung des Himmlischen Reichs durch die rothhaarigen Barbaren Englands hatte dem europäischen Handel von neuem ein Land eröffnet was sich bis dahin allen fremden und namentlich europäischen Nationen hartnäckig verschlossen hatte. Nordamerika und Frankreich glaubten sich ebenfalls berechtigt an den Vortheilen des chinesischen Handels Theil nehmen zu können; und selbst Preußen sandte in unserm Friedrich Wilhelm Grube einen Abgeordneten nach dem äußersten Osten. Doch alle die Hoffnungen und Luftschlösser die man in Preußen sich auf den Handel mit China gebaut sind in Nichts zerflossen, nachdem ein echt deutscher Mann und viel Geld einer Idee geopfert worden sind. Anstatt das Naheliegende sich für den deutschen Export zu erwerben, anstatt dem Orient, wohin uns die Donau deutlich weist, wo kein anderes Volk vorzugsweise Privilegien besitzt, wo gerade Leipzig, und Deutschland demnach überhaupt, mehr Waaren als selbst England absetzt, anstatt also dem Orient hauptsächlich seine Aufmerksamkeit zuzuwenden, wirft man lieber Tausende nach einer Lieblingsidee weg von deren Unausführbarkeit man sich bei ruhigem Nachdenken hätte vorher überzeugen können. Doch die Opfer sind gefallen, sehen wir zu was vorliegendes Buch — die einzige Frucht —, welches die Hand der tiefgebeugten Gattin als Denkmal über dem Grabe aufbaut, uns bringt. Das Buch ist wol mehr den zahlreichen Freunden und Verehrern

des Verstorbenen gewidmet, die mehr als ein allgemeines Interesse für ihn in ihrer Brust tragen; denn sonst dürften, mit Ausnahme der officiellen vom Reisenden an die preußische Regierung adressirten Beilagen, die hier gegebenen Briefe und Tagebücher einem Fernerstehenden wegen der aphoristischen Darstellungsweise zu wenig bieten. Es fehlt in diesem ersten Theile die lebendige Feder des Reisenden selbst, der die nur ihm klaren Fragmente weiter zum vollständigen Bilde verarbeiten konnte.

Am 14. Aug. 1843 verließ Friedrich Wilhelm Grube sein geliebtes Vaterland, das er nie wiedersehen sollte. Er ging nach England, um von da mit einem Dampfer Europa zu umschiffen. Am 17. Sept. kam der Reisende in Alexandrien an, wo das eigenthümliche Leben seine ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. „Nachdem wir", erzählt der Reisende auf launige Weise, „uns mit großer Mühe durch Kameele, Esel und Araber durchgedrängt hatten, und nach Gebrauch der Stöcke plötzlich auf einen Esel gekommen waren, zogen wir in Eselgalop durch die engen Straßen nach unserm Hotel." Zu Esel wurden die meisten Partien gemacht. Den Nil aufwärts besuchte unser Reisender später das interessante Kairo, die Pyramiden von Gizeh und Suez am Rothen Meer. Das ist der Weg der neuerdings wiederum eröffnet worden ist, um von Europa nach Ostindien oder umgekehrt zu gelangen. Von England aus kommt man in 15—16 (von Triest schon in 7—8) Tagen nach Alexandrien, von wo man noch drei Tage bedarf, um das Rothe Meer zu erreichen; fernere 16—18 Tage sind bis nach Bombay oder 27 Tage bis nach Kalkutta nothwendig. Man gelangt demnach in höchstens 37 (von Triest in 29) Tagen nach Bombay. In vierspännigen Wagen werden die Personen nach Suez befördert, während die Waaren auf Kameelen dahin transportirt werden. Die Transit-Compagnie berechnet für die Reise durch Aegypten den ungeheuern Preis von 12 Pf. St., wobei noch die Hotelkosten ausgeschlossen sind, während einzelne Reisende, wenn sie sich eines Esels bedienen wollen, mit 80 Piastern vollkommen ausreichen.

Unser Reisender ist entschieden gegen die Anlegung einer Eisenbahn von Kairo nach Suez, und spricht sich mehr für die Anlegung eines Kanals aus. Das Project ist wie man weiß später wiederum aufgenommen worden, und namentlich hat man sich östreichischerseits dafür interessirt. Oestreichische Ingenieure haben die dortige Gegend vermessen, und sich für Ausführbarkeit bei geringen Schwierigkeiten ausgesprochen. Die jetzige großartige Bewegung war keineswegs geneigt diesen Lieblingsplan einer Eisenbahn von Kairo nach Suez, der die Aufmerksamkeit aller Gebildeten bereits auf sich gezogen hatte, in Ausführung zu bringen: er würde auch in der That nicht den Nutzen, namentlich nicht für Deutschland, bringen den man erwartet. Der Verkehr muß sich nicht allein erst im Allgemeinen mehr heben, sondern Aegypten, Syrien und Arabien, ja der ganze Orient zuvor einer größern Cultur zugeführt werden, bevor eine Eisenbahn oder auch ein Kanal nur einigermaßen rentiren kann. Bis jetzt nehmen fast nur Personen diesen Weg, um nach Ostindien zu gelangen, während die meisten Waaren hingegen noch um Afrika herumgeführt werden. Da alle Materialien zu einer Eisenbahn aus Europa geholt werden müssen, da ferner der Bedarf an Kohlen selbst auch später aus Europa zu schaffen wäre, so dürften auch schon die Kosten einer Eisenbahn weit höher steigen als man glaubt. Kostspieliger würde noch im Verhältniß die Unterhaltung sein, da die dortigen Wüstenstürme sehr häufig ganze Strecken der Eisenbahn mit Sand verschütten, und die Reinigung derselben nicht unbedeutende Kosten machen möchte. Noch wichtiger ist ein zweites Moment, auf das man noch nicht genug aufmerksam gemacht hat; das Eisen oxydirt sich nämlich in dem dortigen Klima so schnell, daß gutes Holz nach der Versicherung landeskundiger Männer eine längere Dauer hat als jenes. Die Erneuerung der Schienen würde deshalb weit früher sich nothwendig machen als in Europa.

Am 13. Oct. gelangte unser Reisender nach Aden; die Lage der Stadt an einer Bai zwischen hohen vulkanischen Felsen in den schönsten und wundervollsten Formen, 90 englische Meilen vom Eingange in das Rothe Meer entfernt, ist so günstig und vortrefflich, daß man gestehen muß, die Engländer verstehen es mit praktischem und weitschauendem Blicke ihre Schiffsstationen aufs beste auszuwählen. Gibraltar, Malta und Aden, was für Punkte im Besitze einer Macht die ihre Hauptstärke in der Marine sucht und findet. Der Engländer hat mit Recht einen Stolz, und darf sich zum Herrn der Erde berufen wähnen, da er überall wohin er kommt seine Flagge wiederfindet.

In Bombay langte Grube am 15. Nov. Abends an, und hielt sich daselbst bis zum 14. Dec. auf. Unter den Hindus fand er viele große Männer, die aber trotzdem keine Dauer zu besitzen schienen. Sie haben ebenso wie die wohlgewachsenen Frauen einen leichten Gang, und in der Regel liegt auf ihrem schönen Gesichte viel Ausdruck. Daß die Indier gutmüthig sind schließt der Verf. hauptsächlich daraus, daß sie den Engländern unbedingten Gehorsam leisten. Die Garnison für die aus 300,000 Bewohnern bestehende Stadt beträgt nur 2500 Mann, und die Kanonen auf den Wällen sind völlig unbewacht. Ein aristokratischer Sinn durchdringt Engländer und Eingeborene in Bombay, wie in Indien überhaupt; deshalb drängen sich die Letztern — um des lieben Ansehens halber — zu den untergeordneten Stellen, die sie allein einnehmen dürfen. Die Policei wird hauptsächlich von den Eingeborenen und im Allgemeinen gut besorgt. Widersprechend mit den sonstigen Angaben sind die des Reisenden über die Persönlichkeit der Perser, da er sie etwas corpulent nennt. Weniger befriedigt spricht sich Grube über die sonst so gerühmten Bajaderen aus. In der Zeit bis sich die Gesellschaft versammelt hatte, lagen die Tänzerinnen und ihre Begleiter, Alle mit nichtssagenden Gesichtern und keineswegs schön, in einem Winkel gekauert auf dem Boden. Die jüngste Tänzerin trat zuerst in viele Florgewänder gehüllt vor, machte mit den Armen einige von einer gräulichen Musik begleitete, ausdruckslose Bewegungen, rückte hierauf mit drei Musikanten vor und wieder zurück, wobei sie bisweilen durch Entfaltung der Gewänder hübsche Figuren und Stellungen machte, und begann dann einen schlechten, kläglichen Gesang, der so lange dauerte, daß unser Reisender schläfrig wurde. Hierauf fingen zwei Andere, mit schlechten Gestalten aber in schönen Aufzügen, einen Tanz an, der ebenso langweilig war und deshalb Veranlassung wurde, daß Grube wegging. Später fand er jedoch bei einer andern Gelegenheit mehr Gefallen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Vollständig ist jetzt bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die operative Chirurgie

von

J. F. Dieffenbach.

Zwei Bände.

Gr. 8. 12 Thlr.

(Auch in 12 Heften zu 1 Thlr. zu beziehen.)

Es wird genügen die Freunde der Wissenschaft auf die Vollendung dieses Werkes aufmerksam zu machen, um demselben, als der wichtigsten Hinterlassenschaft des berühmten Verfassers, fortwährende und erneuerte Theilnahme zu sichern.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 22. —— 25. Januar 1849.

Karl von Nostitz.

(Fortsetzung aus Nr. 21.)

Wie bemerkbar sich nun auch Nostitz bei seinen Kameraden durch scharfen Verstand und übermüthige Verwegenheit gemacht hatte, so stach er auch dadurch hervor, daß er bei aller Jugend und Zerstreuung nicht versäumte dem Kriegsfache einige wissenschaftliche Aufmerksamkeit zu widmen, Karten und Pläne zu studiren, und den Vorlesungen des Oberst Scharnhorst und des Artillerielieutenants Streit beizuwohnen. Dies, in Verbindung mit der ritterlichen Gestalt, dem erprobten Muthe und dem regen Geiste Nostitz' bestimmte den Prinzen Ludwig Ferdinand von Preußen sich den vielversprechenden jungen Offizier zum Adjutanten auszuwählen. „Wenige Tage nach dieser Ernennung (im Spätsommer 1805) war", so erzählt Nostitz, „ein belebtes Abendessen in Folge der ernsten und festen Maßregeln welche das preußische Cabinet in der damaligen Krisis auf Augenblicke zu nehmen schien. «Wir wollen uns mit Ehren betragen», sprach der Prinz, «der Erfolg ist aber nicht leicht, darum muß Alles dran und Einer für den Andern stehen.» Hierauf wandte er sich zu mir. «Nun, Nostitz, ich hoffe eine gute Wahl an Ihnen gemacht zu haben, Sie werden mir ein Kriegsgefährte sein auf den ich in allen Fällen zählen kann.»" „Gerührt durch das Vertrauen meines fürstlichen Kriegsherrn", fährt der Verf. fort, „trat ich zu ihm, er aber küßte mich mit Herzlichkeit, und ohne zu sprechen, die Thränen in den Augen, schlossen wir einen Bund der mich dem Prinzen auf Leben und Tod unterthänig machte."

Durch dies enge Verhältniß Nostitz' zum Prinzen und zu seiner Umgebung, durch die genaue Bekanntschaft mit dessen Denk- und Lebensweise empfangen wir nun hier eine Reihe schätzbarer Mittheilungen über Ludwig Ferdinand, die durchaus den Charakter der Wahrhaftigkeit tragen. Denn Nostitz war durchaus kein Mann der Verstellung, mag es auch immerhin sein, daß ihn nach seiner eigenen Stimmung das ganze Wesen des Fürsten besonders angesprochen hat. Die Eigenschaften dieses heldischen, genialen, vielfach getadelten Prinzen, über den noch vor zwei Jahren Henckel v. Donnersmarck in seinen anziehenden „Erinnerungen" ein sehr hartes Wort aussprechen zu müssen glaubte*), hat bereits Varnhagen v. Ense in einem Aufsatze, der im vierten Bande seiner „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften" wiederholt ist, nach ihrem wahren innern Werthe dargestellt, und wir freuen uns daher der Zusätze welche unser Verf. liefert. Wir folgen ihm in die mit großer Lebendigkeit verfaßten Schilderungen des prinzlichen Lebens auf seinen Jagden im Magdeburgischen und der darauf folgenden Gastereien dort oder in seiner Wohnung zu Moabit in Berlin, welche durch geistreiche Männer, wie Johannes Müller, Humboldt, Gentz (der unserm Helden besonders wohlwollte), und interessante Frauen belebt und mit Speise und Trank aller Art ausgestattet waren. So lesen wir in einer Stelle:

> Wer nicht aß oder trank warf mit Karten oder Würfeln, oder führte ein Gespräch mit dem Nachbar. Neben dem Prinzen stand ein Piano. Eine Wendung, und er fiel in die Unterhaltung mit Tonaccorden ein, die dann Dussek, sein Kapellmeister, auf einem andern Instrument weiter fortführte. So entstand oft zwischen Beiden ein musikalischer Wettkampf, ein musikalisches Gespräch konnte man es nennen, das alle durch Worte angeregte Empfindungen der Seele in bezaubernden Tönen lebhafter fortklingen ließ. Die Frauen auf dem Sopha, in antiker Freiheit gelagert, scherzten, entzückten, rissen hin, und verliehen dem Symposion jene Zartheit und Weichheit die einer Gesellschaft von Männern unter sich durch ihre Härte und Einseitigkeit abgeht. Die Stunden verflogen uns an solchen Abenden und die Nächte hindurch ungemessen, und es geschah wol, daß wir uns erst des Morgens um 5, 6, 7, ja wol um 8 Uhr trennten, Viele von demselben Stuhle aufstehend auf den sie sich den Abend vorher niedergesetzt.

Daß solche Schmausereien von den Außenstehenden und von strengen Richtern mit dem Namen der Orgien oder Bacchanale belegt worden sind, liegt in der Natur der Sache; aber wir entnehmen ebenso wol aus diesen Schilderungen, daß sie nicht der Tummelplatz der rohen Sinnlichkeit gewesen sind. Denn wenn nach des Verf. Versicherung der Prinz in der Liebe auch leichtsinnig war wie ein altfranzösischer Mousquetaire, und voll Frivolität in den Ausbrüchen seines Temperaments, so konnte er doch auch für reinere, edlere

*) Seine eigenen spätern Erklärungen im „Preußischen Militair-Wochenblatte", 1846, Nr. 62, und 1847, Nr. 4, haben diese Vorwürfe gemildert.

Liebe in altritterlicher Weise erglühen, wie für die geistreiche Berlinerin Emilie v. Rau. Zugleich gedenkt Nostitz der Verbindungen des Prinzen mit Fräulein Fromm, der Mutter seiner beiden Kinder, die unter dem Namen von Wildenbruch vom Könige in den Adelstand erhoben wurden, und seines letzten Verhältnisses mit Pauline Wiesel, diesem sonderbaren Wesen voll freiester Ungebundenheit und muntersten Keckheit. Zu ihr kam öfters die berühmte Rahel, welcher sehr anerkennende Worte gewidmet sind, und deren innige Freundschaft mit Nostitz durch eins von Rahel's Denkblättern aus dem Jahre 1812 (S. 110 fg.) bekundet wird.

Nicht minder treu hat uns Nostitz die soldatischen Unterhaltungen und Strebungen des Prinzen, seine Freude am Schießen und Rossebändigen vergegenwärtigt, in denen sein Feuergeist, der sich bei der leisesten Anregung des edlern Stoffs so schön bethätigte, die einzige Unterhaltung fand, da er von allen umfassendern Geschäften systematisch fern gehalten wurde, und sich im Kreise des Kamaschendienstes eines Regimentschefs herumdrehen sollte. Aber auch die Masse seiner Schulden und die daraus hervorgegangenen großen Verlegenheiten — er konnte Dies besonders gut aus eigener Erfahrung beurtheilen — hat Nostitz treu geschildert. Ein Gleiches gilt von dem fröhlichen Leben im Cantonnementsquartiere zu Zwickau im Winter 1805, als das preußische und sächsische Heer auf den Kriegsfuß gesetzt war, von dem Aufenthalt zu Dresden im Spätsommer 1806, und von den letzten Tagen vor dem Tode des Prinzen in der Schlacht bei Saalfeld am 10. Oct. 1806. Ueber die Schlacht selbst hat Nostitz keinen Bericht hinterlassen, der Herausgeber hat dafür Einiges aus guten Quellen ergänzt. Von dem drei Tage zuvor auf dem Schlosse in Rudolstadt zu Ehren des Prinzen veranstalteten Mahl und Ball schreibt Nostitz:

> Die Gesellschaft war sehr heiter, der kleine Fürst trieb es lustig nach seiner Art, bis ihm der Wein zu Kopfe stieg. Die Fürstin, eine anstandsvolle, verständige Dame, entzog das wilde Männchen dem öffentlichen Scandal, indem sie sich mit der ganzen fürstlichen Familie in die innern Gemächer zurückzog. Der Prinz folgte ihr, und spielte noch, zum Entzücken und zur Verwunderung der Zuhörer, über eine Stunde im freien Laufe der Gedanken auf dem Piano. Das war sein Schwanengesang!

Es ist nicht unmöglich, daß dies Abendfest zu der Sage, die, wie wir hören, sich in Rudolstadt im Munde älterer Leute erhalten hat, es sei der Prinz trunken in das Gefecht gegangen, eine Veranlassung gewesen ist.

Wir setzen noch ein allgemeines Urtheil her. S. 82 heißt es:

> Ein Vorwurf jedoch trifft den Prinzen mit Recht: er hatte kein Vorzimmer. Sein Leben war so gestaltet, daß es bei ihm auch nicht eine Stunde des Tags gab, wo er Fürst gewesen wäre. Immer mußte man ihn aufsuchen, denn er wohnte eigentlich nirgend, obgleich er ein Haus hatte. Ein großer Herr muß aber eine Antichambre haben, wo er tutti quanti abthut die dahin gehören, um dann in penetralibus mit den Näherstehenden leben zu können, wie sein Geist es ihm befiehlt. Prinz Ludwig that es nicht. Dazu hätte er mehr Alcibiades sein müssen, dem Griechen ähnlicher, mit dem man ihn wohl verglichen hat. Er besaß auch Eigenschaften des Atheners, aber nicht dessen Verstecktheit. Seine Heldenseele kannte nur offenes Handeln. Der Boden auf dem er glorreich gestanden hätte war der auf dem später der Heldengreis Blücher so herrlich zu einem Heldenjüngling emporwuchs. Ludwig sollte ihn nicht betreten; und doch war die Möglichkeit vorhanden, nur ließen faule und stumpfe Arbeiter, als Witterung und Jahreszeit günstig waren, den Acker brach liegen.

Nach dem unglücklichen Tode seines Prinzen, den er in den eigenen Armen hatte verscheiden sehen, fehlen die weitern Lebensnachrichten. Aus den Zusammenstellungen des Herausgebers entnehmen wir, daß Nostitz sich noch vor der Capitulation des Fürsten Hohenlohe bei Prenzlau mit einem Trupp durchgeschlagen haben muß; denn wir finden ihn im Nov. bei den Schlachten in Ostpreußen. Nach dem Frieden zu Tilsit verließ er den preußischen Dienst, und gehörte zu den Offizieren welche im nördlichen Deutschland durch geheime Verbindungen die Feindschaft gegen die Franzosen nährten, wie Rühle von Lilienstern, Pfuel, der sächsische Rittmeister v. Bose, dessen köstliches Charakterbild uns Nostitz aus seinem dresdener Aufenthalte gezeichnet hat, und Andere; er selbst errichtete später die sogenannte Fränkische Legion, ward aber durch den Wiener Frieden an weitern Fortschritten gehindert. In den Jahren 1810—12 diente er als Major im östreichischen Heere, und trat 1813 in den russischen Dienst, um gegen die Franzosen zu fechten. Hier leistete er als Cavalerieoffizier 1813 und 1814 wesentliche Dienste, und durfte nach beendigtem Feldzuge den Kaiser Alexander nach Wien zum Congreß begleiten. Aus der Zeit des Kriegs hat der Herausgeber nur zwei Briefe mittheilen können, einen an Gneisenau mit Nachrichten über Antwerpen und die Belgier, den andern an Karoline M., mit der er während seines Aufenthalts in Zwickau ein sehr inniges Verhältniß unterhalten hatte, das auch aus diesem Briefe, den wir zu den anziehendsten der Sammlung zählen, hervorgeht. „Reich an äußerm Schimmer", sagt Nostitz unter Anderm, „bin ich arm an innerer Freude. Eitelkeit, Täuschung und Verwirrung jeder Art haben mein Herz in sich zusammengezogen, und wenn es dem Gefühl entgegenschlägt, so gehört dir jeder Pulsschlag."

Das Tagebuch aus Wien zur Zeit des Congresses vom Dec. 1814 bis Febr. 1815 bildet den natürlichsten, frischesten Commentar zu den Worten Varnhagen von Ense's, in denen er („Denkwürdigkeiten", III, 255) den Obersten Nostitz charakterisirt hat. Sein, Wiesel's und Dr. Jassoy's unbestreitbares Eigenthum sei der scharfe Weltverstand gewesen, die kluge Einsicht in fremde Thorheit und Schwäche, der unbedingte Haß aller Selbsttäuschung, die Lust und Entschlossenheit sich die nackte Wahrheit, und wäre sie noch so häßlich, vor Augen zu stellen, daher Zweifel und Mistrauen gegen Alles was in der Welt Etwas bedeuten will. In diesen Dreien verkörperte sich die Satire und der Hohn, sie folgten allen Erscheinungen des Tages mit einer Derbheit für die es kaum eine schriftliche Ueberlieferung gibt, und indem sie das Schein-

same verzehrten, versuchten sie auch das wahrhaft Hohe und Heilige wenigstens anzubeizen. Da man nun jetzt gerade dem Wiener Congresse nicht genug Schlimmes nachzureden weiß, so wird das Nostitz'sche Tagebuch vielen von Denen die ganz mit mephistophelischer Lauge die gesammte Vergangenheit bespritzen eine willkommene Erscheinung gewesen sein: sie werden die Prophetengabe des Mannes loben, der bereits 1815 aussprach, daß die Unzufriedenheit der Völker und die getäuschten Erwartungen zu groß gewesen waren, als daß nicht harte Gewitter ausbrechen sollten. Aber freilich werden diese Weltklugen sich gewundert haben, daß ein Mann von Nostitz' Freimuth niederschreiben konnte: als wären der Kaiser Alexander und der Fürst Metternich diejenigen Männer gewesen welche in dem finstern Kampfe der politischen Intriguen sich durch Gewandtheit des Geistes und schöpferische Kraft zu immer neuen Mitteln besonders ausgezeichnet hätten, und daß namentlich Metternich der feinste von allen, und für Oestreich der nützlichste gewesen sei, wogegen der Freiherr v. Stein gar nicht hervortritt, und die heftige Scene welche er mit dem Kronprinzen von X. (Baiern) gehabt hat ihm ebenso wenig zur Ehre angerechnet wird als ähnliche Ausbrüche seines leicht zornigen Gemüths.

Wenden wir uns nun zu andern Theilen des Tagebuchs, so finden wir die nicht immer vortheilhaften Schilderungen der Fürsten welche dem Congreß beigewohnt haben. Da heißt es vom König von Preußen, er sehe immer aus wie Groll und Zorn, bezeige aber doch eine romantische Beständigkeit für Julie Zichy, mit der die Gespräche oft ganze Abende dauern in traulichen, doch scheinbar finstern têtes-à-tête. Der Prinz August von Preußen sei die Langweile der Gesellschaft; der König von Baiern sehe aus wie ein grober, verdrießlicher baierischer Fuhrmann, sei aber der bürgerlichste König; sein Sohn, der Kronprinz, sehe schlecht aus, er wolle wol das Gute, würde es aber nie thun, wo Geld und Entschlossenheit erfodert würde, dafür sei sein beliebtes Thema die deutsche Gesinnung, aber das Deutschland der Baiern höre bei ihren Grenzmarken auf; der Großherzog von Baden sei groß, dunkel, leer und gesund; der alte Herzog von Weimar lebe so burschikos fort wie er es immer getrieben u. s. w.; die kleinen Fürsten, lesen wir in einer andern Stelle, schreien wie die Raben am Bache, und es ist kein Unsinn auszudenken den ihre Noten nicht enthalten. Unter den diplomatischen Personen treten besonders Talleyrand's diabolisch-gewandte Natur, Castlereagh's Beschränktheit, Wellington und Hardenberg hervor. Von Wellington schreibt Nostitz, es thäte ihm Leid ihn hier als Diplomaten zu sehen; denn wer als Krieger so hoch gestanden habe, erniedrige sich als Politiker. Ueber Hardenberg aber, dessen Thätigkeit auf dem Wiener Congresse so oft durch leichtfertiges Gerede verleumdet worden ist, urtheilt Nostitz sehr gut. „Metternich", heißt es, „spricht von dem Princip der monarchischen Rechte, Hardenberg von dem des Wohls der Völker, auf solide Grenzen begründet." Und dann: „Er ist ein Mann der zart, liberal, und jetzt sogar fest ist." Das Letztere bezieht sich besonders auf sein Festhalten an der Abtretung des gesammten Sachsens an Preußen, worüber mehre Stellen vorkommen, die aus den Varnhagen'schen Mittheilungen, und aus den uns sonst glaubwürdig bekannten Thatsachen hinlängliche Bestätigung empfangen. Humboldt's treue Anhänglichkeit an den Staatskanzler wird auch von Nostitz versichert. Ueberraschend ist vielleicht für Manchen das weitere Urtheil über diesen Diplomaten: „Humboldt arbeitet mit viel Tiefe und Fleiß, als ein vortrefflicher Ausführer; erfinden kann er Nichts, hat auch keine besondere Freude an dem weltmännischen Gange, und löst die Erscheinungen nach ironischer, weltmännischer Weise, wie Aufgaben geselliger Intrigue; denn die Gesellschaft ist sein Element." Man sieht aus diesen Worten, wie ein so gescheiter Mann als Nostitz war sich doch auch irren konnte.

Günstiger als über die politischen Verhandlungen des Congresses, welche Nostitz fast durchgängig tadelt, ohne das Bessermachen nur anzudeuten, spricht er über die schönen Frauen welche denselben zierten, wennschon manches derbe Wort, wie über die Lady Castlereagh, mitunterläuft, und über manche sonst gepriesene Schönheit herb und schadenfroh abgeurtheilt wird, wie z. B. über die Prinzessinnen von Kurland. Von den östreichischen Frauen des hohen Adels ist Nostitz im Ganzen ebenso eingenommen als Varnhagen; doch redet er auch mitunter keck genug, wie von den sechs Schönheiten des Kaisers Alexander, welche dieser in folgender Weise bezeichnet hatte: La beauté coquette, Karoline Szecheny; la beauté triviale, Sophie Zichy; la beauté étonnante, Rosine Esterhazy; la beauté céleste, Julie Zichy; la beauté du diable, Gräfin Sauerma; la beauté qui inspire seule du vrai sentiment, Gabriele Auersperg, welche Letztere der Kaiser während des Congresses ganz besonders auszeichnete. Von der reizenden Tochter Sir Sidney Smith's sagt Nostitz — um auch einen Beleg von seiner Art zu loben zu geben —: „Das Mädchen hat ein Fell wie weißer Sammet, auf dem die Morgenröthe glüht, Zähne wie Perlen, einen Mund wie Rosen, einen Fuß wie in Paris, einen Wuchs hoch und voll wie in Altengland, und ein Paar Augen die immer sagen: Komm her." Des innigen Verhältnisses mit Rahel, bei der Nostitz sich täglich einfand, gedenkt zwar keine Stelle des Tagebuchs, aber der Herausgeber hätte Dies aus dem oben angeführten Aufsatze Varnhagen's ergänzen sollen. Denn es war ihm Bedürfniß der Freundin sein innerstes Herz aufzuschließen, und Alles zur Prüfung, Berichtigung und Erhebung mit ihr durchzusprechen.

Von Bällen, vom Theater, von der berühmten Tänzerin Bigotini, von Hoffesten ist denn auch die Rede, wie es der Gang eines Tagebuchs mit sich bringt, doch ohne alle Ueberschwenglichkeit. Zu den Phantasten und Beutelschneidern des Congresses rechnet Nostitz Zacharias Werner und Friedrich Schlegel.

(Der Beschluß folgt.)

Grube und seine Reise nach China und Indien.

(Beschluß aus Nr. 21.)

Um das Cap Komorin herum und durch die Sundastraße fuhr unser Reisender mitten durch den indischen Archipel und später bei Neuguinea vorbei nach der Südsee, von wo aus sein Schiff im Osten der Philippinen nordwärts fuhr, und im Süden der Insel Formosa endlich eine westliche Richtung nach Macao nahm. Grube besuchte der Reihe nach die fünf den Europäern geöffneten Häfen: Kanton, Amoy, Futschufu, Ningpo und Shanghai, wurde aber leider schon sehr bald krank. Trotzdem unterzog er sich mit wahrhaft rührender Aufopferung der Erfüllung aller der zahlreichen Aufträge seiner Regierung. Erst auf Manila erholte er sich einigermaßen, um im Stande zu sein seine Rückreise anzutreten. Doch ebenso gewissenhaft wollte er auch seine Aufträge für den Indischen Archipel erfüllen, und beschloß deshalb eine längere Zeit auf der Insel Java zu verweilen. Er fand dort die freundlichste Aufnahme, die bei seinem überhand nehmenden Leiden ihm unendlich wohl that. Doch die sorgfältigste Behandlung des Arztes und zahlreicher Freunde vermochten nicht unsern vielgeprüften Reisenden zu retten, er starb den 25. Juni 1844. Grube hatte bereits vor Abgang der Reise sein Haus bestellt als ginge es zum Sterben, und am 12. Aug. 1843 feierlichst seinen Bruder als Vormund seiner Kinder eingesetzt.

Wir behalten uns hier noch vor Einiges aus seinem officiellen Berichte über China zu entnehmen. Vor der Hand und vielleicht für alle Zeit, wenn nicht Ereignisse eintreten die, wie der Verf. fürchtet, gewaltsame Veränderungen herbeiführen, wird Kanton der wichtigste Handelsplatz an der chinesischen Küste bleiben. Die Stadt ist im Besitz der größten Intelligenz und der reichsten Mittel. Ihre Verbindungen mit den innern chinesischen Provinzen sind geordnet und bequem, und haben seit Jahrhunderten bestanden; sie ist ferner für die Schiffahrt am leichtesten zugänglich, und bietet dem Handel außerdem Erleichterungen aller Art dar, wie sie keine der übrigen Städte bieten kann. Aber seine Bevölkerung ist zu zahlreich — denn sie soll $1\frac{1}{2}$, nach Andern $2\frac{1}{2}$ Millionen zählen — und zu unruhig, der Pöbel zu roh und übelgesinnt, das Gouvernement hingegen zu schwach. Es fehlt jede Gewähr und Sicherheit, und Niemand weiß was über Nacht kommt. Die Fremden dürfen nur den außerhalb der Mauern liegenden Theil der Stadt besuchen und bewohnen. In den engen 4—8 Fuß breiten Straßen ist ein stetes Gedränge vom Morgen bis zum Abend, sodaß man nur sehr langsam vorwärts kommen kann. Und doch lebt außerdem ein großer Theil der Menschen in großen und kleinen Booten oder andern Fahrzeugen auf dem Wasser, sowol auf dem mächtigen Strome an dem Kanton liegt, als auch auf den vielen Kanälen. Man kann die Anzahl solcher Wasserbewohner füglich auf 360—450,000 anschlagen.

Der Pöbel Kantons ist vielleicht der roheste und gefährlichste den es auf der ganzen Erde geben kann. Sein Haß gilt namentlich dem Fremden, der sich deshalb beständig in einer gleich unbehaglichen und unsichern Lage befindet. Mehr noch sind die Factoreien der fremden Nationen der Zerstörungswuth des Pöbels ausgesetzt. Eine Feuersbrunst dient diesem in der Regel als Mittel zur Befriedigung seiner Rache, aber auch um seiner Habsucht Gelegenheit zu schaffen. Auf den Schutz des chinesischen Gouvernements ist gar nicht zu rechnen, so willig es auch manchmal, sobald sein Vortheil dabei geltend wird, sein möchte. Es ist zu ohnmächtig und zu schwach, da es nicht hinlänglich gerüstet dasteht, um rasch einzugreifen und schlagfertig da zu sein. Nur mit der größten Vorschrift würde die Regierung ihre Truppen zum Schutze der Fremden gegen den Pöbel gebrauchen, mit Sicherheit aber nie darauf bauen können. Die Tataren allein sind in dieser Hinsicht sicher, reichen aber ebenfalls, da sie kaum zu ein paar Hundert vorhanden sind, keineswegs aus. Europäische Nationen die mit China in einen Handelsverkehr treten wollen sind demnach auch gezwungen dort ihre Consuln mit einer Kraft zu versehen, vermöge welcher diese ihren Anempfohlenen den nöthigen Schutz mit allem Nachdrucke geben könnten.

Nächst Kanton ist für den fremden Handel Shanghai südöstlich von Nanking und nordwestlich von der uns durch den letzten englisch-chinesischen Krieg bekannten Insel Tschusan. Sie hat gegen 300,000 Einwohner, und liegt in einer ausgedehnten Ebene auf dem linken Ufer der hier buchtartig gewordenen Mündung des Flusses gleiches Namens. Shanghai ist der wichtigste Hafen für den chinesischen Handel aus dem Innern des Reichs. Hunderte seltsam bemalter und plumper Fahrzeuge bedecken in der Regel die ganze Vorderseite der Stadt. Diese besteht wie Kanton aus einer Innen- und Außenstadt. Die erstere hat das Gepräge des regsten Geschäftsverkehrs, da fast jedes Haus einen oder zwei Läden besitzt; in der letztern hingegen finden sich die Bedürfnisse des täglichen Lebens vor. Bisher war Shanghai mehr ein Markt- als Handelsplatz, ist aber durch seine vortreffliche Lage an einem bedeutenden Flusse und in der Nähe eines andern Flusses, der in westöstlicher Richtung ganz China durchströmt, und durch verschiedene, künstlich angelegte Wasserstraßen mit 14 Provinzen in Verbindung steht, als Emporium wohl geeignet. Aus diesen Provinzen finden sich die Kaufleute sowol als die reichen Fabrikherren aus Nanking im Frühjahr und Herbste in Shanghai ein, um ihre Waaren und Producte gegenseitig auszutauschen oder zu verkaufen. Der Verkehr soll um diese Zeit außerordentlich groß sein, und die Zahl der Schiffe die aus nahen und fernen Orten hierher kommen über tausend betragen. Alle diese Umstände scheinen für den europäischen Handel günstig zu sein, allein bis jetzt ist noch gar Nichts geregelt; die Handelsgeschäfte sind in Shanghai bisher nur für andere Plätze gemacht worden, und man muß erst abwarten, welchen Einfluß der Verkehr mit Europäern haben wird.

Ningpo, südlich von Shanghai, ist mehr eine Geldstadt, die zahlreiche Banquiers, aber keinen Waarenhandel besitzt. Außerdem sind seine 500,000 Einwohner mistrauisch und unfreundlich, sodaß hier dieselben Schwierigkeiten wie in Kanton erscheinen. Futschufu liegt in der Provinz Fukien, von der hauptsächlich schwarzer Thee exportirt wird. Es ist aber schwer dem Flusse, an dem acht Meilen von der Mündung die Stadt liegt, mit europäischen Schiffen aufwärts zu fahren, sie eignet sich deshalb weniger zum Welthandel. Dasselbe gilt auch von der Stadt Amoy, obwol diese schon früher mit europäischen Nationen Handel trieb. Sie liegt auf einer Felseninsel im Hintergrunde einer mit einer Menge solcher Inseln besetzten Bucht.

20.

Anekdote.

Amerikanische Matrosen hatten in Petersburg etwas zu tief in die Flasche geschaut, und befanden sich auf einem lustigen Streifzug durch die Stadt. Einer von dem muthwilligen Chor, welcher die Furcht vor der Policei nicht im Auge hatte, stieg über das Eisengeländer welches die weitberühmte Reiterstatue Peter's des Großen einschließt, erklomm den Felsen, und setzte sich en croupe hinter dem Zar auf das Pferd. Er mußte schleunig wieder absitzen, und ward, nachdem er eine Nacht in Haft zugebracht, vor den Divisionsoffizier der Policei geführt. Der Fall ward summarisch abgeurtheilt, und so schwere Geldbuße auferlegt, daß der Schuldige Vorstellungen dagegen machte. „Nein, nein", sagte der Offizier, „wir können nicht heruntergehen. Wer mit großen Herren reiten will muß auch wie große Herren zahlen."

21.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 23. — 26. Januar 1849.

Karl von Nostitz.

(Beschluß aus Nr. 22.)

Außer diesem wiener Tagebuche enthält der vorliegende Band noch drei Tagebücher: das eine aus Nancy im Oct. 1815, in welchem sich ein leichter Anflug von Sentimentalität, wie er einem starken Manne so wohl ansteht, bemerklich macht; das zweite schildert eine längs der Ardennen und der flandrischen Grenze im Juli 1818 gemachte Reise; das dritte ist in Form eines Briefs aus Rethel in der Champagne pouilleuse an den General Vieth im Juli 1816 geschrieben. Das letztgenannte zeigt eine Reihe sehr anschaulicher Bilder aus dem französischen Volks- und Landleben, das sich viele unserer Landsleute, die in den Jahren 1814—15 in Frankreich gestanden haben, werden sehr gern wieder erinnern lassen; dann folgen tüchtige Bemerkungen über die damaligen Zustände Frankreichs, zu deren Sicherung die Occupationsarmee der Verbündeten stehen geblieben war. Nostitz mit seinem Regimente befand sich bei derselben, er war überdies Militairgouverneur zu Troyes, und schildert uns das Land und die Leute mit denen er zu thun hatte, die Bauern, die Altadeligen und die acquéreurs de biens nationaux par excellence. Freilich urtheilt er durchaus nicht günstig über das damalige Frankreich.

> Dies Land ist aus seinen Angeln gehoben. Keine Erinnerung, keine Sage, kein Glaube, keine Ergebenheit! Was der Eine erzählt verspottet der Andere, was der Eine glaubt verlacht der Andere, was dem Einen heilig ist damit spielt der Andere. Weil es nun in diesem Lande der entzauberten Menschheit keine Scheu, keine Scham mehr ist, so wird hier Alles Gegenstand des Spottes. Ja was ganz wunderbar ist, es gilt in Frankreich kein Vorurtheil und kein Urtheil. Es gibt Nichts als Schaum; keine Vernunft, nur Geschwätz; keine Ehre, nur Ruhmsucht; kein Wohlbehagen, nur Betäubung; keinen Wohlstand, nur Schätze.

In derselben Weise wird das damalige Paris beschrieben, und mit großer Anerkennung der Verdienste Pfuel's gedacht, als er 1815 sechs Monate Commandant von Paris war. Da habe er Paris fest in der Hand gehalten gegen die verschmitzteste Widerspenstigkeit der Franzosen und die unbedachte Nachgiebigkeit der Souverains, und die ganze Bevölkerung sowie die vielen französischen Militairs so niedergebeugt wie die Frösche unter der Luftpumpe, daß sie kaum piepsen konnten, und Alle nach Luft schnappten, die der Commandant allein nach Gefallen ausließ und einließ.

Die zweite Reise hat Nostitz mit dem nachmals so berühmten Grafen Woronzoff, dem jetzigen Oberbefehlshaber der kaukasischen Truppen Rußlands, gemacht, und Das was er uns über diese bedeutende Persönlichkeit mittheilt hätte zur Abrundung des Charakterbildes welches in Heft 9 der „Gegenwart" gegeben ist recht passend dienen können. Die Beschreibung selbst hat etwas soldatisch Frisches und Freies, der Leser befindet sich sehr wohl in dieser vornehmen, aber durchaus nicht hochmüthigen Gesellschaft, und wird gern mit ihnen auf dem Schlachtfelde von Waterloo verweilen, die gesegneten belgischen Fluren durchkreuzen, oder die verschiedenen Naturbilder genießen welche die anmuthige Gegend um Givet, das malerische Thal der Maas und die reiche Aussicht vom Schloßberge zu Namur darbieten. Nostitz schreibt:

> Wie angenehm ist es doch mit vornehmen Leuten zu reisen, mit solchen nämlich die wirklich vornehme Leute sind. Sie legen so leicht den Zwang der Verhältnisse ab, und behalten doch alle Annehmlichkeiten und alle großen Beziehungen des Standes, besonders aber des Vermögens. Man reist mit der größten Einfachheit, hat nie eine Störung zu gewärtigen von lästigem Prunk und Ceremonien, und genießt nichtsdestoweniger allenthalben die bequemen Vorrechte leichter Gewährung jedes erwünschten Genusses, des glücklichen Vorrechts der Weltgötter!

Unter den Briefen Nostitz' ist einer an Varnhagen, einer an Pauline Wiesel, die Freundin seines verstorbenen Prinzen, drei sind an den russischen Staatsrath von Merian geschrieben. Die beiden ersten haben jeder in seiner Weise ihre interessanten Beziehungen, der letzte an Merian verbreitet sich bei Gelegenheit der Lebensskizze Gneisenau's in den „Zeitgenossen" (1818) über solche biographische Aufsätze und Memoiren, als deren großen Freund sich Nostitz bekennt, weil sie allein uns Bilder geben können die vor unsern Augen leben können; wogegen er diejenige biographische Schriftstellerin tadelt welche selbst die unbedeutendste That bis zum Himmel erheben möchte. Es bedarf hierbei wol kaum der Bemerkung, daß Nostitz für Gneisenau die höchste Verehrung empfunden hat. Die beiden andern Schreiben an Me-

rian gehören in die Zeit wo Nostitz in Troyes stand. Von diesem Hrn. v. Merian nun sind 29 längere oder kürzere Briefe an Nostitz abgedruckt, der, wie wir aus mehren Stellen ersehen, damals von unserm Helden sehr hoch geschätzt wurde, und von dem auch der Herausgeber viel Rühmens macht. Er nennt ihn in dem kurzen Abrisse seines vielbewegten Lebens einen gründlich gebildeten Mann von vielem Geiste und ausgebreiteten Kenntnissen, der unter einem scheinbar trockenen Ernst ein tiefes Gefühl barg. Das mag immerhin gewesen sein, und ist zum Theil in den vorliegenden Briefen bekundet, wir können uns auch ganz gut denken wie das Absonderliche, oft Bizarre in Merian's Wesen für Nostitz einen großen Reiz gehabt hat; aber für uns ist derselbe unerschlossen geblieben. Von Schönheit der Form kann gar nicht die Rede sein, denn das Gemengsel von englischen, französischen oder russischen Ausdrücken, und der abspringende, ungeordnete, bunte Stil ist schlimmer als man ihn selbst in recht vertraulichen Briefen gewohnt ist. Den Inhalt nun anlangend, so ist hier ein Hin- und Hersehen über Nahes und Fernes, über besondere und gemeinsame Gebrechen, und über die „ekelhafte" Politik wahrzunehmen; sodann ein unzeitiges Auskramen von allerhand Gelehrsamkeit, z. B. über den berüchtigten Hierodulenstreit zwischen Böttiger und Hirt, oder über die Etymologie einzelner Wörter, denn die Etymologie ist (was bekanntlich den Autodidakten häufig zu begegnen pflegt) ein Steckenpferd des Hrn. v. Merian gewesen. Man lese nur seine Erklärung von Lutetia, welche ein Wasserhaus bedeuten soll, weil die Wohnungen mitten im Wasser aufsteigen, oder seine Frage, ob nicht der Flecken Rethel in der Champagne seinen Namen vom rothen Boden empfangen, und mit dem deutschen Worte „Röthel" zusammenhinge. Wir wollen Das immerhin als Spielereien der Feder eines gelehrten Mannes gelten lassen, auch bedenken, daß Dergleichen nicht für den Druck geschrieben ist; aber hoch anzuschlagen vermögen wir nicht eine solche confuse Gelehrsamkeit. Manche Anspielungen, Orakelsprüche und die Mühe nicht lohnende Räthsel, wie das Diplom eines Besenritters, die Erörterungen über das Schweifabhacken der Pferde, der Aerger über Schriftstellerei und Bücherschreiben, die gehäuften Sentenzen, Themen oder Corollarien — alles Dies kann nur für den Empfänger der Briefe einigen Anreiz gehabt haben, für heutige Leser ist der Witz und das Salz gänzlich verflogen. Ref. hat bereits mehrmals Gelegenheit gehabt in diesen Blättern das Bekenntniß abzulegen, daß er die Sammlungen von Briefwechseln berühmter Männer und Frauen des 18. und des gegenwärtigen Jahrhunderts für wesentliche Bereicherungen unserer Literatur ansieht: er vermag dies Urtheil aber nicht auf die Merian'schen Briefe auszudehnen, deren Charakter die folgende in der Mitte Juli 1816 aus Paris geschriebene Stelle deutlich zeigt:

> Unser Briefwechsel ist eine meiner größten Lustbarkeiten a) wegen der ungeheuern Kluft die zwischen Ihrem und meinem Wesen befestigt ist; b) weil wir einander reciproce, wie sich's gebührt, weidlich zausen; c) weil Sie einer von denen gar Wenigen sind die man weder umrennen noch durchrennen kann; d) wegen der einigermaßen wunderbaren constellatio, welche uns seit 1809 nebeneinander gestellt, und in Gegenschein und △schein bringt, ohne daß sich angeben läßt, warum denn eigentlich. Zehn male sind Sie mir schon davon, zehn male bin ich Ihnen nachgelaufen; hat man Etwas mit uns vor?

Die folgenden Schicksale Nostitz' hat der Herausgeber auf den letzten Seiten zusammengefaßt. Die letzten Briefe an ihn aus dem J. 1826 zeigten Lebensüberdruß und Unzufriedenheit. Er schreibt:

> Seitdem ich in Rußland bin, gleiche ich dem arabischen Pferde: mein Blick ist immer nach Osten gerichtet; der Norden thut mir hier zu Lande weher als irgendwo, wegen der Schneeballen, die man sich mit artigen Redensarten und zierlichen Manieren ins Gesicht schmeißt, sodaß das Feuer Einem zum Auge hinausspringt.

Und dann:

> Ich habe mich (?) nach Persien gebeten, meine Bitte aber ist mir abgeschlagen worden. Immer auf mich zurückgedrängt schwäche ich durch eigene Kraft die Schwungkraft meiner Seele, und hätte ich eine Bitte frei an das Schicksal, ich bäte um Beschluß des Gaukelspiels meines Lebens. Drei Fuß unter der Erde wäre wo ich am liebsten sein möchte, nur will ich aus christlicher Scham mich selbst nicht hinabdrängen.

Er lebte jedoch noch acht Jahre, und seine Stimmung mag besser geworden sein, da er wieder im Kriege leben konnte. Im J. 1830 zeichnete er sich im Feldzuge gegen die Türken aus, und 1831 focht er mit großer Kühnheit gegen die Polen in der Schlacht bei Ostrolenka und beim Sturme auf Warschau, wo er auch schwer verwundet ward. Dafür belohnte ihn die Ernennung zum Generallieutenant. Sein Tod erfolgte 1838, als er 57 Jahre alt war. Die nähern Umstände scheinen dem Herausgeber unbekannt gewesen zu sein, und auch wir wissen solche nicht nachzutragen. 9.

Eine ältere Gestalt von Goethe's „Triumph der Empfindsamkeit".

Von Eisenach aus schreibt Goethe am 12. Sept. 1777 an Frau v. Stein: „Eine Tollheit hab' ich erfunden, eine komische Oper: «Die Empfindsamen», so toll und grob als möglich. Wenn Seckendorf sie componiren will, kann sie den Winter gespielt werden. Ich habe angefangen Philippen (seinem Diener) zu dictiren." Am Ende des Jahres wurde das Stück vollendet; denn am 31. Dec. berichtet er derselben Freundin, er bleibe zu Hause, um mit dem sechsten Acte fertig zu werden, und gehe nicht auf die Redoute. Am Geburtstage der Herzogin Luise wurde es zuerst aufgeführt, wie im vorhergehenden Jahre „Lila", und bald darauf wiederholt. „Von dem neuen Stücke, welches Ihr lieber Doctor und unser Geh. Legationsrath Goethe am 30. Jan. und hernach am 10. Febr. hier aufgeführt", meldet der Kammermusikus Kranz an Goethe's Mutter [16. Febr. 1778] *), „würde ich Ihnen Viel schreiben, wenn nicht der glückliche Philipp (Goethe's Diener) Ihr Correspondent wäre. Doch Eins muß ich wegen der großen Aehnlichkeit zwischen Ihnen und ihm doch melden. Goethe als Andrason kommt vom Orakel; ihn

*) Vergl. Wagner's „Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck", S. 157 fg.

empfangen nebst seiner Schwester vier feurige Mädchen, freuen sich herzlich ihn wieder zu haben, fragen ihn was er für eine Antwort mitbringe, wie es dort aussehe u. s. w. Er fängt an zu erzählen; aber vor allen Fragen der neugierigen Mädchen kann er in seiner Erzählung nicht fortkommen; endlich kommt er auf den Ausspruch des Orakels. «Andrason. Wenn wird ein greiflich Gespenst u. s. w.» (Eine Scene aus dem ersten Acte des Stücks folgt.) O wenn Sie ihn nur da hätten sehen sollen; Augen, Geberden, Ton, Gesticulation, Alles in Allem sage ich Ihnen — ich war gar nicht mehr im Orchester, ganz in der Atmosphäre von casa santa (wie Wieland Goethe's älterliches Haus nannte). Philipp figurirt in diesem Stücke als einer der Künstler, als Directeur de la nature." In der „Olla potrida" von 1778 (I, 177) heißt es: „In Weimar wurde im Februar ein neues Stück von Herrn Goethe aufgeführt, das mit Ballets, Gesängen u. s. w. untermischt war, und wovon das in der neunten Nummer der «Literatur- und Theaterzeitung» befindliche Monodrama «Proserpina» einen Theil ausmacht."*) „Eines der muthwilligsten Stücke von Goethe", hören wir anderwärts**), „war während der theatralischen Epoche ein Drama, das auf dem gesellschaftlichen Theater mit fürstlichem Aufwande (es kostete mehr als 1000 Thaler) aufgeführt wurde, betitelt: «Die geflickte Braut.» Was in Goethe's Werken unter dem Namen «Der Empfindsamen» abgedruckt ist***) kann kaum als ein Schattenriß jener echt Aristophanischen, mit acht Ballets und allen möglichen Gesängen, tragischen Auftritten, komischen Embraglios u. s. w. durchwebten Farce gelten. Statt der lebenden Braut (Fräulein Schröder) wurde eine Puppe aufs Theater gebracht, die aber völlig so angekleidet war wie eine lebende, weiß mit Gold. Dieser wurde der Bauch aufgeschnitten und ihre Eingeweide untersucht, die aus Broschüren und damaligen Modebüchern bestanden. Es kamen beißende Anspielungen auf Wieland's «Alceste» und die Mondscheinepidemie darin vor. In einem pathetischen Gesange an den Mond, der die Laterne des Himmels genannt wird, kam vor: «Und Jedermann staunt deine kalte Schnuppe an». †) Hier mußte der Sänger (der Hoftanzmeister Aulhorn) bei «Schnuppe» einen langen Läufer machen ††) zum unbeschreiblichen Gelächter der Zuhörer, indem er die Arie gerade gegen eine Mondscheinschwester, ein Fräulein die mitspielte und gar nicht wußte was ihr geschah, absang. Die Musik war von Seckendorf zu einem ganz andern italienischen Texte componirt, und wurde durch diese Anwendung gleichsam travestirt. Der Held des Stückes war ein empfindsamer Prinz, der die Luft nicht mehr vertragen kann, und allen Empfindsamkeitskram, Singvögel, Westwinde, Mondschein, in Kästen in seine Zimmer bringen läßt. Der alte v. Seckendorf pflegte immer zu erzählen, daß er einmal in einer Sitzung auf dem Grase Ameisen in die Beinkleider bekommen habe. Auch diese Anekdote wurde vorgebracht. Alle Personen deren Sottisen hier parodirt wurden waren als Zuschauer gegenwärtig. Goethe hatte sich selbst dabei nicht geschont, und «Werther's Leiden» wurden wacker durchgenommen." Nach Riemer*) war das Stück früher kürzer, einfacher, ländlich-idyllischer, dagegen wieder sarkastischer durch eine humoristische Schilderung des bis auf den letzten Diener geldsüchtigen Personals am Tempel des Orakels.

Mit Recht hat man neuerdings auch die ältern Gestalten von „Götz", „Iphigenie", „Erwin" und „Claudine" in Goethe's Werke aufgenommen, dagegen fehlen diese von „Lila" (worüber wir in Nr. 63 d. Bl. f. 1847 berichtet haben) und dem „Triumph der Empfindsamkeit". Auch von letzterm sind wir jetzt in den Stand gesetzt eine frühere Gestalt mitzutheilen, da uns dieselbe in einer aus dem Nachlasse von F. Jacobi stammenden, in den Besitz des verstorbenen Regierungsraths Prof. Delbrück übergegangenen Handschrift vorliegt. Seit dem Oct. 1782 war Goethe mit Jacobi, dem er seit seiner Uebersiedelung nach Weimar entfremdet worden war, wieder in näherer Verbindung, und theilte demselben seine ungedruckten Gedichte, wie z. B. seine „Iphigenie", mit, und so scheint er ihm auch den „Triumph der Empfindsamkeit" vor der neuen Bearbeitung für die Ausgabe der Werke gesandt zu haben, wovon denn Jacobi eine Abschrift nehmen ließ.**)

Das Stück führt schon den Titel „Der Triumph der Empfindsamkeit". Der Name der Mandandane ist in der Abschrift immer Mandantane geschrieben, wie das eine Hoffräulein statt Lado Cato, wie es scheint durch Versehen des Abschreibers, heißt. Der erste Auftritt des ersten Acts spielt in einem Garten, wo an beiden Seiten leichte bunte Stangen mit Kränzen sich befinden. Der jetzige Anfang fehlt ganz; denn die erste kurze Scene lautet wörtlich also:

Feria. (Allein im leichten Tanz, einige Ungeduld ausdrückend. Hernach ihre Mädchen.)

Mana (gelaufen). Er kommt!

Feria. Kommt er?

Lato und Mela. Er kommt! Er kommt!

Mana. Wir haben oben auf dem Felsen gesessen und hinüber ins Thal gesehen; da kam er über den Bach gesprungen, ich sah ihn zuerst.

Sora. Nein ich!

Feria. Ich glaub' wol, ihr habt Beide gute Augen auf die Männer. Kommt, wir wollen ihn überraschen. Nehmt die Kränze!

Sora. Er ist wol schon ganz nahe hier. (Alle ab.)

Viel kürzer lautet diese Stelle jetzt nach dem neu hinzugekommenen, eine bessere Exposition bildenden Anfange (Mana, Sora, Feria und Mela befinden sich schon auf der Bühne) also:

Lato (tritt auf). Der König kommt.

Feria. Wohl! Sehr wohl!

Lato. Ich sah hinüber in das Thal, und erblickte ihn, als er über den Bach schritt.

Feria. Laßt uns ihm entgegengehn.

Sora. Da ist er.

Vor dem zweiten Auftritte befindet sich die scenarische Be-

---

*) Der Monolog der „Proserpina" erschien auch im Februarhefte von Wieland's „Mercur", 1778 (21, 97 fg.).

**) Vergl. „Karl August Böttiger. Eine biographische Skizze von dessen Sohne K. W. Böttiger", S. 133.

***) Schon in der ersten Ausgabe von Goethe's Werken hat das Stück den Titel: „Der Triumph der Empfindsamkeit." „Die Empfindsamen" oder „Die geflickte Braut" hieß es früher.

†) Die betreffende Stelle lautet:
Und an deiner kühlen Schnuppe
Trägst du der Sonne lieblichsten (mildesten) Glanz.

††) Wenn berichtet wird, in der Posse v. Einsiedel's „Orpheus und Eurydice" sei die Arie „Weine nicht, du meines Lebens Abgott" parodirt und mit dem Posthorn begleitet, und auf den Reim „Schnuppe" ein langer Triller gemacht worden, so liegt bei letzterm wol eine Verwechslung zu Grunde, da in jener Arie der Reim „Schnuppe" nicht vorkommt.

*) II, 626. Vergl. Peucer in „Weimars Album", S. 70.

**) Auch eine ebendaher stammende Abschrift der prosaischen „Iphigenie" und des „Jahrmarktfest" liegt vor mir. Letztere ist wie es scheint nach dem Theaterexemplare gemacht, da die Musikstücke angegeben sind; sie enthält bereits die Veränderungen der spätern Ausgaben (zuerst in der ersten Ausgabe der Werke), nur daß „cujonirt" statt „schikanirt", „viel Empfehl" statt ein „Compliment" beibehalten ist. Im Liede des Marmotte heißt es richtiger: „Hab' auch geseh'n manch' Jungfer schön"; die „Jungfer" scheint ein bloßer aus der ersten Ausgabe der Werke vererbter Druckfehler. In den beiden tragischen Acten finden sich ein paar unbedeutende Verschiedenheiten wie: „Und sind geruhig hier" statt „Und sitzen ruhig hier". In dem jetzigen Texte finden sich auch einige Abweichungen von der ersten Ausgabe der Werke.

merkung: „Musik zu einer Entrée; sie kommen wieder. Feria führt Andrason; die Andern tragen die Kränze über ihm, machen eine Tour des Theaters." Der ganze zweite Auftritt hat mehrfache Zusätze, Veränderungen und Verschiebungen erfahren, wovon wir nur das Wesentlichere hier anführen. Andrason erwidert auf die Begrüßung: „Gott lohn's, ihr Kinder! Schwesterchen, Gott lohn's! daß ihr euch freuen mögt mich wiederzusehen, ich hab' auch eine rechte Freude. Gebt mir immer einen Kuß, ihr Püppchen! Wer weiß, wann ich wieder was Guts genieße (er küßt sie)." Nach der Frage Feria's, ob Andrason die Antwort des Orakels mittheilen könne, heißt es:

Andrason. Ich wollte sie drucken lassen; es stiehlt dir Niemand Nichts davon.

Feria. Wie?

Andrason. Wie ich ankomme und eingeführt werde, so frag' ich —

Mana. Erzähl' uns was von der Reise.

Sora. Wie sieht's im Tempel aus?

Feria. Ruhe, Mädchen!

Andrason. Wie mich die Priester zu der Höhle bringen —

Mana. Wie sieht's drinnen aus?

Andrason. Nicht, wie in deinen Augen.

Der zweite Vers des Orakels heißt:

Und der leinene Sack seine Geweide gibt her,

wo jetzt besser steht „seine Geweide verleiht". Nur im fünften Act hat sich durch ein leicht erklärliches Versehen das alte „gibt her" erhalten, was jedenfalls bei einer neuen Ausgabe geändert werden muß. Nach der Mittheilung des Orakels bemerkt Andrason: „Klingt Das doch als wenn's ein Engel oder ein Teufel gesungen hätte." Auf die Frage Sora's, was Andrason hoffe, ertheilt dieser folgende, jetzt sehr abgeschwächte Antwort: „Ich will's euch sagen. Da mir das Orakel die kauderwelsche Antwort gegeben hatte, und ich in Gedanken dastund und eben noch einmal fragen wollte, strichen mich die Priester ganz sachte zum Heiligthum hinaus, und nun gingen im Vortempel die Ceremonien an, da ich den Ausspruch mit goldenen Buchstaben auf Pergament geschrieben erhielt, wie ihr hier das Weitere sehen könnt. Nun delectirt euch d'ran (er gibt's ihnen).*) Wie nun die Priester sehr hochwürdig und die Küster sehr demüthig erwarteten auf welche Art ich mich lösen würde, nahte ich mich dem Oberpriester sehr ehrfurchsvoll, und indem ich seine heilige Hand küßte vertrauete ich derselben einen Beutel von einigem Gewichte. Sein Gesicht blieb unveränderlich; aber als die Bewegung seiner Barthaare eine innerliche Zufriedenheit andeutete, sprach ich zu ihm: O du, vor dessen Weisheit und Alter ich Respect wie vor der heiligen Höhle empfinde, ich gehe zufrieden von hier weg, weil ich aus dieser Antwort sehe, daß die Götter, obgleich auf eine unbegreifliche Weise, vor mich sorgen wollen. Ich lege meine ganze Glückseligkeit in deinen Schoos; brüte mein Anliegen zu seiner völligen Reife drin aus, und wenn der mir so fatale Prinz, der mir so verhaßte Nebenbuhler, der gleichfalls auf einer Reise hierher zu euch begriffen ist, bei euch anlangt, o so mögen die Götter ihm schreckliche Worte ins Herz donnern, daß er nie wieder wage meine Schwelle zu betreten. Der Alte neigte sein Haupt; ich ging, und mein Säckel wurde ganz mager von allen den Reverenzen die ihm durch Tempel und Vorhof und noch hundert Schritte weiter hinaus gemacht wurden." Andrason erklärt unmittelbar darauf, daß wenn sein Vertrauen auf die Götter fehlschlagen sollte, er auf die Mädchen seine Hoffnung gesetzt habe, die den Prinzen bei seiner Ankunft zu fesseln suchen sollen.

Andrason. Ihr seid hübsch und macht euch gelegentlich wol noch ein bischen hübscher; verliebt seid ihr auch, und könnt euch mir zu Gefallen wol noch ein bischen verliebter stellen, und er schmilzt bei jedem Feuer. Wenn mir nur eine, ein paar oder alle eine Diversion auf sein Herz machten, daß er sich bei euch gefiele und mir mit Ehren wegbliebe!

Lato. Und wir sollen ihn indeß am Hals haben.

Andrason. Am Hals oder wie ihr wollt.

Sora. Wenn er uns nun auch unerträglich ist. Es ist hübsch, daß Ihr uns die Unerträglichen zuschieben wollt.

Andrason. Das hat gute Wege; denn erstlich seid ihr Mädchen, und liebt gewöhnlich Das an den Männern was sie an sich untereinander nicht leiden können; und zweitens ist er ein Fremder, und ein Fremder mag so platt sein als er will, interessirt er euch wenigstens eine Zeit lang.

Mana. Verdenkt's uns einmal! Ein Fremder ist doch wenigstens immer artig auf eine Weile.

Andrason. Und also, Feria, liebe Schwester, ich halte darauf, daß sie ihm hübsch thun, und lege selbst ein bischen mit Hand ans Werk; es ist ja der erste Phantast nicht von dem du dir die Cour machen läßt. Ich will indessen nach Haus gehen und mit meiner Frau Trübsale blasen.

Auf Feria's Frage, was Mandandane indessen mache, folgt mit geringen Abweichungen die Erzählung von ihren Monodramen, von den Worten „Sie geht im Mondschein spazieren" bis „das Gescheiteste gewesen". Der zweite Auftritt schließt darauf also:

Feria. Wie lange bleibst du noch bei uns, Bruder?

Andrason. Gib mir zu essen. Hernach will ich fort; ich kann mein Weib nicht lang allein lassen.

Feria. Das Essen ist wol gleich fertig; ich habe nur noch ein paar Worte mit einem Kaufmann zu sprechen, der schon den ganzen Morgen wartet. Kommt Mädchen!*)

Andrason. Geh' du lieber allein und laß mir indeß die Mädchen zur Recreation. Ich sehe sie doch so bald nicht wieder, und habe immer eine Art Freundschaft für sie. (Feria ab.)

Die Uebung der Mädchen zum Empfange des Prinzen bildet den Inhalt des dritten Auftritts, den Andrason mit den Worten beginnt: „Nun, ihr Mädchen, warum ich bleibe, ist, euch mit Wenigem zu unterrichten wie ihr euch anzustellen habt, wenn der Prinz zu euch kommt." Der Act schließt mit den Worten Andrason's: „Bei uns heißt Das (das Zeichen mit der Trompete): Zu Pferde! bei euch heißt's: Zu Tisch! Item! Wenn man die Signale versteht! Kommt! Diese Empfindsamkeit zuletzt hat mich hungriger gemacht als meine Reise**) bisher."

(Der Beschluß folgt.)

Französische Sprüchwörter.

Tète de fou sagt man von alten Leuten die noch keine grauen Haare, sondern einen schwarzen Kopf haben.

Il est né tout coiffé bedeutet ein Glückskind, dem Alles nach Wunsch ausgeht.

Das Wort: „L'enfer est pavé de bonnes intentions", beruht auf einem scharfen Blick in das Leben und die Charaktere.

21.

---

*) Nach der jetzigen Anordnung gibt Andrason schon früher die Rolle den Mädchen zum Lesen.

*) Nach der jetzigen Anordnung entfernt sich Feria viel früher indem sie sich bei ihrem Bruder damit entschuldigt, daß sie vor Tafel mit ihren Räthen, die schon lange warten, noch einige Geschäfte abthun müsse. Im zweiten Acte hieß es früher von Feria, sie handele mit ihren Räthen vor Tafel noch einige Geschäfte ab, was jetzt weggefallen ist.

**) „Reise" ist jedenfalls besser als die Mehrzahl „Reisen", die in allen Ausgaben steht: wol einer der aus der ersten Ausgabe der Werke vererbten Druckfehler.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 24. — 27. Januar 1849.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's. *)

Erster Artikel.

„Von jenseit des Grabes" kündet ein Gestorbener die wunderbaren Offenbarungen seines Lebens, und des irdischen Seins größtes Räthsel, der Tod, löst bei ihm das verschlossene Räthsel einer langen, weltgeschichtlichen Wirksamkeit voll Anstrengungen und Unglück. Es gibt große, reichbegabte Herzen die von tiefgreifenden Leiden so unerbittlich verfolgt werden, und die mit so standhafter Ergebenheit dem Verhängniß den Nacken beugen, daß man ihnen zugleich Bewunderung und Mitleid bereitwillig entgegenbringt; aber ein wahres Verständniß für die Abnormität ihres Handelns sucht oft der geschärfteste Prüferblick vergebens zu gewinnen. Von jenseit des Grabes senden sie uns erst die Erkenntniß ihrer Treue und ihres Glaubens, ihrer Sympathien und Tugenden, ihrer Schmerzen und Thränen, und wenn das geschichtliche Urtheil auch dann noch ihre Pläne für planlos, ihre Tugenden für sündhaft und ihre Sympathien für barock und kindisch hält, so mischt sich in das Weh ihres Herzens nicht der Spott, und ihre Leiden rühren, wenn nicht ihrer Materie, doch ihres Subjects wegen.

Mitten unter dem Kämpfen und Blutvergießen welches in Frankreich die gefährdete Existenz der Republik rettete, ist in der Rue de Bac von Paris des Königthums treuester Ritter gestorben. Armer Greis — die Republik tönt in Waffen, und das Geschrei der Straßen übertäubt dein Todtengeläute! Achtzig Jahre hast du in fieberhafter Erregung der Entsagung, der Aufopferung, der frommen Duldung geweiht, und man begräbt dich mit einem Dutzend phrasenhafter Journalartikel, mit einem Nekrolog aus der Feder Jules Janin's und de Loménie's, mit einer schön zurechtgelegten Rede Patin's, die im Lobe über die Vortrefflichkeit deines Stils unerschöpflich ist! Noch auf dem Sterbebette denkst du voll Wehmuth an den Pavillon Marsan und seinen ritterlichen Grafen, den armen, geflüchteten Legitimitätskönig, und an deinem Sarge preist man deine Verdienste um eine Literaturrichtung, die dich carikirte, wo sie dich nachahmen wollte. Du weinst um die getäuschten Freuden des 29. Sept. 1820 und um den stillen Schmerz Karoline Ferdinande's von Sicilien, der „heldenmüthigen" Königsmutter und „hohen" Gefangenen von Blaye, und selbst deine Freunde verleugnen mit Stillschweigen diese frommen Thränen eines Sterbenden, und wollen dein Andenken durch die Anpreisung von „Atala" entschädigen, jener glaubenspoetischen Schöpfung, welche allen Werken des Gedankens — der Kritik, der Geschichte und der Poesie — eine neue Laufbahn eröffnete, indem sie den Gang der Ideen und Gefühle änderte, und die Einbildungskraft in nur gar zu lange vernachlässigte Bahnen zurückleitete. Sie rücken den Dichter an dir in den Vordergrund, und suchen über den Staatsmann leicht hinwegzuhüpfen: und doch warst du auch Dichter für einen staatlichen Gedanken, Dichter-Gesandter, Dichter-Minister, Dichter-Deputirter! Republikaner haben dir das Trauergeleite gegeben bis in die fremde Missionskirche; wollten sie in dir einen durch die Geschichte von Frankreich abgenutzten Gedanken bestatten, der speculativen Köpfen seit dem 1. Aug. 1830 für fieberträumerisch galt, und den du mit dem Trotze der Ueberzeugung in die Worte faßtest: „Heinrich V. und seine Mutter besitzen Alles was nur zum Glücke Frankreichs gefodert werden kann." Stolze, herausfodernde Formel der Treue! Aber diese Treue war ein Wahn, diese Herausfoderung dichterische Exaltation, und alte und neue Republikaner, Ledru-Rollin und Odilon-Barrot, haben dazu den Kopf geschüttelt!

Es ist viel für die Legitimität gestritten worden und mit gefeiten Waffen. Neben den geistvollsten Raisonnements über die Zweckmäßigkeit und Nothwendigkeit derselben, neben den glänzendsten und gründlichsten Darlegungen des Verstandes hat zu ihren Gunsten das ganze Gewicht bedeutender und einflußreicher Autoritäten, die in der Reihe ihrer Vertheidiger standen, gezählt: aber nie hat in politischen Glaubensfragen die Sprache des Herzens in so verschwenderischer Fülle und in so hinreißendem Schwunge die Logik des Denkers zu ersetzen versucht, nie hat die Treue einen uneigennützigern Kampf geführt als in dem öffentlichen Wirken Chateaubriand's. Als der Apostel einer neuen Staatslehre, der die romantische

*) „*Mémoires d'outre-tombe par M. de Chateaubriand.*" Es ist ein correcter und wohlfeiler Abdruck des Originals bei Brockhaus und Avenarius in Leipzig erschienen. D. Red.

Neigung, den Glauben und die Lehenstreue mit ihren Folgerungen modernisirt in die Politik einführen möchte, hat er in jedem Streite sich eine Schutzwaffe bewahrt, um die mancher seiner Gegner ihn beneiden durfte, den Schild einer unbefleckten Ehre. Dieser Schild deckt manchen Makel, und wird sein Grabstein sein auf dem freiwilligen St.-Helena an der Meeresküste der Bretagne, und wenn die einsamen Wellen von St.-Malo die Thorheiten einer poetisirenden, anomalischen Lebensanschauung in die Vergessenheit werden gespült haben, wird der andächtige Wanderer mit Versöhnung, Wehmuth und Stolz an dieser Grabstätte weilen, und bei dem Anblicke der Schatten René's, Atala's, Mila's die genährten Gesichter und krummen Nasen der Bourbons vergessen!

Chateaubriand hat unter den wechselndsten Eindrücken die Memoiren seines Lebens geschrieben. In all den verschiedenen Stimmungen aber und in den weit auseinanderliegenden Zeiträumen sind ihm die beiden charakteristischen Eigenschaften seines Lebens treu geblieben, ein schmerzhaft-ironischer Zug der Unzufriedenheit und ein blendender Glanz der frischesten Naturpoesie. So viel Bitterkeit und dichterische Kraft umranken sich in diesen Denknissen, daß sie das treueste und bewährteste Charakterbild ihres Verfassers selbst geben. Zwischen jeder Zeile, auf jedem Blatte hinkten der Klage, dem Vorwurfe, dem Rufe des Leidens die glühendsten Gedankengänge und die weichsten und wohllautendsten Wortfügungen nach. Diese Pracht der Darstellung, die Chateaubriand auch bei der Behandlung an sich trockener Materien nicht verläßt, macht die Lecture seiner Memoiren ebenso anziehend als sie der große, weltgeschichtliche Stoff lehrreich und für den Historiker bedeutend erscheinen läßt. Der erste Band derselben, der uns in diesem Artikel zunächst beschäftigt, bewegt sich zwar nur in kleinen Kreisen und unter engern Gesichtspunkten, er enthält die Jugendgeschichte Chateaubriand's; Das aber wird diesem Buche eben einen so ganz eigenthümlichen Reiz verleihen, daß die schärfsten Contraste, nur innerlich vermittelt, bunt und keck in einem bewußten Chaos der Thatsachen und Gedanken nebeneinandertreten, und die historische Anordnung auf eine Familiengeschichte eine Weltrevolution, auf ein Abenteuer in den ewigen Prairien des Meschacebe eine doctrinelle politische Auseinandersetzung, auf ein Klagelied der Menschen einen Preisgesang Gottes folgen läßt. Diese zusammengestellten Erlebnisse sehen wie eine Effecthascherei des Schicksals aus, alle Beziehungen zweier Jahrhunderte auf einen einzelnen Mann hinzudrängen. *)

Ich habe es unternommen die Memoiren meines Lebens zu schreiben; dieses Leben war ein sehr bewegtes. Ich durchschiffte wiederholt die Meere, lebte in der Hütte der Wilden und in den Pälästen der Könige. Ein Wanderer durch die Gefilde Griechenlands, ein Pilger zu Jerusalem, saß ich auf allen Arten von Ruinen. Ludwig's XVI. Königreich sah ich vorübergehen und Bonaparte's Kaiserherrschaft. Ich theilte die Verbannung der Bourbons und verkündete ihre Rückkehr. Zwei Gewichte, welche an mein Glück gehängt zu sein scheinen, lassen es in gleichem Verhältnisse abwechselnd steigen und fallen. Man nimmt mich, man läßt mich und nimmt mich wieder. Heute plündert man mich aus, morgen wirft man mir einen Mantel hin, um auch seiner mich wieder zu berauben. Fast alle Könige kannte ich, alle Minister und alle Männer welche in meiner Zeit irgend eine bedeutende Rolle spielten. Ludwig XVI. ward ich vorgestellt, Washington sah ich beim Beginn meiner Laufbahn. Bonaparte bedrohte mich öfters mit seinem Zorn, mit seiner Macht; dennoch fühlte er sich stets durch eine geheime Neigung zu mir hingezogen, während ich unwillkürlich für Alles Bewunderung fühlte was groß an ihm war. Alles hätte ich unter seiner Regierung sein können; allein zum Glückmachen fehlte mir immer eine Leidenschaft und ein Laster — der Ehrgeiz und die Heuchelei.

*) Vergl. die Vorrede zu den „Oeuvres complètes" in 22 Bänden.

Am 4. Oct. 1811, vier Jahre nach seiner Rückkehr aus Palästina, hat Chateaubriand die ersten Striche an seinem Lebensgemälde gethan. Auf seinem Gartenhause in der Nähe von Chatenay, unter selbstgepflanzten Bäumen, die ihm die verschiedenen Klimaten seiner Reisen darstellen, und die er alle bei ihren Namen nennt, wie seine Kinder, drängt die Einsamkeit ihn zu immer neuem Schaffen. „Les martyrs", „Les Abencerages", L'itinéraire" und „Moïse" sind aus dieser Einsiedelei in die Welt gekommen, und auch die „Mémoires" beginnen hier. An seinem (irrthümlich von ihm angenommenen) 43. Geburtstage faßt ihn die Erinnerung mit Freude und Wehmuth, und es drängt ihn den Abhang seiner schönen Jugendjahre wieder hinabzusteigen, und diese kleine selbstgeschaffene Welt von Chatenay dadurch zu vollenden, daß er in diesen duftenden, blühenden Garten des Lebens ein geistiges Grabdenkmal seines Schöpfers zu setzen beginnt.

Ueber Chateaubriand's Jugendleben haben namentlich auch französische Schriftsteller die verschiedensten und oft abenteuerlichsten Angaben gemacht. Das „Conversations-Lexikon" in der neunten Auflage läßt seinen Vater einen ehrsamen Bürger und Stockfischhändler Lepretre gewesen sein, der den klingenden Preis eines mühevollen und gewerbfleißigen Lebens seinen Nachkommen in einem berühmten, adeligen Namen hat überlassen wollen, und seinen Reichthum für das alte Combourg hingegeben habe: und so sei der ehrsame Bürger Lepretre Herr von Chateaubriand geworden. Levin Schücking erzählt im Feuilleton der „Kölnischen Zeitung", die Geburtswehen hätten seine Mutter bei einer Spazierfahrt auf dem Meere überrascht, sodaß man sie an der Insel Grand-Bé habe aussetzen müssen; voll Mühe sei man mit ihr bis in die Judenstraße Nr. 13 gekommen, und hier habe sie in einer Küche Chateaubriand geboren.

Ueber die Echtheit seines Adels hat sich Chateaubriand in einer langen, genealogischen Darlegung ausgelassen, und er accentuirt an mehren Orten, daß die Beweise seiner reinen Abstammung durch seine Vorstellung am Hofe Ludwig's XVI. und durch seine Aufnahme in den Malteserorden unzweifelhaft festgestellt seien. Schon im Anfang des 11. Jahrhunderts tragen die Chateaubriand Tannenzapfen mit der Aufschrift: „Je sème l'or", und ein Geoffroy de Chateaubriand zog mit dem heiligen Ludwig nach Jerusalem. Als er aus der Gefangenschaft von dort zurückkehrte, starb seine Frau Si-

hylle im Augenblicke des Wiedersehens vor Freude und Erstaunen.

Der heilige Ludwig gestattete ihm und seinen Erben als Entschädigung für seine Dienste statt seiner alten Familienzeichen ein rothes Wappenschild, besäet mit aufgeblühten Lilien und mit der Umschrift „Cui et ejus haeredibus" zu führen.

Solche dem modernen Bewußtsein unbedeutend erscheinende Züge erzählt Chateaubriand mit sichtlicher Vorliebe und Genugthuung, und ebenso pedantisch sorgfältig verfolgt er den weitern Verlauf seines Stammbaums. Zwei mal haben die Chateaubriand ihr Blut mit dem Blute der Souveraine Englands gemischt; mit den ältesten und angesehensten Geschlechtern haben sie sich verbunden, mit Tinteniac, du Guesclin und mit der Königsfamilie von Aragonien. Ueberall haben sie mit Ehre und Muth ihren Fürsten gedient, und Brien I. wird bereits als Kämpfer in der Schlacht bei Hastings genannt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine ältere Gestalt von Goethe's „Triumph der Empfindsamkeit".

(Beschluß aus Nr. 23.)

Der zweite Act beginnt mit der nur wenig im Ausdruck veränderten Stelle: „Nun Das heiß' ich ein Gepäck" (VII, 285) bis zu den Worten (S. 289): „Was uns allein noch abgeht, das sind die kühlen Lüftchen. Die Versuche davon sind noch immer unvollkommen; wir hoffen aber aus Frankreich auch diesem Mangel abgeholfen zu sehen" (früher: „diesen Mangel abzuhelfen"); doch fügt unsere Abschrift hinzu: „Denn es muß dort ein großer Ueberfluß an Luft sein, weil die Frauenzimmer jetzt die Windmühlen auf den Köpfen tragen", wodurch erst die Beziehung auf Frankreich deutlich wird. Hierauf heißt es in unserer Abschrift weiter:

Merkulo. Nun, meine Freunde, bringt Alles in Ordnung. (Musik; es wird die Laube hinten auseinandergeschlagen, sodaß sie zwar noch einen mit einer Thüre von Reisig verschlossenen Sitz zeigt, auf jeder Seite aber drei Bogen mit Guirlanden stehen; die Rasenbänke werden davor gesetzt, die Musik hört auf.)

Merkulo. Nun, wie gefällt Ihnen Das, meine Fräulein?

Mana. Die Decoration ist allerliebst.

Merkulo. Bitte um Vergebung, nicht Decoration, sondern künstliche Natur nennen wir Das; denn das Wort Natur, merken Sie wohl, muß überall dabei sein.

Sora. Um Vergebung, was ist denn in denen Kästen da? Darf man's wissen? (Vergl. S. 289—291.)

Es schließen sich dann die Worte „Geheimnisse" bis „sichtbar machen" *) (S. 289—291) an, und nach der scenarischen Bemerkung: „Unter diesen Gesprächen werden die Kasten aufgemacht, daraus verschiedene Maschinen gehoben werden, die man auf- und um die Laube herumstellt, denen man aber nicht ansehen darf was sie in der Folge zeigen. Die Wache und Mohren verlieren sich", die Stelle: „O, wir müssen den Prinzen bitten" bis „die gewirkte Waldtapete gleich herunterlassen" (S. 290 fg.). Hierauf fährt unsere Abschrift fort:

(Die Scene verwandelt sich in Wald.)

Merkulo. Das ist ja gar schön und geschwind.

Mana. O ja! Wir haben auch auf Mancherlei raffinirt, und unser Hauptspaß ist die Veränderung.

Merkulo. Womit unterhalten Sie sich denn gewöhnlich?

Mana. O, wir haben mancherlei Spaß.

Sora. Nur zu wenig Mannsleute.

Mana. Apropos! Ist Ihr Prinz Liebhaber vom Theater?

woran sich mit geringen Abweichungen *) der Schluß des Acts von den Worten „Sehr! sehr" (S. 292) anschließt. Hier hieß es früher von Nero: „Das war der böse Kerl" statt „Das war der böse Kaiser?"

Die scenarische Bemerkung in Betreff der vier Fräulein, welche dem Prinzen ihre Freundlichkeit beweisen, und die Worte Merkulo's „Das sind" bis „zu lassen" fehlen in unserer Abschrift am Anfange des dritten Acts; dagegen findet sich nach dem Abgange Merkulo's (S. 296) die Angabe: „Musik. Wenige feierliche Töne, die durch angenehme unterbrochen werden. Der Prinz wird aus seiner verherrlichten (sic!) Stellung durch vier Mädchen gestört, die nach verschiedenen Bemühungen und (aus?) Verdruß über seine Kälte davongehen" — und diese Bemerkung scheint uns seit der ersten Ausgabe der Werke durch ein bloßes Versehen weggefallen zu sein, da der Prinz auf die Mädchen gleich darauf bestimmt hindeutet. In diesem ersten Auftritte des dritten Acts heißt es statt „daß einer Ihrer Blicke ganz unglaubliche Bewegungen in einem schönen Herzen hervorbringen muß" in unserer Abschrift: „daß einer Ihrer Blicke mehr Wirthschaft in einem Herzen machen muß als hundert Ameisen in einem Wamms" **) und statt: „Rede nur nicht immer" bis „ganz gesichert sind" (S. 296) fährt Merkulo fort: „Wie Sie mich hier sehen, hab' ich schon manchem Nebenbuhler Trotz geboten, aber gegen Prinzen hab' ich mein Lebtag keine Festung halten können." Die darauf folgende Rede des Prinzen „Dich ehr' ich" bis „kennen" ist in unserer Handschrift noch nicht in Verse abgetheilt ***), und statt der Verse:

Ach umweht mich, Seligkeiten!
Lindert dieses heiße Streben,
Und in wonnevolles Leben
Löset auf die schöne Lust!

finden wir hier nur die Worte:

Seligkeiten!
Streben!
Leben!
Lust!

Der folgende Theil des Acts ist unverändert geblieben, nur daß in dem Liede des Prinzen: „Ja ihr seid's, Erinnyen, Mänaden!" statt

Ohne Gefühl für Liebe,
Ohne Gefühl für Schmerz!

Früher stand:

Ohne Gefühl für Liebe und für Schmerz,

und am Schlusse;

Und ihr zerreißt mein leidend Herz.

Die Rede des Askalaphus †) am Anfange des vierten Acts zeigt nur wenige Abweichungen. In dem Verse:

---

*) In unserer Abschrift heißt es hier: „Der Prinz ganz allein weiß diese Herrlichkeiten sichtbar zu machen; er ganz allein darf sie fühlen: Sie sehen nur den Stoff."

*) Die Erwähnung der Melodramen fehlt, und in dem Liede steht „lieblichsten Glanz" statt „mildesten Glanz".

**) Im zweiten Act sagt Merkulo: „Hat man sich auf dem Rasen seinen Gedanken überlassen, gleich sind die Kleider voll Ameisen", oder nach unserer Abschrift: „Die Ameisen laufen Einem in die Kleider auf dem Rasen." Daß hierin eine Anspielung auf die immer wiederkehrende Erzählung eines Herrn v. S. liege, theilten wir oben mit.

***) In allen Ausgaben steht hier:

Und deutest mir
Auf der geheimnißvollen Liebe Ruhestätte,

wo unsere Abschrift richtig „deckest" statt „deutest" bietet, was bei einer neuen Ausgabe aufzunehmen ist.

†) Der Name ist aus dem Mythos von Persephone genommen. Vergl. Schwenck, „Mythologie der Griechen", S. 361.

Man sprach so lang, bis daß der selt'ne Gusto siegte.

fehlen die Worte „bis daß", und die Worte:

So verstecken wir zum Exempel
Einen Schweinstall hinter einen Tempel,

lauten in unserer Abschrift:

Es wird zum Exempel
Ein Kuhstall zum chinesischen Tempel.

Der Auftritt der Proserpina selbst ist noch nicht in Verse abgetheilt, und unterscheidet sich nur in Kleinigkeiten vom Abdruck in Wieland's „Mercur"; in einzelnen Stellen wo er von jenem abweicht finden wir schon die jetzige Lesart, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß manche Abweichung im „Mercur" nur auf einem Versehen der Abschrift oder des Abdrucks beruht. Statt: „Ihre Locken zerrauften", lesen wir im „Mercur": „In ihre Locken rauften", in unserer Abschrift: „Die ihre Locken rauften."

Der fünfte Act zeigt außer kleinen Aenderungen im Ausdrucke und unbedeutenden Zusätzen wenige Abweichungen. Die Reden der Hoffräulein sind zwischen diese oft anders vertheilt als jetzt der Fall ist. In der Stelle, wo die sentimentalen Schriften aus dem Sacke genommen werden, fährt unsere Abschrift nach der Erwähnung Siegwart's und der darauf bezüglichen Bemerkung Mana's also fort:

Andrason. Halte! Halte! Was ist denn Das? „Selkof's Briefe an Welmar." O schön!

Sora. Da ist ja auch ein Kupfer dabei.

Andrason. Laßt's gut sein; es ist Nichts als Einer der sich im Gras räkelt. (Zu Lato.) Gib her! „Thomas Imgarten"! „Adelstan und Röschen"! „Allwill's Papiere"! *) „Freundschaft und Liebe"! „Stella"! Eine schöne Gesellschaft unter einem schönen Herzen.

Im Folgenden werden in unserer Abschrift „Die Leiden des jungen Werther" vor der „Neuen Heloise" genannt. Die Rede des Andrason (S. 324) zeigt ein paar bedeutendere Abweichungen. Vor dem Satze: „Ich fühlte mich schon" finden wir in unserer Abschrift eingeschoben: „In meinen Gedanken war das Versprechen des Orakels schon erfüllt, daß Ruhe und Friede unter mein Dach kommen sollte." Der Schluß lautet: „Ganz verwundert tret' ich hinein, da fährt sie mir im prächtigen Schmuck, in ungeheurer Leidenschaft und (mit?) entsetzlichen Flüchen auf den Hals, tractirt mich als Pluto, Abscheu **), und flieht endlich vor mir nicht anders als wenn ich in Feuer gekleidet aus der Hölle käme, um sie zu einer Partie Torokomber zu invitiren."

Auch der sechste Act bietet nur einzelne unwesentliche Abweichungen des Ausdrucks dar. Im Orakel heißt es „was du ängstlich nur borgst" statt „was du so ängstlich erborgst", und der Pentameter:

Hier und über dem Fluß fürchte des Tantalus Loos,

lautete früher:

Fürchte Tantal's Geschick hier und über dem Fluß.

Wenn wir diese Aenderungen nur billigen können, so scheint uns dagegen im folgenden Duett zwischen Merkulo und dem Prinzen die ältere Lesart:

Ich verlieren diese Freuden!
Mir verschwinden dieses Licht!

vor der neuern:

Ich verliere diese Freuden!
Mir verschwindet dieses Licht!

entschieden den Vorzug zu verdienen. Eine wirkliche Verbesserung haben die Verse:

Was Götter zu erfreuen
Den Menschen je gesandt,

jetzt durch die Umstellung erfahren:

Was Menschen zu erfreuen
Die Götter je gesandt.

Am Schlusse sind die Worte: „Und von hundert Lehren, die wir daraus ziehen könnten, uns besonders diese merken, daß ein Thor erst dann recht angeführt ist, wenn er sich einbildet er folge gutem Rath oder gehorche den Göttern", erst später hinzugefügt worden, und es ist nicht zu leugnen, daß sie etwas Fremdartiges hineinbringen, und den wahren Sinn des Stücks am wenigsten aussprechen, wobei wir nicht leugnen, daß auch der frühere Schluß: „Laßt's nun an Lustbarkeiten nicht fehlen, daß wir indeß unsers Glücks genießen, und über die wunderbare Geschichte unsere stillen Betrachtungen anstellen", nicht genügt.

Im Allgemeinen hat das Stück durch die spätere Bearbeitung in Bezug auf den Ausdruck und die Abrundung des Ganzen bedeutend gewonnen, dagegen ist der ursprüngliche freisprudelnde Humor an vielen Stellen nicht zum Vortheil des Stücks abgeschwächt worden. Leider ist die älteste Gestalt „Der Empfindsamen, oder der geflickten Braut", in welcher ein noch freierer Humor geherrscht haben muß, bis jetzt noch nicht aufgefunden worden.

H. Düntzer.

*) „Eduard Allwill's Papiere" von Jacobi erschienen in der „Iris" 1775, „Adelstan und Röschen, ein Trauerspiel mit Gesang" von Schink, 1776, „Selkof's Briefe an Welmar" und „Thomas Imgarten, eine wahre Geschichte", 1777, endlich „Freundschaft und Liebe, Geschichte der Miß Luise Byron, aus dem Englischen", 1779. Letzteres weist auf die Zeit hin in welche unsere Abschrift fallen muß.

**) Für „Abscheu" steht jetzt „als Scheusal". Andrason bezieht sich auf den Ausruf der Proserpina-Mandandane: „Abscheu und Gemahl, o Pluto, Pluto!" den Goethe später ausgelassen und dafür an einer gleich darauf folgenden Stelle eingeschoben hat: „Wie haff' ich dich, Abscheu und Gemahl, o Pluto, Pluto!" Hiernach wäre auch an unserer Stelle „Abscheu" vorzuziehen.

Literarische Notiz.

Eine neue Ausgabe von Pope,

mit erläuternden Anmerkungen von John Wilson Croker, soll nächstens im Verlage des londoner Buchhändlers Murray erscheinen. Sie dürfte einem Mangel abhelfen. Die Ausgabe von Warburton strotzt von unnöthigen Noten und fortlaufenden Persönlichkeiten; die von Warton ist größtentheils ein Abdruck seiner zwei Bände „Essays", außerdem Sammelplatz eigener Erinnerungen und Entlehnungen von Spence; die von Bowles bringt Wenig was nicht Warburton und Warton haben, und dieses Wenige nicht blos ungenau, sondern auch schlecht dargestellt, während die jüngste Ausgabe von William Roscoe in Liverpool den Text so gut wie nicht unterstützt, Gedichten zu deren Verständniß etliche einfache Worte genügten langweilende Einleitungen voranschickt, die gewiß kritischen Werth, sonst aber keinen Nutzen haben. Jede Anspielung bei Pope verdient verstanden zu werden. Was in dieser Hinsicht jetzt Wenigen bekannt ist war es ehemals Vielen, und die Herausgeber haben gegen das Vergessenwerden nicht geschützt. Das soll nun durch Croker geschehen und kann durch ihn geschehen, da er mit der Literatur und den politischen Ereignissen aus Pope's Zeit vielleicht mehr als irgend Einer vertraut ist. Ueberdies wird er seiner Ausgabe mehres noch Unveröffentlichtes beifügen. So 175 Briefe Pope's an Harley, Grafen von Oxford, und an dessen Sohn, den zweiten Grafen von Oxford, Briefe die schon deshalb beachtenswerth sind, weil sie auf eine dunkle Stelle in des Dichters Leben, die Herausgabe seines Briefwechsels durch den berüchtigten Curll, ein neues Licht werfen sollen. Demnächst auch eine auf einen Bogen geschriebene Reihe Couplets an erstgedachten Grafen Oxford von Pope, Swift, Arbuthnot, Parnell und Gay zum Zweck der Auffoderung des Lord-Oberschatzmeisters, seinen Amtsstab für den Abend in den Winkel zu stellen, und sich bei Arbuthnot im Scriblerus-Club einzufinden.

4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 25. — 29. Januar 1849.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 24.)

Die Chateaubriand, die mit vollen Händen Gold ausstreuten, verarmten allmälig mehr und mehr, ein Schicksal was den Adelsfamilien fast überall da zuzufallen pflegt, wo das Gesetz der Lehnsfolge den Erstgeborenen zwei Drittel des väterlichen Vermögens zuerkennt, und in die übrigen Geschwister zusammen den Rest vertheilt.

Diese jüngern Söhne der jüngern Söhne kommen endlich so weit, daß sie Nichts als etwa eine Taube, ein Kaninchen, eine Entenflinte und einen Jagdhund zu theilen haben, und dabei waren sie immer die „chevaliers hauts" und „puissants seigneurs" eines Taubenhauses, einer Krötenpfütze, eines Kaninchengeheges. Man sieht in den alten vornehmen Familien eine Menge jüngerer Geschwister; durch zwei oder drei Generationen kann man ihnen folgen, dann verschwinden sie, kommen allmälig herab bis hinter den Pflug, oder gehen in den arbeitenden Classen auf, ohne daß man weiß was aus ihnen geworden.

Der Großvater Chateaubriand's hinterließ seinen vier Söhnen in Summa 5000 Livres Rente, von denen der Erstgeborene 3333, die andern zusammen 1666 Livres erhielten. Der Aelteste, François Henri, ward Pfarrer von St.-Launeuc und Merdrignac, und liebte die Poesie mit Leidenschaft; er dichtete selbst, blieb aber ebenso unbekannt wie der Geschichtsforscher Joseph, der Jüngste der vier Brüder.

Das sind meine beiden Oheime, der Eine Gelehrter, der Andere Poet. Mein älterer Bruder machte erträgliche Verse; eine meiner Schwestern, Frau v. Farcy, hatte ein wirkliches Talent für die Dichtkunst, eine andere Schwester von mir, die Gräfin Lucile, Stiftsfräulein, würde durch einige Seiten ihrer bewundernswerthen Gedanken berühmt worden sein; ich — ich habe viel Papier beschrieben. Mein Bruder ist auf dem Schaffot gestorben, meine beiden Schwestern sind aus einem Leben voll Schmerz geschieden, nachdem sie lang in den Gefängnissen geschmachtet hatten. Meine beiden Oheime hinterließen Nichts wovon man die vier Breter ihres Sarges hätte bezahlen können; meine Schriften haben mir Freuden und Leiden geschaffen, und es bringt mich der Gedanke nicht zur Verzweiflung, daß ich mit Gottes Hülfe noch einst im Armenkrankenhause sterben werde.

Das Schicksal hat diesen Unmuth Lügen gestraft, und dem greisen Verfasser des „René" einen glücklichen Tod in Freundesarmen gegönnt.

Chateaubriand's Vater, René, sollte in die königliche Marine treten, allein es fehlte ihm hierzu nicht nur an Geld zur nöthigen Equipirung, sondern es blieb auch der vom Minister erbetene Bestallungsbrief aus. Einer gänzlich unsichern Zukunft und einer Mutter voll Unruhe und Sorgen gegenüber gab dieser René das erste Zeichen eines entschiedenen Charakters. Zwanzig mal hat Chateaubriand die nachfolgende Scene aus dem Munde seines Vaters erzählen hören (S. 15):

René war ungefähr 15 Jahre. Als er die Besorgnisse seiner Mutter bemerkt hatte, näherte er sich ihrem Bette und sagte zu ihr: „Ich mag nicht länger eine Last für Sie sein." Meine Großmutter fing darauf an zu weinen und antwortete:

„René, was willst du thun? Bebaue dein Feld!"

„Es kann uns nicht ernähren; lassen Sie mich gehen!"

„Nun wolan! Gehe denn dahin wohin Gott will daß du gehst."

Schluchzend umarmte sie ihr Kind; noch denselben Abend verließ mein Vater den mütterlichen Maierhof, kam nach Dinan, wo ihm eine Verwandte von uns einen Empfehlungsbrief übergab an einen Einwohner von St.-Malo. Der verwaiste Abenteurer schiffte sich als Volontair auf einem Zweimaster ein, der einige Tage darauf unter Segel ging.

Die kleine Malouinische Republik hielt damals allein auf dem Meere die Ehre der französischen Flagge aufrecht. Der Zweimaster stieß zu der Flotte welche der Cardinal von Fleury dem in Danzig von den Russen belagerten Stanislaus zu Hülfe sandte. Mein Vater stieg mit ans Land, und nahm an jenem merkwürdigen Kampfe Theil, welchen 1500 Franzosen unter dem Befehle des tapfern Breton von Bréhan am 29. Mai 1734 gegen 40,000 Moskowiten unter Münnich's Leitung führten. De Bréhan, Graf von Plélo, ein Staatsmann, Soldat und Dichter, ward erschossen, mein Vater zwei mal verwundet. Er kam nach Frankreich zurück und ging abermals zu Schiffe. An den Küsten von Spanien litt er Schiffbruch, und ward von Räubern in Galicien aufgegriffen und ausgeplündert. Er nahm Platz auf einem Schiffe nach Bayonne, und landete an dem väterlichen Hause. Sein Muth und sein Ordnungssinn haben seinen Namen bekannt gemacht; er besuchte die Inseln, bereicherte sich in den Colonien, und begründete so für seine Familie ein neues Vermögen.

René von Chateaubriand verheirathete sich nach seiner Rückkehr aus Amerika am 3. Juli 1753 mit Apolline Johanne Susanne v. Bedée, geborene de la Bouetardais. Diese Dame, schwarz, klein und häßlich, aber voll gesellschaftlicher Tournure und eleganter Geistesbildung, war in dem Stile des Instituts von Saint-Cyr erzogen. Sie hatte Fénélon, Racine und Frau v. Sé-

vigné mit Einsicht gelesen, und bildete in ihrem innersten Wesen einen merkwürdigen Gegensatz zu dem strengen, adelsstolzen, schweigsamen und despotischen Gemahl. Sie liebte ebenso sehr die Gesellschaft als er die Einsamkeit; sie war muthwillig und ausgelassen, wo er unbeweglich und kalt war; sie hatte keine Neigung die nicht der ihres Mannes geradezu entgegengesetzt gewesen wäre. Und in diesem auf Widersprüche basirten Familienleben sollte sich ein weiches Kindergemüth zu ehrlicher Thatkraft und einer gesunden Lebensauffassung herausbilden; in diesen herumschwankenden Formen sollte sich aus einem poetischen Talente, aus einem Träumer, der viel Anlage zum Nichtsthun hatte, ein Charakter bilden! Das hieße in der That das augenscheinlich Unmögliche erwarten!

Von zehn Kindern war der Apostel des „Geistes des Christenthums" das jüngste. Ueber seinen Geburtstag und seinen Namen ist Chateaubriand selbst merkwürdigerweise während eines großen Theils seines Lebens im Irrthum gewesen. Er ist nicht den 4. Oct., sondern den 4. Sept. geboren, und heißt nicht François Auguste, wie man gewöhnlich auf den Titelblättern seiner Schriften findet, sondern François René. Da ist sein Taufzeugniß: „François René von Chateaubriand, Sohn des René von Chateaubriand und der Pauline Johanne Susanne de Bedée, seiner Gattin, geboren den 4. Sept. 1768, getauft den Tag darauf durch uns, Peter Heinrich Noueil, Stellvertreter des Bischofs von St.-Malo." Darauf folgen die Pathen.

Von der Meerfahrt Levin Schücking's weiß Chateaubriand Nichts, und es mag diese also wol in das Bereich der Fabeln gehören. Unser Held ward in einem Zimmer geboren von dem aus man das Schäumen des Wassers sehen konnte. Er war fast todt, und die Wellen draußen stürmten und brandeten so heftig, daß sie sein Geschrei übertäubten. Die Zärtlichkeit der Mutter überwachte das junge Leben, und vertheidigte den ersten Schlummer des Säuglings gegen die wilden Weckerufe der Elemente. „Zwanzig Tage vor ihm, am 15. Aug. 1768, ward auf einer andern Insel, an dem andern Ende von Frankreich, der Mann geboren der die alte Gesellschaft zu Ende führte, Bonaparte."

Das noch unentwickelte Bewußtsein der ersten Kindesjahre hat in Chateaubriand's Erinnerung nichts Bemerkenswerthes festgehalten als eine dankbare Zärtlichkeit für die Villeneuve, eine Art Aufseherin im Schlosse Combourg. Dieses alte und finstere Schloß, von einem Bischof Junken 1016 erbaut und seit Jahrhunderten der Sitz der Chateaubriand, hatte René wieder an sich gebracht, und hier herrschte er, der Schrecken seiner Umgebung. Alles was in diesen Umgebungen Beängstigendes und Unheimliches lag suchte die freundliche Fürsorge der Villeneuve zu paralysiren. „Der wird nicht stolz werden, der hat ein gutes Herz", rief sie, wenn sie ihn mit Zucker und Wein fütterte, und der **Mann** Chateaubriand hat die Wärterin des **Kindes** nicht Lügen gestraft. „Das gute Herz" hat das unglückliche Geschick des verwaisten irrenden Ritters oftmals beschleunigt, und über seinen „Stolz" findet sich in dem ersten Bande eine glänzende Phrase: „Wenn ich in der alten Gesellschaft der Chevalier oder Vicomte von Chateaubriand wäre, bin ich in dieser neuen Franz von Chateaubriand. Mein **Name** gilt mir höher als mein **Titel**."

Ueberaus reizend ist die Darstellung welche Chateaubriand von dem Leben im großmütterlichen Hause zu Plancouet gibt. Es liegt so viel kindliche Naivetät und so viel stille Wehmuth in ihr, daß man Hrn. de Loménie dankbar sein muß, der schon früher (vergl. „Revue des deux mondes", 15. Juli) dieselbe veröffentlicht hat. Unser Dichter erzählt:

Meine Großmutter bewohnte in der Abteienstraße des Dorfes ein Haus, dessen Gärten sich in Terrassenform nach einem Thale zu senkten, in dessen Tiefe eine von Weiden umschattete Quelle sich fand. Frau von Bedée konnte nicht mehr gehen, sonst aber hatte sie kein Gebrechen des Alters zu beklagen. Sie war eine angenehme Alte, fett, weiß, reinlich, von stattlichem Ansehen, mit schönen und vornehmen Bewegungen. Sie trug altmodische gefältelte Kleider und einen alterthümlichen, schwarzen Kopfputz von Spitzen, die sie unter dem Kinne zusammenknüpfte. Ihr Geist war gebildet, ihre Unterhaltung gesetzt, ihre Stimmung ernst. Sie ward von ihrer Schwester, dem Fräulein von Boistilleul, abgewartet, einer Dame die ihr nur in ihrer Herzensgüte glich. Diese war eine kleine magere Person, munter, plauderhaft und neckisch. Sie hatte einen Grafen von Tremigond geliebt und ihn heirathen sollen; dieser aber hatte später sein Wort gebrochen. Meine arme Tante suchte sich darin Trost, daß sie ihre Liebe poetisch feierte, denn sie war eine Dichterin. Ich entsinne mich oft von ihr in näselndem Tone ein Lied singen gehört zu haben, während sie, die Brille auf der Nase, an den doppelgliederigen Manchetten ihrer Schwester stickte. In Form einer Fabel begann dasselbe:

> Ein Sperber liebte eine Grasmücke,
> Und wie man sagt, ward er wieder geliebt;

was mir immer für einen Sperber sehr sonderbar vorkam. Das Lied endete mit dem Refrain:

> Ah! Tremigond, la fable, est-elle obscure?
> Ture lure!

Wie viele Dinge auf der Welt endigen wie die Liebe meiner armen Tante mit ture lure, „der alten Leier!"

Meine Großmutter verließ sich in der Sorge um das Hauswesen vollkommen auf ihre Schwester. Sie aß früh um 11 Uhr, hielt ihre Siesta, erwachte um 1 Uhr, und ließ sich dann die Terrassen des Gartens hinuntertragen, unter die Weiden des Brunnens, wo sie dann im Kreise ihrer Schwester, ihrer Enkel und ihrer Kinder zu stricken pflegte. In jener Zeit war das Alter noch eine Würde; heutzutage ist es eine Last. Um 4 Uhr trug man meine Großmutter in den Salon zurück, Pierre, der Bediente, setzte den Spieltisch zurecht. Fräulein v. Boistilleul schlug mit der Feuerzange an das Blech des Kamins, und einige Augenblicke darauf sah man drei andere alte Fräulein ins Zimmer treten, welche auf das Zeichen meiner Tante aus dem Nachbarhause kamen. Diese drei Schwestern hießen die Fräulein Vildéneux. Sie waren die Töchter eines armen Edelmanns, und statt ihr kleines Erbe zu theilen, lebten sie von demselben zusammen. Sie hatten sich nie getrennt, nie das väterliche Dorf verlassen. Mit meiner Großmutter seit ihrer Kindheit verbunden, wohnten sie neben ihrer Thür, und kamen täglich auf das verabredete Zeichen am Kamin, um die Quadrillepartie mit ihrer Freundin zu machen. Das Spiel begann, die alten Damen kamen in Streit; Das war das einzige Vergnügen ihres Lebens, der einzige Augen-

blick, wo die Gleichheit ihrer Laune gestört ward. Um 8 Uhr kehrte mit dem Abendessen die Einigkeit wieder ein. Oft nahm mein Oheim Bedée mit seinem Sohn und seinen drei Töchtern Theil an der Mahlzeit der Großmutter. Sie tischte dann tausend Geschichten aus alter Zeit auf, mein Onkel dagegen erzählte seinerseits von der Schlacht bei Fontenoy, bei der er gewesen, und krönte dann gewöhnlich seine Prahlereien mit ein wenig freien Geschichten, über welche die sehr ehrsamen Fräulein sich krank lachen wollten. Um 9 Uhr, nach beendigtem Nachtessen, traten die Diener ein: man kniete nieder, und Fräulein von Boistilleul sprach mit fester Stimme das Gebet. Um 10 Uhr schlief Alles im Hause; nur meine Großmutter ließ sich bis 1 Uhr Morgens von ihrer Kammerfrau vorlesen.

Diese Gesellschaft, die erste die ich in meinem Leben beobachtet habe, ist auch die erste welche meinen Augen wieder entschwand. Ich habe den Tod unter dieses Dach des Friedens und des Segens einziehen sehen, und wie es immer stiller da wurde, und eine Thüre sich schloß nach der andern, um sich nie mehr zu öffnen. Ich habe gesehen wie meine Großmutter der gewohnten Quadrillepartie entsagen mußte, weil die Mitspieler fehlten. Ich habe die Zahl dieser treuen Freundinnen sich mindern sehen, bis an den Tag wo meine Großmutter als die letzte selbst dahinsank. Sie und ihre Schwester hatten sich gegenseitig versprochen, daß Die welche der Andern vorangehen würde diese sogleich nachrufen solle. Sie hielten sich Wort, und Frau von Bedée überlebte Fräulein von Boistilleul nur wenige Monde. Ich bin vielleicht der einzige Mensch auf der Welt welcher weiß, daß diese Personen gelebt haben. Zwanzig mal seit dieser Zeit habe ich dieselbe Bemerkung gemacht, zwanzig mal haben sich um mich Gesellschaften geschlossen und wieder aufgelöst. Diese Unmöglichkeit der Dauer und Länge in menschlichen Verbindungen, diese tiefe Vergessenheit welche uns folgt, dieses unüberwindliche Schweigen welches sich unsers Grabes bemächtigt, und von da über unser Haus ausdehnt, führten mich immer und immer wieder auf die Nothwendigkeit der Vereinsamung zurück. Jede Hand ist gut dazu uns ein Glas Wasser zu reichen, nach dem wir noch im Todesfieber verlangen. Ach, möge sie uns nicht zu theuer sein; denn wie soll man die Hand die man eben noch mit Küssen bedeckt hat ohne Verzweiflung loslassen, die Hand welche man auf ewig an sein Herz pressen möchte!?

In so enge Kreise, in einen so begrenzten Horizont der Entsagung und Zufriedenheit ist das erste Jugendleben unsers Dichters gebannt. Und in diesem traurig-behaglichen Stillleben von Plancouet das Dahinsterben des armen Fräuleins von Boistilleul! „Ein Sperber liebte eine Grasmücke, und er ward von ihr wieder geliebt!" Es klagt viel Unglück der Zeit aus dieser kleinen, lebenswahren Episode, die uns so formglatt und so schwermüthig-sinnig in die leichtfertigen Sitten des „Dubarrythums" einen weiten Rückblick offen läßt. Die arme Dichterin Grasmücke, der das Herz bricht ob der Treulosigkeit des Sperbers Tremigond! Was fragt die Weltgeschichte um ein verkümmertes Frauenherz, was fragt Hr. v. Tremigond danach: und doch ist dasselbe das verlorene Paradies, der geknickte Fruchtkeim einer keuschen Lebenshoffnung! Das ist die Heine'sche alte Geschichte, die ewig neu ist, die Geschichte von der Treue und dem Verrath, ture lure — turelure!

Chateaubriand war ein unfreundliches Kind. Die Natur der Bretagne hatte sich in ihm nachgebildet; das finstere und unzugängliche Combourg hatte auch ihn finster und unzugänglich gemacht. Die ersten nachhaltigen Eindrücke empfing er zum Theil inmitten der Ruinen feudaler Größe, in einem Schlosse von dem er vielleicht nur wußte, daß es niemals sein Eigenthum sein werde. Aber auch das Träumerische, das Exaltirte, das Gläubige ward hier schon geweckt, wo die verfallenen Mauern, ein uralter Thurm voll verworrener Blutgeschichten, wo endlich ringsum das eintönige Düster des Waldes dem Blicke zunächst sich darboten, während aus weiter Ferne ein lichter Streifen in diese Welt hineinragte, glänzend oft und flimmernd, wie Morgenroth im Frühthau sich spiegelt — das sonnebeschienene Meer. Das Kind Chateaubriand schaut nach dieser zitternden Wolke, die den westlichen Horizont begrenzt, und ein wundersames Ahnen drängt seine jungen Gedanken immer dahin. Die Sehnsucht nach dem Meere ist die Sehnsucht nach der Freiheit! Da draußen im Fluten und Ziehen der Wasser herrscht die Natur, die unbezwungene, ehrfurchtgebietende, schreckhafte! Vor dem Elementarischen in ihr beugt sich der Menschengeist, und vor dem Elementarischen seiner selbst, vor der Freiheit, sollte er es nicht thun? Meer und Freiheit — enggekettete Begriffe! In euch schwimmt und schwebt die Welt der Materie und des Gedankens, und wenn man euch Zaum und Fessel anlegen will, so brecht ihr sie, wie der empörte Hellespont die Brücken des Xerxes!

Im J. 1775 kam Chateaubriand nach St.-Malo, wo seine Unfreundlichkeit sich in ein ephemeres Freundschaftsbündniß mit den Straßenjungen auflöst. Da sein Tagesgeschäft in dem dolce fare niente besteht, und er noch Zeit genug hat sich einige Kenntnisse im Zeichnen, in der englischen Sprache, in der Mathematik und in der Hydrographie zu erwerben, so tummelt er sich mit ihnen auf Hof und Treppen des Wohnhauses, spricht ihre Sprache und lernt ihre Ungezogenheiten. In Gesril, dem Sohne eines Edelmanns, findet er endlich eine würdigere Bekanntschaft; allein dieser entschlossene und muthige Junge paßte nicht in den planlosen Erziehungsplan von Chateaubriand's Vater. Man trennte die Knaben, und schickte den jungen Franz nach Dol, weil Gesril Krieg führte mit den Schiffsjungen von St.-Malo.

(Die Fortsetzung folgt.)

Higgledy-Piggledy, oder eine häusliche Republik.

So lautet die Unterschrift des Titelkupfers und die Ueberschrift des ersten Aufsatzes der zweiten Abtheilung von „Punch's pocket-book for 1849". Was beide bezwecken braucht in unsern politisch bewegten Tagen vielleicht kaum bevorwortet zu werden: der Zeit eine Lection zu geben, und gewisse auf dem Continente beliebte Thaten und Lehren zu parodiren. Der Aufsatz lautet:

„Wer die Karte von Europa vor sich ausbreitet und den Finger auf London stellt, bedeckt damit den einst glücklichen Ort, wo die Familie Tomkins, zahlreich genug eine Nation im Kleinen zu repräsentiren, unter der väterlichen Herrschaft des alten Tomkins, des zärtlich sogenannten Papas, sich im blühenden Wohlsein befand. Papa Tomkins stand an der Spitze einer Art beschränkten oder constitutionellen Monarchie, gebrauchte gegen gewisse Anträge bisweilen sein Veto, übte über Verwandte, ob ferne oder nahe, ein Zuchtrecht, regelte die Ausschweifung Einzelner, zügelte ungebührliche Frechheit oder ver-

derbliches Uebergreifen, und that das Möglichste sich die Herzen seiner Unterthanen zu gewinnen. Der häusliche Thron oder vielmehr der väterliche Armstuhl schien festgenagelt auf einem ebenso weichen als dauerhaften Teppich, seine Basis eine zufriedene Küche, eine gutgesinnte Kinderstube und ziemlich jede andere Bürgschaft des Familienglücks. Das Erdgeschoß herbergte eine ansehnliche, aber ruhige Bevölkerung von Dienstleuten, die sich an einem Feuer sonnten, welches im weiten Kreise seines Bereichs Alles comfortable machte, und vor dem zur Ernährung der kleinen Gemeinde jeder Bratspieß sich drehte. Man konnte dies das Haus der Gemeinen, das Unterhaus, die Zweite Kammer nennen. Darüber saß im Salon eine Art Oberhaus mit einer kleinen stehenden Armee leichten Fußvolks, und Haupt des Ganzen war Tomkins in eigener Person, er der Vater Einiger und Herr aller Uebrigen seines Volks. Seine Gesetze waren nicht streng; nur für die Küche gab es zum Schutz der Grenze — des Hausgeländers — eine Art strenges Fremdengesetz, und ein aber Nichts weniger als gewissenhaft beobachtetes Herkommen verbot die Ausfuhr von Küchenerzeugnissen. Es war allgemein bekannt, daß unterm Geleite eines dicken Mantels beträchtliche Ladungen sehr häufig das hintere Grenzthor passirten. Auch ging die Sage, daß nicht minder oft das häusliche Fremdengesetz ebenso sehr von den Küchenkosmopoliten, den Policeidienern, als von Einigen jener häuslichen Verwandten, oder Verwandten von Hausleuten verletzt werde, welche figürlich den Geschlechtsnamen Vettern führen. In den Regionen der Kinderstube waltete ein Gemisch von Milde und Zucht. Das schärfste Gebot war das der altenglischen Abendglocke, laut dessen um 8 Uhr alle Lichter verlöschen mußten. Hiervon abgesehen herrschte ein System der Güte, welches vielleicht den Freiheitsschwindel gebar der bisweilen in dem Benehmen der männlichen und weiblichen Glieder dieser kleinen Gemeinde zu Tage kam. Das Oberhaus erkannte im Allgemeinen die Autorität des Hauptes an, und trieb es auch zu-Zeiten eine oder die andere Maßregel auf die Spitze, fügte es sich doch dem endlichen Veto mehr oder weniger ungern. Die Erhaltung italienischer Verwandten im Wege öfterer Hülfsleistungen bei den Oper — ationen des königlichen Theaters wurde Jahr für Jahr angefochten und der Streit jedes Jahr verglichen. Desgleichen erregte die große, im Laufe des Herbstes sich stets kundgebende Auswanderungslust nach dem Festlande oder nach den Seeländern nicht selten zwischen dem Oberhause und der Executivgewalt einen Zwist, welcher meist dadurch geschlichtet wurde, daß letztere eine Summe zu Auswanderungszwecken bewilligte, deren Betrag einigermaßen vom Zustande des Schatzes und von der Aussicht künftiger Einnahme abhing."

„So hatten die Sachen sich längere Zeit verhalten, als die großen republikanischen Ausbrüche von 1848 der Tomkins'schen Gemeinde den Gedanken eingaben dieselben Ideen im Kleinen zur Ausführung, und die Grundsätze der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit bei einer Familie ebenso gut wie bei einem Lande zur Anwendung zu bringen. Die ersten Symptome des Abfalls zeigten sich unter dem jüngern und thatkräftigern Theile der obern Classen des Hausstandes, wo sich insgeheim der Entschluß bildete dem Papa allen Gehorsam aufzukündigen. Dies offenbarte sich durch einen Ton naseweiser Vertraulichkeit auf Seiten der Führer der männlichen Rebellen, und durch eine Weigerung sich ferner den herkömmlichen Hausregeln zu fügen, deren eine den letzten Thürschluß auf 11 Uhr Nachts bestimmte. Diese Weigerung hatte eine Vermehrung der Fortificationen zur Folge. Außerdem wurde ein Patentschloß vorgehangen, und der Schlüssel allnächtlich in die Hände der Executivgewalt gelegt. Hierdurch gereizt suchte die revolutionnaire Jugend der Tomkins'schen Gemeinde in den höhern wie in den niedern Schichten, mit welchen beiden ihre Stellung und Gewohnheiten sie in häufigen Verkehr brachten, einen Geist der Unzufriedenheit zu wecken. In den Salons bewirkten sie Das, indem sie der Eitelkeit der Frauen schmeichelten, selbige glauben machten, daß sie im Besitz nur des kleinsten Theils der Vorzüge wären welche ihre Reize verdienten, daß mit Einem Worte ihr Nadelgeld vermehrt werden müsse; und bald erhob sich deren diesfallsiges Geschrei unmittelbar vor den Ohren des Papas. Im Wirthschaftsdepartement wurde die getreue und vieljährige Schließerin der Vorrathskammern, nämlich des Flaschenkellers, des Thee- und Zuckerkastens, von der Revolutionspartei vermocht über Unzulänglichkeit der ihr zur Verfügung gestellten Fonds zu klagen, und bald legte sie in Einem fort dem Papa gewisse Rechnungen vor, welchen dieser die Anerkennung verweigerte. Wie Ludwig Philipp den Machinationen und Angriffen des Jungen Frankreichs erlag, so wankte die Autorität von welcher hier die Rede ist unter den Ränken der Tomkins'schen Jugend. Ungehindert von Rücksichten der Selbstachtung fraternisirte die Revolutionspartei sogar mit dem niedrigsten Pöbel, um ihn zur Aufsässigkeit anzustacheln. Zur Verführung des Fußvolks wurde diesem das einfältige Verlangen einer Art Atelier nursérique in den Mund gesteckt, wo keine Lectionen gelernt, aber jeden Tag Preise an Jeden vertheilt werden sollten. Unter dem Fußvolke niedern Grades — den Pagenstand inbegriffen — brach die Flamme der Insurrection in das wahnsinnige Begehren eines dreieckigen Hutes und anderer lächerlichen Amtszeichen aus. Das war ein Ehrgeiz der seine Knöpfe sprengen wollte, und als ein wildes Geschrei nach einem Rocke hinzukam, erblickte der Denker darin den Anfang einer langen Geschichte, deren Ende nicht schwer abzusehen war. Ohne viele Mühe wurde aus dem Bedienten einer der Rothesten der rothhosigen Republikaner. Er war ja Republikaner de la veille, und hatte längst gewünscht mit dem Papa zu fraternisiren. Les dames de la halle — der weibliche Theil der Gesindestube und ein furchtbarer Theil — erhoben sich auf das erste Zeichen, und nicht zufrieden die Grundsätze der Brüderlichkeit oder Vetterlichkeit im unbeschränktesten Maße zur Ausübung zu bringen, foderten sie Annahme des provisorischen Zustandes im weitesten und liberalsten Sinne durch Verstattung aller Angehörigen zu den Privilegien des Theetisches und allen sonstigen provisorischen Errungenschaften. Solcher die ganze Tomkins'sche Gemeinde beseelende Geist der Aufsässigkeit stürmte mit vereinter Gewalt auf den unglücklichen Papa ein. Anfangs bot er ihm kühn und unerschrocken die Stirn, und als er zuletzt dem unaufhörlichen Feuer weichen mußte, zog er sich in die Grenzen seines eigenen Herds zurück. Die Principien des Familien-Republikanismus triumphirten; sie triumphirten, bis die Dienstlöhne gefällig wurden, die Schulgelder und Weihnachtsrechnungen einliefen, und Papa das Recht beanspruchte nun auch seinerseits die Grundsätze der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit dadurch geltend zu machen, daß die Dienstleute, wie sie es ihm überlassen seine eigene Hausarbeit zu verrichten, nun die Löhne sich selbst bezahlen, und die übrigen Gemeindemitglieder, wie sie es passend erachtet ihre Ausgaben selbst zu regeln, diese nun auch decken sollten. Glücklicherweise sahen alle Theile ihren Irrthum zeitig genug ein. Die Herrschaft des Papas wurde wiederhergestellt; mit ihr Subordination, und es steht zu hoffen, daß dem Unheil so weit Einhalt gethan worden ist, um dem Untergange der Tomkins'schen Dynastie und dem Verderben Aller deren Existenz davon abhängt in Zeiten vorzubeugen."

10.

Notiz.

In Nr. 315, S. 1260, des vorigen Jahrgangs d. Bl. werden zwei scherzhafte lateinische Verszeilen nebst einer englischen Uebersetzung derselben mitgetheilt, und es wird dabei bemerkt, daß eine entsprechende deutsche Uebersetzung unmöglich sein solle. In Nachstehendem beantworten wir die Frage: „Ist Das wahr?" mit dem Versuch einer deutschen Uebersetzung:

Einen lebendigen Fisch schickt mir der Herr Erzbisch-
Of bleibt weg vor der Hand; fehlt ja der Wein noch im Stof.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 26. — 30. Januar 1849.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 25.)

Vor etwa 15 Jahren hat Jules Janin über Chateaubriand's Jugendleben Einiges veröffentlicht, und Freiherr von Biedenfeld hat Dies ins Deutsche übertragen. Da wird unter Anderm eines gewissen Regille Erwähnung gethan, der bei näherm Betracht wol in unsern Gesril aufgehen dürfte, und von ihm eine That erzählt des Regulus würdig. Dieser brave Gesril war später Gefangener der Blauen auf sein Ehrenwort. Als die Nacht gekommen, stürzte er sich in die See, schwamm zu einem englischen Kreuzer hinüber, um ihn vor einer Landung zu warnen. Die dankbaren Engländer wollten ihn mit sich nehmen, aber treu seinem Worte stürzte er sich abermals in die See, kehrte zurück nach dem unglückseligen Quiberon, wo er des andern Tags erschossen wurde, und mit dem letzten Athemzug noch rief: „Es lebe der König!"

Aus dem Straßenleben von St.-Malo ward Chateaubriand in die Studirstuben des Gymnasiums von Dol versetzt; aus den Händen Gesril's ging er in die Hände des Abbé Leprince über. Da tritt das Unwahrscheinliche, das Unglaubliche zu Tage, François René vergißt die süße Gewohnheit des Daseins, das für ihn im Nichtsthun oder höchstens einmal in einer anmuthigen Straßenhatz bestanden. Er erregt durch sein gutes Gedächtniß und durch seinen außerordentlichen Fleiß die Aufmerksamkeit seiner Lehrer, und macht in der Mathematik die erstaunlichsten Fortschritte. Der Lohn dieser Bemühungen wird in der Erlaubniß zu Ferienreisen nach Combourg ausgezahlt, die ihn auch auf das Terrain alter Siege und Niederlagen, nach St.-Malo, zurückführen. Bei Gelegenheit eines solchen Aufenthalts in seiner Geburtsstadt bringt ihn denn auch das Schicksal in der Gestalt seines Bruders zum ersten male ins Theater. Mit zitterndem Herzen und nicht ohne eine Anwandlung von Schauder gelangt er durch eine abgelegene Straße der Stadt in einen Saal mit Holzwänden und von da in seine Loge. Das Stück hat bereits angefangen, aber er merkt Das nicht. Er sieht zwei Menschen die auf dem Theater schwatzend herumlaufen, und auf die alle Blicke gerichtet sind. Er hält diese Beiden für die Directoren, die noch warten wollen, bis mehr Publicum sich versammelt hat, und wundert sich nur, daß sie so unverschämt laut von ihren Geschäften reden, und daß die anwesenden Leute aufmerksam zuhören. Sein einfältiges Erstaunen wächst aber als noch andere Personen auf die Scene treten, nach lebhaften Gesticulationen zu weinen anfangen, und auch die Uebrigen mit ihren Thränen anstecken. Wenn Chateaubriand nach Schluß des Stücks noch dessen Anfang erwartet, und Nichts von Dem was auf der Bühne geschah verstanden hat, so ist Dies für einen Gymnasiasten aus Dol, der Lateinisch liest und für einen guten Mathematiker gilt, offen gestanden, doch entsetzlich dumm, und ein vorschnelles Urtheil wird, nicht ganz ungerecht, hier den Mangel eines gesunden Menschenverstandes präjudiciren. Allein — Geduld! Der zündende Strahl der diesen Geist belebt soll anderswoher kommen, er soll nicht Sternenlicht, er soll Sonne sein. Horaz und eine Geschichte der confessions mal faites werfen einen Funken mystischer Ahnung in die Seele des Knaben, und das unbestimmte Dämmern der Gefühle, das Ahnen eines Unbekannten, hat immer für Forschung nach etwas Positivem gedrängt.

Es ist unglaublich welche Umwälzung der Ideen diese Bücher in mir erzeugten, eine neue, fremde Welt ging um mich auf. Auf der einen Seite vermuthete ich meinem Alter undurchdringliche Geheimnisse, ein Leben das ganz anders sein mußte als das meine, Freuden die weit über meine Spiele hinausgingen, Genüsse endlich die eine mir unbekannte Natur in den Beziehungen zu einem Geschlechte bieten mußte in dem ich bisher nur eine Mutter und Schwestern gesehen hatte; auf der andern Seite drohten mir kettenbelastete und feuerspeiende Gespenster mit ewigen Qualen für auch nur eine verheimlichte Sünde. Ich konnte nicht mehr schlafen; während der Nacht glaubte ich weiße und schwarze Hände nach der Reihe an meinen Bettvorhängen vorbeiziehen zu sehen. Ich stellte mir vor, die schwarzen Hände seien von der Kirche verflucht, und dieser Gedanke vergrößerte meine Furcht vor höllischen Geistern. Vergeblich suchte ich im Himmel und in der Hölle die Lösung eines doppelten Geheimnisses. Moralisch und physisch zugleich aufgeregt, kämpfte ich noch mit meiner Unschuld gegen die Stürme einer allzu früh geweckten Leidenschaft und gegen die Schrecken des Aberglaubens.

Die Lecture der „Aeneide" und des „Telemach" fingen an dieses Chaos kindischer Vorstellungen zu klären, und

die milde Poesie des Tibull mit ihren weichen Gefühlsergüssen und ihrer ernsten Melancholie brachte einige Ruhe in diesen Sturm, weil sie zum Theil aussprach was der angehende Jüngling unbewußt gefühlt. Und wer will da noch so etwas Außerordentliches darin finden, wenn dieser „angehende Jüngling“ sich nicht mehr peitschen lassen will von dem Herrn Egault, und wenn er ihm nicht wie ein Kind, sondern wie ein Mann Rede steht. Leider handelt es sich freilich um einen Kinderstreich, der nur vertheidigt wird mit männlicher Energie, eine Zusammenstellung, die sich mehr als ein mal in Chateaubriand's Leben wiederfinden ließe. Derselbe Träumer, der so wilde, nächtliche Phantasien hat, hat ein Vogelnest ausgenommen, trotzdem daß die Gymnasialgesetze Dies aufs strengste untersagen. Der Lehrer entdeckt durch Zufall das begangene Schulverbrechen, und droht mit einer exemplarischen Strafe, mit der Peitsche. „Nun, wir werden wol sehen“, antwortet der Angeschuldigte, und spielt kaltblütig mit seinem Balle fort.

Wir kehrten in das Haus zurück: der beaufsichtigende Lehrer ließ mich in seine Stube kommen und befahl mir, ich solle mich der Strafe unterwerfen. Meine aufgeregten Gefühle lösten sich in Thränenströmen auf. Ich stellte dem Abbé Egault vor, daß er mir Lateinisch gelehrt habe, daß ich sein Schüler, sein Zögling, sein Kind sei, daß er mich nicht entehren und mir den Anblick meiner Mitschüler unerträglich machen wollen könne, daß er mich bei Wasser und Brot in die Strafkammer absperren, mich meiner Erholungen berauben, mich mit Pensums überhäufen möge, daß ich ihm für diese Milde danken und ihn noch mehr lieben wolle. Ich fiel ihm zu Füßen, ich faltete die Hände, ich beschwor ihn bei Jesus Christus mich zu schonen: er blieb taub bei all meinen Bitten. Voll Wuth stand ich auf, und gab ihm einen so nachdrücklichen Fußtritt gegen die Schenkel, daß er darüber einen Schrei ausstieß. Hinkend läuft er an die Thür seines Zimmers, schließt sie zwei mal herum, und wendet sich wieder gegen mich. Ich ziehe mich hinter sein Bett zurück, er aber verfolgt mich mitten durchs Bett mit Ruthenhieben. Da wickle ich mich in die Bettdecke ein, und um mich selbst zum Kampfe zu ermuntern, breche ich in das Feldgeschrei aus: Macte animo, generose puer!

Mein Feind mußte über diese Abcschützengelehrsamkeit lachen, er sprach von Waffenstillstand, wir schlossen einen Vertrag.

Chateaubriand verspricht sich dem Urtheilsspruche des Schulvorstehers zu unterwerfen, wird bei dessen ungünstigem Ausspruch aber schließlich vom Abbé l'Egault selbst begnadigt. So endet dieser Kampf, der in seinen Einzelheiten ein gar drolliges Bild abgibt.

Aus dem Gymnasium von Dol ging Chateaubriand in die Schule von Rennes über, wo er zwei Jahre lang mit unausgesetztem Eifer Mathematik und fremde Sprachen trieb; er traf hier wieder kurze Zeit mit Gesril zusammen, der drei Monate nach seinem Eintritt zur Marine abging. Auch Moreau und Limoëlan lernte er in diesem Institute kennen, das er nach zwei Jahren nur verließ, um in Brest sein Examen zu machen.

Dieser Schritt gibt Chateaubriand, was er so lange ersehnt, Unabhängigkeit und selbständiges Leben. Er steht nicht mehr unter der Ruthe der Herren aus Dol; Hr. v. Fayolle bewacht ihn nicht mehr des Abends, er ist sein eigener Herr geworden. Aber er weiß diese Freiheit nur zu exaltirten Träumereien zu benutzen. Von dem Mast eines Schiffs aus starrt er in das Meer, in das ewige Schaukeln der Wellen; und in seinem Geiste wogt es dabei noch chaotischer von zusammenhanglosen Ideen. Er grübelt voll Schwermuth und Trauer über das Gute und Böse in der Welt, oder er legt sich in die Nähe der Küste, wo das Rauschen der Wasser sein Ohr noch trifft, und da sinnt er über die Formen der Gesellschaft nach, und wenn der Signalschuß eines absegelnden Schiffs ihn aus diesen Träumereien aufschreckt, so stehen Thränen in seinen Augen. Diese Knabensentimentalität hat wenig Anmuthiges, sie ist doch gar zu vag und objectlos. Man sagt oft, daß in solchen Stimmungen die „Dichter“ geboren werden, ich glaube Das nicht. Ich meine nicht, daß wahre Dichter da aufleben, wo die gereizte Phantasie mit sich selbst schön thut, und sich recht romantisch an der Meeresküste ansiedelt, sich mit einigen Reminiscenzen mischt aus dem guten und jenem schlechten Buche, und es zuletzt höchstens zu einer Gestaltenschöpfung ohne Fleisch und Blut bringt. Die poetische Exaltation ist nicht die Poesie, und Orpheus hat im Umgange mit körperlosen Schemen seine schönsten Lieder zu singen verlernt.

Chateaubriand sollte, wie sein Vater es einst gethan hatte, sich dem Seedienste widmen, und seine Erziehung war dieser Bestimmung angemessen worden. François jedoch, der die Conflicte voraussah die sein von Natur ungehorsamer Sinn in dem Verhältniß zu seinen Vorgesetzten nothwendig erzeugen mußte, entschied sich endlich für die Kirche, und bezog, seine humanistischen Studien weiterzuführen, die Schule von Dinan, die in der Nähe von Combourg liegt. Das Leben in Combourg ist so eigenthümlich, daß wir seiner Darstellung wol einigen Raum gönnen dürfen:

Bei meiner Rückkehr aus Brest bewohnten vier Herren (Vater, Mutter, Schwester und ich) das Schloß. Eine Köchin, eine Kammerfrau, zwei Lakaien und ein Kutscher bildeten die Dienerschaft; ein Jagdhund und zwei alte Pferde waren auf einen Winkel des Stalles beschränkt. Diese zwölf lebenden Wesen wurden in einer Behausung unsichtbar, wo man kaum hundert Ritter mit ihren Damen, ihren Stallmeistern, ihren Dienern, ihren Handpferden und der Meute des Königs Dagobert bemerkt haben würde.

Das ganze Jahr kam kein Fremder ins Schloß, einige Edelleute ausgenommen, wie der Marquis von Monlouet und der Graf von Goyon-Beaufort, welche unsere Gastfreundschaft in Anspruch nahmen, wenn sie zum Parlamente als Sachwalter gingen. Sie kamen im Winter an, zu Pferd, die Pistolen an den Sattelbogen, das Jagdmesser an der Seite, und in Begleitung eines ebenfalls berittenen Dieners, der auf dem Rücken einen großen Mantelsack mit der Livrée trug.

Mein Vater hielt streng an den Ceremonien fest, und empfing sie mit entblößtem Kopfe mitten in Wind und Regen. Nach ihrem Eintritt erzählten die Landedelleute ihre Kriegszüge von Hanover, ihre Familienangelegenheiten und die Geschichte ihrer Processe. Abends führte man sie in den nördlichen Thurm, in das Zimmer der Königin Christine. Als ich den nächsten Morgen in den großen Saal herabkam, und durch die Fenster über die mit Reif bedeckte Landschaft hinblickte, bemerkte ich nur zwei oder drei Reisende auf dem einsamen Wege am Weiher: es waren unsere Gäste, die nach Rennes galopirten.

Oft vergingen ganze Monate, ohne daß ein menschliches

Besen an die Thür unsers Schlosses klopfte. Die düstere Stille des Schlosses von Combourg ward durch die schweigsame und ungesellschaftliche Lebensweise meines Vaters gemehrt. Anstatt seine Familie und seine Leute um sich zusammenzuziehen, hatte er sie in alle Himmelsgegenden des Gebäudes zerstreut. Sein Schlafzimmer lag in dem kleinen östlichen, und sein Arbeitszimmer in dem kleinen westlichen Thurme; das Gemach meiner Mutter lag über dem großen Saale zwischen den beiden kleinen Thürmen; meine Schwester bewohnte eine Stube die mit der meiner Mutter verbunden war u. s. f.

Mein Vater stand Winter und Sommer früh um 4 Uhr auf. Er ging in den innern Hof, um seinen Kammerdiener zu wecken. Um 5 Uhr brachte man ihm etwas Kaffee; darauf arbeitete er in seiner Wohnstube bis zu Mittag. Meine Mutter und ihre Schwester frühstückten jede für sich auf ihrem Zimmer früh um 8 Uhr. Ich hatte keine bestimmte Stunde, weder fürs Aufstehen noch fürs Frühstücken. Ich sollte bis Mittag studiren: — den größten Theil der Zeit machte ich Nichts.

Um halb 12 Uhr läutete man zum Mittagstisch, der um 12 Uhr aufgetragen wurde. Der große Saal diente zugleich als Speisesaal und als Salon; man aß Mittag und Abend an einem Ende desselben auf der Ostseite, nach dem Mahle nahm man dann am andern Ende der Westseite vor einem ungeheuern Kamine Platz. Nach dem Essen blieb man bis 2 Uhr beisammen. Im Sommer vergnügte sich dann mein Vater an der Fischerei, er besuchte seinen Küchengarten, oder er ging in dem Umkreise des „Hahnenflugs" spazieren. Im Herbst und Winter war er auf der Jagd, und meine Mutter zog sich in die Kapelle zurück, wo sie einige Stunden im Gebet zubrachte. War mein Vater ausgegangen und meine Mutter betete, so schloß sich Lucile in ihr Zimmer, und ich kehrte in meine Zelle zurück oder ich lief auf den Feldern herum.

Um 8 Uhr kündete die Glocke das Abendessen an; nach demselben setzte man sich bei schönem Wetter auf die Freitreppe. Mein Vater, mit einer Flinte bewaffnet, schoß Eulen, die mit Einbruch der Nacht aus ihren Schlupfwinkeln hervorflatterten; meine Mutter, Lucile und ich, wir schauten den Himmel, die Büsche, die untergehende Sonne, die ersten blinkenden Sterne an; um 10 Uhr zog man sich zurück und legte sich schlafen.

Und diese Sommerabende sind noch wahre Freudenfeste gegen die Einförmigkeit des Winters, der die vier Tischgenossen Abends ans Kaminfeuer bannt. Die Mutter seufzt, Chateaubriand und Lucile wagen kaum zu sprechen, und der Vater geht bis zur Schlafzeit ununterbrochen im großen Saale spazieren.

Er hatte einen weißen, wollenen Rock an, oder vielmehr eine Art von Mantel, wie ich ihn nur bei ihm gesehen habe; sein halb kahler Kopf war mit einer großen, weißen Mütze, die ganz gerade in die Höhe stand, bedeckt. Wenn seine Schritte sich vom Herde entfernten, war der große Saal durch eine einzige Wachskerze so wenig erleuchtet, daß man ihn nicht mehr sehen konnte; man hörte ihn nur noch in der Finsterniß tappen, dann kam er langsam in das Licht zurück, und trat allmälig aus der Dunkelheit heraus, wie ein Gespenst, mit seinem weißen Rocke, seiner weißen Mütze und seiner langen und blassen Gestalt. Wenn er an der andern Seite des Saales war, so wechselte ich leise einige Worte mit Lucile; wir schwiegen sobald er sich uns wieder näherte. „Wovon sprecht ihr denn?" fragte er im Vorbeigehen. Von Schrecken ergriffen konnten wir Nichts antworten, und er ging weiter. Den übrigen Theil des Abends schlug kein Geräusch an das Ohr als der gemessene Klang seiner Schritte, die Seufzer meiner Mutter und das Murmeln des Windes.

Es schlug 10 an der Schloßuhr. Mein Vater stand still — dieselbe Federkraft die den Hammer der Uhr erhoben hatte schien seine Schritte gehemmt zu haben. Er zog seine Uhr auf, stellte sie, nahm einen großen silbernen Leuchter mit einer großen Wachskerze, ging auf einen Augenblick in den kleinen westlichen Thurm, kam dann, seinen Leuchter in der Hand, wieder zurück, und schritt nach seiner Schlafstube in dem kleinen östlichen Thurme. Lucile und ich traten an seinen Weg, wir umarmten ihn und wünschten ihm eine gute Nacht. Ohne zu antworten, neigte er seine welke und ausgehöhlte Backe zu uns her, setzte seinen Weg fort, und zog sich in das Innere des Thurms zurück, wo wir die Thüren hinter ihm sich schließen hörten.

Das Zaubersiegel war gebrochen: wenn wir, meine Schwester, meine Mutter und ich, durch die Anwesenheit des Vaters in Statuen umgewandelt worden waren, so kehrten wir jetzt wieder zu den Verrichtungen des Lebens zurück. Die erste Wirkung unserer Entzauberung that sich in einer Flut von Worten kund; wenn das Stillschweigen uns erst gedrückt hatte, so entschädigten wir uns jetzt in vollem Maße.

Ging der Strom der Rede zu Ende, so rief ich die Kammerfrau, und führte Mutter und Schwester nach ihrem Zimmer. Ehe ich mich zurückzog, ließen sie mich unter die Betten, in die Kamine, hinter die Thüren sehen, die Treppen, die Wege und die benachbarten Corridore durchsuchen. Alle Sagen des Schlosses, Räuber und Gespenster kamen ihnen da in den Sinn. Die Leute glaubten nämlich, daß ein gewisser Graf von Combourg, der vor drei Jahrhunderten gestorben, mit einem hölzernen Beine zu gewissen Zeiten umginge, und daß man ihm auf der großen Treppe des Thürmchens begegne; sein hölzernes Bein ging bisweilen auch allein mit einer schwarzen Katze spazieren.

Diese Geschichten beschäftigten meine Mutter und meine Schwester die ganze Zeit vor dem Schlafengehen; sie legten sich in Todesangst zu Bette, ich zog mich in mein Thürmchen hinauf zurück, die Magd ging wieder in den großen Thurm, und die übrigen Diener gingen in ihre untern Kammern hinab.

Der Rettungsanker für das träumerische Gemüth unsers François war die Natur und Lucile, und Beide im Verein haben ihn zu den ersten Versen begeistert. Bei den Blumen des Feldes und bei seiner Schwester lebte die niedergedrückte Unbefangenheit seiner Anschauungen wieder auf. Sollte es dem Schreiber dieser Zeilen einmal vergönnt sein eine Darstellung von Chateaubriand's literarischer Wirksamkeit zu geben, so wird er bei Gelegenheit der Besprechung von „René" recht ausführlich auf diese verständige, schöne, schwarzlockige Lucile zurückkommen müssen, die Chateaubriand so zärtlich liebte, und die ihn zu einem so poetischen Werke begeisterte. Beide hatten im Innersten des Herzens einen Anflug von Trauer: „Dies kam von Gott oder von unserer Mutter."

Chateaubriand dichtet; aber er verzweifelt an seinem Talent, wie er erst einen Augenblick daran geglaubt hat; er hört auf die Natur zu besingen — ist ihm doch noch deren schönste Schöpfung ein Räthsel! Er kann, außer seine Mutter und seine Schwester, keine Frau sehen ohne die peinlichste Verlegenheit, und er wird feuerroth, wenn sie ein Wort an ihn richtet. Wie einer Qual suchte er ihrem Anblicke zu entfliehen, und war sie seinen Augen verschwunden, so riefen doch alle Wünsche seines Herzens sie wieder zurück. Unbestimmt, aber drängend tritt es in seine Seele, daß die Beziehung zu andern Frauen, die Tibullische Liebe, sich von dem Verhältniß zu Mutter und Schwester noch in Etwas unterscheide. Da gibt es einmal im Dorfe unten Etwas zu sehen, und Alles

läuft nach dem Fenster; eine hübsche junge Nachbarsfrau nimmt so dicht hinter ihm Platz, daß er ihr nicht mehr ausweichen kann. Er weiß nicht mehr was um ihn herum sich zuträgt, aber er fühlt: „daß lieben und geliebt werden, in einer ihm noch unbekannten Weise, die höchste Glückseligkeit des Lebens sein muß." Chateaubriand liebt, ohne Jemand zu lieben: Das ist der merkwürdige Widerspruch seines Lebens; der Jüngling hat ein selbstgeschaffenes Phantom geliebt, und der Mann und der Greis haben für ein selbstgeschaffenes Phantom gekämpft und gelitten. Eine großartige Begabung hat sich selbst den Lebenstriebsaft verkümmert — soll man Das Sünde oder soll man es Märtyrerthum nennen?

Ich schuf mir aus allen Frauen die ich gesehen hatte ein Wundermädchen. Sie hatte den Wuchs, die Haare, das Lächeln jener Fremden die mich an ihren Busen gedrückt. Ich lieh ihr die Augen eines jungen Landmädchens, und die natürliche Frische wieder einer Andern. Die Bildnisse der großen Frauen aus der Zeit Franz' I., Heinrich's IV., und Ludwig's XIV., mit denen unser Salon geziert war, hatten mir neue Züge geliefert, und ich hatte selbst von den Altarbildern der Heiligen Jungfrau die himmlische Grazie für sie entnommen.

Dieses Zaubermädchen folgte mir überall unsichtbar, ich unterhielt mich mit ihr wie mit einem wirklichen Wesen. Sie metamorphosirte sich wie es meiner Thorheit eben gefiel: Aphrodite ohne Schleier, Diana in Azur und Morgenthau gehüllt, Thalia mit lächelnder Maske, Hebe mit der Schale der Jugend; oft ward sie eine wunderthätige Fee, die mir die Natur unterwarf. Unaufhörlich verbesserte ich mein Gemälde; ich nahm meiner Schönen den innern Reiz, um ihn durch einen andern wieder zu ersetzen; ich wechselte auch den Schmuck mit dem ich sie angethan. Ich entnahm allen Ländern, allen Jahrhunderten, allen Künsten ihre Farbenzier, und dann, wenn ich ein vollendetes Meisterwerk hingestellt hatte, zerstörte ich selbst wieder meine Zeichnung, mein Colorit. Mein einziges Mädchen wandelte sich nun in eine Menge von Frauen, an denen ich einzeln die süßen Herrlichkeiten vergötterte die ich vorher an der einen vereint angebetet hatte.

Ist Das gleich Wahnsinn, hat es doch Methode! Aber dieses Delirium dauert ganze zwei Jahre, und Chateaubriand wird mager, seine Augen werden hohl; er spricht wenig, er spricht zuletzt gar nicht mehr. Krankheit wirft ihn darnieder, und als er zur Entscheidung seines Lebensberufes gedrängt wird, so fühlt er, daß er auch für die Kirche wieder die Lust verloren. Er will nach Indien, und bereitet die Reise in St.-Malo vor. Da ruft ihn plötzlich ein Schreiben von St.-Malo zurück, und am Tage nach seiner Ankunft in Combourg erklärt sein Vater, es sei für ihn ein Unterlieutenantspatent im Regimente Navarra eingetroffen. Hundert Louis und einige spröde Ermahnungen gibt er ihm mit auf den Weg in die Welt, und aus der letzten väterlichen Umarmung steigt der junge Militair in den Postwagen nach Paris! Da sitzt er während einer langen Fahrt mit einer Dame, Frau Rose, beisammen, und voller Furcht, daß er vielleicht zufällig durch einen Ruck des Wagens mit dem Kleide derselben in Berührung kommen könne, drückt er sich so viel als möglich in eine Ecke, unterhält sie durch ein tiefes Schweigen, und läßt sie den Postillon bezahlen, da er Nichts zu thun im Stande ist. Als sie endlich nach Paris kommen, quartiert sie ihn in der Straße du Mail, im Hôtel de l'Europe, ein, und empfiehlt sich ihm mit einer kurzen Verbeugung als seine ganz ergebene Dienerin.

Es beginnt jetzt für den jungen Helden eine Epoche der Rathlosigkeit. Das Kind Chateaubriand findet sich in einem kleinen Zimmer der dritten Etage, es fühlt sich unbehaglich, es hat Hunger: aber es fürchtet sich eine Ungeschicklichkeit zu begehen, und brütet darüber, ob es die Leute des Hotels heraufrufen oder zu ihnen hinabsteigen soll. Diese Rathlosigkeit wird den Mann oft bitter verfolgen im Leben; er wird ein recht wißbegieriges und recht interessantes Kind bleiben! Aber ein Charakter?

Chateaubriand wird eingeführt in das Leben von Paris, in die Cirkel seiner Verwandten, in sein Regiment Navarra. Es geht in den Salons seiner Schwester und der Frau v. Chastenay lustiger her als bei der Quadrillepartie seiner Großmutter von Bedée. Aber in dieses Flüggewerden trifft die Trauernachricht vom Tode seines Vaters, den er aufrichtig beweint, und mit dem der erste Act seines Lebens schließt. Chateaubriand setzt seinen Todtenschein und den seiner Mutter in seine Memoiren: merkwürdig contrastirende Actenstücke; der Stil des alten Bourbonskönigthums und der der Republik vom Jahre V! Während der alte René als hoher und mächtiger Herr mit einer langen Reihe schöner Titel stirbt, und ehrwürdige Geschlechtsnamen seinen Tod bezeugen, verscheidet im Hause der Bürgerin Gouyonne eine arme Frau, Frau v. Chateaubriand, und ein Gärtner und ein Tagelöhner beglaubigen ihr Ende, von denen der Letztere nicht schreiben kann.

(Der Beschluß folgt.)

Chronologischer Irrthum.

Trügen nicht alle Zeichen, so ist aus dem Gröbsten die mehrmonatliche Zeit überstanden, während welcher Politik, nur Politik und ausschließend Politik alle Geister beschäftigte, und jedes andere Wort, gedruckt oder gesprochen, wie vernünftig es auch immer war, ein todtgeborenes Kind blieb. Also ist es wenigstens möglich, sogar wahrscheinlich, daß bei dem neu erwachenden Sinne für Literatur und Wissenschaft kein höhnisches Lächeln dem Versuche begegnet zu erweisen, daß die bisherige Zeitrechnung zwischen der Einnahme Jerusalems durch Nebukadnezar und der Geburt Christi sich um 33 Jahre geirrt. Die betreffende Schrift heißt: „Chronology of the times of Daniel, Ezra and Nehemiah, considered with the view of correcting an error of thirty-three years in the received chronology between the capture of Jerusalem and the birth of Christ, etc.; by *James Whatman Bosanquet*" (1. Abth., London 1848). Das hierin Geleistete gibt mehren unklaren Stellen des Alten Testaments einen natürlichen Sinn, beseitigt verschiedene Schwierigkeiten in der gewöhnlichen Auslegung, und versöhnt namentlich die grellen Widersprüche in den biographischen Skizzen des Cyrus von Herodot und Xenophon. Demzufolge wäre der bei Daniel, Esther und Esra vorkommende Ahasverus eine und dieselbe Person, und zwar Niemand anders als der aus der profanen Geschichte bekannte Darius Hystaspes, dagegen der Darius bei Esra und Daniel kein Anderer als Xerxes. Die hierdurch in Frage gestellten Angaben gleichzeitiger Historiker, sowie die historischen Behauptungen eines Prideaux, Hales und Rosenmüller sollen in der versprochenen zweiten Abtheilung der Schrift erörtert werden. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 27. —— 31. Januar 1849.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.
Erster Artikel.
(Beschluß aus Nr. 26.)

Chateaubriand ist in Paris kein Anderer geworden; von der mächtigen politischen Aufregung, die schon damals durch alle Herzen Frankreichs sich zog, weiß er Wenig oder Nichts. Er streicht in den Straßen herum, und sieht im Theatre de l'Opera Frau Saint-Huberti in der Rolle der Armide, er übersetzt die „Odyssee" und „Cyropädie", und starrt Abends träumerisch in das Feuer seines Kamins, wie er ehemals in das schweigende Meer gesehen. Er ist unglücklich daß er keine Abenteuer hat, oder vielmehr daß er zu ungeschickt ist welche zu finden. Sein Wundermädchen fängt wieder an in seinem Kopfe zu spuken; in einer Tochter der Freude mag er sie doch nicht realisirt sehen, aber in der Gestalt einer Weißnähterin würde er sie willkommen heißen. Er liest die liederlichen Liebesgeschichten Bassompierre's, und wo das Abenteuerliche zum Räthselhaften, zum Unbegreiflichen wird, da jubelt er auf. Mit freudigem Schaudern hat er in den „Mémoires de ma vie" die bekannte Erzählung Bassompierre's gefunden, nach welcher dieser sich mit einem liebenswürdigen Mädchen ein Rendezvous gibt, dann aber, als er nach vielen Mühen in das Zimmer seiner Geliebten kommt, auf dem Tische zwei nackte Körper ausgestreckt liegen findet. Da der verliebte Herr Marschall von Frankreich erstaunt zurückweicht, so bleibt der merkwürdige Vorfall unerklärt; François René von Chateaubriand aber durchläuft Paris, sucht die Wohnung jenes Mädchens, erkundigt sich ob Niemand ihre Haare gekauft habe, und ruft dann schmerzlich aus: „Ich bin von Thür zu Thür geirrt; keine Nähterin von 20 Jahren!" Es gehört viel Selbstüberwindung dazu dieses Jugendleben so ungeschminkt zu malen; während die Sturmvögel schreien und dem mürben Schiff Frankreich mit dem Untergange drohen, besichtigt Chateaubriand das Terrain von Bassompierre's Liebesaffairen: eine Aufrichtigkeit die man bewundern muß!

Das eigentlich erste, große, epochemachende Factum (?) in Chateaubriand's Dasein, seine solenne Einführung in das öffentliche Leben ist seine Vorstellung am Hofe von Versailles. Die „Gazette de France" meldet unter dem 27. Febr. 1787: „Der Graf Charles d'Hautefeuille, der Baron von St.-Marsault, und der Chevalier von Chateaubriand, welche vorerst die Ehre gehabt hatten dem Könige vorgestellt zu werden, waren am 19. dieses Monats so glücklich die Wagen des Königs besteigen, und ihn auf die Jagd begleiten zu dürfen." Chateaubriand war vorher zum Hauptmann der Cavalerie gemacht worden, um bei Hofe erscheinen zu können. Die Vorstellung geht ohne etwas Bemerkenswerthes vorüber, und nachdem ihm der Herzog von Coigny recht dringend empfohlen, daß er sich ja hüten möge bei der Jagd zwischen den König und das Wild zu kommen, besteigt er ein schönes Jagdpferd aus den Ställen von Versailles, l'Heureuse, die Glückliche, genannt. Als er aber im Walde an einen Pavillon kommt, fällt er auch hier in seine langweiligen Träumereien, und denkt „über den Ursprung der langhaarigen*) Könige, und über ihre mysteriösen Vergnügungen" nach. Da fällt plötzlich ein Schuß, die Glückliche wird scheu, und trägt den bestürzten Reiter gerade an den Ort, wo der Rehbock getödtet worden war. Der König erscheint und sagt freundlich: „Er ist nicht weit mehr gekommen!" „Das ist das einzige Wort was Ludwig XVI. je zu mir gesprochen hat." Und die Höflinge ärgern sich den jungen Debutanten in so vertraulichem Gespräch mit dem König zu finden, causant avec le roi.

Verschwundenes Glück von Versailles — es war zwei Jahre später als das Volk von Paris dein Todtenlied heulte, und an jenem roth gezeichneten Königstage waren die Plätze in dem Wagen des Königs wol die am wenigsten beneideten. Da traten statt junger Adelsdebutanten die Damen der Halle, die Fischweiber ins öffentliche Leben ein, und auch sie hatten die Ehre den König begleiten zu dürfen auf einer Jagd nach Paris, und vertrauliche Gespräche mit ihm zu führen, causant avec le roi.

Eine der letzten Nummern der „Revue des deux mondes" berichtet, daß von jenen drei Edelleuten, vielleicht den letzten die durch die Wagen der allerchristlichsten Majestät in der Oeffentlichkeit debutirt haben, noch Einer am Leben sei. Mitten unter der Menge welche beim Begräbniß die fremde Missionskirche umdrängte be-

*) Clodion, Clodwig, führte den Beinamen der Langhaarige.

merkte man einen noch rüstigen Greis, auf dessen Gesicht ein tief inneres Ergriffensein lagerte; es war Hr. v. Hautefeuille, der den Leichenfeierlichkeiten seines berühmten Mitdebutanten von Versailles beiwohnen wollte. Und diese royalistische Erinnerung an die gestorbene Königspracht von Versailles wenige Tage nach einem siegreichen Kampfe zu Gunsten derselben Republik, die alle Sprößlinge der Bourbons für ewige Zeiten aus Frankreich verbannt hat!

Es gefiel Chateaubriand am Hofe nicht; er floh das Oeil-de-Boeuf, und seine Stimmung spricht sich in dem beifolgenden Katechismus aus:

„Haben Sie denn nicht mehr mit dem König gejagt?"

Nicht mehr als mit dem Kaiser von China.

„Kehrten Sie denn nicht nach Versailles wieder zurück?"

Ich ging zwei mal bis nach Sevres; das Herz wurde mir schwach, und ich kehrte nach Paris um.

„Zogen Sie denn gar keinen Vortheil aus Ihrer Stellung?"

Keinen!

„Was thaten Sie denn also?"

Ich langweilte mich.

„Nun haben Sie denn gar keinen Ehrgeiz?"

Gewiß! Durch Intriguen und Sorgen hindurch ward mir die Ehre in den Musenalmanach eine Idylle zur Aufnahme zu bringen, deren Erscheinen mich fast vor Furcht und Hoffnung getödtet hätte. Ich würde alle Staatswagen des Königs dafür hingegeben haben, hätte ich die Romanze: „O ma tendre musette" oder „De mon berger volage" gedichtet. Zu Allem fähig in den Augen Anderer, zu Nichts tauglich in meinen eigenen — so bin ich!

Nach kurzem Aufenthalt in Dieppe kehrte Chateaubriand nach Paris zurück, und suchte seine einzige Zerstreuung in den Theatern und in literarischen Kreisen. Er kannte nicht Turgot, aber er kannte den Chevalier von Parny, dessen Verse er auswendig lernte; er kümmerte sich nicht um Calonne, aber um Delisle de Sales und um Flins. Mit Malesherbes war er durch seinen Bruder verwandt, und bei Besprechung des folgenden Bandes der Memoiren werden wir auf den außerordentlichen Einfluß zurückkommen müssen den der ehrwürdige Exminister und Rosenfreund auf Chateaubriand geübt. Zum Schluß soll daher hier nur noch eine Stelle wiedergegeben sein, die deshalb wichtig, weil sie in diesem Bande die einzige allgemeine Zeichnung von dem Charakter des öffentlichen Lebens bietet:

Während dieser Epoche war in den Geistern und Sitten Alles verwildert, ein sicheres Symptom der nahen Revolution. Die Magistrate errötheten, wenn sie ihr Amtskleid öffentlich tragen sollten, und machten die äußere Würde ihrer Väter zum Kinderspott. Die Lamoignon, die Molé, die Séguier, die fünf Aguesseau wollten kämpfen und nicht mehr richten. Die Frauen der Präsidenten hörten auf für ehrenwerthe Familienmütter gelten zu wollen, und sie kamen aus ihren düstern Hotels heraus, um sich nach glänzenden Abenteuern umzusehen. Der Priester vermied auf der Kanzel den Namen Jesu Christi, und sprach nur von dem Gesetzgeber der Christen. Die Minister stürzten Einer auf den Andern, und die Macht entschlüpfte dabei den Händen Aller. Die Spitze des guten Tons bestand darin, in der Stadt für einen Amerikaner, am Hofe für einen Engländer, im Heere für einen Preußen, kurz für Alles, nur nicht für einen Franzosen zu gelten. Was man that und sagte war Nichts als eine Reihe von Inconsequenzen. Man wollte die Pfründengeistlichen beibehalten, aber man wollte keine Religion mehr. Niemand konnte Offizier sein, wenn er nicht von Adel war, und dabei zog Jeder gegen den Adel zu Felde. Man führte die Gleichheit ein in den Salons und die Stockprügel im Lager.

So sind wir mit einem großen Dichter Frankreichs durch ein merkwürdiges Jugendleben geschritten! Der nächste Band wird uns vom Feuer des Herdes zu Combourg in die Feuerbrände einer Weltrevolution führen, und das Gemälde das sich vor unsern Augen aufrollen wird wird großartigere Tableaux, einen bewegtern Hintergrund zeigen.

Um sonst unumgängliche Wiederholungen zu vermeiden, spart sich Ref. bis zum Schluß des Werks auf der schön-classischen Form ausführlich zu gedenken, in der die Poesie Chateaubriand's uns noch „von jenseit des Grabes" anweht. Auch wird sich erst dann ein allgemeines durch Belege gestärktes Urtheil über den historischen Werth dieser Memoiren, über ihre Aufrichtigkeit und Glaubhaftigkeit fällen lassen.*) **T. Fasoldt.**

Zur neuesten Geschichte Polens.

Wizerunki duszy narodowej s końca ostatniego szesnastolecia przez *Ojczyźniaka*. Paris 1847.

Diese Schrift, deren Verf. Trentowski sein soll, enthält unter dem Titel „Darstellungen des nationalen Geistes" eine Geschichte der Polen seit 1830. In fünf Briefen, die angeblich aus Posen, Krakau, Lemberg, Warschau und Paris von Bewohnern dieser Städte geschrieben sind, werden die Begebnisse und Zustände in dem preußischen Polen, in Krakau, Galizien, dem russischen Polen und die der polnischen Emigration ausführlich geschildert. Viele Uebertreibungen und gehässige Auffassungen, namentlich gegen Preußen, finden sich auch hier vor, wie fast in jedem der neuern polnischen Werke, daneben aber auch eine Masse sehr interessanter Schilderungen und Bemerkungen.

Im ersten Briefe wird alles Ernstes ausgeführt, daß, wie von den Kreuzrittern, diesen mit dem Schwerte umgürteten Jesuiten des Mittelalters, Marienburg, Elbing, Marienwerder und andere Städte des altpolnischen (!) Landes germanisirt worden seien, so geschehe es jetzt in Westpreußen und im Posenschen; hier wie dort würden durch die Umtriebe der Regierung die Deutschen und Juden zu den allein Besitzenden, die Polen zu Proletariern gemacht. „In den Weichselniederungen", heißt es dann weiter, „trifft man aber noch Familien an die nicht ein Wort Deutsch verstehen. Es haben sich ringsumher Deutsche angesiedelt, es werden Zwangsmittel gegen sie angewendet: sie erlernen dennoch das Deutsche nicht. Ihre ziemlich reine polnische Sprache klingt wie die zur Zeit der Piasten. Sie halten fest am katholischen Glauben, den zahlreichen Verlockungen protestantischer Missionnaire zum Trotz. Die deutsche Weisheit findet bei ihnen keinen Eingang. Bei einem solchen Polen auf dem Lande in der Gegend von Statgard oder Marienburg zu übernachten gewährt einen unaussprechlichen Reiz. Den Abend bringst du so angenehm und sinnig zu, voll heiliger nationaler Gefühle, als wenn du in den elysäischen Feldern in Gesellschaft der polnischen Urahnen dich befändest. Morgens wecken dich die Hausmädchen mit einem im übrigen Polen schon seit Jahrhunderten vergessenen altpolnischen katholischen Liede. Auch der ärgste Religionsspötter wird, sofern er Patriot ist, der die Macht des Katholicismus erfahren, er wird aufhören die Römlinge zu verfolgen. Es ist ausgemacht, daß der Katholicismus, besonders der jesuitische, keine fortbildende,

*) Ein zweiter Artikel folgt im nächsten Monat. D. Red.

daß er aber die größte erhaltende Kraft hat; es steht fest, daß der Katholicismus unter Sigismund III. den nationalen Geist der Polen geblendet und verdummt, dem Vaterlande tödtliche Wunden geschlagen hat: jetzt aber ist er die Stütze, die Kraft, die Schutzwehr der unterdrückten Polen geworden. Der Katholicismus, insbesondere der Jesuitismus, welcher das freie Polen gemordet hat, wird Polen nicht erwecken, aber durch ihn ist der Leichnam des großen Verstorbenen einbalsamirt und vor der Fäulniß bewahrt worden, durch ihn wird dieser erhalten bleiben, bis ihn Gottes Odem neu beseelt."

„Im Posenschen", heißt es im zweiten Briefe, „bestanden während der letzten 15 Jahre zwei politische Parteien unter den Polen, die Patrioten und die Demokraten. Das Ziel der Letztern war, die socialen Ideen die sie aus Frankreich und von den deutschen Halbweisen, wie Feuerbach, Ruge, Julius, entnommen hatten, abgesehen von den Bedürfnissen der polnischen Nation, ins Leben zu rufen. Die Patrioten hatten nur die Wiederherstellung Polens im Sinn, und bereiteten Alles für einen günstigen Zeitpunkt wohlbedächtig vor. Die drei Führer dieser waren der Erzbischof Dunin als Träger des Glaubens, der Graf Eduard Raczynski als Geschichtsforscher und Förderer der polnischen Sprache, und der Arzt Dr. Marcinkowski, der auf Erhebung der Wissenschaft und des industriellen Lebens hinarbeitete. Alle Drei wurden von den Demokraten nicht anerkannt, häufig angegriffen, Raczynski fiel sogar als Opfer der Intrigue. Dieser Mann hatte einen großen Theil seines Vermögens auf den Altar des Vaterlandes niedergelegt: man schob ihm Stolz, Ruhmsucht, Reue über die Sünden seiner Ahnen unter; er gab Manuscripte heraus: da hieß es, er verfälsche die Geschichte. Statt des Dankes erntete er Haß und Verachtung, überall ward er als Aristokrat, Vertheidiger der Standesprivilegien und des historischen Rechts, als Reactionnaire verschrien. Und er allein war mehr werth als die ganze »Schar des Fortschritts«. Die posener Vorfälle vom J. 1846, die galizischen Scenen, die Verurtheilungen im Königreich und in Lithauen, Das sind die grausamen Schläge welche Polen durch die Demokraten erlitten hat. Und woher das Alles? Die Milchbärte wollten Heldenrollen spielen, und den Patrioten zeigen wie man thätig sein, in welcher Weise man ans Werk gehen müsse."

„Der Russe ist doch noch ein besserer Feind als der Deutsche", wird als Ansicht der Russomanen unter den Polen angeführt, „der Russe achtet, weil er selbst Slawe ist, in uns Polen wenigstens den slawischen Geist, die slawischen Gebräuche und Sitten, denen der Deutsche den Tod geschworen hat. Der Russe rottet die polnische Nationalität nur deshalb aus, weil wir mit ihm im Kampfe liegen. Wenn wir aufhören möchten ihm feindlich entgegenzutreten, würde er sofort zur Besinnung kommen und unserm Elende Einhalt thun; denn die polnische Nationalität und die polnische Sprache ist des Slawenthums ältster Ruhm und älteste Ehre. Dem Deutschen hingegen ist Alles was slawisch ist, ein Dorn im Auge. Der Russe ist grausam aber offen, er haßt die Doppelsinnigkeit, er verdeckt seinen Haß nicht mit dem Mantel der Bildung. Er tödtet den Körper, nicht den Geist. Schon heute finden in seinen Augen die Erzeugnisse unsers nationalen Geistes, als heilige Reliquie des slawischen Geistes, Anerkennung. Wenden wir ihm unser Herz und ein freundliches Antlitz zu, wir werden sicher unendlich viel erretten. Unter der Herrschaft des Deutschen hingegen, der schon seit Jahrhunderten daran arbeitet die slawischen Stämme herabzuwürdigen, wird nicht nur der polnische, sondern selbst der slawische Geist ertödtet. Nach Rußland müssen demnach die Polen ihre Augen hinwenden, nur unter Rußlands Adlern können sie an den Deutschen Rache nehmen."

Dagegen schreibt ein Einwohner von Warschau im vierten Briefe: „Der Russe ist ebenso schlimm wie der Deutsche; den Russen sich hingeben heißt die Seele dem Bösen ausliefern. Polen und Russen können nie Ein Volk werden. Den Polen hat das gebildete und freiheitliebende Europa großgezogen, das republikanische Rom hat ihm das Muster zu seiner Republik, das christliche Rom den katholischen Glauben gebracht. Dem Russen dagegen hat die düstere und slawische Tatarei und das dieser ähnliche griechische Schisma seine gegenwärtige Ausbildung gebracht. Bei den Polen artete die Freiheitsliebe bis zur Anarchie aus, der Russe ist durch den eisernen Gehorsam bis zum Thiere erniedrigt. Es gibt keine stärkern Gegensätze als das politische, religiöse und ethische Leben Beider, die Herzen, der Verstand, der Geist stehen einander diametral gegenüber. Russen und Polen verbinden hieße Wasser und Feuer vereinigen. Nur die Sprache nähert sie einander, während gerade umgekehrt die Polen den Deutschen durch die Sprache zwar fern, durch den europäischen Geist aber nahe stehen. Wer dem Russen sich hingibt, bricht mit dem ganzen civilisirten Europa, und wirft der asiatischen Barbarei sich in die Arme. Die Knechtschaft die der Gewalt weicht entehrt den Menschen nicht, vielmehr nur die welche der Mensch freiwillig erduldet. Die Polen ertragen heute das Joch, weil sie müssen, indem sie aber bei jeder Gelegenheit nach Freiheit ringen, so kann ihnen die Achtung Europas nicht fehlen. Nehmen sie das Joch aber mit Freuden auf, so wird man ihnen ins Gesicht speien. Geben sie sich dem Zaren freiwillig hin, so wird er sie verachten und nicht höher schätzen wie eine Viehheerde. Die Frage, ob der Deutsche oder der Moskowiter uns mehr bedrückt, mögen unsere Feinde unter sich ausmachen, wir Polen haben Beide gleichermaßen zu hassen; denn Beide verlangen nach dem Untergange Polens, Beide entreißen uns das Vaterland nicht blos mehr in politischer, sondern auch in geistiger und moralischer Hinsicht."

„Wer seit 1831 im Königreich Polen nicht gewesen ist, erkennt es heute nicht mehr wieder. Im ganzen Lande von der Grenze an hört er nur Russisch sprechen. Dem Polen verschließt theils Scheu, theils Schmerz, theils Verachtung den Mund, der Russe allein nimmt vorlaut das Wort. Wohin man blickt, überall russische Adler, russische Trachten, in die das ganze Landvolk, die ganze polnische Jugend gekleidet ist; auch die Juden haben ihre Bärte verloren, und gehen in der ihnen vom Kaiser aufgedrungenen Kleidung einher." Die vielen hierauf mitgetheilten Einzelheiten über die Unterdrückungen die die Polen unter dem russischen Scepter zu erdulden haben, und über die Mittel welche Rußland zur Ausrottung der polnischen Nationalität anwendet, kann man ohne das tiefste Mitleid nicht lesen.

Unter den polnischen Emigranten werden in vorliegender Schrift vier Hauptparteien unterschieden, die bis zum Ausbruche der französischen Februarrevolution bestanden haben: 1) Der Club der Demokraten, dessen Ursprung in dem von Lelewel 1830 in Warschau gegründeten Patriotischen Club, ja in der Targowitzer Conföderation gefunden wird, der seine gegenwärtige Gestalt aber Adam Gorowski verdankt. Dieser Club ist es der die in Polen hingerichteten Emissaire, einen Wollowicz, Zaliwski, Konarski, Zawisza, ferner den in Posen erschossenen Boguslawski oder Babinski ausgesandt und allerhand Verschwörungen und unsinnige Expeditionen veranlaßt hat, nicht um Polen herzustellen, sondern um die Ideen der französischen Radicalen von der Gleichheit Aller u. s. w. ins Leben zu rufen, der dadurch eben dem Vaterlande den größten Schaden gebracht hat. 2) Die Verbrüderung des weißen Adlers, eine durch Vincenty Tyszkiewicz herbeigeführte Abzweigung des Demokratischen Vereins, in deren vordersten Reihen Lelewel, Zwieskowski und Worcel stehen. Diesen kommt es nicht auf die Herstellung socialer Ideen, sondern auf die Herstellung Polens an, sie wollen zuvörderst Polen und dann Demokraten sein, sie fragen nicht wie einst Polen gestaltet sein werde, sondern wie es herzustellen sei; sie sagen, die gesellschaftliche Gliederung werde sich nach der Herstellung schon finden. 3) Der constitutionnell-monarchische Club, auch der der Adamiten genannt, welcher behauptet, daß die constitutionnell-monarchischen Grundsätze, wie sie das freie polnische Volk zu-

test in der Constitution vom 3. Mai 1791 ausgesprochen hat, allein zur Rettung Polens führen können, und der den Fürsten Adam Czartoryiski für berufen zum Herrscher Polens hält. 4) Die römisch-katholische Partei, die einzig und allein auf Herstellung des Katholicismus oder vielmehr der mittelalterlichen Hierarchie in Polen hinarbeitet, und seine eigentlichen Zwecke unter dem Mantel des Patriotismus verfolgt. 22.

Bibliographie.

Graf Castel Melhor oder das letzte Gefühl. Trauerspiel in fünf Aufzügen. Berlin, Hayn. 1848. Gr. 8. 1 Thlr.

Echo der schönsten und volksthümlichsten Lieder und Singweisen. Für Schule und Haus gesammelt und herausgegeben von C. E. Hager. 2te Ausgabe. Leipzig, Spamer. Br. 8. 7½ Ngr.

Freiligrath, F., Neuere politische und sociale Gedichte. 1stes Heft. Köln. 8. 15 Ngr.

Glaßbrenner, Neue Volkslieder nach alten Melodien. 1stes Heft. Berlin, Simion. 16. 2½ Ngr.

Laquai, C. H., Predigten. Zu seinem Andenken herausgegeben von K. M. Wirth und J. Scherrer. St. Gallen, Huber u. Comp. Gr. 8. 24 Ngr.

Müglich, J. K. A. G., Die Hegel-Weisheit und ihre Früchte. Oder: Arnold Ruge mit seinen Genossen in den hallischen Jahrbüchern und in der Paulskirche zu Frankfurt und anderswo. Briefe an den Pastor Fix. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ruge, A., Die preußische Revolution seit dem 7. Sept. und die Contrerevolution seit dem 10. Nov. Tagebuch. Leipzig, Verlags-Bureau. 1848. Gr. 8. 20 Ngr.

Schults, A., Leierkastenlieder. Meurs, Dolle. 16. 5 Ngr.

Berliner Taschenbuch für 1849. Mit 7 Stahlstichen. Berlin, Decker. 8. 2 Thlr.

Alte und neue Wehrmanns-Lieder. Mit Bildern und Singweisen. Stuttgart, E. Hallberger. Br. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Abtrennung Nordschleswigs ein Verbrechen an der deutschen Nationalität. Von einem Südholsteiner. Kiel, Naeck. 1848. Gr. 8. 2 Ngr.

Blittersdorf, Freih. v., Einiges aus der Mappe. Mainz, Kupferberg. Gr. 8. 10 Ngr.

Galizien in diesem Augenblicke. Ein dringendes Wort in einer drängenden Zeit. Wien, Lechner. 1848. 8. 16 Ngr.

Junghanns, C., Die Volkswirthschaftslehre für Jedermann und sechs volkswirthschaftliche Trugschlüsse des Hrn. Bastiat. Leipzig, Weidmann. 1848. 8. 3 Ngr.

Löffler, A., Die Krone und die Nationalversammlung. Berlin, Sacco. 1848. Imp.-4. 3 Ngr.

Die Republik Oesterreich. Vom Gr. v. S. Mannheim, Grohe. Gr. 16. 3 Ngr.

Pfau, L., Ein Todtenkranz auf das Grab Robert Blum's. Rede gehalten bei der Trauerfeier in Heilbronn den 21. Nov. 1848. Heilbronn, Drechsler. Gr. 8. 2 Ngr.

Rathschläge zu Abwehr der obschwebenden Finanznoth von Ch. H. Stuttgart, Metzler. 1848. 8. 4 Ngr.

Tagebuch eines Wiener Nationalgardisten. October 1848. Leipzig, Spamer. 8. 10 Ngr.

Ueber Robert Blum's Tod und die Paulskirche. Auch eine Anrede an das deutsche Volk. Aschaffenburg, Pergay. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Wilhelm der Rächer, nach der Ermordung Robert Blums. Kiel, Naeck. 1848. 8. ½ Ngr.

Inhalt des Monats Januar.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 28. — 1. Februar 1849.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Die wiener Octoberrevolution.

Die wiener Octoberereignisse sind so unerwartet und mit so schrecklich grellen Lichtern vorübergezogen, daß man kaum Zeit hatte sich zu fragen: Wie sind sie gekommen, was hat sie herbeigeführt? Der Alpdruck ihrer Folgen lastet jetzt so schwer auf Oestreich und Deutschland, daß man nicht Ruhe genug besitzt die Ereignisse in die gehörige Verbindung zu bringen, und die richtige Perspective zu eröffnen. Wol hat sich die Speculation der Buchhändler und Broschürenschmiede des äußern Materials mehr als hinlänglich bemächtigt, und wir gehen eben daran einige dieser Broschüren kurz zu besprechen; allein die Fackel der historischen Kritik wurde noch zu wenig an diese große Aufbauschung von Ereignissen gehalten, sodaß ich einige einleitende Worte über diese Ereignisse zweckmäßig finde. So weit mir diese merkwürdige Revolution; der ich bis zu Ende beigewohnt, klar geworden, hat sie eine nationale Seite, und enthält insofern ein Auflehnen der deutschen Partei gegen die slawische Mehrheit; ferner eine sociale Bedeutung, und legt hierbei die grellen Gegensätze des Besitzes und der Verwilderung ganzer Schichten der Gesellschaft bloß; endlich ein politisches Element, und bildet als solches den gewaltigen Protest eines Volks das sich von einer gereizten Aristokratie neuerdings in seiner Freiheit bedroht sieht. Da das Eigenthümliche dieser Revolution darin besteht, daß sie ohne jegliches Programm auftrat, und anfänglich blos als Abbüßung einer Blutschuld, ja als Nothwehr erschien, so ist es vor Allem nöthig dieser Bewegung das Improvisirte abzustreifen, und ihren innern Zusammenhang mit den Ereignissen der vorhergegangenen Monate nachzuweisen. Diese Betrachtung führt sodann die Ueberzeugung herbei, daß diese Revolution keinen zufälligen Ursprung hatte, sondern als die immer mehr anschwellende Wundblase eines kranken Staatskörpers endlich platzen mußte.

Der Fluch dieser Revolution war die Vermischung ihrer Motive und das Unbestimmte ihres Ziels. Die wiener Octoberrevolution mußte mislingen, weil es kein Gelingen für sie gab. Sie war ziellos, ohne Stichwörter, ohne Klarheit und Bestimmtheit in den Foderungen. Sie begann ohne Wurzel, und fing erst später an Wurzel zu fassen. Alles was ihr ideelle Bedeutung und Leben gab mußte erst in sie hineingepflanzt werden. Eine bestimmte Führung mangelte dieser Revolution von vornherein, und das Volk wäre vielleicht im ersten Augenblicke in Verlegenheit gekommen, wenn es gesiegt hätte. Das östreichische Volk handelt überhaupt mehr nach Gefühlen als nach Ideen, diesmal fällt es aber dem Denker welcher einem solchen Wust von gewaltigen Ereignissen eine geschichtliche Bedeutsamkeit schon in ihren Anfängen beilegen will schwer dieselbe zu determiniren. So schrecklich klar die Folgen dieser mislungenen Revolution sind, so verwirrt und chaotisch sind die Factoren derselben. Alles wirbelte durcheinander, und jeder Standpunkt der Betrachtung läßt sich ihr gegenüber einseitig durchsetzen. Es war der sittlichen Berechtigung nach eine nationale Bewegung, ein Anstemmen des deutschen Elements gegen das slawische, und dennoch lag wieder dieses Motiv den Kämpfenden ferner als jedes andere; es war eine Bewegung die zu Gunsten der Magyaren hätte ausfallen können, und dennoch ist die Behauptung grundfalsch, daß sie ihretwillen, oder blos durch ihre Veranlassung unternommen wurde. Es war ein Auflehnen des Volks gegen die Reaction und die Militairdespotie, und dennoch war die Reaction vor dem 6. Oct. ganz machtlos. Es war eine anarchische Bewegung, eine Zeit in welcher alle regulaire Regierungsgewalt aufhörte, und dennoch wurde während derselben keine Stecknadel entwendet, und alle Berichte von Uebergriffen des Proletariats sind fast durchgehends lügenhaft. Die östreichischen Verhältnisse hatten sich bis zum October so seltsam verwirrt, daß es zu einer solchen greulichen Bloßlegung der Zu-

stände kommen mußte. Eine bange Gewitterschwüle war den Octoberereignissen vorhergegangen, man sprach den ganzen September davon, daß Wien sich bald im Belagerungszustand befinden werde. Die Witzblätter berechneten schon wie viel Tage noch vor dem Belagerungszustand verstreichen werden. Es lag etwas Feindseliges, Banges in der geistigen Atmosphäre, sodaß Niemand zweifelte, es müsse bald zu einem entscheidenden Wendepunkt kommen. Der Boden war unerträglich heiß, manche sociale Zuckung machte sich in Tumulten Luft.

Man hat viel über Anarchie geklagt welche dem October vorausgegangen, und endlich in diesem Monat sich gipfelte. Mögen auch manche Ereignisse, die man zum Beleg dieser Behauptung angeführt, wahr sein, so ist zunächst schon Alles was in der Ferne spitzig und unbezwinglich erscheint in der Wirklichkeit durch den Geist des Lebens, aus welchem Alles entspringt, gemildert und versöhnt. Indessen darf uns der demokratische Standpunkt nicht so blind machen, daß wir den regellosen, chaotischen Zustand, das dissolute, unverbundene, unbeherrschte Leben in Wien vor dem Oct. nicht ganz wegleugnen. Diese Octoberereignisse lassen sich eben nicht anders kritisiren als indem man alle ihre Motive darstellt, und darunter steht der Revolutionsstoff, den überhaupt der bewegte Sommer und der Nothstand erzeugt, obenan. Es waren Schichten der Gesellschaft aufgerüttelt worden die bisher blos in dumpfer Knechtung verharrt, und das Licht der Idee wirkte daselbst mehr zündend als leuchtend. Der Staat hatte für die Massen aufgehört, jede Beengung durch die Staatsform, und wäre es auch die freieste gewesen, war für das dumpfe Gefühl befreiter Sklaven nichts Anderes als die Errichtung einer Gefängnißmauer. Alles Vertrauen zu der Regierung war in diesen Kreisen verschwunden, das frühere System hatte jeden Beamten zum Schergen der Tyrannei, und „Regieren“ mit „Tyrannisiren“ identisch gemacht. Kein Wunder daß man die Institution mit dem System verwechselte, und es nicht glauben konnte daß im Beamtentalar etwas Anderes Raum hätte als Willkür: gleichsam als wären Henkersmäntel zu einer geistlichen Kleidung bestimmt worden. Keine einzige Behörde besaß das mindeste Vertrauen im Volke, und wenn beim Reichstag eine geringe Ausnahme stattfand, so lag der einzige Grund darin, daß er vor dem März nicht bestanden. Der Gemeinderath wurde verhöhnt, weil man in ihm den alten Magistrat erblickte, die Stadthauptmannschaft war verhaßt, weil man in dem veränderten Namen doch nur eine Maske des ehemaligen Policeiamts vermuthete, und so ging es mit allen Organen der Staatsgewalt. Wie sollte das Volk sich auch überreden, daß es in den Amtsstuben anders geworden, da es doch dieselben Männer erblickte welche unter Metternich gedient hatten. Da die Massen den Staat ehemals blos durch den Druck gekannt, so mußten sie mit dem Wegfalle desselben auch an das Aufhören des Staats denken. Selbst in dem Mittelstand war dieses Gefühl zum Theil vorherrschend; zuerst associirte man sich gegen den hohen Miethzins, welchen die Hausherren Wiens sich stets im voraus zahlen lassen, sodann erhob man sich gegen den Schuldenarrest, u. s. w. Die Verpflichtungen wurden nicht mehr so streng eingehalten, und es erschienen ganze Proscriptionslisten jener Personen welche ihr Geld zu hohen Zinsen ausliehen.

Die Volksjustiz war die einzige welche energisch ausgeübt wurde, und die Hauptform der Volkspolemik war die Katzenmusik. Alle revolutionnaire Rastlosigkeit, aller Uebermuth der jungen Volkssouverainetät, alle Unbehaglichkeit über das Bestehende, alles Mistrauen gegen geheime Reaction, aller Unwille gegen Hartherzigkeit machte sich in Katzenmusiken Luft. Die Katzenmusik war zuletzt die humoristische Selbstkritik des Volks, es konnte kein Hausherr seinen Miethsmann wegen rückständigen Miethzinses pfänden lassen, und kein Handwerker seinen Lehrling strenge züchtigen, ohne eine Katzenmusik zu erhalten. Vergebens wurden die größten Strafen angedroht, ja von Nationalgarden und Militair gewaltsame Verhinderungen versucht: die Katzenmusiken nahmen immer mehr überhand. Es gab im September bei einzelnen Personen permanente Katzenmusiken, welche z. B. bei einem Braumeister in der Vorstadt Humpendorf ununterbrochen drei Tage und drei Nächte dauerten, und auf die tollste Weise stets von andern Leuten fortgesetzt wurden. Täglich fanden in allen Vorstädten Wiens solche Krawalle statt, die stets einen revolutionnairen Anstrich hatten. Der revolutionnaire Zündstoff war daher unter den Massen reichlich vorhanden, und es bedurfte nur des Funken, er mochte von welcher Seite immer kommen, damit das Revolutionsfeuer aufflackerte.

Läßt sich auf diese Weise der Ausbruch der Revolution aus diesen revolutionnairen Elementen im Volke begreifen, so fehlte ein gewichtiger Anlaß nicht, um sie zu erzeugen. Während die Slawen im Reichstag in ihrer siegsgewissen, sichern Stärke ihre Politik fortsetzten, stieg das Bedrängniß der Magyaren und das Angstgefühl der Deutschen, jener nagende Schmerz einer nationalen Partei die ihre edelsten Bestrebungen gelähmt sieht, weil sie numerisch zurücksteht, immer höher. Zwei Deputationen der Ungarn an den Kaiser und den Reichstag hatten ohne Resultat abziehen müssen, sie hatten vergebens an die Pforten des Reichstags gepocht, ohne Einlaß zu erhalten. Nun schwoll der Ingrimm der Ungarn, und als Graf Lamberg als Pacificator nach Pesth geschickt wurde, da war es als ob der Unwille des Heldenvolks geweckt worden wäre, daß man sie durch die Kniffe eines Diplomaten um ihre Selbständigkeit bringen wolle, und als wollten sie blos in einem Vernichtungskampf der Uebermacht der Waffengewalt unterliegen. In Lamberg, welcher schleichend und tückisch auftrat, sah das Volk blos den Stachel der feindlichen Armee, das Gift seines Feindes; er wurde bei seinem Erscheinen ermordet, zerrissen. Die Antwort darauf war das Manifest des Kaisers vom 5. Oct., lauter Dolche für die ungarische Freiheit: die Ernennung Recsay's zum ungarischen Premierminister, die Auflösung des ungarischen Reichstags, die Verkündigung des Martialgesetzes für ganz Ungarn, die

Anrede an die ungarische Armee Kossuth den Gehorsam zu verweigern. Dieses Manifest erregte in Wien die größte Aufregung, die Ahnung zitterte durch alle Gemüther, daß die Ungarn erdrückt werden, und daß mit ihnen die deutsche Angelegenheit in Oestreich ihrem Grabe zugehe. Die czechischen Deputirten, durch deren Majorität der magyarischen Deputation die Unterhandlung mit dem Reichstag gewehrt worden war, geriethen in der Sitzung vom 5. Oct. in den größten Uebermuth, sodaß ihnen Löhner zurief: „Glaubt ihr Czechen, weil Jellachich kürzlich in Schönbrunn zu Mittag gespeist hat, dürft ihr Alles wagen?" Rieger, der Führer der Czechen, welcher im Reichstage die Ungarn ein „Natiönlein", und die Deutschen in Oestreich „Colonisten" genannt, und an einem der ersten Octobertage gerufen hatte: „Nur so lange wir Slawen wollen besteht ein Oestreich", mochte im Geiste Ungarn von den Kroaten und die übrigen östreichischen Provinzen von den Czechen besiegt sehen. Jedem deutschen Gemüthe war in diesen Tagen daher unaussprechlich weich zu Muthe; mit einer Aengstlichkeit als gelte es zu zeigen, das Deutschthum in Oestreich sei noch nicht unterdrückt, trugen die meisten Leute deutsche Farben, fast bei jedem Privatgebäude wehten aus den Fenstern deutsche Farben, und so oft man Musik hörte, sei es bei militairischen Paraden oder im Wirthshaus oder auf der Gasse von Orgelkasten, stets wurde das deutsche Vaterlandslied gespielt. Der damalige Obercommandant der Nationalgarde Streffleur untersagte in einem Tagsbefehl der Bürgerwehr Bänder mit den deutschen Farben über die Uniform zu tragen. Die Antwort darauf war, daß sowol die Akademische Legion als viele Compagnien der Nationalgarde noch an demselben Tage ausrückten, und dabei mit breiten, deutschen Bändern geschmückt waren. Mädchen trugen Halskrausen mit den deutschen Farben, die Tücher der Damen, das Spielwerk der Kinder, ja viele Speisen zeigten die lieben, schönen deutschen Farben. In der zweiten Hälfte des September und zu Anfang des October war diese Gier in Bändern das nationale Bewußtsein auszudrücken um so höher gestiegen, je mehr die slawische Uebermacht und die schwarzgelbe Partei sich regte. Insbesondere war ein Groll gegen Jene entstanden welche einem Anschluß an Deutschland stets ein „selbständiges Oestreich" entgegensetzten. Männer welche schwarzgelbe Bändchen trugen wurden verhöhnt, mishandelt, diese Bänder ihnen abgerissen; man lauerte in den ersten Octobertagen förmlich vor den Bänderhandlungen, und Jeder welcher ein schwarzgelbes Band gekauft wurde mit einer Katzenmusik empfangen, und die Menge lief ihm mit spottenden Reden über die Straße nach.

(Der Beschluß folgt.)

Neue deutsche Dichter.

(Fortsetzung aus Nr. 17.)

6. Lieder eines Erwachenden. Von Moritz Graf Strachwitz. Breslau, Korn. 1848. 8. 22½ Ngr.

Mir ist auf Erden wenig quer gegangen,
Und wenig Gram hat meine Stirn verdunkelt;
Stets hat der Freude Roth aus meinen Wangen,
Aus meinen Augen Jugendmuth gefunkelt.

Ich schminkte nie zum Spaß die Wange blaffer,
Noch quetscht' ich je mit affectirten Schmerzen
In meine Augen künstlich Thränenwasser;
Ich leibe wenig an zerriss'nem Herzen.

Mich freut der Becher noch, der Schmerzvertilger,
Mich freut der holde Zauber noch des Kusses;
Ich walle rasch, ein froher Lebenspilger,
Im schrankenlosen Garten des Genusses.

Und wenn der Sturm der Zeit mein Haupt getroffen,
So meint' ich ihn am besten zu verstehen,
Wenn ich mit Muth in meinem kühnsten Hoffen
Dem blauen Himmel wollt' entgegengehen.

Mit diesen Strophen leitet der Dichter die erste Abtheilung seiner Gedichte ein; sie bezeichnen deutlich genug seine Weise, und lassen ihn als den vollkommenen Antipoden einiger der früher besprochenen Dichter erkennen. Wie er sich hier ankündigt, so zeigt er sich auch in allen Dichtungen als eine lebensfrische, aller Empfindelei und Spießbürgerlichkeit abholde Natur; man fühlt sich frei und wohl in seiner Nähe, und verzeiht gern, daß sein Haß gegen jedes krankhafte Gefühl und philiströse Treiben sich hier und da zu forcirten Kraftäußerungen hinreißen läßt. Sein ritterlicher Sinn und sein ausgezeichnetes Talent in Bezug auf metrische Form erinnern an Platen; der rasche Uebergang von einer Empfindung zur andern, die Leichtigkeit des Ausdrucks, die übersprudelnde Fülle der Phantasie stellt ihn in Parallele mit Heine, und das ungestüme Verlangen nach Kampf und Sturm in der beengenden Schwüle einer thatenlosen Zeit macht ihn zum Geistesverwandten Herwegh's. Charakteristisch ist folgendes Gedicht und merkwürdig zugleich durch die Laune des Zufalls, der es gleichzeitig mit den erschütterndsten Revolutionskämpfen ans Licht förderte:

Ein wildes Lied.

Viel Sänger singen weit und breit,
Sie singen in Zorn und Harm,
Sie wollen wecken die träge Zeit
Aus des Schlummers bleiernem Arm.

Im Schlummer sterben die Völker hin,
Am Banner schläft der Soldat,
Am Busen der Zeit, der Schläferin,
Da schlummert die große That.

Die Freiheit schlummert im harten Schoos
Friedseliger Tyrannei,
Nur der Krämer, er sucht noch ruhelos
Sein goldenes Straußenei.

Viel Lerchen schwirren im Sonnenlicht,
Indeß die Gebirge ruh'n,
Sie stören den Schlaf der Lawine nicht,
Der Donner er wird es thun.

Und können die Sänger mit Wort und Klang
Nicht erschließen das Aug' der Zeit,
So wollt' ich es bräche hen Schlummerzwang
Ein großer, grimmer Streit;

So wollt' ich es stürzte Geschlecht auf Geschlecht
Und donnerte Stamm auf Stamm,
So wollt' ich es sprengte das Mordgefecht
Der Erde vermorschten Damm.

Komm, Schlachtengebrüll, du Donnerwort,
Mit Wundengeklaff und Tod,
Mit Völkerprall und Völkermord
Und Völkermorgenroth!

Komm, Klingenwechsel und Schwerterblitz,
Komm, rasselnder Reitersturm,
Vor deinem Athem, du Mordgeschütz,
Zerfahre Mauer und Thurm!

Und bricht entzwei die alte Welt,
Vom Stoß zusammengedrückt:
Viel besser, daß sie in Trümmer fällt,
Als daß sie schlafend erstickt.

Diese Lust an großen Thaten und gewaltigen Ereignissen findet jedoch einen schönern, poetischern Ausdruck in den „Romanzen", die besser „Balladen" hießen, und in denen nordische Helden und ihre Thaten in plastischer Gestalt und effectvoller, drastischer Darstellung an dem Auge unsers Geistes vorübergeführt werden. Wir heben vor allen hervor: „Ein Faustschlag" (S. 45), „Richard Löwenherz' Tod" (S. 52), „Gute Jagd" (S. 67). Unter solchen Gedichten nimmt sich ganz eigen aus die „Ballgeschichte" (S. 61), ganz à la Heine nach Humor und Ausdruck. Von besonderm Interesse ist es diesen stolzen, stürmenden Geist in den „Liebesliedern" zu beobachten. Auch sie erinnern stark an Heine. So lautet eins der schönsten:

Prahlerei.

Und bist du stolz, bei meinem Eid,
Viel stolzer bin ich doch,
Und blühte zehn mal blumiger
Dein blühend Blumenjoch;

Und prangte zehn mal prangender
Dein wundervoller Bau,
Noch bangender, verlangender
Dein Auge himmelblau.

Und bist du kalt, du stolzes Herz,
Viel kälter noch bin ich;
Und flammte zehn mal flammender
Dein Antlitz morgenblich;

Und wäre noch gewaltiger
Der langen Wimper Zug,
Noch lichter, langgestaltiger
Der ganze Feentrug.

Und als ich diese Reime schrieb,
Da wußt' ich nicht warum?
Und als ich sprach von kalt und stolz,
Da war ich herzlich dumm.

Es bannt aufs Knie mich mit Gewalt
Ein Augenblick, ein Wort.
So bleibe stolz und bleibe kalt,
Nur — jage mich nicht fort.

Ein interessantes Beispiel von poetischer Malerei durch Sprache und Rhythmus bietet folgendes kleine Gedicht (S. 90):

Spiegelbilder.

I.

Ich hab' einen großen Spiegel,
Das ist das grüne Meer,
Blaß werfen die Wasserhügel
Mein blasses Gesicht mir her.

Es dehnt sich und es bricht sich
Auf jeder Woge Bug,
Es zieht sich und es flieht sich
Auf jedes Wirbels Zug.

Die Wellen sie wallen und rollen
Sich übereinander hinauf,
D'raus sieht im stummen Grollen
Mein finst'res Auge hinauf.

Am bewundernswürdigsten offenbart sich aber des Dichters Formtalent in den „Terzinen", „Sonetten" und „Gaselen". Anstatt weiterer Bemerkungen mögen folgende Proben reden:

Mein kühnstes Lied ich will es nun beginnen,
Es braust hinan, in Aetherduft zu baden,
Es quillt empor in sprudelnden Cascaden,
Und Melodie ist seiner Welle Rinnen.

Es dreht als Sturm um schroffe Wolkenzinnen
Im Wirbelreigen sich der Oreaden,
Es hallt als Glocke in des Aethers Pfaden,
Welt auszulauten mein gewalt'ges Minnen.

Ich bin geliebt! Dir, Meer im Wogensunde,
Euch blauen Lüften, tobenden Orkanen!
Euch ruf' ich's zu mit klanggewalt'gem Munde.

Es taucht das All in Liebesoceanen,
Und sprengt den Thau auf meine Liebeswunde,
Gerissen ist die Fessel des Titanen.

Ich habe eine Lieb' im Herzen, die sing' ich nimmer aus,
Ich hab' einen Wein im Humpen, nie geht sein Schimmer aus;
Hab' immer das Lieb am Busen und küss' es immerfort,
Hab' immer den Kelch am Munde und trink' ihn immer aus;
Ich jubele gern und kose, von Lieb' entflammt und Wein,
Und schmähten mich die Philister noch zehn mal schlimmer aus,
Und wär' es am Weltenende: ich jauchzte trinkend fort;
Und bräche das ganze Weltrund in Schmerzgewimmer aus,
Und ständ' ich am Himmelsthore, ich schlüg' es trunken ein,
Und schlösse mich auch Sanct-Peter von Gottes Zimmer aus.

Wenn auf zu den Wolken ich schaue,
Ins feuchte umwölkte Blau,
Dann denk' ich an deine Augen,
Du wunderschöne Frau!

Und wenn die weinenden Wolken
Hinstäuben den Morgenthau,
Dann denk' ich an deine Thränen,
Du wunderschöne Frau!

Und schau' ich zwei Wolken innig
Zusammenzerrinnen im Grau,
Dann denk' ich an uns're Liebe,
Du wunderschöne Frau!

Und tobt in der Wolken Busen
Der Grimm der Orkane rauh,
Dann denk' ich an uns're Schmerzen,
Du wunderschöne Frau!

(Die Fortsetzung folgt.)

Literarische Anzeige.

Soeben erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der Staat, die Kirche und die Schule.

Ein Votum zunächst über die Zukunft der evangelisch-lutherischen Kirche und der Volksschule im Königreiche Sachsen. Von Dr. C. W. Meißner, Geh. Kirchen- und Schulrath.

Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 29. —— 2. Februar 1849.

Die wiener Octoberrevolution.

(Beschluß aus Nr. 28.)

Machte diese Verzerrung des nationalen Pathos auch eine baldige Explosion nothwendig, so wurde diese durch die Sympathie für die Ungarn noch mehr beschleunigt. Das seltsame Schauspiel fand statt, daß in Wien gleichzeitig für die Magyaren und für die Kroaten geworben wurde. Neben der Universitätsbibliothek erblickte man täglich vor einem dort befindlichen Seminarium eine große Volksmenge welche der magyarischen Werbung beiwohnte, und Jeden mit Jubel empfing der aus dem Hause mit dem Werbungsabzeichen auf der Kopfbedeckung, einem Sträuschen, das die ungarischen Landesfarben zeigte, heraustrat. Eine sehr große ungarische Fahne wehte lockend beim Thore des Hauses. So geschah das Unerhörte, daß, während in einigen Tagen Truppen von Wien aus gegen die Ungarn geschickt werden sollten, in derselben Stadt von Ungarn offen Kampflustige geworben wurden welche gegen diese Truppen fechten sollten. Fast täglich sah man solche Freischaren unter lärmender Musik durch die Stadt und die Leopoldstadt dem Dampfschiffe zuziehen, welches sie nach Pesth brachte. Einmal sah ich wie ein Arbeiter, welcher unter den Angeworbenen mitging, einen kroatischen „Fastelbinder", der unter den übrigen Neugierigen den fröhlichen Zug ansah, plötzlich beim Arm ergriff, ihn in die Reihen der Freischaren drängte, und auf diese Weise unter dem Gelächter des Publicums zum Mitgehen nöthigte. Verdutzt und wahrscheinlich ohne zu wissen was mit ihm geschehen, ging auf diese Weise der Kroate mit nach Pesth, um gegen seine Landsleute zu kämpfen. Czechische Arbeiter waren übrigens sehr zahlreich unter diesen Freischaren zu finden; diese waren also keine Anhänger der panslawistischen Tendenzen. Der Jubel des Publicums begleitete stets diese Freiwilligen welche nach Ungarn zogen, aus allen Fenstern wehten ihnen weiße Tücher zu, und Glückwünsche wurden ihnen zugerufen. Die Werbung nach Kroatien hingegen ging nicht so öffentlich vor sich; der Werbungsplatz war im Prater, und die Scharen zogen immer in früher Morgenstunde geräuschlos der gloggnitzer Bahn zu, welche sie nach Steiermark brachte, um von dort aus nach Kroatien zu ziehen. Nur ein einziges mal zeigte sich ein solcher Zug kroatischer Freiwilliger in der Kärntnerstraße, durch welche eben zugleich ungarische Freischaren singend einherzogen, und dort auf dem wiener Boden fiel nun ein Theil der großen Völkerschlacht zwischen den Ungarn und den Kroaten vor, welche jetzt einem so kläglichen, raschen Ende entgegenging. Die beiden feindseligen Freischaren, welche übrigens zum geringsten Theil wirklich aus Ungarn und Kroaten bestanden, fielen übereinander her, und prügelten sich gegenseitig durch, bis endlich Nationalgarde herbeieilte, und die Kampflustigen, welche zum Glück unbewaffnet waren, auseinanderjagte. In derselben Straße hatte Jellachich bei seiner Anwesenheit in Wien, welche einige Zeit vor der Wahl des Erzherzogs Johann zum Reichsverweser auf dessen Wunsch, einen Versöhnungsversuch zwischen Jellachich und Batthyani zu machen, stattgefunden hatte, zuerst von der slawischen Partei einen großartigen Fackelzug unter Gesang und Musik, und gleich nach dessen Ende von der Gegenpartei eine Katzenmusik bekommen.

Es waren mithin in nationaler Beziehung Elemente im Volksleben aufgerüttelt worden welche einen blutigen Conflict nothwendig zur Folge haben mußten. Daß aber wirklich in der wiener Octoberbewegung ein deutsches Nationalgefühl sich äußerte, wird Jenem klar der sie als die Spitze der in Wien vorhergegangenen revolutionnairen Ausbrüche betrachtet. Oestreich hat nicht wie andere Staaten blos eine politische Revolution durchzumachen, sondern auch eine nationale, und die wiener Octoberereignisse sind der Anfang der nationalen Revolution Oestreichs. Der Staatencomplex dieser Monarchie wurde Jahrhunderte lang durch den eisernen Reif des Absolutismus gewaltsam zusammengehalten; nach den Märzereignissen glaubte der Kaiser durch Ertheilung einer Constitution die Foderungen der Völker Oestreichs befriedigen zu können. Allein nicht nur die Losreißung des italienischen Theils, und die Foderungen der Ungarn und Böhmen, sondern noch mehr die tief begründete, gewaltsame Protestation welche durch die Revolution am 15. Mai gegen die octroyirte Verfassung gemacht wurde beweist, daß dieser Ländercomplex nicht blos politisch verbunden, sondern auch national befriedigt werden müsse. Wenn irgendwo so war in Oestreich eine constituirende Versammlung eine Nothwendigkeit, und Das weniger in Bezug auf die Verfassung als auf die Stellung der Na-

tionalitäten zueinander. Darum hatten seit den Märztagen alle Stichworte der Parteien daselbst eine nationale Färbung. Gleich der erste Trennungspunkt der Ansichten war die Frage, ob Oestreich als Staatenbund oder als Bundesstaat, föderativ oder centralisirt fortbestehen solle. Sodann trieb ein großer Instinct das Volk an die deutsche Tricolore zu seinem Banner zu machen. Arndt's deutsches Vaterlandslied wurde zur Volkshymne, und auf den Barrikaden des 26. Mai begehrte das Volk den „innigsten Anschluß an Deutschland". Dieser Punkt war es der die Parteien noch schärfer sonderte, und den Begriff des Schwarzgelbthums hervorrief. Das Volk besaß kein größeres Schimpfwort als schwarzgelb, und es bezeichnete damit jene Classe welche, unbekümmert um eine nationale Gliederung und Wiedergeburt, blos die Lakaienfarbe der Dynastie als Verbindungsmittel der Völker Oestreichs kannte, und für ein großes Oestreich so schwärmte wie ein Bedienter für den Reichthum seines Herrn.

Während wir Deutschen in Oestreich auf die eben angedeutete Weise in unsere politische Bewegung seit dem März stets ein nationales Begehren brachten, suchten die Slawen in Oestreich auf eine minder offene Weise zur Beförderung ihrer Wünsche zu drängen. Anfangs traten sie zwar ganz entschieden für ihre Nationalität auf, ihr Geschichtschreiber Palacky schrieb seinen bekannten Brief gegen die frankfurter Wahlen, czechische Emissaire bewirkten, daß viele Kreise Böhmens und Mährens nicht das frankfurter Parlament beschickten. Deputationen der Czechen foderten eine autonome Vereinigung Böhmens mit Mähren und Schlesien, und da sie Das nicht durchsetzen konnten, so hetzten sie die Gemüther gegen die Ungarn, denen dasselbe Begehren einer selbständigen Stellung verwirklicht worden war, und äfften den großen Zusammentritt der Deutschen in Frankfurt durch ein slawisches Vorparlament in Prag nach. Die rauhe Hand Windisch-Grätz', das Bombardement Prags griff störend in diese panslawischen Bestrebungen. Die Tücke, welche von jeher vielen Czechen eigen ist, entwarf nun einen andern Feldzugsplan. Sie verlegten sich auf eine Erbschleicherpolitik, und heuchelten dynastische Ergebenheit, um die Dynastie zu bestimmen sich auf das slawische Element zu stützen. In dieser Maske begaben sich czechische Deputationen mit den servilsten Versicherungen nach Innsbruck, um den Kaiser zu bestimmen Prag zu seiner Residenz zu wählen. Die Dynastie mochte die Heuchelei durchschauen, ging aber darauf ein; die Heuchelei mochte eine gegenseitige gewesen sein. Die Erzherzogin Sophie trug bei dem Empfang der czechischen Deputirten ein Band mit den slawischen Nationalfarben in der Haube, und der Erzherzog Franz Karl versicherte sogar in czechischer Sprache, der Hof werde sich auf einige Zeit in seine treue und geliebte Stadt Prag begeben.

Indessen rückte der Zeitpunkt heran an welchem der constituirende Reichstag in Wien zusammentrat. Die Politik der Czechen blieb dieselbe versteckte, tückische. Die Zeit in welcher im prager Wenzelsbade revolutionnaire, ja republikanische Reden gehalten wurden war nicht mehr. Dieselben Redner waren nun auf einmal besonnen, gut dynastisch gesinnt, und ministeriell geworden. Die deutsche Partei sollte sich die Pfote verbrennen, und für sie die gebratenen Kastanien aus dem Feuer holen, während sie sich stets mit dem Heiligenschein einer gutgesinnten Unterthänigkeit umgaben. Das Ministerium Bach-Wessenberg wurde nur durch ihre Majorität gestützt, aber innerlich waren sie entschlossen es nur so lange zu halten als es in ihren nationalen Tendenzen lag. Dadurch daß die Czechen das Ministerium hielten, bewirkten sie nicht nur, daß die offen und redlich verfahrenden Deutschen sich abnutzten, mit der Regierung in Zwiespalt traten, und diese nöthigten sich auf die Czechen zu stützen, sondern sie bewirkten auch dadurch, daß die große Masse der Bourgeoisie wohlgefällig auf die czechischen Deputirten blickte, welche dem Anscheine nach keine Extreme anstrebten. Eine solche Politik, der alles Ehrenhafte abging, die nicht in leidenschaftlicher Ergriffenheit von einer Idee, sondern in kalter, tödtender, abstracter Tücke fortkroch, konnte dem mächtigen Geiste des Lebens, der Wahrheit und der Völkersittlichkeit entgegen sich nicht behaupten, und mußte endlich in irgend einem gewaltsamen Ausbruch unterliegen. Dies geschah in der Octoberrevolution, und diese höhere Bedeutung hat dieselbe. Durch sie wurde freilich auch das deutsche und magyarische Element in Oestreich geknechtet; allein die Slawen, welche nun die Erbschaft dieser gefallenen Nationalitäten antreten wollten, wurden von der Regierung daran gehindert, und sind daran ihre Politik zu ändern und zur Opposition überzugehen.

Wir versuchten in dem Vorhergehenden eine skizzirte historische Kritik dieser gewaltigen Ereignisse zu geben. Die Anhaltepunkte scheinen uns die richtigen zu sein. Es ist natürlich, daß sich die Geschichtschreibung noch viel mit diesem October abgeben wird, weil er nicht nur auf die Lage der Dinge in Oestreich, sondern auch auf das Verfassungswerk Deutschlands einen großen Einfluß geübt. Allein die bisher erschienenen, wenn auch ziemlich zahlreichen Broschüren halten sich lediglich an die rohe Macht der Ereignisse, die sie in ihrer plumpen Aeußerlichkeit berichten, ohne auch nur den Versuch zu machen in ihr Inneres einzudringen. Insofern dadurch ein tüchtiges Material zusammengetragen wird, kann man diesen Autoren nicht das Verdienst eines Kärrners ableugnen. Aus den vielen Broschüren die über diese schrecklichen Tage erschienen sind heben wir die Schrift von Dr. Schütte*), und eine andere Broschüre von Stavenhagen**) hervor. Der Erstere hat durch eigene und fremde Bemühung ei-

---

*) Die wiener Octoberrevolution. Aus dem Tagebuche des Dr. Schütte. Prag, Ehrlich. 1848. Lex.-8. 20 Ngr.

**) Wiens furchtbarer October 1848. Die Belagerung, Vertheidigung und Einnahme der östreichischen Kaiserstadt, nach zuverlässigen Quellen und Beobachtungen. Mit vielen bildlichen Darstellungen nach der Natur. Von Karl Stavenhagen. Prag, Calve. 1848. Gr. 8. 6 Ngr.

nen Ruf erhalten der uns nöthigt über ihn Einiges, was seine Person betrifft, anzuführen. Schütte ist ein Revolutionshandwerker, ein politischer Abenteurer und Charlatan, wie sie Zeiten wie die unserigen stets hervorrufen. Er steht allein zwischen allen Parteien, keine traute ihm recht, und keiner schloß er sich entschieden an. Sein bedeutendes Rednertalent, welches in glänzenden, äußern Redemitteln und in der Fähigkeit eines reichlichen Redeflusses besteht, verschaffte ihm im März in dem Club der „Volksfreunde", welchen er in Wien begründet hatte, einen großen Einfluß. Von diesen Tagen her datirt sich die Ursache weshalb ihn Windisch-Grätz als eine der Geiseln im October foderte. Denn im März war Windisch-Grätz Stadtcommandant in Wien, und Schütte war es der ihn absetzte. Damals war es nämlich jeder Deputation die im Namen des Volks an einen Staatsmann ging, und ihm ein Mistrauensvotum bezeigte, möglich ihn zu beseitigen. Auf diese Weise bewirkte Schütte, daß Windisch-Grätz abtreten mußte. Dadurch behielt ihn Windisch-Grätz im Gedächtniß, und foderte seine Auslieferung, während sich Schütte gar nicht in der Octoberbewegung betheiligte, und den ganzen Tag hindurch im Café français saß. In der Einleitung zu dieser Broschüre sagt Schütte selbst:

> Wir gestehen es offen, daß gerade dieses stets blos negirende Treiben uns schon seit Monaten bewogen hatte uns von einer Partei zurückzuziehen welche nur das Zertrümmern, niemals aber den Aufbau im Auge hatte.

Sagt sich Schütte auf diese Weise von der demokratischen Partei los, so bekennt er sich auch nicht zu einer andern, und seine ganze Schrift enthält sich ängstlich jedes Urtheils. Die Facten und die bezüglichen Actenstücke werden ohne alle Kritik kalt und dürr mitgetheilt, sodaß wenn Windisch-Grätz den Autor für gefährlich hielt, er seiner Schrift gewiß nicht diesen Charakter beilegen wird. Wir glauben sie vollständig charakterisirt zu haben, wenn wir sagen: sie werde gewiß frank und frei in Wien verkauft werden dürfen. Die Actenstücke sind sehr vollständig mitgetheilt; es ist unsers Wissens keine einzige Proclamation ausgelassen. Es ist als ob der Verf. den ganzen October in der Staatsbuchdruckerei zugebracht hätte, in welcher damals alle revolutionnairen Placate gedruckt wurden. Mindestens wird man zu dieser Vermuthung auch dadurch gedrängt, weil in der Schilderung der Ereignisse nirgend die Unmittelbarkeit eines Augenzeugen durchschimmert. Minder vollständig oder eigentlich sehr lückenhaft sind die Mittheilungen über die Sitzungen des Reichstags und des Gemeinderaths. Auf das Centralcomité der demokratischen Vereine legt Schütte viel zu viel Gewicht, und legt ihm einen Einfluß bei den es in Wahrheit gar nicht besessen. Die Sitzungen des Studentencomité sind ebenfalls sehr mangelhaft dargestellt, und die ganze Schilderung könnte auch im Auslande von Jemandem nach Zeitungscorrespondenzen zusammengestellt worden sein, so wenig sinnliche Fülle der Darstellung tritt uns entgegen. Desto unangenehmer werden wir durch die maßlose Arroganz berührt mit welcher das ganze Werkchen durchtränkt ist. Der Verf. spricht darin stets im Gottes-Gnaden-Stil, im Plural; wenn auch das liebe Ich stets hervortritt, so spricht er doch immer per Wir. Diese ungewöhnliche Form wird durch die Prätension mit welcher die ganze Schrift abgefaßt ist noch störender. Im Ganzen hat das Werk gar keine andere Brauchbarkeit als die große Vollständigkeit der Placate.

Noch werthloser und ohne allen Anspruch ist die zweite Broschüre von Stavenhagen. Diese ist nicht nur dem äußern Anscheine nach durch die beigegebenen seltsamen Illustrationen, sondern auch dem Tone der Abfassung zu Folge blos für ein sehr ungebildetes Publicum berechnet, und lehnt die Foderungen an eine geschichtliche Darstellung schon im Vorwort durch die Phrase ab:

> Wir haben hier und da (!) merklich (ziemlich merklich!) auf größere (warum der Comparativ?) Popularität (i. e. Trivialität) in der Darstellung gesehen (sic!), nicht (?) weil wir damit (?) schulmeistern (!), sondern für einen größern Theil von Lesern nützlich (!) werden wollten; daher mögen jene starken Geister (!!) die diese Darstellung in die Hände bekommen solches (?) entschuldigen.

Dieser Autor sitzt daher nicht wie Schütte auf einem Orakelstuhl, und gibt sich keine vornehme Miene, aber er erzählt dagegen in dem trivialsten Rittergeschichtentone, schreckt seine Leser durch Mottos bei welchen nur das Huhu! noch fehlt, bekennt selbst nicht Zeuge der Begebenheiten gewesen zu sein, sondern sie blos nach öffentlichen Berichten geschildert zu haben, und verräth Dies auch durch viele kleine Unrichtigkeiten und Uebertreibungen. Nachträglich noch eine Berichtigung: eben blättere ich noch einmal in der Broschüre, und finde bei dem Capitel „Der Mordtag" das Motto: „Hu, welch ein entsetzliches Geschöpf ist doch der Mensch! Wehe, wenn er losgelassen!" vermuthlich von dem Verf. selbst frei nach Schiller bearbeitet. Also fehlt auch das Hu nicht!

S. Engländer.

Neue deutsche Dichter.

(Fortsetzung aus Nr. 28.)

7. Dornen. Neueste Gedichte von Julie Gräfin Oldofredi-Hagar. Breslau, Trewendt. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein zartes, edles Gemüth spricht aus allen diesen Gedichten, wirklich poetischer Sinn ist jedoch nicht zu finden, nicht einmal geschickte Handhabung der poetischen Form. Die Verse sind ohne Schwung des Gedankens wie des Rhythmus, die Sprache breit, ungelenk und sogar mit Fehlern behaftet. Die lyrischen Gedichte, Ergüsse eines liebewarmen, unbefriedigten Herzens, verwebt mit sentimentalen Reflexionen über Vergänglichkeit menschlichen Glücks, getäuschte Liebe u. dergl., mögen auch in ihrer mangelhaften Form manchem verwandten Gemüth zusagen, da ihnen ein echt weibliches Gefühl zu Grunde liegt, und die individuellsten Veranlassungen den Ursprung gegeben haben. Die erzählenden hingegen, gewöhnlich „Balladen" überschrieben, entbehren Alles was ihnen Beifall erwecken könnte. Die Auffassung ist unpoetisch, die Darstellung breit, ohne Schwung und Reiz;

nicht selten sinkt sie geradezu ins Geschmacklose und Triviale. So sind die Balladen „Ein ritterlicher Oestreicher“ und „Moriamur pro Rege nostro Maria Theresia“ ganz im breiten, farblosen Chronikenstil abgefaßt; „Die Tochter Eduard's II.“ zeugt ebenso für den Mangel alles Takts in der Wahl des Stoffs wie der Ausführung. Diese „historische Ballade“ beginnt folgendermaßen:

Mitte Dreizehnhundert dreißig
Gab's in Arnheim Festgedränge,
Und dem Herzog Gelderns, Reinald,
Tönten ringsher Jubelklänge.

Denn ein edles Frauenantlitz
War jetzt neben ihm zu schauen,
Englands Königstochter war es,
Sie die keuscheste der Frauen!

Die in ihrem warmen Herzen
Einte Capet's Purpurquellen
— Als des Vierten Philipp's Nichte —
Mit Plantagnet's Bluteswellen.

Darauf wird erzählt wie der glänzenden Hochzeit eine glückliche Ehe gefolgt sei, bis der Herzog auf einmal seine Gemahlin überdrüssig geworden und sich habe von ihr scheiden lassen wollen auf den Grund:

Daß viel zu häßlich
Die Gemahlin, — von ihr Trennung
Ihm geworden unerläßlich.

Da habe sie den großen Entschluß gefaßt an der Hand ihrer beiden Knaben in den Rittersaal zu gehen, wo eben die Würdenträger des Landes über sie das Urtheil sprechen sollten. Hier angekommen habe sie sich bis zum Gürtel entblößt, und durch Wort und That die gegen sie erhobene Anklage in ihrer Richtigkeit dargestellt. Da sei der Herzog tief erschüttert in ihre Arme gestürzt.

Und von diesem Tag gezählet,
Lebten, binnen vielen Jahren,
Sie in Eintracht noch und Frieden,
Haben nie mehr Zwist erfahren.

Aber das non plus ultra origineller Trivialität bietet die Verherrlichung der Wassercur (S. 80), „Rückblick auf Gräfenberg“; hier heißt es unter Anderm:

Liegt man in naßkalten Tüchern
Eingezwängt auch fest und enge,
Daß dem unruhvollsten Kopfe
Sich zu regen nicht gelänge,
Wird das kalte Bad erfrischen,
D'rauf die Douche neu beleben,
Abends dann der Ball erheiternd
Selbst dem Murrsinn Freude geben;
Aller Völker stumme Zeichen,
Sieht man tanzen, hüpfen, schleichen!

8. Gedichte von Henriette Davidis. Zweite Auflage. Elberfeld, Bädeker. 1848. 8. 1 Thlr.

Ein ebenso warmer als lichter religiöser Sinn belebt diese Gedichte, die eingetheilt sind in religiöse, vermischte Gedichte, Frühlingsklänge und Sonette. Obgleich die Dichterin ihre Blicke beständig nach Oben richtet, und mit Sehnsucht nach dem Jenseits hinüberschaut, so ist sie sich doch auch bewußt, daß die ganze Welt in ihren größten wie kleinsten Erscheinungen eine stetige Offenbarung Gottes ist; ihr Auge ist offen für die Schönheit der Natur, und ihr Herz schlägt warm für die Geschicke der Menschen. Die Einkleidung ihrer Gefühle und Gedanken ist, ohne originell und genial zu sein, poetisch, correct, geschmackvoll, anmuthig. So können wir nur mit Freuden diese durch manche liebliche Gabe bereicherte zweite Auflage begrüßen. Wir schließen diese Anzeige indem wir folgende Gedichte als die gelungensten hervorheben: „Ein Sonntag-Morgen im Walde“ (S. 18), „Leben in Jesu“ (S. 27), „Erfrischung im Walde“ (S. 65), „Die Wünsche im Walde“ (S. 68), „Der Wald“ (S. 79), „Das Bächlein“ (S. 188); besonders charakteristisch (S. 492):

Erscheinen des Frühlings.

In leisem Wehen schwebet sanft hernieder
Von Himmelshöh'n ein Engel schön und mild,
Aus seinem Hauche strömen süße Lieder,
Aus seinem Auge strahlet Wonneglanz,
Und hohe Anmuth füllt sein Wesen ganz.

Mit Grün und Blüten ist er reich umwunden,
Und Veilchenduft durchhaucht sein blondes Haar;
Das Bild des Todes ist in ihm verschwunden;
Sein Blick beseelt mit Leben die Natur,
Gießt reiche Fülle hin auf öde Flur.

Wir sehen ihn — empfinden leises Beben,
Und staunen an des Frühlings Wundermacht,
Sein hohes Walten muß den Geist erheben,
Zu heil'gen Psalmen stimmen uns're Brust,
Im Vorgefühl der ew'gen Himmelslust.

Doch kaum ist er in seiner Pracht erschienen,
Kaum schwelgt das Herz in seligem Genuß,
So zeigt sich Wehmuth in den holden Mienen,
Und sieh', verloren ist auch jede Spur,
Vollbracht hat er sein Werk in der Natur.

So strahlt uns schön der Liebe gold'ne Sonne,
Begeistert Herz und Seele und Gemüth,
Doch kaum ist sie empfunden diese Wonne,
Die uns zum Himmel zog mit reinem Sinn,
Und diese reiche Welt — sie ist dahin.

Doch glücklich wer sich dieser Sonne freute,
Gleichviel ob kurz, ob lange der Genuß.
Er eilt mit einer unschätzbaren Beute
Hinweg, durch dieses Lebens eitlem(?) Tand
Dahin — dahin ins ew'ge Frühlingsland.

(Die Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

Bewahrheitung einer sprüchwörtlichen Ausdrucksweise.

Unter den neuen Erwerbungen welche das Britische Museum in neuester Zeit namentlich aus Kleinasien gemacht hat, befindet sich auch mehres Silberzeug aus vor- und frühchristlicher Zeit, darunter ein paar silberne Löffel, auf welche metrische Sprüche des Solon und Bias, ähnlich denen die in der Griechischen Anthologie, IX, 506, stehen, eingegraben sind. Die alte sprüchwörtliche Redensart: „die Weisheit mit Löffeln essen“, wird also durch ein glänzendes Beispiel aus dem classischen Alterthume zur völligen Wahrheit.

Nachdrückliche Bekämpfung der Atheisten a posteriori.

An eine solche muß der Dominicanerprior Thomas Jost gedacht haben, welcher der Universitätsbibliothek in München, an welcher er eine Zeit lang als Bibliothekar stand, einen — Ochsenziemer in einem Buchfutterale schenkte, welches als Titel die Aufschrift führte: „Argumentum fortissimum contra Atheistas.“ 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 30. —— 3. Februar 1849.

Zum Andenken an Goethe.
1849.

Es sind wol nicht Viele die beim Niederschreiben der neuen Jahreszahl daran denken, daß vor 100 Jahren Goethe geboren wurde; und gewiß, die Gegenwart ist geartet solche Erinnerungen zu verdrängen. Doch sollte sie es nicht. Diese Zeit wird vorübergehen, welche Frucht zurücklassend Das wissen wir nicht. Ist sie eine gute, dann werden wir Deutschen uns doppelt eines Mannes freuen der des fruchtbaren Samens viel für die Zukunft ausstreute; ist sie eine böse, dann ist es ein Trost einen Mann gehabt zu haben den Deutschland mit gerechtem Stolze seinen Sohn nennt, dessen Werke uns keine Zeit rauben kann, der uns auch jetzt zuruft:

Es siege der Muth in dem gesunden Geschlecht!

Einen willkommenen Anlaß über Goethe zu sprechen bietet uns die Erscheinung der „Briefe Goethe's an Frau von Stein aus den Jahren 1776—1826", von denen die beiden ersten Bände am Ende des vorigen Jahres dem Publicum geschenkt wurden, die letzten in diesem Jahre erwartet werden dürfen.*)

Ob die Familie Stein, die diese Schätze handschriftlich bewahrt, die Absicht gehabt hat durch die Veröffentlichung derselben das Säcularfest von Goethe's Geburt zu feiern, ist uns unbekannt; aber gethan hat sie es, und in erfreulichster, trefflichster Weise.

Wir haben Vieles über Goethe's Leben durch ihn selbst und durch Andere; aber eine Lücke war seinen Verehrern schmerzlich. Die Selbstbiographie schließt mit des Dichters Abschied von der Vaterstadt, die er verließ, um in Weimar ein neues Leben zu beginnen; erst mit der italienischen Reise werden die Selbstbekenntnisse wieder aufgenommen. Ueber die Zwischenzeit haben uns Briefsammlungen, besonders die nicht genug zu schätzenden Merck'schen, manchen Aufschluß gegeben; aber selbst Riemer's dankenswerthe „Mittheilungen" reichten nicht hin die Lücke zu füllen. Und doch ist die bezeichnete Zeit von höchster Bedeutung, diese Zeit von der einst Goethe selbst sagte*):

Die wahre Geschichte der ersten 10 Jahre meines weimarischen Lebens könnte ich nur im Gewande der Fabel oder eines Märchens darstellen; als wirkliche Thatsache würde die Welt es nimmermehr glauben. Kommt doch jener Kreis, wo auf hohem Standort ein reines Wohlwollen und gebührende Anerkennung, durchkreuzt von den wunderlichsten Anfoderungen, ernste Studien neben verwegensten Unternehmungen, und heiterste Mittheilungen trotz abweichenden Ansichten sich bethätigen, mir selbst, der das Alles mit erlebt hat, schon als ein mythologischer vor. Ich würde Vielen weh, vielleicht nur Wenigen wohl, mir selbst niemals Genüge thun. Wozu Das? Bin ich doch froh mein Leben hinter mir zu haben; was ich geworden und geleistet mag die Welt wissen; wie es im Einzelnen zugegangen bleibe mein eigenstes Geheimniß.

Gerade über diese 10 Jahre enthalten die Briefe welche anzuzeigen wir uns anschicken die wichtigsten Mittheilungen; zwar nicht über Goethe's Wirksamkeit im Oeffentlichen, für den Staat — hier ist jene Lücke noch nicht ausgefüllt, da Vogel's Buch sich nur über die spätern Jahre verbreitet —, auch nicht über die ernstern Studien, aber über das innere Leben Goethe's, über die Entfaltung seiner sittlichen Natur, seines Geistes, über die Entstehung seiner Werke: doch nicht Mittheilungen im eigentlichen Sinne. Wir haben hier keinen Bericht, keine Geschichte, keine Reflexion, keine psychologische Entwickelung; wir haben in den Briefen Goethe wie er war, wie er empfand, womit er sich von Tag zu Tage beschäftigte, wie er litt und genoß; ein lebendiger Athem weht in ihnen, und bei der größten Mannichfaltigkeit haben wir den Geist der Alles zusammenhält und verbindet, den Geist der Liebe.

Freilich war auch dieses Verhältniß, das zwischen Goethe und seiner Freundin, kein das Leben hindurch in seiner Innigkeit dauerndes. Gleich die ersten Zeilen der Einleitung lassen uns errathen, daß wir später mit Tasso, auf den wir öfters zurückkommen müssen, ausrufen werden:

Wer weinte nicht, wenn das Unsterbliche
Vor der Zerstörung selbst nicht sicher ist!

Indeß hat es doch lange gedauert, gewirkt; und es macht

*) Briefe Goethe's an Frau von Stein aus den Jahren 1776—1826. Zum ersten mal herausgegeben durch A. Schöll. Erster und zweiter Band. Mit dem Bildnisse der Frau von Stein. Weimar, Landes-Industrie-Comptoir. 1848. 8. 4 Thlr.

*) S. eine Rede des Geheimraths v. Müller, gehalten in der Loge Amalia, am 9. Nov. 1832.

in dem Leben des Dichters, der dem Vaterlande gehört, dessen Wirksamkeit für dieses — so hoffen wir — sich einst reicher entfalten wird, eine bedeutende Epoche.

Wenn wir auf einem der ersten Blätter des Buchs unter dem 12. Febr. 1776 die Verse Goethe's finden, „Wanderers Nachtlied" überschrieben, dann in der Anmerkung dazu lesen, daß die Mutter der Freundin, welcher Letztern diese Verse von dem Dichter zugesandt wurden, auf die Rückseite des Blattes die Worte aus dem Evangelium Johannis (14, 27) geschrieben: „Den Frieden lass' ich euch, meinen Frieden geb' ich euch; nicht geb' ich euch wie die Welt gibt": dann finden wir gleich von vornherein angedeutet, daß wir in den ersten Jahren in die uns diese Briefe führen mit einem Manne zu thun haben der, von Leidenschaften bestürmt, von Verhältnissen eingeengt, sich nach Frieden sehnt, der aber, weil die Welt, die schöne wie die gemeine, ihn nicht losläßt, ihn da nicht sucht, wo so Viele ihn fanden und finden werden.

So ist es, und so schildert diesen Mann die mit großem Fleiße und durchdringender Einsicht geschriebene Einleitung des Herausgebers. Zuvor einige Worte über den Inhalt derselben. Nachdem Hr. Schöll auf den Unterschied zwischen den ersten 11 Jahrgängen der Briefe und den spätern, wo das innigere Verhältniß zwischen den Correspondirenden sich aufgelöst, hingewiesen, gibt er die Gründe an, weshalb der letztere Theil wol eine Auswahl gestattete, den erstern aber in seiner Vollständigkeit dem Publicum zu übergeben ihm nothwendig und Pflicht schien. Er wird Widerspruch ihm finden, und wir hören Viele fragen: Wozu die Mittheilung so unzähliger Billets, deren Inhalt oft ein Nichts? Ist nicht die erste Zeile des Buchs schon ein böses Omen, da sie von Würsten spricht? Und hat diese nicht schon die Spargel und Rehbraten prophezeit die wir in so manchem spätern Billet finden? Was gehen uns Hoffeste, Schlittenfahrten, Maskeraden an die vor 75 Jahren in Weimar angestellt wurden? Und wie können uns Personen interessiren deren Wirken, wenn sie wirkten, mit dem Tode aufhörte?

Wir müssen uns auf die Seite des Herausgebers schlagen, und zwar aus dem Grunde den er selbst für sich anführt: weil eine Auswahl immer nur durch die Subjectivität des Herausgebers bestimmt werden kann, mit der andere Subjectivitäten in Widerspruch stehen werden; dann aus dem bedeutendern, der freilich nur für Den Gewicht hat der Goethe liebt, der mit ihm leben, von Tag zu Tag traulich mit ihm sein, in seine Stimmungen sich hineinfühlen, mit ihm sich freuen und mit ihm leiden möchte, aus dem wichtigen Grunde, weil nur eine vollständige Mittheilung von Documenten solcher Art ein eigentliches Leben wiederzuerzeugen, uns einen höchst bedeutenden Abschnitt aus dem Leben des Dichters vor die Seele zu führen vermag. Wollen wir endlich ein lebendiges Bild von diesem Leben vor Augen haben, dann müssen wir nicht blos die Lichtpunkte wollen; den rothen Faden der sich durch die Billets zieht wird der gemüthvolle Leser aufzufinden und zu verfolgen wissen.

Einen solchen Leser fragen wir getrost, ob er z. B. — man erlaube uns hier unserm Berichte von dem Inhalt des Buches vorzugreifen — von den 30 Billets die in dem einen Monat April des Jahres 1781 von Haus zu Haus geschickt wurden ein einziges missen möchte? Von diesen Billets, in denen wir Goethe, der sich hier, nebenbei gesagt, der christlichen Freundin als einen Heiden, man weiß in welchem Sinne, gegenübergestellt, mit Necker's „Compte rendu", „diesem ungeheuern Vermächtniß für Welt und Nachwelt", beschäftigt finden, dann lesen wie ihm bei der Lecture des St.-Martin'schen Buchs „des Irrthums und der Wahrheit schöne Lichter über seinen Zustand aufgehen"; wie er bei der Hingebung an den fürstlichen Herrn und Freund seine Selbständigkeit zu wahren weiß, und der Klugheit und Sanftheit der Freundin überläßt einen die Wahrung seiner Unabhängigkeit bezweckenden Auftrag dem Herzog zu bestellen; wie er nach den ernsten Stunden des Geschäfts und im Conseil sich bei derselben erquickt; wie der kommende Frühling mit seinen Veilchen, seinen Knospen und Blüten, mit seinem warmen, fruchtbaren Regen auf ihn wirkt, und ihn zu erneuter dichterischer Thätigkeit weckt; wie er am „Tasso" arbeitend die Geliebte anbetet; wie durch die ganze Reihe dieser Billets der Faden der zartesten Liebe, Treue und Hingebung sich durchzieht; wie unendlich glücklich er sich fühlt, sodaß er, in einer stillen Nacht seine Glückseligkeit summirend, große Lust hat wie Polykrates seinen Ring ins Meer zu werfen. Wir fragen getrost, ob Einer der Goethe verehrt und liebt ein einziges dieser Zettelchen missen möchte?

Nachdem Hr. Schöll nun eine kurze Biographie der Frau v. Stein gegeben, aus der wir nur den Umstand anführen, daß sie sieben Jahre älter als Goethe und elf Jahre verheirathet war als dieser nach Weimar kommend sie persönlich kennen lernte, schildert er die weimarischen Zustände in der Zeit da Goethe in sie eintrat, die bedeutendsten Personen die in diesen Zuständen eine Rolle spielten; er schildert Goethe wie er war als eine neue Welt ihn aufnahm, auf die er bald einen so mächtigen Einfluß üben sollte, gibt endlich einen fein und mit Einsicht und Klugheit gesponnenen Faden, der uns durch die Mannichfaltigkeit des ersten Jahrgangs der Briefe leite. Wir bemerken hier, daß den folgenden Jahrgängen ähnliche zurechtweisende Einleitungen vorausgeschickt sind.

Goethe lernte die Freundin am Ende des Jahres 1775 persönlich kennen; aber schon ein Jahr früher war er von Zimmermann auf sie aufmerksam gemacht worden; denn dieser, der sie in Pyrmont kennen lernte, zeigte ihm ihren Schattenriß, und Goethe schrieb die merkwürdigen Worte darunter:

> Es wäre ein herrliches Schauspiel, zu sehen wie die Welt sich in dieser Seele spiegelt. Sie sieht die Welt wie sie ist, und doch durch das Medium der Liebe. So ist auch Sanftheit der allgemeine Ausdruck.

Er kam nach Weimar, das Herz noch wund von

der Liebe zu Lili; aber diese Liebe, wie herzlich auch für ihre Zeit, war doch nur eine jugendliche, eine Liebe wofür das reizbare Dichtergemüth immer empfänglich sein wird; so war es mit Friederike und Lotte, gewiß sehr edeln und liebenswürdigen Wesen, die aber schwerlich auf die Dauer Goethe zu fesseln vermocht hätten. Liebe war ihm zum Leben, so lange dieses frisch und mächtig pulsirte, und über diese Zeit hinaus, nothwendig; er konnte von sich sagen was er in den „Wahlverwandtschaften" Ottilie sagen läßt:

> Ein Leben ohne Liebe ist nur ein schlechtes Schubladenstück; man schiebt eine nach der andern heraus und wieder hinein, und eilt zur folgenden. Alles was auch Gutes und Bedeutendes vorkommt hängt nur kümmerlich zusammen.

Er fand Charlotte von Stein. Jugendlicher Uebermuth und noch nicht verwundene Freude an abenteuerlichen Unternehmungen und genialen Thorheiten, die innige Verbindung mit dem Herzoge, der diese gern sah, gern an ihnen Theil nahm, ließen auch ihn Theil nehmen an dem genialen Treiben in Weimar, ja nöthigten ihn zur Theilnahme; wie er selbst ohne Zweifel oft solche Abenteuer und Thorheiten in Gang brachte. Aber seine eigentliche Natur führte ihn auf Ernstes; es war auch vom Vater ein Theil in ihm, ein Theil der mit dem mütterlichen verbunden die glücklichste Mischung gab. Ein unwiderstehlicher Drang die Dinge der Welt zu schauen und in ihrer Eigenthümlichkeit zu erkennen regte sich von Jugend auf in ihm, und entfaltete sich mit der Zeit mächtiger; wie mußte ihn ein Wesen anziehen dessen bloßer Schatten ihm schon gesagt hatte: „sie sehe die Welt wie sie ist, und doch durch das Medium der Liebe"! Wie mußte dieses Wesen vollends in Weimar, in diesen neuen Verhältnissen, die doch seine künftige Existenz bestimmen sollten, ihn ansprechen! Gewiß, wir erkennen einen natürlichen Verlauf in dem Geständniß das Goethe 1780 Lavater macht:

> Auch thut der Talisman einer schönen Liebe, womit die Stein mein Leben würzt, sehr viel. Sie hat meine Mutter, Schwester und Geliebten nach und nach beerbt, und es hat sich ein Band geflochten wie die Bande der Natur sind.

Dies Alles hat Hr. Schöll in den den einzelnen Jahrgängen vorausgeschickten Excursen psychologisch gründlich dargestellt. Nun aber sehen wir im Geist eine zahlreiche mächtige Opposition sich erheben:

> Wie! Ein junger 26jähriger Mann kommt nach Weimar; er ist Freund des von dem Sturm und Drang jener Zeit angezogenen Herzogs; ihm werden bald die wichtigsten Aemter und Geschäfte anvertraut; er „hat tolle Zeiten erlebt", und erlaubt sich auch jetzt noch „toll zu sein wie die Zeit ihm gebietet"; manche Liebschaften hat er gehabt, und nicht ohne wohlverdiente innere Vorwürfe sie hinter sich gelassen; und nun wendet er sich mit aller jugendlichen Leidenschaft einer Frau zu, einer verheiratheten, einer Mutter mehrer Kinder, einer in dem fürstlichen Kreise Weimars hochgestellten; er verhehlt seine Leidenschaft nicht, geschweige daß er sie zu bewältigen suchen sollte; er nährt sie, und ihn kümmert es nicht, daß er den Frieden eines Hauses stören kann.

Hr. Schöll berührt diesen Punkt nicht ausdrücklich, und auch wir wollen hier nicht den Sittenrichter spielen; wir wollen nur auf den natürlichen Gang aufmerksam machen den diese merkwürdige Liebe nahm. So wollen wir auch nicht entschuldigen, nicht vertheidigen; wir wollen nur zeigen was war, und indem wir bemerken, daß Hr. Schöll zu wenig Gewicht auf den gewichtigen Umstand legt, daß Goethe von Haus aus ein Dichter war, auf ein Wort Möser's hinweisen:

> Die Leute welche von der Falschheit der menschlichen Tugenden schreiben, wollen immer Fümet ohne Fäulung, und Blitze haben die nicht zünden.

Ferner verweisen wir auf ein Wort des Dichters selbst von dem wir sprechen, ein Wort aus einem Gedichte, das entstand als jene Liebe den höchsten Gipfel erreicht hatte:

> Du misgönnst
> Dem Bild des Märtyrers den gold'nen Schein
> Ums kahle Haupt wol schwerlich; und gewiß,
> Der Lorberkranz ist, wo er dir erscheint,
> Ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks.

Endlich weisen wir auf diesen Gipfel hin, und wer ihn erkannt und verstanden hat, der wird den Anfang wol verzeihen.

Gestört ward auch der Frieden des Stein'schen Hauses nicht; viele Stellen in den Briefen beweisen, daß der Gemahl dieser zweiten Lotte, den der Sohn, der Goethe kindlich liebte, „einen Mann von sehr strenger Rechtschaffenheit und fast ängstlicher Frömmigkeit" nennt (s. „Briefe von Goethe und dessen Mutter an Fritz v. Stein"), immer in dem besten Verhältniß zu Goethe blieb, daß es kein leeres Wort war, wenn dieser an die Gattin schrieb (Brief vom 9. Dec. 1781):

> Es wird mir recht natürlich Steinen leben zu helfen und ihm gefällig zu sein. Ich bin es dir schuldig; und was bin ich dir nicht jeden Tag und den Deinigen schuldig! Was hilft all das Kreuzigen und Segnen der Liebe, wenn sie nicht thätig wird?

Wie dieses Wort in einem höhern und reichern Sinne sich bewährt hat, werden wir weiter unten erkennen.

Sehen wir jetzt wie Goethe bei seinem Auftreten in Weimar und während der ersten Jahre seines Aufenthalts dort erscheint. Hat es je einen Menschen gegeben der sich wie er war offen vor Andern hingestellt, der aufrichtig „der Heuchelei dürftige Maske verschmäht hat", so war es Goethe, er der noch im J. 1781 Lavater von sich sagt:

> In mir reinigt sich's unendlich, und doch gestehe ich gern, Gott und Satan, Höll' und Himmel sind in mir Einem.

der einige Jahre früher an die weimarische Geliebte schreibt (I, 113):

> Ich glaube wohl, daß Ihre Liebe zu mir mit dem Abschied wächst. Denn wo ich weg bin, können Sie auch die Idee lieben die Sie von mir haben; wenn ich da bin, wird sie oft gestört durch meine Toll- und Thorheit.

So sagen gar manche Stellen in diesen Briefen, besonders in den im Anfang des Jahres 1776 geschriebenen, wo Goethe doch schon, wenn auch noch Gast in Weimar, an den Sitzungen des Conseils Theil nahm (I, 9), daß der jugendliche Uebermuth, die Sucht nach dem Extravaganten, die Rücksichtlosigkeit gegen Verhältnisse die das sociale Leben natürlich und nothwendig

macht, keineswegs aus ihm gewichen waren, daß er den wenigen Menschen mit denen er leben konnte zur Last zu werden fürchten mußte (I, 93), daß er auch später noch, wol nicht mit Unrecht, sich der Unart und Unbethulichkeit (I, 351) anklagt. Und wenn wir dies Alles entschuldigend auf Rechnung der Genialität schreiben, und in gewissem Sinne dem Dichter das Recht zugestehen auch im reifern Alter ein Kind zu sein (I, 183), wenn die temporaire Verzweiflung einer vom Schicksal nicht begünstigten Liebe ihr Theil an diesem Benehmen haben mochte — der welcher eine Beurtheilung dieser Briefe wagt stößt doch, neben Stellen bei denen er beklagt, daß der Weg zum Herzen durch die Feder auf das Papier ein so weiter ist, wo der Ausdruck den er seinem Gefühl geben möchte sich widerspenstig zeigt, auch auf solche die diesen Eindruck trüben, die man wegwünschen möchte. In welchem Verhältniß die weimarische Geliebte zu den frühern steht haben wir oben angedeutet, wir mußten dasselbe in Goethe's Natur begründet finden; aber es betrübt uns doch, daß er in den sonst so herrlichen Briefen von der Schweizerreise (1779) Friederike, die er auf ihr besuchte, bei allem ihr gezollten Lobe uns als ein Mädchen aufführt die in ihn verliebt war; daß er die vor vier Jahren leidenschaftlich geliebte und ihm verlobte Lili, die er nun in Strasburg als glückliche Gattin und Mutter wiedersieht, zu den „Grasaffen" zählt.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue deutsche Dichter.

(Fortsetzung aus Nr. 29.)

9. Christliche Lieder und Sonette von Gustav Eduard Ahner. Neuere Sammlung. Eilenburg, Schreiber. 1848. 8. 20 Ngr.

Die Lieder sind überschrieben „Orgelklänge und Harfenklänge", indeß ist der Klang beider Gattungen ziemlich monoton, und auch in den Sonetten herrscht dieselbe Weise und Tonart. Passive Frömmigkeit ohne allen sittlichen Aufschwung, Gottes Gnade, Christi Blut, die Trübsal der Welt, die Freuden des Himmels mit den Chören singender Engel veranlassen den Verf. zu einem sentimentalen, einförmigen, weinerlichen Gesang; bei aller Gewandtheit in der Handhabung poetischer Form sind doch Sprache und Bilder gewöhnlich und matt; die vielen biblischen Worte: Hallelujah, Hephata, Satan, Höllenfeuer, Belial u. dergl. vermögen den fehlenden Zauber der Musen nicht zu ersetzen, und Ausdrücke wie „Glaubensehren" (S. 61), „Staubkleid" (für Leib) (S. 156), „Todtenbein" (für Sünder) (S. 140) scheint nur der Zorn Apollo's eingegeben zu haben. Für Gleichgesinnte und Geistesverwandte, deren der Verf. nach seiner Klage in „Sängersorge" (S. 149) nicht eben viele voraussetzt, mögen diese Lieder viel Erfreuliches haben, ästhetischen Werth können wir ihnen nicht zuerkennen. Zur Probe nur die ersten Strophen von:

Der Prediger in der Wüste.

Der Sonne Glutstrahl macht die Wüste glühen,
Und heißer Sand versengt des Wand'rers Füße.
Kein Halm, kein Strauch und Baum kann hier erblühen,
Daß er dem Schmachtenden den Weg versüße;
Des Todes und der Hölle Funken sprühen,
Es schweigen rings des Lebens frohe Grüße:
Nur Belial mit seinen argen Scharen
Mag seines Reiches Herrschaft hier bewahren.

10. Mystische Gedichte von Karl Barth. Augsburg, Lindau, Rettner. 8. 12 Ngr.

Diese katholische Mystik ist ein würdiges Seitenstück zu jenen altlutherischen Harfenklängen. Der Titel und das Vorwort, in dem das Stammeln und der Mangel der Form mit der Ueberschwenglichkeit des Inhalts entschuldigt wird, erregen ganz besondere Erwartungen. Man tritt ein in die Hallen des Tempels. Da hört man allerdings viel Stammeln, glaubt jedoch bald zu bemerken, daß die Ursache davon nicht in der Ekstase gotterfüllter Begeisterung und in der unergründlichen Tiefe der Gedanken liegt, sondern vielmehr in der Schwierigkeit passende Reime zusammenzufinden, und in einem auffallenden Mangel an Geschick und Geschmack bei der Wahl der Bilder und dem Gebrauch der Sprache. Die meisten Leser werden, durch solche Erfahrungen abgeschreckt, sich nicht weiter bemühen in das Innere des Heiligthums einzudringen, und Diejenigen welche mehr Geduld und Ausdauer besitzen müssen am Ende auch inne werden, daß sie keine mystische Weihe empfangen haben, wol aber mystificirt worden sind, nachdem sie sich durch eine Masse trivialer Reflexionen, geschmackloser Bilder (unter denen die Himmelsbraut eine Hauptrolle spielt), durch Naturschilderungen ohne alle Plastik und Legendenerzählungen von langweiligster Breite durchgewunden, und auch die Menge Distichen gelesen haben in denen das Lob der Heiligen ertönt, und der christliche Inhalt für die Sünder am heidnischen Versmaß entschädigen muß. Indeß zeugen alle diese Gedichte von einem wirklich frommen Gemüth und einer echt religiösen Gesinnung, und es thut uns Leid ihnen das Lob schöner Poesie gänzlich versagen zu müssen. Daß jedoch unser Urtheil gerecht sei, wollen wir nicht durch ausführliches Eingehen in die einzelnen Mängel darthun, dafür haben wol d. Bl. keinen Raum; die Mittheilung des ersten besten Gedichts wird genügen. Wir wählen eins der kleinern (S. 17):

Das Gewissen.

Nimmer müd' von Haus zu Haus,
Einen Klopfer tragend,
Nicht um Einlaß fragend,
Geht der alte Bruder Klaus;
Dem willkommen, Dem ein Graus,
Was er sieht benagend,
Billigend verklagend.
Grußlos geht er ein und aus,
Trägt man einstens dich hinaus,
Lebewohl dir sagend,
Schwer den Abschied tragend,
Klopft er dir ein ruhig Haus.

(Der Beschluß folgt.)

Bibliographie.

Tagesliteratur.

Bemerkungen über die neuesten Vorschläge zur deutschen Verfassung. Eine Stimme aus Bayern. München, Kaiser. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Edelmann, Die Stimme Gottes an uns bei dem Schlusse dieses scheidenden Jahres. Predigt am letzten Abend des 3. 1848 gehalten. Bayreuth, Buchner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Fódál, D., Der Krieg in Ungarn. Mit einer Geschichte der serbischen und croatischen Wirren. Nach den besten Quellen historisch und kritisch dargestellt. Mannheim, Grohe. 8. 12 Ngr.

Krüger, K. W., Ueber unsere Zustände. Zur Motivirung meines Austrittes aus der Stadtverordnetenversammlung. Berlin, Krüger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Lübbert, D., Das blutige Ereigniß zu Malchow am 9. Septbr. 1848 und meine Gefangenschaft. Schwerin, Kürschner. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 31. — 5. Februar 1849.

Zum Andenken an Goethe.

(Fortsetzung aus Nr. 30.)

Wenden wir uns, bedenkend daß wo Licht auch Schatten, zu Erfreulicherm, wozu wir auch Das rechnen, daß Goethe, obgleich die neue Geliebte nach seinem Ausdruck im J. 1780 Mutter, Schwester und Geliebten beerbt, doch zwei Jahre später der Erstern ihr altes Recht zuerkennt. „Von meiner Mutter", schreibt er am 2. Oct. 1782, „hab' ich einen Brief, der fürtrefflich ist. So lang ich euch Beide habe, kann mir's an Nichts fehlen." Lesen wir die von Leidenschaft, von einem oft gequälten, zerrissenen Gemüthe zeugenden Briefe, dann könnte ein von Goethe sonst Nichts wissender Leser auf den Gedanken kommen, der Schreiber derselben sei ein in müßigem Genuß, in thatenloser Verzweiflung hinlebender Werther; wie er denn am 28. Apr. 1777, nachdem er „von ohngefähr diesen Roman in die Hand gekriegt", der Freundin sagt:

> Was mir in Kopf und Herzen stritt
> Seit manchen lieben Jahren,
> Was ich da träumend jauchzt' und litt,
> Muß wachend nun erfahren.

Aber gar viele Briefe sagen uns ganz etwas Anderes. In ihnen finden wir Goethe mit Geschäften überhäuft, mit schwierigen, oft unerfreulichen; mit Recrutenaushebung, Chausseebauten, mit Landesökonomie und anderm Derartigen; der Sitzungen im Conseil wird oft gedacht. Von einer Einübung einer theatralischen Darstellung seiner „Vögel" ruft ihn der Brand eines fernen Dorfes ab, wo er mit ungeheuerer Anstrengung ordnet und rettet, von wo er versengtes Haar mit nach Hause bringt (I, 317). Wir brauchen nur Riemer („Mittheilungen über Goethe", II) zu lesen, um zu erfahren, daß Goethe in der Zeit, wo das Blut noch jugendlich in ihm wallte und wogte, praktisch die schöne und weise Lehre übte die er den besonnenen Hauptmann in den „Wahlverwandtschaften" aussprechen läßt:

> Trenne Alles was eigentlich Geschäft ist vom Leben. Das Geschäft verlangt Ernst und Strenge, das Leben Willkür; das Geschäft die reinste Folge, dem Leben thut eine Inconsequenz oft noth, ja sie ist liebenswürdig und erheiternd.

So war es mit Goethe, den selbst die Dichtungen auf denen seine ganze Seele ruhte von seinem ernsten Tagewerke nicht abzuziehen vermochten.

Die Offenherzigkeit Goethe's von der wir redeten hängt mit seiner Liebe zur Natur zusammen, die vielfältig sich in diesen Briefen offenbart. Sie erkennen wir in den unschätzbaren aus der Schweiz von jener denkwürdigen Reise 1779 an die Freundin gerichteten Briefen, in der kühnen, zu mannichfaltigen edeln Zwecken unternommenen „Harzreise im Winter"; oder wenn er auf der Wartburg nach einem schmerzlichen Uebel, das ihn an das Zimmer bannte, sehnsuchtsvolle Blicke in die Berge wirft (I, 116), oder wenn er „in seinem Garten nach schwerem Tagesgeschäfte aufathmet, oder auf dem Altan desselben, in seinen Mantel gehüllt, in einem trockenen Winkelchen unter Donner, Blitz und Regen herrlich schlummert" (I, 97), in einer andern Nacht bald darauf, wiederum an jener Stätte ruhend, bei wiederholtem Aufwachen „die Herrlichkeit des Himmels um sich bewundert" (I, 99). Aber er erscheint uns nicht allein als fühlender Bewunderer der Natur in diesen Briefen. Zwar die Zeit, wo ihm wie seinem „Werther" die Natur manchmal „ein ewig zerstörendes, ewig wiederkäuendes Ungeheuer" erscheinen mochte, war vorüber als er nach Weimar kam; jetzt nahte die, wo der fühlende Bewunderer den Geist zu gewahren anfing „der an ihm vorüberging, und sich wandelte ehe er's merkte".*) Der Naturforscher gibt sich in den Briefen an die Freundin kund; die Baumannshöhle, die so manchen abenteuerlichen, abgeschmackten Phantastereien Anlaß gegeben, läßt ihn ausrufen: „Wie doch Nichts abenteuerlich ist als das Natürliche, und Nichts groß als das Natürliche, und Nichts x. x. x. als das Natürliche!!!!!" (I, 128). Wir finden ihn mit der Mineralogie beschäftigt, dann mit andern naturgeschichtlichen Studien; eine zweite Reise auf den Harz, sechs Jahre nach jener frühern, nach Göttingen und Kassel (II, 335 fg.) läßt uns den mächtig auf diesem Gebiete Fortschreitenden gewahren; und wenn die Natur an sich ihm der erhabenste Gegenstand des Denkens und Forschens ist, so erscheint es ihm auch als eine des Menschen, vollends Dessen der für Viele zu sorgen berufen ist, würdige Aufgabe, der Natur die Seite abzugewinnen von der sie dem Menschen nützt. Viele Stellen aus den Briefen könnten wir anführen, worin

*) Das Motto vor der Morphologie, aus dem Buche Hiob.

er sich als Den zeigt „der die Liebe die nur kreuzigt und segnet, aber nicht thätig ist", verwirft, als Den dem der Seufzer in einem Briefe vom J. 1782 tief aus dem Herzen kam (II, 179):

Daß der Mensch so viel für sich thun kann, und so wenig für Andere! Daß es ein fast nie befriedigter Wunsch ist Menschen zu nützen! Das Meiste dessen ich persönlich fähig war hab' ich auf den Gipfel des Glücks gebracht, oder sehe es vor mir es wird werden. Für Andere arbeite ich mich ab, und erlange Nichts; für mich mag ich kaum einen Finger rühren, und es wird mir Alles auf einem Kissen überreicht.

Wir begnügen uns zu dem eben Mitgetheilten eine einzige Stelle aufzuführen, wenige Zeilen, die aber einen tiefen Blick in Goethe's Seele thun lassen, und für Hunderte gelten können. Sie ist einem von jener merkwürdigen Harzreise im Winter 1777 an die Freundin aus Goslar gerichteten Briefe entnommen:

Hier bin ich nun wieder in Mauern und Dächern des Alterthums versenkt, bei einem Wirthe der gar viel Väterliches hat; es ist eine schöne Philisterei im Hause, es wird Einem ganz wohl. Wie sehr ich wieder, auf diesem dunkeln Zug, Liebe zu der Classe von Menschen gekriegt habe die man die niedere nennt, die aber gewiß für Gott die höchste ist! Da sind doch alle Tugenden beisammen, Beschränktheit, Genügsamkeit, gerader Sinn, Dulden — Dulden — Ausharren in un — un — Ich will mich nicht in Ausrufen verlieren.

Diese Zeilen, geschrieben während er seine auf der Winterreise durchnäßten Sachen am Ofen trocknete, fühlend" wie wenig der Mensch bedarf, und wie lieb es ihm wird, wenn er fühlt wie sehr er das Wenige bedarf" (I, 131 fg.). Gewiß, Goethe hatte die reine Menschennatur erkannt, ihre Bedürfnisse, und nicht allein erkannt, auch gefühlt. Und nach diesem Gefühl handelte er. Das Wort das er dem Aristokraten auf seine Frage:

Sage, thun wir nicht Recht? Wir müssen den Pöbel betrügen;
Sieh nur wie ungeschickt, sieh nur wie wild er sich zeigt;

erwidert:

Ungeschickt und wild sind alle rohe Betrog'nen;
Seid nur redlich, und so führt sie zum Menschlichen an!

Das war nicht blos ein Wort, es ward eine That.

Wie oft hat man Goethe einen Egoisten, einen Aristokraten gescholten, wie oft ihn wegen seines höfischen Wesens, seiner Unterwürfigkeit gegen Fürsten und Vornehme getadelt! Es ist wahr, er achtete den Unterschied zwischen den Ständen wie er im Lauf der Zeiten entstanden ist; vielleicht ging er, erschreckt durch eine Alles nivellirende Revolution, und ahnend was diese auch uns drohe, was die Gegenwart zu Tage gefördert hat, zu weit; aber er fühlte mit seinem Shakspeare, „daß die Ehrerbietung, die einen Unterschied zwischen Hoch und Niedrig macht, der Engel der Welt sei"; und nie hat er das Menschliche, von dem jenes Epigramm redet, verleugnet, immer hat er in jedem Menschen, welches Standes, welches Berufs oder Gewerbes er sein mochte, die Menschenwürde geehrt, immer die Menschen zu fördern, zu veredeln, wo er konnte ihnen zu nützen gestrebt; die Klage, „daß der Mensch so wenig für Andere zu thun vermag!" kam gewiß aus der Tiefe seiner Seele.

Und was das höfische Wesen betrifft das man Goethe Schuld gibt, so braucht man nur die beiden Bände der Briefe an die Freundin flüchtig zu durchblättern, um überall auf Stellen zu stoßen die uns sagen wie dieses Wesen seiner eigentlichen Natur zuwider war, „wie er (so schreibt er am 31. März 1782 von Gotha aus, dessen Hof Ansprüche an ihn machte) nur vergnügt ist, weil er mitten durch die vielen Menschen sich an dem Faden der Liebe zu der Freundin sachte und sicher durchwindet". So finden wir ihn unbehaglich in den gleich nach der Schweizerreise geschriebenen Briefen, da er, den Herzog begleitend, an mehren Höfen verweilen mußte. Natürlich, er kam aus seinem Elemente, der Natur, und da fühlte er doppelt und dreifach, „daß der Hof alle Freude wegnimmt, und nie Freude gibt" (II, 309).

Wie anders steht Goethe zu Wesen in denen die Natur waltet! Wie er über die sogenannten geringern Stände denkt sahen wir oben. Und so liebt er die Kinder; und diese Liebe, wie wir aus einem Briefe seiner Mutter an den Sohn der weimarischen Geliebten sehen, war früh in ihm (s. „Briefe von Goethe und dessen Mutter an Fritz v. Stein", S. 76). Er nimmt diesen Sohn zu sich, und sorgt für ihn wie wenn es ein eigener wäre. „Meine Liebste", schreibt er am 1. Oct. 1781, „ich habe mich (in Leipzig, wohin er seinen Pflegesohn mitgenommen) immer mit dir unterhalten, und dir in deinem Knaben Gutes und Liebes erzeigt. Ich hab' ihn gewärmt und weichgelegt, mich an ihm ergötzt und seiner Bildung nachgedacht." Es ist erfreulich zu lesen, wie dieser Fritz, zum tüchtigen Manne geworden, über die Weise schreibt in der Goethe ihn behandelt, ihn „der mit vollem Herzen an der Mutter hing, und fast mehr noch an Goethe", der die Zeit die er in Goethe's Hause verlebte „die glücklichste Periode seiner Jugend nennt" (das., S. 18 fg.).

Ueber den Adel, den Kaiser Joseph II. Goethe ertheilte, genügen die paar Worte, am 4. Juni 1782 an die Freundin gerichtet:

„Hier schicke ich dir das Diplom, damit du nur auch weißt wie es aussieht. Ich bin so wunderbar gebaut, daß ich mir gar Nichts dabei denken kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue deutsche Dichter.

(Beschluß aus Nr. 30.)

11. Die Welt als Einheit, ein philosophisches Lehrgedicht, mit Rückblick auf Alexander v. Humboldt's „Kosmos", mit einer Einleitung und einem Anhange von J. Dorguth. Magdeburg, Hinrichshofen. 1848. 8. 6 Ngr.

Ein merkwürdiges Product unserer merkwürdigen Zeit, das uns auf den ersten Anblick zweifelhaft läßt, ob es im Scherz oder Ernst gemeint ist. Auf nicht mehr als 27 Seiten bietet Hr. Dorguth seinen Zeitgenossen ein philosophisches Lehrgedicht nebst Einleitung und Anhang. In der Einleitung spricht er von dem unauflöslichen Gegensatz zwischen Religion und wahrer Philosophie, von dem Blendwerk der bisherigen Philosophen und dem Entstehen des Christenthums aus dem Buddhaismus, von seinem Verhältniß zu dem unvergleichlichen Schopenhauer und dem liebenswürdigen Verf. des „Kosmos",

und nachdem er von Beiden zwar gerühmt, daß sie den rechten Weg zur Wahrheit eingeschlagen, und von dem unsterblichen Schopenhauer bemerkt, daß wer ihn nicht studirt noch gar Nichts wisse, kündigt er sich selbst an als den Apostel der wahren Weltweisheit, ist jedoch zugleich überzeugt, daß die Wahrheit weder von den Gelehrten noch von dem Pöbel seiner Zeit werde erkannt werden, und tröstet sich deshalb mit der edlen Resignation eines Weisen, daß das verhängnißvolle trop tard auch seiner Lehre gelten werde. Darauf enthüllt der Verf. seine neue Weisheit, und bezeichnet sie als die Lehre von der Einheit der Welt, derzufolge ein Weltkern ist mit der Urmaterie und den Urkräften, die ganze Welt der Erscheinungen gilt als die Objectivation dieses Weltkerns, die Gesetze derselben und die Gesetze des Denkens sind Eins, ihr Wirken ist causal-dialektisch und das Wesen der Dialektik — die Negativität; „das Gehirn des Menschen ist die für sich inhaltlose tabula rasa, die Daguerreotypirwerkstätte für alle Mittheilungen der Sinne, wo die dialektischen Chancen der Natur sich unwillkürlich abzeichnen und vom Bewußtsein erkannt werden" (S. 7). Nach diesen Erörterungen beginnt das in Distichen abgefaßte Gedicht, und führt die angedeutete Weltanschauung weiter aus. Der Verf. hatte in der Einleitung selbst sein Mistrauen in sein poetisches Talent ausgesprochen, und sich der Hoffnung hingegeben, ein poetischer Kritiker werde seinem „Singsang" eine verbesserte Gestalt geben. Die erste Seite des Gedichts rechtfertigt vollkommen solches Mistrauen, indeß ist sehr zu bezweifeln, ob die hinzugefügte Hoffnung sich realisiren wird. Wir fürchten vielmehr, daß Jeder der mit einigem poetischen Sinn begabt ist ebenso den Inhalt als die Form dieser Orakelpoesie perhorresciren und dieselbe ihrem Schicksal überlassen wird. Es ist in der That unbegreiflich, wie der Verf. ohne die Rache der Musen zu fürchten sich in ihr Gebiet begeben konnte, nachdem er über Kunst und Genie folgende Ansichten gewonnen (S. 23):

„Geist" und „Seel'" und „Genie", alles Das klingt ja gelehrt!
Aber die krit'sche Vernunft fragt nicht nach Bedeutung der „Wörter",
Sie erforscht erst das Ding, tauft es dann, nach der Geburt.
Nichts vermag des Realen Phantasie zu erschaffen,
Mit dem Realen nur treibt sie ihr schöpferisch' Spiel
Noch, in Fleisch und Blut stets angebor'nen, Talente,
Sei abstract nun das Feld, oder auch sei es die Kunst.
Beides ist gänzlich jedoch in seinem Wesen verschieden;
Kunsttalent, ist's absolut, excludirt Philosophie;
Immerhin möge man dies „Genie" und schöpferisch nennen,
Aber es schafft nur die Form ohn' dialektisch Gesetz.
Selbst unbewußt ist Kunst in ihrem mechanischen Treiben;
Echte Kunst ist nur Instinct, Kunstinstinct wie bei dem Thier,
Wenn das „Genie" sich erhebt im freien Flug der „Idee",
Förmelt die kalte Vernunft nur den abstracten Begriff.
So ist denn keine der Musen hold dem didaktischen Fluge,
Nur zu dem Sternenzelt auf lächelt Urania ihm.

Wir gehen an der „Propädeutik", welche sich in den unerquicklichsten Definitionen bewegt, und „Geist, Seele, Gott" als Phantome abergläubischer Philosophen und Gedanken des Volks bei Seite wirft, kopfschüttelnd vorüber, und bewahren nur als Rarität folgendes Abracadabra (S. 19):

So wie das Sein des Primats ist absolute Verneinung,
So übt des Menschen Vernunft diese Verneinung concret.
Wie das Primat ident ist mit dem abstracten Gedanken,
Ist im Concreten das Werk mit seinem Namen ident;
Aber wie das Primat setzt allem Denken die Schranke,
Ist's auch allein nur „Idee" in dem Abstracten des Hirns.

Des Pudels wahrer Kern erscheint aber dann in dem „Mundus in nuce. An Alexander von Humboldt." Nach einigen Zurechtweisungen Humboldt's, daß er den Menschen vermöge seines Geistes den Bürger einer andern Welt genannt, folgt die Enthüllung des neuen Wunders, das sich nach seinen Hauptzügen folgendermaßen unsern Blicken darstellt (S. 21):

Nicht ein Geistgespenst treibt den Organismus der Körper,
Und es kennt keinen Geist die Dialektik des Hirns,
Welche, theoretisch, nur ist Erkenntniß der Formen
Nach des Phantoms Differenz nach einem andern Phantom.
Namen nur gibt der Verstand der Differenz der Erscheinung;
Erb' nur ist alles Product, was die Gestalt je verbirgt.
Daß im Gehirne wohnt ein rein dialektisches Denken
Zweifelt endlich nicht mehr irgend ein denkender Kopf;
In der ganzen Natur gibt's keine Geistererscheinung,
Die ein „Geist" im Subject nur zu beurtheilen wüßt'!
Gleiches nur im Princip ist geeignet das Gleiche zu messen,
D'rum ermißt sinnlos's Organ Alles was schuf die Natur.
Also ist die Natur so alles Abstracten Concrete,
Selbst das Abstracte zugleich in ihrem Einheitsgesetz.
Das als „Causalität" stabil alle Kräfte beweget,
Welche „Materie" birgt, dieses Abstractum des Kerns.
Causalität ist das praktische Centrum aller Bewegung,
Und der verständliche Wink dem dialektischen Gang'.
Wo sich verneinende Kräfte trieben zum Kampfe des Lebens
Wie bewußtloser Natur, so der bewußten Vernunft,
Schaut jetzt so entziffert der Schöpfung magisches Wesen,
Wie des Weltenprimats als dialektisches „Sein".

Obgleich nun der Verf. seine gerade nicht sehr tiefsinnige Weisheit des Breitern in Prosa und Versen verkündet, glaubt er doch noch in einem Anhang die Hauptpunkte derselben hervorheben zu müssen. Um vollkommen gerecht zu sein, theilen wir hieraus die Worte des Verf. mit, und überlassen dem Leser d. Bl. nach eigenem Geschmack das Endurtheil über dies Erzeugniß philosophischer Tiefe und poetischen Schwunges selbst zu fällen. Es heißt hier unter Anderm:

„Der Bauch ist der eigentliche Mensch im Kerne, als «Wille», gedankenlos, wie der Kopf willenlos; alles Uebrige ist nur sein Vehikel; der Kopf sein Sich Wissen, sein Wächter und Kammerdiener, ein Troglodyt und trotziger Parasit, der seinen Dienst versagt, wenn er sein Couvert in der Oekonomie des Bauches nicht findet."

Indeß Nichts in der Welt ist so barock, daß es nicht seines Gleichen fände. So können wir auch die Orakelsprüche des Hrn. Dorguth in passendster Gesellschaft erscheinen lassen, indem wir ihnen anreihen:

12. Heidenlieder von Ludwig Knapp. Manheim, Hoff. 1848. 8. 10 Ngr.

Diese „Heidenlieder" zerfallen in Oden, Gaselen, Lieder und — Schund. In Bezug auf diese Eintheilung ist nur zu bemerken, daß unter der letzten Rubrik mit Unrecht nur zwei Gedichte begriffen sind; es scheinen in der That viele nur aus Versehen unter die übrigen Abtheilungen gerathen zu sein. Dies gilt namentlich von den Gaselen und Liedern. Es sind Dies meist bizarre Gebäude einer wirren Phantasie, aufgeführt auf dem Grunde trüber, absonderlicher Verhältnisse; den Stoff dazu bildet ein Chaos unklarer Gedanken und ein Wust ungezügelter Gefühle, indem die Ewigkeit der Empfindungen und die Sterblichkeit der Geister, die Göttlichkeit der Leidenschaft und der Wahn der Entsagung wild durcheinander schwirren, und in dem bunten Gewande einer mehr abenteuerlichen als glänzenden Sprache sich darstellen. In den Oden erscheint der Dichter bald als trunkener Thyrsusschwinger der Revolution, bald als taumelnder Herold der Liebe, meist ist er Beides zugleich. Das Versmaß und der Gebrauch langer, volltönender zusammengesetzter Worte hat er den griechischen Lyrikern entlehnt; während er aber in der Handhabung der antiken Strophen eine wahre Virtuosität entwickelt, zeigt er sich in seinen Wortcompositionen vielfach als geschmackloser Nachahmer, der ebenso oft das an sich Schöne und Passende verletzt als er Das was der deutschen Sprache angemessen ist verkennt. Uebrigens entspricht dem rhythmischen Schwung nicht nur die Pracht und

Melodie der Sprache, sondern auch die Menge kühner und plastischer Bilder. Aber alle diese äußern Vorzüge werden durch den Mangel einer klaren, gediegenen Lebensansicht so paralysirt, daß kaum eine Ode auf den Gipfel schöner, harmonischer Poesie sich erhebt. Während eine Strophe die Allgewalt der Liebe oder das Erwachen zur Freiheit auf wahrhaft poetische Weise verherrlicht, folgt in der Regel eine andere, die durch den Cynismus des Gedankens und Ausdrucks jedes edlere Gefühl empört. Wir glauben das Gesagte nicht besser beweisen und die Eigenthümlichkeit des Dichters nicht anschaulicher darstellen zu können, als indem wir die erste Ode mittheilen. Sie lautet:

Nacht deckt die Menschheit. Dunkel ihr kommend Loos,
Doch ferne Zukunft schauet der Seher Geist,
In sichern Kreis einbannt der Forscher
Weitausschweifenden Wandelstern.

Tyrannenbeil traf Vielen das Heldenmark,
Heerscharen Edler rauchten dem Christengott,
Doch jedes Meer wird blutig schwellen,
Naht die dräuende Pöbelschlacht.

Von Nord und Süd steh'n wimmelnde Massen auf,
Volkswuth entfaltet nächtliche Fittige,
Anstürmend wo des Aufgangs Sonne
Schönheitschimmernde Scheitel grüßt.

Wem stolz im Aufblick leuchtender Geist entglüht,
Wem frei das Haupt aus mächtiger Schulter steigt,
Dem fällt auch bald um Stirn und Nacken
Todverheißend ein Opferkranz.

Stumpfsinn umklemmt qualvoll dir die breite Brust,
Angstschweiß betrieft dein narbiges Angesicht,
O Vaterland, mit Jammerstöhnen
Keuchst du unter der Last des Wahns.

Verlor'nen Daseins welken Geschlechter ab,
Ruhmlos verdorren Völkergebeine rings,
Doch über Grab und Moder steiget
Farbenprächtig der ew'ge Tag.

Staubwirbelnd sinkt vom Throne der Weltengott,
Mit Götterschritten schreitet der Mensch einher,
Der Himmel fällt, aufthut die Erde
Lebensherrliche Gegenwart.

Begabtes Auge siehet den jähen Blitz,
Der schon um mächtig ragende Höhen zückt,
Des Volkes Schlaf bricht erst umdröhnend
Spät nachrollender Donnerhall.

Antobt schon kampflustweckender Geistessturm,
O spann', Gemüth, weitflatternde Segel aus;
Durchbrich die Schlachtreih'n, wuchtentsendet,
Brandungfurchender tiefer Kiel.

Doch du geliebtes, heiliges Frauenbild,
Mit dem ich glutinbrünstig in Eines schmolz,
Dir sei indeß der vollen Jugend
Funkensprühender Glanz geweiht.

Des Weibes Seele ziehet der Männergeist
Mit Mondeskraft zu wallenden Fluten auf,
Sehnsuchtempergekrümmte Wogen
Spiegeln zitternd das ruhige Licht.

Still fällt und sanft aus kreisendem Feuerball
Zu dir mein Strahl; heiß wühlendem Triebe, den
In Schlummerfriede senkt Umarmung,
Wehrt vertrauend des Freund's Gestalt.

Doch fest und frei sei an dem bethränten Tag,
Den mir zum Scheiden hoher Entschluß bestimmt,
Ein schmerzgetränkter Kuß auf deinen
Liebebebenden Mund gedrückt.

Mag dann Verzweiflung knirschen das starke Herz,
Wenn Siegesthat vom ringenden Arme sproßt,
Mag durch der Seele öde Hallen
Düster schleichen des Grabes Ruh'!

Da Hr. Knapp sich einmal die heidnischen Griechen zum Muster erkoren, so ist ihm Nichts angelegentlicher zu rathen als dieselben etwas genauer kennen zu lernen. Ihre Weisheit wird ihn dann wol sicher an dem Sirenengesang moderner Sophistik vorüberleiten, und die Erfahrung, daß die griechischen Dichter den ernst-heitern Apoll und die keuschen Musen, nicht aber die trunkenen Silen und die zügellosen Bacchantinnen als ihre Patrone und Vorbilder verehrten, möge ihn aufmuntern nicht nur ihre Versmaße nachzuahmen, sondern auch das Maß der Schönheit, welchem ihre Gedanken und Ausdrucksweisen überall huldigen, bei seinen Productionen vor Augen zu haben. Von seinem Talent läßt sich auf jeden Fall noch Besseres erwarten als solche banale Heidenlieder. **G. Sippart.**

Bibliographie.

Tagesliteratur.

Asher, C. W., Keine Freiheit ohne Wahrheit und Gerechtigkeit. Verhandlungen des Berliner Freihandels-Vereines. 1848. Nr. III. Berlin, Schneider u. Comp. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Bakunin, M., Aufruf an die Slaven. Von einem russischen Patrioten. Koethen. Gr. 8. 7 Ngr.

Denkschrift der in Würzburg versammelten Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands. 14. Novbr. 1848. Stuttgart, Metzler. 1848. Gr. 4. 2 Ngr.

Duller, E., Robert Blum's Leben und Tod. Dem deutschen Volke erzählt. Frankfurt a. M., Meidinger. 8. 4 Ngr.

Die Wiener Ereignisse und die deutsche Centralgewalt. Genaue Darstellung der letzten Wiener Ereignisse und der Thätigkeit des Reichsministeriums in Frankfurt gegenüber den Ereignissen nebst Correspondenz des Ministeriums mit den Reichscommissären Welcker und Mosle. Frankfurt a. M., Auffarth. 1848. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Fabrikindustrie des Zollvereins. Leipzig, Weidmann. 1848. Gr. 16. 3 Ngr.

Grävell, F., Zwölf Gebote der Medicinalreform. Berlin, A. Hirschwald. 1848. Gr. 8. 3 Ngr.

Klugheim, Jesaias Moses, grauße Prophezeiung fer das J. 1848. Kiel, Naeck. 1848. Gr. 8. ½ Ngr.

Das Oberhaupt des neu erstandenen deutschen Reiches. Seiner Kaiserl. Hoheit des Erzherzogs Johann von Oesterreich, Reichsverwesers von Deutschland, bisheriges Leben und Wirken. Crefeld, Klein. 1848. Gr. 12. 1½ Ngr.

Rodbertus, Mein Verhalten in dem Conflict zwischen Krone und Volk. An meine Wähler. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Ronge, J., Zwei Reden gehalten in der deutschkatholischen Gemeinde zu München. 1. Rede am 19. Novbr. 1848. 2. Rede am 26. Novbr. zur Todtenfeier Robert Blum's. München, Franz. 1848. Gr. 8. 2 Ngr.

Silberstein, A., Geschichte der Aula. Die Wiener Universität und die akademische Legion vom März bis Ende October 1848. Mannheim, Grohe. 1848. Gr. 16. 10 Ngr.

Thieme, C. A., Plan zu einer Fortbildungsschule für Bauerssöhne auf dem Lande. Mittweida, Billig. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ueber die Auflösung der Versammlung zur Vereinbarung der preußischen Staatsverfassung und die neuen Wahlen. Landsberg a. d. W., Volger u. Klein. 8. 1¼ Ngr.

Umrisse über die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit bei den Strafgerichten und das Verfahren bei Preßvergehen durch Schwurgerichte. Von einem Juristen. Wien, Lechner. 1848. Gr. 8. 6 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 32. —— 6. Februar 1849.

Zum Andenken an Goethe.
(Fortsetzung aus Nr. 31.)

Nächst Goethe interessirt uns in dem Buche keine Person mehr als die an welche die Briefe gerichtet sind; und hier haben wir unendlich zu beklagen, daß von ihr keine Briefe an jenen vorhanden. Wir können aus den Goethe'schen nur vermuthend schließen, welcher Art sie, was ihr Inhalt gewesen; wie denn jene uns an tausend Stellen sagen, daß er sich in ihr nicht täuschte als er die oben mitgetheilten Worte unter die Silhouette der persönlich noch Unbekannten schrieb. Daß die junge, für bedeutende Erscheinungen empfängliche, die Poesie und Kunst liebende Frau, daß die an einen, wenn auch ehrenwerthen, doch ihr nicht gleichgesinnten Gatten Vermählte nicht gleichgültig bleiben konnte bei den Huldigungen die Goethe, der seit der Erscheinung des „Werther" in vollem Glanze, mit dem die Muse den Dichter umgibt, wandelte, jung, schön, als ein Meteor angestaunt wurde, gleich bei seinem Erscheinen in Weimar ihr darbrachte, Das ist natürlich. Aber gewiß ist es auch, daß sie sich sofort beherrschte, und die Macht die sie über sich selbst übte auch über den leidenschaftlich ihr Hingegebenen geltend machte; und mit Erfolg, wenn auch der Sturm in ihm nicht sogleich sich legen konnte, wenn auch in späterer Zeit dann und wann die frühere Leidenschaft aufbrauste. Schon in einem der ersten Billets nennt Goethe sie seine „Besänftigerin" (I, 4), und diesen Charakter behauptet sie fort und fort. In einem Gedichte aus dem Frühjahr 1776 heißt es:

> Welche Seligkeit glich jenen Wonnestunden,
> Da er dankbar dir zu Füßen lag,
> Fühlt' sein Herz an deinem Herzen schwellen,
> Fühlte sich in deinem Auge gut,
> Alle seine Sinnen sich erhellen
> Und beruhigen sein brausend Blut.

Ihre Liebe ist von der höhern, ja höchsten Art, die keinen Neid, keinen Egoismus kennt; es ist ein großes Wort welches der Liebende über sie spricht: „Du einziges Weibliches, das mir Glück wünschen würde, wenn ich was lieber haben könnte als dich!" (I, 13.) Wer möchte diese Liebe verdammen? Im Herbst jenes Jahres, da Goethe die Geliebte mit der gen Himmel fahrenden Madonna, der er vergebens seine Arme nachstrecke, verglichen, schreibt sie auf die Rückseite des diesen Vergleich enthaltenden Billets (I, 65):

> Ob's Unrecht ist was ich empfinde,
> Und ob ich büßen muß die mir so liebe Sünde,
> Will mein Gewissen mir nicht sagen;
> Vernicht' es, Himmel, du, wenn mich's je könnt' anklagen.

Dies sei genug über einen so zarten Gegenstand. Nur Das noch, daß wir die herrliche Erscheinung: Goethe aus einem leidenschaftlichen, nicht zu billigenden Verhältnisse zu einer sittlichen Höhe sich erhebend, nicht haben würden ohne den liebevollen Genius, der, den eigenen Werth immer lebendiger entfaltend, jenem in seinen Kämpfen beistand, ihn zum Siege führte, und selbst ihm zum edelsten Preise ward.

Welches Gefühl mußte die edle Frau erfüllen, wenn sie an den Goethe des Jahres 1776 dachte, und fünf Jahre später denselben Goethe bekennen hörte (II, 83):

> Auf diesem beweglichen Erdball ist doch nur in der wahren Liebe, der Wohlthätigkeit und den Wissenschaften die einzige Freude und Ruhe.

dann im Jahre darauf (II, 170 fg.):

> Ich habe mein ganzes Leben einen idealischen Wunsch gehabt, wie ich geliebt sein möchte, und habe die Erfüllung immer im Traume des Wachens vergebens gesucht; nun, da mir die Welt täglich klarer wird, find' ich's endlich in dir auf eine Weise, daß ich's nie verlieren kann.

wenn sie Solches las, und dabei sich sagen konnte, daß sie großen Antheil hatte an dem Wachsthum des Einzigen im Guten, Wahren und Schönen!

Denn wachsen sehen wir Goethe in diesen Briefen von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat, und Das ist einer der höchsten Genüsse die sie gewähren. Diese Steigerung der Liebe, wie sie sich allmälig läutert, endlich zu einer idealen Reinheit erhebt, kann als ein Symbol für die ganze übrige Existenz Goethe's gelten. Und hier gedenken wir des, die Wandelung die mit Goethe vorging darstellenden, vortrefflichen „Ilmenauer Gedichts" vom J. 1783, in welchem dem zum ernsten, thätigen Manne gereiften Dichter die ersten weimarischen Jahre wie eine Vision erscheinen, der er das bedeutungsvolle Wort: „Verschwinde, Traum!" zuruft. Jene Briefe können wir als einen ausführlichen Commentar zu diesem Worte, zu dem durch das Gedicht in wenigen, großartigen Zügen dargestellten gewesenen und gewordenen

Goethe betrachten; sie schildern uns einen bedeutenden Wendepunkt in Goethe's Leben, den Unterschied seiner ersten weimarischen Zeit und der Zeit von etwa 1778 an. Wer wenn er die Briefe liest zweifelt, daß die Liebe hier in ihrer schönsten Weise, in der einer Diotima, wirksam war!

Keine geringe Rolle spielt in den Briefen das edle herzogliche Paar, Karl August und Luise; der Erstere in voller Jugendkraft, befördernd das geniale Wesen und Treiben, das an seinem Hofe durch Goethe besonders in Schwung kam und Geist gewann, Theil nehmend an diesem Treiben, vertrauend dem gewonnenen Freunde, die Gaben die die Natur diesem so reichlich verliehen klug für sein Land benutzend. Zwar findet Goethe das Erbtheil der Fürstensöhne auch bei ihm. Er schreibt am 10. März 1781:

Nicht leicht hat Einer so gute Anlagen als der Herzog, nicht leicht hat Einer so viele gute und anständige Menschen um sich und zu Freunden als er, und doch will's nicht nach Proportion vom Flecke, und das Kind und der Fischschwanz gucken ehe man sich's versieht wieder hervor.

Mit Recht bemerkt dazu Hr. Schöll (II, 2 fg.), daß an dem Unmuth der diese und ähnliche Ergießungen veranlaßte des Dichters eigene Stimmung und der Wunsch die Veränderungslust des jugendlichen Fürsten einer stillämsigen Sammlung zu unterwerfen Antheil gehabt haben mögen. Briefe an Lavater aus derselben Zeit geben dem Herzoge ein besseres Zeugniß, und am 16. Juni 1783 schreibt Goethe der Freundin: „Der Herzog ist auf sehr guten Wegen; es klärt sich Vieles in ihm auf, und er wird gewiß in sich glücklicher und gegen Andere wohlthätiger werden." So ist das ein paar Monate später verfaßte „Ilmenauer Gedicht" auf Wahrheit gegründet. Was einst als Hoffnung ausgesprochen ward, Das wurde erfüllt:

Gewiß, ihm gaben auch die Jahre
Die rechte Richtung seiner Kraft;

und der Herzog verstand und beherzigte die Worte des weisen Freundes:

Du kennest lang die Pflichten deines Standes,
Und schränkest nach und nach die freie Seele ein.
Der kann sich manchen Wunsch gewähren,
Der kalt sich selbst und seinem Willen lebt;
Allein wer And're wohl zu leiten strebt,
Muß fähig sein viel zu entbehren.

Auch Das erfreut uns in den Briefen, daß sich der Herzog gern mit dem Freunde der Geliebten anschließt; wir finden unter Goethe's Briefen Billets, auch Verse von dem Herzoge an sie gerichtet. „Wenn Sie in Pyrmont ist, liebe Frau", schreibt er im Sommer 1776, „so trinke Sie ja, wenn der Morgen hübsch ist, das erste Glas auf Goethe's und meine Gesundheit" (I, 44); und so bleibt das Verhältniß in den spätern Jahren.

In wenigen Zügen haben wir die Herzogin Luise, diese hohe, fürstliche Frau, die wol oft verkannte, die aber in den furchtbarsten Stunden, wo Weimars Geschick an einem Haare hing, ihrem Volke Retterin ward. Sie, in strenger Hofetiquette herangewachsen, reicht einem fürstlichen Jünglinge die Hand, der wol ahnet, welchen Schatz er in ihr gewinnen werde, dessen jugendlicher Uebermuth aber oft gegen Das verstößt was ihr wie eine zweite Natur geworden war. Sie hält, wie uns auch diese Briefe sagen, sich fern von dem unter dem Schutz des Gatten geübten genialen Treiben. Schon vor ihrer Vermählung hatte sie Goethe kennen gelernt; manches ihrem Sinn Widerstrebende aus dessen früherer Zeit mußte ihr bekannt sein, Manches mochte sie getadelt haben; nun ist dieser ihr nahe, ist Freund und Vertrauter des Gatten, ermangelt nicht „toll mitunter zu sein". Sie wird durch Manches verletzt; aber sie behauptet ihre hohe Würde, sie sieht diesem Spiel des Lebens ruhig zu, wenn sie auch nicht immer ihre Empfindlichkeit bergen kann (I, 8); den eigentlichen Kern in Goethe hat sie erkannt, und wiederholte Zeichen ihrer Gunst werden Dem zu Theil der ihr wol zu manchem Seufzer Anlaß gab. Schreiben wir Dies ihrem hohen Sinn zu, dann dürfen wir auch nicht vergessen, daß der Dichter sich mit Klugheit gegen sie benahm, daß er, dem Gatten sich hingebend, nie vergaß was er der Gattin schuldig sei. Charakteristisch für Goethe's früheste Zeit in Weimar und für sein Verhältniß zu dem fürstlichen Paare ist der Brief vom 27. Jan. 1776, wo von einer Hofgesellschaft die Rede ist:

Die Herzogin-Mutter war lieb und gut, Herzogin Luise ein Engel; ich hätte mich ihr etliche mal zu Füßen werfen müssen! Aber ich blieb in Fassung und kramte läppisches Zeug aus. Sie widersprach über eine Kleinigkeit dem Herzoge heftig, doch machte ich sie nachher lachen; wir dachten an dich, liebe, liebe Frau!

Daß die Briefe auch andere minder oder mehr bedeutende Personen jenes weimarischen Kreises, oder Fremde die in ihm erschienen, die mit ihm in einigem Verkehr standen, berühren, ist natürlich; doch ist Goethe wenn er an die Geliebte schreibt zu voll von Dem was ihm Herz und Seele füllt, als daß er sich viel um das Leben und Treiben anderer Personen bekümmern sollte. Wieland's wird manchmal, doch nur nebenbei gedacht; so Herder's, dessen der Goethe'schen widerstrebende Natur sich auch hier kundgibt, doch kann Goethe nicht von ihm lassen. „Herder", heißt es am 1. Juni 1781, „war gestern gar gut; wenn er öfters so wäre, man möchte sich nichts Besseres wünschen." Ueber Lenz, der 1776 sich seltsamerweise in Weimar introducirte, den Goethe einigen Briefen zufolge mit uneigennütziger Liebe behandelt zu haben scheint, läsen wir gern mehr. Lavater ist dem Freunde wie der Freundin in den ersten Jahren der Briefe noch ein Gegenstand der Liebe und Verehrung; noch sagen wir, denn obgleich es 1779 in einem aus Zürich geschriebenen Briefe heißt (I, 276): „Die Trefflichkeit dieses Menschen spricht kein Mund aus", so klagt Goethe, dessen Charakter, Kunst und Ansicht von Leben und Menschen sich immer mehr auf die Natur basirt hatte, nicht drei Jahre später: „In meinen Augen knüpft sich bei Lavater der höchste Menschenverstand und der grasseste Aberglaube durch das feinste und unauflöslichste

Band zusammen" (II, 183)*), und wir wissen wie in Goethe's römischen Briefen die weimarischen Freunde vor ihm gewarnt werden. Von Dalberg, dem damaligen Statthalter von Erfurt, ist öfters die Rede, und mit Achtung vor seinen vielfältigen Kenntnissen und seinem edeln Willen; der Brief vom 5. Mai 1780, von Erfurt aus geschrieben, könnte für eine Prophezeiung gelten.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Geschichte des Sklavenhandels.

Obwol zur Zeit nur der erste Band erschienen ist von:

The conquerors of the New World and their bondsmen, being a narrative of the principal events which led to Negro slavery in the West Indies and America. London 1848.

so verdient doch schon dieser erste Band Beachtung, da er ein selbständiges Ganzes bildet, und den in nahe Aussicht gestellten zweiten, die Geschichte des Sklavenhandels in Westindien und Amerika abschließenden, mit Vergnügen erwarten läßt. Bekannt wie es sein dürfte, daß in der Neuen Welt bald die gänzliche, bald die theilweise Ausrottung der eingeborenen Stämme die Ursache der Einführung von Negersklaven war, weil durch sie die Arbeitskräfte ersetzt werden sollten und mußten, um welche die Grausamkeit und Habgier der Europäer durch das Niederhetzen der Rothhäute sich gebracht, liegt es zu Tage, daß jene Geschichte zugleich einen großen und vorspringenden Abschnitt der frühern Geschichte Amerikas umfaßt. Insofern nun letztere bereits von geschickten Federn, von mit den erfoderlichen Kenntnissen ausgestatteten Männern geschrieben worden, kann ein neues Werk wie gegenwärtiges überflüssig erscheinen, aber gewiß nur Dem der es nicht eingesehen. Was der Verf. in frühern Schriften, namentlich in seinen „Essays written in the intervals of business", und in seinen „Friends in councils", genügend dargethan, die seltene Fähigkeit scheinbar erschöpften Gruben neue und reichen Lohn bringende Erze abzugewinnen, Das hat er auch jetzt wieder bewährt, bei Niederschreibung einer Geschichte die, wie er sagt, in den Jahrbüchern dieser und hoffentlich keiner andern Welt ihres Gleichen hat. „Sie gibt uns nicht blos Kunde", heißt es, „von einer bis zum Aeußersten getriebenen Handelsgier und Herzlosigkeit, sondern auch von den Bestrebungen der größten Männer verschiedener Epochen, von ihren Irrthümern, ihren Streitigkeiten und den falschen Bahnen die sie eingeschlagen. Sie geht tief in die zartesten, vom Klerus aufgestellten Fragen ein, knüpft sich an die Intriguen von Höfen und Cabineten, und wird leider vom Winde verweht durch die entschlossene Wagehalsigkeit kecker Seefahrer und weitblickender Entdecker — Männer welche die Vordersten hätten sein sollen gemeiner Grausamkeit entgegenzutreten, und von denen Etliche auch glaubten, daß sie es wären. Außerdem zeigt die Geschichte des Sklavenhandels, wenn so bearbeitet wie sie bearbeitet werden muß, die geeignetesten Mittel zu Erörterung und Lösung der wichtigen Fragen über Colonisation, Ackerbau, sociale Ordnung und Regierungsform. Aber schon die denkwürdigen Menschen auf welche sie zurückkommt möchten hinreichen für sie zu interessiren. Ich nenne die gesammte königliche Familie von Portugal während des 15. Jahrhunderts, den Prinzen Heinrich voran, dann Ferdinand und Isabella, Colombo mit einer langen Reihe tapferer Feldherren vor und nach ihm, weiter Karl V., Ximenes, Las Casas, Vieyra und eine Schar Geistlicher und Staatsmänner aus jenen Tagen bis zur Stunde. Endlich ist die Zukunft Eines Continents, vielleicht zweier, von der Geschichte des Sklavenhaltens abhängig."

Dies in des Verf. eigenen Worten der Inhalt eines Werkes welches nur zwei Bände stark und eine Widerlegung von Sterne's Behauptung sein soll: „Sage Niemand, er wolle ein Duodezbändchen schreiben; es wächst ihm unter den Händen zu einem dicken Quartanten." Der vorliegende Band beginnt mit dem ersten Gliede an der Kette afrikanischer Heimsuchung, mit der Entdeckung der Canarischen Inseln zu Anfang des 14. Jahrhunderts, schließt mit den die Regierung der Indianer ordnenden Gesetzen von Burgos 1518, und begreift eine zwischen dieser Zeit und der ersten vom Prinzen Heinrich 1418 ausgesendeten Expedition sich auf hundert Jahre belaufende Periode, welche, wie der Verf. sagt, „in den Annalen der Weltgeschichte bis jetzt blos einem einzigen andern Jahrhundert nachsteht".

Der Hauptpunkt, worin der erste Band irrige Angaben seiner Vorgänger auf demselben Felde zu berichtigen sucht, betrifft den wahren Ursprung des Sklavenhandels. Man nimmt gemeinhin an, daß er aus einer falschen Auffassung der vom guten Vater Las Casas, dem unermüdeten Vertheidiger der armen verfolgten Indianer, gepredigten Menschenliebe entstanden sei, wogegen der Verf. darthut, daß schon vor dieser Zeit, mindestens zehn Jahre nach Entdeckung der Neuen Welt, folglich viel früher als man annehme, Neger in Indien zu Sklaven gebraucht worden seien. Die älteste amtliche Notiz von nach Indien gebrachten Negersklaven findet sich in den dem dritten Gouverneur von Hispaniola, Namens Ovando, 1501 ertheilten königlichen Instructionen. Der Handel selbst aber datirt aus einer 60 Jahre ältern Periode und ist portugiesischen Ursprungs. In Spanien führte zuerst ein Unterfeldherr des Prinzen Heinrich um das Jahr 1442 schwarze Sklaven ein, und bereits 1474 hatte der diesfallsige Handel sich dergestalt gemehrt, daß die geistlichen Annalen des Ortiz de Zuniga von diesem Jahre einer Menge in Sevilla vorhandener Negersklaven und des bedeutenden Ertrags für den königlichen Schatz aus dem von ihnen erhobenen „Fünften" gedenken. Indessen ist die gemeine Sage welche den Las Casas zum Urheber des Sklavenhandels macht, wenn auch thatsächlich falsch, doch insofern einigermaßen geschlechtlich wahr, als eine aufrichtige, obschon misverstandene, Frömmigkeit und Menschenliebe anfangs mehr Theil daran hatte als schmuzige Gewinnsucht. Diese Bemerkung drängt sich auch dem Verf. da auf, wo er von der ersten, unterm Schutze des Prinzen Heinrich 1444 errichteten Gesellschaft zu Betreibung des Sklavenhandels spricht. Dem Prinzen gehörte zwar ein Fünftel der eingeführten Menschenladungen, „dennoch", fügt der Verf. hinzu, „hege ich kaum einen Zweifel, daß sein Historiograph vollkommen Recht hat, wenn er versichert, nicht Gewinnsucht, sondern nur Entdeckungseifer habe den Prinzen geleitet". Darauf unter Anderm gründet dann der Verf. den Glauben, daß der betreffende Handel von selbst aufgehört haben würde, hätte er nicht unerwartet von anderer Seite einen neuen Impuls erhalten. Diese Seite war — die Entdeckung Amerikas.

---

*) Höchst charakteristisch ist das Wort bei Gelegenheit des Lavater'schen „Pilatus" (II, 183): „Wenn Unsereiner seine Eigenheiten und Albernheiten einem Helden aufflickt, und nennt ihn Werther, Egmont, Tasso, wie du willst, gibt es aber am Ende für Nichts als was es ist, so geht's hin, und das Publicum nimmt insofern Antheil daran als die Existenz des Verfassers reich oder arm, merkwürdig oder schal ist, und das Märchen bleibt auf sich beruhen. Nun findet Hans Kaspar diese Methode des Dramatisirens wie sie es nennen allerliebst, und flickt seinem Christus auch so einen Kittel zusammen, und knüpft aller Menschen Geburt und Grab, A und O, und Heil und Seligkeit d'ran, da wird's abgeschmackt, dünkt mich, und unerträglich. Ueberhaupt bin ich überzeugt, daß er es viel zu ernstlich meint um jemals ein gutes Werk in der Art zu schreiben. In allen solchen Compositionen muß der Verfasser wissen was er will, aber nirgend dogmatisiren; er muß in tausend versteckten Gestalten (niemals geradezu) andeuten und merken lassen, wo es hinaus soll. Wenn ein großer Mensch ein dunkel Eck hat, dann ist's recht dunkel!"

„Das Wiederauffinden Amerikas", schreibt der Verf., „ich nenne es ein Wiederauffinden, weil ich überzeugt bin, daß bereits im 9. und 10. Jahrhundert die Normänner Amerika entdeckt hatten — jenes Wiederauffinden also just um die Zeit, wo die Portugiesen die ganze Westküste von Afrika ausgefunden hatten, dünkt uns nach menschlicher Ansicht ein höchst ungelegenes Ereigniß zur Erzeugung von Uebel gewesen zu sein. Hätte nicht Amerika dem Sklavenhandel einen Markt geöffnet, so sehen wir nicht ab wo er sonst hätte gedeihen können, und wäre er nicht damals gediehen, so würde ein legitimer Handel an dessen Stelle getreten sein und ihn völlig verdrängt haben. Eine Zeit lang konnten Mohren zum Putz, zur Zier eines großen Haushalts gehören, nur begreifen wir nicht was sie in Masse einem Lande hätten nützen sollen welches kräftige, an Boden und Klima gewohnte Arbeiter in Fülle besaß, wie Solches mit Europa der Fall war. Cadamosto erwähnt, daß 1455 die Ausfuhr von Sklaven jährlich zwischen 700 und 800 betragen habe. Abgesehen nun wie sorglos die Menschen im Gebrauche von Ziffern überhaupt sind, weshalb kluge Weltleute alle fremden Zahlenangaben mit zwei oder drei zu dividiren pflegen, ist es auch aus andern Gründen keineswegs unwahrscheinlich, daß Cadamosto die Zahl der ausgeführten Sklaven überschätzt hat. Und hätte er es nicht, blieb die Zahl immer eine Kleinigkeit im Vergleich zu dem ungeheuern Exporte unserer Tage. Aber es erhellt auch aus Allem was über die Resultate der Seefahrten von jener Zeit bis auf die von welcher wir jetzt sprechen, nämlich von 1455—92, vorliegt, daß der Sklavenhandel sich inzwischen vermindert, und andere Handelsgegenstände die Aufmerksamkeit der Portugiesen beschäftigten." 10.

Neuer Tendenzroman.

Auch in Deutschland gibt es Fabriken, auch in Sachsen arme, nothbedrängte Fabrikarbeiter die bei gewissen politischen Vorkommenheiten von allerhand Parteiwüthigen als Mittel zu deren Zwecken gebraucht werden. Die Theorie und Praxis der dann geübten Wühlerei haben bekanntlich ihre eigene Gradleiter, auf welcher je nach dem Gewissen und Bedürfniß des Wühlers das rasche Wort und das heillose Maul das Maß der den besten Erfolg versprechenden Heftigkeit anzeigen. Dieses sociale Uebel findet sich nicht minder an englischen Fabrikorten. Während es aber eine zur Zeit streitige Frage sein möchte, inwiefern es gut, löblich und recht ist die Dichtung oder Romanform zur Trägerin einer einfachen, stofflichen Darstellung socialer Uebel zu machen, dürfte Das keinem Zweifel unterliegen, daß der dahin abzielende Roman: „Mary Barton, a tale of Manchester life" (2 Bde., London 1848), nicht Scenen aus dem Fabrikleben in Manchester allein, sondern das Leben der Arbeiter überhaupt in einem der wahrsten und kräftigsten Gemälde vorführt. Es erzählt eine fürchterliche Wahrheit. Der ungenannte Verf. hat sich keinen melodramatischen Lockungen ergeben, nichts Dem Aehnliches eingemischt in seine aus dem Leben gegriffenen Schilderungen des Elends, der Verführung, der Noth und Schande. Nur zwei mal läßt er den Novellisten durchblicken, in meisterhafter Weise. Das tiefschmerzliche Interesse welches er anregt ist Folge seiner trefflichen Anatomie der Gefühle und Motiven, seiner richtigen Charakterzeichnung und seines lebenswarmen Dialogs. Als Erzählung ist der Roman von der gewöhnlichsten Art. John Barton, ein Fabrikarbeiter, hat eine feine, zarte, schöne Tochter, welcher nach der vornehmen, reichen Frau gelüstet. Ihre Mutter ist todt, ist großentheils an der Angst und Sorge um eine Schwester gestorben, und damit beginnt das Trübsal des Witwers. Bald nachdem Marie als Arbeiterin in die Fabrik getreten, stellt ihr der Sohn des reichen Fabrikherrn nach. Seine Schmeicheleien verdrehen ihr das Köpfchen, und sie weist die Liebe des jungen Jem Wilson, eines Maschinenbauers, ab, welcher seit lange und redlich um sie geworben. Inzwischen kommen Handelsstockungen. Sie fallen schwer auf Mariens Vater. Er wird mürrisch, unwillig, bös, besucht Versammlungen, und öffnet sein Ohr den schlechtesten Rathschlägen fanatischer Wühler. Was weiter geschieht kann Jeder errathen der da weiß, daß solche Elemente nur Verbrechen gebären können, und wer wissen will wie es geschieht dem sagt es das Buch. 2.

Miscellen.

Die Neraïden und Nymphen im heutigen Griechenland.

Die Nymphen, wie die alten Griechen sie nannten, heißen die heutigen Griechen Neraïden (dem Stamme nach das nämliche Wort wie das altgriechische Nereïden), oder auch: die guten Frauen. Sie gelten dem Volke im heutigen Griechenland für gute Geister, etwa wie den Deutschen die Elfen u. s. w., und spielen auf dem Gebiete des Volksglaubens eine große Rolle. So glaubt man z. B., daß wenn ein Sterblicher eine Neraïde liebt und Umgang mit ihr hat, sie ihn dafür zu einem reichen Manne macht. Einem Reisenden in Griechenland erzählte dessen Wirth, daß von seinem Oheim, der eine Viehheerde von mehr als 1000 Stück besaß, geglaubt wurde, daß er diesen Reichthum einer Nymphe verdanke. Später aber gerieth er ins Unglück und verarmte, was man dem Zorne der Neraïde über seine Untreue zuschrieb. Der Glaube an die Neraïden oder „die guten Frauen" geht durch ganz Griechenland; man opfert ihnen bei Athen in einer alten Grabkammer unter dem Museum, bei Kephissia in einer Grotte, bei Theben und so noch an vielen andern Orten mit Honigkuchen und Aehnlichem. Ein kretischer Leierspieler, ein träumerischer Kopf, sagte dem erwähnten Reisenden alles Ernstes, daß er sie oft des Nachts am Brunnen sehe, und daß sie auffodern zu spielen und zu singen. Daß dieser Volksglaube an die Neraïden und „guten Frauen" nun auch in den Liedern des Volks lebt ist natürlich, und es werden uns manche dergleichen mitgetheilt. Nach gewissen Vorstellungen dieses griechischen Volksaberglaubens verlocken sie die Menschen wie dort die Nixe in Goethe's „Fischer", und nicht einmal die Kirche und das Gebet des Priesters ist kräftig genug den Bann zu lösen, wenn sie einmal der Lockung gefolgt und mit den Neraïden getanzt haben. Sie sind dann oft schon in früher Jugend dem Tode verfallen.

Friedrich der Große über Gesetzgebung und über Ministerwechsel.

In seinen „Gedanken über die Gründe Gesetze einzuführen und abzuschaffen" sagt Friedrich der Große: „Diejenigen die eine genaue Kenntniß von der Art erlangen wollen wie man Gesetze einführen oder aufheben muß, können sie nur aus der Geschichte schöpfen. Aus dieser ersehen wir, daß alle Nationen besondere Gesetze gehabt haben, daß selbige nach und nach eingeführt worden sind, und daß die Menschen stets viel Zeit gebraucht haben um zu etwas Vernünftigem zu gelangen." Und über Ministerwechsel sagt er: „Fürsten von Ueberlegung kennen die Menschen besser, und wissen, daß sie insgesammt den Stempel der Menschlichkeit tragen, daß Nichts in der Welt vollkommen ist, daß große Eigenschaften mit großen Fehlern in einer Art von Gleichgewicht stehen, und daß der Mann von Genie von Allem Nutzen ziehen muß. Deshalb behalten sie ihre Minister mit ihren guten und bösen Eigenschaften (Pflichtwidrigkeiten ausgenommen), und ziehen Diejenigen welche sie ergründet haben den neuen vor die sie haben könnten; so wie geschickte Tonkünstler weit lieber Instrumente spielen deren Stärke und Schwäche ihnen bekannt ist, als neue deren Güte sie nicht kennen." Unsere vernünftig sein wollende Zeit hat in der einen wie in der andern Beziehung von den Grundsätzen des philosophischen Königs nur gar zu oft sich entfernt und geradezu sich emancipirt. 16.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 33. —— 7. Februar 1849.

Zum Andenken an Goethe.

(Beschluß aus Nr. 32.)

Wenden wir uns von den in den Briefen vorkommenden Personen zu den Gedichten und andern Werken Goethe's, von denen in ihnen die Rede ist. Einige Reisen desselben sind von ihm in Gedichten und Erläuterungen dazu (wie die „Harzreise im Winter") geschildert, oder (wie die „Schweizerreise" im Herbst und Winter 1779) in Prosa beschrieben. Aber wie gewinnen diese Schilderungen an Leben durch die in den eigentlichen Tagen und Stunden, während der Empfängniß der großen Eindrücke die diese Reisen auf den Dichter machten, geschriebenen Briefe! Ein Hauch, ein Athem des Lebens und der Liebe durchweht Alles, und ist wie der rothe Faden der sich durch die mannichfaltigen Anschauungen und Ereignisse zieht, sie untereinander und mit dem übrigen Leben des Dichters verbindet. Wie herrlich ist der am 13. Sept. 1777 auf der Wartburg geschriebene Brief, wo, nach gestörter Gesundheit, nach überstandenen Schmerzen, die Natur wieder in ihrer erhabenen Milde auf das empfängliche Herz einwirkt, der Brief der mit den Worten schließt: „Ich wollte, daß Sie wüßten, daß ich Sie gleich wieder recht liebe, da mir's anfängt wieder wohl zu werden" (I, 117). Und was sollen wir von den während der Harzreise und in der Schweiz geschriebenen Briefen sagen! Durch mannichfaltige Mittheilungen über des Dichters Leben von ihm selbst und von Andern sind uns Erläuterungen einzelner Werke desselben geworden, wodurch der Mensch immer mehr aus der dichterischen Einkleidung hervorgetreten ist; aber für eine bedeutende Periode seines Lebens und Schaffens fehlte uns noch das Lämpchen das dieser Zauberlaterne das eigentliche Licht verleihen sollte.

Dies führt uns auf einen Gesichtspunkt, wol den bedeutendsten aus dem wir die Briefe an Frau v. Stein zu betrachten haben. In gar mancher Hinsicht ist Goethe uns merkwürdig und theuer, als Freund eines edeln Fürsten, als Mann, wirksam im Staate, als Mensch überhaupt; aber in der eigentlichen Beziehung zu uns steht er doch als Dichter. Was auf seine Gedichte Bezug hat, was sie erläutert, Das ist uns das Bedeutendste, wie in Dem was sonst von ihm und über ihn bekannt gemacht worden, so in seinen Briefen.

Zuvor bemerken wir noch, daß in der Sprache, dem Ton, dem Ausdruck dieser Briefe sich nirgend der Dichter verleugnet, daß Gleichniß, sprüchwörtliche Redensart, Trope überall zu Tage kommen. Dies gewahren wir besonders, wenn wir den Dichter in seinem Elemente, der Natur, finden. Wie auf jener Reise des J. 1779 die Schweiz im Geiste vor ihm liegt, „hofft er seine und des Herzogs Geister werden sich im Erhabenen der Natur baden" (I, 241); er wünscht, die Freunde mögen in dieser großen Natur mit ihm zusammenwohnen: „Mancher würde nicht so schnell im Winter einfrieren, und im Sommer austrocknen" (I, 243); „bisher standen ihm noch einige starke Redouten entgegen; auf dieser Reise hofft er wenigstens eine mit Sturm einzunehmen" (I, 243); „er ist nun so rein und still wie die Luft, und so ist ihm der Athem guter und stiller Menschen willkommen" (I, 244); auf der Wallfahrt nach Strasburg, wo Lili wohnt, und zu Friederike in Sesenheim „hat er einen Rosenkranz der treuesten, bewährtesten, unauslöschlichsten Freundschaft abgebetet" (I, 246): dies Alles auf wenigen Seiten. Später auf einer andern Reise, mit dem Herzog zur Besichtigung des Landes unternommen, sagt er (I, 343 fg.):

> So bin ich Reisemarschall, Reisegeheimrath, und schicke mich zum Einen wie zum Andern. Heute, in dem Wesen und Treiben verglich ich mich einem Vogel der sich aus einem guten Endzweck ins Wasser gestürzt hat, und dem, da er am Ersaufen ist, die Götter seine Flügel nach und nach in Floßfedern verwandeln. Die Fische die sich um ihn bemühen begreifen nicht, warum es ihm in ihrem Elemente nicht sogleich wohl wird.

Auf dieser Reise entstand das herrliche Lied „Meine Göttin". Er fühlte wohl, welches sein eigentliches Element sei. Oft ist es Einem, wenn man die Briefe liest, als ob „die Geister ungeborener Lieder" in ihnen sich vernehmen lassen. Wer denkt nicht bei den Worten aus dem J. 1781: „Hier noch etwas Süßes, aber nichts Süßeres als die hundert Namen mit denen ich dich ewig nenne" (II, 131), an das letzte der reizenden Lieder die der Greis an Suleika richtete?

Wir sehen hier von kleinern Gedichten ab, die zum Theil in den Briefen in ihrer ursprünglichen Gestalt als eben entstandene erscheinen, theils als gedichtete erwähnt werden; obgleich das eine und andere, wie z. B.

das liebliche Lied „An den Mond", auch wegen der Beziehung, die ursprünglich auf den selbstgewählten Tod eines Fräulein v. Lasberg sich darin befand, und wegen der spätern trefflichen Umarbeitung eine nähere Besprechung verdiente. Wir gedenken hier nur der größern Werke, der „Iphigenia" und des „Tasso". Wer die ersten Jahrgänge der Briefe liest, und erkennt wie des Dichters stürmisches Wesen allmälig in größere Ruhe, Gefaßtheit, Milde übergeht, wie, wenn der frühere Sturm in ihm wieder erwachte, die Freundin ihn bald in die sittlichen Schranken zurückzuzwingen vermag, der wird in Iphigenia „die Besänftigerin" nicht verkennen, „die süßes Räuchwerk in die Flamme bringt".

Aber vor Allem weisen uns die Briefe auf „Tasso" hin; denn wer, dem bei der Lecture der Briefe dieses Drama gegenwärtig ist, zweifelte wol, daß in Tasso und Leonore der, in anderer Hinsicht freilich weit über dem Sänger des „Befreiten Jerusalem" stehende, in den ersten weimarischen Jahren leidenschaftliche, unruhige, in den schwierigsten Verhältnissen umgetriebene Dichter und die besänftigende, liebevolle Freundin sich gegenüber stehen? Sagt doch der Dichter selbst, während er an ihm dichtet (20. Apr. 1781):

> Von mir sag' ich dir Nichts, noch vom Morgen; ich habe gleich am „Tasso" schreibend dich angebetet.

Und drei Tage später:

> Diesen Morgen ward mir's so wohl, daß mich ein Regen zum „Tasso" weckte; als Anrufung an dich ist gewiß gut was ich geschrieben habe; ob's als Scene und an dem Ort gut ist weiß ich nicht.

Wir würden den einer Anzeige gegönnten Raum weit überschreiten, wenn wir uns in alle Beziehungen zu denen jenes Schauspiel Anlaß gibt einlassen wollten; wir führen aus ihm nur zwei Stellen auf, die was wir sagen möchten concentrirt aussprechen. Die erste ist ein Wort der Prinzessin aus dem über allen Ausdruck herrlichen Gespräche der beiden Leonoren:

> Mit jugendlicher Sehnsucht griff ich nie
> Begierig in den Loostopf fremder Welt,
> Für mein bedürfend unerfahren Herz
> Zufällig einen Gegenstand zu haschen.
> Ihn mußt' ich ehren, darum liebt' ich ihn;
> Ich mußt' ihn lieben, weil mit ihm mein Leben
> Zum Leben ward, wie ich es nie gekannt.

Die zweite gibt uns was wir den Silberblick der Briefe nennen möchten; es ist die, wo die Prinzessin, nachdem sie Tasso ihr Inneres aufgeschlossen, demselben zuruft:

> Viele Dinge sind
> Die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen;
> Doch and're können nur durch Mäßigung
> Und durch Entbehren unser eigen werden;
> So, sagt man, sei die Tugend, sei die Liebe,
> Die ihr verwandt ist.

Das übte Goethe in seinem Verhältnisse zu der Freundin, in dessen Blüten- und Frühlingszeit die Schaffung des „Tasso" fällt. Wem jene Worte, dann die vorhergehenden: „Wenn's Männer gäbe" u. s. w. und „Du hast mich oft, o Göttliche, geduldet" u. s. w. nicht die Briefe an die Geliebte und Gefeierte durchtönen, wer sie nicht in seinem Innersten fühlt, für den sind diese Briefe nicht da.

Wir zweifeln nicht, daß das Distichon womit die erste der „Vier Jahreszeiten" schließt:

> Schwänden dem inneren Auge die Bilder sämmtlicher Blumen,
> Eleonore, dein Bild brächte das Herz sich hervor,

an jene eigentliche Eleonore Goethe's gerichtet ist. Und auf die Briefe an die Geliebte möchten wir, wie auf das Drama das sie feiert, das Wort des letztern anwenden:

> Was hat mehr das Recht, Jahrhunderte
> Zu bleiben, und im Stillen fortzuwirken,
> Als das Geheimniß einer edeln Liebe,
> Dem holden Lied bescheiden anvertraut?

In dem bisher Mitgetheilten haben wir Goethe betrachtet, den Dichter von dem Menschen im Allgemeinen nicht gesondert. Sehen wir jetzt auf jenen allein. Da enthält das Buch das wir besprechen bedeutende, höchst interessante Winke und Spuren, die uns in das Innere Dessen führen der durch die Natur zum Dichter berufen war. Im sechszehnten Buche seiner Selbstbiographie erzählt Goethe, wie er dazu gelangt sei das ihm inwohnende Dichtertalent ganz als Natur zu betrachten, wie er einem Nachtwandler geglichen, der ohne sich dessen bewußt zu sein die Geschäfte des Tages verrichtet, auch ohne beschädigt zu werden Verwegenes unternommen, wie er um seine Gedichte niederzuschreiben am liebsten zum Bleistift gegriffen, weil das Schnarren und Spritzen der Feder ihn aus seinem nachtwandlerischen Dichten aufgeweckt habe. In Weimar mußte gar Manches ihn in diesem Brüten, diesem Zustande des echten Dichters stören; aber dennoch wirkte die Natur in ihm fort. In einer Reihe von Briefen aus dem J. 1779 finden wir Goethe in sehr unerfreulichen Geschäften seines Amts. Unter den Vorbereitungen zu der „Iphigenia" schreibt er (am 22. Febr.) an die Geliebte:

> Meine Seele löst sich nach und nach durch die lieblichen Töne der Musik aus den Banden der Protokolle und Acten; ein Quatro neben in der grünen Stube, sitz' ich, und rufe die fernen Gestalten leise herüber; eine Scene soll sich heute absondern, denk' ich.

Nun muß er die Straßen des Herzogthums besichtigen und Recruten ausheben; dabei wächst „Iphigenia" in seinem Innern, und eine Scene nach der andern sehnt sich von diesem zu lösen.

> Immer wächst von innen
> Und schwillt der braune Kern;
> Er möchte Luft gewinnen
> Und säh die Sonne gern.

Wenn er auch am 6. März auf eben dieser Reise schreibt: „Hier (in Apolda, wo er Recruten aushebt, und wo Fabrikanten wegen Mangel an Absatz darben) will das Drama gar nicht fort; der König von Tauris soll reden als wenn kein Strumpfwirker in Apolda hungerte." Doch wächst das seelenvolle Drama; während der Dichter in Ilmenau in allerlei Händeln herumgeschleppt wird, schreibt er am 19. März dort auf dem Schwalbenstein den vierten Act, und am 28. kann er sagen:

> Die Schale platzt, und wieder
> Macht er (der Kern) sich freudig los.

Gewiß konnte der Dichter auch in Bezug auf „Iphigenia“ und die Freundin hinzusetzen:

So fallen meine Lieder
Gehäuft in deinen Schoos.

Vor Allem aber ist uns hier ein Brief Goethe's, am 5. Juni 1780 von Gotha aus geschrieben, merkwürdig. Man sagt: Pectus est, quod facit disertum; aber man muß auch sagen: Pectus est, quod facit poetam. Das war es was Goethe meinte, als er, in spätern Jahren mit Eckermann über einen vielbewunderten Dichter der neuesten Zeit sprechend, in das Lob nicht einstimmte: weil diesem Dichter Das fehle ohne welches Keiner ein Dichter sein könne, die Liebe. In jenem Briefe finden wir Goethe zu Pferde, ohne Begleiter; er unterhält sich mit dichterischen Erfindungen; „zuletzt“, schreibt er, „führt' ich meine Lieblingssituation im «Wilhelm Meister» aus; ich ließ den ganzen Detail in mir entstehen, und fing zuletzt so bitterlich zu weinen an, daß ich eben zeitig genug nach Gotha kam“ (I, 310).

Ueberschauen wir nun was diese ersten Bände, welche die Briefe von 1776—83 enthalten, uns brachten, und stellen uns vor was der nächste uns wahrscheinlich bringen wird, dann sehen wir einen Wunsch erfüllt den wol alle Verehrer Goethe's lange gehegt haben: wir werfen Blicke in des Mannes Innere, wie es in jenen denkwürdigen Jahren war; was ein Mann wie Goethe, von solchem Geist, solcher Kraft, solchem Gefühl, nur der Geliebtesten vertrauen mag, Das liegt hier ausgebreitet in seiner Fülle vor uns. Als Goethe am 10. Dec. 1777, den Brocken nahe vor Augen, sich sehnte den in Nebel gehüllten Gipfel desselben zu besteigen, der Förster, in dessen Haus er eingekehrt war, die Unmöglichkeit versicherte, dann der Nebel sich theilte, und jener, durch den wunderbaren Gast ermuthigt, sich zu dem Wagestück ihn zu begleiten entschloß, da schreibt er an die Freundin: „Ich habe ein Zeichen ins Fenster geschnitten zum Zeugniß meiner Freudenthränen, und wär's nicht an Sie, hielt' ich's für Sünde es zu schreiben“ (I, 141).

Wir können uns denken, daß der Entschluß diese Briefe zu veröffentlichen der Familie Stein einen Kampf gekostet; aber es gibt Fälle, wo das Zartgefühl Weniger überwunden werden darf und muß, und ein solcher Fall ist da, wo es gilt einen Mann an das Licht des Tags zu heben an welchem Tausende Theil nehmen, der auf Tausende gewirkt hat und auf Tausende wirken wird, den die Nation als ihr geschenkt, ihr angehörig anzusehen berechtigt ist. Möge das gebildete deutsche Publicum tief fühlen, welchen Dank es der Familie Stein schuldig ist für den würdigen Beitrag, wol den herrlichsten den man begehren konnte, den sie zu der Säcularfeier der Geburt Goethe's geliefert hat! 23.

Einige Worte der Entgegnung.

Es sei mir erlaubt wenige Worte über die eigenthümliche Auffassung mit der eine Kritik meines „Tutu“ in Nr. 10 und 11 d. Bl. nicht allein, sondern so manche andere meine schriftstellerische Thätigkeit bespricht bei dieser Gelegenheit vorzubringen. Gleich nach der Julirevolution 1831 wurde es in Deutschland Sitte einen gewissen Zweig der schöngeistigen Literatur mit dem Ausdruck „aristokratisch“ zu bezeichnen, und zwar galt Dies nicht als ein Lob, sondern als ein Tadel, und oft als ein bitterer, hämischer Tadel. Ich hatte das Unglück gleich beim Beginn meiner schriftstellerischen Laufbahn in diese Kategorie gewiesen zu werden. Fast in keiner einzigen Kritik die während 10—12 Jahren über mich erschienen ist habe ich die Ausdrücke „Salon“, „aristokratisch“, „Schriftsteller der Gesellschaft“ vermißt. Ich hätte sie willig hinnehmen können, wenn sie harmlos gemeint und gesagt worden: allein der Kritiker ließ zugleich höhnend zwischen den Zeilen lesen, daß er nur ein „Bürgerlicher“ sei, und daß er nicht das Glück habe zur „exclusiven Gesellschaft“ zu gehören. Man könnte fragen: woher diese Erbitterung? Macht es irgendwie bei einem Buche Etwas aus, daß der Autor das sociale Prädicat des Adels habe oder nicht? Ich denke es kann überall nur die Frage sein: ist das Buch gut oder nicht? Erfüllt es die Aufgabe die es sich gestellt? Daß ich die Sitten und Vorkommnisse in der sogenannten „Aristokratie“ geschildert habe, lag ganz einfach darin, weil ich eben diese Schicht der Gesellschaft vor Augen habe. Nie habe ich beschönigt oder gar apologisirt was in dieser Schicht mir als verderblich oder lächerlich erschienen, viel weniger habe ich mich der Thorheit oder vielmehr der Geschmacklosigkeit schuldig gemacht mich meiner Stellung als Adeliger zu rühmen. Woher also dieser Hohn und diese stets wiederkehrende Bezüglichkeit? Nirgend tritt dies aber mehr hervor als in obiger Besprechung eines ganz harmlosen Buches, das wahrlich nicht geeignet ist das ganze schwere Rüstzeug der socialen politischen Frage rasselnd in Bewegung zu setzen. Ich will den Ursprung des Buches angeben. Ich besaß in meinen Mappen eine große Anzahl Zeichnungen, hier und da entstanden, bei diesem oder jenem Anlaß. Man foderte mich auf diese Zeichnungen, die Beifall fanden, herauszugeben; ich that es, indem ich ein loses, heiteres Märchengewand um sie herbreitete, gleichsam den Teppichgrund bildend, in welchem diese einzelnen Blätter und Blumen eingefügt wurden. In dieser Art haben die Franzosen mehre Werke, z. B. „Un autre monde“, „Jérôme Paturot“, „Les petites misères“ und andere. Mein Verleger, Hr. Weber, legte mir diesen Gedanken seinerseits nahe, und sprach den Wunsch aus, daß auch Deutschland ein solches, jenen Werken ähnliches besitze. Ich muß Hrn. Weber das Zeugniß ertheilen, daß er mit ganz ungewöhnlichem Kunstinteresse und mit feinem Geschmack begabt kein Opfer gescheut hat das Buch ins Leben zu rufen. Er hätte wissen sollen, daß ein solcher Angriff der deutschen Kritik nicht ausbleiben würde, und auch ich hätte es wissen sollen. In Frankreich nimmt man diese Art Bücher hin als Das was sie sein wollen, als heitere, nicht ohne Geist und Anmuth hingeworfene Gemälde, die sich mit den Sitten und Vorkommnissen des Tages beschäftigen; in Deutschland wird aber sogleich schwerfällig die ungeheuerste Foderung an dergleichen Erscheinungen gemacht, und sogleich mit einem schweren bittern Tadel, mit einem breiten, großen Fuße die Blume niedergetreten. Ist Das geschehen, dann ist der Kritiker zufrieden. Ich kann meinem Kritiker versichern, daß ich nicht von fern daran gedacht habe die „Demokratie“, noch weniger die Märzerrungenschaften anzugreifen oder auch nur zu besprechen; denn das Buch ist lange vor dem März schon beschlossen gewesen. Wenn es also in der Kritik heißt: „daß die Salonschriftsteller Bankrott machen seitdem die Demokraten sich so sehr rühren“, so ist Das nur ein absichtlicher und herausgezwungener Angriff, den ich in keiner Weise provocirt zu haben mir bewußt bin. Wenn der Kritiker überhaupt (dieser nicht allein, sondern viele andere meiner Schriften) von einer „isolirten hochmüthigen Stellung“ spricht, so bin ich es nicht der diese einnimmt, sondern er; denn gibt es wol etwas Isolirteres und Hochmüthigeres als einen Standpunkt einnehmen, und eine Ansicht behaupten, von der aus alle andere Erschei-

nungen und Bestrebungen gleichsam nicht vorhanden sind? Und diesen Standpunkt nehmen die demokratischen Kritiker unserer Tage ein. Für sie ist nur da was sie oder ihre Freunde geschrieben haben, alles Andere ist eine „Velinpapier-Literatur", „ein vornehmer Trödel" und was sonst für Bezeichnungen der Art im Sinne der Kaste im Gebrauch sind.

A. v. Sternberg.

Bibliographie.

Album für Liebhaber-Theater, Schauspieler und Freunde der Schauspielkunst. Neue Folge. 1stes Bändchen. Mit einem Vorwort und einer Anleitung zur richtigen Auffassung und Darstellung der Rollen. Herausgegeben von W. Bernhardi. Berlin, Hirschfeld. 1848. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Bülau, F., Wahlrecht und Wahlverfahren. Ein praktischer Leitfaden für Alle, welche Wahlgesetze und Statuten für Staat, Gemeinden, Corporationen zu entwerfen, oder zu berathen haben. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 1 Thlr.

Deinhardstein, Gesammelte dramatische Werke. 3ter Band. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Englmann, J. B. A., Von den Charismen im Allgemeinen und von dem Sprachen-Charisma im Besondern; oder historisch-exegetische Abhandlung über 1. Kor. 12—14. Eine gekrönte Preisschrift. Regensburg, Manz. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 13te Auflage. Berlin, A. Duncker. 1848. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Hinrichs, H. F. W., Geschichte der Rechts- und Staatsprincipien seit der Reformation bis auf die Gegenwart in historisch-philosophischer Entwickelung. 1ster Band. — A. u. d. T.: Geschichte des Natur- und Völkerrechts. Leipzig, Mayer. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Küchler, J. G. K. E., Ueber Reorganisation des gesammten Schulwesens und Gründung einer deutschen Nationalakademie für Wissenschaft und Kunst. Darmstadt, v. Auw. 1848. Gr. 8. 20 Ngr.

Lieder eines Freiwilligen. Gedichte von August S..... Hamburg. 1848. 16. 6 Ngr.

Middendorff, A. T. v., Reise in den äussersten Norden und Osten Sibiriens während der J. 1843 und 1844 auf Veranstaltung der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg ausgeführt und in Verbindung mit vielen Gelehrten herausgegeben. I. Band. 1ster Theil: Einleitung. Klimatologie. Geognosie. Mit 15 lithographirten Tafeln. Petersburg. 1848. pro I. Band 6 Thlr.

— — Dasselbe. III. Band. 2ter Theil: Ueber die Sprache der Jakuten. 1ste Lieferung: Jakutisch-deutsches Wörterbuch. Ebendaselbst. 1848. Gr. 4. pro III. Band 6 Thlr.

Portius, K. W., Ueber den Ursprung der Begriffe. Ein neues Lehrgebäude der ersten Grundelemente einer jeden Wissenschaft insbesondere der Mathematik, Logik, Philosophie, Theologie, allgemeinen Sprachlehre, Staats- und Rechts-Wissenschaft. Leipzig, Brauns. 1848. 8. 1 Thlr.

Roselly de Lorgues, Das Kreuz in den beiden Welten. Oder: Der Schlüssel der Erkenntniß. Nach der 2ten Auflage aus dem Französischen übersetzt von K. Koch. Regensburg, Manz. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

An den König von Preußen nach Abschluß des Waffenstillstandes mit den Dänen. Von einem Freischäärler aus Schleswig-Holstein. Neustadt. 1848. Gr. 8. ½ Ngr.

Aphorismen über die deutsch-österreichische Frage. Von einem Oesterreicher. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Dreizehn vertraute Briefe eines berühmten deutschen Diplomaten an einen ehemaligen Minister über die geeigneten Mittel, das alte vormärzliche System im Wege der Reaction wiederherzustellen. Weimar, Voigt. Gr. 8. 15 Ngr.

Denkschrift an die hohe Bundesregierung betreffend die Einigung und Zentralisation der schweizerischen Posten. Von einem im Dienste des Vaterlandes ergrauten Postmann. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Detzer, J. A., Zwei Reden in und vor der Burschenschaft zu Erlangen im Jahre 1826 gehalten. Ein kleiner Beitrag zur Geschichte und Charakteristik der deutschen Burschenschaft, besonders der zu Erlangen. Erlangen, Palm. 1848. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Fachtmann, T., Das außergerichtliche Sühneverfahren in Norddeutschland durch Friedensrichter, Schieds- und Vertrauensmänner. Osnabrück, Rackhorst. Gr. 8. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Der Feldzug der Oesterreicher in der Lombardei unter dem General-Feldmarschall Graf Radetzky im J. 1848. Mit dem Bildniß Radetzky's und 1 Karte der Lombardei. 1ste Lieferung. Stuttgart, Köhler. 1848. Gr. 8. 8 Ngr.

Gollmick, C., Carl Guhr. Nekrolog. Frankfurt a. M., Auffarth. 1848. 8. 7 Ngr.

Hart, F., Ein Tag in der Paulskirche. Skizzen und Portraits aus dem Reichstag zu Frankfurt a. M. II. Leipzig, Spamer. 8. 10 Ngr.

Hopf, G. W., Ueber Inspektion der Volksschulen. Beitrag zur Lösung einer Zeitfrage. Fürth, Schmid. Gr. 8. 4 Ngr.

Kirchmann, v., Bericht an die Urwähler und Wähler des Niederunger Kreises. Berlin, Schneider u. Comp. 1848. Gr. 4. 2 Ngr.

Nordmann, J., Die Liguorianer! Ihre Constitution und Correspondenz. 1ste bis 6te Lieferung. Wien, Lechner. 1848. 8. 5 Ngr.

Oberhauser, A. L., Drei Zeitfragen und ihre Beantwortung. Prag, Ehrlich. 1848. Gr. 8. 12 Ngr.

Preußens constitutionelle Verfassung nach ihren Paragraphen verglichen mit bezüglichen Stellen der Verfassungen Belgiens, Norwegens, Englands und der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Berlin, Eichler. Quer Imp.-4. 15 Ngr.

Die französische Revolution oder die Vernichtung des französischen Königthums und die Errichtung der Republik, so wie eine ausführliche geschichtliche Skizze des Hauses der Bourbonen von seinem Ursprunge bis zum gestürzten Könige Ludwig Philipp. Crefeld, Klein. 1848. 16. 2 Ngr.

Die beiden Urwähler. Gespräch zwischen dem Dorfschmidt Johann Amboß und dem Maurer Thomas Kelle. Berlin, Wohlgemuth. Gr. 8. 1 Ngr.

Die octroyirte Verfassung vom 5. December 1848 und die Volkssouveränität. Eine Mahnung an's Preußische Volk. 2te Auflage. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Wickede, L. A. v., Versuch zur Beantwortung der Frage: Wird durch die Aufhebung der bisherigen ständischen Verfassung in Mecklenburg das Subject des Rechts auf Verwaltung und Nutzung der drei Landes-Klöster verändert? Rostock, Stiller. 1848. Lex.-8. 8 Ngr.

Wohlfahrt, J. F. Th., Die Unantastbarkeit der Kirchengüter, nachgewiesen. Weimar, Voigt. Gr. 8. $12\frac{1}{2}$ Ngr.

Zöppritz, C., Der Rückschritt des Zollvereins, nachgewiesen aus dem neuesten [Blend-] Werke des Hrn. C. Junghanns in Leipzig, betitelt: der Fortschritt des Zollvereins. Zugleich mit Kritik der Ansichten der HH. Dönniges, Brüggemann, Biersack und Smith, nebst der Handelsbilanz des deutschen Zollvereins. Frankfurt a. M., Sauerländer. 1848. Gr. 8. 14 Ngr.

Berichtigung.

Die Unterschrift des Aufsatzes in Nr. 7—9 d. Bl.: „Heinrich Heine in einer französischen Apotheose", muß anstatt **W. Heinsen** heißen: **W. Hemsen.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 34. —— 8. Februar 1849.

Guizot über die Demokratie in Frankreich. *)

Frankreich scheint den Verrath und Leichtsinn womit seine Hauptstadt einer ebenso frechen als ungestümen Partei erlaubte durch einen Handstreich abermals eine Regierung zu stürzen, und das verblüffte Land einem republikanischen Experiment zu unterwerfen, schwer büßen zu sollen. Furchtbar ist der Fall den der reiche, mächtige Staat in der kurzen Zeit machte, während welcher er den Mishandlungen der hastigen, ebenso ungeschickten und unwissenden als anmaßenden, sich unfehlbar und über jede Verantwortlichkeit erhaben glaubenden Reformatoren preisgegeben war. Das materielle Elend wird aber durch die geistige Zerrüttung welche sich fast der ganzen Nation bemächtigt hat übertroffen. Man zweifelt an Wahrheiten welche so alt sind als die Welt und unbestreitbar wie 2 mal 2 4 macht. Und die leugnenden Stimmen werden immer zahlreicher, ihr Geschrei wird täglich lauter und furchtloser. Auf allen Seiten Auflehnung gegen den Ueberrest der alten Ordnung, der unter dem Asche- und Steinauswurf des revolutionnairen Kraters sich noch aufrecht erhielt, aber auch selbst gegen die neue, welche kein „Tyrannenwerk“, sondern das „der weisen, gerechten Volksmajestät, der Fraternität“ zu sein behauptet.

Die große Masse der Nation, welche die Achtung vor den Gesetzen der Natur und Vernunft noch nicht ganz verlernte, einiges Gefühl für Recht und Billigkeit im Busen bewahrte, sich aber dem verwegenen Spiel der politischen Wundermänner gegenüber aus leicht begreiflichen Gründen im Allgemeinen leidend verhielt **), sah mit Grausen, welchem Abgrunde Frankreich zugeführt werden würde, wenn seines Geschickes Leitung der demokratisch-republikanischen Clique noch länger überlassen bleiben sollte. Allein durch die Bonapartistische Präsidentenwahl ist diese Schicksalsfrage noch nicht gelöst, ihre Verwickelung wurde dadurch nur noch größer. Und keine menschliche Weisheit vermag mit einiger Bestimmtheit vorauszusehen welches das Loos sein wird das aus dem revolutionnairen Glückstopfe endlich und entscheidend hervorgehen dürfte. So viel aber scheint festzustehen, daß die Ziehung nicht ohne neue heftige Erschütterungen geschehen, und das „Salut et fraternité“ noch mehrmals in Kanonendonner übersetzt werden und „Brüderblut den Boden des Vaterlandes tränken“ dürfte.

Ist es aber nicht ein jämmerliches Schauspiel, wenn ein Volk das im Besitze der höchsten politischen und bürgerlichen Freiheit ist, das mit Recht auf seine Macht und Größe stolz sein kann, das in so mancher Beziehung berechtigt sein könnte mit verächtlichem Mitleid auf seine Nachbarvölker herabzublicken, auch nachdem ihm der Besitz dieser Güter gesichert, nicht ermüdet sich in wüthenden Parteikämpfen entkräftend zu erschüttern? Dieser Erscheinung muß ein schweres Uebel zum Grunde liegen, ein anderes als sich durch schimpfliche Verlassung und Fortjagung einer mehr getäuschten und verleumdeten als schuldbelasteten Regierung, eine neue Constitutionsfabrikation, Fraternitätsproclamationen, Verbrüderungsfeierlichkeiten 2c. heilen ließe. Das Vorhandensein dieses Uebels kann nicht in Zweifel gezogen werden; seine Wirkungen sind zu notorisch und furchtbar.

*) De la démocratie en France par M. *Guizot*. Paris 1849.

**) Der friedliche Bürger geht vor Allem seinen Obliegenheiten nach, strebt seinen und der Seinen Unterhalt auf dem ihm angewiesenen Wege zu erwerben, befaßt sich häufig nur zu seiner Zerstreuung mit Politik, und denkt nicht im Traume daran ein Conspirateur oder Revoltenbekämpfer von Handwerk zu werden, während eine kleine Zahl entschlossener revolutionsfähiger Köpfe, die einem Losungsworte, einem Befehle folgt, und bereit ist Habe und Leben an das Gelingen ihres Unternehmens zu setzen, Riesenkräfte besitzt wenn sie plötzlich auf ein gegebenes Zeichen sich erhebt. Und Tausende überrumpelter Bürger, wenn auch mit Waffen versehen und den Namen Nationalgarde, Bürgerwehr 2c. führend, aber ohne klaren Willen, ohne entschiedene Leitung, stehen verdutzt um die Barrikadenkünstler, und sehen ihrem Treiben bebend zu, oft bis es zu spät ist. Es ist daher eine unverzeihliche Thorheit, wenn die Parteigänger eines vernunftgemäßen Gesetz- und Ordnungsganges die Kraft der Regierung, welche über denselben zu wachen hat, schwächen und lähmen, indem sie sich vermittelnd und versöhnend zwischen die Revolte und die sie bekämpfende Staatsgewalt stellen wollen; dadurch kann leicht herbeigeführt werden, daß die zügellose Willkür den Sieg erringt, und unberechenbares Unglück über ein ganzes Land gebracht wird. Man hat nicht vergessen, wie die pariser Nationalgarde in den Februartagen diese Thorheit beging, und wie sie später zum Lohn für ihre unkluge Großmuth genöthigt war für die Erhaltung der gesellschaftlichen Ordnung einen furchtbaren Kampf zu bestehen. Aber damit dürfte der Fehler noch nicht gebüßt sein, und sie noch neue schwere Opfer bringen müssen.

Diesen Beinfraß, welcher im Gesellschaftskörper Frankreichs nagt, und ihn hindert trotz allen revolutionnairen Laborirens und Experimentirens auf einige Dauer zu gesunden, und sich von den immer wiederkehrenden Revoltenfiebern und Emeutenschauern zu befreien, in seinem Sitze zu entdecken und womöglich endlich ein wirksames Heilmittel zu finden, ist jetzt der Gegenstand welcher in Frankreich alle besonnene, es mit ihrem Vaterlande ehrlich meinende Köpfe mächtig anregt.

Unter den Schriften welche bis jetzt in dieser hochwichtigen Angelegenheit erschienen erweckt eine von Hrn. Guizot, dem ehemaligen Minister Ludwig Philipp's, das größte Interesse. Der ruhige Denker, der besonnene, consequente Staatsmann und ausgezeichnete Geschichtschreiber wird trotz seines Falls und Exils, seiner begangenen Fehler täglich größer der kläglichen Ohnmacht Derjenigen gegenüber welche ihn stürzten, mit Hohn und Schmach überhäuften, und sich für seine würdigern Erben erklärten. Diesem an Erfahrungen reichen, an den neuesten Ereignissen sehr betheiligten Mann mußte eine ungewöhnliche Berechtigung zukommen in der Schicksalsfrage Frankreichs seine Stimme abzugeben. Und er hat sie gerechtfertigt diese Berechtigung. In seiner Schrift „De la démocratie en France" reihen sich ohne Bitterkeit, in einfach-eleganter Sprache auf Vernunft und Erfahrung gestützte, die Fragen welche in der Gegenwart Frankreich so furchtbar bewegen betreffende Beweisführungen mit einer Gedrängtheit und Bestimmtheit aneinander, die sie zu einer Kette vereinen, in der ebenso wenig ein Glied fehlt als eins zu viel ist. Und diese Darlegung der Grundbedingungen, worauf alles menschenwürdige Dasein ruht, ruhen wird und muß, von einem Manne den ungeheuere Ereignisse anklagen, sehr bald aber auch zu rechtfertigen scheinen, kann nicht verfehlen den Sieg der Vernunft und Wahrheit erfolgreich zu befördern.

Ich gehe nun zu einer nähern Angabe des Inhalts dieses in mehrfacher Hinsicht außerordentlich merkwürdigen Buchs über.

In der kurzen Vorrede deutet der Exminister den Entschluß an in dem Folgenden eine entschieden unparteiische Stellung zu beobachten, und spricht zugleich aus was Frankreichs Unglück macht.

Ich wage zu glauben, man wird in dieser Schrift durchaus Nichts finden was das Gepräge meiner persönlichen Stellung trage. Je mehr ich darüber nachdenke, je mehr gewinne ich die Ueberzeugung, daß sein (Frankreichs) großes Uebel, das Uebel was den Grund aller seiner Leiden macht, was seine Regierungen und Freiheiten, seine Würde und sein Glück untergräbt und vernichtet, Das ist was ich angreife, der demokratische Götzendienst.

Im ersten Capitel: „D'où vient le mal", wird nachgewiesen, daß Frankreichs Unheil in der Ideenverwirrung, in der Vermengung des Guten mit dem Schlechten, der Wahrheit mit der Lüge, des Sinnvollen mit dem Unsinn begründet ist. So lange zwischen dem Entgegengesetzten keine Trennung stattfindet, wird Frankreich verurtheilt bleiben aus seinen Revolutionen nur Zweifel und Enttäuschungen zu ernten, Ruinen auf Siege zu häufen.

Das Chaos verbirgt sich in der Gegenwart unter dem Worte Demokratie.

Es ist die Fahne aller Hoffnungen, aller reinen oder unreinen, edeln oder niedern, vernünftigen oder unsinnigen, möglichen oder chimärischen socialen Bestrebungen der Menschheit.

Es führt zu jedem Abgrunde, es spricht zu allen Leidenschaften des menschlichen Herzens, zu den sittlichsten und unsittlichsten, großmüthigsten und unverschämtesten, sanftesten und wildesten, den wohlthätigsten und zerstörendsten. Den Einen bietet es laut Befriedigung, den Andern macht es mit leiser Stimme dieselbe Verheißung.

Das ist das Geheimniß seiner Kraft.

Das Wort Demokratie ist kein neues. Seitdem aber zwischen den verschiedenen Ständen der Gesellschaft die Schranken sanken, durchdringt eine sociale Idee, mag sie nun gut oder verwerflich sein, mit gleicher Schnelle alle Elemente der Gesellschaft; Nichts vermag sie aufzuhalten. Daher sei die Macht des Wortes Demokratie kein Zufälliges, sondern eine Folge der Entwickelung der menschlichen Natur in allen ihren Eigenschaften. Der Kampf der guten mit den schlechten Neigungen, der Tugend mit dem Laster, aller Leidenschaften werde von nun an der permanente Zustand der französischen Nation sein.

Allein es ist zu hoffen, daß auch in diesem Volke Vernunft und Wahrheit, wenn auch erst nach langen Anstrengungen, zur Herrschaft kommen werden; denn nur durch das Gute ist das Bestehen der Menschheit möglich, und weil die das Weltall regierende Gewalt den Untergang derselben nicht gewollt, machte sie das Gute und ewig Wahre mächtiger als das Uebel und die Lüge.

Jede Regierung muß von dem Geiste der Regierung durchdrungen sein, d. h. sie muß mit unbeugsamer Strenge nicht allein Unordnung und Willkür unterdrücken, sondern selbst den Ideen und Leidenschaften, welche Nichts als jene hervorbringen können, widerstehen. Unter allen Regierungsformen aber ist die demokratische diejenige welche ohne dieses Lebensprincip am wenigsten Dauer haben kann. Die meisten Republiken gingen an Anarchie und Schwäche ihrer Regierungen zu Grunde.

Im zweiten Capitel: „Du gouvernement dans la démocratie", sagt der Verf.:

Es ist eine traurige Bedingung der demokratischen Regierungen, daß man sie, denen die Pflicht obliegt die Unordnung zu unterdrücken, für die Ursachen derselben gefällig und schmeichelnd verlangt. Man fodert von ihnen dem Unheil wenn es ausbricht Einhalt zu thun, und befiehlt ihnen demselben Weihrauch zu streuen so lange es brütet. Ich kenne nichts Jämmerlicheres als jene Staatsgewalten welche im Kampfe mit den guten und schlechten Principien, den guten und bösen Leidenschaften jeden Augenblick vor den vernichtenden Principien und Leidenschaften das Knie beugen, und sich dann erheben, um ihre Excesse zu bekämpfen.

Das dritte Capitel: „De la république démocratique", eröffnet der Verf. mit den Worten:

Ich will nur mit Achtung von der republikanischen Regierung sprechen. An sich selbst ist es eine edle Regierungsform. Sie hat große Tugenden hervorgerufen. Sie hat in dem Schicksale und Ruhme großer Völker den Vorsitz geführt.

Allein die republikanische Regierung hat kein Privilegium der Pflichtvergessenheit. Sie hat dieselben Obliegenheiten zu erfüllen als jede andere Regierung: sie muß die Bedürfnisse befriedigen welche die Basis der socialen Ordnung machen. Eins der ersten und fortwährenden Bedürfnisse jedes civilisirten Volks ist aber der innere Friede. Es genügt daher nicht allgemeine Bruderliebe zu verkünden, und die Brüder den Ausbruch des Bürgerkriegs wie das Zerspringen einer nur des Zündstoffs wartenden Mine unaufhörlich fürchten zu lassen.

Und in dem Augenblicke, wo wir uns rühmen den Gipfel der Civilisation zu berühren, bei dem Ertönen der erhabensten Worte die über menschliche Lippen gehen können, ist es, daß dieser Kampf ärger und wilder ausbricht als je!

Die ausdrückliche officielle Benennung „französische demokratische Republik" erfüllt Hrn. Guizot mit tiefer Besorgniß. Er vernimmt in ihr eine Kriegserklärung gewisser Classen gegen andere Classen der Gesellschaft, und leider scheint diese Besorgniß nach der Auslegung die bis jetzt jene Staatsfirma von einer Masse von Freibürgern erhielt, und wahrscheinlich noch erhalten wird, keine ungegründete zu sein.

Mehr als jede andere Regierung hat die republikanische die Mitwirkung aller Classen Bürger nöthig. Wenn sie die Masse der Bevölkerung nicht mit Wärme annimmt, so ist sie ohne Wurzeln; wenn sie die höhern Classen zurückweisen oder aufgeben, ist sie ruhelos. Und um zu bestehen muß sie in dem einen oder andern Falle zur Unterdrückung greifen. Eben deshalb, weil in der politischen Ordnung die republikanischen Staatsgewalten schwach und schwankend sind, müssen sie aus der gesellschaftlichen Ordnung viel moralische Kraft schöpfen. Welches sind die Republiken die lange Zeit mit Ehren gelebt haben, indem sie den ihren Institutionen eigenen Mängeln und Stürmen widerstanden? Die allein bei denen der republikanische Geist wahr und allgemein gewesen ist, welche zu gleicher Zeit einerseits die Ergebenheit und das Vertrauen des Volks, andererseits den entschiedenen Beistand derjenigen Classen erhalten haben welche durch ihre erlangte Stellung, ihren Besitz, ihre Erziehung, ihre Gewohnheiten vermochten in die Verwaltung der öffentlichen Angelegenheiten mehr natürliche Autorität, ruhige Unabhängigkeit, Licht und Muße zu bringen. Unter diesen Bedingungen allein kann die Republik entstehen und dauern; denn unter ihnen allein regiert sie ohne den innern Frieden zu stören, ohne die Staatsgewalt zu der kläglichen Alternative zu verdammen sich entweder von der Anarchie zerrütten zu lassen, oder sich bis zur Tyrannei anzuspannen.

Die Vereinigten Staaten Nordamerikas haben dieses Glück gehabt; der französischen Republik fehlt es.

Eine demokratische sowie jede andere siegreiche Regierung beweist ihre Kraft durch Wiederherstellung des Friedens. Aber auch in dieser Hinsicht, weder auf den innern noch äußern, bietet die heutige Republik Frankreichs einige beruhigende Garantie dar, ebenso wenig als in Hinsicht auf den Triumph der Fraternität.

Sie hat bis jetzt den europäischen Frieden nicht gebrochen. Sie hat nicht auf die politische Ehrlichkeit verzichtet. Verdienstliche Bemühungen, welche Männern Ehre machen und den allgemeinen Instinct des Landes bezeugen. Aber ohnmächtige Anstrengungen, welche die Fortbewegung des Staats auf einem gefahrvollen Abhange wol langsamer machen, aber nicht aufhalten können. Die welche ihn zurückhalten möchten können nirgend Fuß fassen. Jeden Augenblick, bei jedem Schritte gleiten sie aus und sinken herab. Sie sind in dem Revolutionsgleise, und geben sich alle Mühe, um nicht darin zu versinken; aber sie verstehen oder wagen oder können es nicht verlassen. Bei späterer, ernster und unbefangener Prüfung wird man staunen über Das was sie hingaben oder verloren und die geringe Wirkung die ihr Widerstand hatte. Es ist wahr, die Republik hat noch nicht vollbracht was sie früher gethan; aber sie ist nicht anders als sie gewesen ist. Mag es die gesellschaftliche Organisation, politische Institutionen, die Bedingungen der Ordnung oder Garantien der Freiheit betreffen, so weiß sie nichts Besseres noch Anderes als was sie vor 50 Jahren wußte. Es sind dieselben Ideen, dieselben Versuche, oft dieselben Formen und nämlichen Worte. Seltsames Schauspiel! Die Republik fürchtet sich selbst, sie möchte sich umgestalten, versteht sich aber nur zu copiren.

Wie lange wird die Probe um zu gelingen oder zu scheitern noch dauern? Niemand weiß es. Aber bis jetzt hat Frankreich augenscheinlich zu fürchten, daß seine höchsten Interessen, der gesellschaftliche Friede und die politische Freiheit, durch die demokratische Republik in eine unendliche Gefahr gebracht oder gelassen werden.

(Der Beschluß folgt.)

Franz Xaver Gabelsberger und die Stenographie.

Am 4. Jan. dieses Jahres starb zu München der Geheime Ministerialrath Franz Xaver Gabelsberger, als Begründer eines rationnellen Systems der Stenographie ebenso bekannt als wohlverdient. Ein angehender Sechziger — denn er war am 9. Febr. 1789 in München geboren — starb er plötzlich, auf der Straße von einem Schlagflusse getroffen, also einen Tod wie ihn Viele sich wünschen, um aller Mahnungen und Schmerzen eines kürzern oder längern Krankenlagers überhoben zu sein, einen Tod den die feinfühlenden Griechen — man denke an die in dichterischer Einkleidung uns so oft vorgeführte Herodoteische Erzählung von Kleobis und Biton — für die höchste Wohlthat der Götter erklärten. Gabelsberger, ein Mann von dem edelsten Charakter, bieder, freundlich gegen Jedermann und bis zur Aufopferung gefällig, war in ganz München von Alt und Jung wohlgekannt. Daher weckte sein Tod, auch die Art wie er eingetreten war, die allgemeinste Theilnahme, die sich auch bei der Begleitung seiner entseelten Ueberreste auf den Friedhof aufs unzweideutigste zu erkennen gab; und als in der Rede am offenen Grabe der Priester die Andeutung sich nicht ersparen konnte, daß ein so plötzlicher Tod „ein Strafgericht Gottes" sei, und zum Gebet für die arme Seele auffoderte, hätte sich, einem Zeitungsberichte zufolge, der Unwille, der den Zuhörerkreis darüber ergriff, fast in Thätlichkeiten gegen den Zeloten entladen.

Gabelsberger's System der Schnellschreibekunst, die er mit dem Namen der Redezeichenkunst zu bezeichnen pflegte, ist die Frucht eines langjährigen, tiefen Studiums; er hatte es in seiner 1834 erschienenen „Anleitung zur deutschen Redezeichenkunst oder Stenographie" entwickelt und dargelegt, und war mit einer neuen Ausgabe der Schrift beschäftigt, deren Vollendung durch eine kundige Hand zu wünschen ist. Er hatte sein Schriftsystem aus den Gesetzen der Sprache und Grammatik geschöpft, und daher leisteten bei ihm die sinnreichsten Vortheile im Stufengange grammatikalischer Entwickelung Das was bei andern stenographischen Lehrmethoden gewöhnlich nur Willkür angenommen und geschaffen hat. Daher ist auch dem Gabelsberger'schen Systeme vor andern Lehrmethoden, namentlich der englischen und französischen, der Vorzug zuerkannt worden. Gabelsberger unterrichtete seit längern Jahren viele junge Leute in seinem Geschwindschreibeverfahren, mit ebenso großer Uneigennützigkeit als dem besten Erfolge; denn seine Lehrmethode war ebenso anziehend als gründlich. Viele seiner Schüler fanden durch geschickte Ausübung der von ihm mit Liebe gepflegten Kunst nicht nur bei der bairischen, sondern auch bei mehren andern Ständeversammlungen in Deutschland eine rühmliche und lohnende Verwendung. Bis an das Ende seines Lebens

war er unaufhörlich bemüht Denen die sich in Sachen der Stenographie an ihn wendeten mit seinem Rath und seiner Hülfe zu dienen, ganz im Sinne nachstehender, von ihm herrührender Zeilen:

> Idee und Wort im Flug der Zeit
> Ans Räumliche zu binden,
> Sucht' ich mit ernster Thätigkeit
> Ein Mittel zu ergründen.
> Und was ich fand, Das gab' ich hin,
> Um Nutzen zu verbreiten;
> O möge stets ein gleicher Sinn
> Auch meine Schüler leiten!

Wenn, wie es von unserer strebsamen Zeit nicht anders zu erwarten ist, auf dem von Gabelsberger gelegten sichern Grunde rüstig fortgebaut wird, so kann es nicht fehlen, daß wir auch in der Stenographie die Alten einholen, ja überholen werden.

Denn daß sie auch in dieser Kunst wie in so mancher andern über uns standen, läßt sich nach den darüber auf uns gekommenen Nachrichten nicht bezweifeln.*) Weniger kommen aber hier die Griechen in Betracht. Ihre Art zu abbreviren ist uns nur aus den Inschriften, mit Ausnahme der Papyrusrollen den einzigen erhaltenen Originalurkunden, bekannt, ohne daß sich bestimmen ließe inwieweit dieselbe eben nur den Inschriften eigenthümlich und nicht auch dem übrigen Schriftwesen gemein gewesen sei. Die Abbreviaturen verdankten, von tachygraphischen Zwecken abgesehen, ihre Entstehung theils wirklichem Bedürfniß, namentlich bei den Zahlzeichen, theils zufälligen äußerlichen, von dem jedesmaligen Zeitgeschmacke abhängigen Umständen. Doch hatten die Griechen schon ihre Schnellschreiber (ταχυγράφοι), und der erste Gebrauch der Stenographie wird nach Diogenes von Laërte auf Xenophon zurückgeführt. Von den Griechen kam diese Kunst zu weiterer Ausbildung und Vervollkommnung zu den Römern, besonders von dem letzten Jahrhunderte des Freistaats an. Als ihr Begründer unter den Römern wird von Isidor schon Ennius**) genannt, und um ihre Ausbildung machten sich die Freigelassenen des Cicero und Mäcenas***), Tiro und Aquila, vorzüglich verdient. Die Leute deren sich die vornehmen Römer in dieser Beziehung beim Schreiben, Excerpiren und Studiren bedienten hießen librarii, notarii, a studiis, und ihre Schnelligkeit im Auffassen und Aufzeichnen des gesprochenen Wortes war wahrhaft bewundernswerth. Man bildete eigens zu diesem Zwecke junge, talentvolle Sklaven. In der spätern Kaiserzeit bildete die Kenntniß und Ausübung der Tachygraphie einen eigenen Lehrgegenstand; es gab Stenographen (notarii, exceptores) von Profession, vornehmlich für den gerichtlichen Geschäftsverkehr. Im Fortgange der Zeit ward der Titel notarius fast ausschließlich den kaiserlichen Geheimschreibern beigelegt, welche natürlich keine Sklaven mehr waren, sondern Personen von Stand und Rang. Bei der Organisation der Hof- und Staatsbeamten durch Konstantin ward eine geheime Reichskanzlei von Notaren gebildet, welche bei den wichtigsten Staatsangelegenheiten protokollirten; solche kaiserliche notarii standen in hohem Ansehen, und wurden außer ihrem eigentlichen Dienst auch zu wichtigen Aufträgen und Missionen verwendet. Ihr Geschäft und ihre Verwendung dauerte fort bis gegen das Ende des 9. Jahrhunderts, bis sich endlich im Laufe des 10. Jahrhunderts die Kenntniß der Tironianischen Noten und die Anwendung der Stenographie fast ganz verlor.

*) Ausführlicheres über die Schnellschreibekunst bei Griechen und Römern findet sich in Pauly's „Realencyklopädie der classischen Alterthumswissenschaft", V, 703—711. Vergl. auch Becker's „Gallus" (in der zweiten, von Rein besorgten Ausgabe), I, 52—53.

**) Isidorus (Orig. I, 21) theilt mehre Notizen darüber mit; er spricht von bereits über 1000 Zeichen, die Ennius erfunden habe, und setzt den Zweck vorzugsweise darein: „Ut, quidquid pro concione aut in judiciis diceretur, librarii scriberent complures simul astantes, divisis inter se partibus, quot quisque verba et quo ordine exciperet." Das ist ganz so wie heutzutage die Stenographen in Ständeversammlungen zu arbeiten pflegen.

***) Von ihm schreibt sich die bekannte Bezeichnung „Notae Tironianae" her.

Ueber die außerordentliche Fertigkeit der Schnellschreiber bei den alten Römern findet man in ihren Schriftstellern zahlreiche Andeutungen und Zeugnisse. Außer einer Schilderung bei Manilius*) gehört hierher vorzüglich das bekannte, Notarius überschriebene, Epigramm bei Martialis (14, 208):

> Currant verba licet, manus est velocior illis;
> Nondum lingua suum, dextra peregit opus.**)

Freilich gehörte die glücklichste natürliche Begabung zu einem so vollendeten Schnellschreiber, wie ihn in sehr ausführlicher, anschaulicher Beschreibung Ausonius in dem Epigramme:

> Ad notarium velocissime excipientem***)

uns vorführt. Nach Schilderung der Schnelligkeit mit welcher der Notarius über die Wachstafeln hinfahre (volat per aequor cereum) ruft er aus:

> Quis, quaeso, quis me prodidit?
> Quis ista jam dixit tibi,
> Quae cogitabam dicere?
> — — — — — — — —
> Quis ordo rerum tam novus,
> Veniat in aures ut tuas,
> Quod lingua nondum absolverit?

Und daß hier eine ausgezeichnete Begabung anzunehmen sei, darauf deutet er in den Schlußworten hin:

> Doctrina non haec praestitit
> Nec ulla tam velox manus
> Celeripedis compendii.

7.

*) Astronomic. 4, 197 fg.:

> — — scriptor erit velox, cui litera verbum est,
> Quique notis linguam superet cursimque loquentis
> Excipiet longas nova per compendia voces.

**) Etwa in freierer Nachbildung:

> Sprudeln auch Worte hervor, die Hand ist geschwinder als diese;
> Noch ist das Wort nicht verhallt, steht es geschrieben schon da.

***) Epigr. 146; ed. Bip., p. 49.

Literarische Anzeige.

Vollständig ist jetzt bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die epidemische Cholera;

ein neuer Versuch über ihre Ursache, Natur und Behandlung, ihre Schutzmittel und die Furcht vor derselben.

Von

Dr. ***K. J. Heidler***,

k. k. Rath und Brunnenarzt zu Marienbad etc.

Zwei Abtheilungen.

Gr. 8. (28 Bogen.) Geh. 2 Thlr. = 3 Fl. C.-M.

***Neu* ist in diesem Versuche theils die Art der Forschung und Begründung der gewonnenen Resultate, theils aber sind es diese selbst.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 35. — 9. Februar 1849.

Guizot über die Demokratie in Frankreich.

(Beschluß aus Nr. 34.)

Das vierte Capitel ist der Kritik der socialen Republik gewidmet.

„Alle Systeme, alle Regierungsformen, spricht sie, sind versucht und als ohnmächtig erkannt worden. Meine Ideen sind allein neu und warten des Versuchs. Mein Tag ist gekommen."

Der Verf. weist hier das Aufgewärmte, Hohle, Absurde, Gott- und Menschheitlästerliche der socialistischen Ideen nach, und wie nur Verthierung, Chaos und Tod das Loos der Menschheit sein würden, wenn das Reich des Socialismus jemals anbrechen sollte. Nach Thiers' classischem Werke „De la propriété" über denselben Stoff läßt sich in dieser Beziehung nichts Erschöpfenderes mehr sagen, und der socialistische Wahnwitz ist wenigstens als abgeurtheilt zu betrachten.

Das fünfte Capitel: „Quels sont les éléments réels et essentiels de la société de France?" beginnt mit der Erklärung:

Der erste Schritt um aus dieser Verwirrung zu kommen in welche wir uns verlieren ist, die Elemente, alle wirkliche und wesentliche Elemente der Gesellschaft des heutigen Frankreichs anzuerkennen und aufrichtig hinzunehmen.

Nun ist die französische Gesellschaft in der bürgerlichen Ordnung wie jede Gesellschaft auf die Familie, das Eigenthum und die Arbeit basirt. Aber ungeachtet der Einheit der Gesetze und der Gleichheit der bürgerlichen Rechte, welche die Nation zu einem großen Ganzen verbindet, findet unter ihren Gliedern in Hinsicht auf die Lebenslagen eine große und häufige Verschiedenheit statt. Diese Ungleichheit kann nicht vermieden werden, sie war in allen Gesellschaften, unter der verschiedenartigsten Gesetzgebung, in allen Zeiten, an allen Orten vorhanden; denn sie ist ein Ergebniß der menschlichen Natur, und folglich ein Mittel dessen sich die Vorsehung zur Erreichung ihrer geheimnißvollen Zwecke bedient. Diese Verschiedenheit gibt sich sowol in jedem Besitze, dem beweglichen und Grundbesitze, als den tausendfachen Betriebszweigen der Menschen und ihrem Ertrage kund. Aber das Wort Arbeit ist in der modernen babylonischen Verwirrung ein Schlachtruf geworden.

Betrachten wir näher, was gewöhnlich das Wort „Arbeit" in dem antisocialen Kriege bezeichnet. Man sagt nicht, daß die materielle und Handarbeit die einzige Arbeit sei. Man gewährt sogar zuweilen der intellectuellen Thätigkeit eine pomphafte Huldigung. Aber man übergeht mit Stillschweigen und läßt im Schatten die Mehrzahl der verschiedenen Arbeiten, welche auf allen Sprossen der gesellschaftlichen Leiter vollbracht werden; nur die materielle Arbeit erhält Aufmerksamkeit, sie allein wird unaufhörlich als die wirkliche dargestellt, und als die bezeichnet der alle andern weichen müssen. Dann spricht man so, daß die Arbeiter welche sich mit materiellen Arbeiten beschäftigen zuletzt glauben, ihre Arbeit allein verdiene diesen Namen und besitze ihre Rechte. Auf diese Art erniedrigt man einerseits das Niveau der Dinge, andererseits facht man den Stolz der Menschen an. Und wenn es sich um die Menschen allein handelt, wenn man nicht mehr von der Arbeit, sondern von den Arbeitern spricht, verfährt man auf gleiche Weise, immer durch Erniedrigung. Dem abstracten Begriffe Arbeiter, abgesehen von allem persönlichen Verdienst, spricht man die Rechte der Arbeit zu. Auf diese Art nimmt man die gemeinste, die letzte auf der Leiter der Thätigkeiten zur Basis und Regel, indem man ihr die höhern Grade unterordnet, d. h. opfert, und so alle Verschiedenheit und Ungleichheit zum Vortheil Dessen aufhebt was das Geringste und Niedrigste ist.

Was die politische Gesellschaft betrifft, so gibt es trotz der Republik, welche gebietet einzig und allein an ihre Gottheit zu glauben, drei große Parteien in Frankreich, welche ihre Wurzeln tief in der Vergangenheit haben, und durch die Wirkungen der Zeit wol gradweise umgestaltet, aber nimmer mit einem Schlage vernichtet werden können.

Die erste ist die legitimistische. Sie überlebte, obgleich sich den Anfoderungen der fortschreitenden Civilisation unterwerfend, und sich daher wie die übrigen Theile der Gesellschaft umgestaltend, alle über sie hereinbrechende Schrecken.

Die zweite, deren Kräfte aus der Volksmasse unaufhörlich neuen Zuwachs erhalten, und welche seit der Revolution von 1789 zu außerordentlicher Entwickelung gelangte, ist die der sogenannten Bourgeoisie. Sie gründete die Julimonarchie, ließ sie aber, statt dieselbe schützend zu umgeben und zu zeitgemäßen, billigen Zugeständnissen zu zwingen, im Februar 1848 fallen. Dadurch kam die Staatsgewalt in die Hände eines Theils der dritten Partei, und Frankreich war nahe daran in einen Abgrund des Verderbens zu stürzen, welcher Gefahr es übrigens, wie seine Angelegenheiten jetzt stehen, noch lange nicht entgangen ist. Diese dritte Partei besteht

aus der größern Masse der Bevölkerung und wogt um beide ersten:

sich entweder an die eine oder andere, je nach ihren Interessen, Gewohnheiten, guten und vernünftigen Instincten anschließend, aber ohne feste, zuverlässige Erklärung, und unaufhörlich von den Communisten und Socialisten aller Farben angefallen und bearbeitet. Diese sind keine politische Partei, denn es ist kein Princip, kein specielles politisches Organisationssystem das sie verfolgen und begründen wollen. Alle Einflüsse, alle sittlichen und materiellen Banden welche die von ihrer Hände Arbeit lebenden Classen an die alten und neuen politischen Parteien knüpfen angreifen und vernichten; diese Bevölkerung hier von den Eigenthümern, dort von den Capitalisten, da von den Dienern der Kirche, anderweit von den bestehenden Staatsgewalten, welche diese auch sein mögen, losreißen, sie an sich ziehen und im Namen ihres Elends, ihrer Gelüste beherrschen: dahin gehen alle ihre Anstrengungen, darin besteht ihr Werk. Nicht diese oder jene Regierung wollen sie, die Anarchie ist es die sie im Schoose des Volks gähren machen. Eine Thatsache indessen ist hervorspringend. Alle diese Störer der gesellschaftlichen Ordnung, mögen sie aufrichtig oder Schurken, blinde Utopisten oder vorsätzliche Anarchisten sein, sind Republikaner. Nicht etwa, daß sie das republikanische Régime lieber ertragen möchten als jedes andere. Jede geordnete republikanische oder monarchische wirksame Regierung ist ihnen gleich zuwider. Unter der Republik hoffen sie stärkere Waffen für sich und schwächere Dämme gegen sich. Darin liegt das Geheimniß ihrer Wahl.

Die verschiedenen Elemente aus denen die französische Gesellschaft besteht können sich bekämpfen, entnerven, sich aber nicht gegenseitig zerstören; sie überleben alles Elend das sie sich abwechselnd auferlegen.

Ihre Existenz ist ein Factum, das zu vernichten nicht in ihrer Gewalt liegt. Möchten sie es also zugeben und in Frieden in Gemeinschaft leben. Die Freiheit wie die Ruhe, die Würde und das Gedeihen, die Größe und Sicherheit Frankreichs sind nur um diesen Preis.

Unter welchen Bedingungen diese Vereinigung erreicht werden kann, enthält das sechste Capitel: „Conditions politiques de la paix sociale en France."

Wenn die Bestandtheile der französischen Nation verschiedenartig sind, und keiner zum Nachtheil des andern und folglich des Ganzen sich ausschließlich der Herrschaft bemächtigen kann, so bleibt kein anderes Mittel als sie so viel als möglich gleichmäßig an der Staatsgewalt zu betheiligen. Dies ist nun auf keine andere Weise erreichbar als mittels einer fest constituirten constitutionnellen Regierung.

Wenn einige Köpfe versucht waren die Beruhigung auf anderm Wege zu suchen, so mögen sie diese Hoffnung aufgeben. Welche auch die Zukunft Frankreichs sein wird, es kann der Nothwendigkeit einer constitutionnellen Regierung nicht entgehen; es ist verurtheilt um sich zu retten alle ihre Schwierigkeiten zu überwinden und alle ihre Bedingungen zu erfüllen.

Eine einzige, dem Zufall der allgemeinen freien Wahl überlassene und daraus hervorgegangene Versammlung bietet keine Garantie für die Erhaltung des nöthigen Gleichgewichts. Unter Parteikämpfen und Schwanken zwischen verschiedenen Tyranneien werden die allgemeinen Interessen geopfert werden.

Nur in der Vereinigung aller conservativen Kräfte des Landes zur Aufrechthaltung der socialen Ordnung ist seine Rettung möglich, aber mit der Demokratie muß gerechnet werden.

Man wird die Demokratie ebenso wenig in der Gesellschaft unterdrücken als die Freiheit in der Regierung. Diese ungeheure Bewegung, welche überall die Völker durchdringt und in Gährung bringt, welche ohne Rast alle Classen, alle Menschen herausfodert zu denken, zu wünschen, zu behaupten, zu handeln und sich nach allen Richtungen zu entfalten, diese Bewegung wird nicht erstickt werden. Es ist ein Geschehenes, was wir hinnehmen müssen, möge es nun gefallen oder misfallen, begeistern oder erschrecken. Da wir es nicht unterdrücken können, müssen wir es zu regeln streben; denn wenn ihm kein Zügel angelegt und es nicht disciplinirt wird, wird es die Civilisation zu Grunde richten, und die Schande und das Unglück der Menschheit werden. Um die Demokratie innehalten und ordnen zu können, muß sie im Staate Viel, jedoch nicht Alles sein; sie muß steigen, aber niemals herabziehen können was nicht zu ihr gehört; sie finde überall Ausgänge und treffe überall auf Barrièren. Sie ist zugleich ein befruchtender und schmuziger Strom, dessen Gewässer nur dann wohlthätig werden, wenn sie durch Ausbreitung sinken und sich reinigen.

Merkwürdig, daß dieser Beurtheiler die Macht und Bedeutung des demokratischen Elements nicht zu begreifen schien, als es in seiner Gewalt stand ihm einigen Abfluß zu gewähren, und daß er es durch Zusammenpressung dahin brachte, daß es alle Dämme zerbrach, ihn mit vielen Unglücksgefährten hinwegspülte und das ganze Land überschwemmte.

Das siebente Capitel: „Conditions morales de la paix sociale en France", berührt eine der wundesten Stellen des kranken französischen Gesellschaftskörpers. Hr. Guizot sagt:

Die politischen Bedingungen, welche ich soeben andeutete, sind unerlaßlich um den socialen Frieden in Frankreich wiederherzustellen; aber sie reichen nicht aus.

Die Verbündeten, welche den politischen Institutionen zu Hülfe kommen müssen, um die tief erschütterte Harmonie unter den gesellschaftlichen Elementen wiederherzustellen, sind Religion und Moral, ein wahrer christlicher Sinn. Je beweglicher und bestandloser alle Dinge der Gesammtgesellschaft zu werden scheinen, um so tiefere Wurzeln müssen das Bedürfniß der Dauer und der Trieb die Gegenwart der Zukunft zum Opfer zu bringen in der Mitte der Familie schlagen. Aufgeblasene Verehrung der Menschheit, Enthusiasmus für ihr Wohl zu wirken sind nimmer fähig die Lehren und Tröstungen, die sich an jedes Herz, im Palast und in der Hütte, wenden, den Glauben, die Barmherzigkeit und die Hoffnung zu ersetzen.

Aber der sittliche und religiöse Verfall der heutigen französischen Gesellschaft ist kein geringer. Er ist es welcher in allen ihren Theilen täglich die heftigsten Schmerzen erzeugt. Gar Viele bringen in ihrer Unwissenheit und Befangenheit die Wirkungen dieses Uebels auf Rechnung der politischen Institutionen ihres Landes, und sind daher bereit jeden Augenblick sich zu erheben und einen Vernichtungskrieg gegen sie zu beginnen.

Wo dieses Gift ein wirksames Gegenmittel finden kann — denn auch ihm wie dem demokratischen Elemente muß ein solches werden, wenn es nicht mit seinen ver-

pestenden Miasmen socialen Marasmus und Tod herbeiführen soll —, Das ist wol die schwierigste von allen Frankreichs Heil und Zukunft betreffenden Fragen.

Auch auf dem sittlich-religiösen Gebiete wie auf dem politischen führen Declamationen zu Nichts, da wo nur Umgestaltungen, den Vernunftbedürfnissen entsprechende Reformen helfen können. Dies Bedürfniß scheint aber der Exminister nicht zu kennen. Wenigstens hat er für die kirchliche Verfassung Frankreichs nicht die geringste Kritik.

Nach meiner Ansicht ist eine sittlich-religiöse Kräftigung dieses Landes auf zwei vermittelnden Wegen möglich. Auf kurze Zeit, nicht nachhaltend würde sie geschehen nach großen und langen Drangsalen. Dann würden die Geretteten sich dankerfüllt „dem allmächtigen Retter" zuwenden, denn er war es immer, und wird es ewig bleiben, dem sich der Mensch zuwendet, wenn sein Stolz, alle seine Macht und Klugheit zu Schanden wurden, und eine unendliche Gefahr über ihm schwebt wie die furchtbare Lawine über dem am Fuße des Bergs mit bebenden Schritten dahinziehenden Wanderer, oder ihn ein unerwartetes, wie von gewaltiger unsichtbarer Hand geleitetes Ereigniß aus seinen Aengsten befreit. Dann würde Frankreich für gewisse Zeit die veralteten Formen seiner Kirche vergessen, die jetzt seinen Spott reizen, einen großen Theil der Schuld tragen an seiner Gleichgültigkeit, ja selbst Religionsverachtung, und sich vor dem Geiste der Geister demüthigen und scheuen seine Gebote schamlos zu verhöhnen: wie jener französische Soldat, der nach langer Gefangenschaft unter einer afrikanischen Horde, wo er neben schauderhaften Mühseligkeiten sein elendes Leben täglich mit dem Tode bedroht sah, befreit wurde, und nach seiner Befreiung vor Allem in eine Kirche eilte, wo er inbrünstig betend „Gott für seine Erhaltung dankte". Und doch gestand derselbe Soldat mit naiver Aufrichtigkeit: „daß er früher in seinem Leben nicht gebetet, sich um eine Kirche nie gekümmert"; aber diesmal habe es ihn mit unwiderstehlicher Gewalt getrieben dem Himmel den Dank seines vollen Herzens darzubringen.

Nachhaltiger würde diese Nation aus ihrer sittlich-religiösen Erstarrung geweckt werden durch Reformen auf dem Gebiete der Kirche, welche die wahre Würde und den erwärmenden, belebenden Einfluß der Religion erhöhen würden, indem sie letztere von sich überlebt habenden Formen und Prätentionen befreiten. Denn es ist nicht zu leugnen, Frankreichs religiöse Entwickelung hielt mit seiner politischen und philosophischen keinen Schritt. Während es sich in letzterer Beziehung eine nicht geringe Freiheit und Unabhängigkeit errang, soll es in ersterer einer Domination sich unterwerfen welche mit seiner bürgerlichen und politischen Freiheit einen schroffen Contrast bildet, oft menschliche Laune, Willkür und den gröbsten Widerspruch für Gottes heiligen Willen nehmen.

Im achten Capitel: „Conclusion", sagt der Verf., Frankreich solle sich keiner Illusion überlassen, alle Versuche, alle Revolutionen, die es mache oder machen lassen werde, würden nicht vermögen es den nöthigsten und unvermeidlichen Bedingungen allen Staatenlebens, dem innern Frieden und einer festen Regierung, zu entziehen.

Wir haben Alles versucht: die Republik, das Kaiserreich, die constitutionnelle Monarchie. Wir beginnen unsere Versuche von neuem. Auf wessen Rechnung sollen wir ihren schlechten Erfolg bringen? In drei der größten Staaten der Welt dauern und gedeihen diese drei Regierungsformen: in England die constitutionnelle Monarchie, in Rußland das Kaiserreich und in Nordamerika die Republik. Haben wir allein das Privilegium der Unmöglichkeiten?

Ja, so lange wir in der Verwirrung bleiben, in welche wir uns im Namen der Demokratie und ihres götzendienerischen Cultus gestürzt haben; so lange wir in der Gesellschaft nur die Demokraten sehen; so lange wir in der Regierung nur die Herrschaft der Demokratie zu sehen wünschen, als wenn sie einzig und allein das Recht zum Regieren besitze.

Um diesen Preis ist die Republik wie die constitutionnelle Monarchie, ist das Kaiserreich wie die Republik, ist jede geordnete und dauerhafte Regierung unmöglich.

Doch hofft Hr. Guizot, und wir hoffen mit ihm, daß Frankreich aus dem Chaos sich erheben, und zu einer der Vernunft und einer großen Nation würdigen Ordnung zurückkehren werde; und in der That deutet die Bewegung der Gegenwart unzweideutig darauf hin.

Die französische Gesellschaft ist voll Kraft und Leben. Sie hat nicht große Thaten vollbracht um im Namen der Gleichheit auf die niederste Stufe herabzusteigen. Sie besitzt in sich die Elemente einer guten politischen Organisation. Sie hat zahlreiche Classen aufgeklärter Bürger, welche schon eine Stellung eingenommen haben, oder bereit sind sich schnell zur Höhe der Angelegenheiten ihres Landes zu erheben. Sein Boden ist mit einer intelligenten arbeitsamen Bevölkerung bedeckt, welche die Anarchie verabscheut und nur in Frieden zu leben und zu arbeiten wünscht. In den Familien wohnen die Tugenden in Menge und in den Herzen die guten Gefühle. Wir haben Kraft gegen das Uebel zu ringen das uns verzehrt. Aber es ist ein ungeheueres. Es gibt keinen Ausdruck um es zu bezeichnen, kein Maß um es zu ermessen. Die Leiden und die Schande die es uns auferlegt sind Wenig im Verhältniß zu Dem was es uns vorbereitet, wenn es sich verlängert. Und wer kann sagen, daß es nicht dauern werde, wenn alle verwerflichen Leidenschaften, alle Narrheiten des Wahnsinns, alle Schwächen der Ehrlichen sich verbinden um es gähren zu machen? Möchten sich alle gesunden Kräfte Frankreichs vereinen um es zu bekämpfen. Dies ist nicht zu viel, und dann noch darf es nicht zu spät geschehen. Vereint zum Werke werden sie mehr als ein mal unter der Last schwanken, und Gott wird noch nöthig haben Frankreich zu schützen, damit es sich retten könne.

Mit diesen Worten schließt das ausgezeichnete Buch, das sehr verschieden beurtheilt werden wird. Allein es enthält philosophische Wahrheiten, die so lange bestehen werden, so lange es dem Urheber aller Dinge nicht gefällt sein Werk, den Menschen, einer vollkommenen Umformung zu unterwerfen, und die also bis dahin alle Kritik der Welt nicht umzustoßen im Stande ist.*)

24.

*) In der nächsten Lieferung d. Bl. werden wir ein merkwürdiges Urtheil der „Times" über Guizot's Schrift mittheilen.
D. Red.

zur Arbeit, aber ein und zwei Tage waren hinlänglich um sie die ganze Woche zu ernähren. Zwei Drittel der bisherigen Arbeitskraft waren, gering angeschlagen, auf einmal verloren gegangen. Die Baumwollenanpflanzungen gingen zuerst ein, denn die Engländer konnten einestheils bei hohem Lohn die Baumwolle nicht so wohlfeil liefern als die südlichen Staaten Nordamerikas, anderntheils verlangt die Baumwollencultur, daß der Arbeiter eine lange Zeit sich den brennenden Sonnenstrahlen unmittelbar aussetzt, und demnach auch am meisten gefährdet ist. Auch die Kaffeeplantagen, die dem Arbeiter weniger gefährlich sind, werden aus Mangel der nöthigen wohlfeilen Arbeitskräfte allmälig eingehen. Am meisten gedeiht noch die Cultur des Zuckerrohrs. Die Production sämmtlicher Plantagen betrug 1842: 52,043,897 Lbs. Zucker, 1,543,652 Gallonen Rum und 1,214,010 Lbs. Kaffee, die zusammen zu einem Werthe von 4,583,370 Dollars veranschlagt waren, was gegen die frühere Production in den letzten fünf Jahren einen Ausfall von 55,762,352 Lbs. Zucker, 1,436,644 Gallonen Rum und 3,061,722 Lbs. Kaffee zu einem Gesammtwerth von 5,648,269 Dollars ergibt.

Man hat versucht fremde Colonisten nach Guiana zu ziehen, aber ist hauptsächlich daran gescheitert, daß diese dem heißen Klima unterlagen. Von 400 Rheinländern und Würtembergern, welche ein gewissenloser Emigrantencommissair, Ries, von 1839—41 nach Guiana verlockte, waren im Juni 1844 nur noch 20 übrig. Von 20,000 Portugiesen, die doch auf jeden Fall dem Klima weniger unterliegen sollten, sah der Verf. bei seiner Abreise nur noch 3000. Aber nicht allein dem Arbeiter zeigt sich das tropische Klima Guianas im hohen Grade feindselig, jeder Europäer bedarf einer langen Zeit bevor er es verträgt. Der Verf. selbst mußte mehr als ein mal dem Klima Opfer bringen, und siechte noch lange Zeit, nachdem er auf die heimatliche Scholle zurückgekehrt war. So scheint doch der tropische Himmel mit allen seinen Wundern und Naturschönheiten ein Sirenengesang zu sein, dessen Folgen nur Wenige ungestraft entgehen. Als der Verf. in Georgetown im Januar ankam, herrschte allgemeine Fröhlichkeit durch die ganze Stadt. Gesellschaften aller Art wechselten bei der fashionabeln Welt; Bälle folgten rasch aufeinander. Auch die Neger jubelten auf ihre Weise, und tummelten sich in mannichfachen Vergnügungen herum. Doch wie ganz anders war es ein halbes Jahr später! Eine düstere, drückende Stille hatte sich über der ganzen Stadt ausgebreitet; anstatt der glänzenden Phantome bewegten sich jetzt schwarze Leichenwagen durch die schweigenden Straßen. Große Büschel von weißen Straußfedern verkündeten dem Wanderer, dessen Schritte der Zufall hierher führte, daß eine kurz vorher noch blühende Jungfrau oder ein vor wenig Wochen noch kräftiger Jüngling auf dem letzten Gange von einem langen Zuge der Angehörigen und Freunde begleitet wurde. Das gelbe Fieber war damals in seiner ganzen Furchtbarkeit ausgebrochen. Verschwunden waren die schönen Gestalten, die lieblichen Mädchen, von denen der Verf. im Anfange seiner Beschreibung so entzückt ist; leer und verlassen trauerte die Promenade am Strande, obwol die Palmen noch gleich geheimnißvoll rauschten und derselbe Ambrosiaduft die Lüfte durchzog. Sechzehn Opfer verlangte im Durchschnitt die schreckliche Seuche täglich; sie trat oft so schnell auf, daß man nicht selten auf den Straßen Kranken begegnete, die das heimische Dach nicht erreichen konnten, und längere Zeit hülflos auf dem Pflaster liegen mußten.

Es ist aber nicht allein das gelbe Fieber, was namentlich den Europäer ergreift: allerhand hitzige und kalte Fieber, Ruhr, Diarrhöe und Wassersucht sind häufige Krankheiten in Guiana. Am schrecklichsten ist der sogenannte trockene Leibschmerz (dry belly ache), eine der gefährlichsten Unterleibskrankheiten, der sich hauptsächlich durch das heftigste Bauchgrimmen und fürchterliche Krämpfe kundgibt. Alle Krankheiten besitzen einen außerordentlich schnellen Verlauf, sodaß der Uebergang von der Gesundheit selbst bis zum Tode in der Regel weit kürzer ist als man ihn in kältern Klimaten beobachtet. Nur die Cholera hat ähnliche Erscheinungen. Das Klima Guianas scheint dem zartern weiblichen Geschlechte noch feindseliger zu sein. Unser Verf. sah die Tochter des Gouverneurs als sie eben aus England kam, und erkannte sie zwei Jahre nach der Rückkehr aus den Urwäldern des Essequibo kaum wieder; denn auch die leiseste Spur ihrer frühern jugendlichen Frische war verschwunden.

Obwol die Neger und die Eingeborenen diesen klimatischen Krankheiten weit weniger unterworfen sind, so haben doch auch diese ihre Leiden, die den Europäer hingegen nur sehr selten treffen. Es sind Dieses die Elephantiasis in tausenderlei Gestalten. Wie bei der ausgebildetesten Syphilis erscheinen gelbe Geschwüre, und verbreiten sich allmälig über den ganzen Körper, sich immer tiefer einfressend, bis dieser endlich nach jahrelangen Leiden unterliegt. Gleich schrecklich anzusehen ist ein mit der Frambosia Behafteter, wo der ganze Körper allmälig in Fäulniß übergeht. Nicht selten ist aber auch das Gegentheil, wo der Körper allmälig vertrocknet, und der Neger endlich einem Gerippe gleicht, das nur noch von der faltigen Haut bedeckt wird.

Die Pocken verdanken die Amerikaner den Europäern. Leider richten sie fürchterliche Verheerungen an. Unser Verf. hält sie für die verheerendste, aber auch für die letzte Geißel der dem düstern Verhängniß der Vernichtung verfallenen Ureinwohner Guianas. Nur selten kommen die einmal von der Krankheit Ergriffenen mit dem Leben davon; in der Regel suchen sie selbst in den Fluten den Tod, da sie während der größten Hitze sich geradezu in das erste beste Wasser stürzen, um, wie sie meinen, die innere Glut zu löschen. Alle Menschen fliehen den Kranken, und kaum gibt man sich die Mühe ihm noch vorher etwas Brei vorzusetzen. Wer aber glücklich die Krankheit überstanden hat trägt Zeit seines Lebens ihre Spuren an sich. Die Narben bilden große Gruben mit dunkelschwarzer Färbung.

Die eben genannten Krankheiten sind es aber nicht allein die den Paranaghieri, den Europäern, und den Eingeborenen in Guiana drohen, es kommen noch tausenderlei Leiden dazu, die zwar weniger gefährlich, doch den Aufenthalt innerhalb der paradiesischen Gefilde der Tropen verleiden können. Reißende Thiere und giftige Schlangen bewohnen die dichten Urwälder, und kommen nicht selten in die Nähe menschlicher Wohnungen, um hier ihre Opfer zu erspähen. Doch in der Regel ist der Tiger der Colonisten (d. i. der Jaguar) nur den Viehheerden gefährlich. Noch gefährlicher ist der schwarze Tiger, der aber nur selten vorkommt, jedoch mit der weniger dunkel gefärbten, in Guiana ebenfalls einheimischen Puma nicht verwechselt werden darf. Die übrigen Felisarten, wie die Tigerkatze, der Rattentiger und andere, sind für den Menschen kaum gefährlich. Dasselbe gilt von dem Savannenhunde (Canis cancrivorus). Bedenklichere Folgen ruft aber nicht selten der Biß der blutsaugenden Vampyre — einer großen Art Fledermäuse — hervor, als der Gebissene den oft bedeutenden Verlust an Blut nicht selbst merkt. Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, daß sich der Vampyr bei dem Menschen fast durchgängig nur an den Zehen anzusaugen scheint. Mehr noch als die Menschen sind die Viehheerden den Nachstellungen dieser Fledermäuse ausgesetzt; ja selbst die Hühner und alles Federvieh besitzt einen besondern Blutsauger, der in das Geschlecht der Glossophagen zu gehören scheint.

Wichtiger und gefahrdrohender sowol für den Eingeborenen als noch mehr für den nicht vorsichtigen Europäer sind die unter dem Namen Kaiman bekannten Krokodile und verschiedene Schlangen. Krokodile besitzt Guiana zwei, von denen aber das kleine, von den Colonisten Alligator genannt, und mit einer Länge von 6—7 Fuß keine Gefahr bringt, im Gegentheil wegen seines schmackhaften Fleisches beliebt ist. Es kommt nur in dem obern Essequibo und in der Savanne vor. Die außerdem im Innern des Landes lebende Art ist das schwarze Krokodil von 12—16 Fuß Länge und 3—4 Fuß im Umfange. Es ist der eigentliche Kaiman und unbedingt das gefährlichste und raubgierigste Thier, was in der Wuth oder von der Gier getrieben sogar Steine und Holzstücke verschluckt. Und diese grausamen Thiere, wie der Verf. selbst zu beobachten Gelegenheit hatte, lieben ihre Jungen: eine Erscheinung welche um so auffallender ist, als sich sonst die Mutter nicht weiter um die Eier kümmert, sobald sie dieselbe gelegt hat, und ihr Ausbrüten den wärmenden Sonnenstrahlen überläßt. Als ein Indianer mit dem Pfeil ein junges Thier erlegt hatte, und es zu sich auf den über das Wasser sich neigenden Baumstamm zog, tauchte eine große Kaimanmutter hervor, um das Junge zu vertheidigen, was sie zunächst durch ein schauerliches Gebrüll that. Es ging dem Verf. durch Mark und Bein. Bald gesellten sich noch mehre Kaimans zu der klagenden Mutter, die durch das vorgehaltene Junge zur äußersten Wuth getrieben wurde. Der bisher ruhige Wasserspiegel war zum wilden Meere geworden, denn ununterbrochen peitschte es der Schwanz des Ungethüms. Der Kaiman schlägt außerdem noch, wenn er in Wuth geräth oder Hunger hat, die Kinnladen zusammen, wodurch ein solches Klappern entsteht, daß es namentlich in stiller Nacht weithin vernommen wird. Wie das Leben der meisten Raubthiere, aber hauptsächlich der Amphibien, sehr zähe ist, so auch das des Kaimans. Mehr als ein mal zogen die Begleiter unsers Verf. ein mit Pfeilen oder Kugeln scheinbar getödtetes Thier an das Land, und waren eben im Begriff es weiter zu zerlegen, als es plötzlich mit dem Schwanze, in dem es seine meiste Kraft besitzt, wo es aber auch am empfindlichsten ist, um sich schlug, und schnell das Wasser, sein Element, zu gewinnen suchte. Die Eingeborenen tödteten es in diesem Falle, indem sie einerseits mit spitzigen Pfählen in den weit geöffneten Rachen eindrangen, andererseits aber mit Keulen auf den Schwanz schlugen.

(Der Beschluß folgt.)

Arago, Lamennais, Marrast und Cormenin.

Der zweite Band eines inhaltreichen Buches von dem schon früher genannten Verf. der „Revelations of Russia" und des „Eastern Europe", betitelt: „Analogies and contrasts; or, comparative sketches of France and England" (2 Bde., London 1848), bringt eine Reihe mehr oder weniger ausgeführter Schilderungen durch die Zeitereignisse in Frankreich zu öffentlichen Charakteren gewordener Männer. In diesem Kreise sind die vier oben Rubricirten bedeutend genug durch eine für d. Bl. von Kürze bedungene Auswahl der Skizzen die Aufmerksamkeit auf sie zu leiten. Das aber von ihnen Gesagte ist der Ausspruch eines Mannes welchem selbst die strengste Kritik seiner Gegner Wissen und Urtheilsfähigkeit zugestanden hat.

Arago.

Von imponirendem Aeußern, hoch gewachsen, mit frei gewölbter Stirn, einer Adlernase, classischen Zügen und einer Stimme geschaffen für den Ausdruck der Gedanken eines Riesengeistes und der Gefühle eines gleichgroßen Herzens, kann der ältere Arago Nacht für Nacht in der Kammer feiler Deputirten und stellengieriger Menschen gehört werden, wie er die Misbräuche der Regierung mit unbeugsamer Logik und praktischer Schlußfolge bloßstellt, unerwartet von Einem der in abgezogene Anschauung versunken, dessen Geschäft es ist den Lauf der Sterne zu messen, die Geheimnisse der Natur zu durchdringen und ihre ewigen Gesetze zu vergleichen. Wenn zu andern Zeiten der Donner seiner Beredtsamkeit in Anklagen hervorrollt, ist Das nicht minder befremdend an dem Denker dessen Ideenkreis in dem leidenschaftslosen Gebiete mathematischer und abstracter Berechnung gelegen hat. Seine Biographie würde ein Roman sein, wenn das Wort Roman nicht zurückwiche vor so gediegenen Kenntnissen und solch classischem Leben. In seinem zwanzigsten Jahre vom Bureau des longitudes erwählt den pariser Meridian im südlichen Spanien zu suchen, verbrachte er, um die Gelegenheit zu einer Beobachtung zu erhaschen, sechs Monate auf einsamem Berggipfel. Dann im Verfolg seiner Mission als Spion verhaftet, als Kriegsgefangener eingekerkert, als entronnener Leibeigener behandelt, konnte weder Gefahr noch Entbehrung ihn von Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Forschungen abschrecken. Wie Archimedes bei der Erstürmung von Syrakus lieber ermordet als in der Lösung einer Aufgabe gestört sein wollte, so weigerte sich Arago während seiner Gefangenschaft zu Rosas und Palamos das Leben durch Flucht zu retten, um nicht seine Instrumente und

die Ergebnisse seiner Arbeit zurückzulassen. Als Jahre darauf der Heerzug gegen Algier unternommen werden sollte, und Minister, Admirale und Generale in Ungewißheit waren, fand sich in Arago durch ganz Frankreich der einzige Mensch welcher über das Leichte oder Schwierige der Landung Auskunft und von der Umgegend eine Beschreibung geben konnte. Auf seinen wissenschaftlichen Reisen von algierer Seeräubern gefangen und zum Sklaven gemacht, dann gezwungen am Bord ihrer Schiffe ihnen als Dolmetscher zu dienen, war seinem beobachtenden Auge Nichts entgangen, und troß der langen dazwischen liegenden Zeit befähigte ihn sein Gedächtniß mit untrüglicher Genauigkeit Nachrichten zu ertheilen wie Consuln, Kaufleute und Schiffer es nicht vermochten, obschon sie ihr ganzes Leben in Algier oder auf Hin- und Rückfahrten nach dort und ihrem Vaterlande zugebracht. Aehnlich den echten Bürgern der alten griechischen Freistaaten sind die Arago stets nicht nur die Ersten gewesen Uebergriffe der Behörden zu brandmarken, die Vordersten bei Beschüßung der Unterdrückten und Geltendmachung der Rechte ihrer Landsleute, sondern waren auch in der Stunde bewaffneten Widerstandes stets bereit sich mit der Bewegung zu vereinbaren, die im Fall des Fehlschlagens Empörung geheißen hätte, das Schwert zu ziehen und die Scheide fortzuwerfen.

Lamennais.

Der jeßt in vorgerückten Jahren stehende Abbé Lamennais ist ein Mann von unbegrenztem Wohlwollen und unbezweifeltem Talent. Beides liest sich im Ausdrucke seines tiefen, sinnenden Auges, auf der Wölbung seiner ehrwürdigen, zum Denken geformten Stirn, und Beides spricht sich aus auf jedem Blatte seiner der Mit- und Nachwelt übergebenen Beredtsamkeit. Gleich den Weisen des Alterthums sammelte er um sich im modernen Athen Nachfolger und Schüler, welche mit Ehrfurcht im vertrauten Gespräche die Lehren auffingen die von seinen Lippen strömten. Unter vielen Andern die sich seitdem ausgezeichnet, machten der Abbé Lacordaire und der junge Graf Montalembert Lamennais' Ansichten zu den ihrigen, und verbündeten sich mit ihm zu deren Darlegung in dem Journal „Avenir", welches den französischen Klerus der alten Schule in beträchtliche Bestürzung seßte. Aber das bedeutungsvolle Schweigen des verlegenen Rom genügte dem Abbé Lamennais nicht; sein Feuereifer mochte nicht warten bis er angeklagt und verurtheilt würde; mit zwei Gefährten zog er nach der ewigen Stadt, und zwang dem unumschränkten Hohenpriester eine Entscheidung ab. Voraus seiner Zeit — in Rom wenigstens — würde Pius IX. muthmaßlich Lamennais ans Herz gedrückt haben; die engherzige Bigoterie Gregor's XVI. und des geweihten Collegiums warf durch ungerechtfertigten Tadel einen Mehlthau auf die Hoffnungen der Pilger. Mit reuiger Ergebung nahmen seine Gefährten den Beschluß entgegen. Lamennais, der sich nicht beugen und gewissenstreu sich lieber absondern wollte, schied aus der Kirche, die seitdem seinen Austritt beklagt hat wie den Fall eines verlorenen Engels . . . . Seine „Paroles d'un croyant" war eine rührende, dichterische Darstellung seines Glaubens an — was damals eine unerhörte Anomalie erschien — republikanischen Katholicismus . . . . . Neuerlich hat er sich vorzugsweise mit philosophischen Forschungen beschäftigt; es steht aber dahin ob Dies nicht ein ernstliches Verkennen seiner Mission ist. Als Schwärmer und guter Mensch besißt Lamennais mehr Phantasie als analysirendes Vermögen, um die speculativen Irrgewinde zu entwirren, worin so viele Geister fehlgegangen sind. Ueber dem Streben nach Weisheit und dem glühenden Verlangen nach Wahrheit hat er die ihm angeborenen Kräfte eines großen Dichters vernachlässigt, hat den Ruf verschmäht den er sich hätte erwerben können, und entschwindet deshalb in seiner Zurückgezogenheit aus dem Gedächtnisse der Menschen welche zum großen Theil sein Geist noch entflammt.

Marrast.

Marrast, ganz geeignet zu der Rolle eines Volkstribun, verurtheilt wegen der Aprilverschwörung und gerettet durch Beihülfe des Etienne Arago, ist vielleicht der wirksamste Schriftsteller der Tagespresse. Vor einigen Jahren konnten die leitenden Artikel der „Débats" sich nur mit den kräftigen Artikeln des „National" messen, welche aus der Feder dieses stürmischen Republikaners kamen. Man sagt, Marrast gehöre zu den Republikanern der alten Schule, neige zu revolutionnairer Gewaltthätigkeit, und glühe von fanatischem Haß gegen Großbritannien. Nachfolgende Anekdote kann zeigen inwieweit seine Ansichten sich geändert, oder welchen Theil Parteitaktik am Ausdruck politischer Gesinnung hat. Als die Doctrinaires auf der englischen Alliance bestanden, weil sie in ihr eine Bürgschaft des Friedens und die Trägerin ihres Uebergewichts sahen, affectirte die gesammte Opposition Anglophobie, und verwickelte Großbritannien in ihre Feindseligkeit gegen die Regierung. Vor allen Zeitungen schmähte der „National" die Engländer, athmete Nichts als unauslöschlichen Haß gegen den britischen Namen. An demselben Tage, wo einer dieser wüthendsten Ausfälle erschienen war, traf ein Ausländer mit Marrast zusammen, drückte ihm artig seine Beistimmung aus, und erstaunte höchlich als der Journalist antwortete: „Sie dürfen Dergleichen nicht wörtlich verstehen; Das ist blos ein Angriff gegen unser Ministerium, und wenn Sie glauben, daß wir einen Bruch mit England wünschen, mit diesem Lande des echten Fortschritts, so muß ich bitten, glauben Sie Das nicht."

Cormenin.

Im Senat wenig hervorragend, weil er aus Mistrauen gegen sein Rednertalent selten spricht, wird der Vicomte von Cormenin allein vom Könige, vom Hofe und von der bestochenen Majorität mehr gefürchtet und inniger gehaßt als die ganze Opposition zusammengenommen. Nicht wenn er die Rednerbühne besteigt zittern sie; sie zittern wenn er seine Feder ergreift, die gleich einem glühenden Eisen die verwundbaren Stellen aufreißt, welche von der Verworfenheit so dick überhäutet sind, daß sie unter minder eindringlichen Schriftzügen nicht zucken. Wie Junius blos Briefe schrieb, und Béranger, der schärfste Dorn in der Weiche der Restauration, blos chansonnier ist, so schreibt Cormenin unter dem angenommenen Namen Timon blos Broschüren. Kaum aber haben die Affichen in Riesenbuchstaben Paris das Erscheinen einer solchen Broschüre verkündet, so empfinden die Räthe der Krone jenen anschaulichen Schreck welchen Belshazzar über die Schrift an der Mauer empfand, und die Majestät von Frankreich schaudert bei der Erinnerung, daß diese unerbittliche Feder ihr die Apanage entrissen hat welche sie schon fest zu halten glaubte in der starken Faust. Tausende beeilen sich zu lesen, und der reißende Absatz von Timon's Pamphlets, die wenn auch minder bitter und anzüglich als Junius' Briefe, doch einen nicht minder tief eingedrungenen Stachel zurücklassen, macht dieselben noch wirksamer als es die Briefe des denkwürdigen Unbekannten waren . . . . Indem Cormenin die volle Gewalt seines Spottes und Witzes einzig und allein auf politische Gegenstände richtet, verzettelt er nicht wohlgefällig die hervorquellenden Perlen, um einer knabenhaften Eitelkeit zu schmeicheln. Aber was Andere als müßiges Nichts fortwerfen, Das wird in seiner Hand zum Kiesel aus dem Bache, den seine sicher treffende Schleuder einem Goliath an die Stirn wirft. Einer Regierung die im Unrecht ist, bei einem Volke das gleich dem französischen das Lächerliche bis zur Gefährlichkeit empfindet, dient ein einziger Gegner wie Cormenin zum besten ministeriellen Grunde für ein Septembergeseß oder eine enceinte continuée, ein System detachirter Forts.

10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 37. —— 12. Februar 1849.

Schomburgk's Reisen in Britisch-Guiana.

(Beschluß aus Nr. 36.)

Die giftigen Schlangen hat man in Guiana um so mehr zu fürchten, als diese in der Regel versteckt liegend nicht gesehen werden, und den unheilvollen Biß unerwartet beibringen. Die Indianer haben deshalb eine solche Furcht vor Schlangen überhaupt, daß sie sie alle scheuen und für giftig halten. Weniger fürchten sie die bei uns so berüchtigte Klapperschlange, die nur getreten oder gereizt sich auf Menschen stürzt, dann aber auch mit ihren scharfen Zähnen durch die stärkste Lederbekleidung dringt. Mit der dreimaligen Warnung welche die Klapperschlange jedem Angriff vorausschicken soll hat es nach dem Verf. dieselbe Bewandtniß wie mit der Bezauberungskraft ihrer Blicke. Die zitternde Bewegung des Schwanzes verursacht allerdings ein Geräusch, aber keineswegs so hörbar als es andere Reisende geschildert haben. Die Bewegung ist übrigens mehren, selbst nicht giftigen Schlangen eigenthümlich. Gefürchteter als die Klapperschlange ist die Labaria (Trigonocephalus atrox), und noch mehr der allgemein geflohene Buschmeister (Bushmaster, Lachesis rhombeata), welcher letztere zum Glück nur in hohen Waldungen vorkommt. Ebenso wird die Papageischlange (Cophias bilineatus) für giftig gehalten. Ausschneiden und Aussaugen der Wunde sind oft die einzigen Rettungsmittel; außerdem soll Zuckerwasser, innerlich gegeben, große Heilkraft besitzen. Sonst hat noch jeder Stamm, ja jedes Dorf seine Privatmittel gegen Schlangenbiß, sodaß deren Remedien in Amerika ebenso zahlreich sind als bei uns die gegen den Biß toller Hunde. Selbst wenn die Heilung erst nach mehren Wochen gelingt, so bleibt doch oft noch ein oder das andere Nachwehen lange Zeit, ja selbst für immer zurück.

Weniger gefährlich, aber unendlich belästigend sind eine Schar von Insekten, die namentlich über den Fremden herfallen und ihn im hohen Grade quälen. Im Oriente sind es die auch uns bekannten Peiniger, die dort nur in größerer Menge erscheinen; in Amerika werden diese aber hauptsächlich durch den sogenannten Sandfloh, das Bête rouge, und durch verschiedene Ameisen vertreten. Stechende Mücken (Mosquitos) gibt es im Oriente wie im Occidente in zahlreicher Menge, und quälen Eingeborene wie Fremde auf eine entsetzliche Weise. Die Sandflöhe (Chigoes) finden sich in den Indianerhütten ebenso zahlreich vor wie die gewöhnlichen Flöhe in den gleich erbärmlichen Wohnungen der Orientalen. Ihre Plage ist aber um so empfindlicher, als diese Thiere sich die Fußsohlen und hauptsächlich die Gegend unter den Nägeln als den Ort ihrer Peinigung auswählen. Das Eingraben des Insekts geschieht so unmerkbar, daß sein Miniren nicht sogleich gefühlt wird, zumal wenn man einen anstrengenden Tag gehabt hat. Erst nach zwei Tagen bemerkt man ein stärkeres Brennen, an der schmerzhaften Stelle erscheint ein bläulicher Fleck von der Größe einer Erbse. Dieser ist der Eierbeutel, in dem sich Hunderte von Eiern befinden. Die Maden schlüpfen alsbald aus, und beginnen eine Qual zu bereiten die den Menschen zur Verzweiflung führen kann. Es bleibt Nichts weiter übrig als die Eiterbeulen und alle Stellen wo sich ein Sandfloh eingegraben hat mit dem Messer auszuschneiden: eine Operation die um so empfindlicher ist, je tiefer sich die Thiere schon eingegraben haben. Die Vorsicht verlangt es deshalb, daß man sich seine Fußsohlen und namentlich die Gegend unter den Nägeln, zumal hier das Schneiden die heftigsten Schmerzen hervorruft, alle Morgen genau untersuchen läßt. Selbst die Thiere sind vor dieser Plage nicht sicher, und vor Allem haben die Hunde entsetzlich zu leiden.

Das Bête rouge, eine rothe Milbe aus dem Geschlechte Trombidium, wählt sich die Weichen und einzelne Theile des Unterleibes aus, um daselbst empfindliche Schmerzen hervorzurufen. Gleich dem Holzebocke unserer Wälder lebt das Bête rouge an verschiedenen, doch mehr kraut- und grasähnlichen Pflanzen, und sucht sich an Vorübergehenden festzuhalten. Mittels eines langen Rüssels gräbt sich das Thier in der Haut ein, und ruft zunächst ein unerträgliches Jucken und Brennen hervor. Bald erhebt sich eine Beule, und sorgt man nicht dafür das Thier mit Spiritus oder Citronensaft zu tödten, so kann eine oft bedenkliche Entzündung entstehen, wie sie in heißen Klimaten schon bei geringen Verwundungen sich nicht selten einstellt.

Man glaube aber ja nicht, daß etwa nur die genannten Theile solcher Pein ausgesetzt wären: Mücken und Ameisen haben sich namentlich Gesicht und Hände als den Ort ihrer Qualen auserseben. Von den letztern wird Ponera clavata, eine lange, schwarze und mit einzelnen Haaren besetzte Ameise, am meisten gefürchtet.

Die Folgen ihres Bisses scheinen nach der Schilderung des Verf. viele Aehnlichkeit zu haben mit denen welche nach der Verwundung an verschiedenen Brennesseln in Ostindien beobachtet wurden. Der Verf. wurde einmal in den Daumen gebissen; der schneidende und brennende Schmerz theilte sich augenblicklich von der Wunde aus dem ganzen Körper mit, und zeigte sich dann am heftigsten in der Brust, sowie ober- und unterhalb beider Achseln. Nach wenig Minuten fühlte sich der Gebissene wie gelähmt, sodaß er sich nur unter unsaglichen Schmerzen und mit der größten Anstrengung fortschleppen, seine Wohnung aber doch nicht erreichen konnte. Ein Indianer fand später den Verf. besinnungslos am Boden liegen, und trug ihn auf seine Hängematte, wo ein allgemeines Wundfieber noch den ganzen andern Tag anhielt. Dabei war sonderbarerweise die Geschwulst und der Schmerz an der Wunde nur unbedeutend.

Zum Glück sind nicht alle Ameisen so gefährlich als diese, sie dienen selbst zum Theil, und namentlich die Schirmameise (Atta cephalotes), den Eingeborenen zur Nahrung, indem die dicken und fetten Hinterleiber geröstet als Leckerbissen genossen werden. Dieselbe Schirmameise verwüstet aber auch auf gleiche Weise wie die Raupe des Kohlweißlings unsere Kohlgärten, die Cassada- und Pisangfelder Guianas, was um so bedauerlicher und selbst verhängnißvoller ist, als die Cassada in ihrer Wurzel unser Getreide vertritt. Die genannten Ameisen vermehren sich so außerordentlich schnell, daß in kurzer Zeit ihre Nester großen Erdhaufen gleichen. Wo sie sich einmal eingenistet haben, fressen sie in der kürzesten Zeit alle Blätter von den Bäumen ab, sodaß diese endlich vollständig unbelaubt sind. Von ihrer Wohnung aus führen sie eine gerade und etwas vertiefte Straße nach dem Felde, und theilen sich dort systematisch in die Arbeit. Die stärksten ersteigen die Bäume, und schneiden aus den Blättern runde, einem Silbersechser ähnliche Stücke, die auf den Boden fallen. Hier lesen sie die andern Ameisen auf, und tragen sie einem Schirm gleich in die Höhe gehalten der Wohnung zu. Ist diese zu entfernt, so werden sie auf der Hälfte des Weges abgelöst. Obschon sich viele Tausende auf derselben Straße bewegen, so tritt doch keine der andern in den Weg, keine hemmt durch Unterbrechung des Vorschreitens die nachfolgende in ihrer thätigen Eile, Alles läuft ununterbrochen und sicher wie die Kette an einem Maschinenwerke. Nichts vermag die fleißigen Thiere in ihrer Arbeit auf lange Zeit zu stören; man hat vergebens Feuer und Wasser angewendet und dadurch wol die eine Straße unmöglich gemacht, aber schon nach kurzer Zeit sah man sie in einer andern Richtung ihrem Ziele nachgehen.

Von den zahlreichen Arten der Ameisen welche Guiana bewohnen verdient noch eine aus dem Geschlechte Cryptocerus unsere volle Aufmerksamkeit, weniger weil ihr Biß wegen des dabei ausströmenden scharfen Saftes die heftigsten Schmerzen hervorruft, als vielmehr weil das Thier sich die Zwischenräume im Innern des deshalb Ameisenbaum (Triplaris americana) genannten Gehölzes zur Wohnung auserlesen hat. Man fürchtet deshalb den Baum allgemein, und hütet sich selbst das kleinste Aestchen abzubrechen. Als der Verf. trotz aller Warnungen einen Zweig von seinem Boote aus knickte, war dieses in kurzer Zeit mit Ameisen so gefüllt, daß die Indianer augenblicklich in den Fluß sprangen, und selbst die gefesselten und den Bissen ausgesetzten Affen die Banden zersprengten, um im Wasser auch ihr Heil zu suchen.

Man sieht welchen Qualen und welchen Gefahren sich unser Verf. während seines dreijährigen Aufenthalts in Guiana, und zwar einzig und allein im Interesse der Wissenschaft ausgesetzt hatte. Er hatte aber auch außerdem noch mit Mühen und Drangsalen zu kämpfen, die die dortigen Verhältnisse mit sich brachten. Ein Europäer der sein Vaterland noch nie verlassen ahnt gar nicht was ein in einem Culturlande erzogener, an tausenderlei Bequemlichkeiten gewöhnter Mensch in einem fernen, der Civilisation nicht zugänglichen Lande entbehren muß, was er zu dulden und zu leiden hat. Nur mit bestimmter Resignation und einem großen Grad von Enthusiasmus konnte der Verf. vor Allem die zweijährige Reise nach dem Innern des Landes antreten. Die Wasserfahrt auf dem Essequibo und andern über dessen Quellen noch liegenden Flüssen war eine höchst schwierige, da die Flüsse insgesammt eine Menge Katarakten und Stromschnellen besitzen, wie wir sie nur bei uns in der Donau kennen. Ihnen auszuweichen war aber unendlich schwieriger. Man sah sich sogar bisweilen gezwungen die Corials (die Fahrzeuge) an der Küste eine lange Strecke weiter zu ziehen, und mußte sich zu diesem Zwecke erst mit Beilen einen Weg durch den Urwald hauen; ja auf dem Flusse selbst war man nicht selten genöthigt sich mit denselben Instrumenten einen Weg durch die überhängenden Bäume und Zweige zu bahnen. Den Verf. auf allen den interessanten Schilderungen über die Art und Weise wie er mit seinen Begleitern über Stromschnellen und Katarakten gelangt zu begleiten, überlassen wir hier dem Leser selbst der sich mit dem so lehrreichen Inhalte dieses Buchs belehren will, wir beschränken uns nur auf eine. Eine reißende Strömung auf dem Essequibo belehrte unsere Reisenden schon lange vorher, daß sie den berüchtigten Stromschnellen und Katarakten zueilten. Am Fuße jeden Falles, jeder Stromschnelle befinden sich in der Regel Klippen, von denen die wild herabbrausende Wogenmasse zurückschellt, und schäumende Wirbel bildet. So wie die geneigte Fläche des Flußbettes sichtbar wird, stellt sich einer der Indianer vorn in den Bug des Corials, um an der gekräuselten Oberfläche des Wassers zu sehen, ob sich eine von diesem hin und wieder verborgene Klippe in der Linie des gefährlichen Sprunges findet, und den Steuermann zur rechten Zeit davon zu benachrichtigen. Todesstille herrscht im Boote, nur die Blicke sprechen; fest halten die Fährleute die Ruder, um sie plötzlich in der Nähe des Scheitels mit aller Kraft einzusetzen, und so die schon durch das Herabsteigen gesteigerte Schnelligkeit noch zu erhöhen, damit das Boot die Wirbel durchschneide, und nicht von der Gewalt der-

selben ergriffen und in die Tiefe hinabgedreht werde. Ist dem Vordermann ein Felsen entgangen, und das Fahrzeug schießt gegen diesen an, so ist es auch in der Regel rettungslos verloren. Ruhig und selbst ohne den Rand des Bootes anfassen zu dürfen, müssen die übrigen Passagiere sitzen bleiben, damit nicht durch eine falsche Bewegung das Gleichgewicht gestört werde. Mit rasender Schnelligkeit eilten die Reisenden der geneigten Fläche entgegen; das wilde Brausen kam näher, eine gedankenschnelle Bewegung, dann ein Auf- und Niederschwanken des gebrechlichen Fahrzeugs, ein lauter Freudenschrei der Ruderer — und der gefährliche Sprung war gethan. Auf diese Weise mußten die Fälle des Essequibo überschritten werden. An der zweiten Kataraktenreihe waren die Reisenden nicht so glücklich; eine der gefahrdrohenden Klippen war den Blicken des Spähers entgangen, doch zum Glück streifte das Boot nur. Ein gewaltiger Stoß schleuderte den Späher in das Wasser, aus dem er sich jedoch als vollendeter Schwimmer wieder rettete; die übrige Mannschaft kam mit dem Schrecken davon.

Am unleidlichsten ist in Guiana die Regenzeit, welche am Ende des Monats Mai beginnt, und in der Regel vier Monate anhält. Der Verf. durchlebte sie am Orinoco im dichten Urwalde und in der Savanne tief im Innern des Landes. Im letztern Falle hat man nur allein die Gelegenheit die unsern Winter vertretende Zeit mit allen ihren eigenthümlichen Erscheinungen kennen zu lernen, weshalb wir uns auch bei der Schilderung derselben nach dem Pirara, wo jener fabelhafte See Parima, aber nur von den anhaltenden Regengüssen hervorgerufen, sich über weite Strecken ausbreitet, versetzen. Schon vor der eigentlichen Regenzeit stellen sich allerhand Vorboten ein, die mit jedem Tage sich mehr häufen. Auge und Ohr werden in dieser Zeit mehr als sonst in Anspruch genommen. Der bisher vorherrschende Ostwind schlägt plötzlich nach West oder Nordwest um, und treibt düstere Wolken vor sich hin, die sich entweder Mauern ähnlich auf dem fernen Gebirge lagern, oder sich dem Gewitter gleich mit Blitz und Donner entladen. Die ganze Nacht hindurch thut sich aber auch außerdem ein immer häufiger werdendes Wetterleuchten kund, was endlich den ganzen Himmel mit einem phosphorescirenden Lichte überzieht. Wenn auch die Sonne noch hin und wieder heiter aufgeht, so wird sie doch stets schon von kleinen Wölkchen begleitet, die sich immer wachsend endlich zu einer dichten grauschwarzen Masse vergrößern, und sich auf die Savanne festlagernd, und endlich von einem heftigen Sturme ergriffen, in dichten Strömen sich von ihrer Ueberfülle befreien.

Auch mit der Thierwelt geht eine Veränderung vor; denn aus den Wäldern flüchten viele nach höher und deshalb sicher gelegenen Orten der Savanne, um dort gegen die bald eintretenden Wasserfluten gesicherter zu sein. Es erscheinen zuerst drei Ameisenarten, unter denen auch die weiße, und die oben besprochene Schirmameise sich befindet, und mit ihnen mehre Eidechsen und Vögel, die sich von diesen ernähren. Es gesellen sich alsbald eine Menge Käfer, namentlich Skarabäen, dazu, die alle todten Thiere begraben, damit die Ausdünstungen derselben nicht die ohnehin schwüle Luft verpesten. Zahllose Frösche und Kröten lassen von Sonnenaufgang bis zum Sonnenuntergang ihre unangenehmen Stimmen ertönen, und werden von dem melancholischen Geschrei verschiedener Eulen und Ziegenmelker accompagnirt. In den Wohnungen der Menschen sammelt sich eine Menge des ekelhaftesten und verschiedenartigsten Ungeziefers. Sobald der Verf. eine Kiste rückte, kamen Scharen von Kröten, Eidechsen, Gekenen, Schlangen, Skolopendern, Skorpionen, und tausenderlei kleines Gewürm zum Vorschein. Die ganze Natur scheint eine andere Gestalt anzunehmen, und sich zu der neuen Zeit, aus der sie verjüngt hervorgehen soll, vorzubereiten.

Im Anfang Juni gehen allmälig diese Erscheinungen in die schrecklichsten und wahrhaft grausenerregenden Stürme über; oft thürmen sich zu gleicher Zeit an verschiedenen Seiten des Himmels mehre auf, die sich von Stunde zu Stunde nähern, bis endlich ihre Vereinigung bei ununterbrochenem Donner zu Stande gebracht wird. Die ganze Natur scheint damit in Aufruhr gekommen zu sein; Sturmesbrausen wechselt mit Donnerrollen ab. Solche grause Scenen stellten sich in der Regel am Nachmittage ein, wiederholten sich Mitternachts, und verkündeten dann den Anbruch des Tages. Nun entladen sich erst Wassermassen, wie man sie bei uns nur nach Wolkenbrüchen kennt, aber stets in bestimmten Zwischenräumen, und begleitet von den heftigsten Donnerschlägen. Der Tag wird wieder zur Nacht, die nur von grellen, zuckenden Blitzen unterbrochen ist. Interessant ist es, daß die letztern in der Regenzeit nicht zünden. Die Masse eines auf einmal gefallenen Regens betrug zwischen drei und vier Zoll.

In stärkerm oder schwächerm Grade wiederholt sich dieses schauerliche Schauspiel täglich. Sonne und Mond sind, wenn sie erscheinen sollten, wie von einem düstern Schleier umgeben. Allmälig wird der Gewittersturm aber seltener, die übergetretenen Wasser verlieren sich von Tag zu Tag mehr, und um so grüner tritt nun die Savanne heraus. Alles Lebendige freut sich den Schlupfwinkel, in den es vier Monate gebannt war, wieder zu verlassen, und die freie Natur sich von neuem zum Tummelplatz wählen zu können. Den Verf. aber auf seinen weitern Begebnissen hier zu begleiten überlassen wir dem wißbegierigen Leser, indem wir ihn auf das interessante Werk selbst verweisen. 20.

Ein höflicher Räuberhauptmann.

Vor kurzem fand in Paris ein öffentlicher Verkauf von Autographen statt aus dem Nachlasse des 1847 geweihten Bischofs von Abdas in partibus, Antoine Vandyck, wobei ein Autograph des im vorigen Jahrhunderte berüchtigten Räuberhauptmanns Mandrin von einem Herrn Greppo für 250 Francs erstanden wurde. An diesem Autograph hängt laut Mittheilung des „Galignani" folgende Geschichte:

„Es geschah im J. 1754, daß Mandrin vor den Thoren

von Montbrison erschien, und aus begreiflicher Rücksicht für sein zahlreiches Gefolge ohne Widerstand Einlaß erhielt. Er quartierte sich in der Stadt ein, erhob keine Brandschatzung, und beobachtete bei seiner Bande so strenge Mannszucht, daß er Einen der eine Kleinigkeit gestohlen ohne Weiteres erschießen ließ. Nachdem er für seine und der Seinigen Sicherheit die nöthigen Maßregeln getroffen, legte er ein elegantes, reich gesticktes Hofkleid an, und begab sich unter Nachtritt zweier anscheinenden Livréebedienten in die Wohnung des Acciseinnehmers, eines Herrn von Palmaroux. «Monsieur le receveur», redete er ihn an, «wenn Sie gütigst gestatten wollen, so sehen Sie mich hier, um mit Ihnen zu Nacht zu speisen.» Und dabei machte er, den befederten Hut unterm linken Arme, eine tiefe und so zierliche Verbeugung, als habe er sie bei Hofe gelernt. «Darf ich bitten mir zu sagen, mein Herr, wen ich die Ehre habe zu begrüßen?» stotterte Herr von Palmaroux, ebenso sehr überrascht als erschreckt, obschon er seinen fürchterlichen Gast nicht kannte. «Ganz gewiß, mein Herr; ich heiße Ludwig Mandrin.» Der Receveur war wie vom Donner gelähmt. Sein Gast aber sprach ruhig weiter: «Beeilen Sie sich nicht mit Ihren Aeußerungen, mein werther Herr. Wen wir nur vom Hörensagen kennen, über den steht uns kein Urtheil zu. Dies ist der Grund warum ich persönlich Ihnen aufwarte und unsere Angelegenheit an Ihrer gastlichen Tafel zu ordnen wünsche.» «Ich schwöre und betheure», rief der Accismann, und zitterte vom Scheitel bis zur Sohle, «daß ich im geringsten nicht weiß welche Angelegenheit wir zu ordnen haben.» «O», versetzte Mandrin, «die Sache wird schnell abgethan sein; es bedarf blos Ihrer Unterschrift. Zuvörderst aber lassen Sie uns speisen. Und wo sind die Damen? Muthmaßlich versteckt — als wäre ich kein Weltmann! Man hat mich versichert, daß Frau von Palmaroux ausgezeichnet singe. Es würde mich entzücken sie zu hören, denn eine der Verdrießlichkeiten meines Handwerks ist allerdings, daß ich selten Gesang höre.» «Sie haben sehr recht, mein Herr; nur fürchte ich, ja ich glaube, Madame ist unwohl.» «Unwohl? Vielleicht blos für mich. Das wäre dann die Schuld meines Rufs und Dies für mich doppelte Auffoderung sie zu überzeugen, daß sie von mir Nichts zu fürchten hat.» Die Angst der Dame war jedoch keineswegs so groß, daß ihre Neugier nicht größer gewesen wäre, und ihre Furcht einen so berüchtigten Räuberhauptmann Auge in Auge zu sehen ebenfalls nicht von der Art sie die Erfodernisse der Toilette vergessen zu machen. Ludwig Mandrin bot ihr eine schneeweiße Hand mit blitzendem Diamantring sie zur Tafel zu führen, wo seine zwei verkleideten Lakaien sich hinter seinen Stuhl stellten, und Wirth und Wirthin aufmerksamst bedienten. Während der Mahlzeit sprach man vom Hofe, von den Theatern, vom neuesten Roman, mit Einem Worte, von Allem, nur nicht von der Veranlassung zu Mandrin's Besuche. Als das Souper beendigt, Mandrin sein letztes Glas getrunken und vergebens die Dame gebeten sich zu entfernen, weil er nun mit ihrem Gemahle von Geschäften zu reden habe, bat er den Receveur ihm den Betrag seiner Kasse zu nennen. «Der ist sehr klein, wirklich sehr gering, Herr Mandrin», antwortete der Gefragte; «die Sammlung hat diesen Monat so gut wie Nichts eingebracht.» «Bedenken Sie was Sie sagen, geschätzter Herr», lächelte Mandrin; «Ihre Bücher können Sie Lügen strafen. Glauben Sie nicht, daß mein Gewerbe das eines gemeinen Räubers ist. Ich werde Sie über die Summe quittiren. Gesteh also ehrlich, Freund Palmaroux, wie hoch beläuft sich deine Kasse?» «So wahr ich ein Gewissen habe, auf 6000 Livres.» Da zog Ludwig Mandrin einen Papierstreif aus der Tasche und sagte: «Sie meinen 6790 Livres; doch freilich für das Gewissen eines Acciseinnehmers sind 790 Livres eine Kleinigkeit.» Sich dann an seine Lakaien wendend fuhr er fort: «Begleiten Sie diesen Herrn in sein Kassenzimmer, und lassen Sie sich von ihm 6790 Livres zahlen; vergessen Sie aber nicht, daß ich nur Gold nehme, an Silber beschmuze ich mir die Finger. Damit inzwischen Madame nicht allein bleibe, werde ich den Empfangsschein hier aufsetzen. Ich führe stets gestempelte Quittungen bei mir, denn in Geschäften muß Ordnung sein.» Das Tischtuch nicht zu zerknittern schlug er einen Zipfel desselben zurück und schrieb Folgendes: «Ich, der Unterzeichnete, Ludwig Mandrin, Kaufmann, bekenne auf die Kasse des Acciseinnehmers, Herrn von Palmaroux, die den Steuerpflichtigen gewaltsam abgepreßte Summe von 6790 Livres erhoben zu haben, und erkläre zugleich besagten Acciseinnehmer frei von jeder Verbindlichkeit gedachte Summe sei es an die Generalfinanzpächter oder deren Agenten abzuentrichten. Zu dessen Urkund habe ich gegenwärtigen Empfangsschein hinterlassen, und soll selbiger mehrerwähnter verantwortlichen Partei als gültige Decharge dienen.» Hierauf beurlaubte sich Mandrin bei seinen Wirthen, welche zwar durch seinen Besuch sich wenig geschmeichelt fühlten, jedoch nicht umhinkonnten der feinen Sitte des weitverschrienen Räuberhauptmanns Gerechtigkeit widerfahren zu lassen." 4.

Das „Athenaeum" über Grimm's „Geschichte der deutschen Sprache".

„Dieses Werk aus der Feder des Dr. Jakob Grimm, dessen «Deutsche Grammatik» mehr dazu beigetragen hat den Bau und die beziehendliche Verbindung der verschiedenen Zweige der teutonischen Sprache darzulegen als alle andern Bücher zusammengenommen, ist sehr sachgemäß Gervinus gewidmet, dessen «Geschichte der deutschen Nationalliteratur» in glücklicher Form den Geschmack und das antiquarische Wissen eines Warton mit schärfster Kritik vereinigt. Wie zu erwarten, ist vorliegendes Werk ein durchaus beachtenswerthes. In der Ferne entsprang es den frühern Studien und Forschungen welche den europäischen Ruf des Verf. begründet haben; in der Nähe ist es das unmittelbare Resultat einiger, über das wohlbekannte Werk von Jornandes oder Jordanes über die Geschichte der Gothen vom Verf. gehaltenen Vorlesungen. Im Laufe derselben sich klar geworden hinsichtlich der zwischen den Gothen und den ältern Geten bestandenen Verwandtschaft beschloß er darüber der Welt ein Buch zu schreiben, worin nicht nur die Geschichte der Gothen, sondern auch die sämmtlicher teutonischen Stämme aus einer tiefern Quelle geschöpft wäre als bisher zu dem Zwecke erprobt worden — aus dem tiefen, aber nicht fadenlosen Brunnen deutscher Philologie.... Wenige Leser werden dem Verf. Schritt für Schritt durch die tausend Seiten dieser gelehrten Geschichte und durch die zehntausend darin verkörperten, ins Einzelne gehenden Thatsachen folgen, ohne den meisten seiner Ansichten beizustimmen über die vielen seltsamen Forschungsgegenstände welche er in seine sogenannte «Geschichte der deutschen Sprache» zu verweben gewußt..... «Jeder Zweig der Philosophie», sagt er, «hat seine natürliche Grenze; nur ist sie dem Auge selten so sichtbar wie die Theilung des Flusses, mitten in dessen Strömung laut dem alten deutschen Weisthume ein geschliffenes Schwert eingesenkt zu werden pflegte, damit das Wasser zu beiden Seiten gleichmäßig abflösse.» Der Leser wird jedoch Mühe haben zu entdecken, wo in vorliegendem Werke der Fluß der Geschichte sich zwischen Philologie und socialem Fortschritte scheidet. Die Gewässer beider mischen sich unbemerkt in dieser weiten Strömung von Gelehrsamkeit, obschon es wahr ist, daß wo sie sich einigen Töne voll Harmonie und tiefer Bedeutung erklingen. Schärfe und Gelehrsamkeit, wie sie selten ihres Gleichen gehabt, charakterisiren das Buch, und wenn wir es kurz anzeigen, so hat Dies keinen andern Grund als das Weitschichtige des von Dr. Grimm gewählten Gegenstandes, als die Größe der von ihm ausgelegten Gelehrsamkeit und die daraus folgende Unmöglichkeit, in dem uns vergönnten Raume der Vorlage irgendwie gerecht zu werden." *) 2.

*) Schon seit längerer Zeit erwarten wir von einem unserer Mitarbeiter einen ausführlichen Bericht über Grimm's Werk, und hoffen denselben bald geben zu können. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 38. —— 13. Februar 1849.

Ernst Wilhelm Ackermann.

Aus dem poetischen Nachlasse von Ernst Wilhelm Ackermann, mit einem Vorworte von Ernst Raupach. Herausgegeben vom Vater des Verewigten. Leipzig, Gebrüder Reichenbach. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Ein edler Geist und Dichter, vielleicht ein großer Dichter, ist hier untergegangen! Erst 25 Jahre alt starb E. W. Ackermann 1846 in Neapel, Niemand wußte von ihm; von seinen Gedichten, Briefen, Erzählungen, Selbstbetrachtungen scheint Nichts durch ihn vorher dem Druck übergeben zu sein — eine seltene Enthaltsamkeit. Erst in seinem Nachlaß fand man diese Schätze des reichbegabten Jünglings, und sein Vater (Director in Lübeck) sammelte, sichtete sie und gab sie heraus, während Raupach, von mütterlicher Seite der Oheim des Geschiedenen, die Sammlung durch ein Vorwort begleitete.

Der Vorredner sagt: „Diese Erzeugnisse haben in der Mehrzahl innern Werth, und sind Offenbarungen eines eigenthümlichen, wahrhaft dichterischen Geistes. Da ist nirgend das leere Phrasenspiel, das oft genug die Poesie ersetzen muß, nirgend Nachahmung fremder Leistungen, Umformung längst ausgesprochener Gedanken und Gefühle; was er sagt hat er selbst gefühlt oder gedacht, und das Hervorgebrachte ist das Ergebniß vorhergegangener eigener, wenn auch zuweilen irrender Seelenthätigkeit. Den ersten Grundfadenzug alles wissenschaftlichen und künstlerischen Wirkens, die Selbstmacht des Geistes, wird man in diesen Versuchen also nicht vermissen, und darin besteht der innere Werth, den ich ihnen eben als ersten Rechtfertigungsgrund der Herausgabe beigelegt habe." Als zweiten Grund der Herausgabe führt Raupach an: daß der jugendliche Dichter sich überall selbst geübt, weil fast jedes seiner Erzeugnisse eine Phase seines Daseins sei, und somit aus ihrer Gesammtheit dem sinnigen Leser das vollständige Geistesbild des Verewigten entgegentrete, und nicht nur sein individuelles, sondern bei der Vielseitigkeit seines Wesens zugleich ein allgemeines Bild der jetzigen wissenschaftlichen Jugend. Er knüpft hieran eine Vergleichung zwischen der wissenschaftlichen Jugend welcher er angehört (aus den ersten Decennien dieses Jahrhunderts) und der gegenwärtigen. Während jene sich genügen lasse mit der Wissenschaft, in der Regel nur mit einer einzigen, und auf die dogmatische Basis welche der Lehrer den Schülern gegeben entweder weiter gebaut, daran gereihet oder verändert, oder aber, nach absolvirten Studien diese Wissenschaft als etwas Abgebrauchtes in den Schrank gestellt und vergessen habe, lasse die wissenschaftliche Jugend von heute sich nicht genügen an einer Wissenschaft, ja nicht an der Wissenschaft im Allgemeinen, geschweige denn an den Lehren eines Meisters, sondern greife über in die gesammte Wissens- und Lebenskunde; sie ziehe Politik, Staats- und Nationalökonomie, Policei in ihr Bereich, und statt auf gegebene Dogmen weiter zu bauen, stelle sie von vornherein alles Ueberkommene in Frage, um es selbst zu prüfen. So sei das Resultat denn entweder ein sklavisches Nachbeten der Schwachköpfe auf neue Vorbeter, ein neuer Dogmatismus statt des alten, oder das Feld der kritischen Thätigkeit begabterer Jünglinge werde dermaßen umfassend, daß die Kräfte eines Menschen dazu nicht mehr ausreichten, weit weniger die eines Jünglings. In Folge Dessen deren geistige Erschöpfung eintrete, eine Rettung irgend wohin, oder die physische, der Tod. Raupach's Neffe ging diesen letztern Weg, in der vollkommensten Skepsis bei dem Drang nach eigener Schöpfungsthätigkeit; denn als er zurückverlangte nach Satzungen, nach Glauben, nach Autoritäten, rieb er sich auf, und starb im blühendsten Jünglingsalter.

Was Raupach zum Lobe über den dahingegangenen Dichter sagt ist nicht zu viel gesagt. Es könnte uns sogar als zu wenig gesagt, zu kühl bedünken, wenn wir nicht dabei beachten müßten, daß Raupach sich dieses Lob gewissermaßen selbst abbringt. Er kann dieses weite Ausfliegen der Jugendkraft nicht billigen, dieses Zerfließen und Aufgehen des Individuums in alle zugängliche Adern des Universums, diesen Zweifel an den überkommenen Satzungen; aber trotzdem muß er „den reichbegabten Jüngling" bewundern, und gestehen, daß der Kampf der Zeit sich so vollständig in ihm abspiegelte wie wol selten in diesem Alter, wie Alles, vom Höchsten bis zum Geringsten, bei ihm in Frage gestellt gewesen, und er rastlos, ja ängstlich nach Lösung gerungen. Um deshalb möge außer den Angehörigen und Freunden „hier und da auch ein gefühlvoller Leser" den frühen Tod des Hoffnungsvollen bedauern.

Das ist wenig gefodert. Wir sind der Ueberzeugung,

daß, wenn allüberall die nächstkommende Zeit Athem hat für Poesie und Kunst, mehr als ein gefühlvoller Leser sich finden wird, der zum Bedauern auch eine Art Bewunderung, eine Art Befriedigung über Das was er empfängt hinzufügt.

Der innere Proceß des jungen Dichters ist gewiß sehr interessant, und noch mehr, daß man in ihm den ganzen Kampf der Zeit abgespiegelt findet. Das kann man aber auch bei andern Dichtern finden; das für uns Merkwürdige ist, daß er trotz dieses Kampfes für den Ausdruck desselben das Gepräge der Schönheit fand, daß er mitten aus diesen Wirren mit einer wunderbaren Klarheit hervorgeht. Das ist etwas ganz Eigenthümliches, eine Mitgift nicht der Zeit die ihn aufnahm und in ihre Wirbel und Strudel stürzte, sondern des Genius der an seiner Wiege saß. Wenn er zerrissen war, ist es nicht die Zerrissenheit die er malt, sondern unwillkürlich wird es im Laut, im Wort, im Gesang zur Harmonie. Eine solche Klarheit und Ruhe, eine solche schöne halb bewußte, halb bewußtlose Sicherheit schwebt über seinen Versen, seiner Prosa, daß wir unwillkürlich an einen Revenant jener Zeit denken die wir unsere classische nennen. Dies hätte der Vorredner, Dies, meinen wir, der Vater in seinem Nachwort mehr hervorzuheben das Recht und die Pflicht gehabt, als daß in Ackermann das Ringen und Wehe der ganzen Zeit, in ihren politischen und religiösen Richtungen sich abspiegele. Letzteres hat er mit Vielen gemein, die aber toben, rasen, an die Scholle wie das Thier sich schmiegen, wo nicht gar zur Brutalität der Bestie hinabsinken, oder umgekehrt, im Dithyrambenton, über den alten Himmel hinaus in einen neuen stürmend fliegen. Er schwingt sich auch in den Lüften, aber er bleibt in horizontaler Bewegung, immer im Ebenmaß mit den schönen Wellenlinien unserer Natur. Viel mögen darauf seine Reisen und sein Aufenthalt in Italien und Griechenland eingewirkt haben, der Schönheitshauch, womit dort Natur, Menschen und Erinnerungen geschwängert sind: aber ohne den Genius an der Wiege wäre es doch nicht so gekommen.

Es ist aber nicht die schöne Form allein, sie ist nicht für sich stehend, und etwa ein anderer Geist dahinter. In einem früh, zu früh gereiften Bildungsproceß hatte er gelernt für den Gedanken den richtigen Ausdruck zu finden, wobei wir denn nicht in Abrede stellen wollen, daß der schöne Ausdruck auf die harmonische Weiterausbildung des Gedankens auch seine rückwirkende Kraft geübt haben könne. So früh reifte der Jüngling, in Königsberg in Preußen geboren, dann bei der Versetzung des Vaters nach Lübeck übergesiedelt, daß Letzterer ihn nach Sachsen, aus dem Hause, schicken mußte, damit er in der Erholung wieder physische Kräfte sammle, ehe er ihn, der längst reif war, auf die Universität schicken konnte. Er studirte in Leipzig, Bonn und Berlin, und schloß sich dann als Erzieher einer russischen Fürstenfamilie an, ein für ihn glückliches Verhältniß, mit der er Italien und Griechenland durchreiste, bis in der Wonne Neapels, die er mit vollem Bewußtsein einschlürfte, mit voller Dankbarkeit, mit reiner Freude, der Tod ihn rasch in einem hitzigen Fieber hinwegraffte.

Der ziemlich dicke Band seiner hinterlassenen Schriften enthält zuerst Lyrisches, Gedichte. Die Lieder allein würden dem Dichter nicht die Unsterblichkeit zusichern. Ein Dichter ist er, Das fühlt man auch hier bei jeder Zeile, ich greife nur den Anfang des ersten, des Bergliedes, heraus:

> Heran, ihr Alle an meine Brust,
> Ihr stolz hochhäuptigen Berge!
> Ich fühle mit euch titanische Lust
> Und stolze Verachtung der Zwerge.
>
> Ihr ruhet da oben so klar, so kalt,
> Hoch über dem irdischen Staube,
> Und schlinget um eure Riesengestalt
> Den wallenden Mantel von Laube.
>
> Den schauen die Menschlein und freuen sich d'ran,
> Und schmiegen sich weich in die Falten;
> Ihr recket die Stirn zu Gott hinan,
> D'rauf steh'n die Gedanken die alten.

Ein Lied, was keineswegs das beste ist; aber die frische, ursprüngliche Kraft der Seele spricht uns hier wie in den andern entgegen. Er hat sehr viel gelesen, er kennt wol Alles was ein Dichter kennen muß, das Fremde und das Eigene flutet noch untereinander, wie Das nicht anders zu erwarten ist. Im Wogen und Treiben fand er noch nicht das Feste. Er würde es gefunden haben. Hören wir was er selbst darüber sagt:

> Mein Naturgenuß hat sehr zugenommen, weil ich immer mehr die kleinsten Züge auffinde, und doch alle wieder immer nur im Ganzen liebe, und vor und in diesem Ganzen nur anbeten kann. Meine innern Gedichte, die oft nicht schlecht sind, werden aber durch allzu viel Reflexion für die warme Ausströmung nach außen hin paralysirt.

Er kannte sich selbst, eine Eigenschaft die ihn vor Vielen auszeichnet, und gerade weit über Die erhebt mit denen man ihn zusammenstellt.

(Der Beschluß folgt.)

Verfall und Verjüngung. Studien über Oestreich in den Jahren 1838—48, von F. E. Pipitz. Zürich, Schultheß. 1848. 8. 26 Ngr.

Der Verf. dieser Schrift gehört zu den Oestreichern welche in dem letztvergangenen Jahrzehnd ihrer politischen Ansichten wegen ihr Vaterland meiden mußten, und seine Aufsätze sind daher natürlich ebenso viele Angriffe auf die Politik der frühern östreichischen Regierung. Indessen zeigt der Verf. sich doch minder leidenschaftlich und ungerecht als die meisten seiner Schicksalsgenossen. Dagegen sind diese Aufsätze auch minder inhaltsvoll als die lehrreichern unter den in den letzten Jahren erschienenen Schriften über Oestreich. Der Verf. bewegt sich sehr häufig in allgemeinen Erörterungen von sehr mäßiger Tiefe und Eigenthümlichkeit, und versäumt es darüber seinen Arbeiten durch sorgfältiges Eingehen auf Einzelheiten einen bestimmtern und reichern Inhalt zu geben.

In dem ersten Aufsatze: „Reform oder Revolution?" sagt der Verf., er erwarte von einer Revolution kein Heil für Oestreich, eher sei von Reformen von oben herab Etwas zu hoffen, wenn es Gott gefalle dem Lande einige Regenten wie Joseph II. zu schicken.

In dem zweiten Aufsatze: „Oestreichs Glück", erzählt der Verf., man habe ihm in seiner Jugend einen gewaltigen Respect vor dem östreichischen Regierungssystem und vor dem Glücke welches die Völker Oestreichs demselben verdankten, und dagegen gewaltige Scheu vor den revolutionnairen Giften die im Auslande grassiren sollten eingeflößt. Als er nun in das Ausland gekommen sei, habe er sich seltsam enttäuscht gesehen. „Ich fand", sagte er, „Vieles so wie bei uns, Einiges besser, Weniges schlechter, aber Alles ganz anders als man mir es eingebildet hatte. Da gab es überall Reiche, die Geld hatten und gut lebten, und Arme, die keins hatten und hungerten, gerade wie bei uns; überall Leute die zufrieden und wohlgenährt aussahen wie ein wiener Hausherr, und Solche deren Wangen der Kummer gebleicht und ausgehöhlt hatte wie einem Staatsgefangenen auf dem Spielberg; überall Landesväter, Soldaten, Minister, Geistliche, Steuereinnehmer, kurz den ganzen Beglückungsapparat, von dem ich früher in meiner Einfalt Oestreich das Monopol zuschrieb.

In einem dritten Aufsatze: „Patrioten und Patrioten", sagt der Verf., die Ansichten über Oestreich seien sehr verschieden, und Das beweise, daß auch in Oestreich nicht alle Leute so glücklich seien wie man es den Uebrigen gern glauben machen möchte, und daß es auch dort politische Dissenters gebe, und Vieles anders, Vieles besser sein könnte. Er bekennt indessen, daß er Oestreich nicht besser regiert haben würde als die Minister, aber er gesteht auch Niemandem Unfehlbarkeit und das Privilegium des Patriotismus zu. Er sei übrigens ein ebenso guter Anhänger des monarchischen Princips wie die Minister, und gestehe selbst zu, daß Metternich wol das Gemeinwohl zu fördern gewünscht habe; aber er verlange nun einmal von den Machthabern, daß sie mitunter ein freies Wort mit sich sprechen ließen. Diese an und für sich schon sehr unbestimmten, fast nichtssagenden Gemeinplätze sind nun noch überdies in der lockersten, nachlässigsten Weise aneinandergereiht. Der Verf. geht ganz nach Belieben vom Hundertsten zum Tausendsten über, wie es wol etwa in freundschaftlichem Gespräch bei einer Tasse Thee erlaubt ist, aber nimmer in geordneter schriftlicher Rede.

Der vierte Aufsatz: „Der Adel", ist ein wenig verständiger geschrieben, und enthält eine Vergleichung zwischen dem englischen und dem östreichischen Adel, die natürlich zum Nachtheile des letztern ausfällt. Beiweitem schlechter aber ist schon wieder der folgende Aufsatz: „Das Beamtenthum", geschrieben. Hier wird der Verf. nämlich humoristisch, d. h. er sucht durch allerlei seichte Späße die Wahrheit zu verhüllen, daß er über diesen Gegenstand nur sehr wenig Ernsthaftes zu sagen weiß. Dieser Aufsatz beginnt mit den Worten: „Ein sehr anziehender Gegenstand des Studiums ist der östreichische Staatsschematismus, dessen Lecture ich wegen der blühenden Sprache, der zierlichen Gediegenheit des Stils, der gediegenen Tiefe des Inhalts Allen empfehle welche ihn noch nicht gelesen haben." Mit ähnlichen Späßen ist der ganze Aufsatz gefüllt. Nebenbei berührt er indessen hier doch ein thatsächliches Verhältniß, welches in der That bezeichnend für östreichische Verhältnisse ist. Es gibt nämlich dort eine Menge von Beamten welche durch ihre Wohlhabenheit in Stand gesetzt werden dem Staat auch dann noch unentgeltlich zu dienen, wenn sie bereits in die Aemter eingerückt sind, deren Inhaber gewöhnlich Sold erhalten. Dafür werden diese Beamten aber bei spätern Beförderungen unverhältnißmäßig begünstigt, und Das ist allerdings ein Misbrauch, der die Besetzung der höhern Aemter mit tüchtigern Männern sehr erschwert, und deshalb mit Recht von dem Verf. getadelt wird. Indem Herr Pipitz aber diesen Aufsatz mit Verbesserungsvorschlägen beschließt, drückt er sich wieder so unbestimmt als möglich aus. „Wollt ihr aber sparen", sagt er unter Anderm, „so beginnt von oben, vertheilt den Lohn nach der Arbeit, vereinfacht den Geschäftsgang, eröffnet den Köpfen und Händen welche dann an den Kanzleien überflüssig werden neuere Bahnen, statt wie bisher alle Versuche dieser Art mit gelb und schwarz gefärbten Schranken zu umgeben; dann übt strenge Controle, fodert von Denen deren Arbeit ihr für den Staat in Anspruch nehmt, indem ihr ihnen reichliche Vergeltung gebt, und das Loos ihrer Witwen und Waisen sichert, fodert von ihnen strenge, unermüdete Pflichterfüllung, fodert sie von Allen, und seht zu, daß sie euch werde." Nichts ist bequemer als dergleichen allgemeine Foderungen aufzustellen. „Thut eure Pflicht, regiert vortrefflich, übt strenge Controle, und schickt doch die Hälfte der Controleure fort" u. s. w. Das Alles ist außerordentlich leicht gesagt, nur ist leider mit diesem Sagen durchaus Nichts gethan. Namentlich die Behauptung, daß zu viele Beamte angestellt seien, hört man bekanntlich heutzutage überall; wenn aber Diejenigen welche am lautesten sich über das „Heer von Beamten" beschweren selbst zur Regierung gelangen, so vermindern sie die Beamten keineswegs, sondern vermehren sie wol eher. Ebenso ist es ein freilich sehr verbreiteter, aber deswegen nicht minder gefährlicher Irrthum, daß das Gemeinwohl gefördert werde, wenn die höhern Beamten schlecht besoldet werden. Wenn das Einkommen der höhern Beamten nicht in einem angemessenen Verhältniß zu dem Gewinn der einsichtsvollern Gewerbtreibenden steht, so entziehen die guten Köpfe sich dem Staatsdienste, und dieser geräth dann immermehr in die Hände der Leute mit ererbten Reichthümern, was wenigstens von demokratischem Standpunkte aus nicht als wünschenswerth betrachtet werden kann.

Der sechste Aufsatz: „Jesuiten und Prälaten", ist gegen die Einkünfte der östreichischen Bischöfe gerichtet, die in der That ein wenig zu reichlich mit irdischen Gütern versehen sind. Die Polemik des Verf. beweist sich aber auch hier in den alltäglichsten Gemeinplätzen. Inhaltvoller ist der folgende Abschnitt, der vom „Schulwesen" handelt. Der Verf. bezeichnet den östreichischen Elementarunterricht als zweckmäßig eingerichtet, den Unterricht auf den Gymnasien dagegen als ungemein dürftig, und von dem Universitätsunterricht sagt er unter Anderm: „Ein sich streng an die Vorschriften haltender Professor setzt sich auf den Katheder, nimmt das vorgeschriebene Lehrbuch zur Hand, und liest daraus während der vorgeschriebenen Stunden auf die vorgeschriebene Weise. Dieses wiederholt er alle Jahre so lange, bis er entweder in seinem Berufe stirbt, oder mit dem Titel eines k. k. Rathes pensionnirt wird." Diese Schilderung entspricht in der That der Wirklichkeit, und auch die Klagen des Verf. über die Bestechlichkeit der Lehrer sind vollkommen begründet. Diese Professoren sind meist schlecht besoldet, und sehen es daher sehr gern, wenn die Aeltern ihrer Schüler ihnen Geschenke machen; und da die Zeugnisse eben dieser Lehrer von Gewicht für das künftige Fortkommen der Schüler sind, so werden oft die günstigsten Zeugnisse für einfältige oder nachlässige Schüler erkauft. Der Abschnitt „Die Censur" enthält wieder sehr wenig Thatsächliches, und schildert überdies die Wirkungen der Censur mit Uebertreibung.

In dem Abschnitte „Die alten Stände" schildert der Verf. die Wirksamkeit oder vielmehr die Unwirksamkeit der frühern östreichischen Provinzialstände, und wünscht, daß Oestreich eine constitutionnelle Verfassung erhalte, „eine Verfassung die auf geschichtlicher Grundlage erbaut, die nationale Eigenthümlichkeit berücksichtigend, die Rechte des Volks anerkenne und sichere, und Denjenigen die zahlen auch erlaube um die Verwendung Dessen zu fragen was sie jetzt von ihrem im Schweiße des Angesichts erworbenen Eigenthume in unbekannte Taschen zu unbekannten Zwecken fließen sehe."

Ueber das Verhältniß von „Kirche und Schule" in Oestreich äußert der Verf. sich mit Mäßigung. „Laßt der Kirche", sagt er, „immerhin ihren Einfluß auf die Schule, stellt Priester als Lehrer an, aber sorgt dafür, daß sie Priester sind und bleiben können und keine Pfaffen werden." Wie Dies bewerkstelligt werden soll sagt er freilich nicht. Der Abschnitt „Das Militairwesen" ist dagegen wieder voll Uebertreibungen. Unter Anderm stellt der Verf. sich an als hätte die Conscription in

Oestreich alle gerade gewachsenen Menschen so gänzlich aufgezehrt, daß es daselbst nur noch Krüppel gäbe. „Die Fürsorge der Regierung", sagt er, „sollte wenigstens auf dem flachen Lande einen Kern gesunder und kräftiger Leute zurücklassen, damit es ihr nie an reglementsmäßig gebauten Kamaschenhelden fehle; denn es wird den Beauftragten immer schwerer sie aus der Schar der Krüppel welche zur Landesvertheidigung zusammengetrieben werden herauszulesen." (!!) Hiernach wäre also das Land der Buckligen nicht mehr allein in der Märchenwelt zu suchen, sondern in der Wirklichkeit und in unserer Nähe, und die Tiroler schicken ohne Zweifel ihre letzten geraden Burschen die sie vor der Conscription gerettet haben in der Gestalt von Teppichhändlern außer Landes! Sachgemäßer und mit mehr Billigkeit werden in den folgenden Abschnitten „Kirchliche Zustände" und die Verhältnisse der „Protestanten" Oestreichs besprochen. Der Verf. nimmt überhaupt, so oft er von Kirche und Schule spricht, sofort eine anständigere Haltung an, sein Urtheil wird besonnener, minder absprechend, und seine Berichte werden inhaltvoller. Der Grund dieser Erscheinung ist ohne Zweifel, daß er diese Seite des östreichischen Volkslebens wirklich aus Erfahrung kennt, während er z. B. über Militair- und Beamtenwesen fast nur nachspricht was man in jedem Kaffeehause über diese Gegenstände vernimmt. Ebenfalls verständig wird hierauf die „Slawomanie" der neuern Zeit besprochen, und namentlich die wunderlichen Uebertreibungen welche einige slawische Gelehrte sich in ihrer Vorliebe für Sprache und Literatur ihres Volksstammes haben zu Schulden kommen lassen.

Es folgen nun Recensionen von Hurter's „Ausflug nach Wien und Presburg" und von der bekannten Schrift: „Oestreich im Jahre 1840", die wenig Bemerkenswerthes enthalten, und sodann „Einige Worte über und an die östreichischen Journale". Hier findet der Verf. es mit Recht lächerlich, daß viele östreichische Journalisten den Wahn zu verbreiten suchen, ihre Erzeugnisse würden vortrefflich sein, wenn nur die Censur nicht wäre. Mit Recht sagt der Verf., die Censur könne zwar streichen was ihr misfalle, aber sie könne nicht gebieten, daß man dummes Zeug drucken lasse. Damit geräth er indeß in Widerspruch mit sich selbst; denn in dem vorhin erwähnten Abschnitt „Censur" stellt er sich selbst an als wenn der gesammte Zustand der Wissenschaften in Oestreich früher durch die Censurvorschriften wesentlich bedingt worden wäre. An den wiener „Jahrbüchern" tadelt der Verf. mit Recht, daß sie sich beiweitem mehr mit orientalischer als mit deutscher Literatur beschäftigen.

In den nun folgenden Recensionen von 33 Schriften über Oestreich bespricht der Verf. unter Anderm wieder die Verhältnisse der östreichischen Beamten; er beklagt es als einen Misbrauch, daß viel zu viele Aeltern ihre Kinder für die Laufbahn des Beamten erziehen ließen. „Der Industrie, den Künsten, dem Ackerbau", sagt er, „werden auf diese Weise eine Menge Hände und Köpfe entzogen, deren sie gerade in Oestreich noch so dringend benöthigen, während alle Kanzleien überfüllt sind, und die Zahl der unbesoldeten Anhängsel der Bureaukratie täglich steigt." Und unmittelbar darauf klagt er darüber, daß die östreichischen Beamten so schlecht besoldet seien, und daß sie zehn Jahre lang unentgeltlich arbeiten müßten; er sagt, jeder Arbeiter sei seines Lohnes werth, und jeder Beamte müsse also auch angemessen bezahlt werden, sobald er die nöthigen Prüfungen bestanden habe. Also auch Herr Pipitz, der doch den Anspruch macht ein Staatsmann zu sein, bedenkt nicht, daß die Zahl der nach Aemtern Trachtenden sich verdoppeln werde, wenn seine Foderungen erfüllt würden. Wollte Herr Pipitz etwa diejenigen Bewerber die nicht sogleich angestellt werden könnten unbeschäftigt lassen, und somit zu Müßiggängern bilden, einzig und allein, damit der Grundsatz: „der Arbeiter ist seines Lohnes werth" aufrecht erhalten werde? Oder wollte er vielleicht vorschlagen Jeden der sich meldet, und die vorgeschriebenen Prüfungen besteht, sogleich mit Gehalt anzustellen? Eines wäre so thöricht, so unmöglich wie das Andere, und doch gibt es hier kein Drittes außer der bestehenden Einrichtung, daß nämlich die sich meldenden Candidaten zwar beschäftigt werden, aber erst Lohn erhalten, wenn sie im Laufe der Zeit in eines der etatsmäßig zu besoldenden Aemter einrücken. Wenn der Verf. einen vierten, vernünftigern Ausweg wüßte, so hätte er ihn angeben müssen. Einen abstracten Satz, dessen Durchführung zu den verderblichsten Folgen führen würde, dennoch als oberstes Gesetz aufstellen, und es den Regierungen zum Vorwurf machen, daß sie ihn nicht befolgen, ist entweder ein unredliches oder ein im höchsten Grade gedankenloses Verfahren.

Unter dem Titel: „Die Reform des östreichischen Schulwesens", macht der Verf. nun Vorschläge für bessere Einrichtung namentlich der Gelehrtenschulen und der Universitäten in Oestreich. Dieser Abschnitt ist wieder mit beiweitem mehr Umsicht geschrieben als die zuletzt besprochenen. Der Hauptsache nach schlägt der Verf. vor, daß das Schulwesen in Oestreich die Gestalt erhalte welche es in Norddeutschland bereits hat. Der letzte Abschnitt dieses Buchs, überschrieben „Januskföpfe", ist dagegen wieder voll Uebertreibungen und unbestimmter Redensarten.

Im Allgemeinen hinterläßt sonach das vorliegende Werk den Eindruck, daß der Verf. desselben zwar zu den verständigern unter jenen östreichischen Verbannten gehört welche in den letzten 20 Jahren Anklagen gegen die frühere östreichische Regierung ausgearbeitet haben, daß er aber von dem Fehler dieser Schriftstellerclasse, namentlich von Oberflächlichkeit und Hang zu Uebertreibungen, keineswegs frei ist. 13.

Lesefrüchte.

Erkenne dich selbst.

Die Lösung dieser ebenso heilsamen als bisher schwierig geglaubten Aufgabe kann sich gegenwärtig Jeder und Jede — Vermittelungskosten ungerechnet — für die außer allem Verhältniß stehende Kleinigkeit von 13 englischen Pence oder 10 Ngr. 8 Pf. und ohne andere Mühe verschaffen als daß sie 8 oder 10 selbstgeschriebene, vielleicht müßigliegende Zeilen fortgeben. So wenigstens verheißt ein englisches Zeitungsavertissement folgenden Inhalts: „Γνῶθι σεαυτόν. Jemand der viele Länder durchreist und viele Jahre lang seine besten geistigen Kräfte dem Studium seiner Nebenmenschen gewidmet hat, sieht sich endlich im Besitz des Kunstgeschicks die Naturanlagen jedes Einzelnen aus dessen Schriftzügen zu errathen. Wer daher sich selbst zu erkennen wünscht, kann seinen Wunsch erreichen, wenn er unter Einschluß von 13 Poststempeln 8 oder 10 Zeilen seiner gewöhnlichen — ja nicht für diesen Zweck eigens berechneten — Handschrift postfrei adressirt an X. Y. 109. Strand, London. NB. Die Antwort wird unverzüglich erfolgen."

Das Angstspiel.

Der „Comic almanack" ist seit seinem Bestehen, obschon kein harmloser, doch ein privilegirter und immer willkommener Spaßmacher, und hat sich auch für 1849 mancherlei Freiheiten erlaubt. So spricht er von einem Angstspiele. „Dieses Stichspiel", heißt es, „ist im verwichenen Jahre, namentlich in Frankreich und einigen andern Ländern, an der Tagesordnung gewesen. Es hat Gesellschaften gegeben wo man den König aussortirte und alle Honneurs beiseite legte, dann aber nicht wenig Angst ausstand wegen der Ungewißheit welche niedrige Karte zunächst Trumph werden würde. Bisher hat Treff den Vogel abgeschossen, und die Buben haben das Fleisch gegessen und sich mit den Federn geschmückt. Nachgerade fangen indeß die übrigen Spieler an das Ding zu durchschauen, und fodern frische Karten. Wenn daher auch nicht mit dem Spiele, wird es doch, wie wir hoffen, mit der Angst bald aus sein." 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 39. —— 14. Februar 1849.

Ernst Wilhelm Ackermann.

(Beschluß aus Nr. 38.)

Das Letztere was Ackermann über sich sagt gilt besonders von seinen scherzhaften Gedichten, meistentheils wol Producte des berliner Studententhums, in welchen er die theologischen Kämpfe der Zeit mit Berührung der socialen travestirt, nach Vorbild der Goethe'schen Schönbartsspiele aus früher Periode. Hier überflutet der Gedanke allerdings dermaßen den poetischen Ausdruck, daß die Wirkung desselben verloren geht. Vielleicht hätte der Dichter selbst diese Gedichte später, wo er andern Sinnes geworden, gar nicht aufgenommen. Einen ganz andern Sinn, und auch eine ganz andere Form hat sein „Don Juan und Maria", eine Commedia infernale, wie er sie nennt. Auch diese blieb nur Bruchstück, aber es sind schöne helle Sonnenblicke eines Seelenprocesses darin niedergelegt. Don Juan sitzt allein im tiefsten der Höllenkreise für Wollüstige, und trotzt dem „armen Gott", dem die Einsamkeit gelähmt die schaffende Erfindung:

> Zwar einsam bin ich auch — doch um mich kreisen
> Die Bilder all', um deren mindestes
> Ich wieder jach aus deiner Sel'gen Reich
> Losriffe mich, sehnsüchtig abwärts stürzend.

Doch das Gefühl der Schuld überkommt auch ihn mit der Qual, und der Gedanke der Erlösung wird ihm vorgeführt. Maria erscheint ihm, die Jungfrau und Himmelskönigin, wie sie in Venedig durch Tizian's Hand gen Himmel fuhr, wie der Gondoliere, der Fischer sie auf dem Meere beim Ave Maria anfleht; sie kommt ihn zu erlösen, wenn er sie so lieben kann —

> Wie ich es werth bin, wie Johannes mich
> Geliebt, dann ist der ew'ge Friede dein,
> Und Beide kehren wir zu Gotte heim,

wenn nicht, so ist sein Sein verspielt. Don Juan betet sie auch an, die wunderherrliche Frau:

> Kein Herr! kein Gott! — nur unsre Frau!
> Dir wallt das Meer, dir sinkt der Thau,
> Du ziehst des Menschen tiefsten Sinn,
> Dem Monde gleich, nach oben hin.

Wie er immer wieder in sinnlich sündige Liebe zur Herrlichen verfällt ist nah gegeben, wie er das ewig Göttliche im Weibe anbeten wird bleibt mit dem Schluß dieser Theodicee verhüllt. Sie erhält durch köstliche Bilder des venetianischen Naturlebens reizende Stafagen, zerfließt aber noch zu sehr in Anschauungen und Gedanken ohne plastische Gestaltung.

In seinem letzten Gedicht: „Ex voto. Deo Reduci. 21. März, Napoli 7. März 1846", wo er zur antiken Form übergeht, scheint seine Kraft sich specifisch zu entwickeln. Sie hat eben die vollste reine Nahrung durch Anschauung der Stätte des classischen Alterthums eingesogen. Es ist an den Vater gerichtet:

> Ach, wie fehlt' ich so oft und so schwer aus Mangel an Glauben,
> Bis mir ein gütig Geschick reichlich das Schauen beschert!
> Selig, wer reineren Sinns der Zukunft kindlich vertraute,
> Hoffend wirkte, bis selbst er das Gehoffte sich schuf.
> Doch es sühnet vielleicht auch den Zweifler die ernstliche Reue,
> Wenn er gerührt und beschämt unter der Gabe sich beugt.

Hier werden die Bilder wahrhaft plastisch. Wo wir auch herausgreifen, hat der Gedanke sich in der poetischen Anschauung verkörpert:

> Dank dir, grollendes Meer; ich ertrag's mit duldendem Muthe,
> Denn du führst mich geprüft heiligster Schwelle ja zu.
> Heil mir, daß ich gelebt, zu schau'n euch glückliche Inseln,
> Wo in der Sprache Homer's plaudert ein schön'res Geschlecht.
> Noch zum geweiheten Quell auf uralt heiligem Felspfad
> Hin an der marmor'nen Wand, selbst wie ein Marmorgebild,
> Schreitet die Jungfrau stolz, mit dem zierlich gehenkelten Schöpfkrug
> Auf dem Haupt, das Gewand fliegend im pracht'gen Gefält.
> Freundlicher lächelt der Knabe, der reizende Liebling der Götter,
> Sicherer schauet der Mann hier in das Leben hinaus,
> Unter dem ewigen Blau in dem Reiche der Farben und Formen
> Hoffen und nehmen sie Glück fromm als ihr eigenes Recht.

Am ausgebildetsten, wenn man will am vollkommensten, ist der Verstorbene in den uns mitgetheilten Aufsätzen in Prosa. Hier sind Kern, Keim und Staude schon Eins geworden. In dem Meer seiner Gedanken sich ergehend, schwimmend, fliegend, fühlt er sich noch vom Verse genirt, er hat ihn sich noch nicht unterthänig gemacht, wogegen er wie ein lang ans Herrschen gewohnter Gebieter die Zügel seiner Prosa lenkt, recht schraff, leicht, anmuthig; die geflügelten Rosse tragen ihn anmuthig wie von selbst wohin er will. Er ist gleich gewandt im tiefen Ernst, in der wehmüthigen Heiterkeit, im Scherz. Sein Talent, wenn man darunter versteht

aus Nichts Etwas zu machen, zeigt sich in den kleinen Idyllen, Reisebildern. Er scheint nur zu hauchen, und eine Idylle, ein landschaftliches Bild ist hingehaucht mit den anmuthigsten, naturwahren, warmblütigen Zügen. Tieck pflegte oft zu sagen: „Wer den Faust und Don Juan gebraucht, um ein Gedicht zu machen, da zweifle ich, ob es ein Dichter ist, auch wenn es gerade ein Gedicht geworden wäre; aber der echte Dichter muß auch, wenn ich ihm die Aepfelhändlerin dort vor meinem Fenster aufgebe, daraus eine herrliche Gestaltung zu machen wissen." Diese Probe hätte Ackermann bestanden.

Seltsam, daß dieser scharfforschende Geist, der alle Stadien der Skepsis gewissenhaft durchgemacht, der anscheinend im Hellenismus eine volle Befriedigung gefunden hätte, durch dessen Prosa und Verse der helle Lichtschein der Antike durchspielt, daß er hier wieder im Märchen, und zwar in dem Märchen das auf den alten Druidenund Alraunenwurzeln des frühen Mittelalters wächst, ganz wie zu Hause ist. Sein „Letzter Romantiker und die letzten Abergläubigen" sollte ein ironisch-polemisches Märchen werden, und es hat auch köstliche Stellen, gewürzt mit reicher Satire, z. B. die Freude des Romantikers (der beiläufig der letzte Tiroler ist) als er an der Grenze des Culturlandes unter den entbrannten Bauern doch noch auf eine Prügelei stößt, eine letzte Reminiscenz an die romantische Freiheit, aber — unwillkürlich hob sich, wie eine Atlantis aus der Tiefe, die wirkliche alte deutsche innig sinnige, schauerliche, ahnungsvolle Märchenwelt aus der Brust des Skeptikers zur Anschauung, zur Gestaltung, und das Gemüth erfreut sich an einem vollsaftigen deutschen Märchen, mit den Wurzeln in Grimm, den nordischen und irischen Elfenmärchen und den Phantasieflügeln in Tieck. In den Hintergrund und weggedrängt ist die Allegorie.

Welches das Feld für den Dichter geworden wäre, wenn ein anderes Geschick nicht so früh ihn vom Kreise seines Wirkens abberufen, ist schwer zu sagen, da seine Thätigkeit, sein reger Geist ihn nach so vielen Seiten hin rief. Aber nach Dem was er geleistet scheint er für die modern-epische Dichtung den meisten Beruf zu haben. Er denkt scharf, richtig, er fühlt innig und wahr, er weiß das Kleinste in seiner Bedeutung zum Ganzen aufzufassen, und die Aufgabe des Großen erfüllt seine Seele. Dabei eine Malerei der äußern Natur so klar und duftig, so ohne Schilderei wahr, anschaulich, und eine Sprache die an Vollendung streift, erklärlich bei seiner ausgesprochenen Verehrung für Goethe und Immermann, sodaß wir der Meinung, wir hätten einen großen und echten Romanendichter in ihm gewonnen, sobald die Strahlen und Streiflichter die er nach zu vielen Regionen ausgeworfen sich auf einen großen, positiven Gegenstand concentrirt hätten.

Für die Leser aus Berlin wird die lebhafte Schilderung des Opernhausbrandes (im Juli 1843), dem er unter sehr bedeutsamen Momenten beiwohnte, von Interesse sein; eine Tagesbegebenheit von der Hand eines echten Dichters geschildert. In die Kämpfe der Zeit stürzte sich Ackermann mit ganzer Seele, doch aber nur in die theologischen; daß er den politisch-socialen fremd gewesen, daß sie wenigstens in keiner Harmonie mit seinem von Anderm erfüllten Geiste gestanden, glaubten wir aus Allem was er geschrieben zu entnehmen, bis wir in einer Aphorisme zum Schluß sein eigenes Bekenntniß fanden:

> Mit der jetzt hier (Berlin) stark verfolgten Demagogie habe ich nie Etwas zu thun gehabt, aus den zwei Gründen, Das ist erstens: weil ich die Negativen durch und durch kenne, nun erst mit Recht und mit ihren eigenen Waffen gegen sie gewappnet stehe — denn ihre eigene Dialektik schlägt ihre Einseitigkeit —, dann aber, daß ich mit dem denkenden Erwägen der Sache und dem Reifwerden für die Sache beschäftigt, Dies nicht für die Zeit zu irgend einer Demonstration erachte, zugleich aber auch meiner ganzen Art nach mich immer allein halte, und allein Alles innerlich durcharbeite, und viel zu stolz bin, um in irgend eine gegebene, kleine Gesellschaft hineinzukriechen und den Cliquenton anzunehmen.

Möchten diese schönen Reliquien eines untergegangenen schönen und edeln Geistes viele Leser finden, dann werden die Theilnehmer, vielleicht auch die Bewunderer nicht fehlen.

W. Alexis.

Politische Vaudevilles in Frankreich.

Die Theaterfreiheit welche die Franzosen als eine ihrer neuen Errungenschaften besitzen trägt jetzt sehr antirepublikanische Früchte. Der Franzose der Barrikaden ist wie der Franzose des alten Régime: er will seinen Witz haben. Nachdem er brummend seine 45-Centimessteuer bezahlt hat, zieht er mit Freuden ein Fünffrancsstück aus der Tasche, um auf Kosten der wohlfeilsten Regierungsform zu lachen, und übt gegen die Couplets und den Dialog eine wohlgefällige Kritik unter der Bedingung, alle mehr oder minder directen Anspielungen die ihm im Vaudevilletheater geboten werden mit einem **Da capo!** begrüßen zu dürfen. Die erste Aristophanische Skizze welche die Dinge des Tages auf die Bühne brachte war gegen Hrn. Proudhon gerichtet und nach dessen bekanntem Buche „**La propriété c'est le vol**" betitelt. Das zweite ist in seinen Angriffen noch kühner, und führt den Titel: „**La foire aux idées.**" Es zieht seit einigen Tagen mehr gelbe Handschuhe, elegante Damen und glänzende Equipagen nach der alten **salle des Nouveautés** als seit der Februarrevolution nach der Theater der Republik (ehemals **Théâtre français**) selbst die Vorstellungen sammt der Marseillaise der Rachel gelockt haben. Als Kunstwerk will das neue Vaudeville nicht Viel bedeuten, denn der Rahmen ist ziemlich banal, gibt aber Gelegenheit zu einer Unzahl von Witzen, die schonungslos alle Schwächen der jungen Republik geißeln. Daß die Verf. den Geschmack des Publicums getroffen haben, beweist der stürmische Beifall der alle ihre Ausfälle begleitet. Unter Anderm wurden folgende Verschen bei jeder Vorstellung stürmisch da capo verlangt:

> In seiner Noth ist Frankreich jetzt
> Wie seine Cidevants bestellt,
> Schon hat es Haus und Hof versetzt,
> Schon borgt's auf Wiese, Wald und Feld.
>
> Ihr Herr'n Minister, nehmt nur wahr,
> Wenn die Verfallzeit naht zuletzt,
> Daß nicht die Bank als Gläub'ger gar
> Die Republik nach Clichy setzt.

Die Laune und das Capital spielen die beiden Hauptrollen. Die Laune miethet für 1700 Francs 50 Centimes eine Wohnung die gestern noch 5000 Francs gekostet hat. „Ich verlasse euch", sagt der Portier zu Laune, „ich gehe in meinen Club, wo man heute das 122. organische Gesetz berathet — Frankreich will meine Ansicht wissen." Bürger Capital ist ein furchtsamer Fanatiker der Ruhe. „Man hat mich aufgestöbert, angegriffen, und wieder aufgestöbert; ich fürchte immer mich nicht genug zu fürchten! Der Eine verspricht mir mich Ende laufender Republik zu bezahlen, der Andere mit der zehnten der nächsten Präsidentenwahlen, und ich habe keinen Dreier."

Endlich gründen Capital und Laune ein Journal, und sofort geht aus der Presse eine Unzahl der malitiösesten pariser Nachrichten hervor, die den Kern des Stücks bilden. Auch Frankreich tritt in dem Stücke auf. Eine der piquantesten Scenen ist die, wo Frankreich, etwas mager geworden, der Laune, die es nach der Ursache seiner Abgezehrtheit fragt, antwortet, die Aerzte seien daran Schuld:

Frankreich. Sie haben mich so sehr geschwächt mit ihren 45 Sen . . .

Laune. sues? (sangsues, Blutegel.)

Frankreich. times!

Laune. Wer ist dein Arzt?

Frankreich. Mein Arzt? Ich habe neunhundert!

Capital. Teufel! Das ist aber theuer.

Frankreich. Entsetzlich theuer, 25 Francs für den Besuch.

Die Idee. Und sie machen einen täglich?

Frankreich. Mit Ausnahme der Sonntage und der Ferien; aber ich muß sie auch dafür bezahlen.

Die Idee. Neunhundert Aerzte! Wie viel verschiedene Rathschläge!

Frankreich. Das könnt ihr euch denken:

> Schließ dich uns an, damit du Lind'rung hast,
> Die Seite ruft.
> Hier auf der Ebene sei unser Gast,
> Mild weht die Luft.
> Ich stand mich ziemlich gut mit den Gesellen,
> Doch ach, des Wehs!
> Herauf zum Berg, hört ich's von drüben gellen,
> Da ward es bös!

Capital. Dem Himmel sei Dank, du hast jetzt deine Aerzte weniger nöthig.

Frankreich. Ja, aber es scheint als ob sie mich immer noch nöthig hätten; sie kommen noch alle Tage zusammen, und machen Ordonnanzen.

Capital. Und du verschluckst die Pillen?

Frankreich. Ohne daß sie sich die Mühe nehmen sie zu vergolden.

Die Idee. Aber da es gut mit dir geht . . .

Frankreich. Sie behaupten, es seien immer noch einige Organe krank.

Capital. Ah! Hm! Die organischen Dinge. Denken sie bald fertig zu sein?

Frankreich. O! In zwei oder drei Jahren.

Capital. Alle Wetter!

Frankreich.

(Mel.: O geht nur heim, ihr Hochzeitgäste.)

> Sie weichen nicht von meiner Seite,
> Aus reiner Liebe nur zu mir.

Capital.

> Ich fürchte nur, die lieben Leute
> Wird noch das Heimweh packen hier.

Frankreich.

> Ach, Dank wollt' ich im Herzen tragen,
> Denn gütig war ich stets gesinnt,
> Nur, unter uns, möcht' ich gern sagen:
> Packt, lieben Brüder, ein geschwind,
> Und kehrt nach Haus' zu Frau und Kind!

Capital. Uebrigens können sie ja auch ruhig über dich sein, sie lassen dich in guten Händen.

Frankreich. Ja, ich habe einen Intendanten gewählt, ein Factotum, der meinen Geschäften vorstehen wird (présidera).

Die Idee. Und du setz'st Vertrauen in ihn?

Frankreich. O! Er ist mir von 86 Departements empfohlen! Auch habe ich ihn blos versuchsweise auf vier Jahre genommen.

Capital. Bravo! Und wenn er die Probe bestanden, wenn er sich sparsam, gescheit, ehrlich und muthig gezeigt hat?

Frankreich. (Lachend.) Dann schicke ich ihn fort: so haben es meine Aerzte vorgeschrieben.

Die Idee. Aber wenn nun sein Nachfolger . . .

Frankreich. O! Das ist ganz gleich, ich nehme ihn trotzdem an: so haben es meine Aerzte vorgeschrieben.

Wir theilen noch einige „Tagesnachrichten" mit: „Das Vertrauen lebt wieder auf: man kann ungehindert von der Porte St.-Martin nach der Porte St.-Denis gehen... Das Vertrauen schwindet: man hat gestern in der Straße des Grès das Pflaster aufgerissen."

Der erfindsame Abgeordnete der Linken, der eine Steuer von 100 Francs auf jeden anständigen Rock, und von 22 Francs auf jeden Hut vorschlug, geht auch nicht leer aus.

> Das neue Kleid, das mir heut' bringt der Schneider
> — Ich soll es tragen, meint der gute Mann,
> Der Steuer sei es Dank, daß ich es leider
> Nur in das Leihhaus tragen kann.

Und dann:

> Für einen Hut der Franken zwanzig zwei?
> Das ist ein Antrag nagelneu.

Zum Abschied noch ein Couplet, das sich leider nicht übersetzen läßt:

> Pensant à détruire sans cesse,
> Que n'ont-ils pas aboli!
> Titres, dignités, noblesse,
> Un décret, c'est fini!
> Afin d'éviter ces mécomptes,
> Je crois qu'ils se sont dit tout bas:
> „Citoyens, supprimons les *comtes* . . .
> Pour qu'on ne nous en demande pas."

Das Schlußcouplet fodert das Publicum auf freiwillige Beiträge an Witzen und Schnurren in den vor dem Eingange des Theaters angebrachten Kasten zu thun. Bis jetzt ist der Kasten jeden Tag gefüllt und geleert worden. Die Verfasser treffen ihre Auswahl aus dem Gesammelten, und haben so das ganze Publicum zu Mitarbeitern. Der Gedanke ist originell, und verleiht jeden Tag dem Stücke, dessen Rahmen sehr elastisch ist, eine unwiderstehliche Anziehungskraft. Uebrigens runzeln die Catos der französischen Republik schon die Stirn über die reactionnairen Scherze des Stücks, und man spricht bereits davon es zu verbieten. Man sieht daraus, daß die Demokratie gegen den Witz ebenso empfindlich ist als die Despotie.

25.

Bibliographie.

Arend, L., Demosthenes oder Hellas' Untergang. Trauerspiel in fünf Acten. Berlin, Hirschfeld. 1848. 8. 1 Thlr.

Buchner, A., Ueber das ethische Element im Rechtsprincip. Eine Rede zur Feier des Geburtstages Sr. Maj. Maximilian II. Königs von Baiern. Gehalten zu München am 28. November 1848. München. 1848. Gr. 4. 8 Ngr.

Deutschlands Ruhmes-Halle. Biographien berühmter Feldherren, Staatsmänner, Gelehrten und Künstler der neuern und neuesten Zeit. 1ster Band. — A. u. d. T.: Das Buch vom Erzherzog Karl. Geschrieben von F. J. A. Schneidawind. Illustrirt von A. Müller. 3te durchgesehene und vermehrte Auflage. Leipzig, Spamer. 1848. Br. 8. 20 Ngr.

Deutschlands Ruhmes-Halle rc. 2ter Band. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Das Buch vom Erzherzog Johann. Geschrieben von F. Althaus. Mit vielen eingedruckten Illustrationen. Leipzig, Spamer. 1848. Br. 8. 12½ Ngr.

Geschichte des Illyrismus oder des süd-slavischen Antagonismus gegen die Magyaren. Nebst einem Vorwort von W. Wachsmuth. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 20 Ngr.

Heinemann, J., Geschichte der Juden. Zwei Abtheilungen in einem Band. Mit einem Schlußworte. Für den Schul- und Privat-Gebrauch. Berlin, Bureau für Literatur und Kunst. 8. 22½ Ngr.

Messenhauser, W., Erzählungen des österreichischen Hausfreundes. Ein Andenken. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 1848. 8. 10 Ngr.

Stricker, W., Deutsch-russische Wechselwirkungen oder die Deutschen in Rußland und die Russen in Deutschland. Ein geschichtlicher Versuch. Nebst einer sorgfältigen nach den neuesten Hülfsmitteln ausgeführten colorirten Karte, die westlichen Vergrößerungen Rußlands darstellend. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Drei Actenstücke der in Würzburg versammelten Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands. I. Denkschrift. II. Hirtenschreiben an den gesammten Klerus. III. Hirtenworte an die Gläubigen ihrer Diöcesen. Regensburg, Manz. 1848. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Bemerkungen die bevorstehenden Wahlen zu der hannoverschen Ständeversammlung betreffend. Zur Beherzigung für Urwähler und Wahlmänner. Bremen, Schünemann's Verlag. 1848. Gr. 8. 2 Ngr.

Besser, W. F., Schlecht und recht, das behüte mich! Eine Streitschrift wider unirtes Lutherthum. Leipzig, Dörffling u. Franke. Gr. 8. 3 Ngr.

Ludwig Napoleon Bonaparte, Präsident der französischen Republik. Vollständige Biographie und Charakteristik nach authentischen Quellen. Mit Proclamationen, Briefen, Reden u. s. w. Mannheim, Grohe. 8. 8 Ngr.

Briefe an den Hof. 2te vermehrte Auflage. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 1848. Gr. 8. 8 Ngr.

Des vom Criminalgerichtshofe zu Berlin am 15. December 1848 zu 6 Jahr Festungsstrafe verurtheilten sogenannten deutsch-katholischen Predigers Dowiat Rede. Berlin, Hirschfeld. 1848. 4. 1½ Ngr.

Eisenmann, Die Parteyen der teutschen Reichsversammlung, ihre Programme, Statuten und Mitglieder-Verzeichnisse. Erlangen, Enke. 1848. Gr. 8. 8 Ngr.

Das Ende kommt, das tausendjährige Reich ist nahe! Bewiesen durch die bereits in Erfüllung gegangenen Weissagungen des Propheten Daniel, der Offenbarung Johannis, so wie aus den wunderbaren Orakelsprüchen des Fraters Hermann v. Lehnin und den Schriften des Eman. Swedenborg, Joh. Albr. Bengel und anderer erleuchteter Männer. Colmar. 16. 2 Ngr.

Entscheidungen des Königlichen Sächsischen Ministeriums des Innern über die von dem städtischen Verein zu Dresden überreichten Beschwerden wegen mehrfacher Uebelstände und Ordnungswidrigkeiten der hiesigen städtischen Verwaltung. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der ministerielle Entwurf einer Gemeinde-Ordnung für den Preußischen Staat, geprüft von dem permanenten Ausschusse des Vereins zum Schutze des Eigenthums und zur Förderung des Wohlstandes aller Volksclassen. Berlin, Veit u. Comp. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Erläuterungen, die Bestimmungen der Verfassungs-Urkunde vom 5. December 1848 über Religion, Religionsgesellschaften und Unterrichtswesen betreffend. Berlin, Decker. 1848. Gr. 4. 5 Ngr.

Franke, E., Louis Napoleon erster Präsident der Republik Frankreich. Sein Leben, seine Abentheuer und seine Erhebung auf den Präsidentenstuhl. Nach dem Französischen des Eugen Laity, L. Blanc rc. und nach Originalbriefen Louis Napoleons frei bearbeitet. Gera, Kanitz. 8. 3 Ngr.

Fröbel, J., Wien, Deutschland und Europa. Wien, Keck u. Sohn. 1848. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Die Grundlagen der neuen Ablösungs-Ordnung in der v. Patow'schen Denkschrift vom 10. Juli 1848, nebst dem Entwurfe zu einer Land-Renten-Bank von dem permanenten Ausschusse des Vereins zum Schutze des Eigenthums und zur Förderung des Wohlstandes aller Volksclassen. Berlin, Veit u. Comp. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Jacobi, L., Offene Adresse an den Präsidenten der Preußischen National-Versammlung Herrn v. Unruh. Glogau, Flemming. 1848. Gr. 8. 1 Ngr.

Jung, G., Drei Ansprachen an meine Wähler und Abschied von denselben. Berlin, Adolf u. Comp. Gr. 8. 2 Ngr.

Republikanischer Katechismus, fortgesetzt von J. Wulff. Düsseldorf. Gr. 8. 1½ Ngr.

Köppen, A., Predigt am 1. Advent über Römer 13, V. 11—14. Berlin, Wohlgemuth. 1848. 8. 2 Ngr.

Ludwig Kossuth, Dictator von Ungarn. Als Staatsmann und Redner. Nebst seinen fünf bedeutendsten Reden. Mannheim, Grohe. 8. 8 Ngr.

Lachmann, K. H., Mein Blödsinnsproceß. Zwei Eingaben und eine Nachschrift. Hirschberg. 1848. 8. 2½ Ngr.

Laroche, Cardinal, Merkwürdige Prophezeihungen auf die Jahre 1848—1854. 6te Auflage. Colmar. 1848. 16. 2 Ngr.

Lebensbeschreibung des Generals Cavaignac. Straßburg, Witwe Levrault. 1848. 12. 1 Ngr.

Löwenfels, M. W., Gustav Struve's Leben, nach authentischen Quellen und von ihm selbst mitgetheilten Notizen dargestellt. Basel, Helbig u. Scherb. 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

— — F. Neff und G. Thielmann, Der zweite republikanische Aufstand in Baden. Nebst einigen Enthüllungen über das Verbleiben der republikanischen Kassen. Basel, Helbig u. Scherb. 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

Briefliche Mittheilungen eines Wiener Bürgers an einen auswärtigen Freund. Eine der Wahrheit getreue Schilderung der schrecklichen Belagerung, Beschießung und Einnahme der Kaiserstadt durch die Kroaten und Tschechen im October 1848. Zum Druck befördert von dem Empfänger. München, Henzel. 1848. 12. 2 Ngr.

Pauli, J. W., Die Umtriebe der Demokraten in Paris. Eine Rechtfertigung Ludwig Philipp's. Leipzig, Brandstetter. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ronge, J., Das Verhältniß der jungen Kirche zur socialen Frage. München, Franz. 1848. Gr. 8. 4 Ngr.

Schäfler, F. X., Der Rongesche Deutschkatholicismus oder der öffentliche Abfall von Gott, Christus und Christenthum. Nachgewiesen und dargestellt in 2 Predigten. Augsburg, Herzog. 12. 2½ Ngr.

Ueber die Theilungen Polens. Den Manen Robert Blum's gewidmet vom Verfasser. Stettin. Lex.-8. 5 Ngr.

Weise, H., Der seitherige Blanco- und Acceptations-Credit der Bankiers, und als Ersatz dafür der Vorschlag eines Credit-Vereines. Aachen. 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wer meint es redlich mit dem Volke? oder allerlei kurzweilige Erzählungen und Ermahnungen über einige ganz nagelneu fabricirte Frankfurter Nationalversammlungs-Glückseligkeiten, und zwar über Volksouveränität, Trennung der Kirche vom Staate rc. Von einem aufrichtigen Volksfreund. Augsburg, Herzog. 12. 3¾ Ngr.

Würth, A., Die Ereignisse Wiens im October 1848. Düsseldorf. Gr. 8. 1½ Ngr.

Zehnder, U., Die Noth der Verarmung oder der Pauperismus und die Mittel dagegen mit besonderer Rücksicht auf den Kanton Zürich. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. 1848. Gr. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 40. —— 15. Februar 1849.

Blätter vom Rheinufer.

Marienberg und Kaiserswerth 1846.

Von **Frederike Bremer.**

Es ist nun einmal so, — und es lebt in mir seit meiner frühesten Jugend: ich fühle Hunger und Durst danach glückliche Wesen zu sehen, und bin glücklich wenn ich deren finde. Und wo ich auf meinem Wege durch die Welt einem Menschen begegne, muß ich ihn immer, heimlich oder offenbar, fragen: bist du glücklich?

So habe ich auch auf meinem Wege durch Deutschland gefragt; fragte so den wohlbeleibten Banquier, den Millionnair in Hamburg; fragte so den armen Fuhrmann im mündener Thale. Das hochmüthige Wesen des Erstern, sein misvergnügtes Aussehen waren Antwort genug auf meine stumme Frage. Der Letztere zuckte die Achseln: „Wer ist glücklich?" Dies Achselzucken und diese Antwort gehen durchs Menschengeschlecht hindurch.

Und doch — ich habe viele Menschen glücklich gesehen; aber den glücklichen Menschen, ich meine glücklich im höhern Sinne des Worts, habe ich noch nicht gesehen. Werde ich ihn finden am Ziel meiner Reise, an den Ufern des Rheins?

> Am Rhein, am Rhein, da wachsen uns're Reben!
> Gesegnet sei der Rhein! Gesegnet sei der Rhein!

So begann ein Lied, das ich meinen Vater singen hörte in der Kindheit, und das ich singen und lieben lernte ohne es zu verstehen. So sang es jetzt in mir als ich mit den Meinen an einem schönen Augusttage auf dem Dampfschiffe Concordia den Rhein hinunterglitt, von der stattlichen, alten Reichsstadt Mainz gen Marienberg, dem Ziele unserer Reise, während eine flammende Sonne, schimmernde Wogen, frohe Gesellschaft, Musik, reichbesetzte Tische, Rheinwein die Fahrt zu einem ununterbrochenen Feste machten. Freudige Hoffnungen, wie der Regenbogen sich wölbend auf dunklem Grunde, mischten sich in die Festgefühle, und die Ahnung beschlich mich, wir würden Ursache haben den Rhein zu segnen.

Und was suchten wir wol an seinen Ufern? Nicht die Trauben der Freude, sondern der Gesundheit; suchten sie für Eine von uns, die jüngste, die geliebteste, und mit ihnen das Wohlsein und die Freude im Familienkreise, des Lebens besten Wein. Wir suchten sie im marienberger Bade; deshalb reisten wir.

Und nun habe ich mich hingesetzt, um mit dir zu plaudern, und Dies und Jenes dir zu erzählen vom Wasser und Weine am Rhein. Von seinen Bergen aber und Burgen, Ruinen, Erinnerungen, Sagen — auch kein sterbendes Wörtchen. Die sind hinreichend beschrieben, vielleicht zu oft und zu viel; denn sie sind für die Phantasie Etwas mehr geworden und schöner als sie in der Wirklichkeit sind: ich meine die Burgen und Berge. Die Burgen, d. h. die Ruinen, verlieren sich in den Bergen, erscheinen klein und unbedeutend in denselben, und die Berge, oder richtiger die Höhen, sind ohne Schönheit, ohne pittoreske Formen, immer dieselben. Sahst du Eine Aussicht, so hast du alle gesehen, und Aussicht fehlt hier doch eigentlich gerade. Immer ist man eingeschlossen, eingeklemmt zwischen diesen Höhen, die wegen der Weinpflanzungen zerrissen und geflickt aussehen; auf dem Gipfel eine verfallene, schwarzgraue Ruine, am Fuße ein Dorf mit weißer Kirche und grünen Bäumen, so das eine Ufer wie das andere, dazwischen der Rhein, breit, mit unklarem, grauem Wasser, still dahinfließend mit unzähligen kleinen Wirbeln, majestätisch, aber monoton: das Alles ist hübsch, aber zu einförmig, zu eingeengt; wenigstens fühlte ich es so. Ich dachte des Dalelfs, an sein diamantenklares Wasser, an seine Fälle und stillen Wasser, an die Höhen und Thäler und Aussichten dort. Aber man muß ja nicht so vergleichen!... Das sagte ich mir, aber es half Nichts. Ich blieb kalt gegen den Rhein. Ich hatte zu viel davon gehört und gelesen, mir zu große Vorstellungen gemacht.

Gegen Abend kamen wir nach Marienberg. Früher ein Kloster, ein adeliges Jungfrauenstift, ist Marienberg jetzt eine Wasserheilanstalt, belegen auf einer Höhe gleich oberhalb der kleinen Stadt Boppart, ein paar Meilen von Koblenz. Und wirft man einen Blick hinein in das enge, aber liebliche Thal, wo die Quellen springen in silbernen Strahlen und Bogen, und wo niedliche Amorinnen in Stein — nicht den Liebestrank, sondern den Trank der Gesundheit den Wanderern bieten; oder auf die Terrasse, wo die Granatbäume blühen; oder in die Kreuzgänge des großen Gebäudes, worin die Grabsteine

der Aebtissinnen die Wände bilden, so sieht man Gruppen von Menschen durcheinander wandern, laufen, schwatzen, den frühern Bewohnerinnen ebenso unähnlich als es die tanzenden Mädchen mit fliegendem Haar im „Robert le diable" den frühern Nonnen sind. Aber Aehnlichkeit und Unähnlichkeit sind hier durchaus unschuldig. Wol trippeln und laufen die Frauenzimmer hier mit aufgelöstem Haar, Das geschieht aber nach der Vorschrift des Arztes, und weil die Vorsicht es so erheischt, da es sonst nach dem Bade nicht trocknen will. Und wenn man hier mit größerer Regsamkeit wandert und läuft, spielt und tanzt als gewöhnlich, so geschieht es hauptsächlich um warm zu werden nach den kalten Umarmungen des Vollbades, des Dusches, der Brause, des Sitzbades, des Wellenbades und wie die lieben Bäder alle heißen. Anfangs findet man dies Amphibienleben, den Neptunusgürtel und was mehr dahin gehört beschwerlich; nach und nach wird es Einem lieb, und mag man nun finden was man für seine Gesundheit, für seine Krankheit gehofft oder nicht, Eins wenigstens findet die Mehrzahl gewiß für Seele und Körper — Belebung. Und der Belebung bedarf der Mensch in diesem Leben, das in seinem Alltagslaufe so viel Staub absetzt, auf Körper und Sinn (die Bäder helfen ihn abspülen). Und Belebung, vor Allem Belebung suchen zum großen Theile die Menschen welche von allen Ecken und Enden zu den Brunnen und Bädern auf der Erde strömen. Die stimulirende, belebende Kraft der kalten Wasserbäder wird jetzt in allen Landen gepriesen. Auch in Marienberg wird sie gepriesen. Zwei der muntersten Leute die wir hier sehen kamen hierher aus — Melancholie! Sie sind jetzt drei Monate hier gewesen. Und Eins muß ich dir über die kalte Wassercur sagen, nämlich daß du bei derselben nicht an schnelle Besserung denken magst. Nur in der Länge der Zeit kann diese Heilmethode wirksam wirken, und Das aus ganz natürlichen Gründen; um aber über diese zur Klarheit zu kommen, muß ich dich bitten — einen Wasserarzt zu fragen. Und vor Einem muß ich dich warnen, nämlich nicht zu übertreiben, nicht fanatisch zu werden im Gebrauche der Wassercur. Denn die Wassergeister sind wie die Menschengeister undankbar gegen alles Uebermaß der Liebe, und werden gleichgültig oder arge Despoten gegen ihre Verehrer. Es ereignet sich dann, daß man von der Höhe der Gesundheit, die man zu erreichen meinte, indem man ohne die Kräfte um Rath zu fragen Bad auf Bad und Dusch auf Dusch nahm, schleunig bergab geht an Kräften und Wohlbefinden. Und dann ist es gar schwer sich wieder zu erholen. Die Belege hierzu fehlen nicht zu Marienberg.

Aber wie viel mehr gibt es hier erfreulicher Art! Wie manche Kranke die auf die Frage: „Wie ist es jetzt?" mit einem Freudenstrahle im Blicke antworten: „Besser, besser!"... Und welche Seligkeit liegt in diesem kleinen Worte, dem ersten Schritte aus dem Schlechten heraus, der ersten Stufe auf der Leiter der Hoffnung. Und bringt der Mensch erst den Fuß auf dieselbe, so fliegt er gleich in den siebenten Himmel hinauf, mit dem Gefühle wenigstens, auf den Fittichen der Hoffnung. Glücklich, wenn die Wirklichkeit ein Stück des Weges mit zurücklegt!

Die hiesige Gesellschaft besteht aus 70—80 Personen, meistens Leuten in den mittlern Jahren, von verschiedenen Nationen: Engländern, Russen, Holländern, Dänen, Schweden; die größere Mehrzahl besteht jedoch aus Deutschen. Die Mittelclasse ist überwiegend. Hervorstechende Charaktere — keine; aber eine Menge angenehmer, angenehm durch Bildung, Art zu sein, selbst Talente, Aeußeres u. s. w. Herren und Damen promeniren viel zusammen, und haben einander Viel zu sagen. Ueberhaupt hat man einander hier Viel zu sagen. Man ist in hohem Grade mittheilend und gesprächig. Täglich, wenn man es will, und wer mit Liebe und Aufmerksamkeit gern menschliche Zustände betrachtet, will es gern, — täglich werden Einem neue, vertraute Mittheilungen gemacht, über Lebenslauf, Familienverhältnisse, Leiden und Freuden der Menschen, und dazu über ihren religiösen Glauben oder Unglauben. Ja, dieser letzte Gegenstand scheint mir in den Gesprächen in Deutschland eine Hauptsache zu sein. Sprichst du mit Jemand zum zweiten mal, ja oft zum ersten mal, sei es auf dem Dampfschiff oder im Ballsaal, auf der Promenade oder bei Tische, so theilt er dir mit was er von Gott glaubt, von seiner Offenbarung, vom Menschen und von der Welt, von diesem und jenem Leben. Die religiösen Kämpfe in Deutschland während der letzten Jahre haben die Fragen aufs neue in Jedermanns Brust zum Leben erweckt. Und wie verschieden auch die Antworten ausfallen, so sieht man doch wie der Mensch sucht und forscht und arbeitet, um zur Einigkeit mit sich selbst zu kommen, um sich eine selbständige Ueberzeugung zu schaffen. Und Das ist etwas Gutes: denn gut ist es für den Menschen sich ernsthaft mit dem Allerhöchsten zu beschäftigen. Man wächst immer dadurch. Der Adler des Gedankens spannt in unsern Zeiten seine Flügel immer kühner aus, durchforscht alle Räume, sogar die Leere des Nichts; um höher zu steigen schwebt er in Kreisen nach oben. Lasse ihn kreisen, forschen, fliegen! Auch er wird eines Tages sein Nest bauen, und Ruhe finden in der Krone des ewigen Weltenbaums.

Man kann übrigens nicht lange in Deutschland sein, und die Aeußerungen einer Menge von Leuten über sowol politische als religiöse Fragen hören, ohne in die prophetischen Worte einzustimmen die Geijer ganz vor kurzem gegen einen berühmten deutschen Historiker aussprach: „Mir ist es als stände Deutschland am Rande einer Revolution!"

Es gährt besonders in den Gemüthern der jungen Leute. Auch in Marienberg haben wir einige heimliche Republikaner, Anhänger Feuerbach's und Bruno Bauer's, denen danach verlangt die Welt um- und umzukehren, um sie hernach besser zu machen. Einer von ihnen ist mein ganz besonders guter Freund: denn wie es auch

um seinen Kopf steht, das Herz sitzt schon auf der rechten Stelle. Es ist ein junger Norddeutscher, und gerade der Melancholische der hier wieder munter geworden ist, und nun wie ein Sturmwind über Berge und Waldbäche dahinfährt, und die Badegäste mit sich fortreißen will, „Beleuchtungen, Aussichten, Herrlichkeiten zu sehen, ach... ach... wunderbar!" Da er ein Mitglied unsers „Vergnügungsausschusses" ist, so steht zu befürchten, daß er uns eines schönen Tages auf seinen Flügeln weiter hinaus narrt als unsere Kräfte ausreichen ihm zu folgen. Denn wir haben hier einen „Vergnügungsausschuß", bestehend aus zwei jungen Herren und einem ältern, der die allzu ausschweifenden Pläne der Jüngern zu Promenaden und Partien der Gesellschaft moderiren soll.

Mit einigen unserer hiesigen Badegäste möchte ich dich genauer bekannt machen, z. B. mit diesem alten Rath von Darmstadt mit einem Gesicht so fein wie das des seligen Knigge, und das vor Vergnügen leuchtet, wenn er von Pestalozzi oder irgend einem schönen und edeln, menschlichen Zuge spricht, und der überhaupt so gemüthlich ist in seinem „Umgang mit Menschen"; ebenso mit diesem andern, ältern Herrn — Engländer und Colonel —, der so gern von „the goodness of providence" redet und darauf aufmerksam macht; und diesen jungen, reizenden, mutterlosen Schwestern von Köln, so jung und doch so ernst, die so gern wollen sprechen hören von ernsten Dingen, von Dem was wichtig ist für die Menschheit, von den Eigenthümlichkeiten fremder Länder und Völker, besonders Schwedens, und die so gern selbst erzählen von ihren Brüdern, „so vortrefflich, so geliebt!..." mit diesem holländischen Paar mit Gesichtern zum Malen, er fein, witzig, interessant, sie heiter, gut und hübsch „à la Hollandaise", und — selbst wenn es auf dich einen tiefen und traurigen Eindruck machte — mit diesen beiden jungen Männern mit reinen und schönen Seelen, aber mit Grabesblumen auf den Wangen, die „so gern Glauben setzen möchten in die Lehren und Gelöbnisse des Christenthums und in ihnen froh sein", aber nun — an Nichts glauben und nicht froh sind; und dann und vor Allen mit diesem Fräulein W., nicht schön, nicht jung mehr, mit der du aber niemals aufhören würdest dich zu unterhalten und umzugehen, wenn du einmal begonnen — und unsere jungen Herren hier scheinen es ebenfalls zu finden; und dann... aber es werden gar zu Viele mit denen ich dich bekannt machen möchte! Diese aber würden dir gefallen, und mehre außerdem. Unter den hiesigen Curiositäten habe ich einen Herrn bemerkt, sonst ein humaner und angenehmer Mann, der es aber nicht leidet, daß Frauenzimmer viel essen, und große Zuneigung, ja Ehrfurcht für meine Mutter gefaßt hat, weil er sie so äußerst wenig hat essen sehen. Er ist unser vis-à-vis bei Tische. Ich fürchte indessen, daß seine junge Frau, die seit vier Wochen mit ihm verheirathet ist, ihm den Schmerz machen wird nicht blos einen vortrefflichen Appetit, sondern auch mit der Zeit eine ansehnliche Corpulenz zu bekommen. Geschieht Dies, so steht zu befürchten, daß der Mann sich eine Kugel vor den Kopf schießt. Auf den Wegen im Thale begegnete ich einer andern Curiosität, bald an der Seite eines großen, schönen, stolzaussehenden Frauenbildes einherschreitend, bald in einem kleinen Rollwagen sitzend, den ein häßlicher, ziemlich barsch aussehender Junge zieht. Dies ist ein kleines, kleines Frauenzimmer, weiß gekleidet, blaß, schattenähnlich, mit großen, schwarzen Brillen, die aus dem leichenblassen Gesichte hervorstieren. Sie ist 80 Jahre und blind und kränklich, will aber noch frisch und gesund werden, hält sich hier der Bäder wegen auf, und ist nur ungeduldig darüber noch nicht ins Vollbad gehen zu dürfen. Sie ist eine Engländerin. Ihre schöne und begabte, stolze Begleiterin ist Stoff für einen ganzen Roman!... Täglich kommen neue Gäste hier an, oft nur als Reisende. Oft knüpft sich ein interessantes Gespräch an, das das abgehende Dampfschiff abbricht, und wahrscheinlich niemals wieder auf Erden aufgenommen wird. Mit Freude fühle ich währenddessen, wie leicht man in unserer Zeit seinen Mitmenschen nahe tritt, wie Seele und Herz willig und gern sich öffnen in brüderlicher Mittheilung. Aber wie Dem auch sei — den glücklichen Menschen finde ich schwerlich hier!...

(Die Fortsetzung folgt.)

Die babylonische Sprachen- und Ideen-Verwirrung der modernen Presse als die hauptsächlichste Quelle der Leiden unserer Zeit. Ein freies Trutz- und Schutzwort von Wilhelm Meinhold. Leipzig, H. Fritzsche. 1848. Gr. 8. 10 Ngr.

Wer den meisterhaften, poetisch aufgefaßten und mit poetischer Kraft ausgeführten Carton W. Kaulbach's „Das Ende des Thurmbaus zu Babel", den wir vor kurzem in Dresden und Leipzig zu bewundern Gelegenheit hatten, nicht blos mit leiblichen Augen betrachtet hat, sondern gleichsam mit den Fühlhörnern des geistigen Verständnisses zu erfassen bemüht gewesen ist, und Dies namentlich im Verhältnisse zu der Zeit selbst in der wir leben gethan hat, der hat es sich, wenn nicht schon früher, doch jedenfalls bei der Betrachtung dieses Cartons sagen müssen, daß es in unserer Zeit, nach Demjenigen was wir von dem babylonischen Thurmbaue wissen, hergeht wie bei diesem Thurmbaue selbst. Es kommt nun darauf an, wenn wir wirklich diese Ansicht haben, daß wir bei Zeiten dafür sorgen, damit uns nicht eine Katastrophe wie sie uns dort der Künstler vor das äußere und innere Auge treten läßt mit sehenden Augen oder blindlings und unvermuthet heimsuche. Haben sich in diesem Sinne schon mancherlei Stimmen vernehmen lassen, so geschieht es in dem vorliegenden „freien Trutz- und Schutzwort" in einer so überzeugenden und eindringlichen Weise, daß es Pflicht eines Jeden ist der da meint, es seien alle Anzeichen einer solchen nahenden Katastrophe schon vorhanden, auf diese ernsten Mahnungen mit allem Nachdrucke aufmerksam zu machen. Der Verf., der nicht als ein namenloser Freibeuter, nicht nach Art der literarischen Proletarier und der schriftstellernden Vagabunden unserer Zeit, sondern mit offenem Visire auftritt, erhebt mit kühnem Muthe seine donnernde Stimme gegen die babylonische Sprachen- und Ideen-Verwirrung der modernen Presse, und stellt sie als die hauptsächlichste Quelle der Leiden unserer Zeit dar, indem er, statt aller andern Narrheiten und Niederträchtigkeiten unserer Zeit, nur die hauptsächlichsten Stichwörter derselben näher betrachtet, und in Das was sie wirklich sind zer-

legt und zersetzt. Als solche Stichwörter stellt er auf: **Gewissensfreiheit**, **Glaubensfreiheit**, **politische Freiheit**, **Preßfreiheit** und **Fortschritt**, und sucht dann im Einzelnen auseinanderzusetzen was man davon zu halten hat, und wohin uns diese „Errungenschaften" in dem Sinne der modernen Aufklärerei und Wühlerei nothwendig führen müssen. Man sieht und hört es dem Manne an, der hier zu den Bessern und Vernünftigern im Publicum, nicht zu „vernunftfaulen Philistern und einfältigen Fortschrittsthieren" spricht, daß es ihm heiliger Ernst um Das ist was er will und wovon er durchdrungen ist; er meint es ehrlich und wahr mit Denen zu denen er spricht, auch wenn er sich zwingt zu scherzen wo er weinen sollte; er spricht wie ein wohlmeinender Freund und mit sittlich-religiöser Ueberzeugungstreue, dem es nahe geht zu sehen wie wir auf dem betretenen Wege dem Abgrunde der Barbarei zurennen. Zwar hat der Verf. zunächst die preußischen Zustände vor Augen, aber sein freies Trutz- und Schutzwort gilt auch von Dem was außer Preußen geschieht, gilt leider auch von andern Ländern Deutschlands. Unbekümmert um jeden Nachtheil der ihm für seine offene und kühne Sprache drohen könnte, spricht er sich nun auch zugleich (S. 43 fg.) über Das aus was wir als gewissenhafte und vernünftige Menschen zu thun haben: Rathschläge die an und für sich vollkommen begründet sind, die aber bei der nun einmal durch die Länder gehenden geistigen Cholera, bei dem mit frechem Uebermuthe herrschenden Zeitbewußtsein kein anderes Echo hervorrufen werden als: Steiniget ihn! Steiniget ihn! Denn es ist nur zu wahr was wir neulich irgendwo lasen, und womit wir unsere Anzeige schließen:

„Alle Fugen sind zerrissen, wer soll die Glieder einrenken? Wir haben wol manchen Hamlet, der vom Weltgeiste salbadert (und gar eigenthümliche Weltanschauungen hat), aber Keiner kam zu handeln mit genialer Kraft. Es ist die schwerste Schuld die auf den Machthabern der Vergangenheit lastet, daß sie aus Furcht und Selbstsucht nirgend die Bürger für den Staat erzogen. Nun tobt das Volk unaufhaltsam wie bei den Klängen von Oberon's Horn; die es bewegen sind selten rein, häufig Phantasten, meistens jedoch kalt rechnende Speculanten, die mit einer Art Mauschelpolitik ihr Profitchen im Trüben uchen." 16.

Ueber Rußland.

Ein junger englischer Offizier vom bengalischen Ingenieurcorps benutzte seinen Urlaub zu einer Sommerreise nach Norden, und veröffentlicht die Ergebnisse in Feder- und Pinselzeichnungen, in „Pictures from the North in pen and pencil; sketched during a summer ramble, by *George Franklin Atkinson*" (London 1848), auf eine Weise welche das Buch zu den lesenswerthen macht. Er kam nach Petersburg zur Zeit der Vermählungsfeier der Großherzogin Olga mit dem Kronprinzen von Würtemberg. Die Zufälligkeit, daß er seine Uniform bei sich hatte, befähigte ihn der Einladung zu den Hoffesten zu folgen. Er sprach wiederholt mit dem Kaiser, mit allen Mitgliedern der kaiserlichen Familie, und ohne im entferntesten die von empfangenen Freundlichkeiten gebotenen Rücksichten zu verletzen, weiß er doch Manches zu erzählen was neu erscheint und sich angenehm liest. In der Hauptsache fesselten jedoch ernstere Dinge seine Aufmerksamkeit, unter denen Kenntnißnahme von der russischen Land- und Seemacht voransteht. Wie dankbar wird er sich alle Diejenigen verpflichten welche durch die seit dem März 1848 regelmäßig alle vier Wochen auftauchenden Zeitungsenten vom Heranziehen ungezählter russischer Heerhaufen, von starrenden Bayonneten längs jeder erdenkbaren Grenze, bei Tage um ihren Frieden, des Nachts um ihren Schlaf betrogen worden sind, wenn er ihnen schwarz auf weiß darthut, daß sie sich nicht zu fürchten brauchen, daß die kolossale russische Armee von 1,006,000 schlagfertiger Männer für einen Krieg außerhalb Rußland auf 81,000 Mann zusammenschmilzt! Nicht furchtbarer erscheint Rußland zur See. Nachdem der Verf. die baltische Flotte hat manoeuvriren sehen und mit den Einzelheiten des Marinedepartements sich bekannt gemacht, urtheilt er: „Mag auch Rußland sich zum Aeußersten anstrengen, seine Marine wird immer nur durch Zahlen schrecken. Ein Krieg, ob mit England oder Frankreich, würde ihr unermeßlichen Schaden thun, würde in kurzer Frist jedes ihrer Schiffe vom Meere verjagen." Wie sich demnach ahnen läßt, daß auf der andern Seite der Verf. Denen ein Herzweh zufügt die Rußland in Indien an England hetzen, das stolze Albion dort gedemüthigt sehen möchten, Das thut er wirklich in klaren Worten. „Es gibt noch gute Menschen", sagt er, „die fest an dem einfältigen Glauben hängen, daß eine russische Invasion Indiens von Erfolg sein könne. Einmal bestreite ich die Möglichkeit, daß ein russisches Heer Indien erreichen würde .... und gesetzt, eine Armee von 100,000 Mann käme an den Sutledge, so kann darüber gar kein Zweifel sein, daß es ihr gehen müßte wie es der Sikharmee gegangen ist. Denn was der letztern an Kriegszucht fehlte, Das wurde reichlich dadurch ausgeglichen, daß sie unter ihrer eingeborenen Sonne kämpfte. Ich stimme in dieser Hinsicht der Meinung eines Mannes bei welcher den fraglichen Gegenstand vortrefflich behandelt hat, der: „daß es ebenso wahrscheinlich sei, die indische Armee werde Rußland, als ein russisches Heer werde Indien erobern." 4.

Literarische Anzeige.

Vollständig ist jetzt bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Christliches Andachtsbuch
für
alle Morgen und Abende des ganzen Jahres.

Im Vereine mit mehren evangelischen Geistlichen herausgegeben
von
Dr. G. Friederich.

Zwei Bände.

Gr. 8. Geheftet 3 Thlr.; gebunden 3 Thlr. 20 Ngr.

Den Glauben mit dem Wissen, das Leben der Erde mit dem Streben nach dem Himmel zu versöhnen, und durch Lehre und Trost, Ermunterung und Warnung eine würdige Anleitung zum Wandel dahin zu geben, ist die Aufgabe welche sich der Herausgeber in Verbindung mit einem Verein ausgezeichneter evangelischer Geistlichen in diesem Andachtsbuche und für dasselbe gestellt hat. Sie wollen durch die in demselben enthaltenen Betrachtungen, Gebete und Gesänge den heiligen und heiligenden Sinn für häusliche Andacht zu wecken und zu beleben suchen, und wo er schon vorhanden ist, demselben eine höhere, für Geist, Gemüth und Leben fruchtbare Richtung geben, wie die Gegenwart sie so dringend fodert. Freunden des lautern Bibelchristenthums, vorzüglich aber christlichen Hausvätern und Hausmüttern, wird daher dieses Andachtsbuch bestens empfohlen.

Diejenigen welche sich dieses Werk nach und nach anzuschaffen wünschen können dasselbe auch in 18 Heften zu 5 Ngr. in beliebigen Zwischenräumen von jeder Buchhandlung beziehen.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 41. —— 16. Februar 1849.

Blätter vom Rheinufer.

Von Frederike Bremer.

(Fortsetzung aus Nr. 40.)

Inzwischen amusiren wir uns oder streben ämsig danach. Denn ein Streben erfodern diese Lustfahrten und Wanderungen in den Bergen für die Schwächern in der Gesellschaft, und die Anfänger in der Badecur, die von derselben angegriffen werden, und nicht daran gewöhnt sind die Berge des Rheins auf- und abzuklettern. Zu diesen Letztern gehöre ich; und meine Einweihung in die Vergnügungen geschah auf eine etwas gewaltsame, beinahe abschreckende Weise. Es war vor einigen Tagen bei einer größern Lusttour. Unser junger Republikaner stand an der Spitze. Gleich nach Mittag — hier wird um 1 Uhr gespeist — begaben wir uns auf den Weg. Wir waren ungefähr 30 Personen, das Wetter war herrlich. Die Mehrzahl der Gesellschaft schien aufgeräumt. Zur Bequemlichkeit der Damen wurden drei Esel mitgenommen. Ich setzte mich anfangs auf den einen, fand aber seine Bewegung so beschwerlich, und war so ungewiß, ob ich nicht im ersten besten Bergpasse mitsammt dem Eselein umpurzeln würde, daß ich mich bald wieder herunter machte, und nachher auf meinen Füßen verblieb. Wir drangen in ein enges Thal hinein, das von einem murmelnden Bache durchflossen wurde. Unser Zug nahm sich recht malerisch aus auf den Fußsteigen, die sich zwischen Bergpässen und Bäumen hinschlängelten; die bunten Kleidungen der Damen, die rothen Chabraquen der Esel leuchteten hell hervor aus dem dunkelgrünen Schatten. Nun mußte aber der Bach passirt und wieder passirt werden. Das war so leicht nicht für die Damen, denn der Bach war breit, wenngleich flach, und um gerade die Füße genau auf die Steine zu setzen, die hier und da als Fußschemel aus dem Wasser hervorstiegen, bedurfte es einer gewissen Kunstfertigkeit und bisweilen bedeutend langer Beine. Aber den Zaudernden oder Zagenden streckte sich gleich ein halbes Dutzend bereitwilliger Hände entgegen. Die jungen Herren wußten in ihrer feinen Höflichkeit und Herzensgüte die Damen hinüberzuführen, sie wußten selbst nicht recht wie, die Damen meine ich. Ein langer und feingebauter junger Doctor nahm ein achtjähriges, lustiges Mädchen auf den Arm, die zur Gesellschaft gehörte, und trug sie so über den Bach, indem er mit seiner Bürde von Stein zu Stein voltigirte. Er sah indessen nicht stark aus. Und dies Bachpassiren wiederholte sich oft, denn immer krümmte sich der Bach zwischen den engen Bergpässen uns wieder in den Weg, und es war unmöglich ihm auszuweichen. Für diesmal sind wir jedoch hinüber. Ich gehe mit einem dänischen Professor, im Gespräch über dänische Gelehrte. Vor mir geht der Republikaner, der das kleine, weißgekleidete Mädchen bei der Hand führt, das ihm mit einer sprudelnden Geschwindigkeit eine lange Geschichte erzählt, von der es unmöglich war etwas Anderes aufzufassen als: „Pji, pja, pju“ u. s. w. und so unaufhörlich. Dazwischen fällt des Republikaners Baß mit einem: „I Das!... O, potz tausend!... Nein, Das war!... Donnerwetter!...“ ein, und diese Ausrufungen schienen dem kleinen geschwätzigen Mahlstrome nur größere Fahrt zu geben, wovon der Republikaner, wie ich es überzeugt bin, ungefähr ebenso viel verstand als ich. Bisweilen geht er neben mir her, und spricht von Jenny Lind, die er in Hamburg singen hörte, von Schweden, von Dalekarlien!... Plötzlich bricht er ab, um mit der Schnelligkeit eines rollenden Steins einen Bergabhang hinunterzurutschen, und einem zagenden oder stolpernden Mitmenschen die Hand zu reichen, gewöhnlich einer Dame, bisweilen auch einem alten Herrn; oder er will unserm Zuge die rechte Richtung geben, oder einen Esel antreiben; zwischendurch sendet er scherzhafte Pfeile gegen Hrn. v. P. ab, der nicht zu seinen Günstlingen gehört. Dann kommt er zurück, und plaudert mit mir von Schweden oder von seiner Stellung zum Leben, seinen düstern Ahnungen für die Zukunft; denn trotz aller Lustigkeit liegt auf dem Grunde der Seele dieses Jünglings eine tiefe Melancholie. Inzwischen gehen wir und gehen, und eine Stunde enteilt nach der andern; immer ist es derselbe Bergpaß, immer derselbe Bach der uns in den Weg kommt und über den wir hinüber müssen, immer aber auch dieselben aufmerksamen, helfenden Herren. Die alte Frau T. sitzt auf meinem frühern Esel, und spaziert mit ihm über den Bach, und der Esel, von Stockschlägen angetrieben, fährt dann mit ihr gestreckten Laufes die steilen Flußufer hinan. Wieder hat der junge Doctor das gesprächige Mädchen auf dem Arm, und voltigirt mit ihm von einem Stein zum

andern. Aber hier ist der Bach breiter als gewöhnlich, und lag nun die Schuld an den Steinen oder an der Last, gewiß aber ist es, daß unser freundlicher Doctor bei den letzten Schritten das Gleichgewicht verliert, und zu seinem und unserm Schrecken mit seiner Bürde vornüberfällt, die glücklicherweise nicht in dem Bach, sondern in dem hohen Grase an seinem Rande zu liegen kommt. Mit dem Aussehen eines struppigen Küchleins war unser kleines Mädchen rasch wieder auf den Beinen, schüttelte sich mit gar verdutzter Miene, und brach dann in ein so schallendes Gelächter aus, daß es die ganze Gesellschaft und den Doctor ebenfalls mit fortriß; und der Schrecken wandte sich zu einem Vergnügen. Währenddessen waren die alte Frau T. und mein früherer Esel an einem Abhange des Berges miteinander umgerutscht, Frau T. hatte sich gestoßen, ihr Kleid beschmuzt: und Das war weniger lustig.

Aber wir gehen und gehen, immer vorwärts und vorwärts. Bald müssen wir doch am Ziele sein. Nein, nein! Noch weit bis dahin. Indessen können wir ausruhen. Die Wiese ist schön hier, die Aussicht heiter. Die Herren pflücken den Damen Blumen. Ich erfreue mich ihrer, und mit welchem Vergnügen will ich zu Hause mit meiner Schwester ihre nähere Bekanntschaft machen! Nun haben wir Athem geschöpft und müssen wieder weiter. Noch geht es gut mit mir, noch kann ich die Müdigkeit über die Gespräche unterwegs vergessen, noch kann ich mich des malerischen Aussehens unsers Zuges erfreuen, noch ergreifen mich die frappanten Aussichten die sich hier und da öffnen, weniger wegen ihrer Ausdehnung merkwürdig als wegen ihrer Höhe und Tiefe. Lange sind wir, obgleich langsam, bergan geklettert, und endlich gelangen wir an eine hohe und stattliche Ruine. Es ist St.-Goar. Wir gehen hinein. Wir klettern Treppen hinauf, gucken hinein in leere, unheimliche Gemächer, gucken hinaus aus Oeffnungen in den Mauern, steigen und klettern von neuem. Endlich sind wir auf dem Gipfel. Hier ist eine wirklich große Aussicht. Man sieht hier, daß die nächste Umgebung des Rheins ein Hochland ist. Hier oben sind große Felder, viele Dörfer mit ihren Kirchen. Die Burg ist pittoresk im hohen Grade, und dort oben weht es so kühl. Hier werden wir ruhen, aufathmen. Nein, der Republikaner läßt uns keine Ruhe; wir müssen aufs neue gehen, gehen, wenn wir ans Ziel kommen wollen. Noch strömt der Schweiß von unsern Gliedern, der Wind hat sein Trockneramt noch nicht vollenden können, und wir müssen schon wieder weiter... wohin und wie weit noch, Das weiß ich nicht, aber halb und halb fange ich an es zu bereuen mich mit diesen unermüdlichen Bergkletterern auf den Weg begeben zu haben.

Jetzt geht die Wanderschaft bergab. Der vertrackte Bach kreuzt unsern Weg nicht mehr, der nun weniger beschwerlich wird, und uns überraschende Aussichten bietet. Vor kurzem sahen wir in weiter Entfernung eine kleine Stadt; jetzt sehen wir sie gerade unter unsern Füßen. Daß man mir verspricht, die meinigen würden in ein paar Stunden in derselben kleinen Stadt sich befinden, ist für mich müdes Wesen eben keine sehr tröstliche Aussicht; denn wie weit ist es nicht noch zu gehen!... Aber das Entzücken des Republikaners über die herrliche Aussicht den Rhein entlang muß ich theilen, und wenn er ausruft: „O, wie habe ich mich danach gesehnt diese Partie zu Stande zu bringen!“ so würde Nichts in der Welt mich vermögen meinen Wunsch zu äußern, daß sie erst zu Ende sein möchte. Einen jungen Engländer mit schwacher Brust sehe ich sehr erhitzt und hustend an einer Mauer stehen. Der junge Doctor, sein Freund, betrachtet ihn mit besorgter Miene. Das ältere Mitglied unsers „Vergnügungsausschusses“ sieht bedenklich aus. Die übrige Gesellschaft läßt keine Müdigkeit merken, und unser junger Republikaner scheint keine Ahnung davon zu haben, daß es dergleichen in der Welt gibt. Wieder gehen wir und gehen; noch kann ich folgen, fühle mich aber matter. Der Weg führt anfangs über Wiesengrund. Das kleine muntere Mädchen sitzt nun ganz still, und läßt sich von einem Esel tragen; einer von den jungen Herren geht immer nebenher und hält ihre Hand. Noch kann ich mich freuen über diese Güte, und muß herzlich lachen beim Anblick des Hrn. v. P., der auf dem Magen quer über einem Esel liegt, auf dessen Rücken er zu kommen sucht, angespornt durch den Zuruf des Republikaners: „Um Gottes willen, Hr. v. P.!... ein kecker, deutscher Jüngling!!!“...

Der funfzigjährige Jüngling verzog das Gesicht, lachte, arbeitete mit Händen und Füßen und — kam endlich auf den Esel hinauf.

Wieder gehen wir und gehen; jetzt auf einem Fahrwege, der aber unaufhörlich spiralförmig abwärts führt. Lange abwärts zu gehen ermüdet mehr als bergauf zu steigen; denn man wird von einer Art Nothwendigkeit zur Eile getrieben, man bleibt immer weniger Herr seiner Füße. So erschien es mir wenigstens, während ich immer übler und übler mich befand, und mit verzweifelter Ergebung maschinenmäßig die Füße bewegte, unaufhörlich bergab gehend, mit dem dänischen Philosophen über philosophische Systeme sprechend, und fühlend wie ich dem Ewigen Juden immer mehr gleiche.

Sechs Stunden sind wir marschirt, und die Sonne ist schon lange untergegangen als wir uns endlich wieder am Rheinufer befinden. Und hier wartet unserer ein gedeckter Tisch, in freier Luft, auf einer Terrasse hart am Flusse. Wir speisen beim Scheine farbiger Glaslampen. Die Luft ist still und angenehm. Vom Rheine her hört man Schüsse, Töne des Waldhorns, die das Echo der Berge wiederholt; Alles ist recht festlich hübsch. Aber wir sind nun Alle müde, außer unser junger Anführer, der diese niedlichen Dinge vorbereitete. Heimlich habe ich das Gefühl als wollten meine Glieder auseinandergehen, und ich sehne mich nur danach heil und ganz wieder nach Marienberg zurückzukommen. Endlich schlägt die ersehnte Stunde, wo wir uns in ein großes Boot setzen und den Rhein hinuntergleiten dürfen. Wir haben Musik und gefärbte Lampen

am Bord, und über den Fluß und die Höhen verbreitet der Vollmond durch das Gewölke einen magischen Schimmer. Das ist zauberische Schönheit. Ich kann sie begreifen, aber fühlen kann ich sie nicht, und wenn unser biederer Colonel von „the goodness of providence" zu mir spricht, so spricht er zu einem Stocke. Unser junger Republikaner trällert ein Liedchen, scherzt, reizt und neckt den Hrn. v. P., der greinend lächelt, durch schlagende Witze, erfaßt die Ruder, hilft den Fährleuten, versucht es sich und uns zu ermuntern; die jungen Mitglieder der Gesellschaft stimmen den herrlichen Gesang an: „O sanctissima!" So kommen wir endlich nach Hause; aber es ist Nacht, und Jeder eilt seiner Wege die Ruhe zu suchen. Für mich gab es diese Nacht keine. Schmerz in den Gliedern hinderte mich am Schlafe. Folgenden Tags ergab es sich, daß mehre Theilnehmer an der Lustfahrt unwohl wären. Der junge Engländer hatte einen Blutsturz bekommen.

Mehr solche Fest' und wir sind ruinirt! (Bellman.)

(Die Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte der Oper.

Die komische Oper der Italiener, der Franzosen und der Deutschen. Ein flüchtiger Blick in die Welt wie sie war und ist. Von Freiherr von Biedenfeld. Leipzig, T. O. Weigel. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die komische Oper der auf dem Titel der Schrift genannten Nationen zum Gegenstand einer ausgeführtern Betrachtung zu machen war jedenfalls ein sehr glücklicher Gedanke. Sowie überhaupt über die Geschichte der neuern Musik noch wenig Beachtenswerthes vorhanden ist, so ist insbesondere der hier genannte Gegenstand bis jetzt gänzlich vernachlässigt worden. Die Werke selbst, die meisten der bedeutendern Kunstschöpfungen auf dem Gebiete der komischen Oper sind mit Unrecht vergessen; um so geringer war die Veranlassung ihnen die lebendige Theilnahme Derer zuzuwenden welche Beruf haben über diese Gegenstände zu schreiben. Das vorliegende Buch war daher ein sehr verdienstliches Unternehmen des Verf., nicht blos um der Wissenschaft zu genügen, sondern auch, um für die Wiedererweckung so vieles Trefflichen mitzuwirken. Ueber sein Recht sich zu betheiligen erklärt er sich in folgender Weise:

„Wem seit 40 Jahren das Theater stets eine Lieblingserholung gewesen, wem es ein Hauptgegenstand des Nachdenkens und der mannichfaltigsten Studien geworden, der hat wol einiges Recht erworben über deutsche Theaterverhältnisse in Lob und Tadel ein Wort mitzusprechen. Wer reichste Gelegenheit gewonnen die Theater der Franzosen und der Italiener praktisch kennen zu lernen, als Schriftsteller vielseitig und zuweilen mit Glück für die deutsche Bühne thätig gewesen zu sein, und drei der bedeutendsten deutschen Bühnen mit Glück geleitet zu haben sich rühmen kann, wer vielen der bedeutendsten deutschen Tonsetzer mitunter sehr nahe befreundet, ja gewissermaßen Schüler gewesen ist, und das Opernwesen unter deren Leitung zu beobachten mittelbare und unmittelbare Veranlassung gehabt hat, der darf sich wol auch für berufen halten eine Ansicht über das Wesen der Oper auszusprechen."

Der Verf. hatte zugleich den Zweck im Auge auf die Bühnenzustände der Gegenwart einzuwirken, die Unzahl der Gebrechen, mit denen insbesondere die Oper zu kämpfen hat, namhaft zu machen, die Blicke der Theaterdirectionen auf das Bessere hinzuleiten. Er sagt (S. 2):

„Die deutsche Oper, welche einst in Gluck und Mozart das Höchste und Schönste gegeben was im Reiche der Töne aller Völker geboren worden, ist in dem Conflicte äußerer Verhältnisse und fortschreitender Irrungen tief in Verfall gerathen, die komische noch tiefer als die ernste. Nicht Mangel an Talenten hat sie dahin gebracht, sondern starre Beharrlichkeit in irriger Ansicht von Wesen, Geist und Bestimmung der Kunst, im Kampfe mit ausschweifenden Begriffen von Freiheit und ultraromantischem Geträume."

„Wenn ich im Verlauf dieser historischen Uebersicht wiederholt den deutschen Theaterdirectionen zumuthe die Opernschätze der Vergangenheit mehr zu berücksichtigen als es leider gewöhnlich der Fall ist, so geschieht Dies nicht aus irgend einer Abneigung gegen die Werke lebender Tonsetzer, sondern vielmehr im Glauben und dem lebendigsten Willen ihnen einen größern Wirkungskreis zu eröffnen, ihr volles Recht ihnen angedeihen zu lassen. Nur das wahrhaft Gute der deutschen Vergangenheit soll die Grundpfeiler des Baus bilden, der Bau selbst muß aus Werkstücken der Gegenwart aufgeführt werden."

„Nicht von dem classischen Alten wurde bis jetzt das neue Deutsche verdrängt, sondern von dem Modewesen, und den ephemeren Erscheinungen des Auslandes. Dies ist ein Unfug welchen man den Theaterdirectionen abgewöhnen muß, ein Unfug den hauptsächlich das deutsche Publicum als solchen erkennen, mit Würde und Entschiedenheit von sich weisen sollte, dem aber auch die deutschen Tonsetzer dadurch entgegenarbeiten sollen und können, wenn sie dramatisch, d. h. poetisch, componiren, der formellen Schönheit gleiche Rücksicht schenken wie der Charakteristik, statt ihren ganzen Geist lediglich auf Lösung contrapunktischer Schönheiten und Instrumentalprunk zu verwenden."

Mit Worten des Hrn. v. Wydenbrugk entschuldigt sich Hr. v. Biedenfeld, wenn vielleicht Mancher ihn tadeln möchte, daß er seine Ansicht zu unumwunden und bestimmt ausgesprochen habe: „Krebsschäden curirt man nicht mit Rosenwasser, und pomade à la reine thut keine Dienste wo ein Zugpflaster angewendet werden muß." Es wäre eine solche Entschuldigung indeß kaum nöthig gewesen; Ref. hat in der ganzen Schrift nur die Offenheit der Aussprache gefunden, wie sie Jedem geziemt der die Wahrheit will, keineswegs ein Uebermaß, ja er möchte hier und da eher den Wunsch nach noch größerer Bestimmtheit und Schärfe laut werden lassen. Was die Form des Buchs betrifft, so ist dasselbe aus Vorlesungen entstanden; der Verf. glaubte diese Gestalt beibehalten zu dürfen, „weil er einsah, daß man am deutlichsten schreiben werde, wenn man sich als Vorleser ein gemischtes Publicum aus allen Ständen lebendig gegenüber denkt, und sich von Allen verstanden wissen will".

Der Verf. behandelt zunächst die Geschichte der italienischen Oper bis herab auf die neuere Zeit, wendet sich dann nach Frankreich, gibt hier ebenfalls ein übersichtliches Bild des gesammten Verlaufs, und bespricht zuletzt die Geschichte der deutschen Oper, wie überall so auch hier natürlich immer mit besonderer Rücksicht auf seinen Gegenstand. Es liegt indeß in der Natur desselben, daß dieser eine gänzlich abgesonderte Behandlung nicht verträgt, und es erklärt sich hieraus die Ausführlichkeit mit welcher die große Zeit der deutschen Oper überhaupt unter Gluck und Mozart behandelt wird. In einem Anhange bietet die Schrift eine Reihe von Anmerkungen zum Text, welche eine abgesonderte Stelle erhielten, um den Fluß der Darstellung nicht zu unterbrechen.

Fragen wir jetzt wie der Verf. seine Aufgabe gelöst hat, so erklärt sich Ref. im Ganzen gern befriedigt. Ist es auch dem Verf. nicht gelungen die letzten Gründe der Erscheinungen zu erfassen, ist es ihm insbesondere nicht gelungen hinsichtlich der Entwickelung der Oper und des Ineinandergreifens von Italien, Frankreich und Deutschland die innere Nothwendigkeit und den gesetzmäßigen Verlauf klar und bestimmt zu erkennen, so finden sich andererseits in der Schrift auch keine auffallenden Irrthümer, und die Darstellung erreicht annäherungsweise meist das Wahre. Minder glücklich ist der

Verf. öfter in dem Urtheil über neuere Meister. Bei seiner Kenntniß der wichtigsten Schriften die zu benutzen waren wollte es sein Unstern, daß er hinsichtlich der neuern Zeit die besten Quellen vernachlässigte, und Werken folgte welche, wie das „Universallexikon der Tonkunst" von Schilling, in der musikalischen Welt längst in Verruf gekommen sind. So würde das Urtheil über Marschner z. B. eine andere Gestalt gewonnen haben, wenn der Verf. den trefflichen Aufsatz des Kapellmeisters Koßmaly in einem frühern Bande der „Neuen Zeitschrift für Musik" hätte nachlesen wollen. Trotz dieser Mängel ist jedoch, wie schon bemerkt, die Schrift ein sehr verdienstliches Unternehmen, und einem großen Publicum zugänglich. Der Gebildete, dem es weniger um eine scharfe und treffende Charakteristik der einzelnen Tonsetzer, sowie um eine genauere Erfassung der innern Entwickelungsgesetze der Kunst, sondern mehr um Orientirung auf dem Gebiet im Ganzen zu thun ist, wird ebenso sehr wie der Musiker, welcher, belehrt durch die gute Zusammenstellung, was den einzelnen Urtheilen mangelt leicht ergänzen kann, dieselbe mit Nutzen lesen.

Mit besonderer Anerkennung muß Ref. der vielen trefflichen Bemerkungen gedenken welche in dem Buche zerstreut sind. Er rechnet dahin Aeußerungen wie z. B. (S. 82) über die Berechtigung und den Werth der komischen Oper; S. 53 über den Unsinn der Modernisirung alter Kunstwerke; S. 143 über die Verkehrtheit der Kritik über Kleinigkeiten zu streiten, statt gewisse Hauptgesichtspunkte übereinstimmend und nachdrücklich wiederholt geltend zu machen. Ueberhaupt sind die Grundansichten des Verf., soweit sie nicht speciell Musikalisches, sondern Kunst- und Theaterangelegenheiten im Allgemeinen betreffen, immer beachtenswerth, und es ist in dieser Hinsicht manche sehr treffende Bemerkung gegeben. Die Schrift sei demnach dem betheiligten Publicum empfohlen. 26.

Autobiographie eines Atheisten.

Die Geschichte eines von tief gewurzeltem Unglauben zu festem Vertrauen auf die großen Wahrheiten der Erlösung im Geiste und für das handelnde Leben bekehrten Menschen ist keine literarische Neuigkeit. Das jedoch dürfte zweifelhaft sein, ob der Uebergang je genauer geschildert worden, die in der Erzählung offenbarten psychologischen Phänomene seltsamer und mehr zu Erweckung des Nachdenkens geeignet gewesen, die Zwischenfälle der Bekehrung und die Stafage sich anziehender gestaltet als in:

Testimony to the truth, or the autobiographie of an atheist. London 1848.

Die Erzählung ist wesentlich psychologisch, eine Geschichte von des Verf. innerm Leben, worin er nach Möglichkeit seine äußere Erscheinung fern hält, und sogar einige male wegen gelegentlicher Rücksichtsnahme auf zufällige Lebensumstände ihn zu entschuldigen bittet. Der Verlauf seiner Sinnesänderung soll die Wege andeuten welche Gott den Menschen führt, soll die Räder und Springfedern nachweisen die, Rad in Rad und Feder auf Feder, den unsichtbaren Mechanismus ausmachen mittels dessen die Vorsehung eine verirrte Seele zurückbringt, und dabei umgeht er gewissenhaft alle und jede unnöthigen, seine Umgebung betreffenden Einzelheiten. Dadurch wird aber das Buch keineswegs trocken. Es ist unterhaltender als man voraussetzen kann und der Verf. bezweckt zu haben scheint. Wider seine eigene Absicht ist unter seinen Händen eine malerische Wirklichkeit erstanden; während er blos subjectiv sein wollte, tritt unbemerkt die Objectivität des Buchs hervor. Das empfiehlt es natürlich einem größern Leserkreise als zu welchem es außerdem Zutritt finden würde.

Im 21. Jahre Trunkenbold und Atheist segelte der Verf. nach Australien, wo er unter dem Einflusse ungünstiger Verhältnisse körperlich und geistig noch tiefer sank. Er genoß täglich anderthalb Pinte starken Branntwein, und sein Unglaube ging weit über das Verleugnen eines lebendigen Gottes hinaus. Es muß und kann genügen die erste Veranlassung zu erwähnen welche ihn von seinem Irrthum überzeugte und dann auch physisch besserte. „Eines Tags", berichtet er, „war ich von einer ermüdenden Wanderung heimgekehrt, als ich unverweilt wieder aufbrechen und einen weiten Weg gehen mußte. Der Weg lag längs der Seeküste, und bei jedem Tritte sank ich bis an die Knöchel in den Sand. Erschöpft und mismuthig fing ich an mit meinem Schicksale zu grollen, fragte mich, warum ich, gerade ich zu solchen Leiden ausersehen sei, und wußte mir die Frage nicht anders zu beantworten als weil ich an Gott einen unversöhnlichen Feind habe, der mein Elend herbeiführe, und den meine Verzweiflung freue. Da blieb ich stehen, hob die Augen zum Himmel, fluchte Gott und foderte ihn auf mich noch elender zu machen."

Als der Wahnsinn verflogen, begriff der Verf., daß er in seinem Fluche und in seiner Drohung das Dasein Gottes anerkannt habe. Er war nun mit sich selbst im Widerstreite. Gab es einen Gott, wie ruchlos, wie anmaßend ihn zu leugnen! Und gab es keinen: „welch erbärmlicher Dummkopf war ich gewesen, mich gegen Etwas zu ereifern das nicht existirt!" Damit war die Bahn der Genesung gebrochen, und obwol er noch lange Zeit auf eigenes Nachdenken beschränkt blieb, „hatte doch der Atheismus in jenem Augenblicke aufgehört sein Glaube zu sein". Der Besuch eines Missionnairs, später das Lesen eines „alten Bandes religiöser Schriften", zuletzt der Besitz einer sehnlich erwünschten, durch Opfer erworbenen Bibel vollendeten die Bekehrung. 2.

Notizen aus Frankreich.

Stimmen aus der Verbannung.

Die politischen Katastrophen des vergangenen Jahres haben mehr als einen Staatsmann in unfreiwillige Muße versetzt der sich jetzt die Zeit mit literarischen Arbeiten vertreibt. So arbeitet der Exminister Guizot, der vor einigen Wochen die in d. Bl. schon besprochene merkwürdige Schrift über die Demokratie in Frankreich hat erscheinen lassen, in seinem Exil in Brompton an der Fortsetzung seiner „Geschichte der englischen Revolution", und hat bereits die „Geschichte Cromwell's" vollendet, zu der ihm die englische Regierung und einzelne Familienarchive mit großer Bereitwilligkeit eine Menge noch unveröffentlichter Quellen zur Verfügung gestellt haben. Sie wird binnen kurzem erscheinen.

Neuer Schriftstellerverein in Paris.

Zu der Gesellschaft der dramatischen Autoren und dem Schriftstellervereine in Paris ist jetzt eine neue Gesellschaft der pariser und Departementalpresse gekommen. Sie hat zum Zweck: durch Hülfe von Ehrengerichten die Duelle zu verhüten, die oft eine Folge der Parteipolemik sind, und die Rechte und politischen Interessen der französischen Presse zu wahren. Um Dies zu thun, macht sich jeder Beitretende verbindlich Jedem dessen schriftstellerischen Interessen zu nahe getreten worden ist, ohne Berücksichtigung der Parteifarbe, die Spalten seines Journals zu öffnen. Der Begründer dieses Vereins ist G. Naquet, Redacteur eines einflußreichen Blattes in Marseille.

Die Französische Akademie.

An Chateaubriand's Stelle ist der Herzog von Noailles in die Französische Akademie mit 25 von 31 Stimmen gewählt worden. Sein Mitbewerber Balzac hatte nur zwei Stimmen für sich, von denen die eine die Victor Hugo's war. Ueber die literarischen Verdienste des Gewählten würde nicht viel zu zu berichten sein. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 42. —— 17. Februar 1849.

Blätter vom Rheinufer.

Von Frederike Bremer.

(Fortsetzung aus Nr. 41.)

Wir erholen uns allmälig. Auch Hr. M., der junge Engländer, ist wieder wohl, aber... Eigentlich müßte er gar nicht hierher gekommen sein; und unser hiesiger Arzt, Dr. Hallmann, rieth ihm seiner schwachen Brust wegen vom Gebrauche der Wassercur ab. Er sucht aber Heilung für Rheumatismen und blieb hier, gebraucht die Wassercur, wird aber nicht besser.

Inzwischen beginnen wir Andern von neuem zu wandern, von neuem Lustfahrten zu machen, die alle den Zweck haben Berge hinanzuklettern, die schöne Gegend zu beschauen, und dann saure Milch und Schwarzbrot zu essen; denn nächst dem Wasser ist saure Milch die Leidenschaft der Marienberger. Alte Herren, die in diesem Jahrhundert auch nicht die kleinste Löffelspitze voll saurer Milch in ihren Mund bekamen, sind förmlich Fanatiker für dieselbe geworden, und halten sie für ebenso wichtig zu ihrer Genesung als das Wasser selbst. Und wenn die saure Milch nicht gut ist bei Marienberg, so hört man Murren und Drohen von Seiten der Herren; ein paar mal ist es zu einem „Milchaufruhr" gekommen, und da konnte man sehen, daß, wie der Republikaner sagte, „der deutsche Magen revolutionnair ist". Diese kleinen Ausflüge, die in kleinen Gesellschaften geschehen, sind angenehm, und täglich lerne ich diese Gegend mehr lieben und ihre Einzelschönheiten näher kennen. Täglich nimmt auch das Interesse des Orts und seine Lebendigkeit zu; denn Marienberg liegt mitten im „starr-katholischen" Deutschland. Und während die Protestanten in der Badeanstalt (und fast Alle dort sind Protestanten) sich mit ihrer Gesundheit und ihren Vergnügungen beschäftigen, circuliren in der Umgegend — seit einiger Zeit täglich — große Processionen von Katholiken, die unter Singen und Beten, mit Fahnen und Standarten nach Bornhofen wallfahrten, um die als wunderthätig berühmte Madonna daselbst anzubeten.

Das erste mal als ich eine dieser Processionen sah, mehre Hundert Menschen aus allen Ständen und Classen am Fuße der Weinberge das Rheinufer entlang ziehend, als ich ihre Fahnen sah, die im Winde flatterten, ihre Chöre hörte, wie sie stark, voll, melodisch emporstiegen, der Erde Gebete zum Himmel hinauftragend, da wollte ich mitgehen, mitsingen. Seitdem ich sie in der Nähe gesehen, den Mangel an Andacht gesehen bei den Wanderern mit den Rosenkränzen, den Mangel an Reinheit gehört in ihrem Gesange, so bin ich zufrieden damit sie — nur in der Entfernung zu hören. Denn in einiger Entfernung gewähren sie wirklich ein schönes und großartiges Schauspiel. Die eigenthümlichen, oft recht hübschkleidenden Trachten der Landleute nehmen sich besonders gut aus unter der Menge, und die im Winde flatternden Fahnen glänzen in den schönsten Farben. In diesen Tagen erwartet man große Processionen von Koblenz und Köln von 1700—2000 Personen, wie es heißt. Alle wallfahrten zur Madonna in Bornhofen.

Auch wir gehen dahin. Willst du mir dahin folgen und die wunderthätige Madonna sehen, und die Pilgrimme und das festliche Treiben dort am Ufer des Rheins? Saure Milch und köstliche Trauben finden wir außerdem im Wirthshause, das früher ein Kloster war, und im rechten Winkel mit der Kirche gebaut ist.

Bornhofen liegt kaum eine kleine schwedische Viertelmeile von Marienberg, am Fuße der Berge, welche „die Brüder" genannt werden, und die prächtigen Ruinen zweier Burgen tragen, deren blutige Sage den Bergen diesen Namen gab. Um dahin zu gelangen müssen wir erst dem Rheinufer folgen, den Fluß hinauf — der Weg führt unter laubreichen Bäumen hin —, und dann lassen wir uns über den Fluß setzen. Der Morgen ist herrlich, und nach dem frischen, kalten Morgenbade sind alle Sinne wach ihn zu genießen. Auch sind die Meisten froh wie Kinder. Ich möchte es ebenfalls sein, versuche es auch; aber recht froh habe ich noch niemals sein können. Meine Freude hat immer eine Thräne, ein geheimes Weh zum Hintergrunde; so auch jetzt. Gleichviel! Zufrieden, dankbar kann man dennoch sein. Wir sind über den Fluß hinüber, der sich bei Bornhofen krümmt und eine schöne Aussicht gewährt, der man nur etwas mehr Ausdehnung wünschen möchte. Unter ihren grünen Bäumen liegt die weiße Kirche von Bornhofen auf einer Terrasse nahe am Ufer; am Ufer selbst sind für die Pilgrimme lange Tische gedeckt, bepflanzt mit

Kaffeetassen. Es raucht aus einem ungeheuern Kaffeekessel, der dort über einer Grube im Sande kocht. Wir wandern zur Kirche hinauf durch einen kleinen Krammarkt, wo in niedlichen Buden Perlbänder, Lichter, heilige Bilder, Bücher, Legenden und Lieder zum Verkauf ausgelegt sind, daneben Obst, Brot, Kuchen u. dgl. Leute in Festtagskleidern wandern hier herum, es wimmelt von ihnen auf der Terrasse oben bei der Kirche; aber Alles mit ruhiger Stille und Ordnung. Processionen kommen aus der Kirche gezogen, andere ziehen hinein, Alles unter Gesang; die weißen und rothen, goldgeränderten Fahnen nehmen sich hübsch aus unter den grünen Bäumen. Die Orgel braust, die Sonne leuchtet prächtig über den singenden Wallfahrtern, über dem kniebeugenden Volk, über dem Fluß und den Bäumen. Es ist schön, es ist schön!!! Das ist ein feierliches, festliches Volksleben. Und hier begreift man wie solche Aufzüge wol im Stande sind ein Volk an seine Religion zu fesseln. „Aber, aber...“ höre ich dich sagen. O, ich verstehe. Du sprichst von den Vorwürfen die Protestanten diesen Wallfahrten machen, von Trägheit, Sittenlosigkeit, Bilderdienst, Aberglauben, die sie erzeugen und nähren. Ich habe auch davon reden hören; aber was ich jetzt hier sehe ist erhaben, feierlich. Siehst du jene schönen, ernsten Frauengestalten in den schwarzen Trachten, die soeben knieten? Sieht man auf ihrem Antlitz nicht deutlich wie Arbeit und Gebet den Menschen veredelt? Nein, ihr Gottesdienst ist nicht leerer Prunk, nicht Eitelkeit. Wenn sie auch irren sollten in der Form, im Gegenstande, so können wir mit der jungen Frau hier im Wirthshause sagen: „Der liebe Gott wird wol ihren guten Willen ansehen!“ Wir gehen in die Kirche hinein. Hier in einer kleinen, hübsch decorirten Kapelle befindet sich die wunderthätige Madonna: eine sitzende Frauengestalt, in natürlicher Größe, hellblaue Kleidung, weißer Schleier, den todten Christus (eine gräßliche Gestalt) auf ihren Knien. Sie beugt sich über ihn mütterlich, natürlich; und vor ihr, oder vor dem Gitter, das ihren Raum von der Kirche trennt, welche ernste, ämsige Beterinnen!! Wie eifrig und lange beten sie, diese Frauen. Vor der Madonna brennen Lichter, brennen Nacht und Tag. In der Kirche übrigens eine Menge Menschen, die gehen und kommen; einige schlafen in den weniger erleuchteten Theilen, wahrscheinlich müde Pilger. Die Orgel ist rein und die Töne der Gesänge von großer Schönheit. Nun wird „Vater Unser“ gebetet, und auch wir beugen das Knie mit der Gemeinde. Wie Dem auch sei — dies Morgengebet, in dieser Kirche, unter diesen Fremdlingen — es war ein schöner Augenblick. Und nun wieder ins Wirthshaus, dicht neben die Kirche gebaut, im rechten Winkel mit derselben. Hier wollen wir frühstücken und von hier aus das bunte Schauspiel betrachten. Wir sehen die Pilger in großen Böten sich einschiffen und in diesen stromaufwärts fahren, immer unter Gesang. Auch die Volksgruppen auf der Terrasse betrachten wir in größerer Nähe, meistens kräftig aussehende Leute, deutsche Gutmüthigkeit in den Gesichtern. Von den Frauen viele regelmäßig schön; ein junges, kniendes Mädchen mit ihren andächtig niedergeschlagenen Augen, ein wahres Bild von Goethe's Margaretha. Gut, daß kein Faust sie sah; aber einen solchen wurde man hier nicht gewahr. Das Frühstück, bestehend aus Dickmilch und vortrefflichem Brote, essen wir mit dem Appetit von Badegästen und unter frohem Scherz, während wir alle Berge aus der Rheingegend vorstellen und in deren Namen sprechen. Spät am Vormittage fahren wir auf dem Flusse heim, die Pilger uns zur Seite, die beständig ihre Rosenkränze beten und scheel auf uns sehen.

Ein Abend zu Bornhofen einige Tage später war vielleicht noch schöner. Der Mond, hinter den „Brüdern“ verborgen, gab der dunkeln Gegend noch kein Licht, aber vom Fluß her erglommen freundlich die kleinen Lichter vom bornhofer Markte, und zeigten uns den Weg. Da oben um die Kirche herum war Alles mystisch, und die unbeschreibliche Schönheit des Abends und die linde Luft stimmten das Gemüth für Eindrücke des Friedens. Ein mattes Licht ergoß sich aus den Fenstern der Kirche, und dumpf brauste die Orgel. Kühl, aber sanft fächelte der Abendwind durch die dichtbelaubten Bäume. Leute die nicht Raum gefunden in der übervollen Kirche sangen und beteten unter denselben.

Wir bemerkten eine Gruppe von Männern und Frauen, sitzend auf der Kirchenmauer, in einem Winkel, unter den Bäumen. Sie sangen, indem sie sich vornüberneigten, um in ein Buch zu sehen, das ihnen von einem vor ihnen auf den Knien liegenden Knaben gehalten wurde. In der andern Hand hatte er ein Licht, welches das Buch erleuchtete, während es auf die kräftigen Gesichter der Singenden, auf das Laubwerk und die Bäume um sie her ein ungewisses Licht warf, dagegen das ernste, bleiche Gesicht des Knaben stark erhellte. Der Wind spielte in seinem Haar, wehte die flackernde Flamme hin und her, und trug die melodischen Wogen des Gesanges uns zu. Das war ein Bild, zu sehen und zu hören. Denn auch der vierstimmige Gesang war hier vollharmonisch und rein; die Melodie jene herrliche, die zu Luther's Te Deum gesungen wird. Die Worte konnten wir nicht alle hören; aber der Schluß jedes Verses war immer:

> Dieses Denkmal seiner Liebe
> Ist sein heil'ges Testament.

oder auch:

> Ist sein heil'ges Sacrament.

Wir beschauten dies Gemälde von den Fenstern des Wirthshauses aus. Da drinnen war es diesen Abend übervoll. Wir bekamen in einem Zimmer Platz dessen eine Hälfte von deutschen Bauern und Seeleuten besetzt war, großnasige Figuren mit Bierstangen und Meerschaumpfeifen, echte Teniers'sche Figuren, und alle mit diesem Zuge von Gutmüthigkeit oder stillem Humor, den man lieb haben muß. Und unter dieser Menge von Menschen — größtentheils aus den ärmern Classen — kein Wort des Zankes, keine unanständige, unhöfliche Geberde!

Ueber den „Brüdern" geht der Mond auf, und nun tritt uns in Wahrheit ein Bild von seltener Schönheit entgegen, ja wahrlich zu schön, als daß ich es versuchen sollte mit Tinte und Feder es abzuzeichnen; aber im Heiligthum der Erinnerung werde ich es ewig und dankbar bewahren. Daß meine Agathe mit war und es mitgenoß, machte es mir noch lieber und werther. Ich kehre nach Marienberg zurück.

(Die Fortsetzung folgt.)

Kant in Frankreich.

Unter dieser Ueberschrift hat Karl Rosenkranz zu Kant's Geburtstagsfeier am 22. April 1847 einen Vortrag gehalten*), welcher in gedrängter geistreicher Uebersicht die Betheiligung der Franzosen an dem Verständnisse und der Verarbeitung unsers großen Denkers auseinandersetzt. Es geschieht aus einem dreifachen Gesichtspunkte, nämlich erstens der allgemeinen historischen Kenntnißnahme, zweitens der Uebersetzung, und drittens der philosophischen Verarbeitung. Die vornehmsten Namen an welche sich, nach Rosenkranz, diese Operationen knüpfen sind Villers, Tissot und Cousin. Daß indeß dieser Ueberblick noch mancher Ergänzung und Erweiterung fähig sei, wird der geehrte Verf. selbst gern zugeben. Eine solche Ergänzung, und zwar für die erste der hier genannten Stufen, welche die Voraussetzung der beiden übrigen ist, mag hier verstattet sein. Derjenige Franzose an welchen sich noch vor Villers die erste Kenntnißnahme von der Kant'schen Philosophie knüpft ist der berühmte Siéyes, welcher in den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu Paris dem würtembergischen Candidaten, nachherigen Grafen Karl Friedrich Reinhard, mit dem er damals bekannt wurde, die Ausarbeitung einer kurzen Darstellung der Kant'schen Kritik übertrug. Sie erschien nachmals in deutscher Sprache in dem von Reichardt herausgegebenen Journal „Deutschland".**) „Siéyes", bemerkt Steffens, „welchem wir diese Notiz verdanken («Was ich erlebte», V, 318), der die Kant'sche Kritik nach dieser Darstellung ebenso gut verstand wie in unsern Tagen Cousin den Schelling und Hegel, versicherte zwar durch Kant nichts Neues erfahren zu haben. Das Alles, äußert er höchst naiv, haben wir schon lange gewußt, und es ist wol höchst zweifelhaft, ob Kant jetzt in Frankreich richtiger aufgefaßt wird." Letzteres bleibe dahingestellt, obschon es in neuester Zeit an Einzelnen nicht fehlt die sich mit Hintansetzung jedes Nationalvorurtheils in den Geist der deutschen Philosophie vertiefen. Siéyes aber war von Jugend auf für die sensualistische Philosophie von Locke und Condillac eingenommen.***) Steffens hat wie es scheint diese anziehende Thatsache von Reinhard selbst, mit welchem er zu Hamburg in dem Sieveking'schen Hause zusammentraf. Die „Briefe über die Kant'sche Philosophie an einen Freund in Paris" sind anonym erschienen †) mit der Bemerkung: „Diese Briefe sind für solche Leser bestimmt welche sich einen deutlichen und bestimmten Begriff von den Resultaten dieser Philosophie machen wollen, ohne Kant's Werke selbst gelesen oder verstanden zu haben." Es sind ihrer nicht mehr als fünf, ohne daß die Darstellung zu Ende geführt wäre. Der erste Brief enthält eine allgemeine Einleitung. Der zweite hat zur Ueberschrift: „Kant beweist, daß die Bewegung und Materie außer uns wirklich sei"; der dritte: „Kant beweist, daß Mathematik und Physik feste Grundsätze haben, und daß die Erfahrung uns reelle Gegenstände kennen lehrt"; der vierte: „Kant behauptet, daß die bisherige Metaphysik ein bloßes Spiel mit Begriffen und leeren Einbildungen sei, und daß eine Wissenschaft des Uebersinnlichen alle menschlichen Erkenntnißkräfte übersteige"; der fünfte und letzte endlich: „Kant behauptet, daß auch keine wahrscheinliche Erkenntniß des Uebersinnlichen möglich sei." Aus dem ersten Briefe geht hervor, daß diese Philosophie in Paris damals bereits eine recht lebhafte Theilnahme erregt hatte. „Was soll ich zu den widersprechenden Urtheilen sagen", heißt es im Beginn, „die Sie über Kant's Philosophie gehört haben? Ich würde doch nur eine Partei sein, wenn ich mich auf die eine oder auf die andere Seite schlagen, und bestätigen wollte, daß die Wissenschaft und die Menschheit Etwas dadurch gewinne oder nicht gewinne; und was kann der Machtspruch da helfen, wo nur allein eigene Einsicht das Urtheil bestimmen muß, wenn es Gültigkeit haben und Ueberzeugung hervorbringen soll? Wer ein gründliches Urtheil über Kant's Philosophie fällen will, muß doch wenigstens den Zweck und die Mittel seiner Untersuchungen kennen. Ich kann Ihnen in Ihrer jetzigen Lage das eifrige Studium seiner Werke nicht zumuthen. Sie sind weitläufig und schwer, und erfodern schlechterdings mehr Zeit und mehr Muße als Ihre unruhevollen politischen Geschäfte Ihnen verstatten. Indessen ist es so schwer nicht eine bündige Vorstellung von Dem zu geben was er eigentlich in seinen Untersuchungen beabsichtigt, was er herausbringt, und durch welche Gründe er seine Resultate unterstützt. Ich nehme daher Ihre Auffoderung recht gern an Ihnen einen vorläufigen Begriff von dem Inhalte der Kant'schen Werke zu geben, obgleich Ihr Urtheil darüber im Allgemeinen schon gefällt zu sein scheint. Sie versprechen sich nicht viel mehr von Dem was in der Philosophie Aufsehen macht. Sie vermuthen also es werde irgend ein altes System wieder neu aufgestutzt mit frappanten Zügen, in einer neuen Sprache dargestellt sein. Ich glaube indessen, daß Ihr Urtheil noch nicht so ganz abgeschlossen ist, daß Sie es nicht sollten ändern können, wenn Sie die Sache anders finden; denn ich kenne Ihre Unbefangenheit in Untersuchungen dieser Art. Ich habe Kant's Werke genau, sehr genau studirt, und ich will Ihnen in aller Kürze das Wesentliche ihres Inhalts wiedergeben. Ich werde Ihnen nicht die Worte, sondern den Geist derselben mittheilen, ob es sich der Mühe verlohnt die Philosophie dieses Mannes zu studiren, und ob es nützlich und gut ist sie allgemein zu verbreiten." Der Verf. theilt hierauf die Philosophen im Allgemeinen in drei Parteien, welche er der Kürze wegen die Orthodoxen, die Heterodoxen und die Skeptiker nennt, und die sich sämmtlich wieder in sehr viele Zweige spalten. Kant nun habe den Versuch gemacht sich als Mittelsmann zwischen alle diese Parteien zu stellen, und indem er jeder Etwas zugesteht und Etwas abspricht, sie insgesammt mit der Vernunft in Einstimmung zu bringen. Auf das Weitere einzugehen wäre für uns unnöthig. Sollte der literarische Nachlaß des Grafen Reinhard noch erscheinen, so dürfen seine Briefe über die Kant'sche Philosophie (womit er den Franzosen gewissermaßen Das leisten wollte was Reinhold in seinen berühmten „Briefen für die Deutschen") nicht übergangen werden.

Nach Villers nennt Rosenkranz als Denjenigen welcher durch seine Gründlichkeit am meisten dazu beigetragen habe die Kant'sche Philosophie vor der Restauration bei seinen Landsleuten einzuführen: Degérando, dessen „Histoire comparée des systèmes de philosophie" im J. 1804 zu Paris herauskam, und welche vor einigen Jahren in einer neuen vermehrten Ausgabe wieder erschienen ist. Um so auffallender und nur durch ein Versehen zu erklären ist die Auslassung eines Namens welcher Jedem der an die Einführung und Verbreitung deutscher Ideen in Frankreich überhaupt denkt immer zuerst sich vergegenwärtigen wird. Es ist die Frau v. Staël-Holstein in dem berühmten Werke über Deutschland, im zweiten Theile

---

*) S. „Neue Preußische Provinzial-Blätter", IV, 12—20 (Königsberg 1847).

**) In meinem Aufsatze über Graf Reinhard („Historisches Taschenbuch", Jahrgang 1846, S. 212), wo dieser Umstand im Vorübergehen erwähnt ist, steht der Druckfehler: „in einem von Reinhard herausgegebenen Journal «Deutschland»".

***) Mignet, „Notices et mémoires historiques", I. Art.: Sieyes.

†) „Deutschland", III und IV (Berlin 1796), vom 8. bis zum 12. Stück.

der dritten Abtheilung, deren sechstes Capitel Kant gewidmet ist, und vielleicht mehr als alle Uebrigen beigetragen hat Kant im Zusammenhange mit der Gesammtentwickelung deutscher Philosophie und Literatur nicht nur in Frankreich, sondern dem ganzen gebildeten Europa zugänglicher zu machen. Sie setzt wenigstens bei ihren Lesern so gut wie gar keine Kenntniß des Gegenstandes voraus, und schmeichelt ihrem Volke, um die Erlaubniß zu haben es mit einem so wichtigen Gegenstande bekannt zu machen. Sie vergleicht das französische Publicum, „welches so viel Ursache habe sich für einen Fürsten zu halten", mit jenem Fürsten welcher die Mathematik auf einem kürzern Wege lernen wollte, und der es hören mußte, daß es für die Mathematik keinen eigenen Weg für die Könige gebe. In der Art und Weise, wie sie die Resultate der Kant'schen Kritik den Franzosen einigermaßen zugänglich zu machen sucht, herrscht eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Gange den Reinhard in den Briefen an Sieyes einschlägt; nur daß sie im Interesse des Spiritualismus, und im Eifer gegen materialistische Philosophie der Encyklopädisten, den Hauptnachdruck auf die praktische Seite der Kant'schen Philosophie, auf die Idee der Freiheit als Grund und Quelle der Pflicht und der Moral, zu legen bestrebt ist. Von den Erklärungen des Schönen und Erhabenen in der „Kritik der Urtheilskraft" spricht sie mit Entzücken. So sagt sie: „Deutschland war bedroht von jener dürren Lehre welche allen Enthusiasmus als einen Irrthum betrachtete, und die tröstlichen Ansichten des Daseins unter die Zahl der Vorurtheile setzte. Es war eine lebhafte Genugthuung für Männer die zugleich so philosophisch und so poetisch, so fähig der Studien und der Exaltation sind, daß alle schöne Empfindungen der Seele mit der Strenge der abstractesten Raisonnements vertheidigt werden. Die Kraft des Geistes kann niemals lange negativ sein, d. h. hauptsächlich in Demjenigen bestehen was man nicht glaubt, was man nicht begreift, was man verachtet. Es muß eine Philosophie des Glaubens, des Enthusiasmus geben, eine Philosophie welche durch die Vernunft Das bestätigt was das Gefühl uns offenbart." „Der polemische Theil der Werke Kant's", heißt es weiterhin, „der, in welchem er die materialistische Philosophie bekämpft, wäre für sich allein ein Meisterstück. Diese Philosophie hat so tiefe Wurzeln in den Gemüthern geschlagen, es ist so viel Irreligion und Egoismus daraus hervorgegangen, daß man schon Diejenigen als die Wohlthäter ihres Landes betrachten müßte welche weiter Nichts thaten als dieses System bekämpfen, und die Gedanken Platon's, Descartes' und Leibniz' wieder erwecken...." Das Capitel über Kant schließt mit der Betrachtung: „Man könnte aus Kant's Schriften eine Menge glänzender Ideen über alle Gegenstände ausziehen, und vielleicht ist es die einzige Lehre aus welcher man gegenwärtig sinnreiche und neue Blicke (aperçus) schöpfen kann; denn der materialistische Gesichtspunkt in allen Dingen bietet schon nichts Interessantes und Originelles mehr. Das Piquante der Scherze (plaisanteries) gegen Das was ernsthaft, edel und göttlich ist, ist verbraucht, und um künftig dem menschlichen Geschlecht einige Jugend wiederzugeben, wird man zur Religion durch die Philosophie, und zum Gefühl durch die Vernunft zurückkehren müssen." Was also diesen Gesichtspunkt der geist- und seelenvollen Schriftstellerin von den frühern und spätern Bemühungen ihrer Landsleute die Kant'sche Philosophie in Frankreich einzuführen unterscheidet, ist: daß die Letztern sich nur als Schulphilosophen mit dem großen deutschen Denker beschäftigten, während Frau v. Staël vor Allem die sociale Seite der neuen deutschen Philosophie in ihren höchsten Beziehungen hinstellte. In dieser Hinsicht kann man sie als Vorläuferin der beiden größten heutigen spiritualistischen Socialphilosophen Frankreichs, nämlich Lamennais und Pierre Leroux, ansehen.

G. E. Guhrauer.

Bibliographie.

Becker, W. A., Gallus oder römische Scenen aus der Zeit Augusts. Zur genauen Kenntniss des römischen Privatlebens. 2te sehr vermehrte und berichtigte Ausgabe von W. Rein. Drei Theile. Mit zwei lithographirten Tafeln und 26 eingedruckten Holzschnitten. Leipzig, F. Fleischer. Gr. 8. 5 Thlr. 15 Ngr.

Byron's Don Juan von **A. Böttger.** Diamantausgabe. Leipzig, O. Wigand. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Jäger, A., Die alte ständische Verfassung Tirols. Innsbruck, Wagner. 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

Neueste Länderkunde mit besonderer Beziehung auf deutsche Auswanderung und Colonisation. 1ster Band. — A. u. d. T.: Texas im J. 1848. Nach mehrjährigen Beobachtungen dargestellt von **V. Bracht.** Mit verschiedenartigen Zugaben Auszügen aus Briefen. Elberfeld, Bädeker. 8. 22½ Ngr.

Die parlamentarische Redekunst, d. i. Anweisung in öffentlicher Versammlung zu sprechen und an der Debatte Theil zu nehmen, für die Oberklassen öffentlicher Lehranstalten bearbeitet und mit einer Beispielsammlung vollständiger Debatten, sowie deren skizzirter Umrisse und einer großen Anzahl zur Discussion geeigneter Texte versehen von einem praktischen Schulmanne. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 18 Ngr.

Tagesliteratur.

Benque, W., Die progressive Steuer als Ordnerin der innern Landesverfassung. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Büchner, W., Die Reaction in ihrer wahren Bedeutung. Schwerin, Kürschner. Br. 8. 5 Ngr.

Burchardi, G. C., Die Friedensprojecte, in Betreff Schleswig-Holsteins, und der deutsch-scandinavische Bund. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Für und Wider Schutz- und Differenzialzölle. Eine Berufung an das kritische Urtheil deutscher Volksvertreter. Berlin, Schneider u. Comp. 1848. 4. 4 Ngr.

Die Grundrechte des deutschen Volkes. Mit Belehrungen und Erläuterungen. Leipzig, G. Wigand. 16. 3 Ngr.

Hummelauer, A. v., Von den Ursachen des Zustandes der arbeitenden Klasse, und den Mitteln, denselben, den Erfordernissen des geselligen Seins entsprechend, zu verbessern. Ein Beitrag zu einer künftigen Organisation der Arbeit. Klagenfurt, Leon. Gr. 8. 15 Ngr.

Klaußner, J., Vortrag über Industrie, Erwerb- und Gewerbwesen im Allgemeinen; dann über das Gewerbswesen in der k. Haupt- und Residenzstadt München erstattet in öffentlicher Magistrats-Sitzung am 9. November 1848. München. 1848. Gr. 8. 4 Ngr.

Maßl, X., Der Kampf der Finsterniß gegen das Licht und unser Verhalten bei diesem Kampfe. Zwei Predigten gehalten zu Passau. Schaffhausen, Hurter. 8. 3¾ Ngr.

Pelz, E., Eine Ausweisungsgeschichte. Leipzig, Hunger. Gr. 16. 3 Ngr.

Raczyński, R., Wer hat die Freiheit verrathen? Slawen oder Germanen? Schreiben an Hrn. Arn. Ruge. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Signatura temporis. Berlin, im November 1848. Berlin. 8. 6 Ngr.

Unruh, v., Skizzen aus Preußens neuester Geschichte. 1ste bis 3te unveränderte Auflage. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 10 Ngr.

Welcker, P. H., Deutschlands Auferstehung. Freiheitslieder. Gotha, Stollberg. Gr. 12. 7½ Ngr.

Volksfaßliche Widerlegung des „Deutschkatholicismus" von einem katholischen Priester. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Zehender, W., Die Nothwendigkeit der Auflösung der deutschen National-Versammlung in Frankfurt, wenn die Einigung Deutschlands auf dem Wege freier Verständigung durch die deutschen Kammern dauernd und segensreich erstrebt werden soll. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 4 Ngr.

Der rechte Zustand eines Volkes. Ein Stück aus einem Briefe mit Erweiterungen und Zusätzen von **Siegm. Lichtrecht.** Erlangen, Palm. 1848. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 43. — 19. Februar 1849.

Blätter vom Rheinufer.

Von Frederike Bremer.

(Fortsetzung aus Nr. 42.)

Wir haben einen neuen „Vergnügungsausschuß" bekommen, der aus unserm biedern Colonel und zwei jungen Italienern besteht. Diese stellen die hübschesten Feste an, bald auf den „Brüdern", bald unten in unserm Thal, Feste mit Musik, Feuerwerken, bengalischen Flammen u. s. w. Die Schönheit der Abende und des Locals machen diese Vergnügungen zu wahren Festen für Herz und Sinn. Die parisischen Tivolifeste sind matt neben diesen. Gestern Abend wurde den Damen ein solches Fest gegeben. Ueberhaupt kann die Aufmerksamkeit und Zuvorkommenheit die die Herren hier den Damen erweisen nicht genug gerühmt werden, und Das um so mehr, als sie von aller eigentlichen Courmacherei durchaus frei ist. Einige kleine Flammen sehe ich wol hier und da im Stillen brennen; aber sie kommen nicht weiter, zünden nicht, brechen nicht aus. Und wie sollten sie es? Ist doch keine Zeit dazu, keine Möglichkeit ein zärtliches Gespräch, noch weniger eine Liebeserklärung in Gang zu bringen, während man herumläuft sich zu erwärmen zwischen Sitzbad und Dusch!... Der Wassergott, fürchte ich, ist ein arger Rival des Liebesgottes. Inzwischen blühen Aufmerksamkeit und Feuerwerke. Sie leben! Was ich jedoch vermisse bei unsern Festen sind — wirklich frohe Herzen. Und den glücklichen Menschen — wo werde ich ihn finden?

Unsere kleinen Ausflüge zu drei oder vier Personen, in die Thäler hinaus oder hinauf zu den Bergen, um Frühstück oder Abendbrot zu essen, sind allerliebst! Und der tägliche Umgang mit einigen der hiesigen Gäste wird immer reizender. Die jungen Herren beklagen sich im Allgemeinen darüber, daß man sie im gesellschaftlichen Leben so sehr von den jungen Damen absperrt; sie bekommen nie „Gelegenheit recht Bekanntschaft zu machen, offen und vertraulich sich mitzutheilen, einander Gedanken und Gefühle über die wichtigern Fragen des Lebens kennen zu lernen". Da ich diese Gravamina auch von jungen Herren in Schweden gehört habe, und man mich dort und hier aufgefodert hat sie schriftlich vorzubringen, so thue ich es hiermit in aller Kürze. Die jungen Damen werden mir es sicher nicht übel nehmen!

Die Badegäste ziehen allmälig ab. Die jungen, liebenswürdigen Schwestern von Köln wurden neulich von ihren Brüdern abgeholt. Ihr Zusammentreffen zu sehen war eine Freude für das Herz. Der Republikaner ist abgereist. Den längsten, wärmsten Abschied nahm er von einem verkrüppelten Jüngling, den er hier getroffen, und dem er nun allen Muth und alle Hoffnung einzuflößen suchte, und dem er die Hand schüttelte ins Unendliche. Ein paar Morgen vorher vertraute er mir seine Liebe zum Familienleben, seinen Schmerz über die Entbehrung desselben, und seine Befürchtung ein solches nie zu gewinnen, „denn es sei ihm ganz unmöglich zu begreifen wie ein junges Frauenzimmer ihn je sollte lieben können". Steht jedoch seinem Glücke nichts Anderes im Wege, so bin ich deswegen ruhig. Möge es ihm wohlgehen! Möge das redliche, brave Herz dem unruhigen Kopfe ein leitender Stern werden!

Hr. M., der junge Engländer, nahm heute Abschied. Er reist nach Paris, um dort von einem geschickten Arzt Untersuchung und Urtheil über seinen Gesundheitszustand zu begehren. Gibt man ihm Hoffnung zu einem längern Leben, so will er den Winter über in Palermo zubringen; wenn nicht, so kehrt er heim nach England zu seiner Familie, um in ihrem Schoose, unter seinen Geliebten zu sterben. *)

Die Gesellschaft ist jetzt zusammengeschmolzen; wir haben aber unter uns noch die Familie Dalman, Fräulein W. und den jungen, begabten B., einen fähigen Kopf, munter und gesprächig; seinen Gesang zu hören ist ein wahres Fest.

Die schönste Zeit am Tage ist für mich doch die einsame Morgenstunde! Wir sind schon tief im September, aber das Wetter ist unausgesetzt angenehm, und die Morgen sind von unendlicher Schönheit. Dann nach dem Vollbade hinabzuwandeln in das thauige Thal, gerade wenn die Sonne über die Berge emporsteigt, und Alles

*) Wenn er noch lebt und diese Blätter ihm vor Augen kommen, so möge er darin das warme Interesse der schwedischen Familie an ihm und seinem Wohlergehen lesen! 1848.

dort unten, Wasserstrahlen, Thautropfen, Gras und Blumen in Silberpracht erglänzen läßt, dort zu wandeln auf den obern Terrassen, eine große Muskatellertraube in der Hand, bald diese genießend, bald das krystallklare Wasser, die Luft in der thauigfrischen Morgenstunde, die ganze Herrlichkeit der Natur!... Das ist entzückend! Das elektrisirt! Worte aus David's Psalmen, die „die Bäume in die Hände klatschen lassen, die Weinberge sich freuen, und zusammt dem Menschen die ganze Natur ihren Schöpfer preisen", drängen sich von selbst ins Herz als reine Ausdrücke eigener Gefühle und Gedanken. Nie habe ich so wie hier die Worte des dänischen Denkers Martensen verstanden:

Gott kann Alles in ein Sacrament verwandeln.
Aus Allem kann er ein Gnadenmittel machen.
Die ganze Wirklichkeit kann sacramental sein.

Aber um dies Alles genießen zu können, Feste, Trauben, die Schönheit der Natur, das angenehme, sorglose, leichte Beisammenleben, muß man hier in einem gewissen Grade Egoist, verhärtet sein. Auf den Höhen bei Marienberg muß man wegsehen können über das Städtchen Boppart zu ihren Füßen, über seine ärmlichen Bewohner und deren bleiche, unreinliche, bettelnde Kinder; und Das kann man hier auch nur allzu gut. Man ist hier entweder sein eigener Leidträger, sein eigener Patient, oder man ist an einen solchen gefesselt, an seine Gesellschaft und Pflege; und deswegen meint man ein Recht zu haben die Gaben des Glücks anzunehmen. Gefährlich wäre es, wenn dies Leben lange dauerte, man könnte es zu lieb gewinnen. Ich werde ihm jedoch jetzt Lebewohl sagen, um auf einige Tage nach Kaiserswerth zu gehen. Hierher komme ich nicht wieder zurück, sondern treffe Mutter und Schwester in Koblenz, um mit ihnen nach Schweden zurückzukehren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die „Times" über Guizot's neue Schrift.*)

Bei einer Schrift wie vorgenannte, deren englische Uebersetzung einige Tage früher in London ausgegeben worden ist als das französische Original in Paris, und bei einer Zeitung wie die „Times", deren politische Aussprüche trotz aller Anfeindungen und Verdächtigungen weit über Europa hinaus tragende Geltung haben, bedarf es für Mittheilung des von ihr gebrachten kritischen Urtheils über „Democracy in France, by M. *Guizot*" (London 1849) in d. Bl. keines einleitenden, keines rechtfertigenden Wortes. Der Aufsatz steht in der Nummer vom 10. Jan.

Diese 80 Seiten voll Lehre und Warnung werden den Erwartungen nicht entsprechen womit man sie im Allgemeinen zur Hand nehmen wird. Das soll nicht heißen, daß die Schrift eine unvollständige, die Idee eine mangelhafte sei; Guizot hat mit genügendem Geschick sich einer Aufgabe entledigt welcher er unter allen lebenden Schriftstellern vielleicht am besten gewachsen war; auch wird Niemand behaupten mögen, daß dieser Versuch den frühern Leistungen seines Verf. nachstehe. Nur ist die Schrift nicht so angethan wie der Charakter und die Beziehungen des Gegenstandes sowol als ihres Verf. es vermuthen lassen. Betrachtet man die Bahn welche die Demokratie durchlaufen hat, ihre Selbstwiderlegung als Ernte ihrer täglichen Früchte, und die völlige Bloßstellung zu welcher die gigantische Täuschung vor den Augen der ganzen Welt verurtheilt worden ist, so glaubt man annehmen zu dürfen, Guizot werde den legitimen, seiner Feder entgegengekommenen Triumph nicht verschmäht haben. Guizot hat sich aber zu solcher Gelegenheit nicht herabgelassen. Er hat voll sein eröffnendes Wort gelöst alle Einflüsterungen seiner persönlichen Lage fortzuweisen, und hat die Lesewelt mit einer etwas abstracten Abhandlung über eine gewisse eingetretene Phase der politischen Gesellschaft beschenkt.

Guizot mißt dem „Götzendienste der Demokratie" jene Unmöglichkeit socialen Friedens bei welche das Unglück Frankreichs ist. Er definirt die Demokratie nicht schulgerecht; was er aber unter ihr und wie er ihr Princip versteht, Das entwickelt er im Fortgange klar genug. Die von ihm behandelte Demokratie soll nicht die erkennbare Form irgend einer bürgerlichen Verfassung, und sie kann diese nicht sein, weil ihre Hauptcharakteristik ihr wesentliches Auflehnen gegen jede Regierung ist. Ihr Glaubensbekenntniß fodert eine beiweitem größere Ungebundenheit als die volksthümlichsten Regierungen je geduldet und gestattet haben. Wenn daher vor unsern Augen eine gewisse Partei das Beiwort „demokratisch" selbst dem Worte „Republik" vorsetzt, so bekundet sie damit, daß sie mehr will als allgemeines Stimmrecht, mehr als alle andern jüngsten Errungenschaften der Gleichheit. Es bedarf ja auch nach dem Juniaufruhre keines Beweises, daß „die Demokraten" eine kräftig gehandhabte republikanische Regierung ebenso wenig mochten wie sie früher keine Monarchie gemocht, und ihre jetzt ohne Hehl und Scheu proclamirten Foderungen bezeichnen deutlich die Natur des Systems das sie einzuführen wünschen.

Niemand kann den verderblichen Einfluß solcher Principien auf den socialen Frieden irgend eines Landes unter der Sonne bezweifeln. Sieht aber Guizot in ihnen die Ursache all des gegenwärtigen Trübsals von Frankreich, so liegt in seinen Worten ein kleiner Doppelsinn, nämlich insofern als eben schlußgerecht gezeigt worden ist, daß die Zahl Derer die solche Lehren vertheidigen in unnennbar geringem Verhältniß zur besser gesinnten Majorität des Volks sich befindet. Wie ist es da möglich, daß Grundsätze welche von Machtstellen vertrieben, in politischen Kämpfen geächtet, und vom Ausdrucke der Volksstimme verurtheilt worden sind von so entscheidender Einwirkung auf die Wohlfahrt der Nation sein können? Will Guizot andeuten, daß, obschon dieser Geist der „Demokratie" beziehentlich nur bei einer schwachen und aufgegebenen Fraction zu seinen äußersten Extremen ausgebildet sei, er doch alle Elemente der Staatsgesellschaft mit seiner echten Fäulniß und Hefe durchdringe, sodaß Bourboniten, Orleanisten, Napoleonisten und Republikaner insgesammt gleichmäßig das Régime ihrer Wahl nur für eine bessere Modification der von Allen gebilligten „Demokratie" erachteten und als solche aufstellten? Meint er, daß in Folge dieses selben Einflusses eine Regierung nach der andern außer Stand gewesen sei und ferner sein werde, heilsame Maßregeln durchzuführen? Wird „die Demokratie in Frankreich" ausschließend von den Anhängern der Rothen Republik vertreten, oder glaubt Guizot, daß sie sogar dem politischen Verhalten Derer welche in vorderster Reihe gegen ihre furchtbaren Uebergriffe gekämpft haben Form und Gestalt gebe?

„Das Wort Demokratie", sagt Guizot, „ist kein neues Wort, und hat von jeher bedeutet was es jetzt bedeutet. Allein Das ist neu und eine Eigenthümlichkeit unserer Zeit, daß das Wort „Demokratie" täglich, stündlich und aller Orten ausgesprochen, zu jeder Zeit und allerwärts von allen Menschen gehört wird." Eine Ansprache die ehemals vorübergehend und local war ist jetzt dauernd und allgemein. Wer Augen hat zu sehen und Ohren hat zu hören muß von der Wahrheit die-

*) Wir berichteten darüber bereits in Nr. 34 und 35 d. Bl.
D. Red.

fer Erscheinung überzeugt sein. Sind aber wol diese unablässigen Ansprachen das Ergebniß einer innigen, wenn auch täuschenden Ueberzeugung? Beschränkt sich nicht der „Götzendienst der Demokratie" auf bloßen Lippendienst? Gesetzt die Republik vom Februar würde durch einen volksthümlichern Plan ehrlich verdrängt, glaubt Guizot, daß dieselbe Fäulniß des Princips alle folgenden Experimente vernichten werde? Würde Das einem Kaiserreiche schaden, wenn es ein demokratisches wäre, oder derselbe Zusatz eine Monarchie auf Null herabbringen? Dies sind Punkte, worüber Guizot's Ansichten sehr willkommen gewesen wären. Jedenfalls läßt sich der Republik des Generals Cavaignac nicht nachsagen, daß sie wegen zu viel demokratischen Geistes in ihrer Verwaltung verunglückt sei.

Sind wir nun auch hinsichtlich der Anwendung von Guizot's Grundsätzen in Verlegenheit, so läßt doch seine Exposition ihrer Natur und Tendenz uns darüber nicht zweifelhaft. Ist die „Demokratie in Frankreich" wirklich etwas so Reales wie sie es laut Guizot sein soll, so gibt es keine vernunftgemäßere Widerlegung ihrer Lehren als die seinige. Er untersucht mit welchem Rechte sowol von der demokratischen als von der socialen Republik zu hoffen sei, daß sie Frankreich den innern Frieden zurückgeben werde, nach welchem Frankreich seufzt, und beweist, daß es völlig müßig ist Solches von der einen oder von der andern zu hoffen. In England bedürfen gewiß nur wenige Leser Guizot's gediegene Beweisführung, doch seine Schrift richtet sich mehr an seine Landsleute als an uns. Proudhon's socialistische Doctrinen werden kurz aber gedrängt zergliedert und besprochen, und ein von Guizot hervorgehobener Conflict, in welchen die Schule mit sich selbst geräth, ist zu schlagend um übergangen zu werden. Es versteht sich von selbst: ...erinnert, daß vollständige Durchführung der communistischen Lehren den Menschen zum Thier herabwürdigen müßte. Guizot schreibt: „In der socialen Republik sind die Menschen vereinzelte und ephemere Geschöpfe, welche in diesem Leben und auf dieser Erde, dem Schauplatze ihres Lebens, blos um ihrer Subsistenz und um ihres Vergnügens willen erscheinen, jedes für sich allein, jedes mit gleichem Recht, ohne weiteres Ziel und ohne weitern Zweck. Dies ist genau der Zustand der gemeinen Thiere. Unter ihnen gibt es kein Band, keine Einwirkung welche das Individuum überdauert und die Race berührt. Im Leben der Gattung gibt es keine bleibende Aneignung, keine erbliche Ueberlieferung, weder Einheit noch Fortschritt. Nur Individuen kommen und gehen, und im Vorübergehen erfassen sie ihren Theil an den guten Dingen dieser Erde und an den Vergnügungen dieses Lebens je nach dem vereinten Maße ihrer Bedürfnisse und ihrer Stärke, und Das ist in ihren Augen ihr Recht."

Diese Schilderung hat nichts Carikirtes, und doch sind die Anhänger der betreffenden Schule, wie Guizot später bemerkt, gerade Diejenigen welche von der menschlichen Natur, die sie so tief herabgezogen, die überschwenglichsten und wunderbarsten Entwickelungen erheischen. In dem einen Momente wird die Menschheit geschmäht und gebrandmarkt, im nächsten neben die Gottheit erhoben. In der einen Stunde wird der Mensch als ein Wesen hingestellt das zu Allem fähig, in der folgenden als ein Thier, dessen höchste Erfordernisse die des Viehes sind.

Vom politischen Standpunkte aus bezeichnet Guizot zwei Elemente als hervorragende Bildner der Gesellschaft in Frankreich: die legitimistische und orleanistische Partei. Von der erstern steht anzunehmen, daß sie alle Gesinnungen, Ansichten und Traditionen umfaßt und vertritt welche bis 1789 ausschließend vorherrschten. Demgemäß ist sie Etwas mehr als eine rein dynastische oder monarchische Partei. Diese „Elemente des antiken französischen Gesellschaftsbaus", sagt Guizot, „sind im modernen Frankreich von beträchtlichem Gewichte." Die zweite Partei repräsentirt die Classe welche ehemals unmittelbar unter der ersten stand: den tiers-état oder die Bourgeoisie, welche 1789 sich das Uebergewicht erkämpfte, es aufs neue 1830 behauptete, und sich seitdem mit den Principien der constitutionnellen Monarchie identificirt hat. Laut Guizot fußt keine der beiden Parteien lediglich auf der Vorliebe für Familien oder Namen. „Ihre Eigenheit ist ebenso sehr socialer als politischer Art, und sie entsprechen den am tiefsten eingewurzelten und unvertilgbaren Elementen der französischen Gesellschaft." Das ist unbestritten wahr. Auch erwähnen wir diese Bemerkungen nicht weil sie in Frage gestellt werden können, oder weil sie neu sind, sondern wir wünschen blos darauf aufmerksam zu machen, daß Guizot die wirklichen Parteien in Frankreich thatsächlich auf jene zwei beschränkt, und den politischen Körpern, deren Titel jetzt am häufigsten dem Publicum in die Ohren klingen, nur untergeordnete und vom Zufall abhängige Functionen zutheilt. Es heißt in dieser Beziehung:

„Um jene großen Parteien schart sich die Masse des Volks, hält zu der einen oder zu der andern nach Maßgabe ihrer Interessen, ihrer Gewohnheiten, ihrer tugendhaften oder vernünftigen Triebe, immer aber ohne starke oder feste Anhänglichkeit und unaufhörlich angegriffen und bearbeitet von Socialisten und Communisten jeder Schattirung. Diese Letzten bilden keine politischen Parteien, denn sie haben weder ein politisches Princip noch eine eigene politische Organisation. Ihr einziges Bestreben geht dahin alle Einflüsse zu zerstören, und alle Bande, ob materielle oder moralische, zu zerreißen, welche den von seiner Hände Arbeit lebenden Theil des Volks an die von den Aufgaben des Staats beschäftigte Classe knüpfen, diesen Theil des Volks loszutrennen vom Landeigenthümer, vom Capitalisten, vom Klerus und von allen andern bestehenden Gewalten, endlich durch sein Elend auf ihn einzuwirken, und durch seine Begierden ihn zu beherrschen. Ein Name nennt sie Alle, Alle sind Glieder einer großen anarchischen Partei. Was sie dem Volke predigen sind nicht die Vorzüge dieser oder jener Regierungsform; es ist eine pure, blanke, absolute Anarchie; denn mit dem Chaos verträgt sich eine Regierungsform so wenig wie eine andere. Doch eine Thatsache überrascht. Ob ehrlich oder verderbt, blinde Utopier oder Ränke schmiedende Anarchisten, sie Alle, diese Störer der socialen Ordnung, sind Republikaner. Nicht als wären sie der republikanischen Verfassung mehr zugethan oder unterwürfiger als einer andern, denn ob Republik oder Monarchie, jede geregelte und lebensfähige Regierung ist ihnen gleich verhaßt, sondern weil sie unter einer Republik stärkere Waffenhülfe bei ihren Angriffen und schwächere Widerstandsmittel zu finden hoffen. Dies ist das Geheimniß, warum sie der Republik den Vorzug geben."

Richtiger, dünkt uns, wurde nie ein Charakter gezeichnet. Inwieweit aber passen die Anschuldigungen der „Demokratie" auf „die zwei großen Parteien" der französischen Gesellschaft? In welchem Verhältnisse steht „die eine große anarchische Partei" zu dem ganzen Volke? „Die Männer der socialen Republik", schreibt Guizot, „treten hervor und sagen: «Zählt uns!»" Wir in England meinen, daß man sie beim Wort genommen, und daß die Zählung nach ihrer eigenen Angabe ihre Unbedeutendheit klar zu Tage gebracht. Wo sind dann aber die Grenzen der „Demokratie in Frankreich"? Ueberschreitet sie die halbe Million der angeblichen Constituenten Ledru-Rollin's und Raspail's?

Während Guizot die politischen Bedingungen des socialen Friedens in Frankreich feststellt, schildert er die dermalige „demokratische" Partei näher als eine die erst seit kurzem in die Schranken getreten, thatsächlich durch eine Fraction der 1789 ursprünglich entstandenen Partei des tiers-état gebildet worden, und gegenwärtig „ebenso anmaßend und exclusiv sei wie die andere es je gewesen". Die aufgestellten Bedingungen innern Friedens bestehen namentlich nicht blos in wechselseitiger Amnestie, sondern auch in gegenseitiger Anerkenntniß politischer und constitutionneller Rechte. Die Doctrin der Republikaner verlangte stets das Aufhören der Parteien, und daß eine große sociale Brüderschaft gleich dem Phantasiegemälde Michelet's den Platz der erloschenen Parteistreitigkeiten einnehmen solle. Nach den Erfahrungen des abgewichenen Jahres wäre es sehr über-

flüssig zu zeigen wie klug diese Theorie ausgesonnen war, um den Verbreitern derselben den ausschließenden und ungestörten Besitz der Macht zuzuwenden. Die große Selbsttäuschung der Republikaner ruhte in der Verschiedenheit der von ihnen geschaffenen und jeder andern Regierung, indem jene allen Bürgern aller Stände wesentlich und nothwendig so annehmbar war, daß Niemand misbilligte was sie that, und jedes Auflehnen wider ihre Befehle für niederträchtiger, unnatürlicher und deshalb strengste Ahndung verdienender Hochverrath galt. Die Republikaner beanspruchten für ihr System eine Art göttlichen Rechts, und zwar ein viel überschwenglicheres als das der Monarchie des Clovis. Was nun Guizot will ist Zulassung der Parteien zu dem ihnen gebührenden Platze wie bei uns. Seinem Ideengange zufolge muß es stets, oder wenigstens so lange die menschliche Natur sich nicht beträchtlich geändert, zwei große mit den Legitimisten und Constitutionnellen wesentlich identische Parteien geben, und diesem thatsächlichen Repräsentanten der alten Aristokratie und der Mittelclassen ist er bereit das „Volk" beizugesellen. Wähne jedoch Niemand, daß er durch den Gebrauch dieses Wortes die einfältigen Ansprüche auf exclusive Berücksichtigung zugesteht, welche in neuester Zeit eine Rotte aus den untersten Schichten der bürgerlichen Gesellschaft gemacht hat. Er setzt das Unsinnige und Ungerechte was darin liegt, einen einzelnen Zweig der Handarbeit als Muster hinzustellen, nach welchem alle übrigen gemessen, gestaltet und belohnt werden sollen, in das vollste Licht. Dagegen will er die Anerkennung einer Partei gestatten welche in Bezug auf die jetzigen Constitutionnellen ungefähr dieselbe Stellung einnähme welche Letztere 1789 in Bezug auf die Aristokratie eingenommen, und diese drei Parteien sollen dann friedlich ihren politischen Einfluß ausüben, und mittels der Zügel die sie sich gegenseitig anlegen und des Uebergewichts das sie nacheinander erlangen das politische Leben der Nation zu Tage fördern. Was aber die so viel besprochene politische Einheit betrifft, so weist er solche als eine Idee ab die ebenso unrichtig als tyrannisch und nur unter dem härtesten Despotismus ausführbar, ganz gleich ob ein König oder ein Comité der Despot sei.

Ein derartiges wechselseitiges Anerkennen und Aufgeben von Ansprüchen würde nach Guizot's Dafürhalten die Hauptbedingungen umfassen welche zur Herstellung des innern Friedens Frankreichs politisch nothwendig seien. Aber zur vollen Erreichung dieses Resultats werden noch andere Bedingungen nicht minder gebieterisch erfodert. „Es ist ein grober Selbstbetrug", sagt Guizot, „wenn man an die souveraine Macht eines politischen Mechanismus glaubt. Der freie Menschenwille spielt in socialen Angelegenheiten eine große Rolle; und der Erfolg aller Institutionen hängt am Ende von den Menschen ab welche unter denselben leben." Um also diese moralischen Bedingungen innern Friedens zu gewinnen, ruft Guizot drei Hülfsmittel auf: den Familiensinn, den Sinn für Politik und den Sinn für Religion. In den von der Erfüllung der häuslichen Pflichten angeregten Gesinnungen sieht er das Gegengewicht für die Reize öffentlichen Kampfes. Was er vom Sinn für Politik erwartet, darüber sind wir es ihm und unsern Lesern schuldig ihn redend einzuführen.

„Der Sinn für Politik offenbart sich in dem Willen und der Macht regelmäßigen und thätigen Antheil an öffentlichen Angelegenheiten zu nehmen, ohne zur Gewalt oder zur Gefahr des Aufruhrs zu greifen. Je weiter er sich erstreckt, und je höher seine Ausbildung steigt, desto besser lehrt er die Menschen die Nothwendigkeit, und gewöhnt sie die Dinge wie sie sind in ihrer echten und nackten Wahrheit zu sehen. Nicht zu sehen was wirklich ist, sondern was man zu sehen wünscht, sich selbstgefällig über Thatsachen zu täuschen, gleich als ob die Thatsachen die Gegengefälligkeit haben würden die Gestalt anzunehmen die man ihnen wünscht: Das ist die radicale und charakteristische Schwäche aller Neulinge im politischen Leben, und die Quelle ihrer verderblichsten Irrthümer. Die Dinge zu sehen wie sie sind ist die erste und herrliche Frucht des politischen Sinnes. Sie erzeugt eine andere die nicht minder herrlich. Hat man gelernt nur zu sehen was wirklich ist, lernt man auch nur zu begehren was möglich ist. Aus der richtigen Schätzung von Thatsachen entspringt das Maßhalten in Entwürfen und Foderungen. Der Sinn für Politik, der wahr und ehrlich gegen sich selbst ist, ist klug und vernünftig gegen Andere. Nichts neigt den Menschen mehr zur Mäßigung als volle Erkenntniß der Wahrheit; denn es geschieht selten, daß sie ihr ganzes Gewicht in eine Wagschale wirft. So wird der Sinn für Politik, wenn nicht durch höhere Moralität, schon durch die Klugheit zu jener Achtung der Rechte geführt welche nicht blos Grundgesetz und wesentliches Verdienst, sondern auch alleinige Basis socialer Stabilität ist. Denn wo das Gesetz aufhört, bleibt nur Gewalt zurück, und Gewalt ist ihrer Natur nach schwankend und wechselnd. Achtung der Rechte bedingt oder erzeugt Achtung des Gesetzes, der herkömmlichen Quelle der Rechte. Das Reale und das Mögliche, Rechte und Gesetz sind die Gegenstände an welchen der Sinn für Politik sich unablässig übt, und welche die Gewohnheit zum Vorwurfe seines Forschens und seiner Verehrung macht. So bewahrt er oder begründet aufs neue ein Moralprincip der Stätigkeit in den Wechselbeziehungen der Einzelnen und ein Moralprincip der Autorität in ihren Beziehungen zum Staate."

Dies sind die Vortheile deren sich Guizot von dem Sinne für Politik gewärtigt, und sie alle, meint er, würden in Eins verschmolzen und erhöht werden durch die freie, ungefesselte Mitwirkung der Diener der Religion in der ihnen gebührenden Sphäre. Denn „die Principien der weltlichen Oberherrschaft und die Freiheit des Gedankens haben in der neuern Gesellschaft einen so entschiedenen Triumph gefeiert", daß der Einfluß geistlicher Lehrer, wenn auch bisweilen einigermaßen von Uebel, doch im Allgemeinen stets beiweitem mehr gute Folgen haben muß.

Es würde den Anschein gewinnen als vermutheten wir auf Seiten des Lesers eine anfängliche Täuschung, wollten wir ihn warnen nicht dem ersten Impuls nachzugeben, die Abhandlung weder flüchtig zu durchblättern noch vielleicht ganz fortzulegen. Sie enthält tiefe und gut vorgetragene Wahrheiten; sie ist sorgsam entworfen und mit Bedacht geschrieben, und je aufmerksamer man sie studirt, desto mehr überzeugt man sich, daß sie ein aufmerksames Studium verdient. 10.

Nicht ins Forum Trajani.

Die römische Zeitung „Pallade" erzählt, daß einer der wenigen Ausländer welche seit der Flucht des Papstes sich in Rom „zum Besuch" aufhalten nahe daran gewesen sei in ähnlicher Weise wie mancher während der Christenverfolgung ad bestias damnatus und später heilig gesprochene Mensch sein Leben zu verlieren. Mögen romwärts Pilgernde sich Das zur Warnung dienen lassen! Es gibt nämlich nahe bei Trajan's Säule ein tiefes Loch mit senkrechten Mauern, einigen werthlosen antiken Fragmenten und mehren auf dem Boden umherliegenden zerbrochenen Granitsäulen, ein Loch welches der Nachbarschaft dazu dient ihres Ueberflusses an Katzen und Kätzchen sich zu entledigen, die erbarmungslos hineingeworfen werden, um sie nicht in die Tiber zu tragen oder sonstwie zu tödten, und bedenken die Grausamen ebenso wenig, daß die Unschuldigen entweder verhungern oder sich untereinander auffressen müssen, als daß das Loch die Stelle des ehemaligen Forum Trajani bezeichnet und deshalb geziemender behandelt werden sollte. Da ist es nun geschehen, daß ein Ausländer, ein Antiquitätenjäger, ohne Kenntniß und Ahnung jener barbarischen Sitte sich in das Loch hinabgelassen hat, augenblicklich von einem Rudel wilder, hungriger, wüthender Katzen angefallen und auf sein unmenschliches Geschrei nicht ohne Mühe und nicht ohne starke Verletzungen gerettet worden. „Schade nur", setzt „Pallade" hinzu, „daß der Ausländer kein Deutscher war." 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 44. — 20. Februar 1849.

Blätter vom Rheinufer.
Von Frederike Bremer.
(Fortsetzung aus Nr. 43.)

Weißt du Etwas von Kaiserswerth? Hast du es jemals nennen hören? Ich hatte es nicht als ich vor einem Jahre mit einigen deutschen Reisenden auf einer Meeresklippe in Blekingen stand. Wikinggräber umgaben uns — an die hundert Steinlogungen! — und wir sprachen von den alten Klikingern und von ihrem Leben, das eine ununterbrochene Reihe von Thaten war, von ihrem Schauder vor dem stillstehenden, thatlosen Leben, von ihrer Lehre und ihrem Streben Himmel und Unsterblichkeit durch rastlosen Kampf zu erobern. Wir sprachen von den Thaten unserer Zeit im Gegensatz zu denen der Wikinger, von den Werken und Erfolgen des christlichen Lebens auf Erden. Da wurde mir das Fliedner'sche Diakonisseninstitut zu Kaiserswerth genannt, und als ein Wikingwerk unserer Zeit bezeichnet. Und von dem Augenblick, da die Reise an die Ufer des Rheins beschlossen war, stand mein Entschluß fest daselbst Kaiserswerth kennen zu lernen. Ich schlug nun Fräulein W. vor mir Gesellschaft zu leisten, und froh und vergnügt begaben wir uns Beide auf die Reise; diese dauerte ein paar Tage, wir mußten den Rhein hinunter, Koblenz vorbei und Köln und Bonn und Düsseldorf. Es ist eine Lust und Freude die Dampfschiffe auf dem Rhein zu sehen, ihre Menge und wie sie manoeuvriren und wie Seerosse sich drehen und wenden, wenn sie hier und da anlegen, immer leise und leicht als wären sie Geister. Und auf den Dampfschiffen, welch lustiges Leben, prächtige Bankete, wo alle Ueberflüsse des Lebens an Speise und Trank servirt werden. Gerichte, Weine, Desserts, Eis, alle mögliche Leckerbissen, sie wollen gar kein Ende nehmen. Ueberhaupt gewähren diese Gegenden den Anblick eines rauschend beweglichen, festlichen Lebens. Ueberall Reisen, Weiterziehen, Drehen und Wenden; überall Passagiere, die ein- und ausströmen; überall ist es voll, auf Dampfschiffen, auf Eisenbahnen, in den Hôtels, an den Wirthstafeln; überall drängt sich uns mächtig die Betrachtung auf, daß wir auf Erden nur Passagiere sind, und die Augen recht aufthun müssen, wenn wir durch den großen Strom anderer Passagiere unbeschädigt hindurchkommen wollen. Denn man darf es sich nicht verhehlen: unter dieser Bewegung, diesem Strömen und Zusammendrängen leidet nicht selten die Humanität, und vor Allem die guten Manieren. Die Menschen meinen es eben nicht schlimm mit ihrem Nächsten, ja gewöhnlich meinen und denken sie gar Nichts; aber sie schieben ihren Nächsten beiseite, um selbst bessern Platz zu bekommen, sich bequemer auszustrecken, um sich das Recht was ihnen gelüstet anzumaßen. Auf den Rheindampfschiffen sah ich diese Dampfschiffsmanieren unter Herren sich bis zu Balgereien steigern. Der Capitain des Schiffs mußte sich hineinmischen und die Streitenden auseinanderbringen. „Wissen Sie wol, wer ich bin?“ fragte ihn stolz der eine der Kämpfer. „Und wenn Sie selbst der Kaiser von China wären“, antwortete der Capitain, „so haben Sie doch kein Recht sich hier durch Handkraft Raum zu verschaffen!“

Unter so bewandten Umständen wird man aber auch oft von Proben liebenswürdiger Güte und Menschenfreundlichkeit überrascht. Und stets werde ich mit Vergnügen des Barons v. H. gedenken — dessen Aussehen und Wesen überdies der Art waren, daß man sie nicht leicht vergißt —, der so mannhaft und so witzig eine grobe Figur zurechtwies, die zwei ältere Frauenzimmer aufstehen ließ, um auf ihrem Platz die Füße auszustrecken. Der Baron widmete sich später mit ritterlicher Galanterie dem Dienste einer jungen, kränklich aussehenden Dame, ihm ebenso fremd wie jene ältere, obgleich dieselbe für ihn nichts Anziehendes haben konnte, wenn nicht ihre Schwäche und der Ausdruck von Intelligenz und Herzensgüte der von ihrem bleichen Antlitz leuchtete. Dies kann man jedoch erwarten von einem Manne der bekennt: „Je vous l'avoue; j'ai une marotte; c'est la légitimité. Les rois malheureux sont ma passion.“ Ich fühlte fast Ehrfurcht vor dem Manne, der sich zu etwas so Unmodischem, so wenig Profitablem zu bekennen wagte.

Aber wir reisen nach Kaiserswerth. Meine Freundin, Fräulein W., hat dort eine Freundin, von der sie sich vor einigen Monaten trennte, gerade als diese, nachdem sie ihren Vater und einzigen nähern Verwandten verloren, im Begriff stand ihre Heimat zu verlassen und versuchsweise sich nach Kaiserswerth zu begeben, um dort Diakonissin, d. h. Dienerin, zu werden. Fräulein W.

hatte sie damals schwankend, unruhig gesehen und voller Angst vor Fliedner, dem Vorsteher des Instituts, der ihr als ein despotischer Charakter geschildert worden war; sie hatte seitdem Nichts von ihr gehört, und war nun sehr neugierig darauf, zu sehen wie der Versuch geglückt sei. Fräulein W. hatte ihr unsern beabsichtigten Besuch angezeigt, und erwartete nun, sie würde uns bei Kaiserswerth entgegennehmen, wenn sie sich sonst noch dort befände. Die Reise in Fräulein W. Gesellschaft konnte nicht anders als äußerst interessant sein. Die Rheinufer schienen mir hier schöner als früher; die Aussichten erweiterten sich. Bei Bonn präsentirt sich das Land herrlich. Die Siebengebirge sind wahre Riesen, engen aber den Rhein nicht ein. Der fließt hier frisch und breit, ein königlicher Strom mit Sinn und Weise eines Helden.

> Die reichen Städte laden ihn zu Gaste,
> Und Blumenau'n umfassen seine Knie!

Das Andenken an Bonn bleibt mir ewig theuer, nicht allein wegen seiner herrlichen Umgebungen, sondern mehr noch der Menschen wegen die ich dort fand, den alten Arndt, der noch mit Liebe von Schweden sprach, mit Entzücken Franzén's Lieder sang; die Gebrüder Boisserée und Frau Mathilde, die Gattin des jüngern Bruders; die Familie Blume, und vor Allen die herzige, liebenswürdige Schwedin, die hier der unbekannten Landsmännin Bett und Tisch gab in ihrem eigenen Hause, und im fremden Lande das Gefühl der Heimat, das mir stets werthe Fräulein B., geachtet und geliebt in der Stadt unter dem Namen „das Schloßfräulein".

Hinter Bonn nehmen die Rheinufer einen andern Charakter an; sie werden niedrig und flach. Auf einem dieser flachen Rheinufer, unweit Düsseldorf, erhebt sich das kleine, niedrige Städtchen Kaiserswerth. Einige Mauerruinen aus der Römerzeit geben auch ihm einen romantischen Anstrich; man merkt ihn aber wenig. Vor ungefähr 13 Jahren stiftete der Pastor der evangelischen Gemeinde, Fliedner, mit seiner Gattin hier eine Anstalt zur Ausbildung guter Krankenwärterinnen unter dem in der ersten christlichen Gemeinde gebräuchlichen Namen von Diakonissinnen. Junge Frauenzimmer aus allen Ständen mit Lust und Liebe zur Sache wurden dazu berufen. Zunächst wurde ein Asyl angelegt, in welches für Verbrechen bestrafte Frauenzimmer bei ihrer Entlassung aus dem Gefängnisse aufgenommen und wo sie von neuem erzogen wurden, um sie geheilt und verbessert der Gesellschaft zurückzugeben. Dann ein bedeutendes Krankenhaus; später eine Kleinkinderschule, ein Waisenhaus, ein Seminar für Lehrerinnen in Kleinkinderschulen.

Rasch kam diese Anstalt zur Blüte, und erfreute sich einer allgemeinen Theilnahme, die unaufhörlich im Steigen begriffen scheint. Schon während des ersten Jahres ihres Bestehens bildeten sich von 15 verschiedenen Orten in Deutschland weibliche Hülfsvereine. Und nach Muster der kaiserswerther Mutteranstalt entstanden allmälig andere ähnliche an mehren Stellen in Deutschland, in der Schweiz, Frankreich, Holland, England, alle innerhalb der evangelischen Kirche. Nicht weit von hier, in Duisburg, ist unter Fliedner's Einwirkung auch eine Anstalt für Diakone zur Bildung christlicher Krankenwärter entstanden. Das Diakonissenhaus zu Kaiserswerth erhielt bald Mitglieder aus den höchsten Kreisen der Gesellschaft. Nach ihren verschiedenen Gaben und Anlagen werden sie daselbst nicht blos für die Hospitäler ausgebildet, sondern auch für die Pflege Gefangener und Kinder und für die Erziehung. In diesem Augenblick zählt die Anstalt ungefähr 100 Dienerinnen, unter denen 74 eingekleidete Diakonissinnen sind. Die übrigen sind noch in der Prüfungszeit und werden Probedienerinnen genannt. Die Einkleidung geschieht nach einer Prüfung von 6—8 Monaten, und gilt für fünf Jahre, nach welchen die Diakonissin das Recht hat nach Gefallen auszutreten oder aufs neue sich zu verbinden. Auch während der fünf Jahre kann sie von ihrer Verbindlichkeit frei werden, wenn wichtige Gründe dazu da sind. Jährlich steigt die Zahl der Diakonissinnen — „Schwestern" werden sie in der Anstalt genannt —, aber wie sie auch steigt, so steigt das Bedürfniß derselben noch weit mehr, und ihre Wirksamkeit wird selbst nach fremden Ländern hin in Anspruch genommen. Nach Berlin, Dresden, Frankfurt, Mühlhausen und andern Oertern sind sie auf desfallsiges Begehren gesendet worden, um Krankenhäuser und Kinderschulen in Obhut zu nehmen. Vor kurzem hat der preußische Gesandte in London, Ritter Bunsen, zwei Schwestern von Kaiserswerth beansprucht, um das von ihm daselbst eingerichtete deutsche Hospital zu übernehmen; auch nach Ostindien ist eine Pflegerin von hier abgegangen. Die Anzahl der Kranken die in der Anstalt Pflege erhalten steigt ebenfalls jährlich, und man kann nicht Alle aufnehmen die sich anmelden. Im letzten Jahre wurden dort 568 Kranke besorgt, alle aus den armen Classen.

Gegen dieses Amt und dieses Leben hatte Fräulein T., noch in ihren besten Jahren, voller Anmuth und gesucht in der Welt, alle Annehmlichkeiten vertauscht welche Vermögen und Ansehen ihr in der großen Stadt in der sie ihren Wohnsitz hatte verschaffen konnten. Wir sahen uns um nach Fräulein T. bei unserer Landsteigung in Kaiserswerth; aber kein Fräulein T. war zu sehen. Man zeigte uns in das Städtchen oder Dorf hinein, und führte uns nach einem Hause, wo eine Wohnung für uns bereitet war. Wir wurden also erwartet und Fräulein T. war in Kaiserswerth. Wir fanden für uns ein kleines, freundliches Zimmer, wo Alles weiß erglänzte, die Wände (die gekalkt waren), die aufgemachten Betten mit ihren Vorhängen, Alles weiß wie Schnee, sonst keinen Zierath. „Der kaiserswerther Stil!" dachte ich, und fühlte mich sehr froh. Wir bestellten Thee, setzten uns, wunderten uns, ob Jemand zu uns kommen würde, und faßten dann den Entschluß auf eine Entdeckungsreise in die Stadt zu gehen. Da hörten wir leichte, tanzende Schritte auf unserer hölzernen Treppe, die Thür öffnete sich, eine hohe, classisch geformte Gestalt in einer langen, schwarzen Tracht, mit anmuthigem, lichtem Antlitz und der

frohesten, freundlichsten blauen Augen zeigte sich; meine Freundin schrie laut auf, sprang in die Höhe; die Eintretende und sie schlossen sich herzlich in die Arme. Es war Fräulein T. Ich erinnere mich kaum jemals ein angenehmeres, freundlicheres, offeneres, frohharmonischeres Wesen gesehen zu haben. Nach einer kurzen Weile zeigte sie uns den Weg zur Fliedner'schen Anstalt. Als sie die Treppe hinunterging, machte sie einen Sprung über die drei letzten Stufen; es war etwas wunderbar Leichtes, gleichsam Rhythmischtanzendes in diesem Wesen, wenngleich völlig à plomb. Immer bewegte sie sich leichter, freier in der Welt als andere Menschen. Sie schien von unsichtbaren Flügeln getragen. Fliedner selbst war diesen Abend abwesend, und sollte erst am kommenden Tage zurückkehren. Seine Frau war schwer krank nach einem Kindbette. Wir kamen unter keinen günstigen Verhältnissen nach Kaiserswerth.

Im Empfangszimmer sah ich an den Wänden Portraits Gustav Adolf's II.; in dem kleinen Bücherschranke ein Volksbuch über denselben König, von Fliedner selbst geschrieben. Es war schon so finster, daß wir diesen Abend Nichts von der Einrichtung besehen konnten. Wir wurden zu Abend eingeladen. Ein paar Beamte der Anstalt, der Arzt und der Secretair, Fräulein T., ein paar Schwestern und Fliedner's älteste Tochter, ein lebhaftes, zehnjähriges Mädchen, das nebst den Schwestern bei Tische aufwartete, machten die kleine Gesellschaft aus. Das frugale Mahl erinnerte an die Bankete auf dem Rhein durch — den Contrast.

Die Sterne leuchteten prächtig über unsern Häuptern als wir uns durch die stillen Straßen des Städtchens nach Hause begaben in unsere Herberge. Und angenehm war die Ruhe in den weißen Betten. Fräulein W. hatte nicht viel Gelegenheit gefunden mit ihrer Freundin allein zu sprechen, aber doch genug, um zu erfahren wie zufrieden, wie über alle Erwartung glücklich sie sich in ihren neuen Verhältnissen fühlte, wie sie in dem gefürchteten Fliedner den besten Vater und Freund, in seiner Gattin eine Schwester und Mutter gefunden hatte. Den Tag darauf brachten wir damit hin die ganze Anstalt mit ihren vielen Unterabtheilungen in Augenschein zu nehmen. Ueberall fanden wir Ordnung und Sauberkeit, überall begegneten wir heitern und freundlichen Gesichtern unter den Schwestern. Den freudigsten Eindruck machte das Kinderkrankenhaus auf mich; denn es war eine Freude diese kleinen an so vielen verschiedenen, schweren Schäden leidenden Kinder zu sehen, wie sie dennoch alle heiter und beschäftigt waren, sie zu hören wie sie Lieder singen, und sie alle trotz verkrüppelter und kranker Gliedmaßen augenscheinlich an Herz und Gemüth gesund und glücklich sind. Ein kleines Mädchen welches an Händen und Armen lahm war zerriß Läppchen mit den Zehen. Unter den mehr als 20 Kleinen, die ich hier in einem hellen und geräumigen Saal versammelt fand, litten viele an der Knochenfäule, einer in diesen Gegenden sehr häufig vorkommenden Krankheit. Die Schwester, welche dieselben gerade unter ihrer Pflege hatte, war ein junges Frauenzimmer, mit tiefen, wenngleich freundlichblickenden Augen und kränklichem Aussehen. Sie war, bevor sie hierher gekommen, sehr kränklich gewesen; während ihrer hiesigen Wirksamkeit war sie nach ihrer eigenen Aussage bedeutend gesünder geworden.

In dem evangelischen Asyl befanden sich jetzt 11 aus dem Gefängniß entlassene Weiber. Jedes wohnt in seiner Zelle auf einem besondern Gange; zwei Schwestern wohnen dort mit ihnen, eine auf jeder Seite ihrer Zellen. Am Tage arbeiten sie beisammen unter Leitung und Aufsicht der Schwestern, wo sie in verschiedenen Arbeiten unterwiesen werden. Das Diakonissen-Mutterhaus ist die gemeinschaftliche Wohnung der Schwestern, sie wohnen hier zu Zweien in kleinen, zellenähnlichen Zimmern, ohne allen Schmuck als die größte Sauberkeit. In diese Mutterheimat können sie zurückkehren von fremden Oertern, wenn sie der Ruhe bedürfen oder krank werden; hier erhalten sie Wohnung und Pflege, wenn ihr Alter sie außer Stand setzt zu arbeiten und zu dienen. Die Schwestern tragen alle dieselbe Kleidung, bestehend in einem dunkelblauen Baumwollenzeuche, einem schlichten, weißen Kragen und einer einfachen, weißen Mütze. Eine kleine Spitze an der Mütze unterscheidet die noch uneingekleideten Schwestern von den eingekleideten, den eigentlichen Diakonissinnen. In einem Saale saß eine junge, kürzlich angekommene Schwester, und nähte an ihrer Tracht. Eine andere war schwer erkrankt an der Schwindsucht; aber auf dem befriedeten Gesichte nahm man keine Spur von einem Leiden wahr, sie sah ruhig und glücklich aus. Der Arzt der Anstalt ist ein Mann, die Apotheke aber verwaltet eine Diakonissin allein, die die Kunst erlernt hat und darin examinirt ist. Ganz gewiß werden mit der Zeit auch Frauen die medicinische Wissenschaft studiren und praktisch ausüben. Die Natur scheint sie zu Aerzten bestimmt zu haben, und ihre Anlagen dazu würden, durch Studium ausgebildet, für die Menschheit von unberechenbarem Nutzen sein. „Zur Zeit der Königin Christine", erzählt Fryxell, „wurde die Arzneiwissenschaft meistens von klugen Frauen geübt, und waren damals sehr wenig Kranke im Lande."

Nachmittags wurden Fräulein W. und ich von den Diakonissinnen zum Kaffee eingeladen. In einem großen Saale saßen an einem langen Holztische ungefähr 30 Schwestern in ihren blau und weißen Trachten, und ich kann es in Wahrheit bezeugen, daß ich eine Sammlung so heiterer, freundlicher, befriedeter Angesichter noch niemals sah. Vor jeder Person stand eine Tasse, der Kaffee war in hohe irdene Gefäße gethan, die in der Mitte des Tisches standen. Alle beteten still vor sich, ehe sie sich zu Tische setzten. Dann wurde ein grauaussehendes Getränk in die Tassen geschenkt, das Kaffee vorstellen sollte, denn den Geschmack des Kaffees hatte es nicht. Wahrscheinlich war es Kaffee von gebranntem Roggen, vermischt mit Milch. Es wurde ohne Zucker getrunken, und ich gestehe, daß es mir schwer ward meine Tasse

zu leeren. Die guten Diakonissinnen schienen dies Getränk, das unsere Dienstmädchen in Schweden nicht in den Mund nehmen würden, mit Appetit zu verzehren. Das Brot dagegen, das zum Kaffee gegeben wurde, war äußerst schmackhaft, weiß und schön; es wird hier am Orte gebacken. Man plauderte etwas, ohne Zwang und ganz munter, bald aber stand man auf, um theils an seine Geschäfte, theils in die Kirche zu gehen; denn an diesem Tage ward Nachmittagsgottesdienst gehalten. Meine Freundin und ich begaben uns mit in die Kirche. Diese war von Holz erbaut, ein Saal ohne allen Zierath, ohne Altargemälde. Der Prediger sprach über Mistreß Fry und die Werke der Barmherzigkeit; aber allzu declamatorisch. Ich wurde unbeschreiblich müde. Meine Freundin schlief. Wo aus dem Gottesdienst Alles entfernt ist was die Sinne erwärmen und beleben kann, da bedarf es einer großen Kraft im Geiste, um die Lebensgeister während der Predigt wach zu erhalten, besonders gleich nach Tische. Die Kraft der Vernunft muß dem Fasten der Sinne und der Schwäche des Fleisches zu Hülfe kommen; hier aber war nichts Anregendes.

Nachmittags kam Fliedner zurück. Er ist ein Mann in mittlern Jahren, dessen Aeußeres einen Grad von Festigkeit und Ausdauer zu erkennen gibt. Sein Wesen ist ernst, gerade und einfach. Gegen Abend wohnte ich dem Unterricht bei den er den jungen Mädchen gab die hier zu Lehrerinnen für Kleinkinderschulen gebildet werden. Es sind fast alle Töchter unbemittelter Prediger und Schullehrer, und sie werden hier zum Durchmachen eines Lehrcursus aufgenommen, nach dessen Beendigung sie gewöhnlich leicht Plätze finden, die ihnen bei einem nutzbringenden Leben das nöthige Auskommen bieten. Hier waren jetzt einige 30 an der Zahl. Wenn ich während der Predigt schläfrig gewesen, so wurde ich hier wach, ein so lebhaftes Vergnügen empfand ich über Fliedner's Weise Unterricht zu ertheilen. Aus dem Buche Daniel wurde ein Capitel vorgelesen, und bei jedem Verse fragte Fliedner: „Was ist hierin für die Kinder herauszuheben?" Die Art und Weise wie er selbst die Antwort, die Sache heraushob und accentuirte, war bewundernswerth, und mußte auf die jungen Gemüther tiefen Eindruck machen. Auch hingen ihre Augen unverwandt mit unerschütterlicher Aufmerksamkeit an ihm. Bald rief er die Eine, bald die Andere zur Antwort auf. Bisweilen ließ er sie kurze, für die Kinder passende Lieder singen. Ueberhaupt war sein Unterricht in hohem Grade geeignet die Urtheilskraft der jungen Mädchen zu wecken und zu entwickeln.

(Der Beschluß folgt.)

Goethe-Literatur.

Alle Freunde Goethe's machen wir aufmerksam auf eine Gabe die um werthvoll zu sein des Umstandes nicht bedürfte, daß sie nicht Allen zu Theil wird. Hr. S. Hirzel in Leipzig hat unter dem Titel „Verzeichniß einer Goethe-Bibliothek 1849" einen Beitrag von dem Vielen was er an Ausgaben Goethe'scher Werke und Schriften aller Art, in denen irgendwelche Producte von Goethe zuerst erschienen sind, besitzt, und dem Wenigen was er um Alles zu haben auch besitzen sollte, zur Vertheilung unter seine Freunde in Druck gegeben. Da Hr. Hirzel zufolge dieser Bestimmung seines auch typographisch zum Behuf etwaniger Nachträge sehr zweckmäßig eingerichteten Büchleins mit demselben nicht eigentlich vor die Oeffentlichkeit tritt, so würde es indiscret sein ihn wegen seines Sammlerfleißes und Sammlerscharfsinns zu beloben, die Sammlung selbst aber wird sich unsere Bewunderung schon gefallen lassen müssen. Man findet hier einestheils die rarsten Curiosa. Das Erste was von Goethe gedruckt worden ist gedruckt — wo? In der Vorrede einer Sammlung der Gedichte des berüchtigten Rost, den der Leser aus den Streichen die er Gottsched gespielt kennen, und aus seinen Gedichten „Die Nachtigall" und „Die Brautnacht" hoffentlich nicht kennen wird, und zwar rührt Sammlung und Vorrede von dem ebenfalls berüchtigten Christian Heinrich Schmidt in Gießen her, der seiner Zeit Goethe durch seine Kritik des „Götz von Berlichingen" so tief verletzte; das Goethianum sind die Verse auf den Kuchenbäcker Hendel im Großen Kuchengarten bei Leipzig. Ferner findet sich ein deutsches Gedicht von Goethe in „*Hieronymi Petri Schlosseri* I. U. D. Poemata. 8. Francofurti a. M. apud Eichenbergios heredes MDCCLXXV." In einer „Urania für Kopf und Herz", herausgegeben von Ewald (1793), stehen zwei geistliche Lieder von Goethe. Ebenso hat Goethe Etwas in Röhr's „Kritische Predigerbibliothek" geschrieben. Ferner reicht es ans Unglaubliche, welch eine Menge von Gedichten und Aufsätzen, welche in die Gesammtausgaben noch nicht aufgenommen sind, hier wieder nachgewiesen werden. Wir glauben keine Uebertreibung zu begehen, wenn wir sagen, daß dieselben einen Band der Taschenausgabe anfüllen würden. Endlich ist der wissenschaftliche Nutzen welcher sich allein aus diesem Verzeichniß, der Sammlung selbst zu geschweigen, ziehen läßt, unberechenbar; dasselbe wird einem spätern Herausgeber, der sich auch hier endlich einmal mit kritischer Genauigkeit zu verfahren entschließen sollte, nicht nur willkommen, wie Hr. Hirzel sagt, sondern unentbehrlich sein. 27.

Lelewel.

Der polnische Gelehrte Lelewel hat unlängst eine Schrift über das Bürgerrecht des polnischen Landvolkes herausgegeben, in der er anführt, daß der Verfall der Volksfreiheiten mit der Einführung des Christenthums in Polen begonnen, daß von da an das Landvolk seiner Freiheiten beraubt worden, und eine besondere privilegirte Adelsclasse sich gebildet habe. Er sucht darauf nachzuweisen, daß in dem Katholicismus, der die alte slawische Gemeindeordnung vernichtet hat, der Grund zu dem Untergange der Freiheiten des polnischen Landvolks zu finden sei. Diese Darstellung, nach welcher in Polen die Einführung des Katholicismus und der Knechtschaft Hand in Hand miteinander gegangen sind, hat unter den Polen mannichfachen Widerspruch erfahren, und gibt einem polnischen Kritiker Veranlassung zu folgender Charakteristik Lelewel's.

„Joachim Lelewel hat als Gelehrter einen berühmten Namen sich erworben. Auch in politischer Rücksicht hat er einen großen Einfluß auf sein Vaterland ausgeübt; doch hat er als Mann des Volks mit geringem Glücke gewirkt, und er steht bis jetzt noch unbegriffen, noch nicht enträthselt da, sein Werth und sein Standpunkt ist noch nicht bestimmt nachgewiesen. Der Grund hiervon ist, daß Lelewel sich selbst unklar gewesen ist, daß er ohne innere Sicherheit dagestanden, daß er nie eine feste politische oder religiöse Ansicht gehabt hat. Daher bietet das Ende eines langen, arbeitsamen, sehr bewegten Lebens Nichts als Widersprüche und Unklarheit. Also ist wieder eine nationale Gewalt Polens verdunkelt und gebrochen. Das ist aber unser erstaunliches Unglück. Weder in politischer noch in wissenschaftlicher Hinsicht reicht Polen die Kraft zu wahrhafter letzter Vollendung dar." 22.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 45. — 21. Februar 1849.

Blätter vom Rheinufer.

Von **Frederike Bremer.**

(Beschluß aus Nr. 41.)

Meine Freundin, die sich nicht recht wohl befand, ging früh nach Hause, nach unserer Wohnung in der Stadt; Fräulein T. begleitete sie. Fliedner schenkte mir für den Abend seine Gesellschaft, da er sah daß ich es wünschte. Und der Güte und Aufrichtigkeit womit er meine, zum Theil selbst dummdreisten Fragen beantwortete, da er meinen Ernst in der Sache erkannte, werde ich stets dankbar eingedenk sein. Es war dunkle Nacht als er so freundlich war mich zu meiner Herberge zu geleiten. Fliedner's große Ehrfurcht vor Gustav Adolf und Oxenstierna, und das Anführen mancher ihrer Aeußerungen erfreute mich oft unter unsern Gesprächen. Der folgende Tag wurde wieder dem Betrachten der Anstalt gewidmet; in den Krankenzimmern sprachen wir mit den Schwestern u. s. w. Ich richtete meine gewöhnliche Frage an sie, und bekam gewöhnlich die aufrichtige Antwort: „Ja, wir sind glücklich! Freilich kommen wol schwere Augenblicke, ja recht schwere; aber der Herr hilft uns durch sie hindurch. Wir sind zufrieden, wir begehren Nichts mehr." Manche die früher kränklich gewesen hatten hier bessere Gesundheit und Kräfte erhalten.

Die Vorsteherin eines Krankenhauses in Frankfurt kam zum Besuche nach Kaiserswerth, und es war rührend der Schwestern lebhafte, herzliche Fragen zu hören nach „den Schwestern" die von Kaiserswerth nach Frankfurt gesendet waren. Auch andere Reisende kamen an, englische Ladies, deutsche Fürsten, amerikanische Mitbürger, und Alle mußten in der Anstalt „durch und durch" geführt werden. Diese beständige Strömung von Reisenden, „die zum Besehen" nach Kaiserswerth kommen, scheint mir eine der größten Plagen daselbst zu sein, und es wundert mich, daß man für sie nicht einen oder zwei bestimmte Tage in jeder Woche festgesetzt hat.

Wieder und wieder kamen wir an diesem Tage, in den Krankenzimmern oder bei den Fremden, mit Fräulein T. zusammen, und fanden sie immer dieselbe, immer getragen von denselben unsichtbaren Flügeln, alle Bewegungen, Worte, Blicke durchathmet von ich weiß nicht welcher frohen und erhebenden Harmonie. Und hier, ja hier konnte ich mich nicht täuschen, in ihr hatte ich wirklich den glücklichen Menschen gefunden. Sie hatte nicht Worte für das Gefühl von Freiheit, Friede und Glückseligkeit das sie erfüllte, seitdem sie hierher gekommen, seitdem sie für immer Abschied genommen von allen Vortheilen und Vergnügungen der Welt, seitdem sie ihren Wirkungskreis, ihr Leben für die Zukunft bestimmt hatte. „Mir ist so wohl, so schön, so licht zu Muthe!" sagte sie. „So kann es kaum dauern. Das wäre zu viel für dies Erdenleben!" Ja, so hatte ich mir den glücklichen Menschen geträumt, so hatte ich ihn mir gedacht. Und nun hatte ich ihn so gefunden.*)

Früh am andern Morgen verließen wir Kaiserswerth. Diese große und jährlich noch anwachsende Stiftung, die ganz und gar auf freiwillige Gaben und Beiträge gegründet ist, legt ein großes Zeugniß ab für die Tüchtigkeit des Vorstehers und den Geist der die Anstalt hält und trägt. Dieser Geist und solche Bethätigungen desselben zeugen dafür, daß das Christenthum nicht blos Lehre, nicht blos Tradition und Geschichte, sondern daß es vor Allem ein Leben ist, ein lebendiges, lebensstarkes, erzeugendes Leben. Von diesem Leben spricht Herr Bunsen, preußischer Minister in London, in seinem freisinnigen, wahrhaft christlichen Buche „Die Kirche der Zukunft" folgendermaßen:

> Neue, lebenskräftige Schößlinge treiben überall hervor, und offenbaren ein Leben, reich an Hoffnungen für die Zukunft. Am überraschendsten und bedeutendsten fanden wir Dies innerhalb des kirchlichen Gebiets in der Pflege der Armen, Kranken und Gefangenen. Da trat uns eine Schar Männer und Frauen entgegen die Anstalten gestiftet zur Aufrichtung der Gefallenen, zur Erziehung heimat- und älternloser Kinder, zum Troste für die Gefangenen und Kranken; Handwerker, Arbeiter, reich an Frömmigkeit und Kraft; ein Chor von Diakonissinnen, welche die Werke Barmherziger Schwestern verrichten, ohne bindende Gelübde, in voller evangelischer Freiheit und kraft der freien, weil dankbaren Liebe. Wer bedenkt, daß die Diakonie in der ersten Kirche unterging, weil sie zu ihrer vollständigen Entwickelung eine vollständige Gemeinschaft zwischen Geistlichkeit und Laien und das vollständige Bewußtsein von dem

*) Aber dies Glück war noch sehr jung — erst einige Monate alt. Möge es dauern! sage ich mit der liebenswürdigen „Schwester". Und wenn diese Zeilen ihr zu Augen kommen, möge sie mir die Frage verzeihen: „Dauert es noch?" Und möge sie es nicht verschmähen mir eine Antwort darauf zu geben!

(Zusatz im Herbst 1848.)

allgemeinen Priesterthum fodert, Dasjenige wovon Petrus in seinem ersten Briefe 2, 9 redet, der wird leicht die welthistorische Bedeutung einsehen welche in dem Factum liegt, daß unter allen lebenskräftigen Schößen des kirchlichen Lebens vor Allem die Diakonie (das Dieneramt) kräftig erblüht. *Dies ist das Amt der Liebe und vor Allem das Amt der Kirche der Zukunft.* Hier ist das erhaltende Element der künftigen Kirche, deren Geburtsschmerzen wir Alle erfahren, hier die Gemeinde worauf das Seufzen der Creatur und der immer schrecklicher hervortretende Jammer der Menschheit hindeutet. Hier ist das Amt das offen steht für Alle; hier die Bekräftigung des Glaubens zu dem Jeder berufen ist; hier die Ausübung des Priesterthums zu dem jede Kirchenverfassung die Freiheit gibt; hier ist der Mittelpunkt aus dem allein die Verfassung der Kirche der Zukunft ihrem Innern nach hervorgehen kann.

Ich füge hinzu: hier ist die Heimat, der Wirkungskreis, wo der Arme und Geringe in der Welt ein geachtetes, edles und nützliches Mitglied der Gesellschaft werden kann. Aber nicht allein die Arbeitslosen in dieser geringen Classe, nein die in einer höhern, „unsere armen reichen, unsere armen vornehmen Frauenzimmer", wie Amalie Sieveking sagte, finden hier Gelegenheit zu einer wohlthätigen Wirksamkeit für die Gesellschaft, für die Menschheit, zu der sie sonst oft nicht gelangen könnten. Die Arbeitlose ist überall zum Ueberfluß, auch auf den Höhen der Gesellschaft. Aber indem sie hier Dienerin wird, erhebt sie sich zu einer Freigeborenen im Reiche Gottes und zugleich vor dem Urtheil der Welt; denn die Welt belächelt und tadelt wol was ihr in dieser Richtung excentrisch erscheint; heimlich aber verehrt sie es immer.

Aber Jeder bleibe bei seinem Berufe! Das fühlte ich lebhaft als ich in Düsseldorf in die stillen, halbdunkeln Räume eintrat, wo eine Anzahl der besten Gemälde jetztlebender Künstler ausgestellt war. Ich bekenne, daß ich in diesem kleinen Tempel der Kunst — ich weiß selbst nicht recht weshalb — Freudenthränen vergoß. Angenehm war es meinen skandinavischen Sympathien hier zuerst unter den Landschaftsmalern einen Skandinaven zu finden, den Normannen Gude. Die Natur seines Vaterlandes hat ihn inspirirt, und er hatte uns eine der romantischen Gebirgsgegenden Norwegens hingezaubert: mit welcher Natur und Wahrheit, Das können Worte nicht beschreiben. Um das Leben auf dem Bilde zu steigern bedurfte es des Bärenpaars nicht, das hier einherschreitet und blutige Spuren hinter sich zieht. Diese ganze Natur ist von Leben durchathmet; die Luft, der Wasserfall, der Wald, die Klippen, die Haide dort im Vordergrunde, und diese junge Fichte, mit lichtgrünen, glänzenden Schößen — ich meine, ich sehe sie wachsen! Der vortrefflichen Seestücke und Genrebilder waren hier mehre. Ueberhaupt scheint die junge Kunst sich mit großer Vorliebe den Gegenständen der Natur und des Alltagslebens zugewandt zu haben, und daß sie es hier mit edlem Sinne und mit Liebe zur Wahrheit thut, lehrt der Augenschein.

Aber hier, in diesem lebendigen, wirklichen Leben, tritt mir ein Bild entgegen, dessen ich Erwähnung thun muß. Du siehst es hier oft am Rheinufer, bald hier, bald dort in den Häfen der Städte. Es sind Männer, Weiber und Kinder, zwischen Kisten, Packen, Hausgeräth und allem möglichen Handwerkszeuge gruppirt. Sie sitzen am Strande, wartend, vorwärts schauend, den Fluß hinunter. Die Kinder schlafen oder spielen. Mehre Weiber sehen verweint aus, andere spielen gedankenvoll mit ihren Kinderchen auf dem Schooße. „Er weiß noch nicht!..." sagte eine Mutter, deren kleiner Knabe, sprudelnd von Lebenslust, in ihre Arme hüpfte, und ein paar helle Thränen fielen aus ihren Augen über die ungewisse Zukunft des Kleinen. „Sieh, auch das Kind freut sich!..." sagte eine andere Mutter, froh auf ihr munteres Kind zeigend. Andere Weiber schauten muthig und entschlossen vorwärts. Die Männer rauchten mit deutscher Gemüthsruhe ihre Pfeifen. Alle schauten vorwärts, wartend. Dies Alles sind Auswanderer nach Amerika. Sie warten auf das Schiff das sie abholen soll. Nicht selten warten sie so mehre Tage und Nächte unter offenem Himmel.

Wir hörten viel von dem Elende dieser Auswanderung. Aber weshalb thut man nicht Mehr, um dieselbe zu ordnen und zu leiten? Verhindern kann man sie nicht, und wer möchte es auch in diesen übervölkerten Ländern? Wer in dieser Auswanderung nicht eine Nothwendigkeit erkennen, nicht den Plan der Vorsehung darin ahnen, mit dem europäischen Völkerstamm auf diese Weise die Länder der Erde zu bevölkern die an Geschenken der Natur reich sind, aber arm an Bewohnern, Südamerika, die großen, herrlichen Inseln Australiens und andere Länder? Ja, es will mir scheinen, daß ich hier in der Auswanderung und der Barmherzigkeitsheimat, wie es in Kaiserswerth besteht*), zwei wichtige Rettungsmittel für das Elend der jetzigen Zeit schaute; aber beide sind erst im Beginnen, in ihrem Aufgange.

Möge die erstere in den Händen weiser Leiter sich immer mehr ordnen, und frische Luft und frisches Leben einströmen lassen in Wohnungen und Seelen die Drangsal und Noth verpesteten! Und möge letztere fortfahren sich in allen Ländern zu entwickeln, die Wunden der

*) Und solche sind seit ein paar Jahrzehnden unter verschiedenen Gestalten und an vielen Stellen in Deutschland und andern Ländern in der Stille entstanden. Es ist ein Netz, nicht mehr von heimlichen Orten und Gesellschaften wie früher, sondern von freien Vereinigungen unter christlichgesinnten Männern und Frauen zur Aufrichtung und Stütze für gefallene und bedürftige Mitmenschen. Das Elisabeth-Hospital in Berlin, die Anstalt für Armenschullehrer in Beuggen, die für verwahrloste Kinder von Johannes Falk in Weimar, die der Gebrüder Adalbert und Werner Grafen von der Recke-Vollmarstein im Düsselthal (gleich nach den großen Kriegen für die in denselben verwaisten Kinder angelegt), die Martinsstiftung in Erfurt. Wichern's Rauhes Haus in Hamburg. Amalie v. Sieveking's wohlthuender Frauenverein in derselben Stadt, und mannichfache andere Vereine und Stiftungen in derselben Richtung geben Zeugniß von dem neuen, in Deutschland aufblühenden Leben. Hieran schließt sich der über ganz Deutschland sich immer mehr und mehr ausbreitende Gustav Adolf-Verein, der zugleich das schönste, lebende Denkmal ist das eine große Nation dem für ihre geistige Freiheit siegenden und gefallenen Heldenkönig errichten konnte.

Menschheit zu heilen, und in ihrer Weise die Völker dazu bereiten in ihrem Leben das allgemeine „Dankopfer" darzustellen welches — so sagt der jüngste Prophet des Alten Bundes — „dem Herrn dereinst dargebracht werden wird von allen Völkern auf Erden".

Ich verlasse nun den Rhein, aber nicht ohne eine Schlußrechnung mit demselben für mich und die Meinen. Wir haben an seinen Ufern das Ziel gefunden das wir suchten; wir haben seine reichen Naturschönheiten genossen, seine Trauben und seine Heilquellen; wir haben vortreffliche Menschen kennen und lieben gelernt, und ich habe dort den glücklichen Menschen gefunden!... Und für alles Dies, für seine Natur und seine Menschen, seine Quellen und seine Trauben, sein Marienberg und Kaiserswerth —

Gesegnet sei der Rhein! Gesegnet sei der Rhein!*)

*) Das schwedische Original, nach welchem die vorstehende Uebertragung gearbeitet wurde, ist vor kurzem in Stockholm erschienen und führt den Titel: „Et par blad ifrån Rheenstranden, eller Marienberg och Kaiserswerth 1846. Ur ett bref af Forf. till «Teckningar ur hvardagslifvet»." D. Red.

Halb englisch, halb französisch

ist nach allen Richtungen der durchgreifende Charakterzug eines Romans, welcher in England jetzt viel gelesen und besprochen wird: „Mildred Vernon, a tale of Parisian life in the last days of the monarchy, by *Hamilton Murray*" (3 Bde., London 1848). Wie die Geschichte, sind die auftretenden Personen halb französisch, halb englisch, und wie die guten Seiten des Buchs, so gehören die schlechten beiden Schulen an. Daß der Roman „in den letzten Tagen der Monarchie" spielt, kann politische Tendenzen vermuthen lassen. Sie liegen ihm aber fern. Der Beisatz mag als Lockung angehangen sein, rechtfertigt sich jedoch dadurch, daß er die Zeit des Romans bestimmt, und nur Diejenigen dürften irren die etwa meinen, das pariser Leben unter der Republik habe gegen das unter der Monarchie an Zucht und Ehrbarkeit gewonnen. Die Fabel des Buchs ist französisch. Kein echt englischer Roman wählt eine untugendhafte Liebe zum Hauptthema. Die Franzosen finden das Gegentheil pikanter. Demgemäß sind sämmtliche Helden und Heldinnen verheirathet, und was sie zueinander zieht ist verbotene Frucht. Die daraus entstehenden Scenen tragen englisches und französisches Gepräge; mit englischer Kraft mischt sich französische Verschmitztheit, mit englischer Derbheit französische Ziererei. Dabei gebührt dem Verf. das Lob künstlerischer Verschmelzung und einer Kenntniß des Lebens und der Bewegung in den höhern Schichten der Gesellschaft, dem ausschließenden Schauplatze seiner Erzählung, welche bei ihm keine jener albernen Abgeschmacktheiten aufkommen läßt, durch welche häufig der Beschreibende sich lächerlicher macht als die Beschriebenen. Mit großem Geschick läßt er vier verschiedene Intriguen fest ineinander greifen, sichert sich bis zum Schlusse die unwandelbare Theilnahme des Lesers, und ist nur in Zeichnung der Charaktere minder glücklich. Sie darf überall kräftig, muß aber mitunter gemein heißen, und hat den wesentlichen Fehler, daß an sämmtlichen Personen dieselbe Grundidee hervorspringt, und diese zwar immer kühn, doch nicht immer zart durchgeführt ist.

Voran in der Reihe der Helden und Heldinnen stehen Sir Edward und Lady Vernon, Beide aus englischem Geschlechte, gutmüthig wie Viele, reicher und schöner als Wenige. Sie kommen im zweiten Jahre ihrer Ehe nach Paris, und nicht lange so fällt der Ehegemahl in die Schlingen einer reizenden lionne, der Baronin von Cévèzes, die ihn ohne sonderliche Mühe einer Gattin entfremdet welche er aus Liebe gewählt. Die liaison hat einen Zweikampf zur Folge, worin Sir Edward schwer verwundet wird. Der sorgsamen Pflege seiner Gattin dankt er die Genesung. Dennoch ist er kaum gesundet und sieht die Baronin wieder, gibt er sich ihr aufs neue hin. Die Verschleuderung seines Vermögens löst ihrerseits das Verhältniß, und führt ihn in den Kerker. Der Edelmuth seiner Gattin befreit ihn, und der erste Gebrauch welchen er von seiner Freiheit macht ist, daß er zu der Buhlerin zurückkehrt, die ihn abweisen läßt. Inzwischen rollen die Abenteuer der übrigen Personen vorüber, insgesammt auf den Rädern ehelicher Untreue. Nur Lady Vernon rettet ihre Ehre aus dem Umgange mit einem jungen, geistreichen Manne, dem Herzoge von Montévreux, nicht ohne harten Kampf zwischen Pflicht und Liebe, und der Sieg welchen sie über das eigene Herz erringt ist auch in der Schilderung ein Glanzpunkt des Buchs. Als der Tod sie von ihrem Gatten scheidet, geschieht Dies zu spät, um die Liebenden zu vereinigen.

An das durch die Erzählung hervorgerufene Interesse knüpft sich das für eingelegte Beschreibungen pariser Scenen und Sitten, ganz besonders aber für die richtige, unter die Oberfläche greifende Erfassung der Charakterverschiedenheiten der englischen und französischen Nation. Eine einzige kurze Probe möge Dies bezeugen. „In den Künsten der Vertheidigung hat eine Französin gegen die minder schlauen Töchter Albions viel voraus. Sie räumt nie der Feindin das Feld, weicht keinen Zoll breit, kämpft bis aufs Aeußerste, und läßt in diesem Kampf à armes courtoises es sich namentlich angelegen sein, daß die Gegnerin es ihr nie an Liebenswürdigkeit zuvorthue. In England sind keusche, züchtige Frauen so ihrer Würde voll, daß sie sich wenig oder keine Mühe geben sich angenehm zu machen, besonders wenn ihnen der geringste Argwohn beiwohnt, daß ihre Eheherren nicht so makellos sind wie sie sein sollten. Eine Pariserin spielt fort, mögen auch die Chancen des Gewinnens ihr noch so ungünstig sein, und man kann zehn gegen eins wetten, daß sie gewinnt. Die Engländerin wirft die Karten mit Verachtung fort, und glaubt es sich schuldig eine Miene der Gleichgültigkeit anzunehmen, ob sie verliere oder gewinne." 17.

Republik und Republikaner.

Man schreit in Frankreich und Deutschland nach Republik, aber woher die Republikaner? Ihr nebelnden, schwebelnden Philosophen Deutschlands seid es nicht, ebenso wenig ihr socialistischen und communistischen Franzosen mit Bonaparte'schen Eingeweiden. Hat Montesquieu die Tugend als Princip der Republik erklärt, wo ist sie in unserer untugendhaften Welt? Zum echten Republikaner gehört Geradheit und rauhe Sitte wie in unserm Jahrhundert selten; Strenge und Einfachheit der Lebensweise wie diese im genußsüchtigen Paris oder Wien noch seltener. Cato war ein römischer Republikaner, nicht Pompejus, Cäsar oder Lucullus. In der frankfurter Reichsversammlung verlieren viele Glieder ihren Charakter, d. h. man wird gewahr, daß sie keinen hatten, es stürzen die Reputationen; denn es ist leichter Zeitungsartikel, Historie, selbst Strafreden gegen Könige und Minister zu schreiben, als würdige Gesinnung und Haltung in Lärm und Leidenschaft babylonischen Thurmbaus zu behaupten. Es gibt zu viel Brausen, zu wenig Niederschlag, zu viel Hitze, zu wenig Kühle, und in alten untergegangenen Reichsstädten war mehr Republikenteig als im modernen Frankfurt. Freilich steckte er hinter dicken Mauern, plumpen Thorflügeln, dunkeln Häusern, konnte von Hofschranzen verspottet werden; aber in ihm lag ein Kern den die letztern nicht kennen, ein Bürgerthum der Rathhäuser, Gewerbe und Gilden. Vieles unserer neuen, davon befreiten Cultur, rascher Ideenschwung, Wechsel der Begriffe, feiner Kunstgeschmack, witzige Poesie, gewandte Form des Umgangs, sind für

den Republikaner gleichgültige Dinge, oder gehen unter in seinem Wesen. Die weltbeliebten Franzosen, welche nicht mit Unrecht sich als Vorbilder neueuropäischer Sitten und Denkarten betrachten, sind am wenigsten republikanisch geboren, und schon Montesquieu hat gesehen, daß ihr Ehrgefühl Wurzel von Monarchie sein muß. Kaum haben sie mit Blousen und Schurzfell Abgötterei getrieben, so kommt ihre wahre Religion zum Vorschein, welche ist Anbetung Napoleon's und seiner Asche, außer welcher sie keinen andern Pietismus kennen; sobald daher ein Sproß des himmlischen Stammes sich zeigt, jubeln sie ihm millionenweise entgegen. In Deutschland fehlt der Menschgott und Gottmensch; aber es herrscht viel Kunstnarrheit und speculativer Wissensdunst, mit denen ebenso wenig Republikanisches auszurichten. Man wird sich daher behelfen müssen mit Prinzen und Hoftheatern, Gedichten und Compendien, und das wühlende Volk der Freischärler bleibt eine unzeitige Geburt, die von selbst abstirbt nachdem sie ihre Windeln beschmuzt.

28.

Bibliographie.

Bertholdi, H., Die Kunst der Debatte. Anleitung für Staatsbürger, sich im Gebrauch der freien Rede zur Theilnahme an den Verhandlungen der politischen Vereine und Deputirtenkammern auszubilden. Mit sorgfältig gewählten Beispielen. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 15 Ngr.

Politische Briefe und Charakteristiken aus der deutschen Gegenwart. Berlin, Besser. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Brustbilder aus der Paulskirche. Leipzig, Mayer. 8. 22½ Ngr.

Dulon, R., Vom Kampf um Völkerfreiheit. Ein Lesebuch für's deutsche Volk. 1stes Heft. Bremen, Geisler. 8. 12½ Ngr.

Friccius, C., Entwurf eines deutschen Kriegsrechts, erläutert durch eine Geschichte des deutschen Kriegsrechts und einen Rechtfertigungs-Bericht. II. — A. u. d. T.: Geschichte des deutschen, insbesondere des preußischen Kriegsrechts. Berlin, Nicolai. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Huhn, E., Das Königreich Preußen geographisch, statistisch und topographisch dargestellt. 1ster Band. Brandenburg und Sachsen. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Der Regierungsbezirk Frankfurt a. d. O. der preußischen Provinz Brandenburg. Neustadt a. d. Orla, Wagner. Gr. 8. 6 Ngr.

Kretzschmar, A., Theoretisch-practischer Lehrgang der deutschen Stenographie oder Redezeichenkunst. Ein unentbehrliches Hilfsbuch zur schnellen und gründlichen Erlernung dieser jetzt so unentbehrlich gewordenen Schnellschreibekunst nach dem Gabelsbergerschen System. Für Schulen und zum Selbstunterricht bearbeitet. 1ster Theil: Darstellung des Systems. Grimma, Verlags-Comptoir. Gr. 8. 18 Ngr.

Meißner, C. B., Der Staat, die Kirche und die Schule. Ein Votum zunächst über die Zukunft der evangelisch-lutherischen Kirche und der Volksschule im Königreich Sachsen. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Der Besuch im Vaterhause. Ein Gespräch zwischen einem Vater und seinem Sohne. Zur Zerstörung politischen Wahnes und zum Aufbaue politischer Wahrheit. Erste von einer Gesellschaft patriotischer Frauen gekrönte Preisschrift. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 4 Ngr.

Brunner, H. C., Ueber Gewerbs-Freiheit und Entschädigung unserer Realberechtigten. Ein Wort für und an unsere Gewerbsleute so wie an die Volksvertreter. München, Franz. 1848. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Contrasignatur der Proclamation vom 18. März 1848. Berichtigende Anmerkung zur Signatura temporis. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Ngr.

Denkschrift des böhmischen Gewerbevereins über den Anschluß Oesterreichs an den teutschen Zollverein. Prag. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Elben, O., Zur Einführung der Schwurgerichte in Deutschland. Beobachtungen aus den Gerichtssälen Frankreichs, Englands, Italiens u. s. w. Stuttgart, Metzler. 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

Entwurf einer Verfassung für die evangelische Kirche im Königreich Sachsen. Kirchlichgesinnten zur Prüfung und Benutzung vorgelegt von einigen Geistlichen der Diöces Chemnitz. Chemnitz, Ernesti. 1848. Gr. 8. 4 Ngr.

Fabinger, F., Die Flucht eines Wiener Studenten nach der Eroberung Wiens. Leipzig, Koffka. Gr. 16. 4 Ngr.

Die Grundrechte des deutschen Volkes, nebst den Entwürfen zu dem Gesetze und Hinweisungen auf andere Verfassungen. Von A. M. Ottow. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 9 Ngr.

Die Grundrechte des deutschen Volks, sammt dem dazu gehörigen Einführungsgesetze, mit kurzen practischen Erläuterungen begleitet. Grimma, Verlags-Comptoir. 16. 1½ Ngr.

Hirtenworte der in Würzburg versammelten Erzbischöfe und Bischöfe Deutschlands an die Gläubigen ihrer Diözesen. Nebst der Ansprache an den hochwürdigen Klerus und der Denkschrift über die Stellung der Kirche zum Staate und zu andern Religions-Genossenschaften rc. Aachen, Hensen u. Comp. Gr. 8. 2 Ngr.

Jellinek, A., Drei Gräber. Kanzel-Vortrag, am 6. Jan. 1849 in der Leipzig-Berliner Synagoge gehalten. Leipzig, C. L. Fritzsche. Gr. 8. 3 Ngr.

Kaliforniens Gold- und Quecksilber-District. Nach: the California-Herald, von F. Gerstäcker. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 5 Ngr.

Lennig, A. F., Trauerrede auf den Hochwürdigsten Hrn. Petrus Leopold Kaiser, Bischof von Mainz rc. Gehalten zu Mainz bei den feierlichen Exequien für den Verblichenen am 5. Jan. 1849. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 4. 2 Ngr.

Mundt, T., Revision oder Vereinbarung? Eine Ansprache an die preußischen Wähler. Berlin. Gr. 4. 3 Ngr.

Reichensperger, P. F., Die Preußische National-Versammlung und die Verfassung vom 5. Decbr. Beleuchtung der Ansprache des Abgeordneten Rodbertus an seine Wähler. Berlin, Besser. Gr. 8. 5 Ngr.

Schütte, Die Wiener October-Revolution. Aus seinem Tagebuche. Genaue Darstellung aller Ereignisse und Zustände in Wien vom 6. October bis 4. November 1848 nebst den noch späteren hierauf bezüglichen Vorfällen und einer vollständigen Zusammenstellung aller, während dieser Zeit erschienenen Proklamationen rc. Zwei Lieferungen. Prag, Ehrlich. 1848. Br. gr. 8. 20 Ngr.

Schurz, K., Der Studentencongreß zu Eisenach am 25. Septbr. 1848, seine Bedeutung und seine Resultate. Bonn, Sulzbach. 1848. Gr. 8. 6 Ngr.

Stier, L. F. W., Die bevorstehende Umgestaltung der evangelisch-protestantischen Kirche. Ein Beitrag zur Verständigung über ihre Nothwendigkeit und die Art und Weise ihrer Ausführung. 1stes Heft: Die Nothwendigkeit der Umgestaltung. Neustadt a. d. Orla, Wagner. Gr. 8. 9 Ngr.

Die deutsche Verfassungsfrage und die deutschen Einzelstaaten. Ein Wort an die Nationalversammlung, die Fürsten und die Landstände deutscher Nation. I. München, Kaiser. 1848. Gr. 8. 4 Ngr.

— — Dasselbe. II. Ebendaselbst. 1848. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Dasselbe. III. Ebendaselbst. 1848. Gr. 8. 4 Ngr.

Waldeck, Entgegnung auf den Brief des Präsidenten des Geh. Ober-Tribunals, Minister Mühler. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 4. 1 Ngr.

Der Zustand der christlichen Religion in unserer Zeit und die Zukunft des Christenthums. Ein lesenswerthes Schriftchen für Katholiken und Protestanten. Schwäb. Hall, Haspel. 8. 3¾ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 46. —— 22. Februar 1849.

Ueber das Verhältniß von Gutzkow's „Uriel Acosta" zur geschichtlichen Ueberlieferung.

1. Uriel Acosta's Selbstbiographie. Lateinisch und deutsch. Mit einer Einleitung. Leipzig, Weller. 1847. 12. 7½ Ngr.
2. Uriel Acosta's Leben und Lehre. Ein Beitrag zur Kenntniß seiner Moral, wie zur Berichtigung der Gutzkow'schen Fictionen über Acosta, und zur Charakteristik der damaligen Juden. Aus den Quellen dargestellt von Hermann Jellinek. Zerbst, Kummer. 1847. 8. 7½ Ngr.
3. Elischa ben Abuja genannt Acher. Zur Erklärung und Kritik der Gutzkow'schen Tragödie „Uriel Acosta". Von A. Jellinek. Leipzig, Hunger. 1847. 8. 2½ Ngr.

Nicht alle schriftstellerischen Erzeugnisse können auf den Standpunkt der höchsten Bildung berechnet sein, ja, selbst die sogenannte höhere Popularität ist nicht überall an ihrem Orte. Haben doch sogar die am höchsten Gebildeten oft in dieser oder jener Beziehung auf die seltsamste Weise mit den Anfangsgründen zu kämpfen: — wie soll nun diesen anders geholfen werden als durch Schriften die eben auf Anfänger berechnet sind. Eine solche Schrift ist die erste von den dreien, deren Titel voranstehen. Es gibt nun einmal Leute die aus Dichterwerken eine Kenntniß der in ihnen behandelten Gegenstände schöpfen zu können glauben, und es gibt sehr Viele die sich wenigstens des grundsätzlichen Unterschiedes zwischen Wahrheit und Dichtung nicht bewußt sind, und daher das in dieser Gebotene bis auf Weiteres als wahr hinnehmen. Solchen Leuten muß geholfen werden, und man wird ihnen also gelegentlich sowol um der Dichtung als um der Wahrheit willen vor Augen zu stellen haben wie die Sache sich im Lichte der letztern ausnimmt. Dies thut die genannte Schrift in Bezug auf ein bestimmtes Dichterwerk, und insofern ist ihr ein gewisses bescheidenes Verdienst nicht abzusprechen.

Die Schrift von H. Jellinek nimmt eine andere Stellung ein. Hier wird dem Dichter seine Abweichung von der geschichtlichen Wahrheit zum Vorwurf gemacht. Sie hat neben andern Zwecken auch den, Gutzkow's Schilderung des Uriel Acosta zu berichtigen, seine „Lügen" zu widerlegen. „Lügen nenne ich Das", sagt Jellinek, „wenn Gutzkow aus den Brüdern die Acosta verfolgten seine treuesten Freunde macht; Lügen nenne ich Das, wenn Gutzkow aus einem Manne von mindestens 50 Jahren einen Jüngling macht; aus einem Manne der zum zweiten male sich verheirathen wollte, um einen Trost und eine Stütze für die letzten Jahre seines Lebens zu haben, einen leidenschaftlichen Liebhaber macht; Lügen nenne ich Das, wenn er Acosta der Judith wegen (sich) todtschießen läßt, und so den Moralphilosophen Acosta zu einem Liebesaffen macht, während er nie ein Mädchen unterrichtete, noch eine Judith kannte; Lügen nenne ich die ganze Redeweise Acosta's nach Gutzkow, weil er, um ihn doch nicht ganz als Liebhaber untergehen zu lassen, um doch einen Schein vom wirklichen Acosta dem Publicum zu zeigen, sich an die allbekannte Phrase des Galilei «Sie bewegt sich doch» anklammern muß, Spinoza auch darum mit einflickt." Man wird es mir nicht glauben wenn ich hinzusetze, daß der Mann welcher diese Ansichten debitirt in mehr als einem Fache als Reformator aufzutreten Miene macht. Gutzkow ist im Grunde nicht Schuld an seinem Lügen — „das Wesen, das Princip des neuen Drama, die Grundlagen der Tragödie, ist der Schein, die Lüge, die überspannteste Phantasie und die bizarrste Combination". Auch beweist sein Stück, daß nur ein politischer oder theologischer Held in die alte Kunstform eingerahmt werden kann; ein Mann wie Acosta, der einen wirklichen Kampf geführt, könnte nur durch die Auflösung der dramatischen Kunst dargestellt werden. Und daneben ist das ganze Heftchen als Vorläufer einer Kritik der Moral seit Luther anzusehen, von welcher man nach der hier (S. 17) ausgesprochenen Ansicht, daß Kant der theoretische Ausdruck der Heuchelei sei, weil er was er theoretisch abweisen mußte auf praktischem Wege wieder eingeführt, einen Vorbegriff fassen kann.

Auf die den Diatriben Jellinek's zu Grunde liegende Ansicht, daß die Kunst nur ein Abklatsch der Wirklichkeit zu sein bestimmt sei, hat die ästhetische Bildung unserer Zeit Nichts mehr zu erwidern, sowie man denn auch von Demjenigen welcher solche Ausdrücke wie die seinigen ohne Noth gebraucht nur voraussetzen kann, daß er nicht recht inne geworden sein möge was sie bedeuten. Allein damit ist die Sache noch nicht abgethan. Die fehlgreifende Foderung des soeben gewürdigten Schriftstellers, und die Vergleichung des Stücks mit dem Inhalt der ersten Schrift muß bei Vielen eine Frage ange-

regt haben, deren Beantwortung vielleicht nicht Jeder sogleich bei der Hand hat.

Gutzkow's Abweichung von der geschichtlichen Ueberlieferung ist in der That noch beiweitem größer als Jellinek sie schildert. Zunächst im Factischen. Uriel Acosta ist zur Zeit der Ereignisse welche seinen Lebensgang abschließen nicht nur den Jahren nach nicht mehr Jüngling, sondern auch der Erfahrung in eben diesen Dingen nach: denn es ist eine zweite Verfolgung der er unterliegt. Auch waren die Ansichten um derenwillen ihn dieses Schicksal traf nicht die Erstlinge seiner Reflexion, oder mit denjenigen welche ihm schon früher den Haß der Juden zugezogen hatten identisch. Erst in Folge dieser Verfolgungen selbst hatte er sich zu einem Standpunkte hinaufgesteigert den wir allenfalls philosophisch nennen können. Zuerst hatte er, welchen in Portugal die Lesung der Bücher Mosis zum Judenthum zurückführte, als er die Juden wie sie jetzt waren kennen lernte, nur die neuern Zusätze angegriffen; hierauf wurden ihm auch die Bücher Mosis verdächtig, und so wurde er allmälig Atheist und Unsterblichkeitsleugner. Und Dies führt auf den am tiefsten greifenden Unterschied zwischen Gutzkow's Auffassung und der ursprünglichen Bedeutung des Mannes. Das Grundaperçu der Tragödie ist nichts Anderes als der Kampf zwischen den Foderungen des freien Denkens und dem der Pietät besonders gegen weibliche Verwandte, Mütter, Gattinnen, Bräute, die an Demjenigen hängen was unser Denken anzweifelt. Das ist eine Erfahrung die wir Alle gemacht haben, wenn wir etwa diesen geliebten Personen zu Gefallen zum Abendmahl gehen, während es uns doch gar nicht so ums Herz war.

Nur hierauf, auf diesen allgemeinen Zwiespalt zwischen dem Geiste und den Ansprüchen welche das Herz macht seine Aussprüche zum Stillschweigen verweisen zu wollen, kommt es an; weshalb auch der Streich den in der dritten Schrift A. Jellinek gegen Gutzkow führen will, indem er sagt, man erfahre nichts Gründliches über den Inhalt der inculpirten Schrift und über Uriel's Ansichten überhaupt, während sich die letztern doch leicht hätten darstellen lassen, wenn in dem Gespräch zwischen Rabbi ben Akiba und Uriel statt auf moderne Philosopheme, auf die wahren Ansichten des Elischa ben Abuja hingewiesen worden wäre, ganz flach fällt. Und von solchen höchst modernen Gegensätzen findet sich in Uriel Acosta's Lebensbeschreibung keine Spur: von einer Mutter ist nicht die Rede, und daß von einem so innigen und geistigen Verhältniß zu dem Frauenzimmer, mit welchem er eine zweite Ehe eingehen wollte, nicht die Rede sein könne, ist schon zur Sprache gekommen, nur Gutzkow legt seinem Widerruf einen solchen Sinn unter; in der That ist dieser bei ihm so aufzufassen, daß er eben unterlag, daß er besonders die Isolirung nicht ertragen konnte, in welche er sich dadurch versetzt sah, daß er, der Portugiese, sich, wenn er von seiner Judengemeinde vermieden wurde, mit Niemandem sprachlich verständigen konnte.

Mit Einem Worte, Gutzkow macht aus dem alternden jüdischen Zweifler des 17. Jahrhunderts, der ganz in den Formen seiner Zeit und Nationalität befangen ist — wie denn der Haß gegen seine Verfolger, den er nicht verbergen kann, im Grunde mit demjenigen mit welchem ihn diese verfolgen in naher Verwandtschaft steht —, einen jugendlichen modernen Philosophen unserer Zeit.

Man wird es eingestehen müssen: Das heißt mit der Geschichte frei umgehen. Es kann Niemandem verübelt werden, wenn er sich in die Zeit der altfranzösischen Tragödie versetzt glaubt, in welcher von der Geschichte nur die tönenden Namen beibehalten wurden, die wir mit einer gewissen Ehrfurcht auszusprechen gewohnt sind, während den Inhalt, wie Dies Grimm oder Diderot durch seinen Mund selbst am großen Racine tadelt, die modernsten Liebeshistörchen bildeten. Es bleibt bei solchem Verfahren ungefähr ebenso viel Recht übrig eine Tragödie „Philoktet" oder „Atreus" zu überschreiben, wie ein Kanzelredner welcher an dem Tage, wo das Evangelium von den Vögeln unter dem Himmel und den Lilien auf dem Felde an der Reihe ist, sich in modern-sentimentalen Ergüssen über das Erhebende des Naturgenusses erginge, ein Recht hätte zu behaupten, er habe über diese Bibelverse gepredigt. Wir geben Alle zu, daß der Dichter frei mit der Geschichte schalten dürfe, aber sollte denn diese Freiheit durchaus gar keine Grenzen haben, und wenn dergleichen doch angenommen werden müssen — denn wenn wir jene französische Tragödie verwerfen, nehmen wir sie an —, wird nicht Gutzkow's Stück, wenn wir sie auch noch so entfernt stecken, jenseit derselben fallen? Bis jetzt hat Niemand diese Grenzen zu nennen gewußt. Es gibt zwar eine Regel, man solle das Costume beobachten, und diese scheint gerade für Fälle wie der vorliegende eine Entscheidung an die Hand zu geben. Allein wenn man darauf achtet, in wie verschiedenem Sinne diese Regel ausgelegt wird — das römische Costume glaubt sowol Shakspeare zu beachten, der den Römer mit Degen auf dem Forum erscheinen läßt, und dessen Römer echte Engländer sind, wie die Franzosen, deren Römerinnen in Reifröcken auftreten und Liebe girren —, so wird man sogleich inne, daß sie nichts Anderes sagen will als daß überhaupt eine Grenze stattfinden müsse; die ganze Willkür welche wir durch Auffindung einer solchen Grenze beschränken möchten fällt unter diese Regel selbst. Außerdem hat man wol gesagt, es müsse wenigstens der Charakter der historischen Personen beibehalten werden, ihre Schicksale möge man umgestalten. Dies beruhte darauf, daß der Mensch nur so lange derselbe sei, z. B. Nero eben Nero, als sein Charakter derselbe bleibe: als ob es nicht auch schon ein anderer Mensch wäre, wenn man seine Schicksale verändert; denn nur die Verflechtung von Charakter und Schicksal bildet das Individuum, die Monade, in welcher sich, an dieser besondern Stelle in der Welt, diese auf diese besondere Weise spiegelt. Es ist also nicht abzusehen, warum nicht ebenso wol dem Charakter eine neue Wendung gegeben werden könnte; auch in Bezug auf ihn darf, ja soll das Dichterwerk etwas ganz Anderes sein als ein erschöpfendes Ergebniß geschichtlicher Forschung. Ueberhaupt wird bei der Be-

stimmung dieser Grenzen nicht die Rede davon sein können, daß irgend etwas Qualitatives der freien Bestimmung des Dichters entnommen würde: — fällt es einmal in den Bereich seiner Thätigkeit, wie soll es nicht den Grundbestimmungen derselben unterworfen sein? Es wird in Allem nur auf eine quantitative Grenze, auf ein Nichtzuweitgehen hinauslaufen — was denn in der That, wie jeder philosophisch Gebildete weiß, so gut wie gar keine Grenze ist, wie wir denn auch häufig uns des Ausdrucks bedienen, es sei Nichts so kühn, daß es nicht ein großer Geist wagen könnte. Und so wäre denn bewiesen, daß jene Grenzen nicht nur bis jetzt nicht angegeben seien, sondern der Natur der Sache nach niemals angegeben werden könnten, oder daß es gar keine Grenzen der Art gebe.

Dieses Ergebniß würde uns, wenn wir bei ihm stehen bleiben müßten, in große Verlegenheit setzen können, denn unser Kunstbewußtsein kann es sich auf der andern Seite schlechterdings nicht nehmen lassen, daß eine Grenze vorhanden sein, daß ein Costume beobachtet werden müsse. Aber zum Glück findet sich hier ein Ausweg, der schon aus so manchem Labyrinthe geführt hat: es sind hier zwei Bedeutungen der „Grenze" vermengt worden, das Kunstbewußtsein, welches eine Grenze fodert, und wir, die wir dieselbe suchten und nicht fanden, redeten von ganz verschiedenen Dingen.

Wir unsererseits suchten eine objective Grenze, d. h. eine solche welche als äußerer Maßstab an das Dichtungswerk angelegt werden könnte — ein materielles Bishierherundnichtweiter, welches nicht der Dichter sich selbst, sondern dem Dichter der prosaische Verstand bestimmte. Daß wir eine solche nicht finden konnten, lag in der Natur der Sache, und sollte heutiges Tages jedem Gebildeten klar sein. Nun aber werden wir von vornherein sehr geneigt sein die Entscheidung auf das Gefühl des Dichters ankommen zu lassen. Zunächst kann das freilich auch noch so ausgelegt werden, als wäre damit nur gesagt, der Dichter müsse wissen wie weit er gehen könne — wo es sich denn eben fragen würde, ob sein Gefühl richtig urtheile, und also nicht nur die quantitative Unbestimmtheit wieder hereingebracht, sondern sogar im Grunde Alles auf jenen objectiven Maßstab zurückgeführt würde, so wie einen weltgewandten Menschen etwa sein Gefühl lehrt, welche von den gebräuchlichen Verfahrungsweisen er in einem gewissen Falle befolgen müsse. Damit wären wir nun um Nichts weiter, und wüßten wieder nicht, woher dann dem einzelnen Dichter eine solche vorherbestimmte Norm kommen solle. Auf diese Weise bleibt also nichts Anderes übrig als daß wir annehmen, der Dichter selbst gebe sich diese, und zwar nicht in der Weise, daß er sie sich einmal für allemal festsetzte, und hinterher sich danach richtete, sondern so, daß er sie sich in jedem einzelnen Falle selbst gibt. Oder, wir müssen annehmen, Das was der Dichter in der Beziehung von welcher hier die Rede ist thut, ist richtig, nicht weil es etwas ohnehin Richtigem angemessen ist, sondern weil er es eben thut. Und so bekommt die Foderung der Grenze einen ganz subjectiven Sinn — wenn der Dichter selbst sich nur auf die gehörige Weise in seinem Thun begrenzt fühlt und weiß, so ist er es, und es hat ihm weiter Niemand darein zu reden.

Der Fall ist ganz derselbe wie im moralischen Gebiete beim Gewissen. Kein Mensch kann jemals mit Bestimmtheit darüber entscheiden, ob ein Anderer moralisch recht gehandelt habe, denn es gibt hierfür keine äußern Kriterien; er kann nur sagen: wenn ich unter den Umständen die mir bekannt sind so gehandelt hätte, so würde ich unrecht gehandelt haben. Es kann Fälle geben, z. B. bei groben Verbrechen, in denen die mir bekannten Umstände höchst wahrscheinlicherweise durch keine andern in ihrer Wirkung aufgehoben werden; aber an und für sich handelt recht nicht Der welcher bestimmte Normen beobachtet — dabei kann er unter gewissen Umständen, die den Andern verborgen sein mögen, gerade höchst unmoralisch handeln —, sondern wer mit vollster Ueberzeugung recht zu handeln glaubt, Dessen kann er sich vor Gott und Menschen getrösten. Der reine Act der Zustimmung zu meinem Handeln, von dessen Vorhandensein oder Abwesenheit Niemand wissen kann als ich selbst, macht hier das allein Maßgebende aus.

Das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein eines ähnlichen rein innerlichen Acts beim Dichter, und nicht der Umstand, ob sein Werk, das durch diesen Act entsteht, einer sonstigen außenstehenden Foderung gemäß sei, ist es, worauf das Urtheil, ob in dem letztern das richtige Verhalten zur Geschichte beobachtet sei oder nicht, sich gründen muß.

Dieser Act besteht ganz einfach darin, daß er in dem besondern Falle nur irgend Etwas als eine Norm für sein freies Schaffen hinstellt, also als sein Costume das er beobachten will festsetzt, und daß er dann wirklich dieses als unverbrüchliche Grundlage seines Schaffens festhält — daß er ihm treu bleibt. Nur auf diese Form seines Verhaltens kommt es dabei an, und schlechterdings nicht auf das Was, obgleich freilich der Dichter selbst uns zu dem Irrthum, als wenn das letztere die Hauptsache wäre, Veranlassung gibt. Denn wo jenes Verhalten wirklich mit voller Energie durchgeführt wird theilt es Demjenigen auf welches es sich richtet eine solche Autorität mit, daß wir uns hinterher einbilden, diese sei schon vorher dagewesen, und müsse immer dagewesen sein. So wird man z. B. nur mit einem erklecklichen Aufwande von Abstractionsgabe und mit Hülfe einer nicht unerheblichen Erfahrung in diesen Dingen zu der Einsicht gelangen, daß die Auffassung des Oedipus und seiner Geschichte, die wir bei Sophokles finden, eben nur diesem angehöre; wir sind geneigt zu glauben, Sophokles habe nur den Mythus dramatisirt wie ihn Alle kannten, bis uns etwa das Beispiel der Elektra, deren Geschichte auch von den andern beiden griechischen Tragikern behandelt worden, belehrt, daß hier jeder einer eigenen Auffassung gefolgt sein muß.

(Der Beschluß folgt.)

Reisen des Königs Otto und der Königin Amalia in Griechenland. Aufgezeichnet und gesammelt von Ludwig Roß. Zwei Bände. Mit einer Karte. Halle, Schwetschke u. Sohn. 1848. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Auch wenn die einzelnen Reiseschilderungen aus welchen die vorliegende Sammlung besteht zum Theil schon früher durch den Druck bekannt gewesen, und in dieser Hinsicht die hier vereinigten Reiseschilderungen zum Theil nur erweitert wiedererscheinen, so kann Dies doch bei dem nicht geringen Interesse das sie an und für sich haben den Werth der ganzen Sammlung selbst nicht schmälern, welche nur dadurch ein Ganzes bildet. Dies kann um so weniger geschehen, da der Verfasser und Herausgeber als ein so genauer und gründlicher Kenner des griechischen Alterthums nicht nur, sondern auch in Folge eines mehr als zwölfjährigen Aufenthalts in Griechenland des heutigen Zustandes desselben in den verschiedensten Beziehungen, namentlich in archäologischer Beziehung, ist, und er auch hier wieder bei den vielen Reisen und Wanderungen welche er von dem Jahre 1834—45, besonders in Begleitung des Königs und der Königin, durch die einzelnen Theile des Königreichs Griechenland gemacht hat, vielfache Gelegenheit gehabt wiederholte Forschungen über dasselbe in geographisch-topographischer Hinsicht anzustellen. Uebrigens fand sich der Verf. zu der vorliegenden Sammlung durch die Auffoderung der Königin von Griechenland veranlaßt, die ihn zu einer solchen bestimmte „wenn er in die deutsche Heimat zurückgekehrt sein würde", wie er Dies hier in der voranstehenden Widmung an die hohe Frau ausspricht. In der Hauptsache war es ihm dabei um bloße Reiseschilderungen zu thun, welche bald länger bald kürzer den Charakter von Reisedenkwürdigkeiten haben und sich bewahren sollten, und zwar bezeichnet er sie als solche „wegen der hochgestellten Personen auf die sie sich beziehen, und deren einfacher und genügsamer Sinn, deren reine und edle Freude am Naturgenuß und an dem Aufsuchen erhebender geschichtlicher Erinnerungen, deren Herzensgüte, wie die Liebe zu ihrem Lande und Volke sich genugsam darin abspiegelt". Darum verzichtete er auch auf „ganz ins Einzelne gehende topographische Ausführungen", auch wenn der Zweck den der König von Griechenland auf jenen Reisen hatte dergleichen Forschungen dem Verf. selbst gestattete. Denn war der leitende Gedanke der königlichen Herrschaften auf diesen Reisen der, „das Land in allen seinen Theilen und nach allen Beziehungen, die Denkmäler und Erinnerungen der Vergangenheit wie die Zustände der Gegenwart, die Schönheiten seiner großartigen Natur wie die Lebensweise, Sitten und Denkart des Volks durch eigene Anschauung möglichst genau kennen zu lernen" (I, 10 und 115), so war dadurch die besondere Thätigkeit des Verf. für seine wissenschaftlichen Zwecke nicht gelähmt, weniger ausgeschlossen, und er hatte nur die Absicht, durch Mittheilung der in dieser Beziehung gewonnenen Ergebnisse seiner gelehrten Forschungen dem angedeuteten Charakter dieser „Königsreisen" und seiner Reisedenkwürdigkeiten nicht zunahezutreten. Darum findet hier der Leser außer Demjenigen was sich unmittelbar auf die Reiseeinrichtungen und die Reiseordnung, sowie auf das in Griechenland mit Schwierigkeiten verbundene Reisen (z. B. insofern es fast nur zu Pferde geschehen kann) und manche interessante Reiseabenteuer bezieht, vielfach ansprechende und belehrende Mittheilungen über gegenwärtige Verhältnisse und Zustände des Landes und Volkes, auch in Ansehung der Statistik, historische Notizen aus dem Freiheitskampfe, schätzbare Beiträge in Bezug auf Archäologie, sowie zur Berichtigung und Feststellung mancher Zweifel und Angaben in Betreff der alten Geographie des Landes, in welcher Hinsicht noch Viel aufzuklären ist, auch Manches zur Bereicherung der Kenntniß der gegenwärtigen Sprache des Volkes in Bezug auf Dialekte und auf einzelne Worte: eine Kenntniß deren Beförderung auf jede mögliche Weise ebenfalls sehr wünschenswerth und nöthig ist. Als einen Beweis übrigens für die Art und Weise und die Eigenthümlichkeit jener Reisen, deren Schilderungen wir hier erhalten, sowie für den Sinn und Geist, der sich überhaupt in Griechenland bei allen Kundigen angesprochen fühlen muß die zugleich einen regen Sinn für die großartigen Erinnerungen des Alterthums haben, setzen wir hier eine Beschreibung der Aussicht von der alten pelasgischen Burg Larissa bei Argos her, die sich S. 231 des ersten Bandes findet. „Von der Höhe der Burg überblickt man die ganze argivische Ebene mit ihrem Halbkreise von Bergen, mit Mykenä, dem Sitz der Atriden, mit Tiryns, der Wiege des Herakles, und mit Nauplia und der hohen Veste des Palamedes, während der Blick zur Rechten weit den Golf hinunterstreift und die Küsten von Argolis umfaßt. Und jeder Fußbreit Landes lebt in der Erinnerung, und bevölkert sich dem Kundigen mit den längst vergangenen Erscheinungen der sagenhaften, dichterischen und geschichtlichen Vorzeit. Das ist der wunderbare Reiz der vorzugsweise classischen Länder, der hesperischen und hellenischen Halbinsel, daß sie Geist und Gemüth gleichmäßig erregen und erfüllen, und daß neben ihnen die schönste, aber durch keine Erinnerungen einer Vorzeit beseelte Gegend in den Schatten zurücktritt." Einer gleichherrlichen und erhabene Erinnerungen anregenden Aussicht gedenkt der Verf. gleich nachher von der Veste Akrokorinth, die auf den korinthischen Meerbusen und die Gebirge von Phokis, Böotien und Megara, auf den saronischen Busen, Salamis, Attika und nach den andern Seiten hin auf die Berggipfel und Thäler des Peloponnes sich erstreckt, und er beschließt diese ganze Reiseskizze aus dem Peloponnes mit den Worten: „Mit solchem Genuß kann man nicht im Wagen und nicht auf der Eisenbahn reisen, sondern nur zu Pferde in der herrlichen Landschaft über Berg und Thal!"

Auf die einzelnen Reiseschilderungen ist hier im Uebrigen, um den Charakter und Inhalt der ganzen Sammlung im Allgemeinen anzudeuten, nicht weiter einzugehen, und es genügt die Bemerkung, aß sie fast alle einzelnen Theile des Königreichs umfaßt, von dem zugleich eine den Reisenden in Griechenland zu empfehlende, von Dr. Kiepert in Weimar entworfene Karte dem zweiten Bande beigefügt ist, wie denn auch ein Namen- und Sachregister die Benutzung des Buchs zu wissenschaftlichen Zwecken begünstigt. 16.

Für Orientalisten.

In der Versammlung der „Asiatic society" zu London am 18. Nov. 1848 fand ein Vortrag statt über einen in der Palisprache geschriebenen Civilcoder, welchen Dr. Rost aus den Palmblätter-Manuscripten des Britischen Museums aufgefunden hat. Dieses in burmesischen Schriftzügen auf ungefähr 200 Palmblättern enthaltene Gesetzbuch berührt ziemlich jeden Zweig bürgerlicher und häuslicher Einrichtung, wie solche bei den Völkern bestand welche vor Alters den Buddha verehrten, und wird von einem ausführlichen Commentar in burmesischer Sprache begleitet, welcher an 200 Jahre alt sein mag, und nicht nur den Text erklärt und erweitert, sondern auch nachweist wie er neuern Gebräuchen angepaßt, und was hinsichtlich derjenigen Zweige der Jurisprudenz gethan werden muß die ehemals vernachlässigt worden sind, aber in Folge veränderter Zeitumstände schlechterdings der Pflege bedürfen. Wie fast jeder Ueberrest indischer Literatur ist der Palitext in Versen und zerfällt in zehn Bücher, deren jedes ohne strenge Ordnung einen oder mehre Gegenstände behandelt. Einige der letztern, z. B. Heirath, Zeugenschaft u. s. w., kommen wiederholt an verschiedenen Stellen vor. Dr. Rost hat zwar nirgend eine Hindeutung auf die Gesetze des Menu entdeckt, ist jedoch der Meinung, daß der Verf. des Gesetzbuchs bei Niederschrift desselben jenen berühmten Coder vor Augen gehabt haben müsse. 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 47. — 23. Februar 1849.

Ueber das Verhältniß von Gutzkow's „Uriel Acosta" zur geschichtlichen Ueberlieferung.

(Beschluß aus Nr. 46.)

Von diesem Gesichtspunkte aus, daß nämlich dem Dichter der geschichtliche Stoff nichts Anderes ist als ein Maßgebendes, das er sich selbst frei entgegensetzt, um an ihm in seiner Production einen festen Halt zu haben — weshalb auch der Dichter nicht leicht den Stoff rein aus seiner eigenen Erfindung entnehmen wird, denn diese würde, um einen solchen Halt zu bilden, für ihn selbst gleichsam nicht Autorität genug haben —, erklärt es sich dann auch zugleich, wie jener Stoff hier in den mannichfaltigsten Formen wird auftreten müssen.

Zunächst ist es eine ganz falsche Vorstellung, wenn man das Dichterwerk zu der Thatsache wie sie wirklich gewesen, oder gar zu der ewig wahren Weltmacht in ihr, in irgend ein Verhältniß stellt. Dies kann nur Derjenige thun welcher in der Dichtung eine höhere Offenbarung erblickt, die dem Dichter Gott weiß woher mitgetheilt werde. Geht man auf ein Begreifen des Dichterwerks auf empirischem und menschlichem Wege aus, so bietet sich zur Vergleichung mit ihm nur diejenige geschichtliche Darstellung der Thatsache dar die ihm gerade in die Hände gefallen, die ihn angeregt und welche er benutzt hat. So nützt es zum Studium des Shakspeare Nichts die englische Geschichte nach den besten Quellen zu studiren, sondern man muß den alten Holinshed lesen. Es kommt hier wiederum nur auf die Form an, daß ein Ueberliefertes zu Grunde liege, weshalb auch das Verhältniß bei einer Novelle genau dasselbe ist wie bei wahrer Geschichte — und sollte etwa Gutzkow in dem vorliegenden Falle nur den Bayle'schen Artikel *) über Uriel Acosta gekannt haben, so hätten die Herren welche uns die wahre Geschichte desselben mit vielem Fleiße vorführen, was die Auffassung des Dichterwerkes betrifft, etwas vollkommen Müßiges gethan, und Gutzkow wäre nicht der mindeste Vorwurf daraus zu machen. In einem solchen Falle sich auf die authentische Mittheilung berufen, steht auf völlig gleicher Stufe damit wie wenn Einer, um die Darstellung einer Landschaft im Winterkleide zu beurtheilen, bis dahin wartete, wo die Bäume belaubt wären — wo sich dann freilich die wirkliche Landschaft als solche besser ausnimmt, auch in einem sehr philosophischen Sinne wirklich mehr sie selbst ist.

Das Zweite was hier in Betracht kommt ist, daß auch diesen irgendwie gestalteten Stoff selbst der Dichter nicht in seiner Ganzheit bei seinem Werke zu Grunde legt. Es geht ja eben nicht von ihm als von etwas äußerlich Gegebenem aus, an das er sich zu halten hätte; der bloße Stoff ist eine bloße schlechte Existenz und hat mit der Dichtung Nichts zu thun; er wird Grundlage für dieselbe eben nur dadurch, daß diese selbst ihn sich als einen solchen entgegensetzt. Nun wird Dies natürlich immer nur von einem gewissen Gesichtspunkt aus geschehen, für welchen die Dichtung eben eines solchen bedarf, und so wird also die Ueberlieferung immer nur von einer gewissen Seite her aufgefaßt werden. Ein jeder Künstler faßt die Welt nur von der Seite her auf die ihn als solchen eben angeht. Nicht die Natur bildet für den Maler die Grundlage seiner Werke, sondern die Natur insofern sie Farbe- und Lichtwelt ist, und so auch für den Bildhauer nicht die Natur, sondern die körperliche Form in ihr. Das tritt denn auch beim Besondern ein. Der Künstler, der Dichter ist von dieser oder jener Stimmung erfüllt, die er auszudrücken sucht: nun begegnet

*) „Bayle — für mich eine elende Quelle, was historische Dinge betrifft", sagt H. Jellinek. Armer Bayle! Aber warum soll denn Bayle eine elende Quelle sein für geschichtliche Dinge, zu deren Ermittelung uns keine weitern Hülfsmittel zu Gebote stehen als die er auch hatte, und bei denen die Fortschritte der Methode der historischen Forschung nicht in Betracht kommen? Wenigstens im gegenwärtigen Falle war gerade ganz und gar keine Berechtigung vorhanden ein solches Urtheil zu fällen, denn der Artikel des Bayle ist ein treuer Auszug aus dem „Exemplar humanae vitae" selbst, aus welchem ganze Stellen angeführt werden, so wie aus dem Berichte des Limborch, der hier insofern vollständiger mitgetheilt wird als unsere vorliegenden Apologeten des Uriel Acosta für gut halten, als der Umstand nicht verschwiegen wird, es habe Uriel sich das Leben genommen, nachdem ein Anschlag auf dasjenige seines bedeutendsten Widersachers misglückte. „Il exécuta", sagt Bayle, „cette étrange résolution, un peu après qu'il eut manqué son principal ennemi (in margine: c'était son frère ou son cousin. Limborch in Praefat. exemplar. humanae vit.), car dès que le pistolet qu'il avait pris pour le tuer, dans le temps qu'il le vit passer devant sa maison, eut fait faux-feu, il ferma sa porte et prenant un autre pistolet, il s'en tua."

ihm eine Anschauung die als Grundlage dafür dienen kann, und natürlich greift er sie nur auf, insofern sie Das vermag, sowie denn auch wol andererseits dem Künstler bei einer Anschauung aufgehen mag, daß sie zu diesem und jenem Gebrauch dienlich sein könnte; allein hierin liegt der erste Vorgang zugleich mit verborgen, warum verfiele er sonst auf diese Anschauung?

Hieraus geht nun einerseits hervor, daß es ein eigentlich historisches Schauspiel gar nicht geben könne, und andererseits wird es auf diese Weise klar, wie bei der Behandlung eines geschichtlichen Stoffs welche von der eigenen Bedeutung desselben sehr weit abweicht gleichwol jenes gesunde Verhältniß der Dichtung zu einer festen Grundlage vorhanden sein kann. Man denke z. B. an Goethe's „Egmont". Es ist oft bemerkt worden, daß Egmont ein verheiratheter Mann gewesen mit einer Anzahl Kinder, und daß das Verhältniß mit Klärchen seinem historischen Charakter widerspreche. Aber Das war nicht der Gesichtspunkt unter welchem er sich Goethe dargestellt hatte. Goethe faßte ihn von der Seite der unbekümmerten dämonischen Sicherheit auf, mit welcher er ins Verderben geht. Das diente ihm als Grundlage, und daran reihte sich als Ausführung jenes um die Folgen ebenfalls sehr unbekümmerte Liebesverhältniß an.

Wenn nun auf diese Weise der innere Act, auf welchem die einzig gültige Bedeutung des Geschichtlichen in der Dichtkunst beruht, so weit es hier erfoderlich war, erörtert ist, so wird hier gleichwol noch ein Zweifel aufzulösen sein, dessen Nichtberücksichtigung leicht das ganze Gebäude über den Haufen werfen könnte.

Die innere That des Dichters ist mit dem Act des Gewissens verglichen worden: nur daß sie stattfindet, nicht worauf sie sich richtet, gibt ihr ihren Werth. Um diese Innerlichkeit vollkommen ins Licht zu stellen, wurde auch ausgeführt, daß dem Begriffe des Gewissens nach die Stimme desselben durchaus nur Demjenigen vernehmbar ist in dessen Innerm es eben spricht. Wie, wenn auch in dieser Beziehung das Analoge vom Dichter gälte? wenn der Umstand, daß das Geschichtliche die Stelle einer Grundlage der Dichtung eben nur dann einnimmt, wenn der Dichter es als solche setzt, den Sinn hätte, daß Das eben auch Niemand wissen könne als er selbst? Die Folge davon wäre leicht einzusehen; der Dichter allein wäre im Stande zu beurtheilen, ob sein Werk wirklich ein Dichterwerk sei, wie nur der jedesmal Handelnde wissen kann, ob er streng moralisch handelt, und wir Andern müßten uns also bei dem Selbstbewußtsein des Dichters beruhigen, und für gut annehmen was er für gut hält?

Was allein zur Auflösung dieses Aporems führen kann ist leicht zu sehen. Allerdings kann über das Vorhandensein oder Nichtvorhandensein des innern Acts nur Der entscheiden in welchem er vorgeht, und es müßte also, damit wir ästhetische Urtheile zu fällen vermöchten, uns vergönnt sein an jenem Acte des Dichters unsererseits selbst zu participiren.

Und so verhält es sich in der That. Wir verhalten uns bei dem Genusse des Kunstwerks keineswegs rein empfangend. Man findet Dies angedeutet in einem französischen Werke, das unter bescheidenem Titel fast eine ganze Kunstlehre enthält, und eben um jenes Titels oder wenigstens um des rein empirischen Anknüpfungspunkts willen den er ankündigt von den deutschen Kunstphilosophen vornehm belächelt wird. Es heißt in Quatremère de Quincy's „Essai sur la nature, le but et les moyens de l'imitation dans les beaux-arts" (1823), S. 121: „A la condition de la difficulté est attaché le plaisir que nous trouvons à la voir vaincue. (Unter dieser condition de la difficulté müssen wir immer die von dem Dichter ihm selbst entgegengesetzte Grundlage welche seine Grenze bildet in ihrer Ganzheit verstehen.) Telle est la cause de celui que donne l'illusion. Mais tout le monde n'est pas habile à en jouir généralement; on doit dire que plus on a d'imagination, plus on a la capacité nécessaire pour remplir ce que nous avons vu devoir être l'espèce de déficit de chaque mode imitatif — et plus aussi on sait alors se contenter de l'illusion départie à chaque art. C'est qu'effectivement le plaisir de l'illusion résulte, plus qu'on ne pense, d'une sorte de travail par lequel l'esprit rachève en lui-même l'ouvrage de l'esprit" — wie es denn weiterhin heißt pour elle (für die Seele) agir en fait d'imitation, c'est jouir, und das für das dernier secret der dort aufgestellten Theorie erklärt wird. In der That liegt hier der Schlüssel zu der ganzen Kunstlehre. Wir Alle fühlen uns, wenn wir ein Kunstwerk erblicken, sogleich zum Urtheil über dasselbe angeregt. Dieses wird sich im Allgemeinen darauf richten wie der in dem Werke dargestellte Gegenstand behandelt sei, und darin haben wir die Aeußerung Desjenigen vor uns worauf es hier ankommt. Nämlich es liegt hierin eine Vergleichung des Kunstwerks mit sich selbst, denn welches sein Gegenstand sei, erfahren wir ja eben erst aus ihm selbst; wir legen hier also im Gedanken ganz denselben Weg zurück welchen der Künstler indem er sich den Gegenstand als Grundlage entgegensetzte und hierauf ihn wiederum mit seinem Geiste erfüllte in der That zurückgelegt hat. Folglich ist dieses Urtheilen überhaupt Nichts weniger als ein blos beiläufiges Gebahren von unserer Seite, welches das Kunstwerk nicht anginge, oder das demselben etwa gar ein Unrecht anthäte, sondern die eigenste Wirkung des Kunstwerks selbst, nämlich das Nacherschaffen desselben, zu dem es uns anregen muß, wenn es überhaupt als Dasjenige was es ist in unser Bewußtsein eintreten soll; denn es besteht ja selbst nur in dem Acte der Erschaffung — und mithin wird gerade der Punkt, ob bei ihm dieser Act wirklich in völliger Energie und Ausbildung vorhanden sei, nämlich ob er wirklich von einer festen Grundlage der beschriebenen Art ausgehe, uns am allergewissesten zum Bewußtsein kommen können.

Wie ist's nun — damit ich nach dieser weitläufigen Grundlegung endlich zur Hauptsache komme — in Beziehung auf diese Dinge mit Gutzkow's „Uriel Acosta" bestellt?

Ich sehe durchaus keinen Grund dem Gedichte von

dieser Seite her den Namen eines wahren Kunstwerks streitig zu machen. Es wird in ihm mit der Geschichte des Uriel Acosta sehr frei umgegangen, Das ist immer wieder zuzugestehen; aber wir sind nunmehr im Klaren darüber, daß die objective Geschichte in ihrer gesammten Thatsächlichkeit zu dem Vorhaben des Dichters überhaupt gar nicht in Beziehung steht, und daß es nur darauf ankommt, unter welchem Gesichtspunkt der Dichter selbst sie gefaßt habe. Geht man hiervon aus, so rechtfertigt sich Gutzkow's Verfahren von selbst. Ich habe schon oben angegeben welches mir das Grundaperçu des Stücks zu sein scheint: ein freidenkender Mann geht unter durch den Zwiespalt in welchen sein freies Denken mit der Familienpietät tritt, indem zugleich eine starre Orthodoxie diesen Zwiespalt mit pfäffischer Teufelei zu schärfen bemüht ist. Eine Idee wie die hier zu Grunde liegende versetzt nun der Dichtergeist nicht durch verständiges Umhersuchen, sondern durch genialen Blick in denjenigen Stoff, unter diejenigen äußern Bedingungen welche zu ihrer Entfaltung am günstigsten sein werden, oder die ihr das höchste Relief geben. So mag es Voltaire bei seinem „Mahomet" im Grunde nur einerseits auf den Inhalt der beiden Verse angekommen sein:

Il faut un nouveau roi, il faut de nouveaux fers,
Il faut un nouveau Dieu pour l'aveugle univers.

und andererseits darauf, daß die Verwirklichung solcher Foderung von Seiten der Religion keineswegs zu erwarten sei: und da könnte sich ihm denn freilich kein besserer Träger solcher Tendenz darbieten als der kriegerische Religionsstifter Mohammed, der sich in pfäffischer Cabale selbst die Falle stellt. Gutzkow bedurfte für sein Werk einer Sphäre in welcher einerseits die Orthodoxie eine möglichst starre Form hatte, in welcher zugleich die Familie ausgesprochenermaßen eine sittliche Macht sei, was sie in unsern Verhältnissen nur innerlicherweise ist, insofern wir uns eben durch ihre Verhältnisse gebunden fühlen, in der also eine patriarchalische Form der Gesellschaft obwaltete, in welcher ferner der Priester wirklich eine äußere Gewalt ausübt, denn die Kunst verlangt bedeutend in die Augen fallende Wirkungen, und in welcher endlich alle diese Elemente dicht nebeneinander liegen und ohne Unwahrscheinlichkeit auf Einem Punkte wirkend vorgestellt werden könnten. Alles Dieses konnte nirgend in vollkommenerm Maße gefunden werden als in einer Judengemeinde nach alter Form, die immer eine theokratische Verfassung haben muß, und von welcher de Silva in dem Stücke selbst sagt:

Acosta, tief in unserm Volke wurzelt
Der Zauber der Familie! Sonst, o ja,
In alter Zeit auch riß sich Mancher zornig
Vom Stamm der Liebe los, wie Absalon
Von David — später aber, im Exil,
Da wir verfolgt, da Nichts uns blieb im Elend
Als dieser Trost, daß uns doch ... Kinder lieben,
Daß uns ein Vater doch beschützt in Noth,
Ein Bruder uns ... doch seinen Bruder nennt,
Da schlang sich inniger um uns dies Band
Der Ehrfurcht vor dem heil'gen Herd des Hauses,
Wir brachten Opfer uns'rer Freiheit, mieden
Das schwache Vorurtheil der alten Aeltern,
Und warteten, nicht bis wir mündig waren
Um Dies zu thun und Das zu unterlassen,
Wir warteten bis auf den Tod der Unsern,
Dann sind wir frei, dann sei die eig'ne Meinung
Die Fahne uns'rer Wünsche aufgesteckt...
Sind Das nur Luftgebilde eurem Geiste,
Den fremde Leiden nicht bekümmern dürfen?
Manasse's Schmerz nicht, Judith's Liebe nicht?
O, macht es mit euch selber aus, wer siegt,
Ob euer Herz, ob euer freier Geist —
Ihr müßt euch prüfen in dem Grund der Seele,
Und was euch edler dünkt, Das thut. Lebt wohl!

Es mußte also ein jüdischer Aufklärer dem Zwecke des Dichters am besten entsprechen. Und nur in dieser Beziehung lehnte er sich überhaupt an die Geschichte des Uriel Acosta an, nur in Bezug auf diese Gegensätze war sie ihm Grundlage, wo dann alles Andere, z. B. ob Uriel alt oder jung gewesen u. dgl., gleichgültig war. Ein Anderer könnte etwa einmal eine Tragödie darauf bauen, daß die Geschichte hier einen alternden Mann den grausamen Mishandlungen der Priester unterworfen zeigt. Und daß der in diesem Sinne gefaßten Grundlage, dem in dieser Beziehung gewählten Costume der Dichter irgendwie untreu geworden wäre, oder daß er auch nur die hierin liegenden Motive nicht mit Entschiedenheit herausgefühlt und auf bedeutende Weise benutzt hätte, ist mir wenigstens nicht ersichtlich; ich kann nur sagen, wer die Benutzung der Geschichte von Seiten des Dichters tadeln zu dürfen glaubt, wird eben hierin eine Mangelhaftigkeit seines Verfahrens nachzuweisen haben.*)

W. Danzel.

Denkschriften des Ministers Freiherrn vom Stein über deutsche Verfassungen. Herausgegeben von G. H. Pertz. Berlin, G. Reimer. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wir erhalten hier eine beträchtliche Reihe von Aufsätzen über ständische Verfassungen, welche größtentheils in den J. 1808—22 geschrieben worden sind. Im J. 1808 hatte der Minister Stein bekanntlich die Absicht Preußen eine ständische Verfassung zu geben, und er ließ daher seinen Freund Vincke, der später Oberpräsident von Westfalen war, einen Verfassungsentwurf ausarbeiten, der uns im ersten Aufsatze mitgetheilt wird. Vincke hatte die englische Verfassung mit besonderm Eifer studirt, und die Staatsform welche er für Preußen empfiehlt ist daher wie die englische auf den Grundbesitz gegründet. Doch haben wir nach Hrn. v. Vincke zu wenig begüterten Adel in Preußen, als daß wir ein Oberhaus wie das englische haben könnten. Er schlägt daher zunächst die Bildung von provinzialständischen Collegien vor, welche aus je 36 Deputirten bestehen sollen, welche sämmtlich Grundbesitzer sind,

*) Dieser Aufsatz ist geschrieben worden lange ehe den Verfasser einer der hier besprochenen Schriften in seinem Vaterlande ein tragisches Geschick ereilt hat; aber um des letztern willen nunmehr die hier ausgesprochenen Urtheile mildern zu wollen, würde auf meiner Seite von einer großen Verwirrung der Begriffe gezeigt haben. Es mag für Einen, der als Freiheitsheld gestorben, eine levissimae notae macula sein, daß er als Schriftsteller kein günstiges Vorurtheil für sich erweckte; doch sich um der erstern Eigenschaft willen über den letztern Umstand zu verblenden, hieße sich einem kopflosen Fanatismus oder einem weibischen Todtencultus ergeben.

und auch nur von Grundbesitzern gewählt werden. Diese Provinzialstände wählen nun auch die Mitglieder der reichsständischen Versammlung, welche im Ganzen aus 120 Personen bestehen soll. Die Krone hat ein unbedingtes Veto gegen die Beschlüsse dieser Versammlungen.

Dem ersten Aufsatz folgt II. „Erster Entwurf zu einer deutschen Bundesverfassung", welchen der Minister Stein für den Kaiser Alexander, den Staatskanzler Hardenberg und den Grafen Münster im J. 1814 ausarbeitete. Er schlägt darin vor, daß die obere Leitung der deutschen Angelegenheiten einem Directorium anvertraut werde; doch drückt er sich in Beziehung auf diese Centralbehörde im höchsten Grade unbestimmt aus. Er sagt nämlich nur: „Le directoire ne peut être choisi que parmi les membres les plus puissants de la fédération. Comme il doit avoir une force suffisante pour l'impulsion de l'action, le maintien de l'ordre, on ne peut le confier en Allemagne qu'à l'Autriche, la Prusse, la Bavière et le Hanovre." Dabei vergißt er ganz sich darüber zu erklären, ob dieses Directorium aus einem oder aus mehren Fürsten, und aus wie vielen es bestehen soll. Die Worte directoire und magistrature machen es freilich wahrscheinlich, daß er an eine aus mehren Personen zusammengesetzte Behörde dachte; aber dann begreift man wieder nicht wie er unterlassen konnte sich darüber zu erklären, auf welche Weise diese Behörde zu einer Einheit des Willens, dieser unerlaßlichen Bedingung jedes Handelns, gelangen sollte. Aber vielleicht noch wunderbarer ist es, daß er auch nicht sagt wer diese Behörde wählen soll. Es ist gewiß ein sehr merkwürdiger Umstand, daß der Minister Stein, der sonst so scharf und bestimmt zu denken und sich zu äußern pflegte, gerade in Beziehung auf diese Frage offenbar durchaus keine bestimmte Ansicht hatte. Es erging ihm damit offenbar so wie es jetzt dem gesammten Deutschland mit derselben Frage ergeht.

Als Befugnisse dieser Centralbehörde werden nun die „Direction" des Reichstags, die Ausführung seiner Beschlüsse, die Ueberwachung der Verfassung und die Aufrechterhaltung der Beziehungen zu den auswärtigen Mächten, sowie der Fürsten des Bundes untereinander und mit ihren Unterthanen aufgeführt. Auch das Recht im Namen des Bundes Krieg zu erklären und Frieden zu schließen wird ihr beigelegt. Neben dieser Behörde sollte nun eine Bundesversammlung bestehen, welche aus Abgeordneten der Fürsten und der Hansestädte, sowie aus Volksvertretern gebildet werden sollte. Diese Letztern sollten von den Landständen der einzelnen deutschen Länder gewählt werden. Als Gegenstände der Thätigkeit dieser Bundesversammlung werden die Bundesgesetzgebung, das Ausschreiben von Auflagen für Bundeszwecke, die Entscheidung von Streitigkeiten zwischen einzelnen Bundesgliedern, sowie zwischen Fürsten und Unterthanen angegeben. Außerdem werden in jedem Bundesstaat Landstände gebildet, die sich jährlich versammeln, um sich über die Landesgesetze und die für die Verwaltung nöthigen Steuern zu berathen. Daß die Einführung dieser Verfassung, vorausgesetzt daß man sich über jene Centralregierung in ersprießlicher Weise geeinigt hätte, von großem Nutzen gewesen wäre, läßt sich nicht bezweifeln. Die in derselben gegebenen Mittel der Rechtsverfolgung selbst gegen Landesherren und der Fürsten gegeneinander hätten die ältern Reichsgerichte ersetzt, und auswärtigen Mächten gegenüber hätte Deutschland durch solche Einrichtungen sehr bedeutend an Macht gewonnen. Auch war damals die Ausführung dieses Plans minder schwierig als jetzt. Das Deutsche Reich war erst vor kurzem aufgelöst, und die einzelnen deutschen Volksstämme waren dem Gedanken, daß der Beherrscher eines andern Stammes auch bei ihnen zu gebieten haben solle, noch nicht so entfremdet wie jetzt. Heutzutage beruht der Ruf nach der deutschen Einheit bekanntlich auf reiner Selbsttäuschung; denn kein Volksstamm will dieser Einheit zu Liebe auch nur den geringsten Theil der seit 40 Jahren angewöhnten Selbständigkeit aufgeben. Eingestehen muß man indessen freilich, daß auch damals nur eine sehr lebhafte Phantasie die Ausführung solcher Pläne für möglich halten konnte. Denn einerseits waren die Umstände damals noch keineswegs so beschaffen, daß die deutschen Fürsten sich hätten veranlaßt sehen können einen großen Theil ihrer Macht landständischen Verfassungen abzutreten; und andererseits waren die auswärtigen Mächte der deutschen Einheit mindestens ebenso abgeneigt als jetzt, und es war daher sicher eine ziemlich wunderbare Voraussetzung, daß Rußland und England sich für Herstellung einer solchen Einheit verwenden würden.

III. „Ueber die Vortheile einer Herrenbank in deutschen Ständeversammlungen." Auf den Antrag des Ministers Stein war von dem Großherzog von Baden im December 1814 die Gründung einer ständischen Verfassung beschlossen und den großen Mächten angezeigt worden. Als hierauf über die zweckmäßigste Einrichtung der zu bildenden ständischen Versammlung berathen wurde, reichte Stein dem Großherzog diese Denkschrift ein. Er bekämpft darin lebhaft das Einkammersystem. Er sagt: nur dadurch, daß man das Gegenwärtige aus dem Vergangenen entwickele, könne man ihm eine Dauer für die Zukunft geben, und vermeiden, daß die zu bildende Institution nicht eine abenteuerliche Erscheinung werde, ohne eine Bürgschaft ihrer Dauer zu haben; Diejenigen welche eine Kammer vorschlügen wollten Alles nivelliren, verwirren, demokratisiren; sie vergäßen, daß das Land dem sie eine Verfassung geben wollten, die Geschlechter die sie unterdrücken, die Stände die sie untereinander zu mischen die Absicht hätten, eine Geschichte besäßen, die tief in ihrem Gedächtniß eingeprägt sei; das Großherzogthum Baden umfasse seit seiner Entstehung als souverainer Staat mehre fürstliche Häuser, drei reichsritterschaftliche Cantons, die breisgauischen Stände und mehre angesehene Städte, Residenzen, Reichsstädte, Universitäten u. s. w., und alle diese Körperschaften bedürften nothwendig einer besondern Vertretung, namentlich aber sichere die Vereinigung der großen Grundbesitzer die Person und die Würde des Regenten gegen den neuerungssüchtigen Unternehmungsgeist des Mittelstandes, der stets dahin strebe seine Eitelkeit durch Herabwürdigung der höhern Stände zu befriedigen, und gegen die Habsucht des Pöbels, den nach dem Vermögen der Reichen gelüste.

IV. „Gang und Inhalt für eine einzureichende Denkschrift über eine ständische Verfassung." Mehre reiche Grundbesitzer in Westfalen und am Rhein wünschten bald nach dem Wiener Congreß die Wiedereinführung ständischer Verfassungen in Preußen. Hr. v. Stein rieth ihnen eine Denkschrift an den König zu entwerfen, und gab ihnen selbst den Inhalt derselben an, der uns hier mitgetheilt wird. Nach diesem Grundriß sollte in jener Adresse zunächst eine Geschichte der ältern ständischen Verfassungen jener Landschaften gegeben werden, und hierauf sollte der Entwurf einer neuen zeitgemäßen Verfassung folgen. Diese neue Verfassung war aber freilich fast ganz die alte, mit dem Unterschiede, daß der Grundbesitz nicht mehr ganz so ausschließlich wie früher von reinem stiftfähigen Adel vertreten werden sollte.

V. „Schreiben an den Geheimen Legationsrath Eichhorn über Preußens Verfassung." Bekanntlich war im Artikel 13 der Deutschen Bundesacte sämmtlichen Ländern eine repräsentative Verfassung versprochen, später aber wurde hauptsächlich durch Metternich der Einwand geltend gemacht, die Bestimmung über den Zeitpunkt in welchem diese Verfassungen einzuführen seien müsse den Regierungen überlassen bleiben, und die Aufregung in welcher die Deutschen sich (1818) befänden mache es rathsam, daß man die Einführung so wichtiger Neuerungen auf bessere Zeiten verschiebe. Diese Theorie bekämpft der Verf. hier lebhaft, und schildert dann die Nachtheile der Beamtenherrschaft, welche nach ihm nothwendig kostspielig, einseitig, ohne Stetigkeit im System, zu abhängig von dem Einflusse von oben sein und den Gemeingeist vernichten muß.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 48. —— 24. Februar 1849.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Zweiter Artikel.*)

Wir haben am Schluß des ersten Artikels Chateaubriand in Paris verlassen, in der wunderlichsten Gesellschaft, unter den heterogensten, zum Theil nicht eben erhebenden Einflüssen. Aus den freundlichen Unterhaltungen des Hrn. v. Malesherbes kommt er zu dem Adler der damaligen Literatur, dem „guten" Delisle, und verehrt Carbon Flins, der viel Verstand und zuweilen Talent hatte. Dieser Flins, ein Ausbund von Häßlichkeit, mit struppigem Haar und schmuzigen Zähnen, hat mittels einer Art von Livreejacken sich zwei Savoyarden in Lakaien umgewandelt; da er aber nur von Credit lebt, muß er, um zu seinem Vater nach Rheims reisen zu können, nebst andern Effecten selbst die Kleider seiner Diener versetzen. Der Dritte und Würdigste in diesem Bunde war Lebrun, dessen Parnaß ein Zimmer in der Straße Montmartre ist. Das Bett dieses Dichterkoryphäen besteht aus Heckerling, und schmuzige Handtücher benutzt er als Gardinen. Neben einem alten, schadhaften Krüppelstuhle steht ein Topf mit Wasser, und doch ist dieser Lebrun nicht arm; er ist geizig und sucht sich seine Erholung bei liederlichen Frauen. Und solche Leute, Ginguené und der gallige Chamfort dazu, müssen Chateaubriand Ersatz geben für die gemiedenen Freuden des Oeuil de Boeuf; seine Neigung (und seine Schwester) hält ihn an diesen Kreisen fest, und Hr. v. Malesherbes muß den Enthusiasmus seines jungen Verwandten mit de Parny theilen.

Da sieht neben diesen Jüngern der Poesie der alte Minister und Rosenfreund doch recht liebenswürdig aus. Mit Hingebung und Zufriedenheit lebt er seiner großen Familie, und nur die Politik erhitzt ihn manchmal gewaltig. Er kommt zu Frau v. Rosambo, wirft seine Perücke weg, legt sich auf den Teppich in die Stube, und unter lautem Lärme neckt er sich mit den ausgelassenen Kindern des Hauses. Das ist der Gelehrte, der Ehrenmann Malesherbes, der auf Augenblicke auch wild und heftig sein kann, und sich dann erbietet seinen ehemaligen Freund Condorcet wie einen Hund niederzuschießen.

Die Wogen der Revolution schlugen über seinem Haupte zusammen und sein Tod ist sein Ruhm geworden. Dieser Mann wäre mit all seinen Verdiensten unbekannt geblieben, hätte nicht das Unglück ihn der Welt enthüllt. Ein edler Venetianer kam so um sein Leben durch den Einsturz eines alten Schlosses, in dem Augenblicke wo er seinen verlorenen Stammbaum wiederfand.

Chateaubriand wundert sich selbst über seinen jugendlichen Enthusiasmus für die damalige Literatur, und er tröstet sich damit, daß die Theilnahme an den Productionen jener Männer eine allgemeine war.

Wenn ich jetzt den größern Theil der Schriftsteller aus dem 18. Jahrhundert lese, begreife ich das Aufsehen was sie damals gemacht haben und mein eigenes Entzücken nicht. Sei es nun, daß die Sprache vorwärts- oder zurückgegangen ist, sei es, daß wir in der Civilisation fortgeschritten oder der Barbarei wieder näher gekommen sind: gewiß ist, daß ich in den Schriftstellern die meine Jugend zur Bewunderung hinrissen jetzt etwas Abgenutztes, Veraltetes, Farbloses sehe; frostige Darstellungen, grau in grau gemalt. Und selbst bei den größten Schriftstellern der Voltaire'schen Zeit finde ich viel Armuth an Geist, Gedanken und Stil.

Nach diesen eigenen Geständnissen mag es nicht als ein besonderes Unglück erscheinen, wenn die Umstände in der Folgezeit Chateaubriand ziemlich lange von Paris fern erhalten. Während der J. 1787 und 1788 lebt er viel und an verschiedenen Orten in der Bretagne, und hier beginnt denn auch seine politische Erziehung. Die Revolution, die bereits in den Herzen wenigstens aller Gedrückten (und Das heißt in der That fast Aller) geboren wurde, rang immer lauter nach äußerer Geltung, und auch in der Bretagne sorgte sie sich eine Wiege bereit zu halten. In den Parlamenten suchte die Umwälzung zunächst ihr Werkzeug, und diese boten zum Sturz des Königthums, aber auch, freilich ohne es zu ahnen, zu ihrem eigenen Untergange, willig die Hand. Die Revolution kämpfte mit mächtigen und recht aristokratischen Waffen; aber diese Waffen zersplitterten als sie gesiegt. Der bretonische Adel suchte die Gemeinschaft des Parlaments, gegen die Regierung zu handeln mit dem Volke; allein erst als die Gefahr wuchs, wandte er seine Kräfte auch gegen das Volk auf, ohne deshalb mit der Regierung zu gehen. Die Noblesse kam zusammen, berathschlagte, protestirte; die Communen und Municipalitäten kamen auch zusammen, berathschlagten und protestirten im entgegengesetzten Sinne: und im Angesicht dieser schmausenden, zechenden, schreienden und übermüthigen Stände, denen ein grollendes, hungerndes, noch

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 21—27 d. Bl. D. Red.

schweigendes Volk gegenüberstand, begann Chateaubriand seine politische Erziehung.

Das allgemeine Verlangen nach einer schleunigen Berufung der états généraux trifft auch das Ohr Chateaubriand's. Nicht wundern soll es uns, wenn das der Politik noch so fernstehende „Kind" von diesem Verlangen wenig angeregt wird, aber staunen kann uns das Urtheil machen welches der Mann über diesen Hülferuf seiner Landsleute fällt.

Bei dem Gedanken an die allgemeinen Stände handelte es sich für die Menge nur darum ein Deficit zu decken welches jetzt der gewöhnlichste, unbedeutendste Banquier zu tilgen vermocht hätte. Eine so stark wirkende Arznei, bei einem so unbedeutenden Unwohlsein angewandt, zeigt nur, wie jäh und unbedacht man sich in ungewohnten politischen Kreisen bewegte.

Dies ist Chateaubriand's Ansicht im J. 1846, nachdem die ersten Notabilitäten seiner Landsleute, bis auf Thiers herab, nicht die finanziellen Verlegenheiten des Hofs von Versailles, sondern den hereinbrechenden Bankrott als unzweifelhaft dargelegt haben. Wo die umsichtige Sparsamkeit und strenge Rechtschaffenheit Turgot's und die geordnete Verwaltung Necker's scheiterten, soll es nur darauf ankommen ein unbedeutendes Unwohlsein zu heilen? Hinter dem Deficit von mehr als 180 Millionen stand ein an einer hundertjährigen Verschwendung verarmtes Volk, bei dem endlich selbst Controleur Calonne, der schlaue Spürer, Nichts mehr zu finden wußte. Und meint Chateaubriand im Ernst, ein Banquier hätte den Stachel der Revolution brechen können? Dann würde ihn selbst ein Vorwurf treffen den er gegen seine Landsleute ausspricht, daß sie noch nicht den engen Zusammenhang aller Thatsachen erkannt, und jedes Ereigniß als eine einzelnstehende Zufälligkeit aufgefaßt hätten. Ein Rad im Werke zerbrechen, heißt die Strömung nicht aufhalten!

Chateaubriand will glauben machen, das Volk habe bereits unter den Königen in Frankreich geherrscht.

Das Volk hatte sich in Mönchsgestalt in die Klöster geflüchtet, und beherrschte (gouvernait) die Gesellschaft durch religiöse Meinungen; das Volk hatte sich als Einnehmer und Banquier auf das Finanzwesen geworfen, und beherrschte die Gesellschaft durch das Geld; das Volk hatte sich als Magistrat in den Gerichten festgesetzt, und beherrschte die Gesellschaft durch das Gesetz. Dieses große französische Königreich, wie aristokratisch es in seinen Theilen und Provinzen sein mochte, war in seiner Gesammtheit demokratisch, unter der Leitung seines Königs, mit dem es sich wohl verstand und fast immer einträchtig zusammenging.

Wer aber aufmerksam die Memoiren von Besenval und die „Histoire de Paris" von Dulaure, wer Lacretelle nur flüchtig durchblättert und nach Thatsachen für diese Selbstherrlichkeit des Volks gesucht hat, dürfte für dieses Urtheil Chateaubriand's wenig Belege finden. Die religiöse Meinung war dem Skepticismus gewichen, und das Geld hatte sich nur in den Säckeln der Reichen gemehrt. Sind diese Reichen das Volk, und sucht die Herrschaft „durch das Gesetz" Ausdruck in der cour plenière und den grands bailliages? Das Unglück im Gefolge der Revolution, das namentlich auch ihn und seine Familie so hart traf, hat den Blick Chateaubriand's nicht immer ganz vorurtheilsfrei gehalten. Dadurch verliert seine Darstellung in einzelnen Partien an Objectivität, aber sie gewinnt in anderer Beziehung, gerade durch diesen Mangel. Gibt sie nicht überall die Geschichte, gibt sie doch ihn selbst wahrheitgetreu, wie ein Metallspiegel, wieder. Sie vervollständigt die Materien zu seiner Beurtheilung, ohne daß seine isolirte, divergirende Meinung jetzt noch beeinträchtigend der Wahrheit entgegentreten könnte.

Ein sauberes Pröbchen von den Zuständen der Bretagne wollen wir mittheilen, den ersten politischen Schulgang Chateaubriand's:

Der bretonische Adel hatte sich aus eigener Machtvollkommenheit nach Rennes berufen, um gegen die Einrichtung der Cour plenière zu protestiren. Ich begab mich in diese Versammlung, es war die erste politische Vereinigung an der ich in meinem Leben Theil gehabt. Schreie, die ich vernahm, belustigten mich ebenso sehr als sie mich betäubten. Man stieg auf Tische und Stühle, man gesticulirte, man sprach durcheinander, Alle zu gleicher Zeit. Der Marquis von Trémargat, „das hölzerne Bein", rief mit Stentorstimme: „Wir wollen Alle zum Commandanten Thiard gehen! Wir wollen ihm sagen: Der bretonische Adel steht vor Ihrer Thür, Hr. v. Thiard! Er will Sie sprechen, und selbst der König darf ihm Das nicht verweigern!" Bei diesem Strome von Beredtsamkeit wankte die Wölbung des Saals vor Beifallrufen. Er fing noch einmal an: „Und selbst der König darf ihm Das nicht verweigern!" Und das Schreien und Fußstampfen verdoppelte sich. Wir zogen zum Grafen von Thiard hin, der uns ansah als hätte er wilde Schweine und Rothwild vor sich. Er sehnte sich aus der Bretagne fortzukommen, und hatte keine Lust uns den Eintritt in sein Hôtel zu versagen. Unser Sprecher sagte ihm was er eben wollte, und darauf vereinigten wir uns zu folgender Erklärung: „Als ehrlos bezeichnen wir Die welche irgend eine Stelle annehmen sollten, sei es nun in der neuen Gerichtsverwaltung oder sei es in der Verwaltung der Ständen, die durch die constitutiven Gesetze der Bretagne nicht anerkannt werden." Zwölf Edelleute wurden gewählt, um diese Erklärung dem Könige zu übergeben. Bei ihrer Ankunft in Paris steckte man sie in die Bastille, aus der sie dann bald als Helden wieder herauskamen: mit Lorberzweigen empfing man sie bei ihrer Heimkehr. Wir trugen Röcke mit großen Perlmutterknöpfen, welche die lateinische Inschrift hatten: „Eher sterben als sich entehren." Wie alle Welt, so triumphirten auch wir über den Hof, und stürzten dann mit ihm in denselben Abgrund.

Der Bericht Chateaubriand's über diese famöse Adelssitzung ist nicht ganz vollständig. Bertrand von Moleville, der damals unglücklicher Intendant von Rennes war, spricht in seinen „Mémoires particuliers" noch von zwei andern Deputationen, welche die aufgebrachten Bretagner den zwölf eingesperrten Abgesandten nachschickten. Brienne suchte die Drohsendlinge aus der Provinz durch Kundschafter in der Umgegend von Paris zurückzuschrecken; die Bretonen aber wallfahrteten, um ihre Vorstellungen und „Erklärungen" anzubringen, auf verschiedenen Wegen zu Loménie, und als dieser sie abwies, berathschlagten sie mit ihren in Paris anwesenden Landsleuten was zu thun sei, und bildeten den Bretagner-Club, die erste Wurzel der nachherigen Jakobiner.

(Die Fortsetzung folgt.)

Denkschriften des Ministers Freiherrn vom Stein über deutsche Verfassungen. Herausgegeben von G. H. Pertz.

(Beschluß aus Nr. 47.)

VI. „Ueber die Theilnahme der Provinzialstände an der allgemeinen und der Provinzialgesetzgebung und an der Provinzialverwaltung." An der allgemeinen Gesetzgebung, sagt der Verf. hier, könnten Provinzialstände nur berathend theilnehmen, da im entgegengesetzten Falle die Einheit des Staats nothwendig geschwächt oder aufgehoben werden würde, dagegen sei die Zustimmung dieser Stände zu Provinzialgesetzen eine ihnen wesentlich einzuräumende Befugniß; denn nur dann würden sie die Eigenthümlichkeit der Verfassung erhalten, ihre allmälige Verbesserung einleiten, und dem übereilten, zerstörenden Generalisiren wehren. Außerdem sollen den Provinzialständen mehre Verwaltungszweige übergeben werden, namentlich die Feuersocietätssachen, die Katasterrevision, das Einquartierungs- und Servicewesen, die Fourage- und Brotlieferung an die in der Provinz stehenden Truppen, das Bauwesen und die Armenpflege.

VII. „Ueber die Aufnahme auf die Herrenbank des Reichstags." Das Recht die Mitglieder der Herrenbank zu ernennen gebührt nach dem Verf. dem Könige; denn dieser müsse ein Mittel haben auf diesen Theil des gesetzgebenden Körpers einzuwirken, und er werde dieses Mittel mit Maß und Vorsicht gebrauchen, weil schlimme Verwickelungen die Folge eines entgegengesetzten Verfahrens sein würden.

VIII. „Ueber die Gemeindeverfassung im Herzogthum Nassau." Diese Denkschrift war zum Gebrauch des im Frühling 1818 zusammenberufenen nassauischen Landtags bestimmt, an welchem der Minister Stein selbst Antheil nehmen wollte. Sie enthält eine Kritik der am 5. Juni 1816 erlassenen nassauischen Gemeindeordnung. Der Verf. sagt, diese Gemeindeordnung sei nicht geeignet den Gemeingeist zu fördern, denn sie räume einerseits den Regierungsbeamten zu viel Macht und den Mitgliedern der Gemeinden zu wenig Selbständigkeit ein, und andererseits gebe sie allen Gemeindegliedern gleiche Rechte, ohne Rücksicht ob sie begütert seien oder nicht. Aus dem letztern Grunde stehe sie im Widerspruch mit der Landesverfassung, welche Wahlrecht und Wahlfähigkeit an ein gewisses Maß von Eigenthum binde.

IX. „Ueber die organische Einrichtung der Stände und die ständische Geschäftsordnung; an Graf Nesselrode und Domdechant Graf von Spiegel." Hier fragt der Verf. zunächst, ob es angemessen sei die Landstände in zwei oder drei Abtheilungen berathen zu lassen. Nachdem er einige Gründe für und wider die Theilung in drei Abtheilungen angegeben hat, sagt er, diese letztere Theilung werde „von den Meisten" gewünscht, und er nehme daher an, daß sie werde beschlossen werden; und nun gibt er an, wie sonach sowol allgemeine Landstände als auch Provinzialstände einzurichten sein würden. Die beigefügte Geschäftsordnung enthält natürlich nur Bestimmungen von untergeordneter Bedeutung.

X. „Schreiben an den Oberpräsident v. Vincke über Grundzüge einer ständischen Verfassung." In der Vorrede zu diesem Verfassungsentwurf sagt Stein: die Bewegung in welche die Französische Revolution die Gemüther der Deutschen versetzt habe, und die Bemühungen der Schreiber und Pressen, welche ihrem Gewerbe Nahrung zu schaffen bemüht seien, indem sie Alles was den Dünkel, die Eigenliebe, den Ehrgeiz und die Habsucht reizen und diesen Begierden schmeicheln könne, unter allerlei Formen vortrügen, geböten einer väterlichen Regierung niederschlagende Mittel zu reichen, und sorgfältig Alles zu vermeiden was die aufgeregten Begierden befriedigen könne. Denn eine solche Befriedigung werde nur die Begierde nach neuen Zugeständnissen immer mehr anfachen, und in Folge dessen werde der Staat bald sein Willfahrungsvermögen erschöpft, und sich auf der gefährlichen Grenze finden, wo ihm mit Gewalt auch das Letzte entrissen werde, und völlige Anarchie an die Stelle eines geordneten Staatslebens trete; deshalb müßten die Regierungen jede Einrichtung vermeiden welche den Anstrich des Neuen habe, und folglich als eine Eroberung der neuen Theorien gedeutet werden könne. In dem nun folgenden Verfassungsentwurf werden zuerst die innern Verhältnisse der Städte und Landgemeinden geordnet, die auf dem Lande abzuhaltenden Kreisversammlungen besprochen, und sodann jede Landschaft, welche „vorher einen kleinen Staat für sich bildete", eine in drei Abtheilungen nach Ständen getheilte Provinzialvertretung, und endlich eine allgemeine Ständeversammlung „für den ganzen Regierungsbezirk" angeordnet.

XI. „Schreiben an den Gymnasialdirector Dr. Schlosser in Koblenz über die bairische Verfassung." Hier tadelt Stein zunächst das Benehmen der nassauischen Regierung auf dem Landtage von 1818; er sagt, diese Regierung habe die Wahlen und die Verhandlungen des Landtags mit einer nichtswürdigen Pfiffigkeit geleitet, sie habe die Unerfahrenheit aller Mitglieder desselben und die Rusticität Vieler misbraucht, und über die Discussionen eine Suprematie geübt die deren Freiheit vernichtet habe. Hierauf geht er zur Besprechung der bairischen Verfassung über, und findet zunächst die Stellung des Adels in den bairischen Kammern sehr zweckmäßig, tadelt aber, daß man versäumt habe der höhern Geistlichkeit eine Stelle in der Kammer der Reichsräthe anzuweisen. Daß dagegen in die Kammer der Abgeordneten eine Anzahl von Dekanen und Pfarrern aufgenommen worden hält der Verf. für verderblich, weil dadurch alle Classen der Geistlichkeit zu sehr in das politische Treiben verwickelt würden, was ihren religiösen, versöhnenden Einfluß auf das Volk mindere. Auch das Wahlsystem jener Verfassung tadelt Stein als zu verwickelt. Bekanntlich wählte damals in Baiern das Volk Bevollmächtigte, diese wählten Wähler und diese erst Abgeordnete. Wenn man zu zahlreiche Versammlungen der Wähler besorgt, sagt der Verf., so nehme man lieber einen höhern Steuersatz als Bedingung der Wahlberechtigung an.

XII. „Ueber die ständische Verfassung der rheinisch-westfälischen Provinzen, vom Oberpräsidenten v. Vincke, nebst Stein's Bemerkungen dazu." Der Staatskanzler Hardenberg hatte 1818 sowol dem Hrn. v. Vincke als Oberpräsidenten von Westfalen, als auch den Präsidenten der drei westfälischen Regierungen aufgetragen Gutachten über die Einrichtung von Provinzialständen in Westfalen einzureichen. Vincke gibt nun in dem hier mitgetheilten Gutachten nicht nur seine eigenen Ansichten über diesen Gegenstand, sondern er bespricht auch die in den drei andern Gutachten enthaltenen. Er geht hier zunächst in eine weitläufige und wenig fruchtbare Erörterung über den Begriff der Gemeinde ein. Stein misbilligt in seinen Anmerkungen zu diesem Aufsatz ziemlich entschieden die Ansicht des Verf. von der Natur der Gemeinden, und mit dem höchsten Rechte: sie sind in der That seltsam unklar und schwankend. In Beziehung auf die Einrichtung von Provinzialständen hat Vincke seine in dem ersten der hier mitgetheilten Aufsätze ausgesprochenen Ansichten theilweise aufgegeben. Nur der Grundgedanke, daß die ständische Verfassung vorzugsweise auf den Grundbesitz gegründet werden solle, ist geblieben. Es sollen jetzt zunächst alle mündigen adeligen Gutsbesitzer, deren Vermögen „zu der Erwartung berechtigt, daß sie ein tüchtiges Element der Verfassung abgeben werden", für geborene Mitglieder der Stände erklärt werden. Außerdem sollen alle Bewohner der Provinz welche einen gewissen (nicht angegebenen) Steuerbetrag zahlen auf 15,000 Seelen einen Abgeordneten wählen. Für Westfalen würden dann etwa 70 Abgeordnete zu wählen sein, welche mit etwa 30 geborenen Landständen den Landtag gebildet hätten. Dieser Landtag soll sich nun mit der Aufbringung und Vertheilung des Steuerbeitrags der Provinz, mit der Controle der Provinzialverwaltung und der Berathung über Provinzialgesetze beschäftigen; an der Verwaltung theilnehmen dagegen soll er nicht.

schweigendes Volk gegenüberstand, begann Chateaubriand seine politische Erziehung.

Das allgemeine Verlangen nach einer schleunigen Berufung der états généraux trifft auch das Ohr Chateaubriand's. Nicht wundern soll es uns, wenn das der Politik noch so fernstehende „Kind" von diesem Verlangen wenig angeregt wird, aber staunen kann uns das Urtheil machen welches der Mann über diesen Hülferuf seiner Landsleute fällt.

Bei dem Gedanken an die allgemeinen Stände handelte es sich für die Menge nur darum ein Deficit zu decken welches jetzt der gewöhnlichste, unbedeutendste Banquier zu tilgen vermocht hätte. Eine so stark wirkende Arznei, bei einem so unbedeutenden Unwohlsein angewandt, zeigt nur, wie jäh und unbedacht man sich in ungewohnten politischen Kreisen bewegte.

Dies ist Chateaubriand's Ansicht im J. 1846, nachdem die ersten Notabilitäten seiner Landsleute, bis auf Thiers herab, nicht die finanziellen Verlegenheiten des Hofs von Versailles, sondern den hereinbrechenden Bankrott als unzweifelhaft dargelegt haben. Wo die umsichtige Sparsamkeit und strenge Rechtschaffenheit Turgot's und die geordnete Verwaltung Necker's scheiterten, soll es nur darauf ankommen ein unbedeutendes Unwohlsein zu heilen? Hinter dem Deficit von mehr als 180 Millionen stand ein an einer hundertjährigen Verschwendung verarmtes Volk, bei dem endlich selbst Controleur Calonne, der schlaue Spürer, Nichts mehr zu finden wußte. Und meint Chateaubriand im Ernst, ein Banquier hätte den Stachel der Revolution brechen können? Dann würde ihn selbst ein Vorwurf treffen den er gegen seine Landsleute ausspricht, daß sie noch nicht den engen Zusammenhang aller Thatsachen erkannt, und jedes Ereigniß als eine einzelnstehende Zufälligkeit aufgefaßt hätten. Ein Rad im Werke zerbrechen, heißt die Strömung nicht aufhalten!

Chateaubriand will glauben machen, das Volk habe bereits unter den Königen in Frankreich geherrscht.

Das Volk hatte sich in Mönchsgestalt in die Klöster geflüchtet, und beherrschte (gouvernait) die Gesellschaft durch religiöse Meinungen; das Volk hatte sich als Einnehmer und Banquier auf das Finanzwesen geworfen, und beherrschte die Gesellschaft durch das Geld; das Volk hatte sich als Magistrat in den Gerichten festgesetzt, und beherrschte die Gesellschaft durch das Gesetz. Dieses große französische Königreich, wie aristokratisch es in seinen Theilen und Provinzen sein mochte, war in seiner Gesammtheit demokratisch, unter der Leitung seines Königs, mit dem es sich wohl verstand und fast immer einträchtig zusammenging.

Wer aber aufmerksam die Memoiren von Besenval und die „Histoire de Paris" von Dulaure, wer Lacretelle nur flüchtig durchblättert und nach Thatsachen für diese Selbstherrlichkeit des Volks gesucht hat, dürfte für dieses Urtheil Chateaubriand's wenig Belege finden. Die religiöse Meinung war dem Skepticismus gewichen, und das Geld hatte sich nur in den Säckeln der Reichen gemehrt. Sind diese Reichen das Volk, und sucht die Herrschaft „durch das Gesetz" Ausdruck in der cour plenière und den grands bailliages? Das Unglück im Gefolge der Revolution, das namentlich auch ihn und seine Familie so hart traf, hat den Blick Chateaubriand's nicht immer ganz vorurtheilsfrei gehalten. Dadurch verliert seine Darstellung in einzelnen Partien an Objectivität, aber sie gewinnt in anderer Beziehung, gerade durch diesen Mangel. Gibt sie nicht überall die Geschichte, gibt sie doch ihn selbst wahrheitgetreu, wie ein Metallspiegel, wieder. Sie vervollständigt die Materien zu seiner Beurtheilung, ohne daß seine isolirte, divergirende Meinung jetzt noch beeinträchtigend der Wahrheit entgegentreten könnte.

Ein sauberes Pröbchen von den Zuständen der Bretagne wollen wir mittheilen, den ersten politischen Schulgang Chateaubriand's:

Der bretonische Adel hatte sich aus eigener Machtvollkommenheit nach Rennes berufen, um gegen die Einrichtung der Cour plenière zu protestiren. Ich begab mich in diese Versammlung, es war die erste politische Vereinigung an der ich in meinem Leben Theil gehabt. Schreie, die ich vernahm, belustigten mich ebenso sehr als sie mich betäubten. Man stieg auf Tische und Stühle, man gesticulirte, man sprach durcheinander, Alle zu gleicher Zeit. Der Marquis von Trémargat, „das hölzerne Bein", rief mit Stentorstimme: „Wir wollen Alle zum Commandanten Thiard gehen! Wir wollen ihm sagen: Der bretonische Adel steht vor Ihrer Thür, Hr. v. Thiard! Er will Sie sprechen, und selbst der König darf ihm Das nicht verweigern!" Bei diesem Strome von Beredtsamkeit wankte die Wölbung des Saals vor Beifallrufen. Er fing noch einmal an: „Und selbst der König darf ihm Das nicht verweigern!" Und das Schreien und Fußstampfen verdoppelte sich. Wir zogen zum Grafen von Thiard hin, der uns ansah als hätte er wilde Schweine und Rothwild vor sich. Er sehnte sich aus der Bretagne fortzukommen, und hatte keine Lust uns den Eintritt in sein Hôtel zu versagen. Unser Sprecher sagte ihm was er eben wollte, und darauf vereinigten wir uns zu folgender Erklärung: „Als ehrlos bezeichnen wir Die welche irgend eine Stelle annehmen sollten, sei es nun in der neuen Gerichtsverwaltung oder sei es in der Verwaltung von Ständen, die durch die constitutiven Gesetze der Bretagne nicht anerkannt werden." Zwölf Edelleute wurden gewählt, um diese Erklärung dem Könige zu übergeben. Bei ihrer Ankunft in Paris steckte man sie in die Bastille, aus der sie denn bald als Helden wieder herauskamen: mit Lorberzweigen empfing man sie bei ihrer Heimkehr. Wir trugen Röcke mit großen Perlmutterknöpfen, welche die lateinische Inschrift hatten: „Eher sterben als sich entehren." Wie alle Welt, so triumphirten auch wir über den Hof, und stürzten dann mit ihm in denselben Abgrund.

Der Bericht Chateaubriand's über diese famöse Adelssitzung ist nicht ganz vollständig. Bertrand von Moleville, der damals unglücklicher Intendant von Rennes war, spricht in seinen „Mémoires particuliers" noch von zwei andern Deputationen, welche die aufgebrachten Bretagner den zwölf eingesperrten Abgesandten nachschickten. Brienne suchte die Drohsendlinge aus der Provinz durch Kundschafter in der Umgegend von Paris zurückzuschrecken; die Bretonen aber wallfahrteten, um ihre Vorstellungen und „Erklärungen" anzubringen, auf verschiedenen Wegen zu Loménie, und als dieser sie abwies, berathschlagten sie mit ihren in Paris anwesenden Landsleuten was zu thun sei, und bildeten den Bretagner-Club, die erste Wurzel der nachherigen Jakobiner.

(Die Fortsetzung folgt.)

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 49. — 26. Februar 1849.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 48.)

Mit diesen Vorfällen war der Kampf in der Bretagne jedoch keineswegs zu Ende. Im Januar 1789 ward der im Jakobinerkloster versammelte Adel förmlich vom Volk belagert. Den Degen in der Hand mußten sich die Edeln (Chateaubriand unter ihnen) förmlich durchschlagen, und nur Wenige gewannen ohne Wunden ihre Wohnung. Moreau hatte aus Nantes 400 junge Leute herbeigeschafft, die gegen den Adel kämpfen wollten, und die es auch, wenn nicht im allgemeinen Gemetzel, doch wenigstens im Zweikampf thaten. Saint-Riveul, Chateaubriand's Jugendfreund, ward mit Boishur auf dem Wege nach der Adelskammer getödtet. „Das ist das erste Blut das die Revolution vergießen sollte, und der Himmel hat gewollt, daß es aus den Adern eines meiner Jugendgefährten floß"; und doch war all Dies nur ein blasses, schwaches Vorspiel!

Die erste Entwickelung der Revolution in Paris, die Constituirung des dritten Standes als Nationalversammlung, den Schwur im Ballhause und die königliche Sitzung vom 23. Juni hat Chateaubriand als Augenzeuge nicht gesehen, aber er kam noch zur rechten Zeit, um der ersten Kraftentwickelung des Volkes beizuwohnen, dem Sturm der Bastille. Die großen Thatsachen jener ersten Welterschütterung nehmen gerade jetzt wieder doppelt unser Interesse in Anspruch, und die Darstellung Chateaubriand's ist in so scharfer Bestimmtheit, in so rücksichtsloser Offenheit und in so eigenthümlichen, zum Theil neuen Anschauungen gehalten, daß der Leser diesen Urtheilen, Charakteristiken und Gemälden, selbst wo er vor ihrer Härte zurückschrecken sollte, doch mit Interesse folgen wird. Wir gedenken einige bemerkenswerthe längere Stücke aus den folgenden Capiteln in wörtlicher Uebersetzung wiederzugeben, und wollen für die zunächst folgenden Mittheilungen über die Einnahme der Bastille den Leser nur darauf aufmerksam machen, daß die Revolutionen und namentlich die Straßenkämpfe (wie wir es nun aus Erfahrung wissen können) auf dem Papier immer schöner dargestellt werden als sie in der Wirklichkeit sind, und daß auch in den berechtigten Kämpfen eines Volkes nur allzu oft neben vereinzelten schönen Momenten die Züge der Roheit und wilden Rache grell zu Tage liegen. Chateaubriand's Feder übertreibt vielleicht im Einzelnen, aber sie mag im Allgemeinen der Wahrheit doch nahe kommen:

Am 14. Juli ward die Bastille genommen. Ich stand als Zuschauer bei diesem Sturme gegen einige Invaliden und einen furchtsamen Gouverneur. Hätte man die Thüren verschlossen gehalten, so würde das Volk nie in die Festung gedrungen sein. (?) Ich sah zwei oder drei Kanonenschüsse abfeuern, aber nicht von den Invaliden, sondern von Garden die bereits die Thürme erstiegen hatten. De Launay ward aus seinem Versteck hervorgerissen, und nachdem er tausenderlei Schmähungen getragen hatte, ward er auf den Stufen des Stadthauses erschlagen. Dem Prevot Flesselles ward der Kopf durch einen Pistolenschuß zerschmettert. Das ist das große Schauspiel, welches herzlose Scheinheilige so schön fanden. Und inmitten dieser Mordthaten feierte man Orgien, wie in den Zeiten der Wirren zu Rom unter Otho und Vitellius. Man fuhr die Sieger der Bastille in Fiakern umher, diese glücklich Trunkenen; in der Schenke nannte man sie Eroberer, und ihr Geleite bestand aus Prostituirten und Sansculotten, welche anfingen zu herrschen. Die Vorübergehenden entblößten mit der Achtung welche die Furcht einflößt das Haupt vor diesen Helden, von denen Einige mitten in ihrem Triumphe vor Erschöpfung starben (?). Die Schlüssel der Bastille vervielfältigten sich; man schickte welche in alle vier Himmelsgegenden an alle Narren von Bedeutung. Wie oft habe ich auch mein Glück verfehlt! Wenn ich, der Zuschauer, meinen Namen auf die Liste der Sieger hätte einschreiben lassen, würde ich heute eine Pension genießen.

Sachverständige eilten herbei, um die Bastille in Augenschein zu nehmen. Zeitweilige Kaffeehäuser wurden unter den Zelten errichtet, und man drängte sich hier wie auf dem Markte von St.-Germain oder dem Longchamp. Unzählige Wagen fuhren an den Thürmen vorüber, deren Steine man unter Staubwolken herunterwarf, oder sie hielten nahe unten am Fuße. Schön geschmückte Frauen und junge Modeherren standen auf den verschiedenen Abstufungen der gothischen Trümmer, und mischten sich unter die halbnackten Arbeiter, welche unter dem Jubelrufe der Menge die Mauern abtrugen. Auf diesem allgemeinen Sammelplatze trafen die berüchtigtesten Redner, die bekanntesten Gelehrten, die berühmtesten Maler, die renommirtesten Schauspieler und Schauspielerinnen, die am meisten beklatschten Tänzerinnen, die bedeutendsten Fremden, die Herren vom Hofe und die Gesandten Europas zusammen: hier war das alte Frankreich gestorben und das neue begann.

Jedes Ereigniß, mag es an sich noch so elend und hassenswerth sein, darf, wenn es Aufsehen macht und die Umstände dabei sich ernst gestalten, nicht leichtsinnig behandelt werden. Was man in der Einnahme der Bastille sehen mußte (man sah es damals nicht) war nicht die gewaltsame That der Emancipation eines Volkes, sondern die Emancipation selbst, das Resultat dieser That!

Man bewunderte was man verdammen mußte, den Zufall, und nahm sich nicht die Mühe in der Zukunft das vollendete

Schicksal eines Volkes, den Wechsel der Ideen, der Sitten und der politischen Gewalten zu erforschen: eine Neugeburt des Menschengeschlechts, dessen Aera der Sturm der Bastille öffnete, wie ein blutiges Jubelfest! Die brutale Wuth schuf Ruinen, und doch barg sich unter dieser Wuth die Intelligenz welche die Grundsteine des neuen Gebäudes unter diesen Trümmern legte.

Aber wenn sich die Nation auch über die Größe der materiellen Thatsache täuschte, ist sie doch nie im Irrthum gewesen über die Größe des moralischen Factums. Die Bastille war in ihren Augen das Siegeszeichen ihrer Knechtschaft, sie erschien ihr, aufgerichtet am Eingange von Paris, den 16 Pfeilern von Montfaucon gegenüber, gleichsam als der Galgen ihrer Freiheit. *) Indem es eine Staatsveste schleifte, glaubte das Volk, es bräche das militairische Joch, und schweigend nahm es die Verbindlichkeit auf sich die Armee zu ersetzen die es auflöste. Man weiß, welche Wunderthaten dies Volk als es Soldat geworden vollbracht hat.

Es kann nicht in der Absicht dieses Aufsatzes liegen den bekannten Thatsachen der Revolution Schritt für Schritt zu folgen; Chateaubriand führt in seiner eigenen Weise alles Bemerkenswerthe was er als Augenzeuge gesehen dem Leser vor die Seele. Nur das besonders Charakteristische, entweder für die Beurtheilung des Autors selbst oder für die Feststellung geschichtlicher Momente, heben wir hervor. Hier ist denn zunächst ein weiterer Vorfall bemerkenswerth, der die Apathie Chateaubriand's gegen die Revolution erklären hilft. Man sollte doch meinen, daß ein so leicht entzündbares Gemüth, das sich selbst von de Parny und Lebrun begeistern läßt, von dem allgemeinen Enthusiasmus, wenn nicht des Volkes doch seiner heroischen Vertreter, mit fortgerissen worden wäre, und daß namentlich eine so dämonisch wirkende Persönlichkeit wie Mirabeau ihn unter geistige Curatel genommen hätte. Dazu lagen in dieser Revolution ja so edle, so herrliche Keime offen zu Tage, daß sie Chateaubriand unmöglich verborgen bleiben konnten. War sein Auge noch so ungeübt, daß er im drohenden Gewitter nicht den allmächtigen Gott sah?

Die erregte Phantasie und **ein gewisser, schöner Fanatismus gegen alle Werke brutaler Gewalt, den er auch beim Morde des Herzogs von Enghien bewährte**, machen Chateaubriand eine ruhige und gerechte Prüfung unmöglich. Als er eines Abends aus seinem Fenster sieht, wenige Tage nach der feierlichen Aussöhnung zwischen dem „ehrlichen Manne, dem König eines freien Volkes“ und den Bürgern von Paris, kommt ein Haufen zerlumpter Bettler mit den Köpfen von Foulon und Berthier gezogen. Die Mörder sehen Chateaubriand, und rücken die bleichen Todtengesichter ihm dicht unter die Augen. Mit Entsetzen sieht er die verstümmelten Häupter, dem einen steckt die Pike zum geöffneten Munde heraus. Ekel und Wuth erfaßt ihn bei diesem Anblick, und er ruft: „Straßenräuber, versteht ihr so eure Freiheit?“ Nur der Umstand, daß die Menge von ihren Verfolgern verjagt wurde, rettete ihm das Leben, aber seine Augen sahen noch die blutenden Köpfe, und seine Seele hatte noch nicht den Schmerz um die in Rennes erschlagenen Jugendfreunde in Vergessenheit begraben. Ihn schauderte bei diesen „Festen der Kannibalen“, und seine politische Richtung gewann eine Grundlage, **den Haß gegen die Revolution.**

Die Stützen der Monarchie brachen immer mehr, und Edelleute, Zeus-Mirabeau an der Spitze, führten die härtesten Schläge. „Die Patricier begannen, die Plebejer vollendeten die Revolution. Wie das alte Frankreich seinen Ruhm dem französischen Adel dankt, so dankt ihm das junge seine Freiheit, wenn es in Frankreich überhaupt Freiheit gibt.“ Am 6. Oct. eroberte sich das Volk seinen König, und Chateaubriand sah mit neuem Schmerze den Triumphzug auf den Elysäischen Feldern:

Es erscheinen zuerst Kanonen, auf welchen rittlings Harpyen, Fischweiber und Freudenmädchen saßen; sie führten die unzüchtigsten Reden und machten die schmuzigsten Geberden. Dann kamen mitten unter einer Menschenmenge jedes Alters und Geschlechts die Leibgarden zu Fuß; Hüte, Degen und Bandeliere hatten sie mit den Nationalgarden ausgetauscht, und auf jedem ihrer Pferde saßen zwei oder drei Fischweiber, trunkene, halbnakte Bachantinnen. Hierauf kam die Deputation der Nationalversammlung und die königlichen Wagen folgten; sie rollten in der staubigen Dunkelheit eines Piken- und Bayonnetenwaldes daher. Lumpensammler und Fleischer mit blutigen Schürzen, das blanke Messer im Gürtel, gingen mit aufgekrempten Hemdärmeln neben dem Kutschenschlag; andere schwarze Scheußale waren auf den Kutschenhimmel geklettert, noch andere hielten sich an der Stiege für die Lakaien und vorn am Bocke fest. Man schoß mit Flinten und Pistolen und schrie dazu: **Da bringen wir den Bäcker und die Bäckersfrau und den kleinen Bäckerknecht!** Als Oriflamme trugen die Schweizer-Hellebarden vor dem Sohne des heiligen Ludwig hoch in der Luft zwei Gardistenköpfe her, welche ein Perückenmacher aus Sevres erst gepudert und frisirt hatte.

Armer Ludwig! Und du mußt zu alle Dem erklären, daß du aus freien Stücken in deine gute Stadt Paris gekommen seist: es ist wahr, daß die Gewalt die sich Etwas vergibt (**wie die Freiheit**) keine Gnade findet vor ihren Feinden! Aus der Constituante gibt Chateaubriand einige wenige Skizzen, aber in wahrhaft großartiger Anlage, und dabei so duftig-schön, daß die Darstellung wie ein Gedicht uns entgegentritt. Man kann von der Nationalversammlung nicht sprechen ohne mit Mirabeau anzufangen, mit dem Tribun der Aristokratie und dem Deputirten der Demokratie, der Etwas vom Gracchus und vom Don Juan, Etwas vom Roué der Regentschaft und vom Wilden der Revolution hat. Lamartine hat mehr und detaillirter über Mirabeau geschrieben, aber Chateaubriand, der den „menschenbeherrschenden“ Deputirten von Aix sah und kannte, hat ihn kühner behandelt, und mit wenig Schlägen eine Gestalt aus dem Rohen gearbeitet, von der er wußte, daß es ein Hercules sein soll.

Die Häßlichkeit Mirabeau's, der immer die eigenthümliche Schönheit seiner Race zu Grunde lag, erzeugte in ihm eine Art gewaltiger Figur des Jüngsten Gerichts von Michel Angelo, dem Landsmann der Arrighetti. Die von den Blattern über das Gesicht des Redners gezogenen Einschnitte hatten vielmehr das Ansehen von durch die Flamme eingebrannten Schor-

*) Note aus Paris von 1841. Nach 52 Jahren baut man 15 Bastillen, um **die** Freiheit zu unterdrücken in deren Namen man die erste Bastille geschleift hat.

fen. Die Natur schien seinen Kopf für die Herrschaft oder für den Galgen geschaffen zu haben, und seine Arme geschnitten, um eine Nation fest an sich zu drücken oder ein Weib zu entführen. Wenn er sein Auge auf das Volk wandte und sein Haar schüttelte, stand die Menge wie angewurzelt, und wenn er seine Tatze emporhob und die Krallen zeigte, so stürzte der Plebs in Wuth davon. Inmitten der schrecklichsten Unordnung einer Sitzung habe ich ihn auf der Tribune gesehen, finster, häßlich und starr: er erinnerte an das Chaos von Milton, das ruhig und formlos in seiner eigenen Verwirrung ausharrt.

Man lieferte ihm Reden für die Tribune, und er benutzte von ihnen was sein Geist mit seiner eigenen Substanz amalgamiren konnte. Seine Energie nahm er aus seinen Lastern her, und diese Laster gingen nicht etwa aus einem kalten Temperamente hervor, sondern aus tiefen, glühenden, stürmischen Leidenschaften. Der Cynismus der Sitten vernichtet den moralischen Sinn, und führt in die Gesellschaft eine Art von Barbaren ein. Diese Barbaren haben die Macht zu zerstören, wie einst die Gothen, aber gleich diesen aufzubauen vermögen sie nicht. Diese sind die gewaltigen Söhne einer jungfräulichen, jene die ungeheuerlichen Misgeburten einer verderbten Natur.

Mirabeau sprach viel, namentlich von sich selbst. Dieser Sohn von Löwen, selbst Löwe mit seinem Chimärenhaupte, dieser in Thatsachen so positive Mann war durch Einbildung und Sprache ganz Roman, ganz Poesie, ganz Enthusiasmus. Man erkannte den Geliebten Sophiens wieder. Ich fand sie — sagt er —, dies anbetungswürdige Weib ... ich verstand ihre Seele in ihrem innersten Wesen, diese Seele, die die Natur in einem Augenblicke ihrer Herrlichkeit schuf.

Mirabeau war von Natur großmüthig, für Freundschaft empfänglich und gern geneigt Beleidigungen zu vergeben. Trotz seiner Sittenverderbniß hatte er sein Gewissen nicht verfälschen können; er war nur für sich verderbt, aber sein gerader und muthiger Sinn machte aus dem Morde nicht eine erhabene That der Intelligenz, er hatte keine Bewunderung für Schlachtbänke und Schindanger.

Doch fehlte es Mirabeau nicht an Stolz; er rühmte sich gern unmäßig. Er ließ sich den Titel Graf beilegen, hielt auf seine Farben, und steckte seine Diener in Livréen als alle Welt sie beiseite warf. Mitten in der Rede und ganz am unpassenden Orte erinnerte er an seine Verwandtschaft mit dem Admiral von Coligny. Als der „Moniteur" ihn schlechtweg Riquet genannt hatte, sagte er mit Wichtigkeit zu dem Journalisten: „Wissen Sie, daß Sie mit Ihrem Riquet drei Tage lang Europa verwirrt haben?" Den unverschämten und so bekannt gewordenen Scherz wiederholte er: „In einer andern Familie würde mein Bruder ein geistreicher Mann und dabei ein liederlicher Tollkopf sein; in der meinigen ist er ein Tropf und ein guter Mensch."

Die Gesinnungen Mirabeau's waren im Grunde moralisch; er hatte die schönen Worte ausgesprochen: „Ich habe die Franzosen heilen wollen vom Aberglauben der Monarchie, um an dessen Stelle ihren Cultus zu setzen." Und in einem Briefe, der bestimmt war Ludwig XVI. zu Gesicht zu kommen, schrieb er: „Ich möchte nicht blos auf eine gewaltige Zerstörung hingearbeitet haben." Und doch ist ihm Dies widerfahren: so läßt uns der Himmel die eigenen Erfolge bereuen, zur Strafe für die schlechte Verwendung unserer Talente.

Mirabeau leitete die Meinung durch zwei Hebel; auf der einen Seite suchte er in den Massen, die er verachtete und für die er doch als Vertheidiger eintrat, seinen Stützpunkt, auf der andern Seite unterhielt er, obwol er seinen Stand verrieth, doch die Sympathie für ihn durch Kastenverbindungen und gemeinsame Interessen. Das würde einem Plebejer der die privilegirten Classen vertheidigen wollte unmöglich sein; er würde von seiner Partei verlassen werden, ohne daß er die Aristokratie für sich gewänne, welche für Jeden unerreichbar und voll Undank ist der nicht mit ihr in gleichem Range geboren wurde. Und überdies kann die Aristokratie einen Adeligen nicht aus dem Stegreif machen, denn der Adel ist ein Sohn der Zeit.

Mirabeau verkaufte sich an den Hof, zu früh für sich, zu spät für diesen; und der Hof kaufte ihn auch. Das Grab entband ihn von seinen Versprechungen und erhielt ihn noch, am Abgrunde der Gefahren, die er wahrscheinlich nicht hätte überwinden können. Sein Leben würde seine Schwäche im Guten gezeigt haben; sein Tod hat ihm den Besitz seiner Stärke im Bösen gewahrt.

Als wir nach beendeter Mittagstafel aufstanden, wurde von Mirabeau's Feinden gesprochen. Ich stand an seiner Seite, und hatte kein Wort laut werden lassen. Da sah er mich gerade an mit seinen Augen des Lasters, des Stolzes und des Genies, und indem er seine Hand auf meine Schultern legte, sprach er: „Ja, sie werden mir nie meine Ueberlegenheit verzeihen." Ich fühle heut noch den Druck dieser Hand, als ob mich Satan mit seiner Feuerkralle berührt hätte.

Mirabeau hat schon der Metamorphose unterlegen die mit Denen vorgeht deren Gedächtniß fortleben soll. Aus dem Pantheon in den Schmuz geworfen und aus dem Koth zurückgetragen in das Pantheon, hat er sich hoch über die Zeit erhoben, die ihm heute als Piedestal dient. Man sieht nicht mehr den wirklichen Mirabeau, sondern nur den idealisirten, wie die Maler ihn darstellen, um aus ihm das Symbol oder die Mythe der Epoche zu machen, die in ihm sich verwirklicht. Er wird so mehr verfälscht und mehr wahrheitgetreu. Von all den Berühmtheiten, von all den handelnden Personen, von all den Begebenheiten, von all den Ruinen bleiben der Einbildungskraft nur drei Männer, von denen jeder mit einer der drei großen Revolutionsepochen verknüpft ist: Mirabeau für die Aristokratie, Robespierre für die Demokratie, Bonaparte für den Despotismus. Die Monarchie hat Nichts. Frankreich hat drei Berühmtheiten theuer bezahlen müssen, welche die Jugend nicht anerkennen kann.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die große Seeschlange.

Der vom Capitain M'Quhae, Befehlshaber des englischen Schiffs Dädalus, über die auf seiner Fahrt erblickte große Seeschlange der Admiralität erstattete Bericht hat in der jüngsten Zeit die Runde der Tagesblätter gemacht. Die von ihm beigefügte Zeichnung ist, wie er selbst versichert, treu copirt durch die „Illustrated London News" vom 28. Oct. v. J. verbreitet worden, und in einer Nachbildung in die leipziger „Illustrirte Zeitung" übergegangen. Die Sache darf daher als den Lesern d. Bl. bekannt vorausgesetzt werden, und da das „Athenaeum" sie wichtig genug gefunden ihr in zwei seiner Nummern lange Artikel zu widmen, so kann eine Mittheilung des gewonnenen Resultats vielleicht schon deshalb nicht unwillkommen sein, weil es die auch von der geringsten Theilnahme aufgeworfene Frage beantwortet, ob was Capitain M'Quhae gesehen wirklich die große Seeschlange gewesen.

„Es scheint", sagt das „Athenaeum", „daß jenes Geschöpf zuerst bei den norwegischen Fischern in Ruf gekommen. Pontoppidan hat die verschiedenen darüber dort zu seiner Kenntniß gelangten Nachrichten gesammelt und in seiner Geschichte Norwegens veröffentlicht. Indessen ist unter allen von ihm erzählten Fällen, daß ein solches Thier gesehen worden, nicht einer welcher auf der Aussage einer Person beruht die ans Beobachten gewöhnt oder im Stande gewesen wäre von dem Gesehenen ein richtiges Bild zu entwerfen. Behauptungen daß derartige Geschöpfe in Norwegen erschienen sind auch nach Pontoppidan an den Tag getreten, nur waren Diejenigen deren Beobachtungen Glauben verdient hätten nie nahe genug um als Augenzeugen zu sprechen, die Augenzeugen aber Leute auf deren Angaben sich nicht zu verlassen ist. Norwegen stellt

sich jedoch nicht als das alleinige Land heraus, wo die Seeschlange gesehen worden. Man erzählt sich auch von ihr an der Küste Amerikas und am Gestade von Schottland, und die Amerikaner und Schotten die sie erschaut sind glücklicher gewesen als die Norweger, denn zwei mal haben sie die große Seeschlange gefangen. Diese zwei Fänge möchten wir ganz besonderer Aufmerksamkeit empfehlen, indem sie unsers Bedünkens über das fragliche Geschöpf mehr Licht verbreiten als alle andern Erschauungen zusammengenommen. Der schottische Fang datirt von 1808, wo das Thier auf der Insel Stronsa, einer der Orkneys, an den Strand gerieth. Seine Ueberreste befinden sich im Universitätsmuseum zu Edinburg und im Chirurgencollegium zu London. Es hatte 56 Fuß in der Länge und 12 im Umfange. Aber seine Ueberreste sind offenbar die eines Haifisches, und zwar von einer an unserer Küste keineswegs seltenen Gattung, obschon von einer außergewöhnlichen Größe. Dessenungeachtet hatten Unkenntniß und Vorurtheil das Thier mit all den seltsamen Eigenthümlichkeiten der großen Seeschlange ausgestattet. Nicht weniger bestätigt der amerikanische Fang unsere Ansicht. Wo die fragliche Seeschlange geschaut worden war, da wurde sie — «eine kleine junge» — von einigen Arbeitern gehascht, und dann ergab sich, daß sie dem wohlbekannten Geschlechte der den Ocean besuchenden Ophidia angehörte."

Nun auf den neuesten Fall übergehend druckt das „Athenaeum" ein in der „Times" vom Professor Owen niedergelegtes Schreiben ab, „einer", wie das „Athenaeum" sagt, „in dergleichen Dingen so gewichtigen Autorität, daß alles weitere Speculiren vor ihr großentheils verstummen wird". Und der Schluß zu welchem Owen gelangt ist, „ein Schluß wie er als Folge bloßen Raisonnements die Frage bündiger nicht zu beantworten vermag", kommt darauf hinaus, daß das vom Capitain M'Quhae gesehene, beschriebene und gezeichnete Thier „was not a cetaceous mammal, but rather a great seal", auf Deutsch ein großes Seekalb, muthmaßlich einer von Anson's sogenannten Seelöwen, oder was die südlichen Walfischjäger einen Meerelefanten nennen — phoca proboscidia —, welcher die Länge von 20—30 Fuß erreicht. 2.

Bibliographie.

Tagesliteratur.

Robert Blum, sein Leben, Wirken und Ende. Eine biographische Skizze nach den besten Quellen zusammengestellt von F. W. Mit dessen Porträt und Facsimile. Nürnberg, Endter. 1848. 8. 2 Ngr.

Bodemer, H. J., Beurtheilung des Entwurfs eines Gesetzes die Benutzung der fließenden Wasser betreffend. Preißschrift. Herausgegeben vom Industrie-Vereine für das Königreich Sachsen. Chemnitz. 4. 7½ Ngr.

Boß, M., Trauerlied auf Dr. Herm. Jellinek, geb. 22. Jan. 1822, zum Tode verurtheilt am 22. und erschossen am 23. Novbr. 1848, begraben auf dem Währinger Kirchhofe im Grabe Nr. 26. Hebräisch. Deutsch von E. Lehmann. Leipzig. Gr. 8. 2 Ngr.

Das schwarze Buch der aufgelösten preußischen National-Versammlung. Ein Warnungsspiegel für preußische Wahlmänner. Berlin, Decker. 1848. 32. 1½ Ngr.

Californien das neue Goldland. Eine kurze, nach den besten Quellen bearbeitete Beschreibung dieses amerikanischen Küstenlandes nach seiner natürlichen Beschaffenheit, dem früheren und gegenwärtigen Zustande seiner politischen Beziehung zu Europa. Nach dem Englischen des Capt. Morton bearbeitet und mit vielen Zusätzen und Belehrungen für die dahin Auswandernden bereichert von einem Deutsch-Amerikaner. Nebst einer Charte des Gold- und Quecksilber-Districts. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 5 Ngr.

D'Ester, C., Der Kampf der Demokratie und des Absolutismus in der preußischen constituirenden Versammlung 1848. Rechenschaftsbericht an seine Wähler. Mannheim, Grohe. 8. 8 Ngr.

Diesterweg, A., Zur Lehrer-Bildung. Der in Berlin vom 15. Jan. 1849 ab stattfindenden Seminarlehrer-Conferenz überreicht. Essen, Bädeker. 8. 5 Ngr.

Francke, A., Predigt vor der feierlichen Eröffnung der Versammlung der Volksvertreter des Königreichs am 17. Jan. 1849. Dresden, Walther. Gr. 8. 4 Ngr.

Gesellenfahrten, d. i.: anmuthige und curiose Historia von fünf wackeren Handwerksburschen, so des lieben deutschen Vaterlandes Gauen gar treulich mitsammen durchzogen, und was des Ebentheuerlichen sich weiter mit ihnen begeben. In Reime gebracht ꝛc. ediret und ans Licht gestellt von einem Leipziger Studioso. Die Weisen hat gesatzet derer Stadtpfeifer zu Dresden Meister ꝛc. C. J. Otto. Schleusingen, Glaser. 1848. Gr. 8. 3 Ngr.

Guizot, F., Ueber die Demokratie in Frankreich. Aus dem Französischen übersetzt. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn. Gr. 8. 10 Ngr.

Heubner, G., Das häusliche Leben in seiner hohen Bedeutung für die öffentliche Wohlfahrt. Gastpredigt den 14. Jan. 1849 zu Leipzig gehalten. Leipzig, Kollmann. Gr. 8. 3 Ngr.

Jung, G., Die Reactionäre. Was sie wollen. Was für Leute alles dazu gehören. An welchen Redensarten man sie besonders erkennt. Ein Handbuch für das Volk. Berlin, Hofmann u. Comp. 8. 2½ Ngr.

Koch, M., Rundschreiben an die österreichischen Provinzen über die jüngsten Wiener Ereignisse. Innsbruck, Wagner. Gr. 8. 5 Ngr.

Liebeskind, F., Ueber das neue Strafverfahren in Bayern. Einzelne Desiderien zum Gesetze vom 10. Nov. 1848. Bamberg, Züberlein. Gr. 8. 6 Ngr.

Recht oder gar Nicht. Eine deutsche Stimme aus England. Offenbach, Heinemann. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Das Reichsoberhaupt und die deutsche Einheit. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 3 Ngr.

Rückblicke auf die preußische National-Versammlung von 1848 und ihre Koryphäen. Berlin, Eichler. Gr. 8. 10 Ngr.

Schmidt, G., Freie Untersuchung über die Wiederkunft Jesu Christi, auf dem Grunde der h. Schrift geführt. Gotha, Stollberg. 8. 5 Ngr.

— — Die nahe bevorstehende Wiederkunft des Herrn. Predigt über Matth. Kap. XI; Vers 2—6. Ebendaselbst. 8. 2 Ngr.

Schnüffler, Anastasius, Humoristischer Rückblick auf das J. 1848. Berlin. 1848. 8. 1½ Ngr.

— — Höchst wichtige Unterhaltung zwischen dem Ex-Deputirten Rante und seinem Freunde Brennecke. Nach den stenographischen Berichten mitgetheilt. Ebendaselbst. 1848. Hoch 4. 1½ Ngr.

Sommer, A., Sollen und Wollen der Zeit. Ein politisches Gespräch zwischen einem Vater, welcher der Zeit nicht huldigt, und seinem Sohne, welcher in der Zeit aufgegangen ist. Zweite von einer Gesellschaft patriotischer Frauen gekrönte Preisschrift. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 4 Ngr.

Stavenhagen, C., Wiens furchtbarer Oktober 1848. Die Belagerung, Vertheidigung und Einnahme der österreich. Kaiserstadt nach zuverlässigen Beobachtungen und Quellen. Mit vielen bildlichen Darstellungen nach der Natur. 1stes Heft. Prag. 1848. Gr. 8. 6 Ngr.

Ueber die Gemeinde-Verfassung in Tirol und Vorarlberg. Innsbruck, Wagner. 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Verfassungs-Frage. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ein Vorschlag zur Zusammensetzung der deutschen Kriegsmacht. Von einem norddeutschen Offizier. Wesel, Bagel. 8. 5 Ngr.

Wantrup, L., Die octroyirte Verfassung und die Gegner, namentlich die Herren Arntz, v. Kirchmann und Rodbertus. Berlin, Decker. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 50. —— 27. Februar 1849.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 49.)

Diese auszugsweisen Uebertragungen aus dem Original lassen vielleicht den Werth und die Schönheit der Chateaubriand'schen Darstellung ahnen. In großen, fast über das Menschliche hinausragenden Umrissen malt er diesen „von Genie und Häßlichkeit strahlenden Ariel Caliban" und mit den harten Farben Veronese's, wie sie dem „verklärten Wüstling der Freiheit" ziemten. Und neben diesem Gemälde wandelt der bleiche, kalte Tugendfanatiker Robespierre seines Wegs, und im Hintergrunde mehrt sich das bunte Gewühl einer Welt die alle Traditionen keck auf den Kopf stellt. Da trägt der Mönch des Sonntags seinen Bürgerrock und breitkrempigen Hut, und am Altar liest der Kapuziner wißbegierig die Zeitung, vielleicht den „Ami du peuple" von Marat. Die Klöster sind für Jedermann zugänglich, und man besucht sie als Merkwürdigkeiten wie Fremde zu Granada die verlassenen Säle der Alhambra durchstreifen. Alle Welt ist guter Dinge, trotzdem daß man in Manches Tasche auch nur einen Sou vergeblich suchen würde. In diesen Festen der Vernichtung steht der Tuilerienpalast wie ein großer Kerker da, und die dreifarbige Fahne, die ihren Trägern einen ehrwürdigen Heiligenschein gibt, muß die Laster Aller, auch des Auswurfs der Aristokratie, bedecken. Die Revolution benutzt die Kräfte welche die Apostaten des Throns ihr anbieten; sie benutzt sie, weil sie muß, aber sie wird diese Nothwendigkeit rächen und ihre abgenutzten Werkzeuge zerschmettern. Da liegt dein und deiner Genossen Schicksal, Egalité! „Die Revolution hatte eurer Laster bedurft; bald bedarf sie eurer Köpfe. Ihr war kein Blut zu schlecht, selbst das der Dubarri nicht!"

Und während unter lautem Gedröhn und unter dem patriotischen Schreien des Ça ira die Monarchie ruckweise zusammenbricht, während Mirabeau, der die Nacht bei Frau Jay schläft, und am Morgen erklärt, er weiche nur der Macht der Bayonnete, mit seiner Donnerstimme sich oder wenigstens dem Stillschweigen das Wort erobert, sitzt Chateaubriand bei den Italienern, und sieht da den „Blaubart" und den „Verlorenen Holzschuh". Um sich die Langweile zu vertreiben, langweilt er sich mit, er nimmt es gar übel auf, wenn er in seiner Loge irgend gestört wird. Draußen wird eine Welt geboren, die freilich nicht mit Adam und Eva, nicht mit den Feigenblattkleidern und dem träumerischen Glück des Paradieses, sondern mit der feuerleuchtenden Gottesstrafe von Sodom und Gomorrha beginnt; aber Chateaubriand findet Nichts in diesen Wehen der Gesellschaft was ihn fesseln könnte. Er versetzt sich phantastisch mit seiner namenlosen und wesenlosen Sylphide in die Wälder von Armorica, und berechnet mit Malesherbes die Entfernung der Behringsstraße von der Tiefe der Hudsonsbai. Er denkt an seine Kindheit und an das Meer, das seinen ersten Jahren in Combourg geleuchtet wie die Pforte zu einem neuen Leben, und je weniger die Revolution eine sympathetische Gewalt auf ihn übt, um so lebhafter zieht es ihn fort in die ungemessene Ferne, und seine Ahnung sagt ihm, daß er da drüben jenseit des Oceans Etwas finden werde was ihm, wenn nicht einen Charakter, doch einen Namen geben müsse. Chateaubriand dachte nicht an Washington, wenn er an Amerika dachte. Er griff nach einer fixen Idee, nach einer Thorheit, für die er sich begeisterte wie ein Kind, und die nordwestliche Durchfahrt suchend fand er den Urwald und die Wildniß und den Naturmenschen, und sein überraschtes Gemüth schuf eine Poesie, die Poesie der Savanne. Unter dem Einfluß der Freigeisterei des Jahrhunderts hatte er, der zukünftige Dichter des Christenthums, den Glauben verloren, und drüben im Schatten alter Ulmen, drüben am Niagara und am Erie kommt ihm Gott und religiöse Zuversicht ins Herz zurück. Drei Tage nach dem Tode Mirabeau's geht er in St.-Malo unter Segel; der große Pilger dreier Welttheile beginnt seine Wanderungen. Thürme und Kirchenkuppeln verschwinden dem suchenden Blick, und jeder Wellenschlag treibt weiter von Jugendgespielen und Heimatland fort. Chateaubriand schifft aus dem Sein in das Leben hinein. Zur See, zur See! „Again to sea!"

Chateaubriand hat später in einer Reihe von classischen Werken seine verschiedenen Reisen mit so großer Vollendung dargestellt, daß die Kritik über die Theile seiner Memoiren welche sich mit der Ausmalung fremder Länder und eigener Erlebnisse in ihnen beschäftigen ihr Urtheil billig zurückhalten kann. Die „Souvenirs d'Italie,

d'Angleterre et de l'Amérique, suivis de morceaux inédits de morale et de littérature" (2 Bde., London 1815) und „L'itinéraire de Paris à Jérusalem et de Jérusalem à Paris en allant par la Grèce et revenant par l'Egypte, la Barbarie et l'Espagne" (3 Bde., Paris 1811) sind überall mit großem Interesse gelesen und auch ins Deutsche übersetzt worden. In Verhältniß zu diesen Büchern nun können die Memoiren nur skizziren, allein man würde irren, wenn man in den Denkwürdigkeiten nur einen Auszug aus den angeführten Werken vermuthen wollte. Wie die Erinnerung ist auch die Darstellung bei Chateaubriand immer neu, und denselben Dingen sind oftmals zwei Seiten abzugewinnen.

Da zieht er hinaus und trägt in Geduld die Mühsale des einfarbigen Seelebens, und sammelt unter Gesichtspunkte was Andere als zu unbedeutend nicht erkennen. Der Patron seines Schiffes erinnert ihn an die gute Villeneuve, deren Namen er führt, und antwortet auf die Fragen des wißbegierigen Reisenden mit wundersamen Vergleichungen. Den Palmbaum stellt er ihm dar als einen großen Kohlkopf und das Kameel als einen buckeligen Esel, und wenn die Lecture anfängt langweilig zu werden, dann loben sie Beide Frankreich und die Bretagne um die Wette, und hier fließt ohne Vergleiche Herz in Herz. In müßigen Stunden klettert er wol auch zur Belustigung der Matrosen behend am Mast in die Höhe, oder er wirft sich übermüthig ins Meer, und umschwimmt mit Todesgefahr das Schiff. Wie lockender Sonnenstrahl wärmt die Natur und die abendliche Sternenpracht die wogenden Gefühle seiner Brust, aber seine Exaltation verkümmert ihm auch hier den reinen, ungetrübten Genuß; mitten in der Natur wird er selbst Unnatur, und sieht nicht Gott allein in der Herrlichkeit seiner Werke, sondern auch seine wunderthätige Fee von Combourg. Hinter dem Schleier des Universums denkt er sie, und möchte für eine Umarmung von ihr die Ewigkeit hingeben. Diese Mißgeburt der Phantasie — noch müssen wir sie so nennen — wird, in der Empfängniß ihres Schöpfers selbst geläutert und unter der Weihe christlichen Glaubens geheiligt, eines Tags Menschengestalt annehmen, und als eine Priesterin der Natur und des Herzens mitten im Urwald wieder vergehen, und verwehen wie ein himmlischer Hauch — Atala!

Ein Negermädchen von wunderbarer Schönheit „wie die junge Nacht" ist das erste Wesen das er in Amerika sieht; eine Sklavin im Lande der Freiheit. Und den Cincinnatus dieser Staaten findet er nicht, wie er erwartet, hinter dem Pflug oder an seinem ländlichen Herde: vier muthige Rosse tragen ihn an seinen erstaunten Augen vorüber. Einfach und freundlich, wie sich die wahre Größe immer zeigt, empfängt ihn der gefeierte Held Washington, und hört mit Verwunderung Chateaubriand von seinen Plänen reden. „Es ist doch weniger schwer", ruft dieser lebhaft, „die nordwestliche Durchfahrt zu entdecken als ein Volk zu erschaffen wie Sie es gethan." „Well, well, young man", antwortet der Präsident, und zeigt Dem der vor der Freiheit Frankreichs floh einen Schlüssel der Bastille als eine werthe Reliquie. Chateaubriand scheidet mit stiller Verehrung, und errichtet dem Helden der transatlantischen Freiheit ein schönes Denkmal, indem er ihn mit Bonaparte vergleicht. „Sucht die Wälder auf in denen Washington's Degen einst blitzte! Was findet ihr dort? Gräber? Nein, eine Welt! Washington hat die Vereinigten Staaten auf seinem Schlachtfeld als Siegeszeichen hinterlassen!"

Chateaubriand sucht den Urwald, da sich seiner Entdeckungsreise große Hindernisse entgegensetzen. Als er ihn betritt, läuft er unabhängigkeitstrunken von Baum zu Baum, bald links bald rechts, und voll Schreck glaubt sein Führer, ein Holländer, er begleite einen Verrückten. Da zeigen sich in kurzer Entfernung Menschen, etwa 20 Männer und Frauen, halbnackt und angeputzt wie Hexenmeister. Ein kleiner gepuderter Franzose ist unter ihnen und kratzt auf einer Violine; der „Schüler Rousseau's" wohnt wider Willen einer Tanzstunde bei welche Herr Violet, der vormalige Koch des Generals Rochambeau, Irokesen gab. Was ist da zu thun? Ist das Zusammentreffen im Grunde genommen nicht ein glücklicher Zufall? Chateaubriand wirft seine Kleider fort, und legt ein Bärenfell als Toga um; er läßt Haar und Bart lang herabfallen, und wird in Zukunft auf Häuten von wilden Thieren und Moosbänken schlafen, und wird sich an den Ufern des Sees Onondagas aus Gabelhölzern und Birkenrinden eine Hütte bauen, der Naturmensch Chateaubriand, dem doch so viel civilisirte Thorheit und so rothe Erinnerungen im Herzen stecken. Herr Violet ist ein feiner Mann, der auch unter Wilden zu leben versteht; er gibt dem stammverwandten Reisenden Empfehlungsbriefe zur Beglaubigung mit an andere Irokesenstämme, an den Sachem der Onondagas, der völlig nackt geht und nur eine Fischgräte unter der Nase und einen betreßten Hut auf dem Haupte trägt. Auf dem Wege nach dem Flusse Genessi findet er Pflanzerhöfe und europäische Eleganz dicht neben den Hütten der Wilden, und es thut dem Naturmenschen nicht gerade wehe, wenn ihm die Töchter seines Wirths ein Duett aus „Pandolfetto" von Paisiello oder ein Cantabile von Cimarosa vorsingen, nachdem er so lange nur die Klagemusik der Baumeule gehört.

Den Niagarafluß hat Chateaubriand in dem „Essai sur les révolutions" und in „Atala" ausführlich beschrieben. Zwei mal war er bei seinem Anblick in Gefahr das Leben zu verlieren, erst, als eine Klapperschlange sein Pferd aufscheucht und dem Wasserfalle zutreibt, dann als er wirklich 40 Fuß in den Abgrund hinabstürzt. Mit einem Armbruch und einem zwölftägigen Krankenlager kam er glücklich davon. Großen Eindruck machte der so scharfe Contrast auf ihn zwischen dem unheimlichen Schweigen des Niagaraflusses und dem Getöse seines Falls. „Die Heilige Schrift vergleicht oft ein Volk mit großen Wassern; hier wäre es ein sterbendes Volk, welches, der Stimme durch den Todeskampf beraubt, sich in den Abgrund der Ewigkeit hinabstürzt.

In dem weitern Verlauf der Denkwürdigkeiten wechseln Naturschilderungen mit anmuthigen Genrebildern, poetische Reflexionen und Erinnerungen mit der Kritik des nordamerikanischen Völkerlebens ab. Auf geschichtliches Wissen gestützt, analysirt Chateaubriand durch die verschiedenen Entwickelungsperioden hindurch das Unglück oder die Schuld der Eingeborenen, deren Entvölkerung mit ihrer Verderbniß gleichen Schritt gehalten. Der Handel und in seinem Gefolge die Habsucht haben die Einfalt und Einfachheit der Sitten untergraben, und die Religion, auf die der Indianer immer gehalten, ist bei ihm nur ein verwirrtes Gemisch fremder, christlicher Ideen und einheimischer Traditionen geworden.

Als der Indianer nackend oder mit Fellen bekleidet war, hatte sein Wesen etwas Großes und Edles an sich, jetzt aber bezeugen europäische Lumpen nur sein Elend, ohne daß sie seine Nacktheit bedecken. Ein Bettler ist er vor der Thür seines Comptoirs, und nicht mehr ein Wilder in seinem Walde.

Von Bois-Brulés, den Holzverbrannten, einer Art Mestizzenvolkes, lernt Chateaubriand zwei Floridianerinnen kennen. Sammle dich, Leser! Denn wenn du dich anders jemals für die Werke dieses Mannes interessirtest, wenn seine Poesie je einen Nachhall fand in deinem Herzen, so wirst du mit Andacht an dieser Stelle verweilen. Das geträumte Ideal Chateaubriand's hat hier Leben gewonnen, zwei wilde Mädchen sind die Musterbilder für Atala und Celuta; Musterbilder, weil ihr Dichter selbst gesteht, daß sie seine Portraits übertrafen durch die veränderliche und flüchtige Wahrheit der Natur und durch die unnachahmliche Physiognomie der Race und des Klimas. Das ist ein großer, wohlthätiger Schritt für Chateaubriand, daß er aus der Region der bloßen Phantasterei sich mit Hingebung einem Positiven, der Wirklichkeit nähert, und in seinem poetischen Sinne nicht mehr Ideale idealisirt, sondern Menschen. Nur in Erlebnissen küßt die Muse die Stirn des Dichters, und ehe er aus sich heraus schaffen kann, muß das Leben einen lustigen oder ernsten Einzug in seine Seele gefeiert haben.

Ich verließ meine beiden Waldgöttinnen nicht mehr; die Eine war stolz und die Andere traurig. Kein Wort verstand ich von Dem was sie mir sagten, und sie verstanden mich auch nicht, aber ich holte ihnen Wasser herzu für die Küche, Holz zum Feuern und Moos für ihr Bett. Sie trugen kurze Kleidchen mit großen spanischen Aermeln, Mantel und Corset in indianischem Schnitt. Ihre nackten Beine waren rautenförmig mit Birkengeflecht bekleidet; die Haare hatten sie sich mit Bouquets oder Binsenfasern durchwunden, auch machten sie sich Ketten und Glashalsschnuren. Als Ohrglocken hatten sie purpurfarbige Körner. Den Vogel von Armida, einen hübschen Papagei, welcher redete, häkelten sie wie eine Smaragdagraffe an ihre Schultern an, oder sie trugen ihn behaubt auf der Hand wie die vornehmen Frauen des 10. Jahrhunderts den Falken trugen. Busen und Arme zu stärken rieben sie sich mit der Apoya oder amerikanischen Dotterblume ein. Es belustigte mich ihnen einen Schmuck auf den Kopf zu setzen; sanft erschrocken ließen sie sich es gefallen; selbst Zauberinnen, meinten sie, ich thäte ihnen einen Zauber an. Die Eine von ihnen, die Stolze, betete oft, sie schien eine halbe Christin zu sein; die Andere sang mit weicher Sammetstimme, und am Ende jedes Liedes stieß sie einen störenden Schrei aus. Bisweilen sprachen sie lebhaft zusammen; ich glaubte, es klinge Eifersucht aus diesen Tönen, aber da weinte die Traurige und Alles war wieder still.

Verlassen von meinen Gefährten ruhte ich nach einer Fischpartie am Saume einer dichten Waldung aus. Ich legte mich wider den Stamm einer Magnolia und schlief ein; meine Ruhe schwamm auf einem wüsten Grunde von Hoffnung. Als ich aufwachte aus diesem Lethe, fand ich mich zwischen zwei Frauen, meine Odalisken waren zurückgekommen. Sie hatten mich nicht wecken wollen und sich schweigend an meine Seite gesetzt, und — mochten sie nun wirklich schlafen oder sich nur so stellen — ihre Köpfchen waren auf meine Schultern gesunken.

Ein Lüftchen wehte leise durch das Gebüsch und überschüttete uns mit einem Regen rosiger Magnolien. Da fing die Jüngste der Seminolen an zu singen. Wer seines Lebens nicht ganz sicher ist, der hüte sich es jemals so der Gefahr auszusetzen. Man kann nicht wissen was das für eine Leidenschaft ist die mit der Melodie in den Busen eines Mannes einzieht. Und auf diesen Gesang antwortete eine rohe und eifersüchtige Stimme; ein Bois-Brulé rief die beiden Cousinen, und sie erschraken und sprangen auf: die Morgendämmerung zog eben herauf.

Und so verschwanden die Floridianerinnen, gleich der Tochter der Ceres, als sie geraubt ward vom Gott der Unterwelt.

(Der Beschluß folgt.)

La Porretta und Monte Catini.

Es gibt in Mittelitalien zwei Bäder in nicht gar großer Entfernung voneinander, am nördlichen und südlichen Abhang des Apennin gelegen, im Kirchenstaat das eine, in Toscana das andere, nicht berühmt wie Pisa und Lucca oder Ischia, aber heilspendend mehr denn die beiden erstern, und in unsern Tagen vielbesucht. Ein schlechter Bergweg führte einst von Bologna aus durch das Thal des Reno nach La Porretta, von Pistoja auf der toscanischen Seite nur ein Saumpfad: die päpstliche Regierung hat auf ihrem Gebiete die Straße verbessert, wenngleich dieselbe noch viel zu wünschen übrig läßt; die großherzogliche hat von ihrer Grenze an bis zu der ebengenannten nächsten Stadt eine schöne Kunststraße gebaut, und so die kürzeste und leichteste Verbindung zwischen Florenz und Bologna hergestellt. Eine Diligence befährt jetzt regelmäßig diese Straße, welche, so wie man von Norden kommend den Kamm des Gebirgs überschritten hat, ein so umfangreiches wie schönes Panorama darbietet, die bewaldeten Hügel mit immer sanfter werdenden Abhängen in die herrliche pistojeser Ebene sich verlierend, der fruchtbarste und bestangebaute Theil Toscanas, zur Linken das florentinische Arnothal, vor sich im Hintergrund die Berge, hinter denen Maremma und Meer liegen. Folgt man aber, die entgegengesetzte Richtung einschlagend, dem Reno, welcher nordwärts von der Wasserscheide entspringend sich nach der romagnolischen Niederung wendet, um seine in Regen- und Thauzeiten so gefährlichen Fluten mit denen des Po zu vereinigen, so gelangt man in das Thal der Porretta, wo inmitten vulkanischer Felsmassen die gleichnamigen Quellen hervorsprudeln, reich an Schwefelwasserstoff und kohlensaurem Gas, von 22—30° Réaumur Temperatur, zu verschiedenen Badeanstalten benutzt, welche die Namen Porretta vecchia, Leoni, Bovi, Marte reale u. s. w. tragen, während mehre Quelladern im Bette des Stroms selbst den Felsen sich entwinden, um allsogleich im Wasser sich zu verlieren. Die vorherrschende Steinart ist jener schöne, graublaue, bisweilen ins Bräunliche spielende Sandstein, welchen man hier macigno oder pietra serena nennt: der Stein den man in so vorzüglicher Qualität bei Fiesole und im Engpaß der Gonfolina am Eingang des untern Arnothals bricht, und aus dessen Quadern die mächtigen florentiner Paläste der Signorie und der Pitti, Medici, Strozzi, Gondi errichtet wurden. In beinahe verticalen Schichten kommen diese Massen vor, nur die des Sasso-Cardo, der bedeutendsten dieser Höhen, sind unregelmäßig aufeinandergethürmt, während neben den Quellen aus Spalten und Löchern in reichlicher

Menge das entzündliche Gas hervordringt, welches man neuerdings zu wohlfeiler Beleuchtung benutzt hat. Kräftige Eichen verleihen der sonst ziemlich öden Gegend einen einigermaßen ansprechendern Charakter. Ziemlich enge ist das Thal, in welchem der kleine Ort liegt, welcher sich um die Bäder herumgruppirt hat: zum Theil sind die Gebäude mit dem Fels verwachsen, der das Material hergegeben wie er den Lebensquell liefert. So ist es mit dem Badehause der Porretta vecchia der Fall, an welchem von Altem Nichts als der Name, da der jetzige Bau aus dem J. 1840 stammt. Die neuern Gebäude sind anständig und gut: in der ganzen Umgebung ist der Charakter der wilden Berggegend der vorherrschende, Ernst der an Traurigkeit grenzt.

Ganz verschieden sind die Bäder von Monte Catini. Die pistojesische Ebene ist westlich durch einen Höhenzug begrenzt, über welchen der Paß von Serravalle führt, im Mittelalter militairisch wichtig und durch Burgen geschützt und Warten. Läßt man ihn hinter sich, so gelangt man in das Val di Nievole, lachend, gartenähnlich und fruchtbar, wenn auch nicht gesund in seinen Niederungen, wo der See von Bientina mit versumpften Ufern meilenweit den Boden deckt. Am Fuße der Hügel, dicht an der von Florenz nach Lucca führenden Hauptstraße, welche den anmuthigsten und schönsten Europas beizuzählen ist, liegt der Badeort, das neue Monte Catini: das Terrain ist ein Kalktuf, auf welchem beinahe Nichts wächst als Seepflanzen, denen die Natur der hier im Schoose der Erde bereiteten Gewässer günstig ist. Sechs an der Zahl sprudeln die Quellen; der Hauptbestandtheil das Meersalz mit Beisatz von schwefelsaurer Magnesia und Soda, mit Jod und Brom, in verschiedener Stärke je nach den einzelnen. Die toscanischen Großherzoge lothringisch-habsburgischen Stammes haben viel für Monte Catini gethan: eine prächtige Allee von Ulmen und Acacien führt von der Heerstraße nach den Bädern, wo die großherzogliche Villa, welche zur Sommerszeit von der Familie des Herrschers ziemlich regelmäßig besucht zu werden pflegt, die Leopoldsthermen, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts erbaut, mit ihren Säulenhallen und zierlichen Badecabineten, das Königsbad, die Aqua del Tettuccio, della Torretta und de' Medici, mit Privatwohnungen abwechseln in denen man vortrefflich aufgehoben ist. Auf einer benachbarten Höhe liegt Monte Catini alto, der ursprüngliche Ort, von welchem das Bad den Namen führt, der, lucus a non lucendo, vom Berg in der Ebene redet. Um dieses Castell ward im August 1315 eine der blutigsten aber auf die Dauer erfolglosesten Schlachten des italienischen Mittelalters gestritten, in welcher die Ghibellinen unter Anführung Uguccione's della Faggiuola, des Gastfreundes Dante Alighieri's, das von den neapolitanischen Prinzen aus dem Hause Anjou befehligte Heer der florentinischen und übrigen Guelfen unter furchtbarem Gemetzel aufs Haupt schlugen: eine Schlacht, der an der Arbia zu vergleichen, welche 55 Jahre vorher die guelfische Macht in Toscana zu vernichten geschienen hatte, aber nur auf kurze Zeit schwächen konnte, weil die Mehrzahl des Volks fest blieb in guelfischer Gesinnung.

Ein junger Arzt, Sohn eines rühmlich bekannten genfer Professors, hat vor kurzem über diese beiden Bäder in historisch-topographischer wie in chemisch-medicinischer Beziehung geschrieben („La Porrette et Monte Catini, par *Robert Maunoir*", Florenz 1848), und dies Buch kann dazu beitragen sie im Auslande bekannter zu machen. Italienische Aerzte hatten sich übrigens längst schon vielfach mit ihnen beschäftigt, und über La Porretta gibt es eine neuere Arbeit von Paolini, über Monte Catini von Mallucelli und Giuli, welche einen Vorgänger in dem mit Recht gerühmten Werke des verstorbenen pisaner Professors Giacomo Barzellotti hatten: Schriften welche Harleß in Bonn in seinem Buche über die italienischen Heilquellen und Bäder benutzt hat, wo man Chemisches und Medicinisches finden wird, was dem Zwecke dieser Notiz fern liegt. Die Geschichte der porrettanischen Bäder reicht hoch hinauf; man will, daß sie schon in den Zeiten der Römerherrschaft bekannt gewesen seien, so viel ist gewiß, daß bereits im 13. Jahrhundert ein Tura di Castello ihre Analyse versuchte, wie zu Anfang des 19. Jahrhunderts der berühmte Galvani. Die Badeanstalt von Monte Catini ist jünger; aber auch sie gehört dem Mittelalter an, und wenn sie sich langsam hob, so ist Dies theils den häufigen Verheerungen dieser die Grenzstriche zwischen den Republiken Florenz und Lucca bildenden Gegenden durch Kriegszüge zuzuschreiben, theils der Luftverderbniß in Folge der Versumpfung der schon erwähnten Niederungen, welche den Florentinern Fischteiche bieten sollten, und den Bewohnern dafür Wechselfieber und Tod brachten. Die Medici, welchen die Gemeinde die Thermen schenkte, thaten Wenig für die Anstalt, welche ihren Flor namentlich dem Großherzoge Peter Leopold verdankt, der für die Austrocknung der Sümpfe des Nievolethals vorsorglich thätig war, statt wie Cosmus und seine Nachfolger das Wohl und die Gesundheit der Bewohner seines Landes Finanzzwecken und Speculationen hintanzusetzen. Seit seiner Zeit hat wie die umliegende Ebene so Monte Catini durch Bauten aller Art ein völlig verändertes Aussehen gewonnen: in den Monaten von Mitte Juni bis Mitte August ist es ein höchst lebendiger und besuchter Badeort, wo ein nicht geringer Theil der florentiner vornehmen Welt sich vereinigt, und von Jahr zu Jahr die günstigsten Wirkungen der Quellen empfindet, welche besonders für ein so heißes Klima eine große Wohlthat sind, und von denen die Torretta und Tettuccio, durch ganz Toscana versandt, ein vielgebrauchtes Heilmittel bilden. Auch in La Porretta finden, nachdem die Straße vollendet ist, die ich zuerst im Herbst 1847 befuhr, immer zahlreichere Curgäste sich ein, aus dem Großherzogthum, namentlich aber aus dem Bolognesischen und Modenesischen und der Romagna, und es mag sein, daß es heutzutage dort nicht an Versammlungen und „brigate" fehlt, so heiter wie jene welche einander im J. 1475 die Geschichten erzählte welche Messer Sabadino degli Arienti sammelte, und nach dem Orte ihrer Entstehung „Le Porrettane" nannte, unter welchem Namen sie in der italienischen Novellenliteratur nicht den letzten Platz einnehmen. Die Erzählungen der Badegäste im jüngstvergangenen Sommer, mochten sie heiterer oder ernster Natur sein, wurden aber auf ziemlich unerwartete Weise gestört, durch des Feldmarschall-Lieutenants Welden Zug gegen Bologna nach der fluchtähnlichen Retirade der piemontesischen und toscanisch-päpstlichen Truppen von Mincio und Etsch, wobei Hunderte von Flüchtlingen, politisch Compromittirte aus dem nahen Herzogthum Modena, zersprengte Krieger und zahlreiche Aventuriers und andere Leute, den Weg über die Porretta als den nächsten einschlugen, und durch den Schrecken den sie mit ihren Nachrichten von den vorrückenden Tedeschi verbreiteten die von der in Italien charakteristischen Scheu vor den „Kroaten" ergriffenen Curgäste zu raschem Ueberschreiten der toscanischen Grenze veranlaßten. Das Gebiet der keuschen Najaden wurde indeß, des neuern italienischen Lieblingsausdrucks mich zu bedienen, nicht durch den Fußtritt der luridi Tedeschi und barbari stranieri befleckt.

29.

Literarische Anzeige.

Vollständig ist jetzt bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Pfeiffer (L.),

Monographia Heliceorum viventium. Sistens descriptiones systematicas et criticas omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum.

Zwei Bände.

Gr. 8. Geh. 9 Thlr. 10 Ngr.

(Auch in 7 Heften à 1 Thlr. 10 Ngr. zu beziehen.)

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 51. —— 28. Februar 1849.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 50.)

Chateaubriand hat seine Atala und Celuta nie wiedergesehen. Ein eifersüchtiger Liebhaber hat ihm Beide entführt, und sein Geist ist eingehüllt vor Schmerz „in einen langen, flatternden Flor", wie einst der trauernde Sinn der Maria Stuart in dem Gedichte von Ronsard. In die alten Träumereien mag er nicht mehr zurück; sie sind ihm selbst zum Ekel geworden, seitdem er das Leben gekostet. Da flieht er die Wüste mit einem Herzen voll Unglück und Poesie, und in der Gegend von Chillicothi kehrt er in einen abgelegenen Meierhof ein, und denkt an seine entführte Traurige, die einzuholen ihm die leichtfüßige Babieça des Cid fehlt. Da sieht er — wie männiglich bekannt — am Boden ein englisches Zeitungsblatt liegen, und am Scheine desselben Feuers welches die für seine Abendmahlzeit bestimmten Kartoffeln röstete liest er „Flucht Ludwig's XVI. nach Varennes". Nicht mehr an Frankreich und die Revolution, nicht mehr an sein Corps in Rouen und an den „seegrünen" Robespierre hat er gedacht, auch nicht mehr an die nordwestliche Durchfahrt und den Ruhm des Entdeckers: was kümmert auch die Welt den Naturmenschen, der vor ihr flieht in das Dicht des Urwaldes? Und wenige Worte eines Zeitungsblattes machen das Phantom des Naturstandes verschwinden, und wälzen plötzlich den Geist Chateaubriand's um. Wie Rinald seine Schwäche in dem Spiegel der „Gärten der Armida", sieht auch er sein Bild durch denselben Spiegel unter dem Strohdache einer fernen, verborgenen Meierei. Etwas Sympathetisches von dem Waffenklange Europas lebt in ihm auf: „Zurück nach Frankreich!"

Chateaubriand eilt nach Philadelphia, aber er findet die Wechselbriefe nicht vor die er erwartet hat. Seit dieser Zeit, gesteht er, sei er Zeitlebens in Geldverlegenheiten verwickelt gewesen, und nie habe ihm, dem Seefahrer, das goldene Schiff, auf dem Hercules nach dem Aufenthalt der Hesperiden, der Insel Erythia, fuhr, zu Gebote gestanden. Ein Capitain gibt ihm Credit für die Ueberfahrt, und bei trübem Himmel und stürmischem Wetter segelt er nach Havre. Das Fahrzeug leidet beinahe Schiffbruch, und während die Wellen das Hintertheil desselben zertrümmern, ist er außer sich über das erhabene Schauspiel welches beim Scheine des gehörnten Mondes und mitten durch gelblichen Nebel eine mit Felsspitzen bezackte Küste bietet. Während die Schiffsmannschaft „A notre Dame de Bon-Secours" singt, gibt ein kühner Matrose aus Neuyork durch eine gewagte Steuerführung dem Fahrzeug eine glückliche Richtung, und dankend einen sich die Geretteten in dem Ausrufe: „Es lebe der König!" So eng noch war das unmittelbarste Gefühl an die Verehrung der Monarchie gebunden, daß die eben vom Tode Erstandenen ihr Glück durch einen Glückwunsch für die Majestät des irdischen Herrschers feiern. Aber diese Majestät wird mit Koth beworfen in den Straßen von Paris, sie ist gewichen vom Haupte Monsieur Capet's, des guten „Bäckermeisters" — es lebe der König? In Frankreich bereitet man ihn zum Sterben vor.

An verödeten und niedergebrannten Schlössern vorüber eilte Chateaubriand nach St.-Malo; er hoffte da die Mittel zur Emigration zu finden. Allein die Revolution hatte die Feudalrechte aufgehoben, und was er als Malteserritter zu bekommen gehabt hätte war jetzt mit den Gütern der Geistlichkeit Eigenthum der Nation. Um diese zerrütteten Vermögensumstände zu verbessern, will Lucile ihren Bruder mit Fräulein de Lavigne verheirathen, einem jungen, schlanken und hübschen Mädchen von 17 Jahren, welche 5—600,000 Francs im Vermögen besitzt, und ihr schönes, von Natur geringeltes Haar frei herabhängen läßt wie ein Kind. Chateaubriand, der um einem vorübergehenden Gezänke auszuweichen sich ruhig auf 100 Jahre würde zum Sklaven machen lassen, gibt seine Einwilligung; er hat keine Lust zum Ehemann, hat seine Frau kaum drei oder vier mal gesehen, und erkennt sie von fern nur an ihrem rothen Pelz, ihrem weißen Rock und den im Winde flatternden Haaren: aber er heirathet in träger Passivität; er wird ja dadurch die Mittel bekommen sich für eine Sache tödten zu lassen „die ihm Nichts gilt". Frau v. Chateaubriand war eine Dame von feinem Verstande, gebildetem Geiste, eine vortreffliche Erzählerin, und vor Allem eine treue, hingebende Gattin.

Ich bin meiner Frau, deren Anhänglichkeit so rührend als tief und wahr gewesen ist, eine zärtliche und unvergängliche Anerkennung schuldig. Sie hat mein Leben ernster, edler, ehrenhafter gemacht, indem sie mir immer die Achtung, wenn auch nicht immer die Kraft meiner Pflichten einflößte.

Chateaubriand reiste mit ihr nach Paris, und machte hier neue Bekanntschaften, während er die alten nicht vergaß. Er sah die große, rothe Tragödie der Straßen und die Schäferspiele der Theater, und schließt den zweiten Band seiner Denkwürdigkeiten mit den Worten:

Die Conventsmänner hielten sich für die gutmüthigsten aller Menschen; sie wollten gute Väter, gute Söhne und gute Gatten sein, sie führten die kleinen Kinder spazieren, gaben ihre Wärterinnen ab, und weinten vor zärtlicher Rührung bei ihren einfachen Spielen. Sie hoben diese kleinen Lämmer sanft auf ihren Arm, um ihnen den „Dada" auf den Karren zu zeigen, welche die Schlachtopfer nach dem Richtplatz fuhren. Sie besangen die Natur, den Frieden, das Mitleid, die Milde, die Reinheit der Sitten, die häuslichen Tugenden. Diese Scheinheiligen der Philanthropie ließen ihren Nachbarn mit ganz außerordentlicher Empfindsamkeit den Kopf abschlagen, um das menschliche Geschlecht ja recht glücklich zu machen.

Der Verlauf der vorstehenden Darstellung hat auf Mängel und Vorzüge dieses zweiten Bandes der Chateaubriand'schen Denkwürdigkeiten am betreffenden Orte unmittelbaren Bezug genommen, und nur noch einige kurze Bemerkungen mag der Leser zum Schlusse freundlich hinnehmen.

Die Ausmalung der Personen und Situationen erhält in den „Mémoires d'outre-tombe" an manchen Stellen und nicht eben selten ein ganz eigenthümliches, abwechselnd buntes und anziehendes Colorit durch die häufigen Citate, die Belege für die eminente Belesenheit unsers Grabredners. Chateaubriand gibt uns eine Scene, da fällt ihm ein Parallelstück aus dem Homer ein, und er weckt es in unserer Erinnerung auf; er zeichnet die Natur und gedenkt dabei der verwandten Stimmung eines persischen oder spanischen oder italienischen Dichters; er ruft mit Byron sein Again to sea! und klagt mit Ronsard in der Sprache des Schmerzes. Mit wunderbarem Eindruck liest sich da oft das fremde Dichterwort, wenn wir unsere modernen Zustände in die classische Rede Ovid's und Virgil's gefaßt wiederfinden.

Den Charakteristiken, namentlich auch wo sie sich auf Völkerleben erstrecken, muß man, wie kurz sie oft sein mögen, doch das Verdienst der Gründlichkeit und einer positiven, wissenschaftlichen Basis überall zugestehen. Die Sittenzeichnungen der wilden Völker sind ebenso präcis und plastisch wie die Betrachtungen über die Fundamente des nordamerikanischen Staatenbestandes gut gemeint. Auf diese Berechnungen und Vermuthungen über die Gefahren die der Union drohen hat die Geschichte dem Publicisten von 1822 ergänzend und berichtigend geantwortet. Nur Manches ist sich gleich geblieben, wie damals so heute, und hierher dürfte namentlich der Charakter des Amerikaners gehören, den François René so vortrefflich schildert. Auch heute ist es noch wahr, daß man nur mit vereinzeltem Erfolg in den Vereinigten Staaten nach Dem suchen darf was doch eigentlich der Freibrief des Menschen auf die Unsterblichkeit und der Schmuck seines Lebens ist: die positiven Operationen haben die intellectuellen in den Hintergrund treten lassen. In diesem Ueberwiegen der materiellen Interessen einerseits und der ganzen Entstehungsgeschichte dieser Länder andererseits mag auch der Grund liegen für die Armuth an einer originalen, nationellen Literatur. Sealsfield stößt diese Behauptung nicht um neben jener „angewandten" Literatur, die den Zwecken der Handwerker, der Kaufleute, der Seefahrer dient. Wenn es auf dem neuen Continente weder eine classische, noch eine romantische, noch eine indianische Literatur gibt, so findet Chateaubriand Dies erklärlich und folgerecht, weil es den Amerikanern für das Classische an Vorbildern, für das Romantische am Mittelalter fehle; und auch das Indianische liege ihnen fern, da sie die Wilden verachten und ihre Wälder fliehen wie Gefängnisse die sie erwarten.

Die nordwestliche Durchfahrt hat Chateaubriand vergessen, den ersten bewegenden Gedanken seines Lebens hat er ziemlich leicht aufgegeben. Sollen wir mit ihm rechten, daß er sich von einer Thorheit lossagte, zumal da er Besseres fand als er suchte? Aber er kehrt heim und heirathet, wie er selbst versichert, nur um im Stande zu sein eine Sache verfechten zu können die ihm Nichts gilt, qu' il n'aimait pas. Weil die Aristokratie emigrirt und gegen Frankreich rüstet, thut auch er es; aber dieser Kampf ist mit keinem Faden an sein Inneres, an sein Herz geknüpft. Das Königthum begeistert ihn ebenso wenig wie die Revolution; noch kämpft er nur aus einer ritterlichen Anwandlung, aus Sucht nach Abenteuern: Das heißt doch nichts Anderes als sich jeder tiefern Erregung, jedes Pathos für eine politische Ueberzeugung bar erklären. Noch ist Chateaubriand nicht der Ritter des Königthums par excellence, noch ist er das Kind ohne Enthusiasmus, das in den Kampf gehen will ohne die Begeisterung für eine Idee, nicht einmal für eine todte. Er ist der Don Quixote seiner Einfälle, er ist noch lange nicht Das was er werden soll. Er verliert, aber er opfert nicht; er wagt und schadet sich, ohne Jemandem zu nützen. Der Kämpfer von Thionville hat Nichts gemein mit dem emphatischen Königredner in der Pairskammer; eine weite Kluft liegt zwischen den Beiden, und große Ereignisse werden sie ausfüllen.

Wenn Chateaubriand das Schicksal anklagt, klagt er sich selbst an; es wird sich in seinem Jünglingsalter kaum ein Unglückfall finden lassen den nicht er provocirt. Chateaubriand hat viele Leiden getragen, Das heißt er hat sich Leiden geschaffen. Das selbstverschuldete Unglück hat unser Interesse nur, wo die Motive der Schuld unsere Empfindung erregen, vielleicht unsere Bewunderung. Auch in Chateaubriand's Leben werden wir beim weitern Betracht seiner Denkwürdigkeiten auf solche Momente stoßen. *)

T. Fasoldt.

---

*) Im nächsten Monat bringen wir den dritten Artikel. D. Red.

Volkssouverainetät und constitutionnelle Monarchie.

1. Volkssouverainetät.

Wenn man mehre Personen einander gleichsetzt, so beruht deren physische Macht auf der Zahl ihrer Fäuste, und Das ist ihre Volkssouverainetät. Allein die Gleichsetzung ist unvollkommen, es gibt unter der Zahl schwächere und stärkere Arme, weichere oder derbere Hände, wenn auch nicht gerade Simsone und Goliathe, mithin ist das Zuschlagen ungleich, und mit der bloßen Zahl das Maß der Macht unvollkommen ausgedrückt, obgleich jeder Macht des Einzelnen überlegen. Wird nun Souverainetät der physischen Macht gelenkt von Intelligenz und Willen, so sind Stärke und Werth der letztern noch weniger bestimmbar durch bloße Zahl; die Ungleichheit der Menschen ist größer im Geistigen als im Physischen; ein kleiner Haufe von Entschlossenen überwältigt den größern der Feigen, eine Gesammtheit der Klugen diejenige der Dummen, selbst der Einzelne überragt oft die Vielen; ja große Zahl schwächt Intelligenzmacht durch Begriffsstreit und Willensmacht durch Auseinanderfahren der Zwecke. Im Zuschlagen der Fäuste liegt daher beiweitem mehr Zahlenmacht (Volkssouverainetät) als in Geisterentscheidung. Weil Zertrümmerung durch die Faust geschieht, wird aus Naturinstinct eine Massengewalt zum Vernichten von Fenstern, Verzierungen, Monumenten, Gebäuden getrieben, auch ohne Raubgier, und in diesem Sinne ist allemal die Stimme (Schlagkraft) des Volks die Stimme Gottes, d. h. ihrer Macht kann keine menschliche widerstehen. Soll aber aufgebaut und Erquickliches geschaffen werden, so hat diese Souverainetät des Volks geringere Bedeutung, und bei ihr anzufragen, oder auf sie sich zu berufen, gehört zu den großen Verkehrtheiten, deren die Welt voll ist. Moses, Minos, Solon, Lykurg, Numa gaben Gesetze aus Intelligenzmacht, und durften sich freuen, wenn die Fäuste ihre Tafeln nicht zerschlugen. Alle Menschengeschichte ist eine fortgesetzte Gegenschwingung von Faustmacht und Willensintelligenzmacht, wie das Leben eine Ineinanderwirkung von Körper und Geist. Gesundheit wird gesucht, mens sana in corpore sano, sie ist ursprünglich von Natur gewollt und gegeben, aber Seuchen kommen, und wenn die Krankheit da, hilft vielleicht Diät oder bittere Arznei. Obgleich einige Krankheiten, namentlich die Gicht, durch Prügel welche der Patient seinen Umgebungen ertheilt gehoben werden sollen, möchte doch schwerlich Universalhülfe im Zuschlagen der Volkssouverainetät gesucht werden, und wäre nur von intelligenter Einsicht zu erwarten.

In allen Jahrhunderten haben Einzelne die Zahlenmacht des Volks sich dienstbar zu machen gewußt und mit gutem Willen desselben Volkssouverainetät geübt, sowol zur Einrichtung und Erhaltung eines Friedenszustandes, als besonders zur Kriegführung, wie bei den Israeliten Jephtha, Simson, Samuel und am Ende Saul, weil das Volk verlangte „zu sein wie alle andere Heiden, daß uns unser König richte und vor uns herausziehe, wenn wir unsere Kriege führen" (1. Sam. 8, 20). Monarchie ist deshalb eine demokratische Foderung und königliche Gewährung; Fäuste und Köpfe der Vielen werden unterthan dem Befehl des Einzelnen. Nicht zu verbürgen steht, daß im Lauf der Zeiten die demokratische Foderung nachhaltig bleibe; denn geräth königliche Gewährung in Gefahr, wird im Gewohnheitsgebrauch durch Partei und Waffengewalt wider Faust und Kopf der Gegner sich zu behaupten streben, und kann dabei unterliegen, oder durch Personenwechsel sich verjüngen. Für den Bestand der neuern europäischen Monarchien und ruhigen Gewaltbesitz im Vergleich zu frühern innern Unruhen der Staaten waren stehende Heere mit sicher geordnetem Gehorsam und überlegener Kraft der Kanonen gegen Fäuste von der größten Bedeutung, und haben den Einfluß der Zahlenmacht des Volks (Volkssouverainetät) geschwächt, indem wenige Bewaffnete und gut Angeführte der unbewaffneten Vielheit Meister blieben. Revolution gelang nur, wenn die Führer bewaffneter Macht sie unvollständig und verkehrt gebrauchten, oder nicht gebrauchen konnten, oder gleicher Bewaffnung sich gegenüber fanden. Aus Vereinigung dieser drei Umstände sind die neuern Vorgänge in Paris, Berlin, Wien erklärbar; dann gewinnt die Volkssouverainetät ihre ursprüngliche Stärke, und demokratische Foderungen der Monarchie sind verschollen. Sollten Einheit und Ehre des militairischen Gehorsams gänzlich verschwinden, welche zum Theil schon gegen die Zahlenmacht des Volks geschwächt worden, so ist der Faustschläge und des wilden Zerstörens kein Ende. Man bedarf einer Macht, um Gesetze und ruhige Ordnung an sie zu lehnen; die Zahlenmacht des Volks ist keine zum Aufbauen, sondern zum Einreißen. Aus Uebermaß von Noth und Elend entstände dereinst, wie bei Israeliten, die demokratische Foderung von Monarchie.

2. Constitutionnelle Monarchie.

Diese ist keine demokratische Foderung, sondern eine aristokratische Monarchie nämlich pflegt übermäßig für ihre eigene wie des Volkes Ehre und Freude zu sorgen. Salomo baute den Tempel, überzog einige innere Wände desselben mit lauterm Golde (1. Kön. 6, 21), opferte 22,000 Ochsen und 120,000 Schafe (Ebend. 8, 63), hatte 40,000 Wagenpferde (Ebend. 4, 26), 700 Weiber und 300 Kebsweiber (Ebend. 11, 3), woran schwerlich Israeliten und kaum deren Propheten Anstoß nahmen. Auch trifft königlich Salomonische Härte nicht das Volk, sondern nächste Umgebungen und persönliche Bekanntschaften des Monarchen, einen Bruder Adonia, einen Priester Abjathar, einen Feldherrn Joab, einen bösen Schwätzer Simei (1. Kön. 2), und diese hätten zu ihrer Rettung wohlthätigen Schutzes gegen monarchische Gewalt bedurft. Was altes Ansehen Mosaischer Gesetze, was Prophetenschulen in Palästina und überhaupt orientalische Staatenbildungen nicht erreichten, sucht das Abendland in geregelter Bewachung des Machtgebrauchs, in einer Wächteraristokratie, die allemal Regierungstheilung sein wird. Zeigt sich diese ungenügend oder verdorben, so stürzt der ausgeführte Bau gesetzlicher Constitution, und das Gewicht der Regierungsmacht sinkt entweder in die Einheit unbewachter monarchischer Willkür oder in die Vielheit gewaltsam hervorbrechender Volkssouverainetät, welche zuvörderst zerstört und todtschlägt, dann aus eigener Unbeholfenheit und Noth die Foderung von Monarchie wiederbringt. Constitutionnelle Monarchie ist ein Gewächs abendländischer Staatskunst, und was neuere Demagogen als Republik im Sinne tragen, ist nur eine unter anderer Form vertheilte aristokratische Regierungsgewalt, unruhiger Störung leicht ausgesetzt, für kleine Räume angemessener als für große, für S.-Marino besser als für Frankreich, und wenn Bausteine constitutionneller Monarchie umherliegen, architektonisch unbesonnen und politisch unvernünftig. 28.

Bibliographie.

Budy, F., Jugend-Harfe. Dichtungen. Stettin. 8. 15 Ngr.

Haimerl, F., Die deutsche Lehenhauptmannschaft in Böhmen. Ein Beitrag zur Geschichte des Lehenwesens in Böhmen mit urkundlichen Beilagen. Prag, Heß. 1848. Gr. 8. 18 Ngr.

Klüpfel, K., Geschichte und Beschreibung der Universität Tübingen. Tübingen, Fues. Gr. 8. 2 Thlr. 4 Ngr.

Norden, M., Paris und Berlin. Roman aus der neuesten Zeit. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Oppermann, H. A., Hannoversche Zustände seit dem 24. Februar 1848. Bremen, Heyse. Gr. 8. 25 Ngr.

Strack, J., Graf Radetzky, k. k. Feldmarschall, während seiner 64jährigen Dienstzeit. Nach österreichischen Feldakten. Wien, Keck u. Sohn. Lex.-8. 1 Thlr.

Die allgemeine deutsche Wechselordnung, durch die Einführungs-Ordnung vom 6. Jan. 1849 für Preußen publicirt,

nebst Bemerkungen und Vergleichungen mit den fremden Gesetzgebungen von S. Borchardt. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 12 Ngr.

Neutestamentliche Zeitgedichte von einem Hoffenden. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 16. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

An die aufgelös'te Preußische National-Versammlung. Stimmen aus Paris. Paris. 8. 10 Ngr.

Robert Blum. Sein Leben und seine Hinrichtung. Ein Charakterbild unserer Zeit. 2te Auflage. Bremen, Kaiser. 1848. 8. 2 Ngr.

Bouverot, L. v., Soll Glück und Wohlstand in Deutschland wiederhergestellt werden, so müssen die Protestanten zur katholischen Kirche zurückkehren, wonach dann Kaiser Ferdinand I. zum römischen Kaiser als lebenslänglich regierendes Oberhaupt des deutschen Bundes, König Friedrich Wilhelm IV. zum deutschen Kaiser als Mitoberhaupt desselben Bundes, mit Anwartschaft auf die römische Kaiserwürde, und Erzherzog Johann zum König von Germanien als lebenslänglicher Stellvertreter des römischen Kaisers erhoben werden. Aus den Weissagungen des Frater Hermann und des Spiel-Bähn nachgewiesen. 2te und 3te vermehrte Auflage. Düsseldorf, Kampmann. 8. 3 Ngr.

Brennglas, A., Eine Berliner Urwählerversammlung unter Wrangel. Komisches Genrebild. Leipzig, Ph. Reclam jun. 8. 5 Ngr.

Elsner, J. G., Der Krieg in Ungarn in seinen Ursachen und wahrscheinlichen Folgen. Breslau, Korn. 1848. Gr. 8. 2 Ngr.

Enthüllung des Plans der Jesuiten zu Herbeiführung der October-Revolution in Wien und der theokratischen Despotie in Europa. Dem deutschen Volke zur Warnung mitgetheilt von einem Augenzeugen der Wiener Revolution. Mit 3 Abbildungen. Meißen, Goedsche. 8. 10 Ngr.

Freiligrath, F., Blum. 1 Blatt. Düsseldorf, Kampmann. 1½ Ngr.

— — Wien. 1 Blatt in gr. 8. Ebendaselbst. 1½ Ngr.

Guizot, Die Demokratie in Frankreich. Januar 1849. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 7½ Ngr.

Hasenkamp, H. v., Die Reorganisation der Armee und die preußische Verfassung. Zwei Aufsätze. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 8 Ngr.

Liebeherr, v., Ueber Volkssouverainetät und die Frage: ob die Versammlung der Mecklenburgschen Abgeordneten eine constituirende sei. Schwerin, Stiller. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Menne, H., Ueber den Zweck und Nutzen des katholischen Vereins Deutschlands. Osnabrück, Fredewest. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Peucker, v., Beiträge zur Beleuchtung einiger Grundlagen für die künftige Wehrverfassung Deutschland's. Frankfurt a. M., Schmerber. 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

Ritter, J. J., „Hütet euch vor den falschen Propheten!" Predigt am 24. Sonntag nach Pfingsten gehalten zu Breslau. Paderborn, Schöningh. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schrader, F., Goswin Krackrügge und sein Proceß. Eine geschichtliche Darstellung. Jena, Luden. 1848. 8. 15 Ngr.

Biographische Umrisse der Mitglieder der deutschen konstituirenden Nationalversammlung zu Frankfurt a. M. Nach authentischen Quellen. 1stes Heft. Frankfurt a. M., Schmerber. 1848. Gr. 8. 10 Ngr.

Die Wiener-Ereignisse vom 6. Okt. bis 12. Nov. 1848. Geschildert von einem Augenzeugen. Mit allen während dieses Zeitraums erschienenen Kundmachungen und Proclamationen. Wien, Keck u. Sohn. 8. 12 Ngr.

Inhalt des Monats Februar.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus**. — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig**.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 52. —— 1. März 1849.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Heinrich von Gagern.
Ein Lebensbild.

Heinrich von Gagern. Ein öffentlicher Charakter. Stuttgart, Cotta. 1848. Gr. 8. 1 Thlr.

Mit diesem hervorragenden Manne der Gegenwart, der in die Mitte unserer nationalen Bewegung und Verhängnisse gestellt ist, geht es wol manchen Lesern wie mit einem neuen Phänomen, das sie nicht eher wahrnehmen als bis es in ihren Gesichtskreis tritt, indem es selbst seinem Gipfelpunkte leuchtend zueilt. Die Stelle wo es am Horizont aufging, der Bogen in welchem es emporstieg ist ihnen unbeachtet geblieben; nicht gerade weil es etwa durch Dunst und Wolken gegangen wäre, sondern weil sie selbst auf keiner Warte stehen, um den politischen Himmel in allen Stunden und nach allen Winden zu beobachten. Ref. selbst, zunächst auch ohne besondern Beruf für solch eine Warte, wußte doch schon früher von diesem freisinnigen, von seiner Regierung erst zurückgesetzten und zuletzt zum Minister hervorgezogenen Manne. Gerade während seiner Zurückgezogenheit aus dem öffentlichen Leben, wo er desto lebhafter in engern Kreisen durch seine liebenswürdige Persönlichkeit wirkte, kam mir sein Name öfter zu Ohren. Acht Jahre lang war es eine Sorge darmstädter Frauen gewesen ihren Verehrer und Liebling wieder verheirathet zu sehen. Je mehr das Andenken seiner Luise, geborenen v. Pretlack, jenes unvergeßliche Bild einer anmuthigen und leidenden, von Schönheit und Poesie überdufteten Frau, wenn auch nicht im Herzen des Witwers, doch im Gedächtniß seiner Freundinnen verdämmerte, desto lebhafter trat die Möglichkeit den kinderlosen Mann wieder verheirathet zu sehen, und das stille Selbstvertrauen bescheidener Mädchenseelen hervor. Endlich war der ausgezeichnete Mann seit 1839 mit einem bürgerlichen Mädchen aus Rheinbaiern wieder verheirathet, Vater von vier Kindern und seit drei Wochen Minister in Darmstadt, als ihm das nach Frankfurt geladene Vorparlament hier eine neuere höhere Bestimmung eröffnen sollte. Ich selbst fuhr am 30. März unter heiterm Himmel dahin. Ich kam aus einer stillen Stadt Kurhessens, die von den neuesten Stürmen und Wirbeln noch nicht einmal bewegt war. Aus einem so abständigen Elemente sehnte man sich recht nach einer solchen Lebenserfrischung. Die große Wandlung der Dinge konnte mir schon die erste, fichtenduftige Ehrenpforte vor dem frankfurter Allerheiligenthore mit ihrer Inschrift: „Alles für das Volk, Alles durch das Volk!" verkündigen. Noch bis gestern, sozusagen, hatte es geheißen: Alles für, aber Nichts durch das Volk. Doch — aus wie vielerlei Nichts war über Nacht Alles geworden! Wie prangte von Fahnen und Kränzen die Stadt! Wie hoch gingen die Wogen des politischen Lebens, das mit Springflut über Deutschland hereingebrochen war! In den Sälen der Gasthöfe, über den gedeckten Tafeln schwebten schwarzrothgold bekleidete Rednerbühnen. Wo bisher nur geschniegelte Kellner gute Schüsseln und Flaschen aufgetragen hatten, setzten jetzt bärtige Männer aus allen Gegenden Deutschlands unerhörte Reden, ungeschlachte Behauptungen ab; wo sonst nur der Stöpsel des Champagners gesprungen war, überhob sich jetzt schreiender Beifall mit Klatschen und Stampfen, und steigerte den Uebermuth der Sprechenden, die ihren Gedanken und Absichten keine Grenze der Weisheit, keine Schranke des Anstandes setzten. Die Souverainetät des Volks wälzte sich über alle Plätze; die Republik turnte mit allen Fähnlein durch die Straßen. Hecker und Struve fochten, jetzt noch mit gespreizten Händen in die leere Luft, für eine Sache für welche sie in wenig Monaten das Schwert zu ergreifen damals wol selbst noch nicht dachten. Dem Besonnenen ging es wie dem in der See Badenden, daß er sich dann und wann mit beengter Brust gleichsam emporschnellen mußte, um von den Sturzwogen der neuen, ungewohnten Freiheit nicht darniedergeworfen zu werden.

Aus diesen wirbelnden, brandenden Fluten erhob sich

endlich ein Fels, nach welchem Viele ihren Blick und ihre Hoffnung zu richten sich gedrungen fühlten. Das Parlament war am 31. März in der Paulskirche eröffnet worden, und das lang unterdrückte deutsche Wort konnte sich gleich in den ersten Stunden mit tumultuarischem Reden nicht genug thun. Unter den Sprechenden, Schreienden, Schimpfenden dieser merkwürdigen Tage betrat nur einige mal, aber stets im rechten Augenblicke, ein Mann die Tribune der alsbald durch kräftig hohe Gestalt, festen Gang, entschiedene Haltung allgemeine Aufmerksamkeit erregte, auch bevor er noch durch stolzen, ernsten Mund und strengen Umblick Aufmerksamkeit gebot. Der Name Heinrich Gagern rief vollends Schweigen und Stille in der tosenden Versammlung hervor. So fest wie die Schriftzüge seiner Oberlippe drangen die Worte aus dem kräftigen Mund, in dem vollen reinen Klange seines Organs hervor. Struve, der schon am Vorabende der Parlamentseröffnung einige Stunden im Saale des Weidenbusches mit fanatischer Logik für die Republik gesprochen und geschwitzt hatte, war gleich Anfangs der Session mit seinem Programm eines neuen Bundes für das deutsche Volk hervorgetreten, worin er am Schlusse der sogenannten Grundrechte der Nation die Aufhebung der erblichen Monarchie und einen Präsidenten an der Spitze freigewählter Parlamente foderte. Nachdem darüber hin- und hergestritten worden, erklärte sich Gagern dafür, daß allerdings jetzt schon jene Grundsätze, auf deren Basis Deutschland sich künftig gestalten solle, nicht unberührt bleiben möchten. Er rief:

Glauben Sie aber, daß wir die Grundsätze verkündigen sollen die Herr v. Struve in seinem Antrag uns vorlegt? Glauben Sie, daß wir es in einem Augenblicke thun sollten, wo es gilt praktische Aufgaben zu lösen, Deutschland zu vereinigen für die Schicksale die ihm so nahe bevorstehen? Glauben Sie, daß Dies der Weg wäre den Credit wieder zu heben und die Nahrungslosigkeit zu beseitigen die auf uns Alle drückt? Wir wollen praktische Fragen an die Spitze unsers Programms stellen. Lassen Sie uns Deutsch sprechen und sagen, — — daß es sich von den Vorschlägen einer Minorität handelt, die nach Problemen hascht, und unerreichbare Dinge erstrebt. Die Gesammtheit muß uns am Herzen liegen. Es gibt noch Principien der Freiheit, um die man sich scharen, und nach denen Freiheit bestehen kann, ohne daß man sich auf Probleme einläßt. Sprechen Sie die Ansicht dieser Versammlung aus, damit sie in Deutschland widerhalle, die Ansicht, daß wir an der Monarchie festhalten, daß wir zwar eine Versammlung bilden die die Freiheit will, und um des Volkes und der Volkssouverainetät willen besteht, aber dem Princip der Monarchie im Staat treu bleibe, und zugleich der Nothwendigkeit der Durchführung einer Einheit huldige.

In dem stürmischen Bravorufe der gefüllten Kirche sprach sich, sozusagen, das Echo des monarchisch gesinnten Deutschlands aus. Die Aufgabe unserer Revolution war hiermit gestellt: zwei bisher für unverträglich erklärte Principien, das der Monarchie und das der Volkssouverainetät, zu vereinbaren. Gagern hatte mit richtigem Takt vorausgesprochen was unter allen Anfechtungen im Vor- und Hauptparlament, unter republikanischen Aufständen und blutigen Freveln von einer entschiedenen Majorität festgehalten wurde.

Die noch halbverkappte republikanische Partei, die unter Struve's offen vorgetragener rothen Fahne das erste Treffen verloren hatte, gab es nicht auf in einer folgenden Sitzung, unter Hecker's Anführung, noch einmal aus einem Hinterhalt ihr Glück zu versuchen. „Geschäftsmänner der Nation", rief dieser frische, einnehmende junge Mann am Schluß einer lebhaften Rede, „seid permanent! Wir erwarten es von euch, und nichts Anderes als Permanenz!"

Diese Auffoderung fand viel Beifall, vielleicht auch die unbefangene Zustimmung Solcher die das Beisammenbleiben so vieler echtdeutschen Männer für heilsam hielten, und nicht bedachten, daß hinter der Permanenz einer solchen Versammlung, des günstigen Augenblicks wartend, eine provisorische Regierung, ein Convent und dergleichen stecken konnte. Gagern durchblickte die Absicht der Partei, und erhob sich mit lebhaftem Nachdruck gegen die lockende Permanenz, die er zugleich als unausführbar nachwies. Und indem er die Competenz des Vorparlaments untersuchte, kam er auf den Deutschen Bund zu reden. Er vertheidigte mit einleuchtenden Bemerkungen und gegen Struve's von dessen Sitz aus ihm zugeworfene leidenschaftliche Einwendungen mit raschen Repliken — nicht den Bundestag, sondern den Bund, dessen Schwäche er zugab, dessen Erhaltung aber als eben vorhandenen Vertreters des gesammten Deutschlands er für nothwendig erklärte. Es sei, meinte er, nicht klug, nicht recht, nicht patriotisch, jene Autorität, die einzige die noch für unsern Zusammenhang bestehe, noch mehr zu schwächen; sondern unsere ganze Kraft und Energie müsse darauf gerichtet sein sie zu stärken, und ihr jene Macht zu verleihen deren sie bedürfe, um in Verbindung mit Männern des Volks die Einheit Deutschlands zu vertreten, und den Gefahren die Stirne zu bieten die uns bevorstehen könnten. Und als er dazwischen rief: „Man muß nicht vernichten, sondern aufbauen", erkannte abermals ein allgemeines Bravo das treffende Wort an, das forthin unsere große Bewegung nach zwei Richtungen spaltete. *)

So stand mir nun das Bild Gagern's, des Menschen und des Ministers, in seinen Hauptumrissen fest, und ich hatte mich zu fragen, worin für mich und so viele Andere das Gewinnende seiner Erscheinung liege. In der Würde, durfte ich mir antworten, die durch so viel Unanständiges als sich schon in der ersten Stunde des Parlaments breit machte doppelt fühlbar wurde, und in der Wahrheit, die hier alle parteilichen Absichten oder befangenen Ueberzeugungen siegreich überwinden

*) Der Verf. des Artikels über Hrn. v. Gagern im ersten Supplementband zu „Wigand's Conversations-Lexikon" beklagt Gagern's Einfluß in der Permanenzfrage, und sagt sogar: „Die Permanenzerklärung wurde vereitelt und dadurch das Unheil der Ruhe und Ordnung angebahnt." Auf seinem Standpunkte der Unruhe und Unordnung verdrießt den demokratischen Verf. noch Manches an Gagern, z. B. dessen Grundsatz, daß die Kräfte einander begrenzen müßten. In der Natur ist es so; doch freilich, hätte man die Kräfte der Demokratie nicht so begrenzt, so wäre das Heil der Pöbelherrschaft besser angebahnt worden.

konnte. Der Werth und der Wille unserer Nation schienen gerade in Gagern ihren Repräsentanten hinzustellen, der mit Begeisterung ergriff was das Volk im März errungen, aber auch Das festhielt was es selbst im März nirgend angetastet hatte, das Königthum; wobei er, um rascher zu der allbegehrten Einheit zu kommen, an Dem anknüpfte was als Kern derselben doch einmal schon gegeben war, am Bunde. Jene Würde ging aus persönlicher Begabung hervor; die edeln Worte wiesen auf eine tüchtige Schule des Lebens zurück. Doch sind beide nicht ohne Wechselwirkung zu denken, wollen wir uns jene Umrisse zu einem Lebensbilde des nationalen Mannes ergänzen. Denn die natürliche Begabung des Menschen nimmt von den Bildungsstoffen ihrer Umgebung auf was ihr entspricht, und zu ihrer Sättigung dient, wie eine Säure sich aus ihrer Base befriedigt. Und so finden wir uns mit unserm nachforschenden Interesse zuerst an Gagern's väterliches Haus gewiesen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Insel Helgoland.

Ist das Interesse für diese kleine Inselgruppe des alten Deutschen Meers auch schon seit vielen Jahrhunderten immer neu angefacht und rege erhalten worden, so scheint dasselbe doch gerade in unsern Tagen zu einer ganz ungewöhnlichen Lebendigkeit emporsteigen zu wollen. Zunächst ist dieselbe jetzt auch als sehr besuchtes Seebad berühmt geworden, und soll in dieser Hinsicht sogar wesentliche Vorzüge vor mehren andern ähnlichen Bädern haben. Außerdem richten aber von allen Seiten die Männer der gesammten Naturwissenschaften, die Alterthumsforscher, die Historiker und Geographen einen tiefforschenden Blick auf dies viel bewunderte „Hilgelandt" oder „Heleglandt" der alten noch Götzen anbetenden Dänen, Friesen und Sachsen. Dann ist dieser mit Dünen umgebene Meeresfelsen auch noch in politischer Hinsicht sehr wichtig. Die deutschen Staatsmänner, welche eben damit umgehen Handel und Wandel, Ruhe und Frieden, Ehre und Ansehen unserer Nation durch eine Seemacht zu kräftigen und zu beschützen, dürfen Helgoland nicht aus dem Auge verlieren. Helgoland ist ein bedeutungsvoller — aber englischer — Schlüssel für den deutschen Seeverkehr. Von seinem Oeffnen und Schließen kann das Glück und das Unglück für Millionen abhängig gemacht werden. Sahen wir nun auch die Möglichkeit zu einer so gewaltigen Kraftentwickelung in den bisher verlebten friedlichen Decennien nicht eben scharf und klar vor die Augen treten, so ist es doch nicht schwer zu begreifen, daß dieselbe gerade in unsern gegenwärtigen, höchst bedenklich zersplitterten Zeitverhältnissen plötzlich ins Leben gerufen werden kann. Um diesen Ausspruch nur in Etwas andeutend zu begründen, erinnern wir blos an die empfindlichen Angriffe und den hartnäckigen Widerstand welche das heldenmüthige Volk Albions von dieser im J. 1807 den Dänen entrissenen Naturveste der Nordsee aus gegen die berüchtigte Continentalsperre Napoleon's auszuüben verstand; wir erinnern an die vielfachen Demüthigungen welche der übermüthig stolze Herr der Franzosen von diesem ohnmächtig kleinen Eilande aus hat erdulden müssen, ohne die Macht zu besitzen das Häufchen englischer Feinde von dieser Scholle Erde zu vertreiben, zu vernichten. Daraus läßt sich erkennen, was England aus *seinem* Helgoland zu machen im Stande ist, sobald ihm von Seiten des deutschen Continents feindlich entgegengetreten werden sollte. Doch gewinnt man hierüber noch mehr Licht, wenn man berücksichtigt wie alle Fahrzeuge welche aus der Eider, Elbe und Weser kommend das offene Meer glücklich zu erreichen trachten, oder umgekehrt, welche von der Nordsee aus in die Mündungen der genannten Flüsse ohne Gefahr einlaufen wollen, ihren Weg durch das Labyrinth der Klippen und Dünen an der deutschen Küstennähe nie sicherer als mit der erfahrenen Hülfe der helgolander Lootsen finden können.

Es kann nun natürlich unsere Absicht nicht sein alle die Punkte mit Ausführlichkeit zu durchsprechen, welche das in dieser Zeit entstandene gesteigerte Interesse für Helgoland haben begründen helfen, darum wenden wir uns jetzt ohne Weiteres der speciellen Aufgabe zu welche wir für diesmal zu lösen uns vorgesteckt haben.

In der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts wird zuerst einer unter den Bewohnern dieser Insel entstandenen und von Mund zu Mund fortlebenden Sage von Seiten der Gelehrten Erwähnung gethan. Diese Sage läßt sich mit wenigen Worten auf folgende Hauptmomente zurückbringen. Das jetzige Helgoland sei nur noch ein kleines Ueberbleibsel von dem einst sehr umfangreichen, mit neun Kirchspielen und zwei Klöstern reich bevölkerten und gesegneten Lande. Ja man geht hierin sogar so weit zu behaupten, daß dies Hiligland einst für 26 große und kleine Dorfschaften Platz gehabt, und mit dem Festlande Dänemarks ein zusammenhängendes Ganzes ausgemacht habe. Die von den heiligen Aposteln Willibrord, Liudger und der wunderthätigen St.-Ursula getauften Christen hätten sich gegen Gott und seine gesandten Christenbekehrer gar sträflich vergangen, sodaß eine Sündflut durchaus nothwendig geworden wäre. Diese hätte nun auch nicht lange auf sich warten lassen, sie sei schon in der Mitte des 11. Jahrhunderts über das Land hereingebrochen, habe dasselbe unbarmherzig zertrümmert, und den beiweitem größten Theil in den verheerenden Fluten begraben. Viele Tausend Menschen mit all ihrer Habe, ihren Waldungen, Ländereien, Wiesen, Triften und Heerden hätten in der furchtbaren Tiefe des wogenden Meers ihr Grab gefunden.

Am ausführlichsten und frühesten redet von dieser herzergreifenden Sage der fromme Peter Sax in seiner 1638 zu Coldenbüttel herausgekommenen Beschreibung Helgolands. Und diese Beschreibung gab Johann Meyer die Hauptveranlassung zu seiner im J. 1649 veröffentlichten „Neue Landkarte von der Insul Helgolandt", welche sehr ausführlich Alles in sich schloß was Helgoland seit anderthalb Jahrtausenden gewesen und Wunderbares und Schreckliches erlebt hatte. Auf dieser merkwürdigen Karte stehen z. B. „Lustige Holzungen", ein „Großer Wald" eingetragen, welche Helgoland im 1. Jahrhundert unserer christlichen Zeitrechnung nach Peter Sax besessen haben soll. Aus dem sagenreichen Leben des heiligen Willibrord, des ersten auf Helgoland erschienenen Apostels der christlichen Religion, erzählt Sax, daß derselbe im J. 692 mit seinen Jüngern hier viel gepredigt und bekehrt, die heidnischen Tempel Jovis und Vestae niedergerissen und dafür christliche Kirchen aufgebaut habe; schon drei Friesen seien getauft, da wäre der friesische Heidenkönig Radbodus mit gottlosem Grimm über die heiligen Männer hergefallen, und hätte den einen, Wigbert, jämmerlich niedersäbeln lassen. Dieser Erzählung eingedenk unterläßt Meyer nicht auf seiner Karte die Tempel Jovis und Vestae prangen zu lassen; auch ist die Stelle der Ermordung Wigbert's durch eine christliche Kapelle geheiligt und mit der Jahrszahl 692 historisch gestempelt. Herr von der Decken, welcher im J. 1826 in seinen „Philosophisch-historisch-geographischen Untersuchungen über die Insel Helgoland oder Heiligland und ihre Bewohner" eine Copie der Meyer'schen Karte mittheilt, hat es gar übel vermerkt, daß Meyer des Radbodus nicht Erwähnung gethan; darum hält er es für seine Pflicht diesen historisch wichtigen Namen auf seiner Copie nicht zu vergessen. Von dem heiligen Liudger erzählt Peter Sax, daß derselbe 768 nach Helgoland gekommen sei, und in kurzer Zeit sämmtliche Bewohner zu Christen gemacht habe. Deshalb setzt Meyer eine dem Liudger geweihte Kapelle und

daneben die Jahrszahl 768 auf seine Karte. Sax redet auch davon, daß Jutho, Ubbo und Witho einst über Helgoland geherrscht haben mußten, und Meyer unterläßt nicht auf seiner Karte einer Burg Jutho, einer Burg Ubbo und einer Burg Witho den ersten besten Platz anzuweisen. Diese reich ausgestattete Karte enthält auch noch außer den eben erwähnten und vielen andern Merkwürdigkeiten zwei große Wälder, den „heyligen Lund oder Wald" und den „Holmbusch". Hiervon kommt im Sax gar Nichts vor, dagegen redet Benjamin Cnoblauch darüber in seiner 1643 zu Hamburg erschienenen „Helgolandia, oder choregraphische Beschreibung der Insul und Festung Heylige Land". Vieles enthält die Karte was schriftlich noch nie überliefert worden ist, was er aus den mündlichen Ueberlieferungen entnommen, oder an Ort und Stelle in Erfahrung gebracht hat. Ueberhaupt ist an der Arbeit Meyer's gar nicht zu verkennen, daß sie mit der äußersten Sorgfalt und dem unermüdeten Streben nach einem in jeder Hinsicht vollkommenen Werke durchgeführt worden ist. Aber ungeachtet dieser mit Recht vielgerühmten Eigenschaften macht Major im J. 1692 unserm Meyer dennoch den Vorwurf, daß der genannten Karte noch Vieles fehle um Anspruch auf ein vollkommen befriedigendes Werk zu machen; ihr fehle unter andern wichtigen Sachen z. B. noch ein Bach, „in dem sich eine Kirche spiegeln kann", und auch zwei „mittelmäßig große Seen".

Das Meyer'sche Kartenwerk ward mit großem Beifall aufgenommen, und gab die Grundlage und die Veranlassung zu gar mancher gelehrten Untersuchung über Helgoland und seine Bewohner. Die Sage von der Zertrümmerung der Insel und dem Untergange des größten Theils ihrer Bewohner wurde für eine historische Wahrheit genommen, woran Niemand mehr zweifeln dürfe. Dieser Glaube dauert unerschüttert fort bis etwa in die Mitte des 18. Jahrhunderts. Um diese Zeit tauchen einzelne Bedenklichkeiten über die Wahrheit der Sache auf, man redet von Unwahrscheinlichkeit, von Uebertreibung und Dichtung. Doch wäre eine so achtungswerthe Meinungsverschiedenheit am Ende auch wieder der Vergessenheit anheimgefallen, wenn sie nicht in die Hand des Hrn. v. Hoff gekommen, der mit entschiedenem Takt sogleich das Bedeutungsvolle derselben erspähte, und in seiner 1822—41 herausgegebenen ausgezeichneten „Geschichte der durch Ueberlieferung nachgewiesenen natürlichen Veränderungen der Erdoberfläche" sehr anregend darauf hingewiesen hat. Dies war die Veranlassung, daß Lappenberg den Gegenstand einer sehr umfangreichen gelehrten Prüfung unterwarf, aus der dann das gänzlich Haltlose der ganzen Sage als offenbare Folge hervorging. Lappenberg's Freude war groß. Er trug die Resultate, Wege und Belege seiner Forschung in einer besondern Schrift zusammen, worüber er dann im J. 1830 der Versammlung der Naturforscher zu Hamburg einen Vortrag hielt, der ungemeines Aufsehen erregte, und als einer der schönsten Glanzpunkte aller dieser Zusammenkünfte gerühmt wird. Man staunte über die Gelehrsamkeit und Gründlichkeit, über das Freie und Schlagende in der Beweisführung der historischen Richtigkeit der Sage; man reiste sogar hinüber zu der benachbarten merkwürdigen Insel, um auch in geognostischer und geologischer Hinsicht durch unmittelbaren Augenschein die Richtigkeit der Lappenberg'schen Theorie erkennen zu können. War dies Letztere nun auch wegen der Kürze der Zeit und wegen des störenden geselligen Verkehrs nur oberflächlich, nur im Fluge möglich, so haben doch auch wieder spätere, mit vollkommen ausreichender Muße an Ort und Stelle von gediegenen Sachverständigen angestellte Untersuchungen Lappenberg's Ansicht und Beweisführung als durchaus richtig herausgestellt. Diese epochemachende literarische Arbeit Lappenberg's führt den Titel: „Ueber den ehemaligen Umfang und die alte Geschichte Helgolands." Die gelehrten Historiker, Geographen und Geologen hielten die Sage nun auf immer aus dem Felde geschlagen.

Acht Jahre später ward aber auf einmal der fast schon verschollenen Sage mit lautem Eifer wieder das Wort geredet, und der Haltbarkeit und Zuverlässigkeit der vortrefflichen Lappenberg'schen Arbeit tapfer zu Leibe gerückt. Dieser neue Ritter war L. Wienbarg. In seinem 1838 herausgekommenen „Tagebuch von Helgoland" legte er zum Schutz der Sage seine Lanze ein, und versuchte mit kühnem Muthe die Lappenberg'sche Sattelfestigkeit zu vernichten. Er ruft den alten Meyer und das ganze Heer der für die Sage begeisterten frommen Gelehrten des Mittelalters zu Hülfe, und geberdet sich als glücklicher Sieger. An Anhang und Bewunderung fehlt es ihm nicht. Die dichterischen Naturen und das gemüthliche große Publicum waren bald gewonnen, und das kleine Häuflein der prosaischen Gelehrten welches ungeachtet Wienbarg's philosophischer und historischer Beweisführung Nichts von der Sage wissen wollte übersah man mit Geringschätzung. Indessen hat sich doch bald herausgestellt, daß diese kleinere Zahl die beiweitem stärkere und daß ihre Ansicht die allein richtige sei.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Erster Band.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Dieses Werk wird unter Mitwirkung der tüchtigsten Gelehrten und Publicisten des In- und Auslandes ausgeführt, und hat sich bereits die allgemeinste Theilnahme des Publicums, sowie die Anerkennung der bedeutendsten Organe der periodischen Presse erworben. Seine Aufgabe ist, den reichen Stoff des gesammten Zeitlebens in geistvoller, aber populairer Darstellung allen Volksclassen zugänglich zu machen. Es behandelt demnach die Zustände und Ereignisse im **Staats-** und **Gesellschaftsleben** aller Völker und Länder; es widmet sich den Erscheinungen des Geistes in **Religion, Kunst** und **Philosophie**; es bespricht die Ergebnisse der **politischen** und der **historischen Wissenschaften**; es berichtet die großen Forschungen und Entdeckungen in den **Naturwissenschaften**, und weist deren Einfluß auf die Fortschritte in den **technischen Künsten**, im **Ackerbau**, in den **Gewerben** und allen Zweigen des **praktischen Lebens** nach. Ebenso schildert es alle **Persönlichkeiten**, die für die Zeitgeschichte von Bedeutung sind.

Das Unternehmen trägt den Charakter eines **selbständigen, in sich abgeschlossenen Werkes**, ist jedoch zugleich als ein **Supplement zu allen Ausgaben des**

Conversations-Lexikon

zu betrachten, sowie als eine **Neue Folge** des so sehr verbreiteten

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

„Die Gegenwart" ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Monatlich erscheinen 2—3 Hefte zu dem Preise von 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden.

Leipzig, im März 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 53. —— 2. März 1849.

Heinrich von Gagern.

(Fortsetzung aus Nr. 52.)

Der alte Hans Christoph v. Gagern, der im ersten Monate d. J. sein 83. Jahr zurücklegte, hatte bereits eine höhere Stellung in der Administration des nassau-weilburger Landes innegehabt, als er dem vor den andringenden Franzosen der ersten Revolution entflohenen Hofe nach Baireuth und Schloß Eremitage folgte. Hier wurde am 20. Aug. 1799 unser Heinrich v. Gagern geboren. Das zum Scheiden sich rüstende 18. Jahrhundert beeilte sich den Mann noch auf die Beine zu bringen der gegen die Mitte des 19. Jahrhunderts zur Förderung einer großen Umgestaltung Deutschlands gerade jene Lebenshöhe erreicht haben sollte, wo Kraft und Besonnenheit im innigsten Bunde stehen. Indeß der Knabe, des Vaters viertes Kind, heranwuchs, trat dieser aus seiner Eremitage in neuen Geschäftsverkehr mit den Höfen zu Berlin, Wien und zu Paris unter Napoleon. Während eines Aufenthalts in Oestreich kam er mit dem jetzigen Reichsverweser in Verbindung, und blieb dem tiroler Aufstande, den dieser Fürst organisirte, nicht fremd, wiewol er solchen nicht unbedingt billigte. Aus der Schweiz, wohin er sich bald zurückziehen mußte, trat er nach dem Rückzuge der Franzosen in Verbindung mit dem bekannten Minister v. Stein, ging als niederländischer Gesandter zum Wiener Congreß, und 1816 als bevollmächtigter Minister zum Bundestage. Seiner lebhaften Bestrebungen wegen von hier abberufen, zog er sich auf seine Besitzungen in Rheinhessen und Nassau zurück, und „nahm willig die Schippe und das Baummesser in die Hand", Werkzeuge die er in gewissem Sinne auch mit auf den Landtag in Darmstadt brachte, wohin er erst als Deputirter gewählt und später als Mitglied der Ersten Kammer berufen ward. Und durch diese diplomatische, administrative und landständische Thätigkeit wechselnder Zeitverhältnisse laufen schriftstellerische Arbeiten des unermüdlichen Mannes seit 1812 bis in sein jetziges hohes Alter hin.

Wir haben hier den fruchtbaren Boden, die belebende Atmosphäre angedeutet aus denen der junge Gagern die frühesten und andauerndsten Einflüsse besonders zu seiner Entwickelung als Staatsmann empfing. Inbegriffen ist die sociale Stellung, auf die es bei den verschiedenartigen Talenten nicht weniger ankommt als auf die geographische Höhe des Bodens bei den Familien der Pflanzen. Es läßt sich gar wohl begreifen was in einem begabten Sohne solch ein Vater weckt und bildet, wenn schon das frische Knabenauge auf die bedeutsamsten Erscheinungen des Lebens hingelenkt, und sie aus bestimmten Gesichtspunkten zu fassen und zu messen gewöhnt wird. Und von welcher Bedeutung ist es nicht vollends, wenn dem Jünglinge hinter den bestechenden oder bestrickenden Weltereignissen, die von der Menge mit Staunen oder Verwirrung, mit Andacht oder Aberglauben betrachtet werden, ein Eingeweihter die Absichten und Triebfedern der Menschentreiber enthüllt, und ihm die Ausgangspunkte irdischer Gewalt, die Ablenkungen des Zufalls und das oft nicht gesuchte, aber von unsichtbarer Macht gesteckte Ziel nachweist. Dabei gibt es in jenen Lebenskreisen noch ein Dogma, ein Geheimniß der Monarchie, in das man, sozusagen, nur als Tempelknabe eingeweiht werden kann. Ich meine das Mysterium der Transsubstantiation, der Wandlung des Menschen in den Fürsten, durch das Symbol der Ueberkleidung einer oft erbärmlichen Persönlichkeit mit dem unverantwortlichen Purpur des Volksthums. Nur ein Staatsmann in welchem das knappe Hofkleid den freien Menschen nicht erdrückt hat kann in dies Geheimniß einweihen, und jene feierliche Ironie ausbilden mit welcher der edle Mann sich, ehrerbietigen Blicks auf den Hermelin, vor der Person neigt auf deren Achsel er gelegt ist. So erklärt sich auch was an Gagern's erster Rede Manchem auffallen wollte, daß er nämlich unter ausdrücklicher Anerkennung der Volkssouverainetät doch für die Heiligkeit der Monarchie sprach. Die Volkssouverainetät ist ihm die hohe Ziffer die das Königthum zum Exponenten, zum Verhältniß- oder Wurzelzeiger hat.

Jene günstigen Verhältnisse, die sich in Gagern's väterlichem Hause vereinigt fanden, bilden die Classen einer Lebensschule in welcher der Blick des Staatsmanns, der Takt des Diplomaten und die würdige Haltung des Vaterlandsfreundes gebildet werden. Und wenn der alte Gagern von sich selbst sagt:

> Früh auf dem Welttheater in so merkwürdiger Epoche, wohl unterrichtet, Freund der Geschichte und des Staatsrechts und wahrhaft jener Sittengeschichte die in Annalen, Biographien, Reisebeschreibungen enthalten ist, — gewöhnte ich mich

früh zu notiren, zu ordnen, unter Gesichtspunkte zu bringen, Folgerungen zu ziehen —
so bestätigt Das eben unsere Voraussetzungen in Betreff der Vorschule und der Privatstunden unsers Heinrich v. Gagern, dem wol zunächst jene pragmatischen Studien des lehrsamen Alten vor und zwischen den öffentlichen Unterrichtsanstalten die er besuchte zugutekamen.

Es war die Zeit der französischen Unterdrückung. Patriotische Staatsmänner sahen einem Kampfe für die Befreiung des Vaterlandes entgegen, der alte Gagern hatte schon seinen Sohn Friedrich dem Waffendienste zugeführt, und gab nun als er selbst das Gebiet des Rheinbundes verließ, und Zuflucht in Oestreich suchte, auch seinen jüngern Sohn Heinrich in die Militairschule zu München. Aber der Ausbildung des Jünglings für das Schwert eilte das gute Verhängniß Deutschlands mit der Schlacht bei Leipzig und mit dem europäischen Frieden von 1814 voraus. Der junge Soldat entschloß sich daher zur Laufbahn im Civildienste. Ehe er aber diese Schwenkung ausführte, fiel ihm, durch die überraschende Rückkehr Napoleon's von Elba, das artige Glück zu als funfzehnjähriger Offizier eine nassauer Compagnie bei Waterloo gegen den Feind zu führen, und mit einer Wunde sein militairisches Schulgeld abzutragen. Nun erst ging er, mit dem Ehrenzeichen einer Belle-Alliance-Narbe, 1816 und 1817 auf die hohen Schulen zu Heidelberg, Göttingen und Jena. Hier schloß er sich mit lebhafter Theilnahme der Burschenschaft an, die, wie er später selbst erklärte, keinen andern Zweck hatte als den Boden der humanen und der dienstbaren Studien zur Hebung und Kräftigung vaterländischen Sinnes zu bearbeiten. Mit dem damals verpönten Rufe eines Burschenschaftlers, aber auch mit dem Gegengewicht einer einnehmenden Persönlichkeit, eines vom Vater und Familie her begründeten Namens und einer tüchtigen staatswissenschaftlichen Vorbildung ward der einundzwanzigjährige Candidat nach bestandener Prüfung und kurzem Vorbereitungsdienst als Landgerichtsassessor zu Lorsch von dem damaligen Staatsminister v. Grolman ins Vorzimmer des Ministeriums des Innern und der Justiz berufen. Hier ward wol sein Blick, aber nicht sein Herz dem damaligen System der Restauration vertrauter. Seine Ueberzeugung war dem constitutionnellen Staatsleben zugekehrt, und seine Gesinnung versteckte sich nicht hinter der vielversprechenden Actentasche des einflußreichen Ministers. Er verließ die ministerielle Dienstatmosphäre als Regierungsassessor, und ergriff bald hierauf den ersten Anlaß mit der Actenfeder überkreuz die schriftstellerische für die Sache des Volks zu verbinden. Er schrieb nämlich gegen den von einem seiner Collegen bei der Regierung am Landtage gestellten Antrag, die Budgetsperioden von drei auf sechs Jahre zu verlängern, um den dazwischen fallenden Landtag blos zur Berathung der Gesetze zu verwenden.

Das Schriftchen eines so jungen Autors verrieth schon durch Ernst und Maß, durch Besonnenheit und Einsicht, die dem Ministerium und dem Volke jedem das Seine zumißt, das ganze Gepräge eines praktischen Staatsmannes. Es bietet unparteiliche Wahrheiten; weder liberale Declamationen für das Ohr des Volks noch Deductionen zu Gunsten der Regierung. Der Autor nimmt das Steuerbewilligungsrecht als eigentlich democratisches für die Zweite Kammer in Anspruch, und weist die Gefahren nach die demselben bei Verlängerung der Finanzperioden drohen. Vollkommenes Verlassen und Zutrauen in die Weisheit und Redlichkeit der Minister erklärt er für ein parlamentarisches Monstrum. Die Vortrefflichkeit der Verfassungen bewähre sich in Aufrechthalten des richtigen Grades von Eifersucht und Wachsamkeit gegen das Benehmen der Minister, in der Freiheit der Debatte, und in der Begrenzung des von den Ministern mit Recht zu erwartenden Vertrauens. Für praktischer als eine problematische Ministerverantwortlichkeit hält er es die Minister durch das Vertrauen oder Mistrauen in Ausübung des Bewilligungsrechts zu controliren. Kurz, er berührt die Hauptfragen landständischer Verfassung und Wirksamkeit nach ihrer Natur, ihrer Bedeutung und ihrem Ziel.

Diese Schrift war ganz gemacht die Aufmerksamkeit des Landes und das öffentliche Vertrauen auf einen Mann zu lenken der zwar noch nicht das gesetzliche Alter, wol aber die gründlichste Tüchtigkeit zum Landtagsabgeordneten besaß. Doch bis zu den nächsten Wahlen 1832, die von der Nachbrandung der Julirevolution ziemlich bewegt waren, hatte Gagern die Altersgrenze überschritten. Er war nach dem inzwischen erfolgten Tode des Ministers Grolman zum controlirenden Beamten im Ministerium der Justiz und des Innern mit dem Titel eines Regierungsraths ernannt worden, erhielt aber den Urlaub zum Landtage, als ihn der Wahlbezirk Lorsch, wo er früher als Assessor gestanden, zum Abgeordneten erwählt hatte. Wie er im December am Landtag erschien, begleitete ihn schon ein solches Ansehen, daß er unter die Candidaten zur Präsidentschaft aufgenommen, und vom Finanzausschusse zum Vorstande gewählt ward.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Insel Helgoland.

(Beschluß aus Nr. 52.)

Unter den Anhängern Lappenberg's zeichnet sich ganz vorzugsweise Professor Wiebel zu Hamburg aus. Derselbe hielt seit einigen Jahren in den Generalversammlungen und in den Sectionen für Mineralogie und Geologie des hamburger Naturwissenschaftlichen Vereins, deren diesjähriger Präsident derselbe ist, eine Reihe von interessanten Vorträgen, welche alle die Sage Helgolands zum Thema hatten, und zugleich als Streitschriften gegen Wienbarg anzusehen waren. Zum Theil traten diese Arbeiten auch schon in etwas weitern Kreisen als Gelehrtenbeiträge der Programme für das akademische Gymnasium an die Oeffentlichkeit, bis in diesem Jahre der Naturwissenschaftliche Verein die Herausgabe aller dieser Abhandlungen veranlaßte. Und gerade dieses, in jeder Hinsicht gediegene Werk ist es welches dem Ref. die Veranlassung zu dem vorliegenden Aufsatz gab. Es kann nicht fehlen, daß diese höchst

interessante Schrift recht viel Stoff zum Nachdenken geben wird, daß sie sich auch unter dem allgemein gebildeten großen Publicum einen sehr bedeutenden Anhang erwerben werde, und um dazu behülflich zu sein, mögen einige Mittheilungen aus dem Buche selbst hier Platz finden. Der ausführliche Titel des Werkes lautet so:

Die Insel Helgoland. Untersuchungen über deren Größe in Vorzeit und Gegenwart, vom Standpunkte der Geschichte und Geologie, von K. W. M. Wiebel. Mit zwei Karten und einer Tafel. Hamburg, Herold. 1848. Gr. 4. 3 Thlr.

Das ganze Werk zerfällt in drei Abtheilungen, wovon die erste das Historische der Insel Helgoland ins Auge faßt, und zwar von dem Standpunkte einer scharfen und strengen Kritik in Bezug auf die Sage. Die zweite enthält das Geognostische und Geologische, die dritte auch noch Geologisches, daneben aber auch Messungen und Schlußfolgerungen von demselben Standpunkte aus.

Die Durchführung des Ganzen darf sich der allgemeinen Anerkennung und Hochschätzung gewiß versichert halten. Sie wirft einen starken Glanz der Gelehrsamkeit und Belesenheit ihres Verf. um sich, blendet aber nirgend, sondern macht auch selbst noch einen sehr anziehenden, wohlthätigen Eindruck auf die nicht sachverständigen Leser. Das Bekanntsein der Sage und der Lappenberg'schen und Wienbarg'schen Schriften setzt sie als bekannt voraus, wodurch das Verständniß für die ganz unkundigen Leser zum Theil erschwert sein möchte.

Zunächst theilen wir hier eine von Adam von Bremen zu Ende des 11. Jahrhunderts niedergeschriebene Schilderung der Insel mit, worauf sich unsere Schrift als Beweis stützt, daß um diese Zeit der Sagenkatastrophe gar kein Wort von dem furchtbaren Ereignisse bekannt gewesen sein könne, und daß in diesem großen Zeitraume von fast acht Jahrhunderten keine sehr merkliche Veränderung der Natur und Größe der Insel vorgekommen sei. „Der Erzbischof ordinirte Eilbert zum Bischof in Fühnen. Dieser soll, von Seeräubern zur Flucht genöthigt, die Insel Farria, welche in der Mündung der Elbe in weiter Entfernung liegt, zuerst (im Ocean) wieder aufgefunden und durch Erbauung eines Klosters bewohnbar gemacht haben. Diese Insel liegt dem Lande Hadeln gegenüber. Ihre Länge beträgt 8, ihre Breite 4 Meilen. Die Einwohner bedienen sich des Strohs und der Schiffstrümmer zur Feuerung. Man sagt, daß die Seeräuber, wenn sie auch nur die kleinste Beute dort machten, entweder bald durch Schiffbruch verunglückten, oder von irgend Jemandem erschlagen wurden; Keiner sei ohne Schaden davongekommen. Deshalb pflegen die Seeräuber den dort lebenden Einsiedlern den Zehnten der Beute mit großer Verehrung darzubringen. Sie ist sehr fruchtbar an Feldfrüchten, reich an Vögeln, und bietet Schafen Futter. Sie hat einen Hügel, keinen Baum, wird von schroffen Felsenklippen eingeschlossen, und ist bis auf eine einzige Stelle unzugänglich, bei welcher sich auch eine Süßwasserquelle befindet. Der Ort ist allen Schiffern, besonders aber den Seeräubern ehrwürdig, woher sie auch den Namen Heiligeland erhalten hat. Aus dem Leben des heiligen Willibrord ersehen wir, daß dieselbe Fositesland heiße, und an der Grenzscheide der Dänen und Friesen gelegen sei. Es gibt noch andere Inseln Friesland und Dänemark gegenüber, aber keine derselben ist so merkwürdig."

In dieser interessanten Schilderung der Insel fällt ganz vorzugsweise die scheinbar ungewöhnliche Größe auf, und leitet den Gedanken ganz unwillkürlich auf die am Ende doch noch mögliche Sage. Doch weiß Hr. Wiebel dies Ueberraschende ganz vortrefflich wieder zu beseitigen. Das Wort milliare wie es in der lateinischen Handschrift vorkomme sei hier nur dem Namen nach mit Meilen wiedergegeben, es verstände sich von selbst, daß darunter keine deutsche Meile, wie wir sie jetzt kennen, verstanden werden könne, denn ums Jahr 1072 habe noch gar keine deutsche Meile in unserm Sinne existirt. Auch selbst die römische Meile von 1000 Schritten, den Schritt zu 5 Fuß, passe dazu nicht, denn auch dieses Maß stehe mit andern Angaben in der Erzählung in so entschiedenem Widerspruche, daß man sich gezwungen sähe dem Worte entweder einen andern Sinn unterzulegen, oder anzunehmen, daß sich hier ein Irrthum eingeschlichen habe. Um hierüber ins Reine zu kommen, schlug schon Lappenberg vor milliare als ein Maß von 1000 Fuß gelten zu lassen, weil auch dann die damalige Insel noch immer sehr viel größer als jetzt erscheine. Damit ist aber Wiebel noch nicht zufrieden, nach ihm wird es sogar wahrscheinlich, daß der Abschreiber des lateinischen Textes VIII für XIII geschrieben habe, und daß milliare nichts Anderes als eine römische Stadie bedeute; hiernach wären 13 Stadien ebenso lang als 7392 pariser Fuß, und 4 Stadien 2274 pariser Fuß. Die jetzige Länge des Felsens beträgt nach der Karte von v. d. Decken ungefähr 6118, die größte Breite 1900 pariser Fuß. „Wir werden indessen in der zweiten Abtheilung", sagt der Verf., „noch bestimmtere und entscheidendere Thatsachen anführen, die den Beweis liefern, daß die Verminderung des Eilandes seit dem Jahre 1072 noch nicht einmal so hoch angeschlagen werden darf wie wir eben gethan, und den Größenangaben noch ein kleineres Maß substituirt werden muß. Hat er sich so wesentlich irren können die Breite der Insel größer als deren halbe Länge zu nehmen, so war auch eine Verwechselung der Maße möglich, die er ja nur aus Berichten Anderer erhalten zu haben scheint. Ihre Bedeutung für eine Beweisführung ist daher nur gering, und steht dem Werthe seiner übrigen Angaben weit nach."

Das Urtheil des berühmten Gelehrten Michelsen, welches derselbe in seinem 1826 erschienenen meisterhaften Werk über „Nordfriesland im Mittelalter" in Bezug auf die Meyer'sche Karte und auf die Sage von Helgoland ausspricht, führt unser Verf. als einen wichtigen Beleg der Richtigkeit seiner eigenen Ansicht an; es dürfte nicht uninteressant für die Leser d. Bl. sein Etwas davon hier mitzutheilen. Michelsen beginnt in der Untersuchung der Zuverlässigkeit der Kartenwerke Meyer's zunächst mit dessen Karten von Nordfriesland. „Es fragt sich", sagt er, „worauf diese Karten fußen. Daß der Zeichner ältere Landkarten vor sich gehabt kann man nicht annehmen, da solche, abgesehen von dem mehr als unwahrscheinlichen Vorhandensein so alter Landkarten bei uns zu Lande, nicht allein heutiges Tages nicht vorhanden sind, sondern auch vor Meyer's und Dankwerth's Zeit landeseingesessenen Männern die alle dergleichen Documente mit vorzüglichem Eifer sammelten, wie Peter Sax, nicht bekannt waren. Daß solche alte Karten nicht die Grundlage der Meyer'schen bilden wird überdies außer allen Zweifel gesetzt durch des Zeichners eigenes Zeugniß über die Art wie er seine Karte entworfen hat, indem er sich dabei äußert, daß er an den Küsten fleißig den Tiefen nachgefahren sei, alte glaubwürdige Männer des Landes jederzeit zu Begleitern mitnehmend, welche ihn mit der ganzen Gegend, wie insonderheit mit den Stellen, wo einst Kirchen und Dörfer gestanden, bekannt gemacht hatten.... Am schlimmsten steht es um den Ruhm Meyer's wenn wir zu Helgoland uns wenden. Da hat er sich der Sage, die in Helgoland einst ein gewaltiges Riesenland voll von Heiden und Götzen sah, vollends gläubig in die Arme geworfen. Wir sehen die Insel als ein recht ausgedehntes Land vor uns, mit Tempeln des römischen und friesischen Heidenthums, mit Gotteshäusern und Königsburgen, mit Dörfern und Waldungen reich ausgestattet, erfahren specielle topographische Nachrichten aus dem 7. und 8. Seculum, und staunen über die furchtbare Abnahme der Insel im Laufe des Mittelalters. Nur Schade, daß diese Schaubühnen durch das älteste mehr als sagenhafte Zeugniß über Helgoland, welches Adam von Bremen ablegt, fast ganz zu Wasser wird. Man kann sich daher nur wundern, wenn man die Meyer'sche Karte in dem neuesten Werke über diese Insel von v. d. Decken schön und, selbst mit jenen Zierathen gedankenloser Gelehrsamkeit aufgestutzt, nachgestochen findet."

Wenn man nun weiß, daß Wienbarg's Wiederbegründung der helgolander Sage sich ganz vorzugsweise auf das Werk des Hrn. von der Decken wie auf eine entscheidende Autorität stützt, so muß natürlich diese gesammte Beweiskraft seines Tagebuchs sehr in Zweifel gezogen werden.

Es darf übrigens bei diesem Streite nicht unberücksichtigt gelassen werden, daß man blos ein urplötzliches Losreißen und Vernichten eines Theils der Insel in Abrede stellt, daß man aber ein allmäliges Verkleinern derselben gar nicht bezweifelt. In diesem letzten Falle würde man auch mit der alljährlichen Erfahrung der Helgolander in den schroffsten Widerspruch kommen. Der verhärtete eisenhaltige rothe Thon, woraus der Hauptfelsen Helgolands besteht, ist eine die Feuchtigkeit der Luft in sich verschluckende Masse, welche im Winter durch die Eisbildung des innern Wassergehalts stark auseinandergetrieben und bei dem Wiederaufthauen leicht in einen krümeligen Zusammenhang gebracht wird. Daraus entstehen alljährlich Risse, Abstürze und Auswaschungen. Das hierdurch bedingte Kleinerwerden ist aber ein sehr geringes, sodaß selbst zur Zeit Adam's von Bremen, Karl's des Großen und des Friesenkönigs Radbod die Insel nur um Weniges größer gewesen sein kann als jetzt.

Nach geologischer Wahrscheinlichkeit hat die Insel Helgoland vor vielen Jahrtausenden schon einmal existirt, war aber zur Zeit der Rollsteinformation so weit vom Meere abgespült, daß sie nur noch einen Felsriff bildete. Durch die weit verbreitete Erhebung des Landes nach Geröllablagerung trat dieses Riff wieder als Insel über die Meeresfläche, und bildete wahrscheinlich später sogar einen Theil des Festlandes. Und als noch später die dortigen Länder schon von Menschen bewohnt waren, begann die jüngste allgemeine Senkung im Nordseebecken, welcher Helgoland seine jetzige Lage und Gestalt verdankt. Es ist nun recht gut denkbar, daß von diesem gewaltigen Naturereignisse in dem Munde der Völker eine Tradition fortlebte, und man leiht Hrn. Wiebel gern ein gläubiges Ohr, wenn derselbe sagt: „Jahrtausende in ihrer reinen Form von Geschlecht zu Geschlecht vererbt gerieth die Sage endlich in die Hände christlicher Bekehrer. Der Sprache unkundig schien ihnen Hulligland mit Heiligland gleichbedeutend. St.-Ursula mit ihren 11,000 Jungfrauen ließen sie hier durch die Heiden ihren Untergang finden und Gottes Zorn die verheerenden Fluten senden. Konnte die fromme Einfalt noch an der Wahrhaftigkeit solcher Erzählungen zweifeln, wenn der verschmitzte Priester den unschuldigen Belemniten als versteinerten Rest der heiligen Wachskerzen zeigte; Echinitenstacheln als petrificirte Dornen und Haselnüsse zu Zeugen aufrief, daß der kahle Fels früher von einer blühenden Insel umgeben gewesen? Endlich stimmten die von Adam erwähnten Größenverhältnisse ja ganz mit diesem Glauben überein, und verdrängten aufsteigende Zweifel, daß ein geistlicher Scribent sich eine absichtliche Entstellung hier erlaubt haben könnte, um Adam's Schilderung der von den Priestern präparirten Tradition anzupassen; selbst daß ein zufälliger Schreibfehler sich eingeschlichen habe, wollte man ungeachtet des offenbaren Widerspruchs mit den übrigen Angaben nicht zugestehen.... Wichtiger ist es mit wenigen Worten noch die Bedenken zu berühren welche im Hinblick auf die langsam fortschreitende Destruction dieses morschen Gesteins gegen so manche noch in der Geologie wuchernde Flut und Spültheorien aufsteigen müssen. Wenn es Jahrtausende hindurch des vereinten Wirkens der zerstörenden Kräfte bedurfte, ehe die alte Felsruine sich um einige Hundert Fuß von dem Meer zurückzog, wenn man sieht wie reißende Bergströme Massen schleifenden Gerölles fortführen, ohne an dem Gestein des Bettes auffallende Erweiterungen oder Vertiefungen zu erzeugen: welche Zeiträume oder welche Steigerung der zerstörenden Agentien waren dann erfoderlich, um auf großen Strecken ungleich festere Felsschichten wegzuschwemmen? Gewiß folgte nach der letzten Senkung Helgolands in das Meer in den ersten Perioden die Küstenzertrümmerung rascher, da die aus tiefer See gegen die Abhänge anschlagenden Wellen mit ungleich größerer Kraft wirkten als die auf den gebildeten Riffen mehr und mehr gebrochenen Wogen. Mag die größere Härte und mindere Zerklüftung der tiefern Bänke diesen Unterschied auch theilweise aufgehoben haben, und deshalb der jetzige Destructionscoefficient von dem frühern vielleicht nicht sehr abweichend sein, so wurde dennoch in obiger Berechnung ein Verhältniß von 10 Fuß in hundert Jahren gesetzt, um dem Resultate einen höhern Grad der Wahrscheinlichkeit zu verleihen. Noch fehlte es uns in der Bildungsgeschichte der Erdrinde an einem Datum zur absoluten Altersbestimmung irgend einer die Länder gestaltenden Katastrophe. Die Erforschung eines einzigen wäre schon ein großer Gewinn für die Wissenschaft; denn es ließe sich hoffen, wie durch Gleichungen mittels des einen bekannten die andern unbekannten zu finden."

Der für sein Thema hoch begeisterte Verf. hofft auf die endliche Erfüllung dieses von den Geologen lange gehegten Wunsches, und malt sich dann das Glück der Denker über die Bildung unserer Erde; er sieht schon im Geiste unser Helgoland als einen der schönsten Marksteine an für die chronologische Forschung der Geologen. Wir wollen ihm seine Hoffnungen und die daraus entsprungenen schönen Phantasien nicht stören, aber wir können es uns doch nicht versagen ihm einige Ungläubigkeit entgegenzustellen. Es scheint uns sogar sehr wahrscheinlich, daß den Geologen das eine einzige historische Datum noch ebenso lange fehlen wird wie den Herbartianern in der mathematischen Begründung der Psychologie ein absolutes mathematisch sicheres Grundmaß.

Uebrigens ist wol kaum zu verkennen, daß die Anhänger der Sage Helgolands sich noch nicht für gänzlich besiegt ansehen werden. Glänzen doch auf ihrer Seite auch Sterne erster Größe, wie Voß, Dahlmann u. A. Auch ist Wienbarg's Feder nicht gerade als eine solche gekannt welche leicht verstummt.

H. Birnbaum.

Voltaire's Geburtstag.

In den zahlreichen biographischen Artikeln die sich auf Voltaire beziehen finden sich die voneinander abweichendsten Angaben über seinen Geburtstag, der mit Sicherheit bisher noch nicht ermittelt war. Gewöhnlich wird dafür der 20. Febr. 1694 angenommen; so auch in der neuesten Ausgabe des „Conversations-Lexikon", hier mit dem Hinzufügen, daß er, schwächlicher Gesundheit wegen, erst am 22. Nov. gedachten Jahres getauft worden sei. Ersteres ist falsch, Letzteres aber zufällig doch richtig, wie sich weiterhin ergeben wird, wenn zuvörderst noch darauf wird hingewiesen worden sein, daß Voltaire selbst seinen Geburtstag nicht gekannt hat. Denn in einem Briefe an Damilaville vom 20. Febr. 1765 sagt er: „**J'entre aujourd'hui dans ma soixante-deuxième année, car je suis né en 1694 le 20 Février et non le 20 Novembre, comme le disent les commentateurs mal instruits.**" **Oeuvres complètes** (Basel 1784—90), LXIV, 29. Dagegen in einem Schreiben an König Friedrich II. vom 25. Nov. 1777: „**J'ai aujourd'hui quatre-vingt-quatre ans**" (LXIV, 304). In Parfaict's „**Dictionnaire des théâtres de Paris**" (Paris 1756) aber, an welchem Voltaire Mitarbeiter war, wird in dem ihn betreffenden und von ihm selbst durchgesehenen Artikel der 20. Nov. als sein Geburtstag angegeben. Das einzig Richtige findet sich in Barthélemy's „**Histoire du village de Châtenay-les-Bagneux**" (Chatenay 1847). Das Dorf Chatenay-les-Bagneux, im Departement der niedern Seine unweit Paris, ist Voltaire's Geburtsort. Aus dem Taufregister der Kirche daselbst wird nun durch einen wörtlich genauen Abdruck der betreffenden Stelle festgestellt, daß Voltaire am 21. Nov. 1694 geboren und Tags darauf in der dortigen Kirche getauft worden ist.

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 54. —— 3. März 1849.

Heinrich von Gagern.

(Fortsetzung aus Nr. 53.)

Fragen wir gleich nach der Stellung überhaupt die Gagern in der Volksvertretung einnahm, so möchten wir solche als diejenige einer bedingten Opposition bezeichnen, als eine Stellung im Centrum, nicht zwischen einer Rechten und Linken, sondern zwischen einem Oben und Unten, zwischen Regierung und Volk. Die in seiner frühern Druckschrift ausgesprochene Ansicht, es liege in der Natur einer Gewalt, daß sie sich auszudehnen suche, und die repräsentative Verfassung sei daher vom menschlichen Scharfsinn erdacht worden, um die Kräfte und Gewalten im Staat, das monarchische und demokratische Element, zu begrenzen, damit sie nebeneinander bestehen, diese Ueberzeugung wies ihm jene echt deutsche Mitte, jenes Centrum der Vermittelung an. Und so sprach er mit allem Nachdrucke für das Petitionsrecht des Volks, trat aber mit gleicher Entschiedenheit bei der Frage des Urlaubs für die Staatsdiener zur Ansicht der Regierung. Die unglücklichen Verhältnisse des damaligen Deutschlands, die Metternich'sche Stimmung der Regierungen, brachte es mit sich, daß rechtschaffene Männer wie Gagern freilich weit mehr Anlaß fanden sich des Volks gegen die Herrschenden anzunehmen als die Rechte der Letztern gegen das Land vertreten zu müssen. So kamen denn solche Volksmänner sehr leicht in das Ansehen und zum Vorwurf unbedingter Opposition.

Einem Kämpfer von so lebhafter Schlagfertigkeit wie Gagern, einem Sprecher von so langem Athem können wir hier nicht Schritt für Schritt folgen. Wir beschränken uns darauf das Gepräge seiner Beredtsamkeit und die Grundsätze seiner geharnischten Politik anzudeuten.

Wir kennen die englische und die französische Eloquenz. Ohne beide damit zeichnen zu wollen dürfen wir doch Folgendes sagen. Gagern's Beredtsamkeit ist kein Stoff von sehr glänzenden Farben und künstlichem Keper, gemacht um ein Torinteresse oder eine hinkende Politik täuschend zu verkleiden. Gagern glaubt wol auch nicht, daß Kleider Leute und Worte Wahrheit machen. Seine Beredtsamkeit ist auch kein weites Stück Zeuch, handlich für den Sprecher, um sich selbst und seine gesuchte Haltung mit schillerndem Faltenwurfe darzustellen. Es gibt eine einfache, kraftvolle Rede, die Nichts erstrebt als die Wahrheit hervorzuziehen zur Anerkennung der Zweifelnden, zur Beschämung der Widerstrebenden. Phantasie und Empfindsamkeit bleiben mit ihren Bildern und Ueberschwenglichkeiten zurück; der männliche Gedanke tritt ehrlich, das bezeichnende Wort treffend hervor; die Dialektik wandelt mit festem Anstand, und indem sie bei verwickelten oder zweifelvollen Fragen den Gegenstand aus seinen Wurzeln hebt, nach allen Seiten wendet, in jeglichen Beziehungen darlegt, und in seinen Vortheilen und Nachtheilen abwägt, verbreitet sie unter den nicht hingerissenen aber überführten Zuhörern die Ansteckung von des Redners Ueberzeugung und jene innerste Befriedigung, die sich beim Vorparlament hinter Gagern's Reden durch ungestümen Beifall und den heimlichen Wunsch aussprach, nun möchte doch ja Keiner mehr reden, Keiner mehr die Sache umrühren, die völlig klar und zur Abstimmung reif sei. Ich denke nicht daran diese Art der Beredtsamkeit als ausschließendes Vorbild für unsere parlamentarischen Anfänge geltend zu machen. Wahrheit und Ueberzeugungstreue dürften sich ja wol unter Umständen auch schmücken, und zu ihrer natürlichen Anmuth auch die Reize der Kunst fügen. Unsere junge politische Beredtsamkeit kann aber nur dabei gewinnen, wenn sie zuweilen solche strenge Muster findet; denn sie geberdet sich jetzt oft toll und täppisch genug. Gehalt und Kraft scheinen ihr nicht zu fehlen; wäre sie nur manchmal nicht so eigenwillig und knabenhaft-unanständig. Hoffen wir, daß sie zu sich selbst und die Grazien dann zu ihr kommen werden. Sie ist zu rasch mündig geworden, und nachdem sie unter dem Absolutismus mit Worten nicht anzufangen wußte, weiß sie unter der Volkssouverainetät mit Phrasen nicht aufzuhören.

Daß Gagern an jenem Landtage von 1832, noch als junger, feuriger Mann auf öffentlicher Bühne unter den gespannten Augen eines politisch aufgeregten Landes zum ersten mal auftretend, und stolz auf den Beruf eines Volksvertreters, doch so viel Haltung, Maß, Besonnenheit, und bei öfterm Tadel gegen seine Regierung so viel parlamentarischen Takt zu bewahren wußte, darf hier

als rühmliches Zeugniß für seine gediegene Vorbildung und sittliche Würde nicht unerwähnt bleiben. Mehr machte ihm, wie es scheint, seine deutsche Gründlichkeit zu schaffen, der er wenigstens ein mal eine rechtschaffene Hekatombe darbrachte. Eine policeiliche, strafandrohende Anordnung in Betreff der Behandlung erschöpfter Torfgruben gab nämlich an jenem Landtage zu Beschwerden über die Umgriffe der Policeigewalt und die Beschränkung des Eigenthums Anlaß. Gagern hielt eine Rede, die fast vier Druckbogen stark in der vor uns liegenden Schrift aufgenommen ist. War es nicht Swift, der einst über einen Besenstiel das glänzendste Feuerwerk des Humors abbrannte? So schöpfte damals Gagern eine prachtvolle Staatsweisheit aus jenen Torfgruben. Durch jene Tümpel zog er die Scheidelinie zwischen der gesetzgebenden und der vollziehenden Staatsgewalt, erläuterte aus ihnen den schwankenden Begriff der Policeigewalt überhaupt, und legte in denselben die tiefsten Fundamente des constitutionnellen Lebens und der Verfassungspolitik nieder. Für eine so deutsch zusammengesetzte Kammer konnten solche hohe Doctrinen, als Torfstich behandelt, allerdings faßlicher und pragmatisch werden. Was aber bei Erörterung der Gründe für die Ueberlassung der Ortspolicei an die Gemeinden von abschweifenden Betrachtungen über die historische Entwickelung der französischen und englischen Gesetzgebung, aus den Debatten über Martignac's Municipal- und Departementalgesetz, ja über die Mitwirkung der Parlamente zur Gesetzgebung unter Jakob I. beigebracht wurde, scheint uns doch weniger geeignet die Kammer zu überzeugen als die Forschung und Ueberzeugung des Redners auf ihrer „breitesten Grundlage" darzuthun. Wir erkennen darin den Sohn seines Vaters, der die Entwickelungen in seinen bekannten Arbeiten und Schriften eben wol über eine gelehrte Breite zu führen liebt.

Kommen wir nun zu den politischen Ansichten Gagern's! Um sie in ihrem Zusammenhange zu fassen, gehen wir ihnen lieber gleich durch die verschiedenen Landtage nach auf denen unser Mann gesprochen und gekämpft hat.

Gagern zählt nicht zu jenen deutschen Beamten und Actenmännern die mit der neuen Bewegung neue Ueberzeugungen aufgenommen, oder ihre alten ausgebessert und erweitert haben. Nein, der Märzsturm des vorigen Jahrs hat blos das Fundament, worauf er schon anderthalb Jahrzehnde früher festgestanden, über die darmstädter Ebene hinaus auf die nationale Höhe der Paulskirche gehoben. Gagern kam zum Vorparlament mit seinen alten Grundsätzen, die nur theilweise erst hier eine siegreiche Anerkennung und ihren Einfluß ins Leben fanden. Um hier blos über die Höhepunkte seiner Politik hinzuschweifen: so war jene ausführliche Rede die er am 17. April 1833 hielt gegen die Hauptwiderwärtigkeit unsers damaligen Zustandes, gegen die Allgewalt der Policei, gerichtet. Auch haben wir schon erwähnt, daß Gagern sich damals auf das entschiedenste für das Petitionsrecht des Volks ausgesprochen, für jenes Bedürfniß das im Monat März v. J. so allgemein laut wurde. „Der Regent wie die Stände bedürfen der fortwährenden Berührung mit dem Volke", sagte er damals. Zu Gunsten der Geschworenengerichte sich zu erklären fand er schon in dem Umstande, daß dies Institut in einem Theil des Landes, in Rheinhessen, aus der französischen Zeit her bestand und von der Regierung bedroht wurde, mehr als ein mal Anlaß, und seine besten Worte gelten hinsichtlich der übrigen Landestheile dieser dringenden Foderung der Zeit. Wir schalten hier einige seiner Gedanken ein:

> Das Geschworenengericht in seinen rohen Umrissen war den germanischen Nationen in den frühesten Zeiten eigenthümlich; es war aus dem Instinct für Freiheit hervorgegangen, und wie es allmälig abkam, da ging auch die Freiheit immer mehr unter, und Servilismus, knechtische Haltung traten an die Stelle. Und als das Geschworenengericht aufgehört hatte gemeines Recht, ein Element der Volksfreiheit zu sein, blieb es noch lange ein Privilegium der Vornehmen, ein Theil ihrer Freiheiten: so innig ist es mit dem Begriff der Freiheit verwebt.... Jede freie Verfassung verlangt, damit sie eine solche sei, Garantien und besondere Vorsichtsmaßregeln gegen die Gefahren, welche unvermeidlich sind im Gefolge der Gewalt Strafen zu verhängen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist das Geschworenengericht eine bewundernswerthe Institution, und von freien Nationen als ihr größtes Palladium betrachtet worden.

Der Redner findet darin, daß den Richtern das Richteramt als ein ständiges Amt und als eine dauernde Nahrungsquelle anvertraut ist, den Grund des öffentlichen Mistrauens in ihre Unabhängigkeit, Unbefangenheit und Unparteilichkeit. Er verlangt Oeffentlichkeit und Mündlichkeit des Verfahrens, damit das Volk mit den Gesetzen vertraut werde, von der Rechtmäßigkeit des Verfahrens sich überzeuge, und die öffentliche Gerechtigkeit achten lerne.

Welcher Mann des Volks und der Freiheit hätte in jener traurigen Periode Deutschlands, zumal um die Zeit der geheimen wiener Beschlüsse, ohne Schmerz oder Bitterkeit des Deutschen Bundestags gedenken können! Auch Gagern, als Deputirter, sah sich wiederholt veranlaßt desselben zu erwähnen. Er spricht es aus, daß der Deutsche Bund jene Entwickelung nicht gefunden habe die von der ganzen Nation erwartet worden sei. Er sagt am 17. Juni 1833:

> Nach den Freiheitskriegen herrschten zwei große Leidenschaften in Deutschland, welche die ganze gesittete und denkende Bevölkerung erfüllten. Diese Leidenschaften waren das Bestreben nach Herstellung deutscher Einheit und nach Eroberung deutscher Freiheit. Diese Bestrebungen sind nach und nach in das Volk übergegangen, und bestehen noch.... Ich schließe mich den Ansichten Derjenigen an welche den Bund groß, kräftig und stark wünschen.... Ich war zuerst ein Deutscher, ehe ich ein Hesse war, und das Gefühl, daß vor Allem ich ein Deutscher sei, wird mich niemals verlassen!

Mit dieser Gesinnung stimmt die Erwartung überein die er bei einer andern Gelegenheit aussprach, daß wir einst eine nationale Gesetzgebung erhalten würden, indem er hinzufügte, daß dieser Wunsch, wenn er auch in weitem Feld stehe, doch immer ein heißer Wunsch jedes Deutschen bleibe.

Wie Gagern von dem deutschen Volke dachte geht aus den wenigen Worten hervor die in seiner Rede in der Session am 1. März 1847 vorkommen:

Ich habe das vollste Vertrauen zu der Intelligenz und Mannhaftigkeit dieses deutschen Volkes, daß es die richtigen Wege einschlagen wird, um zur Vervollständigung der Garantien politischer Freiheit und Rechtssicherheit zu gelangen, deren es entbehrt!

Ja, das Princip der Volkssouverainetät, dem Hr. v. Gagern im Vorparlament huldigte, ward von ihm schon auf dem Landtage 1834, mithin zu einer Zeit nicht verleugnet, da noch die Verdammniß nicht blos der absoluten, sondern auch der constitutionnellen Mächte auf diesem frevelhaften Gedanken lastete. In einer schönen Rede, die Gagern am 9. Mai jenes Jahres mit Rückblick auf die von der Regierung dem aufgelösten Landtage von 1832 nachgeschickten „Verkündigung“, und mit Bezug auf die Thronrede des neuen Landtags hielt, sagt er fein und piquant:

Die aufgeklärte Meinung hält es gewiß für eine müßige Speculation darüber zu streiten welche Wahrheit und welcher Werth im Princip der Volkssouverainetät liege. — Wer, der die Geschichte kennt, möchte wol leugnen, daß bis auf den heutigen Tag nur durch den Erfolg entschieden worden ist, ob ein Volk mit Recht von seiner Macht Gebrauch machte. Wenn z. B. zur Zeit als das Deutsche Reich zu Grunde ging ein Organ der öffentlichen Meinung in Deutschland bestanden hätte, wenn es sich hätte geltend machen können, und die Nation hätte sich gegen diese Auflösung des deutschen Einheitsverbandes mit Erfolg empört: ich glaube, in der deutschen Geschichte würde dieser Moment als ein großartiger in Zukunft erscheinen, und es würde diese Ausübung der Volkssouverainetät niemals getadelt worden sein.

Wir schließen diese Erörterung der frühern Gagern'schen Politik mit jenen merkwürdigen Worten die er in einer bedeutenden Rede am 9. April 1847 in Betreff der Bestimmung des Policeistrafgesetzes wegen Fortdauer der Bundesbeschlüsse über die Presse sprach: — Worte die uns errathen lassen wie tief dieses Mannes Seele in den geheimnißvollen Zug unserer Geschichte verschlungen ist, sodaß sie von dem nächsten erschütternden Verhängnisse unsers Volkes fast ein Jahr voraus wie von einer Vision berührt war. In der Sitzung der darmstädter Kammer am 9. April 1847 sprach der Abgeordnete Gagern in einer längern Rede:

Bald werden die Voraussetzungen gegeben sein unter welchen wir mit freudigem Muth einer andern Zeit entgegengehen, auf welche schon lange gewartet wird, dem Zeitpunkt von welchem an das Nationaleinheitsprincip in der Verfassung der deutschen Nation kräftiger sich entwickeln, von welchem an die bisher lockern Bande des Staatenbundes in die festern Formen des Bundesstaats übergehen können. Es wird Dies nicht ausbleiben, wenn die Stunde der Gefahr dem Vaterlande droht, und die Aufgabe für die Zukunft wird dann sein, die Mittel und Wege zu finden, wie die Aeußerungen der Lebensthätigkeit des Bundes, sowol bei der Vertretung der Nation nach außen wie bei der Entwickelung ihrer öffentlichen Zustände im innern, als der Ausdruck der Nationalgesinnung und des Nationalwillens erscheinen mögen.

Hätte das Organ dieses prophetischen Vorausblicks damals ahnen können, daß ihm selbst bestimmt sei auch das Organ jener Aufgabe der Zukunft zu werden, und das Programm dieser Aufgabe zu stellen?

Dies der Kern der Gagern'schen Politik und Gesinnung, den wir aus den verschiedenen Landtagsreden ausgebrochen haben, und zu dem wir nun noch die Schale der weitern Erlebnisse unsers Staatsmannes nachbringen.

Der erste Landtag an welchem Gagern erschienen war wurde am 2. Nov. 1833 aufgelöst. Diesem Act folgte eine „Verkündigung“, in welcher die Staatsregierung sich über die ungedeihliche Wirksamkeit desselben aussprach, mit Beschuldigungen die theilweise auf Gagern's Thätigkeit zielten. Er selbst wurde neben zwei andern zur Opposition gestandenen Staatsdienern pensionnirt, und ihm ein Schlüssel abgenommen der freilich selten die höhere Befriedigung eines edeln Mannes zu verwahren gemacht ist, der Kammerherrnschlüssel. Hiermit konnte Gagern vom Hofe, doch nicht vom nächsten Landtage ausgeschlossen werden, zumal er durch Verzicht auf seine Pension frei auf unabhängigem Boden stand. Auch wurde er von seinem frühern Wahlbezirke wieder gewählt, und trat am 9. Mai 1834 mit einer glänzenden Rede auf, worin er die Verkündigung der Staatsregierung und deren Vorwürfe gegen den frühern Landtag beleuchtete, und mit edler Freimüthigkeit sich über die politische Bewegung in Deutschland und deren Ursachen und Richtung erklärte. In einer der folgenden Sitzungen gerieth er über eine von ihm gethane Aeußerung gegen die Besetzung der Landesuniversität in Widerspruch mit dem bekannten Kanzler Linde, der eben von den Ministerconferenzen aus Wien zurückgekehrt war, von Metternich mit Schuppen und Schildern zu einem Lindwurm für absolutistische Tendenzen ausgerüstet. Durch eine Entgegnung dieses Mitglieds der Ersten Kammer fand sich Gagern zu einer Empfindung hingerissen die man eine Entrüstung zu nennen pflegt, die aber eigentlich eine augenblickliche Rüstung männlichen Edelmuths gegen ein Unwürdiges das ihm begegnet heißen sollte. Solche Aufwallung, in der unser Deputirte dem Kanzler damals das Wort „Verachtung“ bot, kehrte später in der Paulskirche wieder, als Gagern jenem von Wiesner und Schmidt zum Hohn der Nationalversammlung gestellten Antrage das Wort „Frechheit“ entgegenwarf. Man tadelt dergleichen als ein Vergessen seiner würdevollen Stellung. Allein Das sind Augenblicke in denen das Ewig-Edle im Menschen die enge Schicklichkeit einer vorübergehenden Stellung durchbricht, und sich zu einer höhern sittlichen Ordnung bekennt. Zugleich erkennen wir Gagern wie am ersten Landtag an seiner breitspurigen Gründlichkeit als Sprecher, so hier an seiner ritterlichen Aufwallung als treues Blut seines Vaters, der sich einst als junger Mann zum Vertheidiger der unglücklichen Königin Marie Antoinette, während ihres Gefängnisses, dem Nationalconvent angetragen hatte. Auf einem spätern Landtage, im Februar 1847, stand unser Held sogar schon bereit ein abermaliges stolzes Wort selbst mit der Pistole aufrecht zu erhalten. Er hatte nämlich den berüchtigten Inquirenten des unglücklichen

Weidig, den Hofgerichtsrath Georgi, mit dem Worte „Landesschmach" bezeichnet. Georgi's gehässige Herausfoderung, die darauf erfolgte, rief jedoch abmahnende Adressen und Deputationen aus den Provinzen an den ehrenwerthen Gagern hervor. Auch lag es nicht an diesem, daß die bedrohenden Pistolen ungewechselt blieben.

Eine jener fertigen Repliken wie sie unserm Gagern gegeben sind führte eine abermalige Auflösung des Landtags herbei. Auf Gagern's Aeußerung über eine — „Partei, die gegenwärtig die öffentlichen Geschäfte im Großherzogthum Hessen führe", hatte der Regierungscommissar, Geheime Regierungsrath Knapp, eine Erläuterung des Wortes Partei verlangt, als Gagern rasch versetzte: er verstehe jene Partei welche vorzugsweise von dem Geheimen Regierungsrath Knapp repräsentirt werde. Dieser foderte jetzt den Ordnungsruf. Gagern wies nach, daß in seinem Ausdrucke nichts Beleidigendes liege; worauf die Kammer den von den Regierungscommissaren verlangten Ruf zur Ordnung verwarf. Die Auflösung erfolgte.

Den abermaligen Bemühungen von oben gelang es diesmal in dem ermüdeten und verdrossenen Land eine ministerielle Kammermajorität zu Stande zu bringen. Zwar Gagern wurde dennoch wieder gewählt; allein durch Widerspruch der Regierung verzögerte sich sein Eintritt über die Wahl der Ausschüsse hinaus, und er kam auch überhaupt bei dieser Zusammensetzung der Kammer zu keiner rechten Thätigkeit. Sein Freimuth, der bei Gelegenheit fragen konnte: „Wo ist bei uns was der Freiheit gleicht?" fand in der unvolksthümlichen Versammlung keinen tragenden, hebenden Widerhall. Am 30. Juni 1836 erfolgte der Schluß des Landtags.

An dieser Stelle dürfen wir zwei wesentliche Züge im Charakterbild unsers Helden nicht unbezeichnet lassen, den Zug kindlicher Pietät und den seiner persönlichen Bescheidenheit. In einer der Sitzungen dieses traurigen Landtags sah Gagern, bei Gelegenheit seiner Vertheidigung der rheinhessischen Rechtsinstitutionen, sich veranlaßt seinem Vater folgendes Zeugniß auszustellen:

Was seine deutsche Denkart betrifft, meine Herren, so darf ich mit Stolz sagen, daß der Name meines Vaters weit voran stehen wird, wenn es sich von den Bestrebungen und Leistungen handelt zur Wiedererlangung deutscher Freiheit und Selbständigkeit, der Grundlagen und Bedingungen deutscher Nationalität. Von den noch Lebenden aus jener Zeit möchte ich den Deutschen nennen hören der was deutsche Gesinnung und gleichzeitig deutsche Handlungen betrifft mit meinem Vater in die Schranken treten darf.

Und von sich selbst bekannte er:

Verdienste um das Vaterland habe ich keine, aber in der Vaterlandsliebe bin ich aufgewachsen, und so früh es in meinen Kräften stand, war ich von dem Drange beseelt mein Leben ihm zu widmen.

(Der Beschluß folgt.)

Zur Statistik des deutschen Bücherwesens im Jahre 1848.

Im Laufe des Jahres von Michaelis 1847 bis dahin 1848 sind, soweit der leipziger Meßkatalog darüber Auskunft gibt, im deutschen Buchhandel 10,520 Schriften bei 1116 verschiedenen Verlegern erschienen, und zwar zur Ostermesse 1848 5775 Schriften bei 876 Verlegern, und zur Michaelismesse desselben Jahres 4745 Schriften bei 870 Verlegern, wobei nämlich zu bemerken nöthig ist, daß unter den zuletzt genannten 870 Verlegern 630 mit inbegriffen sind die bereits auch im Ostermeßkataloge aufgeführt gewesen waren. Mit Ausnahme von 367 Schriften, die im Auslande bei 34 Verlegern, nämlich:

Schriften		Verlegern	
237 Schriften	bei	4 Verlegern	in Dänemark (ohne Schleswig und Holstein),
59	" "	9 "	" Holland,
29	" "	6 "	" Frankreich,
28	" "	7 "	" Rußland mit Polen,
5	" "	3 "	" Schweden mit Norwegen,
4	" "	2 "	" Belgien,
3	" "	1 "	" Nordamerika,
1	" "	1 "	" England,
1	" "	1 "	im Venetianischen,

erschienen, und nur als Commissionsartikel deutscher Buchhandlungen im Meßkataloge mit aufgeführt worden sind, vertheilen sich die übrigen 10,153 Schriften von 1082 Verlegern auf die einzelnen deutschen Staaten und die Schweiz in folgender Weise:

Schriften		Verlegern		Orten	
3009 Schriften	bei	387 Verlegern	an	108 Orten	auf Preußen,
2275	" "	183	" "	20	" " Sachsen,
1007	" "	80	" "	29	" " Baiern,
662	" "	70	" "	14	" " Würtemberg,
654	" "	82	" "	22	" " Oestreich,
350	" "	38	" "	16	" " Schweiz,
319	" "	13	" "	4	" " S.-Weimar,
258	" "	21	" "	1	" " Hamburg,
230	" "	36	" "	8	" " Baden,
204	" "	22	" "	1	" " Frankfurt a. M.,
201	" "	24	" "	12	" " Hanover,
199	" "	28	" "	7	" " Großh. Hessen,
122	" "	14	" "	7	" " Schlesw.-Holst.,
115	" "	14	" "	5	" " Kurf. Hessen,
88	" "	7	" "	5	" " M.-Schwerin,
66	" "	10	" "	3	" " Braunschweig,
64	" "	3	" "	1	" " Oldenburg,
62	" "	8	" "	2	" " S.-Koburg,
60	" "	5	" "	3	" " S.-Altenburg,
57	" "	6	" "	1	" " Bremen,
27	" "	6	" "	3	" " Nassau,
22	" "	2	" "	2	" " S.-Sondersh.,
18	" "	3	" "	2	" " A.-Dessau,
16	" "	3	" "	1	" " Lübeck,
14	" "	2	" "	2	" " M.-Strelitz,
13	" "	4	" "	3	" " S.-Meiningen,
10	" "	2	" "	1	" " S.-Rudolstadt,
9	" "	3	" "	1	" " Reuß,
9	" "	1	" "	1	" " Waldeck,
7	" "	2	" "	1	" " A.-Bernburg,
3	" "	1	" "	1	" " Lippe-Detmold,
2	" "	1	" "	1	" " H.-Hechingen,
1	" "	1	" "	1	" " A.-Köthen.
10,153 Schriften	bei	1082 Verlegern	an	289 Orten	in 33 Staaten.

Was die einzelnen Verlagsorte anlangt, so sind unter denen welchen die meisten Verleger bis auf 6 herab angehören (mit Ausnahme der Freien Städte), folgende zu nennen: Leipzig mit 142 Verlegern; Berlin 105; Stuttgart 40; Wien 38; Breslau 18; Halle und Nürnberg je 16; München 14; Karlsruhe, Köln, Dresden und Mainz je 12; Erfurt, Königsberg und Prag je 11; Augsburg 9; Braunschweig, Kassel, Elberfeld, Hanover, Magdeburg und Manheim je 8; Aachen, Basel, Darmstadt, Düsseldorf, Gotha, Heidelberg, Jena und Zürich je 7; Bonn, Münster, Posen, Reutlingen, Tübingen und Ulm je 6.

30.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 55. —— 5. März 1849.

Heinrich von Gagern.

(Beschluß aus Nr. 54.)

Auch in der neuen Lage des Lebens, in welcher nach dem Schlusse des Landtags Heinrich v. Gagern sich mit seinen Studien ohne Amt, mit seinem Talent ohne öffentlichen Beruf, mit seinem Herzen ohne Trost für sein Land, und mit seinem umfassenden Geistesblick ohne Hoffnung für Deutschland auf sich selbst verbannt und angewiesen sah, fand er sich als echter Sohn seines Vaters zurecht. Er griff nach dem Spaten und Gartenmesser des alten Hans Christoph, pachtete und erwarb später als Eigenthum das väterliche Gut in Monsheim, eine Besitzung die mit altem Herrnbau und guter Stallung am Ende des Dorfs zwischen fruchtbaren Hügeln, unter Obhut des altüberblickenden wormser Doms gelegen ist.

Die Natur wechselt für ihre Geschöpfe wie mit Tag und Nacht, so mit Perioden der Ruhe und der Lebensthätigkeit. Glücklich der Mensch für den das Geschick mit ähnlicher Abwechselung sorgt! Denn Zeitläufte der Einkehr in sich selbst nach großer äußerer Thätigkeit reifen und vollenden erst recht so das Wesen des begabten Menschen, wie die Ausbildung ganzer Völker. Gagern gewöhnte sich als Landbauer an die gelassenen Entwickelungen der Natur, an den gefaßten Wechselverkehr menschlicher Thätigkeit mit den Einflüssen des Himmels. Selbst manche Anfechtungen von Seiten der Rheinländer blieben nicht ohne bildende Einwirkung: Vorurtheile ehrgeiziger Absichten und aristokratischer Gesinnung, die man gegen ihn hegte. So konnte manches Scharfe und Extreme, wie es großer Begabung als Gährungsmittel beigefügt zu sein pflegt, sich abklären und versüßen. Als Symbol neugewonnener Harmonie seiner ganzen Persönlichkeit, als Versöhnung seiner Individualität mit der Umwelt, konnte seine zweite Heirath mit einer Bürgerlichen angesehen werden. Jedenfalls war sie mit Familie gesegnet. Ja, zu keinem andern Zweck als um reifer an Charakter, mächtiger durch Selbstbeherrschung, mit ruhigerm Einblick und jenem höhern aus dem Standesgefühle zur Würde der Humanität entfalteten Stolze einem so gewaltigen Verhängniß entgegenzutreten als es seinem Vaterlande bevorstand, und auf seine männliche Schulter gelegt werden sollte, wurde Gagern zur rechten Zeit in die Einsamkeit des Pflugs geführt, und auf eine Weile jenen von Horaz Seliggepriesenen zugesellt, die von Geschäften fern und gleich den Urvätern unsers Geschlechts mit gelassenem Jochvieh ihr Feld bauen.

In dieser Zurückgezogenheit, worin er durch Veräußerung von Grundstücken und dadurch erzielte Steuerverminderung sich der Wählbarkeit zum Abgeordneten absichtlich entzog, gingen mehre Landtage über ihn hin. Erst als sich im Spätherbst 1846 in Rheinhessen ein Kampf für die durch eine neue Civilgesetzgebung bedrohten Rechtsinstitutionen vorbereitete, wollte Gagern nicht länger zurückstehen. Er schrieb seine „Rechtliche Erörterung über den Inhalt und Bestand der der Provinz Rheinhessen landesherrlich verliehenen Garantien ihrer Rechtsverfassung bei Verwirklichung des Artikels 103 der Staatsverfassung". Gleich darauf trat er an die Stelle des mit Tod abgegangenen Deputirten von Worms in die Kammer.

Zum Landtage der im December 1847 begann erhielt Gagern eine dreifache Wahl. Während dieser Session brachte Bassermann beim badischen Landtage jenes alte Postulat der praktischen Volksvernunft, die Foderung einer Volkskammer am Bundestage, wieder in Anregung. Dieser Antrag elektrisirte Deutschland. Es war der Blitzstrahl der dem Donner der Märzrevolution vorauszuckte. Mit den ersten Bewegungen derselben ging Gagern noch weiter. Er stellte einen umfassenden Antrag auf ein interimistisches Reichsoberhaupt, welchem die auswärtigen Angelegenheiten, das Heerwesen, die Gesetzgebung und Besteuerung, unter Zuziehung eines Fürsten und eines Volksrathes, zu übertragen wären. Zugleich sollte eine Nationalrepräsentation einberufen werden. Diese Anträge waren noch nicht zur Verhandlung gekommen, als der Großherzog, unter dieser politischen Gewitterluft auch körperlich leidend, dem Rathe seiner Familie nachgab, und dem eben aus München zurückgekehrten Erbgroßherzoge als Mitregenten die ganze Regierung übertrug. Die Volksbewegung in Darmstadt und im Lande ging hoch. Alles fühlte, daß nur Gagern der Mann sei in so drohendem Wetter das Ruder des Staatsschiffs zu führen. Auch der Regent hatte Blick und Herz dazu, und so ward der Mann einer verhaßten Opposition, wie er eben von einer Berathung mit Volksfreunden in Heidelberg zurückkehrte, von der Einwohner-

schaft jubelnd empfangen, und vom Fürsten zum ersten Minister für das Innere und Auswärtige ernannt. Noch in der Nacht wurde das Edict vom 6. März entworfen, wodurch mit herzlicher Offenheit die Desiderien des Volks bewilligt wurden.

Bewilligungen, Zugeständnisse von oben waren die Losung jener stürmischen Tage, aber auch die natürliche Folge langjähriger Vorenthaltungen, ungerechter Verkürzungen des Volkes. Daß jedoch Gagern, der Apostel der neuen Verkündigung für das Land, nicht der Mann unbedingten Nachgebens auch gegen die Leidenschaften und Uebertreibungen des Tages sein wollte, zeigte er in einer der ersten Sitzungen. Der Abgeordnete Zitz, der inzwischen berüchtigt genug gewordene mainzer Advocat, hatte einen Antrag auf Entfernung des Prinzen Emil und des Kanzlers Linde, als der Männer der Reaction, gestellt. Gagern widersetzte sich. Nicht gesonnen sein Ministerium mit Proscriptionen zu beginnen, erklärte er solchen Antrag für ein Mistrauensvotum, gegen welches er sein Portefeuille in Frage stellte. Der Antrag ward zurückgezogen.

In der Sitzung am 24. März gab der Minister, „des Ernstes dieser Stunde sich bewußt", in umfassender Rede eine Darstellung seiner Politik und der Lage Deutschlands. Darin sprach er sich für die monarchisch-repräsentative Verfassung, wie „sie dem Geiste der Nation und unsern politischen und socialen Verhältnissen zusage", sowie für „die Einheit Deutschlands auf gleichmäßiger Grundlage der innern Freiheit aller Theile desselben" aus. Am Bund müsse angeknüpft werden, „die neue Verfassung aber aus dem Zustande des Staatenbundes in den eines Bundesstaats übergehen".

Das größte Hinderniß welches der Entwickelung Deutschlands zu derjenigen Form deren Nothwendigkeit jetzt nicht mehr bestritten wird entgegenstand lag im Dualismus der beiden deutschen Großmächte Oestreich und Preußen, von denen keines im andern aufgehen, keines dem andern das Principat einräumen wollte oder auch konnte.... Während in der Folge der preußische Staat Nichts war und Nichts sein konnte ohne Deutschland, während er selbst unter den unseligen Schwankungen, die seit 30 Jahren seine Verwaltung charakterisiren, das Gefühl hatte sich auf Deutschland stützen zu müssen: war die constante Politik von Oestreich eine ganz andere. Oestreich ist zwar in den Deutschen Bund eingetreten, an dessen Entwickelung hat es aber einen sehr negativen Antheil genommen. Es zeigte gleich anfangs Abneigung gegen zu engen Verband mit Deutschland, Furcht vor der Contagion der politischen Ueberzeugungen; es zog sich von Deutschland immer mehr zurück, und schloß sich in sich selbst ab. Oestreich ist zunächst darauf angewiesen sich selbst neu zu gestalten. Dann erst wird es sich davon handeln wie die verschiedenen Theile sich zu Deutschland verhalten. Wir aber können mit der Constituirung von Deutschland unmöglich warten, bis diese Aufgabe in Oestreich gelöst ist.... So gewann unter den denkenden Männern die Ansicht Raum, daß die Krone Preußen berufen sei an der Spitze Deutschlands zu stehen, und unter dem Beirath der Fürsten und des Volkes die deutschen Angelegenheiten zu leiten.

Hier haben wir, wenn auch in sehr abgekürztem Auszug aus jener Rede, die Principien mit welchen Gagern zum Vorparlament kam, auf welchen er, nach Niederlegung seines darmstädter Ministeriums, als Präsident der Nationalversammlung feststand, und nach welchen er an der Spitze des Reichsministeriums sein Programm ausstellte, und handeln wird.

An der Stelle angelangt, von wo unsere Betrachtung ausgegangen ist, schließen wir sie. Das Wirken dieses ersten nationalen Staatsmannes, seit er selbst in den Gesichtskreis von ganz Deutschland getreten ist, blieb wol Keinem verborgen der ein Auge auf die großen Vorgänge in unserm kreisenden Vaterlande richten mag. Jeder hat sein eigenes Urtheil, und hält in dem Maße fest daran als er ein Herz für unsere Zukunft hat. Diese Zukunft selbst wird die Urtheile über Heinrich v. Gagern berichtigen oder befestigen. Nur ein erbaulicher Gedanke drängt sich noch auf.

In allen verhängnißvollen Zeiten hat es einzelne Familien gegeben die vom Schicksal ihrer Nation in das geheimnißvolle Walten desselben inniger verstrickt erschienen. So sehen wir heute den alten Gagern das äußerste Ziel des menschlichen Alters erreichen, um als ein Patriarch seines Volkes die lang ersehnte Geburt der deutschen Freiheit und Einheit, zugleich aber auch das aus Schmerz und Stolz gemischte Glück zu erleben, daß sein älterer Sohn das erste Schlachtopfer, der jüngere der erste Hohepriester dieser nationalen Wiedergeburt werde.

Die voraus angeführte Schrift, die Stoff und Anlaß zu dieser Darstellung gegeben hat, ist eine 289 Octavseiten starke Relation aus den Acten des Gagern'schen Lebens. Der ungenannte Verfasser scheint es mehr auf Treue und Vollständigkeit der Thatsachen als auf bedeutsame Gesichtspunkte der Betrachtung abgesehen zu haben.

H. Koenig.

Mutter Schnaps.

Das in Nr. 340 d. Bl. f. 1848 erwähnte originelle Buch: „England under the house of Hanover, illustrated from the caricatures and satires of the day, by *Thomas Wright*" (2 Bde., London 1848), ist nicht blos eine aus Caricaturen zusammengestellte Geschichte der religiösen und politischen Wirren unter den drei ersten Georgen von England, der Hofscandale und der wilden persönlichen Kämpfe der Parteianführer, sondern noch mehr ein Gemälde der damaligen Volkssitten, und in dieser Beziehung außerordentlich belehrend. Schon wenn es weiter Nichts thäte als Diejenigen widerlegen die London einen tiefer und tiefer werdenden Pfuhl der Sünde nennen, und in der steigenden Immoralität der untern Volksclassen ein den Staat auffressendes Krebsgeschwür erblicken, schon Das wäre genug den Werth des Buchs zu verbürgen. Dies aber leistet es in vollerm Maße als die meisten Leser es für möglich halten dürften. Eins nur zu erwähnen stehe hier den bekannten Schilderungen der heutigen londoner Branntweinpaläste die Schilderung der damaligen Volksbegeisterung für „Mutter Schnaps" entgegen, und ob jetzt oder damals die Trunksucht das verbreitetere und tiefer greifende Laster gewesen, kann nicht zweifelhaft bleiben. Thatsachen reden.

„Während die Opposition", heißt es, „in ihrer Heftigkeit nachzulassen schien, erhob sich mit Eins 1736 ein neuer Gegenstand des Volksunwillens. Die Verworfenheit der untern Classen und der schamlose Zustand öffentlicher Sitte waren

schon oft in Schrift und Wort besprochen und einer Menge Ursachen beigemessen worden. Die meisten Stimmen erachteten das zunehmende Laster der Trunkenheit für die Hauptquelle der schlimmsten Ungebührnisse, und es ist nicht zu leugnen, daß der Genuß des Branntweins und anderer geistigen Getränke in den niedern Schichten auf eine Weise um sich gegriffen hatte die ebenso sehr empören als Besorgniß erwecken mußte. So meldet eine Zeitung, «Old Whig», unterm 26. Febr. 1736: «Dem Vernehmen nach sind neuerlich in Southwark Läden zum Verkauf gebrannter Wasser eröffnet worden mit der Aufschrift: Betrunken für einen Penny, viehisch besoffen für zwei Pence, reines Stroh unentgeltlich.» Die damaligen Zeitungen enthalten häufig Berichte von plötzlichen Todesfällen in Tavernen als Folge übermäßigen Branntweintrinkens. Da faßten einige eifrige Beförderer der öffentlichen Sittlichkeit den Entschluß diesem Gifte der bürgerlichen Gesellschaft dadurch Einhalt zu thun, daß der Verkauf des Stoffes der es nährte verboten oder, was auf Dasselbe hinauskäme, einer so hohen Steuer unterworfen würde, daß die Armen den Genuß nicht erschwingen könnten. Außerdem sollte der Verkauf in kleinen Quantitäten gänzlich untersagt werden. Einen Gesetzvorschlag dieses Inhalts brachte Sir Joseph Jekyl ins Unterhaus, und obwol Walpole theilweise dagegen war, und nicht allein die sogenannten Patrioten im Hause, sondern auch außerhalb desselben Alle deren Interessen davon berührt wurden auf das entschiedenste und kräftigste opponirten, ging der Vorschlag dessenungeachtet durch, und mit dem nächsten 29. Sept. sollte das Gesetz in Wirksamkeit treten. Anfangs schien Das Niemand zu kümmern. Als aber die Zeit heranrückte, wo das Volk seinen geliebten Branntwein aufgeben sollte, machte sich der Unwille in Aufläufen Luft, und die ministerielle Opposition goß nach Möglichkeit Oel ins Feuer. In allen Straßen ertönten Klagelieder zu Ehren der «Mutter Schnaps», und bereits am 17. Juli zeigte der «Craftsman» das Erscheinen einer Caricatur an, betitelt: «Das Leichenbegängniß der Madam Geneva», mit dem Beisatze: «gestorben den 29. Sept. 1736.» Je näher dieser Tag kam, desto höher schwoll die Aufregung, und nur die größte Wachsamkeit der Behörden konnte einem ernstlichen Aufstande vorbeugen. Die Aushängeschilder der betreffenden Verkaufsläden waren überall mit Flor verhüllt, und es fehlte nicht an Branntweinhändlern welche Madam Geneva auf dem Paradebette ausstellten. In Haufen drängte das Volk herbei, und die Friedensrichter sahen sich genöthigt die «Hauptleidtragenden» einzustecken. Der «Daily Gazetteer» erzählt: «Vergangene Mittwoch den 29. Sept. ließ eine Menge Menschen bei der Todesfeier der Madam Schnaps es sich sehr wohl sein. Viele beiderlei Geschlechts waren dudeldick betrunken. Das Volk ehrte das Leichenbegängniß mit einem glänzenden Fackelzuge, verhielt sich aber übrigens ruhig.» Dann heißt es weiter: «Der Tod der Mutter Schnaps ist in Bristol von Branntweinschenken und Branntweintrinkern aufs innigste beklagt worden. Mehre der Letztern, um sich noch gehörig voll zu saufen, und mit geziemender Hochachtung der Geliebten ein letztes Lebewohl zu sagen, haben nicht gescheut den Rock vom Leibe zu versetzen, und nannten es die letzte Aufmerksamkeit welche sie der Scheidenden erweisen könnten.» Montags, Dienstags und Mittwochs waren sämmtliche Verkaufsläden gedrängt voll. Manche gläselten an Ort und Stelle, Andere trugen den Branntwein in Nöseln und Kannen fort, und in einem Laden war der Absatz so stark, daß jedes Faß angezapft werden mußte. Weinend und jammernd seufzte der Wirth: «Ist es nicht die größte Barbarei und die grausenhafteste Grausamkeit, daß ich meine Fässer nicht wieder füllen lassen soll!» Darauf fluchte er den Urhebern des Verbots aus Herzensgrunde. Die Lamentationen sind so weit gegangen, daß am Mittwoch Abend in einigen Kirchspielen förmliche Obsequien stattgefunden haben. Die Theilnehmer erschienen theils in zerrissenen Röcken, theils ohne Röcke, theils mit einem Strumpfe. Inzwischen verlautet Nichts, daß Einer sich aus Schmerz erhenkt oder ersäuft habe. Jeder und Jede haben vorgezogen ihren Kummer zu vertrinken, und demzufolge sind einige alte Weiber, die zu tief ins Glas gesehen, nahe daran vom Stengelchen zu fallen. Aus Bath schreibt man, daß Mutter Schnaps daselbst in gleicher Weise zur Erde bestattet worden ist. Es gibt fast keine Stadt und kein Städtchen, wo nicht Aehnliches geschah." 2.

Das alte und neue Griechenland.

In einer kürzlich erschienenen interessanten Schrift des auch sonst in Deutschland bekannten Franzosen Ampère: „La Grèce, Rome et Dante. Études littéraires d'après nature" (Paris 1848), finden sich ebenso geistreiche als in ihrer Anwendung fruchtbare Bemerkungen über das Verhältniß des alten Griechenlands zum neuen, und über die Beziehungen des letztern zu jenem. Sie kommen im Wesentlichen auf Folgendes hinaus. Man kann und soll die griechische Kunst und Poesie nicht blos aus den Werken der Alten selbst studiren; man muß vielmehr, um diese Werke wahrhaft begreifen und verstehen zu können, die Orte selbst besuchen wo die Künstler gelebt, und die Natur kennen lernen welche sie gebildet hat. Ampère wollte, wie er sagt, Homer, Pindar, die Tragiker in den Wolken, dem Himmel, dem Tageslichte Griechenlands lesen; und nachdem er Dies nun gethan, findet er die innigsten Beziehungen zwischen der äußern Natur des Landes und der Poesie die sie eingegeben hat, und wie genauere Naturstudien in Griechenland gewisse Aufschlüsse über die Art und Weise geben in welcher die alten Dichter die Natur schilderten, über den Gang den ihre Phantasie nahm, und über die Eigenthümlichkeiten ihrer dichterischen Sprache. Er rühmt in dieser Hinsicht eine große Treue in den Schilderungen des Landes und der Natur die man bei den alten Dichtern findet, besonders bei Homer, und er faßt danach den Einfluß der Oertlichkeiten und der Natur Griechenlands auf die griechische Poesie besonders ins Auge. Ebenso erklärt er den genauen Zusammenhang zwischen der alten Sculptur, Architektur u. s. w. und der Poesie; bemerkt wie ihr Anblick die Seele die Geheimnisse der griechischen Poesie erkennen läßt, wie jene Kunst und diese Poesie in ihrer ruhigen und heitern Schönheit, die nicht beim ersten oberflächlichen Betrachten die Sinne blende, indem sie vielmehr das Gemüth erzieht ohne es aufzuregen, dasselbe nach und nach erfülle und erfasse. Er erwähnt ferner die Erinnerungen an die altgriechische Poesie, die sich in den Spuren alterthümlichen Glaubens und alter Gebräuche finden, denen man noch heutzutage in Griechenland begegne, und die eine auffallende Aehnlichkeit zwischen der Gegenwart und der Vergangenheit Griechenlands begründen, und verbreitet sich ausführlich über alte Sitten und Gewohnheiten im heutigen Griechenland, namentlich aber über die Sprache mit gebührender Anerkennung. Dabei spricht er es aus wie Begebenheiten der neuern Geschichte und Scenen der Natur zur altgriechischen Poesie zurückführen, die im Anschauen der Oertlichkeiten wo sie entstanden sich verjüngt, und die es erklärlich finden läßt, daß man auf so zahlreiche und gleichsam redende Zeugen des altgriechischen Geistes in Griechenland trifft. Er wünscht in dieser Beziehung schließlich den heutigen Griechen eine Geschichte, die nicht blos der Commentar, sondern gleichsam eine zweite Ausgabe ihrer alten Geschichte sei. 16.

Bibliographie.

Andante, Novellen, Briefe und kleine Dramen. Düsseldorf, BöttICHER. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Düringsfeld, Ida v., Am Canal grande. Dresden, Meinhold u. Söhne. 1848. Gr. 16. 1 Thlr. 6 Ngr.

Förster, F., Peter Schlemihl's Heimkehr. Mit 16 Handzeichnungen von Hosemann. 2te Auflage. — A. u. d. T.: Peter Schlemihl's wundersame Geschichte. Von A. v. Chamisso. Fortgesetzt von F. Förster. Leipzig, Teubner. Gr. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Geschichte der Kriege in Europa seit dem J. 1792, als Folgen der Staatsveränderung in Frankreich unter König Ludwig XVI. 13ter Theil. 1ster Band. Mit 4 Plänen. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 3 Thlr.

Geyser, P., Lieder und Träume aus der Jugendzeit. 2te Auflage. Altstätten. 1848. 8. 12 Ngr.

Gößmann, J., Beiträge zur Geschichte des geistlichen Fürstenthums Fulda von der Zeit seiner Secularisation bis in die neueste Zeit. Fulda, Henkel. Gr. 8. 4 Ngr.

Grüner, C., Die Geschichte der October-Revolution in Wien, ihre Ursachen und nächsten Folgen. Der Wahrheit getreu dargestellt und mit den wichtigsten historischen Documenten versehen. Leipzig, Köhler. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Köhler, L., Freie Lieder. 2te verbesserte Auflage. Jena, Luden. 16. 1 Thlr. 22½ Ngr.

Messenhauser, W., Der Rathsherr. Ein nationaler Roman. Mit einer Weihe der Erinnerung. Vier Bände. Leipzig, Wienbrack. 8. 5 Thlr.

Poppe, A., Die Telegraphie von ihrem Ursprunge bis zur neuesten Zeit mit besonderer Berücksichtigung der ausgeführten telegraphischen Systeme. Mit eingedruckten Abbildungen. Frankfurt a. M., Schmerber. 1848. Gr. 8. 10 Ngr.

Stier, R., Die Weisheit Salomonis in Hiskias-Tagen. Ein Büchlein für Alle die gern Könige werden und nicht Narren bleiben wollen. Populäre Schriftauslegung. Barmen, Langewiesche. Gr. 8. 16 Ngr.

Allgemeine deutsche Wechselordnung vom 26. Novbr. 1848. Nebst einem ausführlichen alphabetischen Sachregister über sämmtliche Bestimmungen dieses Gesetzes, so wie einer alphabetisch geordneten Belehrung über die, sowohl in dieser Wechselordnung selbst, als im Wechselverkehr überhaupt vorkommenden technischen Ausdrücke ꝛc. Für Kaufleute, Rechtsgelehrte ꝛc. bearbeitet von C. Courtin. Stuttgart, Metzler. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Armknecht, F., Der Communismus nach seinem Ursprunge, Wesen und einzig untrüglichen Heilmittel geschildert. Eine Zeitrede, in der General-Versammlung des Linerhaus-Vereins zu Celle am 5. October 1848 vorgetragen. Celle, Schulze. 1848. Gr. 8. 3 Ngr.

Arnd, K., Der Freihandel, List und das Memorandum. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 9 Ngr.

Bausteine zur künftigen Volks- und Gelehrtenschule in Anhalt. Dessau, Aue. Gr. 8. 2½ Ngr.

Bechtold, v., Die Lombardei und ihre Beziehungen zu Deutschland. In flüchtigen Umrissen bearbeitet. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 8. 5 Ngr.

Beidtel, J., Die politischen Zustände der österreichischen Staaten, nach dem Zustande vom 16. April 1848. Wien, Tendler u. Comp. 1848. 8. 5 Ngr.

Beleuchtung der von der geschäftsleitenden Committe der Mecklenburgischen Reformvereine versuchten Begründung des Antrags auf Entlassung der jetzigen Minister und Regierungsräthe. Schwerin, Stiller. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Berger, J. N., Die Preßfreiheit und das Preßgesetz. Wien, Tendler u. Comp. 1848. 8. 2½ Ngr.

Blech, W. P., Der Läuterungskampf der evangelischen Kirche. Predigt am heil. Reformationsfeste den 20. Sonntag n. Trin. gehalten. Danzig, Kabus. 1848. 8. 2½ Ngr.

Buch, J., Deutschland im J. 1848. Rückblick und Aussicht. Minden, Keiser u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Californien und seine Goldminen. Mittheilungen aus der Geographie und Geschichte dieses Landes und über seine Goldschätze. Für Zeitungsleser. Kreuznach, Voigtländer. 8. 5 Ngr.

Curtze, C., Entwurf zu einer Verfassung für die evangelische Kirche in den Fürstenthümern Waldeck und Pyrmont. Mengeringhausen. 4. 8 Ngr.

Detroit, C., Die Verfassung vom 5. Decbr. im Vergleich zu der Verheißung vom 22. März. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 1½ Ngr.

Entwurf des Staatsgrundgesetzes für das Großherzogthum Mecklenburg-Schwerin. Schwerin, Stiller. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Erwiederung der deutsch-katholischen Gemeinde zu München auf den Hirten-Brief des Hrn. Erzbischofs von München-Freising vom 11. Dezbr. 1848. Erlassen München, den 12. Jan. 1849. München, Franz. Gr. 4. 1 Ngr.

Die vier Fragen: Welch' Zeit ist es im Preußischen Staate? Was haben wir? Was brauchen wir? Was wollen wir? praktisch beleuchtet an dem Scheine der Gegenwart und vorgelegt dem Preußischen Volke und seinen Vertretern von Freimund Lichtfreund. Posen, Gebr. Scherk. Gr. 8. 4 Ngr.

Frey, A., Zur Erinnerung an einen Todten. Robert Blum als Mensch, Schriftsteller und Politiker. Mit einem Portrait R. Blum's. Mannheim, Grohe. 8. 20 Ngr.

Gauvain, H. v., Das Ministerium Brandenburg und die Fraction Unruh, und eiserner Bestand an Regierungs-Rechten, ohne welche ein Staat überhaupt nicht lebensfähig ist. Potsdam, Riegel. Gr. 8. 15 Ngr.

Geschichte der ersten preußischen National-Versammlung und der verschiedenen Ministerien. Ein Beitrag zur Geschichte Preußens. Stettin. Lex.-8. 5 Ngr.

Gotthelf, J., Doctor Dorbach, der Wühler und die Bürglenherren in der heil. Weihnachtsnacht Anno 1847. Leipzig, Mayer. 8. 7½ Ngr.

Gräff, H., Ueber den Einfluß der allgemeinen deutschen Wechselordnung auf die Rechts-Verhältnisse der vor dem 1. Februar 1849 ausgestellten Wechsel. Breslau, G. P. Aderholz. Gr. 8. 5 Ngr.

Guizot, F., Ueber die Demokratie in Frankreich. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Dasselbe. Aus dem Französischen von A. Reclam. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 7½ Ngr.

Der Heulerspiegel. Mittheilungen aus dem Tagebuche des Herrn Heulalius v. Heulenburg. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 5 Ngr.

Kliefoth, T., Predigt am 600jährigen Jubelfeste der Domkirche zu Schwerin. Schwerin, Stiller. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Künzel, H., Obercalifornien. Eine geographische Schilderung für den Zweck deutscher Auswanderung und Ansiedelung. 1ster Beitrag. Mit einer Karte des Rio Sacramento und einem Grundriß des Forts New-Helvetien. Darmstadt, Leske. 1848. Gr. 12. 5 Ngr.

Der deutsche Michel auf breitester demokratischer Grundlage. Almanach für Deutschlands 34 Einheiten, herausgegeben vom Reichshanswurst. Leipzig, Weller. 8. 5 Ngr.

Parrisius, Rechenschaftsbericht über seine Wirksamkeit als Abgeordneter des Naumburger Kreises zur Preußischen National-Versammlung. Naumburg. 8. 4½ Ngr.

Personen und Zustände Berlins seit dem 18. März 1848. Ein Beitrag zur künftigen Geschichte Preußens. 1stes Heft. Leipzig, Keil u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die Reform der Landesvertretung in der Mecklenburgischen Verfassung, von einem Mecklenburger. Schwerin, Stiller. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Schell, F. J., Das Verhältniß des Christenthums zum Leben. Predigt gehalten am 2. Sonntag n. Epiph. zu Leipzig. Leipzig, Schreck. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ein Wort aus Mecklenburg an Mecklenburg. Schwerin, Stiller. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 56. — 6. März 1849.

Erwin Speckter und seine Briefe aus Italien.*)

Erster Artikel.

Auf diese Briefe erst aufmerksam zu machen ist nicht mehr nöthig. Sie sind gleich von Künstlern mit lebhafter Theilnahme gelesen worden, und haben sich in der Zeit seit ihrer Erscheinung gewiß in weiterm Kreise Freunde erworben. Bei Einzelnen jedoch, welchen dies Buch noch nicht näher bekannt geworden, wird eine motivirte Hinweisung auf dasselbe sich um so mehr Dank verdienen, je reiner sie für Kunst und Künstlerleben empfänglich sind. Und auch Solchen die es bereits mit Genuß gelesen haben dürfte eine beurtheilende Uebersicht des Inhalts willkommen sein. Der lebendige Ton dieser Briefe, die dichterische Fülle der Ergießungen hat etwas Hinreißendes. Und so ist eine kürzer gefaßte Wiedervorstellung, um die Erinnerung festzuhalten, und den Werth zu erwägen, nicht überflüssig. Dann mag man ja gerade von Dem wovon man schon selbst bewegt worden gern Anderer Zeugniß hören. Und endlich ist es eine Pflicht der gebildeten Gesellschaft Deutschlands, daß die Veröffentlichung dieses Nachlasses einer echten Künstlerseele nicht ohne öffentlichen Ausdruck der Anerkennung, des Mitgefühls, des Dankes bleibe.

Unabsichtlich hat Erwin Speckter sich in diesen Mittheilungen an seine Angehörigen und einen Freund sein eigenes Denkmal geschrieben. Je unabsichtlicher, desto klarer zeigen diese Eröffnungen was in ihm lag, wohin er strebte, welchen Grad von Reife er bereits erlangt hatte. So wird das Zeugniß das er von Kunstgenossen und Meistern die ihm zusahen erhielt, und die Bewährung die er in Werken hinterlassen konnte durch diese unwillkürliche Selbstabspiegelung, dieses in den Wellen der Zeit fortschwimmende Nachbild seiner begabten und liebenswürdigen Persönlichkeit nach Gebühr ergänzt und weiter verbreitet. Jenes Zeugniß, zu einer bestimmten Charakteristik des Künstlers zusammengefaßt in einem kurzen gediegenen Aufsatze von Rumohr, ist den Briefen Erwin Speckter's vorausgeschickt; eine Einleitung von anderer Hand gibt in feinen Zügen die nöthige biographische Skizze; und ein Nachwort von Chateauneuf bezeichnet Speckter's letzte Arbeiten und letzte Geistesblicke. Waren die Werke des Frühgeschiedenen nicht zahlreich genug um seinen Ruhm zu verbreiten, so werden jetzt auch Diejenigen welchen keins derselben zu Gesicht gekommen aus diesen Briefen das Feuer seiner Phantasie, den Ernst seines Strebens, die durchgerungene Selbständigkeit seines Geistes erkennen, und in einer ähnlichen Lebhaftigkeit und Anmuth sein Wesen fühlen, wie sich Werke der Kunst einprägen. Auch der Folgezeit wird dieser Abdruck seines Künstlerlebens bleiben, und ihre Aufmerksamkeit auf seine noch übrigen Leistungen erhalten, sodaß der Hingegangene, geistig fortlebend, des einzigen Lohnes für den er sein Leben verwendet hat nicht entbehren wird.

Keineswegs beschränkt sich das Interesse dieser Briefe darauf uns die Individualität eines erinnerungswerthen Künstlers nahe zu bringen. In seiner Entwickelung wie sie dieselbe zeichnen, und in seinen Urtheilen wird vielmehr der jüngste Uebergang unserer Kunstgeschichte, wird das Verhältniß des Kunstberufs und verschiedener namhaften Träger desselben zu unserer Zeit und Gesellschaft mitbeleuchtet, und kommen auch in weiterm Sinne bedeutende Charakterzüge unserer Sittlichkeit zur Vorstellung. Außerdem treten darin viele Anschauungen der ältern Kunst, der christlichen und der griechischen, in einer energischen und eigenthümlichen Auffassung hervor. Und große Reize breitet über alle diese Mittheilungen der Umstand, daß die Scene von der sie ausgehen, und an die sie zum öftesten unmittelbar sich anknüpfen, Italien, zumal Rom und Neapel, mit ihren Schätzen und ihren Umgebungen dem Volksleben und der Fremdenstafage sich in den reichsten Gemälden vor uns aufrollen. Denn so wenig es an Schilderungen Italiens mangelt: mir wenigstens sind keine bekannt die als Ausflüsse einer so offenen Hingebung an das Herrliche der Natur und Kunst mit so frischen und glänzenden Tinten gegeben, mit so unermüdlicher Ausführung hingeströmt wären wie diese. Sie bekunden ein großes Talent zu geistreicher und lebendiger Darstellung in Wort und Schrift, eine Fülle und Leichtigkeit derselben, die zwar am meisten aus Natur, aus einer angeborenen Schwunghaftigkeit der Seele fließt, zugleich aber eine Bildung voraussetzt wie sie selbst bei hervorstehenden Künstlern sich selten findet.

*) Briefe eines deutschen Künstlers aus Italien. Aus den nachgelassenen Papieren von Erwin Speckter aus Hamburg. Zwei Bände. Leipzig, Brockhaus. 1846. Gr. 12. 3 Thlr. 15 Ngr.

Hier ist eine wahrhaft dichterische Empfindung und Sprachmacht.

Daraus versteht sich Rumohr's Urtheil: von früh auf sei Speckter's künstlerisches Talent von einem poetischen Elemente seines Naturels bald beherrscht, bald selbst gehemmt und aufgehalten worden. Gerade auf dieser Verbindung beruht aber der Vorzug dieser Mittheilungen aus und über Italien. Hängt doch im letztern selbst die Bedeutung und Wirkung seiner Kunstwelt und Schönheitsgestalten überall mit einer weitern Poesie der Erinnerung und geistigen Betrachtung, des Natursinns und reinen Lebensgefühls zusammen. So wie sie hier sich zeigen konnte Italiens Monumente und alle seine Reize nur Der sehen der entschieden zum Künstler bestimmt, nur Der beschreibend wiedergeben in dem eine poetische Ader war. Geräth bisweilen der Fluß der Darstellung ins Ueberströmen, so dient auch diese in vertraulichen Briefen so natürliche Ungebundenheit der Ergießung dem Eindruck von unmittelbarer Wahrheit der diese Gemälde belebt. Und indem die Bilder Italiens eine ungewöhnliche Helligkeit und Glut erhalten, weil in und mit ihnen eine Künstlerseele sich entfaltet, gereichen sie nicht minder dieser Seele zu einer objectiven Charakteristik. In der Mitte seiner glänzenden und schattenden Anschauungen haben wir einen Jüngling vor uns dem es Bedürfniß ist sich zu einem Künstler aus dem Ganzen zu bilden; nicht blos, wie viele und beliebte Bewerber, zwischen seinem Talent und irgend einer Zeitrichtung oder Mode eine Anknüpfung, sondern ganz eine Weltanschauung, eine dergestalt harmonische Stellung aller seiner Gemüthskräfte zu finden, daß was er Einzelnes erschaffen mag, eine volle und lautere Natur und Menschlichkeit ausdrückend, ihn selbst und jeden freien Menschen befriedigen könne. Darum eben ist für ihn Italien bedeutender als für tausend andere Pilger. Dieses Land, das in so großer Gruppirung und so reicher Zahl die Ruinen und Idealgebilde der antiken Cultur, und die der christlichen, soweit auch ihr noch Phantasieformen genügten, mit einer so mächtigen und so reizenden Natur umfängt, und mit einem Leben bunt umspielt welches in seinen innern Bedeutungen aufgelöst, zusammengesunken, beschränkt, desto mehr nur der Schaulust, als Spiel und Festgepränge, und in seiner durch Naturgunst verschönten Wildheit dem idyllischen Behagen sich zueignet: — dies Land der Betrachtung, dies Land des Genusses, wie ist es doch von der Geschichte, selbst zu einem Studienbuch längstvollendeter Kunst, und einer noch immer offenen, warmen Wiege ihrer ursprünglichen Elemente und Triebe gemacht!

Wenn der Hyperboreer, der Zögling einer unbequemern Natur und einer Bildung die älter geworden ist, die ihre abgesetzten Ideale durchbrochen hat, die geistiger fortkämpft, nur mit der Richtung auf das Bildnerische, das Schöne hier zu Gast kommt, so ist Alles was ihm für dieselbe vollkommen und reizend hier geboten wird zugleich Herausfoderung und mächtige Prüfung seiner eigenen Bildungskraft und ihrer Einigkeit. Je mehr Cultur er schon hat, und je reiner es ihm um die Schönheit mit Wahrheit zu thun ist, um so unvermeidlicher ist der Kampf. Es zeugt für jene Eigenschaft und diesen Ernst des Strebens in Erwin Speckter, daß wir ihn diesen Kampf erleiden und tief empfinden sehen. Für einen so sinnvollen Geist sind ja hier alle die großen Naturformen, die üppigen Blüten, die stolzen Trümmer ebenso viele Fragen, ob er Gedanken hege die einer solchen Scene würdig, ob Thatkräfte die solchen Genüssen gewachsen seien. Indem ihn Schönes was er aus sich erst hervorzubringen trachtet hier als Wirklichkeit, als bewegtes Lebensbild, als ausgeführte Kunstschöpfung umwebt und überragt, fühlt er doppelt sich entwaffnet. Denn es ist natürlich genug, ja gewissermaßen Pflicht, daß er umschauend, betrachtend, kostend dieser verwirklichten Schönheit, diesen tiefen und heitern Anziehungen sich hingebe; wie wir diese Hingebung mit Begeisterung, mit Witz, mit Eifer bei unserm Künstler finden, und ihr eben seine schönen Beschreibungen verdanken. So aber werden Trieb und Fähigkeit der Hervorbringung umgewandelt in anhaltendes Aufnehmen, untergetaucht in unerschöpfliches Empfangen. Das Bedürfniß des Schaffens tritt zurück, und wenn es sich durch Selbstvorwürfe wieder herausringt, findet es den Geist von der eingedrungenen Welt gespannt, die Sinne von ihren reichlichen Reizen ermüdet. Der erwachende Wille fodert Thätigkeit in dem Augenblick, wo die naturgemäße Folge Erschlaffung ist. Wer hierauf nicht durch erneuten und zerstreuenden Genuß sich nur betäubt, den wird, wie unsern Speckter, ein Zagen an der eigenen Kraft, eine echt künstlerische Demuth ergreifen.

Zwar diese führt zur Thätigkeit anders als die falsche Künstlerdemuth. Die falsche verräth sich als ihr Gegentheil, als verkappter Hochmuth dadurch, daß sie, um von der gefühlten Unfähigkeit Großes zu leisten wenigstens den thatsächlichen Beweis sich zu ersparen, Nichts thut. Die echte (und sie war in Speckter) verlangt, während sie auf die ersehnteste Palme glaubt verzichten zu müssen, desto ernstlicher von sich, das Mögliche, obwol zum voraus Geringangeschlagene, zu versuchen und zu erstreben. Bei dem Selbstschulen aber, das mit diesem Entschluß beginnt, erneut sich der Kampf nur tiefer. Es handelt sich jetzt darum die ergriffene Aufgabe, wie bescheiden beschränkt sie sei, doch in der Gesinnung und Form mit all der Gründlichkeit und Ausdauer zu bilden für welche die Begeisterung durch das geschaute Schöne den Maßstab gegeben hat. Und dabei werden die Widersprüche zwischen der mitgebrachten Cultur und Sinnesart, und den Grundlagen der geschlossenen südlichen Kunstwelt erst recht fühlbar. Der Strebende muß von neuem und noch nachdrücklicher in diesen gegebenen Boden von Poesie, und in die Offenbarungen der glücklichen Meister eingehen, nicht mehr in so heiterer Ueberraschung und unwillkürlichem Genuß wie von Anfang, sondern mit einer absichtlich kritischen Aufmerksamkeit, um durchzuschauen auf die Quellen die ihre Wundergebilde hervortrieben und erfrischten: ob auch

er noch sich solche zu erwecken im Stande sei. Die Auffassung des südlichen Lebens und des Kunstreichs gewinnt dadurch neue Bedeutsamkeit, da bei Allem zurückgegangen wird auf Inneres, Sittliches, Geschichtliches, ewige und zeitliche Mächte, Religion und Leidenschaft. Und es ist diese bald schwärmerische, bald scharf und fein urtheilende, mehr und minder bewußt praktische Zurückführung des Geschauten auf Grundphantasien, was Speckter's „Briefe aus Italien" ganz eigene Vorzüge gibt. Aber der Künstler empfindet hierbei mit immer neuer Bestimmtheit gerade die Entfremdung seiner Zeit, seiner vaterländischen Sitten und Denkungsart, seines Selbst von den meisten der Mächte und Bedingungen auf welchen die vorbildlichen Kunstentfaltungen die ihm hier geboten sind ruhen. Und jene seine Bildungsgrundlagen und Befugnisse, auch die in allgemeinern Culturbezügen gar wohl gerechtfertigten, schließen sich doch keineswegs zu einem gleich günstigen Boden für Kunsterzeugung zusammen, um ihm die an Denkmälern und Umgebungen tief empfundene harmonisch-thätige Stimmung und Einbildung in einer andern Weise ebenfalls zu geben.

Die hieraus fließende Wehmuth im Betrachten dieses versagten Paradieses erhöht zwar beim Beschreiben den Schwung der Umrisse und den Glanz der Erscheinungen. Allein diese Poesie, die der Leser in den Aufsätzen unsers Künstlers genießen kann, kommt dem Schreiber, getränkt wie sie ist mit dem Geständniß Dessen was er zum Kunstschaffen entbehrt, schmerzlich theuer zu stehen. Sie kann wol Dem was er im Letztern unternommen hat, wie Speckter's ersten römischen Arbeiten, auch einen elegischen Hauch, einen Schmelz, der die Strenge der Uebung mild übergießt, mittheilen. Dies aber genügt ihm nicht, der ein gegenwärtiges Evangelium der Schönheit sucht, und es vertrauensvoll den Mitlebenden verkündigen möchte. Aus ähnlichem Gefühl der Entbehrung haben wir so manche unserer kunstbeflissenen Landsleute auf römischem Boden die Auskunft ergreifen sehen, daß sie das Glauben und Denken worin sie erwachsen waren, die Arbeit des Volks und Zeitgeistes dem sie angehörten von sich abrissen, und sich in die frühere Bildung, in die römisch-christliche Phantasie zurückwarfen, um nicht erst, was sie unmöglich erachteten, sich einen lebendigen Boden der Kunst zu erringen, sondern auf den fertiggegebenen hinüberzuflüchten, und als Pfropfreiser an dem alten hochausgewachsenen Baume neue Blüten seiner Art zu tragen. Speckter war aber zu wahr gegen sich, und seiner Heimat, seinem Verstande, dem Glauben an Sinn der Geschichte und an Freiheit der Kunst zu getreu, um solchen Vorgängen zu folgen.

Speckter entschied sich für die Anmuth die auf Einheit der Seele mit Natur beruht, für die Schönheit die in reiner Bildung überall menschlicher Bezüge ihre Phantasien vollendet. Diese Richtung, die er in vielen Entwürfen und Zeichnungen, und in einem Historienbild übte, worin es ihm gleich ernst wie um die Handlungsbedeutung, um tiefmenschliche Form und blühenden Ausdruck zu thun war, gibt nun wieder seiner Umschau in Italien bestimmte Vortheile und erkleckliche Gesichtspunkte. Es kommt von dieser Seite, daß die Schönheiten des Menschenschlags, die plastischen und idyllischen Züge des niedern Volkslebens, alle die zerstreuten Durchblicke des goldenen Zeitalters, die unter diesem milden Himmel noch zu finden sind, so lebhaft von Speckter aufgegriffen, so frisch und schön erzählt werden. Und aus dem gleichen allgemeinern Grunde ist seine Aufmerksamkeit auf die Kunstwerke der antiken Bildner und Maler so rege, seine Abschilderung derselben so liebevoll, sein Urtheil treffend im Einzelnen, und zurückführend auf die ganze Tüchtigkeit und Heiterkeit des Phantasiekreises der Alten. Ja, die Poesie womit er um solche Ueberreste her sich die einstige Welt ihres Verständnisses heraufzaubert, und hinwieder den Nachglanz ihrer Ideale in die Naturscenen und ländlichen Gruppen Italiens einwebt, und endlich das anmuthig Wirkliche der letztern mit der Symbolik der erstern geistreich in seinen eigenen letzten Compositionen verschmilzt — diese Poesie ist nicht nur Zeichen seiner Durchbildung zum freien Künstler, sondern auch eine eigenthümliche Verklärung der lautersten Reize Italiens. Auf diese Art steht das weitere Interesse dieses Buchs, sein gegenständlicher Inhalt und ästhetischer Werth in sehr innigem Zusammenhang mit der bestimmten Entwickelung unsers Künstlers selbst. Darum soll sie auch hier das Erste sein was wir zu näherer Betrachtung herausheben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Wiedertäufer in Münster von Heinrich Dorpius. Zur Geschichte des Communismus im 16. Jahrhundert. Nach dem ältesten Druck herausgegeben von Friedrich Merschmann. Nebst einer Einleitung von Heinrich Gelzer. Magdeburg, Heinrichshofen. 1847. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bedauerliche und bedrohliche Erscheinungen der Gegenwart, die sich zwar nur sporadisch kundgegeben haben, den schärfern Beobachter aber auf eine ihnen nicht ungünstige, ziemlich breite Unterlage im Innern einer zahlreichen Classe der Zeitgenossen zurückführen, werden Sympathien für den Wiederabdruck dieses geschichtlichen Berichts wecken, der seiner Zeit, als die Kunde von dem abenteuerlichen und abscheulichen Unwesen der Anabaptisten in Münster durch Deutschland und die benachbarten Länder erscholl, nach Ausweis der oft wiederholten Auflagen begierig gelesen wurde, was er auch seiner lebensfrischen Auffassung und seiner naiven Darstellung wegen vollkommen verdiente, welche beiden Vorzüge sich auch an den nunmehrigen Lesern geltend machen werden. Schon die Fassung des ursprünglichen Titels: „Warhafftige Historie, wie das Evangelium zu Münster angefangen und darnach durch die Widderteuffer verstöret, widder aufgehört hat", spricht für die soeben gegebene Charakteristik. „Demjenigen", so bemerkt der Vorredner, „der die Gegenwart gern aus der Vergangenheit deutet zeigt sich hier, wie in einem Spiegelbilde, der Communismus des 16. Jahrhunderts, den wir in charakteristischen Grundzügen vor unsern Augen wieder auferstehen sehen, und es dürfte", fügt er hinzu, „ein Leichtes sein, aus neuerlichst in Deutschland und der Schweiz bekannt gewordenen Actenstücken über geheime atheistische und communistische Verbindungen eine Reihe von Parallelstellen als Noten unter den Text der münsterschen Ge-

schichte zusammenzutragen; denn es ist derselbe Geist, derselbe Trieb dort wie hier, wenn auch die Theorie, wenigstens das Gewand derselben, durch den Zeitgeist verändert worden ist."
18.

Das Haus von Abälard und Heloise.

Bis vor ungefähr vier Jahren noch stand nach einer Mittheilung des Journals „La presse" in Paris auf dem Quai Napoleon, an der Stelle des uralten Klosters Notre-Dame, ein Haus nach dem alle gelehrten Reisenden welche die Hauptstadt besuchten eine fromme Wallfahrt unternahmen. Dieses Haus war durch historische Erinnerungen die sechs Jahrhunderte nicht hatten auslöschen können geheiligt, und wurde durch die Sage und mehre Kaufcontracte als die Wohnung Heloise's und Abälard's bezeichnet. Ueber dem Eingange in den Hof, der Loge des Aufsehers gegenüber, zeigte man noch bis auf die neueste Zeit zwei Steinbilder von hohem Alter, welche in erhabener Arbeit die beiden berühmten Bewohner dieses Hauses darstellten. Leider hatte die Zeit das Bildwerk nicht verschont, und es war nicht leicht in den halb zernagten Gesichtern die Züge des großen Meisters, dem nach den Versicherungen seiner Zeitgenossen 3000 Schüler aus allen Ländern folgten, sowie die jenes gelehrten, jungen Mädchens wiederzuerkennen, die in dem Alter von 18 Jahren bereits Hebräisch und Griechisch konnte, und das Lateinische mit einer bewundernswürdigen Eleganz und Leichtigkeit schrieb. Neben diesem Hause stand — oder steht vielmehr noch jetzt, wenigstens zum Theil — ein anderes Haus, das mit dem erstern durch einen offenen Gang verbunden war, der über die kleine Rue des Chantres einen Bogen bildete, und welches die jetzigen Bewohner mit unerschütterlicher Ruhe das Haus des Königs Dagobert nennen, während es doch nach der Ansicht der Gelehrten die Wohnung des Abts Fulbert im 12. Jahrhundert war. Wie nun auch der Zwischenraum zwischen den beiden Häusern, die seit jenem Zeitalter mehrfach ausgebessert worden sind und damals nur ein einziges Haus gebildet haben können, entstanden sein mag, immer ist es gewiß, daß die Helden einer unserer volksthümlichsten Traditionen unter jenem Dache zusammengelebt haben, und sich dem Glücke jener Liebe hingaben der nicht einmal ihre heimliche Ehe Vergebung verschaffen konnte, und die später die Ursache ihres Unglücks und ihrer Berühmtheit wurde.

Auf einen Befehl der Straßenpoliceibehörde mußte das Haus Abälard's und Heloise's vor einiger Zeit verschwinden. Seine Abtragung schien indeß zu gleicher Zeit den Einsturz des Hauses vom Abt Fulbert nach sich zu ziehen; daher erhielten die Eigenthümer desselben, die sich hierauf bezogen hatten, von dem Präsidenten des Seinetribunals eine vorläufige Verordnung, die sie ermächtigte zwei Miethsleute zum Auszuge zu zwingen, die sich der Abtragung auch dieses Hauses widersetzten, und sich dabei auf einen Miethcontract stützten, der ihnen den Genuß des Hauses bis zum 1. Oct. 1851 sicherte. Ungeachtet der Behauptung der Eigenthümer schien es indeß als ob das Haus des Abts Fulbert durchaus nicht vollständig abgetragen, und von ihm besonders der Theil erhalten worden sei den die vertriebenen Miethbewohner inne gehabt hatten. Diese erblickten in ihrer Vertreibung, da das von ihnen bewohnte Stück stehen geblieben war, einen Grund auf Ersatz des Schadens den sie erlitten hatten zu klagen. Das Gericht hörte die Advocaten der Parteien und verurtheilte: in Erwägung, daß das Haus des Abts Fulbert nicht vollständig abgetragen worden sei; in Erwägung, daß der noch vorhandene Theil zur Wohnung für die Kläger hingereicht haben würde; in endlicher Erwägung, daß der Irrthum der Eigenthümer über die beabsichtigte Abtragung ihres Hauses eine Schadloshaltung ihrerseits zur Folge haben müsse — die Eigenthümer zur Zahlung einer Summe von 1125 Francs an die Miethsleute, zu 200 Francs Schadenersatz und außerdem in die Kosten. 31.

Notizen aus England.

Sir John Barrow.

Ueber den am 23. Nov. v. J. erfolgten Tod dieses der Literatur angehörigen Mannes und über den Kern seines Lebens enthält das „Athenaeum" nachstehende Notiz. „Gedachten Tages war Sir John, anscheinend völlig wohl, um seine gewöhnliche Zeit aufgestanden und, wie er meist zu thun pflegte, im St.-James-Park spazieren gegangen. Als er zwischen 12 und 1 Uhr zurückgekehrt und zum Luncheon (dem zweiten Frühstück) sich an den Tisch gesetzt, klagte er über ein Vorgefühl nahenden Todes. Seine Tochter bemerkte eine Veränderung seines Aussehens, und schickte nach Dr. Rigby. Obwol dieser unverzögert kam, fand er doch den Baronet bereits auf dem Stuhle entschlafen. Sir John Barrow wurde am 19. Juni 1764 im Dorfe Dragleybeck unweit Ulverstone geboren, und war das einzige Kind von Roger und Marie Barrow. Er besuchte die Town Bank Grammar-school, wurde Factor eines Handelsgeschäfts in Liverpool, machte eine grönländische Walfischjagdreise, und kam dann nach London. Durch den Einfluß des Sir George Staunton erhielt er bei der Gesandtschaft des Lord Macartney nach China (1792) die Stelle des Hauscontroleurs, und sobald jener (1795) zum Gouverneur des Vorgebirgs der guten Hoffnung ernannt worden war, wählte er ihn zu einem seiner Privatsecretaire. In dieser Eigenschaft benutzte Barrow seine Mußestunden die Naturgeschichte jenes Theils des südlichen Afrikas kennen zu lernen. Bei seiner Heimkunft nach England (1804) machte ihn Lord Melville zum Admiralitätssecretair, und volle 40 Jahre hat der Verstorbene den Pflichten dieses Amts genügt. Im Januar 1845 nahm er seinen Abschied. Im Februar 1835 hatte Wilhelm IV. ihn zum Baronet erhoben. Seit 1805 war er Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften, ebenso der Linné'schen Gesellschaft. Er lieferte Beiträge für das «Quarterly review» und das «Edinburgh review», arbeitete an der «Encyclopaedia Britannica» und ist Verfasser von «Life of Lord Macartney», «Travels in southern Africa», Travels in China», «Life of Lord Anson», «Life of Lord Howe», «Chronological history of arctic voyages» und «Voyages of discovery and research within the arctic regions». Er hinterläßt vier Söhne und zwei Töchter."

Madonna Pia.

In den vier Zeilen:

> Ricorditi di me, chi son la Pia:
> Siena mi fe': disfecemi Maremma:
> Salsi colui, che 'nnanellata pria,
> Disposando m'avea con la sua gemma.

hat Dante („Purgatorio", Gesang 5) die Gräßlichkeit angedeutet, wie eine junge Frau von ihrem ohne Grund eifersüchtigen Manne in einen Thurm gesperrt wird inmitten eines Tod ausdünstenden Sumpfes, er, ihr alleiniger Wächter, sie Tag für Tag hütet, nie mit ihr spricht, ihr sinkendes Leben beobachtet, und erst weicht als der Tod ihr die Augen geschlossen. Aus diesem Stoffe hat James Gregor Grant der englischen Literatur ein Gedicht gegeben: „Madonna Pia and other poems" (2 Bde., London 1848), welches die Kritik lobend und tadelnd bespricht, tadelnd weil er in der Poesie nicht die Priesterin der Natur geehrt, durch Schilderung einer kalten, langsamen und ebenso selbstsüchtigen als furchtbaren Rache ihr hohes und heiliges Wesen entweiht, lobend weil er in anderer Beziehung einen echt poetischen Sinn und ein seltenes Dichtertalent bekundet habe. Zahlreiche Belegstellen empfehlen das Gedicht zu eigener Beurtheilung. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 57. — 7. März 1849.

Erwin Speckter und seine Briefe aus Italien.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 56.)

Erwin Speckter, in Hamburg 1806 geboren, fand schon im siebenten Jahre die erste Gelegenheit und Anleitung zum Zeichnen und Malen, und übte sich, indeß eine tüchtige Privatschule Kopf und Herz kräftigte, an der Steindruckerei, die sein Vater 1818 als die erste in Norddeutschland gründete, in Bildnissen, in Zeichnungen zum „Reineke Fuchs", in Arabesken und biblischen Randzeichnungen, zu welchen die altherkömmlichen Weihnachtswünsche in den hamburgischen Schulen Anlaß gaben. Dürer's Randzeichnungen, damals durch Strixner vervielfältigt, wirkten auf seine junge Phantasie, auch die in Hamburg bewahrten Erinnerungen und Kunstwerke von dem geistreichen, frühgeschiedenen Otto Philipp Runge. Sein Sinn war in dieser Uebergangszeit vom Knaben zum Jüngling ernsthaft, und im Umgang mit gleichgestimmten Freunden von patriotischen und religiösen Foderungen erregt; womit sich die Neigung für Dichtungen der Romantiker, und die ältere volksthümliche Poesie wohl vertragen konnte. Speckter studirte den „Theuerdank"; und ließ nicht ab in der Bibel zu lesen, und sich Stoffe zur künstlerischen Bearbeitung vorzumerken. Er suchte mit seinen Genossen ältere Kunstdenkmäler der Umgegend auf. So entstand sein erstes Oelbild, das Rathhaus zu Mölln. Rumohr ermunterte die Jünglinge in diesem Streben. In seinem 17. Jahre wanderte Speckter mit dem Bruder Otto und dem Freund Julius Milde durch Holstein, wo sie Landschaften, Gebäude und mancherlei Studien zeichneten. Dann zu Schleswig ward er im Dom tief ergriffen vor dem Altarschrein von Hans Brügman. Rumohr sagt:

> Wie schnell er dessen Eindruck sich angeeignet bezeugt eine Zeichnung in meinem Besitze, das Relief worin Juden das Osterlamm verspeisen, mit dem Bildniß Brügman's im Grunde. Ein mehrtägiges sorgfältiges Studium nach diesem Meisterwerke deutscher Bildnerkunst hatte in dem Jüngling damals zuerst die geheimern Regungen seiner Seele zu deutlichem Bewußtsein erweckt; seine Zeitgenossen haben daran wenig Antheil.

Hierauf wandten sich die Pilger nach Lübeck, wo sie von Hemling's Dombild, welches Rumohr damals gleichsam wieder entdeckt hatte, einige Gruppen in Oel copirten. Dem Antrieb Rumohr's zufolge ward später eine vollständige lithographische Nachbildung davon durch Erwin und Otto besorgt. Ein anderes Gemälde, das erst jetzt nach Lübeck kam, und nachmals durch Otto's treffliche Lithographie vervielfältigt wurde, Overbeck's Einzug Christi, sah Erwin „mit einer Bewunderung die ihn Jahre hindurch fast ausschließlich erfüllte". Ein späterer Ausflug zu ähnlichen Zwecken ging nach Lüneburg.

Im Malen förderte sich E. Speckter in diesen ersten Jünglingsjahren durch mehre gelungene Bildnisse in Oel, im künstlerischen Ausdruck durch eine Menge Studien aus dem Kreise seiner Umgebung, zur Bewahrung freundlicher Lebenserscheinungen mit dem besondern Augenmerk auf den verschiedenen Hervortritt der Seele in Mienen und Geberden. Zugleich mit diesen Ansätzen seiner Künstlerentwickelung trat aber auch schon das Uebel hervor, das sie wiederholt stören und hemmen sollte, ein häufig wiederkehrendes Asthma, das auch den tiefern Seelenregungen manchmal eine krankhafte Reizbarkeit zumischte, wennschon die Anstrengung im Ertragen auf der andern Seite die Kraft des Charakters erhöhte. Ganze Nächte hat er sitzend zugebracht, den Kopf auf die Hand der ältern Schwester gestützt.

Im 19. Jahre begab sich Speckter nach München, ernstlich auf strenge Ausbildung gerichtet. Das Ideal einer frommsinnig sich beschränkenden Kunstweise, das er schon mitbrachte, wie es ohnehin allemal nahe liegt, wo bei gründlicher Absicht Vermögen und Behagen noch nicht frei sind, nahm ihn hier noch mehr gefangen, theils weil es ihm in berechtigter Form in den innigen Zeichnungen eines Eberhard, anmuthigen Bildern eines H. Heß entgegentrat, auch der energische Cornelius eine dieser Auffassung zugängliche Seele bot; theils weil es dort im Allgemeinen im Künstlerkreise mit noch engerer Rückwirkung auf die Technik vorherrschte. Rumohr bezeichnet die damals moderne Manier im Zeichnen als „eine ängstliche Reinlichkeit, welche den Zusammenhang im Ganzen, das richtige Verhältniß der Theile unter sich, die Rundung und ähnliche erste Bedingungen des Charakters, Ausdrucks, der Schönheit einer gewissen äußerlichen Reinlichkeit und Nettigkeit nachsetzt, diese durch Correcturen zu entstellen fürchtet: als wenn die Zeichnung dem Maler je etwas Anderes sein dürfte als Vorbereitung

der malerischen Ausführung!" Aber auch in dieser sollte „eine glatte Oberfläche, ein reinliches Ansehen, erworben durch ungemischte Tinten und Lasurüberzüge von besonders reinen Farben, für Mangel an Modellirung und Uebergängen schadlos halten".

Daß solche Simplicität und frommer Stil unter einem Theile damaliger Künstler in München Verabredung gewesen, ist richtig, obgleich sich über die Behauptung ein sonst wohlmeinender Kritiker im „Kunstblatt" etwas ereifert, da man im Gegentheil dieser eigenen Richtung Speckter's in München gerade entgegengewirkt habe. Einzelne mögen Dies versucht haben; jenen allgemeinern Zustand aber wird nur leugnen wer über münchener Verhältnisse unbefangen zu urtheilen nicht im Falle ist. Es könnte schwarz auf weiß bewiesen werden, daß jetzt hochgestellten Künstlern dort ihre freiere Richtung als Impietät zum Vorwurf gemacht wurde.

In dieser „entsagenden Manier" war Speckter dort fleißig. Er lieferte große biblische Cartons, sehr ausgearbeitet, aber ohne den Gedanken an Farbenausführung gezeichnet. Den bedeutendsten, die Auferweckung des Lazarus, mit vielen dreiviertel lebensgroßen Figuren, sandte er den Aeltern mit der Bitte ihn nicht wegzugeben; er sei sein genauester Freund, der ihn kenne wie kein Mensch.

Nach zweijährigen Studien zu München, und einer Schweizer- und Rheinreise mit dem Landsmann und Freund J. Oldach, kam Speckter im Spätjahr 1827 nach Hamburg zurück. Zunächst führte er nun ein Oelgemälde, Christus und die Samariterin, aus, das bereits in München entworfen bei manchem Vorzug die einseitige Richtung die er sich auferlegt hatte verrieth. Aber an einem zweiten Bilde, den Frauen am Grabe, war schon der Uebergang von der conventionnellen Geistigkeit zu reinerm Leben und malerischer Wirkung merklich. Noch Mehr dieser natürlichen Anmuth findet man in verschiedenen Miniaturen aus der Heiligen Geschichte, im Besitze einer Frau deren freundliche Theilnahme an Speckter's Bestrebungen in dieser Zeit für die Entwickelung seines künstlerischen Bewußtseins und seines innern Lebens von besonderer Bedeutung ward, und deren Züge auch in manchen seiner Darstellungen widerklingen. Wie ursprünglich seine Anlage, bei Feinem und Edelm der Erfindung, auf tüchtiges Leben ging, sah Rumohr zumeist an geistreichen Federskizzen bestätigt, wie sie Speckter bereits in München manchmal seinen Briefen in die Heimat beischloß. Diese Eigenschaften in angemessenem Stoff und mit schon gewandter, heiterer Handhabung zu entfalten, gaben ihm 1830 seine Wandgemälde im Sieveking'schen Landhaus Gelegenheit: an der Decke Amor's Triumph über die Elemente, an den Wänden die Tageszeiten, als Endpunkt Amor die Psyche umschlingend. Hierbei begründete sich ein freundschaftliches und austauschendes Verhältniß mit Chateauneuf, das fernerhin förderlich blieb.

Im September 1830 trat unser Künstler die Reise nach Italien an. Schon konnte was ihm gelungen war dazu ermuthigen, schon genoß er unter den Künstlern einer gewissen Anerkennung, deren Wahrnehmen zu Dresden ihn überraschte, und die in München, wo Cornelius ihn bereits als einen künftigen Mitarbeiter bezeichnet hatte, ihm aus Befreundeten herzlich entgegenkam. Schon ward er auch selbst der hier durchgemachten Entwickelung, worin ihm an eine gemeinschaftliche Gesinnung sich anzulehnen und hinzugeben Bedürfniß gewesen, nun als abgeschlossener sich bewußt: — „der Himmel weiß, mir schmeckt Das nicht mehr wie früher. Ich sehe wie ich anders werde leben müssen, mehr auf mich beschränkt." Auch seine Bemerkungen im Museum zu Berlin, und in der Galerie zu Dresden verriethen die Veränderung, und wenn er jetzt in der Glyptothek den „Triumphator" Cornelius preisend urtheilte: „Wäre Das nicht, so könnte München (d. h. die Maler) leicht in den Perückenstil versinken." Aber auch getrübt war ihm schon dieser Antritt einer neuen Epoche. In Berlin war er krank angekommen, und in München, wo er noch litt, stand er am Allerheiligentag in trauriger Vorbedeutung am Grabe seines Oldach, als müßte er den Freund „heraussehen, ihn noch einmal lange, lange ansehen und Abschied von ihm nehmen". Fünf Jahre darauf rief er an der Schwelle des eigenen Todes noch einmal seinen Namen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Aus Prag.

20. Febr. 1849.

— — Die Neigung des Pragers zur Zeitungslecture scheint eher zugenommen als abgenommen zu haben; allein unter all dem Haufen der Tagesblätter bemerken wir kaum einige die nur eine einigermaßen hervorragende Stellung einnehmen. Das „Constitutionnelle Blatt aus Böhmen" hat zwar seine Originalcorrespondenzen aus fast allen Hauptstädten behauptet, allein dafür hat es wieder an seinen leitenden Artikeln verloren oder, richtiger gesagt, dieselben fast ganz eingestellt. Seitdem Dr. Springer sich an der Redaction desselben nicht mehr betheiligt finden wir dieses Hauptfeld eines Journals in seinen Spalten öde und brach, und sein energisches Auftreten gegen die Gewaltstreiche der Regierung, das es vorzüglich nach unserer Pfingstwoche so beliebt gemacht, ist fast ganz verschwunden. Die „Deutsche Zeitung aus Böhmen" hat unstreitig die radicalste Richtung eingeschlagen, allein auch sie scheint die leitenden Artikel nicht für die Hauptsache eines Blattes und vorzüglich eines Parteiblatts zu halten. Sie vertritt entschieden die deutsche Partei, und führt einen ewigen, manchmal sehr langweiligen Kampf gegen die „Slawischen Centralblätter", welche eine Hauptstärke darin suchen in Artikeln, die sich mit sehr wenig Witz und unendlicher Arroganz oft durch 10 Nummern winden, über die gute „Michelzeitung" herzufallen; zudem beschränkt das kleine Format dieses Blattes seine Wirksamkeit auffallend. Die Medau'sche „Allgemeine constitutionnelle Zeitung" hält den betretenen Weg des Radicalismus zwar ehrlich ein, allein die gründliche Besprechung der Angelegenheiten vermissen wir ebenfalls, und an Originalcorrespondenzen fehlt es ihr gänzlich. Von der ministeriellen „Prager Zeitung" spreche ich Ihnen nicht, denn es gibt ja in allen Hauptstädten solch ein armes bête noire, das den andern Blättern zur Zielscheibe dienen muß. Was die „Slawischen Centralblätter" betrifft, so sind sie zwar keine politische Zeitung, allein dafür regaliren sie ihre Leser mit zahllosen in einem lächerlichen Pathos daherstolzirenden Artikeln über das edle Volk der Slawen,

und verfehlen keine Gelegenheit den Deutschen einen Hieb zu versetzen. So gab ihnen die Flucht des Dr. Schilling aus Wien Gelegenheit in so gehässiger Weise darüber herzuziehen, daß man nicht umhin konnte zu bemerken wie sehr es sich Hr. Jordan angelegen sein läßt für diese Fourberie eines Einzelnen über alle „Frankfurtianer" eine Spitzbubenglorie zu werfen. Die „Narodni nowini", das bedeutendste Blatt in czechischer Sprache, macht der Persönlichkeit seines Redacteurs Hawlitschek Ehre; denn es fährt fort als Organ aller Hetzer zu dienen, die von Herzen gern das deutsche Element zum großmüthig geduldeten, die Deutschen zu bedeutungslosen Fremden und Colonisten in Böhmen machen möchten. Neulich brachte es eine Caricatur, in welcher Michel mit einem Blasebalge in die vollen Segel eines auf einem Waschfasse fahrenden Schiffs bläst, aber nicht jener kerngesunde Michel der die slawischen Räuberhorden im Dreißigjährigen Kriege zertreten, nicht jener kräftige Michel der im Siebenjährigen Kriege die Pandurenraubscharen in die „gesegneten Gefilde Kroatiens" zurückgetrieben: nein, eine dürrbeinige, schwacharmige Jammergestalt, zu welcher Hawlitschek das „einige Deutschland" gar gern machen möchte. Uebrigens riecht dieser Witz so sehr nach „Fliegenden Blättern" und „Leuchtthurm", daß es mich wundern sollte, wenn er ein Product der immer sehr hinkenden czechischen Satire wäre. Der Rest der Tagesblätter ist unbedeutend, nur das „Prager Abendblatt" erfreut sich eines starken Absatzes, und scheint den Haß den es früher Allem was deutsch war widmete nicht mehr so stark zur Schau zu tragen. Ein leitender Artikel von der radicalsten Färbung, Localneuigkeiten und eine politische Rundschau füllen seine Spalten.

Die schon ziemlich bedeutende Anzahl unserer täglich erscheinenden Blätter hat sich noch um eine politische Wochenschrift vermehrt. Adolf Neustadt, der geistreich-conservative Excorrespondent des „Constitutionnellen Blattes aus Böhmen", dessen Satire ihren Höhenpunkt erreicht hat, wenn sie ihren Gegnern einen dummen Jungen an den Kopf werfen kann, hat es nicht über sich bringen können dem Publicum seine Berichte zu entziehen, und gibt dieselben in Form einer politischen Wochenschrift unter dem Namen „Politische Briefe" heraus.

Ehe ich einen Blick auf das Feld der Broschürenliteratur werfe, muß ich Sie noch auf ein Werkchen aufmerksam machen, das die besten Hoffnungen für seinen Verfasser hegen läßt, ich meine die „Geschichte des Revolutionszeitalters, in öffentlichen Vorlesungen an der prager Universität dargestellt von Anton Heinrich Springer", deren erste Lieferung erschienen ist. Dr. Springer war früher Mitarbeiter am „Constitutionnellen Blatt", dessen leitende Artikel des vorigen Jahrs fast alle seiner Feder entflossen sind, bis er im vergangenen Jahre seine Vorlesungen über neuere Geschichte an der hiesigen Universität eröffnete, die sich des gewaltigsten Andrangs der Zuhörer erfreuten. Der junge kaum 24jährige Docent hatte mit nicht geringen Hindernissen zu kämpfen, die ihm die Reaction in den Weg legte; selbst Drohungen und absichtlich erregte Scandale in den Collegien wurden nicht gespart: allein er ließ sich in seinem Wirken nicht stören, und der Beifall seiner Zuhörer konnte ihn reichlich für das ohnmächtige Winden seiner Gegner entschädigen. In der Einleitung seines Werks zeigt er uns wie aus der Versunkenheit der vergangenen Jahrzehnde erst im vergangenen Jahre die geistigen Mächte den Strom der Geschichte wieder zum raschen Flusse gebracht, wie der Zweck und das Ziel der Zeitbewegungen die Revolution sei, und wie nur das ungestüme Drängen nach der Verwirklichung einer neuen, der Vergangenheit schroff zugekehrten Aera unsere Zeit zu der eines wilden, allgemeinen Kampfes mache. Der Verf. setzt den Anfang des revolutionnairen Zeitalters in die Zeit der Reformation, wo das freie Selbstbewußtsein zuerst in allen menschlichen Beziehungen und Verhältnissen maßgebend auftrat, und wie die durch das Niedertreten des Klerus souverain gewordenen Junker nun in politischer Hinsicht die alte Glaubenstyrannei ersetzten. Er geht, mit Frankreich anfangend, von dem Absolutismus des Zeitalters Ludwig's XIV. aus, und zeigt die Sophistik, die kranken Vorurtheile dieser Staatslehre, die keinen andern Stützpunkt als den Aberglauben an die Göttlichkeit des Monarchen gehabt. Wir sehen wie der Absolutismus die Völker an den Rand des Verderbens führt, wie die Kräfte des Volks durch die maßloseste Verschwendung vergeudet, und die Völker von Königen, Buhlerinnen und Schranzen regiert wurden die nur den abgefeimtesten, verworfensten und schamlosesten Auswürfen der Gesellschaft an die Seite gesetzt werden konnten. Er geht von hier auf die übrigen Höfe Europas über, deren Gebrechen nicht wenige aufgedeckt werden, bis er zu dem ökonomischen Verfall der Staaten und der literarischen Opposition der englischen und französischen Schriftsteller kommt, mit welchen das Heft schließt. Wir wünschen dieser seinem ersten Hefte nach gediegenen Schrift, die sich in dem Zusammenfassen der modernen Bewegung, in dem Verknüpfen der politischen Ereignisse mit den literarischen, religiösen und socialen Zuständen der Neuzeit ihr Ziel setzt, die beste Aufnahme.

Was unsere Broschüren anbelangt, so ist ihre Anzahl Legion. Alle Zustände Oestreichs werden nicht nur auf die mannichfachste Weise in denselben erörtert, sondern sie dienen auch vielfach zum Auskämpfen von Privatstreitigkeiten, sowie eine gute Anzahl derselben darauf hinarbeitet der minder gebildeten Volksclasse ein gesundes Urtheil über die Politik und Staatsverfassung zu geben. Unter den vorletztbenannten finden wir auch eine Broschüre des Grafen Leo Thun, in welcher sich derselbe gegen den prager Bürger Hrn. Slawik betreffs einiger Unwahrheiten über sein Verhalten in der Pfingstwoche zu rechtfertigen sucht, und in ihr ein interessantes, noch wenig bekanntes Actenstück zu den Pfingstereignissen, nämlich den Aufruf der Studenten an das Volk nach den beiden ersten Kampftagen. Ich citire Ihnen einige Strophen: „Ruhmvoll haben wir einen verrätherischen Kampf bestanden; ja wir können sagen, daß wir Sieger geblieben sind. Auf uns sieht das ganze Land der Böhmen und Mähren, Wien, ja ganz Europa; Das ist der böhmische Löwe, der sich dräuend erhebt aus einem zweihundertjährigen Schlafe." „Aber Dies seien unsere Bedingungen: In Böhmen sei ein Böhme Commandant, daher auch ein böhmisches Generalcommando, unabhängig von Wien außer in Angelegenheiten der Gesammtvertheidigung Oestreichs". „Windisch-Grätz werde als ein Feind der östreichischen Völker erklärt und vor ein böhmisches Nationalgericht gestellt" u. s. w.

Zum Schlusse meines Berichts noch ein Wort über den Ihnen vermuthlich bekannten Aufruf des Russen Bakunin an die Slawen. Ob diese excentrische ganz Europa in Trümmern stürzende Schrift in Deutschland Aufsehen gemacht hat weiß ich nicht; was Prag jedoch betrifft, so würde sie ziemlich spurlos vorübergegangen sein, wenn nicht die Zeitung der Slovanska Lipa einige Auszüge mitgetheilt hätte. Die „Prager Zeitung" sodann, in ihrem heiligen aber immer sehr deplacirten Eifer für Oestreich, der „das aus List, Gewalt und Verbrechen zusammengeknetete Ungethüm Oestreich", sowie „Jellachich, der Jesuit an der Spitze disciplinirter Banden", und der Aufruf zur Vernichtung der alten habsburgischen Monarchie etwas zu stark vorkommen mochten, fiel in einem wüthenden Artikel darüber her, brachte dieselben Auszüge wie die Slovanska Lipa, und machte so ganz Prag und Böhmen auf diese Schrift aufmerksam, welche dann auch reißend gelesen wurde. Man träumte schon von Preßprocessen, Auflösung der Slovanska Lipa und aller demokratischen Vereine, von Pulver und Blei u. s. w.; allein die Regierung scheint den Aufruf Bakunin's als das Machwerk einer überspannten Phantasie, und mit dem Troste après moi le déluge wol noch Jahrhunderte nöthig erachtet zu haben, ehe die Völker Europas sich zur „allgemeinen Föderation der europäischen Republiken" die Hand reichen werden: es blieb also Alles beim Alten. 32.

Blätter aus dem Tagebuche eines Physiognomikers. Herausgegeben von Mara L.... Leipzig, Hinrichs. 1848. 8. 1 Thlr.

Vor Jahren lebte in einer Mittelstadt Deutschlands ein Mann der alle öffentliche Orte besuchte, dort bald einem Herrn bald einer Dame seine ungetheilte Aufmerksamkeit aus der Ferne widmete, und wenn er sie sattsam betrachtet eine Schreibtafel aus der Tasche zog und nun, wie man glaubte, zu zeichnen anfing. Anfänglich hielt man ihn für einen Maler, als jedoch einstmals ein Neugieriger sich hinter seinen Stuhl geschlichen gewahrte er, daß er nicht allein zeichnete sondern auch schrieb. Er wurde daher gemieden, da er ein Mann war der die Physiognomik als einziges und ausschließendes Geschäft seines Lebens trieb, und ihr seine ganze Zeit und Thätigkeit widmete; er wurde um so mehr gemieden als er in der Lebhaftigkeit seiner Empfindungen so unvorsichtig gewesen war einige schlagende Fälle, in denen die wahre Denk- und Sinnesart mehrer hochstehenden Männer und Frauen sich so übereinstimmend mit seiner aus ihrem Aeußern erkannten Meinung erwiesen, in der Freude seines Herzens laut auszusprechen. Derselbe zog sich daher da er dies merkte ebenfalls zurück. Einstmals nun bediente man sich seiner als ein Diebstahl begangen war, wo auf unbegreifliche Weise eine bedeutende, in verschiedenen Münzsorten und Papieren bestehende Summe aus einem festverschlossenen Schreibtisch entwendet worden war, ohne daß ein Einbruch im Haus, Zimmer und Schreibtisch zu entdecken gewesen, noch ohne daß ein Fremder im Hause gewesen war, und die policeiliche Untersuchung bei den Dienstboten des Hauses auch nicht die mindeste Spur ergeben hatte. Der Physiognomiker wurde zu Rathe gezogen, und that den Ausspruch, daß der Mann, der vorgab bestohlen zu sein, sich selbst bestohlen oder vielmehr das Ganze nur erdichtet habe. Erwägt man nun, daß zu den bereits festgestellten, oben angegebenen Thatsachen noch hinzukommt daß ein Gerücht die Vermögensverhältnisse jenes Mannes als wankend bezeichnete, so wird man vor dem Scharfsinn unsers Physiognomikers nicht sonderlich großen Respect zu haben brauchen; denn es müßte ein höchst mittelmäßiger Untersuchungsrichter ganz vernagelt sein, wenn er unter den obwaltenden Verhältnissen den letzten Punkt nicht sofort als die größte Wahrscheinlichkeit ins Auge faßte.

Auf diese Weise führt der Herausgeber oder die Herausgeberin uns zuerst den Mann persönlich vor, dessen Tagebuch er oder sie hernach mittheilt. Das Tagebuch besteht aus einzelnen Erzählungen; der Leser wird nach dem bereits angeführten Beispiele schon von selbst keine besondere Tiefe der psychologischen Auffassung und Entwickelung erwarten; überhaupt wird er sich getäuscht finden, wenn er tiefergehende geistige Momente aus diesen einzelnen Erzählungsbruchstücken aufsuchen wollte; dabei soll jedoch nicht gesagt sein, als ob dieselben gar kein Interesse in Anspruch zu nehmen vermöchten, im Gegentheil sie sind ganz gut mitunter ausgeführt, ohne dabei jedoch Anspruch auf größere Bedeutung machen zu können. Nehme man beispielshalber die erste Erzählung welche rein criminalistischer Natur ist, und vorzugsweise vor den Assisen spielt. Ein alter auf Pfänder leihender Mann, Coppius, wird in seinem Bette, dessen Kissen mit Blut bedeckt sind, das aus einer tiefen Wunde am Hals geflossen scheint, todt gefunden. Kostbarkeiten, Silberzeug war alles entwendet. In demselben Hause wohnte ein Holzhauer Stron; die bei ihm vorgenommene Haussuchung ergibt daß man eine scharf geschliffene Axt und ein blutiges Schnupftuch, aber nichts von Kostbarkeiten findet. Die Axt erklärt er für sein täglich geführtes Handwerk, das blutige Schnupftuch durch eine an dem Daumen der linken Hand noch sichtbare Wunde die er sich bei der Arbeit beigebracht habe. Der Mann wird verhaftet. Man braucht nicht Jurist zu sein um einzusehen, daß eine solche Verhaftung auf solche Indicien hin ein wahrer Frevel ist; später stellt sich denn auch heraus, namentlich durch die Beobachtung des Physiognomikers, daß ein Anderer die That wirklich begangen hat. Wir können auch hier nicht viel auf den Scharfblick des Physiognomikers geben, da er seine Kunst nur dadurch entwickeln kann, indem der Verf. die den Physiognomiker umgebende Welt als fast möchte man sagen bornirt hinstellt, um ihm Gelegenheit zu geben seine Kunst zu entwickeln. Mehr oder wenig gilt das hier Gesagte auch von den andern Erzählungen des Buchs. 33.

Lesefrüchte.

Chateaubriand über die Revolution.

Zu einer Zeit, wo die Französische Revolution, unkenntlich und blutbefleckt, in Europa in die Meinungsacht erklärt ward und verdammt schien nur mehr Haß und Ekel zu erregen, war der erste Schriftsteller welcher im Auslande ihre Vertheidigung zu unternehmen wagte ein 28jähriger Emigrirter, dessen Familie der Terrorismus decimirt hatte. In London gab Chateaubriand 1797 das Werk heraus welches Carrel den „étonnant Essai sur les révolutions" heißt. „Die Französische Revolution", sagt der junge Denker, „kommt nicht von diesem oder jenem Menschen, von diesem oder jenem Buche, sie kommt von den Dingen. Sie war unvermeidlich; davon wollen tausend Leute sich nicht überzeugen. Sie entstand besonders aus dem Fortschritt zugleich in der Erkenntniß und in der Verderbniß; darum bemerkt man in der Französischen Revolution so viele treffliche Principien und unheilvolle Folgerungen; erstere entspringen aus einer erleuchteten Theorie, letztere aus der Sittenverderbniß."

Der altschottische Dichter Barbour.

Seit Alfred dem Großen, dem Gründer der britischen Freiheit, war die Nation nie völlig von der Macht ausgeschlossen. Dichtungen, Chroniken und Romane Englands tragen ein volksthümliches Element in sich. Mit Staunen findet man bei dem Schotten Barbour, Chaucer's Zeitgenossen, folgende Verse auf die Freiheit, in welchen ein unsterbliches Gefühl der Sprache unvergängliche Schönheit verliehen zu haben scheint. Stil und Worte haben kaum gealtert:

> Ah freedom is a noble thing!
> Freedom makes man to have a liking;
> Freedom all solace to man gives.
> He lives at ease that freely lives:
> A noble heart may have none ease,
> Nor nought else that may it please,
> If freedom fail.

21.

Vergessen wir Das nicht.

Ja, vergessen wir Das nicht, denn bei der in Deutschland umsichgreifenden, fast schon Mode gewordenen Oberflächlichkeit des Wissens und Lernens steht wirklich zu besorgen, daß wir nahe daran sind zu vergessen was uns das Urtheil eingetragen hat welches das „Athenaeum" bei Anzeige von „Greek verbs irregular and defective, by *W. Veitch*" (London 1848) über deutsches Lernen und deutsches Wissen abgibt. „Eine Hauptursache", heißt es, „warum die deutsche Gelehrtenschaft die jeder andern Nation überragt, ruht in der ihr eigenthümlichen Theilung der Arbeit. Wer in Deutschland den Ruf gewinnen will den Vorrath des Wissens vermehrt zu haben, der wählt sich einen Gegenstand oder den Zweig eines Gegenstandes von mäßigem Umfange. Mit diesem beschäftigt er sich, in diesem taucht er bis auf den Grund, ihm widmet er alle Kräfte seines Geistes, befruchtet ihn mit allen Quellen seiner Gelehrsamkeit. Was leicht vorauszusehen, geschieht. Die Deutschen sind die Lehrmeister der Welt. Ihre Erzeugnisse werden in England geachtet, Amerika eilt sie zu übersetzen, sie sich anzueignen." 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 58. —— 8. März 1849.

Erwin Speckter und seine Briefe aus Italien.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 57.)

Im November eilte Speckter über die Alpen, mit schweren Vorgefühlen von der deutschen Erde scheidend. Nachdem er in Verona sich rasch und mit Genuß umgesehen, weilte er zuerst in Venedig. Hier, und mit dem Weg von Padua nach Venedig, beginnen die herausgegebenen Briefe an die Seinigen, und gleich die ersten lassen aus ihrer Mannichfaltigkeit von Beschauung und Urtheil, und der Leichtigkeit des beredten Wiedergebens den Menschen voll Liebe für die Kunst, Sinn für das Naturvolle und Gebildete, den Maler und den poetischen Jüngling nicht verkennen. Nicht nur entzückt ihn Welt und Kunstgestalt, und beobachtet er so die Elemente des Malerischen im Großen und Kleinen wie die Werke und Eigenschaften der Künstler, sondern überall ist er beschäftigt Erscheinung und Bedeutung ineinanderarbeitend zu steigern. Zu den Dingen die er besieht sucht er sofort ihre Geschichte, ihren Charakter, bildet einen allgemeinen Werth und Odem, Seele und Stimmung ihnen ein. Und die Bewegungen die sittliches Urtheil über vergangene Geschichten und gegenwärtige Zustände ihm eingibt theilt er dem Horizont seines Auges mit, schmelzt sie ein in die alten Gebäude, in die Blicke von Meer und Himmel, die Bilder des Tages und der Nacht. So lebhaft faßt er Alles, daß wir ihn stets umdrängt von Vorstellungen sehen, die er doch nicht lassen kann bildend und umschwingend zu vermehren, und er müßte erliegen, käme ihm nicht zu rechter Zeit die abspringende Laune, die die Geister heimschickt, und als Complement des Schwärmens der Witz zu Hülfe, der sich das Alltägliche und Prosaische zur Erfrischung zubereitet.

Nicht minder viel findet er auf dem Weiterweg über Padua, Ferrara, Bologna, den Apennin zu sehen, zu schildern, zu dulden und zu scherzen. Um Florenz brachte ihn Regen und Zahnweh, und weil eben der Papst gestorben, und die Fastenzeit mit geschlossenen Galerien zu erwarten war, eilte er mit Rasten in Perugia und Assisi über Foligno und Spoleto, Narni und Monterosi nach Rom, wo er Mitte Decembers ankam. Bei der Annäherung an dies Ziel fällt das ganze Wagniß des Berufs ihm auf die Seele.

Hier (bei La Storta, der letzten Station) stieg ich auf einen Hügel und sah — die Peterskuppel! Ich kann Niemand sagen wie mir wurde; ich zitterte, ich hätte die Augen zuhalten und Nichts sehen mögen... Hier war nun das Ziel, da konnte ich Alles finden was ich nur suchte, oder in Allem auch getäuscht werden... Was sollte ich hier nicht alles Herrliches, Großes sehen und erleben, was nicht Alles erfassen und zurücktragen in die arme jetzige Welt!.. O Gott, wo so viele Menschen gezittert, gebebt, gefallen und verschollen sind, da sollte ich winzig kleiner Zwerg leben und Leben schaffen! Bang wurde mir.. und so lag doch mein Schicksal auf der Wage, und hing an einem Haar... Entweder gekrönt hier oder wie ein armer Sünder hingerichtet. Ja, ich sah ein Gefängniß, wo ich meinen Namen verlieren würde für ewig, und mich selbst nicht mehr kennen darf... Wozu ward ich denn so ausgezeichnet, warum sah ich so viel Herrliches? Um Nichts zu werden und wie Staub vor dem Winde zu verwehen? O Gott, dann lebe ich ja nur noch, ohne je gewesen zu sein, dann lebe ich ohne Seele; ja — gräßlich, gräßlich bange wurde mir, und je näher wir kamen desto ängstlicher. Ich konnte Nichts mehr denken als Gott bitten, er möge sich meiner erbarmen; und er erbarmte sich auch insoweit meiner, daß ich ruhig wurde, und darüber nachdachte wie ich, auch wenn Alles fehlschlüge, nicht verzweifeln, wie ich, wenn auch namenlos und unbekannt, doch ruhig meine Zeit ausharren, und im Verborgenen schaffen wollte was ich könnte, und dann in Vergessenheit sinken.

Wäre ich anders nach Rom gekommen, hätte ich Frieden mit mir selbst gehabt, wäre ich ganz mit mir einig gewesen, hätte die ruhige, feste Ueberzeugung von Manchem gehabt, die mir aber fehlte, dann würde vielleicht vor Entzücken im ersten Augenblick das Herz zersprungen sein, denn eigenthümlich mächtig und ergreifend ist es. Aber so war ich nicht... so empfand ich zuerst nur die tiefen Schmerzenslaute der zerbrochenen Leier, des zertrümmerten Roms; ich sah nur die offenen Gräber und die klagenden zürnenden Helden daraus hervorgehen.

Indessen fand er gute Bekannte, Eberle, der ihn zu Cornelius führte, und in einer muntern Künstlergesellschaft, wo ihm Rietschel mit Wärme entgegenkam, den alten Freund Milde, zu dem er zog.

Bald labte er sich (1831) an Roms frühem Frühling und der Pracht der Stadt, und während die Unruhen des damaligen Interregnums der Tiare, Verspottungen und Erschreckungen des zaudernden Conclave ihn umgaben, besuchte er die Werkstätten der bedeutendsten nordischen Künstler daselbst, und die Wunder des Vaticans. Im Februar Zeuge der Krönung Gregor's XVI., und der Beängstigungen die ihr unter Aufständen im Kirchenstaat, und republikanischen Regungen in Rom als-

bald folgend aufs abenteuerlichste den Carneval durchflochten und kürzten, konnte er in diesem Wechsel bedrohlicher und bacchantischer Zustände doch in die nähern Umgebungen, zu alten Kirchen und neugeschmückten Villen wandern, Ruinen und Kunstwerke musternd, schöne Tage genießen. So noch im März, wo die Tumulte einschließen, und ihm auch die Campagna offen stand, und im Anfang April, wo zwar die Nachrichten von einer entferntern Bewegung, der Agonie Polens, ihn erschütterten. Durch alle unbefangene Mittheilungen aber, begeistertes Anschauen, selbstvergessene Carnevalsaugenblicke, freisinnige Kritiken, genußreiche Ausflüge, zieht sich ein eigenster Schmerz; „da ich mich eigentlich mein Leben lang selbst getäuscht, und erst seit kurzem wiedergefunden und erkannt hatte wie ich war und in der Welt stand".

Ich wollte ich wäre nicht über die Alpen gegangen! Schwer muß ich es büßen, schwer den seligen Genuß des Schwelgens in Schönheiten hier durch innere Unruhe und Sorgen erkaufen. Immer möchte ich schaffen und arbeiten, aber immer ist so viel noch erst zu lernen, zu sehen, zu genießen, daß ich nicht dazu komme, und dann quält es mich wieder, daß ich so im Lernen vielleicht Alles verlerne.

Das Grab seiner Jugendträume lag vor ihm.

Wer Etwas selbst schaffen will, der muß Das nicht gleich die ersten Monate in Rom wollen. Da geht ihm eine so neue Welt auf, daß er, ehe er einen Platz zur Ruhe finden kann, lange erst in dieser herumirren, und sich die Fußwege suchen muß. Nun endlich hoffe ich jedoch bald beginnen zu können. Ich fühle mich heimischer, ich habe nun das Schlachtfeld recognoscirt, es mag der Kampf beginnen. Eigentlich habe ich auch schon seit gestern angefangen, freilich nichts Großes, sondern nur ein lebensgroßes Portrait, halbe Figur. . . Es ist eine Bettlerin hier von 19 Jahren, und wenn es mir gelingt, so soll das Ganze ein echtes Bild vom einstigen und jetzigen Italien werden. Denn nur noch in den Weibern lebt der Funke alter Größe, Adel und Freiheit fort; sie sind alle noch Königinnen (selbst meine Bettlerin). Das also, was mir aus keinem Kopf je so klar entgegengetreten, hoffe ich hauptsächlich aufzufassen und wiederzugeben. Die Luft soll ein glühender Abendhimmel sein; denn noch dieselbe Glut und Schönheit belebt die Natur, aber Italiens Sonne ist untergegangen. In der Landschaft sollen aus der üppigsten Vegetation Trümmer von Göttertempeln hervorragen (der Contrast der Natur und der Zeit), und an den Ruinen von Palästen arme Bauerhütten und Vignen liegen.

Indem er dann Anderes zum Beweise daß er nicht unthätig gewesen anführt, gibt er eine Uebersicht über Skizzen und Compositionen die er damals gezeichnet, 33 an der Zahl. Ihre Wahl, ihr Wechsel, seine Glossen dazu charakterisiren Speckter's Wesen und damalige Verfassung.

Zuerst einige Blätter Erinnerungen von der Reise; dann aus Goethe's „Tasso" die Beschreibung des goldenen Zeitalters: „Erlaubt ist was gefällt." Dann wie der Herr den Tempel reinigt und das unnütze Gesindel hinausjagt, das sich zum Anstoß der Welt da versammelt. Dann wie er Saul auf dem Wege gen Damaskus erscheint — „wer das reine Göttliche, das Edle und Große verfolgt löckt wider den Stachel"; o, würden Saule Paule! Dann wie der Herr den Jüngling von Nain erweckt (an dem Tage als mir die warme Sonne wieder neues Leben in die Stube schien). Er gibt ihn seiner Mutter (den Seinen) und der Welt wieder; wo er uns auch zu sein heißt, da sollten wir ja gerne sein, und sieht es noch so bunt und stürmisch aus; wo er uns erscheint und unser blindes Auge entzückt, da ist ja Alles Himmelsfreude und Schönheit. Drum in der Welt nicht der Welt, sondern nur ihm gelebt. Dann wie der Herr vor Kaiphas steht und auf die Frage: „Bist du Gottes Sohn?" antwortet: „Du sagst es, ja ich bin's." Da tobt die elende Welt, wie kann sie Das ertragen? Alles Gift zischt sie nun aus; sie verfluchen, verspotten, schlagen ihn, zerreißen ihre Kleider, und er allein steht ruhig und sieht mit edlem Mitleid sie an. Dann ein Verruchtes: wie Christus den bösen Geist in die Säue treibt und diese ins Meer stürzen. Dann zwei mal aus der Erinnerung gezeichnet das Portrait einer wunderschönen, ganz jungen Engländerin, deren Schönheit mich eine kurze Zeit lang etwas verrückt gemacht hatte, sodaß ich immer nur sie suchte und verfolgte. Dann der Engel der den Petrus aus dem Gefängniß führt, wie die Wachen schlafen. Ja Gottes Engel werden einst die Bande lösen, trotz aller Wachen! Dann Christus und Zachäus am Maulbeerbaum: wer nur erst ihn sucht und sehen will, den ruft er, und geht, sei er noch so klein, zum Aerger der übertünchten stolzen selbstgefälligen Welt in des Sünders Haus zu Tisch. Dann eine Scene aus unserm Kneipenleben hier, wie Zwei hinausgeworfen werden und Alles sich in eine allgemeine Prügelei auflöst. Dann abermals Saulus auf dem Wege nach Damaskus, etwas anders dargestellt. Dann drei römische Grazien, die ich einmal gesehen, und denen ich lange nachgestrichen, da ich durch ihre Schönheit, wie ihr Schatten, nicht hinter sie, sondern an ihre Seite gebannt war. Dann eine Faunengeschichte. Dann nach einer deutschen Volkssage Heinrich von Kempten, der den Kaiser Otto, als bei der Unterhandlung vor einer italienischen Stadt die Bürger ihn meuchlings umbringen wollten, befreit, und sie Alle zum Teufel jagt. Dann grauenvolle Ahnungen und Träume aus dem römischen Carneval, die, wenn sie auch nicht so eingetroffen sind, bei mehr Energie doch wol hätten eintreffen können. Dann die drei Männer im Feuerofen, der bekehrt werdende Nebukadnezar und die Feueranschürer, die von den Flammen verzehrt werden. Mögen die Misgeburten der Zeit auch alles Große ersticken und verbrennen wollen im Feuerofen, einst verzehrt sie selbst die Flamme, und Gottes Engel wird die Getreuen erretten, die im Schmerz fest beharren, sein Lob singen und seinen Namen verkünden. Dann wieder eine meiner römischen Schönheiten, deren man hier ja alle Tage so viele sieht; doch nur die einen besondern Eindruck auf mich gemacht zeichne ich nachher aus der Erinnerung. Wieder zwei dergleichen, und noch eine dergleichen in einer Kußgruppe. Dann Maria, die zur Elisabeth kommt (wieder an einem wunderschönen Tage gezeichnet, als ich nach Haus dachte, an das Liebste auf Erden und die süßesten Freuden hier; da ward mir selbst so friedlich still). Dann wie Christus trotz aller verschlossenen Thüren unter den furchtsamen Seinen erscheint und sagt: „Friede sei mit euch!" Auch mir, trotz meines Herzens verschlossener Thür, trotz Mistrauen, Angst und Furcht, hatte er Frieden gebracht. Dann der Anakreon, der auf einem Brunnen unter einer Weinlaube sitzend eben seine Lieder ausgesungen hat, entzückt zum Himmel blickt, und den Knaben Amor, der an seiner Seite lehnt, dabei herzt. Dieser schlägt auf seiner Leier noch einige Accorde nach, denn nur durch dieses Knaben Hülfe schuf er so und wirkte. Eine Frau, von Wonne berauscht, bietet ihm zum Lohn eine Schale Wein; im Weinlaubdach der Laube sitzen noch drei Amoretten, die zugehorcht, der eine von ihnen läßt eine Nachtigall es nachsingen, der andere zwei Tauben schnäbeln. Unten nun sind lauter Zuhörer, denen man allen auf die verschiedenste Weise, nach Alter und Individualität, die Wirkung des eben Gehörten ansieht. Dann Randverzierungen wie unsere Weihnachtsbilder zu Parabeln aus der Bibel, zum Gebrauch in Schulen, als: die Knechte schlafen und der böse Feind säet Unkraut unter den Weizen; es wächst zusammen auf, aber der Herr der Ernte läßt erst das Unkraut sammeln, in Bündel binden und ins Feuer werfen und dann das Korn schneiden. Ach leider schlafen so viele

Knechte jetzt! Aber säet nur Unkraut aus, der Herr wird's schneiden lassen und verbrennen! Dann Moses, der Wasser aus dem Felsen schlägt, und dem verschmachtenden Volke in der Wüste zu trinken gibt. Die Welt ist eine Wüste und Viele verschmachten jetzt. O Gott, gib Wasser, gib Labung! Kommt kein Moses der den Felsen schlägt? Wie leicht murren wir! So lange hat Gott uns geführt, und kaum haben wir kein Wasser, so verzagen wir. Dann Christus und die Ehebrecherin: Wer ohne Sünde ist hebe den ersten Stein auf. Hat dich Keiner verdammt, so verdamme auch ich dich nicht; gehe hin und sündige nicht mehr. Er ist der Sünder und Kranken Arzt und Erbarmer. Dann Johannes in der Wüste, der dem Herrn den Weg zurichtet und seine Stiege richtig macht, der die Thäler ausfüllt und die Berge erniedrigt, der das Feld ackert für den Samen der gesäet werden soll. Thut Buße, denn das Himmelreich ist nahe (d. h. jetzt der Jüngste Tag)! Dann Hagar in der Wüste; die Welt ist so wüst, kein Schatten, keine Labung mehr. Gott sende deinen Engel, daß er die Quelle zeige (ich bin der Ismael)! Dann Simson bei der Delila, und dieses noch ein, zwei bis drei mal. Du wirst dich über den Gegenstand wundern, und doch ist's nicht lächerlich, es liegt, finde ich, ein ungeheuer tiefes Symbol darin: alles Edle auf Erden hat seine Schwäche, und in solchem Augenblick wird es überwunden von der erbärmlich schwachen, elend lügenhaften Welt. So der Simson von den Philistern; er ruht in der Delila Schoos, der ist der Punkt, der der Quell alles Unglücks und auch wieder alles Glücks. Aus ihm entsproßt der Edelste und Elendeste; Dies ist der Fleck der Helden besiegen kann, und wer die Welt erobern will scheitert auf Erden vielleicht hier. Laßt ihn nur nicht wiedererwachen, schneidet seine Kraft ihm weg und es ist aus. O schändlich Ding, du Weib! Mit Liebe schläferst du den Mann ein, und dann verräthst du ihn, übergibst ihn dem Elend der Welt! O Delila! Und selbst bei der schönsten Liebe: nimmt erst ihr Schoos uns auf (und ist's auch keine Delila), so finden wir den Himmel hier, aber auch eben der kettet uns ganz an die Welt; spät oder früh, hier wird sie einst uns überlisten und fangen. Dann die Zeichnung zu dem beschriebenen Oelbild (Portrait). Dann Jeremias, der um Jerusalem weint; Rom ist Jerusalem und Babel. Dann Stephanus, der frei der Welt, den Richtern und falschen Zeugen von Gott verkündet und nun den Himmel offen sieht. Da kreischen sie: er ist ein Gotteslästerer, ist toll! Der auf der Welt Gott sieht, der begeht für ihre Kinder ein Verbrechen, sie wollen ihn nicht sehen; darum verdammen sie ihn, legen ihre Kleider ab und steinigen ihn. Dann wieder zwei schöne Römerinnen, die ich in der Kirche gesehen, und noch manche andere Dinge und Studien.

Nun ward er noch in der Osterzeit für das Abschiedsfest das die jüngern Künstler ihrem Heros Cornelius rasch bereiteten zu einer muthig improvisirten Arbeit veranlaßt. Mit Eberle und Neher hatte er die Transparente übernommen. Zwei symbolische Figuren, von Cornelius selbst für ein Deckenbild der Pinakothek auf Michel Angelo bezüglich entworfen, und in Cartons von Eberle vorhanden, die Kraft und die Phantasie, wurden, jene von Neher, diese von Eberle, für die Festdecoration gemalt. Statt Dessen aber was der Meister in der Mitte componirt hatte, was hier nicht anzuwenden war, zeichnete Speckter die Malerei, überlebensgroß, ohne Skizze und Modell, mit zwei Knaben dabei in einem Tage fertig („freilich", bemerkt er bescheiden, „mag es danach geworden sein"). Einen vollen Blumenkranz im Haar, die Flamme der Begeisterung auf der Stirn, blickt sie vertieft in die Welt hinaus, in einer Hand die Palette, die andere gehoben, eben im Begriff zu schaffen; buntfarbige Flügel, als dem Himmel entsprossen, die sie über die Erde breitet; zu ihrer einen Seite sitzt ein Knabe der kindisch erfreut und sinnend in einen Spiegel sieht; auf der andern Seite ist ein Knabe der auf seinen Schultern die Tafel trägt auf der sie schaffen soll. So ward es in kameradlicher Munterkeit gemalt, und dann, als es eben vor Thorschluß fertig war, in Villa Albani das überaus fröhliche Fest gefeiert.

Etwas später erhielt Schadow sein Abschiedsfest, woran Speckter gleichfalls theilnahm. Auch dieses gab ihm Anlaß zu einer Zeichnung, jedoch einer nachträglichen leichtern Charakters. Es ward nämlich in Palazzo Cafarelli gefeiert. Diplomatische Tinten, die sich beigemischt hatten, ein schwerverständliches Festgedicht, endlich daß eine lustige Nachfeier im Garten die Misbilligung moralischer Seelen sollte erfahren haben, erregte unsern Speckter Tags darauf einen großen Caricaturenzug zu zeichnen, auch ein launig-schwülstiges Gedicht jenem entgegenzusetzen, dessen Exordium (I, 239) ergötzlich genug ist.

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung.)

Gespräch zwischen Guizot und Louis Blanc.

Wie Andersen einen Roman englisch („The two baronesses")*), so hat ein ungenannter Engländer ein französisches Buch geschrieben: „Dialogues des morts politiques. Prémier dialogue. Interlocuteurs: Monsieur Guizot et Monsieur Louis Blanc" (Oxford 1848). Es enthält also in dieser seiner ersten Abtheilung ein politisches Gespräch zwischen den Herren Guizot und Blanc auf englischer Erde, und dem Verf. gebührt das Lob, in die Ansichten beider Männer sich gewandt hineingedacht und die Vertheidigung ihrer politischen Maßnahmen Beiden geschickt in den Mund gelegt zu haben. Auf die abstracten Grundsätze denen Beide gehuldigt geht der Verf. nicht ein, sondern beschränkt sich fast nur auf die Ereignisse welche für die Probe derselben gelten können, und auf die Klugheit oder Unklugheit mit welcher beide Männer sich benommen. Obschon daher die Schrift im Ganzen mehr ein literarisches Curiosum als eine politische Denkwürdigkeit ist, sollte sie doch als Ausdruck der Gesinnung eines sehr gebildeten Engländers nicht übersehen werden. Das Gespräch datirt vom August, und inwiefern der Verf. auf sein Französisch auf Gnade rechnen darf, bezeuge der Anfang.

M. Guizot. Eh bien! Citoyen Blanc, vous voilà donc aussi arrivé dejà, sur cette terre si près de la France, cez cette nation qui en est loin.

M. Louis Blanc. Il n'est pas nécessaire, je crois, que je vous raconte en détail les événements, aux quels je suis redevable, tout innocent que je suis, de l'hospitalité anglaise. Vous savez sans doute dejà, et qu'il vous suffise de savoir, que c'est un peu malgré moi que je me trouve sur les bords de cette Tamise, ou la liberté proscrite, a le privilége d'errer, comme une ame en peine, aux rivages du Styx. Mais n'oublions pas, Monsieur l'Ex-ministre, que vous y étiez avant moi, et un peu par moi, et que vous y resterez, comme je pense, plus long temps. Non pas que j'aie besoin de consoler ma défaite, par le spectacle d'une ruine plus complète que la mienne: croyez plutôt, Monsieur, que j'ai plus de plaisir à rencontrer en vous ici un compatriote illustre qu'un vaincu memorable.

M. Guisot. A la bonne heure, Monsieur, je suis

*) Vergl. Nr. 241 d. Bl. f. 1848. D. Red.

charmé de vous voir dans ces sentiments qui répondent d'avance aux miens. Et moi aussi, si j'avais besoin de consolation, je la trouverais en moi-même. Mais pour mon propre compte, et si je pouvais oublier les désastres dont je n'ai pu sauver ma patrie, je me trouverais bien d'être, où je suis, et ce que je suis: les allures et les idées de ce pays me conviennent assez, et si je suis moins riche qu'un honnête homme ne devrait l'être en Angleterre, vous le savez, Monsieur, ce n'est pas la richesse du moins que j'ai demandée aux grandeurs, — et pour un homme borné dans ses désirs c'est dejà quelque chose, que n'être pas ministre de France. 2.

Bibliographie.

Aus den Papieren eines Spatzen. Märchen für eine Morgenstunde von Marilla Fittchersvogel. Berlin, Expedition des v. Arnim'schen Verlags. 1848. Gr. 8. 10 Ngr.

Cappe, H. P., Die Münzen der deutschen Kaiser und Könige des Mittelalters. 1ste Abtheilung, die zweiseitigen Münzen enthaltend. Mit 22 Kupfertafeln. Dresden. 1848. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.

Grüning, E., Gedichte. 1ste Sammlung. Hamburg. 1848. 8. 24 Ngr.

Das Heimelchen. Dämmermährchen von Allerlei Rauh, aus der Familie der Heimeli im blauen Ländchen. 2te Auflage. Berlin, Expedition des v. Arnim'schen Verlags. 1848. 8. 20 Ngr.

Künzer, G., Im Jahr der Verwirrung 1848. Sechs Gedichte. Neisse, Graveur. 16. 5 Ngr.

Libussa. Jahrbuch für 1849. Herausgegeben von P. A. Klar. 8ter Jahrgang. Nebst 1 gestochenen Portrait und 1 gestochenen Ansicht. Prag. Gr. 16. 1 Thlr. 20 Ngr.

Reimchronik des Pfaffen Maurizius. Caput I. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt. Gr. 12. 7½ Ngr.

Wintergrün. Taschenbuch auf 1849. Begründet von G. Lotz. Herausgegeben von dessen Wittwe. Hamburg, Herold. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Berghänel, F., Fenster-Bilder. Eine Weihnachtsgabe für Alle die das Volk lieben und zum Volke halten. Ronneburg, Hofmeister. Gr. 8. 2 Ngr.

Bielitz, C., Die Napoleoniden im J. 1849, mit geschichtlichen Notizen aus dem Leben sämmtlicher Mitglieder der Napoleoniden-Familie, seit deren Erhebung vor 50 Jahren bis jetzt. Mit dem Portrait von Carl Louis Napoleon Bonaparte. Berlin, Winckelmann u. Söhne. 8. 5 Ngr.

Burger, A., Predigt am Reformationsfest, zugleich Gedenktag des vor 200 Jahren geschlossenen westphälischen Friedens am 29. Oktbr. 1848 zu München gehalten. Nördlingen, Beck. 8. 2 Ngr.

Cameo, Der rechte Augenblick. An die Völker Deutschlands und Oesterreichs. Wien, Tendler u. Comp. 1848. 8. 2 Ngr.

— — Unsere Gegenwart. 1. Die neue deutsche Kaiserzeit. 2. Der drängende Moment. Ausgegeben am 29. März. Ebendaselbst. 1848. 8. 2½ Ngr.

— — Oesterreichs Lage und sein Weltberuf. Ausgegeben am 27. März. Ebendaselbst. 1848. 8. 2½ Ngr.

Delbrück, B., Die Reform des Civil-Prozesses durch Oeffentlichkeit, Anwaltszwang und Schwurgericht. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 5 Ngr.

Grävell, Schluß! Schluß! Schluß! Sechs Reden, so in der constituirenden Reichsversammlung wegen des Schlußrufes nicht zu deren Ohren gekommen sind und deßhalb nun ihren Augen vorgelegt werden, da die Beherzigung noch nicht zu spät ist, nebst ausführlicher Betrachtung über ihre Wirksamkeit. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 21 Ngr.

Honcamp, F. C., Die Schullehrer-Seminarien und ihre Reorganisation im Geiste der Zeit. Soest, Nasse. Gr. 8. 9 Ngr.

Jacobi, F., Ueber die Nothwendigkeit einer Umgestaltung der Schullehrer-Seminarien und die Weise, wie sie am zweckmäßigsten geschehen könnte. Ein pädagogisches Gutachten. Ansbach, Gummi. Gr. 8. 6 Ngr.

Kalifornien, das Goldland. Seine Lage, seine Größe, sein Klima, sein jetziger Zustand. Mit Abbildungen, Karten, und Portrait. Leipzig, Expedition der illustrirten Zeitung. Hoch 4. 5 Ngr.

Koch, F., Die drei offenen Briefe an Krackrügge. Neue Auflage. Erfurt. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Dritter offener Brief an Krackrügge. Eine Antwort auf dessen 5 erste Berichte an seine Wähler. Ebendaselbst. Gr. 8. 1½ Ngr.

Künßberg, H., Das deutsche Verfassungswerk im J. 1848. Eine zeitgeschichtliche Monographie. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 9 Ngr.

Leeden, van der, Gedanken eines Soldaten über die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, mit einem Hinblick auf die Schrift: „An das preußische Volk und dessen Vertreter gegen den Eid auf die Verfassung." Geschrieben im September. Torgau, Wienbrack. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Mertz, Ein neuer Vorschlag zu unserem Wahlmodus hauptsächlich gegen den Saegertschen gerichtet. Potsdam, Riegel. Gr. 8. 2 Ngr.

Napoleon III. Präsident der französischen Republik, präsumtiver Kaiser der Franzosen. Sein Leben, seine Schicksale und Charakter, Geschichte des Prozesses über die Aufstände Louis Napoleons &c. Aus den besten französischen Quellen. Mit Louis Napoleons Portrait und 2 Scenenbildern aus seinem Leben. Meißen, Goedsche. 8. 7½ Ngr.

Die Oldenburger in Schleswig-Holstein im J. 1848. Geschrieben von einem Offizier des 1. Bataillons. Oldenburg, Schmidt. 8. 5 Ngr.

Palmié, R., Das Königthum von Gottes Gnade. Predigt gehalten am Geburtsfest Sr. Maj. des Königs von Preußen, den 15. Octbr. 1848 zu Stettin. Stettin, Weiß. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Preußens Adler. Predigt gehalten am Sylvesterabend 1848 zu Stettin. Ebendaselbst. Gr. 8. 2½ Ngr.

Pichler, A., Aus dem wälsch-tirolischen Kriege. Wien, Keck u. Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Plan einer geregelten deutschen Auswanderung und Ansiedelung in den Vereinigten Staaten Nordamerika's, mit besonderer Berücksichtigung unbemittelter Auswanderer. Eine Denkschrift, gerichtet an alle Beförderer einer geregelten deutschen Auswanderung &c. Herausgegeben von dem hessischen Zweigvereine des Nationalvereins für deutsche Auswanderung und Ansiedelung zu Darmstadt. Darmstadt, Leske. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Privilegien der Parlaments-Mitglieder. Andeutungen für Befreundete in der Reichs- und in den Stände-Versammlungen. Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 3 Ngr.

Project zu einem deutschen Marine- und Handelskanal zwischen der Ostsee und der Elbe, wie auch zu einem Kriegshafen für die deutsche Flotte. Rendsburg. 1848. Gr. 8. 12 Ngr.

Der Sozialism und die Kirche von R. Paderborn, Schöningh. 1848. 8. 1 Ngr.

Vogt, C., Der achtzehnte September in Frankfurt. Im Auftrage der Clubbs der Linken vom Deutschen Hofe und vom Donnersberge geschildert. 2te Auflage. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 1848. 8. 7½ Ngr.

Weichsel, F. F., Die Vorwürfe, welche der Preußischen National-Versammlung gemacht sind, sowie die Stellung ihrer Mitglieder zu der Verfassung vom 5. und den Wahlgesetzen vom 6. Decbr. 1848. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 7½ Ngr.

Weiske, J., Das deutsche Recht der Schutz der Arbeit. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 7½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 59. —— 9. März 1849.

Erwin Speckter und seine Briefe aus Italien.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 58.)

Speckter schildert den Seinen lebendig und hübsch die Reize und Behaglichkeiten seines Lebens in Rom, ohne die Siroccoplagen ganz zu verschweigen. Trotz diesen stärkt er sich durch weitere Arbeit, indem er zu jenem idealisirten Bildniß ein zweites entwirft und untermalt. Er schreibt am 20. Juni:

Da habe ich denn oft von Morgens 6 bis Abends 7 und 7½ Uhr gearbeitet, sodaß ich Abends sehr matt war, nicht schreiben konnte, nur etwas gehen, Eis essen und schlafen.

An der Offenheit und Wärme womit seine jetzige engere und weitere Welt in seine Briefe hereinkommt, an seinen bestimmten Urtheilen über neuere Künstler und Kunstwerke, und was sonst seiner Beobachtung sich darbot, merkt man, daß er innerlich sich festigte, während äußere Aussichten, die ihm gemacht waren (auf Beschäftigung in München), sich vorderhand hinausschoben, und überhaupt seine Lage nicht sorgenfrei war. Nervenleiden rührten sich, Fieberanfälle störten ihn; doch zeigen seine Briefe an Chateauneuf (aus dem August und September) über Michel Angelo und Rafael, über Architektur, über die Kunstjünger die gerade zu Rom weilten, über sich selbst den denkenden, ernstlich strebenden Künstler. Er habe, sagt er unter Anderm, erst recht deutlich eingesehen wie nothwendig eine praktische Fertigkeit ist, und daß ein richtiges Gefühl allein nicht ausreicht, sondern eine klare Kenntniß und Behendigkeit, dieses schnell und ohne viele Mühe anzuwenden, durchaus nöthig sind. Zu früh einer zu pedantischen Zucht entlaufen, habe er zu sehr jede gehaßt, wie ein wildes Füllen springend im goldenen Sonnenschein des grünen Waldes.

Nun fast zu alt — doch war er noch nicht volle 25 Jahre — muß ich noch tragen lernen, und früh zu verschnaufen hindert mich die Stange; ich muß von Spornen mir die Weichen blutig reißen lassen, will ich mit der Brüderschar schulgerecht zu Felde ziehen... Bis ich jetzt bei meiner kränklichen Constitution das Alles nachgeholt, wird vielleicht zur Anwendung keine Zeit mehr sein; ehe nur der halbe Weg erreicht ist, muß wol ein armer Teufel sterben.

Dessenungeachtet soll mich Das nicht abschrecken gewissenhaft und mit ganzem Ernst den Weg den ich eingeschlagen unter Gottes Hülfe zu verfolgen, wenn auch im Allgemeinen mir die Kunst in unserer Zeit ein fünftes Rad am Wagen scheint, nicht ihrem Charakter, sondern der Beschaffenheit unserer Zeit nach. Sie ist die Nachtigall die ungehört ihre silberklaren, schwellenden Töne in das Gebrause eines Wasserfalls, in das Getöse seiner donnernden Fluten haucht; und sänge sie, bis ihr der Sage nach die volle Brust zerspringt, kaum würde dieser letzte Seufzer das Gebrülle übertönen.

Was folgt, daß die Künstler den Stolz lassen, und durch Erniedrigung zu Handwerkern die Verbindung mit dem Nothwendigen, die sie auch einst gehoben, wieder suchen sollten; ferner, daß eine bessere, neue Weltgestalt, die im Wanken und Einfallen der alten nunmehr beginne, reiche Stoffe auch der Kunst zu Ausbildung und Bearbeitung aller Art verspreche — sind helle Blicke in das Allgemeine, mit welchen Speckter Mittel sucht gegen „das Ueberflüssigsein“, dessen Gefühl ihm „den Aufenthalt hier verbittert“.

Seine Gemälde, die er, wiederholt krank und Krankenpfleger, erst zu Weihnachten nach Hamburg zu schicken hoffen kann, bittet er nur als ein Fragment des Eindrucks den er hier empfangen, und überdies als eine Schularbeit anzusehen, „in der ich mich erst von allen alten Untugenden losreißen, waschen und reinigen mußte“. Aus den mannichfaltig-anmuthigen Mittheilungen die er um dieselbe Zeit den Seinigen macht erfahren wir, daß er jeden Sonntag sich an Michel Angelo in der Sixtina, jeden Donnerstag Nachmittag an Rafael im Vatican erbaut, sonst in den heißesten Stunden Galerien, zumal Palast Borghese besucht, um da von Tizian's Malerei für sein Bild zu lernen. Auch die Modelle zu seinen Gemälden läßt er sich viel kosten, „um Etwas zu lernen und zu schaffen“. Dann geben immer wieder seine Briefe die lebendigsten Bilder von Rom, dem Sinn und Treiben der Römer und der Fremden, von Scenen der offenen Plätze und der häuslichen Enge, Festlichkeiten und Sittenzügen, Reiz und Unfug. Um Mitte October, wo ihm Ueberanstrengung das Arbeiten, Fieber das Ausgehen einstellte, füllte er die gezwungene Muße mit Shakspeare, mit Goethe, und den Platonischen Gesprächen des Sokrates, die ihm jetzt ganz anders als früher in München, „in meiner zu einseitig frommen Zeit“, als ein Schatz, nächst der Bibel der höchste, von trostgebender Weisheit erschienen. Gegen Ende des Monats ging er wieder aus, freute sich der Octoberfeier und der Gärten Roms. Da die Zustände der größern Welt, die vorher sein Gemüth

erregt hatten, im Augenblick trostlos genug waren, schreibt er im November, daß er nun, nicht mehr vom Welttreiben beunruhigt, ganz ungestört male, nur seiner Kunst lebe, und der Erinnerung seiner Lieben.

Sonderbar ist mir, wenn ich jetzt auf die verlebten Jahre zurückblicke. Ich fühle eine ähnliche Ruhe wieder wie ganz zu Anfang, nur mit dem Unterschiede, daß ich früher nur die Kunst sah, und nicht in welcher Zeit und Welt sie steht. Jugendlich von ihrem hohen Zweck durchglüht, weihte ich mich diesem ganz, und glaubte, ernstes Wollen, Ringen und Beten sei hinreichend sie in ihrem ganzen Blütenschmuck vom Himmel herunterzuziehen. So war ich immer glücklich in meiner Arbeit, ruhig und befriedigt, trotz aller Mängel die ich darin erkannte. . . Das nahm bald ein Ende. Ich erkannte, daß es mit Empfinden und Denken und den stets erflehten und geglaubten Eingebungen von oben nicht genug sei . . . daß das Ding auch ein weltlich Kleid wollte — die Wichtigkeit der Form —, da gab's schon bittere Tage. Doch auch dieser hoffte ich mit Hülfe von oben Herr zu werden, aber da kam die Sehnsucht, auch nicht blos Einer unter Vielen zu sein, nur höher hinaus rückte ich das Ziel, die Wünsche und das Flehen; doch das Vertrauen das mir geblieben schuf in trüben Tagen oft frohe, selige Stunden. So kam ich nach Hamburg zurück, und verlebte dort die Apriltage meines Lebens. Ich hatte mich selbst wie auf ein Rad gebunden das in ewiger Bewegung war — bald zu schwindelnder Höhe gehoben — den herrlichsten Luftschlössern nah — dann wieder kopfunter in den tiefsten Abgrund gedreht. . . Im rechten Augenblicke noch riß ich mich vom Rade los und reiste fort. Auf der Reise war ich Einer der auf einem aus dem Schiffbruch geretteten Balken durch die still gewordene See schwimmt; die schönsten Ufer tauchten vor meinen Blicken auf, Wunder des Himmels und des Wassers sah ich, aber selbst noch stets in Todesgefahr schwebend, bis ich endlich hier das Ufer erreichte, wo mir freilich eine neue Prüfung bevorstand. Denn fühlte ich mich auch selig endlich Land, das langverheißene, zu betreten, so mußte ich dafür Hunger und Durst, wenigstens geistig, leiden.

Alle Herrlichkeiten der Kunst und Natur hier stürzten so allmächtig auf mich ein, daß sie mich zu erdrücken drohten; ja, das Entzücken und die Bewunderung erschütterten so heftig meine Seele, daß alle Saiten auf denen ich so lange das Lied meiner Hoffnung gespielt auf einmal rissen. Bis dahin war ich im Dunkel an einem Berg herumgeklettert, und hoffte schon nach Mühe und Noth dem Gipfel nahe zu sein: da kam die Morgenröthe, und im Glanz der Sonne sah ich himmelhoch über mir die Riesenhelden thronen, und mich tief im Thal, einen Zwerg. So erkannte ich erst meine Schwäche und Ohnmacht, und sah nun um mich in die Zeit und das Leben hinaus. Ich fand den Boden durchaus unfruchtbar und widerspenstig für die Kunst . . . als ob Keiner, vollends ich nicht, Das erreichen würde wonach ich strebte. Dennoch konnte ich nie das Ringen, Streben, Beten und Hoffen lassen, obgleich jeder Anblick der Meisterwerke mich Thor schalt; es feuerten aber gerade sie mich auch stets wieder von neuem an, bis ich so, nachdem ich über ein halbes Jahr gefoltert und gegeißelt worden, mich entschloß Nichts mehr anzusehen und nur zu arbeiten. Ich fing es an und ward darüber krank. . . Ob nun dies lange Faulenzen neuen Muth mir gegeben . . ich quäle und mühe mich ab es nach meiner Meinung recht und schön zu machen, und freue mich wenn es gelingt, ärgere mich wenn es mislingt. So lebe ich nur der Gegenwart.

Am 9. Dec., in der Piferarizeit, nachdem er mit dem Freund Neher in ein Studium gezogen, schreibt er:

Ich sehe jetzt endlich ein Ende in meiner Arbeit, und empfinde ein befriedigendes Gefühl, daß ich mit Vielem was zur Gestaltung und Darstellung des Aeußerlichen gehört ins Reine gekommen bin, und nun auf dem Wege den ich eingeschlagen zu gehen weiß. . . Ist mein Gegenstand auch Nichts weiter als eigentlich nur ein Studium, so ist es doch so ausgeführt, daß es zwei anzusehende Bilder werden, die wenigstens das Lob der Leute hier empfangen, was ich nicht gehofft, da es etwas sehr Seltenes hier ist.

Von seiner Einstimmung mit Neher, ihrer gegenseitigen Schätzung, dem gemeinsamen Lobe das sie, Kastor und Pollux genannt, von den Leuten erhalten, bemerkt er scherzend, daß sie bald hoch aufgeblasen sein würden wie Truthähne, gäbe es nicht in Rom für ein offenes Auge und ein Herz das die Kunst in ihrem Ernst erkennt Niederschlagendes genug, sodaß vielmehr kleine Weihrauchwolken nöthig seien, um nicht die Seele ganz im Gefühl ihrer Schwäche untergehen zu lassen; „allein dadurch lasse ich mich nicht irre machen, weder in dieser noch jener Beziehung". Abends gehen sie zusammen auf Umschau, dann lesen sie auf seinem Zimmer Etwas mit Milde, oder schwatzen oder machen Caricaturen auf alle andere Künstler, besonders jedoch auf die deutschen Frauen in Rom, zumal die gerade zahlreichen Berlinerinnen. Die Spaziergänge Sonntag Nachmittags könne er schon ziemlich weit wieder mitmachen, bekomme auch Fleisch auf die Knochen. „Sonntag Morgens werden Galerien besehen, die meine Kirchen sind." Auch wie sie den Heiligen Abend bei Neher ihrer Sechs, die sich gegenseitig beschenkten, in heimischer Weise gefeiert, beschreibt er ansprechend. Er fühlt sich gesund, ist fleißig. Obwol er hundert mal sich vorgenommen seine Bilder jetzt so zu lassen wie sie sind, und Das was er als noch nicht recht und gut erkenne sich zu merken, um es bei der nächsten Arbeit besser zu machen: so kommen sie ihm dann doch, sehe er sie an, wie weinende Kinder vor, die mit kläglich rührender Stimme bitten ihnen doch das beste Sonntagskleid anzuziehen, da sie in Gesellschaft sollen. „Ich bin dann ein weicher Vater, putze sie so gut und schön als ich kann, und doch werden sie nicht schön genug um dem Tadel zu entgehen."

In dieser treuen Thätigkeit war Speckter ungewöhnlich ruhig und heiter. Abends las er des Tacitus Annalen und Geschichten — „von ungeheuerm Reiz hier, unter den kaum ausgerauchten Trümmern jener gefallenen Heldenwelt" —, dann den Sallust, und verlangte nach Livius, während er vom derzeitigen Römerstaat eben nichts Gutes zu melden hatte.

Am 22. Febr. (1832) waren seine Bilder fertig, und am selben Abend, zum Lohne, kam Speckter's Freund Chateauneuf in Rom an, zugleich mit einer der angesehensten Familien Hamburgs, die dem jungen Künstler gleichfalls wohlwollte. Sie sahen mit warmem Lob seine Arbeiten; und nun zog er 14 Tage mit ihnen umher in Künstlerwerkstätten, den großen Kunstsälen, unter den Ruinen und den Corsomasken, in Palästen und Villen, wovon sich wieder Vieles von bleibendem Interesse hell in seinen Briefen abbildet. Sodann, nachdem sie inzwischen zu Neapel gewesen, begleitete er sie im April nach Tivoli, nach Frascati, und was dort in der Nähe so reizend Alles liegt, um Albano und den Nemisee.

Kaum zurückgekommen geht er, um den heimkehrenden Milde (bis Montefiascone) zu begleiten, mit diesem, mit Neher und dem würtemberger Landschafter Meier nach Civita vecchia, und in alle Etruskergegend, nach Corneto, Tuscanella, an den Bolsenersee, nach Sutri, und über Ronciglione und Boccano zurück nach Rom. Die reichhaltige Reisebeschreibung schließt mit einem persönlichen halberotischen Abenteuer unschuldiger Art mit einer Schönen von Boccano, das sich in Rom zu Ende spinnt. Hier gibt nun die Charwoche seinem Sinn und seiner geistreichen Feder wieder mancherlei Stoff. Da er indessen seit der Rückkunft sich todtmüde und krank empfand, unternahm er „fast vor Verzweiflung" eine neue Reise.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Akademie. Philosophisches Taschenbuch. Herausgegeben von Arnold Ruge. Leipzig, Verlagsbureau. 1848. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Ruge ist offenbar der bedeutendste unter den Philosophen welche man gewöhnlich mit dem Namen der Jung-Hegelianer bezeichnet, und namentlich Feuerbach steht ihm an Schärfe und Klarheit der Gedanken, sowie in Beziehung auf Vielseitigkeit der Anschauungsweise entschieden nach. In dem Taschenbuch, dessen erster Jahrgang uns vorliegt, sollen nun die Ansichten des Humanismus, wie Ruge seine Lehre nennt, erörtert und der Mit- und Nachwelt verkündigt werden. An die Spitze desselben stellt daher der Herausgeber einen Aufsatz in welchem er die Grundzüge seiner Lehre entwickelt. Dieser Aufsatz ist überschrieben: „Die Religion unserer Zeit." Ruge sagt darin, die Religion sei das ernstliche Streben der Menschheit nach den höchsten Gütern, sie treibe die Erkenntniß der Wahrheit, die Kunst dem Ideal und die ethische Welt der Freiheit entgegen. Nur Zeiten und Völker welche der Wahrheit, der Schönheit und der Freiheit zugleich huldigten könnten als wahrhaft menschliche anerkannt werden. Der Mensch dem man durch Despotismus die höhern Interessen nehme lebe und denke brutal, wenn er auch für Kunst und Wissenschaft schwärme, und ebenso sei die Freiheit eines Volks welches Schönheit und Wahrheit nicht zur National-Angelegenheit erhoben habe eine rohe Freiheit, wie Sparta, die Urcantone, der Terrorismus und der Rigorismus beweisen. In den bekanntesten der Religionen des Alterthums, der jüdischen, der griechischen und der römischen, seien diese Momente der wahren Religion vereinzelt zur Geltung gelangt; in dem Judenthum sei die Einheit der Idee zuerst anerkannt worden, die Religion der Griechen habe das ästhetische Ideal zu ihrem Gegenstande, die der Römer das ethische Princip, die republikanische Tugend. Das Christenthum habe diese drei Richtungen der Religion in sich vereinigt, aber erst die neuere Philosophie habe diesen Sinn des Christenthums erkannt. Die Aufgabe der gesammten bisherigen Geschichte sei die Realisirung der philosophischen, der ästhetischen und der politischen Idee, indem man den Menschen zu seinem wahren Wesen erhebe, oder indem man sein Wesen durch Erkenntniß, Schönheit und Freiheit realisire. Das Streben danach sei Religion, die Praxis dieser Gemüthsrichtung ihr Cultus. Daneben polemisirt Ruge vorzugsweise gegen Diejenigen welche einen „natürlichen Gott" annehmen, und so gleichsam die unvernünftige Natur im Gegensatze zu der menschlichen Vernunft zur Gottheit erheben. In dieser Polemik zeigt sich vorzugsweise die schwache Seite seiner Philosophie, denn hier wird am deutlichsten, daß er seinerseits die Göttlichkeit der Natur verleugnet, und daß er auch die Natur des menschlichen Geistes genau genommen als eine jämmerliche, unberechtigte betrachtet, so lange sie nicht dem Ideale zustrebt welches Ruge als die wahre Wirklichkeit des menschlichen Geistes bezeichnet. Während also Hegel sagt: „Alles was ist ist vernünftig", sagt Ruge: Alles was ist ist unvernünftig, und kann höchstens streben vernünftig zu werden. Diese Anschauungsweise zeigt sich besonders deutlich als Ruge von der jüdischen Religion spricht. Hegel, sagt er, habe die religiösen Vorstellungen der Juden als erhaben bezeichnet, Das sei aber eine Thorheit, jene Vorstellungen seien vielmehr abgeschmackt. Ruge stellt hiermit den Satz auf: Ansichten welche sich mit meiner Philosophie nicht vereinigen lassen können auch nicht erhaben sein. Damit verurtheilt er nicht nur das Judenthum, sondern die ganze bisherige Geschichte. Denn Alles was die Geschichte jemals Erhabenes hervorgebracht hat ist nicht nur nach Ruge's Ansicht, sondern überhaupt nach der Anschauungsweise der neuern Zeit in gewissem Sinne unvernünftig, und sonach könnte man die Behauptung aufstellen, es sei überhaupt eine Thorheit anzunehmen, es sei jemals etwas Erhabenes geschehen oder vorhanden gewesen. Daß die jüdischen Vorstellungen von dem Gotte dem die Erde seiner Füße Schemel ist besonders philosophisch im neuern Sinne des Worts seien, hat Hegel natürlich nicht behaupten wollen, aber Das schließt freilich die Behauptung noch nicht aus, daß sie erhaben seien. Die Seele des römischen Wesens ist nach Ruge das politische Interesse, Res publica, und die innere politische Entwickelung, welche wenigstens den freien Römer, wenn auch nicht den freien Menschen zur Aufgabe gehabt, ist nach ihm die achtungswerthe und bewundernswürdige Seite des römischen Geistes. Wie man eine politische Entwickelung die ihre angebliche Aufgabe niemals erfüllt hat als besonders achtungswerth bezeichnen kann, begreife ich nicht. Im Anfange der römischen Geschichte tyrannisirten die Patricier die Plebejer auf eine so unerträgliche Weise, wie nur jemals ein Despot seine Unterthanen tyrannisirt hat, und doch ist Dies noch der glänzendste, achtungswertheste Theil der römischen Geschichte; denn als nun die Plebejer sich mit Erfolg gegen ihre Tyrannen aufgelehnt hatten, als es den Anschein gewann als könnte sich in Rom ein wohlgeordnetes Gemeinwesen gestalten, erwies sich nun gerade, daß die Römer nicht fähig waren ein solches zu ertragen. Die Tyrannei der Bürgerkriege, die Tyrannei römischer Satrapen in eroberten Ländern, und endlich die Tyrannei halbverrückter Cäsaren und roher Söldnerscharen waren das Ergebniß jener bewunderswerthen innern politischen Entwickelung. Das Gemeinwesen der Römer war vom Anfange bis zum Ende ihrer Geschichte roh und verwahrlost; das Genie und die Tugend der Römer zeigte sich dagegen in der Gestaltung und in der innern Entwickelung ihres Privatlebens. Die Römer waren geniale Juristen, aber deshalb noch keine genialen und noch weniger tugendhafte Politiker. Bei keinem Volke der Erde zeigt sich so grell wie bei den Römern jener scheinbare Widerspruch, daß Männer die im Privatleben ausnehmend edel und würdig erschienen dennoch als Politiker wahrhaft niederträchtig sich benehmen, z. B. einer gemeinen, unersättlichen Habsucht fröhnten, und was man gewöhnlich römischen Patriotismus nennt ist nichts Anderes als römischer Ehrgeiz.

Vom Mittelalter weiß Ruge wie es scheint Wenig oder Nichts zu sagen, diese finster-barbarische Zeit wird bekanntlich von unsern modernen Philosophen nicht für würdig erachtet anders als über die Achsel angesehen zu werden. Indessen muß man gestehen, daß auch Hegel einigermaßen mit dieser Schwäche behaftet war, die bei ihm freilich erklärlicher ist als bei den jüngern Weltweisen, da man in der Zeit als Hegel sich zum Philosophen ausbildete nur Wenig vom Mittelalter wußte. In neuerer Zeit hat man nun zwar in dieser Beziehung Manches gelernt, aber diese Kunde ist noch nicht sehr über den Kreis der beschränkten „verrotteten" Fachgelehrten hinausgedrungen; unsere erleuchteten, fortgeschrittenen Philosophen haben sie noch nicht ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen geruht.

Ernsthaft zu sprechen, ist auch die Lehre Ruge's in kei-

ner Beziehung als ein Fortschritt gegen die Lehre Hegel's anzuerkennen; im Gegentheil ist sie von dieser aus ein Rückschritt; sie ist nichts Anderes als eine populaire Verarbeitung des Fichte'schen Idealismus. Bekanntlich ist auch nach Fichte die Welt eigentlich gar nicht vorhanden, sie wird vielmehr erst im Kopfe des Weltweisen construirt, und wenn die äußere, halb vorhandene und halb nicht vorhandene Welt sich untersteht von jenem Modell im Kopf des Philosophen irgendwie abzuweichen, dann ist nicht etwa das Modell schlecht gerathen, sondern jene äußere Welt ist verächtlich, niederträchtig, und das philosophische Modell ist ihre „wahre Wirklichkeit". Ganz so bei Ruge. Die Welt wird erst wahrhaft vorhanden sein, wenn sie den Anfoderungen Ruge's vollkommen entsprechen wird.

Nichtsdestoweniger bin ich weit entfernt dieser Philosophie geschichtliche Bedeutung abzusprechen; sie ist vielmehr der wahre theoretische Kern der neuesten Bewegungen. Sowie in Frankreich der Name Napoleon's noch einmal erwacht und zur Herrschaft gelangt ist, so ist in halb Europa Fichte's Schatten aus dessen Grabe aufgestiegen, und regiert nun in den Köpfen aller Fortgeschrittenen und Erleuchteten. Die Völker wollen zwar, so sagen diese Erleuchteten, das Glück nicht das wir ihnen bringen; aber Das ist eine beklagenswerthe Dummheit, die wir nothwendig, sei es mit List oder Gewalt, aus den umnebelten Köpfen herausschaffen müssen. Und in der Wahl der Mittel für diesen Zweck bedenklich zu sein wäre ausnehmend thöricht, denn es gilt ja die wahre Wirklichkeit der Menschheit, die nun schon seit Jahrtausenden auf sich warten läßt, endlich zu Stande zu bringen. Wir assistiren der Geburt der wahren Welt und Menschheit, und es kann gar Nichts schaden, wenn wir auch der kreisenden Mamma, der unwahren, unwirklichen Menschheit, mit unsern Accoucheurzangen ein wenig das Fell zerreißen.

Dieser religionsphilosophischen Abhandlung läßt Ruge eine ästhetische folgen, nämlich eine Beleuchtung seiner „Novellen aus Frankreich und der Schweiz", und zwar gibt er dieser Beleuchtung selbst eine halb novellistische Form. Bekanntlich hegen nämlich viele Mitarbeiter Ruge's an dem großen Werke der Herstellung des wahren Menschen einige Abneigung gegen Wissenschaft und Kunst, und mögen allerdings sehr geneigt gewesen sein es übel zu vermerken, daß ein so wackerer Mitkämpfer wie Ruge sich verleiten ließ sich zu dem verächtlichen Geschäft des Novellenschreibens herabzulassen. Wir finden daher hier zunächst einen Brief eines solchen praktischen Freiheitsmannes, welcher eine gestrenge Anklage gegen den Novellisten erhebt wegen Abfalls von der Sache der Freiheit und des Fortschritts. Der Briefsteller gesteht zwar zu, daß die Tendenz dieser Novellen eine die Freiheit begünstigende sei, er sagt aber, es sei eines freien Mannes nicht würdig seine edeln Intentionen in den Flitterstaat einer novellistischen Maskerade zu verhüllen. Ruge vertheidigt sich nun in mehren Briefen gegen diese Anklage. Die Form der Novelle, sagt er, sei nicht verächtlich, und die Mysterien der Freiheit seien in den Vorgängen der Freiheit die man erzählt nicht mehr verhüllt als in den Gedanken die man ausspreche. Und hierauf beleuchtet er die besondere Tendenz der einzelnen Novellen welche jene Sammlung enthält, und versucht es bei dieser Gelegenheit sie auch noch gegen andere Vorwürfe zu vertheidigen, z. B. gegen den Vorwurf, daß er in einigen derselben die Gesetze des Anstandes verletze u. s. w. Schließlich führt er noch aus, der wahre Dichter sei zunächst daran zu erkennen, daß er vor allem Andern die Liebe zur Freiheit, die öffentliche Tugend verherrliche, und sodann nebenbei auch die Privattugend nicht ungeehrt lasse. Goethe zum Beispiel, fährt Ruge fort, sei allerdings ein Taugenichts gewesen, denn ihm habe „die ethische Flamme, die ernsthafte Theilnahme an den schönen Erhebungen seiner Zeit und an der Hingabe des Herzens, mit Einem Worte: die Achtung vor dem specifisch Sittlichen" gefehlt. Als Beweis, daß es Goethe selbst an der Achtung vor der Privattugend gefehlt habe, führt er den Umstand an, daß Egmont sein Klärchen nicht heirathe! Dergleichen liebt Ruge wahrscheinlich ebenso wenig wie der Kaiser Napoleon — an Andern nämlich.*)

„Ludwig Feuerbach und die Philosophie unserer Zeit", von Kuno Fischer. Fischer ist ein achtbarer Kritiker, und auch der vorliegende Aufsatz enthält vieles Wahre und Beherzigenswerthe, aber zugleich auch den Widerspruch, daß der Verf. Feuerbach zuerst für einen großen Philosophen erklärt, und dann nachweist, daß er ein Narr sei. Wie unkritisch Fischer sich im Anfange seines Aufsatzes gegen Feuerbach verhält mag folgender Satz beweisen: „Der Sinn von Feuerbach's Principien, den freilich hier und da eine einseitige Aeußerung wieder zu verdunkeln scheint, kann kein anderer sein als: die Uebereinstimmung des denkenden und sinnlichen Individuums, die harmonische Vollendung des ganzen Menschen ist das wahre Ziel der Theorie und Praxis." Mit andern Worten: Obgleich es fast aussieht als wäre Feuerbach's Philosophie wesentlich eine närrische, so kann ich mich doch nicht entschließen mir selbst diese Wahrheit einzugestehen; ich habe einmal eine Vorliebe für den närrischen Kauz, und will also lieber annehmen, er sage etwas ganz Anderes als er wirklich sagt. Und nun setzt Fischer sich hin und schreibt einen mehre Bogen langen Beweis, daß Feuerbach doch die Thorheiten begangen habe, die er ihm anfangs durchaus nicht zutrauen wollte. Sehr gut sagt er unter Anderm, nach Feuerbach sei die Geschichte der ganzen Philosophie die Geschichte einer Usurpation, das Denken habe die Herrschaft des Menschen usurpirt, und die Sinne hätten daher jetzt die Aufgabe sich gegen das Denken zu empören. Der Usurpator müsse entsetzt, und aus einem unrechtmäßigen Herrscher ein rechtmäßiger Unterthan werden. „Die neue Philosophie Feuerbach's proclamirt die Revolution der Sinne gegen das absolute Königthum des Denkens, dieses soll aus seinem einsamen monarchischen Idealismus zu seiner (angeblich) einfachen und gesetzmäßigen Stellung zurückkehren, die Sinne nehmen ihm alle seine vorzüglichen Rechte, selbst das Veto gegen die Sinne hört auf, sie lassen ihm nur ein formelles Recht, das Bestätigungsrecht ihrer Decrete." In der That besteht die gesammte philosophische Thätigkeit Feuerbach's darin, daß er beweist, jede philosophische sowie überhaupt jede geistige Thätigkeit sei eine Narrheit, sobald sie etwas Anderes bezwecke als den Sinnen zu fröhnen, und Kuno Fischer gibt sich im Verlaufe seines Aufsatzes unsaglich viele Mühe Dies zu beweisen, und zugleich die gänzliche Nichtigkeit dieser Anschauungsweise darzuthun. Woher nun dennoch die Vorliebe des Kritikers für den Philosophen? Warum ist Dieser dennoch Jenem ein großer Philosoph? Warum hat er sogar große positive Resultate zu Stande gebracht? Weil Fischer und Feuerbach in einem Stücke sympathisiren, nämlich in ihrer Abneigung gegen die Frömmigkeit. Weil Fischer es abgeschmackt findet, daß Göschel angeblich sogar Goethe's Gedichte nicht genießen kann, ehe er sie bekreuzt und eingesegnet hat, und weil Feuerbach die „christliche" Philosophie bekämpft, ist Feuerbach für Kuno Fischer ein großer Philosoph, obgleich das Grundprincip der Feuerbach'schen Philosophie Fischer selbst als eine Narrheit erscheint.

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Chateaubriand über die Aristokratie.

In seinen „Mémoires d'outre-tombe" sagt der berühmte Schriftsteller: „Die letzte Stunde der Aristokratie hat geschlagen. Die Aristokratie hat drei Zeitalter: das Zeitalter der Ueberlegenheit, das Zeitalter der Vorrechte, das Zeitalter der Eitelkeiten. Aus dem ersten herausgetreten, entartet sie im zweiten und erlischt im letzten." 21.

*) Man erzählt, Goethe habe seine Haushälterin geheirathet weil ein Marschall von Frankreich ihm gesagt habe, der Kaiser liebe die uneingesegneten Ehen nicht.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 60. —— 10. März 1849.

Erwin Speckter und seine Briefe aus Italien.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 59.)

Am 12. Mai fuhr Speckter mit Reher und Meier über Albano nach Velletri, durch die Sümpfe nach Terracina, nach Gaeta, und über Capua nach Neapel. Vom 16. Mai bis gegen Ende Juni bewegte er sich mit diesen Freunden, zu welchen auch Brentano, Overbeck's Schüler und Speckter's Freund von München her, sich gesellte, in und um Neapel. Gebessert im Befinden, aufmerksam nach allen Richtungen hin, voll Sinnempfänglichkeit und Geistesthätigkeit, entrollt er in seinen Briefen Gemälde auf Gemälde, bald in heiterster Breite, bald streng charakteristisch, bald glühend und farbenkühn wie die dortige Welt.

Mit Unrecht gegen sich selbst sagt Speckter am Schlusse dieser geistreichen Darstellungen, er hätte sie den Seinen nicht schicken sollen, da er „das Meiste im halben Traum, im halben Taumel, von den tausend neuen und ergreifenden Eindrücken berauscht, hingeschrieben, wie es durch seine Seele wirbelte, blos für sich zur Erinnerung". Aber wenn sie auch hier und da ins Ueberschwengliche schweifen, wenn mit den Gestalten und Tönen des wundervollen Gesichtskreises die eigensten Elegien seiner Seele zusammenfließen: so gereicht Dies gerade zur lebendigen Ergänzung Dessen was von gegebener Anschauung auch in die treueste Abschilderung nie eingehen kann. Nur durch Poesie kann sie wahr werden. Und diese feurige Production in der treuesten Reproduction, eine bestimmte Poesie, die aus Naturfrömmigkeit und unermüdlichem Mitgefühl des Schönen quillt, gibt der Beschreibung neben besondern Reizen auch erst den frischen vollen Nachdruck der Wirklichkeit. Das Nähere später. Hier, wo wir den Künstler in seiner Entwickelung im Auge haben, kann bemerkt werden, daß seine Phantasie in der Naturverklärung, wie in der Kunstbetrachtung und der sie leitenden Gesinnung sichtlich die modernen und romantischen Elemente, die sie aus der Zeitbildung und aus früherhin geliebter Dichtung noch an sich hat, nun in freierm Geiste verwendet, und mit einer der antiken Unbefangenheit und menschlichen Wahrheit verwandten Liebe des Schöpfungslebens zusammenführt. Die Künstlerseele, indem sie sich ins Wirkliche, sei es der Landschaft, sei es der besondern Charaktergestalt, entfaltet, entzückt sich an diesem Sinnlichen als dem reinen Selbstgefühl ihres Daseins; da ja sowol die organische Oberfläche, von ihrem Anschauen belebt, die wesentlichen Eigenschaften der Seele selbst, was sie ist und vermag oder fodert und bedarf, ganz in unschuldige Gegenwart rückt, als auch Himmel und Meer und Küstenformen, wie die Seele im Blick sich mit ihnen auf und nieder wiegt, nur ihres eigenen empfundenen Daseins unendliche Grenzlinien sind. Dieses hier zarte, dort gewaltige lebhafte Sichselbstfinden im gegebenen Andern wird im Reiz erhöht durch das mit darin fortgehende Bewußtsein des persönlichen Verschiedenseins von solcher Selbstanschauung.

Und indem die entzündete Phantasie auch diesen Unterschied der Seele im Andern und der in sich beharrenden Seele productiv bethätigt, gibt sie dem Kunstwerk dichtend ein Leben für sich, dem Naturgrund eine seelenhafte Empfindung und Bevölkerung. Diese Phantasie steigert, im Angeschauten und an ihm personificirend, sowol die selbständige Gegenüberstellung und geschlossene Totalität desselben, als auch ihre Vereinigung mit ihm, da eben diese und die Art ihres Behagens um so bestimmter aus dem von ihr eingehauchten Leben widerscheint. Kunstschönes und Naturschönes werden auf diese Weise zugleich in ihren Reizen und als Gegenwart eines tief Menschlichen vorgestellt. Das Kunstwerk erhebt sich in der motivirenden Schilderung zu tragischer oder idyllischer Bedeutung, die Natur zu einer der antiken Mythologie vergleichbaren Beseeltheit. Wirklich sind Speckter's Landschaftbilder aus Neapel, wie schon jene von Albano und dem Nemisee, voll kleiner Mythen, die ihm an den Naturscenen entstehen, und bald als glückliche Tropen den charakteristischen Reiz derselben verstärken, bald in weiter ausgeführter Symbolik an die heroischen Züge epischer Hymnen und Titanomachien erinnern. Aber weit entfernt Nachahmungen zu sein, verrathen sie zugleich durch Hauche der Sehnsucht und des Zartgefühls, wie durch innerlich pulsenden Contrast und durch Wendungen des Humors, daß sie aus der Wahrheit einer modernen Seele stammen. Auch geht in ihrer Figürlichkeit Umriß und Ton des objectiven Naturmoments nicht (wie im antiken Mythus) unter, sondern sie entzünden sich an den Grenzen und Spitzen des Naturbildes, oder staffiren es

poetisch, um die allgemeine Stimmung in eine Blüte zu drängen. Bisweilen geht ebenso ungezwungen das Gemälde einer Villa, einer Waldgrotte, eines Blumenstrandes in die romantische Skizze eines Elfen- oder Nachtigallenmärchens über. Immer aber ist es, im Gegensatz mit der engern Romantik, diese Neigung und Leichtigkeit, die geformte, blühende Schöpfung als vollkommen zu fassen, durch Erfüllung mit ihr die Seele zu befriedigen, was wir in Speckter zum wahrhaften Künstlersinn sich steigend entfalten sehen, und was ihn mit dem antiken Naturbehagen in Verwandtschaft setzt. Daher auch sein Verständniß der Antike, wie es sich in den Mittheilungen über das neapler Museum bewährt, eine hohe, aber besonnene Begeisterung für diese maßvolle Beredtsamkeit der Form, ein feiner Sinn für ihre Symbolik, Freude an ihren Idealen und dem Weltbehagen das ihnen zu Grunde liegt. Ungesucht also werden in der Einbildung unsers Künstlers die Griechengötter auf den schimmernden Wellen des Golfs und an der balsamischen Küste von Sorrent, und um die bekränzten Klippen des Pausilipp lebendig. Es ist ihm ein natürlicher Ausdruck dafür wie sein eigenes Herz mit dem rasch umfassenden Auge an diesen prächtigen Höhen, diesen blühenden Hängen, diesen himmelspiegelnden Tiefen überall fühlend schlägt, und auf jeder der Wellen hüpft, deren endlos rhythmischen Zug ein Blick übersieht.

Durch vier Wochen brachte Speckter den größten Theil fast jedes Tages studirend im Museo borbonico zu. Die Gefäße der Alten, die Statuen, die Gemälde — Alles gab ihm gleichsehr zu denken und zu lernen. Von den plastischen Werken zeichnete er viele, und von den Bildern ernsten wie komischen eine Menge. Eines der Gemälde, ein Götterpaar, nach Zeichnung und Schönheit der Farbe besonders von ihm bewundert, faßte er vor Allem ins Auge, in Bezug auf einen Gegenstand mit dessen Ausführung er schon einige Zeit umging. Er sagt:

> Ich habe hier viel studirt und hoffentlich mit Nutzen für meinen Simson und Delila; fast alle Tage, ehe ich etwas Anderes sah, sah ich immer dieses Bild an.

Ueberhaupt war es in der Eigenschaft als Künstler, daß er die Schätze in und um Neapel, all das Große und Liebliche dieses Paradieses, sammt dem wimmelnden, buntscheckigen Leben und einzelnen prägnantesten Charakterfiguren, in einem Grade genoß wie gewiß nur sehr wenige der unzähligen Besucher. Da und dort zeichnete er — auf Camaldoli ein schönes altes Kirchenbild, um Sorrent Landschaftliches und Kinder, von deren Lieblichkeit eingenommen er sich fast selbst Kind glaubte. Was er aber am letztern Orte sagt: „Gern hätte ich mehr gezeichnet, aber ich hatte zu viel zu sehen und zu lauschen" — gilt im Großen und Ganzen von seinem Umsehen in diesen licht- und lebensreichen Gründen. Er gab sich ihrem hohen Reichthum und zauberischen Wechsel mit einer Innigkeit hin, und umfaßte die Schauspiele in einer Ausspannung die, zu tief und zu weit für das Zeichnen, von diesem nur hätten aufgehalten, und nie erreicht werden können. Leichter möglich war der beredten Niederschrift im lebhaften Erinnern diese Umfassung; und hier finden wir sie auch auf eine Höhe getrieben die in der energischen Erstreckung und ausdauernden Frische der Bezeichnung ihres gleichen sucht. Ohne Frage konnte aber auch dies Ringen der Phantasie mit der herrlich entfalteten Schöpfung und allen schwellenden Lebensgefühlen ein stärkendes Bad sein für das innerste Künstlervermögen. Und sichtbar regt sich bei Speckter in diesem Entzücken, diesem Beschauen wiederholt die Schaffenslust, freilich begleitet von dem schmerzlichen Zweifel am Verhältniß der Kraft und Mittel zur so weit vorausgeschwungenen Einbildung. Er sagt von Sorrent, vom Kapuzinerkloster:

> Hier war es äußerst still und friedlich, und wir blieben lange dort, fast den ganzen Morgen. Gern würde ich in einem solchen Kloster, könnte ich der Lust und dem Gedanken erst noch Etwas zu schaffen und zu wirken entsagen, mein ganzes Leben, vor allen Leidenschaften und Stürmen gesichert, beschließen. Aber immer drängt und treibt es mich wieder das glühende Eisen zu ergreifen, das schon so unheilbar mich verbrannt!

Dann Schilderung des Klostergartens, der schönen Aussicht, der Wärme und Stille, hoch über der Brandung:

> Welch eigener Widerspruch ist in meiner Seele an Stellen, wo mir gerade am wohlsten wird, wo ich die Schmerzen meiner Wunden nicht mehr fühle, wo der Zauberring der Gegenwart mich so ganz umfängt, daß die Vergangenheit selbst ihre trübe Farbe verliert! Gerade an solchen Punkten, wo ich gar nicht verlange in die Zukunft zu blicken, sondern wo ich (wie die Taube im holden Sonnenstrahl ihre Flügel ausspannt und in süßer Wollust, um durch Nichts gestört zu werden, das Auge schließt) nur die Flügel meines Geistes ausspannen und heilen lassen möchte: da gerade fühle ich bald eine peinigende Unruhe. Indem die Vergangenheit verklärt als wunderbare Ferne erscheint, erwacht auch mächtig in mir die Sehnsucht zu ihr, und indem die wunden Flügel neue Kraft gewinnen, heben sie auch von selbst sich wieder, und wollen hinaus, um ihre Kraft zu prüfen. Während ich mich ganz nur seligen Genüssen hingebe, und so mein Leben verträumen möchte, ach, da fühle ich erst wie ich gar nicht im Stande bin zu genießen, da mich der höchste Genuß stets an den einzig wahren mahnt, der mich einst von ferne wenigstens mit seinem süßen Athem anhauchte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Akademie. Philosophisches Taschenbuch. Herausgegeben von Arnold Ruge.

(Beschluß aus Nr. 59.)

Am Schlusse seines Aufsatzes parallelisirt Fischer Feuerbach mit Ruge. Feuerbach, sagt er, findet das Wesen des Menschen in der sinnlichen Individualität, während Ruge es in dem freien Denken und Wollen des Menschen findet. In Wahrheit gehören die Philosophen Ruge und Feuerbach zusammen; sie bilden ein Zwillingsgestirn, durch dessen Vermittelung die Sonne der Philosophie des vorigen Jahrhunderts uns ihre hoffentlich letzten Strahlen zusendet. Eine der wesentlichsten Einseitigkeiten dieser Philosophie bestand bekanntlich darin, daß sie das Denken und das Sein als Gegensätze auffaßte, und sich nun unsagliche Mühe gab das Verhältniß beider zueinander zu ermitteln. Man konnte ebenso das Verhältniß zwischen der Welt und einer Gänseleberpastete zu ermitteln versuchen, nachdem man erst als obersten Grundsatz festgestellt hatte, beide stünden einander äußerlich gegenüber, oder mit andern Worten, sie hätten gar kein Verhältniß zueinander. Die neuere Philosophie (und auch Kuno Fischer) hat sich nun viele Mühe gegeben zu erweisen das Denken und das Sein seien identisch

Aber auch Dies ist eine fast ebenso große Thorheit als die ältere Anschauungsweise. Das Denken ist zwar ein Sein, aber ebendarum dem Sein nicht identisch. In ähnlicher Weise wie das Sein dem Denken wird noch seit 100 Jahren das Empfinden oder die Sinnlichkeit dem Denken entgegengesetzt, und hieran begeht man zunächst kein Unrecht, das Empfinden und das Denken sind wirklich coordinirte Begriffe, und schließen einander aus, sowie sie sich gegenseitig ergänzen, und miteinander in Wechselwirkung stehen. Sie stehen also wirklich im Gegensatze zueinander, aber unsere Philosophen haben statt die Station dieses Gegensatzes zu erforschen einen wunderlichen Streit darüber erhoben, ob dem Empfinden der Vorrang vor dem Denken gebühre oder umgekehrt. Die Einen sagen, das Denken (und gewöhnlich schmuggeln sie dann ganz unphilosophisch auch die Sittlichkeit unter dieser Benennung mit ein) sei das wahre Wesen des Menschen und die Sinnlichkeit nur eine Art groben, nichtsnutzigen Anhängsels, welche das wahre Wesen des Menschen mehr benachtheilige als fördere. Die Andern dagegen betrachten die Sinnlichkeit als den edlern Theil des Menschen, und wenn sie nicht keck genug sind das Denken als gar nicht vorhanden zu betrachten, so bezeichnen sie es doch als eine Krankheit des menschlichen Geistes, als eine Verirrung der Sinne, als eine naturwidrige Ausschweifung. Dennoch könnte dieser Streit von einigem Nutzen für die Wissenschaft sein, wenn nicht beide Parteien es sorgfältig vermieden auf die Natur der Sache einzugehen, den thatsächlichen Inhalt der Begriffe mit denen sie sich zu schaffen machen in Betracht zu ziehen. Statt Dessen nämlich begnügen sie sich sämmtlich damit die logischen Beziehungen jener Begriffe zueinander aufzusuchen, oder vielmehr willkürlich festzustellen. So sagt z. B. Feuerbach: Das Denken ist das Resultat der Sinnlichkeit, das Prädicat des Seins, ein Attribut der Empfindung. Und die Gegner setzen diesen selbst logisch ganz sinnlosen Behauptungen andere entgegen, welche zwar mehr logische Wahrheit enthalten, mit welchen aber dennoch wie man zu sagen pflegt auch kein Hund vom Ofen gelockt wird. Und dieses Dreschen leeren Strohes wird nun schon über 100 Jahre fortgesetzt, wobei denn natürlich das tausend mal gedroschene Stroh immer leerer wird. Die Materialisten wie die Idealisten des vorigen Jahrhunderts enthielten nebenbei eine Menge schätzbarer Beobachtungen und Bemerkungen über thatsächliche Verhältnisse. Ihre neuern Nachtreter haben diese Körner als empirischen Schmuz mit närrischer Verachtung bei Seite geworfen, und dreschen nun stolz und vergnüglich das völlig ausgeleerte Stroh logischer Formeln. Mit der Geschichte verfahren diese Herren nicht ganz so verächtlich wie mit der Natur, sie berücksichtigen sie einigermaßen, aber doch auch nur um zu zeigen daß sie Nichts tauge. Sie selbst, die Philosophen, hätten Alles viel besser arrangirt, wenn man sie bei der Schöpfung zu Rathe gezogen hätte.

Kuno Fischer gibt freilich eine ganz andere Charakteristik dieser Philosophen. Nach seiner Darstellung ist der große Philosoph Feuerbach zwar unglücklicherweise nur in Irrthümern groß, Ruge aber hat den Vogel abgeschossen, denn er hat „von jeher das Wesen des Menschen in seiner Idealität, in seiner wesentlichen Allgemeinheit gefunden". Welche herrliche Formeln! Sie werden seit 100 Jahren gekaut und schmecken immer noch gut!

„Was wird daraus werden? Ein politischer Brief an die Deutschen von Arnold Ruge." Dieser Brief ist im Februar 1848 geschrieben. Der Verf. rühmt die Schweizer, die damals die Urcantone zum Gehorsam gezwungen, und die Italiener, welche bereits einige volksthümliche Bewegungen ausgeführt hätten, und räth den Deutschen jene nachzuahmen, jedoch womöglich ohne Blutvergießen. Allerdings, sagt er, müßt ihr euer Recht wo es euch noch fehlt so leidenschaftlich wünschen, daß ihr es in Anspruch nehmt, allerdings müßt ihr laut und deutlich reden, wenn ihr es fodert und beschließt; aber die Erörterung mit Säbel, Pistolen und Kanonen werdet ihr um so sicherer vermeiden, je entschiedener ihr das Feld friedlicher Erörterung behauptet und benutzt. Dieser Aufsatz ist in einem höchst seltsamen Tone abgefaßt, nämlich so, daß man jeden Augenblick in Versuchung geräth anzunehmen, der Verf. wolle eigentlich Diejenigen um deren Wohl er so ängstlich besorgt zu sein vorgibt doch nur verhöhnen. So sagt er z. B.: „Wenn wir erst jeden Preußen als Bruder umarmen können, ohne uns zu fürchten, daß er uns statt in die Rathsversammlung in das Bürgergehorsam führt, dann wird ein allerliebster deutscher Bund entstehen. Wir werden die Galerien der frankfurter Versammlung besuchen, und wenn unsere Gesandten etwas Großes, Freies, Folgenreiches beschließen, so werden wir trotz der Klingel des Präsidenten unsere Befriedigung, unsern stürmischen Beifall an den Tag legen." Klingt Das nicht vollkommen, als wenn Ruge als er diese Worte schrieb im Innersten seiner Seele gedacht hätte: „Ihr seid Dummköpfe mit euerm deutschen Parlamente, das ihr nur deshalb wünscht, weil ihr euch der gedankenlosen Sucht ergeben habt schönen Redensarten Beifall zu klatschen!" Und in diesem seltsamen, zweideutigen Tone ist der ganze Aufsatz geschrieben. In der That ist Ruge wol kaum ein aufrichtiger Anhänger der Lehre die er hier predigt. Das Majoritätsprincip erscheint ihm offenbar lächerlich, weil es die Ungebildeten zur Herrschaft beruft, und Ruge will nicht daß diese regieren, sondern die wahrhaft Gebildeten, nämlich er selbst und seine Freunde. Da er aber einsieht, daß man nicht auf ihn hören würde, wenn er riefe: Ihr müßt den Gründer des Humanismus zum Präsidenten von Deutschland machen, wenn ihr gut regiert sein wollt, so begnügt er sich für jetzt den Völkern zuzurufen: Schafft eure bisherigen Regierungen ab, und regiert euch fortan selbst! Dieser letzte Theil seines Feldgeschreis erscheint ihm aber zugleich so komisch, daß er sich nicht enthalten kann unaufhörlich in das Schnupftuch zu kichern, während er dem souverainen Volke den Hof macht.

„Die Pflicht des Staates gegen seine Verbrecher. Von R. G. Neumann." Diesmal haben wir es nicht mit einem Schalk zu thun, die Vorschläge des Verf. sind vielmehr offenbar ernst und wohlgemeint, aber freilich auch ebenso unpraktisch. Es sei die Pflicht des Staats, sagt Neumann, das vorhandene sittliche Bewußtsein, das Gefühl der Menschenwürde in dem Verbrecher nicht zu verletzen, sondern im Gegentheil zu erhalten und möglichst zu verstärken, und dieser Aufgabe werde man am besten genügen, wenn man dem Verbrecher Gelegenheit verschaffe durch Fleiß und Wohlverhalten die Dauer der ihm zuerkannten Freiheitsstrafen zu verkürzen. Man möge also den Verbrecher künftig nicht mehr „auf eine gewisse Zeitdauer, sondern zu einem gewissen Arbeitsquantum" verurtheilen. Da der Verf. aber einsieht, daß es sehr ungerecht wäre, wenn man von dem schwächlichen Verbrecher ebenso viel Arbeit für dasselbe Verbrechen verlangte wie von dem stärkern, so schlägt er vor „die menschliche Arbeitskraft in Rücksicht auf die Verschiedenheit der Constitution, der höhern oder geringern Körperentwickelung, des Alters und Geschlechts u. s. w. in möglichst viele Kraftclassen einzutheilen", und so dann jeden einzelnen Verbrecher unter Hinzuziehung von Aerzten in eine dieser Kraftclassen zu versetzen, und mit Rücksicht darauf das von ihm zu leistende Arbeitsquantum zu bestimmen. Außerdem sollen Sachverständige „die Ertragfähigkeit" der einzelnen Arbeiten festsetzen, und auf Grund dieser Aussprüche soll nun dem Verbrecher eine bestimmte Summe Geldes angegeben werden, welche er durch seine Arbeit aufzubringen habe. Auch auf den frühern Lebensberuf des Verbrechers soll Rücksicht genommen und ihm die Art von Arbeit die er früher getrieben hat zuerkannt werden, oder doch eine ähnliche. Verbrecher welche kein bestimmtes Gewerbe erlernt haben sollen als Ackerbauer verwendet werden. Damit die Gewerbetreibenden angemessen beschäftigt werden könnten, müßten nun freilich Werkstätten aller Art errichtet werden, und da der Verf. fürchtet, man werde die Errichtung aller Arten von Werkstätten in einem Zuchthause unthunlich finden, so schlägt er vor für verschiedene Ge-

werbe verschiedene Zuchthäuser zu bestimmen, sodaß es künftig Zuchthäuser für Feuerarbeiter, für Holzarbeiter, Schneider, Schuhmacher u. s. w. geben würde. Der Verf. sieht ein, daß gegen seine Vorschläge sich Einwendungen machen lassen; einige derselben „berührt und widerlegt" er, andere überläßt er „der öffentlichen Discussion", und dieser wollen wir sie auch überlassen.

„Die letzte Vorstellung gegen Censurgerichtsbarkeit und Bücherverbote in Deutschland. Von Arnold Ruge." Das preußische Obercensurgericht hatte Ruge aufgefodert sich gegen eine Anklage zu vertheidigen, nach welcher ein im Ruge'schen Verlagsbureau erschienenes Buch: „Die politischen Lyriker unserer Zeit", verboten und theilweise vernichtet werden sollte. Ruge vertheidigt sich nun so, daß er weniger eine Vertheidigung als vielmehr eine Verhöhnung des Gerichts zu Stande bringt. Aber der Aufsatz liest sich gut, er ist nicht ohne Witz geschrieben. Ueberdies bietet die Anklageschrift welche der Verf. zu widerlegen hatte in der That manche Blöße, und ist namentlich ungemein schlecht stilisirt, und Ruge verfehlt natürlich nicht diese Blößen aufzudecken, obgleich Dies dem Gerichte gegenüber natürlich keinen Sinn und Erfolg haben konnte. Die im Titel dieses Aufsatzes enthaltene Prophezeiung hat sich übrigens denn doch bereits als voreilig erwiesen. Der spiritus familiaris Ruge's scheint im Januar 1848 noch Nichts von der neuen Erfindung geahnt zu haben die man Belagerungszustand nennt.

„Eine Deputirtenwahl zu Hammerfest innerhalb des Polarkreises, von Karl Lampe", enthält eine gewandt und verständig geschriebene Schilderung der Verfassung und der socialen Zustände Norwegens. Die Deputirtenwahl zu Hammerfest ist freilich Nebensache dabei, sie wird am Schluß des Aufsatzes auf wenigen Blättern abgefertigt. Vorher erhalten wir hier einen Bericht über die wesentlichsten Bestimmungen der norwegischen Constitution, und den Einfluß welchen sie auf die socialen Zustände des Volks üben. Der Verf. vertheidigt bei dieser Gelegenheit diese Verfassung gegen den Tadel der norwegischen Kaufleute. Bekanntlich ist in dem Storthing die ländliche Bevölkerung vorzugsweise vertreten, und hat diese ihr Uebergewicht unter Anderm dazu benutzt, um die Grundsteuer abzuschaffen, sodaß die Ausgaben des norwegischen Gemeinwesens fast ganz von dem Ertrage indirecter Abgaben bestritten werden. Diese Einrichtung vertheidigt der Verf., indem er sagt: die Bauern müßten ja doch die indirecten Steuern auch zahlen, da die Kaufleute sie nur vorschössen, und sie dann beim Verkauf der Waaren wieder einzögen. Die Bauern seien daher als sie auch noch directe Abgaben zu entrichten gehabt hätten „mit doppelten Ruthen gepeitscht worden", jetzt aber seien sie wenigstens dem Handelsstande gleichgestellt. Das ist jedenfalls eine höchst seltsame Schlußfolgerung. Wenn die Kaufleute im Stande sind sich die indirecten Steuern beim Verkauf wiedererstatten zu lassen, so zahlen ja doch auch jetzt noch die Bauern, die die große Mehrzahl der Bevölkerung bilden, den größten Theil aller Abgaben, und ihre Lage wäre also durch die Aufhebung der Grundsteuer kaum irgend gebessert. Dagegen übersieht der Verf. ganz und gar, daß diese Einrichtung hauptsächlich den reichen Bauern zugute kommt, während die Steuer dadurch mehr auf die Schultern der ärmern Consumenten, mögen sie nun in der Stadt oder auf dem Lande wohnen, gewälzt wird. Die Einrichtung, welche der Verf. als eine demokratische vertheidigt, ist also vielmehr eine aristokratische, und Lampe würde sich daher wahrscheinlich sorgfältig gehütet haben sie zu vertheidigen, wenn er sich die Mühe nicht hätte verdrießen lassen den Gegenstand von dem er spricht minder oberflächlich zu beschauen. Recht gut liest sich die Schilderung welche der Verf. am Schlusse seines Aufsatzes von der Reise mit dem Dampfboote nach Hammerfest und von der dortigen Deputirtenwahl selbst entwirft.

„Fürst Canino und der Cardinal Ferretti." Wie dieser Aufsatz in diese akademische Gesellschaft kommt ist schwer zu begreifen. Wahrscheinlich haben zufällige persönliche Beziehungen die Aufnahme veranlaßt. Denn Ruge ist zu klug, als daß er nicht selbst eingesehen haben sollte, daß dieser alberne Zeitungsartikel neben Aufsätzen von wissenschaftlicher Tendenz eine sehr üble Rolle spielen muß. Der Aufsatz vertheidigt den Fürsten Canino gegen Beschuldigungen welche der Cardinal Ferretti gegen ihn erhoben haben soll, und kann selbst für die zunächst Betheiligten nur eine sehr schnell vorübergehende Bedeutung gehabt haben. Er enthält Nichts als hohle Phrasen; dem Fürsten von Canino, der bekanntlich von seiner eigenen Partei keineswegs geachtet wird, werden ungemessene Lobsprüche ertheilt, und die Gegner werden schlechthin als niederträchtige, abscheuliche Bösewichter bezeichnet.

„Politische Thesen, von Arnold Ruge." Hier haben wir eine kurze, bündige Uebersicht des Ruge'schen Staatsrechts. Nach demselben gibt es zwei Gewalten im Staate, zunächst die Majorität und sodann das Recht der freien Person. Die Majorität herrscht zwar, aber sie darf Nichts thun was dem Recht der freien Person zuwider ist. Wie das Recht der freien Person ermittelt werden soll sagt Ruge nicht. Durch Majoritätsbeschlüsse kann dieses Recht unmöglich festgestellt werden, da es ja unabhängig von jeder Majorität sein, und deren Macht sogar beschränken soll. Wahrscheinlich ist die Wahrung dieser Rechte der freien Person der „Opposition" anvertraut, wenigstens sagt Ruge, diese sei ein Ausschuß der Gesellschaft zur Controle der von der Majorität eingesetzten Regierung. Diese Opposition ist ferner eine Minderheit, welche stets strebt eine Mehrheit zu werden. Gelingt es ihr die Majorität im Volk und unter den Deputirten zu gewinnen, so wird sie Regierung, und zwar werden solche Regierungswechsel in wohleingerichteten Staaten auf friedlichem Wege „durch Ministerwechsel" zu Stande gebracht. Nur da wo das Rechtsgefühl noch so wenig ausgebildet ist, daß irgend Jemand wagen kann sich den Aussprüchen der Majorität zu widersetzen, muß das Volk zu den Waffen greifen, eine Revolution machen. Manche dieser Thesen sind wunderbar dunkel ausgedrückt. So sagt Ruge unter Anderm: „Die Person, das Recht, das Eigenthum sind nicht eher unverletzlich und heilig als bis es keine Ausnahme gegen irgend eine Person, irgend ein Recht, irgend ein Eigenthum gibt." Was ist eine Ausnahme gegen eine Person, eine Ausnahme gegen ein Eigenthum? Darf man vernünftigen Menschen zumuthen mit solchen Worten einen Sinn zu verbinden? Mit der socialen Frage wird Ruge sehr schnell fertig. Er sagt: „Die Probleme des Socialismus sind alle in dem Einen Princip enthalten, daß die freie Person und die Befreiung jedes Einzelnen der Zweck und die Aufgabe des Staats und des Staatsmitglieds ist." Diese freie Person gleicht offenbar den Morrison'schen Pillen und andern Universalmitteln; in hinreichender Quantität eingenommen befreien sie jeden Patienten von allen irdischen Leiden.

Im Allgemeinen ist das vorliegende Taschenbuch eine der interessantern Erscheinungen auf dem Gebiete der neuesten Literatur; es enthält eine ziemlich große Anzahl anregender Erörterungen, welche überdies meist in gebildeter und doch ziemlich gemeinverständlicher Sprache vorgetragen werden. 13.

Literarische Notiz.

Philarète Chasles und sein neuestes Buch.

Die „**Études sur le seizième siècle en France**" von dem Professor am Collége de France Philarète Chasles bilden den siebenten Band der gesammelten Werke dieses Schriftstellers, und enthalten außer mehren Studien über Calvin, Luther, Brantôme und Nostradamus namentlich einen „Geschichtlichen Versuch über de Thou" und eine „Vollständige Geschichte der französischen Literatur im 16. Jahrhundert". Diese beiden Arbeiten sind von der Akademie gekrönte Preisschriften. In der letztern findet man ein sehr interessantes Verzeichniß der französischen Worte welche seit Ronsard aus der französischen Sprache geradezu verschwunden sind. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 61. —— 12. März 1849.

Erwin Speckter und seine Briefe aus Italien.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 60.)

Nach Rom zurückgekehrt fühlte Speckter die Vortheile von dieser Reise.

Viel gelernt und gesammelt habe ich für meine Kunst, und in jener Wunderluft meinen Körper förmlich neu geschaffen; denn vorher schien ich, was Alle mir auch jetzt gestehen, dem Grabe näher als dem Leben.

So nahm er sich nun aufs neue zur Thätigkeit zusammen, und war darauf doppelt angewiesen, da jene ihm nächststehenden Freunde und Reisegenossen im Juli bald nacheinander, und zur selben Zeit noch viele andere Deutsche von seiner Bekanntschaft Rom verließen.

So beschäftige ich mich mit meiner Arbeit zunächst, dann mit der göttlichen Natur, mit der alten und der jetzigen Welt, so viel von letzterer an mir vorübereilt als tragikomisches Intermezzo.

Die Composition (Simson und Delila), die er für Chateauneuf in Ausführung nahm, legte er jetzt beträchtlich größer an als nach dem anfänglichen Vorsatz. Auch bei den Motiven des Entwurfs konnte er sich nicht begnügen, sondern änderte nach mehrfachen Versuchen und wieder zerrissenen Zeichnungen besonders die Lage Simson's, wie er auch die Philister bedeutender machte. Die Idee die er (s. oben) bei der Skizze aussprach hielt er fest, und so, daß auch Overbeck die ernste, alttestamentarische Haltung nicht vermißte. Anhaltend arbeitete er während der Sommerhitze an den Studien dazu. Den Ermüdeten erquickten purpurne Abende und balsamische Mondnächte, und in seiner neuen hohen Wohnung in Casa Bartholdi über den Fresken von Overbeck, Cornelius und Veit sah er fast jeden Morgen den Aufgang der Tagesgöttin mit stiller Naturandacht.

Von der Künstlergesellschaft zog er sich mehr und mehr zurück. „Lernen kann man hier nur von wenigen Lehrmeistern, und diese besuche ich dann mit allem Eifer, so oft ich kann." Fast alle Sonntag-Morgen hielt er seinen „Gottesdienst in der menschenleeren, aber geistervollen Sixtina", wo er bis Mittag eingeschlossen diesem „Hochamt der Kunst" beiwohnte. Dann ging er zur Erholung und Erquickung der Seele „in das leben- und freudenvolle Labyrinth der Farnesina". Alle Donnerstage war er im Vatican oder Capitol, „in der Gesellschaft dieser göttlichen Werke der Natur und Kunst". Nebenher beschäftigte er sich viel mit dem Studium der alten Geschichte und Mythologie. Die Eindrücke der alten Kunst aus Neapel und Pompeji wirkten in ihm fort.

So hatte ich aus der Geschichte des Alterthums mir das Leben ihrer Kunst in ihrem Leben gedacht, und fand es hier vergewissert... So gewaltig mir in Rom, so bewunderungswürdig erhaben das mittelalterlich italienische Kunstleben sich entfaltete, so blühendreich, so entzückend und lockend breitete hier die antike Kunst ihr ganzes Wesen aus; sie war nicht blos eine Kunst die durch ihre Kunststücke amusirt, und davon lebt wie unsere jetzt, sondern sie war wahrhaftig das schöne, reiche Kleid einer schönen, reichen Zeit, Bedürfniß des Lebens, nicht blos Luxus.

Alle die Alten haben in dem Sinne gedacht und geschaffen, „daß doch nur durch die Form und den Sinnenreiz die Kunst vernehmlich reden kann". Den Unsern, die „von jungfräulichen und geistigen Formen reden, ist Rafael zu materiell. Eine jungfräuliche Form ist nach meiner Meinung die die in höchster, reinster Blüte der Schönheit und Gesundheit, durch keine Beimischung menschlicher Absicht entheiligt, sich zeigt, und diese haben gewiß Rafael und die Antiken am meisten und reinsten gegeben, mehr als Fiesole und van Eick's Miniaturen". In dieser Gesinnung war es ihm Ernst auch praktisch im Ausbilden seines Gemäldes „so viel als möglich in jeder Hinsicht zu lernen".

Schon ist mir es wie Schuppen von den Augen gefallen, ich habe einen ganz andern Blick in die nackte Formenwelt bekommen, ich fühle mich jetzt zu Hause darin, und von Tag zu Tage mehr. Wollte Gott, daß ich, so lange mir diese Mittel zu Gebote stehen, mehr solche Aufträge hätte, dann würde ich mir die Formensprache bald so wie meine Muttersprache aneignen, und vielleicht einst Meister darin werden.

Wir sehen diese Gesinnung und Bestrebung Speckter's nach zwei Richtungen hin zur Entschiedenheit und Ganzheit fortschreiten, die ihn aber auch in neue Conflicte bringen. Nach innen löst er sich unwillkürlich von den conventionnellen Banden, Schranken und Verkleidungen der einfachen Natur, um Gemüth und Sinn ununterbunden in reine und ganze Wirklichkeit zusammenzufassen, und ebenso ist es nach außen, im Schaffen, die wirkliche, nicht auf gelehnte Geltung und übereinkommliche Bedeutung, sondern auf sich gestellte, durch vollen Ausdruck siegende Schönheit wonach er trachtet. Aber Jenes bringt ihn mit dem lieben Gewohnten in sich, und dem trägen Hergebrachten in den Zeitsitten, Dieses mit

der Unerschöpflichkeit des Wirklichen in Kampf. In der erstern Beziehung ist es wol zu verstehen, wenn er zu Weihnachten 1832 schreibt:

Von allen kindlichen Weihnachtsfreuden war mir Nichts geblieben als die dunkle kalte Winternacht ohne alle Weihnachtshelle. Kein Kinderjauchzen, keine Engelchöre, keine Hüttenhelle, nur die am schwarzdunkeln Himmel funkelnden Sterne schienen noch wie aus weiter Ferne das verhallende Singen der Engelchöre.

Er beschreibt die Feier in der Sixtina:

Wenn sonst eine solche kirchliche Feierlichkeit auf mich immer einen ergreifenden Eindruck machte, in dieser Nacht schien mir dieser Pomp die bitterste Ironie, und das Ganze ein tragikomischer Firlefanz. . . . Aus dem ungewissen hohen Dunkel des Gewölbes nieder starrten wie gewaltige Riesengeister einer höhern Welt die erhabenen Gestalten Michel Angelo's in mächtigen Umrissen, denn Anderes war wenig bei dieser matten Beleuchtung von ihnen zu erkennen. Nur wer heimisch und bekannt mit diesen Wunderwerken ist sah noch mehr, und so sah ich, wie sie in ihrer einfachen Größe mitleidig niederlächelten auf diese kleinen Geschöpfe einer kleinen Welt, die in ihrem Flitterstaat die Spuren ihrer innern Verwesung zu verbergen sich bemühten. Spott schien es, daß unter der Glorie des allmächtigen Weltrichters in seiner einfachen Majestät sein Statthalter auf Erden in solchem Prunke auftritt, und zwar in jener Nacht, wo er nackend in einer Krippe lag, von armen Hirten umgeben. Aber Mitleiden nur zuckte durch die weit geöffneten, unaussprechlich ernsten Augen der heiligen Märtyrer, barmherziges Mitleiden über die Blindheit einer vergänglichen Welt. In ihren Augen lag ein anderer Blick schon, sie schauten die Klarheit und Wahrheit, die ewige Herrlichkeit und Majestät nicht mehr durch einen täuschend getrübten Spiegel wie wir Armen. Ja, mächtiger, ergreifender als je erschienen mir in dieser Nacht jene Gestalten, wirklich wie eine andere Welt, eine Welt wie sie vielleicht vor oder gleich nach der Schöpfung war oder vielleicht sein wird, oder eine Welt anderer Himmelskörper, befreit von aller Kleinlichkeit und Verkrüppelung, eine ewig unvergängliche Geisterwelt. Das Gewölbe der Kirche sah man im Dunkel nicht, es schien von den aufsteigenden wunderbaren Tönen der Musik gebildet, ein wogendes Meer, eine unbekannte Region, auf deren Wohllautswellen jene Gestalten sich zu bewegen schienen, nur matt von dem in solcher Höhe sich verlierenden Kerzenschimmer irdischer Helle beleuchtet. Die Musik und diese Geistergestalten, die ich immer mehr zu enträthseln mich bemühte, waren das Einzige was mich in dieser Nacht wohlthätig ergriff, und mich endlich so meine nächste Umgebung vergessen machte, daß, wenn auch kein Weihnachtsgefühl, keine Kinderfreude mich beseelte, ich mich doch von tiefer, gewaltiger Begeisterung hingerissen und bezaubert fühlte: — als plötzlich die Musik verstummte, Bediente mit Fackeln kamen, Alles sich erhob und zur Thür hinausströmte. Die Messe war aus, und wir, A. und ich, wurden mit hinausgerissen. Draußen nun sahen wir uns die geputzten Damen mit ihren bleichen, hohläugigen, überwachten Gesichtern an; es waren aber wenig schöne darunter, und besonders konnte ich mich nicht recht hineinfinden in diese Welt voll kleinlichem Putz und Schmuck. Mich überlief ein Fieberfrost, mir war zu Muthe als sei ich plötzlich aus himmelhoher Höhe gestürzt, aus einem seligen Traum erwacht, und sähe nun nur die Fratzengebilde der Bettvorhänge und Tapeten mich anstarren. Endlich führten zwei wunderschöne Gesichter mich bis dahin Schlafwandelnden ins Leben zurück; es waren zwei von den Töchtern des Grafen Armansperg (von der griechischen Regentschaft), die mit ihrem Vater nach Griechenland gehen. Sie brachten mich aus Michel Angelo's Himmel und Schöpfung ganz wieder in die wirkliche Gegenwart; — da war nun freilich meine Stimmung auch nicht sehr weihnachtlich, denn daran dachte ich bei dieser Gelegenheit wenig. Nachdem diese Mädchen verschwunden waren, fühlte ich schmerzlich wie alle diese verschiedenen Gemüthsbewegungen in meinem Innern kämpften: die Sehnsucht und die Erinnerung früherer Zeiten, der Nachklang des Michel Angelo'schen Geisterconcerts, der bittere Ekel über die Narrenspossen um mich, ihre stechende Ironie, und nun plötzlich diese ganz weltlichen, närrischen, trivialen Regungen durch zwei Mädchen geweckt — das Alles stach wie tausend Messer durch meine Brust, oder ich fühlte wirklich die unsaglichsten Brustschmerzen, weil ich zwei volle Stunden hinten übergelehnt gestanden hatte, um in die Höhe zu sehen.

Wie das Gewoge und Gebrause des Meers summten seit 12 Uhr die Glocken ihre Weihnachtsmelodie. Es war sehr kalt, selbst die Sterne am Himmel schienen fast vor Kälte über diese frostige Weihnacht zu beben: oder lag es nur in meiner Stimmung, daß ich ihre Engelchöre nicht mehr verstehen konnte, weil die weite, kalte, dunkle Ferne die selige Melodie ersterben machte? Die Straßen waren voll von Zügen frommer Menschen die zur Kirche gingen. In Rom ist es Sitte an diesem Abend große Schmausereien zu geben; man servirt nur Fastenspeisen, die aber eines großen Festtags würdig sind, und dann darf man nach 12 Uhr auch Grasso essen, weshalb man weislich das Mahl bis über Mitternacht verzögert. Von den Mahlzeiten nun, voll von Speise und Trank, kamen die frommen Beter, und ließen in allerhand Zungen, wenn auch etwas unkanonisch, ihre Freude aus. Doch Das ist zu verzeihen, da es wol noch das letzte und einzige Ueberbleibsel aus dem alten Heidenthum ist. Wenn jene ihren Gottesdienst auch mit mehr wahrem Ernst ausgeübt, so war er doch auch voll Abgötterei und Aberglauben. Jene beteten schöne Statuen, die höchsten Meisterwerke der Kunst an, diese sind genügsamer und begnügen sich mit abgeschmackten Puppen, behängt mit unzähligen goldenen Herzen, Armen, Beinen und Brüsten von Wachs u. s. w. Doch davon Nichts weiter, denn erstlich schienen unter den ausgelassenen Frommen viele schöne Weiber zu sein, und zweitens fuhren zu diesem frommen Puppenspiel so viele mit roth aufgezäumten Pferden bespannte Cardinalswagen, daß ich doch nicht alle diese alten Leute, die doch gebildeter sein sollten als der Haufen, für Heuchler oder eben solche Einfältige halten konnte. Es mag wol Etwas daran sein, denn ein Mysterium ist ja eben Etwas das sich nicht erklären läßt, und das nur Die fühlen und begreifen die den Sinn dafür haben, die sogenannten Auserwählten, zu denen ich jedoch nicht gehöre.

Maria Maggiore, die hell erleuchtete Kirche, die aus dem Dunkel der Nacht mit ihren goldfunkelnden Fensteraugen blickte, sah zauberisch schön aus,

und wol hätte ich sie halten mögen für einen kostbaren Reliquienschrein, in dem noch Etwas von der Helle und Glorie der ersten Weihnacht der dunkeln Nachwelt aufbewahrt ist. O wäre ich nie hineingetreten. . . Ich glaubte Nichts mehr diese Nacht, ich hatte zu Viel gesehen: die schöne alte Basilika war zum Ballsaal umgewandelt u. s. w.

Mit einer Art Leidenschaft schildert er nun den neuen Flitterschmuck, den alten Glanz, die barocke Pracht der Kirche, die schönen wilden Bauerngestalten, die üppigen Weiber, die Bettler und Fremdenfiguren, das ganze Gewühl und Chaos —

Das war eine Weihnacht — ihre Helle schien den Himmelsglanz in jener Nacht überbieten zu wollen, doch war das Dunkel jener Nacht heller als dieser tausend Lichter Glanz.

Im April schreibt er, wie ihn der Carneval und Moccoliabend zu Entzücken und kurzer Selbstvergessenheit hingerissen.

Nichts weiter war es als das Glühen des dunkeln Meers. Ein Ruderschlag weckt tausend und abertausend farbefunkelnde Wellen, in denen Sonne und Himmel unzählige mal sich

spiegeln, aber bald ist Alles todt und still, und zeigt uns nur in seiner dunkeln Umgebung unser düsteres Bild.

Im Gedränge des Ostersegens bringt ihn der Zufall an die Seite eines lieblichen Landmädchens voll Unschuld, Kindlichkeit und frommer Aufregung.

Als ich zurückdachte an das Mädchen, da wußte ich nicht, ob mir so weh und ängstlich über ihre unbefangene, gläubige Einfalt des Herzens wurde, oder über meine Vertrauenslosigkeit, über mein zweifelerfülltes Herz. Meine Seele, meine Jugend und Hoffnung schienen verwelkt, und die Farben des Lebens erloschen.

Zwar diese Entkleidung seiner Phantasie von gläubiger Beschränkung und kindlicher Befriedigung hat auch ihre positive Seite. Schöne Natur, natürliche Schönheit wird ihr um so bedeutender, wie er Dies in den ersten Frühlingstagen jenes Jahres bei einem Ausfluge ins Albanergebirge zu neuem Genuß erfuhr. Tief ergötzten ihn die Gruppen der Weiber und Kinder.

Vielleicht ist all dieses Aeußere, wenige Ausnahmen abgerechnet, nur Maske, und statt eine Seele wie einen köstlichen Diamant zu bergen, birgt es nur ein Theilchen von einer armen Menschenseele; allein man schließt einmal vom Aeußern auf das Innere, und das Aeußere war bezaubernd schön. Wahrlich, wer diese Welt nie sah, der glaubt aus unserer in eine höhere, bessere versetzt zu sein, in eine gediegenere in allen ihren Zufälligkeiten als wir sie aus den schönsten Kunstwerken kennen; nicht so arm, so unschön wie das übrige Menschengeschlecht.

Und diese freiere Verfassung des Sinnes und Gefühls ward allerdings productiv in Speckter. Das Behagen an natürlicher Wohlgeschaffenheit in ihrer Frische, unverfeinert und unverzerrt von Cultur, steigerte sich in seinem Seelengrunde ebenfalls zu einer allgemeinern Anschauung, die als Schöpfungsmorgen, als goldenes Zeitalter, Paradiesesunschuld der Naturmenschen gleichsam das Epos seiner einzelnen bildenden Vorstellungen wurde. Er sah durch das Medium der antiken Poesie jene ideale Zeit, wo Götter zu den Menschen, Menschen zu den Göttern stiegen, Helden grauer Vorwelt durch die Gegenwart schritten, die unbelebte Natur den Menschen beseelt, die Thierwelt und ihr Leben ihnen verständlich, die ganze Welt noch nicht wie jetzt in einzelne, ganz voneinander abgesonderte Reiche getrennt, sondern vielmehr in einer heiligen Harmonie verschmolzen war. „Da war freilich das Rauschen im Schilfe, der Gesang der Nachtigall, das Ziepen der Cicaden Stoff genug für ein reiches Gedicht.“ Auch erkannte er wohl, daß diese Harmonie nicht sowol ein vergangener Zustand als ein ewiger Moment der Phantasie sei, der zu den verschiedensten Zeiten eintrat, und eintritt so oft es schwunghaften Geistern gelang irgend ein Gegebenes durch „ganz freie Behandlung nach ihrer augenblicklichen Lust und Laune“ zu einem neugeschaffenen, reingeschlossenen Ganzen zu machen. Er sagt:

Shakspeare verstand es, unter den bildenden Künstlern am meisten Giulio Romano, Tizian, Poussin, Carani, und selbst Guido und Guercino. Dann aber verlöscht dieses gesunde Leben ganz, bis es in neuerer Zeit Einige wieder hervorzurufen sich bemüht, und zwar vor Allen der alte Müller als Dichter, Carstens als Künstler, Koch, Wagner, Thorwaldsen und Genelli.

(Die Fortsetzung folgt.)

Dickens' jüngste Weihnachtsphantasie.

The haunted man and the ghost's bargain. A fancy for Christmas-time. By *Charles Dickens*. London 1848.

Dickens, der immer noch beliebte Dickens ist auch an letzte Weihnachten der seit mehren Jahren eingeführten, ihm „nicht die Fenster einwerfenden“ Sitte treu geblieben, die Lesewelt mit einer mehr oder weniger auf jenes heitere Fest Bezug nehmenden „Phantasie“ zu beschenken. Beschenken im strengen Sinne des Worts freilich nicht, denn das Büchelchen kostet fünf Schillinge oder 50 Silbergroschen. Doch erscheint der Preis den Kaufskräften angemessen, da am ersten Tage der Ausgabe 18,000 Exemplare abgesetzt worden sind, und ebenso wenig außer Verhältniß zum Werthe, da keine der frühern Phantasien den Geist und Zweck des Festes allseitiger erfaßt hat. Ob dessenungeachtet diese jüngste gleichen Beifall gewinnen wird, dürfte zweifelhafter sein als daß sie jenen weder im Punkte der Moral noch im Punkte der Wahrheit, muthmaßlich aber — und Dies könnte den Beifall beeinträchtigen — in der Leichtigkeit des Verständnisses nachsteht.

Was das Büchelchen bringt? Es lehrt die heilsamste und tröstendste aller Wahrheiten, daß menschliches Leiden die Mutter und Pflegerin menschlicher Sympathie, daß es die Erinnerung an Selbsterduldetes ist, welche in uns die Quellen des Mitgefühls öffnet, daß durchrungene Kämpfe und durchrungene Versuchungen uns nachsichtig machen, der Tod die Liebe heiligt, den Glauben erweckt, und das Herz mit seinen Verlusten durch Hinweisung auf seine Gewinne in der Vergangenheit und in der Zukunft versöhnt. Wer die Bedeutung und den Werth, die Pflichten und Rechte der Freundschaft erkennen will, muß einen Freund begraben haben. Die Mutter welcher von ihren Kindern der Tod keins genommen bleibt nur die Mutter ihrer Kinder. Hat der Tod sie um eins verwaist, fühlt sie mütterlich für jede Waise. Das lehrt Dickens' Büchelchen und — manches Andere nebenbei.

Die Erzählung beginnt mit einer graphischen Schilderung des Chemikers Redlaw in seinem zu einer alten Stiftung gehörigen Laboratorium. Darauf folgt die Skizze eines Winterzwielichts, welche — was Dickens bisweilen geschieht — poetischer sein würde, hätte er sie weniger ausgemalt. In diesem Zwielicht und der Einsamkeit seines Laboratoriums sitzt Redlaw gedankenvoll auf seinem Lehnstuhle. Geübtes Unrecht und empfundener Kummer sind der Gegenstand seiner Gedanken, seiner täglichen Träumerei, sind das Gespenst das ihn jetzt ängstigt. „Als die Dämmerung zur Nacht und der Schatten hinter ihm dichter wurde, gestaltete sich daraus allmälig oder ging daraus hervor in überirdischer, ungreifbarer, von keinem menschlichen Sinn zu entziffernder Weise ein schaudererregendes Ebenbild seiner selbst. Geisterhaft und kalt, keine Farbe in dem bleiernen Gesicht und auf den bleiernen Händen, aber mit Redlaw's Zügen, mit seinen hellen Augen und seinem graugemischten Haar, und gekleidet in den dunkeln Schatten seiner Kleidung trat es hervor in den fürchterlichen Anschein der Wirklichkeit, ohne Bewegung und ohne Laut. Wie er am Kamine in Gedanken wühlend den Elbogen auf den Arm seines Stuhls stützte, so stützte es sich nahe über ihm auf die Lehne seines Stuhls, mit dem schreckhaften Abdrucke seines Gesichts dahin blickend wohin das seinige blickte, in jeder Miene sein Gesicht. Dies also war das Etwas welches ihm früher schon erschienen und entschwunden, Dies der grausige Begleiter «des gespenstgeängstigten Mannes»! Etliche Secunden beachtete es ihn ebenso wenig wie er es.... Endlich redete es ohne die Lippen zu bewegen oder das Gesicht zu erheben.“ Was es spricht spricht Redlaw nach, beantwortet was Redlaw es, und dieser was es ihn fragt. Als sie so eine Zeit lang gesprochen ohne sich anzusehen, „wendete der gespenstgeängstigte Mann sich plötzlich um und starrte das Gespenst an. Dieses gleich schnell in seiner Bewegung schlüpfte hinterm Stuhle hervor, und starrte ihn an.“ Aufs neue beginnt es das Gespräch. Frage und

Antwort wechseln. Was das Gespenst von sich berichtet ist Redlaw's Vergangenheit, ist die Geschichte des Unrechts das er geübt, und des Kummers den er empfunden. „«So», sagte das Gespenst, «trage ich einen Kummer und ein Unrecht in mir. So nage ich an mir selbst. So ist die Erinnerung mein Fluch, und könnte ich meinen Kummer und mein Unrecht vergessen, ich thät's.» ... «Böser Schatten meines Ichs», versetzte der gespenstgeängstigte Mann mit leiser, bebender Stimme, «daß Dies sich mir unaufhörlich zuflüstert verdunkelt mein Leben.» «Es ist ein Widerhall», sagte das Phantom. «Ist es ein Widerhall meiner Gedanken, wie ich nun weiß, daß es einer ist», rief der gespenstgeängstigte Mann, «warum bin ich, gerade ich der Geplagte? Das ist kein selbstsüchtiger Gedanke, mag er auch über mich hinausgehen. Alle Männer, alle Frauen haben ihren Kummer, die Meisten ihr Unrecht. Undankbarkeit, schmuzige Eifersucht und Eigennutz belagern alle Lebensstufen. Wer möchte nicht seinen Kummer und sein Unrecht vergessen?» «Ja, fürwahr, wer möchte Das nicht und dadurch glücklicher und besser werden?» meinte das Phantom.... «Empfange denn einen Beweis meiner Macht in Dem was ich dir biete. Vergiß den Kummer, das Unrecht und die Noth die du gekannt!» «Vergessen?» wiederholte der Andere. «Ich habe die Macht», fuhr das Gespenst fort, «die Erinnerung daran zu löschen, nur schwache, verworrene Spuren zu hinterlassen, die bald von selbst sich verwischen. Sag', willst du?» «Geduld!» schrie der gespenstgeängstigte Mann, und zwang mit fürchterlicher Geberde die ausgestreckte Hand zurück.... «Ich möchte keines lieben Andenkens und keiner Sympathie verlustig gehen, die für mich oder Andere ihr Gutes hat. Was verlier' ich, wenn ich einwillige? Was Alles wird aus meinem Gedächtnisse scheiden?» «Kein Wissen», war die Antwort; «Nichts was du gelernt, nur die verschlungene Kette von Gefühlen und Ideenverbindungen, die von den ausgewiesenen Erinnerungen abhängig sind und genährt werden. Die wirst du verlieren.... Entscheide, ehe die Gelegenheit entflieht.» «Noch einen Augenblick», bat der Geängstigte.... «Wenn Gift in meinem Körper ist und ich besitze ein Gegengift, und weiß es zu gebrauchen, soll ich es nicht gebrauchen? Wenn Gift in meiner Seele ist und ich vermag es auszutreiben durch diesen fürchterlichen Schatten, soll ich's nicht thun?.... Ich möchte es vergessen, wenn ich könnte. Bin ich der Einzige der so gedacht, oder ist es der Gedanke gewesen von Tausenden und Abertausenden, von Geschlecht auf Geschlecht? Alles menschliche Gedächtniß ist mit Kummer und Noth beladen. Mein Gedächtniß ist wie das Gedächtniß Anderer. Aber Andere haben nicht meine Wahl. Ja, ich schließe den Handel. Ich will meinen Kummer, mein Unrecht und meine Noth vergessen.» «Soll es so sein, sprich?» fragte das Gespenst. «Es soll.» «So ist's. Und nimm nun Dies mit dir, Mensch, den ich von jetzt an verlasse. Die Gabe so ich dir gegeben sollst du weiter geben, du magst gehen wohin du willst. Ohne die Fähigkeit zurückzuerhalten welcher du entsagt hast, wirst du sie in Allen zerstören denen du dich nahst. Deine Weisheit hat entdeckt, daß die Erinnerung an Kummer, Unrecht und Noth das Loos aller Menschen ist, und daß sie ohne jene in ihren übrigen Erinnerungen glücklicher sein würden. Geh denn und sei ihr Wohlthäter! Befreit von solchem Gedächtniß trage unwillkürlich von dieser Stunde an die Segnung solcher Freiheit mit dir. Die Verbreitung derselben ist von dir untrennbar und unveräußerlich. Geh! Sei glücklich in dem Gute das du gewonnen, und in dem Guten das du thust!»"...

Solcher Art ist der „Handel mit dem Gespenste", welchen der Titel erwähnt. Und welches sind die Folgen? Mit der Erinnerung an sein eigenes Weh und Unrecht verliert Redlaw alles Gefühl für die Leiden Anderer. Mit der Sympathie erstirbt das Interesse. Die Bande sind zerrissen die ihn an seines Gleichen knüpften, und geistig vereinzelt geht er durch die Welt. Das Schlimmste aber ist, daß seine Macht das Vergessen früherer Leiden Allen mitzutheilen denen er naht, nur Zwei ausgenommen, auch über Alle dieselben traurigen Folgen verhängt die er selbst erfährt. Das erste Beispiel dieses ihm unbewußten Einflusses führt tiefer in die Erzählung — weiter als hier gefolgt werden kann.

Darin daß nur zwei Personen Redlaw's vergiftender Einwirkung widerstehen, liegt ein ebenso origineller als eindringlicher moralischer Gegensatz. Die Eine ist ein Weib, die Andere ein sechsjähriger, seit seiner Geburt von jeder Freundlichkeit ausgeschlossener Knabe. In Jener sind die Erinnerungen ihres Kummers zu geläutert um vertilgt werden zu können; in Letzterm ist das Bewußtsein des Kummers als einer vom Schmerz unterschiedenen moralischen Empfindung noch nicht erwacht. Die Entwickelung und Anwendung dieses Contrastes gehört zu den Glanzseiten des Büchelchens.

Die Erzählung endet damit, daß Redlaw die Fähigkeit welcher er entsagt hat zurückbegehrt und zurückerhält, und daß er in der Möglichkeit „mit den Weinenden zu weinen" die Bedingung erkennt der Freude Anderer sich zu freuen.

10.

Notizen aus Frankreich.

Die „Confidences" Lamartine's in der Provinz.

Aus Macon schreibt man der „Presse", welchen ungewöhnlichen Eindruck die Veröffentlichung von Lamartine's Familien- und Jugenderinnerungen unter dem Titel der „Confidences" gemacht hat. Man kommt aus der ganzen Umgegend und selbst von Lyon her, um das Haus von Milly zu sehen. Auf den einen Flügel der Eingangsthüre hat eine unbekannte Hand die Worte „Poetae nascuntur" geschrieben, und die Landleute, die freilich das Feuilleton der „Presse" nicht lesen, können sich nicht erklären, warum der Garten Lamartine's plötzlich so viel besucht wird. Man sucht das alte Wohngebäude auf das in den „Confidences" so schön beschrieben ist, und bittet angelegentlich die bejahrte Aufseherin, sie möge die Schaulustigen in das Zimmer führen, wo der Autor geboren ward, oder in das Gefängniß in das sein Vater eingesperrt war, oder endlich in die Dachstube, wo seine Mutter ihn aufzog. So wirkt die Veröffentlichung eines Buchs durch die Feuilletons. Einer Million von Lesern gehen täglich die Blätter eines Buchs zu welches in der Form eines einzelnen Bandes nicht vier oder fünf Tausenden bekannt werden würde. Dies Verfahren bewirkt eine Revolution in der Literatur, wie der Journalismus schon eine in der Politik vollbracht hat.

Ehrenmitglieder der Akademie.

Am 3. Jan. 1849 wurde in der Sitzung der Akademie der Wissenschaften Brewster aus Edinburg zum auswärtigen Ehrenmitgliede erwählt. Die Akademie überträgt diesen Platz, um den sich die berühmtesten Gelehrten Europas und der ganzen Welt bewerben, nur nach der strengsten Prüfung der wissenschaftlichen Ansprüche der Candidaten, die dem Institut durch eine Commission von fünf Mitgliedern vorgelegt werden. Berichterstatter derselben war auch diesmal, wie früher, Arago. Die Freunde der andern Candidaten haben alle ihre Ansprüche aufgegeben, um dem Verdienste des berühmten schottischen Gelehrten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Man betrachtet die acht auswärtigen Ehrenmitglieder des Instituts ziemlich allgemein als die größten Celebritäten der gelehrten Welt. Brewster ist in Schottland 1785 geboren. Er war früher Apotheker, dann Secretair der Königlichen Gesellschaft zu Edinburg, und ist der gelehrten Welt hinreichend durch die Herausgabe der „Edinburgh Encyclopaedia" und des „Edinburgh physical journal" als einer der gründlichsten Physiker bekannt.

40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 62. — 13. März 1849.

Erwin Speckter und seine Briefe aus Italien.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 61.)

Dieses Ideal einer Schönheit die nicht durch Beziehung auf ein Jenseitiges, Abstractes, Höheres ihre Befriedigung und Harmonie über sich hinausschiebt, sondern dieselbe in energischer Verschmelzung wirklicher Momente durch freie Naturanschauung erreicht, ward nun in Speckter theils in der Richtung eines voll und scharf schildernden Humors, theils einer idyllisch dichtenden Sinnlichkeit thätig. In der erstern entstand in diesem Winter sein Vorleser des Ariost auf dem Molo in Neapel, eine Federskizze, die aber, wenn sie nur einigermaßen seiner brieflichen Schilderung (II, 24) der im Leben geschauten Scene entspricht, voll der geistreichsten Charakteristik sein muß, „vorn das frohe, gesunde, frische Leben eines sorgenfreien, natürlichen Menschenschlags, hinten das stille, geheimnißvolle Leben der abendlichen Natur", und als Haupttorte die originelle Figur des Declamators, an dessen drastischen Mienen, und mit ihm eigener Kunst wechselnden Gesten die Umgebung hängt. Diese Skizze kam in den Besitz des Syndikus Sieveking. Die andere, idyllisch genießende Richtung verfolgte er in seiner Erfindung der Syrinx, die er als Bildchen für ein Album ausführte. Der Ort ist der Ausgang eines Waldes, zwischen niedere Hügel gelehnt, in einem weiten Thal, das mit hohen Gebirgen die heimliche Hirtenwelt umschließt. Hier vorn entspringt unter dem alten Baume eine Quelle, die gleich von Felsen aufgefangen einen Teich bildet, die Schattenbucht der Nymphe, wo Fische plätschern, Eidechsen spielen, Cicaden und Vögel hüpfen. Auf den Wurzeln aber des Baumes sitzt der Waldgott Pan, der längst in diesen Fluren heimisch (wie die Bocksohren Einiger von den Hirten um ihn verrathen), hier jene Nymphe zu seiner Liebespein gefunden, und sie durch ihre Flucht in den Schoos des Teichs verloren hat. Amor, der zwischen ihr und ihm steht, hat dem Verlassenen, traurig auf das Säuseln des Schilfs worein sie versank Hinlauschenden zum Trost sich aus diesem Schilfe die Syrinx zu machen, und mit ihren Tönen dem Gesäusel zu antworten gelehrt. Sie selbst blickt, obwol noch zürnend, nicht ungerührt durch das getheilte Schilf, indem die schmerzlichen Laute mit Amor's Hülfe zur süßen Melodie anschwellen, und die Schwestern heben sich lauschend aus Bach und Quelle. Auch die Dryas im Baume wird erweckt, und die Nachtigall auf ihrem Finger lernt die neuen Töne begleiten. Von der andern Seite umdrängen den Musiker der Liebe die Hirten, neugierig, ergötzt und ergriffen. Einer hat sich zunächst zu seinen Füßen gesetzt, einen neuen schönen Krug voll Honig als Preis des Sanges vor ihn hinstellend. Freunde schließen sich enger aneinander, von gleichen Gefühlen bewegt. Früher Gekommene genießen schon ruhiger die Wirkung: vorn auf der einen Ecke der Mann der, im Schoos der braunen Hirtin liegend, das Kind auf seinen Knien schwingt, welches die Arme nach der Mutterbrust hebt; zwei Mädchen auf der andern Seite, wovon die Eine, sanft entzückt, die Andere bei sich niederhalten will, die im Umblicken sich erhebt, weil sie ihren Freund, den Hirten, der mit der Heerde herankommt, gewahr wird. Entfernter steht ein anderer Hirt, der seine Heerde weiden läßt; noch weiter sieht man eine dritte Heerde unter Bäumen am Fuß einer Pan-Herme, und ganz hinten am Berg einen Tempel der Venus.

Dieses Bildchen war im Nachgenusse des Ausflugs ins Gebirge im Frühjahr 1833 entstanden. Mit dem Ausdrucke war Speckter selbst weniger als die Bekannten, bei welchen es Glück machte, zufrieden, doch ging seine Phantasie auf diesem Wege weiter, und behagte sich in ähnlichen Ideen aus dem Leben der Diana, des Apollo u. s. w., während er bei seinem Oelgemälde dem gleichen Sinne durch Ausführung in warmes Leben und kräftige Farbe zu genügen suchte.

Hierbei muß er nun aber auch gleich des Widerspruchs inne werden in dem er mit der Zeitsitte sich befindet. Er war mit jenem Albumsblatt durch Overbeck's Vermittelung beauftragt worden, der etwas Biblisches oder Religiöses gewünscht hatte. Die Bestellerin fand nun die an dessen Statt gebotene Pan-Idylle „zu indecent", zu viel Nacktes darauf. Indessen hatte das Bildchen zum Glück schon viele Freunde gefunden, er verkaufte es Einem, und versprach ihr eine Zeichnung in ihrem Sinne. Dabei blieb er gleichwol dem seinen so treu, daß er eine Fortsetzung jener Idylle, nämlich „Die Syrinx in ihrer Wirkung", als schon gewöhnlich gewordene Hirtenmusik wählte.

Ich hätte ein Liebespaar wählen können, das die Laute seiner Liebe mit der Syrinx accompagnirt; doch da zu große Tugend leicht auch darin Etwas hätte finden können, so wählte ich jene Liebe, die gewiß über jeden Vorwurf hinaus ist. Ich zeichnete eine heilige Faunenfamilie, hoffend zu Gott, sie in ihrer gesunden, einfach reinen Freude rührender und heiliger darzustellen als so manche coquettirende heilige Familie unsers Jahrhunderts. Das Motiv dazu fand ich in der Natur. An einem schönen Tage war ich ausgegangen in die Campagna, es fing an zu regnen, ich suchte in einer Ziegenhirtenhütte Obdach, und fand hier ein halbnacktes, schönes Weib, das ihren nackten Säugling auf ihrem Beine schaukeln ließ. Lange sah ich dem Spiele zu, dann ging ich entzückt nach Hause und gleich an die Arbeit. Ungemein reizt mich eine unverholene, fein ausgedrückte Liebe, die in ihrer tiefen reichen Fülle über alle Schranken sich wegsetzt, nur sich selbst lebt, und um sich die Welt vergißt. So liebt die Natur — doch Das ist verpönt. Aber in Mutter und Kind, Gott Lob! ist diese unschuldige, natürliche Liebe noch erlaubt. So suchte ich also meine Faunenmutter darzustellen. Der geschaukelte Knabe wirft vor Entzücken seinen Kopf lachend in den Nacken, um seine Freude möglichst auszudrücken. Alles muß an ihm zittern und hüpfen vor Jubel, wie auch bei ihr, wo es aber in einfachern, großartigern Zügen sich offenbaren muß, mehr wie ein wogendes Meer zufriedenen gesunden Glücks in überströmender Lebensfrische, die in dem Knaben nachwirkt in schnellen hüpfenden Wellen. Dazu setzte ich meinen Faunenvater, der die Syrinx bläst, mit deren Tönen er sich im Jugendfrühling seine Faunin erblasen, und womit er jetzt die Freude seines Lebenssommers accompagnirt. Hier, wenn auch schwächer und burlesker als in Mutter und Kind, sollte sich Beider Liebe abspiegeln; denn er theilt das Entzücken der Mutter am Kind, nur muß die Liebe zu ihr sein Herz bewegen und die Töne seiner Flöte entlocken. Auch die Thiere, dieser stillen Familie Umgang, Verwandtschaft und Bekanntschaft nehmen Theil an der Familienfreude. Der ältere Sprößling der Faunenliebe umarmt seinen Busenfreund und täglichen Gespielen, den jungen Bock, und tanzt mit ihm zu den Tönen der väterlichen Flöte. Die übrige Heerde drängt sich herbei, und begleitet als Brüder und Schwestern des alten und jungen Faun mit Meckern das Spiel. So mag es regnen und stürmen (draußen thut es Beides), in diesem Kreise herrscht stete Lebenslust, die wahre Dankbarkeit gegen den Schöpfer des Lebens. Auch ist für fernere regnerische Wintertage, wenn die wollige Heerde nicht im Felde ist, der Weinschlauch in der Höhle aufgehängt.

Speckter ließ sich also nicht irre machen. Denselben Anstoß aber bei jener Moral, die ihr in Prosa nützliches Bewußtsein der eigenen Schwäche selbst im idealen Gebiet der Kunst nicht los werden kann, erfuhr er wiederholt mit seinem großen Bilde. Overbeck, der das Künstlerische daran lobte, wünschte in manchen Theilen etwas weniger Fülle, und die Delila, so schön sie auch gezeichnet, „des Anstands halber" etwas bekleidet, sodaß Speckter dem Besteller Chateauneuf schon im November 1832 schreibt: „Ob ich nun die Delila bekleiden soll oder nicht hängt von Ihnen ab." Der Freund legte ihm diese Beschränkung nicht auf, und bewies ihm sein Zutrauen noch mehr dadurch, daß er im Jahr darauf, als er ein schönes neues Haus für Dr. Abendroth, der unserm Künstler wohlwollte, aufzuführen hatte, ihm darin Gelegenheit zu Frescogemälden schuf. Diese Aussicht auf Erprobung seiner Fähigkeit in größerm Sinne und Zusammenarbeiten mit dem geistig ihm verbundenen Künstler hatte gleich für Speckter, so innig er an Rom und seinen einzigen Kunstmitteln hing, viel Anziehendes; gleich aber mischte auch das Bewußtsein von der schwierigen Stellung eines freien Kunststrebens gegen unsere Gesellschaft seiner Hoffnung die Furcht bei.

Wenn ich nur wüßte, daß man mich nicht zu sehr einschränkte, d. h. daß ich Dieses und Jenes nicht machen darf, aber so und so machen soll und muß. Die Kunst ist wie die Wahrheit in ihrer göttlich-nackten Kinderunschuld schön. Wehe dem Künstler der mit unreinem Herz und Sinn diese schändet und entweiht; aber wehe auch dem Beschauer der den Himmel lästert, indem er dieses sein geliebtes Kind entehrt durch allerhand vorgebundene Feigenblätter und Flitterstaat, als ob für seine hochadelige, übersittliche Frackgesellschaft dieser göttliche Gast nicht hochzeitlich genug gekleidet wäre, und die Eitelkeit verletze. Fluch dieser Etiquette, diesem Aushängeschilde der Seelenbeschmuztheit! Aber Honny soit qui mal y pense!

Zwar für diese neue Aufgabe bestätigte sich Speckter's Befürchtung nicht, wol aber für sein Oelbild, das er zu Anfang 1834 vollendete. Bei Künstlern trug es ihm Beifall ein. Schon im Mai 1833 schrieb er:

Klagen wollte ich heute nicht; also lieber zu etwas Anderm, das ich aber erst bevorworten muß. Ich schreibe es nämlich, damit man es meinem Vater sagt; ihm wird es vielleicht in seinen Sorgen um mich tröstlich sein, und da ich leider noch durch die That nicht zeigen kann, daß seine Sorge und Mühe um mich nicht fruchtlos geblieben, wenigstens beweisen wie ich danach gestrebt sie ihm einst vergelten zu können. Ich möchte ihm gern sagen, daß die besten Künstler unter den Deutschen mich hier loben und wirklich auszeichnen, und zwar die allerverschiedensten, von jeder Partei. So ist der alte Koch, Dräger, Steinle, der früher so sehr mein Gegner war, jetzt sehr für mich; der Eine will diese von meinen Zeichnungen, der Andere jene, der Eine will von mir zeichnen, der Andere malen lernen. Overbeck spricht so über mich, über das Bild für Chateauneuf, und sowol über die Zeichnung für Sieveking (die ich darum zerrissen habe) als auch über die andern Zeichnungen die ich jetzt mache, daß es mir ordentlich schmerzlich ist, indem er sich dabei so herabsetzt. Dann wird mir ordentlich angst u. s. w.

Als das Gemälde ziemlich fertig war, im December 1833, schrieb er:

Ich freue mich seiner Vollendung; denn ich habe den Trost, daß mein Simson unter den Künstlern hier nur Ruhm und Lob erworben. Wenigstens sehe ich die Zeit und Mühe nicht als verloren an die das Bild mich kostete, da es mir gelungen ist zu zeigen, daß Das wonach ich strebe gewiß das Richtige ist. Auch meine graue Art zu malen, die ich theils eigenen Forschungen und Versuchen, am meisten aber meinem verstorbenen Freunde Dräger verdanke, gewährt mir große Genugthuung, und daß ich, wenn auch nicht Lehrmeister, doch eine Art Rathgeber für viele Künstler geworden bin.

Zugleich aber muß er von dem Bilde melden:

Oeffentlich ausstellen, wozu mir Alle riethen, durfte ich es hier nicht, da nach Ansicht der Commission es zu nackt befunden wurde.

Und so ward es auch, als es, nach der Heimat gesendet, 1835 auf der hamburgischen Ausstellung erschien, aus dem gleichen Bedenken wieder beseitigt. Immer, meinte Speckter, immer heißt es aufs neue: „Simson, Philister über dir!"

Wie dürften wir uns aber wundern, innerhalb der Durchschnittslinie des Publicums dieses moralische Zartgefühl, obgleich oder besser weil man es im praktischen Leben auf dem Jungfernstieg so wenig anerkennt, zur

Entschädigung auf den reinen Schein und die freie Vorstellung angewendet zu sehen, wenn selbst kunstgelehrte Kritiker ihm Breite geben, und nach Allem was unsere Philosophen und unsere classischen Dichter zur Aufklärung über die eigenen Rechte und Pflichten der Schönheit gethan haben, im süßen Einverständniß mit dem Bildungspöbel die Rechte der Gemeinheit verfechten. Auch jene schon oben erwähnte Recension tadelt an unserm Künstler ein Jagen nach Nuditäten, und an seinem Bilde anstößige Enthüllung. Ueber das Letztere haben gewiegte Kunstrichter und Künstler anders geurtheilt. Rumohr, der das Bild kaufte, sah darin den Durchbruch von Speckter's wahrem Talent und Beruf; er lobt die Wendung seines Bestrebens auf das Kraftvolle. Dabei bemerkt er: „Das sonnige Licht auf einigen der von außen hereinbrechenden Philistäer, im Gegensatze zur Zimmerbeleuchtung der näherstehenden Hauptgruppe, würde in seiner Abstimmung und Haltung selbst einem Schüler des großen Veronesers Ehre bringen". Und auch in näherer Zeit, als bei der Veräußerung von Rumohr's Nachlasse zu Dresden das Gemälde vielen Kunstkennern zugänglich war, wurde nicht allein der Vorzug der Technik, sondern auch Das anerkannt, daß Fleisch und Reiz ohne Aufdringlichkeit, in den Grenzen des künstlerischen Gedankens gehalten seien. Immerhin bleibt in solchen Fällen jedem Einzelnen das Recht zu gestehen, daß eines derartigen Kunstwerks Wirkung seine Moralität aus dem Gleichgewicht bringe, und folglich die Augen abzuwenden; aber daß glücklicher organisirte Naturen ungefährdet diese Wahrheit als Schönheit fühlen können darf er nicht leugnen, und das Bild darum von der Sichtbarkeit überhaupt ausschließen wollen. Noch weniger steht es ihm zu dem Künstler Berechnung auf solche Schwäche in verführischer Absicht oder persönliche Ueppigkeit darum schuldzugeben weil er selbst sich vor solcher zu fürchten hat. Das Kunstwerk darf nur nach seinem Gedanken und in Rücksicht auf seine Harmonie gerichtet werden; des Künstlers Moralität außerhalb seines Wirkens geht Niemand Etwas an der nicht unmittelbar von ihren Aeußerungen oder Folgen betheiligt ist. Wenn nun Speckter, rückhaltlos wie er ist, in den Briefen an die Seinigen wiederholt gesteht, wie ihn zeitweise schöne Weiber bezaubern können, wie er wol auch gern die Entschleierung ihrer Reize belauscht, wenn er mit Naivetät allerhand kleine Abenteuer erzählt von der guten oder schlimmen Aufnahme die hier seine Verfolgung einer lieblichen Erscheinung auf der Straße, dort der beredte Erguß seiner Bewunderung in einer Osterie, da seine Anfrage ob er die Schöne zeichnen dürfe, gefunden: wer ist Pedant genug ein Arg daran zu haben? Ist nicht vielmehr Empfänglichkeit für den Adel der Erscheinung, für sinnliche Anmuth, und die Leichtigkeit an ihre Eindrücke Gefühl und Seele hinzugeben unzertrennlich von der Natur und dem Berufe des Künstlers? Selbst dann, wenn daraus seinem Charakter und Wandel störende Leidenschaften entstehen, hat man sich billig zu erinnern, daß in der menschlichen Wirklichkeit jede Stärke ihre Schwäche, jede Erhöhung ihre Gefahr bedingt. Speckter nennt selbst seinen Enthusiasmus ungezogen, und bekennt, daß „manche Damen schon gesagt haben, daß ich eine etwas freche Art hätte stehen zu bleiben und sie mit den Blicken zu verfolgen; was ich, wenn ich es thue, wirklich nur aus künstlerischer Verehrung der Schönheit thue".

Aber wie ehrlich berichtet er seine kleinen Schicksale, den erfahrenen Spott oder Klaps, das stolze Mitleiden wie die leichte Gunst oder gar Absicht ihn als Ehemann festzuhalten, mit wahrhaft harmloser Offenheit und Laune, und wie spricht bei andern Vorkommnissen seine Ehrfurcht vor weiblicher Würde, sein feines Gefühl für jungfräuliche Wesen so ungesucht und so lebhaft, daß jener Tadel seiner Offenheit als einer ärgerlichen Schwäche zur Insinuation wird. Indessen gesellt er sich den Beweisen die Speckter noch bei Leben erfuhr, daß unsere Zeit einer künstlerischen Hingebung an wahre Natur und sinnliche Schönheit den Widerspruch mit Anstandsregeln und sogenannter Sittlichkeit nicht erspart.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

† † † in der Schweiz. Ein historischer Roman von H. E. R. Belani. Drei Theile. Leipzig, Fritzsche. 1848. 8. 4 Thlr.

Das innere Titelblatt bezeichnet den Roman weiter als einen historischen aus der Zeit der Jesuitenumtriebe und ihrer Austreibung in den Jahren 1844—47. Die drei Kreuze welche hier voranstehen sind es welche nach der Ansicht des Verf. das schöne Land so unglücklich machen: „die römische Pfaffenherrschaft mit ihren Vorkämpfern, den Jesuiten, welche planmäßig das Volk in Dummheit und Aberglauben erhalten wollen, um im Trüben zu fischen und zu herrschen; zweitens die verkommenen Junker und Aristokraten, die sich mit jenen verbinden, um die verlorene Familienherrschaft und vormalige Knechtung des Volks wiederherzustellen, und drittens die Diplomatie, welche viel zu hoch steht um die kleine Welt des regen und strebenden Volkslebens verstehen zu können, welche als Vertreter des conservativen Princips im regen Organismus des in jeder Erkenntniß fortschreitenden Menschengeistes nur den Feind der in eiserne Stabilität geschnürten Staaten sieht." Der Verf. hat nun vorzugsweise in diesem Romane die reichhaltige Geschichte der Jesuitenumtriebe in der Schweiz, verbunden mit der Geschichte deutscher politischer Flüchtlinge, als Material benutzt. Er hat jedoch hier nicht gar zu streng an der Wirklichkeit festgehalten, er hat historische Persönlichkeiten mit in das Gewebe des Romans hineingezogen, ohne daß doch ein eigentliches rechtes inniges Durchdringen dadurch zu Stande gekommen wäre. Wir haben oft ganze Capitel die weiter Nichts thun als uns ein Stück aus der Geschichte jener Tage erzählen. Nehme man einmal nur die Ueberschrift des 21. Capitels im dritten Theile, so wird man sehen, daß der Verf. nur den Faden der Geschichte vor uns noch einmal entrollt. „Entschließung der Tagsatzung. — Protestation des Sonderbundes. — Abgeordnete dahin. — Erklärung der Tagsatzung. — Proclamation des Obersten Rilliet. — Angriff auf Freiburg. — Das Jesuitennest. — Capitulation." Dazu finden sich Reden, Urkunden, Decrete in dem Buche, die unwillkürlich dem ganzen Romane ein so buntes Aussehen geben, daß man vor der Geschichte den Roman und vor dem Romane hinwiederum diese aus den Augen verliert. Die Freischarenzüge, die heimlichen Zusammenkünfte, die politischen Schützenfeste, Alles wird mit großer Genauigkeit in dem Buche

geschildert, selbst ein im ersten Theile von S. 162—190 sich erstreckender Abriß der Jesuitengeschichte in der Schweiz von den ältesten Zeiten bis auf uns herab wird von Dr. Steiger hier vorgetragen und ausführlich begründet, sodaß man wol Denen die etwa von der Geschichte der Gegenwart noch gar Nichts kennen, und den Ernst nicht haben die Geschichte für sich zu studiren, diese hier mit interessanten romanhaften Verhältnissen durchschossene Geschichte empfehlen könnte. Da der Roman vorzugsweise nur die Geschichte von 1844—47 umfaßt, so wird in einem eigenen Capitel die Geschichte der Jesuitenumtriebe von 1840—44 nachgeholt. Ref. kann nicht umhin hier die Ueberzeugung auszusprechen die sich ihm bei der Lecture dieser drei Theile fortwährend aufgedrungen hat: daß das ganze Werk sehr nahe an eine Art Literatur streift die man gewöhnlich die „Buchmacherei" nennt, ohne daß man dadurch der guten Absicht des Verf. zunahezutreten braucht.

33.

Lesefrüchte.

Ruinen einer unbekannten Stadt.

Wir entnehmen einer Mittheilung des „Constantinople Journal" Folgendes über eine von Dr. Brunner in Kleinasien angeblich entdeckte Stadt, und bevorworten blos, daß Dr. Brunner gleich mehren Andern von der Hohen Pforte den Auftrag hat: zum Behuf einer Volkszählung die entferntesten und unzugänglichsten Theile des Reichs zu besuchen. Während er an den Grenzen von Pontus, Kappadocien und Galatien mit Durchforschung der Sandjak oder Aushöhlungen von Bosouk beschäftigt war, und die kühnen, seltsamen, in lebendigen Fels führenden Gänge seine Aufmerksamkeit fesselten, erbot sich ein Dörfler, dafern er sich ihm anvertrauen wolle, ihm auf der andern Seite des Bergs viel interessantere Dinge zu zeigen. Nach kurzem Bedenken nahm unser Doctor das Erbieten an, aber auch seine Waffen und seinen Diener mit. Eine halbe Stunde brachte sie um den Berg. Dort lagen die Ruinen einer ansehnlichen Stadt. Laut der Mittheilung liegen sie südöstlich von dem Dorfe Junkeui und nördlich von dem Dorfe Tschépué, eine gute halbe Stunde von beiden. Obschon Brunner alle neuere und ältere Werke über Kleinasien genau studirt haben will, läßt doch seine Gelehrsamkeit ihn im Stiche, weiß er nicht was er aus den Ruinen machen soll. Das Areal der Stadt ist eine halbe Stunde lang, und trägt sieben Tempel mit Kuppeln und 218 Häuser, von denen einige gut erhalten, andere theils durch ihren Einsturz, theils durch gewaltige, von dem überhängenden Berge losgerissene Felsstücke halb verschüttet sind. Die Häuser haben drei, vier und sechs Zimmer. Auch an die Tempel sind Zimmer gebaut. Das größte sämmtlicher Gebäude mißt 20 Fuß in der Länge und 28 Fuß in der Tiefe. Insoweit Schutt und Steine eine Schätzung gestatteten, scheinen etliche Tempel von 20—30 Fuß hoch zu sein. An den innern Wänden finden sich zwar Spuren von Berappung, aber kein Sinnbild, nicht die geringste Andeutung über Ursprung und Zeit der verödeten Stadt. Auf alle diesfallsige Fragen lauteten die Antworten der Dorfbewohner einstimmig: die Ruinen seien Denkmäler der Ungläubigen. Nur ein paar alte Männer wollten sich erinnern Frescomalereien von Vögeln und Bäumen an den Wänden gesehen zu haben.

Fossile Fußtapfen in Amerika.

Ueber diesen wenn auch nicht neuen, doch immer interessanten Gegenstand theilt der „Boston Chronotype" Folgendes mit: „Ein Handwerker in Greenfield Namens Dexter Marsh bemerkte vor vielen Jahren auf einem der Quadersteine welche er zu Trottoir niederlegte Eindrücke die er für Fußtapfen eines unbekannten Vogels hielt. Befragte Geologen stimmten ihm bei, und erklärten den Vogel für ein vorsündflutliches Geschöpf. Das weckte in Marsh einen solchen Grad von Neugier und wissenschaftlichem Eifer, daß er seine ganze freie Zeit darauf verwendete dergleichen Eindrücken nachzuspüren. Zu dem Ende hat er das Thal von der nördlichen Massachusettslinie bis Wathersfield in Connecticut kreuz und quer durchstreift, und oft Wochen in Felsbrüchen zugebracht. Die jüngste Nummer von «Silliman's Journal of science» enthält einen kurzen Bericht seiner Mühen und deren Erfolge, und wir erfahren daraus, daß das Connecticutthal vor Jahrhunderten ein Lieblingsaufenthalt von Vögeln gewesen ist, denen es nicht mehr Anstrengung gekostet haben kann einen erwachsenen Menschen in ihren Kropf zu stecken wie einem Truthahn einen Grashüpfer zu verschlucken. Marsh besitzt gegenwärtig über 800 Fußtapfenabdrücke von Vögeln und Vierfüßlern, und hat außerdem eine Menge nach andern Orten gesendet. Mehre dieser Exemplare sind so deutlich, daß sie nicht allein die Zehengelenke, sondern auch das Hautgewebe zeigen. Vollkommene Fußspuren vierfüßiger Thiere sind von einer Kleinheit, daß ein halber Dime (eine kleine amerikanische Münze) den ganzen Fuß bedeckt, während dagegen manche Fußspur von Vögeln vom vordersten Nagel bis zum Absatz eine halbe Elle mißt, sodaß, wenn die Inhaber dieser Füße proportionirlich oder im Verhältniß zu den jetzigen gestaltet gewesen sind, sie eine Höhe von 20 Fuß gehabt haben müssen."

Thomas Campbell's Besuch bei Arndt.

Diesen 1820 in Bonn stattgefundenen Besuch beschreibt Campbell in einem der durch seinen Biographen („The life and letters of *Thomas Campbell*, edited by *William Beattie*", 3 Bde., London 1848) veröffentlichten Briefe folgendermaßen: „Ich war ehe ich Arndt kennen lernte etwas wider ihn eingenommen. Ich hatte ihn als Dichter rühmen, als Patrioten preisen hören. Schlegel abgerechnet, gilt er für die größte Zierde der Universität, und als Deutschland sich gegen die Franzosen erhob, sollen seine Schriften, seine Kriegslieder und sein persönlicher Einfluß der Sache seines Vaterlandes die Dienste einer Armee geleistet haben. Ich hatte mir in ihm fälschlich einen harten, finstern Menschen gedacht, und als Welcker mich bei ihm einführte machte ich ihm eine Verbeugung wie ich sie Schlegel nicht ceremoniöser hätte machen können. Er trug einen Bauerrock, denn er kam eben aus seinem Garten von der Arbeit.... Ich hatte denselben Morgen seine Gedichte gelesen, und war durch sie an Burns erinnert worden. Es dünkte mich nun auch, daß sein Gesicht, seine dunkeln, feurigen Augen dem himmelgelehrten Pflüger ähnelten. Er staunte mich einen Moment an, als wisse er nicht was meine Verbeugung bedeuten solle. Dann schalt er mich, indem er lächelnd auf mich zukam und mir beide Hände schüttelte. Er mag 55 Jahre alt sein, und sieht aus wie Burns ausgesehen haben würde, wenn er bis zu solchem Alter mäßig gelebt hätte. Dies war unsere erste Zusammenkunft. Sie können mir aufs Wort glauben, daß ich ihm keine zweite tiefe Verbeugung gemacht, aber viele angenehme Stunden bei ihm genossen habe. Seine Unterhaltung ist so originell wie Sie sich dieselbe immer denken oder von einem Dichter vorstellen können. Bisweilen wandelt ihn ein wenig deutscher Theorismus an; doch konnte ich es nie über mich vermögen ihm zu widersprechen, denn er redet just wie ein wahrhaft guter Mensch."

Berichtigung.

Die bei Gelegenheit der in Nr. 20 d. Bl. besprochenen Errichtung der ersten Sternwarte in Nordamerika am Schluß geäußerte Vermuthung, daß Fräulein Mitchell, bekannt als Entdeckerin eines Kometen, eine Tochter des Professor Mitchell sei, bedarf der Berichtigung. Sie ist die Tochter eines Banquier oder vielmehr Directors einer Bankactiengesellschaft in Nantucket, und besitzt daselbst eine kleine Sternwarte, in welcher sie gern die Stunden ihrer Muße und, wie die Kometenentdeckung beweist, weder müßig noch nutzlos zubringt.

4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 63. —— 14. März 1849.

Erwin Speckter und seine Briefe aus Italien.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 62.)

Gleichzeitig mit jenen kämpfte Speckter mit den innern Schwierigkeiten seines Wegs. Im Mai 1833 nennt er ihn einen einsamen Dornenweg, auf dem nur trübe sein Leben dahinschleiche, von dessen Existenz man kaum auf dem harten Boden die leisesten Spuren finde.

Doch Geduld! Die Hoffnung mit ihren wohlthätigen Schwingen bewegt wieder leise erfrischend das Meer meines Lebens! Noch liegt ein heißer, gewitterschwüler Tag darauf, aber vom Abend her weht ein kühler Wind, es wird wol einst noch besser werden. Verlangt von dieser Periode Nichts zu hören, es ist die eines schweren Uebergangsprocesses. Ich, der ich keinen andern Umgang, keine andere Beschäftigung habe als mit mir selbst, die bis jetzt noch wenig befriedigend ist, wie kann ich euch da Erfreuliches schreiben! Will ich euch Das schildern was bei allem Leid, bei allen Sorgen mir doch unnennbare Seligkeit, mein höchstes Glück auf Erden ist, den Reichthum der ewigen Schönheit in der lebendigen Schöpfung und der ächten Kunst, da sind meine Worte so ganz unzureichend; und wenn ich wünsche, daß ihr es mit mir genießen möchtet oder wenigstens nur fühlen wie glücklich es mich gemacht, da habe ich nicht die Mittel Dieses zu bewerkstelligen.... Darum arbeite ich mit aller Macht daran die andere Sprache, die mir einmal vom Himmel verliehen, so auszubilden, daß ich in ihr Alles was ich ausdrücken will Jedem gleich verständlich machen kann, und so Gott will werde ich auch dadurch euch einst noch Freude machen können. Wenigstens so verzagt ich eine Zeit lang war, als ich, durch den hellen Lichtglanz der alten Kunst und der Natur geblendet, zuerst die schwarze Nacht erkannte die die jetzige Kunstwelt und mich mit umfängt, so fange ich doch jetzt wieder an Vertrauen zu fassen. So Gott will wird es einst noch Tag, und wird es nicht, so hoffe ich doch zeigen zu können, daß ich, wie so manche Andere, mit dem heiligsten Ernst danach strebte. Gänzlich lebe ich jetzt nur der Kunst. Das kann ich wahrhaft sagen, und täglich werde ich erfahrener, eingeweihter in ihrem heiligen Zauberbuch; die Räthsel ihrer engen Verbindung mit der Natur lösen sich vor mir. Das ist meine Seligkeit, wenn auch eng verschmolzen mit dem bittern Leid, täglich mehr und mehr zu fühlen wie Einem eine Unergründlichkeit und Unerschöpflichkeit nach der andern immer deutlicher entgegentritt. Das schmerzt, und empfindlicher wird der Schmerz eben, je größer, je mehr das Entzücken an dieser Schöne wächst. So könnt ihr denken, daß weder bei Kunstwerken noch bei den Wundern der Natur ich eine ganz reine Freude genieße; es ist immer Wermuth in diesem Kelche.

Aehnlich, doch mit schon gewachsener Befriedigung schreibt er im October desselben Jahres:

Was sich früher unbestimmt in meiner Seele herumbewegte, gewinnt nach und nach eine gesicherte, bestimmtere Form. Weit entfernt die Kunst auf Regeln bringen zu wollen, werde ich mir selbst doch täglich klarer, und blicke tiefer in ihr Wesen, das so mannichfaltig, immer so neu und eigenthümlich wie die Schöpfung ist, aber auch wie diese einen bestimmten Ursprung hat, und in gewissen Bahnen sich zu einem bestimmten Zwecke bewegt. Zu dieser Sicherheit zu gelangen war mein ganzes Streben die letzte Zeit, und daß ich nicht ganz umsonst gerungen wird Ihnen hoffentlich das Bild zeigen. Schlecht steht es an sich selbst zu loben, aber ich wage zu sagen wie ich wenigstens hoffe, daß Sie den Zeitaufwand den mir dieses Bild kostete in keiner Hinsicht für verloren erklären werden. Ich glaube bedeutende Fortschritte gerade in Dem gemacht zu haben was sich erlernen läßt (denn das Andere muß vom Himmel kommen), wenn ich auch, je mehr sich mir die geheimnißvolle Wunderwelt der Kunst erschließt, immer mehr einsehe wie so wenig ich von ihr noch erfaßt und begriffen. Hauptsächlich habe ich in der letzten Zeit (was mir am meisten fehlte) mich mit der Oelmalerei beschäftigt, und eben dieses Bild war meine rechte Schule. Dadurch und durch den Umgang und die Austauschungen mit dem verstorbenen Dräger, wie besonders durch das eifrigste, gewissenhafteste Betrachten und Studiren der alten Meister, namentlich der Venetianer und Correggio's, bin ich auf den Punkt gelangt, um, wie ich hoffe, in den nächsten Bildern zeigen zu können, daß ich nicht umsonst die Alten und die Natur betrachtet, und ihre gegenseitige Wechselbeziehung belauscht habe. Darum ging bis jetzt mein ganzer Wunsch dahin, hier noch unter den alten Meistern einige Zeit leben und schaffen zu können. Vielleicht habe ich ein Siegel schon gelöst von den sieben dieses Buchs der Offenbarung, und hoffe auch die andern mit der Zeit zu lösen.

Bei diesem Gefühl von der Höhe seiner Aufgabe, bei jenen äußern Anstößen, die seine Sorgen steigern mußten, noch die Unterbrechungen durch körperliche Leiden stellen uns freilich ein schmerzlichringendes Künstlerleben dar. Schon im Herbst 1832 litt er an schlaflosen Nächten, und fühlte eine Zeit lang die Folgen einer Erkältung; im August des folgenden Jahres griffen Krankheit und Tod seines Freundes Dräger ihn an; im Herbst darauf suchte ihn die Grippe heim, und kaum genesen holte er sich auf einer Jagd wieder eine Erkältung, deren Nachwehen ihn durch den ganzen Winter störten. In diesem Zustande war es, daß theils die Anträge Chateauneuf's zu den Fresken, und die so hervorgerufenen wechselnden Entwürfe ihn aufregten, theils verschiedene kleine Arbeiten, die er des Ertrags halber annehmen mußte, die Vollendung seines Bildes aufhielten.

Ich verfiel in einen sehr fatalen Zustand, worin ich so gereizt war, daß die kleinste Unannehmlichkeit mich ungemein afficirte, das Bild nicht endlich vollendet zu sehen mich ungeheuer ärgerte.

Die Vorarbeiten zu Chateauneuf's Auftrag ließen ihn Nachts nicht schlafen.

Mir fehlte Nichts als Gesundheit, um meinen Arbeiten mit Freuden mich hingeben zu können, und diese Gesundheit und Kraft zu erlangen verhinderte mich wieder mein Eifer.

Zuletzt gab er das milde Wetter benutzend für einige Tage alles Arbeiten und „so viel ich konnte" auch alles Denken und Studiren auf. Wenige Tage auf dem Lande curirten ihn, und er kehrte rüstig zu seinen Arbeiten zurück.

Zu den letztern gehörte seine Skizze der Nemesis, eine Concurrenzarbeit für Mylius in Mailand, womit Speckter noch im October 1833 beauftragt worden. Der Aufgabe lag Herder's bekannter trefflicher Aufsatz zu Grunde. Speckter widmete ihr ernstliche Studien. Im December, nachdem die Zeichnung bereits eingesendet war, schickte er den Seinigen eine Pause, und hierauf die ausführliche Erklärung, die seine lebhafte Begeisterung für die Idee beurkundet. Speckter stellte die Göttin stehend im Vortritt, mit gespannten Flügeln dar, ihren Fuß auf dem Rade mit dem der Menschen Schicksal sich dreht niederblickend, den Finger am Munde, wobei der Arm wie zum Maße sich biegt, den rechten Arm gerade ausgestreckt, indem sie der Welt Zaum und Gebiß vorhält. Groß und jungfräulich ihre Formen, das Gesicht von ernster Blässe, die Brauen ruhig gewölbt, das dunkle Haar unter dem Diadem zurückflatternd, das Gewand leise bewegt, scheint sie in hellem Licht, wie von Wolken getragen, aus geheimnißvollem Dunkel zu schweben über Erde und Meer, die in wenigen Strichen sich andeuten. Zwei Genien ruhen im Schatten ihrer Flügel, bereit auf ihren Wink sich zu heben, der Eine gerüstet mit Schleuder und Geißel, von wildem Ausdruck, von sanftem der Andere, der, ihn gleichsam beschwichtigend, einen blühenden Apfelzweig in der Hand hält. Zwei andere vor ihr, Einer das Maß steckend, der Andere die Wage haltend.

Diese Nemesis führte Speckter mehrmals in Aquarell aus, als er schon zwischen größern Aussichten und Entwürfen in der Wage war. Er sagt vor Weihnachten 1833:

Ich bin jetzt in einer sonderbaren Lage. Ich habe so lange gemalt ohne eigentlich je Aussicht auf größere Bestellungen zu haben; jetzt ist Alles wie auf einmal zusammengekommen, und dadurch wird vielleicht aus Nichts Etwas. Aus Hanover wurde mir der Antrag dort Fresken aus der Geschichte des Hauses Braunschweig-Lüneburg zu malen, den ich des Gegenstandes wegen der mir nicht behagte ablehnte. Darauf kam die Bestellung aus Mailand, worauf ich eine Zeichnung eingeliefert. Dann Chateauneuf und an demselben Tag kam Cornelius zu mir, der schon, Gott weiß von wem, von dem handverschen und Chateauneuf'schen Antrag gehört hatte, um mir zu sagen, daß ich womöglich mich nicht übereilen sollte, da er nur auf eine Antwort warte, um bei mir die Bestellung zu machen in der Ludwigskirche in München die Decke zu malen, und gemeinschaftlich mit einem Andern nach unsern Compositionen auszuführen: Gott Vater mit den neun Chören der Engel und alle Heiligen in verschiedenen Gruppen, lauter kolossale Figuren. Unbedingt würde ich Dieses abgeschlagen, und den geringern Antrag für Hamburg angenommen haben, wäre dieser mir nur gewisser, und wüßte ich, daß ich uneingeschränkt dort machen könnte was ich selbst gern wollte; denn — der Teufel mag einen ganzen Himmel voll Heiliger malen. Ein Kerl sieht ja aus wie der andere in seiner Heiligkeit, denn die Heiligkeit verdunkelt alle Individualität und Charakteristik.

Dann würde die ganze Arbeit unter Cornelius' Namen gehen. Dies ist gegen meine Eitelkeit, denn wenn ich mich nach meinen besten Kräften abmühe Ehre mit meinen Schöpfungen einzulegen, will ich auch meinen Antheil daran haben, wenn ich nämlich wirklich etwas Tüchtiges leiste, und diese Eitelkeit nimmt mir wol Niemand übel. Andererseits hätte ich aber auch wieder Lust zu dem Auftrag; denn einmal bietet er mir mehr Gelegenheit mich in großen Räumen zu üben, womöglich mich auch im gewaltigen Stil, solchem Raume gemäß, zu zeigen, und dann möchte ich sehen, ob sich aus den langweiligen Heiligen nicht vielleicht doch durch Bewegung und Zusammenstellung etwas Kurzweiliges schaffen ließe. Freilich würde ich dabei mehr ihre Unheiligkeit als Heiligkeit aufzufassen suchen, denn in der Heiligkeit gilt kein Ansehen der Person, da sind sie Alle gleich. Doch werde ich den Auftrag Chateauneuf's nichtsdestoweniger vorziehen; ich darf hoffen, daß Alles was ich hier schaffe, sei es noch so gering und von noch so Wenigen gesehen und anerkannt, ganz mein ist. Bei Cornelius müßte ich mich doch immer seiner Angabe fügen, mit der meine Idee gewiß nicht überall harmoniren würde. Bei Chateauneuf fiele Das weg; wir sind in unserer Ansicht uns ziemlich gleich, und Keiner ist zu eigensinnig. Dann arbeite ich auch in meiner Vaterstadt, unter euern Augen, in eurer mir so theuern Nähe. Dürfte ich nun gar noch machen was ich so sehnlich wünsche, meine Götterwelt, wie sehr würde ich mich dann erst freuen! Da ist aber der erste Haken, an dem meine Aussichten vielleicht scheitern, denn in dieser Hinsicht werden wir uns, das hamburger Publicum und ich, nicht vereinigen können, und darum wird A. gar Nichts von mir malen lassen. Jedoch opfere ich in Erwartung Dessen meine Mußestunden und Zeichnungen, die ich einstweilen dafür mache und baldigst einschicken werde.

Jene Furcht, daß die ihm liebsten Gegenstände und Formen nicht Zutritt finden würden, glaubte Speckter bestätigt zu sehen als der Freund auf den ersten, seiner Neigung entsprechenden Vorschlag den andern folgen ließ: Scenen aus neuern Dichtern darzustellen. Hiergegen erklärte er sich ausführlich. Zuerst weil dem Vorsaal eines Speise- oder Gesellschaftszimmers, worin heitere Gäste von leichtem Sinn sich versammeln, nur das leicht Verständliche, auch für den flüchtigen Blick Treffende und Anziehende wohlangemessen sei; ferner wegen des harmonischen Zusammenhangs den die malerischen Formen und Farben mit den architektonischen haben müssen, die vorgeschlagene Ausschmückung aber leicht stören würde.

Der Hauptwerth der meisten neuern Dichter liegt in der Schilderung innerer Zustände; wie ja unser ganzes Leben, Religion und Kunst, dadurch verschieden von dem Antiken ist, daß dieses viel äußerlicher, plastischer war. Ein Achilles geberdet sich anders als ein Wallenstein; Jener ist in seinen Geberden und Formen Achilles, Dieser verräth seiner äußern Haltung wegen wenig den Wallenstein der ihm im Innern wohnt. Das ganze Wesen einer Thetis, einer Helena liegt in ihren Formen und Bewegungen, während unsere Heldinnen sich als solche nur zeigen in der Art wie ihr Geist sich in Gedanken und Gefühlen offenbart; Das aber ist nicht darzustellen, darum bleibt der Kunst Nichts worin dieser Geist gewohnt ist sich zu bewegen, und das ihm am schicklichsten steht, welches aber für mich gerade der anstößige Punkt ist. Denn erstlich stört es den Reiz der Bewegung. Unmöglich kann ein Wallenstein in steifen Stiefeln und Harnisch u. s. w. sich so frei und schön

bewegen wie ein nackter Achilles, dem blos ein leichter Mantel die kräftigen Glieder umschlingt; ja solche Bewegungen sind sogar ganz wider den Charakter der Menschen, die von Jugend an, in steife Kleider und Sitten gezwängt, gewohnt sind sich nur nach dem Zuschnitt dieser zu geberden. Dann stört es aber auch die Form; denn die Abgeschmacktheiten verschiedener Moden, Stulpenstiefeln und langweilige Schleppen, Puffen und Schnabelschuhe können auf keinen Fall dem Auge so angenehm sein als ein frei geworfenes Gewand, das sinnig um den Körper gelegt in großen schönen Falten die Bewegung desselben zeigt, und seine schönen Glieder durchahnen läßt. Beides ist aber bei den Falten von Costumes nicht möglich, da diese, fast immer widersinnig dem Körper angepaßt, nicht durch ihre Falten und Formen, sondern höchstens durch ihre Farben reizen können. Diesem Reiz mußten wir ganz entsagen, denn da unser Zimmer nicht sehr groß, die Räume zu den malerischen Verzierungen eng beieinander und klein abgetheilt sind, so muß Das was hinein zu componiren durchaus in Form und Farbe einfach sein, und eine gewisse Symmetrie, eine gewisse correspondirende Wiederholung in Beidem zeigen; Dies wäre aber bei Figuren in Costumes schwerlich oder gar nicht zu beobachten. Wir bekämen viele kleine verschiedene Formen und Farbenflecke, die wie Irrlichter das Auge hin und her necken würden. Ueberhaupt bedingt das Costume auch durchaus eine dazu passende Umgebung; denn so viele verschieden costumirte Figuren auf demselben einfarbigen Hintergrunde würden leicht alle, wie zusammengehörig, als Maskenzug erscheinen u. s. w.

Daher scheint mir in jeder Hinsicht die alte Mythen- und Idyllenwelt die passendste; sie ist leichterer und plastischerer Beschaffenheit, berührt im Allgemeinsten alle menschlichen Zustände und Verhältnisse, und bietet so Stoffe genug dar, daß sie Jeder seiner Individualität anpassen könne. Nehmen wir auch die allerverschiedensten, unzusammenhängendsten Gegenstände absichtlich, um das Gemüth reicher, mannichfaltiger anzuregen, es wird doch immer ohne lange zu suchen eine Art innern Zusammenhangs vorhanden sein, da sie alle einer Zeit und gewissermaßen einer Familie angehören. Ueberdies haben wir hier den großen Vortheil, daß die Form schön und somit die erste Anfoderung unserer Aufgabe gelöst ist, daß Dem der Nichts weiter suchen will sich Befriedigung für seine Augen darbietet in schönen Bewegungen, lieblichen Gruppen und Stellungen, in schönen Köpfen, schönen nackten Menschenformen und Farben, die denn doch immer das Schönste bleiben was die Kunst wie die Natur bieten kann. Wir hätten hier gerade Gelegenheit sie passend und geschmackvoll anzuwenden, und wo unserer überfeinerten Gesellschaft des Nackten zu viel wäre, blieben Mittel es durch große Gewänder oder zierlich sich anschmiegende Kleider zu heben. Ferner würde durch diese Art Verzierung die architektonische Eintheilung nie beeinträchtigt. Wir beleben damit die Monotonie des in allen Feldern durchgehenden einfarbigen Hintergrundes, ohne seine Wirkung die für die Architektur nöthig zu zerreißen, und bringen einen wohlthätigen Contrast einer lebendigen, wechselnd bewegten Masse gegen die festen und geraden Linien und Flächen der Architektur hervor.

(Die Fortsetzung folgt.)

Joseph Ricciardi, der Geschichtschreiber der italienischen Revolution.

Die „Semaine" veröffentlicht eine „Histoire de la révolution d'Italie en 1848" vom jetzigen Parlamentsdeputirten Joseph Ricciardi in Neapel. Bei dieser Gelegenheit gibt sie als Vorrede eine Biographie des berühmten italienischen Demagogen, welche wir unsern Lesern mittheilen:

„Joseph Ricciardi ist am 19. Juli 1808 zu Neapel geboren. Sein Vater war Franz Ricciardi, Graf von Camaldoli, aus der einflußreichen Familie der Foggia; erzogen von dem großen Hellenisten Martorellis machte er sich zuerst durch seinen Muth und seinen patriotischen Widerstand gegen die Verfolgungen der Royalisten bekannt, welche 1799 Sicilien und die neapolitanischen Städte verwüsteten. Im J. 1806 ernannte ihn Joseph Bonaparte zum Staatsrath, zum Präsidenten der Section für Gesetzgebung und zum Redacteur der Gesetzsammlung. Sein erstes Werk war die Reorganisation des Richterstandes, welche er später als Oberrichter vollendete. Als Justizminister unter Murat verwendete er die Jahre 1809—14 zur Abänderung und Milderung des Napoleonischen Code pénal, und brachte ihn mit den Sitten seines Landes in Einklang; auf seinen Betrieb wurde die Todesstrafe für Kindermord und Falschmünzerei, das Brandmarken der Verurtheilten, und die Verstümmelung der Vatermörder abgeschafft.

Joseph Ricciardi war der jüngere seiner zwei Söhne; seine Jugend verbrachte er im väterlichen Hause, welches damals der Sammelplatz der Künstler, Gelehrten und fremden Notabilitäten war. Die patriotische Glut des strebsamen Jünglings offenbarte sich vor der östreichischen Intervention von 1821 in Gedichten, voll Haß gegen die Fremdlinge. Bei Gelegenheit eines Familienfestes rief er aus: «Wie, meine Mutter! ich staune über diese Gesänge des Glücks, während Neapel unter schmählichem Joche seufzt.»

Im J. 1827 besang er den Ruhm der Helden von Missolunghi und Marko Bozzaris', die für das Vaterland gestorben waren. Bei seinem ersten Aufenthalt in Rom erhob er den unvergänglichen Ruhm der alten Republik, mit der er die Erniedrigung des modernen Roms verglich; er geißelte die eiteln Abbés, die verliebte Sonette auf den Trümmern des Forums girrten. Durch tüchtige Studien vorbereitet gab er 1832 ein wissenschaftliches und literarisches Journal heraus: «Il progresso delle science, delle littere, e degli arti», welches mit Erfolg die von Metternich unterdrückte «Antologie» Vieussens' ersetzte.

Der Schmerz über den Verlust seiner Mutter veranlaßte ihn 1832 zum zweiten mal Italien zu besuchen. Er bereiste dann die Schweiz, Frankreich, Deutschland, Belgien und Großbritannien. Diese Reisen erweiterten seinen Ideenkreis und vollendeten seinen politischen Beruf.

Im J. 1833 nach Neapel zurückgekehrt nahm er die Leitung seines Journals «Il progresso» von neuem auf, benutzte es für seine geheimen Absichten, und arbeitete mit seinen Freunden an der Befreiung Italiens. Ein aufgefangener Brief machte ihn 1834 zum Gefangenen auf S.-Elmo; vergebens verlangte er acht Monate lang in Anklagezustand versetzt zu werden; die Regierung ließ ihn endlich in Ermangelung gesetzlicher Beweise frei. Durch die Policei beunruhigt verlangte er einen Paß nach Konstantinopel. Man verweigert ihn: da er darauf besteht, läßt ihn der berüchtigte Policeiminister del Caretto in eine Irrenanstalt bringen. Nach einer Haft von 25 Tagen erhält er die Erlaubniß sich in den Orient zu begeben; er ändert indeß seinen Reiseplan, und geht nach Frankreich. Hier wollte er in die Fremdenlegion gegen Don Carlos eintreten; obwol er sich erbot den Krieg auf seine Kosten mitzumachen, ward sein Anerbieten doch nicht angenommen, weil er das eine Bein nicht recht bewegen könne.

Er veröffentlichte nun in Frankreich einige Aufsätze in der «Nouvelle Minerve», in der «Revue du progrès», der «Réforme» und dem «National», und richtete von Zeit zu Zeit Gedichte und politische Broschüren an seine Freunde in Italien. Im J. 1843 begab er sich nach Corsica, von wo aus er einen kühnen Handstreich auf Rom unternehmen wollte, das er bereits als die Hauptstadt des neuen Italiens betrachtete; das Unternehmen mislang indeß noch vor dem Ausbruch. Ohne sich dadurch entmuthigen zu lassen veröffentlichte er den «Conforti alle Italia»; er drang darin tief in die italienische Frage ein, und verkündete mit prophetischem Munde, Italien werde nur dann vom östreichischen Joche frei werden, wenn es alle seine Fürsten entthrone, und offen die Bahn der Revolution betrete.

Im J. 1847 unterlag er in einem ähnlichen Versuche die Abruzzen zu insurgiren, während die neapolitanischen Streitkräfte in Calabrien concentrirt waren. Mit Mühe entkam er nach Rom, und ging nach Frankreich zurück, wo er seine Propaganda fortsetzte.

Am 27. Jan. 1848 war der König von Neapel dem sicilianischen Aufstand unterlegen, und hatte eine Constitution gegeben; er konnte daher wieder in sein Vaterland zurückkehren. Sein Patriotismus verschaffte ihm die Stelle eines Abgeordneten. Aber sein Republikanismus erlaubte ihm nicht einem Könige, vor Allem einem Könige von Neapel, zu schwören; schon wollte er sein Mandat niederlegen, als die Vorstellungen seiner Freunde, die ihm die versprochene Freiheit zeigten, seiner Unentschlossenheit ein Ziel setzten. In der Sitzung vom 14. Mai protestirte er gegen die Leistung des Eides: «Der Schwur bindet dem Ehrenmann die Hände, für den Schurken ist er eine ohnmächtige Fessel.»

Das Ende der Sitzung war die Erhebung des Volks; Barrikaden erhoben sich bis in die Toledostraße. Am andern Morgen war Ricciardi der Erste welcher die einzigen Mittel vorschlug die Stadt vor Bürgerkrieg und Feuersbrunst zu bewahren: vergeblich verlangte er, daß die königliche Garde an die Grenzen geschickt und mit den Armeen vereinigt werden sollte, die dort für die italienische Unabhängigkeit kämpften, oder daß sie sofort aufgelöst werde, und die festen Schlösser an die Nationalgarde übergeben würden. Endlich begann der Kampf zwischen dem Volke und den königlichen Truppen; Ricciardi beantragt bei der Versammlung die Ernennung eines Wohlfahrtsausschusses, begibt sich an Bord des Schiffs des Admirals Baudin, und verlangt energisch seine Intervention im Interesse der Menschlichkeit. Vergeblich; bei seiner Rückkehr erfährt er die gewaltsame Auflösung der Versammlung; das Stadthaus war umzingelt, die Flammen brachen aus und verzehrten den Palast seines Bruders. Er begab sich von diesem Schauplatz des Mordes und Brandes auf die französische Flotte, um mittels eines Dampfers nach Calabrien zu eilen, und mit bewaffneter Hand durch die Provinzen zu protestiren; allein der Admiral Baudin wollte ihm nur das Schiff geben, wenn er sich direct nach Malta begeben wollte.

Drei Tage später ging Ricciardi von Malta nach Sicilien, und setzte von da nach Calabrien über; als die Seele der Insurrection entging er den Dolchen von Ferdinand's Meuchelmördern nur durch die Ergebenheit seiner Gefährten. Der Aufstand ward bald wegen der Unthätigkeit der übrigen Provinzen unterdrückt; nach vielen Umherzügen in den Gebirgen erreichte er endlich mit 15 italienischen Patrioten auf einem Fischerkahne die Jonischen Inseln.

Von Korfu trieb ihn seine Unruhe nach Rom und Toscana. Der Großherzog von Toscana fürchtete jedoch eine Manifestation seines Volks für den berühmten Republikaner, und ließ ihn vor der Hand einkerkern. Durch die Verwendungen des französischen Gesandten Benoit Champi wurde ihm endlich gestattet nach Frankreich zurückzukehren, wo er gegenwärtig lebt." 31.

Bibliographie.

Auerbach, B., Tagebuch aus Wien. Von Latour bis auf Windischgrätz. Breslau, Schletter. 8. 1 Thlr.

Beiträge zur Kenntniss des Russischen Reiches und der angränzenden Länder Asiens. Herausgegeben von K. E. v. Baer und G. v. Helmersen. 15tes Bändchen. — A. u. d. T.: Naturwissenschaftliche Reise durch die Kirgisensteppe nach Chiwa. Von T. F. J. Basiner. Mit 1 Karte und 4 Tafeln. Petersburg. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Fischer, L. H., Der Patrimonial-Staat und die Demokratie; Väterlichkeit oder Volkswillen? Ein Beitrag aus dem praktischen Staatsleben. Jena, Cröker. Gr. 8. 20 Ngr.

Costümirte Gedanken. Scherzhafte Botanik der Blumengeister. Düsseldorf. 1848. 16. 20 Ngr.

Jahn, O., Gottfried Hermann. Eine Gedächtnissrede. Gehalten am 28. Jan. 1849 in der academischen Aula zu Leipzig. Leipzig, Weidmann. Gr. 8. 6 Ngr.

Kohl, J. G., Alpenreisen. 1ster Theil. Leipzig, Arnold. Gr. 12. 2 Thlr. 10 Ngr.

Martschinck, F. E., Der Staat. In seiner philosophischen und praktischen Bedeutung. Bautzen, Reichel. 8. 15 Ngr.

Das provisorisch eingerichtete öffentliche Strafverfahren in Sachsen. Ein Handbuch für Juristen und Laien, hauptsächlich für Geschworene, von E. Cuno. Zwickau, Richter. 8. 16 Ngr.

Tagesliteratur.

Greverus, J. P. E., Denkschrift an die Schulbehörden der Zukunft, einige wesentliche Mängel des Gymnasialunterrichts betreffend. Oldenburg, Schmidt. 1848. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Helfferich, A., Berliner Briefe: I. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Höllenrath, eine unterweltliche Reichsrathssitzung; oder die Quelle der Verwirrungen in gegenwärtiger Zeit. Nebst einem Anhange über die Gerichtssitzungen in der himmlischen Welt. Barmen, Langewiesche. Gr. 8. 3 Ngr.

Kalisch, L., Allgemeine Heulerbibliothek. Im Verein mit mehren berühmten Heulern herausgegeben. I. Heulerbrevier. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt. Gr. 8. 5 Ngr.

Kapp, E., Der constituirte Despotismus und die constitutionelle Freiheit. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 10 Ngr.

Maßl, X., Unsere Zeit in ihrer Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Predigt bei der Jahresschluß-Andacht 1848 in Passau. Regensburg, Manz. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Desten, K., Ueber die Union und die Gemeinschaftsrechte mit besonderer Rücksicht auf den Stargardschen Kreis. Aus des Verf. Nachlaß herausgegeben von G. Desten. Neubrandenburg, Brünslow. Gr. 8. 10 Ngr.

Preußens König und ein Wort der Erläuterung aus Berlin. 2te gänzlich umgearbeitete Auflage. Erfurt, Müller. 8. 1 Ngr.

Rawald, G., Demokratische Skizzen vom J. 1848. Mit dem Stahlstich: G. A. Wislicenus. Halle, Schmidt. Gr. 8. 5 Ngr.

Rüstow, A., Der Küstenkrieg. Berlin, Springer. Gr. 8. 8 Ngr.

Schleswig-Holstein's Zukunft. Eine höchst merkwürdige Prophezeiung der künftigen Schleswig-Holsteinischen Landeszustände, deren einer Theil bis jetzt schon eingetroffen. Aus dem Nachlasse eines wohlbekannten Schleswig-Holsteinischen Staatsmannes. Wörtlich abgedruckt. Hamburg. Gr. 8. 2 Ngr.

Schulz, W., Denkschrift über die internationale Politik Deutschlands. Darmstadt, Leske. 1848. Gr. 12. 3 Ngr.

Sendschreiben an das altbayerische Volk. Regensburg, Manz. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Thiers, Ueber das Eigenthum und das Recht auf Arbeit. Eine Rede übersetzt von K. Ziegler. Lemgo, Meyer. 8. 5 Ngr.

Union oder Trennung? Eine Gegenschrift zu der v. Oertzenschen Schrift: „Die Möglichkeit des Fortbestehens der Mecklenburgischen Union." Von E. M. Neubrandenburg, Brünslow. Gr. 8. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

Der Verein für innere Mission in Hamburg. Berlin, Besser. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Die octroyirte Verfassung. Berlin, Lassar. Gr. 8. $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Wer ist schuld am Kriege zwischen Dänemark und Deutschland? Hamburg, Perthes-Besser u. Mauke. Gr. 8. 6 Ngr.

Wick, F. v., Abhandlungen aus dem Gebiete der Gefängnißkunde. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Die Isolirung der Sträflinge, mit Rücksicht auf die Erfahrungen in der mecklenburgischen Landes-Strafanstalt Dreibergen. Schwerin, Oertzen u. Schlöpke. Gr. 8. 12 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 64. —— 15. März 1849.

Erwin Speckter und seine Briefe aus Italien.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 63.)

Wir sehen es war aus gutem Bedacht, daß Speckter's Phantasie sich einem Felde zuwandte das andere Künstler mit Aengstlichkeit mieden.

Sollten Sie — fügt er im Bewußtsein der ihm entgegenstehenden Ansichten bei — dessenungeachtet glauben, daß neuere Dichtungen sich besser eignen würden, so glaube ich, es wäre besser sich dann an Balladen, Märchen, Gedichte romantischen Inhalts u. s. w. zu halten, da diese leichtern Stoffs auch weniger Anspruch machen, und willkürlich sich handhaben lassen; oder lassen Sie uns dann einen einzelnen Gegenstand romantischen Inhalts, z. B. den „Sommernachtstraum", nehmen. Einstweilen jedoch arbeite ich an Zeichnungen verschiedener mythischer und idyllischer Vorwürfe zu unserm Zweck. Die bis jetzt am meisten ausgebildete Idee wäre die: Die Grazien sollen den Eingang segnen, dann werden Amor und die Musen gern bei den Sterblichen wohnen, und ihnen die Freundschaft der holdgesinnten Götter zuziehen, und selbst die Parzen werden langsamer den Lebensfaden spinnen. Ueber der einen Thür also die drei Grazien, gegenüber die drei Parzen, dann in der Tribune herum Göttergruppen, und in den kleinen Feldern darunter diese Gottheiten in ihrem liebevollen Umgang mit Menschen, was sich in den Arabesken und Medaillons noch weiter ausführen ließe; nur müßte ich Ihre Idee über die Decke wissen, denn an dieser sollte Apollo den Chor der Musen und Diana den der Horen zum Tanze führen.

So schrieb Speckter, während in den Straßen schon der Carneval Blumen und Confetti regnete, und im Begriff den Brief zu schließen erhielt er eine neue Zuschrift des Freundes, der in der Voraussetzung, Speckter mache Schwierigkeiten, weil ihm die andern Anträge lockender seien, seinen Unwillen ironisch ausließ. Speckter antwortete sogleich versöhnlich, behielt aber die Besorgniß, der Freund bestehe auf Bildern aus den neuern Tragikern. Dem eigenen Sinn entgegen wollte Speckter Dem gefällig sein.

Es war gerade Carneval, und so kam ich auch mir wie verkleidet vor; und weil ich so durchaus unpassend mich für diese Aufgaben fand, so gerieth ich in eine solche verzweifelte Stimmung, daß ich fast wieder zu Cornelius gegangen wäre und mich ihm angeboten hätte. Der Carneval kam mir erwünscht, um an Nichts zu denken. Ich tobte vom Morgen bis zum andern Morgen, und wurde curirt. Nachdem ich mich noch mit Koch, Wagner und vielen Andern besprochen hatte, schickte ich die eisernen Wallensteine, die weisen Nathane, Mephistopheles und Donna Dianas, mit denen ich mich im Carneval förmlich wie mit Masken beschäftigt hatte, zum Teufel, und fing mit neuem Eifer, unbekümmert ob Chateauneuf es genehmigen werde, blos zu meiner eigenen Freude, meine Götterarbeit wieder an. Es war das schönste Wetter, meine Arbeit verlangte, daß ich Viel ansah, und so benutzte ich diese Gelegenheit, um zugleich meine Gesundheit zu pflegen, und fühle mich jetzt an Leib und Seele so gestärkt, daß ich mir wie ein ganz anderer Mensch erscheine.... Ich gehe jeden Morgen in diese herrliche Natur hinaus, da knospet in mir eine ganze Welt von Gedanken. Im Freien lese ich entweder in antiken Schriftstellern, zeichne für mich und componire in Gedanken oder im Buch, fasse auf und suche gleich zu verwenden und hineinzuverflechten was sich mir Schönes aufdrängt; oder ich schlendere in eine Villa, studire hier Rafael und seine Zeit, und wie sie so herrlich eingedrungen in jene Welt wohin ich mich sehne. Ich suche ihren Fußtapfen zu folgen. Oder ich gehe auch in den Vatican, und diese herrlichen Räume sind dann ganz mein, ich bin der einzige Lebende in dieser Marmorwelt, die aber nicht todt ist für mich! Nein, hier erst geht mir jenes Leben auf das ich suche, in seiner ganzen Unendlichkeit und Unerschöpflichkeit. Da webt es um mich von Göttern und Helden, und wo ich hinsehe, da lockt es mich. Hier erst verstehe ich die Mythe und ihren tiefen innern Zusammenhang mit dem Leben. Je länger ich in diesen Sälen weile, desto weniger fühle ich mich allein; zuletzt lebt Alles, die Sarkophage bewegen sich, mit mir reden die Statuen, selbst die Mosaiken aus dem Fußboden steigen auf. Mich selbst und meine Zeit habe ich mit jedem Schritte mehr vergessen; da lese ich denn die Mythen, componire und zeichne auf, vergleiche und studire, und glaube eine Minute glücklich gewesen zu sein, wenn endlich der Custode brummend kommt, und mit den Schlüsseln rasselnd verkündet, daß längst sechs Stunden abgelaufen und man zum Schließen geläutet hätte.

In so einig getragener und genährter Stimmung machte Speckter seine ersten Entwürfe zu jenen Fresken, bildete sie in Gedanken unter stetem Hinblick auf Natur und auf diese Muster naturvoller Kunst.

Mit Kohle zeichne ich sie, und kaum Asher (dem Freund mit dem er damals zusammen wohnte und lebte) sind ihre Hieroglyphen erklärbar. Wie sie entstanden müssen sie vergehen, so lange ich nicht das Genügende gefunden. Auch ist es nicht leicht auf so wenig Raum ein so reiches Thema zu beschränken, oder vielmehr für so viele enge Räume aus demselben Thema die passendsten Ausfüllungen ohne Wiederholungen und verkleinlichende Ueberladungen zu schöpfen, ohne den verschiedenen Rücksichten die ich auf das Publicum zu nehmen habe zunahezutreten. Doch genug; bald werde ich alle Zeichnungen einsenden, und bis dahin mögen diese zwei eine Probe geben. Machen Sie den Leuten Lust zu mehren, und bewirken mir Nachsicht und Geduld, so ist es mir unendlich lieb; wo nicht, so hat mich wenigstens diese Vorarbeit und dieses Studium befriedigt. Mein stilles Glück könnt ihr euch denken.

Diese frohe Stimmung erhöhte sehr bald ein neues Schreiben des versöhnten Freundes, der auf Speckter's Wünsche sogar mit erweiternden Vorschlägen einging, ihm auch das Honorar für den Simson den er erwartete zuschickte. Dank und Freude sprach Speckter's Antwort aus, die von den zwei Entwürfen für die Supports der Eingangs- und Ausgangsthüre begleitet war, dem Prolog, wie sich Speckter ausdrückt, und Epilog des Ganzen: Graziengruppe und Gruppe der Parzen. In dem durch die Trias der Huldgöttinnen geweihten Raume sollten nach Speckter die Wandfelder Götter mit Göttern und dann mit Menschen, Apollo bei Bacchus, Vulcan der Thetis die Waffen für ihren Sohn schmiedend, Diana und Endymion, Psyche im Olymp empfangen u. A.; die kleinern Felder diesen Bezug mehr dramatisch, Bacchus' Erziehung, Apollo bei den Hirten u. dgl., die Medaillons der Arabeske aber je eine Muse mit einem ihr besonders zugehörigen Dichter (Klio dem Homer die Leier stimmend u. s. f.) enthalten. Ueber die Thüren sollte Amor herrschen (denn die Grazien waren seine Waffen schmückend und ihm Labe schenkend, die Parzen besänftigt von seinem Zauber vorgestellt), und zu Seiten sollten in kleine Vierecke spätere Dichter und Dichterinnen die ihm gehuldigt, Sappho den Amor liebkosend u. A. kommen. Diese Darstellung eines durch Götter gehobenen, durch Musen und Amor verschönten Lebens müsse denn ihren Abschluß finden in jener Gruppe der Parzen die, vom Saitenspiel Amor's bezaubert, den Faden des Lebens verlängern. Amor greift, an einen Altar gelehnt auf dem die Liebe diesen strengen Göttinnen versöhnende Opfer bringt, in die Leier; Klotho, gespannt ihm horchend, zieht lebhaft den Faden vom Rocken, aber die andere Hand sinkt weit zurück, um ihn recht lang zu ziehen; Lachesis, in ihren Schoos hingegossen, sucht, weit ihre Arme ausbreitend, ihn noch mehr zu dehnen, und Atropos ergreift ihn zwar, läßt aber, in die Töne versunken, ihre Hand tief niedergleiten.

Zum ganzen Project fügte Speckter besondere Rathschläge: Den blauen Grund hinter den Bildern nicht zu stark, sondern sehr leicht in der Farbe zu halten, und etwa leichte weiße Wölkchen hin und wieder anzubringen, was auch Rafael fast immer gethan („wie man z. B. in der Villa Mily sieht, die ich überhaupt sehr im Interesse unserer Arbeit studirt habe: denn der Grund in der Farnesina — die Galathea, die auch so ist, ausgenommen — ist mit dem grassen Blau später von Karl Maratt überschmiert worden"); ferner nicht so große Rafaelische Blumengewinde, wie der Freund für die Thürseiten angegeben, die für die Bilder und beschränkten Räume zu schwer seien, sondern nur zierliche Arabesken anzubringen. Schließlich erklärt er sich gegen Tempera-Ausführung. Er habe keine Furcht vor dem Fresco, habe versucht Fresco zu malen, und finde es leichter als Leimfarben, und wenn Das auch nicht der Fall wäre, würde es doch gehen; „denn als ich zuerst in Leimfarben malte, hatte ich Das noch nie versucht und es ging doch."

Unverkennbar ist die Freudigkeit mit der sich sein Künstlersinn des Wahlplatzes bemächtigt.

Stets war es mein Wunsch einen solchen Auftrag einmal zu bekommen; denn die Mythe als Wandverzierung darzustellen, Das ist eigentlich das Feld für den Genius eines Künstlers... Hoffnung belebt mich, ich fühle Muth zu schaffen, Lust und Kraft etwas Schönes zu leisten... Ihr Bacchuszug fesselt mich mit neuen Reizen, kaum las ich gestern davon in Ihrem Brief, so fing es an sich um mich zu bewegen; ich sah den Bacchus aus Indien kommend u. s. w. Auch dazu will ich baldmöglichst Skizzen machen, d. h. wenn ich jetzt meine ganze Zeit diesen Zeichnungen widmen kann, und nicht nöthig habe sie wie diesen Winter unter so vielen Beschäftigungen zu zersplittern.

Rührend ist es wie die Erfahrungen vom Anstoß seiner Absichten am Zeitgeschmack und Anstand immer noch in seine Freude einzelne Zuckungen der Furcht mischen. Er sagt:

Finden meine Grazien keine günstige Aufnahme, dann, Grazien des „Macbeth", dann verschreibe ich mich euch! Oder dann befehlen Sie, und ich male „Was ihr wollt" und „Wie es euch gefällt".... Sollte die eine nackte Grazie anstößig sein, so ist diese so leicht zu bekleiden wie die andern und alle übrigen Götter, es ist Dies nur in der Eile vergessen worden.

In sich — Das erkennt man aus der innern Uebereinstimmung der verschiedenartigsten Ergüsse in dieser Epoche — war Speckter im Reinen. Kurz zuvor schrieb er den Seinigen:

Ein Flammenbad hatte mich befreit von den Banden in die eine kränkelnde, unmännliche Richtung des geschwächten Zeitalters mich geschmiedet, die früher zu sprengen meine Brust nicht Kraft genug besaß, obgleich der einschnürende Druck sie fast erstickte.... Jetzt erst empfinde ich die Seligkeit, die in der Liebe zur Kunst liegt, wenn man sein Leben ganz ihr widmet. Die andern Freuden die die Erde bietet sind nicht für mich, sie scheinen mir vom Himmel nicht bestimmt, sie neckten mich und wurden mir zu bittern Leiden. Jetzt fühle ich bei allen Schmerzen immer den Muth sie zu ertragen, die Lust sie zu überwinden, die Kraft und die Hoffnung mehr und mehr zu siegen. Es gibt Augenblicke, wo meine eigenen Werke mir Freude machen, und mich aufmuntern zu neuen. Wenn man jetzt, bei der neu gebotenen Gelegenheit, mich bei der ersten Vorarbeit, der innern, unsichtbaren, wenigstens nur mir sichtbaren Arbeit nicht übereilt: versprechen will ich dann etwas Gutes, ja vielleicht mit Gottes Hülfe etwas Ausgezeichnetes zu liefern. Bin ich einmal bei der Arbeit, dann arbeite ich gewiß so schnell als alle Andern. Das habe ich kürzlich Denen gezeigt die mich immer treiben und langsam nennen.

Er beschreibt dann seine Art sich mit Ideen zu tragen, sie Tag und Nacht zu wenden, zu proben, mit Natur in Verknüpfung, mit Kunstvorbildern in Vergleichung zu bringen, bis sie ergreifende Töne und einen Ausdruck wie die heiligen Kunstväter ihn lehren gewonnen.

Glaube ich endlich Dies erfaßt zu haben, dann mag vor allen Augen mein Gedanke sich zeigen; er sieht gewiß schicklicher, hochzeitlicher und lieblicher aus als wenn ich um ihn gleich auszusprechen sofort nach dem gewöhnlichen Schlendrian gegriffen, mir bei jenen conventionnellen Bildern und Formen Rath geholt hätte, deren sich diese Art plastischer Improvisatoren receptmäßig bedienen.

(Der Beschluß folgt.)

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von Friedrich von Raumer. Neue Folge. Zehnter Jahrgang. Leipzig, Brockhaus. 1849. Gr. 12. 2 Thlr. 15 Ngr.

So oft uns nur immer die Veranlassung geworden ist über Bücher zu sprechen die in verständiger und nützlicher Weise geschichtliche Kenntnisse in den verschiedenen Gesellschaftskreisen

zu verbreiten bemüht sind, haben wir auch nicht unterlassen unsere besondere Anerkennung und Freude darüber auszusprechen, von der Erfahrung und Ueberzeugung ausgehend, daß solche Kenntnisse für jede Volksschicht ein dringendes Bedürfniß bilden, ein Bedürfniß das wol auch in keiner Zeit so lebhaft gefühlt worden ist als in unsern Tagen. Denn man kann im Allgemeinen mit Sicherheit behaupten, ohne Gefahr zu laufen der Verleumdung angeklagt zu werden, daß unsere verhängnißvolle Zeit von mancher Thorheit, von manchem Misgriff und von manchen Bestrebungen nicht hätte Zeuge sein müssen, wenn eine richtige Anschauung von der Entwickelung menschlicher Dinge und von dem nothwendigen Zusammenhange derselben verbreiteter und zugleich geachteter wäre. Es handelt sich dabei keineswegs blos um die Kenntniß der Geschichte der jüngsten Vergangenheit oder der unsers Volks allein, sondern zugleich um die genauere Bekanntschaft mit der Geschichte der Menschheit und insbesondere ihrer Culturvölker: nur durch eine derartige gründliche historische Bildung wird der Blick in die menschlichen Verhältnisse überhaupt und in die der Staaten insbesondere geschärft und der Geist zu einem richtigen Urtheile befähigt. Ja wir glauben, gestützt auf die neuesten Erfahrungen, geradezu behaupten zu können, daß die Männer die im Rathe politischer Behörden tüchtig und ersprießlich gewirkt haben und noch wirken diese Wirksamkeit und theilweise selbst ihren überlegenen Einfluß ihrer geschichtlichen Bildung vorzugsweise zu verdanken haben. Und schon die alten Römer scheinen von einer sehr richtigen Ansicht ausgegangen zu sein, wenn sie von einem Staatsmann vorzügliche historische Kenntnisse verlangten, ja sogar zu der Meinung sich für berechtigt ansahen, daß ausgezeichnete Geschichtsbildung die beste Befähigung zum Staatsmann in sich schließe. Wer weiß es aber nicht, daß auf der andern Seite gerade die gediegensten und geistvollsten Staatsmänner sowol im Alterthume als in der Neuzeit die besten und lehrreichsten Geschichtschreiber gewesen sind? Genug: man muß mit Freude jedes Buch begrüßen, das in seiner Art und in gewissen Gesellschaftskreisen durch das Mittel der Geschichte die Intelligenz zu erhöhen, die Gründlichkeit des Urtheils über menschliche Zustände und Verhältnisse zu fördern, und die Summe der Thorheiten oder die Kurzsichtigkeit der Bestrebungen zu vermindern bemüht ist.

Daß nun das „Historische Taschenbuch" seit einer langen Reihe von Jahren sich um die gebildetere Gesellschaft des deutschen Volkes gar manches Verdienst erworben habe, ist allgemein anerkannt; und wir freuen uns über sein diesjähriges Erscheinen um so mehr, indem es nicht auch so wie manches andere wissenschaftliche Unternehmen der Ungunst der Zeit und dem rohen Radicalismus Derer die gern Alles aus unserer Civilisation verbannen möchten, wofür sie weder Sinn noch Erziehung besitzen, zum Opfer gefallen ist. Der Geist der Redaction ist aber bekannt genug, um nicht im voraus annehmen zu dürfen, daß auch der Jahrgang 1849 Manches enthalten werde was der Geschichtswissenschaft nicht minder als den Geschichtsfreunden zu nützen im Stande sei. Uebrigens bürgen zugleich die Namen Derer von denen wir schon öfters tüchtige Arbeiten in dem Taschenbuche gefunden haben auch diesmal für den Werth der in demselben enthaltenen Monographien. Sie sind folgende:

1. Die Kirchenversammlungen von Pisa, Kostnitz und Basel. Von Friedrich von Raumer.
2. Kaspar von Schönberg, der Sachse, ein Wohlthäter des französischen Reichs und Volks. Von Friedrich Wilhelm Barthold.
3. Francesco Burlamacchi. Episode luchesischer Geschichten. Von Alfred von Reumont.
4. Der lange königsberger Landtag. Eine Mittheilung aus der ältern preußischen Geschichte. Von Max Töppen.
5. Wie Navarra-spanisch ward und blieb. Von Wilhelm Gottlieb Soldan.

Was nun die erste von dem Herausgeber selbst gelieferte Monographie betrifft, so bewegt sie sich auf einem historischen Gebiete, welches in der Neuzeit von Gieseler, Wessenberg und Aschbach betreten worden ist; und was Johann Huß und Hieronymus von Prag insbesondere anbetrifft, so müssen die Schriften von Zürn und Heller neben den Werken jener Männer genannt werden. Dessenungeachtet aber darf die von dem Herausgeber gelieferte Arbeit weder als überflüssig noch als untergeordnet angesehen werden: sie ist aus selbständigen Forschungen hervorgegangen, sowie sie auch ihren eigenen Weg verfolgt. Die Darstellung ist, obwol sie es mit einem gelehrten Material zu thun hat, dennoch von der Art, daß sie den Laien nicht nur nicht abzuschrecken, sondern um ihrer Einfachheit und Klarheit willen vielmehr anzuziehen im Stande sein wird. Das gewählte Thema besitzt aber noch eine andere Anziehungskraft. Wie in unsern Tagen die politischen Zustände des größern Theils der europäischen Culturstaaten in einer mehr oder minder gefährlichen Lage und Krisis sich befinden, so litten die kirchlichen Verhältnisse des 15. Jahrhunderts an einer aus der Ueberspannung des kirchlich-monarchischen Princips hervorgegangenen Verwirrung, die um ihrer Gefährlichkeit willen die dringendste Hülfe zu erfodern schien. Wie aber die Gegenwart die politischen Parteien in schroffem Gegensatze sieht, die eine für die Vergangenheit, die andere für die Zukunft streitend, so standen auch in jenen Tagen die Anhänger des Alten und die Vertheidiger des Neuen einander drohend gegenüber. Wie aber endlich jenes Jahrhundert trotz der Fülle von neuen Gedanken und trotz einiger trefflicher Männer das geträumte Ziel nicht erreichte, ja in manchen Dingen sogar zurückging, und es deshalb dem nächsten Jahrhundert überlassen mußte das Angestrebte zur Vollführung zu bringen, so will es auch in der Jetztzeit den Anschein gewinnen als wenn die Gesammtheit selbst der gerechtfertigten Wünsche nicht erfüllt, vielmehr gar manches bereits Errungene wiederum in den Hintergrund gedrängt werden sollte. Uebrigens mangelte es dem 15. Jahrhundert, ebenso wie der gegenwärtigen Zeit, an einem überlegenen Geiste, der Aller Blicke auf sich zu ziehen, die Gemüther in ihrem Innersten zu bewegen, und die neue Organisation der Dinge durchzusetzen vermocht hätte. Und wir unterschreiben vollkommen was der Verf. sagt: „Es fehlte damals in weltlichen wie in kirchlichen Kreisen an Männern oder an einem Manne ersten Ranges und höchsten Geistes, um die Einzelnen an sich zu ketten, die Völker zu beruhigen, zu begeistern und mit sich fortzureißen, und indem man alle, selbst die gerechten Foderungen des 15. Jahrhunderts in Staat und Kirche beseitigte und vereitelte, trieb man zu den größern, siegreichern Bewegungen des 16. Jahrhunderts die Laienwelt, die Persönlichkeiten foderten und erzwangen größere Rechte." Es wird dem aufmerksamen und denkenden Geschichtsforscher niemals klarer woran es unserer Zeit fehlt und woran auch sie zu scheitern Gefahr läuft, als wenn er einen Geschichtsraum zum Gegenstande seiner Forschung macht, wie der ist den uns der Verf. zu vergegenwärtigen und seinem Charakter nach zu zeichnen gesucht hat. Freilich predigt man mit dieser Lehre in unsern Tagen gar vielen tauben Ohren, und ganz natürlich: hört man nicht von gewissen Leuten die schöne Weisheit verkündigen: es gibt keine Geschichte mehr, wir machen sie erst? Indeß soll uns diese dünkelhafte Weisheit nicht abhalten unsern Lesern die soeben besprochene Monographie zum aufmerksamen Lesen zu empfehlen.

Richten wir jetzt unsere Aufmerksamkeit auf die zweite Monographie. Daß der Verf. auf diesem Gebiete auf welchem sich seine Arbeit bewegt einheimisch sei, hat er bereits mehrfach beurkundet, namentlich in dem Buche welches von dem Einflusse Deutschlands auf Frankreich handelt. Seine eigenthümlich körnige, mitunter an Derbheit grenzende Sprache ist allbekannt; doch erscheint sie uns in der vorliegenden Arbeit ziemlich gemildert, obschon hier und da, namentlich in der Einleitung, der streng nationalen Gesinnung des Verf. Gelegenheit gegeben war sich Luft zu machen. Wir heben diesen

Punkt absichtlich hervor, weil wir früher selbst zu Denen gehört haben die dem Verf. wegen der Maßlosigkeit seines Patriotismus, die ihn nicht selten zu ungerechten Urtheilen fortriß, Vorwürfe machten. Sehr wahr, um nun auf die Sache selbst überzugehen, bemerkt der Verf., daß zu allen Zeiten abenteuerliche und kräftige deutsche Naturen im Norden und im Süden, im Westen und im Osten sich einen Schauplatz für ihren Thatendrang gesucht, und nicht selten um fremde Nationen sich Verdienste erworben hätten: der kosmopolitische, für allgemeine Menschheitszwecke leicht zu begeisternde Charakter der Deutschen hat sich niemals verleugnet, selbst bis zur Vergessenheit oder Bekämpfung der eigenen nationalen Interessen und Bestrebungen. Freilich sind aus dieser Richtung des deutschen Charakters, insbesondere des höhern und niedern Adels, auch manche sehr verwerfliche Beispiele hervorgegangen. Haben nicht Deutsche als Söldner in den Reihen oder an der Spitze fremder Kriegsheere gegen ihr eigenes Vaterland das Schwert geführt? Ganz wahr dagegen ist folgende Bemerkung des Verf.: „Auffallend ist, daß Nordamerika, wohin seit nahe einem Jahrhundert so viele Tausende von Deutschen gezogen sind, aus diesen bisher so wenig geschichtlich merkwürdige Persönlichkeiten geweckt hat, eine Erscheinung welche allein wol der Mangel an politischer Bildung, die dem Ausgewanderten das Mutterland nicht mitgeben konnte, erklärt. Die Zeit mag jedoch nahe sein in welcher die deutsche Natur jenseit des Atlantischen Meers würdevoller sich vertritt als durch bäuerisches Mühsal, stille Bürgerthätigkeit und umsichtigen Handelsgeist." Der Verf. hätte allerdings noch hinzufügen können: Nach Amerika gingen zumeist gedrückte und bedrängte Naturen, während zu den Nachbarvölkern die Männer der Begeisterung, des Thatendurstes oder der Abenteuerlichkeit zogen. Aber volle Wahrheit ist es auch, wenn der Verf. sagt: „Im Osten (Rußland) waren die Deutschen willkommene Bilder einer Cultur welche der spröden russischen Nation durch ihre Herrscher aufgenöthigt werden sollte; hier waren Deutsche um so mehr an ihrem Platze, je schmiegsamer und selbst mit Verleugnung ihres Gefühls sie in den Despotismus eingingen. Im Westen als Förderer und Werkzeuge einer Königsgewalt, welche folgerechte Erreichung unbeschränkter Herrschaft in Staat und Kirche dem eigenen Lehns- und Hofadel nicht sicher genug anvertraute oder tüchtige Fäuste bedurfte, oder endlich gesinnungslose Deutsche anlockte, um ihre Mittel zur Bezwingung Deutschlands zu vermehren." Daß das Geschlecht der Schönberge zu den ältesten und berühmtesten Adelsgeschlechtern des alten Meißens und des heutigen Sachsens gehört, ist ebenso bekannt als unbestreitbar. Man hat den Ursprung dieser Familie bald da bald dort, selbst in Frankreich gesucht. An antiquarischen Untersuchungen fehlt es nicht. Unser Verf. sagt: „Der Schönberge aus Sachsen ältester Sitz war das Schloß Schönburg bei Naumburg in Thüringen, welches schon 1157 urkundlich erscheint." Dagegen lesen wir bei Märker in seinem „Burggrafthum Meißen" in einer längern nach Quellen gegebenen Anmerkung: „Wir können mit ziemlicher Sicherheit das Städtchen Schönberg bei Görlitz als den Stammort dieser Familie ansehen." Der Mannsstamm der rheinischen Linie der Schönberge erlosch übrigens 1713.

Während wir auf die beiden Abhandlungen von Reumont und Töppen nur mit der allgemeinen Bemerkung aufmerksam machen, daß sie die Beachtung Derer insbesondere verdienen die mit derartigen speciellen Studien sich beschäftigen, und daß namentlich Reumont abermals bewiesen wie eingeweiht er in die Geschichten Italiens sei, wollen wir bei der Arbeit von Soldan etwas länger verweilen. Der Verf., dem wir schon öfters zu unserer Freude auf dem Felde der Geschichtschreibung und Geschichtsforschung begegnet sind, und der zur Zeit, wie aus einer Anmerkung in der vorliegenden Monographie hervorgeht, mit einer Geschichte der Hugenotten beschäftigt ist, hat sich ein geschichtliches Thema gewählt, worüber außer unter gelehrten Geschichtskennern in Deutschland nicht eben Gründliches bekannt sein möchte. Denn wie Viele sind wol mit der Politik Spaniens und Frankreichs in der Zeit genauer bekannt als Ludwig XII. auf dem Thron des letztern Staats saß, und Ferdinand und Isabella mit dem Gran Capitan, wie die Spanier ihren großen General Gonzalo Fernandez de Cordova zu nennen pflegen, und seinem Schwerte, nebst dem Herzog von Alba die Geschicke ihres rasch zur ersten europäischen Macht sich entwickelnden Reichs leiteten? Was die neueste Literatur in dieser Beziehung betrifft, so müssen wir unsere Leser in politischer Hinsicht auf Prescott's „Geschichte der Regierung Ferdinand's und Isabella's", in kirchlicher Beziehung dagegen auf Schmidt's „Gérard Roussel" (Strasburg 1845) verweisen. Die Politik jener beiden spanischen Herrscher war unausgesetzt auf die Vergrößerung Spaniens gerichtet: sie verfolgten ihr Ziel mit ebenso viel Ausdauer als Klugheit, und selbst mit Treulosigkeit. Die Unabhängigkeit des kleinen Königreichs Navarra, seinem größern Theile nach auf dem Gebiete der spanischen Pyrenäen liegend, war insbesondere der Königin Isabella ein Dorn im Auge, und man möchte sagen mit stierem Blick richtete sie ihr politisches Auge auf die Gewinnung desselben. „O si angulus ille proximus accedat, nostros qui foedat Iberos!" rief sie öfters aus. Alle diplomatischen Künste aber oder Heirathsanträge, um durch Erbschaft das ersehnte Land an ihr Haus zu bringen, scheiterten namentlich an den Gegenbestrebungen Frankreichs. Und sie erlebte in der That den glücklichen Tag nicht von welchem an Navarra an die spanische Krone gebracht ward: die Gewalt des Schwerts entschied erst 1512—13 zu Gunsten Spaniens, während die merkwürdige Fürstin schon 1504 in ihrem Lieblingskloster der Alhambra zur Ruhe bestättet worden war. Schließlich können wir nicht umhin zu bemerken, daß Soldan auch in dieser Monographie einen Beweis für seine sorgfältigen und gründlichen Geschichtstudien geliefert hat.

K. Zimmer.

Literarische Notizen.

Büchervertrieb in Bombai.

Laut einer indischen Zeitung („Indian Paper") hat während der letzten Jahre sowol Buchdruckerei als Buchhandel in Bombai einen namhaften Aufschwung genommen. Besonders soll Dies im Fache der Lithographie der Fall sein, welche für die verbreitetsten orientalischen Sprachen sich am besten eigne. So sind dort seit kurzem sechs verschiedene Ausgaben des ganzen Koran im Arabischen erschienen, wie es heißt zusammen in 15,000 Exemplaren. Sie gehen zum großen Theile nach Persien und Arabien, und statt daß früher ein gewöhnliches Exemplar gegen 15—20 Rupien kostete, kostet jetzt ein vorzüglich gedrucktes zwei, höchstens drei Rupien, und läßt dem Verkäufer noch einen hübschen Gewinn. Auf diese Weise hat sich Bombai zum Büchermarkte von Mittelasien erhoben, und „empfinden", sagt die Zeitung, „selbst solche Nationen die Wohlthat der Preßfreiheit denen sie fern steht".

Thomas Price.

Durch den Tod dieses Pfarrers zu Cwmdû in Breconshire hat Wales seinen Geschichtschreiber, vielleicht seinen besten Gelehrten verloren. Ein betreffender englischer Zeitungsbericht sagt von ihm: „Mit wahrem Enthusiasmus widmete er sich der Sprache und Literatur seines Geburtslandes, und wo es sich um deren Beförderung handelte, stand seit den letzten 30 Jahren sein Name obenan." Sein Hauptwerk ist seine „History of Wales". Dem zunächst kommt sein „Progress of empire and civilisation". Auch ist er Verf. zweier gekrönten Preisschriften: „The comparative merits of the remains of the old Welsh, Gaelic and Irish literatures" und „The statutes of Rhuddlan".

4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 65. —— 16. März 1849.

Erwin Speckter und seine Briefe aus Italien.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 64.)

So war nun Speckter während des schönen aber heißen Frühjahrs 1834, vom März bis im Mai, eifrig beschäftigt mit den neuen Entwürfen, bis ihm die Spannung Schlaf und Essen benahm, und er, wie ein Todtkranker aussehend, einen Erholungsausflug in die Campagna machte. Sehr schnell gewann er hier Kraft und Frische wieder. Auf einem Wege, wild und schön wie man nur dort sie findet, kam er nach dem öfter besuchten Riano, wo er, aufs traulichste aufgenommen von einer Familie die über ein Jahr mit ihm befreundet war, ein paar unübertrefflich von ihm geschilderte Tage, reich an Naturschönheit, ländlichen Freuden, bei tiefen, heimlichen Bewegungen seines Herzens feierte. Es ist als sollte er noch einmal die ihm so liebe südliche Landesart in ihrer classischen Scenerie und ihren unverdorbensten Gestalten ganz in Sinn und Seele fassen vor dem nahen Abschied für immer. Er selbst freilich glaubte Dies nicht, er hoffte nach Vollendung des Auftrags in Hamburg wieder nach Italien zurückzukehren, da er „jetzt erst so weit gekommen von dem Aufenthalt hier glücklichen und erfolgreichen Nutzen zu ziehen". Auch dachte er sich den Abschied minder nah. Mit einer Farbenskizze für eins der großen Felder der Tribune: Erziehung des Bacchus (eine Nymphe spielt die Flöte, die andere schnalzt mit dem Finger, und der alte Silen läßt dazu seinen jungen Zögling tanzen, der schon wie triumphirend den Thyrsus schwingt), mit dieser Skizze schickte er wenige Wochen nach dem Ausfluge den Wunsch ein alle Vorarbeiten noch in Rom zu vollenden, wo er unter so vielen Anregungen, so im Schwunge wie er sei, in kurzer Zeit seine ganze Idee zur Ausführung reif machen könne. Drei Wochen später aber veranlaßte die Antwort seinen Entschluß zum Aufbruch.

> Nie habe ich Furcht gehabt vor meiner Arbeit; aber diese kommt mir fast zu schnell, sodaß ich zittere; dennoch habe ich auch wieder nie ein größeres Vertrauen, nie größern Muth und größere Begierde gefühlt anzufangen als jetzt. Darum glaube ich, daß der Zwang mich schnell zu fassen mir sehr heilsam sein wird.

Er will in den nächsten drei Wochen nur einigen ältern Verpflichtungen genügen, und Roms Merkwürdigkeiten, damit ihre Eindrücke während des hamburger Winters vorhalten, noch einmal durchsehen, dann gegen Ende Juli abreisen, und zwar ohne Aufenthalt nach Mantua. Acht Tage ungefähr will er in Mantua studiren was daselbst für ihn vorhanden ist; dann wieder blos in München so lange weilen um sich über alles Erfoderliche (über Frescomalerei) zu instruiren.

> Es braust mir gewaltig in Herz und Kopf, Entzücken und Verzweiflung, Freude und Schmerz, Zagen und Muth; aber wie immer wird endlich das Vertrauen zu Gott in mir siegen, und Das wird mir Flügel leihen.

Im September 1834 traf Speckter in der Vaterstadt ein, die er vier Jahre zuvor verlassen. Gleich im andern Monat machte er einen Vorversuch des Frescomalens an die Wand, der hinreichend gelang. Im Winter nun, während die Farben bereitet, die Mauern gebleicht wurden, führte er die bisher nur skizzirten Entwürfe in Cartons mit halblebensgroßen Figuren aus. Die Bestimmtheit der Licht- und Schattenmassen, die durchgebildeten Formen, selbst ohne alle Hülfe von Modellen, gaben den Beweis, daß sie wirklich, wie Speckter gesagt, im Geiste schon ausgearbeitet waren. Zuerst entstanden nebeneinander und nacheinander drei größere Cartons: die Grazien, die im Lorberhain Amor's Waffen schmücken, und den hocheingeschenkten Labetrunk ihm spenden; die Parzen, die bei Amor's Lautenspiel den Lebensfaden verlängern; Minerva, die von den Grazien den schnaubenden Pegasus empfängt, dessen Hufschlage der kastalische Quell entspringt. „Die letztere Zeichnung", sagt Chateauneuf, „war besonders gewaltig gerathen, sodaß ein sehr kritischer Kunstkenner ganz bezaubert davorstand." Unmittelbar darauf zeichnete der Künstler das Bild für das kleinere Feld unter dem letztgenannten, den Wettgesang zwischen Minerva und Amor vor den Musen. Minerva, auf die Leier gestützt, hat vollendet, und von den Musen die sie zum Urtheil auffodert wenden die erstern ihr sich zu, die andern mit Erwartung dem Amor, der feurig und siegsgewiß aufspringt, von seiner Mutter aber besänftigt wird. Daneben entwarf Speckter, obwol bereits von Krankheitsanfällen gestört, auf den Wunsch des Architekten noch einen arabeskenartigen Fries für ein Eckzimmer, und zeichnete für die Glasmalerei eines Treppenvelums die 12 Zeichen des Thierkreises und die 10 Planeten der Alten.

Mit Frühlingsanfang 1835 begann Speckter die Ausführung in Fresco mit dem Bilde des Pegasus. Nur die Carnation machte zuerst ihm Schwierigkeit; er ließ abschlagen und malte neu, bis sie zu Dank auftrocknete; die bewegten Gewänder geriethen vortrefflich, das Flügelpferd voll leuchtenden Lebens, und das Ganze zeigte sich nach dem Trocknen so fertig, daß nicht die mindeste Temperanachhülfe nöthig war.

Mehrmals aber hatten diese Arbeit steigende Angriffe der Krankheit unterbrochen. Unmittelbar nach solchen waren es dann die Zeichnungen zu den kleinen Bildern des Eckzimmers welchen er sich zuwendete, und andere treffliche Gruppen von Satyrn und Fauninnen, wie auch Bildchen, die Ausschiffung der Marmorsäulen des Hauses und ihre Aufrichtung darstellend. Sein Freund Milde führte damals unter seiner Leitung diese Gemälde des Eckzimmers enkaustisch aus.

Noch das zweite der größern Frescobilder, die Grazien und Amor, begann Speckter „mit heroischem Trotze gegen seine körperliche Schwäche". So wenige Wochen nur vor seinem Ende, unter Beschwerden die das Feuer seines Auges und der Ton seiner klangvollen Stimme selbst damals nicht errathen ließ, sah man ihn vom frühesten Licht bis zum spätesten bei der Arbeit ausharren. Die Luft dieses Bildes mit lichten Wölkchen, die Ferne, der Lorberhain mit kreisenden Vögeln waren mit seltener Klarheit gemalt, und Kopf und Rücken einer der Göttinnen begonnen, als ihn die Krankheit vom Gerüste riß, und ihn fortan in den Lehnstuhl bannte. Chateauneuf sagt:

Zwei Landschaften hatte er inmitten der Arabesken noch für das Eckzimmer bestimmt; da athmete er eines Morgens von schweren Leiden auf und verlangte zu zeichnen. Die beiden Landschaften, im Geiste des Poussin, flogen auf das Papier. Nach Dem hat er keinen Strich mehr machen können. Er verließ die Stätte seiner Thätigkeit, und bezog am 13. Nov. in der Stadt ein gegen Süden gekehrtes Zimmer, woselbst er sich hin und wieder zur Freude der Seinigen durch die Strahlen der Herbstsonne erquickt fühlte. An Schmerzensausdrücken über das Herannahen seines frühen Endes hat es freilich nicht gefehlt. Der Gedanke an die unterbrochene Arbeit beängstigte ihn am meisten; doch schwebte diese wiederum in den letzten Phantasien seinem geistigen Auge in reizenden Bildern vor. Zwei Tage vor seinem Ende sprach er bei klarem Bewußtsein von dem Teiche Bethesda, an dem er schon so lange sitzend harre, bis der Engel das Wasser bewegen werde. Am 23. Nov. 1835 ist er gestorben.

So ward all das Lebensgefühl, diese mühsam errungene Bildung, diese schön auflodernde Schaffenslust im jähen Untergang des 29jährigen Jünglings erstickt! Unvollendet war seine erste umfassende Arbeit, nicht unvollendet die Aufgabe seines Lebens. Er hatte sich hindurchgekämpft zum Mitgenuß des göttlich-schöpferischen Lichts der Schönheit. Die Zerstreuung seiner Werke und Unterbrechung des größten, welche den Wunsch erwecken sie zu seinem Denkmal und einer bestimmten Erinnerung innerhalb der deutschen Kunstgeschichte durch eine vervielfältigende Nachbildung zusammengefaßt zu sehen, diese Zerstreuung und Verkürzung seiner irdischen Ernte hindert nicht, daß er auch unsern Blicken an der Grenze da er ihnen entzogen wird sich in der Reife der Männlichkeit, im Aufleuchten der Meisterschaft darstellt. Und diese seine geistige Erscheinung bleibt um so lebender und wärmer in unserer Einbildung, weil die Entwickelung zu ihr auf reich verschlungenen Pfaden uns in diesen Briefen aus Italien so offen liegt. Hierin, in der Vergegenwärtigung des Entfaltungsverlaufs einer edeln Natur, liegt der organische Punkt dieser Briefe und die Seele des Interesses das sie erregen. Mannichfaltig ist aber außerdem das sachliche Interesse ihres Inhalts, und das poetische der Darstellung. Auch in diesen allgemeinern Rücksichten verdienen sie eine nähere Würdigung. *) 34.

Neue deutsche Romane.

1. Die Todt-Lebendigen, von Ida Frick. Zwei Bände. Stuttgart, Hallberger. 1848. 8. 2 Thlr.

Das äußere Leben wirft seinen Eindruck in des Menschen Seele, und wie der Stein wenn er ins Wasser fällt auf dessen Oberfläche noch lange, nachdem er verschwunden ist, Ringe bildet, welche immer weiter sich ausdehnen und das ferne Ufer berühren, so geschieht es, daß die Eindrücke sich mannichfach in des Autors Seele kräuseln und endlich zum Roman werden können. Dieses ist die Geschichte der vorliegenden Blätter. Die politischen, socialen und religiösen Bewegungen der Zeit haben die Verf. wol mannichfach beschäftigt, sie hat gewiß in geselligen Kreisen darüber gesprochen, für oder gegen einige derselben gekämpft; sie hat in sich Vieles klar zu machen gesucht, und glaubt auch klar darüber geworden zu sein; es ist so natürlich, daß man dann auch Andere aufklären möchte. Die Verf. hat auch Viel gelesen, nicht nur Zeitungen, wie Das jetzt so oft geschieht, auch philosophische und pietistische Werke, Reisebeschreibungen hat sie gelesen, und sogar auch Etwas über das Muckerthum. Alle diese Gelehrsamkeit mußte nun in dem vorliegenden Roman sich entladen; warum auch nicht? Das ist ja das große Verdienst der Romanform, daß er ebenso gut das Mittel werden kann als der Zweck, daß er der Idee dient wenn sie ihm dienen muß, daß er die Zeit die er unterhaltend verkürzen soll auch charakterisirt, und insofern sogar historischen Werth erhält. Wir haben also gar Nichts gegen die Benutzung des vorliegenden Werks als Ideenhülle der neuen Zeit, wenn man nur nicht allzu sehr die Absicht merkte, und oft in Momenten aufgehalten würde, wo die Geschichte spannend zu werden verspricht. Die Geschichte selbst ist anziehend, wenn auch etwas unnatürlich motivirt. Wir wollen deren Faden kurz wiedergeben. Der Sohn eines Plantagenbesitzers in Amerika, Jaromir Thomson, ist als Pantheist erzogen. In Neuyork erheben sich 16 verschiedene christliche Tempel, und in jedem betet eine andere Sekte. Jaromir soll selbst die Kirche wählen worauf er getauft werden will. Noch ehe er sich entschieden hat stirbt sein Vater. Ein Freund des Letztern, Namens Gundberg, war in Armuth gestorben, und seine Papiere hatte Thomson an sich genommen; Gundberg hatte ein unglückliches eheliches Verhältniß nach Amerika getrieben, eine Gattin und Tochter hatte er in Europa zurückgelassen, einen Sohn entführt und später wieder nach Deutschland geschickt. Der Jüngling war aller Wahrscheinlichkeit nach umgekommen, und das dem Vater zurückgesandte Taufzeugniß ward von Thomson benutzt, um seinen Sohn auf der Reise nach Deutschland einer Familie zuzuführen; so reiste denn unser pantheistischer Held als Waldemir Gundberg, und wurde von Adele Gundberg als Schwester begrüßt. Die Geschwister wohnen ein Jahr zusammen, und die Geschwisterliebe steigert sich bis zu den Symptomen der Leidenschaft. Da verreist Waldomir, und bringt eine schöne

*) Einen zweiten Artikel bringen wir im Mai. D. Red.

jüdische Geschichte mit, eigentlich ein Tscherkessenmädchen, welche die poetischwilden Ansichten ihres Vaterlandes noch keineswegs abgestreift hat, und es noch versucht unter der Glut eines uncivilisirten Herzens zu lieben. Adele entdeckt dieses Verhältniß und trennt es; daß sie es kann ist schon eine Art von Räthsel, sie spricht über Grundsätze und Ansichten von Tugend, deutet auf das Urtheil der Welt hin, und läßt die schöne Tscherkessin empfinden, daß sie nicht geliebt sei, weil Waldomir sie nicht heirathet. So reist denn Lea ab, und Waldomir erkaltet für sie, während er immer wärmer für die tugendhafte Adele empfindet. Er weiß, daß Letztere nicht seine Schwester ist, sie aber weiß es nicht, und als er auf einer Moosbank in leidenschaftlicher Erregtheit ihr das Geheimniß entdeckt, und zugleich die ehelichen Rechte vor der ehelichen Verbindung von ihr erheischt, stößt Adele ihn entsetzt und schaudernd von sich, und zieht sich den Tadel einer kalten Tugendheldin zu. Lea ist Zeuge dieser Scene, und ihre Ohnmacht nebst der Erinnerung an ihre warme Liebe führen Waldomir wieder in ihre Arme zurück. Nun erscheint aber eine neue Gestalt, ein Anbeter Lea's, welche einstweilen bei einer reichen Frau Gesellschafterin war, und dort die Neigung des Hofmeisters gewann. Dieser Hofmeister ist der wirkliche Waldomir Gundberg, welchen man todt geglaubt hat, und welcher seinen Namen wiederverlangt; daß dieser ihm auch sogleich wiedergegeben wird versteht sich von selbst, auch die Schwester Adele wird ihm verabfolgt, und bezieht mit ihm die kleine Wohnung unter beschränkten Verhältnissen. Aus Verzweiflung heirathet sie einen reichen, nicht geachteten Mann, und findet nach mannichfachen Seelenqualen ihren Tod in den Fluten. Waldomir zieht aber mit Lea nach dem Kaukasus, wo sie glücklich sind. Wie? darüber schreibt Lea:

„Es war als hätten meine Füße Flügel, und als trügen die ausgebreiteten Arme, ohne daß ich zu gehen brauchte, mich an Jaromir's Herz. Er schloß mich mit berauschender Innigkeit in seine Arme, und trat mit mir hinaus vor die uns ganz allein eingeräumte Hütte. Dann, meinen Kopf an seine Schulter lehnend, hob er die Rechte zum purpurumsäumten Abendhimmel empor, und rief mit einer so feierlichen Bebung der Stimme wie ich sie nie an ihm gehört: «Lea! ich glaube an diesen sichtbaren gewaltigen Gott, an das erhabene Wesen, dessen eigenste von ihm getrennte Gedanken alle jene Gestalten sind die wir Naturdinge nennen und außer uns erblicken. Ich gelobe vor seinem strahlenden Angesicht, den Segen, welchen er wie ich fühle über unsern Bund geschlossen, verdienen zu wollen durch sorgende Liebe zu dir und den Menschen!»"

Die tscherkessischen Sitten und Gebräuche werden in Lea's Mittheilungen auf glückliche Weise geschildert, Natur und Menschen in ihrer romantischen Wildheit erwecken das Interesse, und Lea vor Allem. Die einzelnen mitgetheilten Züge sind gut gewählt. So als Lea's Vater der Tochter zum ersten mal die Tänze der Jungfrauen zeigt, sagt er: „Tief präge es dir in das Herz, wenn später auch du unter diese Tänzerinnen dich mischest. Nicht zur Augenweide für die Jünglinge schweben diese Mädchen mit der Anmuth des flatternden Vogels umher; nein, diese schönen Mädchen tanzen, um die wilde Freude der Jünglinge in die Grenzen zarter Sitte zurückzudämmen, um die Roheit des männlichen Tanzes durch die keusche Zartheit des weiblichen zu mildern, um Allah, den alleinigen Gott, zu preisen, weil er das Starke nicht nur, weil er auch das Schöne und Edle geschaffen."

Als Lea nach der Rückkehr zu ihrem Volk diese Tänze abermals sucht, gedenkt sie der europäischen Bälle, und aus ihrer Brust entwindet sich ein Seufzer des Mitleids mit den armen, armen Frauen der sogenannten civilisirten Welt. „Ich dachte es mir in seiner ganzen bittern überschwenglichen Wahrheit, das Elend eurer gesitteten europäischen Frauen und Jungfrauen, wie sie ihre priesterliche Würde über den Mann verloren, und mit einer Lüge im Herzen und einer Heuchelei auf den lächelnden Lippen täuschend und getäuscht an den heiligen Tempeltisch treten, wo sie ihren Paß für ein langes unerquickliches Leben an der Seite eines Mannes erhalten, der in dem Weibe ein Wesen sieht das er sich nicht ebenbürtig erkennt, und das sich gleich zu achten und sich gleich zu stellen er sich weigert. Arme, arme Frauen, die ihr freiwillig eurer ursprünglichen Naturrechte euch begeben, rief ich so laut, daß Dendschi-Khan mich verwundert betrachtete, kommt her zwischen diese Berge, und lernt was das Weib dem Manne sein kann, und welche Lücke auch außer der Muttersorge auszufüllen es bestimmt ist."

Wir glauben hiermit dem Leser ungefähr einen Begriff gegeben zu haben über den Geist und Inhalt des vorliegenden Werks. Die Verf. hat das Talent der Erzählung und Mittheilung, sie versteht den Leser anzuregen, zu fesseln, und den Interessen des Tages zuzuführen; aber sie versteht sich nicht auf die Schilderung der Charaktere, die handelnden Figuren halten sehr lange Reden, aber es fehlt ihnen das Leben, sie sagen Wahrheiten, aber sie sind keine.

2. Ein Weihnachtsmärchen, illustrirt von Ludwig Löffler. Leipzig, Weber. 1849. 8. 20 Ngr.

Der Verf. vergleicht sein Märchen mit dem sorgfältig gearbeiteten Drachen, dem Spielwerk der Kinder, den die kleinen Besitzer fliegen lassen, und so lange als möglich am Faden halten, bis der Wind den Faden zerreißt und den Drachen entführt. Ref. suchte indeß lange vergebens nach einem Faden, d. h. nach jenem tiefern Sinn der sich durch Märchen hindurchzuziehen pflegt, selbst durch solche welche man als versteinerte Träume der Völker bezeichnet. Diese Bezeichnung hat auch den Verf. veranlaßt sein traumartiges Product ein Märchen zu nennen; als Märchen finden wir Manches daran auszusetzen, während es als Traum ganz hübsch und bunt, voller poetischer Anklänge und märchenhafter Andeutungen die Phantasie auf einige Momente erregt und erfreut. Es geht indeß nicht über die Spielerei hinaus; wenn es auch hier und da Ernstes berührt, so ist es um damit zu spielen. Knecht Ruprecht erscheint in der Familie des Vetters, und streut Nüsse und Pfefferkuchen aus; der Verf. legt sich mit diesen Eindrücken zu Bett, und träumt sich in die Gestalt eines kleinen unartigen Mädchens, welches sich furchtsam hinter das Clavier verkrochen hatte. Er wird als solches vom Knecht Ruprecht in den Sack gesteckt, und beschreibt seine Reise in demselben. Er erzählt von gefälligen Irrlichtern, von einem Wald mit Wehrwölfen, vom Elfentanz und von einem Ritt auf dem feurigen Drachen. Von der Christbescheerung der Geister führt der Verf. den Leser zu der der Menschen. Indem er den Weihnachtsabend der Reichen und Vornehmen recht steif, ungemüthlich und langweilig schildert, huldigt er dem Geschmack der Zeit, welcher den Reichen und Vornehmen gar zu gern Alles streitig machen möchte, selbst die Familienfreuden. Der Weihnachtsabend in der zweiten Etage, mit Großvater und Enkel ist gemüthlich geschildert, während das Elend des Dachstübchens, wo Mutter und Sohn verhungert sind, weil der Vater als Holzdieb sitzt, die Tochter aus Noth einen schlechten Lebenswandel führt und die Aeltern verließ, der älteste Sohn als Handwerksbursch im fernen Hospital liegt, sich grell und unerfreulich ausnimmt. So wäre denn ein Faden für diese Traumbilder gefunden, ein Faden an welchem die verschiedenen Lebensbilder von Weihnachtsfeiern aneinandergereiht sind, eine Perlenschnur von Freuden- und Kummerthränen, vom Geisterjauchzen an bis zur Proletariatsverzweiflung. Man fühlt sich unterhalten, trotz mancher allzu traumartiger Wirren, und die hübschen Zeichnungen dazu vervollständigen die Traumbilder auf anmuthige Weise. 8.

Bibliographie.

Adams, W., Die Heimath des alten Mannes. Aus dem Englischen von A. M. Bonn, Marcus. 12. 10 Ngr.

Belletristisches Allerlei. Auswahl von Erzählungen, Novellen, Legenden und Sagen aus dem Gebiete des Seltenen

und Wunderbaren, sowie dem Menschenleben zur Unterhaltung und Belehrung für Jung und Alt. Zwei Bände. Augsburg, Jaquet. 1848. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Clostermeier, C. G., Der Eggesterstein im Fürstenthum Lippe. Eine naturhistorische und geschichtliche Monographie. 2te, mit Verbesserungen, Nachträgen und Urkunden vermehrte Auflage von E. Helwing. Lemgo, Meyer. 1848. Gr. 8. 15 Ngr.

Humboldt, W. v., Briefe an eine Freundin. Mit einem Facsimile. 3te Auflage. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 4 Thlr. 12 Ngr.

Jahn, C. F., Die Gründung der kurbrandenburgisch-preußischen Staatspost. 1646—1688. Ein Beitrag zur Geschichte des preußischen Staates. Berlin, Springer. Gr. 8. 20 Ngr.

Klee, W., Ueber den Abfall des Staats vom Christenthum, zugleich ein Erweis der Nicht-Befugniß des religionslosen Staats zur Einsetzung einer constituirenden Versammlung für die evangelische Kirche. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Novellen-Sammlung. Bibliothek der besten Romane des In- und Auslandes. 1stes Bändchen. Berlin, Sacco. 16. 1½ Ngr.

Politisches Rundgemälde oder kleine Chronik des J. 1848. Für Leser aus allen Ständen, welche auf die Ereignisse der Zeit achten. Herausgegeben von T. Oelckers. Leipzig, Fest. Gr. 12. 20 Ngr.

Deutsches politisches Tagebuch für 1849. Ein Hülfs- und Notiz-Buch für Abgeordnete, Gemeindevertreter, Wahl- und Bürgerwehrmänner, sowie für jeden deutschen Staatsbürger. 1ster Jahrgang. Berlin, Duncker u. Humblot. 16. 1 Thlr.

Walther, F. E., Texas in sein wahres Licht gestellt, als geeignetster Colonisationsplatz für deutsche Auswanderer, und als dasjenige Land, wo Capitalien am vortheilhaftesten angelegt werden können. Mit 1 Karte und Colonisationsplan. Nach dem Englischen des R. Rowed und nach den neuesten Berichten aus Texas bearbeitet. Leipzig, Arnold. 1848. Gr. 12. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Arntz, A., Beitrag zur Beleuchtung der preußischen Verfassung vom 5. Dezbr. 1848. An die Wähler. Cleve, Knipping. 8. 4½ Ngr.

Baltzer, E., An seine Wähler! Eine persönliche Erklärung. 1. Die Wahlen im Frühjahr 1848. 2. Was wollte die Nationalversammlung? 3. Was that die Krone? 4. Die Verfassung vom 5. Decbr. 1848. 5. Schlußerklärung. Nordhausen, Köhne. Gr. 8. 3 Ngr.

Becker, K. E., Ueber die Kirchenagende der evangelischen lutherischen Gemeinde zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. 1848. Gr. 8. 15 Ngr.

Bemerkungen gegen die Beschlüsse der deutschen Reichsversammlung über Flüsse, Canäle und Seen und über Eisenbahnen. Hannover, Hahn. Gr. 8. 7½ Ngr.

D'Ester, C., Der Kampf der Demokratie und des Absolutismus in der Preußischen constituirenden Versammlung 1848. Rechenschafts-Bericht an seine Wähler. 2te Auflage. Leipzig, Verlagsbureau. 8. 8 Ngr.

Dörrien, Vertheidigung des Advocaten Frdr. Weinhagen zu Hildesheim. 1ste Abtheilung. Hannover, Gebr. Jänecke. Gr. 8. 12½ Ngr.

Geittner, F., Unfreies in einer freien Zeit. Eine Abhandlung über Schule und Kirche. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 5 Ngr.

Gesetz, die provisorische Einrichtung des Strafverfahrens bei Preßvergehen u. dergl. betreffend, vom 18. Novbr. 1848. Mit Erläuterungen für Richter, Staatsanwälte, Vertheidiger und Geschworne versehen von F. O. Schwarze. Leipzig, Arnold. Lex.-8. 18 Ngr.

Guizot, Ueber die Demokratie in Frankreich. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 10 Ngr.

— — Die Demokratie. Für das deutsche Volk im Auszuge bearbeitet von L. Hahn. Breslau, Gosohorsky. Gr. 8. 1½ Ngr.

Hannover und die Grundrechte. Hannover, Hahn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Held, Die Contre-Revolution oder die Auflösung der National-Versammlung. Ein kritisches Wort als Stoff zu Interpellationen für die Wähler. Berlin, Expedition der Locomotive. Gr. 16. 2½ Ngr.

— — Der Volksvertreter, seine nothwendigen Eigenschaften und Pflichten. Eine kritische Untersuchung zugleich als Stoff zu Interpellationen für Wähler. Ebendaselbst. Gr. 16. 2½ Ngr.

— — Der Wahlkampf oder Volk, Verfassung und Partei. Eine kritische Abhandlung zugleich als Stoff zu Interpellationen für Wähler. Ebendaselbst. Gr. 16. 2½ Ngr.

Hoffmann, J. L., Fichtes Reden an die deutsche Nation im Hinblick auf die Gegenwart. Ein Vortrag gehalten im literarischen Verein in Nürnberg am 19. Januar 1849. Nürnberg, Bauer u. Raspe. Gr. 8. 5 Ngr.

Holenia, E., Wünsche für Deutschland. Linz, Fink. 1848. Gr. 8. 2 Ngr.

Hundeshagen, F., Die deutsche Auswanderung als Nationalsache, insbesondere die Auswanderung des Proletariats. Eine Denkschrift an die hohe Reichsversammlung. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 8 Ngr.

Kaliforniens Gold- und Quecksilber-District. Nach: the California-Herald. Von F. Gerstäcker. 2te und 3te verbesserte Auflage. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 5 Ngr.

Lippe, K. Graf zu, Für Oesterreichs Arbeiter. Oktober 1848. Linz, Fink. 1848. Gr. 8. 4 Ngr.

Lützow, K. v., Mecklenburg-Schwerin im J. 1848. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Major, C. F., Die Buße der evangelischen Kirche. Eine Predigt über Micha 7, 9. gehalten am Reformationsfest 1848 zu Bonn. Bonn, Marcus. 1848. Gr. 8. 3 Ngr.

— — Die Urwahlen. Eine Predigt über 1. Tim. 4, 8. gehalten am 3. Sonntag p. Epiph. den 21. Januar 1849 zu Bonn. Ebendaselbst. Gr. 8. 3 Ngr.

Morstadt, K. E., Inquisition auf den Rattenkönig-Spuk in Heidelberg. Seitenstück zu den Aufsätzen von Gibbon und Gentz: „Wer war die Eisen-Maske?" und: „Wer war Junius?" Vademecum für alle jetzigen und gewesenen Universitätsbürger. Heidelberg, Groos. Gr. 8. 8 Ngr.

Riemann, E., Des Herrn Gnade ist unsere Hülfe. Predigt gehalten bei der Eröffnung der Hannoverschen allgemeinen Ständeversammlung am 1. Febr. 1849. Hannover, Hahn. Gr. 8. 2½ Ngr.

Oettingen-Wallerstein, L. Fürst v., Deutschland, seine Zukunft und seine constituirende Versammlung. Eine Reihe von Betrachtungen. 3te Folge. Augsburg, Fahrmbacher. 1848. Lex.-8. 9 Ngr.

Partz, A., Entwurf zu einer Lösung der socialen Frage für Deutschland. Braunschweig, Leibrock. 8. 1¼ Ngr.

Sperling, Friede wollt' er, Vorschläge zur Verbesserung unserer geselligen Zustände in Beziehung auf Verkehr, Religion und Regierung, mit Berücksichtigung der Verfassung vom 5. Decbr. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 10 Ngr.

Stahr, W., Trennung der Schule von der Kirche. Ein Commissionsgutachten, vorgetragen im constitutionellen Club in Stettin am 10. Octbr. 1848. Stettin. Lex.-8. 2½ Ngr.

Stengel, Der Bauer und der Edelmann. Zeitgedicht. Ansbach, Gummi. Gr. 8. 1 Ngr.

Weg zum Reichthum! Californien's Gold-Reichthum. Eine genaue Beschreibung dieses herrlichen Landes und dessen bis jetzt nur zum kleinsten Theil bearbeiteten Goldläger rc. Leipzig, Thenau. Gr. 8. 4 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 66. —— 17. März 1849.

Die deutschen Handels-, Zoll- und Schiffahrtsfragen.*)

In dem Sündenregister des Deutschen Bundestags nimmt es eine wichtige Stelle ein, daß er auch den 19. Artikel der Deutschen Bundesacte, wonach sich die Bundesglieder vorbehielten „bei der ersten Zusammenkunft der Bundesversammlung in Frankfurt, wegen des Handels und Verkehrs zwischen den verschiedenen Bundesstaaten, sowie wegen der Schiffahrt, nach Anleitung der auf dem Congresse zu Wien angenommenen Grundsätze in Berathung zu treten", unerfüllt ließ, daß es einzelnen Staaten vorbehalten blieb wenigstens Theile Deutschlands zu Handelsganzen zu vereinigen, daß auch die Schiffahrtsfragen, soweit Etwas dafür geschah, nur von den unmittelbar betheiligten Ufer- und Küstenstaaten behandelt wurden: ein Verhältniß was jedenfalls die Folge gehabt hat, daß sich vier oder noch mehr verschiedene Handelssysteme auf deutschem Boden entwickelten, das des Zollvereins, welchem die preußische Politik zu Grunde lag, das des Steuervereins, dessen Mittelpunkt Hanover ist, das östreichische und endlich das was Schleswig-Holstein, Mecklenburg, Hamburg, Lübeck und Bremen, jedes für sich, aber in verwandter Weise verfolgen. Ebenso sind, in Folge jenes Verhältnisses, die Schiffahrtsfragen ohne Einheit und Zusammenhang, langsam, bruchstücksweise, unter vorwiegendem Einflusse kleinlicher Sonderinteressen einer sehr unvollständigen Lösung zugeführt worden, in welcher kein Gedanke an ein deutsches Gesammtinteresse war. Hätte man 1815 statt des lockersten Staatenbundes, dessen immer weitere Lockerung, außer wo es der „äußern und innern Sicherheit" galt, nur zu bald die leitende Politik wurde, hätte man damals ein reformirtes Reich als Basis und Aufgabe erfassen können, die Zeit an sich wäre einer einigen Handels- und Schiffahrtspolitik weit günstiger gewesen als irgend eine spätere, als selbst die heutige. Denn noch hatten sich die Interessen nicht in solcher Verschiedenheit herausgebildet. Es ist ein alter Gedanke die Einheit und Macht des Deutschen Reichs auf Reichsheer und Reichszölle zu gründen; und erst vor kurzem hat Ranke jenen vortrefflichen „Rathschlag" des kleinen Ausschusses von 1522 veröffentlicht*), worin ein allgemeiner Werthzoll von vier Procent, unter den zweckmäßigsten, einsichtigsten Modalitäten der Erhebung, in Voranschlag gebracht wurde, der „zu Unterhaltung des kaiserlichen Regiments und Kammergerichts dienen sollte". Was wäre Deutschland geworden, wenn jene Zeit, die so gern das Deutsche Reich reformirt hätte, und, wäre die Kirchenspaltung nicht gekommen, auch die besten Mittel dazu besaß, wenn sie ihre großen Gedanken ausgeführt hätte: in Deutschland ein auf ein Reichsheer gestütztes starkes Reichsregiment zu begründen, durch die Reichszölle, welche dem Regimente zum Fundamente zu dienen hatten, das deutsche Volk zu Einem Handelsgebiete zu vereinigen, und dabei Freiheit und Rechtsstand durch den Reichstag, der zu so vielen organischen Entwickelungen Raum ließ, und durch reformirte Reichsgerichte zu sichern! Dann wären auch nicht die Niederlande, dann wäre schwerlich die Schweiz vom Reiche getrennt worden, und damals war noch die Zeit in Handel und Schiffahrt andern Nationen vorauszueilen, was viel leichter ist als ihnen nachzuhinken.

So günstig standen die Sachen 1815 freilich nicht, nachdem sich Preußen zur europäischen Großmacht entwickelt hatte, die süddeutschen Staaten sich in ihren Souverainetätsgedanken vom Auslande gefördert sahen, der Beherrscher Hanovers auf dem Throne von England saß, und der politische Schwerpunkt des alten Kaiserhauses sich weitab von den innern Bewegungen des Reichs in die fernen östreichischen Lande verlegt hatte. Richten wir nicht zu streng über den Bundestag in dieser Sache! Auch die heutige frankfurter Nationalversammlung ist bis hierher einer Entscheidung in dieser Frage noch immer mit scheuem Takte ausgewichen. Es ist eine Frage bei der die Interessen wie noch mehr die Ansichten darüber nicht so leicht zu vereinigen sind, und der Widerstand

*) Mit Rücksicht auf folgende Schriften:
1. Der Fortschritt des Zollvereins von Karl Junghanns. Leipzig, Weidmann. 1848. Gr. 8. 3 Thlr. 20 Ngr.
2. Der deutsche Handels- und Schiffahrtsbund. Von A. Duckwitz. Zweite Auflage. Bremen, Heyse. 1848. Gr. 8. 20 Ngr.
3. Für und wider Schutz- und Differentialzölle. Eine Berufung an das kritische Urtheil deutscher Volksvertreter. Berlin, Schneider u. Comp. 1848. 4.

*) „Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation" (Berlin 1839—47), VI, 31 fg.

der Regierungen auch gar leicht bei den Völkern Nachhall findet. In gewissem Betrachte mag schon damals das große Dilemma gewaltet haben, mit dem wir es auch heute zu thun haben. Wir können und dürfen Oestreich nicht von uns lassen, das uns die meiste Zukunft bringt unter allen Staaten des Bundes; in die Verfassung aber die sich das übrige Deutschland wol geben könnte und möchte geht Oestreich nicht hinein, und so bleibt nur die Verfassung so zu gestalten, daß Oestreich hineingeht. Wäre der Bundestag bei seiner ersten Zusammenkunft in jene Berathung eingetreten, es möchte sich sehr schwierig gezeigt haben, das damals nach Abwälzung des drückenden Continentalsystems allgemeine Verlangen nach gesicherter Handelsfreiheit mit den Ansichten östreichischer Finanzmänner zu vereinigen, die noch nicht erkannt hatten, daß der Ertrag der Zölle zu ihrer Höhe im umgekehrten Verhältnisse steht, und deren Staatswirthschaft schon vor jener Zeit, mit größerm Eifer aber nachher sich obstinirte die naheliegenden Interessen zu vernachlässigen, um das Unnatürliche zu pflegen! Doch man würde damals und noch lange nachher keinen Anstoß daran genommen haben Oestreich in dieser wie in andern Sachen sein Besonderes zu lassen, und das übrige Deutschland möchte damals ein auf mäßigen Finanzzöllen beruhendes, die lästigen Binnenzölle beseitigendes System der Handelsfreiheit fast allseitig mit wärmstem Danke begrüßt haben. Schon 1818 stand die Sache anders, indem hier Preußen, zunächst durch finanzielle Bedürfnisse bewogen, ein Zollsystem annahm was, wenn es auch im Vergleich zu England, Frankreich, Rußland, Oestreich ein sehr gemäßigtes genannt werden mußte, für die preußischen Staatsgenossen aber in dem Wegfall der Binnenmauthen eine wesentliche Befreiung enthielt, doch auch wieder die preußischen Grenzdistricte und ihre deutschen Nachbarstaaten, sowie die allgemeinen deutschen Handelsgewohnheiten, denen derartige und mit solcher Strenge gehandhabte Zölle im Innern Deutschlands etwas ganz Fremdes waren, ungleich mehr drückte als das Mauthwesen des schon länger abgeschlossenen und weniger innig verflochtenen Oestreichs. Deshalb gewaltige Klagen von allen Seiten, die denn allerdings auch auf dem Bundestage schon 1819 zur Sprache kamen, und den Bundestag zunächst zu dem Beschlusse veranlaßten (23. Mai): „über das mit den deutschen Handelsverhältnissen in der genauesten Verbindung stehende Zollwesen von den Bundesregierungen Erläuterungen einzuziehen". In Folge deren sprachen sich (September) Würtemberg, Kurhessen, das Ernestinische Sachsen, Baiern, Hanover, Anhalt für die Grundsätze des freien Handels und Verkehrs aus, und demselben Principe huldigte auch das Königreich Sachsen und das damalige Baden. Indeß die Sache erschien in Preußen als eine finanzielle Nothwendigkeit, und zeigte sich als solche sehr erfolgreich.

Eine Berücksichtigung dieses Punktes war aber namentlich für Preußen nicht abzuweisen, das so viele Nachwehen des Kriegs zu tragen hatte, und das seine Stellung als europäische Großmacht nur durch Bereithaltung einer imposanten Militairmacht behaupten zu können glaubte. Außerdem hatte Preußen, vielleicht um manchen innern Widerspruch zu beschwichtigen, seine Zölle theilweise allerdings so eingerichtet, daß sie einzelnen Industriezweigen zum Schutz, andern zur Ermunterung dienen konnten, und Das hatte denn die natürliche und gewöhnliche Folge gehabt, daß die so begünstigten Industriezweige in kurzer Zeit einen wesentlichen Aufschwung nahmen, daß aber auch eben deshalb die Bedeutung des an den Zoll geknüpften Interesses stieg, indem auch hier die Geschützten nicht dahin reiften, daß sie den Schutz entbehren zu können geglaubt hätten. Wie sehr daher auch von vielen Seiten her und bis zu dem Jahre 1829 die alten Grundsätze deutscher Handels- und Verkehrsfreiheit besonders gegen das preußische System geltend gemacht wurden, so hielt doch Preußen mit strengster Consequenz daran fest, und glaubte darin die richtige Mittelstraße gefunden zu haben. Finanzielle und industrielle Erfolge schienen diese Annahme zu bestätigen; die in Preußen allerdings im Vergleich zu den Nachbarstaaten sehr merkliche Vertheuerung mancher Verzehrgegenstände ward nicht berücksichtigt, und die Ausbreitung des Fabrikwesens hatte die häßlichen Kehrseiten noch nicht gezeigt, die sich seitdem so drohend herausgestellt haben. Aber auch unter den Gegnern des preußischen Systems war keine Einigkeit. Denn während die oben angeführten Staaten für die Principien des Freihandels, zugleich aber, offen oder in ihren Rückhaltsgedanken, für die Beibehaltung der mannichfaltigen innern Verbrauchsabgaben und der kleinen, aber vielfach vertheilten fiscalischen Binnenzölle und Accisen gestimmt waren, bezweckte ein Verein von süddeutschen Fabrikanten, der sich 1819 bildete, die Aufstellung eines allgemeinen deutschen, auf dem Principe der Retorsion beruhenden Zollsystems gegen die angrenzenden Staaten. Einzelne Wortführer dieses Gedankens streiften wol auch schon damals in das von dem Retorsionsprincip grundverschiedene Gebiet des industriellen Schutzsystems über. Wie schwierig aber die ganze Sache jedenfalls war, ergibt sich am allerdeutlichsten daraus, daß es nicht einmal den zwei oder drei süddeutschen Staaten, die sich ernstliche Mühe gaben wenigstens unter sich eine Vereinigung zuwegezubringen, und deren Verhältnisse so verwandt waren, damit gelingen wollte. Baden nahm zwar an den süddeutschen Verhandlungen einige Zeit lang Antheil, hielt sich aber später ganz separat, und befand sich bei seinem Systeme der Handelsfreiheit, damals noch ohne erhebliche Fabriken, aber in lebhaftem Grenzverkehr mit Frankreich und der Schweiz, so wohl, daß es noch 1833 eigentlich nach nichts Anderm verlangte, und der deutschen Einigung ein patriotisches Opfer gebracht zu haben glaubte, als es sich zum Beitritt zu dem preußischen Zollsysteme entschloß.

Eifriger betrieben Baiern, Würtemberg und das Großherzogthum Hessen die Sache, und die Verhandlungen, an denen auch das Ernestinische Sachsen, Reuß, später auch Kurhessen, Waldeck, Hohenzollern, Schwarzburg theilnahmen, wurden auf den Zusammenkünften in Darm-

stadt (1821), Frankfurt a. M. (1822), Arnstadt (1823), Stuttgart (1825) gepflogen, führten aber zu keinerlei Einigung, da die Absichten und Interessen viel zu geschiedene waren. Baiern namentlich und Darmstadt wollten ein Zollsystem welches Geld einbringen, und dem zugleich ein industrieller Schutz zur empfehlenden Ausschmückung dienen sollte. Hätte man sich nun gar wohl über den Grundsatz der Freiheit, vielleicht auch über den allgemeinen Vorsatz des Schutzes vereinigen können, so zeigte es sich dagegen als gänzlich unmöglich über das System und die Einzelheiten des Schutzes zu einer Vereinigung zu gelangen, und so ging aus den mehrjährigen Verhandlungen so vieler Staaten erst 1827 nur zwischen Baiern und Würtemberg ein Vertrag hervor, welcher auch keine wahre Vereinigung war, sondern nur eine Erleichterung ihres gegenseitigen Verkehrs bezweckte, ihnen selbst nicht genügend, für die übrigen den Zustand nur verschlimmernd. Das Großherzogthum Hessen hatte schon seit 1826 zwischen Preußen und Süddeutschland geschwankt, und anfangs auch nur einen Vertrag über Verkehrserleichterungen im Auge gehabt; 1828 entschied es sich über völligen Anschluß an Preußen, und diesem Beispiele folgte, nach einem fruchtlosen Versuche des „Mitteldeutschen Handelsvereins" das alte System aufrecht zu erhalten, der größere Theil der mittlern und südlichen deutschen Staaten. Denn Preußen hatte den großen Vortheil, daß es den Verbündeten ein bereits ausgebildetes, in seinen Hauptzügen eine weitere Verhandlung ausschließendes System bot. War ihnen auch Das und Jenes darin nicht recht, so hatten sie sich doch nur zu entscheiden, ob sie das System auch mit seinen ihnen weniger zusagenden Partien annehmen, und sich durch die überwiegenden Vortheile der Gesammtmaßregel befriedigt halten, oder ob sie in ihrer Absonderung bleiben wollten. Die Meisten entschieden sich für das Erstere. Am schwersten entschloß sich Baden zum Beitritt, und zwar nicht weil es in dem Verein zu wenig Schutz für seine Industrie gefunden hätte, sondern weil er der Freiheit, unter der es sich so behaglich fühlte, nicht günstig genug erschien. Während Oestreich die schützenden Zölle des Vereins nicht hoch genug, und zu wenig für die speciellen Interessen seiner Industrie berechnet fand, hauptsächlich aber nicht blos gegen das ferne Ausland, sondern auch gegen die deutsche Concurrenz selbst geschützt sein wollte, waren den norddeutschen Staaten, besonders Hanover, Oldenburg, Mecklenburg, Holstein, den Hansestädten jene Zölle zu hoch, und sie fürchteten theils eine Lähmung ihres auf die Freiheit gestellten auswärtigen Handels- und Seeverkehrs, theils die Vertheuerung vieler Genußgegenstände. So bildeten Hanover, Braunschweig und Schaumburg-Lippe 1834 den Steuerverein, welchem 1836 auch Oldenburg beitrat, während Braunschweig 1842 zum Zollverein überging, und der allerdings dem Zollverein nachgebildet ist, aber auf wesentlich niedrigern Zöllen beruht. Die übrigen Staaten blieben jeder für sich.

Nachdem nun der Zollverein eine Reihe von Jahren bestanden, ergab sich, daß seine schützende Beimischung zur Ausbreitung, aber nicht zur Erstarkung der dadurch geschützten Industriezweige beigetragen hatte. Die Zahl und Ausdehnung dieser Unternehmungen hatte sich wesentlich vermehrt, und sie bürgerten sich namentlich auch in süddeutschen Staaten, in Baiern, Würtemberg, Baden ein; aber weit entfernt, daß sie durch den Schutz der sie hervorgerufen dazu gediehen wären denselben nach und nach entbehren zu lernen, verlangten sie mehr Schutz. Wurden sie von ungünstigen Conjuncturen bedrängt, oder bedrückte sie übermäßige Concurrenz im Inlande, oder sahen sie sich von auswärtigen Märkten durch bessere oder billigere Waaren anderer Nationen ausgeschlossen, so riefen sie nach vermehrtem Schutz, um durch diesen zu erlangen was sie sich nicht zu verdienen wußten, oder was ihnen die Natur der Verhältnisse versagte, oder um am Inlande sich für Das zu erholen was ihnen im Auslande fehlschlug. Diese Tendenzen, lange nur schüchtern und vereinzelt sich vernehmen lassend, und meistens sofort als Ausflüsse nackter Selbstsucht gebrandmarkt, erlangten einen beredten Wortführer an Friedrich List, der sie mit dem Nimbus der nationalen Erhebung umgab, das alte Mercantilsystem, unter Verleugnung seiner gröbsten Irrthümer, mit neuen und feinern Irrthümern wieder zurichtete, auch wol Wahrheiten geltend machte, die nur keine Anwendbarkeit auf die heutigen deutschen Verhältnisse hatten. Aber gewiß war es ein glücklicher Griff gerade im Beginn der vierziger Jahre die Foderungen gewisser Fabrikanten mit der nationalen Kräftigung Deutschlands in Zusammenhang zu bringen, und als einen Schutz der deutschen Arbeit zu bezeichnen. Zunächst freilich kam die Sache der deutschen Einigung nicht eben zu statten, denn es entspann sich daraus vielfacher Zwiespalt im Zollvereine, neue Streitpunkte zwischen Nord- und Süddeutschland, und verringerte Aussicht eine Erweiterung des Zollvereins durch Anschluß der norddeutschen Staaten zu erzielen.

Die schutzzöllnerischen Tendenzen fanden vorzüglich in Baiern, Würtemberg, Baden, Nassau, den preußischen Rheinprovinzen, in denen ein Camphausen eine seltene Ausnahme blieb, in Schlesien und in den Fabrikdistricten Sachsens und Thüringens Anhang, und weil sie auf der Linie der Opposition und des Angriffs standen, so waren sie ungleich rühriger und eifriger als ihre im Besitz befindlichen Gegner, und hatten auch weit mehr auf den Beistand der systematischen Opposition überhaupt zu rechnen. Bezeichnend ist es aber dabei, daß auch die östreichische Politik nicht blos diese Tendenzen zu begünstigen schien, die allerdings eine Rechtfertigung ihres eigenen Handelssystems enthielten, sondern auch die darauf gegründete Polemik gegen die Grundsätze des Zollvereins nicht ohne Schadenfreude begleitete, und hauptsächlich in den von ihr abhängigsten Organen vertreten ließ. Das Jahr 1848 ist auch hierin ein rächendes geworden. Uebrigens muß man zwischen den praktischen Richtungen dieser ganzen Seite und zwischen ihren Theoretikern unterscheiden. Die Letztern entsprechen und genügen, auch bei dem besten Willen, den erstern doch nicht. Die

praktischen Schutzzöllner wollen hohe, die auswärtige Concurrenz so gut wie ausschließende Schutzzölle, wobei die Fabrikanten viel Geld verdienen sollen, und von einem Aufhören dieser Zölle reden sie gar nicht. Die inländische Consumtion soll durch Zölle gezwungen werden nur im Inlande ihre Bedürfnisse zu suchen, und Das soll in alle Zukunft so fortgehen. Gelänge es dem Auslande durch irgendwelche Vorschritte eine solche Verbesserung oder Verwohlfeilerung ihrer Waaren zu erzielen, daß die Schutzzölle dadurch besiegt würden, so müssen diese abermals erhöht werden. Diese Herren wollen größtmöglichen Absatz, und da sie sich denselben nicht zu verdienen getrauen, so soll ihn der Staat ihnen erzwingen. Es ist das mittelalterliche Bannrecht im größten Stile, es ist der Geist welcher ehedem die Bannmeile der Städte erschuf und die Stapelrechte begründete. So weit haben selbst die Theoretiker des Schutzsystems nicht mitgewollt, und die praktischen Betreiber desselben müßten eigentlich mit ihren gefeiertsten Schriftstellern hadern, wenn ihnen ihre blinde Begierde zu einigem Nachdenken Raum ließe. Die Anhänger des industriellen Erziehungssystems versichern doch immer, daß die Schutzzölle nur einer Uebergangsperiode angehörten, und in demselben Verhältnisse wie die Industrie durch dieselben erstarke — welche Erwartung freilich einer ihrer großen Irrthümer ist —, sich vermindern, und endlich ganz verschwinden müßten. Noch precairer stellen die Vertreter des Retorsionssystems oder der Differentialzölle die Sache, indem sie geradezu die Handelsfreiheit als das Ziel erfassen zu dessen Erreichung das Zollsystem zu führen hat. Gibt das Ausland nach und erleichtert es unsern Verkehr, so müssen auch wir ihm folgen und den seinigen erleichtern; hebt es seine Schutzzölle auf, so müssen auch wir die Verträge gegen dieses Ausland aufheben, auch wenn unsere Industrie noch keineswegs „erstarkt" ist die Mitbewerbung dieses Auslandes zu vertragen. So wenig stimmen die verschiedenen Richtungen, welche jetzt noch unter dem Banner des Schutzsystems vereinigt kämpfen, in Wahrheit zueinander.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ricciardi über Gioberti.

Ricciardi gibt in seiner „Geschichte der italienischen Revolution von 1848" folgendes interessantes Bild der literarischen Thätigkeit Gioberti's:

„Es gibt wenig Schicksale die so seltsam sind wie die des gegenwärtigen Premierministers von Piemont. Als einfacher Abbé ward er 1833 in Turin verhaftet, und vier Monate lang in der Citadelle dieser Stadt wegen der Reden festgehalten die er an die jungen Leute gerichtet hatte, besonders auch wegen des Einflusses den man ihm über diese zuschrieb. Vergeblich versuchte die Regierung Karl Albert's ihn in jene ungerechten Processe zu verwickeln die so vielen Patrioten das Leben kosteten; sein Gefängniß ward endlich in die Verbannung gemildert. Der unbekannte Tribun ward nun ein beredter Schriftsteller. Seine ersten Schriften waren sehr rechtgläubig und meist theologischer, weniger philosophischer Natur; so sein Buch «Del sovrannaturel» und «L'introduction à l'étude de la philosophie». Erst in dem «Primato civile e morale degl' Italiani» betrat er den politischen Kampfplatz.

Gioberti sah unter allen Mitteln das Geschick der Halbinsel zu verbessern in der Periode des Jahres 1843 nur das eine möglich, einen Bund nach Muster des ehemaligen Deutschen Bundes unter den italienischen Fürsten, den Kaiser von Oestreich mit inbegriffen, zu bilden, und zwar unter der Präsidentschaft des damaligen Papstes Gregor's XVI. traurigen Andenkens. Von der Nothwendigkeit dagegen dem italienischen Vaterlande die Institutionen zu geben wie sie jene Epoche verlangte, davon kein Wort;.... ich irre mich, Gioberti erkannte nicht allein die Rechte der Souveraine an: nein, seiner Ansicht nach können die Völker sogar petitionniren! Er läßt sich bis zu den gewöhnlichsten Schmeicheleien gegen die italienischen Fürsten herab; er pries die veraltetsten Institutionen, das Mönchsthum und sogar die Jesuiten, die er später so scharf angreifen sollte. Dies war damals die Politik und zukünftige Hoffnung Gioberti's! Trotz seiner Mäßigung und Schüchternheit verursachte der «Primato» doch den italienischen Fürsten und Oestreich dasselbe Misbehagen wie ihren ewigen Bundesgenossen, den Jesuiten, die auch nicht verfehlten ihn mit ihren schärfsten Pfeilen zu überschütten. Dies erzeugte ein neues Buch Gioberti's: «Prolégoménes», eine Art von später geschriebener Vorrede zum «Primato», welches Anfang 1845 erschien. Er that darin einen Schritt vorwärts, sprach mit einer gewissen Kühnheit zu den Fürsten, erhob sich besonders gegen Ferdinand II. bei Gelegenheit der Hinrichtung der Gebrüder Bandiera, und griff lebhaft Oestreich und dieselben Jesuiten an denen er ein paar Monate früher geschmeichelt hatte! Die Wirkung dieses Buchs, vielleicht sein bestes, war außerordentlich, und dieser Erfolg hätte den Verf. über die Bahn die er zu gehen hatte aufklären sollen; aber anstatt das Veraltete vollends zu zertrümmern, erniedrigte er, sobald ihn die Jesuiten von neuem angriffen, sein Talent bis zur Entgegnung auf ihre Verleumdungen in einer Polemik die sich durch fünf ganze Bände zog. Dies neue Buch führte die Aufschrift: «Der moderne Jesuit», und erschien 1847.

Von Natur weitschweifig, misbraucht Gioberti die Geduld des Lesers merkwürdig. Gleichwol trifft man bei ihm hier und da schöne Stellen. Was den politischen Gesichtspunkt anbetrifft, so ist dies Buch, abgesehen von den unwürdigen Schmeicheleien gegen Karl Albert, und der falschen Ansicht vom Papstthume, weit mehr werth als viele andere. Wenn aber auch der Verf. noch einen Schritt weiter in der Politik seines Landes vorwärts geschritten ist, so hat er doch immer noch nicht die Gabe außerordentliche Ereignisse noch vor ihrem Ausbruche zu ahnen; noch immer geht ihm jene kostbare Fähigkeit des wahren Genius ab, in der Zukunft lesen zu können."

31.

Notiz.

Bestätigung der Sage von St.-Edmund's Eiche.

Die englische Geschichte erzählt, daß König Edmund, Sohn Eduard's I. und Nachfolger seines natürlichen Bruders Adelstan, von einem Geächteten, Namens Leof, im J. 946 auf der Jagd mit einem Pfeil erschossen worden sei, und die Sage hat stets eine uralte Eiche in Horne Wood als die Stelle genannt, wo der tödtliche Schuß den „jungfräulichen König und Märtyr" getroffen habe. Die Sage stellt sich als ziemlich zuverlässig heraus; denn nachdem vor kurzem ein Sturm den Baum gefällt, der bis zum ersten Aste 12 Fuß und im Durchmesser 5 Fuß maß, hat der Waldbesitzer, Sir Edward Kerrison, den Stamm sorgfältig zerschneiden lassen, und 5 Fuß vom Boden aufwärts und reichlich einen Fuß unter der Rinde eine eiserne Pfeilspitze gefunden, die von jenem Schuß eingedrungen sein mag. So meldet der „Ipswick Express".

4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 67. — 19. März 1849.

Die deutschen Handels-, Zoll- und Schiffahrtsfragen.

(Fortsetzung aus Nr. 66.)

Es ist oft befremdend gefunden worden, daß in einer freiheitsdurstigen Zeit unter allen Freiheiten nur die Handelsfreiheit nicht in denselben Kreisen allseitigen Anklang finden wolle, wo man sonst für Alles was Freiheit heißt ergriffen und begeistert zu sein pflegt. In Betreff der systematischen Opposition wird die Sache einigermaßen dadurch erklärt, daß wenigstens einige Regierungen ausnahmsweise diese Freiheit in Schutz genommen hatten. Aber auch in neutralen Kreisen hat, wenigstens in Mittel- und Süddeutschland, und überall wo man von dem Welthandel fern liegt, das Schutzsystem einen gewissen Anklang gefunden, und manche Sätze desselben wollen vielen Leuten sehr einleuchtend erscheinen. Sie haben auch ihr auf den ersten Augenblick Bestechendes, eine nähere Prüfung halten sie aber nicht aus. Am gewöhnlichsten ist der Einwurf gegen die Vertheidiger der Handelsfreiheit, daß ja doch keine solche bestehe, so lange das Ausland diesen Verkehr durch seine Zölle belästige. Warum sollten wir uns wehrlos dem Auslande preisgeben, während es uns auf allen Seiten angreife? Alle gerühmten Vortheile der Handelsfreiheit träten nur dann ein, wenn sie allseitig sei, auf allen Märkten der Welt herrsche. Wenn aber unsere Waaren im Ausland nicht, oder nur unter erschwerenden Bedingungen Zutritt finden, warum sollten wir da den Waaren des Auslandes unsere Märkte öffnen? Dieses Raisonnement scheint vielen verständigen Männern sehr plausibel, und ist doch eine ganz einseitige, von falschen Gesichtspunkten ausgehende Anschauung. Wenn das Ausland seinen Angehörigen den Nachtheil zufügt, daß es ihnen verwehrt die Waaren von uns zu kaufen, hinsichtlich deren es in ihrem Interesse liegen würde sie von uns zu beziehen, so leiden allerdings nicht blos die ausländischen Consumenten, sondern auch unsere Producenten der betreffenden Waaren unter dieser Thorheit. Aber das Verhältniß wird für uns nicht verbessert, sondern verschlimmert, wenn wir nun in dieselbe Thorheit eingehen, und auch noch unsern Angehörigen das Kaufen beim Auslande verbieten. Unsere Producenten erhalten dadurch keinen erweiterten Absatz nach außen, vielmehr nimmt dieser nothwendig nur noch mehr ab, weil das Ausland um so weniger von uns kaufen wird, je weniger wir von ihm kaufen, und weil der Eifer die Absatzstellen zu suchen, und das Streben nach Vorschritt abnimmt; zu dem zeitherigen Leiden der Producenten oder auch an die Stelle desselben tritt eine Belästigung der Consumenten, und wenn es auch gelingt den Producenten einen vermehrten Absatz zu erzielen, so wird dieser Vortheil doch nur aus einer Tasche in die andere gesteckt, er wird unsern Producenten nur auf Kosten unserer Consumenten zugebilligt. Wenn wir Beiden helfen wollen, so müssen wir den Consumenten die Freiheit lassen ihre Bedürfnisse zu befriedigen, wo sie es auf die beste und billigste Weise zu thun wissen, die Producenten aber anweisen sich auf solche Arbeiten zu legen, für die sich im Inlande oder Auslande ein ungezwungener Absatz findet, d. h. mit andern Worten, wir müssen Handelsfreiheit gewähren, und nicht durch künstliche Mittel die Bevölkerung zu Arbeiten leiten, und ganze Bevölkerungsclassen auf Arbeiten stellen für deren Gedeihen die natürlichen Bedingungen bei uns noch mangeln.

Nun wollen freilich die Vertheidiger der Schutzzölle die Consumenten auf mancherlei Weise trösten. Sie sagen: die Bevölkerung zerfalle gar nicht in eine Classe von Producenten und eine Classe von Consumenten, sondern die allermeisten Staatsbürger seien zugleich Producenten und Consumenten, und was ihnen als Consumenten abgehe, Das wachse ihnen als Producenten wieder zu. Hier ist der Vordersatz wol richtig, den Nachsatz aber könnte man auch umdrehen und sagen: der Vortheil der einem Theile der Producenten durch die Schutzzölle zufließe werde ihnen und noch mehr vielen andern Producenten in ihrer Eigenschaft als Consumenten durch dieselben Zölle wieder geschmälert. Bei dem Fabrikwesen besonders, um das es sich hier eigentlich allein handelt, tritt nur zu oft eine societas leonina ein, und die Fabrikherren ziehen den Vortheil der Zölle, und lassen ihren armen Arbeitern deren Nachtheil. Hauptsächlich aber kommt der Schutz ja keineswegs den gesammten Producenten zugute, sondern nur den vergleichungsweise wenigen Classen, zu deren Gunsten überhaupt Schutzzölle einführbar sind. Die Schutzzollfreunde sagen ferner: die Consumenten würden höchstens in der ersten Zeit einige

Preiserhöhung zu tragen haben, aber bald würden sich die geschützten Industriezweige dergestalt ausbreiten, daß die innere Concurrenz die Preise so niedrig stelle als das Ausland nur immer vermöge. Mit diesem Satze kommen sie aber in ein kritisches Dilemma. Ist es nämlich wahr, daß die Schutzzölle nach kurzer Zeit eine Concurrenz erzeugen welche die Preise so gewaltig herabdrückt, so können sie ja den Geschützten Nichts helfen, und wenn diese jetzt behaupten bei den niedrigen Preisen des Auslandes nicht bestehen zu können, so werden wir alsdann nur eine größere Anzahl von halbbankrotten, schwindlerischen Unternehmungen zu erwarten haben. Ist es aber nicht wahr, so sind auch die im Interesse der Consumenten gefaßten Befürchtungen begründet. Endlich sagen die Vertheidiger der Schutzzölle noch: die durch die Zölle mächtig geförderte Industrie werde solchen Wohlstand begründen, und eine so zahlreiche Bevölkerung um sich versammeln, daß darin auch für nicht geschützte Erwerbszweige eine dichte Masse von Abnehmern, mithin große Vortheile erwachsen. Damit wollen sie ganz besonders die ackerbautreibende Bevölkerung locken. Allein der Schutzzoll kommt nur den Fabrikgeschäften zu statten, und die von diesen beschäftigte Bevölkerung ist überall mehr als eine Last denn als eine nützliche Kundschaft befunden worden. Ganz besonders fällt sie aber der ländlichen Bevölkerung zur Last, welche die im Dienste reicher Fabrikherren Verarmten aus ihren Armenkassen ernähren, die durch das Fabrikwesen erzeugte schwächliche Bevölkerung im Kriegsdienste übertragen, und überdem noch erfahren muß, daß das Fabrikwesen ihr die Arbeiter weglockt und den Arbeitslohn steigert.

Es ist ferner eine einseitige Auffassung des Verhältnisses zum Auslande, wenn man es lediglich als einen Vortheil des letztern ansieht, daß es an uns verkauft, und unsern Vortheil lediglich darein setzt an das Ausland zu verkaufen. Es ist vielmehr ein Vortheil für uns, wenn wir andere Bedürfnisse durch Ankauf vom Auslande besser und billiger befriedigen können als das Inland Das zu vermitteln vermag. Der Zweck dieser materiellen Arbeiten ist ja nicht die Arbeit, sondern der Verbrauch, und die Menschen sind nicht da um Garn zu spinnen, sondern das Garn wird gesponnen um von Menschen verwendet zu werden.

Aber freilich die Gegner sagen: es handle sich zwar nicht um das Arbeiten an sich, wol aber um die Arbeit als Nahrungsquelle. Indem wir es möglich machen, daß im Inlande gearbeitet wird was seither aus dem Auslande bezogen ward, eröffnen wir eine neue Nahrungsquelle für Tausende von Arbeitern. Also, so rufen sie, meinen Alles damit zu schlagen, und machen auch in der That einen Eindruck: Schutz der nationalen Arbeit! Wenn Das nur mehr als eine prahlerische Phrase wäre, deren Richtigkeit sich bei näherer Prüfung von vielen Seiten her ergäbe! Zuvörderst gilt es bei unsern nationalen Schutzzöllnern gar nicht der gesammten nationalen Arbeit, oder auch nur dem größten, oder einem sehr großen Theile der nationalen Arbeit, sondern die ganze Agitation dreht sich im Wesentlichen um die Spindeln der Garnspinner, höchstens um die Baumwollenindustrie überhaupt, aus deren Reihen doch auch wieder die Weber jeder Vertheuerung der englischen Garne, die sie theilweise noch nicht entbehren zu können glauben, energisch widerstreben, weshalb man denn wieder das verkünstelnde und zweifelhafte System der Rückzölle in Vorschlag gebracht hat.

In einzelnen Gegenden ist auch noch für die Eisenindustrie ein Schutz in Anspruch genommen worden, wogegen dann die vielen Arbeitszweige denen an guten und wohlfeilen Eisenarbeiten gelegen den eifrigsten Protest erhoben haben. Der allergrößte Theil der so mannichfaltigen nationalen Arbeiten hat einen Schutz durch Zölle niemals begehrt, und in keiner Weise eine Aussicht einen solchen zu erlangen. Gleichwol sucht man durch den pomphaften Ausdruck: Schutz der nationalen Arbeit! die gesammte Masse des deutschen Arbeiterstandes zu blenden und auf seine Seite zu ziehen. Die kleinen örtlichen Industrien, welche sich mit den täglichen Lebensbedürfnissen beschäftigen, erscheinen kaum in der Statistik der Handelsbewegung, ungeachtet sie vielleicht am meisten auf das Wohlbefinden der Bevölkerung einwirken. Sie haben niemals ein auf ihren Vortheil berechnetes Schutzzollsystem zu erwarten, wol aber sind sie es welche nur die Last des sogenannten Schutzes zu tragen haben. Also nicht blos daß dem beiweitem größten Theil der nationalen Arbeit der begehrte Schutz in keiner Weise zu statten kommt, er wird noch obendrein, und zwar in mehrfacher Beziehung auf Kosten der nationalen Arbeit gewährt. Denn woraus anders fließen die Zölle, in denen die Spindelbesitzer ihren Schutz suchen, als aus dem Ertrage der nationalen Arbeit? Wen trifft die Vertheuerung der ausländischen und der geschützten inländischen Waaren, in welcher allein die inländischen Fabrikanten ihren Schutz finden wollen, als den aus nationaler Arbeit geflossenen Verdienst der Staatsbürger? Also dieser angebliche Schutz der nationalen Arbeit ist eine Begünstigung eines Theils der Arbeit unter Belastung eines andern Theils.

Es wird aber auch ferner die nationale Arbeit durch dieses sogenannte Schutzsystem beengt und benachtheiligt, indem ihr dadurch von oben herab, nach den durch die Einflüsterungen geldgieriger Fabrikanten bestimmten Beschlüssen der politischen Machthaber vorgeschrieben wird, wo und unter welchen Bedingungen sie ihre Bedürfnisse befriedigen, auf welche Zweige sie sich vornehmlich hinlenken, was sie pflegen, was vernachlässigen soll. Dieser sogenannte Schutz ist also auch eine Bevormundung der Arbeit, und zu solcher ist keines Menschen Weisheit, sondern nur die gesammelte, in tausend- und millionenfältigen Unternehmungen sich mit genauester Sachkenntniß bewegende Weisheit der Freiheit berechtigt und im Stande. Nur sie weiß zu finden wie unter jeder Sachlage im Durchschnitt die besten Geschäfte gemacht werden, und nur daraus, daß in all den einzelnen Wirthschaften und Unternehmungen durch welche allein die

Nation wirthschaftet, erzeugt, verarbeitet und Handel treibt, im Durchschnitt gute Geschäfte gemacht werden, erwächst der Wohlstand der Nation.

Es ist ferner eine Täuschung, wenn man meint, daß jener begehrte Schutz in der That der Gesammtmasse der Arbeiter zugute komme, während er auf die Dauer und in der Mehrzahl der Fälle nur den wenigen Unternehmern zu statten kommen wird. Der Lohn der Arbeiter hängt nicht von dem Gewinne der Unternehmer, sondern lediglich von dem Verhältniß zwischen dem Angebote der Arbeit und der Nachfrage nach ihr ab. Wenn durch die Schutzzölle die Zahl und die Ausdehnung der Unternehmungen zunimmt, so mag wol eine Zeit lang ein solcher relativer Mangel an hinreichenden Arbeitskräften erwachsen, daß man das Vorhandene besser bezahlen muß; allein theils wird man diesen Umstand durch immer verstärkte Anlage von die Menschenkraft ersetzenden Maschinen zu heben suchen, theils wird eben der höhere Lohn aus andern Arbeitszweigen so viele Bewerber zu der leicht zu erlernenden Fabrikarbeit hinziehen, und es wird eine solche Zunahme dieser fruchtbaren Arbeiterbevölkerung eintreten, daß man nach wenigen Jahren wieder auf demselben Punkte steht von dem man ausging, und der Arbeitslohn auf das Minimum des nothdürftigsten Lebensunterhalts herabgedrückt wird. Dieses Schutzzollsystem ist eine Schraube ohne Ende. Das ist ja eben das Unheil dieser ganzen Arbeitsform, die wir Fabrikwesen nennen, daß sie eine große Anzahl von Menschen, die zu ihrer Arbeit nur eben ein paar Arme brauchen, um einen einzelnen Unternehmer vereinigt, der ihnen an Besitz und Bildung unendlich überlegen ist, und eben deshalb mit Recht den größten Theil des Gewinns zieht, der aber die Arbeiter wie Maschinenräder, in geist- und willentödtender Weise, zu Theilstücken der Arbeit verbraucht, ohne daß ihnen je eine Aussicht winkt zu höhern Lebensstellungen aufzustreben. Und dieser traurigen Arbeitsform soll der unendlich wohlthätigere, weit mehr bildende, weit vielseitiger anspornende, vielleicht nicht so viele Arbeitskräfte, aber diese weit besser, in äußerer und innerer Beziehung besser beschäftigende Handel geopfert werden, dessen Lebensprincip die Freiheit ist!

Der Grundstamm der von Vorurtheil und Selbstsucht befangenen Schutzzöllner ist unverbesserlich; aber den Vielen die einer Verständigung noch zugänglich sind möchte eine Erfahrung zur Beherzigung empfohlen werden, die sie gar wohl an den Berechnungen und Verheißungen der Schutzzöllner irre machen kann. Nie noch hat das Fabrikwesen eine Gegend auf die Dauer reich gemacht, wie viele Menschen es auch beschäftigen mochte, und wenn auch einzelne Unternehmer dabei große Summen verdienten; es hat die Bevölkerung vermehrt, aber es war eine dürftige Bevölkerung die es hervorrief, und über die der Staat keine Ursache hatte sich zu freuen. Dagegen der Handel hat immer und überall Wohlstand um sich verbreitet, und schon der Durchfuhrhandel, der nach den Berechnungen der Gegner der am wenigsten nützliche Zweig der Arbeit sein sollte, weil er die wenigsten inländischen Kräfte verwerthet, ist jederzeit als ein großer Segen für eine Gegend betrachtet und erfunden worden.

In Deutschland übrigens ist kein Mangel an Arbeit, vielmehr fehlt es in vielen Gegenden an Arbeitskräften, und ein geschickter und fleißiger Arbeiter findet überall sein Brot. Es ist gar noch nicht nöthig die Consumenten zu zwingen ihre Bedürfnisse theuerer zu bezahlen, nur damit die außerdem gar nicht zu beschäftigenden Arbeiter ernährt würden, und wäre es dahin, so wäre es wahrlich besser den Betrag jener Opfer dazu zu verwenden, daß die Nothleidenden bis zu ihrem Tode ernährt, oder aus dem Lande geschafft würden, als daß man Arbeitsformen künstlich fristete welche nur Elend gebären.

Der wahre Schutz der Arbeit beruht in gesichertem Rechtsstande, tüchtiger Bildung, edler Sittlichkeit, und jener weisen Freiheit welche den Wetteifer entzündet, welche den Verkehr auf seinen natürlichen Bahnen läßt, welche den Vortheil der Einen nicht auf den Nachtheil der Andern gründet, welche das Wirthschaften Aller so günstig gestaltet als es sich in den menschlichen Verhältnissen stellen kann, und jenen gedeihlichen Wohlstand bildet der allein den Gewerben eine nützliche Kundschaft sichert. Die im Schutze der Freiheit erblühten Gewerbe haben auf festen Wurzeln geruht und sind fröhlich gediehen; wo man Elend und Schwindelei im Gefolge der Industrie findet, da kann man sicher rechnen, daß ein Schutz- oder Bannrecht im Spiele gewesen. Auch die Arbeiter werden nur von der Freiheit das Heil ihres Standes erwarten können, und in ihrem und des gesammten Vaterlandes Interesse geschieht es, daß die Freunde der Handelsfreiheit für diese kämpfen. Sie sind überzeugt, daß das Schutzsystem das Verderben des Volks ist: für die Gegenwart kaum ein schwächliches Palliativmittel, für die Zukunft die Erzeugerin neuer und schlimmerer Bedrängnisse.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lebensgeschichte des Malers William Collins.

Memoirs of the life of William Collins, with selections from his journals and correspondence. By his son *W. Wilkie Collins*. Zwei Bände. London 1848.

William Collins erblickte das Licht der Welt am 18. Sept. 1788 in der großen Titchfieldstraße zu London. Sein Vater war aus Wicklow, seine Mutter aus der Nähe von Edinburg. „Es ging die Lieblingssage in der Familie des Malers", schreibt der Biograph, „daß sie mit dem großen Dichter ihres Namens einen Urahn habe", und dieser hübsche Glaube wurde durch eine Anekdote bei der Verheirathung des Malers doppelt interessant. „Sie tragen den Namen eines großen Dichters", bemerkte Alison, der wohlbekannte Verfasser des „Essay on taste", welcher die Trauung verrichtete, „und durch Ihre Fortschritte in einer der intellectuellen Künste steigern Sie die Ehrenhaftigkeit dieses Namens. Ich könnte von keinem William Collins mich bezahlen lassen, am allerwenigsten von Ihnen."... Der Vater, seines Zeichens Bilderhändler, war nebenbei Schriftsteller. Die englische Literatur besitzt von ihm „Memoiren eines Ge-

mäldes", Roman in drei Bänden, und „Leben des Malers Morland", mit welchem er auf vertrautem Fuße stand. Daher die Verehrung des Sohnes gegen Alles was an Morland erinnerte, wovon der Verf. mehre Züge erzählt. Sobald der Vater das Kunsttalent seines Sohnes und dessen Hinneigung zu einer Kunst wahrnahm in welcher dessen Geschicklichkeit ihm nützlich werden konnte, that er ihn auf die Königliche Akademie daselbst zu studiren. „Ihr Vater und ich", heißt es in einem Briefe Etty's an den Biographen, „machten bei der Königlichen Akademie unsern Examen in derselben Woche. Er zeichnete den Laokoon, ich den Torso. Seine Zeichnung fand ihrer sorgsamen Ausführung und ihres guten Effects wegen Anerkennung." Nicht lange, so erfüllte sich die Erwartung des Vaters; der Sohn ging bei Reinigen und Restauriren der Bilder ihm rüstig zur Hand, und als er anfing nach Höherm zu streben, selbst Bilder zu schaffen, fehlte er dem Vater hier und dort und überall. „Das erste mal", erzählt Letzterer, „daß meine Unfähigkeit ohne Hülfe meines Sohns William Bilder zu restauriren oder auch nur einzufassen mir recht augenscheinlich wurde, war letzte Mittwoch. Es galt eine schöne, große Landschaft von Ostade, die Figuren von A. Teniers. Ich deutete an was am Himmel ausgebessert werden müsse um das Bild tadellos zu machen, und erwähnte natürlich Bill (vulgo statt William) als Denjenigen der Das am besten verstände. Mein Kunde hörte aufmerksam zu bis ich fertig war, und fragte dann was die Reparatur kosten würde. «Zwei oder drei Guineen», antwortete ich. «So hole der Henker den Himmel!» rief der Landjunker, «reinigen und überkleistern Sie ihn ohne Reparatur.»" Der Vater starb insolvent, und sein Sohn war noch so arm, daß er bei Versteigerung des Nachlasses nur mit Mühe den Ring, die Brille und Schnupftabacksdose des Vaters erwerben konnte. Um so eifriger trieb er seine Kunst. Im J. 1807 stellte er in der Königlichen Akademie zum ersten mal eins seiner Bilder aus. Im J. 1815 wurde er zum Genossen, 1820 zum Mitglied der Königlichen Akademie gewählt. Im J. 1822 heirathete er, verbrachte die Jahre 1837 und 1838 in Italien, und starb 1847. Von den namhaftesten seiner nicht zahlreichen Gemälde besitzt Königin Victoria: „Scene an der Küste von Norfolk" und „Die Fischer von Hastings", beide von Georg IV. 1818 und 1825 in Auftrag gegeben; der Herzog von Devonshire: „Bäuerische Höflichkeit"; der Marquis von Lansdowne: „Die Vogelsteller am Morgen"; der Graf von Liverpool: „Ausschauende Fischer"; der Graf von Essex: „Fischauction an der Südküste von Devonshire"; Sir Robert Peel: „Frostscene" und „Der Morgen nach dem Sturm"; Sheepshanks: „Verlaufene Kätzchen", und Vernon, welcher seine kostbare Sammlung vor kurzem der Nation geschenkt: „Glücklich wie ein König" und „Die Krabbenfänger am Abend". Die höchsten dem Künstler gezahlten Preise waren von Sir Robert Peel 500 Guineen für das erste und 400 für das zweite Bild. Letztere Summe erhielt er auch für seine „Kegelschieber" und „Muschelsammler".

10.

Lesefrüchte.

Die Präsidenten der Vereinigten Staaten.

Seit 1788 hatten die Vereinigten Staaten von Nordamerika folgende 12 Präsidenten:

Washington	1788 — 1796;	8	Jahre.
John Adams	1796 — 1800;	4	"
Jefferson	1800 — 1808;	8	"
Madison	1808 — 1816;	8	"
Monroe	1816 — 1824;	8	"
John Quincy Adams . .	1824 — 1828;	4	"
Jackson	1828 — 1836;	8	"
Van Buren	1836 — 1840;	4	"
Harrison	1840		
Tyler	1840 — 1844	4	"
Polk	1844 — 1848;	4	Jahre
Taylor	1848.		

Die Verfassung der Vereinigten Staaten (fügt dieser Liste die „Presse" hinzu), welche bestimmte, daß die Amtsthätigkeit des durch das allgemeine Stimmrecht Gewählten vier Jahre dauern soll, hat sich nicht über die Grenze einer Neuwahl erklärt. In der That sind mehre Präsidenten von neuem gewählt worden, und haben so die Republik acht Jahre lang regiert; bis zu einer dritten Wahl ist es noch nie gekommen. Washington selbst hat es abgelehnt ein drittes mal auf dem Präsidentenstuhle zu sitzen, weil er die Gefahren die der etwanige Ehrgeiz seiner Nachfolger der Verfassung bereiten könnte vermeiden wollte. Harrison starb wenige Monate nach seiner Wahl, und nach der Verfassung war die Reihe an dem Vicepräsidenten die vier Jahre der Präsidentschaft zu vollenden. Bekanntlich bestimmt die neue Verfassung Frankreichs, daß wenn die Präsidentschaft durch Tod oder Rücktritt des Präsidenten oder sonstwie erledigt wird, binnen vier Wochen zu der Wahl eines neuen Präsidenten geschritten werden muß.

40.

Alexander Dumas.

Das Jahr 1848, das unter den Königen von den Reichen dieser Welt so große Verheerungen angerichtet hat, ist auch den Fürsten im Reiche der Literatur verhängnißvoll gewesen. Hr. Alexander Dumas, der vor der Februarrevolution mit hundert Händen hätte schreiben mögen, und auch wirklich schrieb oder schreiben ließ, um den von allen Seiten kommenden Anfoderungen zu genügen, erschien vor einigen Tagen vor dem Handelsgericht, um seinen Concurs anzuzeigen und seinen Gläubigern sein Vermögen abzutreten. Das belletristische Feuilleton ist fast aus den Zeitungen verschwunden. Wenigstens sind diese nicht mehr im Stande so enormhohe Honorare zu geben wie früher.

25.

Literarische Anzeige.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern
bearbeitet und herausgegeben von

J. S. Ersch und **J. G. Gruber.**

Mit Kupfern und Karten.

Pränumerationspreis für jeden Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

☞ **Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.**

Im Jahre 1848 sind neu erschienen:

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 47ster und 48ster Theil.

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meier. 24ster Theil.

Leipzig, im März 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 68. — 20. März 1849.

Die deutschen Handels-, Zoll- und Schiffahrtsfragen.

(Fortsetzung aus Nr. 67.)

Wenn man uns aber mit der Versicherung trösten will, daß das Schutzsystem nur die Industrie zur Selbsterstarkung erziehen soll, so entgegnen wir, daß zu diesem Zwecke jedes andere Mittel entsprechender ist als Zölle, welche der wahrhaft Tüchtige und Berufene nicht braucht, der Bequeme, Träge, dem Schlendrian Zugeneigte aber nur als ein Ruhekissen benützt, um noch sicherer in seiner Stumpfheit dahinzuschlummern. In der That, wenn auch in England die außerordentlichen natürlichen Vortheile, welche dieses Land wie kein anderes für Industrie und Handel vereinigt, und welche auch ohne künstliche Mittel es zum ersten Range auf diesem Gebiete erhoben haben würden, durch das Schutzsystem zu noch früherer Entwickelung gezeitigt worden sind, so muß doch auch England durch viele und große Uebel für diese Abweichung von dem natürlichen Gange büßen, und so ist dieser einzelnen Erfahrung entgegenzustellen, daß Frankreich durch das Schutzsystem nicht weiter, Oestreich, Rußland, Spanien, Neapel durch dasselbe System noch lange nicht dahin gediehen sind, wohin die Industrieländer Deutschlands, die Schweiz, die Niederlande unter dem Schutze der Freiheit gelangten. Und wenn manche Theoretiker die getrennten Meinungen in der Weise zu vermitteln suchen, daß sie annehmen, es habe sowol die Handelsfreiheit ihre Zeit als das Schutzsystem die seine, und es müsse durch letzteres zu jener durchgegangen, oder vielmehr zurückgekehrt werden, so kann man diese Ansicht dahingestellt sein lassen, muß aber auf das bestimmteste in Abrede stellen, daß das heutige Deutschland sich in dem Stadium befinde, wo ihm das Schutzsystem nöthig wäre, um „zur Industrie zu erziehen". Dabei sehen wir noch davon ab, daß eine Nation ohne Zweifel sehr gebildet, brav, mächtig, glücklich sein kann, ohne zu der schätzbaren Gabe Garn zu spinnen „erzogen" zu sein.

Die Erfahrungen auch der neuern Zeit bestätigen das im Vorhergehenden Aufgestellte. So ist, trotz der so viel höhern Einfuhrzölle Frankreichs und seiner günstigen klimatischen Verhältnisse, wonach es manche Rohstoffe selbst erzeugt welche Deutschland einführen muß, im Capitel der Baumwoll-, Flachs-, Seide- und Wollindustrie, Rohstoffe und Fabrikate in Eins gerechnet, doch die Einfuhr in Frankreich in dem Zeitraum von 1834—41 nur um vier Procent geringer gewesen als in dem Zollverein, und ungeachtet der Zollverein so viel mehr eingeführt hat als Frankreich, so übertrifft doch seine Ausfuhr die französische so beträchtlich, daß das Mehr der Ausfuhr über die Einfuhr immer noch 20 Procent beträgt, selbst das Plus der Einfuhr um so viel überwogen wird. Noch entschiedener ist das Uebergewicht über Oestreich. Nur bei den Rohstoffen ist dieses aus natürlichen Gründen dem Zollverein überlegen; an Fabrikaten dagegen führt das durch enorme Schutzzölle umhegte Oestreich zwar nur für 1,565,491 Thlr., der Zollverein aber für 124,765,920 Thlr. ein, aber die Ausfuhr Oestreichs beträgt nur 174,988,248 Thlr., die des Zollvereins 660,210,376 Thlr. Oestreich führt trotz seiner überaus geringen Einfuhr doch nur für 173,422,757 Thlr., der Zollverein führt trotz seiner starken Einfuhr, für 535,444,456 Thlr. mehr aus als ein. Bedarf solche Industrie noch künstlicher Mittel zu weiterer Erstarkung? und sind diese Resultate der frühern Handelsfreiheit und des darauf folgenden gemäßigten Systems so beklagenswerthe? Nicht die fremden Zölle und die deutsche Handelsfreiheit haben den Absatz deutscher Waaren, den Lohn deutscher Arbeit auf dem Weltmarkte geschmälert, sondern theilweise ist es durch die eigene Schuld der Fabrikanten, durch ihren Mangel an Solidität und Eifer geschehen. Und dafür sollen nun deutsche Arbeiter ihren Verdienst durch hohe Zölle gekürzt sehen, soll der deutsche Handel den Fabrikanten geopfert werden! Glaubt man, die geschützten, die mit Bannrecht und Monopol versehenen Fabrikanten würden solider, umsichtiger, thätiger verfahren als unter dem beflügelnden Sporne der Freiheit?

Hr. Junghanns stellt eine lange Reihe übereinstimmender Urtheile aus den verschiedensten Ländern, von den verschiedensten sachkundigen Organen zusammen, die unsere alte Erfahrung bestätigen, daß, von achtbaren Ausnahmen abgesehen, in dem deutschen Fabrikwesen gerade das Gegentheil der Eigenschaften vorherrscht die das deutsche Handwerk so rühmlich auszeichnen, und in frühern Zeiten auch der deutschen Manufactur nicht fremd waren. Der ehedem so reiche Absatz der Linnenwaaren in Süd-

amerika ist ganz und gar durch insolide Bedienung und gänzliches Unbekümmertbleiben um die besondern örtlichen Wünsche, denen sich die Engländer mit der größten Schmiegsamkeit anschließen, verloren gegangen. Wie Das 1844 aus Mexico bezeugt wurde, so schrieb man auch 1845 aus Livorno, daß die Ursache der Abnahme des deutschen Manufacturwaarenverkehrs mit diesem Platze und ganz Italien in einem Mangel an Aufmerksamkeit auf den dortigen Geschmack und seine Fortschritte zu suchen sei, und klagte speciell, daß die von der leipziger Messe gekommenen geringern Tuche zu schmal und von unechter Farbe waren, und nach dem Nässen allen Glanz und ihr hübsches Aeußere verloren. Die französischen Berichte über die berliner Ausstellung rühmen die Billigkeit vieler deutschen Fabrikate, deren Grund sie in der Nähe der Rohstoffe, dem wohlfeilen Arbeitslohn und dem blos auf Billigkeit gerichteten Streben der Unternehmer suchen — Dies, beiläufig gesagt, die schlimmste Richtung der Fabrikherren für ihre Arbeiter —, haben aber in Bezug auf Güte, Geschmack, Bequemlichkeit, Erfindung, raschen, jeder Laune des Augenblicks sich anschließenden Vorschritt fast in allen Branchen Vieles auszusetzen. Dem aber kann nicht durch Schutzzölle, sondern nur durch Bildung und Mitbewerbung abgeholfen werden, und wird es in denjenigen Zweigen für welche die deutschen Verhältnisse geeignet sind. Alles zu machen ist keine Nation berufen, und aus dem großen nationalen Tauschverkehr erwachsen Bildung, Frieden und Gedeihen der Welt. Auch die nationale Unabhängigkeit ist gar nicht von der Selbsterzeugung aller Waaren bedingt, am wenigsten der industriellen, und der Verkäufer ist weit abhängiger von den Kunden als diese von jenem.

Daß übrigens das System des Zollvereins auch in Betreff des nationalen Wohlstandes keine übeln Früchte getragen hat, auch dafür sprechen mancherlei Thatsachen. So ist z. B. der absolute Verbrauch der gewähltern Genüsse in der Zeit von 1834—43 um nicht weniger als 46 Procent gestiegen, während die vermehrte Volkszahl nur ein Ansteigen um 40 Procent begründen würde. Auf derselben Höhe erhielt er sich auch in den Jahren 1844—46. Wollen wir aber mit China einen lebhaftern Verkehr treiben, so müssen wir mehr Thee consumiren als für die halbe Million Thaler jährlich. Denn Das dürfen sich unsere Schutzzöllner nicht einbilden, daß ihnen China ihre Fabrikate abnehmen wird, wenn es sie in baarem Gelde bezahlen soll.

Auch der Nutzen einer Verminderung der Zölle ergibt sich sehr wohl aus den Erfahrungen des Zollvereins. So hatte die 1839 erfolgte Herabsetzung des Reiszolls von 3 auf 2 Thaler die Folge, daß 1846 um 88 Procent mehr Reis verzollt wurde als 1837. Das Wichtigste dabei ist, daß die Preise des Reises 1846 um 23 Procent höher standen als 1837; denn da trotzdem weit mehr Reis verzollt wurde, so bewies Dies den Umfang des frühern Schmuggelhandels, welcher nicht durch eine Veränderung der Preise, wol aber durch eine Veränderung der Zollsätze berührt wird. Der Schmuggel ist bei einer bestimmten Höhe der Zölle gar nicht zu unterdrücken, und macht schon allein alle Berechnungen des Schutzsystems zu nichte. Die Herabsetzung jenes Reiszolls hat übrigens eine jährliche Mehreinnahme von 77,793 Thlrn. für die Kassen des Zollvereins bewirkt, und Das war noch ihr geringster Nutzen. Der höchste Vortheil dieser Maßregel liegt darin, daß dem Volke ein gesundes Nahrungsmittel zugänglicher gemacht worden ist. Es hat ferner die Mehreinfuhr die Folge haben müssen, daß auch dem Zollverein mehr Erzeugnisse abgenommen wurden, weil einmal auch im Weltverkehr eine Hand die andere wäscht. Und um die in Folge der Herabsetzung des Zolls im Verein jährlich mehr eingeführten 100,000 Centner Reis im Verein zu verbreiten, müssen jetzt jährlich 850 einspännige Wagen mehr als vorher beladen werden, während auch wieder die Mehrausfuhr neue Kräfte beschäftigt, neue Summen vertheilt! Welche Mehrbeschäftigung der Spediteure, Auf- und Ablader, Handwerker, Mäkler, Groß- und Kleinverkäufer!

In Betreff der Eisenindustrie ergibt sich aus den Mittheilungen von Junghanns unwiderlegbar, daß, wenn die Eisenerzeugung 1843, wo die Umtriebe der Eisenproducenten eine beträchtliche Zollerhöhung erwirkten, wirklich in Bedrängniß gewesen sein sollte, was die frühern niedrigern Preise in den Jahren 1834—36 bezweifeln lassen, es nicht örtlichen, sondern allgemeinen Handelsverhältnissen zuzuschreiben gewesen ist, und daß der Zollcongreß sehr unrecht gethan hat diesen Misgriff nach beendigter Tarifperiode nicht durch Abschaffung des Zolls wieder gut zu machen, und das Wohl der Eisengießereien so sehr zu vernachlässigen. Aus der Darlegung aller Verhältnisse der vereinsländischen Eisenindustrie wird ersichtlich, daß der Schutz des Roheisens genau dasselbe ist wie bei der Baumwollindustrie der des Garns. Jenes ist wie dieses ein Halbfabrikat; wie die Weberei dieses mehr verwerthet als die Spinnerei die rohe Baumwolle, so gibt die Eisenindustrie dem Roheisen mehr Werth als die Roheisenerzeugung dem Eisenstein; wie die Weberei ungleich mehr Menschen beschäftigt als die Spinnerei, so ist es auch der Fall mit der Eisenfabrikation der Roheisenerzeugung gegenüber, und zwar in viel größerm Verhältnisse; wie die Weberei durch Garnzölle auf den Märkten des Auslandes zurückgesetzt wird, so muß auch die Eisengießerei dort zurücktreten. Eine besondere Betrachtung wird bei dieser Gelegenheit durch unsere jetzigen politischen Verhältnisse hervorgerufen. Es ist unableugbar, daß an jede Veränderung in den Zollsätzen eine unabsehbare Reihe von Nachwirkungen auf das Wohl und Wehe der Nation und ihrer Glieder sich knüpft, welche in ihrer Vollständigkeit auch nachher zu übersehen schon schwierig, noch ungleich schwieriger aber ihre Vorherberechnung ist. Dem kann man nun allenfalls sich mit einigem Zutrauen überlassen, wenn die Sache von einer vollkommen unparteiischen, von höchster Sachkunde erleuchteten, und ganz und gar blos auf die Sache gerichteten Gewalt abhängt, welche lediglich zu fragen hat, was nach den Vorschriften der National-

ökonomie und einer gesunden Finanzpolitik unter den gegebenen Verhältnissen das Beste ist. Wie aber, wenn die entscheidende Behörde auch die bessere Ueberzeugung opfern muß, um die Stimmen eines Wahlbezirks zu gewinnen, oder weil ein politisch einflußreicher Mann bei der Sache persönlich interessirt ist? Wenn die Entscheidung ganz und gar in den Händen von Versammlungen liegt, bei deren Zusammensetzung ganz andere Eigenschaften geleitet haben als welche zur Beurtheilung dieser Fragen erfoderlich sind? Zum Glück sprechen die entgegenstehenden Interessen zu stark, und weder Hansemann noch Milde, wie entschiedene Schutzzöllner sie auch waren, haben als Minister versuchen können was sie als Deputirte verlangten.

(Der Beschluß folgt.)

Deutsch-russische Wechselwirkungen oder die Deutschen in Rußland und die Russen in Deutschland. Ein geschichtlicher Versuch von Wilhelm Stricker. Nebst einer colorirten Karte, die westlichen Vergrößerungen Rußlands darstellend. Leipzig, Mayer. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In einem Augenblicke, wo endlich das schöne, große Deutschland aus seinem mehr als hundertjährigen Schlafe zu erwachen beginnt, wo der Geist der Zeit es mächtig rüttelt, wo selbst die früher deutschfeindliche „Times" die Nothwendigkeit eines einigen und kräftigen Deutschlands anzuerkennen sich gezwungen sieht, schaut unser östlicher Nachbar unverwandten Blicks auf die Entwickelung unserer innern Zustände. Der nordische Autokrat gönnt uns nicht die Selbständigkeit, die er und seine Familie, die Romanzoff, vor Allem dem deutschen Arme, dem deutschen Geiste verdanken. Im Osten lauert die Schlange, die der gutmüthige Deutsche in seinem angeborenen Kosmopolitismus seit einem Jahrhundert pflegte und groß zog, um bei günstiger Gelegenheit die Stelle zu fassen, wo Deutschland am empfindlichsten zu verwunden ist. Armer Deutscher! Deine großen Kaiser haben dich in einer Zeit vernachlässigt, wo alle Umstände eine kräftige Entwickelung begünstigten, um nach eitelm Ruhme unter Italiens blauem Himmel zu jagen; für deine Erziehung, für dein Bewußtsein thaten sie Nichts als daß sie Tausende deiner Vorfahren über die Alpen führten, um sich durch sie die längst morsche Krone Karl's des Großen auf das Haupt zu setzen. Den Ersten des Reichs waren die innern Angelegenheiten angewiesen; aber diese dachten nicht an das Wohl des gemeinsamen Vaterlandes, sondern verhinderten sogar durch kleinliche Zänkereien, die bald zu Raufereien ausarteten, die nationale Entwickelung des Volks. Der Deutsche stand inmitten seines Vaterlandes allein, zum großen Theil verrathen und gedrückt von den Edeln des Landes, die nur aus Hohn einen Namen führten auf den sie unmöglich, wie es doch ist, mit Stolz blicken können. Von Jahrhundert zu Jahrhundert lockerten sich die Bande welche das Deutsche Reich zusammenhalten sollten, um so mehr, je größer die Gefahren im Westen und bald auch im Osten wurden. Dieselben Herrscher deren Nachkommen jetzt von neuem auf die Kaiserkrone Ansprüche machen überließen eine deutsche Provinz nach der andern habgierigen Nachbarn, namentlich im Westen, nur um ihre Privatmacht zu kräftigen und zu stärken. Mit dem Reiche im Osten, was unsere Einigung mit misgünstigen Augen anblickt, geht jetzt Oestreich geheime Verbindungen ein, um zunächst sich aus den innern traurigen Zuständen herauszuwickeln, und dann, wenn Dieses gelungen, auf die alte Bevormundung Deutschlands Ansprüche zu machen. Seine Sprache richtet sich nach den Ereignissen in Italien und in Ungarn.

Doch auch in dem Deutschen ist endlich das Selbstbewußtsein erwacht; er fühlt die Kraft die in ihm wohnt. Jahrhunderte langer Druck hat seinen Körper noch nicht entnervt; der gefesselte Geist hat seine Bande gebrochen, und steht nun in jugendlicher Fülle da, um sich selbst die Verfassung zu geben die er seit einem Jahrhundert schon besitzen müßte, die ihm zuletzt noch vor fast vier Jahrzehnden heilig versprochen wurde. Der Deutsche weiß, daß er nur sich vertrauen darf, und würdigt die süßen Worte die sein östlicher Nachbar vergebens spendet. Weiß man doch kaum, ist es Ironie oder hält der Selbstherrscher aller Reußen wirklich den Deutschen noch für so gutmüthig dumm, daß er ihm in allem Ernste in einer politischen Note folgende Worte zurufen kann:

„Wenn in der That hat sich Deutschland über uns zu beklagen gehabt? Wenn haben wir Pläne gegen seine Unabhängigkeit geschmiedet? Wenn haben wir es mit einer Invasion bedroht? Welchen Theil seines Gebiets haben wir begehrt oder genommen? Während der Zeit, wo die unterdrückende Herrschaft eines Eroberers auf dem Continente dauerte, hat Rußland sein Blut vergossen, um Deutschland in der Erhaltung seiner Integrität und Unabhängigkeit zu unterstützen. – Das russische Gebiet war längst befreit als Rußland noch fortfuhr seinen deutschen Verbündeten auf alle Schlachtfelder Europas zu folgen und ihnen beizustehen. Noch jüngst, im J. 1840, als es einen Augenblick schien, daß der Krieg am Rhein ausbrechen wolle, hatten wir unsere moralische und militairische Kraft zur Verfügung gestellt."

So und weiter lautet der Sirenengesang des weißen Zaren, den der Verf. vorliegenden Werks ruhig und besonnen durch die Geschichte mit den nöthigen Anmerkungen begleitet. Glaubt denn in der That ein Nesselrode mit dergleichen Redensarten russischer Aufopferung in Deutschland noch ein Kind zu bethören, daß er im Namen seines Kaisers eine officielle Note solchen Sinnes sogar an das deutsche Volk, von dem er doch sonst Nichts wissen will, und nicht wie gewöhnlich an die Fürsten richtet? Wie kommt der Selbstherrscher auf einmal dazu aus seiner Legitimität herauszutreten, und zum Volke, zum deutschen Volke zu sprechen? Armes Rußland! Wie würde es mit dir aussehen, wenn nicht Preußen zuerst die Ketten gebrochen hätte, um den großen Kampf gegen den corsischen Tyrannen zu beginnen, wenn nicht das Zauberwort von Preußens König Tausende von Streitern plötzlich hervorgerufen hätte, die im vollen Bewußtsein warum sie kämpften, und freudig ihrem Unterdrücker entgegenzogen. Ohne Preußens Erhebung würde keine Schlacht von Leipzig erfolgt sein, wol aber hätte sie zum Ruin Rußlands in der Nähe von Petersburg geschlagen werden können. Preußen erhob sich damals im eigenen Gefühle! Es wußte aus Erfahrung wie wenig es sich auf Rußland verlassen durfte. Waren es doch gerade russische Versprechungen gewesen welche es nach der Schlacht von Jena gehindert zur rechten Zeit einen noch einigermaßen günstigen Frieden abzuschließen, und es zu fernerm Widerstande bestimmten, um noch unglücklicher hervorzugehen. So weit gingen die wiederholten Versicherungen, so weit erstreckte sich die Garantie Rußlands Preußen um jeden Preis in seiner Integrität erhalten zu wollen, daß man russischerseits sich damals selbst nicht scheute seinem verrathenen und verkauften Freunde und Bundesgenossen mit diebischer Hand ein Stück Land im Osten abzureißen. War es nicht wieder russischer Lug und Trug der Preußen 1811 bestimmte mit einem französischen Bündniß so lange zu zögern, bis Napoleon dazu befehlen durfte? Hat denn Rußland die wiederholten Klagen eines Scharnhorst, eines Gneisenau, eines Bülow, eines York u. s. w. schon so bald vergessen, daß es jetzt eine solche Sprache führen kann? „Wir haben", schrieb Gneisenau einmal, „manchen Verdruß, wir sehen unser Land nicht minder durch unsere Freunde (die Russen) als durch unsere Feinde ausgeplündert; selbst unsern Soldaten raubt man die Transporte, die wir mit Sorge und Kummer herbeigeschafft haben; es empört uns zu sehen, daß unsere ei-

genen Verwundeten auf dem Schlachtfelde durch unsere Verbündeten (die Russen) ausgeplündert werden."

Preußens und noch weniger Deutschlands Größe haben dem nordischen Autokraten nie am Herzen gelegen, mag er auch mit noch so kecker Stimme behaupten: „daß wir uns unablässig angelegen sein lassen Eintracht und Einheit in Deutschland zu empfehlen und zu erhalten; freilich nicht jene materielle Einheit, von welcher heute eine nivellirungs- und vergrößerungssüchtige Demokratie träumt, sondern die moralische Einheit ꝛc." Die weitere Ausführung der russischen Note ist allerdings vollkommen richtig, wenn man, wie der Verf. gut bemerkt, statt „Deutschlands Einheit und Wohlfahrt" überall „Preußens und Oestreichs Absolutismus, die Uebereinstimmung aller deutschen Regierungen mit demselben, und die Einhelligkeit der deutschen Gesammtpolitik mit der russischen" setzt.

Hätten die deutschen Kaiser vor Jahrhunderten anstatt dem Süden ihre Aufmerksamkeit dem Osten zugewendet, hätten sie im letztern die kühnen Unternehmungen deutscher Kaufleute und Ritter unterstützt, anstatt in Italien ihren Eroberungsgelüsten zu fröhnen und italischen Boden mit edelm deutschen Blute zu tränken, so würde Rußland nie diese drohende Stellung Deutschland gegenüber haben annehmen können, wie es jetzt leider der Fall ist. Die deutschen Ritter der deutsch-russischen Ostseeprovinzen waren gezwungen, da sie eben allein standen, und keine Unterstützung aus dem Reiche erhielten, das Schwert stets in der Hand zu haben, um die Angriffe bald der Polen, bald der Russen u. s. w. abzuwehren; sie hatten nicht Zeit sich der Ausbildung des von ihnen unterjochten Volks zuzuwenden. Jetzt rächt sich aber gerade diese Vernachlässigung an den Deutschen. So sehr auch die Städte der drei Ostseeprovinzen — Töchter der einst so blühenden Hansa — und namentlich Riga die Aufnahme in den deutschen Reichsverband betrieben: die deutschen Kaiser hatten an den fernen, zum großen Theil noch verwilderten Ländern, an den rohen und ungebildeten Bewohnern derselben keine Freude, sie überließen die Ritter und Kaufleute ihrem Schicksale, um neue Römerzüge möglich zu machen.

Wie leicht aber die einst mächtigen deutschen Kaiser im Osten hätten festen Fuß fassen können, ersieht man aber auch außerdem aus der Geschichte des deutschen Einflusses, der deutschen Verbindungen in Rußland. Der gelehrte Verf. macht uns damit in zusammenhängender Weise bekannt. Wie muß es jeden Deutschen schmerzen der sein schönes Vaterland liebt, wenn er sieht, daß noch vor 400 Jahren eine einzige Stadt Deutschlands, Lübeck, Rußland vorschreiben konnte mit wem es Handel treiben durfte. Und nun geht dieselbe Stadt, hauptsächlich durch russische Intriguen, ihrem Verfalle entgegen, und buhlt um die Gunst des früher von ihr oft schnöde behandelten weißen Zaren. Leider besitzen wir aus jener Zeit nur sehr wenig Nachrichten, so wichtig sie auch für die Geschichte des deutschen Handels und des deutschen Einflusses im Osten sein würden. Man beachtete damals das ferne Rußland in Deutschland zu wenig, und die Kaufleute Lübecks mochten wol absichtlich über die Zustände im Osten schweigen, um den Handel sich allein zu erhalten. In den Archiven des nordwestlichen Rußlands dürfte Manches noch zu finden sein was die damaligen Zustände näher beleuchten könnte; aber es ist zu bezweifeln, daß die russische Regierung Fremden Einsicht und Benutzung derselben gestattet. Wir haben nur über die großen Handelsniederlagen welche die Hanseaten in Nowgorod besaßen einzelne Nachrichten, und wissen, daß dergleichen Etablissements in Pleskoff und später auch in Moskau existirten. Es scheint fast als wenn Nowgorod gerade diesen Handelsverbindungen mit Lübeck und der Hansa seine Größe verdankt hätte; die Kaufleute dieser einst großen und gewichtigen Stadt waren die Vermittler der Hansa mit den östlichen Völkern, wurden aber dabei wohlhabend und reich, wie die keiner andern Stadt Rußlands. Die russischen Theilfürsten hatten in Nowgorod nur geringes Ansehen, und wurden häufig von den freiern Bürgern verjagt. Diese selbst erlangten von Jahr zu Jahr mehr Selbständigkeit und gaben sich endlich eine Verfassung, die in den meisten Dingen der der unmittelbaren Reichsstädte nachgebildet war. Die Stadt nannte sich einen Freistaat, und pflegte mit Liebe ihre republikanischen Institutionen, die sie durch ihre Verbindung mit den Hanseaten kennen gelernt hatte. Lange bemühten sich die Großfürsten in Moskau, die allmälig eine Suprematie über die übrigen Fürstenthümer zu erlangen gewußt hatten, vergebens ihren Einfluß in Nowgorod geltend zu machen, denn in der Regel gingen die ihrer Freiheit sich bewußten Bürger aus jedem Kampfe siegreich hervor. Doch endlich gelang es im 16. Jahrhundert dem grausamen Johann IV., mit dem Beinamen des Schrecklichen, mehr durch List und Verrath als im offenen Kampfe, die Freiheiten Nowgorods mit Gewalt zu unterdrücken. Damit verlor auch die Hansa ihren Einfluß und ihre Macht. Tausende unglücklicher Einwohner bluteten unter dem Beile des Henkers, während der Tyrann die unermeßlichen Reichthümer der Stadt nach Moskau schleppen ließ. Wer jetzt von Petersburg nach Moskau reist berührt auch Nowgorod, aber von all dem frühern Glanze sieht der Reisende keine Spur mehr; öde und verlassen sind die Straßen. Selbst den Häusern sieht man das Alterthum der Stadt nicht an, und die einst auf ihre Freiheit so stolzen Einwohner bücken sich demüthig vor jedem Befehle.

Wir besitzen aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts höchst interessante Nachrichten über die innern Einrichtungen des lübecker Kaufhauses, was den Namen des Hofs zu St.-Peter führte, zu Nowgorod. Sie geben Zeugniß von der Energie einer Verwaltung von Kaufleuten, die nur durch das gemeinschaftliche Interesse zusammengeführt waren. Je roher und ungebildeter die Menschen sich zeigten unter denen sie lebten, desto fester und bestimmter mußten unter sich die Anordnungen sein. Wenn man sich mit der innern Einrichtung, wie sie der Verf. uns aus authentischen Quellen mittheilt, vertraut macht, so staunt man über die strengen Regeln welchen alle Bewohner des Hofs ohne Ausnahme unterworfen waren; man sollte eher ein Kloster als eine Factorei, deren Mitglieder häufiger, namentlich außerhalb ihres Vaterlandes, ein dissolutes Leben führen, vermuthen.

(Der Beschluß folgt.)

Moderne Rhapsoden.

In seinem Buche „Ueber Goethe von menschlichem Standpunkte" (Darmstadt 1846) spricht Karl Grün es als eine Foderung aus, daß man das Volk statt mit den verwässerten sogenannten Volksschriften mit Goethe's „Tasso" und „Iphigenia auf Tauris" bekannt mache. Dies ist ihm von Manchen als eine starke Paradoxie ausgelegt worden. Gleichwol ist dieser Vorschlag nicht originell und neu; es hat ihn vor einem halben Jahrhundert schon ein Anderer und Größerer gethan, nämlich Schiller, in einem Briefe an Böttiger von Jena am 18. Oct. 1797 (s. Böttiger's „Literarische Zustände und Zeitgenossen", II, 205). Die Stelle lautet im Zusammenhange wie folgt: „Führen Sie ja Ihren Vorsatz aus einige Worte über die großen Vortheile der lauten Recitation bei dergleichen Dichterwerken dem Publicum ans Herz zu legen: sie sollen mir für die «Horen» sehr willkommen sein. Es ist schön und löblich das Gute und Vernünftige in Schutz zu nehmen, selbst wenn vorherzusehen wäre, daß die Ungeschicklichkeit nur einen Misbrauch davon machen wird. Und diesen fürchte ich allerdings; denn wenn man den Leuten vordemonstrirt, daß Gedichte, wie natürlich und billig ist, durch das Ohr zum Herzen sprechen wollen: so wird man zwar Declamationen genug veranlassen, aber die Kunst der Declamation wird dabei nicht viel gefördert sein. Ich wünschte in allem Ernst, es kämen in dieser speculationsreichen Zeit einige gute Köpfe auf den Einfall, ein Gedicht wie unser «Hermann und Dorothea» ist von Dorf zu Dorf auf Kirchweihen und Hochzeiten zu recitiren, und so die alte Zeit der Rhapsoden und der Minstrels zurückzuführen."

35.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 69. — 21. März 1849.

Die deutschen Handels-, Zoll- und Schiffahrtsfragen.

(Beschluß aus Nr. 68.)

Unsere Fabrikindustrien waren früher nicht so günstig gestellt wie seit Gründung des Zollvereins; die preußischen hatten erst seit 1818 einen Schutz von 10 Procent, die übrigen gar keinen; dennoch hoben sie sich mächtig, und besaßen bei Gründung des Zollvereins bereits einen bedeutenden Absatz nach dem Auslande. Sie erlangten auch lange nicht mehr, bis auf einmal der Furor des Schutzes sich der Spinner bemächtigte. Im Anfange stimmten auch die Weber mit ein, haben sich aber sehr bald zurückgezogen. Die Erscheinung selbst wollen wir nicht, wie Junghanns, von dem Auftreten List's ableiten, das wir mehr für eine Folge denn für eine Ursache desselben halten, sondern sie lag neben dem allgemeinen, unsolider und selbstsüchtiger gewordenen Geiste der Zeit eben in jenen 10 Procenten, welche manche Unternehmungen geschaffen haben die nur auf dem Schutze beruhten, und eben deshalb immer mehr Schutz brauchten. Die frühere Handelsfreiheit schuf Geschäfte, aus denen solider Wohlstand erwuchs, und die auf eigenen Füßen stehen konnten. Die ungemessene Concurrenz, der Schwindelgeist, das Schutzbegehren und der Pauperismus sind in den deutschen Fabrikländern zuerst durch das Continentalsystem gesäet, und selbst die mäßige Beimischung von Schutz der im Zollvereine lag hat das Ihrige zur Befruchtung dieses Unkrautsamens beigetragen. Mit Recht widerstand die Schweiz schon der Auffoderung zur Aufstellung auch nur ganz mäßiger Zölle, indem, wenn einmal die Bahn gebrochen, die Vergrößerung der anfänglichen Ansätze schwer zu verhindern sein, die Abschließung vortheilhafter Handelsverträge aber durch Nichts mehr gehindert würde als durch bestehende Schutzzölle und darauf gegründete Interessen. Man hat das Beispiel der Schweiz, in welcher sich unter dem Schutze der Freiheit eine treffliche Industrie entwickelt hat, mit dem Anführen zurückweisen wollen, daß in der Schweiz geringere Abgaben erhoben würden, das Militairwesen ein anderes sei, die Schweiz beständige Wasserkraft, mehr Capitale und wohlfeilere Arbeitslöhne habe. Hr. Junghanns zeigt, daß der einzelne schweizerische Arbeiter jährlich 6—9 Thlr. directe Abgaben, und außerdem mehre indirecte Abgaben, ein Spinner mit 3000 Spindeln aber jährlich 64 Thlr. directe Abgaben zu tragen hat; die Militairpflicht jedenfalls in der Schweiz ebenso sehr lastet wie irgendwo; die Wasserkraft in der Schweiz auch nicht beständig, im Zollverein gleichfalls vorhanden ist, und dieser obendrein die wohlfeilen Steinkohlen und eine viel wohlfeilere Beziehung der Baumwolle voraus hat. Gegen die Behauptung, daß es dem Zollverein an Capitalien mangele, hebt er hervor, daß die deutsche Baumwollspinnerei binnen 12 Jahren um 186, die Weberei um 179 Procent zugenommen hatte, und daneben ungeheuere Summen für Eisenbahnen verwendet wurden. Auch die Wohlfeilheit des schweizerischen Arbeitslohns wird speciell widerlegt. In Oestreich wurde im März 1833 der Zoll für Baumwolle auf 2 Gulden 30 Kreuzer, und der für Garne auf 20 Gulden pro Centner herabgesetzt, und Dies 1834 auf respective 1 Gulden 40 Kreuzer und 15 Gulden ermäßigt. In Folge davon vermehrte sich die Einfuhr des ausländischen Garnes im Verhältniß von 2 : 15, die der rohen Baumwolle um 85 Procent. Vor der Ermäßigung verbrauchten die östreichischen Webereien 118,378 Centner Garne, nach derselben 241,159 Centner. Die vereinländische Weberei leidet durch den Garnzoll in demselben Verhältnisse als die östreichische durch die entsprechende Herabsetzung gewonnen hat. Außerdem geben auch die deutschen Garne zu vielen Klagen Anlaß, und Das wird bei vermehrtem Schutze nur noch schlimmer werden; einzelne fremde Sorten sind gar nicht zu entbehren. Die Sache führte aber noch weiter. Hr. Junghanns sagt sehr richtig:

> Zuerst sagte man sich, wenn das Baumwollengarn einen Schutz hat, so erfodert es die Consequenz daß das Maschinengarn einen gleichen erhalte, um so mehr, als es höchst wünschenswerth ist, daß die Maschinenspinnerei sich auch im Zollvereine einheimisch mache. Dadurch wurde die Weberei benachtheiligt. Um nun diese zu entschädigen, wurde der Zoll auf rohe Leinwand von 2 Thlr. auf 4 Thlr., und auf gebleichte von 11 Thlr. auf 20 Thlr. pro Centner erhöht. Man vergaß aber ganz, daß deren Einfuhr sehr unbedeutend ist, daß gebleichte nur in den feinsten Qualitäten eingeführt wird, daß dem Reichthum es gleichgültig ist, ob 10, 50 oder 100 Thlr. Zoll auf den Centner gelegt sind, wie die ungewalkten bedruckten Wollenwaaren beweisen, und daß die Weberei dadurch gar keine Entschädigung für die um die Erhöhung des Maschinengarnzolls vertheuerten auszuführenden Fabrikate erhalte, sondern um diese benachtheiligt werde, weil sie gezwungen wird

den höhern Zoll selbst zu bezahlen, oder gar nicht auszuführen. Hier hat die Consequenz zu einer merkwürdigen Inconsequenz geführt. Um eine mangelnde Industrie im Zollverein zu erlangen, die nur eine doppelte Werthvermehrung bewirkt, opfert man eine uralte Industrie mit vier-, selbst fünffacher Werthvermehrung. Man wird da an die Fabel vom Hunde erinnert, der mit einem Stück Fleisch über die Brücke geht, und es fallen ließ, weil er dessen Spiegelbild im Wasser für ein größeres hielt. Und nun die unbedeutende Erhöhung auf Bänder und Battist, die von gar keinem Einflusse ist. Was soll man aber zu der Zollerhöhung von 55 auf 60 Thaler eines Artikels (Zwirnspitzen) sagen, wovon der Centner 3000 Thaler werth ist, von dem nur zwei bis drei Centner jährlich eingeführt werden, und der in der Tasche angesichts einer jeden Anzahl Grenzjäger nach Belieben eingepascht werden kann!

Für die Hebung der Leinenindustrie kann nicht durch Schützzölle, sondern mit Nutzen nur durch rationellen Flachsbau, bessere Flachsbereitung, großartigen Flachshandel und Intelligenz und Solidität in Spinnerei und Garnhandel gesorgt werden.

Der günstige Zustand der Wollindustrie des Zollvereins ergibt sich daraus, daß die Einfuhr roher Wolle ungemein zugenommen hat (von 1834—46 um 38 Procent), die Ausfuhr dagegen um 21 Procent abnahm. Englisches Wollengarn wird nur um deswillen eingeführt, weil das Garn aus englischer Wolle dem Fabrikat einen beim Publicum sehr beliebten eigenthümlichen Glanz gibt, während freilich die deutsche Wolle viel weicher ist als die englische. Im J. 1841 wurden im Zollvereine 22,178 Centner englisches Garn aus englischer Wolle, und nur 25 Centner englische Wolle eingeführt, während in Belgien umgekehrt 67,359 Centner englische Wolle, und nur 1016 Centner englisches Garn eingingen. Warum ließ man nicht auch in Deutschland lieber die Wolle kommen und spann sich das Garn selbst daraus. Die Ausfuhr roher Wolle aus Deutschland würde viel geringer sein, wenn nicht die deutschen Industriellen nur den Drang hätten wohlfeil zu arbeiten, und sich mit feinen Qualitäten gar nicht zu befassen. Gleichwol macht die Nähe so schöner Wollen es ihnen unendlich leicht mit dem Auslande auch im Auslande in Mitbewerbung zu treten, und schützt sie im Vereine mehr als die hohen Eingangszölle. Das wird noch lange nicht so gut benutzt als es könnte. Der innere Verbrauch der wollenen Waaren nimmt unausgesetzt zu, aber auch ihre Preise sind seit 1818 um 60—70 Procent gesunken.

In frühern Zeiten verwendeten die Kaufleute ihr Capital zur Ausfuhr auf Bestellung nur solcher Waaren welche auswärts gebraucht wurden, und zur Einfuhr nur solcher Artikel von denen sie sicher waren daß man sie zu Hause brauche, sorgfältig darauf sehend, daß beide Wege vortheilhaft seien. Jetzt wird ohne Rücksicht auf das Maß des Bedarfs darauf los fabricirt, und namentlich in Süddeutschland errichtete man die Fabriken ohne alle Rücksicht auf Verhältnisse und Aussichten, und wenn es eben nicht gehen wollte, so verlangte man Schutzzölle. Die vereinsländischen Fabriken fertigen weit mehr als der Zollverein bedarf, und sind daher an das Ausland gewiesen, können aber den Absatz dahin nicht durch Schutzzölle, sondern lediglich durch gute, solide, billige, den Wünschen des Auslandes in jeder Beziehung entsprechende Bedienung desselben erwerben. Ferner schadet unsern Fabriken auch das Verfahren der Fabrikanten gegen ihre Arbeiter, deren Lohn sie herabsetzen sobald die Preise fallen, während die Engländer in solchen Zeiten sich damit helfen, daß sie weniger Tage in der Woche arbeiten lassen.

Scheinbar Hand in Hand mit den Tendenzen der Schutzzöllner, in Wahrheit aber im Gegensatze zu denselben, und außerhalb alles wahren Zusammenhanges mit ihnen, gehen die Strebungen der Vertheidiger von Differentialzöllen, wie sie namentlich von dem ehemaligen preußischen Minister v. Arnim, noch von seinem pariser Gesandtschaftsposten aus, außerdem aber ganz besonders von den Wortführern Bremens, auf welches Letztere auch Hr. Duckwitz besondere Rücksicht nimmt, empfohlen worden sind. Sie stehen im Gegensatze zu dem Schutzzollsystem, denn sie machen ihre Maßregeln ganz und gar nicht von dem Stande und den Ansprüchen der inländischen Industrie, sondern lediglich von dem Verfahren des Auslandes abhängig, und sie sind auch deshalb außer Zusammenhang mit jenen, weil sie von ihren Vertheidigern, nach deren örtlichem Standpunkte und Motiven, weit weniger auf die Industrie als auf den Welthandel und die Schiffahrt bezogen werden. Gewiß ist die Rhederei ein hochwichtiges Interesse einer Nation, von weit wohlthätigerm Einflusse auf den Wohlstand der bei ihr betheiligten Gegenden, von weit größern politischen, moralischen, geistigen Vortheilen begleitet als irgend ein Zweig der Fabrikindustrie es jemals sein kann. Auch die deutsche Flotte, welche die politische Macht Deutschlands erst vollenden würde, kann, wie Frankreich und Rußland erfahren haben, nicht durch noch so viele Millionen die man ihr bewilligt, und zu denen die Binnenstaaten immer scheel sehen werden, wirksam genug gefördert werden, wenn sie nicht ihre rechten Lebenswurzeln, wie die englische und nordamerikanische, in einer fröhlich blühenden Rhederei hat. Allein selbst dieses wichtige Interesse würde es nicht rechtfertigen es auf Kosten anderer Interessen, des Handels namentlich, zu fördern, oder ihm den grossen Grundsatz der Freiheit zu opfern. Zum Glück aber wird auch dieses Interesse durch die Freiheit, durch das ungebundene Walten der natürlichen Gesetze des Verkehrs am allersichersten und besten gefördert, und ohne Kriegsflotte, Navigationsacte und Einheit der Handelspolitik, und ungeachtet Deutschland nicht an so wichtigen Meeren gelegen ist wie Frankreich, hat es Deutschland doch dahin gebracht, daß es, in völlig freier Entwickelung, nächst England die größte Handelsflotte in Europa besitzt. Es England in diesem Felde gleichzuthun, dazu ist es nicht berufen, weil es kein Inselland ist, und weil seine Häfen und Mündungen im Winter zufrieren. Die Handelsmarine Frankreichs nahm von 1817—44 gar nicht zu, während die deutsche sich in einigen Häfen um sechs, in andern um neun Procent

vermehrte. Die Rhederei von Stettin allein ist an Tonnenzahl doppelt so groß als die von ganz Belgien. Im Uebrigen sind die Unterscheidungszölle noch bedenklicher als die Schutzzölle. Einmal nehmen sie sich noch mehr vor als die letztern, welche blos die auswärtige Mitbewerbung vom Inlande abhalten wollen, während jene auch den auswärtigen Absatz zu sichern suchen. Der doppelte Zweck ist noch weniger zu verbürgen als der der Einfuhr. Ferner machen sie Alles von dem unsichern Grunde der Politik des Auslandes abhängig. Sie wollen das Ausland durch einen Nachtheil den sie ihm zuzufügen glauben zur Zurücknahme einer für uns nachtheiligen Maßregel bestimmen. Aber erstens fügen sie den Nachtheil nicht blos und nicht am sichersten dem Auslande, sondern auch und am gewissesten dem Inlande zu, das nun doppelt gestraft wird: durch die Maßregel des Auslandes und durch die des eigenen Staats. Wenn der Differentialzoll eine fremde Einfuhr abwehrt, oder die fremde Schiffahrt belastet, so wird Das dem Auslande gar Nichts schaden, wenn es anderweit für seine Waaren Absatz, für seine Schiffe Beschäftigung findet. In Deutschland wird die Wichtigkeit des deutschen Marktes für England ungemein überschätzt. Dagegen ist es gewiß, daß das Inland von einem Differentialzoll nachtheilig betroffen, in seinen Beziehungen, in seinen Transportgeschäften beengt wird. Aber auch sonst bleibt es stets sehr problematisch, ob die Maßregel ihren Zweck erreichen wird, und sie wird ihn nicht erreichen, wenn das Interesse um dessenwillen das Ausland seine Maßregel ergriffen hatte stärker ist als das dem wir durch die unserige Nachtheil zufügen. Außerdem entschädigen die Retorsionszölle nicht, oder nur in sehr seltenen Fällen, gerade die Classen die durch die ausländische Maßregel betroffen werden. Wenn Frankreich z. B. unser Tuch mit hohen Zöllen belegt, so werden wir nicht französisches Tuch, was ohnedies nicht bei uns eingeführt wird, mit höhern Zöllen belegen, sondern wir werden einen ganz andern Gegenstand wählen, an dessen Absatz nach Deutschland den Franzosen gelegen ist. Was die Schiffahrtszölle betrifft, so hat z. B. in England die Beschäftigung britischer Schiffe bei der Einfuhr, von 1824—46, in dem nicht beschützten Theile des Handels um fast 183 Procent, in dem beschützten nur um 42 Procent zugenommen. Von Canada betrug die Schiffahrt 1842 nur 521,451 Tonnen; als man den Zoll für Bauholz von 3⅓ auf ⅓ Thaler pro Last herabsetzte, stieg sie bis 1846 auf 1,076,102 Tonnen.

Auch der große Werth den die Schutz- und die Differentialzollpartei, überhaupt die Bevormundungspartei auf den directen Handel zu legen pflegt, beruht auf falschen Voraussetzungen. Derjenige Handel ist der vortheilhafteste der zu den meisten und vortheilhaftesten Geschäften führt, und im Welthandel sind die Zwischenhändler gar nicht zu entbehren, vermitteln sie die wohlfeilsten Beziehungen, sammeln und verwenden sie die nützlichste Sach- und Localkenntniß, und setzen sie den Grundsatz der Theilung der Arbeit zum größten Segen in Kraft. Mit Recht heißt es in dem „Für und wider Schutz- und Differentialzölle", einem Votum danziger Kaufleute gegen Eisenstuck als Präsidenten des Volkswirthschaftlichen Ausschusses:

> Was der Hr. Präsident Schutzlosigkeit nennt nennen die Hafenbewohner Freiheit; was ihm eine nothwendige Quelle des Leidens dünkt wird von jenen als eine Stütze der Kraft betrachtet. Die deutschen Rheder sagen: Lasset die Kaufleute einführen, direct oder indirect, in einheimischen oder fremden Schiffen, wie die Conjunctur es vortheilhaft macht, lasset den Handel möglichst frei, damit er möglichst wachse; denn je mehr Handel, um so mehr Beschäftigung für Schiffe; und daß wir unsern gehörigen Antheil an der Beschäftigung uns verschaffen, sei unsere Sorge.

37.

Deutsch-russische Wechselwirkungen oder die Deutschen in Rußland und die Russen in Deutschland. Ein geschichtlicher Versuch von Wilhelm Stricker.

(Beschluß aus Nr. 88.)

Es ist interessant zu erfahren, daß nicht allein die damals gewichtigste Handelsstadt Lübeck in Nowgorod Handel trieb, sondern daß die große Zahl von Landstädten unmittelbar mit ihr in Verbindung stand und daselbst Niederlagen besaß. Es werden namentlich Kaufleute aus Münster, Unna, Dortmund, Duisburg, Eimbeck, Duderstadt, Braunschweig und Magdeburg genannt, welche zu Nowgorod und in andern Städten Rußlands erschienen, um ihre den Handel betreffenden Angelegenheiten selbst in die Hand zu nehmen. Leider wissen wir nicht, auf welchem Wege diese Kaufleute mit ihren Waaren nach Rußland kamen; es ist wahrscheinlich, daß sie auch zu Lande die beschwerliche Reise gemacht haben. Meistens mögen sie aber sich der Schiffe der Seestädte bedient haben, zumal wir wissen, daß der Haupthandel über Riga und durch die jetzigen deutsch-russischen Provinzen ging. Riga, Reval, Dorpat, Narwa und Pernau waren die Städte welche im Osten der Hansa angehörten.

Je kräftiger die Großfürsten von Moskau, welche mit Johann IV. den Namen eines Zaren, mit Peter I. den eines Kaisers annahmen, wurden, und im Gegentheil die Hansa ihrem Verfalle entgegenging, um so geringer werden die Handelsverbindungen mit Rußland, zumal auch England durch mehre Gesandtschaften dauernden Einfluß gewonnen hatte. Mit der Macht der Herrscher Rußlands entstand aber auch das Bedürfniß sich zur eigenen Kräftigung mit Instituten zu umgeben die damals im Westen Europas zu blühen begannen. Aber bis auf Peter I. findet noch keine absichtliche Herbeiziehung deutscher oder überhaupt westeuropäischer Elemente zur Bildung des Volks statt, sondern nur eine Berufung einzelner Männer im Interesse der Gesundheit, der Macht und des Glanzes des Zaren: Aerzte, Geschützgießer, Artilleristen, Ingenieure, Offiziere und Baumeister fanden hauptsächlich in Rußland eine gute Aufnahme. Peter I. sah ein, daß er Rußland auf europäische Weise umgestalten müsse, erregte jedoch damals schon den Widerwillen seiner angesehenen Unterthanen. Aber eben dadurch geschah die Europäisirung Rußlands um so schneller, und der deutsche Einfluß machte sich um so geltender. Es beginnt ein Kampf des Altrussenthums gegen deutsche Bildung und deutschen Einfluß, der selbst jetzt noch nicht, wo der Autokrat die Fahne des Panslawismus aufgesteckt hat, geendet ist. Noch kann Rußland das Deutschthum keineswegs entbehren, so giftig auch der Hof und die nationalrussische Partei über Deutschland herfallen. Rußland würde sich in der traurigsten Lage befinden, wenn die deutschen Elemente sich plötzlich trennten und Rußland sich selbst überlassen blieb.

Das ganze vorige Jahrhundert stellt in Rußland den Kampf des Deutschthums gegen das National-Russenthum dar; in ihm werden die Russen zum großen Theil gegen ihren Willen der Cultur zugeführt. Selbst da wo, wie unter Elisabeth, das Russenthum die Oberhand erlangt hatte, und wo Katharina II. ihre deutsche Natur mit aller Macht unterdrücken wollte, bestand Rußland doch nur durch das Deutschthum. Deutsches Wesen und deutsche Cultur hatten zu tiefe Wurzel gefaßt, als daß ihr Einfluß gelähmt werden konnte. Die Akademie der Wissenschaften vermochte nur durch Deutsche gegründet zu werden; Katharina II. leistete den auswanderungslustigen Deutschen allen Vorschub. Sie, die einst ihrem Chirurgen der ihr zur Ader ließ zurief: „Nehmen Sie mir alles deutsche Blut, damit ich den letzten Rest deutschen Wesens aus mir verbanne", verdankt doch hauptsächlich dem Deutschthume ihre Größe.

Man wirft mit Recht dem Deutschen vor, daß er den Stolz auf sein Vaterland nicht kenne, und daß er von andern Nationen misbraucht werde; noch mehr gilt Dies leider von den Fürsten Deutschlands, die im vorigen Jahrhundert Rußland gegenüber häufig die traurigste Rolle spielten. Das rohe, brutale Wesen mit dem Peter I., der wahrlich seiner rüden Sitten halber nicht den Namen eines Großen führte, deutsche Fürsten behandelte, steht einzig in der Geschichte da. Man weiß nicht, mit welchem Namen man das Benehmen des Herzogs von Mecklenburg belegen soll, der ruhig zusehen konnte, daß Peter I. in seiner und einer Menge Höflinge Gegenwart sich gegen seine Gemahlin Dinge erlaubte die nur ihm als Mann zustanden, und am allerwenigsten offen und ohne Scheu und Scham getrieben werden durften. Man gedenke ferner des unmännlichen Herzogs von Braunschweig, der einer reichen Braut halber sich jahrelang zum Narren des russischen Hofs hergeben konnte. Wie groß steht hingegen das kräftige Benehmen eines Friedrich's des Einzigen da, der allein damals Deutschlands Ehre gegen die rohen Uebergriffe des petersburger Hofs beschützte. Ein Friedrich schlug die Werbung des Großfürsten um seine Schwester ab, weil es des preußischen Staats nicht würdig sei, daß eine preußische Prinzessin ihre Religion ändere.

Je mächtiger Rußland wurde, um so feindlicher benahm es sich gegen Deutschland. Unter Paul war die russische Regierung zwar unserm Vaterlande günstiger als unter seiner Mutter gesinnt, aber damals trat Rußland schon als ehrgeiziger Staat gegen alle übrigen Länder Europas auf, indem es sich bei der französischen Coalition nicht genug geehrt fühlte, und deshalb seinen größten Feldherrn, Suwaroff — dessen Familie übrigens schwedischen Ursprungs ist —, zurückrief. In den Kriegen mit Napoleon hat Alexander, so sehr sich auch die Regierung bemühte das Gegentheil zu beweisen, stets eine deutschfeindliche Politik geführt. Nur sein Interesse im Auge habend vergalt er die Freundschaft Deutschlands, namentlich Preußens, immer mit Undank. Zur Belohnung, daß es Preußen und Oestreich zum Kampfe gegen Napoleon wenn auch nicht überredet, doch wesentlich dazu beigetragen hatte, scheute sich der fromme und gerechte Alexander nicht seinen unglücklichen Freunden, dem einen Bialystock, dem andern Tarnopol zu entreißen. Friedrich Wilhelm III. hat es hauptsächlich seinem Freunde Alexander zu verdanken, daß Preußen nach dem Befreiungskriege weniger concentrirt wurde, und dadurch nur sehr schwierig vertheidigt werden kann; Alexander war es hauptsächlich der das besiegte Frankreich wieder groß machte, und zum Nachtheil und auf Kosten Deutschlands und hauptsächlich Preußens den Großmüthigen spielte. Die gerechten Ansprüche und Entschädigungen Preußens an Frankreich wußte Alexander, der sich so gern den Retter Deutschlands nennen ließ, durch allerlei Einwände zu beseitigen, und jetzt nach über 30 Jahren haben noch viele Preußen von der damaligen unberufenen Großmuth zu leiden. Selbst das Zurückfodern der geraubten Kunstschätze hielt der russische Autokrat nicht für gerecht, während er selbst für sich die extravagantesten Ansprüche machte.

Was hier nicht so speciell durchgeführt werden kann, weist unser Verf. durch geschichtliche Daten nach: Rußland setzte stets der nationalen Entwickelung unsers Gesammtvaterlandes alle Hemmnisse entgegen, namentlich ließ es sich Nikolaus in hohem Grade angelegen sein durch Metternich, der einen bedeutenden Jahrsgehalt für den Verrath des Vaterlandes erhielt, alle innern Angelegenheiten Deutschlands zu leiten. Der berüchtigte Congreß von Aachen und die noch schimpflichern Karlsbader Beschlüsse sind das Werk russischer Intriguen, die durch Sturdza's Schmähschrift zuerst bekannter wurden, und die schon damals hier und da gehegten russischen Sympathien vereinzelten. Um diese wiederzugewinnen scheute man russischerseits keine Mühe, keine Ausgabe. Man suchte durch äußeres Gepränge zu imponiren; aber gerade das berühmte Feldlager von Kalisch hatte, namentlich bei den preußischen gediegenen Offizieren, mehr Antipathie hervorgerufen. Mit freigebiger Hand suchte Nikolaus auf seinem letzten bekannten Zuge durch unser Vaterland sich die Gunst und das Andenken der Deutschen zu erhalten, doch das Timeo Danaos dona ferentes machte um so vorsichtiger.

Ein Blick auf die dem Werke beigefügte Karte beweist die Uneigennützigkeit der russischen Autokraten mehr als alle Worte. Um 14 geographische Grade hat Rußland seit Katharina II. seine Grenzen im Westen vorgeschoben. Desavouirte auch die russische Regierung den Verf. der bekannten Pentarchie, so haben sich doch die in dem Buche ausgesprochenen Gelüste einer Hegemonie über Deutschland seit den Freiheitskriegen hinlänglich ausgesprochen, um von Seiten Rußlands abgeleugnet werden zu können. Jetzt aber, wo das freie Wort sich in Deutschland endlich einmal geltend gemacht hat, wo verwandtschaftliche und sonstige Rücksichten der deutschen Fürsten sich keine Geltung mehr verschaffen können, wird Deutschland stets auf der Hut sein, und ähnliche süße Worte wie sie die Note vom Juli des vorigen Jahres (frankfurter „Oberpostamtszeitung", Nr. 210, 2te Beilage) gebracht hat zu würdigen wissen.

20.

Literarische Notiz.

„Die Fälschung", Roman von James.

Ob James selbst ein Fälscher oder ein Hexenmeister ist weiß Ref. nicht. Dagegen leidet es keinen Zweifel, daß er seinem Recensenten die Tinte nicht moderig werden läßt. Kaum ist sein in Nr. 19 d. Bl. besprochener Roman „Beauchamp, or the error" vom Stapel gelaufen, so kommen drei frische Bände nach, betitelt: „The forgery; or, best intentions" (London 1849). Statt einer historischen Novelle bringt er diesmal Etwas das nach Dickens und Thackeray schmeckt, obwol mit einem hinlänglichen Beigemisch von Romantik und Sentimentalität, um die davon Genießenden eingedenk zu erhalten, daß ihr Speiselieferant manches Dutzend brave Schüsseln voll tapferer Ritter aus der alten Zeit und züchtiger Frauen „die durch das Gitter küßten" aufgetafelt hat. Schonend geht er aber diesmal mit seinen Gästen im Punkte der Costumes und der Aphorismen um, und leistet dafür durch eine, nicht zu leugnen, geschickte Anhäufung von Begebenheiten reichlichen Ersatz. Der Roman heißt: „Die Fälschung, oder beste Absichten." Wer unter dem Fälscher einen Kaufmann vermuthet vermuthet richtig. Dieser Kaufmann ist ein böser Mensch. Sich aus Verlegenheiten zu helfen begeht er das Titelverbrechen; sich vor der Strafe zu retten wirft er den Verdacht auf seinen Sohn, der aufs Continent flüchtet. Nach Jahren kehrt er zurück, und abermals muß der Leser für ihn zittern, bis — Lady Anna ihn unter ihren Schutz nimmt. Dann kann er des glücklichen Ausgangs, eines heitern letzten Tableau gewiß sein, obschon die Mittel Solchs zu ermöglichen ihr nicht gleichgültig lassen werden, abgesehen von einer Ueberraschung, die wahrhaft grossartig, viel zu groß für gegenwärtige Notiz ist.

4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 70. —— 22. März 1849.

Die politischen Flüchtlinge in England.

Während unsere noch sehr junge und deshalb auch oft sehr ungezogene Caricaturenliteratur sich eine Zeit lang ununterbrochen mit den hohen und höchsten Flüchtlingen in England beschäftigte, hat die Schrift, die in der Heimat so überreiche Beschäftigung fand, nur selten an die einstmaligen Herrscher der Welt gedacht, und nannte sie ihre Namen, so geschah es entweder nur, um ihnen das Vae victis! nachzurufen, oder um vor ihrem gefährlichen politischen Einflusse, der sich noch von der Themsestadt aus über die Welt erstrecken soll, zu warnen. Man kümmerte sich wenig um ihr Privatleben, um ihre häuslichen Beschäftigungen da drüben, und vielleicht erst als Wien seinen blutigen Fall gesehen hatte, trat das häßliche Schreckgespenst Metternich wieder recht dicht und unausweichbar unter die Augen manches besorgten Patrioten. Der Scherz der Caricatur wich einem ernsten Schweigen, aber doch nur dem Schweigen der Unwissenheit.

Da ist eine Arbeit von besonderm und nachhaltigem Interesse, die Gustav d'Alaux in der „Revue des deux mondes" veröffentlicht. Hr. d'Alaux hat drei Monate lang in London gelebt, und schildert diese wunderbare Zusammenkunft von exaltirten Fanatikern der Unterdrückung und der Freiheit, diese Schicksalsgleichheit Metternich's und Louis Blanc's, Caussidière's und Ludwig Philipp's mit großem Talente.

Claremont zieht natürlich die Aufmerksamkeit zuerst auf sich. Die königliche Familie lebte hier sehr zurückgezogen. Ohne sich gerade mit einem Ceremoniel zu umgeben, das sie niemals sehr geliebt hatte, empfing sie doch Solche von unsern Landsleuten deren Namen in den Tuilerien nicht bekannt waren nur mit Vorsicht; denn sie hatte in ihrer Lage sowol unbequeme Huldigung von Neugierigen wie auch die eigennützige Zudringlichkeit von Projectmachern zu fürchten. Die häusliche Einrichtung in Claremont war die einfachste von der Welt: kaum fünf oder sechs Bediente; ja Ludwig Philipp hatte nicht einmal die Miethkutsche behalten wollen die er bei seiner Ankunft in England angenommen hatte. Die Familie hörte des Sonntags die Messe in der unbesuchtesten katholischen Kapelle, und begab sich in einem Fiaker dahin. Die Mahlzeiten, bei denen die größte Einfachheit herrschte, wurden gemeinschaftlich eingenommen; wie am Tisch des kleinsten londoner Bürgers trank man dabei Bier; Wein war ein Luxusartikel, den man sorgfältig für das Dessert aufsparte. Dieselbe Einfachheit herrschte überall, die Prinzessinnen kleideten sich nur in gewöhnliche Stoffe: keine Seide, keine Spitzen, kein Schmuck! Ein ehrenhaftes Zartgefühl und der Wunsch der Gastfreundschaft Englands nicht zur Last zu fallen erklärt diese Armuth eines Königs, an der, man mag sagen was man will, nichts Affectirtes war. Weit entfernt davon, setzte die verbannte Familie vielmehr einen Stolz darein nicht in Klagen auszubrechen. Ein Brief in dem der Prinz von Joinville einem Waffengefährten den Mangel zu Claremont erzählte, und den ein Journal veröffentlicht hat, erregte bei Ludwig Philipp, Marie Amalie und dem Herzoge von Nemours nicht geringen Verdruß.

Der Fischfang war zu Claremont die einzige Zerstreuung der Prinzen. Der „Vater" verbrachte seine traurigen Mußestunden mit der Lectüre der französischen, englischen und deutschen Zeitungen und zum Theil in der Langweile einer mürrischen Unthätigkeit. Der Streich, der ihn so gewaltsam mitten in seinen gegründetsten Hoffnungen traf, hat ihn noch weit grausamer in seinen Gewohnheiten berührt; denn er riß ihn aus jener wunderbaren Thätigkeit, die aus ihm den erfahrensten Geschäftsmann und schreiblustigsten König machte. So ist er herabgestimmt und sichtlich gealtert. Karl X. sprach in der Verbannung nie von seinem Unglück, Ludwig Philipp dagegen bespricht es gern und das mit merkwürdiger Unbefangenheit. In jedem Irrthume, jedem Aufruhre, jedem Unglücksfall den die Revolution heraufbeschworen hat sieht er freilich eine Vertheidigung seiner Politik. „Nun also? — hatte ich nicht Recht die Reform zu verweigern?" Das ist sein Lieblingsschluß.

Ludwig Philipp ist sehr geneigt zu glauben, daß es mit dem monarchischen Princip bei uns vorbei sei. Er traut Niemandem die Kraft zu da anzufangen wo er hat aufhören müssen. Im Februar waren seiner Ansicht nach die Massen sehr gut disciplinirt, sodaß sie die neue Regierung hätte ordentlich consolidiren können; dazu fehlte ihr im Anfang nur ein einsichtsvoller und ehrlicher Führer; Ludwig Philipp hätte diesen Führer abgeben mögen: „Wenn ich nur 1830 bis zum 24. Febr. gewartet, die Republik hätte mich zu ihrem Präsidenten gemacht." Der beste Beweis, daß die Monarchie sehr wenig in den Gemüthern Wurzel gefaßt hätte, ist nach Ludwig Philipp, daß sie diesmal gestürzt worden sei, ohne die Constitution verletzt zu haben, ja, was noch mehr sagen will, weil sie bis zuletzt dieselbe nicht brechen mochte. Der König hebt diesen letzten Punkt mit einer gewissen Hartnäckigkeit hervor. So, denkt er, kann er seine Niederlage wieder gut machen und wie durch eine Ehrenpforte aus der Geschichte scheiden.

So sehr Ludwig Philipp auch die republikanischen Tendenzen des Landes zugesteht, glaubt er dennoch, daß sie sich nicht durch eine Revolution würden kundgegeben haben, wenn nicht der Pistolenschuß auf dem Boulevard des Capucins die Februarrevolution in eine ganz unerwartete Bahn gedrängt hätte. Daher zeigen nach der Meinung des alten Königs die Wahl von Stunde und Ort zu dieser Herausfoderung, die es nothwendig machte, daß Kinder und Weiber durch das Feuer der Soldaten fallen mußten, ferner der Wagen, der gleich da war, um die Todten aufzunehmen, der Leichenaufzug endlich

unter Fackelbegleitung unwiderleglich das Vorbedachte dieses ganzen schrecklichen Vorfalls an, von dem jede einzelne Wirkung sorgsam berechnet war. Ludwig Philipp ist überzeugt, daß wenn dieses Ereigniß nicht die Nationalgarde außer Fassung gebracht und gelähmt hätte, die Republik, so sehr sie auch in den Köpfen fertig war, noch lange Zeit gebraucht haben würde, um nach und nach in den einzelnen Institutionen zum Durchbruch zu kommen. Die Regierung von 1830 habe unsern Durst nach Freiheit und Gleichheit so reichlich gestillt, daß wir noch lange den bloßen Namen würden übersehen haben. Namentlich will Ludwig Philipp nicht den Vorwurf dulden, er sei ein Banquierkönig gewesen und habe die Reichen begünstigt; er hebt dann mit Wohlgefallen die Verbesserungen des öffentlichen Wohlstands hervor die unter seiner Regierung stattgehabt; er macht namentlich darauf aufmerksam, daß trotzdem, daß mehre Einnahmequellen erloschen, dessenungeachtet das öffentliche Einkommen in den J. 1830—47 um nicht weniger als 40 Procent und die Vertheilung der Grundstücke in den sieben Jahren von 1835—42 in einem außerordentlich günstigen Verhältniß, nämlich in dem von 5 : 22 zugenommen habe. Und die Vermehrung der Bevölkerung betrug dabei nur 3 Procent. „Wenn dieses Fortschreiten des Wohlstands zufällig ausgedauert hätte, so würde Frankreich im 20. Jahrhundert zuverlässig nur noch Eigenthümer und nicht einen einzigen Proletarier haben.“ Seinen Widerstand gegen die Reform vertheidigt er durch die Stellung welche die Legitimisten in Frankreich einnahmen. Die Legitimisten würden sich mit den Republikanern vereinigt haben die Julidynastie zu stürzen, und deshalb meint der alte König, die Wahlfähigkeit habe sich noch lange auf die Mittelclassen beschränken müssen, da diese in ihrer Mehrheit weder die Legitimität noch die Republik wollten. Er wirft ihnen vor, sie haben ihre Aufgabe nicht begriffen: „Es ist mir nicht gelungen aus dem Bürgerstande eine politische Partei zu machen.“

Ludwig Philipp ist sehr traurig gestimmt über die Zukunft seiner Söhne. Einmal brachte er bei diesem Capitel mit einer gewissen Bitterkeit ihre Kriegsdienste und politische Unverantwortlichkeit gegen das Decret vor, das eine Art bürgerlichen Todes über sie verhängt. Bald nach dem Juni wurden Schritte bei dem Chef der Executivgewalt gethan, um die Herausgabe der prinzlichen Güter zu erlangen: „Es schade gar Nichts“, soll die Antwort gelautet haben, „wenn die Prinzen so arm wären wie andere Leute, es sei sogar gut, wenn sie noch ärmer seien.“ Diese Worte riefen bei Ludwig Philipp häufige Klagen hervor, unter denen die über Undank nicht die seltenste war. Von allen Generälen aus Afrika die der Juniaufstand in die Höhe brachte war der Chef der Executivgewalt seiner Ansicht nach der für den ersten Platz am wenigsten Geeignete. Er gestand ihm nur militairische Eigenschaften zweiten Rangs und weniges politisches Geschick zu. Bedeau und Changarnier, besonders der Letztere, dem er die meiste Geschäftskenntniß zutraut, schienen ihm weit fähiger die Lage der Dinge zu beherrschen.

Die Männer der Provisorischen Regierung fand Ludwig Philipp größtentheils nicht einmal einer Kritik werth; selbst Lamartine fand keine Gnade vor ihm. Schon vor Jahren urtheilte er über den berühmten Dichter: „Ich wußte zwar schon, daß Hr. v. Lamartine ziemlich mittelmäßige Verse macht, aber ich hielt ihn nicht für einen gar so schlechten Politiker.“ Die rednerischen Ausschweifungen Caussidière's, die Kneipenerinnerungen Flocon's und die „Hofbulletins“ Marrast's haben Ludwig Philipp mehr als ein mal lächeln gemacht. Der weibliche Theil der Provisorischen Regierung stand in Claremont sogar in hoher Gunst, und der bekannte Ausruf einer großen Dame von 1848, die bei dem ersten Anblick der Kissen einer königlichen Equipage in Erstaunen gerieth: „Jetzt sind wir die Prinzessinnen!“ überwand sogar den melancholischen Ernst Marie Amaliens.

Ludwig Philipp erträgt den Widerspruch sehr schwer; aber das Nachgeben macht er auch seinen Gegnern sehr leicht, denn gefällt ihm der Gegenstand, so übernimmt er gern die Rolle des Unterhalters ganz allein; er plaudert dann nicht, er denkt vielmehr nur laut. Immer gewandt und leicht, hat seine Rede doch eine gewisse Weitschweifigkeit angenommen, wie sie das Alter mit sich bringt. Durch die Ereignisse ist die Elasticität seines außerordentlichen und so praktischen Verstandes zwar nicht geschwächt, aber doch abgespannt worden.

Das Benehmen der Gräfin von Neuilly ist resignirt; aber es liegt ein Gemisch von religiöser Demuth und verletztem Stolze darin. Zu Claremont wie in den Tuilerien schien die Politik die letzte Beschäftigung Marie Amaliens; wollte sie doch durch Wohlthun herrschen! Gleichwol wollte man aus einigen schlecht verdeckten Geistesblitzen den Schluß ziehen, daß wenn Marie Amalie in Frankreich geherrscht hätte, das Königthum nicht ohne Schwertstreich aufgegeben worden sein würde.

Unter allen Gliedern der Familie Orleans ist der Herzog von Nemours der Gelassenste. Die politische Einsamkeit in der er schon auf den Stufen des Thrones lebte, das Bewußtsein der ungerechten Parteilichkeit, die ihn zum Vortheil seiner Brüder bei den Massen herabsetzte, hatte ihn gewissermaßen schon auf die traurigen Tage einer Verbannung vorbereitet. Seine Entsagung hat vielleicht noch eine tiefere Quelle. Wenn ich nicht fürchten müßte eine sehr zarte Seite des präsumtiven Exregenten zu verletzen, so würde ich sagen, daß er der Legitimist der Familie war. Dem Herzog von Nemours würde es im Grunde lieber gewesen sein einen Generallieutenant des Königreichs zum Vater zu haben als einen König der Franzosen, und er ahnte mit einer abergläubigen Gewißheit den Sturz einer Macht die auf dem beweglichen Rechtsboden einer Revolution gegründet war; hieraus erklärt sich vielleicht jene Kälte die man ihm vorwarf und jener mehr theilnahmlose als verächtliche Indifferentismus gegen Volksgunst. Dieser geheime Gedanke, der den Herzog von Nemours verfolgt, hat übrigens nie sein Verhältniß als Prinz und Sohn geändert. Ludwig Philipp hatte immer ein unbeschränktes Vertrauen zu ihm. Sollte der alte König nicht jene eben besprochene Charakterseite errathen und gutmüthig darauf angespielt haben, als er zu einem Mitgliede der alten Kammermajorität sagte: „Nemours war unter allen meinen Söhnen, auch meinen armen Orleans nicht ausgenommen, der fähigste für die Leitung der Geschäfte! Aber er hätte als Erzherzog geboren sein müssen!“ Als der Aelteste hat der Herzog von Nemours die Verwaltung der kleinen Colonie von Claremont übernommen.

Der Prinz von Joinville und der Herzog von Aumale, welche die öffentliche Meinung immer als Lieblinge behandelt hat, haben weit mehr zu beklagen. Sie hatten indessen das Verbannungsdecret der Provisorischen Regierung als eine leicht erklärliche Nothwendigkeit ohne viel Unmuth aufgenommen; aber die einfache Bestätigung desselben durch die Nationalversammlung hat sie um so tiefer betrübt. Sie hatten, wenn nicht auf eine nahe Zurückberufung, doch wenigstens auf eine Milderung ihrer Verbannung gerechnet. Dieser erste Eindruck, über den der Herzog von Aumale nach und nach gesiegt hat, hat bei dem Prinzen von Joinville doch ein gewisses reizbares Heimweh hervorgerufen, das sich aus dem Charakter und der Kränklichkeit des jungen Admirals erklärt. Der Herzog von Aumale weiß für sich selbst zu leben; der Prinz von Joinville aber bedarf der Thätigkeit nach außen. Der Erstere würde in allen Lagen ein Mann für das Studium und die Freundschaft sein, der Letztere ist der Mann der glänzenden Abenteuer, und versucht seiner peinlichen Lage durch tausend Entwürfe zu entgehen. Bald will er in die Marine der Vereinigten Staaten treten, bald eine Ackerbaucolonie in Amerika gründen, bald eine Fischerei in Schottland pachten. Ja einmal schienen die Herzöge von Aumale und Nemours nicht abgeneigt sich bei diesem Unternehmen zu betheiligen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue deutsche Romane.

1. Klothar. Novelle von Penseroso. Drei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1848. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Ein Familienroman im eigentlichsten Sinne des Worts. Vier Glieder der gräflichen Familie Ugarten werden in den vorliegenden drei Theilen versorgt, d. h. verheirathet; der älteste Bruder sogar zwei mal, und der Leser hat eine Menge kleiner, großer und größtentheils unbedeutender Begebenheiten durchzumachen, um dahin zu gelangen. Die Donaureise und der Aufenthalt in Ischl liefern die Scenen zu den sonst so gewöhnlichen Vorgängen des täglichen Lebens. Ref. empfand oft Langeweile, wenn Gräfin Nelly immer wieder von ihrer Toilette sprach, und immer wieder ihre Verstandlosigkeit zur Schau tragen mußte, oder wenn andere Wiederholungen die Charakterzeichnung einzelner Personen überluden. Es fehlt indeß nicht an Mannichfaltigkeit der Charaktere, man findet sanfte und leidenschaftliche, ernste und heitere, liebenswürdige und unliebenswürdige. Der Held Klothar, welcher dem Buch den Namen gab, erscheint erst gegen Ende des zweiten Theils, liebt Ottilie, die zweite Schwester der Familie Ugarten, und entführt sie. Er ist der Sohn eines reichen Kaufmanns, und wird von einer glühenden Italienerin geliebt, welche älter ist als er, und ihn mit ihrer Eifersucht, später mit ihrem Haß verfolgt. Sie raubt ihm auch sein Kind; dieser Raub bringt indeß wenig spannendes Interesse in den Roman, da er erst gegen Ende des dritten Theils geschieht, und das nächste Capitel schon den Knaben wiederfinden läßt. Ref. fand wenig Gehalt in den drei Theilen, weder historischen noch poetischen Werth, noch feine psychologische Enthüllungen; einen Roman wie man vor Jahren schon Tausende las, wie Lafontaine sie in großen Massen lieferte, jedoch ohne Lafontaine'sche Zweideutigkeiten, was Ref. dem Buch als Verdienst anrechnet, vielleicht sogar als einziges.

2. Rue de Langlade. Roman von Wilhelmine Lorenz. Leipzig, Wienbrack. 1849. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Scenen der Französischen Revolution sind die Grundpfeiler des vorliegenden Romans. Der deutsche Graf Dürheim sucht seine ihm entlaufene Gattin, welche, eine Französin von Geburt, durch einen Franzosen entführt ward und ihre Tochter mit sich nahm. In der Rue de Langlade wohnt die Verlassene und Verarmte, und wird von der Tochter erhalten. Theodigne v. Mericourt, das schönste, geistreichste Freudenmädchen ihrer Zeit, unterstützt die Armen mit gutmüthiger Freigebigkeit; später spielt sie eine blutdürstige Rolle in der Revolution und endigt in Wahnsinn. Dürheim findet endlich Gattin und Tochter, und es gelingt ihm durch Robespierre's Protection Letztere und deren Bräutigam, einen jungen deutschen Arzt, aus dem Gefängniß zu befreien. Er hat Robespierre's Dankbarkeit erworben, indem er denselben vor Jahren aus einer Spielverlegenheit rettete. Mit großer Lebendigkeit werden einige Scenen der Revolution geschildert, und man sieht, daß die Verf. aus guten Quellen geschöpft hat. Diese Scenen sind auch wohl gewählt, um die verschiedenen Stadien der Revolution zu bezeichnen, und so ward aus Wahrheit und Dichtung ein sehr hübscher Roman zu Tage gefördert. Etwas störend wirkt eine Eigenthümlichkeit des Stils, in welche die Verf. oftmals verfällt, und welche darin besteht, daß das Verbum, wie im Englischen, in der Mitte anstatt am Ende des Satzes angebracht wird, wodurch der Vortrag etwas Hochtrabendes, Unnatürliches erhält, und den für den Leser berechneten Eindruck des Lebens und der Wahrheit stört.

3. Die Erbsünde. Roman von Jean Charles. Zwei Theile. Leipzig, C. L. Fritzsche. 1848. 8. 2 Thlr.

Ein echter Liebesroman, wie man kaum heutigen Tags einen noch erwartete. Wäre der Liebesunsinn nicht mit so viel Verstand vorgetragen, so würde man ihn kaum lesen können. Die Erbsünde, wovon das Buch seinen Namen erhielt, ist also die Liebe, und zwar die Liebe zu einer verheiratheten Frau. Ein russischer Fürst Feodor, in schwerer Krankheit von einem wiener Arzt behandelt und geheilt, verliebt sich in dessen Frau. Ein Knabe ist die Frucht dieser Liebe, er heißt Ernst Schimmer, und ist der Held unsers Romans, ein durch die Schenkung seines russischen Vaters reicher Held, welcher in Paris in allen Annehmlichkeiten des Reichthums schwelgt, vom perlenden Champagner in Eis an bis zur Wonne des Wohlthuns. Er findet seinen Vater wieder, nachdem er sich in dessen Gattin verliebt hat, wobei die Erbsünde sich geltend macht. Er sowol als die schöne Polirena bleiben tugendhaft; er erschießt sich, und sie stirbt als sie den Schuß hört. Dieser Romanfaden spinnt sich nun durch mancherlei wunderliche Situationen und Gespräche, mit witzigen Bemerkungen, interessanten Reflexionen und Erörterungen. Von Zeit zu Zeit macht eine Schilderung von Paris und pariser Zuständen den Leser mit jenem Mittelpunkt geselliger Bewegung bekannt. Die dabei auftretenden Personen sind Charakterfiguren wie man deren in Paris begegnet, wie der Autor sie vielleicht selbst gekannt hat. So der Graf Eric, dessen Vaterland das Faubourg St.-Germain ist, und die russische Gräfin, die intriguante, einst schön gewesene Tante Polirena's. Der Autor hat Gedanken und Sprache sehr in der Gewalt, er beherrscht das Wort oft meisterhaft, wenn er in geselligen Gesprächen eine Frage beantwortet, subtile Auseinandersetzungen vornimmt, und sozusagen mit Ideen Ball spielt; oft läßt er sich sogar allzu sehr gehen in diesem Talent und wird breit, indem er unnütze Verzweigungen einstreut.

8.

Der französische Stil im 17. und 18. Jahrhundert.

Cousin hat der Oeffentlichkeit eine dritte Ausgabe der „Profession de foi du vicaire savoyard" übergeben. In der Vorrede preist er mit großer Beredtsamkeit die herrlichen Wahrheiten dieses Buchs; als Anhang hat er eine Abhandlung über den Stil Rousseau's beigefügt, wie er sich gerade in dem vorliegenden Buche besonders ausprägt. Aus diesem Appendix sei hier eine kurze Vergleichung zwischen dem Stile des 17. und dem Stile des 18. Jahrhunderts hervorgehoben.

„Ich vergleiche Rousseau", sagt Cousin, „keineswegs mit Pascal; sie gehören zwei ganz verschiedenen Jahrhunderten an. Das 17. Jahrhundert ist das classische Zeitalter der französischen Prosa. Es kennt die Kunst des Ausdrucks gar wohl, aber es treibt dieselbe nicht bis zur Künstelei; edle Natürlichkeit geht hier immer mit wahrer Größe Hand in Hand. In dem folgenden Jahrhunderte, dem 18., herrscht die Kunst der Prosa noch, aber die Manier beginnt und mit dieser auch der Verfall. Ein einziger Schriftsteller hält sich im 18. Jahrhunderte von aller Affectation frei, das ist Voltaire. Voltaire's Einfachheit ist sein Ruhm. Er schreibt sauber, hinreißend, abwechselnd, im vollen Guß der Rede, glänzend, immer wahr: aber wie die Wahrheit die er verkündete immer ein wenig untergeordneter Natur ist, so ist auch sein Stil gleich seinen Gedanken vollkommen, ohne jedoch an die Größe der Vollendung hinanzureichen. Voltaire declamirt niemals, er erhebt sich nicht bis zum Erhabenen, zum rein Natürlichen, zum Pathetischen, während Corneille, Pascal, Bossuet in diesen drei Richtungen sich überreich ergießen. Jean Jacques Rousseau steht Voltaire direct entgegen. Er hat nicht dessen gesunden Geschmack und dessen einfachen Ausdruck: er träumt, er declamirt, er übertreibt. Das ist seine schwache Seite, und reicht freilich hin alles Uebrige an ihm zu verdunkeln; allein sieht man davon ab, so hat Rousseau allerdings auch Vorzüge durch welche er seinen Platz über Voltaire einnimmt. Er ist ein anderer Vernunftredner als Voltaire; wenn er auf Seiten der Wahrheit ist, so ist seine Dialektik unwiderlegbar. Alle großen Gedanken, alle herrlichen Gefühle welche der Autor der «Pucelle» und «Candide» als Arbeit vorgenommen, um sie ins Lächerliche zu ziehen, hat der Verf. des «Emile» oft mit einer Macht der Rede, mit einem Glanze und Zauber des Ausdrucks be-

handelt wie er Voltaire immer fremd geblieben ist. Er besitzt die wahre Beredtsamkeit der Logik und der Leidenschaft: unglücklicherweise mischt er in dieselbe ein Zuviel, welches der lebhaftesten und gewaltigsten Redeweise einen Anschein von Rhetorik gibt. Durch seine Fehler wie durch seine Vorzüge bleibt Rousseau doch ein herrlicher Vorwurf zum Studiren. Da es klar ist, daß dieser nachdrucksvolle und bewegte Stil mehr als ein mal gewaltige Umänderungen erlitten hat, so würde es von großem Interesse sein die Entwickelung dieses mächtigen Arbeiters belauschen und ihn bei seinen Kunstschöpfungen überraschen zu können." 40.

Bibliographie.

Berg, E. v., Die Jagdfrage im J. 1848 und die deutsche Jagdgesetzgebung vom J. 1848. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 22½ Ngr.

Denkschrift zur Erinnerung an die Verdienste des in Dresden am 30. Juni 1817 verstorbenen K. S. Bergrath's Werner und an die Fortschritte bei der Bergakademie zu Freiberg, nebst einer übersichtlichen Nebeneinanderstellung der Mineralsysteme Werners und seiner Nachfolger bei dieser Akademie. Mit dem Bildniß von Werner und den Abbildungen zweier Denkmäler. Auch einige Beiträge im Bezug auf mittelbare Folge der Wernerschen Wirksamkeit. Unter Beihülfe einiger Freunde der Mineralogie herausgegeben von T. L. Hasse. Leipzig, Arnold. 1848. Gr. 4. 3 Thlr.

Feuerbach, L., Das Wesen der Religion. 2te Auflage. Leipzig, O. Wigand. Gr. 8. 12 Ngr.

Haygarth, H. W., Buschleben in Australien. Aus dem Englischen von M. B. Lindau. Leipzig, Arnold. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Morstadt's, K. E., Commentar über das Handelsrecht Deutschlands und Frankreichs. Kritisch-pragmatisch: auf der Basis des Grundrisses von Martens. 1ster Theil: das Ganze befassend, außer dem Wechselbrief- und das Seefracht-Wesen. Heidelberg, Groos. Gr. 8. 1 Thlr. 4 Ngr.

Politischer Rechtsschatz für das deutsche Volk. Fundgrube alles politischen Wissens, oder Taschenwörterbuch der bürgerlichen und politischen Freiheiten und Rechte freier Völker, sowie aller constitutioneller, politischer und staatsrechtlicher Begriffe und Ausdrücke. Wien, Tendler u. Comp. 1848. 16. 15 Ngr.

Tittmann, C. F., Die Stellung der Geschwornen zu den rechtsgelehrten Richtern, nach Anleitung des englischen Rechts geprüft. Leipzig, Arnold. Gr. 8. 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Dresel, A., Rudolph Brandes. Eine Beschreibung des am 18. Octbr. 1848 gefeierten Festes der Einweihung des ihm errichteten Denkmals, nebst den bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden. Lemgo, Meyer. Gr. 8. 5 Ngr.

Dumhof, F., Rede, gehalten in der 1sten Versammlung der Deutsch-Katholiken in München am 17. September 1848. 8. 1½ Ngr.

Entwurf einer Gemeinde-, Kreis- und Provinzial-Ordnung von dem permanenten Ausschusse des Vereins zum Schutze des Eigenthums und zur Förderung des Wohlstandes aller Volksklassen. Berlin. Gr. 8. 7½ Ngr.

Freihandel oder Schutzzoll in Meklenburg. Zur Würdigung des Entwurfs zu einem Zolltarif für das vereinte Deutschland. Frankfurt 1848. Von L. P. Z. Wismar. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hieroglyphen. Oder: Magisches Gedenkbuch des ehrlichen Michels und seines Vetters Hans. 1stes Heft. Dillingen, Kulinger. 12. 7½ Ngr.

Hilgard, T., Eine Stimme aus Nordamerika. Zehn Paragraphen über verfassungsmäßige Monarchie und Republik. Heidelberg. Gr. 8. 6 Ngr.

Hirscher, J. B., Die socialen Zustände der Gegenwart und die Kirche. Tübingen, Laupp. Gr. 8. 4 Ngr.

Hoffmann, C., Aussichten für die evangelische Kirche Deutschlands in Folge der Beschlüsse der Reichsversammlung in Frankfurt. Stuttgart, J. F. Steinkopf. Gr. 8. 7½ Ngr.

Möller, J. F., Erinnere sie! Predigt über Titus 3, 1—2. Dom. 22. p. Trin. zu Magdeburg gehalten. Eine amtsbrüderliche Gabe für die evangelische Geistlichkeit der Provinz zum neuen Kirchenjahre. Magdeburg, Heinrichshofen. 1848. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Das enthüllte Preußenthum oder Deutschlands Zukunft unter Preußischer Oberherrschaft, unter welcher Gestalt sie auch eintrete. Mit besonderer Rücksicht auf die Preußische Circular-Note vom 23. Jan. 1849 von einem Preußischen Staatsmanne. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 6 Ngr.

Reden an das deutsche Volk. Zwickau, Verein zur Verbreitung von Volksschriften. 1848. 8. 1½ Ngr.

Das neue deutsche Reich und die kleineren deutschen Staaten. Frankfurt a. M., Brönner. 8. 6 Ngr.

Reichardt, C. F., Die angebahnte Befreiung der Volksschule aus den vermeintlichen Ketten der Kirche mit besonderer Beziehung auf das Königreich Sachsen. Leipzig, Klinkhardt. Gr. 8. 3 Ngr.

Deutsche Reichsgeschichte. Eine Darstellung der Geschichte und Verfassung des deutschen Volkes und Reiches von den ältesten Zeiten bis zur Neugestaltung Deutschlands im J. 1849. Nebst den Resultaten der Verhandlungen in der Frankfurter National-Versammlung. Leipzig, Matthes. Gr. 16. 10 Ngr.

Reisinger, Allgemein faßliche Aufklärung über die Bestrebungen der republikanischen Parteien in Deutschland und Oesterreich, zur nützlichen Belehrung des Volkes. Linz. 1848. 8. 1 Ngr.

Die Preussische Rhederei im Anfange des J. 1849. Zusammengestellt von **Metzler & Winther**. Stettin. 16. 7½ Ngr.

Riel, Bericht über sein Verhalten in der National-Versammlung. Cüstrin, Enslin. 4. 4 Ngr.

Risch, O. T., Die Innungen, wie sie sich gestalten müssen. Mit besonderer Berücksichtigung der Verhandlungen des Gewerbe-Congresses zu Frankfurt a. M. Berlin, Springer. Gr. 8. 15 Ngr.

Schmidt, P. H., Gedanken über Staat, Kirche und Schule. Kiel, Schwers. 1848. Gr. 8. 6 Ngr.

Schulz, W., Die österreichische Frage und das preußisch-deutsche Kaiserthum. Eine in der Paulskirche zu Frankfurt nicht gehaltene Rede; nebst Anhang. Darmstadt, Leske. 8. 3 Ngr.

Schütte, A., Europäische Chronik der wichtigsten Ereignisse des J. 1848. Zusammenstellung aller Revolutionen, Aufläufe 2c. nach Datum und Tag geordnet. Breslau, Schletter. Qu. gr. 16. 6 Ngr.

Solms, L. Fürst, Geschichtliche Anmerkungen. 2te Auflage. Berlin, Gropius. 8. 6 Ngr.

Die Stellung der Justiz-Beamten in Preußen. Frankfurt a. O., Harnecker u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Traum eines constitutionell-monarchisch-gesinnten Ober-Oesterreichers: oder: Was Oesterreich Noth thut. Mit Rücksicht auf die Oktober-Ereignisse in Wien und Frankfurt. Wien. 1848. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Versammlung der deutschen Erzbischöfe und Bischöfe zu Würzburg im November 1848. Würzburg, Stahel. Gr. 8. 9 Ngr.

Welche Verfassung ist die beste? Eine Frage, beantwortet durch eine übersichtliche Zusammenstellung der Verfassungen 5 anderer Staaten mit der preußischen, nach den correspondirenden Paragraphen geordnet. Wesel, Bagel. 4. 15 Ngr.

Das Zweikammersystem oder die Trinität des Staates. Eine historische Betrachtung mit besonderer Rücksicht auf Deutschland. Kiel, akademische Buchhandlung. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 71. —— 23. März 1849.

Die politischen Flüchtlinge in England.

(Fortsetzung aus Nr. 70.)

Guizot, Duchatel und Dumon, die drei Hauptminister des 29. Oct., machten im Sommer monatlich drei oder vier Besuche in Claremont. Wenn Guizot in London ist, bewohnt er in der einsamen, dorfartigen Vorstadt Brompton ein bescheidenes Häuschen, in welchem er die ganze Zeit die er bei seinen ausgedehnten Bekanntschaften erübrigt dem Studium widmet. Er schreibt jetzt zwei Bände zu seiner „Histoire de la révolution d'Angleterre", die sich ausschließlich mit der Republik und Cromwell beschäftigen, und uns piquante Abschweifungen auf die Ereignisse der Gegenwart versprechen. Zwei weitere Bände werden später das Werk Guizot's vollenden. Dabei studirt er nebenher die Februarrevolution; eine Arbeit von ihm über die Demokratie in Frankreich ist bereits unter der Presse.*) Der Exconseilpräsident erträgt die Verbannung mit leicht erklärlicher Zufriedenheit. England ist in der That für ihn ein zweites literarisches und religiöses Vaterland. Der wohlbegründete Stolz, der vier Jahre lang die Kraft und fast das Genie Guizot's ausgemacht hat, ist noch unerschüttert genug, um ihn gegen den Kummer einer Niederlage schützen zu können. Man schreibt ihm das Wort zu: „Wir sind zurückgetreten, und da brach am andern Tage eine Revolution aus." So ist der ganze Mann, und hierin liegt seine Politik. Für Guizot beginnt die Revolution in dem Augenblicke, wo die Krone mit der Emeute capitulirt hat; denn dadurch war sie gewissermaßen legalisirt worden. Guizot ist ferner überzeugt, daß die Revolution keinen Grund hatte so durchgreifend zu sein; die Revolution hat sich entschließen müssen der Julíregierung zuzugestehen, daß der Friede die beste Bedingung der Sicherheit nach innen und des Einflusses nach außen sei; aber so stand dieses System völlig verdorben, als die alte Regierung es den Leidenschaften anpassen wollte aus denen die jetzige entstanden ist. Das Julifrankreich verbreitete die Freiheit durch die Regierung, das Februarfrankreich hat die Freiheit durch die Völker begründen wollen, und was ist daraus entstanden? Die Regierungen, bei denen wir früher gesiegt, haben sich insgeheim gegen uns verbündet; die Völker haben unsere Ideen der Umwälzung, nicht auch unser Bündniß angenommen. Die Nationalitäten, zu deren Beschützer wir uns aufwarfen, Polen und Italien, seufzen bereits unter der Last dieser doppelten Feindschaft. Die Revolution, die wir Deutschland zugeschleudert haben, ist dort alsbald an die Idee der Einheit übergegangen, und die Einheit ist nichts Anderes als die Rheinbefestigung, der Status quo in Posen, die Eroberung Italiens. Da ist Polen und Italien schon wieder: besiegt werden sie uns die Ermuthigung die wir ihnen gegeben haben vorwerfen, als Sieger aber uns keinen Erfolg danken wollen, da ihr Sieg uns doch keine Patrone gekostet hat. Jene Ideen, die wir zu Gunsten Europas entfesselt haben, denen wir aber nicht überall das Siegel unserer Gesetzmäßigkeit und Macht haben aufdrücken können, danket uns Belgien mit Mistrauen, Polen und Italien mit Verachtung, Rußland und Deutschland vielleicht mit Kugeln. Niemals sind in ein Wort traurigere Widersprüche zusammengeworfen worden. Wir lasten auf ganz Europa, und haben doch niemals so vereinsamt in der Welt dagestanden. Wir haben den Frieden um jeden Preis, aber mit den Lasten und Gefahren des Kriegs. Unsere Lage ist, um es kurz zu sagen, die von 1792 ohne Eroberungen, nicht aber ohne Coalitionen. Der Gedanke einer bevorstehenden Coalition war vor kurzer Zeit jenseit des Kanals sehr verbreitet, und Guizot war nicht der Letzte der ihn theilte. Ein Umstand tröstet uns noch, der nämlich, daß Europa viel kränker ist als wir. Guizot war ziemlich beruhigt über unsere innere Lage. Nach seiner Ansicht hat der französische Staat, nachdem die Gesellschaft vier Monate lang nach allen Windgegenden herumgeschüttelt worden war, im Juni seinen Schwerpunkt wiedergefunden. Die Juniinsurgenten, die das Eigenthum und die Familie zum Zielpunkte nahmen, haben Frankreich dadurch die Nothwendigkeit seines conservativen Princips gezeigt. Bietet unsere gegenwärtige Staatsform mit ihrer einen Kammer diesem Principe der Erhaltung hinlänglichen Anhalt? Guizot bezweifelt es; er möchte vielmehr ein wahreres Zweikammersystem als die Minorität der Commission es vorschlug. Diese wollte nämlich neben der Volkskammer noch eine Art von Rath der Alten constituiren, der aus demselben Wahlprincip wie jene hervorgehen sollte. Nach Guizot's Meinung müßten die beiden Kammern, damit sie nicht gegenseitig ineinander übergingen, aus verschiedenen Quellen entspringen. Es könnte also z. B. für die eine die Wahl, für die andere die Erblichkeit als Princip gelten, wenigstens müßten sie ganz entgegengesetzte Interessen vertreten. Der Exconseilpräsident verwirft das allgemeine Stimmrecht gerade nicht, würde es aber doch nur revidirt und verbessert billigen. „Damit die allgemeine Stimmung sich kläre, muß man ihr Zeit lassen"; indirecte Wahlen seien das beste Mittel um in den Veränderungen der Volksmeinung das allzu Unüberlegte und Unbesonnene zu verhindern. Guizot hat sich seine Ansichten über die neue Regierungsform bis in das Einzelne durchgebildet, und er wird sie eines Tages auf der Tribune entwickeln; denn er ist entschlossen nur nach Frankreich zurückzukehren, wenn man ihn von da aus der Verbannung ruft, d. h. also nur auf dem Wege der Wahl. Uebrigens hat er seine Rückkehr in das Staatsleben bis zur Zusammenberufung der zweiten Versammlung verschoben; auch hat er schon mehre Anerbietungen zur Candidatur abgelehnt, und der Ausdruck seiner Weigerungen war für gewisse Leute des Februarstaats Nichts weniger als schmeichelhaft. Die auswärtige Politik der Regierung zu bekämpfen würde ihm als eine Inconsequenz erscheinen; denn diese Politik, meint er, war im Grunde auch die seinige, nur „verschlechtert und verdorben". Aber wenn er diese Politik stützen

*) „De la démocratie en France" erschien seitdem auch in einer eleganten und billigen Ausgabe bei Brockhaus und Avenarius, 1849.

wollte, würde er neben Menschen sitzen müssen deren Unfähigkeit ihn empört, und darum zieht er es vor zu warten. Seine Urtheile über Männer und Thaten des Februar sind, wenn auch nicht frei von Ironie, so doch frei von systematischer Bosheit. Die Revolution hat keinen unparteiischern, vielleicht keinen untrüglichern Beurtheiler. Sollte man Das für Affectation halten?

Duchatel und Dumon besaßen diesen praktischen Stoicismus Guizot's nicht; während der ersten Monate ihres Aufenthalts in London ertrugen Beide die Verbannung mit gleicher Ungeduld. Sie betrachteten die Dinge aus den entgegengesetztesten Gesichtspunkten: Dumon sah wie die Republik jeden Tag mehr die anarchischen Bestrebungen des Februar ausbreitete, und schien zu dem Glauben geneigt, daß ein Umschlag in den Ansichten wol die alte Ordnung zurückführen könnte; Duchatel dagegen, der das größte Gewicht auf den instinctmäßigen Ordnungssinn der Massen legte, erblickte in dem neuen Regimente, wenn es sich nicht mäßigen würde, den fortwährenden Keim der Desorganisation; er schenkte ihm nicht drei Monate, um seine sichern Berechnungen zu bewahrheiten. Die Herrschaft der Waffen, die Organisation des Aufstandes erschreckten die administrative Ordnungsliebe Duchatel's, der sogar mit der Macht unzufrieden war welche die Julirevolution den Parteien verliehen hatte. Ein System, wo der Staat fortwährend unter Waffen sein müsse, und die sichersten politischen Unternehmungen jeden Augenblick von einer Laune der Nationalgarde auf der Straße oder von den Berechnungen einer Opposition in den Kammern abhingen, deren Hauptbeschäftigung es war dem Ministerium Verlegenheiten zu bereiten, solch ein System sei auf die abnormsten Bedingungen gegründet. Der Exminister des Innern hatte hierüber mit seinem Collegen des Auswärtigen manchen Streit. Guizot glaubte steif und fest an die Discussion, Duchatel erblickte nur eine unangenehme Nothwendigkeit darin; Jener hätte gern von der Tribune aus regiert, Dieser, obwol selbst ein guter Redner, war darüber ganz außer sich. Dennoch war Duchatel überzeugt, daß gegen das Ende der Monarchie der Constitutionalismus hinreichend Wurzel gefaßt habe, um einen Regierungswechsel ertragen zu können; die steigende Unpopularität, die in allen Wahlen die Ultras zu treffen schien, flößte ihm ein blindes Vertrauen ein. Daher schreibt sich auch sein Widerstand gegen eine Reform welche dies Gleichgewicht hätte verrücken und die Regierung im Augenblicke der Gefahr einer ungewissen Zukunft hätte aussetzen können. Er gestand ganz frei ein, daß das Wahlgesetz von 1831 den Fehler habe „eine ununterbrochene Reihe von Unruhestiftern" zu erzeugen; aber wenn diese durch fähige Köpfe verstärkt würden, so wäre das Uebel nur um so größer geworden. Eine Reform welche dem Ansehen nach oben durch Schwächung der parlamentarischen Initiative mehr Stärke und nach unten durch eine Decentralisation weniger Druck zu Stande gebracht hätte, wäre ihm lieber gewesen. Er ist in der That ein Freund der englischen Decentralisation, und bedauert lebhaft, daß sie in Frankreich nicht ganz anwendbar ist. In England, meint er, würden die öffentlichen Anstalten zur Hebung des Volkswohlstandes ohne Zuthun des Staats durch Privatcorporationen versehen, die sich dafür durch Zölle entschädigten; in Frankreich sei Das wegen der gegenwärtigen Finanzlage und der Eigenthümlichkeiten des Volkes halber unmöglich; daher sei der Staat bei uns genöthigt Alles selbst zu unternehmen, und so vergrößere sich zugleich seine Verantwortlichkeit. Weil die Regierungen vor 1830 die Communicationsmittel vernachlässigt hätten, habe sich die Julirevolution bewogen gefunden sie alle auf einmal zu unternehmen, und was war die Folge? Die Departemental- und Communalabgaben haben fast überall die Höhe einer Staatsabgabe erreicht. Die Masse der Steuerpflichtigen, welche ihre politischen Sympathien nach der Quittung des Empfängers richtet, hat sich bei der Regierung über zu große Steuerlast beklagt, während die einzige Ursache davon nur die Ohnmacht der Departements, der Gemeinden und der Privaten ist. Die oppositionnelle Presse hat diesen Irrthum der öffentlichen Meinung bestärkt, und so wurde zuletzt die Julieregierung für das Gute was sie gethan und das Böse was sie nicht gethan hatte bestraft. Duchatel schreibt zum Theil den unvermeidlichen Folgen dieser unbeschränkten Centralisation die ungeheure Leichtigkeit zu mit der die Februarrevolution in den Provinzen Anklang fand.

Unter den politischen Schiffbrüchigen von 1848 ist der Fürst Metternich derjenige der in London das meiste Aufsehen erregt. Sein Hôtel am Eaton-Square hat während des ganzen Sommers nicht aufgehört der Modewallfahrtsort für alles Das zu sein was der britische high life an berühmten Wappenschildern und an Aristokratie besitzt. Der Fürst gab keine Feste: „Ich habe hier nur mein Reisehôtel", sagte er nachlässig; aber das Reisehôtel besteht, beiläufig gesagt, in einem wahren Heer von Bedienten. Die Verbannung scheint in der That für ihn mehr eine Vergnügungsreise als ein Unglück zu sein. Man übersieht ihn ein wenig zu sehr bei uns: in England und Wien bleibt Metternich der einflußreichste und consultirteste Staatsmann des Monarchismus. Aus dem Dunkel seiner Zurückgezogenheit regiert er den östreichischen Hof, der Nichts ohne seine Zustimmung thut, berathet den Zar, mit dem er eine regelmäßige Correspondenz unterhält, unterstützt die Tories durch den Herzog von Wellington, und übt sogar einen ziemlich großen Einfluß auf die Whigs durch Lord Palmerston, der ihn häufig sieht, ohne indeß gerade directe Beziehungen mit ihm anzuknüpfen. Metternich nimmt hiernach seinen Platz ein. Er erwidert die Besuche nicht die man ihm macht, und macht von dieser germanischen Steifheit nur zu Gunsten seines Freundes, des Herzogs von Wellington, eine Ausnahme. Die englische Pairschaft beugt, so gut es geht, ihren Stolz vor diesen fürstlichen Eigenthümlichkeiten; die Neugier trägt ihr Erkleckliches mit dabei. Jeder möchte der diplomatischen Sphinx des Absolutismus ein Wort, eine Meinung entlocken, um so mehr, als sie mit dem Alter ein wenig schwatzhaft wird. Obwol immer noch eine gewaltige Rolle in der Politik der Gegenwart spielend, beurtheilt er sie doch fast mit der Gleichgültigkeit eines abgetretenen Schauspielers, und verschmäht es sogar nicht den Uneingeweihten hinter die Coulissen sehen zu lassen. Man fragte ihn einmal wie es ihm gelungen sei die geschicktesten Staatsmänner immer in Schach zu halten, und er erwiderte: „Indem ich ihnen die Wahrheit sagte." Das klingt allerdings wenig schmeichelhaft für die Diplomatie, aber doch zu schmeichelhaft für den alten Diplomaten; man braucht indeß nur einen kleinen Rückhalt zu machen: Metternich sagt zwar fast stets die Wahrheit, aber niemals die ganze, und bewahrte sich so zugleich die Vortheile der Ehrlichkeit und der Diplomatie. Dieses Systems der Vorbehalte und diplomatischen Hinterthüren bediente er sich gern gegen die Geschäftsträger gewisser kleiner deutschen Regierungen, deren lästigen Eigensinn er bei den großen europäischen Verwickelungen fürchtete, und die er sich doch nicht durch völlige Uebergehung entfremden wollte.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Kalkutta.

November 1848.

....Sie wundern sich, schreiben Sie mir, daß „Anglo-Indien der Welt weder Sohn noch Tochter geboren welche den Dichtergeistern Englands, ihres Stammlandes, einigermaßen ebenbürtig seien", und werfen die Frage hin: „Wie kommt Das?" Ich nehme die Frage auf, nicht weil ich mir einbilde, daß ich einer vollständigen Beantwortung fähig bin, oder von Ihnen für fähig erachtet werde, sondern weil es sich fügt, daß, ehe ich Indien sah, ich mir dieselbe Frage gestellt, und seit ich es gesehen sie mir wiederholt, ihr auch einige Stunden des Lesens und Denkens gewidmet habe. Wie kommt es, fragte ich mich, daß unser englisches Indien auf der Stufenleiter der

Dichtkunst so tief unter England steht, während es an dichterischen Elementen ihm so hoch überlegen ist? Die Söhne und Töchter unserer Anglo-Indianer wachsen meist in England auf, empfangen dort zum großen Theile mindestens eine tüchtige Schulbildung. Wenn sie dann zurückkehren in das älterliche Haus mit dem frischen Blute der Jugend, mit dem leichten Fluge der Hoffnung, mit glühender Phantasie, und der ätherblaue Himmel, die weiche Luft, die warme Sonne und die funkelnden Sterne sie an die Träume ihrer Kindheit mahnen: warum dichten und singen sie nicht aus der freien Brust? Wo man glauben sollte es müsse der kleinste, der schwächste Keim der Poesie sich rasch zum Leben entwickeln, Blüten treiben und Früchte tragen, genährt und gekräftigt von dem Ringsum einer herrlichen Natur, von dem Anblick neuer Sitten, neuer Menschen, fremder Costumes und fremder Situationen: warum ruht der Keim? Denn daß er ruht oder sich nur unmerkbar regt, ist Thatsache. Ruht er vielleicht und hat bisher geruht, weil die Anglo-Indianer Kaufleute sind, Rechtsgelehrte und Soldaten, die sich mit philosophischen und literarischen Forschungen, ausschließend mit den verschiedenen Zweigen des praktischen Wissens beschäftigen, und weil sie deshalb im Allgemeinen keine Zeit haben zu eigener dichterischer Schöpfung, sich im Allgemeinen mit einem schwachen Sangsecho aus Europa begnügen, und gleich Verwiesenen aus dem Vaterlande die verstimmten und widerstraubenden Harfen an Weidenbäume hängen?

Unter den Dingen die ich Ihnen mit Gegenwärtigem sende finden Sie ein mehre Monate altes Heft eines hiesigen Journals, des „Oriental magazine", welches ich namentlich wegen eines darin enthaltenen Aufsatzes beilege, dessen Verf. ein geachteter Lehrer am hiesigen Hindoo college ist, Namens Montague, und welcher die fragliche anscheinende Anomalie, soweit sie die frühesten englischen Ansiedler betrifft, daraus zu erklären sucht, daß dieselben ohne Ausnahme Handelsleute oder, wie es dort heißt, lediglich auf die prosaischen Bestrebungen des Handels und Wandels erfessene Menschen gewesen seien. Ich räume zur Hälfte ein was der Verf. sagt, daß der Klang der goldenen Mohuren den Klang der Verse übertäube, Baumwollenballen, Haufen Betelnüsse, Salzberge und Reissäcke keine guten Elemente dichterischer Begeisterung seien. Aber für den halben Widerspruch bringe ich die Erfahrung in Ansatz, daß die Muse nicht immer vor Berechnungen nach Rupien, Annas und Pice, Pfunden, Schillingen und Pence, Thalern, Groschen und Pfennigen entflieht oder entflohen ist; denn sie weilt und wohnt nicht allein in Wäldern und auf Bergen, auf Fluren und Wiesen, sondern auch mitten unter Menschen im stolzesten Palaste und in der niedrigsten Hütte. Wenn jedoch der Verf. weiter sagt, auf jene Bestrebungen sei Kriegsgetümmel gefolgt, und „der Lärm der Waffen habe den Genius der Poesie aus dem Lande gescheucht", so erlaube ich mir hinsichtlich dieses Schlusses mindestens zu zwei Drittheilen zu widersprechen, mich auf das Zeugniß der Literatur berufend, daß oft die stürmischsten Zeiten die besten Dichter geboren, und durch das wildeste Waffengeräusch die begeistertsten Lieder getönt haben. Als Versuch jene anscheinende Anomalie und dadurch die Thatsache zu erklären, daß die indische Literatur im ganzen Gebiete der Phantasieschöpfungen so auffallend schwach und mangelhaft ist, gebe ich Ihnen Folgendes.

Sobald ein Volk anfängt aus dem Zustande der Barbarei sich zur Civilisation zu erheben, geht die Bücherliteratur der Journalliteratur voraus. Die kräftigsten, strebsamsten Geister lassen sich in Büchern aus, reden zu ihren Zeitgenossen durch Bücher, die zwar langsam in die Welt der Intelligenz eindringen, aber um so festern Boden gewinnen. Dies muß schon zum großen Theil geschehen sein, ehe der literarische Luxus der Tagesschriftstellerei beginnt, Zeitungen, Journale, Monats- und Vierteljahrsschriften an die Reihe kommen. Anders verhält sich Das, wenn Glieder bereits civilisirter Nationen auswandern, in fremden Weltgegenden sich ansiedeln. Sie sind im Zustande des Journalismus, ohne die dahin führenden Stationen persönlich zurückgelegt, ohne den angedeuteten Bildungsproceß persönlich durchgemacht zu haben. Zeitungen und Journale, Beides eine commercielle und sociale Nothwendigkeit, bilden die Literatur, die ausschließende Literatur der Colonie, und was sie selbst literarisch erzeugt kleidet sich in die Form und hat den Charakter der leichten, flüchtigen Tagesschriftstellerei. Wollen Sie Dies auf Indien anwenden, so ziehen Sie ferner in Betracht, daß aus der eigenthümlichen Lage der englischen Ansiedler eine gewisse Engigkeit der Bewegung entsprang. Rings von Millionen Asiaten umgeben war eine Handvoll Europäer eingekeilt zwischen Völkerschaften mit denen sie Nichts gemein hatte. Bringen Sie weiter meinen Landsleuten in Rechnung, daß ihnen Indien nur ein zeitweiliger Aufenthalt galt. Rückwärts richteten sie ihre Blicke auf das Land das sie verlassen, vorwärts auf die Zeit der Heimkehr. Was sie unter solchen Verhältnissen im Gebiete der Phantasieschöpfungen leisteten, es konnte kaum etwas Anderes, etwas Höheres sein als ein Ausdruck sentimentaler Erinnerungen und schwärmerischen Hoffens. Wie kein Auge, hatten sie kein Wort für die wundervolle Gegenwart in deren Mitte sie standen. Schlagen Sie den erwähnten Aufsatz des „Oriental magazine" nach, und Sie begegnen einer Stelle die in mein Horn bläst. „Ehe der Marquis von Hastings", bemerkt Montague, „die Statthalterschaft von Indien antrat, ein Zeitpunkt welcher mit dem Aufblühen der anglo-indischen Literatur zusammenfällt, gab es junge Leute die, umnebelt von den Dünsten und versenkt in die Wolken des Tabacks, ihm ein Loblied sangen, ihren Hookah der Sterblichkeit verschrieben. Andere stimmten ein Klagelied an über all das Ungemach das des Landes Erbtheil sei; und um für die Leiden die man ertragen müsse einigen Ersatz zu bieten, schlossen sie ihr diapason mit einer glänzenden Enthüllung des Goldes und Silbers, der Perlen und edeln Steine, welche das britische Indien besitze. Noch Andere, welche das Schicksal in die niedrigen Marschländer von Bengalen versetzt, ergossen sich in gereimten Anathemen gegen die kleinen Stechfliegen, weil sie ihre Gänsekiele umsummten, und Spuren der Zuneigung auf ihren Gesichtern und Händen zurückließen. Eine vierte Classe, begeistert von der Erstürmung von Bangalore und Seringapatam, von den Mahratta- und Pindarrie-Kriegen, erging sich darüber in lyrischen Gedichten, welche jetzt glücklicherweise vergessen, und nur noch vielleicht bei einem armen wandernden Buchhändler zu haben sind, dessen „Silberbart seine alte Brust bedeckt". Eine fünfte Abtheilung flötete das Lob und die Herrlichkeit der Geliebten die ihnen auf Albions Insel geblüht, und feierte — selten mit besserm Glücke — die Leilas und Dudus, deren Bekanntschaft sie hier gemacht.

Ihnen brauche ich nicht zu sagen, daß erst unter der Statthalterschaft des Marquis von Hastings die Briten dem Namen und der That nach Herren von Indien wurden. Der Mahratta- und Pindarrie-Krieg erreichte 1819 sein Ende, und obschon wir — wir, nicht ich — die stupende Thorheit begingen einen Schattenkönig der Mahrattas auf dem kleinen Throne von Sattara zu lassen, zerstückelten wir doch nach Gutdünken das übrige Land, und pensionnirten die eingeborenen Herrscher. Von nun an fühlten wir uns in Indien mehr heimisch, und als natürliche Folge nahm die Literatur, ich meine die periodische oder Tagesliteratur, einen Aufschwung. Allerdings begnügten sich die meisten Dichter mit der Ehre die Lücke eines Zeitungsblattes auszufüllen, doch waren einige derselben nichtsdestoweniger echte Dichter, deren Talente ihrem Namen sogar in England Anerkennung verschafft haben. Sind Ihnen dort oder in Deutschland Gedichte vorgekommen von D. L. R., so kann Ihnen hier jeder Gebildete sagen, daß Dies die Anfangsbuchstaben eines David Lester Richardson sind, des Verf. zweier Bändchen vortrefflicher Dichtungen. Ein Anderer, Calder Campbell, weilt zwar nicht mehr unter uns, ist nach England gezogen, beweist aber dort wie viel die hiesige Literatur an ihm verloren, und warum wir ihn ungern haben ziehen sehen. Indessen kann weder Capitain Richardson noch Major Camp-

bell ein indischer Dichter heißen. Es schien und scheint immer als könnten sie der Luft ihrer Heimat sich nicht entwöhnen, und glaubten sich fortwährend inmitten der dortigen Natur und im Kreise dortiger Menschen. Dagegen muß ich Ihnen Einen nennen welcher die Reihe zu erwartender indischer Dichter würdig eröffnet, und dessen Name auf dem ersten Blatte der Literaturgeschichte Indiens seine Stelle finden wird. Oder hätten Sie bereits von Henry Louis Vivian Derozio gehört? Er besaß — denn leider muß ich in der vergangenen Zeit sprechen — ein entschiedenes Dichtertalent und eine für sein Alter und seine Stellung ungewöhnliche Bildung. Was ihn aber unter seinen Genossen besonders auszeichnet ist Das was jenen fehlt, die ihm inwohnende anglo-indische Natur. Der Stoff seiner Gedichte wie die von ihm eingeführten Personen sind indisch, und nur die Form seines Gedankenausdrucks erinnert bisweilen an die beliebtesten Muster des europäischen Geschmacks.

Derozio wurde 1809 in Kalkutta geboren, erhielt eine mittelmäßige Erziehung, war ein oder zwei Jahre Commis eines hiesigen Banquierhauses, und ging dann nach Bhaugulpore zu seinem Oheim, einem dasigen Indigopflanzer. Eine Indigopflanzung hat nicht blos das Eigenthümliche, daß auf ihr nichts Anderes erbaut wird als Indigo, sondern auch daß sie abgeschieden und verhältnißmäßig einsam liegt. Hier erwachte und entwickelte sich Derozio's Talent für Poesie. Unter der Chiffre Juvenis ließ er die frühesten Kinder seiner Laune von der Tagespresse aus der Taufe heben, die nicht unbeachtet blieben. In seinem 17. Jahre gab er einen ersten, im folgenden Jahre einen zweiten Band Gedichte heraus. Um dieselbe Zeit kam er nach Kalkutta zurück, und wurde Lehrer am Hindoo college. Nicht lange so verlor er die Stelle, es hieß, weil sein Unterricht in Religion und Sittenlehre zu heterodox gewesen sei. Andere behaupten, er sei entlassen worden, weil er den eingeborenen Vorstehern der Anstalt nicht bigot genug gewesen, Letztere mit Angst und Schrecken die Fortschritte seiner Zöglinge wahrgenommen, die keck und kühn durch Schinken und Rindfleisch sich Bahn brachen, und zwischen Bierhumpen sich dem Liberalismus näherten. Sollte diese Phrase Ihnen nicht ganz deutlich sein, so wird sie es durch den Zusatz werden, daß derartige Excesse im Punkte des Essens und Trinkens für Abfall vom Hinduglauben gelten, und den Verlust der Kaste nach sich ziehen. Derozio tröstete sich, schrieb für Journale, und hatte die Redaction des „East Indian", eines täglich erscheinenden Blattes, übernommen, als 1831, im 22. Jahre seines Lebens, inmitten seiner literarischen Hoffnungen und Pläne die Cholera ihn zum Opfer foderte.

Es thut mir leid von den zwei Bänden Gedichte Ihnen kein Exemplar beifügen zu können.... Das aber will ich mir nicht versagen den Anfang des Hauptinhalts des zweiten Bandes: „The fakeer of Jungheera", Ihnen abzuschreiben. Wollen Sie dabei bedenken, daß zur Zeit der Abfassung Derozio kaum 18 Jahre zählte, so dürfte sich daraus auch gegen Sie der Glaube rechtfertigen, daß der Tod uns beiweitem Schöneres vorenthalten.

How like young spirits on the wing
The viewless winds are wandering!
Now o'er the flower-bells fair they creep,
Walking sweet odours out of sleep;
Now stealing softly through the grass,
That rustles as the breezes pass,
Just breathing such a gentle sigh,
As love would live for ever by!
The sun-lit stream in dimples breaks,
As when a child from slumber wakes,
Sweet smiling on its mother — there,
Like heavenly hope o'er mortal care!
The sun is like a golden urn,
Where floods of light for ever burn,
And fall like blessings fast on earth,
Bringing its beauties brightly forth.
From field to field the butterfly
Flits — a bright creature of the sky;
As if an angel plucked a flower
From fairest heaven's immortal bower,
The loveliest, and the sweetest there,
Blooming like bliss in life's parterre;
And after having pinions given,
As earnest of eternal powers,
To show what beauty buds in heaven,
Had sent it to this world of ours.
And wildly roving there the bee,
On quivering wing of melody,
From shrub to shrub enamoured hies,
Then like a faithless lover flies,
Giddy and wild even as he sips
Their honey from the floweret's lips.
Oh! there beneath the chequered shade
By the wide-spreading banyan made,
How sweetly wove might be the theme
Of gifted bard's delicious dream!
His temples fanned by freshing air,
His brain by fancies circled fair,
His heart on pleasure's bosom laid,
His thoughts in robes of song arrayed —
How blest such beauteous spot would be
Unto the soul of minstrelsy!

17.

Lesefrüchte.

Englische Schriftstellerhonorare.

Das höchste Honorar welches je in England, vielleicht auch anderwärts, für ein zweibändiges Werk gezahlt worden ist, sollen die 600 Pf. St. oder 4000 Thaler jährliche Rente auf zehn Jahre für das zehnjährige Verlagsrecht von Macaulay's vor kurzem erschienener und binnen wenig Wochen zur dritten Auflage gelangter „History of England" sein. Bisher galten als höchste gezahlte Honorare die 4000 Guineen für Washington Irving's „Life of Columbus" in vier Octavbänden, die 2000 Guineen für „Life of Byron" von Moore in zwei Quartanten und die 4500 Pf. St. für das zehnjährige Verlagsrecht von des jetzigen Bischofs von Oxford und seines Bruders „Wilberforce's memoirs" in fünf Octavbänden. Wenn Roberts für sein „Life of Hannah More" in fünf Octavbänden 3000 Guineen, Twiß für sein „Life of Lord Eldon" 2000 und Stanley für sein „Life of Dr. Arnold" nahe an 1500 Guineen empfing, so waren Dies doch nicht Honorare, sondern bedungene Antheile an dem Ertrage des Verkaufs. Dabei die Erwähnung, daß kein Werk so lange es neu hieß einen schnellern Absatz gehabt und einen größern Erlös gewährt haben soll als Walter Scott's „Life of Napoleon" (9. Bde., 1827): der Erlös betrug 18,000 Pf. St.

Ludwig Napoleon's Selbsterkenntniß.

Laut der „Morning post" ist Ludwig Napoleon's Bibliothek in London versteigert worden, und dabei ein schönes, in Saffian gebundenes Exemplar von Lamartine's „Jocelyn" vorgekommen, mit folgendem vom Prinzen auf die innere Seite des Umschlags geschriebenen Urtheile: „Unternahm das Lesen dieses Buchs in Florenz, Sonntags den 7. Mai 1837. Gab es auf, weil das Buch für mich zu hoch war. Unternahm es ein zweites mal Montags, den 8. Mai, und war nicht glücklicher. Strengte mich Dienstags, den 9. Mai, zu einem abermaligen Versuche an und gab es entschieden auf." 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 72. —— 24. März 1849.

Die politischen Flüchtlinge in England.

(Beschluß aus Nr. 71.)

Was Metternich am meisten bei seiner diplomatischen Laufbahn genützt hat, ist sein wirklich wunderbares Gedächtniß. Die unbedeutendsten Worte eines Menschen den er durchschauen will graben sich in sein Gedächtniß ein, reihen sich aneinander, ergänzen sich, und werfen dann ein unerwartetes Licht auf die wichtigern Aeußerungen, deren Werth er beurtheilen will. Der Fürst hat in seinem Cabinet erstaunliche Stöße von Manuscripten, die mit jener festen, abgerundeten und weitzeiligen Schrift bedeckt sind, die er bis in sein Alter bewahrt hat. Diese Papiere enthalten Nichts als den wörtlichen Inhalt von zahlreichen Gesprächen, die er seit 40 Jahren aufgezeichnet hat; das umfangreichste Manuscript enthält die Erzählung einer siebenstündigen Conferenz des Fürsten mit Napoleon zu Paris; mit schlecht verhehlter Genugthuung erzählt er einen Vorfall dabei. Die Unterredung, anfangs ruhig von beiden Seiten, war bald auf Seiten des Kaisers in einen Ton wachsender Reizbarkeit übergegangen, den die ehrfurchtsvolle, aber hartnäckige Unerschütterlichkeit des Fürsten noch mehr aufstachelte. In einer Regung der Ungeduld wirft Napoleon ihm seinen Hut vor die Füße; aber der Fürst bleibt gelassen stehen, ohne ihn aufzuheben. Der Leser wird bemerken, daß die deutsche Politik weniger darauf stolz ist die Macht Napoleon's gebrochen zu haben, als vielmehr, sich nicht vor der Eitelkeit eines Kaisers gebeugt zu haben.

Man hat oft Talleyrand und Metternich verglichen: sie haben Beide dieselbe Gabe des bon mot, dieselbe Gabe des feinen und geistreichen Spotts über jede prahlerische Theorie und jede hochtrabende Gefühlsäußerung, nur daß dieser Spott bei dem Einen plötzlich hervorsprudelt, bei dem Andern eine Sache der Ueberlegung ist; im Uebrigen gibt es nur wenige geistige Verwandtschaft zwischen ihnen. Talleyrand war Skeptiker, Metternich ist ein Gläubiger; wo der Erste nur Menschen und Dinge erblickte, sieht Dieser vor Allem Principien, der französische Diplomat fügte sich leicht den Umständen, welcher Art sie auch waren, der östreichische wußte, wenn es nöthig war, den Umständen auszuweichen, denn er war sicher, daß er später oder früher seinen Platz doch wieder einnehmen würde. Talleyrand hat drei Regierungen durchgemacht, deren Handlungen sich gegenseitig widersprachen, während Metternich unter dem Schutze des sprüchwörtlich gewordenen Stillstands Oestreichs im Innern 40 Jahre hintereinander dasselbe Interesse gegen die wechselnde Politik des Continents vertreten konnte. Der Eine hing von der Gelegenheit ab, der Andere hatte die Zeit zum Bundesgenossen; der ungeheure und plötzliche Sturm, der Metternich in die Verbannung gejagt hat, hat übrigens seinen ruhigen Optimismus nicht geändert. „Ist das Princip falsch", pflegt er zu sagen, „so ist alle Anstrengung abgeschmackt und ohnmächtig", und da es seiner Ansicht nach nur ein wahres Princip gibt, das der Autorität, so spricht er der revolutionnairen Bewegung jede Lebensfähigkeit ab. Wenn man ihm hierauf die Nothwendigkeit eines Fortschreitens vorhält, so lächelt er ungläubig: „Der politische Fortschritt", sagt er, „dreht sich in einem Cirkel; je weiter er vorrückt, um so mehr nähert er sich seinem Ausgangspunkt." Nach der Ansicht Metternich's ist z. B. die Februarrepublik dazu bestimmt den Kreislauf der alten zu wiederholen; 1848 ist ihm nur 1793 durch ein Fernglas betrachtet, und da er wähnt, er sehe 1814 schon von fern herannahen, so sähe er gern den Bonaparte einer Revolution auftreten, die ihren Mirabeau schon in Lamartine, ihren Danton in Ledru-Rollin, ihren Pethion in Marrast und ihren Baboeuf in Proudhon besitzt. Die Bewegung die Frankreich und Europa durchschüttelt ist seiner Meinung nach nur ein unvermeidliches und letztes Erdbeben der Gesellschaft, welches, einen Augenblick durch den Constitutionalismus aufgehalten, bis zum Versuch einer Revolution fortdrängte, um dann zum Dogma der Autorität, und zwar für immer, zurückzuführen. Metternich glaubt, die erste Revolution habe nur die höhern Classen gezüchtigt, und diesmal treffe die Sühne Völker wie Könige: jene werden von nunab den Geist des Aufruhrs ablegen, diese den Geist der Schwäche; denn sie werden es schwer empfunden haben, daß sie je über ihre Rechte „vereinbart" haben; „das Papstthum selbst", sagte er lange, bevor man die Undankbarkeit der römischen Revolution voraussehen konnte, „das einen Augenblick lang dem heuchlerischen Fortschritt des Liberalismus sich zugeneigt hatte, wird stark und gereinigt, vielleicht gerade durch das Märtyrerthum, daraus hervorgehen"; und „einst wird kommen der Tag", meint Metternich, „an dem die Theokratie auf den Trümmern der europäischen Revolution von neuem der Legitimität die Hand reichen wird!"

Der Absolutismus ist nicht allein eine Glaubenssache für Metternich, sondern er ist in seinen Augen auch die einzig praktische Regierungsform, die sich am leichtesten den gesellschaftlichen Bedürfnissen anschmiegt; „noch weit mehr", sagt er, „als die geschriebenen Verfassungen". Eine a priori verfertigte Verfassung widerspricht seiner Ansicht nach den Erinnerungen einer andern Zeit oder eines andern Landes sowol als auch den vorübergehenden theoretischen Ansichten der Gegenwart, und da jedes Volk seine eigenthümlichen Ideen habe, welche durch die Zeit von Tag zu Tag modificirt, umgeändert und durch neue ersetzt würden, so werde solch eine Verfassung leider dazu bestimmt sein früher oder später den Bedürfnissen des Landes nicht mehr entsprechen zu können. Anstatt der Zukunft Regeln vorzuschreiben, findet es Metternich viel vernünftiger und einfacher solche Regeln der Zukunft selbst zu überlassen, als der natürlichen Erklärerin der Volkswünsche. „Welche Regierungsform würde sich nun hierzu am besten eignen", schließt Metternich weiter, „als der Despotismus, welchen kein Hemmniß fesselt und der ohne Verantwortlichkeit wie ohne Hinderniß jeden Tag das Gesetz verändern kann?"

Dieser feste Glaube an den Absolutismus, den Metternich offen bekennt, geht übrigens bei ihm nicht bis zur Intoleranz und bis zur Ausrottung der in Bezug auf Politik Andersgläubigen. Sobald nur das Princip der Autorität sichergestellt ist,

läßt er sogar in gewissem Maße das Repräsentativsystem zu; „versteht es sich nicht von selbst", sagt er, „daß der Kranke spricht, um zu sagen wo es ihm weh thut?" Freilich liebt Metternich die gelehrigen Kranken. Das Liebste wären ihm Kammern mit rein berathender Stimme. Metternich hatte, wie bekannt, nur einen geringen Glauben an unser Kammerregiment von 1830; das dreifache Gegengewicht der Legitimität, einer mächtigen Aristokratie und einer Staatsreligion fehlte ja diesem. Niemand war indeß gerechter gegen die Stellung Frankreichs und seines Regenten als er. Ich brauche Metternich nicht gegen das Vorurtheil zu vertheidigen, als habe er vor dem Revolutionsherde, Frankreich, einen kindischen Schrecken. Nicht einmal jetzt, und Das will viel sagen, sieht uns der östreichische Exkanzler schief an; wir sind ihm im Grunde nicht sowol Revolutionnaire als Schriftsteller. Sobald nur Jemand ein piquantes Paradoxon in die Welt schickt, gleich sind wir dahinterher und adoptiren es sammt seinem Erzeuger. Da heißt es nun, unsere Leidenschaft für gedrucktes Papier hat uns ins Verderben gestürzt. Paris hat die Februarrevolution gemacht, weil Hr. v. Lamartine die „Girondisten" geschrieben hat, die Juniinsurrection — weil Hr. Louis Blanc ein mittelmäßiges Buch über die Organisation der Arbeit hat drucken lassen; „auch einer von jenen Versuchen", meint der alte Diplomat, „wie wir einmal jeder einen gemacht haben, bevor wir Logik lernten. Unterdrückt die Ursache, unterdrückt die Preßfreiheit, da wird auch die Wirkung verschwinden."

Metternich will unsern Nationalcharakter von mehr als einer Seite kennen; als man nach dem Juni zu ihm sagte, der Krieg drohe unsererseits, antwortete er: „Weniger als je, Frankreich wird von Generälen beherrscht." Metternich glaubt übrigens nicht, daß die Bewegungen die jetzt die europäischen Nationalitäten durchzucken sich anders als durch einen allgemeinen Conflict ausgleichen können, einen Conflict in welchen Frankreich mit oder ohne Willen verwickelt sein, und aus dem es nur durch die Restauration oder durch die monarchische oder russische Theilung hervorgehen werde. Metternich glaubt weder an die absolute politische Einheit Italiens noch an die Deutschlands. Seiner Ansicht nach ist die Centralisation mit den Sitten und Eigenthümlichkeiten der Italiener unvereinbar; ihre Vaterlandsliebe beschränkt sich auf eine Stadt, höchstens auf eine Provinz; die Nebenbuhlerei, welche die Städte der Halbinsel gegeneinander aufstachelt, kann nicht auf einmal in dem gemeinsamen Hasse gegen das Ausland beschwichtigt werden, wol aber würde sie nur um so heftiger emporlodern an dem Tage an welchem es sich darum handelte die durch den Krieg neu geborene Einheit zu reguliren und consolidiren, denn jede Stadt, jeder Staat würde für sich die Hegemonie in Anspruch nehmen. Ein nicht geringeres Hinderniß der italienischen Einheit sieht Metternich in den materiellen Interessen; die fast vollkommene Gleichheit aller Erzeugnisse bringt einen nur geringen oder fast gar keinen Unterschied zwischen den verschiedenen Theilen der Halbinsel hervor. Der Handel Italiens ist durchaus nur ein auswärtiger, das heißt, er geht nur durch die Seehäfen, und hier würde eine Einheit, nach Metternich, den fürchterlichsten Wettkampf hervorrufen. Mehre italienische Häfen verdanken ihren Handel einzig und allein der Zersplitterung ihres Mutterlandes, welche aus jedem von diesen Seeplätzen einen Mittelpunkt der Production und Consumtion macht. An dem Tage von dem ab Italien nur einen einzigen Staat bilden würde, würden Genua, Ancona und Neapel alsbald Livorno, Venedig und Civita vecchia vernichten; die einzig mögliche Form einer italienischen Einheit wäre eine Föderativrepublik, welche jedem Einzelstaate seine individuelle Entwickelung überließe, und welche in jedem Falle die Halbinsel dem fremden Protectorate nicht entziehen könnte. Hierauf legt Metternich immer ein ganz besonderes Gewicht. Vermöge ihrer geographischen Gestalt, welche ihm weitläufige Grenzen und kein Binnenland gibt, sei die Halbinsel zu leicht verwundbar, als daß sie im Falle eines europäischen Kriegs ihre Neutralität behaupten könne, Oestreich habe also das Recht sich einen Schutzdamm zu sichern. Diese Schanze, diese natürliche Grenze, sei die Etschlinie mit ihren zwei Stützpunkten, Verona und Legnano; aber die Etschlinie reiche nicht hin, wenn sie nicht durch die Minciolinie gedeckt wäre, die zur natürlichen Grundlage Peschiera und Mantua habe, und von der Venedig eine nicht minder natürliche Verlängerung sei.

Nach denselben strategischen Grundsätzen verlangt Hr. d'Alaux nicht ganz mit Unrecht halb Spanien bis zum Ebro zur Deckung der Südgrenze Frankreichs.

Für Deutschland wie für Italien sieht Metternich eine mögliche Einheit nur in einem einfachen Staatenbunde, mag er nun monarchisch oder republikanisch sein. Die Schöpfung der frankfurter Centralgewalt, aus der die Ideologen am andern Rheinufer den Grundstein des zukünftigen Deutschen Reichs gemacht haben, hat dem alten Diplomaten ein ungläubiges Lächeln entlockt. Nur Eins von Zweien sei möglich: entweder erkennt die Centralgewalt die 38 Souverainetäten des alten Deutschen Bundes an, und dann müßte sie aufhören central und souverain zu sein, und ein lächerlicher Auswüchsling, eine neununddreißigste Macht im Bunde werden; oder aber sie müßte jene Souverainetäten in sich aufgehen lassen, was freilich nur einen Bürgerkrieg zur Folge haben würde. Die Anmaßungen des Vorparlaments, der absoluten Souverainetät gegenüber, haben bereits einen ernstlichen Conflict zwischen dieser Versammlung und der hanoverschen Regierung hervorgerufen; die preußische Regierung hat sich nicht minder förmlich gegen diese Anmaßungen ausgesprochen und erklärt, daß wenn sie der Wahl des Erzherzogs Johann beipflichte, ohne vorher um ihre Zustimmung angegangen worden zu sein, Dies nur in Ansehung der Dringlichkeit und unter der einen Bedingung geschehen sei, daß man künftig aus dieser Ausnahme keine Regel machen wolle. Die Völkerstämme würden sich, nach Metternich, in keiner bessern Lage befinden als die Regierungen; die zahlreichen Hauptstädte des alten Bundes würden nicht zu einfachen Provinzhauptstädten herabsinken wollen; München, Berlin, Wien würden die Oberhoheit Frankfurts nie anerkennen... Es scheint zuverlässig, daß Metternich auf die Nachricht der Februarrevolution, deren feindliche Wendung er nicht ahnen konnte, so ziemlich entschlossen war sich auf Kosten der deutschen Rheinländer aus der Verlegenheit zu ziehen, da diese sich durch ihre revolutionnairen Anwandlungen dem alten Diplomaten wenig empfahlen. Oestreich würde uns ohne Intervention unsere Rheingrenze haben wieder nehmen lassen, unter der Bedingung, daß wir uns nun nicht mehr in die Lösung der italienischen Frage mengten. So würde die östreichische Regierung ihre italienischen Besitzungen gesichert, den deutschen Liberalismus, der dann zwischen zwei Feuer gestanden hätte, in Schach gehalten und sich mit den nationalen Machinationen Deutschlands einen Wall gegen die Ansteckung des französischen Radicalismus gebaut haben.

Metternich hat nie an die Dauer der wiener Revolution geglaubt; „Wien", meinte er, „hätte sich nicht einbilden sollen ein nationaler Centralpunkt zu sein wie London und Paris. Das Kaiserthum Oestreich ist Nichts als ein Conglomerat der verschiedensten Nationalitäten, die als gemeinsames Band nur die Person des Kaisers haben; die Hauptstadt ist stets da wo der Kaiser verweilen wird, und die guten Bürger von Wien werden früher oder später die Vortheile die sie durch die Entfernung des Hofs verloren haben durch ihre Unterwerfung erkaufen wollen". Niemand hat mit mehr Genugthuung als Metternich die Wahl seines ärgsten Feindes zum Haupte der deutschen Revolution erfahren; „er ist ein harmloses Kind!" rief er aus, und das sechzigjährige Kind soll, wie man in London allgemein erzählt, recht gern Einflüsterungen von Brighton, dem neuen Wohnsitze Metternich's, annehmen.

Die socialistische Emigration hat nur zwei ihrer Notabilitäten nach England geworfen, die Herren Caussidière und Louis

Blanc. Man kann nicht unberücksichtigter leben als Herr Caussidière in London bis zur Herausgabe seiner „Mémoires", und ich bezweifle sogar, ob dieser Aufruf an die öffentliche Aufmerksamkeit, die ihn vergessen hatte, ihm viel genützt haben wird.

Herrn Louis Blanc hat die Verbannung nicht so übel mitgespielt als Herrn Caussidière. Der Duodez-Hannibal hat jenseit des Kanals einen Tag falschen Erfolgs gehabt: Das war nämlich als er nach seiner Landung bei Dover durch ein Inserat in der „Times" die londoner Cockneys anflehte ihn mit ihren Huldigungen zu verschonen. Das ernste England verschwendete an diesem Tage zu Ehren des Hutschbank-Mannes die ganze Lustigkeit die es seit König Harold aufgespeichert hatte. Der wahre Vollblutsachse wird zuletzt selbst noch zugestehen, daß ein irischer Bettler auch ein Mensch ist, und daß zehn Franzosen doch am Ende einen Engländer in die Flucht schlagen können; aber er wird nie begreifen, daß die Flüchtlinge des Luxembourg etwas Anderes verdienen als ein Zimmerchen im Bedlam.

Die Darstellung des Hrn. d'Alaux empfiehlt sich dem Leser auf den ersten Blick durch ihre lebendige Auffassung der Personen und ihre vielseitige Kenntniß. Ob diese Kenntniß überall auf positiven Grundlagen und wirklichen Erlebnissen ruht, muß dahingestellt bleiben; gewiß scheint, daß der Verf. die Verhältnisse und Charaktere überall mit einem scharfen und geistvollen Auge betrachtete. Da wir seine Arbeit nur sehr excerptweise haben wiedergeben können, so ist dem deutschen Leser die bisweilen mehr als unverschämte Arroganz entgangen mit der der französische Schriftsteller über deutsche Verhältnisse aburtheilt; nur ein Pröbchen hat einige Zeilen weiter oben seinen Platz gefunden. Die Darstellung Metternich's und seiner Politik ist mit besonderer Vorliebe durchgeführt und gewiß auch am meisten gelungen; daß aber ein Franzose vom linken „französischen" Rheinufer sprechen und sich dabei auf die Politik eines deutschen Staatsmannes stützen kann, Das ist einer jener Flecken mit dem Fürst Metternich die Ehre des gesammten Deutschlands beschmuzt hat. Möge die Geschichte an ihm rächen was das Volk in seiner Großmuth verschmähte! 31.

Der Heulerspiegel. Mittheilungen aus dem Tagebuche des Herrn Heulalius von Heulenburg. Zweite Auflage. Leipzig, Mayer. 1849. Gr. 8. 5 Ngr.

Einige Sympathien muß dieser flache Hanswurstspaß doch erregt haben, da er eine zweite Auflage feiert. Da ist ein Philister der sich freut daß nun die Lichter wieder geputzt werden, daß die schrecklich-bärtigen Gestalten mit den Mephistopheles-Hüten von den Straßen verschwunden sind, und daß er seine goldene Uhrkette wieder einstecken darf; ein Fanatiker für Ruhe, ein Wühler für Ordnung, der an dem Tage wo man die Bürgerwehr auflöste einen Schoppen mehr trank, der Nichts behaglicher findet als die Belagerungszustände, die ihm sogar einen leidlichen Witz entlocken. Er meint nämlich, es wird nicht eher ganz gut, bis Alles dergestalt mit Bayonneten gespickt ist, daß der Erdball aussieht wie ein Igel: Dann setzt sich der Philister behaglich zwischen die Borsten und reibt sich die Hände.

An der Abendunterhaltung mit einem „kleinen Verzweifelten" wäre die Philisterseele fast gestorben. Es handelt sich um die Apotheose der Guillotinen: Man soll zwei- und zehnschläfrige Dampfguillotinen bauen, und wieder kleine portative Taschenguillotinen, und die Damen sollen wie zu Robespierre's Zeit kleine goldene Guillotinen in den Ohren tragen u. s. w. In Folge dieser entsetzlichen Abendunterhaltung hat der Philister einen noch entsetzlichern Traum, in welchem er in demselben Vereinslocale lauter enthauptete Menschen sieht, die statt ihrer Köpfe holländische Käse auf dem Rumpfe tragen u. s. w. In einer Sache müssen wir dem Philister Recht geben: daß nämlich dem Manne der den passiven Widerstand erfand unweigerlich ein Nationaldenkmal, womöglich in dem dicksten Dickicht des böhmischen Urwalds, gesetzt werden sollte, und daß man den Jahrestag jener großen Erfindung, die, gleich dem Klepperbein'schen Magenpflaster, für Alles gut ist, celebriren sollte durch eine allgemeine deutsche Nationalfaulenzerei. Das witzige Küchenlatein der von dem Philister zu diesem Zweck vorgeschlagenen Inschrift wollen wir ihm jedoch schenken. Es würde sich wol eine andere finden.

Zuletzt tritt ein grämlicher Mann auf, der von seinem kleinlichen grämlichen Standpunkt aus doch nicht übel Recht hat wenn er sagt: „Drei Dinge verderben und vergiften Alles: die Gleichgültigkeit, die Feigheit und die Lüge. Die Menschen sind feig aus Liebe zum Besitz, und aus Liebe zum Besitz heucheln und lügen sie in allen Parteien." 36.

Für Autographensammler.

Das „Athenaeum" bespricht in einem längern Artikel den im December v. J. in London stattgefundenen öffentlichen Verkauf der Autographensammlung eines Herrn Hodges, bemerkt daß von ähnlichen Raritäten seit den versteigerten Sammlungen Donnadieu's und Anderdon's (1834) nichts Besseres unter den Hammer gekommen sei, und erwähnt folgende Einzelheiten. Erstanden wurden: Molière's Namenzug: „J. B. P. Molière" unter einer gerichtlichen Urkunde für 12 Pf. St. 10 Schill.; ein Brief des Malers Rubens an du Puy für 5 Pf. St. 15 Schill. 6 P.; einer des Reformators Calvin für 7 Pf. St. 7 Schill.; ein Brief Boileau's für 2 Pf. St.; einer des Alterthumsforschers William Camden an Peiresc für 2 Pf. St. 2 Schill.; ein Briefchen Newton's für 3 Pf. St. 17 Schill.; ein von Voltaire in London geschriebenes und V unterzeichnetes Billet für 1 Pf. St. 2 Schill.; ein Brief Mozart's an seinen Vater für 2 Pf. St. 17 Schill.; der von fünf Aerzten vollzogene Originalbericht über die Section von Napoleon's Leiche, datirt Longwood den 6. Mai 1821, für 8 Pf. St. 12 Schill.; ein noch unveröffentlichtes Schreiben Barry O'Meara's an Sir Hudson Lowe, datirt Longwood den 28. Juni 1817 (ein ausführlicher Bericht seines soeben mit Napoleon in Betreff dessen beabsichtigter Landung in England gehabten langen Gesprächs), für 9 Pf. St. 9 Schill.; der Namenszug Eduard's IV. van England für 4 Pf. St. 4 Schill.; ein Brief der Königin Elisabeth „mit Siegel und Seide" für 5 Pf. St. 12 Schill.; ein Brief der „unglücklichen" Marie von Schottland (zwei Folioseiten) für 4 Pf. St. 10 Schill.; ein Schreiben (mit Siegel und Seide) Karl's II. an die Herzogin-Mitregentin von Savoyen für 3 Pf. St. 13 Schill. 6 P.; ein Artigkeitsschreiben Henriette-Marie's, Gemahlin Karl's I., an den Herzog von Richelieu für 2 Pf. St. 3 Schill.; ein Brief Marie's von Modena, Gemahlin Jakob's II., an ihre Mutter für 3 Pf. St. 17 Schill.; ein vorzüglich gut gehaltener Brief Sir Francis Walsingham's für 5 Pf. St. 5 Schill.; einer dergleichen von Königin Elisabeth an den Graf Essex für 2 Pf. St. 12 Schill. 6 P.; ein langer Brief Horace Walpole's an den halb verrückten aber klugen Graf Buchan für 2 Pf. St.; ein Brief des unglücklichen Isaak Bickerstaff für 10 Schill.; einer von Arthur Murphy hinsichtlich seiner Uebersetzung des Tacitus für 14 Schill.; einer von Richard Cumberland an Caledonia Chalmers für 7 Schill.; einer von Mat Prior für 1 Pf. St. 2 Schill.; einer von Dr. Young für 1 Pf. St. 17 Schill.; einer von Shenstone für 2 Pf. St. 2 Schill.; einer von David Mallet an seinen Verleger Andreas Millar für 1 Pf. St.

1 Schill.; für ebenso viel einer des Dr. Beattie; ein Brief Bloomfield's in Betreff Capel Lofft's Anmerkungen zu seinen Gedichten für 13 Schill.; einer von Hayley an Cadell und Davies für 10 Schill.; das Gedicht „Reullura" in Campbell's Handschrift für 12 Schill.; ein Brief Southey's an Sir Egerton Brydges für 1 Pf. St. 15 Schill.; einer von Byron an Shelley für 2 Pf. St. 2 Schill.; einer desgleichen über den Tod Allegra's, des Erstern natürlicher Tochter, für 2 Pf. St. 14 Schill.; zwei Briefe Shelley's an seine Gattin, der eine für 4 Pf. St. 4 Schill., der andere für 6 Pf. St. 6 Schill.; ein Brief Sir Joshua Reynold's für 3 Pf. St. 2.

Bibliographie.

Bauernfeld, Die Republik der Thiere. Phantastisches Drama sammt Epilog. Wien, Seidel. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Brustbilder aus der Paulskirche. 2te mehrfach berichtigte Auflage. Leipzig, Mayer. 8. 22½ Ngr.

Ennemoser, J., Der Geist des Menschen in der Natur, oder die Psychologie in Uebereinstimmung mit der Naturkunde. Mit einer schematischen Abbildung. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 3 Thlr. 15 Ngr.

Fürst, J., Bibliotheca judaica. Bibliographisches Handbuch der gesammten jüdischen Literatur mit Einschluss der Schriften über Juden und Judenthum und einer Geschichte der jüdischen Bibliographie. Nach alfabetischer Ordnung der Verfasser bearbeitet. 1ster Theil: A—H. Leipzig, W. Engelmann. Gr. 8. 4 Thlr.

Herzeele, A., Marquis Pombal. Ein Schauspiel. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 1 Thlr.

Keil, G., Catalog des Kupferstichwerkes von Joh. Frdr. Bause mit einigen biographischen Notizen. Mit dem Portrait des Künstlers. Leipzig, R. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kock, P. de, Taquinet, der bucklige Advokatenschreiber. Frei nach dem Französischen. Zwei Bände. Leipzig, Literar. Museum. 12. 1 Thlr.

Ueber die Nothwendigkeit der Aufhebung des Cölibatgesetzes zur Beherzigung für Alle, denen die Einheit der Kirche, die Hebung der Sittlichkeit und das Wohl der Menschheit am Herzen liegt; insbesondere für das deutsche Volk, von einem katholischen Priester. Frankfurt a. M., Auffarth. 1848. Gr. 8. 16 Ngr.

Zeh, F., Der Winkel-Agent. Ein Volksbuch. Schweidnitz, Weigmann. Gr. 8. 10 Ngr.

Zschokke, H., Eine Selbstschau. Das Schicksal und der Mensch. 4te revidirte Auflage. Aarau, Sauerländer. Gr. 16. 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Baszynski, J., Radicale Lösung der socialen Frage für ganz Deutschland. Berlin. Gr. 8. 1 Ngr.

Baumgarten, M., Zwölf Thesen über Gegenwart und Zukunft der Kirche gestellt und vertheidigt. Schleswig, Bruhn. 1848. Gr. 8. 10 Ngr.

Beitrag zur Civillisten-Frage. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 2½ Ngr.

Beitrag zur Domainen-Frage. Ebendaselbst. Gr. 8. 2½ Ngr.

Born, D., Die bürgerliche Existenz ist gesichert! Das Gewerbe-Beschränkungs-Gesetz vom 7. Febr. 1849. Berlin. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Schutzzoll oder Freihandel? Zunft oder Gewerbefreiheit? Ebendaselbst. Gr. 8. 2 Ngr.

Braune, K., Arbeit und Lohn. Gastpredigt Dom. Septuagesimä den 4. Febr. 1849 zu Leipzig gehalten. Leipzig, Vogel. Gr. 8. 3 Ngr.

Breier, F., Das Turnen an den öffentlichen Schulen. Ein Votum. Oldenburg, Schulze. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Das deutsche Brudergeschlecht in dieser Zeit allgemeiner Empörung. Im Lichte des festen prophetischen Wortes, insbesondere der Offenbarung Johannis betrachtet. Eine Homilie für den Prediger an der Paulskirche zu Frankfurt a. M. Von einem Nichtgeistlichen. Dresden, Naumann. 8. 8 Ngr.

Cotta, W., Betrachtungen über die Flugschrift: „Einige Worte über Sachsens „Forstbedienten."" Eine Ansprache an seine sächsischen Berufsgenossen. Leipzig, Arnold. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Detleffen, A., Die Einigkeit im Geiste. Predigt, gehalten zu Lütjenburg am 1. Advent 1848. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Entwurf einer demokratisch-republikanischen Verfassung für die vereinigten Staaten von Deutschland. Frankfurt a. M., Meidinger. 16. 4 Ngr.

Erwiderung auf das Schriftchen: Synodal-Richter, Synodal-Examinatoren und Diözesan-Synoden. Köln, Lengfeld. Gr. 8. 2 Ngr.

Forchhammer, P. W., Demokraten-Büchlein. Berlin, Nicolai. 16. 7½ Ngr.

Gotthelf, J., Doctor Dorbach der Wühler und die Bürglenherren in der heil. Weihnachtsnacht Anno 1847. 2te Auflage. Leipzig, Mayer. 8. 7½ Ngr.

Gottschalck, A., Meine Rede vor dem Geschworenengerichte zu Köln am 23. Dezbr. 1848. Bonn, Sulzbach. 8. 2½ Ngr.

Die Grundrechte des deutschen Volkes, mit dem dazu gehörigen Einführungsgesetze, und zweckmäßigen Erläuterungen, in besonderer Rücksicht auf die neue preußische Verfassungs-Urkunde vom 5. Dec. 1848. Leipzig, O. Wigand. 8. 2 Ngr.

Gutbier, A., Andeutungen über die Schulreform in Baiern. München, Franz. Gr. 8. 12 Ngr.

Hamfeldt, H. H., Der Schulmann Herr M. Sierck und die Emancipation der Schule von der Kirche. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hase, G., Ueber die Anwendung von Geschworenen, namentlich im Civilprozeß, und über eine zu entwerfende Justizverfassung für Deutschland. Weimar, Voigt. Gr. 8. 7½ Ngr.

Klencke, H., Der politische Teufel in Deutschland. Eine alte Geschichte aus neuer Zeit in lustige Verse gebracht. 2te Auflage. Leipzig, Wienbrack. 16. 10 Ngr.

Marcus, J. A., Meine Erlebnisse in dänischer Gefangenschaft. Schleswig, Bruhn. 1848. 8. 6 Ngr.

Nefflen, J., Kein Zehnten und keine Ablösung. Ein Wort zu seiner Zeit für alle Zehntpflichtigen in Schwaben. Stuttgart, Lubrecht u. Comp. 8. 5 Ngr.

Pohle, Rede über die preußische Note vom 23. Januar. Gehalten in der Sitzung der Kammer der Abgeordneten beider Meklenburg am 5. Febr. 1849. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Reimchronik des Pfaffen Maurizius. Caput I. 2te Auflage. Frankfurt a. M., Literar. Anstalt. 12. 7½ Ngr.

Schnüffler, A., Die schreckliche Verschwörung der rothen Republikaner. Ein Trauerspiel mit Gesang in 5 Akten. Frei nach Sittenfeld. Berlin, Hopf. 4. 1½ Ngr.

— — Die aristokratischen Weiber, oder: O Glück! — Die Garde bleibt! Eine herausgeschnüffelte Schnüffelei. Ebendaselbst. 4. 1½ Ngr.

Tagebuch der Wiener Ereignisse im J. 1848. Mit dem jeweiligen Kours der 5% Staatsschuldverschreibungen. Wien, Seidel. 32. 4 Ngr.

Ubbelohde, Das Verhältniß der einzelnen Staaten Deutschlands insbesondere Hannovers zu der Reichsversammlung und der Centralgewalt soweit es die Gültigkeit der Reichsgesetze betrifft. Aurich, Prätorius u. Seyde. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Wahlbewegung in Jüterbogk. Von einem Augenzeugen. Berlin, Amelang. Gr. 16. 1 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 73. — 26. März 1849.

„Dorf und Stadt“ und „Die Frau Professorin“. Das Ende des Streites zwischen Frau Birch-Pfeiffer und Berthold Auerbach.

Der wichtigste Streit welcher Deutschland vor der Revolution bewegte war der zwischen Frau Birch-Pfeiffer und Berthold Auerbach über das Drama „Dorf und Stadt“ und die Novelle „Die Frau Professorin“. Seitdem schien er in der Flut anderer Begebenheiten untergesunken und vergessen. Aber ein deutscher Proceß geht nicht so leicht unter. Am Reichskammergericht dauerten die Processe, unbekümmert um Kriegs- und Friedensereignisse, fort, und mancher derselben schleppte sich durch den Siebenjährigen und durch den Dreißigjährigen Krieg in aller Behaglichkeit fort, ohne nach den 7 oder den 30 Jahren seinem Ende scheinbar näher gekommen zu sein. So hat denn auch der Birch-Pfeiffer-Auerbach'sche die März- und Novembertage überdauert, von der Menge vergessen, in den Acten unvergänglich, bis neuerdings das Endurtheil welches die Zeitungen uns mittheilen wieder an die antediluvianische Erscheinung jener stillen Zeiten erinnerte, wo ein Volk um ein Bühnenstück in zwei Parteien sich schied.

Die Theaterdichterin ist der Anklage los und ledig gesprochen worden den Dichter Auerbach unerlaubterweise an dessen Eigenthum beeinträchtigt zu haben, oder vielmehr, der Staatsanwalt hat die Anklage wider sie zurückgenommen auf Grund eines vom literarischen Sachverständigenverein zu Berlin abgegebenen Gutachtens. Dieses wird mit der Zeit vielleicht ans Tageslicht kommen. Zeitweilig sind wir in Stand gesetzt von dem ästhetischen Theil desselben, der Beurtheilung, inwieweit die Theaterdichterin das Werk des Novellisten benutzt oder nicht benutzt, umgeformt oder neugebildet hat, einen Abriß mittheilen zu können, und glauben, indem wir es thun, den Dank unserer literarischen Leser zu erwerben.

Auerbach's Novelle ist eine zarte, idyllische Dichtung mit vorwaltender psychologischer Behandlung und einem elegischen Schlusse. Es ist eines jener Gemälde aus der Gemüthswelt, über deren Schöpfungsproceß der Dichter sich selbst in der Regel am wenigsten Rechenschaft zu geben weiß. Eine bildliche Anschauung entzündet den Gedanken, dessen die Gefühlsstimmung sich bemeistert, sie spinnt das Unsichtbare aus, und nur hier und da an Erscheinungen der Außenwelt das in der Gemüthswelt Geborene anknüpfend, haucht sie ihr Kind im Gedichte aus. Es steht fertig da, ohne daß man die Mühe des Schöpfungsprocesses gewahr wird, wie ein daguerreotypisches Bild mit seinen feinen, zarten und scharfen Umrissen.

Wer sie liest wird entweder davon angezogen, weil der Sinn für diese Art Dichtung in ihm selbst lebendig ist, oder er langweilt sich, weil sein Sinn, für dieses feine Spiel nicht empfänglich, nach stärkerer Kost, nach kräftigern Bildern, nach spannendern Wendungen verlangt.

Von dem drastischen Elemente welches ein Drama verlangt zeigt sich uns auf den ersten Blick in dieser Novelle Nichts. Es gibt Novellen die so dramatisch gehalten sind, daß uns unwillkürlich der Wunsch sich aufdringt sie dramatisirt, in Scene gesetzt zu sehen. Davon hier Nichts. Wenige sehr scharf gezeichnete Charaktere, wenig Handlung, wenige was man Katastrophen nennt. Die Dichtung liest sich angenehm weg, es bleibt uns vielleicht ein tiefer, elegischer Eindruck, aber kein dramatischer. Kurz, sie hat Nichts was zur Dramatisirung von selbst herausfodert.

Wir wissen historisch, daß eine beliebte junge Schauspielerin in Wien, Luise Neumann, von der Lecture der Novelle angezogen sich in den Hauptcharakter derselben, die Tochter des Lindenwirths, Lorle, so mit Liebe hineinlas, daß sie für sich selbst in ihrer Phantasie eine Rolle daraus schuf. Sie war es welche die Dramatisirung der Novelle wünschte, um diese ihre geliebte Rolle auf den Bretern darzustellen. Mehre Dichter an welche sie sich wandte lehnten diese Dramatisirung ab, weil die Aufgabe ihnen unmöglich, weil sie ihnen wenigstens schwierig dünkte. Das heißt, sie fanden das dramatische Element in derselben nicht so vorwaltend, um eine Arbeit zu versuchen die immer eine Neudichtung hätte werden müssen.

Frau Birch-Pfeiffer, an welche sie sich endlich wandte, unternahm es.

Was ist der geistige Inhalt der Novelle, so weit sich ein solcher in seinen zarten Gespinnsten, in kurzen scharfen Zügen, die dem eigenthümlichen Duft und Schmelz weglöschen, wiedergeben läßt?

Reinhard, ein junger Maler, von Talent und unge-

stümer Natur, verliebt sich in ein Dorfmädchen, deren Schönheit, Lieblichkeit und die ungetrübte Naturkraft, das Ursprüngliche ihres Verstandes, Witzes, ihrer Anschauung der Dinge ihn bezaubert. Er verliebt sich in sie, weil die sociale Welt mit ihren Convenienzen seiner echten Künstlernatur zuwider ist. Aber er ist noch frisch, unblasirt. Sie liebt ihn wieder. Der Widerstand des Vaters wird bald gehoben, denn das wunderbare Kind beherrscht ihn ganz. Der Maler nimmt eine Hofanstellung an, er wird Professor und Galeriedirector, um sich die Mittel zur Ehe und zum Haushalt zu schaffen. Glückselige Flitterwochen. Er will nicht, daß sie sich in der Stadt bilden soll; er will seinen Naturschatz für sich bewahren. Sie ist glücklich in seiner Liebe, so lange diese dauert, aber nicht glücklich in der Stadt; sie lebt isolirt, und auch der Mann verläßt sie mehr und mehr, da theils seine Arbeiten, theils Zerstreuungen ihn an den Hof und in andere Gesellschaften ziehen. Dazu eine flüchtige Neigung, eigentlich nur ein Anhauch davon zu einer jungen, liebenswürdigen Gräfin und Verdrießlichkeiten mancher Art, aus den conventionnellen Verhältnissen einer großen Stadt und des Hofes entspringend. Zu Hause findet er keinen Trost; wovon soll er mit seiner Gattin sprechen, die, weil er es nicht gewollt, sich nicht gebildet hat. Sie begeht mancherlei kleine Fauxpas, sie macht sich durch ihre Naturanschauungen, Urtheile, die, immer richtig, aber Dem widersprechen was man in einer großen Stadt sagen und urtheilen soll, zuweilen lächerlich. Reinhard, jetzt ein „Civilcavalier", wie er spöttisch genannt wird, verträgt Das nicht. Zurechtweisungen, Streit darüber; die Frau gibt nach, bis ihre Natur Dem widerstrebt. Immer tiefere Zerwürfnisse, nur durch den Schatten seiner Liebe und durch ihre hohe Verehrung für seine idealische Naturerscheinung gehoben. Da kommt er einst, der Unbefriedigte und Zerrissene, betrunken in der Nacht zurück und schlägt auf den Boden nieder. Ihr Ideal ist zerbrochen, sie bettet sanft seinen Kopf, schreibt einen Abschiedsbrief und geht aufs Land zurück. Die Ehegatten sehen sich nicht wieder.

Was ist der Inhalt des Dramas?

Liebesgeschichte und Werbung dieselbe. Aber Reinhard ist keine ursprüngliche Natur mehr, er hat schon den glänzenden Zauber der socialen Welt gekostet, er war in die junge reizende Gräfin die seine Schülerin gewesen verliebt, er hatte sie verlassen weil sein Stolz über die Liebe siegte, als er merkte, daß sie, die hohe, reiche Gräfin, vor der Kluft zurückschaudern würde, wenn er sie bäte ihm die Hand darüber zu reichen. Voll Zorn des Stolzes, blasirt, war er der Welt entflohen, und hatte sich in das Naturleben gestürzt. Da erst begegnet ihm des Lindenwirths Tochter, und er glaubt in dem Bauermädchen Lorle das echte Kind der Natur, seine wahre Liebe zu finden. Er verpflanzt sie in die Stadt, ohne wie in der Novelle besondere Sorge zu tragen, daß der Naturschatz bleibe wie er gewesen. Im Gegentheil, hier dringt er sehr bald darauf, daß sie sich wenigstens der städtischen Sitte füge. Er zittert vor jeder Blame die sie ihm, dem Manne der feinen Gesellschaft, zufügen könnte. Doch wird Dies nur kurz behandelt, was in der Novelle eine Wesenheit ist, der Raum des Dramas erlaubt es nicht. Das Drama spinnt anderweitig neue Fäden. Reinhard sieht seine erste Geliebte wieder, sie hat ihn wirklich geliebt, sie liebt ihn noch, auch in ihm lodert die alte Leidenschaft auf. Ein erschütternder Seelenkampf, dessen Wirkungen auf die arme Frau zurückfallen. Courmacher finden sich auch bei dieser ein, doch Das ist nur theatralisches Nebenwerk. Aber Gräfin Ida muß ihre glückliche Nebenbuhlerin sehen, es wird deshalb eine Besuchscene veranstaltet, wo der Fürst, der es schon längst gewünscht, Lorle sehen und sprechen kann. Diese Entrevue des Dorfmädchens mit dem Prinzen ist auch in der Novelle schon da, hier aber etwas trockener, isolirter, weniger motivirt. Lorle spricht zum Fürsten in ihrer Art die Wahrheit, daß der Fürst entzückt von solchem Weibe fortgeht, und damit hat es in der Novelle sein Bewenden. Im Drama aber ist das Facit der Scene, daß die Gräfin von Lorle's Geist, Anmuth und Natur ebenfalls entzückt wird, und zugleich mit weiblichem Scharfsinn entdeckt, daß Reinhard seine Frau um ihretwillen nicht mehr liebe. Darauf ein edler Entschluß, sie reicht einem gleichgültigen Vetter die Hand, um Reinhard zu seiner Pflicht zurückzuführen. Reinhard in Verzweiflung betrinkt sich in dem Champagner welchen der Oheim der Gräfin, aus Freude über diese glückliche Wendung, ihm zu reichlich einschenkt, und in diesem Zustande kommt er nach Hause, wo seine Frau durch einen Dritten bereits von seiner Untreue erfahren. Sie will nun von ihm ziehen in aufopfernder Liebe, weil sie fühle, daß sie ihm zu gering sei. Da ernüchtert sich Reinhard, er erkennt ihren ganzen Werth, er wirft Titel, Anstellung, Hof und Stadtleben von sich, sie versöhnen sich und ziehen aufs Land.

Hier ist im Drama nicht allein eine neue Intrigue und Handlung hinzugedichtet, sondern das ganze Fundament umgegraben. Statt Lorle's, wie in der Novelle, ist Reinhard zur Hauptperson geworden. In der Novelle sagt er zum Dorfmädchen, was ein kühner Wurf des Dichters ist: „Ich weiß, du liebst mich glühend", und so entlockt er ihr das schwere Geständniß. Der Bühnendichterin hat der Wurf aber so gefallen, daß sie ihn Reinhard auch gegen die feingebildete Stadtdame wiederholen läßt: „Gräfin, ich weiß, Sie lieben mich noch und unaussprechlich", was die Gräfin zugestehen muß. Das ist, wenn auch hier nicht mehr Natur, doch ein glücklicher Theatercoup, und in diesen Thesen und Antithesen, welche die moderne Dramatik so vielfach ausgebildet hat, bewegt sich das Stück fort und fort. Mit vollem Rechte nennt Frau Birch-Pfeiffer ihr Stück „Dorf und Stadt", während Auerbach seiner Novelle den ganz charakteristischen Namen „Die Frau Professorin" gegeben hat. Dieser umschließt eine zarte Ironie, so zart wie das ganze Gemälde gehalten ist; jener deutet ein breites, rührungsreiches Iffland'sches Familienstück an, zu welchem

es denn auch in seiner Ausführung und in seiner Tendenz geworden ist: In der Stadt ist Alles gezwungen und verderbt, während auf dem Lande die Unschuld, Sitte und Tugend von selbst zu Hause ist. Ein solches Tendenzgemälde ist von der Auerbach'schen Dichtung sehr fern.

(Der Beschluss folgt.)

Aus der neuern dänischen Literatur.

(Von einem Dänen besprochen.)

Amleth, Tragödie von Oehlenschläger. Im Versmaße des Originals übertragen von H. Zeise. Altona. 1849. 16. 22½ Ngr.

Es war eine Zeit da Oehlenschläger unter den Deutschen gekannt und geschätzt war, und keineswegs wie jetzt von der neudeutschen Kritik als eine ganz gewöhnliche Erscheinung vornehm abgefertigt wurde, — was indessen nur so viel heißen will, daß man seine völlige Unbekanntschaft mit jenem nordischen Meistersänger, die man nicht offen eingestehen mag, auf diese Weise zu verbergen sucht, indem man es doch nicht ganz in Abrede stellen darf, daß Oehlenschläger das Recht hat auch unter deutschen Dichtern mit Ehre genannt zu werden. Es war eine Zeit da man in Deutschland nicht so kritisch vornehm war, aber beiweitem mehr poetisch, da man auch mit Aufmerksamkeit und Wohlwollen den kräftig-schönen Tönen horchte, welche jener selten begabte Genius auch in deutsche Rede zu überführen sich bemühte.

Es war die Zeit da er noch im vertrauten Kreise bei Goethe in Weimar als eine Art Wunderkind saß, und seine frische, phantasievolle Jugendwerke den Zuhörern mündlich extemporirend aus dem Dänischen übersetzte, und wo ihn einmal der alte Jupiter Olympius mit seiner herrlichen Götz-Derbheit gegen einige Pedanten (Riemer oder Andere seines Gelichters) in Schutz nahm, die sich über etwanige Danismen und grammatische Fehler des Vortrags kleinlich moquirten. Damals, und wie er später seine schönen Tragödien „Axel und Walborg" und „Correggio", die auch auf den Bühnen bedeutenden Ruhm sich erwarben, im Deutschen schrieb, erwarteten wol viele Deutsche etwas wahrhaft Großartiges von unserm jungen Dichter, und jetzt, weil er sich später nicht auf längere Zeit in Deutschland aufhielt, scheinen sie nicht zu wissen, wie er in reicher, die meisten seiner Zeitgenossen überragender Productivität jene Erwartungen nicht nur erfüllt, sondern wahrscheinlich noch übertroffen hat.

Er gehörte aber einer frühern Schule an, die wir als die ästhetische oder reinpoetische im Gegensatz zu der spätern kritisch-politischen bezeichnen können. Seine Lehrjahre fielen in das goldene Zeitalter des Goethe-Schiller'schen Classicismus, als die Kritik und die Philosophie noch freundlich Hand in Hand mit der Poesie gingen, und sich nicht wie später vornehmkalt oder gar geringschätzend von ihr entfernten. Und so kam es, daß Oehlenschläger dem „jungen", „jüngern" und „jüngsten" Deutschland entweder ganz fremd und unbekannt, oder von ihnen im Gedränge der gewichtigen „Zeitfragen" unberücksichtigt blieb. Doch Einen müssen wir hier ausnehmen, und Das eine Autorität die wol in Sachen der Poesie zu den gewichtvollsten gehört; Das ist Heinrich Heine. Der ist immer, was wir authentisch wissen — trotzdem daß die Werke Oehlenschläger's bei ihren höchst originellen Eigenthümlichkeiten in der Uebersetzung Viel verlieren müssen —, ein eifriger und aufrichtiger Verehrer unsers Dichters gewesen. Mit dem genialen Instinct, den Heine in so reicher Fülle besitzt, hat er immer sehr gut da, wo selbst in den am besten gelungenen Uebersetzungen der Stoff und die Anschauungsweise dem gewöhnlichen deutschen Publicum fremd oder nicht „zeitgemäß" erschien, das edle, gediegene Gold herauszufinden verstanden, den bewunderungswerthen Geistesblitz und die plastische, unerschöpfliche Phantasie, welche dem Oehlenschläger unter den nordischen Völkern einen so einzig glänzenden, unsterblichen Namen verliehen haben.

Der Unterzeichnete hofft ein anderes mal Gelegenheit zu finden eine vollständige Schilderung des größten Nationaldichters Skandinaviens liefern zu können. Darum hier nur einige orientirende Andeutungen. Für uns Söhne des Nordens bleibt wol immer seine Bedeutung am größten als Dramatiker, als erster und einziger Schöpfer des ernsten nordischen Dramas, wie Holberg der des komischen es war. Hier ist seine Wirkung, durch die Mittel der Bühne gesteigert, eine wahrhaft unberechenbare zu nennen, und sie hat, nicht zum Dänenvolke allein beschränkt, sich auch zu den norwegischen und schwedischen Brüdervölkern ausgedehnt. In der allgemeinen Weltliteratur wird er aber als Epiker vielleicht einen noch höhern Rang einnehmen. Im Drama waren ihm, wie den meisten neuern Dichtern, die Griechen und Shakspeare anregende Vorbilder. Schiller hat für das deutsche Drama Dasselbe geleistet wie Oehlenschläger für das nordische. Aber solche epische Gedichte wie die seinigen wird man in jeder andern neuern Literatur vergeblich suchen.

Aus Schleswig-Holstein empfangen wir soeben eine schöne, lebenskräftige nordische Blume, aus dem Dänischen ins Deutsche übertragen, und zwar von einem jungen talentvollen schleswig-holsteinischen Dichter, was also einem Hochverrath ziemlich nahe kommt. Es thut uns fast wirklich leid um den Uebersetzer, mit welchem wir uns freuen persönlich befreundet zu sein, daß er somit in Gefahr kommt wegen „dänischer Umtriebe" von den jetzigen gestrengen Behörden seines Vaterlands wenn nicht eingesperrt, doch wenigstens als verdächtig angesehen zu werden. Dies soll uns dennoch nicht abhalten diese interessante und in hübschem Gewande eingeführte Erscheinung dänischer Literatur auf deutschem Boden freundlichst zu begrüßen.

Diese vorletzte Tragödie von Oehlenschläger, die mit dem Shakspeare'schen „Hamlet" eigentlich nur den Namen und Das nicht einmal gänzlich gemein hat, machte auf der kopenhagener Bühne als sie 1846 aufgeführt wurde viel Glück, und wurde besonders als erfreulicher Beweis jugendlicher Kraft, Gesinnung und Productivität unsers großen, beinahe 70jährigen Dichters allgemein bewundert. Seinen Standpunkt, Shakspeare und dem gewählten Stoffe gegenüber, hat Oehlenschläger in der auch vom Uebersetzer mitgetheilten Vorrede mit wenigen Worten angedeutet. Der große Brite hat bekanntlich der von dem alten dänischen Geschichtschreiber Saxo-Grammaticus mitgetheilten halbmythischen Sage nur die Hauptmotive seines weltberühmten Dramas entnommen. Aus diesen leichten Fäden hat er dann mit seiner wunderbaren Phantasie ein großartiges Charaktergemälde entsponnen, in welchem, mit naivem Wegwerfen aller der altnordischen Sage entsprechenden Rücksichten auf Chronologie und Costume, die Personen ganz wie Zeitgenossen des Verfassers denken, leben und handeln. Wie trefflich ihm Dies gelungen ist weiß die ganze Welt.

Oehlenschläger dagegen hat einen andern Weg eingeschlagen, indem er, dem Principe treu das er in seinen zahlreichen nordischen Tragödien immer befolgt hat, den alterthümlichen Boden festhaltend, eine plastisch-lebendige, interessante Charakterzeichnung mit den der fernen, dunkeln Urzeit abgelauschten Sitten und Denkweisen verbunden, und das Ganze, doch in dem mildern Lichte der christlichen Humanität, mit dem ihm allein eigenthümlichen, nordisch-romantischen Sagendufte umgeben hat. Es hat hier, wie so oft schon früher, seine auf diesem Gebiete so frische, schöpferische Phantasie den im Laufe der Sekten tief verschleierten Geist der Vorzeit in lebendigen Bildern wiedergeboren. Jeden Kenner des Shakspeare'schen modern-reflectirenden „Hamlet" wird es gewiß interessiren, ihn auch so dargestellt zu sehen wie er in der Zeit und den Umständen in welchen er gelebt haben mag sich wahrscheinlich wirklich benommen hat. So spricht sich Oehlenschläger darüber in der Vorrede selbst aus:

„Shakspeare nahm eine Sage, losgerissen von der Geschichte, und behandelte sie frei nach seiner Idee. Sein Hamlet ist ein gefühlvoller, philosophischer, junger Fürst, ein Protestant, der in Wittenberg studirt hat; eine tiefsinnige, roman-

tische Sentimentalität macht die Grundlage in seinem Wesen aus, vereinigt mit einem, wenn auch schönen und hohen, aber keineswegs heroischen Geiste. Die Ueberzeugung, daß es ihm an Kraft fehle seinen Vater zu rächen, läßt den Jüngling verzweifeln; und diese Verzweiflung bringt ihn dahin, ihn der sonst geschaffen ist um zu lieben, sich selbst und das ganze Menschenleben als schwach und elendig zu verachten. So schweben sein Gefühl und sein Gedanke in einer poetischen Dämmerung des theils angenommenen, theils wirklichen Wahnsinns; und in der Schilderung desselben zeigt der Dichter sein großes Genie.

„Aber Amleth ist nicht nur der Name einer losen Erzählung, er tritt bei Saxo als ein merkwürdiger junger Held und Dänenkönig der Vorzeit auf. Schon in den ältesten Zeiten fühlten unsere Vorfahren, daß Geist und Verstand mit Körperkraft verbunden sein mußten, wenn der Held sich auszeichnen sollte. Die nordische Mythologie hat der schönen Dichtungen genug welche Dies aussprechen; und selbst in der Geschichte, in der Zwischenzeit, wo der Glaube an die Götter zu verschwinden begann, und das Christenthum noch nicht eingeführt war (in der eigentlich barbarischen Zeit), findet man in den Sagen (z. B. Nial's) die Klugheit welche List genannt wurde gepriesen. Diese mußte natürlich oft übertrieben und einseitig, ebenso wie die Tapferkeit, zu etwas Schlechtem ausarten. So sehen wir, daß der Inhalt der isländischen Sagen häufig in arglistigem Gerichtsgang und grausamer Selbstrache besteht. Aber daß in der Vorzeit ein Held auftritt welcher diese List in einer edeln Absicht mit Geist und Besonnenheit anwendet, ist ein schöner Zug, und durfte wie mir scheint nicht in der Galerie von Historiengemälden fehlen welche ich von Zeit zu Zeit meinen Landsleuten mitgetheilt habe."

Wie es sich aus dem Gesagten schon schließen läßt, ist der Contrast zwischen den beiden Stücken so total und durchgehend im ganzen Plan und Charakter, daß nicht eine einzige Person oder Scene aus dem einen in dem andern sich wiederfinden läßt. Weltzustand und Anschauung sind ebenso grundverschieden wie die Composition und Erfindung. Wenn wir Shakspeare in der göttlichen Dreistigkeit bewundern mit welcher er sich über alle historische Grenzen hinwegsetzt, um sich in weitfliegenden, genialen Reflexionen zu ergehen, so hat Oehlenschläger mit möglichster Gewissenhaftigkeit das altnordische Colorit zu bewahren gestrebt in einer, wie fast immer bei ihm, einfach klaren Composition, wo Alles nur Handlung und lebendig natürliche Entwickelung ist. Die größern Monologe und Dialoge, zu welchen, ohne daß sie im strengsten Verstand die Handlung fördern, das jugendlich-reiche Dichtergemüth sich gern hinreißen läßt, hat er in der Folge seiner Werke immer mehr und mehr vermieden; das nöthige Psychologische gibt er in wenigen, kurzen, möglichst plastischen Zügen, und die Bühne immer fest im Auge haltend, erlaubt er sich fast nie, wie so viele andere Dramatiker, ein stillstehendes Wiegen in Gedankenantithesen und lyrisch-rhetorischen Glanzreden, oder irgend ein Abschweifen von dem Wege der die dramatischen Kräfte zum gemeinsamen Zwecke führt. Sein „Amleth" ist nicht wie der englische ein genialer Träumer, dessen Verzweiflung in der leidenschaftlichen Trauer bisweilen fast zum wirklichen Wahnsinn übergeht, sondern ein blonder, naiver, nordischer Bursche mit gesundem Herz und Verstand, und dem Edelmuth, der gewöhnlich mit der warmblutigen gesunden Kraft sich paart. Sein verstellter Wahnwitz ist heiter, übermüthig, voll Vertrauen an das Glück im Bewußtsein der eigenen Heldenkraft, und mit trotziger Kühnheit läßt er selbst die Maske fallen eben wie er überrascht und gefesselt wird. Seine Mutter, die Königin, ist hier keine Mitschuldige seines Stiefvaters, Fengo, der (mit Hülfe einer Hexe) den Vater Amleth's vergiftete, um selbst König und ihr Gemahl zu werden. Auch sie ist naiv, ohne alle Reflexion, und spricht noch als der Verdacht sie nach einem Traume als leise Ahnung beschleicht:

> Doch nicht verseufzen soll die Lebenszeit das Weib
> Um Glück, das schwand, das nicht die Zähre bringt zurück:
> Ich tröstet' mich, und reichte dir — der ähnlich ihm —
> Die Hand.

Ebenso steht auch seine Geliebte, Sigrid, als eine naive, idealisch-reine, von dämonischen Einflüssen unberührte Erscheinung da, was sich um so leichter vertheidigen läßt, weil die Liebe nur eine kleine idyllische Arabeske oder Guirlande in der Handlung bildet. Noch eine treuherzige, biedere Natur ist der Freund Amleth's, der ihm (als er nach seinem Wikingzuge auf Sicilien und Italien zurückkehrt) im Anfange des Stücks von allem Vorgegangenen Nachricht gibt, und zuletzt sein Erretter wird, Humble, der „Skalde", wie die altnordischen Improvisatoren, die auch zugleich Krieger waren, sich nannten. Diese Figuren bilden die Lichtpartien des Gemäldes.

Unter den finstern Mächten begegnet uns zuerst der verbrecherische König, der wol die einzige Linie des Ganzen bildet in welcher sich dann und wann eine Parallele zum Shakspeare'schen Stücke erblicken läßt. Dies lag schon in der Sage und in der dramatischen Nothwendigkeit des hier gegebenen Hauptmotivs. Doch ist auch der König, dem Charakter des Ganzen treu, viel naiver als der Shakspeare's, wodurch er minder verächtlich und widerlich erscheint als dieser, wenn auch nicht in dem Maße interessant als meisterhaft pathologisches, mit erschütternder Tiefe im Einzelnen durchgeführtes Seelengemälde. Eigenthümlich und nordisch-charakteristisch (weil damals nicht ein Mord als solcher, sondern nur ein heimlicher das Gewissen beunruhigte) ist die Weise wie er im Anfange des dritten Acts sein Verhältniß zur Königin schildert:

> — — Ich habe mich daran gewöhnt,
> Zu leben mit Geruthe, als sie blühte stolz,
> Sie war mir lieb, zu lieb! Die That die ich beging,
> Die kühn-verweg'ne, ihretwegen war's zum Theil.
> — — Ich bin daran gewöhnt
> Sie stets zu seh'n; wenn sie verschwände, o, dann wär'
> In meinem Leben eine Leere, die Nichts füllt.

Ein zweites böses Princip ist Wisil, der Stallmeister, eine sklavische, heimtückische Natur.

Das Größte und Eigenthümlichste hat uns aber der Dichter besonders in zwei Gestalten gezeigt, die nur im düstern Norden sich entwickeln konnten. Es ist die alte Zauberhexe Gyda, und der Unterkönig in Nord-Jütland, Hadding, der den Auftrag erhält Amleth „mit dem Strange" hinzurichten. Die Scene im zweiten Act, wo Gyda in der einsamen Hütte mit ihrem stumpfsinnigen Urenkel in schauderhaften Eddaversen spricht, bildet die dämonische Spitze des Ganzen. Man erlebt hier in wenigen Minuten ein gedrängtes symbolisches Spiegelbild der unheimlichen Finsterseite der altnordischen Mythenwelt, das in Wirkung auf der Bühne mit der Macbeth'schen Hexenscene glücklich wetteifert. Man fühlt sich plötzlich in eine andere Welt versetzt, in der von vulkanischen Glühströmen durchblitzten, eisernen Kälte des nordischen Heidenthums.

Eine andere Seite dieser Welt wird uns in „Hadding" vorgeführt. Er ist ein heidnischer Freigeist, der sich in seiner Unwissenheit gegen die Asalehre empört, und nur an die eigene rohe Kraft und den Genuß des Trunkes glaubt, weshalb er auch in dem vom Skalde Humble bewirkten Aufstande von dem gläubigen Priester Thorald mit einem Hammerschlage „geopfert" wird. Obgleich er die ihm geschickten Mordrunen nicht zu lesen vermag, und Amleth sie übermüthig oder in der Hoffnung ihm zu imponiren ihm selbst vorliest, fühlt er doch kein Bedenken ihn sofort hinrichten zu lassen.

Endlich verdient es bemerkt zu werden, daß Amleth, seinem Charakter treu, als er die Macht erhalten hat, den Mörder seines Vaters nicht tödten läßt, sondern im Vertrauen auf die Götter und sein Heldenglück ihn zum Zweikampf einladet und auf diese Weise erlegt. Dann besteigt er von der Mutter und der Braut umgeben den Thron seiner Väter.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 74. — 27. März 1849.

„Dorf und Stadt" und „Die Frau Professorin".

(Beschluß aus Nr. 73.)

So ist denn im Birch-Pfeiffer'schen Drama eine ganz neue Grundidee, eine unbestreitbare geistige Selbsterfindung, ohne auf deren ästhetischen Werth oder Unwerth uns einzulassen. Aber auch die Mehrzahl der einzelnen Scenen ist, wie sich Das von selbst versteht, neu erfunden.

Schon der ganze Eingang ist neu, die Brautwerbung eines jungen Bauern beim Vater, dann bei der Tochter, wo sie ihm erklärt, sie fühle keine Liebe für ihn, und zum Vater: wenn der Rechte komme, werde es ihr brühsiedendheiß übers Gesicht fahren, und dann werde sie's dem Vater sagen. Dadurch glaubt die Bühnendichtung die Werbescene Reinhard's motiviren zu müssen, was für ein Theaterstück ganz richtig ist; die Dichtung hatte es nicht nöthig.

Im Roman liebt Reinhard die Wirthstochter mit voller Glut ursprünglicher Liebe; daß er sie für immer besitzen, daß sie sein Weib werden müsse, macht sich dann von selbst, wie die Blume aus der Knospe springt. Erst nachher denkt er daran: wovon er sie ernähren wolle? Im Stück kommt zuerst der Brief der ihm die Professorstelle anträgt; er wendet sich verächtlich ab, bis sein Freund der Collaborator, ihm zuredend, ihn darauf aufmerksam macht, daß er als Professor ein Weib nehmen, es ernähren könne. Da überkommt Reinhard der Gedanke Lorle zu heirathen, und vom Collaborator muß er sich sagen lassen, daß Lorle ihn wirklich liebe.

Daß die Mehrzahl der Scenen in der zweiten Hälfte des Stücks, da die ganze Handlung eine Erfindung der Theaterdichterin ist, auch ihr allein angehöre, versteht sich von selbst.

Auch die aus der Novelle entnommenen, wie Reinhard's Entrée im Dorfe, einige Liebesgespräche mit Lorle, sein Antrag, ihre und seine Freiwerbung beim Vater, die Zwistigkeiten in der Stadt, das Gespräch mit dem Fürsten, sind dermaßen, behufs der theatralischen Wirkung, anders gesetzt, geformt und geknetet und zum Theil motivirt, daß sie der Dichter der Novelle schwerlich als sein Eigenthum zurücknehmen würde.

Eine ähnliche Umbildung findet bei den Personen statt; alle haben mehr concentrirt, für den Theatereffect zugestutzt werden müssen, wobei denn eine beträchtliche Charakterverschiebung, wo nicht Verwandlung eingetreten ist.

Nur der Lindenwirth ist am verwandtesten dem in der Dichtung geblieben. Die Birch-Pfeiffer glaubte in ihm Etwas von der bekannten deutschen Maske des gutherzigen Polterers zu erkennen. Daß der Wadeleswirth in seiner Natur etwas davon Verschiedenes ist, ist eine Sache für sich.

Die Bärbel, Lorle's Muhme und treue Magd, ist ausgebildeter als in der Novelle, sie ist aus einem treuen Instinctwesen zu einer wohlgesinnten Vertrauten geworden, die sehr wohl weiß was sie thut. Der Hirtenbube Wendelin ward in den jungen Bauer umgewandelt, der zu Anfang um Lorle's Hand wirbt, und später wird er Soldat aus Liebesgram: eine ganz eigene Erfindung der Bühnendichterin, um die sie vielleicht nicht zu beneiden ist.

Der Collaborator war ein Original, ein still verbissener Gelehrter, der seine Zerrissenheit und seinen Ingrimm gegen die bürgerliche Ordnung unter einem Schilde leichten Humors verbirgt, ein Original wie es in Deutschland im Leben und in der Literatur nicht selten gefunden wird. Eine stille Neigung zu Lorle verschluckt er, der Dichter, läßt sie mehr ahnen als daß er sie ausspricht. So paßte er der Dichterin nicht für das Drama. Seine Eigenschaft als still brütender Malcontenter und Humorist, die ihm Bedeutung gibt, ist fallen gelassen, er hat dagegen Lorle geliebt, und liebt sie fort und fort durch das Stück, ihr und ihres Gatten treuer Freund, in stiller tugendhafter Entsagung, ein schützender Genius, bis er zum Schluß ihr die Untreue des Gatten hinterbringt. Dieser Collaborator ist ganz unbestreitbar das Eigenthum der Dichterin, keine Figur der Poesie, sondern der Breterwelt.

Wie die Hauptpersonen Reinhard und Lorle umgestutzt sein müssen, ist schon im Obigen angedeutet. Im ersten Act erscheint der Maler wie ihn sein Vater, der Dichter, erscheinen ließ. Zwischen Erscheinen und Sein ist ein Unterschied. In den folgenden Acten des Stadtlebens geht ihm im Stücke Das verloren was ihn im Roman charakterisirt, die Selbstunzufriedenheit, der innere Lebensproceß, das Streben etwas ihm Genügendes aus sich heraus zu schaffen, kurz: die moderne Zerrissenheit, die gar keiner speciellen Motive bedarf, die es ist, weil die so-

ciale Welt so ist. Ein Charakter der sich für die Bühne gar nicht eignete. Der Reinhard des Stücks wird hier zu einem Ehegatten, den seine Frau langweilt, der eine frühere Geliebte wiederfindet, entdeckt, daß er in der Verbindung mit ihr weit glücklicher hätte leben können, der in Liebe für sie aufflammt, und in allen darauf folgenden Katastrophen sich benimmt wie man es unter diesen Umständen von einem gut gehaltenen Theaterhelden erwarten kann. Auch die Aussöhnung nachher mit der Gattin ist nur theatralisch möglich, zweifelhaft in ihrem Erfolge. Das Stück mußte einen versöhnenden Schluß haben, die Novelle war von Anfang an auf eine Disharmonie angelegt.

Die Tochter des Lindenwirths scheint auf den ersten Blick dieselbe geblieben zu sein. Das Urtheil was man wol im Publicum hört, die Lorle im Stück wäre interessanter als die im Roman, müßte die Kritik aber schon auf einen Unterschied aufmerksam machen. Daß ein Wesen von solchem Verstande, solcher Seelenkraft, nachdem sie durch Jahre in der Residenz gelebt, und deren Verhältnisse mit richtigem Blicke würdigt, sich nicht selbst ausbildet, sondern in Formen und Sprache von Anbeginn bis Ende dieselbe, das Landmädchen wie im ersten Acte, bleibt, streift an Unmöglichkeit, und ist ein Vorwurf auf den der Dichter sich vertheidigen, vor dem er sich aber nicht vollkommen wird rechtfertigen können. Auf jeden Fall wäre es eine Seltenheit, ein Unicum; und gerade ein solches Unicum mußte der Bühnendichtung, die auf den Effect hinarbeitet, erwünscht gewesen sein. Unwillkürlich hat aber hier Frau Birch-Pfeiffer corrigirt, und diesmal vielleicht zum psychologisch Richtigen. Ihre Lorle wird im Verlauf des Dramas eine gebildete Person, das heißt, sie spricht überall vernünftig, sie weiß sich in das Richtige zu finden und mit Takt zu handeln. Nur dann und wann, wie in der Scene mit dem Fürsten, sprudeln mit der Naturanschauung die Naturlaute heraus. Dies Effectstück durfte sich die Bühnendichterin nicht entgehen lassen. Aber unwillkürlich hat sie auch in der ganzen Anlage die Lorle verändert. In der Dichtung ist mehr passive Natur, mit einem etwas phlegmatischen Anstrich, ein echtes Bauernkind, trotz des verblitzenden Verstandes, im Stück erscheint sie mehr zum Handeln geneigt; dort nicht ohne Anflug von Sentimentalität, wird sie hier zu einem keckern Wesen. Sie würde sich ihr Recht gegen ihren Ehemann zu erstreiten wissen, auch wenn die Verf. es nicht beliebt durch den thränenreichen Schluß, die sentimentale Zerknirschung des Ehemanns, die Theateraussöhnung herbeizuführen.

Die Sprache endlich ist im Drama eine andere und im Roman eine andere. Lasse man sich nicht durch die hundert oder ein paar hundert Reden täuschen die aus dem einen in das andere verbo tenus übergingen. Der Dramatiker muß seine eigene Sprache sich machen, er kann den Roman nicht abschreiben, oder das Stück verfehlt bei der Darstellung seine Wirkung. Sie muß präciser, deutlicher, spitzer sein, auf das Verständniß des ganzen Publicums berechnet. Die zarten Andeutungen, die in der Novelle ihre volle Wirkung auf den dafür Empfänglichen haben, müssen in dürre klare Worte gebracht werden, daß auch die Galerie sie versteht. Das ist wenigstens die Bedingung des heutigen Bühnenstücks. Für den Zauber Dessen was sich von selbst versteht ist ein heutiges Publicum selten empfänglich. Wo ein Hauch genügte, verlangt es schroffe Zeichnung, Färbung; ein sanftes Erröthen wird nicht bemerkt, die Schminke muß es thun, allenfalls von Feuerherdsroth. Diese Schminke ist dann reichlich aufgelegt und der Pfirsichsammethauch der Poesie durch eine derbe knallrothe Färbung ersetzt.

Die Sprache ist, wir wiederholen es, fast ganz Eigenthum der Bühnendichterin geworden, die ihr Fach, und was dort noththut, vollkommen versteht; übrigens hat sie auch hier selbsteigene Zuthaten gegeben, die zu ihrem Zwecke nicht vom Uebel sind. So läßt sie Lorle in der Unterredung mit dem Fürsten zu diesem sagen: sie wisse nicht, ob sie auch Alles von ihm sagen dürfe, wegen der Policei, meine ihr Reinhard. Das paßte freilich nicht für den Dichter, desto besser aber für die Bühnendichterin.

Wenn nun die ganze Erfindung der Geschichte auf einer andern Basis ruht, wenn sie einen andern Eingang, andere Motivirungen, eine andere Katastrophe und einen andern Ausgang hat, wenn die Charaktere umgeändert, neue hinzugekommen sind, wenn die Sprache selbst von der Bühnendichterin zu ihrem Zwecke gemacht ist, ist alsdann das Stück nicht eine neue Arbeit?

Wenn allüberall unter den vorwaltenden andern Bedingnissen von einem Nachdruck die Rede sein könnte, würden wir ihn auch in dem Falle nicht zugestehen, falls es Frau Birch-Pfeiffer eingefallen wäre Auerbach's Novelle selbst zu einer Novelle umzuarbeiten und sie in dieser Form drucken zu lassen. Eine Umschaffung mit so wesentlichen Veränderungen ist ein neues Werk. Daß Auerbach's Dichtung den Anlaß, die Idee, Gestalten, Verhältnisse, Namen hergegeben, benahm einem andern Schriftsteller nicht das Recht: dasselbe Thema mit einer veränderten Grundidee, veränderten Charakteren und einem ganz andern Ausgange noch einmal zu dichten. Oder, wenn dies Recht der kritischen Umgestaltung von Vorhandenem nicht geübt werden dürfte, gäbe es keine deutsche, vielleicht überall keine Literatur. Schon nach Goethe gäbe es keine Dichter, wenn jeder Alles allein erfinden sollte; der Dichter dichtet und sichtet aus dem Gegebenen, es kommt nur auf das Wie an, ob daraus ein Gedicht wird.

6.

Aus der neuern dänischen Literatur.

(Beschluß aus Nr. 73.)

Das ernsthafte Drama hat sich in diesem Jahrhunderte in drei Hauptrichtungen entwickelt: das deutsche Drama, das von Goethe und Schiller hervorgegangen, von der großen Schar ihrer Nachfolger weiter angebaut ohne auf der Bühne zu völliger Geltung gelangen zu können, viele treffliche, tiefe, poetische Werke zu Tage gebracht hat; das nordische, das

mit wenigen Ausnahmen fast ausschließlich von Oehlenschläger repräsentirt wird*), und das neufranzösische, von Victor Hugo eingeführt, und von einigen Andern theilweise aufgenommen, z. B. von A. Dumas, der doch als Dramatiker bald wieder diese „romantische" Fahne verließ.

Es war charakteristisch für diese drei Richtungen, daß sie alle in gewisser Beziehung gemeinsamen Ursprung hatten, nämlich als die durch den gewaltigen Einfluß des Shakspeare'schen Geistes herbeigeführte Emancipation des Dramas von altherkömmlichen pedantischen Regeln. In der Weise wie sie diese Emancipation durchführten zeigten sie sich aber sehr verschieden. Die Deutschen eigneten sich ihrer Nationaleigenthümlichkeit zufolge besonders die gründliche Charakterschilderung und die ideale Richtung Shakspeare's an, während das bewegliche Leben der Handlung, die Composition und Erfindung, welche bei dem englischen Muster in so reicher Abwechselung sich vorfinden, im Ganzen hier in schwächerm Grade zum Vorschein kamen. Die Folge war, daß schon nicht einmal die Dramen Goethe's und Schiller's, oder die des wundervoll begabten H. v. Kleist's zu einem langen und recht kräftigen Leben auf der Bühne es gebracht haben, so interessant sie auch als poetische Lecture sind. Und in der großen Masse der spätern deutschen Dramenliteratur zeigen sich noch immer nur vereinzelt dastehende, wenn auch sehr tüchtige und ehrenwerthe Bestrebungen, um aus dem Drange der Zeit und des Zeitbewußtseins ein neues deutsches Drama von gleicher Bedeutung für die Bühne und das allgemeine Geistesleben zu erschaffen.

Die Franzosen gingen von ihrer mehr praktischen Natur geleitet einen ganz andern Weg. Sie suchten sich bei Shakspeare besonders das Pathologische in der Schilderung excentrischer Leidenschaften herauszuholen, die rasch bewegte Handlung, den aufregenden Effect gewaltiger Situationen; aber nach dem vieljährigen „classischen" Fasten verschlangen sie mit solchem Heißhunger diese kräftigen Ingredienzen, daß das Resultat gewaltsame Indigestionen und oft caricaturenähnliche Uebertreibungen wurde. Sie haben schon wieder im Drama zu der strengen Diät des Classicismus zurückzukehren angefangen.

Competente Kenner werden es schwerlich als blinde Nationaleitelkeit auslegen, wenn wir meinen, daß Das was wir eben als „das nordische Drama" bezeichnet haben so ziemlich den Mittelweg geht zwischen den beiden andern Richtungen, ungefähr gleich entfernt von den praktisch-technischen Schwächen der ersten, und den Ausschweifungen der letztern. Oehlenschläger theilte allerdings die Begeisterung für Shakspeare, behauptete aber ihm gegenüber seine selbständige, nordische, reflexionsfreie Natur; er hat mit gleichem Eifer die griechischen Tragiker studirt, doch ohne darüber dem rein Menschlichen des modernen Lebens und dessen Denkweise sich zu überheben; er hat immer gestrebt mit der Mäßigung, die dem jetzigen nordischen Charakter eigen ist, die verschiedenen Momente im Drama ohne einseitige Entwickelung eines einzelnen zur Geltung zu bringen, ohne sich entweder von der Phantasie oder von subjectiv poetischen Neigungen zum Vergessen der Bühne hinreißen zu lassen. In den frühern, sonst so wunderbar schönen Werken seiner Jugend war Dies vielleicht dann und wann der Fall; wenn man aber nicht selten die Meinung gehört hat, daß seine spätern Tragödien im Ganzen jenen zurückstehen, dann mag es vielleicht darin seinen Grund haben, daß man jetzt den reichen lyrischen Glanz, den hohen Schwung der Diction nicht in dem Grade wiederfindet, als da sein jugendlicher Genius noch in der ersten Frische und Kühnheit dastand, während seine spätern Werke neben der unverändert gebliebenen Naivetät und edeln Einfachheit der Composition und Sprache uns immer größere Sicherheit und Umsicht in der Anlage, mehr objective Ruhe in der Ausführung und besonnene Berechnung der scenischen Wirkung als Ersatz für jene Elemente bieten. Die Charaktere zeichnet er noch wie immer aus einem Guß mit kräftiger Färbung, mit wenigen kühnen, aber gewöhnlich sehr plastischen Zügen.

Im Norden wenigstens hat er durch seine lebendigen Darstellungen aus dem nordischen Sagenkreise wie aus unserer Geschichte (bisweilen war auch sein Blick gegen Süden gewandt) in einer Reihe von über 20 großartigen Dramen seinem Namen die Unsterblichkeit gesichert, und durch Reichthum der Erfindung und eigenthümliche Diction einen hohen Rang unter den wenigen, im strengsten Verstande primitiven Dichtern sich erworben, wenn man auch im Auslande nicht immer geneigt schien seine Stellung unter den Dramatikern der neuern Zeit in dem Verhältniß wie es hier angedeutet ist anzuerkennen. In unsern Augen wird er immer durch sein von allen spitzfindigen Theorien und gekünstelten Tendenzen ungetrübtes, rein menschlich-dramatisches Genie, das in lebendiger, ununterbrochener Handlung, in kurzem und kernvollem Dialog, immer die natürlichsten, Allen gemeinsamen Gefühle und Interessen in Anspruch nimmt, den Platz nach Shakspeare neben Schiller und Goethe haben, während wir, wie es sich versteht, willig zugeben, daß diese großen und berühmten Dichter ihn in andern Richtungen, z. B. Tiefe der Gedanken, Geistesschärfe u. m., wo ihre Stärke sich am größten zeigte, wieder übertrafen.

Da die Generation von Deutschen die unsern Oehlenschläger recht gekannt und geschätzt hat zum großen Theil jetzt verschwunden ist, wird er den Meisten jetzt als neu erscheinen, und die Uebersetzung, die obige Bemerkungen veranlaßt hat, wird hoffentlich dem deutschen Publicum eine um so willkommenere Bereicherung seiner Literatur sein. Hr. Zeise aus Altona, der schon früher durch mehre Uebersetzungen sich um die dänische Literatur verdient gemacht, hat hier wirklich Tüchtiges und wahrscheinlich die beste seiner hierhergehörenden Arbeiten geleistet. Sein deutscher „Amleth" ist ein Werk unverkennbarer Liebe und Sorgfalt; er hat nicht blos schlechthin übersetzt, sondern ein treues Bild der eigenthümlichen, kräftigen Diction des Originals gegeben, und der kernigen Trimeter, in welchen das Stück mit Ausnahme einiger lyrischen Partien durchgehends geschrieben ist. Unter den kleinen Ungenauigkeiten, die im Einzelnen unvermeidlich sind, haben wir nur eine von Erheblichkeit getroffen, nämlich S. 15: Der unnatürlich, lies Nicht unnatürlich.

P. L. Möller.

Arm und Reich. Ein Arbeiterroman von Elisabeth Sangalli. Zwei Bände. Leipzig, Jurany. 1849. 8. 3 Thlr.

Wie oft ist dieser Gegensatz Arm und Reich nicht schon in der Literatur behandelt worden! Nicht genug, daß die Journalistik und die Wissenschaft aufs lebendigste mit diesen Verhältnissen sich beschäftigt, so hat auch die Kunst es nicht verschmäht diese Stoffe in ihr Gebiet zu ziehen. Mehr oder weniger ist jedoch im letztern Falle die eigentliche Kunstform nur die Nebensache, sie ist der Bogen auf dem der Pfeil in die Herzen und das Bewußtsein der Menschen geschleudert werden soll. Man wird jedoch nicht sehr weit irre gehen, wenn man diesem Zweige der Literatur, wie er in d. Bl. unter der Ueberschrift „Sociale Literatur", „Tendenzromane", oder auch unter dem Titel einzelner Werke bereits hinlänglich besprochen worden ist, keine große Bedeutsamkeit beilegt: denn künstlerisch betrachtet haben viele gar keinen Werth, da sie statt zu befriedigen fortwährend einen peinlichen Eindruck gewähren, und nicht selten, abgesehen sogar vom ästhetischen Gefühle, einen sittlichen Ekel in ihrer nackten Blöße erzeugen; aber auch materiell betrachtet wird die eigentliche, in der Tiefe unserer Verhältnisse der Gesellschaft liegende Bedeutung des Stoffs nicht hinlänglich oder so gewürdigt, daß nun praktische Erfolge wirklich zu erwarten stehen.

Der vorliegende Roman hat die Schilderung der Sitten der vornehmen und der armen Welt mit so grellen Farben ge-

*) Henrik Hertz hat nur wenige ernste Dramen geliefert, und Hauch nähert sich wie früher Ingemann mehr der deutschen Dichtung.

malt, daß man nicht selten vor einem solchen Zustande wahrhaft zurückbebt. Nehme man nur einmal die Hauptfigur, die Adele von Marnow, die junge Witwe eines Beamten; ist Dies nicht der Ausbund aller Liederlichkeit, der gemeinsten Schlechtigkeit? Sie verführt wer ihr gerade in den Wurf kommt, blos um ihre Sinnlichkeit zu befriedigen, sie opfert sich andererseits wieder auf, um ihrem Hang nach Wohlleben und Reichthum fröhnen zu können. Diese Adele ist kein Product der Gesellschaft, sie ist nur das Resultat ihrer persönlichen Gemeinheit, also für uns nicht von allgemeinem Interesse, sondern nur von persönlichem, Ekel erregendem Eindrucke; einzelne Scenen sind so ausgeführt, daß wenn man auch von jeder Pruderie sich fern hält, man doch nicht umhin kann dieselben als abgeschmackt und widerlich zu bezeichnen, um so mehr, als man nicht im Stande ist etwa die gesellschaftlichen Zustände als Entschuldigungsgrund gelten zu lassen, sondern Alles dem moralischen Bewußtsein eines völlig sittlich abgestumpften Individuums zuzuschreiben hat. Ja der Eindruck den diese Lecture auf den Ref. gemacht hat war mitunter so stark, daß er in der That Ursache zu haben glaubte zu zweifeln, ob die Verf. des Romans wirklich eine Frau sei. Ref. trägt kein Verlangen noch einmal den Inhalt dieses Buchs dem Leser d. Bl. vorzuführen, nur so viel möge andeutungsweise genügen, daß die Bewegungen unsers letzten politischen Lebens bei dem Romane wesentlich berücksichtigt sind. So sind viele Züge aus der berliner Revolution, auch aus dem Charakter Lola's entnommen, jedoch Alles so sehr auf die Spitze getrieben, Alles so grell beleuchtet, daß man weder die wirkliche noch die poetische Wahrheit herausfinden kann. So sehr die Verf. auch hier und da allgemeine Besprechungen und Erörterungen dazwischenstreut, um dadurch ihren Personen einen höhern Standpunkt, einen geistigern Hintergrund zu geben, so gelingt es ihr doch dadurch nicht vollständig, und schmerzlich irrt das verletzte Gefühl wie die Taube Noah's über dem Wasser und Schlamm einher, um ein grünes Reis zu entdecken worauf es ruhen könnte. Wir wollen hier eine Stelle (I, 459) anführen, die einen allgemeinen Gedanken ausspricht, als dessen Ausführung im Concreten der Roman selbst anzusehen ist: „Erst treiben sie (die obern Schichten der Gesellschaft) Schande und Entehrung unter sich, dann hat die Lust ihre Reizungen ermüdet, sie lechzen nach Veränderung, nach einer andern Atmosphäre, nach dem rohesten Ausbruch der Begierden, und steigen hernieder zu den letzten, die in Ermangelung einer Erziehung den niedrigsten Grad der Begierden zu stillen verstehen; und Dies ist das Beklagenswertheste, der Proletarier Existenz!" Will man auch der redlichen Absicht der Verf. alle Gerechtigkeit widerfahren lassen, so wird man doch nicht umhin können an solchen Ausführungen keine Freude weder im Interesse des ästhetischen noch des moralischen Lebens zu finden, um so weniger, als viele dieser Zustände rein der Ausfluß einer individuellen moralischen Bodenlosigkeit sind, und keineswegs als durch den gesellschaftlichen Verkehr bedingte angesehen werden können. 33.

Notizen aus Frankreich.

Der Stuhl Chateaubriand's in der Akademie.

Die „Presse" gibt eine Notiz über den Sitz Chateaubriand's in der Akademie, die durch die Zusammenstellung der Namen recht interessant ist. Herr von Chateaubriand saß auf dem Stuhle Nr. 6, und er war der zwölfte Inhaber desselben. Folgende Akademiker haben vor ihm diesen Platz eingenommen:

1634. D'Arbaud de Porchères.
1640. Olivier Patru.
1681. M. Portier de Novion.
1693. P. Goibau du Bois.
1694. Ch. Boileau, Abbé von Beaulieu.
1704. Gasparo Abeille.
1718. N. H. Montgault.
1747. Ch. Duclos.
1772. N. Beauzée.
1789. J. J. Barthélemy.
1795—1803. M. J. Chenier.

Im J. 1811 ist Chateaubriand in die Akademie eingetreten und 36 Jahre in ihr verblieben. Nach der Reihenfolge der Aufnahme war er das älteste Mitglied derselben. Unter den aufgeführten Akademikern, deren Erinnerung sich durch einen Stuhl an den berühmten Namen Chateaubriand knüpft, sind manche schriftstellerische Renommées. Der Parlamentsadvocat Olivier Patru, 1604 in Paris geboren, war der Wiederhersteller der gerichtlichen Beredtsamkeit in Frankreich, und seine „Plaidoyers" sind 1732 in zwei Bänden erschienen. Charles Duclos, geb. 1704 in der Bretagne, der geadelte Historiograph Frankreichs, ward beständiger Secretair der Akademie. Bekannter als seine „Oeuvres complètes" (12 Bde., Paris 1800) sind die Schriften Jean Jacques Barthélemy's, welcher an seiner „Voyage du jeune Anacharsis" (Paris 1788) volle 30 Jahre arbeitete. Der Vorgänger Chateaubriand's, M. Joseph Chenier, hatte mit seinem Nachfolger auch gar Nichts gemein als diesen Stuhl der Akademie Nr. 6. Er war ein eifriger und harter Anhänger der Republik, und stimmte für den Tod desselben Königs, dessen Sterbetag Chateaubriand alljährlich in Trauer beging. Eine Melodie von Mehul hat seinen „Chant de départ" auf die Nachwelt kommen lassen, und das Loblied auf die Göttin der Vernunft wurde von ihm gedichtet. Hat Napoleon die Erinnerungen an die Revolution auslöschen wollen, als er den Namen Chateaubriand über den Chenier's setzte? Hr. v. Noailles, der Verfasser einer Geschichte der Frau von Maintenon, sitzt jetzt auf dem Stuhle Boileau's, Barthélemy's, Chateaubriand's.

Archäologische Excursion nach Rußland.

Das „Journal des débats" zeigt an, daß André Durand's Werk „Excursion pittoresque et archéologique en Russie" mit dem erschienenen vierten Hefte soeben vollendet worden ist. Diese Schlußlieferung enthält 26 Blätter welche die für dieses Album festgestellte Zahl von 100 Kupferstichen completiren. Sie steht in keiner Weise den schon erschienenen Ausführungen nach, bekundet im Gegentheil einen fühlbaren Fortschritt im Talent des Verfassers. Durand hat hier einen Theil des wüstenartigen russischen Reichs behandelt den die Kunst noch nicht zum Vorwurf ihrer Darstellungen genommen hatte. Unter den 26 Zeichnungen, die sich ebenso wol durch die Sauberkeit der Ausführung als durch das historische Interesse der alten, im westlichen Europa größtentheils noch gänzlich unbekannten Bauten auszeichnen, sind besonders hervorzuheben: Die Ruinen von Bolgari, einer alten tatarischen Stadt in dem Gouvernement von Kasan; die Ruinen des alten tartarischen Schlosses und des Thurmes von Sumbecka in Kasan; sechs Ansichten des reichen und berühmten Klosters von Troiza, in der Umgegend von Moskau; endlich die Festung Schlüsselburg auf dem Ladogasee, die durch die Gefangenschaft und das tragische Ende des Prinzen Iwan berühmt ward. Das Album André Durand's bildet bekanntlich die Fortsetzung eines im J. 1837 vollendeten Unternehmens, welches Hr. v. Démidoff bereitwillig unterstützte. Durand führt so die alten Bauten von ganz Rußland der gebildeten Welt des westlichen Europas vor. Auf jeden Fall bleibt das Unternehmen ein besonders dankenswerthes, da bisher die Denkmäler der Architektur aus fast allen Ländern der Welt bereits zu allgemeinerer Kenntniß gelangt sind als die Rußlands. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 75. —— 28. März 1849.

Elisabeth Fry.

Wenngleich die Stürme die sich jetzt im Leben der Völker erhoben haben noch immer drohend und brausend über unsere Häupter dahinziehen, und wir noch vergeblich nach einem freundlichen Sterne aussehen, der mit seinem Strahle das schwarze Wolkenmeer über uns zertheilen, und als Friedensbote unsere Hoffnungen neu beleben soll, so dürfen wir doch nicht verkennen, daß auch jene Stürme, wie die sich alljährlich erneuernden der äußern Natur, unter einer höhern Leitung stehen. Ja, sie sind nicht vergeblich gewesen, jene Stürme. Die Gewitterschwüle, die sich lange schon unter dem Drucke despotischer Herrscherwillkür über die Völker gelagert hatte, mußte sich einmal in einem die Luft reinigenden Sturme entladen, damit die Menschen sich wieder frei und wohl fühlen, und wenn die Fruchtbarkeit und das Gedeihen das solchen Orkanen zu folgen pflegt auch noch nicht bei uns eingekehrt ist, und vielleicht noch lange auf sich warten lassen dürfte, so wird es doch sicher nicht ausbleiben. Nur der Kleinmuth kann daran zweifeln, daß Der welcher die Schicksale des Einzelnen wie der Völker zu lenken weiß nicht auch Mittel und Wege finden werde aus der Zerstörung fruchtbare Saaten hervorkeimen, aus den Wirren der Gegenwart neuen Segen für die Zukunft erstehen zu lassen. Aber er wird die Völker nur dann mit dem Geschenk der Freiheit beglücken, wenn sie sich dessen würdig machen, und sie immer wieder der Knechtschaft zuführen, so lange nicht seine Gebote in ihren Herzen Wurzel gefaßt haben, ja, die wahre Freiheit selbst kann nur da gedeihen, wo der Sinn für Wahrheit und Tugend bei den Menschen seine Wohnstätte aufgeschlagen hat, wo der Einzelne seine Sonderinteressen dem Wohle des Ganzen willig zum Opfer bringt. Ohne Tugend und ohne Gottesfurcht ist die Freiheit ein leerer Schall, und alle Bemühungen sie ohne diese zu erlangen sind eitel; denn was würde es nützen sie im Aeußern ausgebaut zu haben, wenn die Leidenschaften noch unser Inneres gebunden halten, wenn wir in unserm Herzen noch unfrei sind?

Oft muß ich in dieser Zeit an Schiller's, dieses Verkündigers der erwachenden Freiheit, „Worte des Glaubens" denken. Auch er wollte, daß der Mensch frei sei, ja, er stellte den Glauben an die **Freiheit** an die Spitze jenes bewundernswürdigen Gedichts. Aber nicht minder hoch stand ihm der Glaube an die **Tugend** und an **Gott**, und nur in dieser Dreiheit sah er das Heil der Menschheit.

> Die drei Worte bewahret euch, inhaltschwer,
> Sie pflanzet von Munde zu Munde,
> Und stammen sie gleich nicht von außen her,
> Euer Inn'res gibt davon Kunde;
> Dem Menschen ist nimmer sein Werth geraubt,
> So lang er noch an die drei Worte glaubt.

Fragen wir nun aber, ob die Menschen unserer Tage sich durch Gottesfurcht und Tugend jenes Geschenks würdig zeigen, ob sie fähig sind sich und ihre Interessen einem höhern Gesetze unterzuordnen, ob sie, bevor sie ihrem Volke einen Tempel der Freiheit bauen, frei im eigenen Gemüthe sind, so dürfte die Antwort darauf nur sehr zweifelhaft ausfallen. Ich frage dabei, wenn ich von Gottesfurcht spreche, nicht, ob sie dieser oder jener Religionspartei angehören, ob sie sonntäglich zur Kirche gehen, das tägliche Gebet nicht versäumen u. s. w., aber ich frage, ob der Glaube an eine höhere Macht, und an ein durch sie in unser Inneres geschriebenes Gesetz die Richtschnur ihrer Gedanken und Handlungen ist. Ich frage, ob sie in Folge eines solchen Glaubens fähig sind ihre Leidenschaften zu bezähmen, der Liebe und Nachsicht einen Sitz in ihrem Herzen einzuräumen, in Mäßigung, Entsagung, Aufopferung, Uneigennützigkeit, Wahrheitsliebe, Friedfertigkeit u. s. w. ihren Nebenmenschen voranzugehen? Ich mag nun aber meine Blicke auf meine nächste Umgebung wenden oder über ganze Ländergebiete schweifen lassen, so finde ich diese Tugenden nicht, oder doch nur in so beschränkter Weise, daß die vereinzelten Beispiele in der großen Masse verschwinden. Denn wenn ich auch keineswegs verkenne, daß namentlich in dem großen geschichtlichen Drama das sich jetzt vor unsern Augen entwickelt — ein Drama, besonders geeignet einen tiefern Blick in die Gesinnungen und in die gemüthlichen Zustände der Menschen thun zu lassen —, einzelne Züge von Vaterlandsliebe, Anhänglichkeit, Mitleid, Aufopferung u. s. w. sich herausstellen, so werden doch solche Züge nur zu leicht wieder durch andere von Leidenschaftlichkeit, Intrigue, Selbstsucht, Bitterkeit, Haß, und selbst Grausamkeit und Mordlust aufgewogen, sodaß wenn ich Gutes und Böses gegeneinander abwäge, das letztere mir fast schwerer ins Gewicht zu fallen scheint, und

mich nur mein fester Glaube, daß bei allen temporairen Schwankungen doch ein Fortschreiten zum Guten in der Absicht des Schöpfers liegen, und daß der gegenwärtige Kampf der gährenden Leidenschaften nur ein Durchgangspunkt, eine Vorbereitung zur Anbahnung der Wahrheit und Tugend sein möge, tröstend aufrecht hält.

Man werfe mir nicht vor, daß ich die Größe unserer Zeit verkenne, oder den einzelnen großen Charakteren die sie geboren nicht Rechnung trage. Auch mich hat diese Zeit gehoben, und ich bin der allgemeinen Begeisterung für Freiheit und Recht nicht fern geblieben; auch ich habe den edeln Männern die dem Volke den Weg zum Ziele zeigten, unerschrocken für dasselbe in den Kampf traten, und ohne Aussicht auf Lohn und Dank schwere und ungewohnte Lasten auf ihre Schultern nahmen, meine Verwunderung nicht versagt, und ihnen im Stillen reichlichen Dank dafür in meinem Herzen gezollt; auch ich habe das Edle und Große in ihren Reden und Handlungen nicht verkannt; aber ich habe auch gesehen wie ganze Massen des Volks, aller vernünftigen Vorstellung und Sitte Hohn sprechend, sich den zügellosen Angriffen auf unschuldige Menschen, die sie nie beleidigt hatten, überließen; wie Heiterkeit und Freude sich auf ihren Zügen abspiegelten bei den vielfachen Kränkungen die man diesen Menschen zufügte; wie sie feilen und unwürdigen Führern, gleich einer Heerde Schafe ihrem Leithammel, folgten, begierig ihren unsinnigen und aufreizenden Reden lauschten, und sie mit lautem Beifall begrüßten; wie sie in wahnsinniger Berauschung Recht und Gesetz unter die Füße traten, sich nicht scheuten das Heiligste mit frevelnden Worten herabzusetzen, und nur ungern ein inneres Gelüste zurückhielten ihre communistischen Gedanken zur That werden zu lassen. Ich habe sie gesehen jene Männer der Freiheit, wie sie bei öffentlichen Versammlungen und in Schenken den letzten Kreuzer verpraßten, ihre Arbeit vernachlässigten, und zu Hause Frau und Kinder darben ließen. Doch was male ich ein Bild weiter aus welches zu sehen Jeder in der neuesten Zeit Gelegenheit in Fülle hatte?

Ich frage, was sind gegen solche Zeichen der Entsittlichung, solcher Entwürdigung der Menschennatur einzelne Beispiele menschlicher Größe und wirklichen Adels der Gesinnung? Welch eine weite Kluft liegt noch zwischen einer solchen rohen Masse und dem Ideale menschlicher Würde! Armes Volk, wo sind deine Anrechte auf Freiheit, wo deine Tugenden die dich eines solchen Kleinods würdig machen?

Täuschen wir uns nicht, es ist nur ein kleiner Theil des Volks der mit den Mitteln zu einer höhern Bildung auch zu einer höhern Stufe der Einsicht und der moralischen Veredelung gelangt ist; der beiweitem größere Theil liegt noch in den Banden des Irrthums, der Leidenschaften und der Sünde gefangen, und ihm fehlt die eigene Kraft sich diesen Banden zu entwinden. Seine Begriffe von Freiheit sind nicht die welche aus dem Bedürfniß nach einer Veredelung seiner Gefühle, und nach einer Verbesserung der sittlichen Zustände im Allgemeinen hervorgehen. Seine Freiheit sind Gesetzlosigkeit und Willkür. Das Verlangen nach geistiger und moralischer Erhebung ist ihm unter dem Druck der Zeiten abhanden gekommen, und er verlangt nicht nach Nahrung für Seele und Gemüth, sondern nach Hülfe aus materieller Noth.

Daß ihm diese Hülfe in Folge der neuen Gestaltung des staatlichen Lebens zu Theil werde, wer sollte es nicht von ganzem Herzen wünschen, und mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln und Kräften unterstützen? Denn es ist eine allseitige Erfahrung, daß Mangel und Noth der Entsittlichung und moralischen Verkümmerung in die Hände arbeiten, und Geist und Gemüth nur da einen höhern Aufschwung nehmen, wo auch für das körperliche Wohl die nöthige Fürsorge getroffen ist. Allein es steht zu fürchten, daß auch bei dem besten Willen von Seite der Regierungen, und unter den günstigsten Verhältnissen welche die Vorsehung über unser gemeinsames Schicksal verhängt haben mag, doch noch Jahre dahingehen werden, ehe der Noth der niedern Volksclassen auf befriedigende Weise abgeholfen werden kann. Aber auch damit würde dem beklagenswerthen Zustande unter welchem unsere niedern Volksclassen seufzen noch kein Ende gemacht werden können; denn die Abhülfe der Noth und des Mangels ist zwar ein Mittel auch der geistigen und gemüthlichen Seite des Menschen eine bessere Richtung zu geben, aber sie vermag allein Nichts ohne Belehrung und moralische Besserung. Auch der von der Noth Gebeugte kann sich die Tugend bewahren, während der in Ueberfluß Schwelgende keinen Funken davon in sich verspürt. Die reine Seele kann unter dem Kittel wie unter dem Purpurmantel ihre Wohnstätte aufschlagen.

Die Noth des Volks liegt tiefer als daß ihr mit leiblicher Nahrung allein abgeholfen werden könnte; es hat das Verlangen nach äußerer Freiheit, während noch nicht eine Spur des Bedürfnisses nach innerer in ihm erwacht ist; der Glaube an Tugend und Gott ist ihm fremd geworden.

Es liegt nicht in meiner Absicht zu untersuchen wie Dies so gekommen ist, obwol eine solche Untersuchung dem historischen und psychologischen Forscher hinreichenden Stoff zu fruchtbaren Betrachtungen bieten würde; genug, das Factum ist da und nicht abzuleugnen. Aber erinnern möchte ich daran zu einer Zeit, wo eine neue Aera im Völkerleben beginnt, doch ernstlich sich damit zu beschäftigen wie dem Uebel abzuhelfen sei, und Männer die hinreichende Einsicht besitzen, und denen des Volks Wohl am Herzen liegt, aufmuntern Hand ans Werk zu legen, und über dem materiellen Leiden des Volks den Krebsschaden der an seinem Herzen nagt nicht zu vergessen.

Man wird mich erinnern an Alles was in neuern Zeiten für das Volksschulwesen geschehen ist und noch geschieht, an die Verbesserung der Schulen überhaupt, und die Verbreitung höherer Bildung aller Menschenclassen, an die Einführung von Realschulen, Fortbildungsarmenschulen, Kleinkinderbewahranstalten, Mäßigkeitsvereine, Vereine gegen Thierquälereien u. s. w.; man

wird mich hinweisen auf das sichtbare Bemühen der Religion wieder mehr Eingang und Geltung zu verschaffen, auf die Bestrebung zur Bildung besserer Geistlichen und Volkslehrer, auf die größere Duldung gegen verschiedene Religionsbekenntnisse, auf die Verbreitung von Bibeln und Erbauungsschriften, auf die Vorbereitungen dem Volke selbst wieder einen Antheil an der Ordnung seiner religiösen Zustände zu gestatten u. s. w. Aber wenn ich auch allen diesen verschiedenen Mitteln und Wegen das religiöse Bewußtsein im Volke zu wecken und zu befördern meine Anerkennung nicht versage, vielmehr ihre Mitwirkung zu diesem Zwecke willig anerkenne, so belehrt mich doch die Erfahrung, daß mit ihnen allein dem Uebel nicht gründlich abgeholfen, das Ziel der wahren Volksbildung und der sittlichen Erhebung nicht erreicht werden kann.

Alles Gute was der Unterricht in Schulen, die Belehrung und Erbauung in der Kirche zur Folge haben mögen reicht nicht hin den Verlockungen zur Sünde außer Schule und Kirche das Gegengewicht zu halten; alles was sich dort von edeln Gesinnungen und tugendhaften Vorsätzen als reiner Krystall in den Herzen angesetzt hat spült der Strom der Zeit und der Welt wieder hinweg, und nur selten gelingt es ihnen eine Schutzmauer hinreichend starker und dauernder Grundsätze aufzurichten die nicht durch die Macht schlechter Gewohnheiten und schädlicher Beispiele nur zu bald wieder eingerissen werden könnte. Die letztern gleichen darin den leiblichen Seuchen, daß sie sich um so stärker ausbreiten, je mehr Individuen bereits zu Trägern des ansteckenden Gifts geworden sind, und je gesättigter damit die ganze Atmosphäre geworden ist. Mit einem Worte, es fehlen uns die Mittel und Wege Das was Schule und Kirche bewirken sollen auch auf das Leben des ganzen Volks überzutragen, und so Tugend und Gottesfurcht auch in den Familienkreisen, und in allen Kreisen der menschlichen Gesellschaft neu zu beleben, und zu einem integrirenden Theil der Menschennatur zu machen.

Irre ich nicht, so ist das Mittel zur Abhülfe jener geistigen Noth und zur Befestigung christlicher Gesinnung und christlichen Wandels nur darin gegeben, daß sich die Edeln des Volks zusammenschließen zu einem engern Bunde, der nicht allein mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften dahin trachtet das Unedle von sich fern zu halten und sich dem Werke der christlichen Liebe zu weihen, sondern auch christliche Gesinnung und Tugend bei seinen Nebenmenschen zu verbreiten, der Das was er für sich an edelm Metall errungen auch als cursirende Münze ausprägt, und so den tiefer Stehenden zu sich heraufzieht. Ich will einen christlichen Verein der, gleich den jetzigen politischen, in Zweigvereinen seine Arme nach allen das geistige Wohl des Menschen fördernden Richtungen, und über alle Volksclassen ausbreitet, dessen Symbole Liebe, Duldung und Erhebung aus den Banden geistiger Unfreiheit und Sinnlichkeit sind, der den Schwachen vor dem Falle bewahrt, und dem Gefallenen die hülfreiche Hand bietet, der dem Guten Anerkennung zu verschaffen sucht, aber auch dem Schlechten und Unwürdigen kräftig entgegentritt. Ich will aber keine religiösen Sekten, keine Conventikel, in denen man sich um religiöse Satzungen, um Auslegungen des göttlichen Worts streitet, und die Keime der Unduldsamkeit groß zieht. Der Bund den ich ins Leben zu rufen wünsche hat sein Fundament in der allgemeinen Menschenliebe, und ruht auf dem Gesetz das Gute zu wollen und das Böse zu hassen, das in allen Herzen mit klaren Worten geschrieben steht, worüber keine Meinungsverschiedenheiten obwalten, und wozu sich alle Religionsparteien bekennen können.

Die Welt mag lächeln über meine Glückseligkeitsgebäude als über einen eiteln Traum, und mich zu den gutmüthigen Schwärmern zählen. Sie wird zwar meine gute Absicht nicht verkennen, und im Fall des Gelingens meines Vorschlags den günstigen Resultaten ihren Beifall nicht versagen, aber seine Ausführung nicht für möglich halten, insbesondere deshalb, weil sie den Massen des Volks für meine Zwecke keine Empfänglichkeit zutraut, und weil sie bezweifelt, daß sich die edeln Menschen finden werden, denen die dazu nöthige Liebe, Thätigkeit und Aufopferung zu Gebote steht.

Was den ersten Einwurf betrifft, so hat mich die Zuversicht noch nie verlassen, daß jede gute Pflanze in den Garten der Menschheit gepflanzt, und von sorgsamer Hand gepflegt ihren fruchtbaren Boden finde, und daß ihr auch das Gedeihen von oben nicht fehlen werde. Wenn sich auch das Gute oft mühsam Bahn brechen muß, es gibt immer noch mehr Menschen die sich den Sinn dafür bewahrt haben, als Solche welche blos den bösen Eingebungen Gehör geben. Man denke an die ersten Anfänge des Christenthums. Durch welche Irrsale und Verfolgungen mußten sich seine Bekenner durchkämpfen? Und es besteht noch heute in vollem Glanze. Was aber den zweiten Einwurf anlangt, so muß ich freilich selbst zweifeln, ob es in unsern Tagen Menschen gibt die, wenn auch von Liebe für Menschenwohl beseelt, doch Muth, Uneigennützigkeit, Selbstentäußerung und Beharrlichkeit genug besitzen, um sich an die Spitze eines Unternehmens zu stellen das auf einen Lohn diesseits so wenig Anspruch machen kann, und bei welchem ein Kampf mit mannichfachen Hindernissen in sicherer Aussicht steht. Wir haben es in den neuesten Zeiten gesehen, wie wenig gerade der bessere Theil des Volks sich bei seinen höchsten Interessen betheiligte, wie wenig er den Muth hatte den falschen Propheten frei die Stirne zu bieten, und sich lieber scheu zurückzog.

Dem sei indeß wie ihm wolle, dies Alles sowie alle Gegengründe, die sonst noch in mir selbst laut geworden, haben mich nicht abhalten können auf ein Gebrechen aufmerksam zu machen, dessen Abhülfe dringendes Bedürfniß ist, und sollten auch meine Wünsche nicht in Erfüllung gehen, so steht vielleicht Einer oder der Andere unter dem Volke auf, der weiser ist als ich, und bessere Wege zum Ziele zu zeigen weiß. Einen solchen zu Rath und That ermuntert zu haben, Das soll meine

höchste Freude sein! Daß aber bereits Menschen in der Welt gelebt haben die mit mir dem gleichen Ideale nachgestrebt, die von der geistigen Noth des Volks gerührt seine Erhebung zur höchsten Aufgabe ihres Lebens gemacht, und keine Mühe, kein Opfer, kein Hinderniß gescheut haben ihrem edeln Ziele näher zu kommen, Das will ich heute meinen Lesern an einem Beispiele zeigen, ein Beispiel das zugleich als ein Vorbild alles Dessen gelten kann was ich oben nur in allgemeinen Zügen andeuten konnte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Weihnachtsgabe von Frederike Bremer.

Der in Nr. 256 d. Bl. f. 1848 gedachten Anzeige der „Geschwister" von Frederike Bremer läßt das „Athenaeum" eine ihrer „Mitternachtssonne" folgen, welche die Verf. als „eine Wallfahrt" gibt, und Mary Howitt, die Uebersetzerin der „Geschwister", dem englischen Publicum als Weihnachtsgeschenk gegeben hat mit dem Bemerken, daß das Original noch unveröffentlicht sei.*) Dieses Neueste der schwedischen Dame („The midnight-sun: a pilgrimage, by *Frederika Bremer*; translated from the unpublished original, by *Mary Howitt*", London 1848) führt das „Athenaeum" folgendermaßen ein: „Welches Kraut, welche Wurzel oder welche Blume Fräulein Bremer gegessen hat, möge eine Nordlandszauberin berichten. Fest aber steht jedenfalls, daß sie seit kurzem an mehr als einem seltsamen Ehrgeize leidet. Es scheint, zu dem Rufe einer einfachen Romandichterin wünscht sie den vereinten der Seherin und Predigerin zu gewinnen. Ein Hauch von Socialismus und einer von Nationalität scheint sie angeweht zu haben. In ihren «Geschwistern» empfanden wir den erstern, in ihrer «Mitternachtssonne» macht sich der letztere fühlbar. 63 Seiten des Vorworts enthalten einen Blick auf Schweden aus der Vogelperspective. Hier fehlt es nicht an lebendigen und eigenthümlichen Zügen; nur werden sie von der hochfliegenden Laune der Künstlerin so mysticirt und verwischt, daß von der Wirklichkeit und dem Zusammenhange derselben kaum die Hälfte übrig bleibt. Je schneller Fräulein Bremer uns ein alltägliches Buch schenken wird über die Holbollinger — «Phoebus! welch ein Name!» doch ist es ganz in der Ordnung, daß sie einen ungeschlachten Namen haben, dieweil sie von den Giganten stammen —; über die Wermländer, vielleicht die wildesten und athletischsten Tänzer auf Gottes weiter Erde; über die ernstern Delekarlen und über die «starken, scharfsinnigen, praktischen, lustigen und klugen» Norrländer, zu desto größerm Danke wird sie uns verpflichten. Hier fertigt sie uns mit einem Dunste schöner Farben ab, statt klar geordnete Gestalten vorzuführen, und sei es ein Fata morgana oder ein Blick auf die schwedischste Fraction Schwedens was uns verzögert, jeder Verzug ist tadelnswerth, wenn es sich darum handelt, daß Fräulein Bremer uns ein Weihnachtsgeschichtchen erzählen, und wir es loben sollen.... Nachdem wir die topographischen, transcendentalen, mystischen, poetischen und sonstigen Brustwehren überklettert, welche die Verf. rings um ihre Erzählung aufgebaut, müssen wir zur Ehre der Wahrheit bekennen, daß letztere, wenn erreicht, sich als die leichteste der leichten, und nicht die neueste der neuen darstellt. Die vortreffliche alte Dame, von einer Gattung welche, wie schon früher bemerkt, in Schweden besonders zahlreich zu sein scheint, der Haufe Kinder welche sich nach von ihr ganz unerwarteten Richtungen verheirathen, der einigermaßen unglückliche Stiefsohn, welcher für todt gilt und nach Hause kommt, um von seinem Unglück geheilt zu werden, «die lustige alte Jungfer» (wie es im Liede heißt) und der Benedict welcher sie hübscher findet als eine junge: alles Dies ist in Fräulein Bremer's ergötzlichen Romanen bereits dagewesen. Wir erinnern uns nicht genau, ob Solches mit der «Frau Diakonus» der Fall. Wäre es, so dürften nur Wenige ärgerlich sein ihr wieder zu begegnen.... Die Lagerstätte von welcher aus die «Wallfahrter» das auf dem Titel genannte Phänomen erblicken, kann sich mit manchem beschriebenen, weitberühmten Rigi-Sonnenaufgange messen. Wir müssen jedoch daran vorübergehen, und empfehlen die Erzählung im Allgemeinen jedem Leser der etwas Gutes, Zierliches und Geniales mag." 10.

*) Das Werk führt im Schwedischen den Titel: „Sommarresa", und eine nach dem schwedischen Original gearbeitete Uebersetzung wird als „Sommerreise" nächstens in der Verlagshandlung d. Bl. erscheinen. Wir kommen dann auf das Buch zurück. D. Red.

Bibliographie.

Brinckmeier, E., Louis Napoleon Bonaparte, Präsident der französischen Republik. Sein politisches, militairisches und Privatleben, sein Charakter und seine Meinungen. Aus authentischen Nachrichten, Actenstücken und seinen Werken dargestellt. Braunschweig, J. H. Meyer. Br. gr. 8. 20 Ngr.

Günther, J., Die Ereignisse des Jahres 1848 in ihrer Zeitfolge und ihrem innern Zusammenhang dargestellt. 2te Lieferung. Jena, Mauke. Br. 8. 7½ Ngr.

Iduna. Taschenbuch für 1849. 29ster Jahrgang. Wien, Riedl's Wwe. u. Sohn. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Kienitz, O., Vierundzwanzig Bücher der Geschichte Livlands. 1ster Band. Dorpat 1847. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Liljegren, J. G., Die Runendenkmäler des Nordens. Bearbeitet von K. Oberleitner. Wien, Lechner. Gr. 4. 2 Thlr.

Oeser, C., Weihgeschenk für Jünglinge. Eine Vorschule zur ästhetischen Bildung. Breslau, Schulz. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Volksbücher. Nr. 51: Dorfgespräche. Leipzig, O. Wigand. 8. 2½ Ngr.

Tagesliteratur.

Allioli, J. F., Was hilft uns in der bürgerlichen Bedrängniß? Eine Neujahrspredigt. 1ste und 2te Auflage. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 2 Ngr.

Aus dem weißen Saal. Vier Thron-Reden. Beitrag zur neueren Preußischen Geschichte. Berlin, Reuter u. Stargardt. Imp.-Fol. 2½ Ngr.

Hauschild, J. F., Vorschlag zu einem allgemeinen deutschen Maß-, Gewicht- und Münz-System. Der hohen verfassunggebenden deutschen Reichsversammlung zu Frankfurt a. M. vom Verfasser überreicht. Frankfurt a. M., Streng. Gr. 8. 7½ Ngr.

Seltsame und abentheuerliche Historie von dem mannhaften Recken und wackern Degen in der Mark, dem wohlberühmten, hochachtbaren und ehrenvesten General Wrangel. Von H. B. Leipzig, Brügmann. 16. 3 Ngr.

Moschel, F. P. H., Jesus Christus auch heute noch der rechte Grund unserer Kirche. Predigt, am 24. Oktbr. 1848 beim Schluß-Gottesdienste der außerordentlichen General-Synode in Speyer. Speyer, Neidhard. 1848. Gr. 8. 2 Ngr.

Schwarze, F. O., Das Geschwornengericht. Darstellung des öffentlich-mündlichen Strafverfahrens und des Geschwornengerichts, sowie der Pflichten und Befugnisse eines Geschworenen. Zunächst für die sächsischen Geschwornen. Dresden, Adler u. Dietze. 8. 10 Ngr.

Die Trennung der Schule von der Kirche. Sendschreiben an Deutschlands protestantische Volksschullehrer, insonderheit Landvolksschullehrer, von Einem, welcher der Kirche und der Schule gleich nahe steht. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 3 Ngr.

Unruh, v., Skizzen aus Preußens neuester Geschichte. 4te unveränderte Auflage. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 10 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 76. —— 29. März 1849.

Elisabeth Fry.

(Fortsetzung aus Nr. 75.)

Dies Vorbild einer edeln Selbstaufopferung für die gefallene Menschheit, eines für die moralischen Leiden des Volks glühenden Herzens, war — ein Weib, es war die auch in unserm Vaterlande nicht unbekannte, im J. 1845 verstorbene Quäkerin Elisabeth Fry, von deren segensreichem Leben und Wirken uns soeben von der Hand einer ihrer jüngern Freundinnen in Deutschland eine vortreffliche Schilderung zugeht.*) Wir erblicken darin nicht allein das Vorbild des edeln, von Gott und christlicher Demuth erfüllten Herzens, sondern auch einer Kraft des Willens den hohen Beruf, für den sie sich durch den Willen der Vorsehung in ihrem Innern erfüllt fühlt, mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln auszuführen, die uns wahrhaft zur Bewunderung hinreißt, ja, träte nur alle Jahrzehnde eine Erscheinung mit gleichen geistigen Kräften und mit gleicher Liebe für die Verbreitung christlicher Gesinnung ausgerüstet unter uns auf wie sie, der Noth der Menschheit würde bald abgeholfen sein!

Indem ich das Buch aufschlage, fällt mein Blick zunächst auf das Bild der edeln Frau. Es liegt etwas Anziehendes in solchen Abbildungen geliebter und geachteter Menschen, insbesondere wenn wir darin die Züge wiederfinden wie wir sie uns aus ihrem Leben und aus ihrer geistigen und gemüthlichen Erscheinung zusammengesetzt haben. Mich dünkt aber, in dem vorliegenden Bilde seien die geistigen Vorzüge, die Liebe zu den Menschen, die theosophische Richtung und die Beredtsamkeit — Eigenschaften die die vortreffliche Frau vorzugsweise auszeichneten — nicht zu verkennen, und von niedern Leidenschaften und unedeln Neigungen auch nicht eine Spur aufzufinden.

Bemerken muß ich, daß die nun folgende kurze, der obengenannten Schrift entnommene Lebensskizze der Fry auf Vollständigkeit durchaus keine Ansprüche machen kann und die Lecture des Buchs selbst nicht ersetzt, indem darin manche kleine Züge, Mittheilungen aus ihrem Tagebuche u. s. w. übergangen werden mußten, die gleichwol zur Vervollständigung ihres Bildes und zur Charakteristik ihrer ganzen Natur und ihres segensreichen Wirkens nicht übersehen werden dürfen.

Elisabeth Gurney wurde in Norwich am 21. Mai 1780 geboren, die dritte Tochter John Gurney's von Earlham in der Grafschaft Norfolk, und der Katharina Bell, Tochter eines londoner Kaufmanns. Beide Aeltern stammten aus Familien welche sich der „Gesellschaft der Freunde" (Quäker) angeschlossen hatten. John Gurney, ihr Vater, war in deren Grundsätzen erzogen, jedoch im Lebensverkehr mit Andersglaubenden zu freiern Ansichten gekommen. Er liebte die Geselligkeit, und war ein Mann von viel Geschick, warmen Herzens, wohlwollend und anmuthiger Sitte. Jene Zeit war eine Zeit des Unglaubens oder doch der Gleichgültigkeit in Sachen der Religion. Ein solcher Einfluß machte sich auch im Hause der Gurney fühlbar, und wirkte, besonders nach dem frühen Tode der Mutter, auf die dort heranblühende Jugend schädlich ein. Indeß, so lange jene lebte, überwachte sie treu die zahlreiche Kinderschar, sie suchte ihren Charakter wie ihre Sitten zu bilden, vor Allem aber sie zum Gebet und zur Frömmigkeit anzuleiten, indem sie mit ihnen die Heilige Schrift las. Elisabeth, der Mutter Liebling, bei ihrem Tode erst 12 Jahre alt, hatte mit unbegrenzter Liebe an dieser Mutter gehangen. Ihr dankte sie vorzüglich ihren Sinn für Naturschönheit. Ganz im Gegensatze mit ihrer spätern Furchtlosigkeit und Freimüthigkeit war sie aber als Kind scheu und leicht zum Weinen geneigt; sie fürchtete sich vor einer Flinte, und gab eine Spazierfahrt auf weil sich ein Gewehr im Wagen befand, sie scheute das Baden in der See, fürchtete sich im Dunkeln, und litt so sehr dabei, wenn man sie nach dem Schlafengehen ohne Licht ließ, daß sie einen großen Theil ihrer spätern Nervenleiden der damals ausgestandenen Angst beimißt. Sie war aber nicht blos furchtsam, sondern auch verschlossen, zeigte keine Lust Etwas zu lernen, und galt deshalb für dumm und eigensinnig. Uebrigens war sie eine gewandte Reiterin, liebte Gesang und Tanz, und unbefestigt im Innern, gelockt von der Welt, gesucht von Vielen um der natürlichen Anmuth und Grazie ihres

*) Leben und Denkwürdigkeiten der Frau Elisabeth Fry, nach dem Werke der Töchter und andern Quellen bearbeitet von einer ihrer jüngern Freundinnen in Deutschland. Mit dem Portrait der E. Fry. (Geschenk der Verfasserin.) Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses zu Horn. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Wesens und Umgangs willen, leicht beweglichen Geistes, war sie Versuchungen mancherlei Art ausgesetzt.

Später durch einen Oheim zu einem Besuch der Versammlungen der Freunde ermuthigt, finden wir Elisabeth in einem Zustande der innern Spaltung und der Zweifelsucht. Sie schreibt im J. 1796, 16 Jahre alt:

Ich bin wie ein Schiff auf dem Meere ohne Steuermann, mein Herz und Gemüth sind übervoll, ich bedarf Jemand auf den ich mich stützen kann. . . Ich sehe Alles im Dunkeln; ich verstehe Nichts; Alles scheint mir nur Thorheit; ich zweifle an Allem.

Und im J. 1798:

Ich bin eine Seifenblase ohne Vernunft, ohne Schönheit der Seele oder des Gemüths; ich bin eine Thörin. Täglich sinke ich tiefer in meiner Selbstachtung. Wie schön könnte es sein, wüßte ich meine Zeit und meine Gedanken würdig auszufüllen. Ich bin jetzt 17 Jahre, und wenn nicht ein Wunder geschieht, werden meine Gaben vom Rost und von den Motten verzehrt werden; sie werden ihren Glanz wie ihre Kraft verlieren, und an jenem Tage mir zum Fluche gereichen statt zum Segen. Schrecklicher Tag!

Mir scheint, daß wenn auch diese Züge einer quälenden Selbstschau nicht frei von religiöser Schwärmerei sind, so deuten sie doch schon auf ein gewöhnlichen Seelen fremdes Bedürfniß und auf ein Bestreben hin sich selbst klar zu werden, und für das geistige Bewußtsein einen Anker zu finden, den die gewöhnlichen Interessen der Welt nicht gewähren können. Sie sind die ersten Strahlen des Lichts das der edeln Frau von oben kam, und ihr den Weg zum Ziele ihrer nachfolgenden segensreichen Wirksamkeit zeigte. Auch bei ihr, wie so oft bei Menschen die zu einer großen Mission im Leben bestimmt sind, war eine angeborene Hinneigung zur Schwärmerei das vermittelnde Glied, welches in ihr die Begeisterung für eine gute Sache erweckte.

Die religiöse Richtung, die ihr Herz von jetzt an nahm, wurde aber hauptsächlich durch eine äußere Veranlassung bestimmt. Im J. 1798 kam William Savery, ein Abgeordneter der Gesellschaft der Freunde in Amerika, nach England, und namentlich auch nach Norwich, die Brüder dort zu besuchen und zu stärken. Eine von ihm gehaltene Predigt machte auf sie einen so außerordentlichen Eindruck, daß sie von da an gänzlich umgewandelt schien. Ein tiefer Ernst war über sie gekommen, aber auch Kräfte eines höhern Lebens. Sie selbst schreibt von diesem Tage: „Heute habe ich gefühlt daß ein Gott ist.“ Auch ein Besuch in London, wahrscheinlich von ihrem Vater absichtlich veranlaßt, um der sichtbar gewordenen, ihm schwärmerisch und übertrieben dünkenden Richtung entgegenzuwirken, vermochte sie nicht von ihrem Wege abzulenken. Sie kehrte heim, entschiedener als je den schmalen Pfad des Lebens zu gehen, und den breiten der Welt zu verlassen; und von dieser Zeit an wandelte sie sichern, wenn auch besonnenen Schrittes weiter auf der Bahn die zu wählen sie sich verpflichtet gefühlt hatte. Von da an beginnt auch schon ihre Sorge sich durch Werke der christlichen Liebe Andern nützlich zu machen. Bald bringt sie, noch im scharlachenen Reitgewande, einer fremden, kranken Offizierswitwe ein Körbchen mit feinerer Labung, und ist dann spurlos auf schnellem Rosse entschwunden, bald tröstet sie einen kranken Diener am Sterbebette mit der Hoffnung der Unsterblichkeit, und pflegt die Kranken der Umgegend, und jetzt versammelt sie eine Schar armer Kinder Sonntags um sich, die sie mit hingebender Liebe unterrichtet. Sie fing mit einem Knaben, Wilhelm, an, und nach und nach wuchs die Zahl bis auf 70, die sie ganz allein, ohne Classenordnung und aller Hülfsmittel bar die eine solche Arbeit jetzt erleichtern, zu fördern wußte. Bald nahm sie auch das die Quäker bezeichnende „Du“ im Umgange mit Jedermann an, und vertauschte ihre bisherige Kleidung mit einem schieferfarbenen Gewande, einen schwarzen Schleier ins reiche blonde Haar gewunden, dessen Enden zur Seite herabhingen, und erschien jetzt, in ihrem 20. Jahre, auch im Aeußern als eine entschiedene Quäkerin. In eben dieser Zeit (1800) vermählte sie sich mit Joseph Fry, einem Kaufmanne in London, der über beträchtliche Mittel zu gebieten hatte, und gleichfalls der Gesellschaft der Freunde angehörte.

Sie ward Mutter einer zahlreichen Familie, der sie mit zärtlicher Sorgfalt und seltener Treue vorstand. Von 11 Kindern, die sie nach und nach ihrem Gatten gebar, wurde nur eins ihrem Mutterherzen entrissen. Ihre musterhafte Ordnung im Hauswesen, ihre gewissenhafte Zeiteintheilung, vor Allem das brünstige Gebet mit dem sie alle Dinge, und so besonders ihr Haus und ihre Kinder der göttlichen Obhut empfahl, nachdem sie von Oben sich Weisheit erbeten hatte das Ihrige redlich dazu thun zu können, setzten sie in den Stand auch nach außen wirksam zu sein. So ward sie frühe schon eine treue Freundin der Armen, die sie in ihren dürftigen Hütten aufsuchte. Sehr angelegen ließ sie sich besonders die Wahl der Dienerschaft sein; sie suchte in aller Weise auch ihr gerecht zu werden, und fand die Schuld vieler Klagen in dieser Beziehung sowol in den Herrschaften als in den Dienenden; beide Theile, auf so ganz verschiedenen Standpunkten stehend, müssen fast nothwendig einander misverstehen, wenn nicht das Gefühl in ihnen vorherrscht, daß sie vor Gott und in Gott Eins sind. Ihr Wahlspruch war und blieb: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen.“ In diese Zeit fällt auch der Tod ihres Vaters, an dessen Grabe sie zuerst den Drang in sich fühlte einige Worte des Gebets öffentlich zu sprechen. Dem innern Ruf folgte aber bald der äußere, und sie wurde kurz darauf von der Gemeinde als „Zeuge des Worts“ anerkannt, und später mit verschiedenen Aufträgen und Sendungen an andere Gemeinden betraut. Im Kirchspiel Earlham stiftete sie eine Mädchenschule. Aber auch die leiblichen Bedürfnisse der Armen, besonders in Zeiten der Krankheiten, nahmen ihre sorgfältige Achtsamkeit in Anspruch. Sie hatte immer einen großen Vorrath von Kleidungsstücken aus Kattun und Flanell, sowie eine kleine Hausapotheke bereit. In strengen Wintern wurde in einem Vorhause Suppe in ausreichender Menge bereitet, um Hunderte von Armen mit einem nahrhaften Mahle zu erquicken. Ebenso nahm sie sich

der Kuhpockenimpfung an, und förderte die Zwecke der Bibelgesellschaft.

(Die Fortsetzung folgt.)

Straußiana.

Gervinus darf jetzt besondere Freude haben, da wir mitten in politischen Gewässern schwimmen, deren Bedeutsamkeit und große öffentliche Folgen er für Hebung deutscher Nationalliteratur so nothwendig hält. Nicht allein die Gelehrten und Dichter schreiben und singen in Studirzimmern, sondern auch Tagelöhner und Gamins schreien und geben ihre Stimmen auf den Gassen, und die Zeitungen staunen über Größe ihres Verkehrs und Umfangs. Weder Schenke noch Salon können sich Fragen und Einreden über Staat, Kirche, Grundrechte, Republik und Monarchie entziehen, die allgemeine Weisheit verdünnt sich im Hirn der Einzelnen, die Sprachen klingen durcheinander (Apostelgeschichte 2, 9 fg.) von Parthern, Medern, Elamitern, Mesopotamien, Judäa, Kappadocia, Pontus und Asia, Phrygia, Pamphylia, Aegypten, und an den Enden der Lybien bei Cyrene, und Ausländer von Rom, Juden und Judengenossen, Kreter und Araber; allein Niemand hört eigentlich seine Sprache, worin er geboren, wie einst am Pfingstfeste.

So hat denn auch Strauß, der feine Kritiker und gefährliche Gegner kirchlicher Orthodoxen, hineingeredet in die Reden, läßt drucken über politischen und theologischen Liberalismus *), will die Gegensätze ausgleichen in einem Dritten, welches ihnen im Allgemeinen gleichartig ist, d. h. er will sie darin verflößen wie Heidenthum und Judenthum im Christenthum, die dennoch blieben was sie waren, findet indeß keinen politischen Einigungspunkt der religiösen Gegensätze im politischen Liberalismus unserer Tage, nicht in einem apostolischen Christenthum, der versuchten Rückkehr in Mutterleib, sondern sucht ihn vorwärts, daß die Parteien durch natürliche Fortentwickelung ihm entgegengeführt würden, wobei Ultramontanismus und asiatischer Ultramarinismus wegfielen und das national europäisch Deutsche zum Vorschein käme. Begreiflich fallen dabei auch Wunder weg, als der occidentalischen Bildung fremd, und käme der Deutsche „leichter aus sich heraus, vom Gedanken zum Wort, vom Wort zur That, so hätte dessen Sinnigkeit Dies längst ergriffen", und Regeln des Handelns wie Quellen unsers Wohlseins in den Gesetzen seines eigenen Wesens im Verhältniß zur umgebenden Natur gesucht. Kurz, es ist die Fortbildung des Christenthums zum reinen Humanismus als einziger Weg über den Gegensatz im Katholicismus und Protestantismus hinauszukommen, was Strauß verlangt, und er ist hierin mit den Demokraten unserer Tage einig genug, die stets den Humanismus statt Christenthum im Munde führen; nur schade, daß umgekehrt bisher ein Humanismus wie ihn die Menge kennt zum Christenthum fortgebildet worden, und auch wol dieser Fortbildung ferner bedürftig bleibt.

Im guten Bewußtsein seiner theologisch-politischen Liberalität stellt sich unser Orthodoxenfeind vor die schwäbischen Wähler als Candidat für Frankfurt in Ludwigsburg, seine Vaterstadt, in Steinheim, Markt Gröningen, Schwieberdingen, redet zu ihnen, und läßt sechs theologisch-politische Volksreden drucken.**) Wiewol nun Alle die in irgend einer Bastille saßen, aus dem Lande gewiesen wurden, oder überhaupt Händel mit der Policei und dem Consistorium hatten, sich besonders zur Wahl eignen, und gewiß Viele der frankfurter Versammlung mit Strauß Eines Sinnes sind, wird er doch nicht gewählt. Als Ursache dieser Erscheinung nennt das Vorwort die Pietisten und den ihnen anhängenden Theil der evangelischen Geistlichkeit; „sie waren es welche immer wieder die Grenzlinie zwischen Religiösem und Politischem, die hier selbst dem blödesten Auge erkennbar vorlag, zu verwischen, und die Gemüther des Landvolks zu verwirren suchten". Obgleich in eigener Sache urtheilend, bleibt ihm glaublich, daß „bei indirecter Wahl das Ergebniß ein anderes gewesen sein würde", und die daraus gezogene Folgerung hat allgemeine Wahrheit: „Je weniger beschränkt das Wahlrecht, je größer mithin die Zahl der Wähler, desto nothwendiger der indirecte Wahlmodus."

Wirklich waren die Wahlreden gut zu hören und zweckmäßig. In Ludwigsburg gedenkt er vor den Bürgern seiner geliebten Vaterstadt der Landsmannschaft, spricht, wiewol selbst keine Wunder glaubend — als captatio benevolentiae, wie die Lateiner sagen —, von unserer außerordentlichen Zeit, einer Zeit der Zeichen und Wunder, die mit einem Ruck aus Westen, was lange gewünscht, Preßfreiheit, öffentliche Versammlungen, Waffenrecht zur Vertheidigung des Vaterlandes bringe, ja der Himmel meine es zu gut mit uns, sei fast allzu freigebig, wir könnten sogar unsere Fürsten los werden, aber wäre Dies weise und klug? Man habe sich statt einer Republik für constitutionnelle Monarchie entschieden, müsse sich zurufen: Trachtet am ersten nach Einheit, deutscher Einheit, so wird das Uebrige euch zufallen; die Frage nach dem Oberhaupt werde sich zu Gunsten Preußens neigen, Friedrich Wilhelm IV. werde, selbst wenn er wollte, uns nicht mehr schaden können, er sei, obgleich in eine böse Schule gegangen, doch kein schlimmer Charakter, sondern ein Mensch des Gefühls und der Einbildungskraft, darum jetzt umgestimmt, und der Rolle des constitutionnellen Herrschers gewogen, wie bis gestern der des mittelalterischen Feudalkönigs; daß er nicht aufs neue aus der Rolle falle, dafür habe das constitutionnelle System zu sorgen, welches Fürstenlaunen Schranken setzt. In Steinheim erwähnt er, daß man ihn eingeladen zu kommen. „Hier bin ich nun also, der Dr. Strauß, unter dem sich, wie man mir sagt, Viele von euch bisher den leibhaftigen Antichrist vorgestellt haben. Doch seid ihr falsch berichtet, mein Buch vor 13 Jahren war für die Mehrzahl von euch nicht geschrieben, sondern für gelehrte Theologen. Fern war mir von jeher der Gedanke Jemandem seinen Glauben nehmen zu wollen, der Religion zunahezutreten war nie meine Meinung; aber jede Religion hat zu jeder Zeit Erzählungen, Legenden abgesetzt, die erbaulich sind, doch nicht wahr, die dem Gemüthe wohlthun, aber vor dem Verstande nicht bestehen; diese abzusondern war der Zweck meines verschrienen Buchs. Deutsche Einheit will die überwiegende Mehrheit der Deutschen unter Form einer Bundesmonarchie mit Einem Gesetzbuch, einerlei Maß und Gewicht, Einem Münzfuß und Zollverband. Die Kirche muß vom Staat frei gegeben werden, die bürgerlichen Rechte dürfen an kein Glaubensbekenntniß mehr gebunden sein. Gleichere Vertheilung der Lasten, Hebung des Ackerbaues, der Gewerbe, Schutz der Arbeit soll eintreten." In Markt Gröningen erinnert der Redner an den dort gebürtigen Geschichtschreiber Heyd, seinen verstorbenen Freund, der gut und freundlich von ihm dachte, und bei der Aehnlichkeit ihres politischen Glaubensbekenntnisses für ihn, aus religiösen Gründen nicht gegen ihn gewesen sein würde. In Ludwigsburg habe man seine Schriftauslegung nicht stichhaltig, den Ausdruck Schicksal zu heidnisch gefunden, aber in Frankfurt werde das Verhältniß der Kirche zum Staat der einzige religiöse Punkt sein der zur Sprache komme, im Uebrigen werde es nicht auf das Glaubensbekenntniß des Abgeordneten, sondern darauf ankommen daß er ein Mann von Einsicht und Charakter, freisinnig und besonnen sei. „Der Deutsche Bund hielt blos gegen die deutschen Völker fest zusammen, jetzt sollen gleiche Abgaben, deutsche Flotte, Auswanderung, Gewerbstand, Association geordnet werden. Wählet nun, ob ihr mich, oder den Hrn. Hofmann vom Salon nach

*) Der politische und der theologische Liberalismus von David Friedrich Strauß (aus „Reform", herausgegeben von G. A. Wislicenus, 1848, 3. Heft, besonders abgedruckt). Halle, Knapp. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

**) Sechs theologisch-politische Volksreden von David Friedrich Strauß. Stuttgart, Cotta. 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

Frankfurt sendet, der soeben das Bekenntniß ablegte, daß er die Freiheit welche jetzt angebrochen ist nicht herbeigeführt haben würde, aber nur nachdem sie da sei sie sich wohl oder übel gefallen lassen wolle."

In Schwieberdingen erklärt der Redner: „Ich bin kein Katholik, kein Jude, nicht einmal Deutsch-Katholik, sie heißen mich einen Ungläubigen, einen Philosophen. Mehr als einen rechtschaffenen Mann mit den erfoderlichen Kenntnissen braucht ihr nicht, es wird in Frankfurt nur zur Sprache kommen was eure Frommen weltliche, irdische Angelegenheiten nennen. Da könntet ihr möglicherweise mit einem sogenannten Frommen recht angeführt sein. Könnte ein solcher nicht füglich sagen: Was schadet es, wenn die Leute hienieden recht geschoren werden? Was thut es, ob auch ihr Leib verdirbt, wenn ihre Seele im Feuer der Trübsal geläutert wird?" — „Wenn es sich um religiöse Fragen handelte", heißt es in den letzten wiederum in Ludwigsburg gehaltenen Reden, „würde ich als Bewerber für die Stelle eines Abgeordneten nicht auftreten; denn ich weiß, daß meine religiöse Ueberzeugung nicht die der Mehrheit ist, kann also diese Mehrheit nicht vertreten. Aber sie klagt mit mir über die bisherige Vermischung von Staat und Kirche, darüber sind wir einig. Ich muß zeither auf dem Wahlkampfplatz immer erst den Stein des religiösen Anstoßes wegräumen. Mein politisches Glaubensbekenntniß ist: Fortschritt ohne Umsturz; Bauern, Arbeitern, Allen soll geholfen werden. Ich weiß, ihr Ludwigsburger habt aus angeblich religiösen Gründen kein Mistrauen gegen mich. Seit meiner Berufung nach Zürich vor neun Jahren hat sich das Rad der Zeit umgedreht. Wie damals meine Anhänger, so werden jetzt meine Gegner angefochten. Aber thut nicht im Namen der Freiheit Unrecht, säet nicht im Namen deutscher Einheit Zwietracht, haltet euch in den Schranken des Gesetzes. Was mich betrifft, so ist kein einzelner Mann je so viel werth, daß es sich verlohnte seinetwillen Ordnung und Eintracht zu stören. Durch meine ganze Wirksamkeit in Frankfurt würde ich nicht im Stande sein den Schaden gut zu machen welchen ein Exceß oder eine Spaltung in dieser Stadt der guten Sache bringen könnte. Bleibt ruhig, auch mir zu Gefallen, und heftet keinen Flecken an meinen Namen; denn ihr habt mir bewiesen, daß ich euch werth bin, daß ihr meine Ehre als die eurige betrachtet, wie ich es mir zur Ehre schätze ein ludwigsburger Bürgerkind zu sein."

So sachgemäß, so verständig hat Strauß gesprochen. Aber was hilft Beides gegen vorgefaßte Meinungen der Menge, Volksweisheit und Volksurtheil? Es ist ein großer Irrthum, wenn man wähnt, es gebe Wissenschaft, Einsicht des Zweckmäßigen, zersetzender Verstand, schriftliche und mündliche Gewandtheit der Darstellung bei Wahlen nach Kopfzahl den Ausschlag; sondern dafür bedarf es roher Hinstellung, auch Uebertreibung bekannter Verhältnisse, derber Ausdrücke, öfterer Wiederholung gewisser Schlagworte von unbestimmtem Sinn, gleichwie O'Connell die Lords des englischen Oberhauses Schweine schilt, mit Repeal, dessen Bedeutung schwerlich alle Hörer kannten, anfängt und endet, dafür Geldbeiträge einfodert, die ihn selbst fett machen und die Zahlenden eifriger; denn — was bezahlt worden muß ja Werth haben. Zum Demokraten und Volksführer taugt kein leidenschaftloser Forscher der Wahrheit oder treugemäßigter Vorfechter des Rechts, höchstens ein halber Literat und ein Sachwalter für Parteien; selbst Lamartine, dem die frischen Republikaner nachjauchzen, der sie mit Rosenwasser anfeuchtet und mit dichterischen Bilderbüchern ihnen schmeichelt, ist in wenigen Monaten vom Volke gestäupt oder vergessen. 28.

Lesefrüchte.

Der Dichter Campbell und der Schauspieler Kemble.

„Als Campbell", heißt es in dessen Biographie („The life and letters of *Thomas Campbell*, edited by *William Beattie*", 3 Bde., London 1848), „eines Abends von seinem Aufenthalte in Paris (1814) sprach, erwähnte er mit sichtbarem Vergnügen, daß er die Ehre gehabt Mistreß Siddons den Louvre zu zeigen, und sie und John Kemble bei Frau von Staël zu treffen. Indessen geschah es, daß, als sie eines Tags hier zusammen gespeist, Campbell und Kemble auf ihrer späten Nachhausefahrt über die respectiven Verdienste der Schauspieler und Schriftsteller in lebhaften Streit kamen. Zwischendurch erbot sich Kemble sehr freundlich Campbell bei Talma einzuführen, indem er diesen den Größten der lebenden Sterblichen nannte. «Das Ehrgefühl meiner Zunft», erzählte Campbell, «war in mir verletzt, und ich antwortete frank und frei, daß ich mir aus Hrn. Talma's persönlicher Bekanntschaft sehr wenig mache; kenne aber Kemble irgend einen ausgezeichneten französischen Schriftsteller, so würde es mich stolz machen durch ihn bei demselben eingeführt zu werden.» «Sie vergessen», erwiderte Coriolan, und betonte scharf, «daß Talma mein Freund ist.» «Durchaus nicht», sagte ich, denn wir waren Beide in der Stimmung aneinander zu gerathen, «darauf kommt aber gar Nichts an, er ist mit Einem Worte kein Schriftsteller.» In solchem Tone ging das Gespräch fort, bis es Seiten Kemble's zu der Aeußerung kam: «Gut denn, Sie lehnen also die Bekanntschaft ab, lediglich weil —» «Ja», fiel ich ein, «lediglich weil er Rollen spielt und keine schreibt.» «Mit Gunst, mein Herr», versetzte Kemble, «Sie werden persönlich, mir scheint der Wagen wird für Zweie zu eng.» «Das finde ich nicht», war meine Antwort, «finden Sie es, steht es Ihnen frei auszusteigen.» «Der Wagen gehört mir, mein Herr», rief Kemble. «Sehr wahr», lächelte ich, «so werde ich aussteigen, arrêtez!» Wie nun Campbell ausgestiegen war, drehte er sich in tiefstem Unwillen um und sagte: «Dies sind die Folgen zu großer Vertraulichkeit mit Komödianten!» «Am nächsten Morgen», fuhr er in seiner Erzählung fort, «war ich zu früher Stunde aus dem Bette, und sowie ich mich des Vergefallenen erinnerte, eilte ich augenblicklich zu meinem Roscius. Der große Künstler war eben aufgestanden. Kaum hörte er meinen Namen, trat er mir mit den Worten entgegen: «Seien Sie herzlichst willkommen, mein theurer Freund, eben wollte ich an Sie schreiben, Sie bitten heute Mittag mein Gast zu sein.» «Versteht sich um Talma zu sehen?» fragte ich. «Kommen Sie und sehen Sie», lächelte Kemble. Also ging ich und wir hatten einen außerordentlich angenehmen Abend. Nicht mit einer Sylbe erwähnte er, daß er mich wie ein unnützes Stück Maculatur dem Kothe überlassen hatte."

Abbotsford schuldenfrei.

Lockhart, der bekannte Verf. einer Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters Sir Walter Scott, theilt in einer eben erschienenen, abgekürzten Ausgabe dieses Werks Mehres über Abbotsford mit, was die auch in Deutschland noch nicht ausgestorbenen Verehrer Scott's gern hören werden. Nach dem im Februar 1847 erfolgten Ableben des letzten von Scott's Kindern, des Oberstlieutenants Sir Walter Scott, stellte sich heraus, daß ungeachtet des sehr beträchtlichen Absatzes von seines Vaters Werken die Verlagshandlung Cadell in Edinburg noch ein starkes Guthaben hatte, und ebenso ein großer Theil der alten auf Abbotsford hypothekirten Schuld noch ungetilgt war. Seitdem ist im Mai 1847 zwischen der Verlagshandlung Cadell und der Familie Scott ein Vertrag abgeschlossen worden, durch welchen letztere jener alle Ansprüche auf die Scott'schen Werke abgetreten und diese dagegen nicht blos auf ihr Guthaben verzichtet, sondern auch die Hypothekenschuld zu eigener Abtragung übernommen hat. Somit ist Abbotsford sammt Zubehör endlich schuldenfrei, und Lockhart dabei insofern betheiligt, als sein einziger Sohn, Walter Scott Lockhart Scott, Lieutenant im 16. Lancierregiment, gegenwärtig Besitzer des Gutes ist und davon ein Jahreseinkommen von ungefähr 900 Pf. St. bezieht. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 77. —— 30. März 1849.

Elisabeth Fry.

(Fortsetzung aus Nr. 76.)

Das eigentliche Feld von Mrs. Fry's Wirksamkeit eröffnete sich aber erst im J. 1813 bei ihrem ersten Besuch in Newgate, einem Gefängniß, in welchem damals in zwei Sälen und zwei Zellen, ungefähr 190 Quadratellen Flächenraums enthaltend, 300 Weiber zusammengepfercht waren. Der hier herrschende Unrath, die verpestete Luft, die wilden Sitten und Worte der Weiber untereinander waren, ihrer eigenen Aussage zufolge, nicht zu beschreiben. Der Gouverneur des Gefängnisses hatte sie zurückhalten wollen diesen Aufenthalt der Verworfenheit und der Schande zu betreten, den er selbst kaum anders zu besuchen wagte als in Begleitung eines Aufsehers zum Schutz wider Belästigung. Er wollte sie bereden mindestens Uhr und Börse abzulegen, allein Mrs. Fry antwortete: „Ich danke dir, ich fürchte mich nicht; ich denke, ich werde auch Nichts dabei einbüßen." Sie trat ein, und ihre hohe Gestalt, die Ruhe, Würde und Reinheit ihrer Züge übten einen wahrhaft magischen Einfluß, und sänftigten bald die Wildheit der unglücklichen Gefangenen. Sie vernahmen ihre sanfte Stimme und lauschten in stiller Aufmerksamkeit, und als sie im Begriff war wegzugehen, drängten sie sich um sie, wie um sie zurückzuhalten. Sie versprach wiederzukommen, konnte aber, durch häusliche Leiden verhindert, ihre Besuche in Newgate erst 1816 wieder aufnehmen. Ihre erste Sorge war auf die Kinder der Gefangenen gerichtet, die fast nackend, aus Mangel an Nahrung, Luft und Bewegung dahinwelkten, und mit wahrhaft psychologischer Erkenntniß wußte sie daran das Werk der Wiedergeburt für die Mütter selbst zu knüpfen. Sie errichtete eine Schule für diese Kinder, und überließ die Wahl einer Aufseherin aus eigener Mitte den Gefangenen. Im J. 1817 stiftete sie einen Frauenverein zur Besserung der weiblichen Sträflinge in Newgate, und wußte auch die Behörden für ihre Zwecke zu gewinnen. Welche Vorsicht und Schonung sie bei diesen Schritten leiteten, beweist folgende Aeußerung. Sie sagte den Gefangenen, die Damen seien nicht gekommen mit Anspruch auf Befehl und Macht; es sei nicht die Meinung, sie wollten herrschen, und die Gefangenen hätten zu gehorchen: nein! es sei so zu fassen, daß sie Alle gemeinschaftlich handeln wollten; keine Regel solle aufgestellt, kein Ordner angestellt werden ohne ihre volle und einstimmige Mitwirkung; deshalb werde jetzt eine jede dieser Regeln vorgelesen, und zur Abstimmung gebracht werden, und sie lade Diejenigen die irgend einen Einwurf zu machen hätten ein denselben offen kundzugeben. Welche heilsame Folgen diese Bemühungen zur Verbesserung des Gefängnißwesens überhaupt hatten, welche segensreiche Früchte sie den einzelnen Gefangenen brachten, läßt sich nicht mit Worten ausdrücken. Ganz England erkannte sie an, und eine Unzahl von Briefen aus allen Gegenden des Landes mit Fragen über die Einrichtungen in Newgate liefen bei Mrs. Fry ein. Damen wünschten Vereine zum Besuch von Gefangenen zu stiften, obrigkeitliche Personen den Zustand der ihnen untergebenen Gefängnisse zu verbessern u. s. w. Neben der Beantwortung dieser Briefe wurde die Zeit der edeln Frau noch durch Anderes und Wichtigeres in Anspruch genommen. Sie hatte vor dem Ausschusse des Unterhauses über die Gefängnisse der Hauptstadt, und über ihre Bemühungen zur Verbesserung derselben ein förmliches Verhör zu bestehen, und als Quäkerin mit Widerwillen gegen die Todesstrafe erfüllt, versäumt sie nicht nur nicht für Einzelne um Milderung dieser Strafe zu bitten, sondern sie wußte auch die öffentliche Meinung zu Gunsten einer Abänderung der für manche Fälle sehr harten Gesetze zu stimmen.

Auch den weiblichen Gefangenen, welche zum Transport nach Neusüdwales verurtheilt worden waren, wendete Elisabeth Fry ihre Sorge zu. Sie wußte es zu erlangen, daß sie nicht wie früher in offenen Wagen, sondern in geschlossenen Miethwagen an ihren Bestimmungsort gebracht wurden, sorgte für Classenabtheilungen, für angemessene Beschäftigung und Unterricht auf dem Schiff, für Kleidungsstücke, Bibeln und Gebetbücher; ja, sie setzte sich selbst der Unbequemlichkeit aus in offenen Böten, bei schlechtem Wetter, die Transportschiffe vor ihrer Abreise zu besuchen, um die Verurtheilten noch zum Guten zu ermahnen. Bei einer solchen Gelegenheit spricht sich ein Hafenmeister von Ramsgate, Martin, über den Eindruck den die Erscheinung der edeln Frau auf ihn machte unter Anderm in folgender Weise aus:

Ich hatte allerdings Vorurtheile allerlei Art gegen Sekten u. dgl.; allein, wer konnte dieser schönen, sanft überredenden, himmlisch gesinnten Frau wol widerstehen? Sie sehen

hieß sie lieben, sie hören war ein Gefühl, als zeige euer Schutzengel euch den Weg den Versuchungen und Uebeln des Lebens zu entfliehen, um in des Heilands Liebe einen ewigen Zufluchtsort zu finden. In ihr konntet ihr Alles vereinigt sehen was ein Weib anziehend macht, verklärt durch die lichten Strahlen der reinsten Menschenliebe; die Blüte der Jugend, der Gesundheit und persönlichen Anmuth hinopfernd im Dienste ihres himmlischen Meisters, und ich bin gewiß, daß ein großer Theil des Erfolgs den ihre Mission des Erbarmens begleitet hat der heiligen und heiligenden Ehrfurcht zuzuschreiben ist, die eine solche Persönlichkeit einflößen mußte u. s. w.

Doch nicht auf die Dauer der Reise allein blieb die achtsame Fürsorge der Mrs. Fry beschränkt; sie hatte bei ihren Bestrebungen in Newgate nach und nach das ganze Strafgesetzbuch der Niederlassung Neusüdwales kennen gelernt; sie hatte erkannt, daß alle Anstrengung daheim zur Besserung der Uebelthäter verloren sein würde, so lange die Verbrecherinnen ohne Schutz, ohne Hülfsquellen, ja, ohne Obdach im Lande ihrer Verbannung blieben. Auch da fand sie Mittel und Wege hülfreich einzugreifen. Verwandt mit diesen Bestrebungen dem Verbrechen vorzubeugen war auch die Eröffnung eines Zufluchtsorts für die Obdachlosen in dem strengen Winter 1819—20, an der Mrs. Fry den thätigsten Antheil nahm.

Nachdem der Newgate-Verein während der Zeit von drei Jahren den Erfolg der dortigen Behandlungsweise bewährt hatte, ward es nothwendig, wegen der sich stets mehr häufenden Anfragen auf andern Theilen des Landes, einen besondern Ausschuß zur Beantwortung der einlaufenden Briefe zu wählen, der einen neuen Zweig des Frauenvereins unter dem Namen des „Briefwechselausschusses" bildete, und dessen Gebiet sich von Jahr zu Jahr erweiterte, sowie die von Mrs. Fry angebahnten Verbesserungen sich nicht allein über das ganze vereinigte Königreich mit seinen Niederlassungen ausbreiteten, sondern auch auf dem Festlande Sprossen zu treiben begannen. Mrs. Fry besuchte in den Jahren 1818 und 1820 den Norden von England und Schottland, um dort die verschiedenen Siechen-, Irren- und Gefängnißhäuser in Augenschein zu nehmen, und Verbesserungen in denselben anzubahnen. Im letztern Jahre knüpfte sie auch zu gleichen Zwecken Verbindungen in Petersburg und Turin an, und beförderte die Errichtung eines Rettungshauses für sittlich verwahrloste und verbrecherische Dirnen. Ihren Aufenthalt zu Brighton, wohin sie sich ihrer angegriffenen Gesundheit wegen im Sommer 1824 begeben hatte, benutzte sie zur Gründung eines Bezirk-Besuchvereins, welcher den Armen mehr durch Ermunterung zur Selbstthätigkeit, Sparsamkeit und Mäßigkeit, sowie durch Zuweisung von Arbeit in gesunden, und durch ärztlichen Beistand in kranken Tagen, als durch baare Unterstützung zu Hülfe kommen sollte. Desgleichen führte sie Büchersammlungen für britische Seeleute ein, die nach einem Berichte des Ausschusses sich 1836 bereits auf 620 beliefen, und einschließlich von fast 6500 Schulbüchern, und etwa 5000 kleinern Schriften, eine Summe von 52,464 Bänden enthielten.

Sowie kein Jahr im Leben dieser merkwürdigen Frau ohne segensreiche Wirksamkeit verging, so finden wir sie denn auch 1824, wo sie sich an den Ufern der Themse, in Dagenham, befand, wieder mit dem Wohl einer andern Classe ihrer Mitgeschöpfe beschäftigt. Sie gründete einen Verein zum Wohl der dienenden Classe, deren hartes Loos ihr schon lange schwer auf dem Herzen gelegen, da sie die ganze, leider so oft nicht genug erkannte Verantwortlichkeit empfand, die auf den höhern Ständen lastet in Beziehung auf diese ihre, nur zu oft zu bloßen Werkzeugen erniedrigten armen und ungebildeten Mitbrüder und Mitschwestern.

Nachdem Elisabeth im Beginn des Jahres 1827 erst noch einer wichtigen Versammlung des Ausschusses des Britischen Frauenvereins, dessen Angelegenheiten im schönsten Gedeihen waren, beigewohnt, und ihr werthvolles Büchlein: „Bemerkungen über den Besuch, die Beaufsichtigung und die Leitung weiblicher Gefangenen", in Druck gegeben hatte, trat sie am 4. Febr. in Begleitung ihres Bruders und ihrer Schwägerin eine Reise nach Irland an, um auch da für Verbesserung der Gefängnisse, Volksschulen u. s. w. zu wirken.

Außer andern Familienleiden brach 1828 ein Sturm über die arme Frau los, der das Gebäude ihres äußern Glücks bis in seine Grundvesten erschüttern sollte. Der Bruch eines Hauses, an dem ihr Gatte Theilnehmer war, beraubte sie des größten Theils der Glücksgüter, von denen sie einen so würdigen Gebrauch zu machen wußte. Aber auch diesen Schlag wußte sie mit Ergebung zu tragen; sie suchte durch häusliche Sparsamkeit den Ausfall auszugleichen, ohne deshalb ihre wohlthätigen Zwecke aus dem Auge zu verlieren.

Obwol auch die folgenden zehn Jahre in dem Leben der edeln Frau durch manche Züge der Wohlthätigkeit und segensreichen öffentlichen Wirksamkeit bezeichnet sind, so verlassen wir sie doch hier, um den Faden unsers Berichts da wieder aufzunehmen, wo sie zum ersten male Paris besuchte (1838). Sie trat hier mit den angesehensten und trefflichsten Personen in Verbindung, besuchte die verschiedenen Gefängnisse, Findelhäuser, Hospitäler u. s. w., und suchte besonders zur Verbesserung der erstern thätig zu sein. Indessen scheint sie erst bei ihrem zweiten Besuche an diesem Orte (1839) ihrem Ziele näher gekommen zu sein. Für den Besuch protestantischer Gefangenen bildete sich unter ihrer Einwirkung ein Frauenverein, und am Tage vor ihrer Abreise erwirkte sie noch vom Policeipräfecten die Erlaubniß für die protestantischen Damen ihre Glaubensgenossen in den Gefängnissen besuchen zu dürfen. Nur der Erzbischof von Paris machte ein saures Gesicht bei ihrem Auftreten an diesem Orte, misbilligte die auf ihre Empfehlung in St.-Lazare getroffenen Veränderungen, und ging sogar so weit sein Bedauern auszudrücken, daß Baron de Gerando sie bei ihren Besuchen der Siechenhäuser begleitet hatte. Eigentlich aber war sein Aerger nur gegen ihre Verbreitung der Kenntniß der Heiligen Schrift gerichtet. Von Paris aus wurden noch Melun, Lyon, Avignon, Nismes, Marseille, Hyères, Toulon, Toulouse u. s. w. be-

sucht, wo die Reisende, der sich auf Befehl des Ministers des Innern alle Gefängnisse des Königreichs öffneten, überall die freundlichste Aufnahme fand. Auch Genf, Lausanne, Bern und Frankfurt am Main wurden auf dieser Reise berührt.

Im J. 1840 führte sie ihr Weg über Belgien und Holland nach Hanover und Berlin. Für alle Bedrängnisse der Menschen ein tiefes Mitgefühl in ihrem Herzen bewahrend und zur Hülfe bereit, nahm sie sich am letztern Orte auch der Altlutheraner in den preußischen Landen an. Sie legte nicht allein die Sache dem Kronprinzen warm an das Herz, sondern reichte auch eine von William Allen entworfene Bittschrift beim König ein, der bei deren Uebergabe äußerte, der Geist Gottes selbst müsse ihr beigestanden haben, daß sie so trefflich über den Gegenstand sich auszusprechen vermocht habe. Der Schluß des Jahres war noch durch die Errichtung einer nach dem Muster der zu Kaiserswerth angeordneten Anstalt protestantischer Barmherziger Schwestern in ihrem Vaterlande bezeichnet.

Im J. 1841 unternahm sie ihre vierte Reise nach dem Festlande, und zwar besuchte sie Holland, die Hansestädte, Dänemark, Preußen und Schlesien. In Holland wußte sie den König mit eindringlichen Worten für das traurige Loos der Sklaven in Westindien zu interessiren, und auf die Nachtheile aufmerksam zu machen die es nach sich ziehe, daß die Holländer an der Goldküste von Guinea Soldaten wären. Ebenso offen legte sie ihm den Mangel dar in den Schulen des Landes, daß es an aller Erziehung zur Religion gebreche, und die Bibel dort nicht eingeführt sei. In Dänemark legte sie bei dem Könige Fürsprache ein für die armen Wiedertäufer im Gefängniß, und bat um religiöse Duldung. Sie sagt in ihrem Tagebuche:

Die Art wie man im protestantischen Europa sich noch Verfolgungen erlaubt ist ein Gegenstand den man nicht so ruhen lassen darf... Und diese selben Lutheraner, die man in Preußen verfolgt, sind hier die Verfolgenden.

(Der Beschluß folgt.)

Ein französisches Urtheil über Lamartine's „Raphaël" und die „Confidences".

Die nach kurzer Unterbrechung erneute und verdoppelte literarische Thätigkeit Lamartine's hat, wie natürlich, das allgemeine Interesse lebhaft in Anspruch genommen. Man hat den Dictator des Februar mit Jubel im Reiche der Dichtkunst begrüßt, und selbst die „Presse" ruft aus: „Lamartine ist seinen Werken, seinem Gedanken wiedergegeben; er hat die schönste, die herrlichste aller Dictaturen übernommen. Nein, nicht die Dictatur, aber jenes göttliche Recht welches auf einen einzigen Namen eine herrschende Dynastie des Ruhms gründet. Er hat diesen Namen dem menschlichen Unbestand entzogen, und ihn bis in die Nachwelt, um alle Wechselfälle erhoben; an dem Tage an welchem er gestürzt wurde hat er sich in seinem Genie selbst wiedergefunden. Er ging aus dem Pandemonium des Stadthauses, aus dem Feuerkrater, der auf seine Füße und auf sein Gesicht drei Monate lang die Lava, die Asche, den gerötheten Rauch einer Revolution ausspie, unverletzt hervor mit seiner Stärke, seiner Jugend, seiner klaren dichterischen Auffassung. Er konnte Reden durchdenken, die „Confidences" wieder aufnehmen, „Raphaël" vollenden, die Geschichte der Republik beginnen. So sammelte Dante auf Erden, wenn er mit rauchgeschwärzten Augen aus der Hölle trat, den Thau des Himmels, badete in ihm seine Augenwimpern, und dichtete sein unsterbliches Werk weiter."

Diese wie ähnliche Anpreisungen von Lamartine's neuen Werken gehen durch fast alle französische Blätter; nur Hr. Armand de Pontmartin erhebt in der „Revue des deux mondes" laut seine tadelnde Stimme. Wir theilen unsern Lesern möglichst gekürzt dieses abweichende Urtheil mit, um so mehr, als es augenscheinlich mit Geist und scharfer Prüfung an Lamartine's Arbeiten herantritt:

„So sehr wir uns über die Rückkehr Lamartine's zur Poesie freuen, und so bereitwillig wir auch das Reizende seiner Erinnerungen und die Frische seiner Schilderungen anerkennen, müssen wir doch gestehen, daß uns jene gefälligen Einzelheiten und die Wichtigkeit, mit der die geringfügigsten Details einer ruhmvollen Jugend und eines dichterischen Knabenalters beschrieben sind, bei einem Manne von seinen Jahren und seiner politischen Bedeutung etwas auffallend erscheinen. Unsere Berühmtheiten erzählen zu gern und zu viel von sich selbst, und wir möchten Dies noch gern hinnehmen, wenn sie uns nur auch durch ihr Selbststudium weitere Blicke in das menschliche Gemüths- und Seelenleben thun ließen. Wir verzeihen dem großen Manne gern sein Selbstbewußtsein, wenn es nur nicht kindisch und unfruchtbar ist.

Die «Confidences» sind nicht unter diesen weiten und reichhaltigen Gesichtspunkten abgefaßt. Jenes innere Licht verflüchtigt sich, statt sich zu concentriren und auf die Seele des Lesers zurückzustrahlen, nach außen. Die Erinnerungen der Kindheit, die stürmischen Gefühle der Jugend, das erste Lallen des Dichtermundes, das Studium des Landes, Skizzen nach der Natur, wie sie in den Malerateliers hängen, alles Dies wird uns als an sich interessant geboten. Der Name des Erzählers verbürgt Dies schon: Niemand wird seinen glänzenden Ausdruck bestreiten, Niemand die Allmacht seiner Sprache leugnen, die auch den rebellischsten Gedanken mit einem Worte besiegt. Es liegt etwas Adlerähnliches darin, das Gefühl oder den Gedanken, den wir nur dunkel ahnen, so scharf aus weiter Ferne zu erfassen. Allein, wie bewundernswerth Dies auch erscheinen mag, bei Lamartine ist es betrübend. In der Kunst wie in der Politik, im Bücherschreiben wie im Haushalt erscheint ihm Alles, Gutes und Böses, Falsches und Wahres, nur wie durch ein Prisma, das er nie von sich legt. Alles ordnet er seiner Anschauung so ohne Weiteres unter: was kümmert ihn der Gegenstand den er behandelt, die Frage die er bekämpft, der Mensch den er verwendet, das Werk das er beginnt. Durch den bloßen Ausdruck vermag er die Lüge in Wahrheit, den Bösewicht durch bloße Zergliederung in einen tugendhaften Menschen, ein unbedeutendes Ereigniß durch seine Erzählung in geschichtliche Wahrheit zu verwandeln; und je schwieriger ihm die Ausschmückung eines Gedankens durch Worte, der Hauptsache durch Nebendinge, des Inhalts durch schöne Form, des Menschen durch sein Bild erscheint, desto begieriger greift er nach einer willkürlichen Ausmalung.

«Raphaël» ist ein schlagender Beleg für diese Verirrung. Ich bilde mir ein Raphaël ist folgendermaßen auf die Idee gekommen dies Buch zu schreiben. Als er seine Erinnerungen sammelte um daraus die «Confidences» zu machen, fand er auch eine die in seinem Gedächtnisse besonders tief eingegraben war, beglänzt von dem fernen Lichte süßer Jugendträume. Diese Erinnerung vermischte sich für ihn mit dem Bildnisse Elvirens, jener idealischen Frau die er in so lieblichen Versen besungen hat. Sobald nur einmal dieser sentimentale und poetische Punkt festgestellt war, glaubte Lamartine, daß diese Episode, dieser Traum, den die blauen Wogen des Sees von Bourget wie Morgennebel aushauchten, eine ganze Confidence für

sich bilden, und daß Raphaël einen Platz neben seinen schmerzensreichen und poetischen Vorgängern werde einnehmen können.

Allein, alle jene herrlichen Dichtungen, in denen melancholische Geister das Geheimniß ihrer Gemüthsanregungen, ihrer Liebeslust und ihrer Schmerzen niedergelegt haben, sind in der Glut der Leidenschaften selbst geschrieben. Der Schmerzensruf muß ausgestoßen werden zu der Zeit wo die Seele noch leidet, und da mag die Kunst ihn verschönen mit ihren herrlichen Mitteln; aber Das begreife ich nicht, wie man 30 Jahre später, wo das Gemüth den Erregungen der Jugend so entfremdet ist, die erloschene Liebesglut wieder anfachen, längstverwischte Spuren wieder auffinden, und unter zahllosen Ueberladungen die Grundzüge einer Jugendleidenschaft wiedererkennen will. Was helfen da alle Schätze einer poetischen Sprache, was die glänzenden Farben mit denen man die romantische Erinnerung übertüncht. Sie bleibt ein entschwundener Schatten, sie besticht durch den äußern Schein, aber Leben wird ihr der Dichter nicht einflößen können. Trotz aller Anstrengungen den Leser in den Liebeswahnsinn der Helden mit fortzureißen, trotz der unendlichen Abwechselungen über das unerschöpfliche Thema der Liebe, trotz der idealischen Leidenschaft Raphaël's und Juliens wird doch kein Herz höher schlagen, keine Thräne die Augenlider netzen, Keiner wird seine Thräne wiederfinden. Man schlage das Buch zu und versuche nur einmal sich die Gestalten wieder zurückzurufen — unmöglich! Es bleibt nur die peinliche und unbestimmte Betäubung zurück, wie sie ein glänzendes Feuerwerk uns hinterläßt. Um wahr und wirklich zu sein, um vom Leser nachgefühlt zu werden, dazu braucht die Leidenschaft nicht jenen Schwall von Worten, nicht jene Spielerei mit unnützen Bildern.

Dieser Grundzug eines erkünstelten Lebens ist der Hauptfehler Raphaël's, aber wir können auch noch andere anführen. Ist es nicht ein Widerspruch in dem Wesen jener Frau, daß sie uns wie ein ätherischer Engel geschildert wird, und doch an keinen Gott glaubt? Und dann jener hochgelehrte Greis, der seine Frau väterlich ermahnt sich einen Liebhaber zu suchen! Und dann der versuchte Selbstmord Raphaël's, welcher Juliens und seinen Körper acht mal mit den Stricken eines Fischernetzes umschlingt. Wenn es Dichtung ist, so kann man sie wol besser erfinden, und ist es Wahrheit, so muß die Poesie sie verschönen. Und zu wie vielen Rügen gibt nicht der Stil Anlaß. Jener grobe Mischstoff, jeder Zusatz sollte in solchen Büchern wie «Raphaël», verschwinden, und einer besonnenen und gehaltvollen Vollendung Platz machen. Aber die Sprache Raphaël's ist gerade von dieser Besonnenheit weit entfernt, das Wort berauscht den Gedanken, der Reichthum selbst wird schwülstig, und das Gefühl erstickt mitten in der Herrlichkeit der Rede.

Das Schlimmste an solchen Büchern — es muß Dies zum Schluß noch einmal hervorgehoben werden — bleibt die Selbstliebe, die Wuth Alles auf sich zu beziehen. Corneille bat noch um Verzeihung, daß er die drei Einheiten verletzt habe, und Labruyère hinterließ als einzige Spur seines Lebens — ein Meisterwerk. Rousseau zuerst gab dem Individualismus den Charakter der Selbstschau, allein der Verf. der «Confessions» war mit sich ebenso unzufrieden als mit Andern. Nach Rousseau kam nun der ungeheuere Schwall von Monographien, und die Hauptsorge ihrer Verfasser bleibt immer, ihre Personen zu idealisiren und sich interessant zu machen."

Hr. Pontmartin faßt zum Schluß sein Urtheil so zusammen: „Sollen wir Lamartine's «Raphaël» einen Platz in der französischen Literatur anweisen, so müssen wir in einem andern Gebiet der Kunst eine Vergleichung suchen, und uns bekennen, daß «Raphaël» sich zu den Dichtungen, deren Bruder er sein will («Werther», «René» u. a.), sich verhält wie eine Improvisation Liszt's zu einer Weber'schen Sonate oder einer Symphonie von Beethoven." 31.

Literarische Notizen.

Schauspiel von Bennett.

Bei der jetzigen Dürre in der guten dramatischen Literatur dürfte ein Stück aus der Feder eines englischen Schauspielers vielleicht schon deshalb Erwähnung verdienen, weil der Verf. ausübender Künstler ist. Als solcher muß, kann, sollte er wenigstens mit den Bühnenerfodernissen vertraut sein und den Kunstgenossen keine Gelegenheit geben von seinem Stücke zu sagen, was er sie gewiß oft genug hat äußern hören, daß die Worte eines Stücks meist nur das Gerippe seien, welches erst vom Genie des Künstlers Fleisch, Blut und Leben empfange. Sein Schauspiel führt den Titel: „The justiza: a tale of Aragon. A play in five acts, by *G. J. Bennett*" (London 1848), und bezeugt in gewissen Grenzen, daß der Verf. neben Liebe zur Dramaturgie auch Beruf dazu hat. Der Plan seines Stücks ist zwar einfach, aber nicht ohne Kühnheit, und bietet Stoff zu effectvollen Scenen. Der Dialog, obgleich nicht frei von manchem Unbehaglichen, ist nie schläfrig, und reißt bisweilen unwillkürlich fort. Er verhüllt sogar mit entschiedenem Glücke den Hauptfehler, daß die Resultate der Handlung in Betreff der Mittel und Wege, wie und wodurch sie erlangt werden, einiger Klarheit entbehren. Die Angel der Fabel ist der Ehrgeiz eines Justiza von Aragonien, Namens Diego, welcher, lüstern nach den Kronen von Aragonien und Navarra, die Tochter seines Fürsten im Widerspruche mit ihrer eigenen Wahl zu vermählen sucht. Seine Absichten scheitern nach dem Tode Alvaro's, Königs von Aragonien, an dem Verhalten von dessen Tochter und Erbin Inez. Sie scheitern an ihrer Klugheit und Geisteskraft. Dies geht jedoch nicht aus der Handlung hervor, sondern verbleibt dem Leser oder Zuschauer zu gefälligem Errathen. In ähnlicher Weise entspringt die stark eingreifende Eifersucht der Thronerbin aus einer so flüchtigen Zufälligkeit, daß ihre Leidenschaft an Wahrscheinlichkeit verliert und dadurch die Theilnahme sich verringert. Alle Dem wäre indessen durch einen geschickten Bearbeiter abzuhelfen und ein gutes Stück für die deutsche Bühne zu gewinnen.

Ein Staffagen-Roman.

Zu den Romanen deren Hauptreiz weder in ihren Personen noch in ihrer Fabel, sondern in ihrer Staffage beruht, gehört „Charles Vernon, a transatlantic tale, by lieutenant-colonel *Senior*" (2 Bde., London 1848). Die nach europäischen Modellen zugeschnittenen Personen sind ziemlich gewöhnliche Geschöpfe: ein Held, der tapfer, großmüthig und gut, stark verliebt, aber etwas unbeständig ist; eine Heldin voll Geist, Liebenswürdigkeit und Verstand; ein ältlicher General, in Benehmen, Angewöhnungen und Vorurtheilen just ein alter Stabsoffizier; eine unruhige Mama, die blos drei Sorgen hat, ihre Gesundheit, ihre gesellschaftliche Stellung und den sort ihrer Tochter; eine untergeordnete zweite Heldin, Schwester des Helden, sehr hübsch, aber sehr langweilig; ein untergeordneter zweiter Held, der sie heirathen soll, und sowie er abtritt vom Leser vergessen wird; eine stolze, selbstsüchtige, vornehme Frau; ein gutmüthiger, narrenhafter Stutzer; ein intriguirendes Fräulein und ein Kaufmann, welcher denkt, spricht und thut was seine Umgebung thut, spricht und denkt. Besser sind die transatlantischen Charaktere, nur zu leicht zum Gegengewicht. Die Fabel ist unterhaltend und ungezwungen, aber ohne Einheit und Zusammenhang; von den zahlreichen Ereignissen stehen die wenigsten mit der Schlußkatastrophe in Verbindung. So bleibt nur die Staffage als Werth des Romans, und sie ist in doppelter Hinsicht werthvoll. Die physische überrascht durch Großartigkeit, Abwechselung und Neuheit, die moralische fesselt durch ihr poetisches und historisches Gepräge, indem sie ein Bild aufrollt von dem socialen Zustande in Jamaica und Venezuela, als dort die Sklaverei, hier die Revolution den Gipfel erreicht hatte. Die Zeit der Handlung fällt zu Anfang des Jahres 1813. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 78. —— 31. März 1849.

Elisabeth Fry.

(Beschluß aus Nr. 77.)

Noch einmal besuchte Mrs. Fry Paris im J. 1843. Hier fanden zwei höchst verschiedene, aber in ihrer Art gleich anziehende Versammlungen bei Mrs. Fry und ihrem Bruder statt. Die eine meist aus Farbigen bestehend, zum Theil aus Haiti, Guadeloupe und Isle de France, der Mehrzahl nach junge Arzneibeflissene, Einer ein Maler von einiger Auszeichnung. Die zweite Gesellschaft bestand aus lauter Griechen, an deren Spitze der verstorbene Kolettis, der griechische Gesandte, stand. Der Herzog von Broglio machte den Dolmetscher. Schon 1839 hatte Elisabeth Fry bei ihrer damaligen Anwesenheit in Paris eine große Gesellschaft, aus lauter Griechen bestehend, bei sich gesehen. Der damals geweckte Antheil war gewachsen. Vor Allem war es der Mangel an Büchern zum Elementarunterricht in Griechenland, der berathen wurde. Es bildete sich ein Ausschuß, der unter den jungen griechischen Studirenden in Paris Mithelfer fand, die durch Uebersetzung einiger Werke zum ersten Unterricht sich thätig erwiesen. Ein Buchstabirbuch mit Bildern war das zuerst unternommene, ein langersehntes Werkzeug für Förderung der ersten Anfänge der Gesittung in ihrem Vaterlande. Man hoffte durch Einfluß der Regierung zu Athen diese Bücher in jede Gemeinde verbreiten zu können, und Elisabeth sah auch für die weibliche Jugend Griechenlands, an der sie lange innigen Antheil genommen hatte, den Zeitpunkt herannahen, wo auch sie an der Wohlthat des Unterrichts Theil haben werde.

Auch mit Guizot traf Elisabeth Fry zusammen, und obgleich Beider Beweggründe zum Handeln wahrscheinlich aus ganz entgegengesetzten oder doch verschiedenen Quellen entsprangen, so trafen sie doch an demselben Ziele zusammen. Der Gegenstand ihrer Gespräche waren das Verbrechen in seiner Wurzel und in seinen Folgen, und die Vorkehrungen die zu dessen Verhütung zu treffen; die Behandlung der Sträflinge, die Erziehung und Schrifterkenntniß. Hier drang Elisabeth Fry auf die Ausbreitung der göttlichen Wahrheit durch Verbreitung der Heiligen Schrift, als des alleinigen Mittels die Macht der Sünde zu hemmen, und Licht auszugießen in das Dunkel des Aberglaubens und Unglaubens. Auch der Zustand der Protestanten in Frankreich, die Freiheit der Culte, die Freilassung der Sklaven kam zur Sprache, und selbst für den König der Sandwichsinseln vergaß Mrs. Fry nicht eine Fürbitte einzulegen.

Nach ihrer Zurückkunft von Paris fing ihre schon früher untergrabene Gesundheit immer mehr zu wanken an, und ihr noch übriges Leben erschien als eine Kette mannichfacher Leiden. Aber auch in diesen bewährte sich ihre Seelengröße und die Macht ihres unerschütterlichen religiösen Glaubens. Sie sagte an einem dieser Schmerzenstage zu ihrem Sohne:

> Theurer William, sei fest und unbeweglich, und nimm immer zu im Werke des Herrn. O, die Seligkeit sich zu dem Herrn gehalten zu haben (nicht daß es mein Verdienst sei), ich kann selbst jetzt in der Schwere meiner Trübsal und meiner Heimsuchungen nicht die Seligkeit aussprechen in seinem Dienst erfunden zu sein. Mein Leben ist ein merkwürdiges gewesen; ich habe Vieles durchzumachen gehabt, von dem keine sterbliche Seele weiß noch je wissen wird; meine Schmerzen sind zu Zeiten groß und bitter gewesen, aber meine Tröstungen sind süß! Wenn ich am tiefsten daniedergebeugt lag, ist durch seine Gnade die Liebe zu meinem Herrn und Meister nicht wankend geworden, noch die zu den Meinen oder die zu meinen Mitbrüdern. Diese Krankheit mag nun zum Tode sein oder nicht, nach seinem Willen, er wird mich nicht verlassen, und sollte es ihm auch gefallen in dieser Nacht mich hinwegzunehmen.

Trotz dieser vielfältigen Leiden und mehrfacher Todesfälle in ihrer Familie erholte sie sich doch noch einmal, sodaß sie selbst mittels eines Rollstuhls noch öfter in die Versammlungen der Freunde und des Frauenvereins gebracht werden konnte. An einem Sonntage nahm sie dort noch einmal das Wort, und mahnte auf die nachdrücklichste Weise, sich zuerst, und Andere, „zu wirken weil es Tag sei, sich fertig zu halten auf des Meisters Ruf". Die bei diesem Anlaß Gegenwärtigen können nicht ergreifend genug den besondern Ton beschreiben, mit dem sie fragte: „Sind wir Alle bereit? Wenn der Meister uns heute abrufen sollte, ist das Werk vollendet? Bleibt uns Nichts mehr zu thun?" Und noch einmal feierlich, fast schauerlich, wiederholte sie die Frage: „Sind wir vorbereitet?"

Bald darauf erreichten ihre Leiden einen immer höhern Grad, und sie starb unter harten Kämpfen am 13. Oct. 1845. „O mein lieber Herr, hilf mir, und erhalte

deine Magd", waren ihre letzten Worte. Ein Laut der Klage durchzog bei der Kunde von ihrem Tode Britannien, ja das Festland, allwo nur ihr Name genannt worden; ein Jeder mußte fühlen, daß er einen Freund, den uneigennützigsten Freund verloren habe; der Fischer an seinem Netz, der Seemann am Steuer, der einsame Wächter am Strande, der Gefangene im Kerker, der Verirrte von der Heerde, das Kind auf seinem Spielplatz, der oft auf seinem Throne so Einsame: sie Alle hatte ihre reiche Liebe umfaßt, gesegnet, gelabt.

Dies der kurze Lebensabriß der edeln Frau, wie ich ihn der obengenannten trefflichen Schrift entnommen habe. Ich fühle dabei die Schranken welche mir der enge Raum d. Bl. auflegt, und wenn das verkümmerte Bild das ich von ihr den Lesern derselben gegeben weit hinter dem Original zurückgeblieben ist, so kann mich nur der Gedanke beruhigen, daß ich vielleicht Einem oder dem Andern unter ihnen Veranlassung gegeben habe das Buch selbst zur Hand zu nehmen. Ja, wenn je ein Buch verdient Volksbuch zu werden, so ist es dieses. Wir stellen so gern dem Volke das Leben großer Regenten, ausgezeichneter Staatsmänner und Feldherren, berühmter Gelehrten und Reisenden auf; lassen wir es auch einmal einen Blick thun in das Leben einer einfachen, schlichten Frau, die es als ihre Bestimmung auf dieser Erde erkannte ihren Mitmenschen wohlzuthun, ihre geistigen und materiellen Kräfte dazu zu verwenden ihre Noth zu lindern, sie zu Gott zurückzuführen, und dem Glauben an Tugend und Sittlichkeit bei ihnen Eingang zu verschaffen. Fürwahr, ein schöneres Vorbild der Aufopferung, der Liebe und der religiösen Duldung gibt es nicht als diese Frau! Ich wenigstens suche vergebens nach einem zweiten in unserer zersplitterten, genußsüchtigen, nur auf weltliche Interessen gerichteten Zeit, und kann es nur unter den Aposteln der ersten christlichen Gemeinden finden.

Ein solches edles Vorbild führt mich nothwendig auch auf den Eingang dieses Aufsatzes zurück. Elisabeth Fry hat zu verwirklichen gesucht was ich dort als Bedingung zur Rettung des Volks aus geistiger Noth und Verkümmerung aufstellte; sie hat zum Theil ihre menschenfreundlichen Zwecke erreicht, und verwandte Seelen dafür zu begeistern gewußt, die das gute Werk nicht untergehen lassen werden. Sie hat nicht umsonst gelebt, und der Same den sie ausgestreut wird dereinst Früchte tragen. Auch auf deutschen Boden sind einige Körner gefallen. Mögen sie unter dem vielen politischen Unkraut, das jetzt so wuchernd unter uns aufgeht, nicht verkümmern! Denen aber welchen das Wohl unsers Volks zu Herzen geht rufe ich zu: „Gehet hin und thuet desgleichen!" 38.

Skizzen aus dem Banat.

Die anmuthigsten und zugleich anspruchslosesten Reiseschilderungen und Wanderbilder aus einem Landstriche der noch vor anderthalb Jahrhunderten nur eine Einöde war, voller Moräste, Schlammgruben und endloser beschilfter Sümpfe, der jetzt in reicher, schöner, unverwüstlicher Fruchtbarkeit prangt, werden uns hier in einem Werkchen geboten das den Titel führt:

Aus dem Banate. Landschaften mit Staffagen von Friedrich Uhl. Mit einer Karte und einer Ansicht. Leipzig, Weber. 1848. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Banat, einst der Schauplatz der Siege des unsterblichen Helden Eugen, feierte in dem Abendroth das jene blutigen Schlachtfelder beleuchtete die Morgenröthe seiner eigenen Civilisation, einer Cultur die selbst in so kurzer Entwickelungsperiode eine ungleich höhere Stufe errungen haben würde, hätten nicht eben Oestreichs leidige Staatsorganismen seit immerdar den Fluch in sich getragen gerade die vielversprechendsten und blütenvollsten seiner angeeigneten Volkselemente verkümmern und verwelken zu lassen. Ein Fluch und ein schleichendes Fieber, die wahrlich nicht von gestern stammen, die aber gewaltig mitsprechen würden, wenn über kurz oder lang dieser unhaltbare, buntscheckige Scheinkoloß zusammenbricht. Nicht dieser kalten, knöchernen, herzlosen Regierung, sondern einem einzigen Manne verdankt das Banat seine Cultur: dem Feldmarschall Grafen Mercy, dem ersten commandirenden General im Banate als es nach der Wiedereroberung im J. 1718 eine militairische Verfassung erhielt. Er war es der aus dem Banat die ungeheuere Getreidekammer schuf, die nun fort und fort dem undankbaren Oestreich und dem übrigen Europa ihren goldenen Aehrensegen zusendet.

Unser Verf., den längst ein heimliches Verlangen nach den südlichen Donauländern zog, schwamm an einem hellen, reiseduftigen Morgen am Bord des Dampfschiffs von Wien über Presburg und Gran die Donau hinab bis Pesth. Von hier ging es im leichten ungarischen Fuhrwerk, die flüchtigen Rosse vorauf, durch die Pustasteppe voll tiefer, zauberhafter Stille, welcher die Poesie der Einöde eine unbeschreibliche Weihe verleiht, über Keeskemet nach Szegedin, einer Stadt von 50,000 Seelen, mit echt ungarischer Physiognomie, aber mitten aus einem Meer von Koth sich erhebend, über welchem nur schwanke morsche Breter sich kreuzen, gleichsam Hohn sprechend dem Unglücklichen der hier einen Fehltritt thut. Szegedin ist eine Festung, und als solche einer traurigen Classicität verfallen, als Kerkergruft der unglücklichen Freiheitsmänner Italiens. „Wahrlich", ruft der Verf. aus, „euch konnte kein traurigeres Loos zu Theil werden. Italien — und Szegedin! Orangen — und Paprika!"

Ueber die fischreichen Fluten der „breiten, tiefen, dunkelgelben" Theiß im leichten Fahrzeug hinüberschaukelnd gelangt unser Tourist nach Türkisch-Kanischa, wo er auf der Vorbank eines reinlichen Hauses aus dem Munde eines jugendlich frischen Ehepaars die anmuthigste Familiennovelle in Form einer Storchidylle vernimmt, ein national-dörfliches Cabinetstück, das der gefällige Leser im Büchlein selbst nachsehen und genießen möge. Hier zwischen den Uferhäusern von Türkisch-Kanischa unter üppigen Acacienbäumen, in einer silbernen Mondnacht, war es auch, wo unserer Wanderer die Bekanntschaft des romantischen Dudelsackpfeifers machte, der die schönen, tiefklagenden slawischen Melodien im Munde führte, und an einem traulichen Abend in seiner ärmlichen Uferhütte seinem neuen Bekannten alle die herzigen Gesänge lehrte, die bei einer serbischen Vermählungsfeier eine so hochwichtige Rolle spielen. So beim Anthun der Hochzeitkleider, wenn die Gespielinnen dem Bräutchen ahnungsvoll zusingen:

> Mög' in diesen schönen Kleidern
> Glück versponnen sein:
> Mög' so lang es sich erstrecken
> Als die Fäden drein.

Wir kennen seit Jahren durch Talvj und andere Sammler die unerschöpfliche Lieblichkeit dieser serbischen Lieder. Ja wie reich ist doch die Poesie in diese südlichen Landstriche der ausflutenden Donau ergossen! Und das Alles grünt und erhält sich frisch und ganz unter dem prosaischen Schatten eines trübseligsten Regierungssystems.

Auch die ungarischen Lieder, die man in diesen Districten

singt, athmen viel von dem elegischen Grundton der norischen Weisen. Hier stehe als Probe ein ungemein zartes:

Bin ein Fischer aus dem Thale,
An der Theiß hab' ich ein Haus,
Meine Mutter wird dich hüten,
Braunes Mädchen, ruh' dich aus!

Schwarze Wolken zieh'n am Himmel,
Berge netzt der kühle Thau —
Naß, o Mädchen, wird das Tuch dir,
Und dein zarter Nacken rauh.

Hab' nicht Gold, hab' keine Schätze,
Geht darnach auch nicht mein Sinn,
Doch die Liebe die ich fühle
Kann nur mit dem Tode flieh'n.

Laß den Falschen, schau' den Falter,
Wie er viele Blumen küßt —
Und vergiß die todte Liebe,
Wenn dich neue Lust begrüßt.

Die „Deutschen auf der Haide" ist ein kurzer aber anziehender Abschnitt. Dies ist die Gegend um Czernobar, Czatad u. s. w. nach Temeswar hin, welche den berühmten banater Weizen liefert. Die Theiß führt von hier die Hunderttausende Scheffel dieser Frucht der Donau zu, auf welcher sie hinauf nach Oestreich gehen, um von da nach England und in alle Welt versendet zu werden. Hier herrscht überall blühender Wohlstand, wie es denn auch den Deutschen im Banat Niemand an Fleiß zuvorthut. Czatad ist der Geburtsort Nikolaus Lenau's, des unglücklichen Dichters voll Ernst und Tiefsinn, der einst das Licht so schön besang das aus der Nacht hervorbricht, dessen auserwählter Geist nun selbst wol unwiderruflich der Nacht des Wahnsinns verfallen ist.

Durch unabsehbare Fruchtfelder vom herrlichsten Segen erfüllt geht der Weg bis Temeswar, eine Stadt die ganz den Charakter des brennenden Südens trägt. Reizende Frauen mit dunkeln blitzenden Augen, und der warme glühende Himmelsduft der sich darüber breitet. Dazu das üppige Leben der Bewohner und eine Eleganz wie man sie in so hohem Grade in manchen großen Hauptstädten nicht findet. „Das heiße Blut", sagt der Verf., „und die Genußsucht werfen ihre Tinten auf die Gesichter, und leiten die Bewegungen der Frauen, und so manches Männerantlitz spricht, nicht immer verführisch, von zu froh verlebten Tagen."

Der breite gelbe Strom der Theiß führt jetzt unsern Reisenden an Bord des Dampfschiffs bis Tittel und von da in die Donau hinein, und so tiefer hinab in den Süden des Banats. Ein herrlicher Augustmorgen! Die Wasserschwalben kreisen lustig über die breite strömende Fläche, und mit heiserm Krächzen heben sich die Reiher aus dem grünen wogenden Schilfe. „Die Theiß", sagt der Verf., „ist der eigentlich ungarische Strom, das echte Kind des Landes, in ihm geboren, und an seiner Grenze sich in die Arme der Donau stürzend. An und neben ihr sieht man nichts Fremdländisches; Alles was sie umgibt ist echt ungarisch, sie selbst ein wesentlicher Zug in der Physiognomie des Landes, und wer sie und die Pusten nicht gesehen, hat Ungarn nicht gesehen, weswegen die beiden in allen ungarischen Poesien die Hauptrolle spielen. Die Theiß ist, wie dem Indier der Ganges, dem Ungar eine heilige Flut, und wenn es auf den echten Ungarsohn ankäme, dürfte von einer Regulirung ihres Strombettes nicht die Rede sein; denn die Theiß gibt ihm das Schilf womit er seine Häuser deckt, das Wasser zum Trinken, das er jedem Brunnenwasser vorzieht; sie trägt seine Handelsschiffe, seine Fischerbarken, auf welchen er sein Mittagsmahl, die herrlichen Fische, welche die Theiß wie kein anderer Fluß beherbergt, erbeutet; in den Rieden an der Theiß haust das Wild, ebenfalls ein Hauptnahrungsmittel des Ungarn, besonders des barfüßigen Baueredelmanns, der in der Mondnacht hinausschleicht in das Schilf und die Enten erlegt, wenn sie streichend auf dem Wasser sich niederlassen um mit den Wellen zu plätschern. Durch die Trockenlegung der Riede, die bis jetzt dem Bauer zur Benutzung freigestanden, gewinnt zwar der Gutsherr eine bedeutende Anzahl hochfruchtbaren Bodens, aber der Bauer verliert ebenso viel, deshalb wünscht er, der freie Sohn der Natur, die Regulirung zum T......"

Hinter Semlin beginnen die Donauufer ihren größten Reiz zu entfalten, einen Reiz, der sich, je weiter man hinabschifft, zum entzückenden Zauber gestaltet. „Die Schönheiten aller dieser Landschaften (bis Orsova hin), gebildet durch die sammetartigen Bäume, die himmelhohen grauen Felsen, die sonneglühenden Fluten und den blauen Himmel, zu beschreiben ist unmöglich, das Auge starrt nur auf dies Alles, das Herz erbebt in Wonne, allzu gewaltig aufgeregt von so vielem, so wechselndem Reize."

Von Orsova aus, das den südöstlichsten Punkt der banater Militairgrenze bildet, besucht der Tourist die sogenannten Herculesbäder bei Mehadia. Sie liegen mitten im Schoos des tiefen Czernathals, umgeben von Riesenbergen, wie von Feenhand in die Wildniß hineingezaubert; oben auf den Bergen und in der Schlünde Tiefen herrscht eine Vegetation die der des Orients Nichts nachgibt: Cytisus und wilde Rosen, und blauer Flieder und darüber der prächtigste Wald in unerschöpflich majestätischer Gestaltung, mit all den wunderbar verschiedenen Tönen des Grüns der Buchen und Linden, der Birken, Eschen, türkischen Hasel- und Wallnußbäumen, Steinweichseln und himmelhohen Eichen. So ist hier die Natur durchaus reichbegabt und poetisch, und so auch die Menschen die hier herum wohnen, bis auf die wunderlichen Zigeuner, die in den Thalschluchten der Czerna ihre Holz- und Lehmbaracken aufschlagen, und sich mit Goldwäscherei beschäftigen; denn die Czerna ist goldhaltig. Eine noch tiefere Poesie aber wohnt in den Walachen, die in diesem Landstrich die Mehrzahl der Bevölkerung bilden. Es freut uns, daß der Verf. diese Urpoesie in dem walachischen Volkstypus so ämsig, rasch und freudig aufgespürt. Ja, offenbar sind Dies echte Abkömmlinge der Römer, wie denn diese Tradition noch bis heute in ihnen selbst fortlebt, und ihrem Wesen Würde, Stolz und Adel verleiht. Diese imponirende Schönheit der Frauen, diese Grazie und dieser Schönheitssinn, diese Aemsigkeit und unermüdliche Thätigkeit, sie verrathen einen auserwählten Ursprung, eine bevorzugte Abstammung. In der Arbeit wie in der Freude zeigt der Walache den angeborenen Adel seiner Natur. So im Tanze. Ueberall waltet das Natürliche, das Naturgemäße, und aus diesem innigen Anschluß an die Natur entsprießt ein Keim des Geheimnißvollen, der bei einem so ganz verwahrlosten Volke leider auch jenen unausrottbaren Aberglauben führen mußte. Der Walache mitten im civilisirten Europa lebt beinahe noch im völligen Naturzustande. Bei den schönsten Naturanlagen ist er groben Lastern, schändlichen Gewohnheiten verfallen. Aber auf wem, so fragen wir auch hier, lastet die Schuld und die Verantwortung dieser grausamen Verwahrlosung? In einem Gebirgsdorfe unweit Karansebes wohnt unser Reisender einem walachischen Begräbniß bei. Ja, wie großartige und bei aller Rauheit zarte und wunderbar ergreifende Züge offenbaren sich hier! Da ist Alles Klage. Der Todte ist Allen gestorben. Nicht einmal sein Todfeind darf sich von der feierlichen Bestattung ausschließen, es würde ihm sonst der Todte im Traum erscheinen, und ihn als Vampyr erdrosseln. Eine Unendlichkeit des Schmerzes, die nur einem Volke von stärkster Empfindung angehören kann.

Von Karansebes geht des Verf. Weg über Lugos, von der breiten grünen Temes in zwei Hälften getheilt, über leichte Hügel und durch prächtige Eichenwälder nach Arad, dem nordöstlichsten Punkt des Banats, wo der Verf. einer Congregation der Comitatsstände beiwohnt, in welcher, trotz der Oeffentlichkeit, er und seine Gefährten beinahe die einzigen Zuhörer waren. Die Verhandlung, trübselig langweilig, drehte sich stundenlang um ein Nichts, eine grenzenlose Zersplitterung einer unnützen Streitfrage. Nun, über das Sein oder Nichtsein die-

ses ekeln, kleinlichen und doch brutalen Treibens der ungarischen Comitatswirthschaft wird ja auch eine nächste Zukunft entscheiden! Ja, es wird; es wird eher als wir glauben ein Morgen aufgehen über diesen von der Natur so üppig gesegneten Zwischenländern des fernen Osten und des fernen Westen. Auch diese Natur- und Volksgeister müssen erwachen; denn wie gar traurig wäre es doch, wenn Das was jetzt dort braust, kämpft und zuckt, nicht die erste tagverkündende Helle dieses großen Morgenroths wäre! 36.

Bibliographie.

Aurora. Taschenbuch für das Jahr 1849. Herausgegeben von J. G. Seidl. 25ster Jahrgang. Wien, Riedl's Wwe. u. Sohn. 8. 2 Thlr. 5 Ngr.

Baumgarten-Crusius, A., Die Bürgertugenden des klassischen Alterthums nebst einem Anhange aus Ciceros Buche über den Staat. Löbau, Dümmler. 8. 10 Ngr.

Horn, G. W., Meine Erlebnisse in den Feldzügen von 1812—1840. Zuletzt in Afrika und Spanien. Eigenhändig niedergeschrieben. Leipzig. 8. 1 Thlr.

Körner, F., Der Kampf um die Freiheit. Ein Cyclus Romanzen aus dem Befreiungskrieg der Griechen. Halle, Heinze. Gr. 8. 10 Ngr.

Mittheilungen aus dem Gebiete der Geschichte Liv-, Ehst- und Kurland's, herausgegeben von der Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der russischen Ostsee-Provinzen. IV. Band. 1stes Heft. Riga, Kymmel. 1847. 8. 26¼ Ngr.

Nachtseiten der Gesellschaft. Eine Gallerie merkwürdiger Verbrechen und Rechtsfälle. 2te Serie. 3ter Band. Leipzig, O. Wigand. 8. 15 Ngr.

Scherer, Sophie v., Erfahrungen aus dem Frauenleben. Gedanken über weibliche Bestimmung und Bildung über Mutterpflicht und Erziehung. In einer Sammlung von Briefen rc. — A. u. d. T.: Bildungs- und Erziehungs-Werk. Erfahrungen aus dem Frauenleben; zum Selbststudium für Frauen, Mütter und erwachsene Töchter. Drei Bände. Graz, Kienreich. 1848. 8. 3 Thlr.

Tagesliteratur.

Anti-Guizot. Februar 1849. Ein Manuscript aus Wien. Leipzig. 8. 6 Ngr.

Beleuchtung der Glaubensbestimmungen der deutschkatholischen Kirche. Straubing, Schorner. 8. 3 Ngr.

Freiligrath, F., Zur Eröffnung der Kammern. Gedicht. Berlin, Reichardt u. Comp. Gr. 8. 1½ Ngr.

Hopf, A., Rante wiedet gewählt. Nr. 1. Berlin, Hopf. Folio mit Holzschnitten. 1 Ngr.

Keine Bürgerwehr? Danzig, Devrient. Gr. 8. 5 Ngr.

Landtagsbilder. Von F. P. Z. Gedichte. Schwerin, Kürschner. 8. 5 Ngr.

Proudhon's Manifest. Einleitung zu der von Proudhon redigirten Zeitschrift: Le Peuple. Leipzig, Weller. 8. 1½ Ngr.

Riecke, C. F., Einige Beobachtungen und Erfahrungen über die Quellen der zunehmenden Armuth bei den Landbewohnern. Eine Denkschrift für die preußischen und andern deutschen Volksvertreter. Magdeburg, Baensch. Gr. 8. 6 Ngr.

Schenkel, D., Das Kommen des Herrn in unserer Zeit. Sechs Predigten gehalten in der Weihnachtszeit des J. 1848 zu Schaffhausen. Mit einem Sendschreiben an Hrn. Prof. Dr. Hagenbach. Schaffhausen, Beck u. Sohn. Gr. 8. 12½ Ngr.

Wahrlieb, Ernst, Ein Gerichtstag, oder Enthüllungen aus dem Patrimonial-Gerichts-Wesen. Eine Scene aus dem Leben gegriffen. 1ste und 2te Auflage. Berlin, Lautter u. Comp. 4. 1½ Ngr.

Inhalt des Monats März.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 79. —— 2. April 1849.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Zur Geschichte des spanischen Dramas.

Dritter und letzter Artikel.*)

Wollten wir über den zweiten und dritten Band des Werks des Hrn. v. Schack auch nur in der Weise wie über den ersten berichten, so müßten wir bei der Reichhaltigkeit und Wichtigkeit des Inhalts den uns hier gestatteten Raum beiweitem überschreiten, und würden doch bei der Trefflichkeit der Ausführung im Ganzen wie im Einzelnen kaum mehr als die undankbare Arbeit eines Epitomators leisten können. Wir haben es daher vorgezogen — nachdem wir den Plan und Gang des Ganzen nur in den gröbsten Umrissen werden angedeutet haben — einzelne Partien als Proben herauszuheben, die wir theils als minder bekannt voraussetzen durften, theils zur Vergleichung mit den „Études" des Hrn. Chasles benutzen, theils endlich durch Erläuterungen und Nachträge ergänzen konnten; denn: „Tambien hay duelo en los criticos!"

Hr. v. Schack schildert in diesen beiden Bänden mit Meisterhand die Geschichte der dramatischen Kunst und Literatur in Spanien von ihrer völligen Entwickelung zu einer Nationalbühne durch Lope de Vega bis auf unsere Tage **), und zwar im dritten Buche „Die Blütenperiode des spanischen Theaters", dessen erste Abtheilung: „Das spanische Theater zur Zeit des Lope de Vega", den ganzen zweiten Band füllt; der dritte aber die zweite Abtheilung dieses Buchs: „Das spanische Theater zur Zeit des Calderon", und das vierte Buch „Verfall des spanischen Theaters im 18. Jahrhundert; Einbrechen und Herrschaft des französischen Geschmacks; Neueste Bestrebungen" enthält. Dieser Eintheilung stimmen wir in der Hauptsache bei; mit Lope de Vega beginnt unbezweifelt die eigentliche Blütenperiode des spanischen Nationaldramas, und in dieser Periode gruppiren sich die übrigen Dichter um ihn und Calderon als die vollendetsten Repräsentanten der beiden charakteristisch verschiedenen Entwickelungsstadien dieser „goldenen Zeit" der spanischen Bühne. In Lope de Vega und seinen Nachfolgern erscheint sie uns als eine herrliche, üppig wuchernde Naturanlage, keimend, sprossend und blütentreibend aus dem reichen vaterländischen Boden der Volkspoesie und producirend in der Ueberfülle der eigenthümlichen Schaffungskraft; aber es ist Alles noch mehr naturwüchsig, oft bunt und kraus durcheinander, in einer zwar reizenden, aber wenig haushälterischen Planlosigkeit, mit einem an Vergeudung grenzenden Aufwand und einer Erschöpfung drohenden Hast der Productionskraft; blühend und duftend, summend und schwirrend, aber auch oft betäubend und ermattend wie der üppige aber heiße Frühling der südlichen Sonne; kurz, eine von dem ordnenden Verstand noch nicht gezügelte übermächtige Erfindungskraft ist der Charakter dieses Stadiums der spanischen Bühne, dessen Schöpfer und intensivster Ausdruck Lope de Vega ist, unter dessen Nachfolgern die ausgezeichnetsten sind: Guillen de Castro, Mira de Mescua, Luis Velez de Guevara, Diego Ximeno de Enciso, Juan Perez de Montalvan, Tirso de Molina

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 299—302, den zweiten Artikel in Nr. 321—323 d. Bl. f. 1848. D. Red.

**) Welch eine Lücke Hr. v. Schack dadurch ausgefüllt, welch eine schwierige Aufgabe er gelöst hat, und um so rühmlicher gelöst hat, als nicht einmal die Spanier selbst sich bisher an diese Aufgabe gewagt haben, kann man aus folgender Stelle in Mesonero Romano's „Rápida ojeada histórica sobre el teatro español" (IV, 119) entnehmen: „Falta, pues, en nuestra literatura la historia de la época propia de sus glorias teatrales, el merecido apoteosis de la larga serie de escritores ilustres que comienza en aquel apellidado justamente *El mónstruo de la naturaleza*, y que concluyó á principios del pasado siglo con *Candamo*, *Zamora* y *Cañizares*. Falta trazar con delicada crítica un período de casi dos siglos de triunfos ostentosos para nuestra escena; falta dar á conocer por análisis á tantos y tan encumbrados ingenios, que solo respetamos por tradicion; falta investigar en el copiosísimo campo de sus tareas el carácter, la índole de cada uno, y los admirables recursos de que pudieron disponer para cultivarle...." Es kann uns mit gerechtem Stolz erfüllen, wenn wir abermals von einem Deutschen so meisterlich geleistet sehen was ein Spanier zur Anfeuerung für seine Landsleute nur als frommen Wunsch aussprach.

(Gabriel Tellez) und Juan Ruiz de Alarcon. Auch Calderon und seine Schule stehen noch auf demselben reichen Boden, noch ganz auf heimischer Erde, deren wilde Flora wie die von ihren Vorgängern gezogenen Blumen ihnen zugute kommen; aber sie überlassen sich nicht mehr blos dem Naturtriebe, dem fast unbewußten Schaffen, sie suchen, wie verständige Gärtner, in das reizende Chaos auch Ordnung zu bringen, in die Anlagen Plan, in das Schaffen ein mit Selbstbewußtsein verfolgtes Regeln und Ziel, in die Ueberfülle Oekonomie; sie suchen die wilden Blumen zu ziehen, die Blüten zu Früchten zu reifen, die Natur künstlerisch zu veredeln. Freilich ging dabei die Frische der Ursprünglichkeit manchmal verloren, die reizende Unordnung der Naturwüchsigkeit durch eine oft allzu sichtlich nach conventionnellen Kunstregeln ordnende Hand; der feinere Geruch und die zierlichere Gestalt der gezogenen Blumen boten nicht immer Ersatz für den würzigen Waldesduft und die unnachahmliche Einfalt der Natur, und um die Ueberfülle zu zügeln und die Blüten zu Früchten zu reifen hatte die nicht immer maßhaltende Schere des Kunstgärtners oft allzu steif beschnitten, und mit der tauben Blüte so manche vielversprechende Knospe fallen gemacht. Freilich wurde neben der verschwenderischen aber unerschöpflichen Productionskraft des wie bewußtlos schaffenden Naturgenies die Beschränktheit und zunehmende Armuth des haushälterischern und zielbewußtern, aber blos mehr reproducirenden Kunsttalents erst recht sichtbar. So erscheint das spanische Drama, das zur Zeit des Lope de Vega noch einer wildschönen Natur in der Blütenfülle des Frühlings glich, durch Calderon und seine Kunstgenossen in einen herrlichen Zaubergarten, prangend mit den goldenen Früchten eines reichen Herbstes, verwandelt; es ist herbstlich klar, ruhiger und durchsichtiger geworden, aber man fühlt auch schon an der Erschöpfung den nahenden Winter kommen. Dieses Gereiftsein, diese Abklärung und Beruhigung — indem der ordnende organisirende Verstand mit der freilich immer mehr abnehmenden Erfindungskraft ins Gleichgewicht und sogar ins Uebergewicht kam — unterscheidet das Calderon'sche Stadium charakteristisch von dem des Lope de Vega; mit demselben Rechte aber wie Lope de Vega gibt Calderon diesem den Namen; denn er ist die prägnanteste Erscheinung, der eigentliche Culminationspunkt desselben *), und um ihn wie um ihre Sonne reihen sich Francisco de Rojas, Agustin Moreto, Matos Fragoso, Cristóval de Monroy, Juan Bautista Diamante, Antonio de Mendoza, Alvaro Cubillo de Aragon, Juan de la Hoz, Antonio de Solis, Agustin de Salazar u. A.

Hr. v. Schack spricht sich über die innere Gliederung dieses Zeitraums klar und scharf wie immer also aus:

Den vorliegenden Zeitraum, den wir demnach von 1588 bis gegen den Ausgang des 17. Jahrhunderts setzen, noch in einzelne Epochen zu zerfällen, scheint nicht räthlich. Denn eine wesentliche Umgestaltung des Dramas fand während desselben nicht statt; alle einzelnen Erscheinungen in ihm sind trotz mancher innern und äußern Verschiedenheit so eng durch ein gemeinsames Band verknüpft, daß eine Zerstückelung nur dem Verständniß schaden kann. Aber verschiedene Phasen der dramatischen Kunst und Literatur können allerdings in dieser Periode, ihrer Einheit unbeschadet, hervorgehoben werden; und es wird für die Einsicht in die Gliederung des ganzen großen Baues ersprießlich sein diese schon hier bemerklich zu machen. Die J. 1588—1600 bezeichnen ein erstes Stadium der Ausbildung, in welchem sich die spanische Nationalkomödie zwar mit Erfolg und ohne durchdringenden Widerspruch in ihren neuen Formen festsetzt, aber unter mancherlei äußern Hindernissen doch ihre Kräfte noch nicht völlig zu concentriren und zum höchsten Fluge zu erheben vermag. Mit dem neuen Jahrhundert tritt dann eine Zeit ein in welcher sich das Drama ganz aus eigener Kraftfülle, nur durch den poetischen Gemeingeist der Nation und durch den Wetteifer hochbegabter Dichter gehoben, zu einem Gipfel des Glanzes und Reichthums emporschwingt, über den hinaus kaum noch eine Steigerung möglich scheint. Aber 1621, als in Philipp IV. ein geistvoller, der Dichtkunst, und namentlich der dramatischen, mit Leidenschaft zugethaner Fürst den Thron besteigt, gesellt sich zu jenen mehr innern Impulsen noch jede Art von äußerer Begünstigung, und concurrirt mit einer zweiten Reihenfolge von Talenten, um das Theater auf eine neue Stufe des Ansehens zu erheben. Diese beiden mit den Regierungsperioden Philipp's III. und IV. correspondirenden Phasen der Bühnen-Poesie und Kunst können als deren goldenes Zeitalter im engern Sinne angesehen werden. Mit ihnen ungefähr parallel, aber sich in der Mitte berührend und natürlich nicht immer scharf voneinander geschieden, zerlegen sich die Bühnendichter in zwei große Gruppen, als deren Mittelpunkte Lope de Vega und Calderon anzusehen sind. Der Tod Philipp's IV. oder der Regierungsantritt seines schwachköpfigen Nachfolgers (1665) macht dann einen Einschnitt in die Theatergeschichte der ganzen Periode, hinter welchem zwar kein neues Entwickelungsmoment und überhaupt Nichts mehr liegt was der frühern Kraft und Fülle gleichkäme, wol aber noch eine fünfundzwanzigjährige Zeit der Nachblüte, die mit der vorigen durch zu viele Fäden zusammenhängt, um sich von ihr abtrennen zu lassen.

*) So hat Goethe zu Eckermann von Calderon gesagt: „Calderon ist unendlich groß im Theatralischen und Technischen . . . Seine Stücke sind durchaus breterrecht, es ist in ihnen kein Zug der nicht für die beabsichtigte Wirkung calculirt wäre. Calderon ist dasjenige Genie was zugleich den größten Verstand hatte." Vergl. über Calderon: Friedrich Zimmermann, „Zur Geschichte der Poesie" (Darmstadt 1847, S. 1—138); „Biografía de Calderon, redactada en presencia de un crecido numero de documentos inéditos por *Ant. de Iza Zamácola y Vilar*, y adicionada en lo concerniente á la exhumacion y proyecto de traslacion de sus restos, por *J. E. Hartzenbusch*" (Madrid 1840). Eine Sammlung seiner lyrischen Gedichte (Poesías) wurde endlich auch veranstaltet von Adolfo de Castro (Cadiz 1845). Hr. Chasles hat ebenfalls einen Theil seiner „Études" dem Calderon gewidmet und insbesondere dessen Stücke: „A segreto agravio segreta venganza", „La devocion de la cruz" und „El mágico prodigioso" analysirt, ohne aber, trotz vielen Aufwandes von esprit, eben viel Neues oder Tiefes vorzubringen. Verglichen mit Hrn. Zimmermann, der fast dieselben Themen behandelt, wird Hrn. Chasles' geistreich spielende Oberflächlichkeit erst recht sichtbar. Die oben erwähnte „Biografía", eigentlich eine Gelegenheitsschrift bei Uebertragung von Calderon's Gebeinen aus der Kirche von San-Salvador nach der von San-Nicolás, wo sie seit 1841 beigesetzt sind, enthält trotz der Berufung auf „eine große Anzahl von inedirten Documenten" keine neuen Daten, außer dem genauern seiner Geburt; er wurde nämlich nicht, wie gewöhnlich angegeben wird und wie auch Hr. v. Schack noch angibt, 1601, sondern den 17. Jan. 1600 zu Madrid geboren und, laut Auszügen aus den Taufbüchern, in der Kirche von San-Martin den 14. Febr. desselben Jahrs dort getauft. Sein vollständiger Name mit allen Adelstiteln lautet: D. P. C. de la Barca Barreda, Gonzalez de Henao, Ruiz de Blasco y Riaño.

Der einzige Punkt über den man in der Einleitung des Hrn. v. Schack rechten könnte ist: den Beginn einer neuen Periode (dessen viertes Buch) mit dem des 18. Jahrhunderts zusammentreffen zu lassen. Er selbst hat das Misliche dieser Abtheilung gefühlt und sucht sie mit allerdings plausibeln Gründen also zu rechtfertigen:

Aber auch nach dem angedeuteten Zeitpunkt (dem Tod Calderon's 1681) erhalten mehre der jüngern Zeitgenossen Calderon's das spanische Nationaltheater noch immer in nicht unbedeutendem Ansehen, und andere Dichter einer neuen Generation führen dasselbe unmerklich in das 18. Jahrhundert hinüber. Man könnte daher versucht sein die hier in Rede stehende Epoche noch bis in dieses Jahrhundert zu verlängern und erst mit dem Einbrechen der französischen Doctrinen einen neuen Zeitraum zu beginnen. Allein Dies hieße sich durch äußern Schein blenden lassen. Ein Bances Cándamo, ein Zamora, ein Cañizares und andere Dichter aus der spätern Regierungszeit Karl's II. und aus der seines Nachfolgers arbeiten zwar noch mit Geist und Geschick in der alten Manier; allein es ist nur Wiederholung der hergebrachten Formen; eine neue Entwickelung gibt sich nirgend kund, oder was neu ist kann nur für Verwilderung und Rückschritt gelten. Ein kundiges Auge wird daher diese Zeit im Vergleich mit der vorigen als eine Periode des Verfalls und Absterbens erkennen, und beide auseinanderzuhalten ist der Geschichtschreiber verpflichtet. In Ermangelung einer scharfen, durch ein äußeres Factum abgesteckten Grenze nun wird es das Beste sein die chronologische Scheidelinie im Allgemeinen in die zweite Hälfte der Regierung Karl's II. oder in das letzte Decennium des 17. Jahrhunderts zu legen, und sich bei der Einordnung der Dichter die sich um jenen Wendepunkt gruppiren mehr von innern Rücksichten leiten zu lassen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Gottfried Hermann.

Gottfried Hermann. Eine Gedächtnißrede von Otto Jahn. Gehalten am 28. Jan. 1849 in der akademischen Aula zu Leipzig. Leipzig, Weidmann. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.

Eine deutsche Gedächtnißrede auf Gottfried Hermann, den Erzphilologen! Wir gestehen, daß wir eine solche im Namen der Universität Leipzig auf den Fürsten unter den Kritikern kaum erwartet hätten; wir gestehen auch, daß es uns anständig erschien dem berühmten Todten, der selbst zum Gedächtniß verdienter Männer so schön Lateinisch gesprochen und geschrieben hat — wir erinnern nur an das Muster edler Einfachheit in der Denkschrift auf Brandes im J. 1834 —, in derselben Sprache das Opfer des Dankes darzubringen. Denn auch England, Frankreich und andere europäische Länder haben ein Anrecht auf den großen Gelehrten, den der Tod am letzten Tage des vorigen Jahres sanft und schnell in seine Arme genommen hat.

Wir wissen nun wohl, welche Meinung über das akademische Latein jetzt verbreitet ist, und daß selbst Männer von Geist und Gelehrsamkeit den Gebrauch der Muttersprache vorziehen. Gegen das Vorurtheil der unwissenden Menge wollen wir nicht kämpfen, jedoch ebenso wenig es verkennen, daß Leute von classischer Bildung, wie neuerdings der Professor der Medicin Volkmann in Halle, gewichtige Gründe vorgebracht haben, durch welche sie einzelne Misbräuche des akademischen Lateins beseitigt zu sehen wünschen; aber daß die Gedächtnißrede auf den ersten unter den Philologen Deutschlands nicht in der Sprache gehalten ist welche er mit so ausgezeichneter Meisterschaft handhabte, Das, wir sagen es offen heraus, hat uns befremdet und gewundert.

Die vier gelehrten Männer welche jetzt in Leipzig die Philologie vertreten sind nun anderer Meinung gewesen, und haben aus ihrer Mitte einen Redner in der Muttersprache auftreten lassen. Daß gerade diese Wahl auf Professor Otto Jahn gefallen ist, dürfen wir als ein ganz besonderes Glück ansehen; denn er hat eine vortreffliche Rede gehalten, die auch durch Ton und Vortrag, wie uns Ohrenzeugen berichtet, einen großen Eindruck gemacht hat; sie ist so einfach schön wie sie nur immer Hermann selbst gehalten haben würde, an dessen Vortrag über Reiz auf der dresdener Philologenversammlung im Herbst 1844 wir öfters erinnert worden sind. Die Anlage ist geschickt und doch ohne alle Künstelei, die allgemeine Schilderung ist mit den schätzbarsten Einzelheiten durchwebt, die achtunggebietende Persönlichkeit Hermann's und seine häuslichen Tugenden treten ebenso bedeutungsvoll hervor als seine großen Verdienste im Lehren, im Schreiben und im Erklären der Alten. Denn Das ist es ja, sagt der Redner, was Hermann zu einer wahrhaft großen Erscheinung macht, daß in ihm der Mensch und der Gelehrte, die wissenschaftliche Bedeutung und die sittliche Würde gar nicht zu trennen ist, daß seine wissenschaftliche Leistung stets auch eine sittliche That ist, daß wir in jeder Aeußerung den ganzen, einigen Menschen, den Mann im vollen Sinne des Worts lieben und verehren müssen.

Hermann war vor allen Dingen ein geistig ganz gesunder Mensch, in sich selbst so einig und klar, daß man von ihm mit Wahrheit sagen kann, er habe nie geschwankt, seine frische Natur welche von nichts Gesuchtem und Gemachtem wußte, seine Hingebung und Begeisterung für die Sache, die reine Wahrheitsliebe, der sittliche Ernst, die der eigenen Größe unbewußte Einfachheit und Unbefangenheit: Das waren die Eigenschaften welche sich in Wort und Geberde treu ausgesprochen, und welche alle seine Schriften ebenso auszeichnen als seinen gewaltigen Einfluß auf die Jugend während einer so langen Reihe von Jahren begründet und gleichmäßig stark erhalten haben. Dieser gesunde Geist und dieses feurige Temperament, gleichsam das Erbtheil seiner Mutter, welche französischen Ursprungs war, wohnte in einem zwar zarten, aber festen und gesunden Körper, welchen stete Bewegung gekräftigt hatte. Er konnte ohne Ermattung hintereinander am späten Abend, ja bis tief in die Nacht hinein arbeiten, sogar den Schlaf einer Nacht entbehren, aber seinen Spazierritt oder Spaziergang machte er täglich. Es ist auch außer Leipzig hinlänglich bekannt, welch ein leidenschaftlicher und vollkommener Reiter er gewesen ist, wie Haltung und Gang den Reiter verriethen, und wie er seit seinen Studentenjahren beständig Stiefel und Sporen getragen hat. Jahn erzählt hier zwei anziehende Züge. Der eine betrifft das Behagen welches Hermann über die Frage eines Cavalerieoffiziers, ob er nicht bei der Reiterei gedient habe, empfand, er freute sich darüber mehr als über seine wissenschaftlichen Erfolge. Der andere Zug ist die Belobung des Satzes einer ältern Reitschule: „Wer da will ein guter Reiter werden, der muß vor allen Dingen ein braver Mann sein." Durch diese Sicherheit zu Pferde war Hermann es auch überhaupt in seinen Bewegungen geworden, und zugleich ein abgesagter Feind aller Verweichlichung und Bequemlichkeit im häuslichen Leben. Sein Sitz war bis in die spätesten Jahre ein einfacher Rohrstuhl.

Ueber Hermann's philologische Richtung hat der Redner ausführlich, ohne nur im entferntesten breit zu werden, und mit großem Geschick gesprochen. Er schildert zuerst die Jahre seiner Jugenderziehung unter dem strengen und kräftigen Ilgen, seinem Hauslehrer, und zeigt uns wie der Knabe seine ungeduldige Lebhaftigkeit unter der festen Hand dieses Lehrers bemeistern mußte. Er hat auch nicht die gründliche Langsamkeit Ilgen's übergangen, der mit seinem Zögling in zwei Jahren zwei Capitel aus Xenophon's „Memorabilien" und vier Bücher der „Ilias" gelesen hatte, wie er denn auch während seiner sonst so segensreichen Amtsführung in Pforta diese Langsamkeit bis ins Ungebührliche zu steigern pflegte. Weiter verfolgen wir die Laufbahn Hermann's in F. W. Reiz' trefflicher Schule, dieses Mannes von klarem Verstande und angestrengtem Fleiße, vor

dessen Reinheit und Tiefe seines Charakters und Wissens selbst F. A. Wolf, „zu anerkennender Bewunderung sonst nicht geneigt", sich beugte. Wie nun Hermann durch Reiz angeregt, geleitet, vorwärts getrieben und in heilsamer Weise zurückgehalten worden ist, wie Reiz mehr sein Freund und Mitarbeiter als sein Lehrer geworden, wie er ihn unter Anderm mit dem Plautus, nach Jahn's Ausdruck, förmlich verlobt hat: das Alles finden wir hier auf mehren Seiten zusammengedrängt, und am Schluß die Bemerkung eingefügt, daß Hermann allerdings an genialer Freiheit und schöpferischer Kraft, an Allem was sich nicht erlernen läßt, seinem Lehrer weit überlegen gewesen ist. Aber mit unverbrüchlicher Pietät, welche überhaupt eine der schönsten Seiten in Hermann's Charakter war, hat er zu allen Zeiten das Andenken Ilgen's und Reiz' bewahrt.

Die Einwirkung der Kant'schen Philosophie auf Hermann, der sogar in den J. 1795 und 1798 darüber Vorträge gehalten hat, wird in das rechte Licht gesetzt und gezeigt, daß sie ihn zwar nicht umgebildet hat, aber doch auf die logisch-rationale Anlage seiner philologischen Studien bedeutenden Einfluß gehabt, nicht minder auf seine theologischen Ansichten, und ganz besonders auf seine sittliche Ausbildung. „Das eigentliche Gebiet seiner wissenschaftlichen Leistungen", sagt Jahn, „war die Sprache. Sein Verdienst ist es, daß er die Sprache nicht als ein Aggregat äußerer Erscheinungen nach abstracten Regeln geordnet, sondern als ein lebendiges Erzeugniß des menschlichen Geistes aufgefaßt hat, das denselben nothwendigen Gesetzen folgt welchen dieser unterthan ist, und nur aus diesen begriffen werden kann, daß er aber auch die künstlerische Schönheit und Feinheit der Sprache in gleichem Maße anerkannte und zur Klarheit brachte." Es liegt nun nicht im Zwecke unserer Blätter Dies im Einzelnen in Jahn's Darstellung nachzuweisen, zu zeigen wie sich Hermann's Methode von der rein empirischen unterschied, mit welchem feinen Gefühl und sichern Takt er die alten Schriftsteller las und erklärte, wie divinatorisch seine Kritik war, wie sein künstlerisches Talent ihn vor Allem zu den griechischen Dichtern und zu den metrischen und rhythmischen Beschäftigungen geführt, und wie die Begeisterung, Kraft und Klarheit seines Vortrags einer Pindar'schen Ode oder eines Chorgesanges Unzähligen erst das richtige Gefühl für das Alterthum aufgeschlossen hat, wie endlich seine Stellung zur sogenannten sachlichen Philologie, zur Mythologie und zu den Aufgaben der höhern Kritik gewesen ist.

Mit nicht geringerer Anerkennung gedenkt Jahn der Meisterschaft Hermann's in der lateinischen Sprache, von der er mit Zuversicht behauptet, daß ihn Niemand übertroffen, ja kaum Einer erreicht hat. Hermann redete, sagt der Verf., die lateinische Sprache nicht wie eine fremde, sondern wie die angeborene, sie war der eigenthümliche Ausdruck seines Charakters, und wer ihn persönlich kannte, der fand den ganzen Mann in ihr wieder; und in seinem sichern Gefühl für Tonfall und Wortstellung und für die feinsten Schattirungen des Ausdrucks das künstlerische Element seiner Seele. Mit vollem Rechte werden seine lateinischen und griechischen Gedichte gepriesen. Die lateinische Sprache zog er zwar, wo es Repräsentation galt, der Muttersprache vor, aber er hatte diese nicht vernachlässigt (d. h. er hatte sie getrieben wie alle Die unter unsern großen Schriftstellern, welche durch tüchtiges Studium der alten Sprachen auch gut Deutsch schreiben gelernt haben); sein Stil war zwar ungemein einfach und durchaus schmucklos, aber klar, präcis und kräftig. Lessing, Goethe und Schiller waren von ihm zu aller Zeit hochverehrt, Klopstock und Uz ihm aus Erinnerungen seiner Jugend geläufig; auch der altdeutschen Poesie hatte er Aufmerksamkeit zugewendet, und Shakspeare und Dante ihn dauernd beschäftigt.

Wir haben oben bereits angedeutet wie ehrenwerth der Charakter Hermann's gewesen ist. So hat uns ihn Jahn in seinen verschiedenen Beziehungen gezeichnet als den zärtlichsten Gatten einer vortrefflichen Frau, die mit unermüdeter und von ihm auf das dankbarste anerkannter Sorgfalt bemüht war sein Leben sorgenfrei und behaglich zu machen, als den glücklichen Hausvater, als den stets gefälligen und niemals mürrisch von der Arbeit auffahrenden Mann*), als den treuen Freund, als den kräftigen Vertreter der akademischen Freiheit, als den unerschrockenen Gegner jeder Unterdrückung, als den Feind eitler Ehrenbezeigungen (er ist bekanntlich nie Hofrath geworden), als den sächsischen Patrioten. Ueber Sachsen ging ihm noch Deutschland, er hing mit Wärme an der Hoffnung der Aufrichtung eines deutschen Kaiserthrons, und hoffte aus den Stürmen des vorigen Jahrs auf eine große Zukunft für Deutschland. Konnte er doch sagen, als er den Erzherzog Reichsverweser in Leipzig gesehen hatte, „er danke Gott, daß er ihn diesen Tag habe erleben lassen", und mit Thränen in den Augen hinzusetzen: „Es war mir als kehrten alte Zeiten wieder, die Fürsten redeten als ob sie nur edle Männer und brave Deutsche wären." Wahrlich, auch dafür haben die Seinigen Gott zu danken, daß Hermann nicht die undeutschen Umtriebe Oestreichs in den letzten Monaten und den gräulichen Unfug beider Kammern in seinem eigenen Vaterlande Sachsen erlebt hat!

Ueber Hermann's literarische Streitigkeiten in den kräftigsten Jahren seines Lebens konnte Jahn nicht ganz schweigen. Aber er hat mit Recht gesagt, daß Hermann's Polemik stets der Sache und nie der Person gegolten habe, und daß ihm das Glück geworden sich mit Einzelnen seiner Gegner, wie mit Porson und Elmsley, wieder zu versöhnen. Auf die herzlichen Worte, mit denen Hermann zu Gotha am 2. Oct. 1840 das Andenken O. Müller's ehrte, ist hingewiesen worden. Wir hätten hier gern die Worte selbst gelesen. Mit Recht ist einzelner Heftigkeiten Hermann's, wie sie das Feuer des Kampfs mit sich geführt hat, und seiner Hartnäckigkeit in einzelnen Fällen sich der Ansicht eines befähigten Gegners zu fügen weiter nicht gedacht worden. An diesen Ort gehörte Das gar nicht, denn tristes mors obruit iras; die Literaturgeschichte hat freilich das schlimme Amt das Andenken an solche Parteikämpfe und Plänkeleien in ihren Spalten aufzubewahren.

Unser Redner schloß mit den wahren und schönen Worten: „Mit Gottfried Hermann ist unserer Universität die Krone genommen worden, welche sie nie in der Weise wieder gewinnen wird. Uns aber bleibt der Segen einen großen Mann in Wahrheit den Unserigen zu nennen, und in treuer, dankbarer Liebe sein Andenken heilig zu halten." 9.

*) Jahn hat seiner Rede kein Beiwerk literarischer Anmerkungen mitgegeben. Aber gerade weil die hier gerühmte Tugend der Affabilität bei Gelehrten wie bei Geschäftsmännern nur selten ist, so wollen wir neben Hermann an den von ihm sehr geschätzten englischen Philologen Thomas Tyrwhitt erinnern, von dessen ähnlicher Liebenswürdigkeit F. A. Wolf in den „Literarischen Analekten" (III, 544 fg.) eine anziehende Erzählung hinterlassen hat.

Literarische Anzeige.

Die
Demokratie in Deutschland.
Von
C. von Wietersheim.
März 1849.
Gr. 12. Geh. 12 Ngr.

Diese Schrift eines frühern königl. sächsischen Staatsministers bildet ein anziehendes Seitenstück zu der berühmten Schrift Guizot's über die Demokratie in Frankreich.

Leipzig, bei F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— **Nr. 80.** —— 3. April 1849.

Zur Geschichte des spanischen Dramas.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 79.)

Hingegen möchten wir doch zu bedenken geben, ob es in der Geschichte überhaupt rathsam, ja zulässig sei *eine neue* Periode mit dem Verfall, mit dem Ausleben oder Ueberleben einer Richtung zu beginnen; ob Das nicht aussieht wie ein „Lebenslauf in aufsteigender Linie"; ob die Berechtigung zu einer neuen Gliederung eben nicht in dem Eintreten oder Hervortreten einer *neuen* Richtung liege? Und hier in dem gegebenen Falle tritt eine solche neue Richtung erst mit dem entschiedenen Siege der französischen Schule über das Nationaldrama ein, also ungefähr mit dem Regierungsantritt Ferdinand's VI. (1746); und wenn man auch die Zeit des Verfalls und Absterbens und die der Blüte und Nachblüte auseinanderhalten muß, so ist man hier höchstens zu einer Unterabtheilung berechtigt; aber eben weil eine solche Zeit nur *Rückschritt* und *Verwilderung* zeigt, so gehört sie organisch doch noch zu derselben Periode in welcher dasselbe nun erlöschende Lebensprincip keimend und blühend hervorgetreten war, gehört zu ihr wie der Tod zum Leben, wie der Winter zum Frühling, Sommer und Herbst desselben Jahres. Daher hat auch der Verf. Dichter die innerlich nicht charakteristisch verschieden sind und derselben Richtung angehören, wie Bances Cándamo, Zamora und Cañizares, mit einer gewissen Willkürlichkeit verschiedenen Perioden zugewiesen, indem er doch selbst auch von den beiden Letztern, mit welchen er sein viertes Buch beginnt, zugibt, daß sie sogar noch „mit Geist und Geschick in der *alten* Manier" fortgearbeitet, daß auch bei ihnen nur „Wiederholung der hergebrachten Formen" stattfinde und eine „neue Entwickelung sich nirgend kundgebe".

Solch eine neue Richtung trat in der That erst mit Luzan ein, der dem *französisch-classischen* Princip den dauernden Sieg über das nationale anbahnte. Denn nun blieben es nicht mehr ohnmächtige Versuche der gelehrten Dichter gegen das lebenskräftige und daher übermächtige volksthümliche Princip anzukämpfen, um die altclassischen Formen auch auf der Bühne einzuführen, Versuche an denen es auch nicht in der Blütenperiode des Nationaldramas gefehlt hatte, wie die kritische Opposition gegen dasselbe von Rey de Artieda, Cáscales, Cristóval de Mesa, Estévan Manuel de Villegas, Bartolomé Leonardo de Argensola, Cristóval Suarez de Figueroa und Jusepe Gonzalez de Salas beweist, welche Versuche aber fruchtlos bleiben mußten, so lange das Nationalbewußtsein, ungestört von heterogenen Zeitpotenzen, sich poetisch am prägnantesten im Nationaldrama zu objectiviren suchte, und daher hier wie im Leben keine fremden Formen aufkommen ließ. Gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts aber war es auch in Spanien nicht mehr blos eine Gelehrtenpartei, die von einem subjectiven Standpunkt aus das im Nationalgeschmack objectiv gewordene Nationalbewußtsein zu bekämpfen suchte; damals hatte auch in Spanien schon der große Alles nivellirende Verschmelzungsproceß der modern europäischen philanthropisch-kosmopolitischen Civilisation mit der mittelalterlichen Sonderbildung und scharf ausgeprägten Individualität der Nationen Wurzel zu fassen begonnen; die altheimischen Ideen und Ansichten hatten sich auch hier theils ausgelebt, theils durch die neuen fremden bedeutend modificirt, und mußten nun die durch Jahrhunderte behauptete Alleinherrschaft mit dem immer mächtiger eindringenden Geiste der neuen Zeit theilen. Dieser innern Revolution entsprechend hatten natürlich auch in den äußern Lebensformen, in Sitte und Tracht, Umgestaltungen und Neuerungen immer mehr Platz gegriffen, und es mußten daher die stereotyp gebliebenen alten Nationalformen der Bühne nun auf einmal als veraltet erscheinen, und das Bedürfniß nach einer zeitgemäßern, dem Leben der Gegenwart entsprechendern Umgestaltung derselben sich immer unabweislicher herausstellen. War es zu verwundern, daß man nun die französische Bühne dabei zum Muster nahm, daß der Pseudo-Classicismus nun leicht einen Sieg errang, wonach die Nachahmung echt classischer Muster so lange vergeblich gestrebt hatte? War nicht damals die französische Bühne die tonangebende in Europa überhaupt, lag ihre Nachahmung nicht gerade den Spaniern besonders nahe? Denn — abgesehen davon, daß den Franzosen überhaupt unter den modernen Culturvölkern die Aufgabe geworden den Evolutionen und Revolutionen den Anstoß zu geben — waren sie den Spaniern insbesondere näher gerückt, seitdem nach Ludwig's XIV.

bekanntem Ausspruch es in politischer Hinsicht keine Pyrenäen mehr gab, seitdem mit dem Einzug einer bourbonischen Dynastie in Madrid auch dort französische Sitte und Literatur bekannter wurden und, wenn auch nur sehr allmälig, neben der altnationalen auch außer dem engern Kreise des Hofs festern Fuß faßten. Denn ohne dieses Moment, wie gewöhnlich geschieht, zu hoch anzuschlagen, indem man es als ein blos äußeres hinstellt, muß man es als ein inneres, epochemachendes herausheben, insofern es mit dem Wendepunkt in der Geschichte, Sitte und Literatur der Spanier zusammentrifft, als auch für sie das Aufgeben der ausgelebten mittelalterlichen Cultur und das Anschließen an die moderneuropäische zur unabweisbaren Nothwendigkeit geworden war. Bei diesem Amalgamationsproceß spielte französische Sitte und französische Literatur in der That nur die Rolle des Quecksilbers, um das edle Metall von dem taubgewordenen Gestein scheiden zu helfen, es geeignet zu machen das Gepräge der Zeit anzunehmen und wieder auf dem europäischen Markte in Curs zu kommen. Freilich bediente man sich auch in Spanien dazu französischer Formen, und die höhere Gesellschaft, die feine elegante Welt wollte lange nur das französische Gepräge als das zeitgemäßeste gelten lassen. Aber das spanische Volk konnte nie ganz sich daran gewöhnen; und als kritische Markscheider, besonders deutsche, zeigten, daß das französische Gepräge zu leicht sei, als die Franzosen selbst dessen Werth herabsetzen mußten, begannen wie die übrigen Nationen auch die Spanier einzusehen, daß jede Nation die einen selbständigen Metallreichthum besitzt, ihn am besten verwerthe und erkennbar mache, wenn sie ihn in einem zeitgemäßen, aber doch nationell eigenthümlichen Gepräge in Curs setze. Diese zeitgemäße Form zu finden, ohne blos fremde Muster nachzuahmen, oder veraltete heimische unpassend erneuern zu wollen, oder gar durch eine barocke Verbindung beider die Geschmack- und Haltlosigkeit noch zu steigern, ist bei den Spaniern wie bei den meisten übrigen Nationen Europas die Aufgabe ihrer jüngsten Cultur- und Literaturperiode geworden. Die bis jetzt misglückten Versuche diese Aufgabe vollkommen zu lösen, weil eben die erwähnten Abwege nicht vermieden wurden, charakterisiren die durchlaufenen Phasen dieser Periode; und wenn auch in der neuesten Zeit das volksthümliche Princip auch in Spanien wieder zur vollen Geltung gekommen ist, so scheint doch hier, wie fast überall, die Auffindung einer vollkommen zeitgemäßen und doch nationell eigenthümlichen Form in der Politik wie in der Kunst noch so fern zu liegen, die Entwickelung war bis jetzt noch eine so wenig organische, theils unterdrückte, theils überhastete, daß sich nicht einmal bestimmen läßt, ob diese Periode blos eine des Uebergangs, der bloßen negirenden Revolution bleiben, oder noch zu einer neuen Blütenperiode, zu der einer organischen, positiven Evolution sich gestalten werde.

So sah man zu Anfang dieser Periode auf der spanischen Bühne sklavische Nachahmungen französischer Muster, die freilich nur von der höfischen Gesellschaft und den obern Classen goutirt wurden, während das Volk noch der altspanischen Comedia selbst in ihrer kraftlosen Entartung und Caricatur treu blieb; und ein solcher Zwiespalt des Geschmacks ist allein hinreichend das Emporkommen einer Nationalbühne zu hindern, eine blühende zu Grunde zu richten. Treffend sagt darüber Hr. v. Schack:

> Ein unschätzbarer Vorzug für die ältern Dichter war es gewesen (und ohne ihn hätte sich die dramatische Poesie nie zu jener Höhe erheben können), daß sie eine Nation vor sich hatten in welcher das Volk und die höhern Stände im Wesentlichen der Ansichten und des Charakters, des Geistes und der Sitte übereinstimmten, und in welcher daher kein Zwiespalt des Geschmacks entstehen, keine Berücksichtigung von entgegengesetzten Ansprüchen erfodert werden konnte. Als nun Dies aufhörte, als eine neue und fremde Bildung in die obern Classen der Gesellschaft eindrang, mußte die eigentliche Nationalpoesie auf der Bühne erlöschen; die gebildeten oder sich für gebildet haltenden Dichter wandten sich vornehm ab von dem Volke, dieses aber ward von handwerksmäßigen Poeten mit rohen Schaustücken unterhalten, und so traten an die Stelle der frühern wahrhaft volksthümlichen Dichtung eine gelehrte und eine populaire, welche beide Nichts taugten.

Später versuchte man zwar sich in der fremden Form etwas freier zu bewegen, ihr wenigstens in stofflicher Hinsicht eine vaterländische Unterlage und ein nationales Colorit zu geben; aber der französische Pseudo-Classicismus blieb noch immer der Maßstab der ästhetischen Beurtheilung, und einer der einflußreichsten Reformatoren der Bühne, det zu europäischer Berühmtheit gekommene Moratin der Jüngere, kannte keinen höhern Ruhm als für den spanischen Molière zu gelten.

Selbst nachdem die Spanier im Unabhängigkeitskriege das französische Joch abgeschüttelt, in einem heldenmüthigen Volkskampfe ihre nationelle Selbständigkeit und politische Freiheit errungen, und dadurch ihr Nationalbewußtsein wieder gestärkt hatten, vermochten sie noch nicht den Fesseln des französischen Classicismus sich gänzlich zu entringen, auch die künstlerische Unabhängigkeit und völlige Freiheit der Bewegung zu gewinnen, und besonders im dramatischen Schaffen wieder mit Bewußtsein die nationelle Eigenthümlichkeit ungehemmt von jedem fremden Zwange, von blos conventionnellen Regeln sich gestalten zu lassen. Erst als die Franzosen selbst diese Regeln nicht mehr für unfehlbar hielten, aber, wie Sklaven die lange gefesselt plötzlich ihre Ketten brechen und Zügellosigkeit für Freiheit halten, nun in das andere Extrem überschlugen und vom misverstandenen Classicismus zu einem ebenso haltlosen Romanticismus sich hinreißen ließen, wurden auch in Spanien die Clasiquinos vom usurpirten Throne gestürzt; aber nicht einer selbständigen Entwickelung folgend, sondern auch hierin nur eine fremde Extravaganz nachahmend, kehrten die Spanier nicht zur wahren Romantik, der naturwüchsigen Tochter volksthümlicher Spontaneität, zurück die einst in Lope de Vega und Calderon so Herrliches schuf, sondern glaubten nun ebenso á pie juntillas an den französischen Romanticismus, diese Caricatur der echten Romantik, und, wie es immer geht, suchten die Nachäffer die fremde Modethorheit noch zu überbieten

Doch selbst dieses Zerrbild der Romantik machte auch die Spanier auf das reine Urbild aufmerksam, es da zu suchen wo es für jede Nation nur allein zu finden ist, auf dem heimischen Boden, und sie wandten die von der Verkleinerungsbrille des Classicismus befreiten Blicke wieder nach dem Wunderlande der altspanischen Comedia, deren Reiz und Zauber ihnen nun in ihrer wahren Größe erschienen und sie mit Sehnsucht nach ihrer Wiedererweckung erfüllten. Freilich ist es ihnen bis jetzt noch nicht gelungen die Zauberformel zu finden, um der schönen Leiche den Geist des Lebens einzuhauchen; freilich ist es bald nur ein wesenloser Schatten im Costume einer längst entschwundenen Zeit, der sie getäuscht; bald ist es gar ein esprit follet von jenseit der Pyrenäen, der unter der Larve der Comedia sie nur parodirt; aber wenn es auch nur Wenigen glückte das Geheimniß der Beschwörung zu errathen, den echten Nationalgeist nicht außer sich sondern nur in sich, nicht in der todten Vergangenheit sondern in der lebendigen Gegenwart zu suchen, so bürgt doch eben die bewiesene große vitale Kraft dieses Geistes bei den Spaniern dafür, daß er nur im vorübergehenden Scheintode gefesselt werden konnte, so bürgt sein Fortleben im Volke dafür, daß er sich auch in der Kunst wieder verjüngen werde, und nur des Demiurgos harrt der, wie einst Lope de Vega und Calderon von ihm durchdrungen, das Logos der neuen Verkörperung ausspricht und den Fenix de España im eigenen Genius wiedererstehen macht.*)

(Die Fortsetzung folgt.)

Ein Buch für Demokraten.

America compared with England. The respective social effects of the American and English systems of government and legislation: and the mission of democracy. „Liberty, equality, fraternity." London 1848.

Ein den Demokraten aller Länder zum Behuf der Ausbeutung für ihre in Volkskammern, Volksversammlungen und Clubs zu haltenden Vorträge nicht genug zu empfehlendes Buch, obgleich der ungenannte Verf. laut des Haupttitels: „Amerika verglichen mit England", es vorzugsweise auf letzteres gemünzt hat. Er beginnt mit einer hinreißenden Lobrede auf amerikanischen Republikanismus, und schließt mit einer noch weiter reichenden Lobrede auf Socialismus. Das Muster welches er den Engländern und natürlich auch uns „entschieden freisinnigen" Deutschen zu unverzögerter Nachahmung vorhält, ist eine Freiheit oder vielmehr Zügellosigkeit — nicht zu sagen Frechheit —, bei welcher noch keine geordnete Gesellschaft bestanden hat, und als fernen Zielpunkt unsers Hoffens zeigt er einen Despotismus welcher noch tiefer einschneidet, noch inquisitorischer ist als irgend einer, der je der leidenden Menschheit die Geißel blutig auf den Rücken gelegt und die Scham ins Gesicht getrieben hat. Er entthront das bürgerliche Regiment, und stellt den Thron welcher jenem von Rechts wegen gehört auf den Herd der Familie und in die Tiefe des Gewissens. Er schwärmt für eine Verfassung welche auf die Erfüllung der vollständigsten Verbindlichkeiten sehr unvollständig dringt, und träumt von einer Verfassung welche die Erfüllung der unvollständigsten Verbindlichkeiten unnachsichtlich fodert. In dem Lande seiner Bewunderung kann ein fremdes Buch ungestraft nachgedruckt, aber in dem Utopien seiner Phantasie die Begleitung eines Fremden nicht ungestraft abgelehnt werden. Er huldigt einem Systeme, unter welchem kein Gesetz Jemand zwingt seine Schulden zu bezahlen; aber er ächzt nach einem Systeme, unter welchem Jeder durch Gesetz verpflichtet ist sich angenehm zu machen.

Hätte der Verf. Alles was in Amerika gut, und Alles was in England schlecht ist blos unmäßig übertrieben, so möchte Das hingehen. Es könnte für Parteilichkeit gelten. Allein Das ist zu viel, daß seine Parteilichkeit ihn stockblind macht, er Nichts, nicht das Geringste sieht von all den socialen und politischen Gebrechen welche dem vorurtheilsfreien Reisenden in Amerika klar, von Freunden der amerikanischen Institutionen zugestanden, von Amerikanern selbst nicht in Abrede gestellt worden sind. Er findet den höchsten Grad der Civilisation und die höchste Stufe des Glücks unter der Länge und Breite, wo jene ein Krämervolk, dem Geistescultur nicht die erste der Tugenden, das Glück aber blos in der Bedeutung als Reichthum erster Gegenstand des Strebens gilt, und dabei einen auf das widerlichste ausgebildeten, unziemlichen und krankhaften Geiz gefunden haben. Eine Constitution hingegen, um welche das Land das sie besitzt von den erleuchtetsten Staatsmännern der erleuchtetsten europäischen Nationen seit lange beneidet worden ist und noch beneidet wird, schmäht er in Ausdrücken die wegen des begrenzten Einflusses jedes politischen Systems auf Privatwohlfahrt selbst für den Despotismus eines Nero zu stark wären. Das Land in welchem die Thorheiten des Mormonismus verfolgt werden erhebt er zu einem Goschen der Geistesfreiheit; aber das Land welches die Verbrechen der M'Hales und der Higgins duldet ist ihm ein Aegypten der Geistestyrannei. Das Vaterland des Lynchrechts und der Negersklaverei malt er zu einer Heimat der Gerechtigkeit und gleicher Befugniß; aber das Geburtsland der Romilly und der Wilberforce malt er zu einem Kerker der Ungerechtigkeit und des Ständeunterschieds. Der Verf. gehört zu den unglücklichen Menschen die, obwol frei wie die Luft, unter einer Last sich eingebildeter Ketten winseln, schreien und ächzen; die von einer exclusiven Aristokratie sich unterdrückt glauben, während sie laut Zeugniß täglicher Erfahrung von der tiefsten Tiefe der Armuth und aus dem dunkelsten Dunkel der Geburt zur höchsten Staffel des Reichthums und zum Gipfel der Staatsämter gelangen können; die sich geknebelt glauben von einer inquisitorischen Censur, während die Schmäh- und Schmuzbücher wie das vorliegende gegen die Institutionen des Landes schreiben dürfen; die sich geknechtet glauben von tyrannischen Beschränkungen, während sie, den Selbstmord ausgenommen, jede erdenkbare Thorheit völlig straflos begehen, und, die Laster ausgenommen welche die Fortdauer der Gesellschaft gefährden würden, jedes beliebige Laster nach Herzenslust treiben können.

Die vom Verf. wie von allen Verfechtern der Demokratie für dieselbe aufgestellten Gründe summiren sich zu dem Hauptsatz: die Demokratie begünstigt die Herrschaft, fördert die Uebergewalt der Intelligenz. Sie thut Das allerdings ohne Zweifel. Nur ist minder ausgemacht, ob diese Intelligenz von guter oder schlechter Art. Mit seinen Talenten kann sich Einer Bahn brechen zu Macht und Würden, aber seine Talente können ebenso sehr die eines ausgezeichneten Staatsmannes als die eines abgefeimten Spitzbuben sein. Ein Redner, ein Schriftsteller kann die Gemüther seiner Landsleute beherrschen, ebenso sehr dadurch, daß er ihre edelsten Triebe aufruft, als daß er ihren niedrigsten Leidenschaften fröhnt. Das Scepter des Genies kann der Stab Mercur's und die Zauberruthe der Circe sein. Auf Schulen wird als Beispiel der Demokratie das freie

---

*) Vergl. über diese von den Literarhistorikern mit besonderer Ungunst behandelte Periode vorzüglich die Einleitung des jüngern Moratin in der Ausgabe seiner Werke in der „Biblioteca de autores españoles" mit mehren bedeutenden Zusätzen, besonders von Hartzenbusch; der ein eigenes Werk über die Geschichte des spanischen Theaters im 19. Jahrhundert vorbereitet, wovon er Proben (Apuntes) in der „Revista de España, de Indias y del estrangero" gegeben hat; ferner Mesonero Romano's „Rápida ojeada etc."

Volk von Athen zum Thema gegeben. Es ist eine Aufgabe für Schulknaben, das Beispiel jedoch das beste das es gibt; denn es dürfte schwer sein eine andere ebenso reine Republik ausfindig zu machen mit ebenso vielen talentreichen Männern und mit ebenso vielen und directen Mitteln das Volk dem Einflusse talentvoller Männer zu unterwerfen. Gleichwol, welches war das Resultat? Das Resultat war, daß die besten und weisesten Männer Athens durch ihre Reden und durch ihre Schriften auf alle andern Länder mehr als auf ihr eigenes, auf alle Zeiten mehr eingewirkt haben als auf die ihrige. Erinnern wir uns an Thucydides, der seine Geschichte in der Verbannung schrieb; an Aeschylos, der außer Landes ging, um sich dem Hasse Derer zu entziehen die seinen „Agamemnon" gehört; an Themistokles, dessen Asche heimlich in dem Boden eingesargt werden mußte der ihm die Freiheit dankte; an Perikles, der durch schlechte Maßnahmen sich kaum gegen den Volksunwillen schützen konnte welchen seine guten Maßnahmen wider ihn entzündet; an Platon, welcher der politischen Sittlichkeit in Syrakus unter Dionys den Vorzug gab vor der in Athen unter den Sophisten; an Demosthenes, dessen Reden von Klagen widerhallen über das Zurückbleiben gegen Früheres: verschweigen wir es uns nicht, daß von all den Männern welche den atheniensischen Namen groß und herrlich, uns theuer und ehrwürdig gemacht, Wenige, sehr Wenige unverfolgt, ungedemüthigt und unbeneidet, die Meisten gefoltert und gequält aus dem Becher des Sokrates getrunken haben. Der einzige Schriftsteller welcher allgemein und ununterbrochen in Volksgunst blieb war ebenso unsittlich als feil, und der einzige Staatsmann welcher das Vertrauen und den Beistand des Volks bis zum Tode genoß war ein Narr, ein Speichellecker, ein Kassendieb und ein Zungenheld.

Selbst in der Republik durch deren Einführung bei sich England und Deutschland alle Schätze der Weisheit gewinnen sollen, welchen Einfluß haben dort die Weisen und Guten? Kann die Socialgeschichte der Neuen Welt mit den intellectuellen Reichen und Dynastien der Alten Welt sich messen? Stellen wir Franklin als Ausnahme hin, so beweist diese Ausnahme die Regel. Der Verf. schimpft, weil das aristokratische Europa Geburt und Rang höher achte als Intelligenz. Warum schimpft er nicht auf Diejenigen welche in der aufgeklärtesten aller Demokratien einen Clay, einen Webster in den Koth getreten? Er schimpft auf das Säbelregiment in England und Deutschland. Warum gedenkt er nicht der amerikanischen Klingen, welche von dem unschuldigen Blute zu Tode gehetzter Indianer tropfen, und durch Besiegung des feigen Mexico Unehre zum Unrechte gefügt haben?

Ferner kann auch wol trotz der gegentheiligen Versicherungen des Verf. darüber kein Zweifel sein, daß im Allgemeinen das Verhalten der Republiken gegen ihre Nachbarn Nichts von der Weisheit und Tugend verbürgt welche im Busen der Demokratie herrschen, und bestimmt sein sollen durch ihre Uebergewalt das Menschengeschlecht umzuschaffen. Von den zwei großen Republiken des Alterthums schlug Athen durch niederträchtige Intriguen und blutige Tyrannei die Bundesgenossen in Fesseln, auf deren Treue seine Größe ruhte, bis übersättigt von Erpressung und aufgeschwollen von Stolz es zusammenbrach, als es nach dem Monde griff; Rom aber führte einen Vertilgungskrieg mit den Freiheiten der Völker, bis die Plünderung der Welt es verdarb. Von den zwei großen Republiken der Neuzeit mußte Frankreich sich zu den Füßen eines Soldatenhäuptlings werfen, bei ihm Schutz suchen gegen die Rache herausgefoderter Nachbarn, und Amerika wird durch die Eroberungen einer unsinnigen Begehrlichkeit dem Momente seiner Auflösung entgegengedrängt.

Den Sprung von der Spitze der Ungebundenheit, dem Republikanismus, auf die Spitze der Gebundenheit, den Socialismus, führt der Verf. ein wenig ungeschickt oder kunstholdrig aus. Er nimmt zwar zwei zwischen der Demokratie und dem Millennium inneliegende Zustände an, macht aber den Zusammenhang des Ganzen nicht recht klar. Sein Plan weist natürlich alle gewöhnlichen und ordinairen Werkzeuge der moralischen Wiedergeburt unbedingt ab, indem die Anwendung derselben seiner Ansicht von der menschlichen Natur, ihren Bedürfnissen und ihrer Geschichte schnurstracks zuwider sein würde. Ohne jedoch irgend eine wunderbare Entwickelung des Princips der Selbstverleugnung vorauszusetzen läßt sich schwer begreifen, wo in den rein politischen oder socialen Verhältnissen Amerikas der Grund liegt, daß die Amerikaner geneigter als andere Menschen sein sollen Alles gemeinschaftlich und Nichts für sich allein zu besitzen. Zur Zeit haben die Pennsylvanier erst eine Bedingung des Socialismus erfüllt; sie haben sich angeeignet was Andern, diesen aber Nichts von Dem gegeben was ihnen gehörte.

Könnte Logik den Socialismus vernichten, so wäre es längst geschehen. Indessen braucht nach den Lehren von 1848 Niemand gesagt zu werden, daß das Eigenthum sich nicht abschaffen läßt, daß „die Familie" eine Satzung der Natur und Gottes ist, daß ohne Tugend es kein Glück gibt, und daß die freundlichen Pläne, mittels allgemeiner Plünderung und buntgemischter Beischläferei die bürgerliche Gesellschaft zu regeneriren, nur in dem Sinne originell sind in welchem die Sünde es ist. 10.

Bibliographie.

Tagesliteratur.

Anti-Guizot oder der neue soziale Frieden. Leipzig, Weller. 8. 1½ Ngr.

Börsch, F., Drei Worte von der Saat, von dem Wachsthum und von der Ernte im Reiche Gottes. Predigt am 16. Oktbr. 1848 zur gottesdienstlichen Eröffnung der außerordentlichen General-Synode der vereinigten protestantischen Kirche in der Pfalz gehalten. Speyer, Neidhard. Gr. 8. 2 Ngr.

Californien mit besonderer Berücksichtigung des Gold- und Quecksilber-Districtes. Nebst 1 Karte nach dem California Herald vom 26. Decbr. 1848. Mit Ergänzungen nach Duflot de Mofras und Fremont. Winterthur, Steiner. Gr. 8. 3 Ngr.

Fahne, A., Der politische Jesuitismus im neuen preussischen Jagdrecht. Ein Beitrag zur Charakteristik der Berliner National-Versammlung und ihrer Wortführer. Köln, Eisen. Gr. 8. 7½ Ngr.

Graichen, H., Beleuchtung der Ungleichheiten und Gebrechen, welche sich bei Einführung des neuen Grundsteuersystems im Königreich Sachsen, für den mit Feudallasten behafteten bäuerlichen und bürgerlichen Grundbesitz herausgestellt haben. Zum Behuf der Abstellung durch die jetzigen Volksvertreter. 1ste und 2te Auflage. Leipzig, O. Klemm. Gr. 8. 7½ Ngr.

Harleß, C. F., Deutsche Bundes-Kriegshäfen als Bedürfniß für eine deutsche Kriegsmarine. Eine Denkschrift, sachkundigen deutschen Männern zur Prüfung vorgelegt. Bonn. 1848. Gr. 8. 10 Ngr.

Langguth, F. H., Das verhängnißvolle Jahr 1848; oder gedrängte chronologische Darstellung der hauptsächlichsten politischen Ereignisse aller Länder Deutschland's, vom 1. Jan. bis 31. Decbr. 1848. Leipzig, Glück. 8. 6 Ngr.

Die österreichische Note vom 4. Febr. 1849, beleuchtet von einem Preußischen Staatsmanne. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Proteus. Eine Lecture für Ernst und Scherz. Aus den Papieren eines Sammlers. Nr. 1.: Faschings-Predigt gehalten vom Pater Abraham a Sancta Clara II. Fürth. 8. 1 Ngr.

Siegmund, G., Preußen, seine Revolution und die Demokratie. Eine Skizze. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Tyrwhitt-Brooks, J., Vier Monate unter den Goldsuchern im Sacramento-Thale in Obercalifornien. Tagebuch. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. [illegible]

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 81. —— 4. April 1849.

Zur Geschichte des spanischen Dramas.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 80.)

Wenn wir uns nun nach dieser Skizze des Hauptgangs der beiden vorliegenden Bände zu den Einzelheiten, zur Charakteristik und Kritik der hervorragendsten Dichter wenden, so werden wir wieder durch den Reichthum des Materials und die Trefflichkeit der Verarbeitung im höchsten Grade befriedigt. Es ist als wenn wir in eine in seltener Vollständigkeit gesammelte und mit künstlerischem Takt gewählte und geordnete Galerie von Portraits an der Hand eines in jeder Hinsicht ausgebildeten Kunstkenners träten; es fehlt kein irgend bedeutender Kopf in dieser spanischen Dramatikerschule, die Matadore sind in Lebensgröße und mit vollendeter Ausführung gemalt und ins rechte Licht gestellt, denen die kleinern Brustbilder und Skizzen zur Folie dienen; alle aber sind Originalbilder und von sprechender Aehnlichkeit; und der Genuß des Beschauers wird noch erhöht und erst recht lehrreich gemacht durch des Führers gelehrte historisch-biographische Erläuterungen und feine kritische Bemerkungen. Hoffentlich genügt Das, um jeden Liebhaber des spanischen Dramas anzuspornen sich unverweilt diesen Genuß zu verschaffen, und es bedarf nicht erst eines trockenen Namensverzeichnisses dieser reichen Galerie, auf das wir doch hier uns beschränken müßten.

Wir glauben den Lesern d. Bl. einen bessern Dienst zu erweisen, wenn wir als Probe einen der interessantesten und doch Wenigen mehr als dem Namen nach bekannten Dichter auswählen, dessen biographisch-kritische Schilderung zugleich das Hauptverdienst der „Études“ des Hrn. Chasles ausmacht, und über den auch wir ein paar den Herren v. Schack und Chasles entgangene Notizen beifügen können. Denn wie wenig gekannt Don Juan Ruiz de Alarcon bis auf den heutigen Tag noch ist, wie ihn das Schicksal auch jetzt noch verfolgt, indem man fortfährt seine besten Werke andern berühmter gewordenen Dichtern zuzuschreiben, beweist eine erst neulich in Nr. 282 d. Bl. f. 1848 abgedruckte Notiz, worin sein vortreffliches Charakterlustspiel: „La verdad sospechosa“, das Vorbild von Corneille's „Menteur“ und so vieler Nachahmungen in deutscher und englischer Sprache, noch dem Lope de Vega beigelegt und Alarcon's mit keiner Sylbe erwähnt wird! Und doch sind unter den Nachfolgern Lope de Vega's Tirso de Molina und Alarcon die ausgezeichnetsten, selbständigsten und in jeder Hinsicht bedeutendsten, und doch gebührt gerade dem Alarcon in der Geschichte der Blütenperiode des spanischen Dramas eine so eminente Stelle, daß er blos von den beiden Koryphäen selbst, Lope de Vega und Calderon, überragt wird, und daß gerade er als ihr eigentliches Mittelglied anzusehen ist. Denn in ihm ist noch die Frische, Ursprünglichkeit und Erfindungskraft Lope's, in ihm ist aber auch schon die Besonnenheit, Nettigkeit und Organisationskraft Calderon's; er entwirft so leicht und originell wie Lope seine Pläne, ist aber schon so sorgfältig wie Calderon in der Charakteristik, Ausarbeitung der Details und in der Durchführung der Handlung zu einem bestimmten, vorher erkannten, bewußt-concreten Zielpunkte, der in freier Erfindung seine Wurzel hat; ja er übertrifft vielleicht alle in Reinheit der Sprache und im Herausheben der sittlichen Idee.

Doch man könnte uns einer paradoxen Vorliebe zeihen; wir wollen daher die Urtheile anerkannter Kunstrichter über Alarcon hierhersetzen, und vor Allen Hrn. v. Schack's meisterhafte ebenso scharfe als erschöpfende Charakteristik:

Einer der vorzüglichsten spanischen Theaterdichter, der jedoch wie es scheint schon von seinen Zeitgenossen aufs ungerechteste vernachlässigt worden ist, und auch bei der Nachwelt noch nicht die verdiente Anerkennung gefunden hat ... Die Werke dieses Dichters erschließen Dem der in der übrigen spanischen Dramatik schon heimisch ist ein ganz neues Reich der Poesie. Alarcon war einer jener kühnen und unabhängigen Geister die, jede Nachahmung verschmähend, neue Bahnen brechen; ein energischer Charakter, der den Stempel seiner Individualität Allem was er geschaffen unverkennbar aufgedrückt hat. Wenn den meisten Theaterdichtern jener Zeit in der Regel der Stoff die Hauptsache ist, dem sie zu poetischer Ergötzung der Zuschauer die mannichfaltigsten Wendungen und Gestaltungen zu geben wissen, so behandelt Alarcon die Begebenheit nur als einen Ausdruck des Gedankens den er darzustellen strebt. Er geht ferner nicht wie Lope von ruhiger Ueberschauung des Lebens, sondern von leidenschaftlich aufgeregter Empfindung aus; er will nicht blos ergötzen, Theilnahme erregen, rühren, sondern den stürmischen Hauch der Begeisterung der ihn erfüllt auch Andern mittheilen. Alarcon scheint ein kühn und stolz gesinnter Mann, voll Entrüstung über alles Unedle, voll glühender Liebe für alles Gute gewesen zu sein; der Adel einer großen Seele, der Heroismus des Gedankens, ist allen seinen Dichtungen aufgeprägt; mit Vorliebe schildert er was groß und

erhaben im Menschen ist, männliche Seelenstärke und unbeugsamen Muth der verfolgten Unschuld, die hingebende Aufopferung der Liebe, die unerschütterliche Treue der Freundschaft, und was der echte Spanier jener Tage vor Allem hoch hielt, die ritterliche Lealtad, den Stolz auf fleckenlose Ehre... Die lebhaft erfaßte Idee nun, die poetisch verkörpert werden soll, weiß der Dichter, troz des überall hervorbrechenden glühenden Ungestüms seiner Seele, mit sicherer Kraft zum plastisch vollendeten Kunstwerk zu gestalten. Hier ist nichts Müßiges, Nichts was nicht consequent aus der Grundidee hervorgegangen wäre; alles Einzelne ist organischer Theil des Ganzen; alles Besondere steht im engsten Zusammenhang mit dem Allgemeinen, und auch nicht Eine Scene läßt sich verrücken, ohne die Harmonie des Ganzen zu stören. Alarcon's Dramen sind so gerundet, in sich abgeschlossen und in allen Theilen vollendet, daß in dieser Hinsicht nur wenige andere ihnen gleichgestellt werden können. Besonders zu rühmen ist auch die Gründlichkeit mit welcher er seinen Vorwurf stets vollkommen erschöpft, um so mehr, da sie den meisten Dramatikern seiner Zeit fremd ist. Der Vollkommenheit der innern Gestaltung dieser Werke entspricht die Gediegenheit der äußern Form; die Sprache unsers Dichters schmiegt sich immer in vollkommener Angemessenheit dem Gedanken an, erhebt sich mit der Kühnheit der Conception zum höchsten Schwunge des poetischen Ausdrucks, ohne doch je in Schwulst zu verfallen, und kann in den minder bewegten Scenen ein Muster von Klarheit und Natürlichkeit genannt werden.

Hr. Chasles — dem wir es zum Verdienst anrechnen, daß er in dem kritischen Theile seiner Studien über Alarcon das Werk des Hrn. v. Schack, das er auch unter seinen Quellen nennt, vielfach benutzt und wiedergegeben hat — ist in seinen eigenen Urtheilen durchaus nicht enthusiastisch, sondern nur wahrheitsgemäß, wie z. B. folgende Stellen beweisen mögen:

Le fécond Lope de Véga, le grand Caldéron ont été souvent étudiés; leur vie est écrite partout. Voici un écrivain peu connu et qui mérite de marcher leur égal. Avant l'année 1846 le nom de Don Juan Ruiz de Alarcon ne se trouvait dans aucune biographie (d. h. wol in keiner französischen): c'est cependant l'un des plus grands noms de la littérature espagnole. Alarcon se place, comme auteur dramatique, au-dessus de Moratin (sic, soll wol Moreto heißen), de Montalvan, immédiatement après Lope de Véga et Caldéron. Schlegel, Bouterwek*) et M. de Sismondi, qui se sont spécialement occupés du théâtre espagnol, passent sous silence cet homme remarquable, dont Corneille admirait le génie, et sur le compte duquel on n'a obtenu que récemment des renseignements biographiques assez incomplets.

Und an einem andern Orte:

La facilité de l'invention distingue plus spécialement Lope. Il y a dans Caldéron une vive ardeur religieuse, une puissance folle d'images qui rappelle l'Orient et une verve de situations extraordinaires. Alarcon, plus étrange, met en scène les Maures et les juifs, les sorciers et les sorcières, les Péruviens et les Mexicains; il jette à travers ses fictions mille inventions audacieuses. Il aime le hasard et porte cet amour de la lutte avec le destin jusqu'à l'exaltation poétique. Intelligence distinguée, mais non populaire, il écrit plus purement, plus nettement que la plupart de ses contemporains. Son langage est ferme, hardi, brûlant et ne se couvre pas de ces masses de métaphores et de ces feuillages d'épithètes qui surchargent Caldéron. Il aime l'action, dédaigne la phrase, et témoigne souvent son mépris pour le vulgaire.

Zwar hat schon Nicolas Antonio den wahren Werth Alarcon's erkannt, indem er von ihm sagt: „Vix uni aut alteri puritate dictionis, urbanitateque et copia atque inventione comparandus"; aber trotzdem ist Alarcon selbst bei seinen Landsleuten aus Ursachen die wir später anführen werden in unverdiente Vergessenheit gefallen, und erst in neuerer und neuester Zeit haben auch diese ihr Unrecht wieder gutzumachen gesucht. So hat schon der Herausgeber der in Madrid 1826 begonnenen „Coleccion de las piezas dramáticas de los autores españoles" — die, im Vorbeigehen gesagt, dem bekannten „Tesoro del teatro español" Ochoa's zu Grunde liegt — nicht nur ein paar Stücke Alarcon's in seine Sammlung aufgenommen, bei deren Auswahl er noch von dem strengen oder vielmehr beschränkten Standpunkt des sogenannten classischen Geschmacks ausging, sondern auch die unbestreitbaren Vorzüge Alarcon's hervorgehoben die zur Rechtfertigung seiner Wahl dienen konnten, indem er, eben noch sehr einseitig, ihn also beurtheilt:

Ruiz de Alarcon zeichnet sich vorzugsweise durch seine Sprache aus. Bei keinem spanischen Schriftsteller findet man sie in größerer Reinheit, Eigenthümlichkeit und Correctheit. Wir stehen nicht an zu behaupten, daß er unter den spanischen Schönrednern (hablistas) einer der besten, wenn nicht der erste ist. Er ist darin ein Muster, das man nicht genug studiren kann. Seine Versification ist volltönend (llena), leicht und wohllautend, zwar nicht so malerisch wie die des Tirso, nicht so poetisch wie die Lope's und Calderon's, hingegen frei von jenen Geschmacklosigkeiten des Gongorismus... Mehre seiner Stücke sind bewunderungswürdig durch ihre Erfindung und durch ihr Interesse, und fast in allen findet man mehr gelehrte Ausbildung (instruccion), künstlerische Vollendung und guten Geschmack als in denen seiner Zeitgenossen.

Wenn schon ein Classicist zu einer Zeit, als man in Spanien nur sehr timid und einseitig die Schönheiten des altspanischen Nationaldramas anzuerkennen wagte, nicht umhin konnte wenigstens die sprachliche und technische Vollendung und die feinere Geschmacksbildung in Alarcon's Werken laut anzupreisen, so mußten die spanischen Kritiker, als auch sie in neuester Zeit auf einen vorurtheilsfreiern, nationalen Standpunkt sich zu stellen getrauten, endlich innewerden, welchen großen und lange verkannten-Schatz sie in Alarcon besitzen, und seinen hohen Werth allseitiger würdigen lernen. Daher wetteifern die neuesten Geschichtschreiber der vaterländischen Comedia in dem Lobe Alarcon's. So sagt Moron (a. a. O., VII, 375):

In den Komödien Alarcon's findet man Erfindungskraft, Verwickelung und dabei doch geregelte Anordnung (regularidad), Schönheit der Versification und eine gewisse Großartigkeit (cierta grandeza); und sein Ruf steht weit unter seinem Verdienste, demzufolge man ihn unter unsere dramatischen Dichter ersten Ranges einreihen muß. Er erhob unter uns das Charakterlustspiel (comedia de costumbres) auf den Gipfel der Vollendung... Obgleich sein Hauptverdienst sich herausstellt wenn man ihn als Lustspieldichter betrachtet, so hat er doch auch jene Gattung des Heroischen und Erhabenen, in welcher Calderon und Rojas sich auszeichneten, mit Talent cultivirt und sein Stück „Ganar amigos" ist eins der interessantesten welche die spanische Bühne besitzt.

*) Bouterwek — der freilich in dem Theil seines bekannten Buchs, der vom spanischen Drama handelt, noch sehr ungenügend ist — hat in der That nur den Namen des Alarcon genannt (S. 532).

Don Antonio Gil de Zárate (a. a. O., II, 329 fg.), nachdem auch er das Schicksal Alarcon's beklagt, so lange in unverdienter Vergessenheit geblieben zu sein, fährt fort:

Nichtsdestoweniger verdient er einen Platz unter unsern ersten dramatischen Dichtern; und wollten wir hier nur unserm eigenen Geschmacke folgen, so würden wir ihn beinahe allen Uebrigen vorziehen; denn in ihm treten, wie in keinem Andern, alle die Eigenschaften welche die wahre Comedia erfodert glänzend hervor. Er ist zwar nicht so fruchtbar (abundante) wie Lope, noch so poetisch (tan poeta) wie Calderon; aber er hat mehr Tiefe, mehr Geschmack, mehr Correctheit, mehr Philosophie. Seine eben nicht zahlreichen Werke tragen ein solches Gepräge von Originalität und Kraft, daß es unmöglich ist sie nicht von allen übrigen zu unterscheiden. Wenn man ihn schon manchmal mit einem Andern verwechseln könnte, so wäre es noch am ersten mit Moreto, Beide verfolgen in der That vorzugsweise sittliche Tendenzen; wenn aber Moreto mehr Kunst darin zeigt, so ist Alarcon logischer und energischer.

(Die Fortsetzung folgt.)

Neue deutsche Romane.

1. Thomas Morus oder der Heldentod für den Glauben. Eine historische Erzählung aus dem Zeitalter der Reformation in England. Von der Prinzessin von Craon; deutsch von H. Rütjes. Emmerich, Romen. 1848. 16. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Wir theilen zur nothwendigen Beleuchtung des vorliegenden Werks das Nachwort der Verf. mit: „Siehe da, lieber Leser, was ich als eine treue Geschichtschreiberin dir erzählen wollte. Ein Buch ist ein Gedanke. Der meinige war dir eine in unsern Tagen allzu sehr vergessene Wahrheit vor die Augen zu führen, nämlich die, daß die Religion allein den Menschen zum Glück und zur Vollkommenheit hinanzuführen vermag, und daß wir uns an sie allein anklammern müssen, da sie die beste und vollkommenste Regel ist welche je ersonnen und vom Menschen erreicht werden kann, und daß durch sie allein der Staat in seinem Schoose gerechte und weise Fürsten sich wird erheben, edle und hochgesinnte Bürger emporkommen, Alle endlich Weisheit, Wissenschaft, Ordnung und Wohlfahrt werden blühen sehen."

Diese Worte sollen uns als Kerze dienen, um den vor uns liegenden Roman in das rechte Licht zu setzen, indem wir dadurch dessen Tendenz hervorheben. Thomas Morus stirbt für seinen Glauben; er will den König Heinrich VIII. nicht als Oberhaupt der englischen Kirche anerkennen; er will fest an dem Papst halten, nicht sowol weil er die daraus entstehenden blutigen Bürgerkriege im Vaterland voraussieht, nicht aus politischen Gründen allein, sondern aus rein christlichen. Der heilige Petrus ist von Christus eingesetzt, und sein Stellvertreter ist der Papst. Morus ist ergriffen von der Mythe seines Glaubens und durchdrungen von dessen Geist. Selbst das Schicksal der englischen Königin Katharine, welches ihn im Anfang des Werks so sehr in Anspruch nahm und zu gewagten Schritten verleitete, wird zuletzt zur Nebensache; er stirbt als Märtyrer für seine Kirche, für seinen Glauben. Dieser Tod wirkt tief erschütternd auf den Leser, nachdem er Morus lieben gelernt hat wegen seines edeln, biedern, heitern und freundlichen Charakters, den die Verf. so schön in ihrer Geschichte zu verherrlichen wußte, indem sie ihn als Freund, Wohlthäter, Familienvater und als Lordstaatskanzler so herrlich darstellt, und selbst im Verkehr mit seinem Feind groß und edel zeigt. Seine Tochter Margarethe, welche ihm Freundin ist, ihn versteht, würdigt, hochverehrt, steht ihm in bedeutenden Momenten zur Seite, und veranlaßt die Entwickelung einiger liebenswürdiger Charakterzüge des großen Morus. Ihre Gespräche mit dem Vater tragen den Stempel des tiefen Gefühls, des hohen Gedankens, ihre Lebensanschauungen mischen ein poetisches Element mit den ernsten des Vaters; ihr tiefer, verzweiflungsvoller Schmerz bei seiner Hinrichtung hebt die Ruhe des Verurtheilten noch mehr hervor. Der Verlauf der Verhaftung, des Verhörs, der Verurtheilung ist rein historisch, so treu wiedergegeben als die Romanform es nur erlaubt. Auch die übrigen Gestalten sind historische. Katharine, die schwergekränkte Gattin, in ihrem tiefen passiven Weh, wird in den verschiedenen Phasen ihres traurigen Schicksals vorgeführt: wie sie protestirt gegen ihren Richter, wie sie sich erfreut und tröstet an dem Anblick ihrer Tochter, wie sie verzweifelt über die Trennung von derselben und über ihr Exil, wie sie aber fromm und ergeben eine ferne Zufluchtsstätte in England aufsucht, und dem Cardinal Wolsey Verzeihung gewährt, ihm dessen unheilige Politik zuerst den Gedanken der Ehescheidung in Heinrich's VIII. Seele aufkommen ließ; freilich hatte er nicht Anna Boleyn an der Stelle seiner Gemahlin zu sehen gemeint, sondern für seinen Herrn die in politischer Hinsicht wünschenswerthe Verbindung mit einer französischen Prinzessin gehofft. Er hatte auch schon Schritte zu einer solchen Verbindung gethan, und Franz I. durch die Hoffnung eine Prinzessin seines Geblüts auf dem englischen Thron zu sehen vermocht einen Vertrag zu unterzeichnen welcher die Königin Katharine aller Hülfe und Unterstützung von außen berauben sollte. Der Undank des Königs und Anna Boleyn's Intriguen hatten ihn von seiner Höhe gestürzt, und von Reue heimgesucht stirbt er, nachdem Katharine ihm verziehen.

Auch die bittere, leichtsinnige, buhlerische Anna Boleyn wird dargestellt, in ihrem ehrgeizigen Streben nach dem Thron, mit ihren schlechten Rathgebern und Helfershelfern. Da sieht man wie Cromwell's heuchlerisches, boshaftes Wesen nach und nach sich Heinrich's Seele bemächtigt, und ihn zu Sünde und Verbrechen anspornt. Heinrich VIII. selbst wird dargestellt, wie er immer tiefer versinkt in dem Unrecht: im Anfang zeigt er noch dann und wann die Scheu vor dem Schlechten; er sträubt sich dagegen; er achtet noch Thomas Morus hoch, und verabscheut die schlechten Rathgeber denen er später Gehör schenkt. Der Leser soll erfahren wie das Böse sich riesenhaft entwickelt, wenn ihm nicht bei Zeiten Einhalt geschieht. Heinrich's Grausamkeit steigert sich immer mehr; nicht genug daß er die Gerechten und Treuen opfert die seinen ungerechten Maßnahmen sich widersetzten, findet er endlich auch noch seine Freude daran diese Opfer moralisch zu peinigen, er weidet sich an ihrem Kummer. So beauftragte er mit Wolsey's Verhaftung einen jungen Mann den der Cardinal früher mit Wohlthaten überhäuft hatte; der Keim des Tyrannen bildet sich zusehends aus, das menschliche und königliche Ungeheuer ist bald fertig als das Buch schließt, man ahnt seine Vollendung. Die Verf. deutet an, daß die bösen Rathgeber Heinrich's VIII. später ihrem wohlverdienten Schicksal verfallen, damit nicht etwa das lesende Publicum meine, das Schlechte könne je siegreich bleiben. Eine der Lichtgestalten des Romans ist Fisher, der Bischof von Rochester; er stirbt wie Thomas Morus durch das Schwert und für dieselbe Sache. Er erscheint als ein Heiliger durch seinen Lebenswandel, und Morus' Liebe zu ihm erscheint dem Leser als zweiter Heiligenschein um seine Stirn. Auch meint der boshafte Cromwell Thomas Morus zur Unterzeichnung der königlichen Kirchensuprematie zu bewegen, indem er ihn versichert, der Bischof von Rochester habe in den Eid gewilligt, was Thomas Morus mit großem Schmerz erfüllt, aber dennoch nicht wankend macht. Er sagt: „Sind gleich die Bischöfe dazu eingesetzt Gutes zu thun, und es thun zu lehren, so folgt daraus nicht, daß wenn sie in Sünden fallen, wir es ihnen nachthun sollen. Mein Gewissen allein hat mich geleitet, jetzt da mein Freund dem seinigen untreu geworden, darf ich nicht aufhören dem meinigen zu gehorchen. Ich tadle Niemand. Nein, Niemand! O, mein Freund! welch ein Schmerz war mir vorbehalten! Mein Gott, du hast es zugelassen! Herr, wenn die Cedern brechen, was soll dann aus dem Schilfrohr werden?" Und diese Ceder fiel auf Heinrich's Befehl; der Bischof von Rochester ward enthauptet.

Die Verf. hat die dramatische und dialogische Form der Darstellung gewählt, um die oben angegebenen Momente der Geschichte zu verdeutlichen; man sollte meinen sie habe in die Herzen geblickt, die Gespräche belauscht, die geheimsten Actenstücke gelesen, um ein Buch zu schreiben das unterhaltend wie ein Roman, wahr und belehrend wie ein Geschichtswerk, erbauend und rührend wie ein Gebetbuch ist! Wir empfehlen es demnach der Lesewelt recht ernstlich. Es gibt Seiten darin welche geschrieben sind wie nur eine Frau sie schreiben kann, und wieder andere in welchen man eine männliche Feder zu erkennen glaubt. So der Hinblick auf die verschiedenen Verzweigungen der Politik des Auslandes, auf manche innere Zustände Englands. Die Verf. hat auf jeden Fall gute Quellen studirt, und zwar mit einem Talent für historische Auffassung wie es den Frauen selten eigen ist.

2. Die Stiefschwestern. Eine Erzählung von Marie von Hügel geb. von Fahnenberg, Verf. von „Mariens Tagebuch". Drei Bände. Stuttgart, J. F. Steinkopf. 1849. 8. 2 Thlr.

In den Zeiten politischer, socialer oder religiöser Wirren ist das Geschäft eines Kritikers ebenso schwierig wie das eines Geschworenen der Assisen. Die Begriffe von Recht und Unrecht, von gut und bös, von schön und unschön wechseln je nach den sie beurtheilenden Parteien. Was die Rechte bewundert wird von der Linken verdammt, was die Pietisten anbeten belächelt höhnisch der Lichtfreund. Der Ref. einer literarischen Zeitung müßte jetzt eigentlich bei jedem Werk, welches er bespricht, die Partei nennen der er es empfehlen kann, und in deren Sinn es geschrieben ist. Der Autor hätte das Recht Solches zu verlangen, damit das Werk seines Fleißes, seines Gedankens nicht besudelt werde vom leidenschaftlichen Parteiurtheil. Das vorliegende Werk ist von einer frommen Christin für fromme Christen geschrieben, sie war beseelt vom Wunsch zur Beförderung eines christlichen Sinnes beizutragen.

„Es wird häufig die Klage ausgesprochen wie sehr im Allgemeinen in Deutschland der Sinn für das Christliche abgenommen habe, und diese Klage ist leider nur allzu sehr gegründet. Aber nicht nur eine Abnahme des christlichen Sinns ist es die wir in Deutschland zu beklagen haben, nein, blicken wir auf die gegenwärtigen Zeitverhältnisse hin, sehen wir die Auflösung der legitimsten und heiligsten Bande der Menschheit, so müssen wir es mit Bestürzung erkennen: die Gefahr des Abfalls vom wahren Christenthum wird immer drohender! Niemand vermag sich über den gegenwärtigen Zustand Deutschlands zu täuschen, Niemand kann es sich verhehlen, daß Deutschlands zukünftige Wohlfahrt, daß Deutschlands nationale und bürgerliche Interessen vielfach bedroht sind, bedroht von denjenigen Gefahren die die nächsten Folgen sind des Abfalls vom wahren Christenthum. Die Ahnung daß Deutschland am Vorabend großer Ereignisse steht liegt in eines jeden Deutschen Brust, und die von allen deutschen Völkern sehnlich gewünschte Einheit — deutet sie nicht hin auf die baldige Wiedergeburt Deutschlands? Ja, einer Wiedergeburt bedarf Deutschland; doch vor Allem einer Wiedergeburt im christlichen Sinne! Darum thut es noth, darum gebietet es nächst der Liebe zum Christenthume der wahre Patriotismus alle Kräfte aufzubieten, um von neuem in Deutschland Sinn für das Christliche zu erwecken."

Die Verf. ruft nun alle deutschen Schriftsteller und Schriftstellerinnen auf zu dieser großen und heiligen Aufgabe sich gegenseitig die Hände zu bieten; sie selbst hat in den vorliegenden drei Bänden so viel als möglich darauf hingewirkt; auch hat sie dieselben auf eigene Kosten drucken lassen. Im Bewußtsein, daß Bücher die ausschließlich nur einen Gegenstand zum Inhalt haben von dem größten Theil des Publicums, namentlich jüngern Personen, nicht gelesen werden, hat sie den religiösen und christlichen Wahrheiten eine unterhaltende Form zu geben sich bemüht, indem sie dieselben in die Erzählungsform kleidet. Wir sind nun nicht der Ansicht, daß die vorliegende Erzählung diesen Zweck zu erfüllen vermag; sie ist ohne Talent zusammengefügt, ohne Geist erfunden, und die religiösen Auseinandersetzungen sind nicht gehörig verschmolzen mit dem Stoff, sodaß man immer erinnert wird wie der Stoff nur um der religiösen Betrachtung willen erschaffen wird. Eine ältere Schwester reist von Petersburg ab: — sehr detaillirte Abreise nebst Weiterreise bis nach Manheim. Sie ist eine fromme Frau; ihre jüngere weltlichgesinnte Schwester heirathet einen jungen lebenslustigen Mann: — detaillirte Beschreibung der Hochzeit und der Familienverhältnisse, Erziehung u. s. w. des Mannes. Die junge Frau soll nun bekehrt werden, sie ist in die Hände einer rationalistischen Freundin gefallen, und die fromme Schwester schickt ihr nebst frommen ermahnenden Briefen ein Manuscript. Dieses Manuscript enthält die Geschichte einer Freundin, welche nach mancherlei Unglück zum wahren Christenthum bekehrt ward, und darin Trost und Ergebung fand. In dieser Lebensbeschreibung sind auch noch andere Bekehrungen dieser Art dargethan; es geht daraus hervor, daß das Unglück Gott erkennen lehrt. Auch die weltlichgesinnte Stiefschwester lernt das Unglück kennen, und als sie das Manuscript liest, fühlt sie sich neu geboren in Christo, und Das ist eben die Tendenz des ganzen vor uns liegenden Werks, daß der Mensch neugeboren werde. Das Motto der drei Bände heißt: „Laß dich nicht wundern, daß ich dir gesagt habe: Ihr müßt von neuem geboren werden." Indeß vermag nur ein so neugeborener Mensch das Buch zu lesen; es ist ohne Verstandesschärfe, ohne Logik geschrieben, es erscheint als ein Erguß von Gefühlen, von edeln, großen, frommen Gefühlen zwar, und für den Gefühlsmenschen ansprechend, doch nicht genügend für Den dessen Geist einer kräftigen Nahrung bedarf. Bibelstellen sind öfters angeführt und bekunden die Bibelfestigkeit der Verf. Auch eine schöne Predigt ist niedergeschrieben; bei gutem Vortrag würde dieselbe manche Kanzelberedtsamkeit verdunkeln. Die Verf. hätte sollen Erbauungsbücher schreiben statt der Erzählung, sie würde unstreitig mehr damit erreicht haben und gern gelesen werden; denn es gibt Gottlob noch mit ihr gleichgesinnte Seelen, welche sich von ganzem Herzen als Pietisten bekennen, und Solches im höchsten und edelsten Sinne des Wortes sind. Die Verf. scheint viel gereist zu sein: sie gibt petersburger und wiener Erinnerungen, und die Schilderungen der Juden in Galizien bewiesen ein genaues Studium ihrer Sitten und Gebräuche. 8.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Thiers' „Histoire du consulat et de l'empire".

Von Thiers' „Histoire du consulat et de l'empire" ist jetzt der achte Band erschienen. Er ist 700 Seiten stark und in drei Capitel: „Fontainebleau", „Aranjuez" und „Bayonne", getheilt. Diese Namen schon deuten an, daß dieser Theil des großen Werks sich mit des Kaisers politischen Plänen nach der Rückkehr von Tilsit, mit dem spanischen Hofe, dem Hauptziel dieser Politik, und endlich mit den ernsten und kühnen Entschlüssen beschäftigt, die mit der Invasion Spaniens anfingen und mit der Erhebung des kaum beruhigten Continents endigten. Der große Raum welchen die Schilderung dieser Auftritte beansprucht wird durch die Wichtigkeit dieses Jahres entschuldigt, wo in den ehrgeizigen Plänen des Kaisers, der von der Weltmonarchie träumte, ein Wendepunkt eintrat. Von jetzt an mußte er entweder immer siegen, oder bei der ersten Umkehr des Glücks untergehen.

Eine neuentdeckte Schrift Fénélon's.

In Douai erscheint eine bis jetzt unbekannte Denkschrift Fénélon's. Der dortige Stadtbibliothekar Duthilleul gibt das Manuscript heraus, das er unter einem Haufen alter Papiere im Museum in Douai gefunden hat. 25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 82. —— 5. April 1849.

Zur Geschichte des spanischen Dramas.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 81.)

Hören wir endlich noch den Großmeister der spanischen Kritiker, den berühmten Dichter Don Alberto Lista y Aragon, der im zweiten Bande seiner „Ensayos literarios y críticos" (Madrid 1844) in einer Reihe von Artikeln sich über einige der ausgezeichnetsten spanischen Dramatiker (nämlich Tirso de Molina, Rojas, Luis Velez de Guevara, Moreto, Alarcon, Cañizares, Zamora, La escuela de Comella und L. F. de Moratin) ausspricht. Er beginnt die Artikel über Alarcon mit folgenden allgemeinen Urtheilen:

Wir beginnen nun die Prüfung und das Studium eines der besten unserer dramatischen Dichter des 17. Jahrhunderts, der Alle überragt in der Correctheit des Stils, und nur Wenigen nachsteht in der Originalität der Gedanken und in der dramatischen Technik (artificio dramático)... Die vorzüglichsten Eigenschaften des Alarcon sind die Kunst das Interesse zu erregen, welches die Seele der dramatischen Poesie ist, Anmuth, Leichtigkeit und Kraft des Ausdrucks in einer gefeilten und correcten Sprache; letztere Eigenschaft ist eben nicht häufig bei unsern dramatischen Dichtern zu finden, die entweder an den Fehlern ihres Jahrhunderts, am Gongorismus und der Sucht spitzfindig und geistreich zu sein, litten, oder sich durch Ueberhastung genöthigt sahen ihre Werke schlecht gefeilt zu hinterlassen. Man wird wol auch bei Alarcon einige hyperpoetische (demasiado poéticos) Stellen finden können, aber von jenen Mängeln sind sie frei. Er besitzt Adel und Einfachheit, eine reine und gleichgehaltene Versification, er versteht die Sprache dem Charakter seiner Personen anzupassen; kurz man kann ihn als einen der Fortpflanzer der Sprachreinheit (padres del idioma) in einer Epoche ansehen in der sie schon anfing in Verfall zu gerathen. Er versteht sich auf die Führung der Handlung gleich Calderon, den er wol darin zum Muster nahm (?); aber er übertrifft ihn in der Zeichnung der Charaktere, die bei jenem König der Scene ziemlich gleichförmig ist. Alarcon wußte Abwechselung und Gegensätze hineinzubringen, und drei seiner Stücke: „La verdad sospechosa", „Las paredes oyen" und „La prueba de las promesas", können den Vergleich mit jenen des Terenz aushalten, dem er auch in der Eleganz der Diction und in der moralischen Tendenz der Handlung gleichkommt... Calderon übertraf ihn an poetischer Kraft und in der Kunst den Knoten der Handlung zu schürzen und zu lösen, Lope an Zartheit, Tirso an Schalkheit (malignidad), Moreto an komischem Salz, Rojas in tragischen Situationen. Allen Uebrigen ist Alarcon auch in diesen Beziehungen überlegen, und selbst den erwähnten Riesen der gleichgehaltenen Correctheit der Rede. Alarcon's Geschmack war freier von Verirrungen, wenn auch sein Genius nicht so reich an Schönheiten gewesen sein sollte. Alle seine Komödien sind originell sowol in Hinsicht auf die Argumente als Situationen. Liest man Moreto, so wird man häufig nur einen verbesserten Lope oder Tirso vor sich haben. Calderon copirte sich selbst oft genug. Alarcon hat weder einen Andern nachgeahmt noch sich selbst wiederholt. Seine Situationen sind immer neu, was beinahe unmöglich schien nach den 1800 Komödien des Lope de Vega. Seine dramatischen Mittel wendet er in wohlberechneter Steigerung an und stets im Verhältniß zu den Situationen. Sein Dialog ist lebendig, spannend und in den komischen Partien voll Witz und überraschenden Antworten, in den tragischen aber voll schauerlicher Erregtheit (de emociones terribles).

Nach solchen Urtheilen wird man mit Recht verwundert fragen, wie war es möglich, daß ein Dichter von dieser Bedeutung so bald von seinen Landsleuten und Zeitgenossen vergessen, so lange von der Nachwelt vernachlässigt wurde? Die Nachwelt könnte sich wol damit entschuldigen, daß Alarcon's Werke zu den seltensten der dramatischen Literatur Spaniens gehören*), was aber eben wieder davon Folge war, daß sein Name schon so frühzeitig bei dem Theaterpublicum in Vergessenheit kam.

*) Vergl. darüber Ferdinand Denis' „Chroniques chevaleresques de l'Espagne et du Portugal" (Paris 1839), II, 237, 238 — der aber irrt, wenn er sagt, der erste 1628 zu Madrid erschienene Theil von Alarcon's Comedias bestehe aus zwei Bänden, welche irrige Angabe auch Brunet in der neuesten Ausgabe seines „Manuel" noch wiederholt —, und die noch genauern Angaben bei Schack, II, 610, wozu wir nur hinzufügen wollen, daß uns die Titel von folgenden von ihm nicht erwähnten Comedias des Alarcon in Einzeldrucken oder Sammlungen bekannt geworden sind: „Los engaños de un engaño" — kennen wir nur dem Titel nach, angeführt im „Indice general de Comedias" (Madrid 1753), wo das Stück gleichen Titels von Moreto auch genannt wird; vielleicht nur eine Verwechselung mit Alarcon's „Los empeños de un engaño"? — „Por mejoría." Auch soll Alarcon nach Pinelo's Angabe einer der neun Verfasser von „Arauco domado" (gedr. 1622; vergl. „Repertorio americano", III, 62) gewesen sein. Die k. k. Hofbibliothek besitzt den ersten Theil von Alarcon's „Comedias" und mehre sueltas. Uebrigens könnten wir von dem Reichthum der k. k. Hofbibliothek an großen Seltenheiten der spanischen dramatischen Literatur noch viele ähnliche Belege anführen; wir begnügen uns beispielsweise zu nennen die Sammlung von Lope de Vega's „Comedias", die sie bis auf einen Band (Bd. 24 der madrider Ausgabe von 1640) vollständig besitzt; ebenso die „Comedias escogidas", wovon ihr nur die Bände 37, 41 und 45—48 fehlen; von Tirso de Molina den zweiten bis fünften Band, vollständig die Ausgaben von Moreto, Rojas, Montalvan, Diamante, Matos Fragoso, Zamora u. A., eine große Anzahl von sueltas.

Darüber werden die biographischen Notizen, so spärlich sie auch sind, und wozu man erst in neuester Zeit einige merkwürdige Daten aufgefunden hat, die beste Auskunft geben.*)

Don Juan Ruiz de Alarcon y Mendoza stammt aus der alten berühmten Familie der Ruizes de Alarcon, wovon ein Zweig sich in den westindischen Besitzungen der Spanier niederließ.**) Dort, im Königreich Neuspanien, in der mexicanischen Stadt Tasco wurde Alarcon geboren.***) Wahrscheinlich hat er seine Studien in dem adeligen Collegium zu Mexico gemacht, das zu Anfang des 17. Jahrhunderts der Prinz von Esquilache dort für die Söhne der Caziken und des spanischen Adels gründete. Im J. 1622 nahm er nach den Registern der Inquisition seinen Aufenthalt in Spanien.*) Im J. 1628**) gab er zu Madrid die Parte primera seiner „Comedias" heraus, und nennt sich auf dem Titel Relator del real consejo de las Indias, por su Magestad, ein Posten der zu den angesehenen und einträglichen gehört zu haben scheint, und in der Widmung dieses Bandes an Don Ramiro Felipe de Guzman, Duque de Medina de las Torres, etc. Gran Canciller de las Indias etc., unterzeichnet er sich El Licenciado D. J. R. de A. y M. Er spricht hier mit seinem Chef nicht in dem unterwürfigen Tone eines Günstlings, sondern mehr wie ein Edelmann zu einem im Range Höherstehenden. Er sagt am Ende derselben: „Estas pues ocho comedias, sino licitos divertimientos del ocio, *virtuosos efectos de la necesidad*, en que la *dilacion de mis pretensiones* me puso, reciba V. Ex. en su proteccion, que si bien parecerá, que por haber pasado la *censura del teatro*, no necesitan de tan gran defensa: *tal es la envidia*, que la ha menester." Er hatte also Komödien geschrieben nicht blos aus innerm Beruf und zum Zeitvertreib, sondern mehr aus Noth, um, während seine Bewerbungen um eine Anstellung durch längere Zeit ohne Erfolg blieben, Etwas zu verdienen. Auch hatte er damals schon mehre seiner Komödien zur Aufführung gebracht, und wie es scheint nicht ohne Beifall; aber gleich bei seinem ersten Auftreten hatte ihn der Neid verfolgt, und nur als Schutzmittel gegen diesen erbat er sich die Gunst mit dem Namen des Herzogs die Ausgabe seiner Komödien schmücken zu dürfen. Wer hatte aber wol mehr Ursache ihn zu beneiden als seine Zunftgenossen, die Theaterdichter, die in ihm gleich einen gefährlichen Rivalen erkannten? Sie wollten ihn um so weniger aufkommen lassen, als er ein Fremder, ein Neuspanier war, welche die Altspanier stets mit Verachtung und Scheelsucht behandelten. Daß Alarcon aber gewiß es verschmähte um die Gunst seiner Zunftgenossen oder die des Publicums zu buhlen, daß er ihrem Neid nur Selbstgefühl, ihrer Verachtung nur doppelten Stolz entgegensetzte, geht aus allen seinen Werken hervor, die das Gepräge eines selbständigen und stolzen Geistes tragen, geht insbesondere aus der dem ersten Bande seiner „Comedias" vorgesetzten Apostrophe an das Publicum („El autor al vulgo") hervor, die in einem äußerst gereizten Tone geschrieben und ein Muster von trotziger Heraus-

---

*) Hr. Chasles sagt in Bezug auf diese Ungerechtigkeit des Publicums und den Versuch sie aus neu aufgefundenen Daten über dessen zeitliche und persönliche Verhältnisse zu erklären: „Il a fallu toutes les recherches réunies et successives de Nicolas Antonio, de M. Salva, de M. Ferdinand Denis et les nôtres propres, pour déterminer à peu près comment Alarcon a vécu et où il a vécu. Parmi les problèmes historiques il en est peu de plus curieux et de plus étranges: l'explication en est simple, bien que personne ne l'ait indiquée."

**) Ueber diese Familie, die zu den ältesten und berühmtesten des castilischen Adels gehört, hat ein Mitglied derselben, Don Antonio Suarez de Alarcon Marques de Trocifal, ein eigenes Werk geschrieben: „Relaciones genealógicas de la casa de los marqueses de Trocifal, condes de Torresvedras, su varonia Zevallos de Alarcon, y por la casa, y primer apellido Suarez" (Madrid 1656). In diesem seltenen Werke, wovon das Exemplar der k. k. Hofbibliothek uns vorliegt, kommt nun zwar über unsern Dichter persönlich Nichts vor, doch wird dadurch unzweifelhaft, daß auch er zu dieser Familie gehört. So wird (S. 212) die Verheirathung des Eroberers von Alarcon (eines Schlosses bei Cuenca) und Stammvaters der Alarcon, des Fernan Martinez mit Elvira Ruiz, und daher die Benennung seiner Nachkommen Ruizes de Alarcon angegeben; S. 207 wird der Stammvater des Zweiges genannt, zu dem unser Dichter gehörte, nämlich Perafan de Alarcon, der sich mit Constanza de Mendoza vermählte, und daher der Beiname y Mendoza, und dann heißt es (S. 208) von den Nachkommen desselben: „Desta casa han solido muchos caballeros, que han poblado en diferentes partes, y en *las Indias*, cuyas sucesiones dejo de referir, porque no llegáron á mis manos los papeles de todos", und am Ende des dritten Buches (S. 204) wird ausdrücklich nochmals wiederholt: „Otros muchos caballeros Alarcones hay en diversas partes de estos reinos, y en *las Indias*, de los cuales, y de su ascendencia no se hace relacion, por no haber llegado á mis manos los papeles y noticias necesarias para comprobar sus sucesiones, pero *es sin duda*, que *todos* proceden de Don Fernan Martinez, de Zevallos, conquistador de Alarcon, y adelantado mayor de su frontera, etc." Alarcon hat in einem seiner Stücke: „Los favores del mundo" (dem ersten des ersten Theils, vielleicht überhaupt seinem ersten?), den Helden desselben Garci Ruiz de Alarcon genannt, und obwol wir durchaus Hrn. Chasles nicht beistimmen, daß er in diesem sich selbst personificiren und einige Züge aus seinem eigenen Leben auf die Bühne habe bringen wollen — denn Garci Ruiz ist ein Kriegsheld, der sich in der Schlacht von Jerez de la Frontera gegen die Mauren ausgezeichnet hat und in den sich alle Damen verlieben —, so kommt doch eine Stelle darin vor, worin der Dichter wol seiner eigenen edeln Abkunft mit Stolz gedacht hat; die Dame Anarda fragt nämlich den Diener des Garci Ruiz, Hernando, in Bezug auf dessen Herrn: ¿Es caballero? und Hernando antwortet:

Tan mal
Os informa *su apellido*?
La Mancha no lo ha tenido
Mas antiguo y principal.

***) Baltasar de Medina, „Crónica de la provincia de San Diego de Méjico de religiosos descalzos de San Francisco" (Mexico 1682), S. 251; vergl. Ochoa, „Tesoro del Teatro español", IV, 422.

*) S. Ferdinand Denis, a. a. O., S. 237.

**) Doch tragen das Privilegium und die Licenzen das Datum von 1622, und wenn die oben erwähnte Angabe Pinelo's richtig ist, daß er einer der Verfasser der 1622 gedruckten Komödien „Arauco domado" war, so dürfte er wol schon vor diesem Jahre sich in Spanien niedergelassen und wahrscheinlich erst nach sechs Jahren (die „Tasa" und die „Fe de erratas" vom J. 1628), und nachdem er des Herzogs von Medina Gunst und einen bedeutenden Posten erlangt hatte, einen Verleger dafür gefunden haben; denn in dem Privilegium und in den Licenzen wird er nur kurzweg noch autor und Don Juan Ruiz de Alarcon genannt, und erst in der „Fe de erratas" wird ihm auch sein amtlicher Titel beigelegt.

foderung ist. Sie ist zu charakteristisch um sie nicht hier in Hrn. v. Schack's trefflicher Uebersetzung mitzutheilen *):

An den Pöbel.

An dich wende ich mich, du wildes Thier; an die Gebildeten würde unnütz sein, denn sie reden besser von mir als ich selbst zu thun vermöchte. Hier hast du meine Komödien! Behandle sie nach deiner gewohnten Weise, nicht nach ihrem Verdienst. Sie sehen dir mit Verachtung und furchtlos ins Gesicht. Sie haben die Gefahren deines Pfeifens überstanden, und brauchen jetzt auch deine Behausungen nicht zu scheuen. Wenn sie dir misfallen, so soll es mich freuen, denn Das wird ein Zeichen sein, daß sie gut sind. Solltest du sie aber für gut halten, so würde Das beweisen, daß sie Nichts taugen, aber das Geld, das sie dich gekostet haben, würde mich trösten.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eins und Zwei.

Schreiber Dieses weiß nicht mehr in welcher Welt er lebt, ob in einer wirklichen oder eingebildeten, ob in einer Welt von Möglichkeiten oder Unmöglichkeiten. Fast entscheidet er für die letzte, wenn anders Widersprüche aus Unmöglichkeiten hervorwachsen, und diese aus jenen. Er hat mit philosophischen Systemen, mit Kirchensatzungen, mit Politik verkehrt, hat immer vernommen, daß Alles einig sein müßte, es auch wäre in Wahrheiten, Glauben und friedlicher Verhandlung, hat aber fortwährend Vielheit, Irrthum, Glaubenszank und kriegerische Lust gefunden, gleichwie noch jetzt die Deutschen ihrer Einheit nachjagen, und behaupten, sie sei da mit der Rechten, Linken und Mitte unserer Ständeversammlungen. Indeß streiten Philosophen noch immer, und Theologen und Frankfurter. Dies scheint das Wirkliche, die vortrefflichen Einheitgedanken sind das Mögliche, und inwiefern nun letztere der Erfahrung von Jahrhunderten nebst der täglichen widersprechen, die Gedankenwelt aber für Geister und Schriftsteller ihre Heimat ist, leben diese eigentlich in der Welt des bisher Unmöglichen, mit Aussichten auf die Zukunft, welche für Jedwedes Raum hat, und Wirkliches, Mögliches und Unmögliches wiederbringt.

Inzwischen waltet doch das Gesetz für alles Dasein: „Am Anfang ist Alles Eins, im Fortgang Alles Zwei und mehr." Das Chaos war ein Atomenteig, die gewordene Schöpfung kennt Trockenes und Flüssiges, Hartes und Weiches u. s. w.; Adam war Einer im Paradiese, nach Behauptung mancher Theologen mannweiblich, Androgyn; im Fortgang kommt Eva, die Menschheit wird ein Paar; die Sünde im Paradiese war eine, die Sünden außerhalb dem Paradiese sind Legion; jedes Brautpaar ist in der Liebe Eins, in der Ehe Zwei; jede Freundschaft ist in der Jugend ein Herz und eine Seele, im Alter erscheinen zwei Herzen und Seelen; Staat und Kirche sind im Anfange Eins, im Fortgange Zwei; das Gesetz ist unverkennbar wohin wir blicken.

Solcherlei Gedanken wurden mir aufgedrungen bei Lesung der neuern Schrift:

Die bürgerliche und politische Gleichberechtigung aller Confessionen, die unbeschränkte Freiheit der Sektenbildung, und die Trennung der Kirche vom Staat, im Zusammenhang erwogen von C. Ullmann. Stuttgart, Cotta. 1848. Gr. 8. 12 Ngr.

Allenthalben fand der Leser Anstoß, konnte billigen, konnte tadeln, aber im Ganzen blieb es als ob Worte und Rathschläge einander verklagten, und der höchste Richter fehle. Protestantische Theologen nämlich, was schon in d. Bl. angemerkt worden, suchen jetzt einen Begriff der Kirche, welchen sie weder einfangen können noch auf dem Papstgebiet haben wollen, und dadurch in ein Feld der Unmöglichkeiten gerathen. Die Sache ist: das Christenthum hat sich in der Welt verbreitet als Familiengemeinschaft des religiösen Glaubens, dem heidnischen Staate fremdartig, und von diesem als störende Absonderung verfolgt. Mit der Bekehrung Konstantin's wird es Staatskirche und der bis dahin heidnische wird ein christlicher Staat. Kircheneinheit wird gewahrt durch Kirchenversammlungen gegen Abtrünnige und eigenen Zwiespalt, wie gegen Angriffe ketzerischer Staatsoberhäupter, erhält sich durch Jahrhunderte mit steigender Ausbildung eigenthümlich monarchischer Verfassung als katholisches Ganzes. Im Zeitalter der Reformation, 16. Jahrhundert, entsteht ein großer Bruch desselben, behauptet sich als protestantisch-evangelisches Christenthum wider das katholische, und es gibt seitdem nicht blos christlich-katholische, sondern auch christlich-evangelische Staaten, und außer der katholischen eine evangelisch-protestantische Kirche, d. h. eine Gesammtheit Derer welche von der alten Einheit und ihrem äußerlich gegliederten Zusammenhange sich losgesagt; doch ist sie in ihrer Lossagung keine gleichförmige, sondern enthält verschiedene miteinander im Streit befindliche Bildungen. Nun wollen evangelische in Lossagung verbundene Sprecher ihre Abweichungen und Streitigkeiten vermitteln, zur kirchlichen Einheit zurückkehren, und können diese nicht finden, weil sie nur vor ihrer Geburt, nicht nach derselben dagewesen. Zunächst auch entstehen Fragen über das Verhältniß zur weltlichen Obrigkeit, ohne deren Begünstigung das Scheiden aus der Alleinkirche ungeschehen geblieben wäre, und wofür sich letztere durch Concordate geholfen. Neuerdings meint man durch völlige Trennung des Staats und der Kirche Alles zu schlichten, als ob nicht beide ursprünglich zusammengewachsen bestanden, und nicht eine androgynische Gemeinschaft hätten.

Hieraus entspringt der wunderliche Zustand: eine durch Confessionen und Sekten uneinige Kirche und der Staat wollen oder sollen auseinander, und können nicht voneinander; die ihr selber lästige Zerfallenheit der erstern weiß sich nicht zu helfen, und will doch vom Staat keine Hülfe; dieser aber meint, um was Rechtes zu bedeuten und Selbstwirthschaft anzufangen müsse man mit sich selbst einig sein. Ullmann's Vorwort beginnt mit dem Geständniß, die evangelische Kirche Deutschlands wisse, daß Vieles in ihr nicht so sei wie es sein sollte, aber vergesse nicht, daß, „wenn sie auch die Form für ein Ewiges ist, doch nicht ihre Formen selbst wieder für die Ewigkeit da sind". Wie so? Der Singularis für ein Ewiges, der Pluralis nicht für die Ewigkeit? Evangelische Kirche ist schon im Singularis ein Pluralis, ein ich, du, er, und die wir, ihr, sie verändern keineswegs ihre wesentliche Vielheit. Wie kann offenbare Vielheit der Formen von der Kirche als Einheit der Form in Anspruch genommen werden? Doch nein, „die Vereinigung der bisher vereinzelten Landeskirchen zu einer deutschen evangelischen Nationalkirche ist der letzte Zielpunkt". Also

---

*) Wir wollen sie aber auch im Original hersetzen, da sie den des Spanischen Kundigen einen Genuß und eine Probe von Alarcon's meisterhaftem Stil gewähren wird:

„El autor al vulgo.

Contigo hablo, bestia fiera, que con la nobleza no es menester, que ella se dicta mas, que yo sabria. Allá van esas comedias, trátalas como sueles, no como es justo, sino como es gusto, que ellas te miran con desprecio, y sin temor, como las que pasaron ya el peligro de tus silbos, y ahora pueden solo pasar el de tus rincones. Si te desagradaren, me holgaré de saber que son buenas, y si no, me vengará de saber que no lo son, el dinero que te han de costar."

Ein Gegenstück dazu bildet Aleman's seinem „Leben des Guzman de Alfarache": vorgesetztes „Al vulgo", der freilich eine höflichere Anrede: „Al discreto lector", darauf folgen läßt. Hr. Chasles, der natürlich nicht unterläßt diese gewiß piquante Anrede Alarcon's zu übersetzen, hat dabei einen komischen Plunder gemacht, er überträgt nämlich, silvas für silvos lesend, dieses durch grandes forêts (le parterre)!

die Zukunft soll bringen was der Gegenwart fehlt? O gute Zukunft, wie viele Erwartung lastet auf dir! Du bist ja Fortgang, und was Fortgang geschaffen sollst du Fortgehende zum Rückgang machen! Heißt es gar: „Nur aus dem Zusammen- und Entgegenwirken der verschiedenen Denkarten kann sich das Vernünftige hervorarbeiten", so darf man erstaunen; denn das Vernünftige ist was jedem Gedanken seine Begrenzung gibt, die Denkarten fußen aber auf sich selbst, und dulden keine Einschränkung. Fast klingt es als Nothtrost im völlig Trostlosen: „Die neue Aera unserer politischen Einigung wird mit einer starken religiösen Zersplitterung anfangen."

Vielleicht ist die Trennung des Staats von der Kirche, welche bei Vielen beliebt ist, gleichfalls ein Nothentschluß. Was Ullmann dawider vom Standpunkt evangelischer Kirche und constitutionneller Monarchie einwendet, hat seinen guten Grund. Er meint sogar, es sei nicht gut, daß man die Bildung von Religionsgesellschaften zu leicht mache, denn es diene jedem neuen Glauben zur Kräftigung, daß er sich durchkämpfe. Aber davon abgesehen würde allerdings Bekenntnißlosigkeit ebenso berechtigt sein als Bekenntniß, dem Staat würde religiöse Weihe (Berufung auf Gottes Gnade), mit Lossagung von der Kirche würde religiöser Unterricht fehlen, die Bedeutung der Taufe für bürgerliches Leben würde aufhören, die Ehe zum bloßen Civilact werden, der Eid aufgehoben sein; die neuen religiösen Gesellschaften seien unbekannte Größen, und sie im voraus bestätigen scheine Vergeudung von Rechten; ein Aufsichtrecht des Staats müsse bestehen, wie denn das völlige Auseinanderreißen von Staat und Kirche ihrem Begriff widerspreche, und die evangelische Kirche zum äußern Bestande durch Fürstenschutz gekommen sei; weder ultramontane noch politisch-radicale Partei träfen das Rechte, Einigung von Staat und Kirche habe Rußland und der Kirchenstaat, Trennung habe Nordamerika, letztere sei eine niedrigere Stufe der Entwickelung (nach christlich-historischem Verlauf allerdings); Anstellung der Beamten und Diener der Kirche wie theologische Wissenschaft auf Universitäten als Staatsanstalten dürften nicht fehlen, Grenzstreitigkeiten der Kirchen untereinander fodere Schlichtung, das Staatsoberhaupt sei doch immer einer bestimmten Kirche zugethan, und wäre auch das oberste Episcopat etwas Unangemessenes und Verwirrendes, vielmehr das innere Verhältniß der Kirche ihr selbst zu überlassen, so bleibe doch bei gehöriger Vertretung derselben der Staat immer Leiter, Ordner, Schirmherr der Kirche.

Unstreitig hat der Verf. für gegebene Verhältnisse die Geschiedenheit, Gemeinschaft und vernünftige Begrenzung erwogen, und kann Beistimmung finden, ausgenommen bei Denen „welche nur aus einer rein demokratischen Constitution der Kirche die volle Freiheit erblühen sehen". Er entgegnet ihnen, daraus würde Parteiregiment erwachsen, „welches bei Einwirkung des Fürsten auf Kirchenbehörden mehr unparteiisch und mäßigend ausfalle". Allein dabei scheint außer Acht gelassen, daß doch im Christenthum ein starkes demokratisches Element liegt, welches früher oder später sich geltend macht. Vor Gott sind alle Christen gleich und zur Seligkeit, dem höchsten Leben der Freiheit, berufen, wodurch Priesterthum mit seiner Rangordnung fehlen muß, und selbst ein Consistorialreglement nicht eben unterstützt wird, sondern die Freiheit der Gewissen volle Berechtigung erhält. Selbst Stimmenmehrheit der Partei hat dawider keine Befugniß, darf nicht die christliche Selbständigkeit gefährden, und hat nur nach dem Vorbilde politischer sogenannter Volkssouverainetät dergleichen sich angemaßt. Christus ist das Haupt der Seinen, diese Würde kann sich kein Anderer aneignen, nicht der Apostel, nicht der Bischof, nicht die Mehrheit der Gemeinde. Und so stehen wir wieder vor der Unmöglichkeit einer protestantischen Einheitkirche, die nur in Verneinung des römischen Katholicismus ihre feste Eigenthümlichkeit bewahrt, und gleichförmig in allen Landen wo sie Fuß gefaßt, blos wie in England ausrufen kann: No popery!

Jede Unmöglichkeit muß man scharf anschauen, und wissen weshalb man vor ihr stehe. Hierüber schließlich einige Worte. Das Christenthum ist ursprünglich gar keine Kirche; sondern es ist diese erst geworden; daher ist das Wesen und die Vollkommenheit der Kirche nicht dasselbe mit Wesen und Vollkommenheit des Christenthums. „Wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen", sagt Christus (Matth. 18, 20), und man darf fortfahren: wo Einer ist der sich in Glauben, Liebe und Hoffnung über die Welt zu Gott erhebt, da ist Christenthum. Wo Gleichgesinnte sich versammeln zum Gebet, zum Trost, zur Ermahnung, da entsteht eine christliche sich erbauende Gemeinde. Für sie, je zahlreicher desto gewisser, bilden sich Lehrer und Hörer, Spender und Empfänger der Sacramente, nach Bedürfniß, Umständen, Geschmack verschieden; auf dem Felde, in der Kapelle, in der Peterskirche, oder im strasburger Münster; in jenen Räumen wie in diesen und allen übrigen kann Erbauung gefunden werden, und ward gefunden. Der Protestantismus hat einen Hang zur Kapelle und Einfachheit, der Katholicismus zum Münster und zur Pracht. Mit dem Staat ist das Verhältniß leicht entschieden; gebt dem Kaiser was des Kaisers ist, laßt den Gemeinden was sie haben; jenem die Münze und deren Gepräge, diesen ihre unsichtbare geistige Gemeinschaft. Wollen letztere gleichfalls münzen und Bild mit Ueberschrift prägen, d. h. eine Kirche sein, dann trefft Verkommniß; ist die Kirche da, so schließt Concordate. Immer fort verwickelt und frißt Diplomatenwesen den Naturstand der Dinge, und der Staat wird sagen: „Siehe, sie sind worden wie Unsereiner." 28.

Für nach Italien Reisende.

Alle Solche versichert das „Athenaeum", daß

The cities and cemeteries of Etruria, by *George Dennis*. Zwei Bände. London 1848.

ein ihnen unentbehrliches Buch sei, indem es nicht allein hervorhebe was und wie man es sehen müsse, sondern auch zum größten Theile die Mittel nachweise es überhaupt sehen zu können. Die geachtete Autorität desselben Journals nennt das Buch ein ergötzliches und werthvolles Werk, in welchem das mannichfache und poetische, von der Erzählung eines ernsten und enthusiastischen Reisenden untrennbare Interesse sich auf die glücklichste Weise mit der Gelehrsamkeit und dem Scharfsinne eines gesunden Alterthumsforschers vereinigt. „Für die Treue der Beschreibungen, für die Genauigkeit der Landesangaben, und für die historische Wichtigkeit zahlloser Gegenstände können wir bürgen, wie wir auch den Verf. auf seiner Wanderung Schritt für Schritt von Naturscenen zur verödeten Stadt, und von der Stadt zum Grabe mit jener ergreifenden und gern verweilenden Theilnahme begleitet haben, welche Hand in Hand geht mit dem Auftauchen alter Ideengänge, und mit der Erinnerung an Scenen und Fußpfade, von denen wir jene vielleicht nie wieder schauen, diese nie wieder betreten werden. Während wir aber das Dennis'sche Buch lesen, bleiben unsere Erinnerungen nicht länger Schattenbilder der Vergangenheit, denn so greifbar und so lebendig führt es uns Alles vor, daß wir von ihm in unserm Lehnstuhle denselben Gewinn haben als wiederholten wir unsere Wanderungen und bedächten die Ergebnisse. Aus dem Vorworte erfahren wir, daß das Werk die Frucht mehrer von 1842—47 in Etrurien gemachter Reisen, und namentlich durch den Glauben veranlaßt worden ist, daß die dortigen Antiquitäten nicht nach Verdienst geschätzt würden. . . . Wir erfahren ferner, daß in sehr früher Zeit die etrurische Herrschaft auf der einen Seite über die Ebenen der Lombardei bis an die Alpen, auf der andern bis zum Vesuv und an den Meerbusen von Salerno, auch vom Tyrrhenischen bis ans Adriatische Meer gereicht, und die großen Inseln der westlichen Gestade umfaßt habe. Das ganze Gebiet zerfiel in drei Hauptabtheilungen, von denen die mittlere Etruria proper, die nördliche Etruria circumpadana, die südliche Etruria campaniana heißen könnte. Das vorliegende Werk handelt blos von Etruria proper." 2.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 83. —— 6. April 1849.

Zur Geschichte des spanischen Dramas.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 82.)

Der Neid der Rivalen Alarcon's musste sich aber noch steigern als er einen angesehenen und einträglichen Posten erhielt, als ihn sogar als Dichter der damals allmächtige Premierminister, der Conde-duque de Olivares, auszeichnete. Es wurde ihm nämlich, wahrscheinlich 1631, bei einem Hoffeste die Leitung der damit verbundenen dramatischen Darstellungen übertragen, und sein Beitrag scheint beifälliger aufgenommen und besser belohnt worden zu sein als die Arbeiten der übrigen mitwirkenden Dichter, unter welchen sich natürlich die berühmtesten jener Zeit befunden haben, wie Lope de Vega, Quevedo, Antonio de Mendoza u. A. Alarcon hat als Leiter dieser Feierlichkeit einen Bericht davon gegeben, und darin wol des Beifalls der seiner Arbeit geworden nicht vergessen. Diese Begünstigung und diese Anmaßung eines Fremden, eines hergelaufenen Neuspaniers, brachten die eingeborenen Lieblinge der madrider Bühne in solchen Harnisch, daß sie sich förmlich verschworen den armen Alarcon in einer Flut von Epigrammen lächerlich und dadurch unschädlich zu machen; dabei kam ihnen noch Alarcon's körperliche Verunstaltung zu statten, denn er hatte hinten und vorne einen Höcker; eine neue Bestätigung der bekannten physiologischen Bemerkung, daß Bucklige, wenn sie geistig begabt sind, gewöhnlich in hohem Grade Schärfe des Verstandes und an Trotz grenzende stolze Selbständigkeit besitzen. Die bei jener Gelegenheit entstandene Sammlung von Epigrammen gegen Alarcon hat sich in Joseph Alfay's „Poesías varias de varios grandes españoles ingenios" (Saragossa 1654) erhalten, und liefert mit einen Beweis, daß selbst die ausgezeichnetsten Dichter, wenn ihr Neid erregt, ihre Eitelkeit beleidigt werden, zu den unedelsten Mitteln der Rache ihre Zuflucht nehmen; denn unter den genannten Verfassern dieser Stachelgedichte finden sich keine geringern als: Luis de Góngora, Francisco de Quevedo, Antonio de Mendoza, Perez de Montalvan, Luis Velez de Guevara, Mira de Mescua, Gabriel Tellez (Tirso de Molina), Alonso Salas Barbadillo, und selbst der sonst so milde, im Anerkennen der Verdienste Anderer eher zu weitgehende Lope de Vega; Anderer, minder berühmter, zu geschweigen, wie Juan Fernandez, Juan Centeno, Alonso de Castillo Solórzano, Alonso Perez Marino und einiger Anonymer.*) Diese Sammlung bezeichnet schon in der Ueberschrift die beiden Hauptpointen gegen Alarcon, sein körperliches Gebrechen, und daß er ein Plagiarius sei: „Dezimas satiricas. A un poeta corcobado que se valió de trabajos agenos." Wir wollen ein paar dieser Epigramme hersetzen, die den Angegriffenen und die Angreifer am besten charakterisiren, und sonst auch einige für die Biographie Alarcon's brauchbare Notizen enthalten. Von Don Luis de Góngora:

> De las ya fiestas reales
> Sastre, y no poeta seas,
> Si á octavas como libreas
> Introduces oficiales.
> De agenas plumas te vales
> Corneja, desmentirás
> La que adelante y atrás,
> Gémina concha tuviste:
> Galápago siempre fuiste,
> Y galápago seras.

Von Lope de Vega:

> Pedirme en tal relacion
> Parecer, cosa escusada,
> Porque á mé todo me agrada
> Sino es don Juan de Alarcon.
> Versos de tirela son;
> Y alli no hay que hacer espantos
> Si son centones ó cantos;

*) Vergl. „Revista literaria de El Español", Nr. 4; Puibusque, „Histoire comparée des litt. esp. et franc." (Paris 1843), II, 431—436; Gil de Zárate, a. a. O., S. 331—334; Letzterer fügt hinzu: En la biblioteca national de Madrid existen manuscritas unas seguidillas muy malas contra este poeta, de las cuales solo copiaremos esta:

> A ningun corcobado
> Daré ventaja,
> Que una traigo en el pecho
> Y otra en la espalda.
> ¡Jesus! ¿Qué tengo?
> Que parecen alforjas
> De bordonero.

Auch Juan Fernandez hat ebenso schonungslos das körperliche Gebrechen Alarcon's verspottet:

> Tanto de corcoba atrás
> Y adelante, Alarcon, tienes,
> Que saber es por demas
> De donde te corcovienes,
> O á donde te corcovas.

Que es tambien cosa cruel
Ponella la culpa á él
De lo que la tienen tantos. *)

Von Quevedo:

Yo vi la segunda parte
De don Miguel de Vanegas
Escrita por don Talegas
Por una y por otra parte.
No tiene cosa con arte;
Y asi no quedó obligado
El señor Adelantado,
Por carta tan singular,
Sino á volverle á quitar
El dinero que le ha dado.

Von Gabriel Tellez:

Don Cohombro de Alarcon
Un poeta entre dos platos,
Cuyos versos los silvatos
Temieron, y con razon,
Escribió una relacion
De las fiestas, que sospecho
Que, por no ser de provecho,
Le han de poner entredicho;
Porque estodo tan mal dicho
Como el poeta mal hecho.

Von Doctor Mira de Mescua:

Alarcon, Mendoza, Hurtado,
Don Juan Ruiz, ya sabeis
Que la mitad me debeis
Del dinero que os han dado.
Porque soi el que ha inventado
El componer de consuno:
No pienso daros ninguno,
Si las leyes son iguales.
¿Esa cuenta no es muy diestra?
Pues, cada comedia vuestra
Nos saliera á doce reales.

Von Alonso Salas Barbadillo:

El segundo Claramonte,
Por llenar mas presto el vaso,
No fue al monte del Parnaso
Por agua, sino á Belmonte.
Ya en soberbia es Rodamonte,
Porque en Belmonte le han dado
El estilo mas rodado;
Y pudiéralo escusar:
Que él tiene para rodar
Una bola en cada lado.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Man bemerke zur Charakteristik Lope's, daß er nicht auch Alarcon's körperliches Gebrechen verspottet und sich nur auf dessen angebliche literarische Sünden beschränkt hat!

Die Memoiren Caussidière's und die Enthüllungen der „Presse".

In der französischen Februarrevolution liegen noch manche dunkle Momente, noch manche Lücken, welche der geschichtlichen Enthüllung und der authentischen Vervollständigung bedürfen. Leider hat noch keine namhafte Renommée (ein Buch von Dumas, „Europa nach dem 24. Februar", ist eine ganz gewöhnliche Zeitungscompilation, und gibt ohne kritische Sonderung die verschiedensten Berichte bunt durcheinander) sich daran gemacht, unter Beihülfe der bei den Ereignissen am meisten betheiligten Personen, und mit Benutzung der dahin einschlagenden Papiere und Acten eine detaillirte und selbst scheinbare Minutien beachtende Darstellung von den Thatsachen der Februar- und Maitage zu geben. Da ist denn nöthig, daß, will man ernstlich zu einem möglichst vollständigen Bilde jener Zeit gelangen, auf Alles, selbst auf Parteischriften, verständige Rücksicht genommen wird, und oft tritt da mitten aus dem Wuste eingefleischter Anschauungen und leerer Doctrinen eine noch nirgend erwähnte Thatsache, ein charakteristischer Zug, eine vergessene Scene neu ans Tageslicht. Erdichtungen widerlegt die Kritik der Presse, Lücken sucht sie auszufüllen.

Caussidière, der wenigstens momentan das Loos Guizot's theilt, hat zu seiner Vertheidigung ein Buch herausgegeben, das namentlich in seinem erstern Theile der interessanten Details gar viele gibt, und mit sichtlicher Hingebung an die Sache geschrieben ist; gegen das Ende hin ersticken die leidenschaftlichen Declamationen zu sehr die Thatsachen und Enthüllungen, und der Augenzeuge Caussidière bleibt hinter der verzweigten Kenntniß des Policeipräfects weit zurück. Die „Presse" nimmt beim Erscheinen dieser „Mémoires" Gelegenheit in der ihr eigenthümlichen piquanten Schärfe den Leser auf die Mittheilungen des Republikaners von gestern vorzubereiten, und dieselben durch eigene Darstellung der Verhältnisse einer ätzenden Kritik zu unterwerfen. Hr. Eugène Pelletan beginnt in einem ersten Artikel:

Die Nationalvertreter waren zum ersten male in ihrem Sitzungssaale versammelt; die Hoffnungen des Landes wendeten sich dieser neuen Souverainetät zu. Es war an einem Sonntag, Legionen der Nationalgarde defilirten freudig vor dem Palais, und von Zeit zu Zeit trug ein Windstoß Musikklänge nach den Tribunen, mitten durch die mit Bayonneten gespickten Haien, die die Volksvertretung schützen sollten.

Es war Mittag. Man erwartete die Ankunft der Provisorischen Regierung, und in dem Augenblicke, wo sich alle Augen auf die geöffnete Thür zur Rechten der Tribune richteten, trat ein Vertreter in die Versammlung, der bei seinem Eintritt den einzigen spitzen, decretwidrigen Hut abzog.

Es war ein Mann von hoher Statur. Der unverhältnißmäßig kleine Kopf schien — so kurz war sein Hals — ohne irgend eine Verbindung auf den Schultern zu sitzen. In dem Ausdrucke seines Gesichts lagerte neben der Feinheit des Diplomaten die Entschlossenheit und Ausdauer des Verschwörers. Das Auge war blau, der Blick mild, das Gesicht rund, die Nase platt gedrückt, der Teint blühend, die Augenbraue leicht beweglich, die Stirn hervorstehend, und über alles Dieses hatte die Natur in ihrer Großmuth ein seidenes Lockenhaar geworfen.

Man konnte meinen, Danton sei wiederauferstanden und habe sich seinen Kopf, den er am Fuße der Guillotine verloren, in einem flamändischen Wirthshaus auf den Schultern eines Gerichtsschöppen wieder gesucht.

Der neue Danton trug einen schwarzen Frack, glanzlederne Stiefeln und eine Schärpe am Gurt. Er allein hatte bis auf den Buchstaben den officiellen Schnitt der weißen Weste à la Robespierre in Anwendung gebracht, den Hr. Marrast in einem Decret verändert hatte. Würdig und ernst schritt er durch den Halbkreis, wie um Aller Blicke auf sich zu ziehen, und setzte sich dann auf den vordersten Platz des Berges.

Wer war dieser nachgeborene Bergparteimann, der so vor der Provisorischen Regierung vorüberschritt?

Am 26. Febr. zeigte ein Anschlagzettel an den Mauern von Paris der Bevölkerung an, daß sie einen Policeipräfecten habe. Dieser Policeipräfect war eine Person mit dem Abgeordneten, den wir eben in die Nationalversammlung treten sahen. Er hieß Caussidière. Und von wo kam er? Wie die Republik kam auch er unter den Pflastersteinen hervor.

Als die Mitglieder der Regierung, wie sie durch Zuruf in der Deputirtenkammer gewählt waren, sich in das Stadthaus begaben, Zuversicht im Herzen und ohne eine andere Waffe als ihre Popularität, da bemächtigte sich ganz zu derselben Zeit ein Mensch mit einem Casquet auf dem Kopf, mit geschwärztem Aussehen und zerrissenen Stiefeln, einen Säbel an der Seite und zwei Pistolen im Gurt, der Policeipräfectur.

So gingen in dieser Minute zwei Republiken aus der Revolution hervor; die erste, waffenlos, friedlich gesinnt, gemäßigt, zur Ausgleichung geneigt, zog auf das Stadthaus; die zweite, revolutionnair, der Vereinbarung unzugänglich, ausschweifend, terroristisch, nahm von der Präfectur Besitz.

Diese beiden Republiken liefen während der fünf ersten Monate der Revolution parallel nebeneinander hin. Jede von ihnen hatte ihre Fahne. Sie mußten sich begegnen, und Das nur um sich zu schlagen. Es war vom Anfang an ein Zweikampf im Schatten, und dieser Zweikampf ist das ganze Drama der Revolution.

Welcher von diesen beiden Republiken wird endlich der Sieg bleiben? Halten wir eine Heerschau über ihre Streitkräfte!

Die rothe Republik besetzt die Policeipräfectur. Die Präfectur ist der eigentlich feste Platz von Paris. Gestützt auf zwei Flußarme deckt sie das Stadthaus, vereinigt die Vorstädte, beherrscht den Pont Neuf und die zwei Brücken der Cité.

Nachdem Hr. Caussidière von der Präfectur Besitz genommen hat, legt er in sie eine Besatzung. Er organisirt hier Das was er in seinen Memoiren die Volksgarde nennt, und setzt dieselbe aus Menschen zusammen die Alle die Taufe der Emeute empfangen haben. Diese Garde wird in vier Compagnien getheilt, in die Montagnarde, die Compagnie von Saint-Just, die Compagnie des Februar, und die Compagnie Morisset. Die erste Bedingung für die Aufnahme ist ein schriftlicher Beweis, daß man schon einmal wegen eines Aufstandes eingesperrt war. Jeder von der Besatzung erhält 2 Francs 25 Centimes. Erprobte Veteranen in den Verschwörungskriegen — die Leute die den Namen Montagnards führen — bilden ihre Abtheilung in rothen Mützen, Hemdärmeln und Holzschuhen. Später ließ Hr. Caussidière an sie Blousen, Gürtel, Stiefeln und Schuhe vertheilen.

Aber die Policeipräfectur ist nur das Hauptquartier einer andern, sichtbaren oder unsichtbaren, zusammengezogenen oder irregulairen Armee, welche sich überallhin verzweigt.

Sie besteht ursprünglich aus dem Bataillon der Barrikadenkämpfer. Die Barrikaden sind abgetragen, aber die Vertheidigungsmannschaften stehen noch unter demselben Generalstabe den sie sich mitten im Feuer des Straßenkampfes ernannt haben. Ein Angriffs- und Vertheidigungsplan der Straßen von Paris ist auf der Policeipräfectur vorgefunden worden; er ist geprüft, überlegt, wohl bedacht. Der Bürgerkrieg hat auch sein besonderes Geniecorps: in einigen wenigen Stunden kann sich Paris mit seinen geschickt vertheilten Festungen bedecken, immer eine hinter der andern, ganz nach den Regeln der Strategie.

Ihr gehören weiter die jakobinisch gesinnten Clubs, die zur Hälfte aus Rednern, zur Hälfte aus Kampflustigen bestehen, und welche durch Wort und That geschaffen worden sind, durch Proselytenmacherei oder durch die gemeinschaftliche Theilnahme am Kampf. In allen Vierteln mehren sich diese Clubs, und die Mehrzahl ihrer Mitglieder hat Flinten, Cartouchen, und ist wohl disciplinirt und organisirt. Sie sind so gut wie Soldaten, und können eines Tages auf das erste Zeichen Tausende von Kämpfern in den Straßenkampf schicken.

Jeden Tag werben sie neue Recruten an; die Arbeit steht still, und die Werkleute sieht man noch trunken über ihren Sieg und doch bekümmert um den folgenden Tag auf den Straßen. Mit der Revolution glauben sie nicht allein die Republik erkämpft zu haben, sondern auch eine bessere äußere Existenz. Sie hoffen ihre Souverainetät in Vergnügungen zu discontiren. Sie discontiren sie in Entbehrungen.

Unter der Last des Elends gehen sie mit Blitzesschnelle vom Enthusiasmus zur Enttäuschung, und von der Enttäuschung zur Wuth über. Sie fühlen sich mächtig; sie sind ja bewaffnet. Am Tage der Revolution haben sie einen Theil des Arsenals von Vincennes ausgeräumt, sie haben die Häuser durchsucht, die Flinten der Nationalgarde weggenommen, und wenn sie fortgingen an die Thür geschrieben: „Gelichene Waffen.“ Noch sind sie geduldig, aber sie sind mistrauisch, und mit ihrem Mistrauen legen sie die Hand an den Flintenlauf.

Man ermuthigt dies Mistrauen. „Es wird ausdrücklich dem Volke anempfohlen“, sagt Hr. Caussidière in seiner ersten Proclamation, „weder die Waffen niederzulegen, noch seine revolutionnaire Stellung aufzugeben. Es ist schon allzu oft betrogen worden durch Verrath!“

Das Volk versteht wenig von der Zusammensetzung der Geschäfte und der ungeheuern Empfindsamkeit des Credits. Wenn der Credit sich bei dem äußern Zusammenstoß zurückzieht, wenn die Arbeit erlischt, da glaubt gleich das Volk, der Capitalist vergrabe seine Capitale. Es kennt nicht die wunderbaren Wirkungen des Geldumlaufs, es begreift nicht, daß ein Thaler der durch hundert Hände geht hundert Thaler vertritt. Und doch trägt es seine Waaren nicht zu Markte, wenn es daselbst nicht Sicherheit findet für sein Getreide. In unsern Tagen geben bloße Verträge dem Capital nicht genügende Garantien; da schreit das Volk man vergrabe das Geld. Und doch trägt weder der Wucher noch das Vergraben des Geldes die Schuld, sondern einzig und allein der Mangel an Umsatz. Also: weder die Eigenthümer noch die Capitalisten beschleunigen oder verzögern nach ihrem Belieben die Circulation: es sind die Zeitumstände. Da nun aber das geschichtliche Ereigniß nicht als eine schuldige Person vor die Sinne des Volks tritt, so sucht dieses die Schuldigen in den wohlhabenden Ständen, und nimmt von vornherein an, die Reichen wollten, um es in die Knechtschaft zurückführen zu können, eine fürchterliche Hungersnoth über die untern Schichten der Gesellschaft heraufführen.

Das ist die ewige Stimmung seines Geistes. Wir wollen die Natur des Volks nicht anklagen, wir klagen nur seine Unwissenheit an. Auch in den Augenblicken der industriellen Krise, wo sich im Bestand der Reichthümer für ihn Nichts geändert zu haben scheint, wo die Maschinen noch da sind mit ihren großen stählernen Armen, die stillstehend nur einen Dampfdruck erwarten, um zu bohren, zu weben, zu schmieden, zu plätten, wo die Schiffe da sind, die Fuhrwerke, die Kanäle, die Waggons, um die Kaufmannswaaren fortzuschaffen, wo auch nicht das geringste Stück verfertigt oder verarbeitet wird: da krümmt sich unter der drückenden Wucht des allgemeinen Interdicts, welches auf der Industrie lastet, der Arbeiter mit Wuth in dem Bett seiner Leiden. Bereitwillig leiht er das Ohr jeder Doctrin, die diesen Zustand zu heilen verspricht. Der Gedanke der Gleichmachung, der Vertheilung der Güter, tritt wie eine Versuchung an ihn heran. Es fehlt dieser Versuchung nur noch an einer Form, um sie vor seiner bessern Einsicht zu rechtfertigen.

Nach der Februarrevolution findet der Arbeiter die gewünschte Formel in den Zusammenkünften des Luxembourg.

Eines Tages stellen sich, nach Corporationen vertheilt, große Volksmassen auf dem Platze vor dem Stadthause auf. Jedes Gewerk trägt seine Abzeichen. Alle verlangen Organisation der Arbeit und die Bildung eines Fortschrittsministeriums.

In demselben Augenblicke trat Louis Blanc in das Besprechungszimmer der Provisorischen Regierung.

„Meine Herren“, ruft er, „das Volk steht unten und verlangt ein Ministerium des Fortschritts; ich kann Ihnen nicht verheimlichen, daß Der den es bereits für dieses Portefeuille bezeichnet ...“

... „Sie sind!“ ergänzt Hr. Ledru-Rollin.

„Ja“, erwidert Hr. Louis Blanc.

Bei diesem Vorschlag geriethen die Mitglieder der Regierung in ziemliche Verlegenheit; Keins von ihnen konnte sich über den Geschäftskreis eines Fortschrittsministeriums klar werden. Nach den Regeln der Verwaltung eine hohle metaphysische Idee in Bureaux und Abtheilungen zu organisiren, Das war, man muß es wol zugestehen, etwas Fremdes und Neues. Sie wollten nicht beistimmen, und Hr. Louis Blanc gab seine

Entlassung ein. Sein Austritt wäre das Zeichen zu einem Aufstande gewesen, und die Glieder der Regierung baten ihn er möge bleiben. Als Louis Blanc nicht darauf verzichten wollte aus einer Idee ein Ministerportefeuille zu machen, entschied man sich im Sinne der Vereinbarung dahin, daß eine Commission von Sachverständigen eingesetzt werde, um alle Arbeitsprobleme im Luxembourg zu prüfen. Hr. Louis Blanc hatte natürlich in dieser Commission das Präsidium. Die Herren Arago, Marie, Marrast und Blanc gingen herunter auf den Platz, um diese Nachricht dem Volke mitzutheilen. Hr. Arago ergriff zuerst das Wort:

„Meine Freunde", redete er die Arbeiter an, „ihr verlangt Organisation der Arbeit; wohl, ihr sollt sie haben. Und Das nicht etwa nach sechs Monaten oder drei Monaten oder nach einigen Wochen, nein, noch vor Ablauf dieser Woche. Die Regierung hat, um euern Wünschen zu entsprechen, eben eine Commission ernannt, an deren Spitze ein Name steht der euch Allen theuer ist, Hr. Louis Blanc, und dann noch einer von den Eurigen, Hr. Albert."

Es leuchtet ein, daß Hr. Arago, indem er die Organisation der Arbeit in so kurzer Zeit versprach, nicht wenig jene Formel in ihrer wahren Bedeutung feststellte.

Nach dieser Anrede zog er sich zurück. Die Herren Marie und Marrast folgten ihm, und traten wieder in die Hallen des Stadthauses. Louis Blanc blieb allein auf dem Platze, und hielt vor den Arbeitern eine lange Rede, in der er ihnen im Namen der Revolution eine Vermehrung des Lohns und eine Verminderung der Arbeitszeit versprach.

Als er geendet hatte, schloß ihn ein Arbeiter in seine Arme, hob ihn auf seine Schultern, und trug ihn im Triumph um den Platz. Von der Höhe seines beweglichen Thrones herab erwiderte Louis Blanc die Grüße der hin- und herschwankenden Menge mit der Hand. Einige Tage nachher eröffnete er in dem alten Saale der Pairie die sogenannten Generalstaaten der Arbeit.

So hatte die jakobinische Republik den Arbeitern eine Fahne gegeben, eine Festung in der Policeipräfectur, Cantonnirung in den Clubs, ein Geniecorps in dem Bataillon der Barrikaden, eine Avantgarde in dem Bataillon der Montagnards. Die Februarrevolution legte in ihre Hände 100,000 Flinten. Das Luxembourg lieh ihnen eine Idee: eine Idee, einen sinnlichen Trieb, eine Leidenschaft, eine utopistische Hoffnung, oder mag man es sonst nennen wie man eben will, kurz ein bekanntes Symbolum, welches aus dieser verworrenen und hin- und herwogenden Masse eine Partei machte.

Diese Republik hatte doch alle materielle und moralische Macht in Paris für sich; ja sie hatte noch mehr, sie hatte für sich den Alles mit sich fortreißenden Strom der Revolution. –

Eine Revolution ist eine Pest: auf alle Geister, selbst die aufrührischen, wirkt sie ein. Sie reizt die Schwachen, sie überreizt die Starken, sie begeistert die Enthusiasten, die Ueberspannten macht sie trunken. Alle Charaktere treten um eine Stufe der Exaltation näher. Die so lange niedergedrückten Hoffnungen kommen wie in einer ungeheuern Explosion zum Ausbruch. Die Gemüther sind angespannt, fieberisch erregt, ungeduldig und offen für alle Wünsche. Die Massen gewinnen zu ihrer Macht ein uneingeschränktes Vertrauen, und da sie diese Macht durch Nichts als durch Aufruhr beweisen können, so wird revolutionnaire Agitation in ihrem Sinne gleichbedeutend mit Souverainetät. In beständigem Aufstand sein heißt für sie herrschen.

Sie gehen und kommen, sie versammeln sich, sie discutiren an den Straßenecken, auf den Kreuzgassen, allüberall. Sie sind stolz auf ihr Ansehen, sie haben ja die Revolution gemacht, die Revolution gehört ihnen.

Da werden auf den Pflastersteinen, auf allen Wegen der Stadt Stimmen laut, welche die Leidenschaften erregen wollen. Seit dem 24. Febr. mehrten sich die Journale bis ins Unendliche, gleich als wollten sie durch ihre unerschöpfliche Mannichfaltigkeit die reißenden Strömungen der öffentlichen Meinung bezeichnen. Selbst die Mauern sprachen mit in diesem hohen Rathe der Ideen: überall regten blaue, rothe, grüne Anschlagzettel, possenhafte oder heftige Proclamationen den Geist der Menge an. Paris war weiter gar Nichts als ein Club der in freier Luft Sitzungen hielt, und die leidende, erregte, aufbrausende Menge erwartete Nichts mehr als das Anschlagen der Sturmglocke, um sich zu erheben.

In diesem Februarsturme schritten alle Gewalten des Augenblicks in der Richtung der Insurrection vorwärts. Die rothe Republik hatte für sich Wind, Welle und Flut! Welchen Widerstand konnte man dieser Ueberschwemmung entgegensetzen?

Mitten in einem überschäumenden Meere von Säbeln, Piken und Bayonneten, welches aus dem Grunde des Platzes heran von Treppe zu Treppe stieg, und von Corridor zu Corridor anprallte, hatten sich in einem Saale des Stadthauses elf Männer an einen grünen Tisch gesetzt, um die Gesellschaft zu erretten. Sie waren mit verschiedenen Gedanken, mit abweichenden Meinungen zu diesem gemeinschaftlichen Rendezvous der Revolution gekommen. Sie waren sich Einer dem Andern fremd, Einer dem Andern verdächtig; sie hatten kein anderes Band unter sich als die Gefahr. Jeden Augenblick in ihrer Würde vom Volke umzingelt, vereinzelt hingestellt in ihrer Machtvollkommenheit, in die Leere hinausgehalten über einen ewig geöffneten Abgrund, haben sie doch in der That keine Macht in ihren Händen, ihre Macht ist Wind. Und doch haben sie sich die Lösung des so ungeheuern Problems, ihr Vaterland zu retten, zur Aufgabe gemacht. Sie müssen die Lösung vollbringen oder untergehen, und Frankreich in ihren Fall hineinziehen. Sie müssen untergehen; denn wenn je die menschliche Vernunft aus den Ereignissen einen Schluß ziehen durfte, so mußte sie aus der Februarrevolution den verhängnißvollen, unabänderlichen Schluß ziehen: Die gemäßigte Republik wird von der rothen besiegt, gedemüthigt, aufgezehrt werden.

Welche Streitkräfte hatte die gemäßigte Republik?

Sie hatte damals Nichts. Sie besaß nur einen Namen „Provisorische Regierung", der im „Moniteur" gedruckt stand. Aus einem Aufstande hervorgegangen, konnte diese Regierung jeden Augenblick dem Aufstande wieder anheimfallen, und selbst durch ihren Ursprung war sie nur eine fortwährende, offene Versuchung zur Emeute.

Aber auf welche Macht konnte sie sich stützen?

Etwa auf eine materielle Gewalt?

Das fliehende Königthum hatte hinter der Spur seines Wagens Alles zusammenstürzen lassen, Ministerium, Kammer, Verwaltung, Policei. Hr. Thiers war einen Augenblick durch die Deputirtenkammer gelaufen, und war, indem er die Hände über dem Kopfe zusammenschlug, mit dem Rufe: „Die Flut steigt! Alles ist verloren!" geflohen. Hr. Odilon-Barrot hatte eine Minute die fahle und düstere Erscheinung der Regentschaft mit seinem Worte auf der Tribune gedeckt; durch eine Rede glaubte er sich seiner Pflichten entledigt zu haben. Die von ihrer Begeisterung verlassenen Regimenter hoben die Flintenkolben in die Luft, gaben ihre Waffen ab und gingen in ihre Kasernen. Die Generale, die ohne Befehle blieben, zogen ihre Uniformen aus, und erkundigten sich im Frack nach der Regierung auf dem Stadthause.

Die durch die Haussuchungen der Insurgenten zum Theil entwaffnete Nationalgarde war durch die Thatsache der Revolution selbst aufgelöst. Sie war verwundert über eine Katastrophe an der sie nur hatte passiv mitschuldig sein wollen, und erschreckt über einen Sieg dessen Consequenzen sie nicht alle vorausgesehen hatte. Der Sache der Ordnung bot sie Nichts als lückenhafte Stämme bestürzter Compagnien, welche neue Recruten, deren Gesinnung sie nicht kannten, in ihre gelichteten Reihen treten sahen. Das war die ganze materielle Macht welche die Provisorische Regierung als Erbschaft aus den Händen des Königthums empfing. Diese Erbschaft war in der That Nichts

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 84. —— 7. April 1849.

Zur Geschichte des spanischen Dramas.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 83.)

Der Hauptvorwurf in diesen Epigrammen gegen Alarcon — abgesehen von den nur ihre Verfasser entehrenden Witzen über seine körperliche Verunstaltung — ist also: daß er bei seinem zu jenen Festspielen gelieferten und wohlbezahlten Gedichte das — wie es nach Quevedo's Epigramm scheint, den Titel „Don Miguel de Vanegas" geführt hat — sich der Hülfe Anderer, namentlich Mira de Mescua's und Luis de Belmonte's *), bedient, und überhaupt es so sehr mit fremden Federn ausgestattet habe, daß es mehr einem schlecht zusammengeschneiderten Centon als einem Werke eigener Erfindung glich, daß er aber trotzdem in dem Festberichte sich der Auszeichnung gerühmt habe. Dieser Vorwurf mag vielleicht in Bezug auf dieses Festspiel gerecht gewesen sein, das Alarcon etwa in großer Eile machen mußte, und dabei sich der Hülfe Anderer bediente und einige Plagiate zu Schulden kommen ließ. Aber er wäre ein doppelt ungerechter, wollte man ihn auch gegen seine übrigen Werke geltend machen; denn nicht nur zeichnen sich diese gerade durch die Originalität der Erfindung und Ausführung aus, sondern es ist wol in dieser Hinsicht nicht leicht Einem so arg mitgespielt worden wie Alarcon, dessen beste Stücke schon bei seinen Lebzeiten Andern zugeschrieben und unter den Namen beliebterer Dichter aufgeführt und gedruckt wurden.**) Daher sah er sich veranlaßt, als er 1634 zu Barcelona die Parte segunda seiner „Comedias" (enthaltend 12 Stücke) herausgab, in dem Vorworte dem Leser ausdrücklich zu erklären:

> Sabe que las ocho comedias de mi primera parte y las doce de esta segunda son *todas mias*, aunque algunas han sido plumas de otras cornejas, como son *el Tejedor de Segovia*, *la Verdad sospechosa*, *el Examen de maridos*, y otras que andan impresas por de otros dueños; culpa de los impresores que les dan los que les parece, no de los autores á quien las han atribuido, cuyo mayor descuido luce mas que mi mayor cuidado; y asi he querido declarar esto, mas por su honra que por la mia; que no es justo que padezca su fama notas de ignorancia, etc. *)

War jenes Vorwort zum ersten Theile eine trotzig übermüthige Herausfoderung der selbstbewußten, die Welt in die Schranken fodernden Jugendkraft, so ist dieses das bittere, fast verächtliche Lächeln über verkanntes und usurpirtes Verdienst eines gereiften enttäuschten Mannes, der aber durch die leichte ironische Färbung von Bescheidenheit und Resignation noch genug stolzes Selbstgefühl durchblicken läßt.

Dieser edle, stolze Geist soll die ihm wenig entsprechende Hülle im J. 1639 verlassen haben.**)

Selbst nach diesen spärlichen Notizen und wenigen Charakterzügen, die uns von Alarcon aufbewahrt worden sind, wird es nun nicht mehr Verwunderung erregen, wenn er von seinen Zeitgenossen verkannt, von der Nachwelt vergessen

*) Von diesen beiden Dichtern ist Mira de Mescua oder Amescua in der That stark von Andern benutzt worden, und Belmonte hat mehre seiner Komödien gemeinschaftlich mit Andern ausgearbeitet (vergl. v. Schack, II, 457 und 626). Vielleicht sind die Verse Mescua's: „Soi el que ha inventado el componer de consuno", so zu verstehen, als schreibe er sich die Erfindung solch gemeinschaftlichen Ausarbeitens von Komödien zu? Uebrigens hat auch er Vorgänger wieder stark benutzt, wie in seinem „Ermitaño galan" den „Abraham" der Hrôtswitha (was wir hier zu unserm ersten Artikel nachtragen) und im „Fenix de Salamanca" den Tirso de Molina.

**) Wir haben oben schon bemerkt, wie durch einen Irrthum Corneille's — den er aber selbst später berichtigt hat (vergl. Puibusque, a. a. O., S. 156) — das Vorbild seines „Menteur", Alarcon's „Verdad sospechosa", von Einigen schon damals dem Lope de Vega, von Andern dem Rojas beigelegt wurde, ein Irrthum der sich bis auf unsere Tage fortgepflanzt hat; so wird in einem vor uns liegenden Einzeldrucke Alarcon's „Examen de maridos" ebenfalls dem Lope zugeschrieben (auch in Lope's „Comedias", XXII, Ausgabe von Saragossa 1633 aufgenommen, sowie die „Verdad sospechosa" im unechten Bande) und in andern Drucken dem Montalvan; ebenso dessen „Tejedor de Segovia" bald dem Calderon, bald dem Rojas (vergl. v. Schack, II, 612). Wiewol an solchen Imposturen unbezweifelt nur die Habsucht der Buchhändler Schuld war, so beweist doch eben Dies, wie sehr es Alarcon's Rivalen gelungen war seinen Namen in Schatten zu stellen und bald in Vergessenheit zu bringen.

*) Vergl. Puisbusque, a. a. O., S. 430; und v. Schack, S. 612. Bitterer beklagt sich Alarcon über diese literarischen „Krähen" in seinem „Don Domingo de Don Blas", wo der Gracioso die bekannte Fabel von der mit fremden Federn sich schmückenden Krähe erzählt, und mit folgender Epimythe schließt:

> Y pluguiera á Dios, que dieran
> siempre con igual rigor
> esta pena al mismo error:
> que yo sé bien, que advirtieran
> menos falsos mas de cuatro,
> que con *ageno vestido*
> el aplauso han merecido
> del púlpito, y *del teatro*.

**) So geben wenigstens Moran und Gil de Zárate mit Bestimmtheit das Todesjahr Alarcon's an, das Hrn. v. Schack unbekannt geblieben ist.

wurde. Konnte ein Dichter etwas Anderes erwarten, konnte unter den damaligen Verhältnissen, bei der Menge von wirklich ausgezeichneten und überaus fruchtbaren dramatischen Talenten, Der hoffen beliebt und berühmt zu werden dem keine Landsmannschaft emporhalf, denn die Altspanier suchten den Ankömmling aus den überseeischen Provinzen eher niederzuhalten; der nicht um die Gunst des Publicums buhlte, denn er verachtete den unwissenden Haufen, und wagte es sogar ihm zu sagen, daß er ihn für Das halte was er ist; der es verschmähte sich durch die Cameraderie protegiren zu lassen, denn er erregte vielmehr ihren Neid und ihre Verfolgung, da er wol zu stolz war sie die höhere Stellung vergessen zu machen die er durch Geburt, Rang und Hofgunst einnahm; ja haben wir nicht gesehen, daß er wol dadurch hauptsächlich eine förmliche Verschwörung seiner Zunftgenossen hervorrief, die ihm diese Ueberhebung so wenig verzeihen konnten, daß sie die Blößen einer übereilten Gelegenheitsarbeit und sogar seine körperlichen Gebrechen benutzten, um in seltener Uebereinstimmung über ihn herzufallen, ihn lächerlich zu machen und in den Augen des Publicums völlig zu verderben? *) Dazu muß man noch bedenken, daß bald nach Alarcon Calderon und seine Nachfolger so sehr in der Gunst des Publicums stiegen, daß von ihren Vorgängern außer Lope nur Wenige sich neben ihnen erhalten konnten. Wenn trotzdem einige Stücke Alarcon's sich noch durch längere Zeit auf der Bühne erhielten, wie „El Tejedor de Segovia", „La verdad sospechosa", „El examen de maridos", „Las paredes oyen", und wenn man es wagen konnte diese den beliebtesten und berühmtesten Dichtern zuzuschreiben, wie dem Lope, Calderon, Rojas, so ist Dies doch gewiß ein schlagender Beweis von ihrem absoluten Werth, von Alarcon's von persönlichen und zeitlichen Rücksichten unabhängigen Verdiensten. Darin liegt aber auch die Auffoderung an die unparteiische Nachwelt, das von Parteileidenschaft, Ungunst und Sorglosigkeit begangene Unrecht gegen einen Mann wieder gutzumachen, dessen Name neben denen des Lope, Calderon und Tirso de Molina von ihr gefeiert zu werden verdient. Um nach besten Kräften dazu beizutragen, wollen wir einige von Alarcon's Komödien auch im Einzelnen besprechen. **)

(Die Fortsetzung folgt in der nächsten Lieferung.)

*) Die beiden edelmüthigsten dieser Epigrammatisten-Verschwörung, Lope de Vega und Montalvan, haben freilich ihr an Alarcon begangenes Unrecht wieder in Etwas gutzumachen gesucht, indem der Erstere in seinem „Laurel de Apolo" auch Alarcon's lobend gedenkt, Montalvan aber in seinem „Para todos" ihn noch mehr nach Verdienst würdigt, indem er sich also über dessen Komödien ausspricht: „Las disponia con tal *novedad*, ingenio y acierto, que no habia comedia suya que no tuviese *mucho que admirar*, y nada que reprender, que despues de haberse escrito tantas, era gran muestra de su caudal fertilísimo."

**) Denn Lista (a. a. O., S. 177) sagt mit Recht von Alarcon: „Este poeta no es de aquellos que para conocerlos debidamente basta examinar una ú otra de sus piezas, y presentar muestras de su estilo. Siendo como es *original en todas sus producciones*, es preciso examinar las comedias de mérito que escribió."

Die Memoiren Caussidière's und die Enthüllungen der „Presse".

(Beschluß aus Nr. 83.)

Allein welche moralische Gewalt konnte die Provisorische Regierung aus sich selbst schöpfen, um die Anarchie zu besiegen?

Ihre Einheit?

Aber ihre Gedanken waren sich widersprechend, ihre Zusammensetzung rein durch den Zufall bedingt. Die Majorität in ihr mistraute der Minorität, und umgekehrt. Die Herren Ledru-Rollin, Garnier-Pagès, Marrast, Lamartine, Jeder von ihnen hielt sich seine besondere Policei, und diese kreuzten dann in der Dunkelheit mit den zwei oder drei amtlichen und immer dienstfertigen Wachinstituten des Hrn. Caussidière. Collegen ließen Spione vor der Thür ihrer Collegen schlafen; denn die Verschwörung gegen die Provisorische Regierung fand in der Regierung selbst Aufmunterung. Und Das ist noch nicht genug. Jeder bedeutende Minister hatte bewaffnete Clienten, um sein Ministerium gegen etwanige Handstreiche der Verschwörer schützen zu können. Garnier-Pagès hielt 800 Mann für das Ministerium der Finanzen, Lamartine 200 Mann für die auswärtigen Angelegenheiten. Die Revolution schien die faustrechtlichen Zeiten des Mittelalters wieder heraufbeschworen zu haben, wo die verschiedenen Oberlehnsherren sich auf ihren Schlössern eine Besatzung von Reisigen hielten.

Aber wenn die Provisorische Regierung nicht durch ihre Einheit stark war, hatte sie vielleicht über einen gefüllten Schatz zu verfügen?

Auch Dies nicht!

Man fand eine Anleihe von 200 Millionen vor, und sollte eine unmittelbar fällige Schuld von 800 Millionen bezahlen. Das Loch war so groß, daß dem ersten Finanzminister, Hrn. Goudchaux, der Kopf schwindelte. Er verlor noch ehe die Gefahr hereinbrach das kalte Blut. Eines Tages begab er sich zu den Besprechungen der Regierung mit zwei Pistolen in der Tasche. Er legte diese auf den Tisch des Rathes, und erklärte, wenn die Regierung seinen Finanzplan nicht unmittelbar gutheiße, so wolle er sich eine Kugel durch den Kopf jagen. Es handelte sich nicht um einen Staatsbankrott — denn auch die Sprache des Finanzmanns hat ihre Euphemismen —, sondern nur um eine einfache „Einstellung der Zahlungen"; dieser Plan ward verworfen.

Also kein Geld und noch viel weniger Credit. Das Eigenthum zeigte doch wenigstens guten Willen, indem es im voraus die Steuern bezahlte; aber der Blitzstrahl der Umlaufschreiben fiel nur auf das Eigenthum. Da verschwand das Vertrauen und die Rente fiel. Die Banquierhäuser stürzten sich eins über das andere, indem sie sich wechselseitig in ihren Untergang mit hineinrissen. Eins dieser Häuser verlangte von der Regierung eine Anleihe von mehren Millionen, und im Falle der Weigerung drohte es mit Liquidation. Die Regierung war bestürzt, denn nach dieser Liquidation hätte sich in Paris kein Haus mehr halten können. Sie berieth lange über diese Frage, aber sie hatte die Millionen nicht, sie konnte Nichts geben. Zum Glück wankte das Haus nur auf Augenblicke unter der allgemeinen Erschütterung; es erholte sich bald wieder und setzte mit Erfolg seine Operationen fort.

Die Provisorische Regierung konnte, als sie die Treppe des Stadthauses hinanstieg, weder über einen Thaler noch über ein Bayonnet verfügen. Sie war unter einem Spottnamen, dem Namen der Dictatur, die personificirte Ohnmacht.

Die beiden Republiken sind in ihr vertreten, und jede von ihnen hat sich in einem Menschen zusammengefaßt, der ihren Charakter bewundernswerth darstellt. Die gemäßigte Republik ist in Hrn. v. Lamartine Fleisch und Blut geworden, sie ist nur eine Friedensverheißung, eine Verkündigung des Edelmuths und der Gastfreundschaft für Alle. Sie ist ein Gedanke, und diesen Gedanken aufrecht zu erhalten muß sie alle ihre Mittel aufbieten. Ihre Entstehung muß ihr Macht verleihen; sie muß

aus dem Chaos heraustreten durch ein Fiat, ein Schöpfungswort ihres eigenen Willens.

Hr. v. Lamartine hat keine andere Gewalt hinter sich als den Gerechtigkeitssinn, die Liebe zum Gesetz, die Gesellschaft, die Civilisation. Aber sein Wort wird ihm eine Armee werden. Der Mann, der sich so der Anarchie entgegengeworfen hatte, um sie zu besiegen oder sich von ihr zerschmettern zu lassen, war ein friedlicher und muthiger Mann, der sich mit offener Brust dem Hinderniß entgegenstellte, der sich zeigte, der seinen Namen nannte, der wechselsweise die Sprache des Herzens und die der Vernunft redete, der Etwas verweigerte ohne aufzureizen, der zu vereinigen suchte ohne sich selbst untreu zu werden, und so war er drei Monate lang durch seine Beredtsamkeit die einzige Gewalt in Frankreich.

Die terroristische Republik hatte nicht, wie man doch lange geglaubt hat, Hrn. Ledru-Rollin zum Vertreter. Dieser war Nichts als die tönende Schelle; er hatte nur den bloßen Willen, nicht den aufopfernden Muth des Terrorismus; er war der Lärmmacher seiner Partei, nicht der Mann der That. Ihr wahrer Anführer, ihr wirklicher Leiter war Hr. Caussidière.

Hr. Caussidière ließ Hrn. Ledru-Rollin gern die Ehre des Vorrangs; vor der öffentlichen Meinung begnügte er sich zu handeln. Seine kolossale Statur, seine heimliche Politik, die sich hinter einem freimüthigen Lächeln versteckte, seine vorstädtische Begeisterung, sein fremdes Aussehen, seine so klug berechnete Nachlässigkeit, endlich selbst die gedehnte und belegte Stimme, alles Dies machte aus ihm den Helden des Berges. Er war die Seele und die rechte Hand des Berges, und Dies mit einer so großen Geschicklichkeit, daß er seinen Einfluß und seinen Arm immer in den Ereignissen verbarg. Er hinterging zudem die Regierung, die Nationalvertretung, die Stadt Paris, die Clubs, die Wahlurne, ganz Frankreich, und auch ohne die unbedachte Schwatzhaftigkeit seiner Memoiren würden wir vielleicht den außerordentlichen Einfluß errathen den er auf das Geschick der Revolution übte. Er war ganz eigentlich der Gegner Hrn. v. Lamartine's, aber der verkappte Gegner. Lamartine schlug ihn, ohne ihn zu sehen, und er schlug ihn nur in seiner Partei.

Ich will den Einfluß Caussidière's nicht vergrößern, um mehr Verantwortlichkeit auf ihn zu laden. Er ist angeklagt, verbannt. Ich will nicht seine Lage und sein Exil härter machen; meine Mittheilung nimmt nur auf sein erstes Auftreten Bezug, und verläßt ihn am Ende der Provisorischen Regierung, d. h. zu einer Zeit, über die er dem Richterstuhl keine Rechenschaft zu geben braucht. Hiernach können wir, Episode auf Episode, in aller Freiheit unsers Wissens die Geschichte dieses langen, so allgemeinen und bisweilen so vereinzelten, aber doch unaufhörlichen Kampfes erzählen, den die beiden Republiken jeden Tag, jede Stunde, hier, dort, im Schatten und in der Sonne, drei ganze Monate hindurch gegeneinander geführt haben.

Die Sitzung der Provisorischen Regierung im Stadthaus war nur eine fortdauernde Belagerung. Wenn eine Woge glücklich vorübergegangen war, schlug eine andere an diese gebrechliche Macht. Da waren Terrorismus und Communismus auf dem Wege, der Regierung mit den Waffen in der Hand ihr Ultimatum vorzulegen. War der eine zurückgewiesen, so erschien der andere. So folgten sie in regelmäßigen Zwischenräumen aufeinander, bis zu dem Tage wo sie ihre Sache und ihren Wahlspruch auf den Barrikaden des 23. Juli zu Schanden machten, und in dem Kampfe selbst verschwanden.

Am Freitag, dem Tag nach der Revolution, stellte sich eine bewaffnete Menge, Tambours an der Spitze, in Schlachtordnung vor dem Stadthaus auf. Die vier Kanonen welche vor dem Eingange standen wurden auf die Thür des Hauses gerichtet, und Flintenschüsse wurden in die Fenster abgefeuert. Wilde Banden hatten sich der Schildwache bemächtigt, und stürzten die Treppen hinauf, indem sie hier und da ihre Waffen in den Corridoren entluden. Größtentheils waren es Menschen in Lumpen, mit nackten Füßen, betrunken und auf den Barrikaden verwundet. Einige hatten draußen auf dem Platze todte Cavaleriepferde zerstückelt, um sie zu verzehren, und trugen blutende Stücke davon auf ihren Bayonneten. Sie wollten die rothe Fahne auf dem Stadthaus aufgepflanzt sehen; drei Mitglieder von den elf waren im Besprechungssaale anwesend, die Herren Garnier-Pagès, Marie und Lamartine.

Hr. v. Lamartine opferte sich auf. Er ging der rothen Fahne entgegen, und widersetzte sich den Volksmassen am Geländer der großen Treppe. Welch einen Anblick gewährte der Augenblick währenddem er sprach. Hinter ihm waren auf dem Fußboden, auf einer Streu, Leichname zusammengelegt; unter sich, zu seinen Füßen gelangte sein Blick durch die stufenweise die Treppe hinabgehenden Abtheilungen von Säbeln, Piken, Bayonneten zu einer wogenden Volksmenge, in der von Zeit zu Zeit Flintenschüsse laut wurden, welche das Geschrei des Volks mit den schwarzen Wolken des Pulverdampfes in die Höhe begleiteten. Endlich, ebenfalls unten, im innern Hofe des Stadthauses, schlugen die Pferde der Municipalgarde, die losgerissen durcheinander lagen und durch den Lärm der Schüsse scheu gemacht wurden, wild aus, und bäumten sich unter lautem Gewieher.

Als Hr. v. Lamartine sprechen wollte, übertönte Geschrei seine Rede. Ein Pistolenlauf zielte auf seine Brust; einige Stimmen schrien: „Lamartine's Kopf!"

„Wollte Gott, Mitbürger, ihr hättet ihn auf euern Schultern!" erwiderte der Redner.

In diesem feierlichen und fürchterlichen Augenblicke, wo er das Wort nicht hatte erhalten können, und wo er ruhig und mit gekreuzten Armen unter all den Drohungen das Stillschweigen erwartete, sah er mitten in der Menge sich über die Köpfe der Belagerer einen unbeweglichen Körper ganz gerade in die Höhe richten, der auf die Schultern umgelegt ward, und die Augen geschlossen hatte. Das war Hr. Louis Blanc, den das Volk in seinen Armen ohnmächtig davontrug; er hatte den Eindruck dieses Schauspiels nicht ertragen können.

Man kennt die weitere Entwickelung dieses ersten Tages: die rothe Fahne ward besiegt. Hr. Caussidière scheint diese Scene vollkommen ignorirt zu haben; denn auf der Seite wo er sie in seiner Erzählung vorbringen mußte schiebt Hr. Caussidière eine Abhandlung über die Theorie der Farben ein, um uns zu lehren, daß das Roth die Farbe der Einheit sei. Wir kennen diese Einheit! . . .

Der Socialismus schritt unaufhaltsam vorwärts im Terrorismus. Wenige Tage nachher drangen neue Haufen in die Säle des Stadthauses, sie bemächtigten sich der Thüren, und schritten bis in den Conferenzsaal vor. Hr. v. Lamartine setzte sich von neuem aus, um den Sturm zu beschwören; aber er ward mit dem einen Schrei empfangen: „Wir wollen mehr als Worte!" Ein Arbeiter sonderte sich von den Eindringlingen ab, setzte sich auf den Rathstisch, lud seine Büchse, stemmte sie zwischen die Beine und erklärte, daß er nur aus dem Stadthaus gehen werde, um dem „Moniteur" das Decret über Organisation der Arbeit zu überbringen. Hr. v. Lamartine sprach lange, und suchte unter dem Fanatismus seiner Zuhörer den geheimen Nerv, den er erschüttern konnte. Sie hörten ihn endlich. Er hielt eine der glänzendsten Reden die er je von der Tribune herab gehalten hat, über die Veredelung des Arbeiterlebens. In seiner Rede umschwebte die Werkstatt ein Glanz wie an dem Tage, wo einst der Zimmermannssohn in ihr seine Gottheit barg; und obwol er wußte, daß er sich in der Volksgunst schade, daß er sich all seiner Macht über die arbeitenden Classen begebe, schloß er doch seine Rede mit den energievollen Worten:

„Und wenn ihr mich vor die Mündungen von 20 Stück Geschütz hinstelltet, ihr würdet es doch nicht dahin bringen, daß ich die zwei miteinander verbundenen Worte: Organisation der Arbeit, unterzeichnete, und ich will euch sagen warum?

Deshalb, weil ich mir weder mehr noch weniger Einsicht zutraue als irgend ein anderer Mann meiner Zeit oder meines Landes, weil ich ferner 15 Jahre meines Lebens darauf verwendet habe diese Frage von der Organisation der Arbeit zu durchdenken, und weil es mir unmöglich gewesen ist sie zu verstehen. Was ich nicht verstehe unterschreibe ich nicht.

Weiter deshalb, weil ich ein ehrlicher Mann bin, und dem Volke nicht Verheißungen, die ich nicht halten kann, unterschreiben will."

Man hat oft behauptet, die Provisorische Regierung habe in ihrer Majorität das Decret von der Organisation der Arbeit, welches Louis Blanc redigirt hatte, unterzeichnet. Louis Blanc legte Lamartine in der That den Entwurf zur Unterschrift vor, aber Lamartine wies das Papier zurück. Und die Majorität der Regierung folgte seinem Beispiele.

Hr. v. Lamartine entwickelte an diesem Tage so viel Muth, so viel Ueberzeugung, so viel Schwung, so viel Theilnahme für die Proletarier, daß in jenem Arbeiter der im Rathssaale saß allmälig der Wunsch rege ward ihn zu verdienen. Mehrmals fuhr er mit der Hand über seine Stirn, als wenn er eine letzte Versuchung aus ihr verjagen wollte, stand dann auf, nahm sein Gewehr und ging, indem er Lamartine die Hand drückte.

Mit so lebendigen, bisweilen etwas grellen Farben sind noch wenig Partien der Februarrevolution gemalt worden; es lohnte wol daher der Mühe auf diese Darstellung besonders und etwas ausführlich aufmerksam zu machen. Dem deutschen Herzen, das immer verletzt wird, wenn Verdienste und wahre Verdienste deshalb verkannt oder abgeleugnet werden, weil sich in ihrer Gesellschaft Irrthümer vorfanden, thut die Anerkennung, welche wenn nicht der Politik doch dem Charakter, dem Muthe und dem guten Willen Lamartine's zu Theil wird, besonders wohl. Der Kampf der beiden Republiken ist mit der Katastrophe des Juni noch nicht geendet, wenn auch die Kräfte der Parteien jetzt anders stehen. Die rothe Republik temporisirt, aber sie glaubt noch an mehr als ihre Möglichkeit, sie glaubt an ihre Nothwendigkeit. Sie hat an Caussidière für den Augenblick ihren Führer, mit ihm aber nicht den Fanatismus der Idee verloren. Sie hat in einem Falle Aussicht auf Sieg, wenn nämlich eine Revolution ausbricht zu Gunsten des Königthums. Zur Beurtheilung der Frage, wie weit dann ein solcher Sieg für Frankreich ein Unglück wäre, mögen die Charakteristiken und Skizzirungen des vorstehenden Aufsatzes einige Materialien liefern. 31.

Bibliographie.

Freiligrath, F., Neuere politische und soziale Gedichte. 1stes Heft. 2ter Abdruck. Düsseldorf, Schaub. 8. 15 Ngr.

Macaulay, T. B., Die Geschichte Englands seit dem Regierungsantritte Jakobs II. Uebersetzt von F. Bülau. 1ster Band. 1ste Abtheilung. Leipzig, T. O. Weigel. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Nekrolog auf Joh. Casp. v. Orelli, geb. den 13. Febr. 1787, gest. den 6. Jan. 1849. Zürich, Orell, Füßli u. Comp. Gr. 8. 3 Ngr.

Streber, F. L., Revolutionaire Diplomatie. Reflexionen und Charakteristiken. Berlin, Hofmann u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Das Veilchen. Ein Taschenbuch für Freunde einer gemüthlichen und erheiternden Lectüre. 39ster Jahrgang 1849. Wien, Riedl's Wwe. u. Sohn. 16. 1 Thlr. 5 Ngr.

Vinet, A., Der Sozialismus in seinem Prinzip betrachtet. Aus dem Französischen übersetzt von D. Hofmeister. Mit einem Vorworte von A. Neander. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 15 Ngr.

Wahrheitsschenke für Vornehm und Gering. Eine Reihe von Volksbüchern über die Hauptereignisse und Lebensfragen der Gegenwart, herausgegeben von A. Grün. 1stes Heft. — A. u. d. T.: Das Frankfurter Vorparlament und seine Wurzeln in Frankreich und Deutschland. Von A. Grün. Leipzig, O. Wigand. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Briefe eines Deutschen aus Kalifornien, nebst authentischen Documenten. Herausgegeben von J. L. Schwarz. Berlin, Adolf u. Comp. 8. 7½ Ngr.

Deinhardt, H. M., Die Schutzzölle und das Ausfuhrprämien-System. Jena, Luden. 8. 6 Ngr.

Enthüllung der Wahl-Operationen der Demokraten. Herausgegeben vom Verein zur Wahrung der Interessen der Provinzen. Nr. 1—4. Berlin, Sittenfeld. 4. 7½ Ngr.

Fabri, F., Die materiellen Nothstände der protestantischen Kirche Bayerns und deren mögliche Abhülfe. Eine Denkschrift. Nürnberg, Raw. 1848. Gr. 8. 6 Ngr.

Gaume, J., Europa im J. 1848. Oder: Betrachtungen über die Organisation der Arbeit, den Communismus und das Christenthum. Nebst zwei Beigaben: Die Lösung der Fragen: Warum gibt es Reiche? Warum gibt es Arme? Volkskatechismus, oder Fragen und Antworten über die Pflichten der Gesellschaft. Aus dem Französischen. Regensburg, Manz. Gr. 8. 12½ Ngr.

Hülse, W., Freihandel und Schutzzoll in Anwendung auf die Verhältnisse des Herzogthums Lauenburg; insbesondere in Beziehung zu einem Eisenbahnbau von Lübeck nach Büchen-Hamburg, Restler u. Melle. Gr. 8. 6 Ngr.

Jagemann, L. v., Die Militärstrafen im Lichte der Zeit. Erlangen, Enke. Br. gr. 8. 8 Ngr.

Katechismus der Unterscheidungslehren der evangelischen und römisch-katholischen Kirche oder anathematische Anatomie des Papstgethüms. Von einem Laien. Schaffhausen, Schalch. 8. 7 Ngr.

Klemm, K. J., Fürchtet euch nicht! Predigt am Neujahrstage 1849 über Lucä 12, v. 4—9. in Zittau gehalten; mit dem nach der Predigt gesprochenen Gebete. Zittau, Pahl. Gr. 8. 2½ Ngr.

Löhe, W., Aphorismen über die neutestamentlichen Aemter und ihr Verhältnis zur Gemeinde. Zur Verfaßungsfrage der Kirche. Nürnberg, Raw. Gr. 8. 10 Ngr.

Märtyrertod des Denis August Affre, Erzbischofs von Paris. Gestorben den 27. Juni 1848. Nach französischen Berichten. Stuttgart, Rümelin. 1848. Gr. 16. 2 Ngr.

Schnüffler, A., Entdeckte Geheimnisse des demokratischen Frauen-Clubbs. 1ste—6te Auflage. Berlin, Hopf. 1848. 1½ Ngr.

Sinjen, C., Einige Worte A. Zur Abwehr fernerer Belastung der bäuerlichen Hufenländereien, 1. durch den Staat, 2. durch den Arbeiter. B. Zur Herausstellung des Einkommens eines Hufners behufs der Einkommensteuer. C. Zur Beherzigung 1. für die Hufenbesitzer, 2. für die ländlichen Arbeiter, in den Aemtern und Landschaften der Herzogthümer Schleswig-Holstein. Kiel, Schröder u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Tyrwhitt Brooks, ehemaliger Schiffsarzt, Aus dem Tagebuch eines californischen Goldsuchers, oder wie sieht's seit den letzten 4 Monaten dermalen in Californien aus? Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 5 Ngr.

Verkündigung eines großen und schrecklichen Gerichtes und eines neuen Reiches. Prophezeihung für die Jahre 1849—1850. Ulm, Ebner. Gr. 8. 2 Ngr.

Westermayer, A., Von Volks- oder von Gottes-Gnaden? Beantwortet in einer christlich-politischen Bauernpredigt am 3. Sonntag nach Epiphan. Regensburg, Manz. Gr. 8. 3 Ngr.

Wien in modernster Witzfunken-Beleuchtung mit censurfreien Knall-Raketten und constitutionellen Transparenten von J. Rhesommasatyrus. 3tes bis 5tes Heftchen. Linz, Eurich u. Sohn. Gr. 16. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 85. —— 9. April 1849.

Zur Geschichte des spanischen Dramas.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 84.)

Alarcon hat sich fast in allen damals üblichen Gattungen der Komödien versucht. So hat man von ihm mehre Stücke der heroischen Gattung. Ueber diese hat sich Hr. v. Schack so treffend und schön ausgesprochen, daß wir diese Stelle hierhersetzen wollen:

Unter Alarcon's Schauspielen findet sich zwar keines das sich nicht durch Vorzüge auszeichnete; dennoch ragen die heroischen, deren Stoff sich an die nationale Geschichte oder Sage lehnt, über die andern empor. Wol nirgend hat sich der eigenthümliche romantische Geist der das spanische Leben jener Zeit durchglühte mit gleicher Kraft und Fülle ausgesprochen. Was Herrliches und Großes seit Jahrhunderten in den Klängen der Romanze gelebt hatte und begeisternd ins Herz des Volkes gedrungen, was Liebliches und Zartes der Ritter am Fenster seiner Dame zum Ton der Guitarre gesungen, hat sich hier in anderer Form noch lebendiger entfaltet. Hier lebt und handelt vor uns jenes ernste und gediegene Volk voll Heldensinn und Glaubenstreue das seit lange in Spanien heimisch war; und daneben jenes andere das, wie ein sengendes Feuer aus den arabischen Wüsten hervorgebrochen, unter dem milden Himmel bald der angeborenen Wildheit vergaß, und in den Zaubergärten Andalusiens seine Feenpaläste baute; wir sehen den jahrhundertlangen Kampf um das Kreuz und den Halbmond, hören den Kriegsruf und das Waffenklirren und dazwischen Lautenton und Liebesklage, bis endlich der Glockenklang den Kriegslärm übertönt, und das siegende Volk die Symbole seines Glaubens auf die Heiligthümer des Propheten pflanzt, aber alles Schöne was beim besiegten entsprossen in sich aufnimmt und zu noch schönerer Blüte gedeihen läßt.

Hr. v. Schack rechnet zu den Stücken dieser Gattung vor allen Alarcon's so berühmt gewordenen „El Tejedor de Segovia" (Der Weber von Segovia). Da aber davon nicht nur Hr. Chasles eine ausführliche Analyse gegeben hat, sondern auch Ferdinand Denis eine prosaische Bearbeitung (im zweiten Theil seiner „Chroniques chevaleresques etc.") und Hr. v. Schack eine treffliche, das Original in Geist, Ton und Form getreu reproducirende metrische Uebersetzung (im ersten Theil seines „Spanischen Theaters", Frankfurt a. M. 1845), endlich das Original selbst in Ochoa's „Tesoro del Teatro español" abgedruckt ist, so können wir uns ersparen hier näher auf dessen Inhalt und Plan einzugehen. Wir wollen nur beiläufig bemerken, daß man in der Fabel und im Hauptcharakter dieses Stücks einige Aehnlichkeit mit Schiller's „Räuber" gefunden hat. (Dies ist z. B. auch Hrn. Moron, a. a. O., VII, 380, aufgefallen, der diese Aehnlichkeit aber eine „desagradable semejanza" nennt!) Aber eben diese Aehnlichkeit macht, abgesehen von allem Uebrigen, die Verschiedenheit der Auffassung und Behandlung erst recht augenfällig. Schiller hat daraus eine Tragödie gestaltet mit der welthistorischen Idee als Unterlage, daß das conventionnelle Recht und die dadurch bedingte Freiheit Aller wol zum schreienden Unrecht gegen einen Einzelnen werden und ihn zum Austritt aus der Gesellschaft treiben könne, daß aber der Einzelne im Conflict seiner einseitig aufgefaßten Berechtigung mit den gegebenen Basen der Gesellschaft dieser zum Opfer fallen müsse. Alarcon aber hat daraus mehr eine dialogisirte Novelle gemacht, worin er mehr an die äußere Erscheinung sich haltend mit seltener Erfindungskraft und glänzenden Farben einen starken Charakter in den wunderbarsten Verwickelungen und Situationen malt, der ein Opfer der Intrigue zwar ebenfalls gezwungen wird als Räuber sich der Gesellschaft gegenüberzustellen, aber durch seine Willenskraft seiner und seiner Familie beleidigten Ehre endlich, freilich auf echt spanische Weise, Gerechtigkeit verschafft, d. h. sich an seinen Verfolgern rächt und sie zum Widerruf ihrer Verleumdung zwingt, zugleich die Feinde des Vaterlands besiegt, und so als gesühnter und loyaler Caballero wieder in die Gesellschaft zurücktritt. Man sieht, der Deutsche hat vorzugsweise das tragische Pathos der universalhistorischen Idee herausgehoben; der Spanier nur ihre äußere Erscheinung in dem concreten Verhältniß zum Nationalcharakter. Wir möchten daher dieses Stück des Alarcon mehr zu dem seit Lope de Vega auf der spanischen Bühne herrschenden género novelesco rechnen, zu dem es selbst nach seiner äußern Eintheilung in zwei Theile*) gehört, und von welchem Standpunkt aus man es nur richtig würdigen wird. Denn nur wenn man die naturgemäße Entwickelung dieser Gattung auf der

*) Ferdinand Denis schließt aus Ungleichheiten des Stils und der Charaktere, daß beide Theile nicht aus Einem Gusse entstanden seien; und Gil de Zárate bezweifelt sogar, daß Alarcon auch der Verfasser des ersten Theils sei? Wir müssen bekennen, daß uns diese Ungleichheiten und Inconsequenzen, die bei Alarcon allerdings seltener sind als bei andern spanischen Dramatikern, nicht so bedeutend scheinen, um die obigen Annahmen und Zweifel zu begründen.

spanischen Bühne im Auge behält, wird man in diesem und ähnlichen Stücken die wahrhaft dramatische Gestaltung, und die in der nationalen Eigenthümlichkeit und im Volksbewußtsein basirte Berechtigung dieser Gestaltungsweise nicht verkennen, und sie nicht von vornherein nur als ein loses Nebeneinandersein von epischen und dramatischen Elementen ohne die zum echt dramatischen Kunstwerk nöthige Fusion verurtheilen.*) Schon daß Lope de Vega als der eigentliche Schöpfer dieser Gattung zu betrachten ist, der sie zuerst aus den vagen Aeußerungen des dunkeln Volksbewußtseins zu einer bestimmten Kunstform des Nationaldramas gestaltete, beweist für ihre Echtheit und Seinsberechtigung. Darüber einen so competenten eingeborenen Kritiker zu hören wie Hrn. Duran, wird auch den einseitig befangenen Ausländer auf den rechten Standpunkt bringen. In seinem Aufsatz über das Drama novelesco des Lope de Vega (in der „Revista de Madrid", II, 68) findet sich folgende treffende Stelle über die genetische Entwickelung desselben:

Der Genius unserer Nation verlangte einen unbeschränkten poetischen Spielraum; wollte die Bühne ihn fesseln und befriedigen, so mußte sie eine vollständige Geschichte, ein episches Gedicht in seiner Ganzheit zur Aufführung bringen. Uns beirrte es wenig, wenn der Dichter seine Handlung über den Occident und Orient, von einem Jahrhundert zum andern ausdehnte; denn da wir vor Allem im Drama die Geschichte suchten, so folgten wir dem Dichter ebenso willig in seinem Fluge über die Bühne wie der Erzählung des Geschichtschreibers in seinem Buche. Die Begierde nach Neuem, die uns ins Theater führte, und unsere Einbildungskraft machten uns immer bereit uns den Schöpfungen der Phantasie völlig hinzugeben; und versetzte man uns auch bald in den Himmel, bald in die Hölle, so waren wir schon zufrieden, wenn wir nur sahen, daß der Held, wie auf der Erde, in wunderbaren Großthaten, verwickelten Intriguen, Kämpfen der Leidenschaften, Conflicten des Ehrenpunkts, der Galanterie und Metaphysik der Liebe, und in ritterlichen und religiösen Handlungen uns und unsere innersten Gefühle reproducire. Doch war dies Alles noch nicht genug um das volksmäßige Drama zu construiren. Darin bestand allerdings seine Wesenheit; aber zu seiner Zierde verlangte der Nationalgeschmack, daß es sich mit allen Farben der Poesie schmücke: kurz, wir foderten, daß die Lyrik, die Epik und die Geschichte alle ihre Reizmittel auch auf der Bühne entwickelten; denn, verwöhnt durch die Pracht, den Reichthum und die Fülle ihrer herrlichen Sprache, konnten spanische Zuhörer auch im Drama nicht den Zauber der verschiedenartigen harmonischen Klänge entbehren. (Vergl. auch v. Schack, II, 338 fg. und Erck in den „Wiener Jahrbüchern der Literatur", LXXXVIII, 67 fg.)

Wenn man Spanier sein muß, um ohne allen kritischen Beigeschmack sich den Schönheiten des „El Tejedor de Segovia" hinzugeben, so ist Alarcon's echt heroisches Schauspiel „Ganar amigos" (Wie man Freunde gewinnt) für Jeden ein Hochgenuß der noch Sinn für Edles, für Freundschaft, Ehre und Großmuth hat. Dies Stück ist in der That das schönste „Lobgedicht auf die Freundschaft"**), und der Charakter des Helden, des Marques Fadrique, konnte nur aus einem so edelstolzen Gemüthe wie Alarcon's hervorgehen, und von so fester Meisterhand so trefflich durchgeführt werden. Hier macht nicht die mehr physische Stärke, die durch Leidenschaften gesteigerte Willenskraft den Helden, es ist vielmehr der Sieg über die glühendsten Leidenschaften des Spaniers, über Blutrache, Liebe und Eifersucht, es ist das stolze Selbstgefühl eines edeln Sinnes und eines reinen Bewußtseins und die Macht der Großmuth, die ihn über Verkennung und Ränke triumphiren, Feinde und Neider in Freunde und Verehrer verwandeln macht; kurz, es fesselt und erhebt uns hier ein allgemein-menschliches Interesse, nur im spanischen Costume, der Triumph der sittlichen Würde, die selbst die gemeinere Umgebung veredelt. Wir stimmen Hrn. v. Schack vollkommen bei, wenn er davon sagt:

Die Wirkung dieses Stücks bei der Darstellung mußte die ergreifendste sein; es mußte nicht blos rühren und erschüttern, sondern zu den großherzigsten Entschlüssen anspornen. Man darf Alarcon dreist für Denjenigen unter den spanischen Dramatikern erklären dessen Pathos am reinsten und kräftigsten ist; was er sagt quillt unmittelbar aus dem Born der tiefsten Empfindung und dringt ebenso unmittelbar zum Herzen; seine Beredtsamkeit reißt unaufhaltsam mit sich fort, weil sie die reine Sprache der Seele ist.

Dabei ist dies Stück so durchaus aus Einem Guß, so fest gefugt, und selbst die einzelnen Schönheiten, so groß sie auch an und für sich sind, können erst durch die Oekonomie des Ganzen, ihr feingefühltes Verhältniß zu demselben und ihre richtige Vertheilung so völlig als sie es verdienen gewürdigt werden, daß hier Analysen und Mittheilung von einzelnen Scenen nicht ausreichen, und trotz der trefflichen Analysen des Hrn. v. Schack und des Hrn. Chasles (auch im „Repertorio americano", IV, 95 fg., findet sich davon eine ausführliche Analyse mit Auszügen), der noch überdies einige Scenen im prosaischen Auszug mittheilt, wird nur Der einen vollkommenen Begriff davon bekommen dem der glücklicherweise leicht zu verschaffende Abdruck des Originals in Ochoa's „Tesoro del Teatro español" zugänglich ist; für die des Spanischen nicht Kundigen aber wäre vor Allem eine Uebersetzung dieses Stücks Alarcon's zu wünschen, das auch jetzt noch und überall, für die Bühne bearbeitet, von großer Wirkung sein müßte.

Dies Stück führt auch den Titel: „La que mucho vale mucho cuesta", und ist unter dem Titel „Amor, pleito y desafio" im 22. Bande von Lope de Vega's „Comedias" als dessen Werk abgedruckt worden; dieser Band wurde aber bekanntlich erst nach Lope de Vega's Tode von seinem Schwie-

*) So haben sich unbezweifelt aus den volksmäßigen Räuberromanzen die Räuberkomödien entwickelt, zu denen der zweite Theil des „El Tejedor de Segovia" gehört, und bilden eine eigene Unterart des género novelesco, wie zahlreiche Beispiele beweisen; z. B. „El amor bandolero" und „Nardo Antonio bandolero" von Lope de Vega, „Luis Perez el Gallego" von Calderon, „El mas valiente Andaluz" und „Lo que puede el desengaño" von Monroy, „El bandolero Solposto" von Cáncer, Rosete und Rojas, „Chico Baturi" von Ant. de Huerta, Cáncer, Rosete u. A., Tirso's „La condesa bandolera" und des Cañizares „El dichoso bandolero" gehören mehr in die Gattung der Heiligenkomödien.

**) Wie Alarcon überhaupt den Werth und die Pflichten der Freundschaft besonders hoch hielt, beweist er noch in mehren andern seiner Stücke, wie in „Los favores del mundo", „Examen de maridos", „El semejante á sí mismo", u. s. w.

gersohn Luis de Usategui herausgegeben. Auf dessen Rechnung also und auf den Umstand, daß unter Lope de Vega's Namen auch dieses Stück Alarcon's auf den spanischen Bühnen aufgeführt und in Einzeldrucken in Umlauf gekommen war, und gewiß nicht auf Lope de Vega's Rechnung ist dieses Plagiat zu schreiben, was um so unzweifelhafter wird, wenn man sieht, wie bei großentheils wörtlicher Wiederholung doch einige Stellen behufs der Aufführung zusammengestrichen worden sind (so ist sogar die erste Scene der dritten Jornada des Originals hier als letzte der zweiten noch angefügt). *)

Minder gelungen im Ganzen, wenn auch ebenso reich an einzelnen Schönheiten ist die heroische Komödie Alarcon's: „Los pechos privilegiados" oder „Nunca mucho costó poco", die durch den zweiten Titel ein Gegenstück zu dem der vorhergehenden „La que mucho vale mucho cuesta" zu beabsichtigen scheint. Wir kennen sie nur aus Lista's Analyse und Auszügen, da sie nur in dem leider uns nicht zugänglichen ungemein seltenen zweiten Bande von Alarcon's „Comedias" abgedruckt ist. Hr. v. Schack erwähnt sie nur mit ein paar Worten. Sie gründet sich auf eine Familiensage des Geschlechts der Villagomez. Ein Ahnherr derselben, Rodrigo de Villagomez, Infanzon von Leon, der zur Zeit des Königs von Leon, Alfons' V., lebte, ist in die eine Tochter, Leonor, des Don Melendo, Grafen von Galicien, verliebt, wird von ihr wiedergeliebt, und hat von ihrem Vater, der sein Freund ist, das Versprechen ihrer Hand erhalten. In die andere Tochter dieses Grafen, Doña Elvira, ist aber der König selbst leidenschaftlich verliebt, ohne sie jedoch zu seiner Gemahlin erheben zu wollen. Er will nun, daß Rodrigo, sein Günstling, ihm als Vermittler zur Erreichung seines unlautern Wunsches diene. Rodrigo verweigert natürlich, als wahrer Edelmann und Freund des Grafen, seine Beihülfe, und verliert darob die Gunst des Königs, der sogar seinem Leben nachstellt. Aus der Gefahr, die deshalb Rodrigo zu bestehen hat und welche die Verwickelung des Stücks bildet, rettet ihn seine treue Amme Jimena, eine starke und muthige Tochter der asturischen Gebirge, und von dieser trägt das Stück den sonderbaren Titel: „Los pechos privilegiados" (Die privilegirten Brüste). Denn als der König aus Eifersucht auf den König Sancho von Navarra, der sich um Elvira's Hand bewarb, sich endlich doch entschloß der Tochter seines Vasallen die seine zu reichen, und sein Unrecht gegen Rodrigo und dessen Edelmuth einsehend sich mit ihm versöhnte, und das Geschlecht seines nunmehrigen Schwagers — denn Rodrigo erhält zugleich die Hand seiner geliebten Leonor — auf jede Weise zu ehren suchte, gab er, zur Erinnerung an Jimena's Heldenthat, dem Hause Villagomez das Privilegium, daß alle Ammen welche Söhne dieses Geschlechts säugen würden dadurch allein schon den Adel erwürben; und dieses Privilegium hat sich, wie Alarcon am Ende des Stücks sagt, bis auf seine Zeit bei diesem Geschlechte erhalten. Trotzdem daß die Fabel des Stücks zu sehr das Gepräge einer echt spanischen Adelsanekdote trägt, trotz der Mängel des Plans — denn im ganzen zweiten Act rückt die Handlung nicht weiter — zeugt es doch in den Charakteren und einzelnen Scenen von dem Genie des Dichters. So ist der Charakter des eigentlichen Helden, Rodrigo, trefflich angelegt und durchgeführt, und erregt durch seinen Edelmuth, der Leben und Liebe der Ehre und Freundestreue unbedenklich zum Opfer bringt, im hohen Grade das Interesse. So ist die Scene von großer Wirkung in welcher Rodrigo dem Ansinnen des Königs ihm zum Kuppler zu dienen mit Entrüstung entgegentritt, und ihm mit Freimuth erklärt, durch ein solches Ansinnen verleugne der König seine Selbstachtung, ihm aber, seinem Freunde, beweise er Verachtung. Der darauf folgende Monolog Rodrigo's, als er sieht, daß er durch seine Unerschütterlichkeit die Gunst des Königs verloren habe, ist in Gesinnung, Diction und Sprache ein Meisterstück:

¿Esto es servir? ¿estos son
los premios de la fineza?
¿los fines de la grandeza?
¿los frutos de la ambicion?
¿de modo que la razon
no ha de ser ley, sino el gusto?
y que cuando el rey no es justo,
quien conserva su privanza
viene á dar cierta probanza
de que tambien es injusto?
Pues no, no perdais, honor,
la alabanza mas segura:
que ser privado es ventura,
no quererlo ser, valor.
El privar es resplandor
de ajenos rayos prestado,
y es luz propia haber mostrado
que quiso mas ser Rodrigo
buen amigo de su amigo
que de su rey mal privado.

So ist die Schlußscene des ersten Acts von großer Wirkung durch die Situation und den kräftigen an Alfieri erinnernden Lakonismus des Dialogs. Der Graf Melendo tritt nämlich dem König, den er nicht erkennt, und dessen neuem gefügigern Günstling Ramiro, die in sein Haus eingedrungen waren um seine Tochter Elvira zu verführen, an der Spitze seiner Familie entgegen:

Conde. Muera el aleve Ramiro.
Ramiro. Perdidos somos, señor.
Bermudo. Mueran.
Elvira. ¡Ay de mi!
Alfonso. Teneos
al rey.
Conde. ¿Al rey?
Alfonso. Sí.
Conde. El rey sois,
aunque no lo pareceis (senkt sein Schwert).

Von den drei übrigen heroischen Komödien Alarcon's: „La amistad castigada", „El dueño de las estrellas" und „La crueldad por el honor", haben die beiden ersten die Anekdote aus der griechischen Geschichte entlehnt (von Dionysius von Syrakus und von Lykurg),

*) Wiederholt unter Lope de Vega's Namen abgedruckt im 24. Bande von dessen „Comedias" in der Ausgabe von Saragossa 1633, in dem sich auch Alarcon's „Examen de maridos" befindet.

sie aber in Handlung, Charakteren, Gesinnung und Costume so sehr hispanirt, daß schon dieser parodische Contrast fortwährend störend wirkt, wofür einzelne gelungene Scenen kaum entschädigen. Die zweite und die letzte haben einen tragischen Ausgang. Von dieser letzten, die auf einer Anekdote aus der Geschichte von Aragon („Mariana", Buch XI, Cap. IX) beruht, hat Hr. v. Schack eine Analyse gegeben (auch Lista hat alle drei analysirt und Proben davon mitgetheilt; sie befinden sich sämmtlich im zweiten Bande von Alarcon's „Comedias"), und sagt davon, daß sie an Großartigkeit der Conception und Energie der Ausführung den besten Stücken dieser Gattung von Alarcon kaum nachstehe.

(Die Fortsetzung folgt.)

Doctor Dorbach der Wühler und die Bürglenherren in der heiligen Weihnachtsnacht Anno 1847. Von Jeremias Gotthelf. Zweite Auflage. Leipzig, Mayer. 1849. 8. 7½ Ngr.

Büchlein wie dieses sind echte Symptome der Jetztzeit; bei aller Tendenz und möglicher Wahrheit unerquicklich. Doch in Jeremias Gotthelf's wunderlich-genialen Humor getränkt mögen wir sie uns gefallen lassen. Es mag für die Phantasie wol solche Käuze wie der Doctor geben; denn in Zeiten so grausamer Verwirrung und ungeheurer Vorahnung wie diese carikirt der erfindende Menschengeist dem aller Boden gewichen ist bis zur äußersten Fratze: dennoch aber bleibt es gefährlich und lieblos zugleich, in den heißesten Prüfungstagen, wo die schweiß- und bluttriefende Menschheit sich um das Wesen der Freiheit schier zu Tode ringt, die freiheitdürstende, angstschweißblutende Menschengestalt so ganz und gar zu verzerrbildern, wie es hier geschieht. Mag immer Jeremias Gotthelf sagen: „Was ist die ganze rothe Republik mit all ihrem Anhängselunfug von Communismus und Socialismus, wie sie im Badenerlande und jenseit des Rheins geflattert, denn anders gewesen als mein Zerrbild «Doctor Dorbach», wir können ihm die Hauptsache seines Behauptens nicht zugeben: daß in der heutigen Menschheit, d. i. in der Menschheit die vom Jahre 1848 politisch datirt, sich ein förmliches System gebildet habe, um alles Bestehende zu zersetzen, alle göttliche und menschliche Institutionen zu vernichten und das Fleisch auf den Thron zu setzen. So lange aber ein solches System nicht besteht — denn auch die rothe Republik ist bis diese Stunde Nichts als die unklare Chimäre, der unwirsche Traum weniger Köpfe —, kann es auch ein Individuum nicht geben das, vom Standpunkte einer allgemeinen Entsittlichung der Welt aus, so scheußlich giftig, so unverbesserlich-wühlerisch sich gebahren sollte wie dieser Knirps von Doctor.

Die rasch mit dem Wort fertige Zeit hat freilich bereits eine firme und feste Kategorie der „Wühler" hingestellt, aber solch ein Besteck wie es hier in der Person des Doctor Dorbach im Lande Schweiz herumläuft, begriffen in einer rastlosen Wühlerei, gegen welche das Wandeln im Irrsal des Ewigen Juden noch eine Sabbathruhe ist, ein solch Geschöpf, aus Schimpfen, Verleumden, Begeifern, Frechheit, absoluter Ichsucht und Zerstörungswuth und radicalem Unglauben zusammengesetzt, und so hingestellt in die Morgendämmerung einer Epoche die von der Freiheit kaum erst etwas Anderes errungen hat als die Nothwendigkeit sie zu besitzen, wir sagen: ein solcher Wechselbalg kann doch thatsächlich für nichts Anderes als für eine Humoreske gelten. Es ist wahr: der Humor darf sich jeder Phase der Weltgeschichte bemächtigen, dafür ist er ein Göttersohn, aber um diesem heimgesuchten Geschlechte auch noch den schönen Gedanken der Freiheit zu verzerren dergestalt, daß sich zuletzt in diesem Gedanken die Gedanken Derer selbst nicht mehr zurechtfinden die ihn zu denken und zu wollen sich bemühen, für solch Beginnen ist die Errungenschaft des Heute zu armselig, zu furchtbar drohend aber was bevorsteht.

Als Humoreske aber ist das Nachtstück vom Doctor Dorbach köstlich: wie er so in lächerlicher Frechheit, im göttlichen Gefühl seines Ichs herumjagt im Solothurnerlande, von Station zu Station, von Kneipe zu Kneipe, bis er mit der uralten Sage der Bürglenherren zusammenfällt, die einst ein gemordeter Pfaff ob ihrer Gräuelthaten verflucht hat: daß sie alljährlich in der heiligen Weihnachtsnacht mit Jagdgeschrei und Hundegeheul wandern und jagen sollen, bis daß sie, den gemordeten Müttern und Kindern zur Sühne, in zehn Jahrhunderten zehn verwilderte Männer ihren trostlosen Familien zurückgeführt. Zu neun Theilen ist bereits der Fluch gesühnt. Es fehlt nur das letzte Zehntheil, und dieser zehnte „Verwilderte", der seinem Weibe, seinen acht hungernden Kindern zurückgegeben werden soll, ist eben der Doctor. So faßt ihn denn in der heiligen Weihnachtsnacht des Jahres 1847 die wilde Jagd der Bürglenherren im Walde am Bachtelenbrunnen bei Solothurn. Die entsetzlichen Erlebnisse dieser Nacht jagen ihn am nächsten Morgen auch wirklich reumüthig zu den Seinen zurück, wo er von weltumstürzelnden Journalartikeln lebt, so lange bis er vier Wochen später aufs neue in die weite Welt „wühlen" geht. Wer nun die Bürglenherren von ihrem Bannfluch erlösen wird, bleibt am Schlusse des Büchleins dahingestellt. 36.

Lesefrüchte.

Das Corps Towarzysz.

Der Vorschlag, für die polnisch zu reorganisirenden Theile des Großherzogthums Posen eine besondere polnisch-preußische Heeresabtheilung zu bilden, erinnert daran, daß schon einmal ein ähnliches polnisches Corps im preußischen Heere bestanden hat. Es war das Corps Towarzysz. Diese Benennung, die eigentlich Gefährte, Kamerad bedeutet, stammte aus dem Heere der ehemaligen Republik Polen selbst; es bezeichneten sich mit derselben die Adeligen, die durchweg im polnischen Heere als Reiter dienten, während die Bauern das Fußvolk bildeten. Das preußische Corps Towarzysz wurde 1800, nach Auflösung des von Friedrich II. gestifteten Bosniakenregiments, von Friedrich Wilhelm III. gebildet, und war das erste preußische Ulanencorps von Bedeutung. Seine Bewaffnung bestand in Lanze, Säbel und Pistolen, die Uniformen waren den national-polnischen nachgebildet, blau und dunkelroth; außerdem trug jeder Towarzysz eine Leibbinde mit den polnischen Nationalfarben Weiß und Roth. Das ganze Corps bestand aus 15 Escadrons, und zwar in ein Regiment und ein Bataillon getheilt. Die Mannschaften waren sämmtlich polnische Schlachtschützen, sie wurden aus dem niedern polnischen Adel von Westpreußen, Südpreußen und Neuostpreußen (d. i. den von Polen an Preußen gekommenen Ländern) genommen. Die Standquartiere des Corps waren Ostrolenka, Tykocin und Lomza. Der Commandeur desselben war der General L'Estocq. Nach dem Feldzuge gegen die Franzosen im J. 1809 wurde das Corps aufgelöst, und die in demselben befindlichen polnischen Edelleute wurden sämmtlich aus dem preußischen Heere entlassen. 22

Dr. Prichard.

Der Tod dieses Präsidenten der Ethnologischen Gesellschaft in London ist ein schwerer Verlust für die Wissenschaft welcher er sein Leben gewidmet. Von seinen Schriften sind zwar nur seine zwei großen Werke: „Researches into the physical history of man" (5 Bde.), und „Natural history of man", ins Volk übergegangen; er ist aber auch der geachtete Verf. von „An essay on the vital principle", einer Abhandlung über den Wahnsinn, eines Werks „On the eastern origin of the Celtic language", und einer großen Menge ungesammelter Beiträge für medicinische Journale. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 86. —— 10. April 1849.

Zur Geschichte des spanischen Dramas.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 85.)

Wenn wir schon bei den bisher besprochenen Stücken Alarcon's bemerkt haben, daß ihr Hauptvorzug in dem Herausheben der sittlichen Idee und in der trefflichen Zeichnung und Durchführung der Charaktere bestehe, so gilt Dies noch viel mehr von jener Gattung, als deren eigentlicher Schöpfer unter den Spaniern er gelten kann, und der er seinen europäischen Ruf verdankt. Wir brauchen wol kaum zu sagen, daß wir damit Alarcon's Comedias de costumbres, die sogenannten Charakterlustspiele meinen; denn wem ist nicht „La verdad sospechosa" wenigstens durch Corneille's „Menteur" bekannt! Dies Stück — von dem noch überdies Schack, Chasles, das „Repertorio americano", IV, 112 fg., und Lista Analysen und Auszüge gegeben, und das im Original in Ochoa's „Tesoro" abgedruckt ist *) — ist allein hinreichend, um Alarcon's Meisterschaft in der Charakteristik im hellsten Lichte zu zeigen, und wie er es verstanden hat ein abstractes Laster in einer concreten Figur zu personificiren, und einen an und für sich so trivialen Satz als: „Die Lüge vernichtet sich selbst und die Wahrheit ist das sicherste Mittel zum Ziel", so poetisch einzukleiden, daß man in der That mit Hrn. Chasles ausrufen muß: „Il est poète dans le mensonge!" Man wird aber die Vorzüge der Originalkomödie erst dann recht würdigen lernen, wenn man sie mit ihren zahlreichen Nachahmungen und insbesondere mit der berühmtesten, Corneille's „Menteur", vergleicht. Hr. v. Schack sagt:

> Ihre Vorzüge treten erst recht in ein helles Licht, wenn man sie mit der trockenen und farblosen Nachbildung des Corneille vergleicht, in welcher fast alle geistreichen Züge und anmuthigen Wendungen des Originals zerstört sind, und eine in jedem Striche lebenvolle Skizze zu einem langweiligen moralischen Exempelstück entstellt ist.

Man vergleiche nur z. B. den Charakter des Vaters des Lügners, der bei Corneille zum Schwachkopf und dupe wird, der aber bei Alarcon ein stolzer, echt spanischer Edelmann ist, der gar nicht begreifen kann wie sein Sohn, ein Sprosse seines Stammes sich bis zur Lüge erniedrigen könne, und daher trotz aller Warnungen und Erfahrungen immer wieder seinem Sohne Glauben schenkt, aber nicht aus väterlicher Schwäche, sondern weil ihm selbst die Lüge so durchaus fremd und verächtlich ist; gewiß ein sehr feiner Zug!

So hat Corneille in der Katastrophe dem Stücke die Spitze abgebrochen; denn bei Alarcon erfährt der Lügner nicht schon vor der Trauung, daß die ihm bestimmte Braut nicht die Geliebte ist, wegen der er das ganze Lügengewebe gesponnen, und sieht sich unvermuthet selbst darin gefangen und gezwungen der ungeliebten Lucrecia die Hand zu reichen, während er bei Corneille, schon früher von seinem Irrthum unterrichtet und sich damit tröstend, daß auch die Andere nicht übel sei, sich entschließt de faire bonne mine à mauvais jeu, und sogar wieder von neuem lügt, indem er vorgibt, die ihm nun Angetraute sei ja eigentlich das Ziel seiner Wünsche gewesen. Wie gemein gegen die poetische Gerechtigkeit Alarcon's!

Durch dieses Stück hat Alarcon gewissermaßen dem Molière, und durch diesen dem französischen Charakterlustspiel den Impuls gegeben; denn nachdem Molière den „Menteur" kennen gelernt hatte, erkannte er seinen eigentlichen Beruf, und schrieb den „Misanthrope". *) „La suite du menteur" des Corneille ist Lope de Vega's „Amar sin saber á quien" nachgeahmt.

Er hätte aber ein besseres Gegenstück zum „Menteur" in einer andern nicht minder guten Comedia de costumbres des Alarcon selbst gefunden, in dessen „Las paredes oyen" (Die Wände haben Ohren). Auch dieses Stück hat eine sittliche Pointe oder sogenannte moralische Tendenz, es sucht den ebenfalls trivialen Erfahrungssatz zu exemplificiren: daß der Verleumdungssüchtige, der Jedem nur Böses nachsagt, am Ende selbst von Allen als böse erkannt, gehaßt und geflohen wird. Dieser Gegenstand ist häufig dramatisch bearbeitet worden, wie von Gresset in seinem „Méchant", in Sheridan's „School of

*) Von den Brüdern Diego und José de Figueroa ist eine „glückliche Nachahmung" dieses Stücks erschienen: „Mentir y mudarse á un tiempo."

*) Bei dieser Gelegenheit wollen wir bemerken, daß Molière's „L'école des maris" nicht Lope de Vega's „Discreta enamorada", oder „La bella mal maridada" nachgebildet hat, sondern Antonio Hurtado de Mendoza's „El marido hace muger" (vergl. Mesonero Romano in der „Revista de Madrid", IV, 160).

scandal", und selbst unter den Spaniern von Lope de Vega in „El premio del bien hablar". Die Fabel von Alarcon's Stück ist ganz einfach. Um die Hand der reichen, schönen und vornehmen Witwe Doña Ana de Contreras bewerben sich zwei Cavaliere, die an Rang zwar gleich, in allem Uebrigen aber wahre Gegensätze sind. Don Mendo ist von liebenswürdigem, einnehmendem Aeußern und wohlhabend; aber er kann seine böse Zunge so wenig bezähmen, daß er zum Verleumder aus Gewohnheit wird. Don Juan ist weder von der Natur noch vom Glücke begünstigt, hat aber eine desto schönere Seele, voll Edelmuth, Wahrheitsliebe und Zartsinn. Die schöne Witwe hat Verstand, Herz und Erfahrung, und überläßt sich daher nicht mehr, wie ein Mädchen das zum ersten mal liebt, blindlings der Leidenschaft; aber sie bleibt am Ende doch ein Weib, das sich durch die äußere gefälligere Erscheinung blenden läßt, und begünstigt daher anfangs den Don Mendo, der seine Vorzüge geltend zu machen weiß, und weist den edeln, aber im Gefühle seiner Unschönheit und Armuth furchtsam auftretenden Don Juan zurück.*) Don Mendo hatte, bevor er sich um Doña Ana bewarb, ein Liebesverhältniß mit Doña Lucrecia gehabt, und bewahrte dieser noch immer einige Neigung. Seiner Gewohnheit gemäß redete er ihr nun hinterm Rücken Uebles nach; trotzdem schrieb er ihr noch Briefe, in welchen er seine gegenwärtige Geliebte ebenso wenig schonte. Doña Ana wird aber zufällig und unbemerkt hinter ihrem Gitterfenster (reja) Ohrenzeugin eines Gesprächs welches Don Mendo, Don Juan und ihr dritter Anbeter, der Herzog von Urbino, führen, und dessen Gegenstand eben sie selbst ist. Mit Erstaunen hört sie, wie der von ihr so sehr begünstigte Don Mendo sich gegen den Herzog über sie lustig macht, wie er nicht nur über ihre geistigen Gaben, sondern, was ein Weib noch schwerer verzeiht, sogar über ihre reifere Jugend, und ihre künstlich erhöhte Schönheit spöttelt; sie hört aber zugleich wie der verschmähte Don Juan sich mit Edelmuth ihrer annimmt, und mit Enthusiasmus ihre Reize und ihre Tugenden preist. Als nun noch überdies einer jener Briefe Mendo's an Lucrecia in ihre Hände kommt, erreicht ihre Indignation den höchsten Grad, und sie gibt dem verleumderischen Liebhaber den Abschied. Vortrefflich ist die Scene in welcher sie ihm seine übeln Nachreden mit seinen eigenen Worten vorhält, er darüber erstaunt, durch neue Verleumdungen und Lügen sich durchhelfen will, indem er den Don Juan als Sprecher dieser Worte anklagt, und kurz die Rolle spielen läßt die er nun selbst spielt, sie aber ironisch ihm zustimmend wieder mit seinen eigenen Worten das boshafte Urtheil wiederholt das er bei jener Gelegenheit nach Don Juan's Abgang über diesen gegen den Herzog geäußert hatte, wodurch sein Erstaunen und seine Verlegenheit noch gesteigert worden, sodaß er sich nun nicht mehr anders zu helfen weiß als den Herzog der Verleumdung und Zwischenträgerei zu beschuldigen. Diese Scene ist um so effectvoller, als der Herzog und Don Juan verkleidet Alles mit anhören. Don Juan hatte nämlich sich entschlossen, als er für sein Werben keine Hoffnung sah, das des Herzogs zu unterstützen, um, in edelmüthiger Liebe das Glück der Geliebten über sein eigenes setzend, sie wenigstens durch die Hand eines Würdigern beglückt zu wissen. Der Herzog wollte aber incognito Doña Ana kennen lernen; er und Don Juan benutzten daher die Gelegenheit die ihnen Ana's Fahrt von Alcalá nach Madrid darbot, um sich als Kutscher zu verkleiden, und statt der gemietheten sie abzuholen. Dieses mehr im Scherz gemeinte Quid pro quo ward aber von ernsten Folgen; denn Don Mendo war in seiner Verzweiflung der Geliebten nachgeeilt, hatte sie unterwegs überfallen, und wollte nun erzwingen was er von ihr freiwillig zu erhalten nicht mehr hoffen konnte. Da zeigten sich die vermeintlichen Kutscher als wahre Caballeros, beschützten die Ehre der Doña Ana, und verjagten und verwundeten den gewaltsamen Liebhaber. Als Doña Ana nun den wahren Hergang erfuhr, als sie erfuhr mit welch uneigennützigem Edelmuthe Don Juan für ihr Wohl besorgt war, verwandelte sich ihre Abneigung gegen ihn in Achtung und Liebe, und sie reichte ihm ihre Hand. Ja selbst Lucrecia, mit der sich Don Mendo nun halb par dépit halb aus Neigung vermählen wollte, zog ihm einen früher seinetwegen verschmähten Liebhaber vor, und so sah sich der Verleumder von Allen verachtet und verlassen, und als er nun von den Folgen seines Lasters erschüttert ausruft:

¡Todo lo pierdo!
¿Para qué quiero la vida?

*) Eine der reizendsten Scenen voll feiner charakteristischer Züge in einem meisterhaften Dialog ist eben die in welcher Don Juan der Doña Ana seine Liebe gesteht, und von ihr abgewiesen wird:

Doña Ana.
Pues, señor Don Juan, á Dios.

Don Juan.
Tened; ¿no me respondeis?
¿De esa suerte me dejais?

Doña Ana.
¿No habeis dicho que me amais?

Don Juan.
Yo lo he dicho, y vos lo veis.

Doña Ana.
¿No decis que vuestro intento
no es pedirme que yo os quiera
porque atrevimiento fuera?

Don Juan.
Así lo he dicho, y lo siento.

Doña Ana.
¿No decis que no teneis
esperanza de ablandarme?

Don Juan.
Ya lo he dicho.

Doña Ana.
Y que igualarme
en méritos no podeis
¿vuestra lengua no afirmó?

Don Juan.
Yo lo he dicho de este modo.

Doña Ana.
Pues si vos lo decis todo,
¿qué quereis que os diga yo?

antwortet ihm sein früherer Freund, und nun Lucrecia's Bräutigam, mit einer fast tragischen Wendung:

Júzgala tambien perdida,
Si en hablar no eres mas cuerdo.

Man sieht schon aus dieser trockenen Skizze, wie wohl berechnet und trefflich durchgeführt Plan und Charakteristik in diesem Stücke sind, es hat nicht nur Das mit den meisten Alarcon's gemein, daß keine Scene müßig, keine Person überflüssig ist, sondern hier wird durch den Contrast der Charaktere die beabsichtigte Wirkung noch erhöht, und besonders ist der immer misliche Uebergang von Liebe zu Verachtung, von Abneigung zu Liebe in dem Charakter der Doña Ana fein und wahr motivirt, ja schon darin, daß sie von vornherein als kein leidenschaftliches Mädchen, sondern als eine besonnene, erfahrene Witwe erscheint, hat der Dichter seinen richtigen Takt bewiesen. Dieses Stück, das wir nicht genug empfehlen können, und das sich auch jetzt noch wirksam für unsere Bühne bearbeiten ließe, befindet sich im Original abgedruckt in Ochoa's „Tesoro", der es mit Recht der „Verdad sospechosa" gleichstellt.*) Wir wundern uns, daß weder Schack noch Chasles dieses Stücks gedacht haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Diese beiden Stücke wurden nach Lista's Angabe in der neuesten Zeit auf den Bühnen Spaniens wieder mit großem Beifall aufgeführt.

Der deutsche Adler und die deutschen Farben.

Es ist jetzt ein Jahr vergangen, seitdem die deutschen Farben auf unsern Thürmen und aus unsern Fenstern zu wehen angefangen hatten, und das Schwarz-Roth-Gold in allerhand Gestalten, an Cocarden, an Fahnen und Uhrbändern, an Gürteln und Schleifen, unsere Männer und Frauen schmückte. Die dreifarbigen Bänder waren damals ein höchst gesuchter Artikel, kein Bürgerwehrmann namentlich hätte sich ohne sie dürfen sehen lassen. Ja, die Begeisterung schien so sehr gesteigert zu sein, daß Manchem Ueblés widerfuhr der keine deutsche Cocarde trug, daß Derjenige scheel angesehen ward welcher neben der deutschen Tricolore die alten, lieben Landesfarben trug, daß sogar die Fenster in denen die letztern allein wehten nicht selten mit Einwerfen und andern Beleidigungen bedroht wurden. Und jetzt, nach Verlauf eines Jahres? Allerdings weht noch die mächtige schwarz-roth-goldene Fahne auf der Paulskirche zu Frankfurt a. M. und auf den Wällen und Thürmen der Bundesfestungen, es wird auch in den deutschen Heeren die dreifarbige Cocarde neben der Landescocarde getragen; aber wie ist der Rausch der Begeisterung verflogen, wie sind alle die beredten Sänger der deutschen Farben verstummt, wie ist aller schwarz-roth-goldene Putz von den Anzügen unserer Frauen verschwunden! Ist es doch fast dahin gekommen, daß die drei deutschen Farben bei Vielen nur als Abzeichen der Republikaner und Revolutionnairs gelten, wie weiland in Paris als Lafayette bei des Generals Lamarque Todtenfeier am 6. Juni 1832 diese Fahne bedrängte, welche die in Paris lebenden deutschen Revolutionnairs vor sich hertrugen. „Voilà la république allemande!" riefen ihr die Franzosen zu. „Ich kannte die Fahne sehr gut", schrieb damals ein Correspondent der augsburger „Allgemeinen Zeitung" unter dem 8. Juni; „ich dachte gleich: du lieber Himmel, Das sind ja die alten Burschenfarben, heute geschieht ein Unglück oder eine Abgeschmacktheit."

Die Ursachen der dermaligen Erkaltung oder Gleichgültigkeit gegen die deutschen Farben sind nicht schwer zu errathen. Wenn das Vaterland in äußerer und innerer Gefahr ist, wenn seine edelsten Kräfte im Parteikampf abgenutzt werden, wenn Selbstsucht und Unverstand die Bestrebungen patriotischer Männer hindern, und in blinder Wuth alle Schuld auf die deutschen Fürsten werfen, die sie durch ihren thörichten Souverainetätsschwindel erst verletzt haben, wo kann da das bunte Sinnbild der deutschen Einheit noch auf Geltung oder warme Theilnahme rechnen?

Jedenfalls bleibt es aber doch eine historische Erinnerung und der Betrachtung würdig, ja um so würdiger, je weniger die Allermeisten welche im vorigen Jahre deutsche Cocarden trugen und hinter deutschen Fahnen herzogen, nur entfernt wußten wie es sich denn mit diesen Farben eigentlich verhielte. Sonderbar genug verwarf man alle historische Erklärung, selbst die bessere Anordnung der Farben konnte nicht durchgesetzt werden, die Menge blieb bei ihrem Schwarz-Roth-Gold, gleichsam als fürchtete sie durch die Aufklärung unterrichteter Männer zu schnell aus ihrem Taumel gerissen zu werden. Um so mehr wird es Pflicht die Sache zu besprechen, und die thatsächliche Annahme der Bundesfarben in unsern Festungen, Heeren, Fahnen und Flaggen auf historische Grundlagen festzustellen. Drei Männer hatten sich im vorigen Jahre dieser Arbeit unterzogen: Bernd, der erfahrene und belesene Professor der Heraldik zu Bonn; Ghillany, der sorgfältige und geschickte Bibliothekar der Stadt Nürnberg, in Verbindung mit dem rühmlichst bekannten Maler Karl Heideloff, und Dr. Pappermann in Dresden, ein gelehrter Jurist, der über die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit noch nicht die frühern Urkunden und Satzungen des deutschen Reichs vergessen hat.*) Alle Drei haben ihre Untersuchungen zunächst auf den deutschen Reichsadler erstreckt, weil sich erst daraus die Bedeutung der deutschen Farben nachweisen läßt. Wir werden also auch Beides vereinigen, und in einzelnen Sätzen ohne Beifügung des gelehrten Apparats die Hauptsachen darlegen, wobei wir am meisten der Schrift Ghillany's folgen, welcher wir wegen ihrer bündigen Darstellung den Vorzug vor den andern geben, von denen es nicht unerwähnt bleiben darf, daß beide auf eigene Kosten ihrer Verf. gedruckt worden sind.

So gewiß es nun ist, daß es Land- und Volksfarben frühzeitig gegeben hat, und Schilde mit verschiedenen Farben und Bildern, ebenso ungewiß ist es in den Urkunden des frühen Mittelalters mit einiger Sicherheit von den Farben und Bildern an Wappen und Fahnen eine ausführliche Nachricht zu

*) 1. Die drei deutschen Farben und ein deutsches Wappen, eine geschichtlich-wappenwissenschaftliche Untersuchung und ein darauf gegründeter Vorschlag. Von C. S. T. Bernd. Bonn, Weber. 1848. 8. 10 Ngr.

2. Der deutsche Adler und die deutschen Farben. Geschichtlich und bildlich erörtert von F. W. Ghillany und Karl Heideloff. Stuttgart, Ebner. 1848. Gr. 4. 25 Ngr.

3. Der deutsche Reichsadler oder geschichtlicher Beweis, daß der von Karl dem Großen als Reichsabzeichen angenommene römische Adler seit 1519 mit einem zweiten Kopfe stetig verunstaltet worden sei, nebst einem die staatliche Umgestaltung Deutschlands betreffenden Vorworte, von H. C. A. Pappermann. Dresden und Leipzig, Arnold. 1848. Gr. 8. 10 Ngr.

Früher oder gleichzeitig mit diesen Schriften enthielten mehre deutsche Zeitungen gute, hier einschlägige Aufsätze, von denen wir drei namhaft machen wollen: die Vossische „Berlinische Zeitung" (1848, Beilage zu Nr. 82); „Deutsche Allgemeine Zeitung" (1848. Beilage zu Nr. 85) und augsburger „Allgemeine Zeitung" (1848, Beilage zu Nr. 167). Eine vierte hierher gehörige Schrift: „Zeichen, Fahnen und Farben des Deutschen Reichs. Historisch erläutert. Mit einer Abbildung in bunten Farben" (Frankfurt a. M. 1848), ist uns noch nicht bekannt geworden.

finden. Erst im 12. oder sicherlich im 13. Jahrhundert wurden Wappen und Adelsbriefe ertheilt mit Beschreibung der ertheilten oder bewilligten Wappen im Schilde, der Helme mit ihren Zierden u. s. w., ganz so wie sie gewöhnlich hinzugemalt wurden. Die Farben der Fahnen werden allerdings genannt, Roland's Fahne war z. B. weiß mit goldenen Thieren und Vögeln, die Robert's von Apulien roth mit einem goldenen, zweiköpfigen Adler, die des Königs Balduin von Jerusalem weiß; allein vergeblich forscht man nach Beschreibungen von Fahnen deutscher Kaiser und Könige mit bestimmter Angabe der schwarzen, rothen oder gelben Farben, sodaß diese Farben schon damals deutsche oder Reichsfarben genannt werden könnten. Was daher von einem Zusammenhange derselben mit den Farben der griechischen Kaiser, roth und gelb (gelb und golden ist nach Bernd's Bemerkung im Wappenwesen eins und dasselbe, sowie weiß und silbern), oder mit dem Purpur vorgebracht wird, ist grundlos, ebenso wenig kann man sich auf andere hier angezogene Monumente, wie auf das Mosaikbild im Lateran, auf welchem Kaiser Karl der Große und der Papst Leo III. vor dem Apostel Petrus knien, verlassen.

Dagegen weist die erste Nachricht, daß der einfache Adler von den deutschen Kaisern als Abzeichen ihrer Würde geführt worden sei, auf Otto II. (von 961—983) hin, der, wie Bischof Dittmar von Merseburg erzählt, einen Kriegszug nach Frankreich unternahm, um sich an König Lothar zu rächen, der den kaiserlichen Adler auf der Hofburg zu Aachen willkürlich hatte gegen Frankreich zu richten lassen, um dadurch anzuzeigen, daß ihm dies Land gehöre. Man sieht beiläufig hieraus, daß die Gelüste der Franzosen auf das linke Rheinufer schon bis in das 10. Jahrhundert hinaufgehen. Ferner finden wir den Adler auf Siegeln und Münzen Konrad's II., Heinrich's III., Friedrich's I. und anderer deutscher Kaiser, ebenso im Wappen vieler deutschen Reichsstädte, schwarz auf goldenem Felde; nur einige machen davon eine Ausnahme, wie Frankfurt, welches den silbernen Adler auf rothem Felde hat, oder Erfurt mit einem rothen Adler auf silbernem Felde. Hierbei dürfte sich mancher Leser an die Unterredung des Schiller'schen Wallenstein mit dem Bürgermeister von Eger erinnern, dessen Stadt, obschon ehemalige reichsfreie Stadt, nur einen halben Adler im Wappen führte, weil sie seit 200 Jahren an die Krone Böhmen verpfändet war. Mit Einem Worte, der einköpfige Reichsadler war bis auf die letzten Jahrhunderte das eigentliche Abzeichen und Reichswappen von Deutschland, wie Bernd und Pappermann durch zahlreiche Beispiele bewiesen haben. So mußten die von Friedrich I. unterworfenen Mailänder den Adler als Zeichen der Unterwerfung auf ihren Glockenthurm setzen, so erkämpfte Rudolf I. unter dem Banner mit dem Reichsadler den Sieg über Ottokar von Böhmen, und als der Gegenkönig Wilhelm von Holland im J. 1256 auf seinem Zuge gegen die Friesen auf dem Eise eingebrochen und getödtet war, so erkannten die deutschen Ueberläufer in der friesischen Hauptstadt an dem schwarzen Adler auf dem Golde der Rüstung, daß der Getödtete der König Wilhelm gewesen sei. Ueber die Richtung dieses einköpfigen Adlers, ob er das Haupt nach rechts oder links wendet, hat Ghillany viele alte Zeichnungen oder Abbildungen verglichen, aber zu keinem festen Ergebniß gelangen können. Die einköpfigen Adler in den Wappen der Reichsstädte sehen fast durchgängig rechts, ebenso der Adler des Deutschen Ordens, den Preußen angenommen hat, und der auf der schwäbischen Reichssturmfahne im würtembergischen Wappen.

Neben dem einfachen Adler nun sollte der Doppeladler ganz entschieden die Vereinigung des Deutschen Reichs und des römischen Kaiserthums ausdrücken. Die Figur des Doppeladlers findet sich schon im alten Rom und im byzantinischen Reiche, der Gedanke selbst wurde in den ältesten Zeiten durch zwei getrennte Adler dargestellt, die vielleicht nur wegen Mangel an Raum nach und nach, zuerst auf den Siegeln, in einen Doppeladler zusammengewachsen sind, wenn nicht wahrscheinlicher die leitende Idee dieser engen Verbindung die war, daß man dadurch die Unzertrennlichkeit der römischen Kaiserkrone vom Deutschen Reiche veranschaulichen wollte. Ghillany hat dazu einen merkwürdigen Aufschluß aus dem 10. Jahrhundert geliefert. Der würzburger Historische Verein bewahrt nämlich eine uralte Stickerei an der Fahne des heiligen Cyriacus, welche Ghillany in einer Abbildung beigefügt hat. Auf diesem Bilde erhebt sich ein Kaiser mit zwei Sceptern zwischen zwei Adlern, deren Schweiffedern bereits verbunden sind. Und diese beiden sowie die zwei Scepter deuten auf zwei Reiche, Deutschland und Italien. Den Ursprung eines solchen Doppeladlers hatte Gatterer nach den ihm bekannten Denkmalen nicht früher als in die Zeit Kaiser Heinrich's VII., der 1309 gekrönt ward, gesetzt, unsere Verf. aber haben sichere Belege beigebracht, daß der Doppeladler weit über Heinrich VII. hinausreiche, so aus den J. 1250 und 1298. Auf der Reichsfahne finden sich zuerst zwei (noch getrennte) Adler unter Heinrich VII., der 1313 starb; auf dem Siegel des Reichs unter Ludwig dem Baier, der 1347 starb, steht der vollständige Doppeladler, ebenso unter seinem Nachfolger Karl IV., eigentlich eingeführt wurde er aber erst unter Kaiser Sigismund, dessen Regierung von 1411—37 gedauert hat. Denn sogar unter der von Karl IV. 1356 gegebenen goldenen Bulle steht noch der einfache Adler. Man unterschied also zwischen der deutschen Königswürde und der römischen Kaiserwürde; bis auf die letzte Zeit des Deutschen Reichs haben die Kaiser den Titel geführt: „erwählter römischer Kaiser und König von Germanien", und so wurde es denn auch seit Sigismund gebräuchlich, daß die deutschen Kaiser, so lange sie erwählte deutsche oder römische Könige waren, die einköpfigen deutschen Adler, sowie sie aber zum Kaiser wirklich gekrönt waren den Doppeladler gebrauchten. Maximilian I. gab sogar (Pappermann, S. 23) als König wie als Kaiser dem einköpfigen Adler den Vorzug, und nur im kaiserlichen Kammergerichtssiegel findet sich der zweiköpfige Adler. Ghillany und Bernd führen hierzu eine besonders deutliche Stelle aus Hoheneck's „Beschreibung von Oestreich" (III, 134) an. Dort erzählt ein Ritter, der 1452 den Krönungszug Kaiser Friedrich's III. nach Rom mitmachte: „Bei dem Einzug in Rom hat der wohlgeborene Hr. Michel, des heiligen römischen Reichs Burggraf zu Magdburg und Graf zu Hardegg, das Reichsbanner, den Adler mit einem Haupt in einem gulden Tuch an einer gulden Stangen, getragen." Nachdem die Krönung vorüber war, gaben Papst und Cardinäle dem Kaiser das Geleit bis zur Tiberbrücke, und „da ließ man fliegen das Reichsbanner, daran der Adler mit zweien Häuptern war". Ebenso wird von Fugger im Spiegel der Ehren des Erzhauses Oestreich bei Gelegenheit der zwischen dem Markgraf Albrecht, als Feldherrn des Kaisers Friedrich, und dem Herzog Ludwig von Baiern 1462 bei Gingen vorgefallenen Schlacht erzählt: „Es wurde auch erobert die kaiserliche Hauptfahne mit dem doppelten Adler und östreichischen Herzschild (den die ältern Reichsadler in der Regel gar nicht haben) und das Reichspanier mit dem einfachen Adler, um welchen die Wappen der Reichsstädte, so in diesem Krieg dem Kaiser behülflich beigetreten, gestickt waren." Denn nur wo es darauf ankam sich dem Kaiser unterzuordnen, besonders da wo man hervorheben wollte, daß man dem Kaiser angehöre, haben die Stände des Reichs auch den doppelten Adler gebraucht; sonst führten sie der kaiserlichen Majestät gegenüber den einfachen Adler. Der schwarze Doppeladler aber auf goldenem Felde blieb Abzeichen und Wappen des Reichs bis zu seiner Auflösung 1806, und da der Kaiser Franz das Reichswappen beibehielt, so ist dasselbe seit dieser Zeit auf Oestreich übergegangen, und die deutschen Farben Schwarz und Gold sind östreichische Farben geworden. Wenn also unsere Zeitungschreiber und Demokraten so wüthend auf das östreichische Schwarz-Gelb schimpfen, so schmähen sie zugleich die eigenen deutschen Farben.

(Der Beschluß folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 87. —— 11. April 1849.

Zur Geschichte des spanischen Dramas.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 86.)

Das dritte Stück Alarcon's welches wir noch zu den Comedias de costumbres rechnen ist „Don Domingo de Don Blas" oder „No hay mal que por bien no venga". *) Auch in diesem Stück ist ein ungewöhnlicher Charakter vorangestellt, dessen Schilderung und Entwickelung selbst die Intrigue untergeordnet wird. Don Domingo de Don Blas, schon durch diesen auffallenden Namen ausgezeichnet, denn er hatte nur unter der Bedingung seinen reichen Verwandten Don Blas beerbt, daß er in dieser Weise dessen Vornamen mit dem seinen verbinde, ist eine originelle Figur, die auf dem spanischen Theater wol einzig dasteht, und eher der englischen Bühne angehören könnte. Don Domingo hatte in jüngern Jahren an der Seite seines Verwandten Don Blas sich als tüchtiger Soldat ausgezeichnet, dann den Don Blas, der sich durch Kriegsbeute bereichert hatte, beerbt, und konnte nun seinem angeborenen Hang zum Comfort sich ganz

*) Dieses Stück findet sich nicht in der Sammlung seiner Comedias. Es liegt uns vor in einem Bande einer Mischsammlung welcher den Titel führt: „Sexta parte de comedias escogidas de los mejores ingenios de España" (Saragossa 1653). Dieser Band enthält außerdem noch: „Mirad á quien alabais", von Lope de Vega; „El angel de la guarda", von Pedro Calderon; „El capitan Belisario", von Lope de Vega; „El diablo predicador", von Luis de Belmonte; „Los principes de la iglesia", von Cristóval de Monroy; „Dineros son calidad", von Lope de Vega; „El juramento ante Dios", von Jacinto Cordero; „Las mocedades de Bernardo del Carpio", von Lope de Vega; „Los encantos de Medea", von Rojas; „El satisfacer callando, y princesa de los montes", von Lope de Vega; „Vengarse con fuego y agua", von Pedro Calderon. Die Komödien haben gar keine Pagination, und jede eine abgesonderte Signatur. Die k. k. Hofbibliothek besitzt noch einen Band der offenbar zu derselben Sammlung gehört: „Parte quarenta y quatro de Comedias de diferentes autores" (Saragossa 1652). Jedes Stück ist besonders paginirt; der Band enthält folgende: „Los amantes de Teruel", von Montalvan; „El guante de Da. Blanca", von Lope de Vega; „La mas constante muger", von Montalvan; „El mas impropio verdugo", von Rojas; „El divino Portugues S. Antonio de Padua", von Montalvan; „Las fortunas tragicas del duque de Memoransi", von Dr. Martin Peyron und Queralt; „De un castigo dos venganzas", von Montalvan; „El mariscal de Biron", von Montalvan; „Sufrir mas por querer mas", von Dr. Villaizan; „Ofender con las finezas", vom Licentiaten Dr. Geronimo de Villaizan; „El juramento ante Dios, y lealtad contra el amor", von Alferez Jacinto Cordero; „El villano en su rincon", von Lope de Vega. Es ist allerdings auffallend, daß der Titel des sechsten Bandes die Jahreszahl 1653 trägt, während der 44. Band im Jahre 1652 erschienen ist; wahrscheinlich ist aber der erstere nur eine neue Auflage oder gar nur eine Ausgabe mit einem neuen Titelblatt. Daß diese Bände kein Nachdruck der großen madrider Sammlung sind, beweist die Verschiedenheit des Inhalts von dem der entsprechenden Bände jener Sammlung; wiewol allerdings ein solcher Nachdruck zu Saragossa erschienen zu sein scheint, wenigstens besitzt die k. k. Hofbibliothek gerade von dem sechsten Bande einen solchen gleichzeitig mit der madrider Ausgabe (1654) erschienenen Nachdruck von Saragossa. Daß aber die erwähnten beiden Bände trotz der Verschiedenheit der Titel, die ja auch bei der madrider Sammlung bekanntlich vorkommt, doch zu derselben Sammlung gehören, ergibt sich aus der Identität des Verlegers und der gleichartigen Verzierung der Titelblätter; denn es ist doch höchst unwahrscheinlich, daß derselbe Verleger fast gleichzeitig zwei so große Sammlungen von Comedias unternommen habe. Uebrigens scheint aus dem Umstande, daß diese Bände keine fortlaufende Pagination und Signatur haben, hervorzugehen, daß diese Sammlung eigentlich nur aus Sueltas bestanden habe, die unter einem Sammeltitel in Bände vereinigt ausgegeben wurden. Von dieser Sammlung von Saragossa führt Hr. v. Schack (III, 399) außer dem 44. Bande noch einen 32. Band (1640) an, und glaubt, daß einige zu dieser Sammlung gehörige Bände zu Valencia erschienen seien (wie der ihm bekannt gewordene 29. Band, Valencia 1636). Wir glauben aber vielmehr, daß diese zu einer dritten verschiedenen, zu Valencia herausgegebenen Sammlung gehören; wenigstens spricht der Band den die k. k. Hofbibliothek davon besitzt für eine solche Verschiedenheit, er führt den Titel: „Parte treinta y tres de doze comedias famosas de varios autores" (Valencia 1642), mit fortlaufender Foliation und Signatur, einer Dedication, Drucklicenz (von Valencia, 14. Juli 1641), und einem Vorwort: „Al lector", was Alles bei den erwähnten Bänden der saragosser Sammlung fehlt, und diese valencianer als eine eigentliche Sammlung charakterisirt. Bei der außerordentlichen Seltenheit dieser Bände wollen wir auch den Inhalt dieses Valencianerdrucks hersetzen: Don Francisco de Rojas: „Los trabajos de Tobias", „Morir pensando matar", „Vida y muerte del falso Mahoma"; Don Pedro Rosete: „Mira al fin"; Lope de Vega: „El gran Tamorlan de Persia"; Don Pedro Rosete: „Ello es hecho"; Don Rodrigo Ximenez de Enciso: „1. y 2. parte del valiente Sevillano"; Lope de Vega: „La vitoria por la honra", „El buen vecino"; Don Ximenez de Enciso: „Santa Margarita", „La mayor hazaña de Carlos quinto". Wir verdanken diese Nachweisungen und Bemerkungen, wie so viele andere Fingerzeige, der Güte des Hrn. Baron v. Münch, der an ausgebreiteter Belesenheit und kritischer, auf Autopsie gegründeter Kenntniß der spanischen Dramatiker mit Hrn. v. Schack wetteifern kann, was gewiß nicht wenig gesagt haben will! Von dem „Don Domingo de Don Blas" des Alarcon besitzt die Hofbibliothek noch einen modernen Einzeldruck von Valencia 1777. Auch im vierten Bande der großen madrider Sammlung findet sich dieses Stück abgedruckt, das wol erst nach dem Erscheinen des zweiten Bandes von Alarcon's „Comedias" geschrieben wurde.

hingeben, was er auch so sehr that, daß er sich über alle bei den Spaniern so hoch gehaltene, conventionnelle Rücksichten hinaussetzte, sobald sie mit Dem was er für zweckmäßig und bequem hielt in Conflict kamen. Demgemäß ließ er sich z. B. seine Kleidung ganz abweichend von der Mode, und vielmehr ihrer Bestimmung entsprechender machen; so suchte er bei der Wahl seiner Wohnung Alles zu vermeiden was seine Bequemlichkeit stören konnte, ja selbst in seinen Liebesangelegenheiten berücksichtigte er vor Allem den Comfort, und da er sah, daß er große Hindernisse zu überwinden hätte, um die Schöne zu erobern um die er sich zuerst bewarb, weil sie eben seine nächste Nachbarin war, so vertauschte er sie ohne großem Gram mit ihrer nicht minder schönen Base, die er in ihrem Hause fand, und die ihm auf halbem Wege entgegenkam; denn als ihm sein Diener (der Gracioso) bei seiner Vermählung am Ende spottend zuruft:

> ¿Qué haceis?
> mirad, que no se acomoda,
> Don Domingo, quien se casa.

antwortet er ihm sehr charakteristisch:

> Quien alcanza el bien que adora,
> pues cumple ardientes deseos,
> comodidades negocia.

Nur in zwei Fällen vergißt er Bequemlichkeit, Comfort, und selbst die Sorge für sein Leben, wenn es nämlich die Wahrung der ritterlichen Ehre, und die Treue für seinen König (pundonor y lealtad) gilt, hierfür scheut er kein Opfer, hierin bleibt er ganz Spanier; er zögert keinen Augenblick sich zu schlagen, als es seine Ehre erfodert, und thut es mit dem Muthe und der Gewandtheit eines geübten Kriegsmanns; er unterwirft sich aller Unbequemlichkeiten eines Gefängnisses, verachtet jede Drohung und scheut keine Gefahr, um eine Verschwörung gegen seinen König zu vereiteln, an deren Spitze noch dazu der Thronerbe steht, dessen Rache ihn mit dem Verlust seines Vermögens und Lebens bedroht. So trägt in ernsten und wesentlichen Dingen auch bei ihm der Nationalcharakter den Sieg über den individuellen, über Neigung und Gewohnheit davon; während er in Nebensachen, besonders in den wirklich ans Ueberspannte oder Lächerliche streifenden, sich mit der Philosophie eines kosmopolitischen oder vielmehr egoistischen Epikuräers auch über hochgehaltene Nationalsitten hinaussetzte, und es z. B. überflüssig fand, wenn seine Schöne foderte ihr durch Serenaden seine Liebe zu beweisen, da man sich dabei leicht verkühlen kann, und ein kranker Liebhaber wenig Vergnügen schafft, oder sich nicht schämte eine Einladung des Prinzen zurückzuweisen an dem Stiergefechte thätigen Antheil zu nehmen, da er es ungereimt fand mit einer Bestie, die ihn nicht beleidigte, sich in einen Zweikampf einzulassen, und sein Leben gegen einen Stier zu wagen, das er im Kampfe gegen die Mauren besser zu verwenden wisse; doch schickt er dem Prinzen, damit er es ihm nicht als Filzigkeit auslege, die Summe die ihm die Ausrüstung zum Stiergefecht gekostet hätte mit der ironischen Entschuldigung:

> Y así, mi comodidad
> resultará en su provecho,
> y en mi disculpa, que entiendo,
> que mas gusto le he de dar
> en dárselos sin caer,
> que con gastarlos cayendo.

Worauf Ramiro, der ihn im Namen des Prinzen dazu eingeladen hatte, seinen Charakter richtig würdigend bemerkt:

> Injusto nombre os ha dado
> la fama, que loco os llama,
> que mejor puede la fama
> llamaros desengañado.

Und in der That blickt bei dieser durch so viele treffende Züge meisterhaft durchgeführten Charakteristik dieses naturwüchsigen Sonderlings die Absicht des Dichters durch, so manche naturwidrige Nationalsitte zu ironisiren. Zugleich ist dieses interessante Charakterbild mit einer gut angelegten, und — was bei den Intriguenstücken der Spanier, selbst denen Alarcon's seltener — natürlich und fein gelösten Intrigue verbunden, indem dieser Freund naturgemäßer Lebensweise und des Comforts durch die tollen Streiche seines Nebenbuhlers in die kitzlichsten und gefährlichsten Situationen verwickelt, und dadurch der Contrast noch erhöht wird. Eins nur wird darin dem Nichtspanier revoltant vorkommen, daß nämlich eben Don Domingo's Nebenbuhler, ebenfalls ein Vollblutedelmann aber dabei ein Industrieritter, nicht blos tolle sondern auch schlechte Streiche macht (er ist im Begriff einen Diebstahl mit Einbruch, und vielleicht sogar einen Raubmord an dem geizigen Vater seiner Geliebten zu begehen), und doch wieder rehabilitirt und sogar mit der Hand seiner Geliebten beglückt wird, weil er durch Don Domingo's begeisternde Rede und edelmüthiges Beispiel aufgestachelt (übrigens eine der schönsten Scenen) Alles daransetzt, um die Verschwörung gegen den König zu vereiteln.

Man wird den vollen Werth dieses Stücks*) erst recht schätzen lernen, wenn man es mit der unter demselben Titel erschienenen Ueberarbeitung Antonio Zamora's vergleicht. Dieser hat daraus eine Comedia de figuron gemacht, wozu in dem Charakter der Hauptperson allerdings eine nahe Veranlassung lag. Aber wie armselig, ja widerlich nimmt sich Zamora's Zerrbild neben dem natürlich und fein angelegten, und edel gehaltenen Originalbilde Alarcon's aus, der mit sicherm Takte die Grenze des Fein- und Niedrigkomischen scharf beobachtend seinen Helden so darstellte, daß man wol über seine Absonderlichkeiten lächeln, ihn aber nie lächerlich finden kann; hier bedurfte es in der That nur eines plumpen Copisten, um durch dicker aufgetragene Farben und schärfer markirte Linien aus der anmuthigen Physiognomie eines geistreichen Sonderlings die widerliche Fratze eines täppischen Narren zu machen. Ebenso plump hat Zamora die mit Alarcon's gewöhnlicher Oekonomie und Consequenz angelegte und durchgeführte Intrigue durch

*) Hr. v. Schack, der es in dem Artikel über Alarcon mit ein paar Worten abgefertigt hatte, macht in den Nachträgen (III, 553—554) sein Unrecht wieder gut, und würdigt ebenfalls den Werth desselben als eines ausgezeichneten Charakterstücks.

überflüssige Personen, Verwickelungen und Episoden überladen und ihre Einheit zerstört; denn nur gegen Zamora's Behandlung kann Moratin's Tadel, der Alarcon's Original gar nicht gekannt zu haben scheint, billig genannt werden, wenn er die Verbindung einer Staatsaction mit niedrig komischen Elementen und Charakteren „geschmacklos" nennt.*) Bei Alarcon wird gerade dadurch der Charakter des Don Domingo innerhalb der Grenze des Edeln und Feinkomischen gehalten, daß er, der im Privatleben seinen Comfort über Alles liebt, da wo es gilt die Ehre und das Recht des Königs zu wahren, mit Selbstvergessenheit und Energie auftritt. Wie fein geführt und für Spanien vollkommen befriedigend ist endlich die Katastrophe bei Alarcon, während Zamora's Caricaturkomödie in der That wie ein toller Spaß in einem Narrenhaus endet!

Wenn wir die drei zuletzt besprochenen Stücke Alarcon's besonders hervorgehoben, und von seinen übrigen Lustspielen gesondert haben, so geschah es deshalb, weil in ihnen der Nachdruck auf der Charakterschilderung liegt, und dieser selbst die Intrigue untergeordnet wird. Uebrigens bilden diese später sogenannten Comedias de costumbres nur eine Unterart der Comedias de intriga oder Comedias de ingenio, und ihr Unterschied von diesem Genus ist mehr ein zufälliger, wenn sich eben einem Dichter ein solcher Charakter bei der Erfindung der Intrigue darbot, der sein Interesse so sehr in Anspruch nahm, daß er dessen Schilderung und Entwickelung sein Hauptaugenmerk zuwandte. Die ältern Spanier betrachteten diesen Unterschied als so unwesentlich, daß sie für diese Art keinen eigenen Namen hatten, und die Intrigue (la maraña) und die Verwickelung (el enredo) blieben in der Regel für sie so sehr die Hauptaufgabe, der sie ihre ganze Erfindungskraft (ingenio) zuwandten, daß sie darüber die Charakteristik oft ganz vernachlässigten. Ja in den meisten dieser Intriguenstücke — die man gewöhnlich, aber, wie Hr. v. Schack gezeigt hat, irrig von einem unwesentlichen Merkmal Comedias de capa y espada genannt hat — sind die Charaktere typisch und mehr conventionnelle Masken, die Galanes, Damas, Viejos, Graciosos und Criados sind alle wie nach Einer Patrone gemacht, selbst der Ausdruck ihrer Gefühle ist fast stereotyp, und sie dienen eben nur, um die Intrigue in Scene zu setzen und zu figuriren: sie sind in der That mehr Figuras, wie sie in ältern Drucken genannt werden, als Personas. Aber in der Intrigue haben die Spanier eine staunenswerthe Erfindungskraft gezeigt, das einfache Thema des Conflicts zwischen Ehre, Liebe, Eifersucht und Rache haben sie tausendfach, so unerschöpflich variirt, daß es immer wieder mit einem neuen Reiz, mit neuen Ueberraschungen und Situationen erscheint. Man könnte diese Gattung von Stücken mit ingeniosen Schachpartien vergleichen, wo man mit gegebenen Figuren und Situationen schwierig ausgedachte Aufgaben zu lösen sich vorsetzt. Nur wenn man diesen Gesichtspunkt im Auge behält, wenn man eingedenk bleibt, daß es in der Regel gar nicht die Absicht der Dichter war Charaktere zu schildern oder gar Tendenzen unterzulegen, daß sie vielmehr ihre ganze Kraft darauf wandten ingenios verwickelte Handlungen zu erfinden, durch überraschende Situationen zu interessiren, und durch spannende Conflicte auf die Lösung begierig zu machen, kurz, dem Zuschauer mit bekannten Personen und Motiven ein neues geistreiches dramatisches Räthsel aufzugeben und überraschend zu lösen, wenn man Dies und die Genesis dieser Gattung aus der im Nationalcharakter begründeten Vorliebe der Spanier für novellistische Einkleidung und casuistische Dialektik sich vergegenwärtigt, wird man ihre Intriguenstücke überhaupt, und das von den einzelnen Dichtern darin Geleistete richtig würdigen und billig beurtheilen. Dies mußten wir vorausschicken, um auch an Alarcon's Leistungen in diesem Genre den rechten Maßstab anlegen zu machen, und zugleich um uns zu entschuldigen, wenn wir im Folgenden nur Andeutungen zu ihrer Würdigung, nicht aber die zu einer erschöpfenden Beurtheilung nöthigen Prämissen geben können; denn dann müßten wir von jedem Stücke wenigstens die Ver- und Entwickelung — was eben den rechten Maßstab abgibt — vollständig mittheilen, was uns hier der Raum nicht gestattet.

(Die Fortsetzung folgt.)

*) Moratin sagt in dem Discurso preliminar zu seinen „Comedias", worin er eine Uebersicht der Geschichte des spanischen Theaters vom Anfang des 18. Jahrhunderts bis auf seine Zeit gibt, von Zamora's Uebertreibung mit Recht („Biblioteca de autores españoles", II, 308): „En la comedia de *Don Domingo de Don Blas* confundió Zamora grandes intereses de reyes y principes con afectos comunes y situaciones de indecorosa ridiculez. La figura cómica de Don Domingo, bien imaginada (aber nicht von Zamora, sondern von Alarcon) y mal sostenida, hace reir no pocas veces, pero sus gracias mezcladas con intolerables descuidos no dan una idea favorable del buen gusto de aquel poeta."

Der deutsche Adler und die deutschen Farben.

(Beschluß aus Nr. 86.)

Jener einfache Adler nun, der von Karl dem Großen bis auf Maximilian I., also länger als 700 Jahre das Abzeichen des Deutschen Reichs gewesen ist, muß es nach Hrn. Pappermann's Erörterung auch fortwährend bleiben, und darf nicht mit dem zweiköpfigen Adler vertauscht werden, der Nichts ist als das misgestaltete Geschöpf geschmackloser Heraldiker. Aber seine Worte sind ungehört verklungen, denn die Deutsche Bundesversammlung hatte in ihrer 16. Sitzung vom 9. März 1848 sich wieder für den doppelten Adler entschieden, und schwerlich an historische oder heraldische Gründe gedacht.

Der deutsche Adler mag in ältester Zeit golden oder silbern gewesen sein — sogar ein merkwürdiger gelber Doppeladler auf dunkelm Felde ist im Schlafzimmer der kaiserlichen Burg zu Nürnberg im J. 1833 von Heideloff aufgefunden worden —, aber schon in alten Zeiten war das Abzeichen des Reichs der schwarze Adler auf goldenem oder gelbem Felde. Ghillany, der diesem Gegenstande besondern Fleiß gewidmet hat, führt nicht blos die beweisenden Stellen einzelner Schriftsteller an, sondern findet auch mit Recht einen sehr alten Beleg in mehren Stücken der Reichskleinodien, wie auf der seidenen, braunen Dalmatika und an dem Schwerte Karl's des Großen. Der Schnabel und die Füße des Adlers sind ursprünglich ebenfalls völlig schwarz gewesen, nur nach und nach fing man an sie

mit Gold zu malen, wie an dem Reichsadler über dem Hauptportale des nürnberger Rathhauses vom J. 1618 zu erkennen ist, und hat diesen Gebrauch bis auf die jüngste Zeit beibehalten. Wenn aber einzelne Gemälde und selbst Wappenbücher Füße und Schnabel roth bezeichnen, so ist Das unrichtig, und eine viel jüngere heraldische Regel kann auf den deutschen Reichsadler nicht angewendet werden.

So kommen wir nun auf die vielbesprochenen deutschen Farben Schwarz-Roth-Gold. Zuerst ist es hier außer allem Zweifel, daß die deutschen Reichsfarben Schwarz und Gold sind, und ganz nach der herkömmlichen Regel von den beiden Hauptfarbenmassen des Wappens hergenommen, von der Farbe des Schildes und von der Hauptfarbe des Wappenbildes; also Gold von dem Schilde, Schwarz von dem Adler. Diese Reichsfarben, Schwarz und Gold oder Schwarz und Gelb, zeigen sich überall, wo von Reichsangelegenheiten die Rede ist. Ludwig der Baier hat seine Siegel an schwarz-gelbe Schnüre gehängt, Karl IV. die goldene Bulle, und sogar bei der Deutschen Bundesacte vom 8. Juni 1815 hat man, obschon ein Deutsches Reich nicht mehr bestand, die schwarz-gelben Farben angebracht. Jene ist nämlich in rothen Sammet eingebunden, aber mit vier schwarz-gelben seidenen Bändern zugeknüpft, welche untereinander gleichsam abwechseln. Desgleichen war die Reichsuniform bei kaiserlichen Dienern, bei den Boten der Reichsritterschaft und bei den Postillons gelb mit schwarzen Kragen und Aufschlägen, indem man die Farbe des Kleides nach der des Wappenschildes, die Farbe der Aufschläge nach jener des Bildes bestimmte. Aber von einer rothen Reichsfarbe hat Deutschland vor der Burschenschaft Nichts gewußt. So sagt Ghillany mit Recht; er selbst war von 1825—29 Mitglied der Burschenschaft, und hat jetzt aus eigener Ansicht und aus fleißiger Befragung Anderer das Beste über diese Angelegenheit mitgetheilt was wir uns nur irgend erinnern gelesen zu haben. Denn weder Bülau, der die burschenschaftlichen Verhältnisse in seiner „Geschichte Deutschlands" sehr sorgfältig behandelt hat, noch Hagen sind auf die Erwähnung oder Erledigung dieser Farbenfrage eingegangen.

Die burschenschaftlichen Verbindungen hatten bei ihrem ersten vereinzelten Entstehen keine gemeinschaftlichen Farben. Das schwarz-rothe Band (ohne Gold) findet sich zuerst bei der im Frühjahr 1817 in Heidelberg gebildeten Burschenschaft, die noch früher entstandene Burschenschaft in Jena erscheint schon bei ihrem Ursprunge mit den Farben Schwarz, Roth, Gold, die auf dem Burschentage zu Jena im J. 1818 für die Farben der allgemeinen Burschenschaft erklärt wurden; das Gold galt aber nur als Verzierung, und wurde in einem schmalen Streifchen an den beiden Rändern des schwarz-rothen Bandes getragen. Erst die spätern Jahre betrachteten das Gold als eine gleichberechtigte Farbe, und die einzelnen Fractionen der Burschenschaft, die in Erlangen, die Germania, die Arminia, die neue Teutonia, unterschieden sich sodann durch eine Verschiedenheit in der Farbenstellung. Aber die Farben selbst galten den Burschenschaften entschieden als deutsche Farben, welche in bekannten Sprüchen, wie „Durch Nacht und Blut zur goldenen Freiheit", oder in Liederversen allerhand symbolische Deutungen erhielten, ein Beweis, daß man über den Ursprung nicht einig war. Indeß blieben die Begriffe von deutscher Freiheit und Einheit auf das innigste mit ihnen verbunden, und gewannen durch den Uebertritt so vieler Burschenschafter in das bürgerliche Leben immer weitere Ausdehnung, sodaß sie endlich außerhalb der burschenschaftlichen Verbindungen als deutsche Nationalfarben öffentlich am 27. Mai 1832 auf dem Hambacher Feste erschienen.

Nach dem März 1848 nahm Ghillany, wie auch Ref. damals gethan hat, die Untersuchung über das räthselhafte Roth von neuem wieder auf. Ich konnte meine geschichtlichen Zweifel nur in einem Localblatte meines Wohnortes unter dem Sturme allgemeiner Freude über das einige Deutschland aussprechen. Ghillany that einen richtigern Schritt, und wandte sich an Arndt und Jahn. Der ehrwürdige Arndt antwortete offen und frei: „Wir gehen mit vielen Sachen blind durch wie sie einmal sind; Das begegnet mir und gewiß Tausenden deutscher Männer auch mit dem Schwarz-Roth-Gold der Reichsfahne. Ich weiß Ihnen in der That keine Erklärung davon noch Aufklärung darüber zu geben." Jahn dagegen gab eine ebenso verworrene Antwort als zu Frankfurt am 17. Febr. d. J. bei Berathung des Reichswahlgesetzes, wo er von den drei Farben seines Schildes: Schwarz, Roth und Gold, zur Ergötzlichkeit der Versammlung sprach (sit venia verbo). Früher wollte er sogar wissen, daß die Lützower ihre schwarze Uniform mit rothem Vorstoß und gelben Knöpfen nach den Farben der drei Hauptstämme Deutschlands getragen hätten!! Am befriedigendsten aber war die dritte Anfrage bei dem Doctor E., einem Jugendfreunde Sand's und einem der Stifter der erlanger Burschenschaft, dessen Namen Ghillany nicht ausschreibt, weil er es übersehen hatte ihn deshalb zu befragen. Man habe, berichtete E., zu jener Zeit Schwarz und Roth dahin erklärt, daß es die Farbe der Hohenstaufischen Kaiser gewesen sei, welche man für die neue Zeit als die Farbe desjenigen Kaiserhauses gewählt habe unter welchem das Deutsche Reich in höchster Macht und Blüte stand. Der hohenstaufische oder schwäbische Löwe ist seit dem blutigen Untergange des letzten Hohenstaufen schwarz (früher waren es drei rothe Löwen im goldenen Felde), die rechte Tatze aber hat man ihm bis an den Leib blutroth gelassen, wahrscheinlich zum Andenken, daß der hohenstaufische Löwe vor dem Untergange des Hauses roth gewesen sei, also in jener glanzvollen Zeit welche die Stifter der Burschenschaft im Auge hatten. Die Goldverzierung an den Rändern des schwarz-rothen Bandes der Burschenschaft lag um so näher, da Würtemberg, welches das Wappen der Hohenstaufen mit in sein Wappen aufgenommen hat, die schwarz-rothen Löwen auf Goldgrund zeigt, wie ja auch die alten hohenstaufischen Löwen auf goldenem Wappenschilde geführt wurden.

Eine solche Erklärung war den mittelalterlichen, volksthümlichen Ideen, in denen die erste Burschenschaft schwärmte, ganz entsprechend. Ob die Deutsche Bundesversammlung bei ihren Beschlüssen vom 9. und 20. März v. J. über die Annahme der Bundesfarben alles Obige gewußt und berücksichtigt hat, wissen wir nicht und glauben es kaum. Man meinte dort sich mit rascher Beseitigung einer längern Untersuchung an das einmal Herkömmliche halten zu müssen. Aber auf jeden Fall mußte auf die Stimmen von Männern gehört werden welche, wie die Herren Bernd und Ghillany u. A., die Farben aus guten Gründen so geordnet hatten, daß die rothe nur den dritten Platz, die goldene oder gelbe den Mittelplatz und die schwarze den ersten Platz erhielte. Die Bundesversammlung ist jedoch auch hierin souverain geblieben, und hat bestimmt, daß die Farben die falsche Ordnung: Schwarz, Roth, Gold, behaupten sollten.

9.

Literarische Notiz.

Das Wörterbuch der Französischen Akademie.

So oft auch schon das schläfrige far niente der Französischen Akademie Epigrammen, Journalartikeln und Vaudevillecouplets Stoff gegeben hat, scheint sie diesem Privilegium doch noch nicht entsagen zu wollen. Die neue Ausgabe des großen Wörterbuchs der Akademie, die im Juni 1841 angefangen wurde, ist in sieben Jahren bereits bis zum Worte Accompli vorgerückt, ein Wort das selbst wieder ein Epigramm auf die Langsamkeit der Nationalversammlung zu sein scheint. Das stellt eine Beendigung der ganzen Arbeit in frühestens 25 Jahren in Aussicht!

25.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 88. —— 12. April 1849.

Zur Geschichte des spanischen Dramas.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 87.)

Der Uebergang von den Charakterstücken zu den Intriguenstücken des Alarcon bildet am besten „Antes que te cases mira lo que haces" oder „Exámen de maridos" *); denn auch in diesem Stück zeichnet sich die Charakteristik — wenn auch nicht mehr Hauptaugenmerk des Dichters — doch, wie Hr. v. Schack sagt, „durch Schärfe, Lebendigkeit und Mannichfaltigkeit aus". Von der Combination des Plans, der Hauptsache worauf es bei der Beurtheilung desselben ankommt, sagt er, daß sie „von der größten Gewandtheit und Ueberlegung zeuge", und daß das Stück reich an „den interessantesten Situationen" sei. Das ist aber für ein Intriguenstück das größte Lob. Die Fabel dieses Stücks gründet sich, wie jener Theil von Shakspeare's „Merchant of Venice", der die Prüfung durch die drei Kästchen enthält, auf eine alte Volkssage **), die aber hier so gewendet ist, daß ein reiches, schönes aber verwaistes Mädchen, die Tochter eines Marques, in dem Testamente ihres Vaters nur den Rath findet: „Antes que te cases mira lo que haces" (Bevor du dich vermählst, prüfe wohl was du thust). Aus Pietät beschließt sie sich nun strenge an diesen Rath zu halten, und alle ihre Freier einer Prüfung zu unterwerfen, nicht ohne die geheime Hoffnung, daß diese Prüfung mit der Wahl zusammentreffen werde, welche ihr Herz schon halb und halb getroffen hat; sie hofft nämlich, daß der von ihr geliebte Marques Don Fadrique auch in der Prüfung sich als der würdigste unter den zahlreich sich einstellenden Freiern bewähren werde. Aber Blanca, die verlassene Geliebte desselben, weiß es so anzustellen, daß die Kunde von geheimgehaltenen abschreckenden Gebrechen, die sie ihm andichtet, auf eine glaubwürdige Weise der Ines mitgetheilt wird. Der Kampf der nun in Ines entsteht zwischen Verstand und Herz, zwischen der warnenden Stimme des Vaters und den beschönigenden Lockungen der Liebe, dieser innere Kampf wird noch gesteigert durch den ebenso zweifelhaften Ausgang des äußern, des feierlich abgehaltenen Wettkampfes der Freier in ritterlichen Uebungen und dialektischen Künsten; denn aus diesen sind als Sieger zu gleichen Theilen der Marques und der Graf Don Carlos hervorgegangen, und schon ist Ines im Begriff dem Letztern als dem Fleckenlosern gegen die Neigung ihres Herzens, und eingedenk des väterlichen Rathes ihre Hand zu reichen, als dieser, ein intimer Freund des Marques, und mehr nur Ehren halber sein Nebenbuhler, sie bei seinem Ritterwort versichert, daß die seinem Freunde beigelegten heimlichen Gebrechen nur eine Erdichtung seien, und zu dessen Gunsten auf ihre Hand verzichtet, die sie nun mit der freudigen Beruhigung, die Wahl des Herzens durch die Prüfung bestätigt zu sehen, dem Marques reichen kann. Echt ritterlich und zart ist auch hier das Verhältniß der beiden Freunde gehalten, von denen jeder zurückgetreten wäre, als er die Bewerbung des Freundes erfährt, wenn sie nicht durch die Gesetze der Ehre verpflichtet worden wären bei der einmal öffentlich ausgesprochenen Bewerbung zu beharren. Aber auch als Nebenbuhler bewahren sie sich das freundschaftliche Vertrauen; so theilt der Marques seinem Freunde mit, welche heimliche Gebrechen ihm seine verlassene Schöne angedichtet habe, um ihn damit bei Ines zu verleumden, was er durch ein komisches Abenteuer seines Bedienten erfahren hatte, verschweigt ihm aber, gleich zart als Ritter und als Freund, den Namen der Verleumderin, weil er sieht, daß der Graf, der bei Ines keine Gegenliebe findet, sich nun um die Hand jener Dame bewirbt; so klagt der Graf sich selbst als den Urheber dieser Verleumdung bei Ines an, die er aus Eifersucht erdichtet, und durch eine Dame ihr hinterbringen lassen habe, als er kein anderes Mittel sieht seinen Freund wieder makellos in den Augen der Geliebten erscheinen zu lassen. *) Besonders und mit Recht be-

*) Es liegt vor in dem erwähnten 24. Bande von Lope de Vega's „Comedias", und in einem Einzeldruck aus dem vorigen Jahrhundert, wo es ebenfalls fälschlich dem Lope de Vega beigelegt wird, mit dem Beisatz: „Representada por la Compañia de la calle de la Cruz"; auch Lista bemerkt, daß dies das einzige Intriguenstück Alarcon's sei das noch zu seiner Zeit auf der Bühne sich erhalten hatte.

**) Vergl. „Quellen des Shakspeare", von Echtermeyer, Henschel und Simrock, III, 201 fg. (Berlin 1831).

*) Dieser zarte Zug findet sich wenigstens in dem Einzeldruck noch am Schlusse des Stücks angebracht (auch Lista erwähnt ihn in seiner Analyse), während er in dem Abdruck im 24. Bande von Lope de Vega's „Comedias" fehlt, wo der Graf nur ganz allgemein zu Ines sagt:

> El Marques es vuestro deudo;
> y es vuestro amante; la envidia,

rühmt ist von diesem Stücke die Scene geworden in welcher Ines die ihr von ihrem Haushofmeister vorgelegten Rechtstitel ihrer Freier prüft, und dabei entdeckt, daß ihr Herz eigentlich schon gewählt habe, welche Scene auch Hr. Chasles in einer sehr freien Uebersetzung mitgetheilt hat. Im Original geben sie als Muster eines lebendiger piquanten Dialogs Lista und Gil de Zárate.

Nächst diesem scheint uns unter den Intriguenstücken Alarcon's „Todo es ventura" (Wer das Glück hat führt die Braut heim) am gelungensten. Hier ist die eben nicht neue Intrigue trefflich durchgeführt von einem Menschen dem Alles zum Glück ausschlägt, dem wider seinen Willen, ja sogar gegen sein ausdrückliches Protestiren fremde Verdienste zugeschrieben und gelohnt werden; und auch die gewiß geradere Lösung, daß er von seinem Nebenbuhler selbst gezwungen wird die Hand der Geliebten anzunehmen, wird so ingenios herbeigeführt, daß sie ganz natürlich, und daher um so wirksamer erscheint. Ein Prachtstück in diesem Lustspiel ist die Beschreibung eines Stiergefechts in Octaven. Ein Pendant dazu bildet „Los favores del mundo", worin die grellen Wechselfälle in dem Geschicke eines Günstlings sehr drastisch geschildert werden; doch ist die Lösung minder befriedigend. Noch gehört zum Theil in den Kreis dieser Darstellung des Conflicts zwischen Glücksgunst und Selbstbestimmung: „La industria y la suerte", wiewol hier das Glück zugleich gerecht ist, indem die Listigern aber Gemeinen die Opfer ihrer eigenen Industrie, und die Schöpfer des Glücks ihrer edlern Nebenbuhler werden. Diese Idee, daß Hinterlist, Lüge und Betrug meist nur auf ihre Erfinder verderblich zurückwirken oder sie doch wenigstens in selbstverschuldete Verlegenheiten stürzen, hat Alarcon in mehren andern Intriguenstücken mit mehr oder minderm Glücke bearbeitet, so in „Los empeños de un engaño"*), in „El desdichado en fingir"**), worin die Intrigue gut angelegt ist und zu komischen Verwickelungen führt, indem der Nebenbuhler des begünstigten Liebhabers die mit der Schönen verabredete List, sich für ihren in der Fremde aufgewachsenen, und erst jetzt zurückerwarteten Bruder auszugeben, um in ihrer Nähe weilen zu können, durch Zufall erfährt, und sie früher als der Andere benutzt, die Schöne selbst ihn anfänglich für ihren wirklichen Bruder hält, dann aber durch sein mehr als zweideutiges Benehmen enttäuscht ihn für einen Betrüger erklärt, und den später eintreffenden Geliebten aufmuntert die verabredete Rolle zu behaupten. Während nun die beiden Pseudobrüder sich um den Platz streiten, kommt der dritte echte Bruder, der sich als solcher legitimiren kann. Doch wird der allzu künstlich geschürzte Knoten mehr zerhauen als gelöst. Auch in „El semejante á sí mismo" (Liebhaber und Nebenbuhler in einer Person) bereitet sich der den Curioso impertinente noch überbietende Liebhaber, durch die List sich für einen ihm völlig ähnlichen Vetter auszugeben, um die Treue der Geliebten zu prüfen, nur quälende Zweifel und arge Verlegenheiten; einige Züge und Scenen sind vortrefflich, so namentlich die mit der Geliebten, die sich in den angeblichen Vetter wirklich verliebt, der nun gegen sich selbst eifersüchtig wird, und aus seiner Rolle fallend ihre Liebeserklärungen plötzlich mit einem Strom von Vorwürfen erwidert, doch wird er wieder irre, als sie schnell sich fassend ihm erklärt, sie habe seine List durchschaut und ihn nur necken wollen, und als er nun wieder in seine Rolle einlenkt, und sie versichert er sei wirklich der Vetter, und habe sie nur prüfen wollen ob sie noch die alte Liebe im Herzen bewahre, kehrt auch sie das Spiel wieder um, das in der That mit allem Reiz der Liebesdialektik durchgeführt wird. Ebenso ergötzlich sind die Scenen mit seinem Diener (dem Gracioso), den er als Wächter der Geliebten zurückgelassen hat, ebenfalls auf die Probe setzt, indem er als Vetter ihn zu bestechen sucht, und auch bei ihm die Erfahrung bestätigt findet: die Abwesenden haben immer Unrecht. *)

(Die Fortsetzung folgt.)

si es que con vos mal la ha puesto:
esperad el desengaño,
pues todo lo aclara el tiempo.

Wir halten diesen Zug aber für echt, denn er ist ganz Alarcon's würdig. Außer dieser Schlußscene enthalten die beiden Drucke keine wesentliche Verschiedenheit. Hr. v. Schack bemerkt, daß Mira de Mescua's „Galan, valiente y discreto" den Keim zu diesem Stücke Alarcon's enthalte (II, 457); aber die Führung der Intrigue ist in den beiden Stücken so abweichend, daß sie höchstens die Grundidee der Fabel, die Prüfung der Freier, aus einer gemeinsamen Quelle, jener erwähnten alten Sage, geschöpft haben könnten.

*) Auch im 28. Bande der madrider Sammlung. Wahrscheinlich ist damit identisch die im „Indice general de comedias" unter Alarcon's Namen angeführte „Los engaños de un engaño", unter welchem Titel auch Moreto ein Stück geschrieben hat. Dies ist eins der schwächsten Stücke Alarcon's.

**) Unter dem Titel: „Quien engaña mas á quien", im 45. Bande der madrider Sammlung, jedoch nicht nur im Titel und in den Personennamen verändert, sondern auch im Texte mit bedeutenden Aenderungen und Auslassungen, wahrscheinlich behufs der leichtern Ausführbarkeit; denn gerade die anstößigern Scenen, wie die zwischen Doña Arbenia und dem angeblichen Bruder, der sich plötzlich als ein Liebhaber zeigt und ihr Gewalt anthun will, alle Scenen im Narrenhaus u. s. w, sind sehr gemildert oder ganz weggelassen.

*) In diesem Stück hat Alarcon sein Vaterland Mexico durch die schöne Beschreibung des dort von dem Marques de Salinas angelegten Abzugsbeckens (el desagüe mejicano), eines Wunderwerks gefeiert.

„Les confidences", von A. de Lamartine.

Von Cicero an, den Lamartine in seinem „Raphaël" eine tönende Vase nennt, bis auf Lamartine, den man leicht mit demselben Namen eines Tages bezeichnen dürfte, haben alle berühmten Männer anerkannt, daß Nichts so sehr im Stande sei über die Täuschungen des politischen Lebens zu trösten, und die traurigen Wirkungen der menschlichen Unbeständigkeit, die seltsamen Launen der Popularität mit Gleichmuth ertragen zu helfen, wie die friedlichen Triumphe der Literatur und Kunst. Diese konnten dem Verf. von „Jocelyn" nicht fehlen, sobald er es über sich gewann von neuem nach ihnen zu streben. Lamartine gehört nicht zu Denen welchen die Muse grollen darf. War er ihr doch nie weniger ungetreu als während er ihr entsagt zu haben schien; ist sie doch vielfach verantwortlich für seinen Enthusiasmus, seine Inconsequenzen, Fehler und Wider-

sprüche, sowie für seinen Sturz, gehorchte er doch nur ihr als er der Orpheus der Revolution wurde. Jetzt da Orpheus auf dem prosaischsten aller Berge von den Bacchantinnen zerrissen worden, ist es billig, daß die Muse die ihn auf Abwege führte Wunder für ihn thut, daß sie so gut wie möglich disjecti membra poetae zusammenfügt, und der beschädigten Leier neue Töne zum Entzücken der Menschen, wenn auch nicht mehr zum Bezähmen der wilden Thiere, entlockt.

Irre ich mich nicht, so ist Dies der Ideengang welchem Lamartine folgte als er seinen literarischen Ruhm zum Krankenwärter seines politischen Ruhms bestellte. Und in der That, nach dem Anschein des Erfolgs, der nicht immer der Erfolg selbst ist, zu urtheilen, hätte man sich zur Umkehr des verlorenen Sohnes Glück zu wünschen. Die „Confidences" waren im Stande während zwei Monaten trotz des Gesetzvorschlags Rateau's, trotz des fabelhaften Complots vom 29. Jan., trotz des Eigensinns der Nationalversammlung die Aufmerksamkeit des Publicums zu fesseln. Die französische Literatur hat wenig Werke von so blendender Schönheit aufzuweisen wie die „Confidences". Der Stil ist nicht überall tadellos, aber er ist bezaubernd. Er findet Worte und Bilder um zu sagen und zu schildern das noch nirgend gesagt und geschildert wurde, und zwar nicht mit jener plastischen oder pitoresken Genauigkeit, welche der Stil gewisser neuerer Schriftsteller (z. B. Gautier) zu einer Art von sprechender Palette macht, sondern mit der Kunst, die Regungen der menschlichen Seele mit dem Gefühl der äußern Natur und des allgemeinen Lebens zu verbinden, eine Kunst welche in allen Meisterwerken der modernen Poesie vorherrschend ist.

Hat man indessen den Muth diesen mächtigen Reizen zu widerstehen, so fragt man sich mit Bedauern, ob Anstand und Geschmack, ob das Zartgefühl des Herzens solche Enthüllungen des intimen Lebens billigen, und ob die „Confidences", indem sie ins Feuilleton hinabsteigen, nicht Gefahr laufen zu Indiscretionen zu werden. Zu wie vielen Bemerkungen bietet diese Art von vertraulicher Literatur nicht Stoff! Beurtheilt man sie als Moralist, so liegt der Gedanke nahe, daß dieser Luxus von glänzenden Bildern und prächtigen Schilderungen zum Vortheil der eigenen Persönlichkeit von einer ziemlich kleinlichen Eitelkeit zeugt. Damit die Werke in denen der Autor von sich selbst spricht Selbstberechtigung gewinnen, ist es nöthig entweder, daß die Schilderungen seiner Schwächen, Irrthümer und Fehler wie beim heiligen Augustinus ein Mittel allgemeiner Belehrung werden, oder aber daß diese Selbstbeschreibung wie bei Goethe zu den Arbeiten der Kritik und zur Entwickelung des Gedankens diene. Wir glauben aber, daß man zwanzig mal das höchst interessante Werk Lamartine's lesen kann ohne in demselben nur eine Spur von der heilsamen Demuth des christlichen Monographen oder von den scharfsinnigen Bemerkungen des deutschen Dichters zu finden.

Will man nur als Weltmann von den „Confidences" sprechen? Vielleicht darf man sich dann ganz im Stillen sagen, daß trotz der bezaubernden Grazie mit der Lamartine die Personen seiner Familie, die welche er gekannt und geliebt hat, erwähnt, einige von ihnen berechtigt seien ihre Namen in dem Erdgeschoß der Journale, diesem Ablagerungsplatze unserer literarischen Ausschweifungen, nicht am passenden Orte zu finden, und daß es nicht sehr schmeichelhaft, seinen Namen, den seiner Frau oder seiner Mutter an derselben Stelle zu sehen, wo Joseph Bolsamo uns in einigen Tagen einen seiner erbaulichen Schwänke erzählen wird, oder wo Balzac in seiner guten Zeit seine „Vieille fille" oder seine „Rabouilleuse" einführte. Wir heben diesen Umstand übrigens nur deshalb hervor, weil man hier auf das Symptom des Mangels an moralischem Sinn, an wahrem Zartgefühle, dieser Krankheit unserer Epoche, stößt. Von dem Augenblick an, daß unsere Celebritäten, sowol Frauen als Männer, in den leuchtenden Kreis getreten sind den die Glorie ihres Talents oder ihres Ruhms um sie gezogen hat, meinen sie sich gleichsam zu verklären; die Bedingungen des wirklichen Lebens und ihrer eigenen Bestimmung verschwinden für sie; sie werden poetische oder romanhafte Personen, ideelle Schöpfungen ohne andere Familie als die der „Atala", der „Naydée", des „Jocelyn" oder der „René". Diese Illusion schriftstellerischer Eitelkeit aber ist gefährlich, und kann uns weit führen. Besser ist es, man läßt dem wirklichen Leben seine Zufluchtsstätten und dem poetischen Leben seine Trugbilder; die Poesie wird dabei nicht viel verlieren, und die Wirklichkeit nur dabei gewinnen.

Was diesen Uebelstand bei Lamartine noch größer macht ist, daß er der Alles zu singen und zu malen versteht Nichts zu beobachten im Stande ist. Wenn wie man versichert Lamartine in diesem Augenblick für das Theater schreibt, so fürchten wir, daß er sich Täuschungen bereitet; denn wir kennen kein Genie das weniger dramatisch wäre als das seinige. Wie sollte es auch anders sein? Anstatt die Menschheit in den zahllosen Verschiedenartigkeiten zu studiren welche unter unsern Augen aufeinander folgen, und für den Dichter Das sind was für den Landschaftsmaler die Scenen der Außenwelt, beschäftigt sich Lamartine nur mit sich selbst, nur sich findet er bei den Andern, in der Gegenwart, in der Vergangenheit, in der Politik, in der Geschichte, im Roman. Wir begreifen diese Vorliebe; eine schöne Frau wirft lieber ihre Blicke in den Spiegel als auf ihre Umgebung, und so lange der Spiegel ihr sagt, daß sie reizend sei, geht für sie Alles aufs vortrefflichste in der Welt; wenn aber diese Frau das Portrait der Personen machen sollte denen sie begegnet hat, dann würde sie in gewaltiger Verlegenheit sein. Das ist die Geschichte Lamartine's. Auch ist es schwierig das Verkennen gewisser Abschattungen, die ein Kritiker untergeordneten Ranges beobachten würde, weiter zu treiben als er.

Wir beschränken uns zum Schlusse dieser Bemerkungen über ein Werk dessen ausführliche Besprechung wir uns nicht zur Aufgabe gemacht hatten, auf die Anführung zweier Beispiele. Der Verf. spricht von seinem Aufenthalte bei Hrn de Vincy. Es fehlt hier nicht an köstlichen Stellen, wo „der Stil sich in den Fluten der jugendlichen Poesie badet"; als aber Lamartine uns erzählt, daß de Vincy, ein Mann der streng religiösen und politischen Traditionen, ihn der Frau v. Staël nicht vorstellen will, legt er ihm folgende Worte in den Mund: „Nous n'avons pas communié, ensemble dans le domaine des idées nouvelles." Ist es nicht zu verwundern, daß ein Mann von Welt, wenn auch Mitglied des provisorischen Gouvernements, einen frommen Greis, der in seinen religiösen Ansichten zu exclusiv ist um in Verbindung mit der Verfasserin der „Delphine" zu treten, solche Dinge sagen läßt? Wir wissen sehr wohl, daß die Romanschreiber aus der Schule George Sand's Wörter von ausschließlich religiöser Bedeutung in die profane Sprache einführten, aber diesen Misbrauch nachzuahmen dürfte Lamartine's unwürdig sein.

Das andere Beispiel gehört in den Bereich der rein literarischen Kritik. Lamartine schildert uns den Grafen Joseph de Maistre. So lange er den physischen Menschen beschreibt, den Kopf, die Stirne, die weißen Locken, égarés çà et là comme les debris d'une couronne, ist er unübertrefflich. Aber als er den Schriftsteller charakterisiren will, nennt er ihn einen Bossuet sauvage, einen Tertullien illettré. Es ist gewiß schon lange her, daß Lamartine die „Soirées de St.-Pétersbourg" gelesen hat, sonst hätte er die Beiwörter sauvage und illettré nicht auf de Maistre angewandt. Wenn er gesagt hätte, bei de Maistre verschwinde der Künstler, der Literat, er sei einer der seltenen Schriftsteller die ihre Schönheiten in der Inspiration des Gegenstandes selbst den sie behandeln schöpfen, nicht aber in frivolen und schimmernden Spielereien, dann wäre er der Wahrheit treu geblieben. De Maistre schätzte sein Genie weniger als die Wahrheiten die er vertheidigte, und der Triumph seines Genies lag ihm weniger am Herzen als der Triumph jener Wahrheiten. Wie Dem auch sein mag, Das ist gewiß: sollte jemals ein ungalanter Kritiker La-

martine illettré und sauvage nennen, so geschieht es nicht aus diesen Gründen.*) 19.

Die Sachsen in England.

Das von der englischen Kritik sehr günstig aufgenommene Werk:

The Saxons in England. A history of the English commonwealth, till the period of the Norman conquest, by *John Mitchell Kemble*. Zwei Bände. London 1849.

ist nicht, wie der Titel vermuthen läßt, eine allgemeine Geschichte Englands unter der sächsischen Herrschaft, sondern eine Schau der damals entstandenen Institutionen. Diese behandelt der Verf. nach seinen eigenen Worten „in geschlossenen Capiteln oder selbständigen Abschnitten, deren jeder ein hervorragendes Princip und eine Gruppe von Thatsachen umfaßt". Demgemäß bespricht der erste Band die ursprüngliche Niederlassung der angelsächsischen Gemeinde, und gibt das einleitende Capitel eine Uebersicht der „sächsischen und welschen Sagen von der sächsischen Invasion". Durch sie achtet der Verf. sich zu der Annahme berechtigt, daß „zuverlässige Einzelheiten in Betreff der deutschen Eroberungen in England unwiederbringlich verloren seien", es aber muthmaßlich „eine frühzeitige und weite Verbreitung teutonischer Colonisten in Britannien" gegeben habe. Bei diesen beruhten die Hauptprincipien der Niederlassung „auf zwei Hauptfundamenten, einmal, dem Landbesitze, und zweitens, dem Rangunterschiede. Und das öffentliche Gesetz jedes teutonischen Stammes bezeugt in bald größerm, bald kleinerm Umfange die Abhängigkeit des einen Princips von dem andern". Der Landbesitz ist Gegenstand der drei folgenden Capitel, und den Anfang macht die kleinste und einfachste der Gemeindetheilungen, „die Mark oder das Stück Land, auf welchem eine größere oder kleinere Zahl Freigeborener zum Zweck des Anbaus und um wechselseitigen Gewinnes und Schutzes willen sich angesiedelt haben". Im vierten Capitel untersucht der Verf. das Verhältniß der vorgenommenen Theilung, hält die Ochsenhaut für das Maß, für den „einer Familie genügenden Landbetrag", und kommt durch lange und mühsame Forschungen zu dem Resultate, daß ein solcher „von 30—33 Acker", am wahrscheinlichsten das Letztere gewesen sei. Das zweite Princip, der Rangunterschied, äußerte sich in dem „persönlichen Range, welcher in dem teutonischen Systeme untrennbar mit dem Landbesitze verbunden erscheint". Ein Capitel vom „Heidenthum" schließt den ersten Band.

Der zweite Band erörtert „Die Principien und das Fortschreiten der Wechsel in England", und hier voran das Wachsen der königlichen Macht. Höchst interessant ist dann das Capitel von den Städten, nicht minder überraschend aber die Behauptung des Verf., daß „das sächsische und das römische London nicht ein und derselbe Ort sein könnte" — neu und befremdend gewiß für Jeden der gehört, gelesen, vielleicht selbst gesehen hat, daß überall, wo nachweislich das sächsische London gestanden, römische Ueberreste gefunden worden, daß unter den Grundsteinen des alten St.-Pauls, der sächsischen wie der normannischen Stiftskirche, römisches Töpferzeug, sogar Opfergeräthe, noch jüngst in der Gegend, wenn nicht auf der Stelle des ehemaligen Palastes des Königs Athelstan getäfeltes Pflaster und römische Mauerarbeit ausgegraben worden sind, und der gefeierte Londonstein für das Marktzeichen und den Mittelpunkt des römischen London gilt. Die letzten vier Capitel handeln vom Bischof, vom Klerus, von den geistlichen Einkünften und von der Versorgung der Armen. In dem fortzusetzenden Werke soll zunächst die Reihe kommen an die Gerichtsverhandlungen, die socialen Zustände, die Künste, Literatur und Wissenschaft unserer sächsischen Urväter auf englischer Erde. 2.

*) Wir behalten uns vor nächstens in einem ausführlichen Artikel über die hier besprochene Schrift Lamartine's, sowie über dessen „Raphaël" zu berichten. D. Red.

Bibliographie.

Bulwer, E. L., Schiller's Leben und Werke. Deutsch herausgegeben von H. Kletke. Berlin, Hempel. 1848. Gr. 16. 22½ Ngr.

Wichtige historische Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu. Nach einem alten, zu Alexandrien gefundenen Manuscripte von einem Zeitgenossen Jesu aus dem heiligen Orden der Essäer. Aus einer lateinischen Abschrift des Originals übersetzt. Leipzig, Kollmann. 8. 15 Ngr.

Frantz, F. T., Briefe an einen Zweifler über die Religion. Landau, Kaußler. Gr. 8. 18 Ngr.

Leo, H., Lehrbuch der Universalgeschichte. 1ster Band: Die Einleitung und die alte Geschichte enthaltend. 3te zum Theil umgearbeitete Auflage. Halle, Anton. Gr. 8. 2 Thlr. 18¾ Ngr.

Monod, A., Die Aufgabe und das Leben des Weibes im Lichte des Evangeliums. Aus dem Französischen von Ottilie Wildermuth. Stuttgart, Rümelin. 8. 13½ Ngr.

Schomburgk, R., Reisen in Britisch-Guiana in den J. 1840—1844, im Auftrage Sr. Maj. des Königs von Preussen ausgeführt. 3ter Theil. — A. u. d. T.: Versuch einer Fauna und Flora von Britisch-Guiana. Nach Vorlagen von Johannes Müller, Ehrenberg, Erichson, Klotzsch, Troschel, Cabanis u. A. Leipzig, Weber. 1848. Gr. 4. 6 Thlr. 20 Ngr.

Winkelmann, E., Napoleon Bonaparte, Kaiser der Franzosen, sein Leben und seine Thaten. In freier Bearbeitung nach M. Michaud. 3te und 4te Lieferung. Ulm, Ebner. 1848. Gr. 16. à 6 Ngr.

Tagesliteratur.

Ankündigung eines großen und schrecklichen Gerichtes und eines neuen Reiches. Auf Befehl meines Gottes ist dieses Buch herausgegeben. Von einem Laien. Schweidnitz, Heege. 12. 1½ Ngr.

Entwurf einer Gewerbe-Ordnung für das deutsche Reich. Dinkelsbühl, Walther. Gr. 8. 1 Ngr.

Die Grundrechte des deutschen Volkes. Stuttgart, Liebrecht u. Comp. 1848. 32. 1 Ngr.

Heinen, F., Die Schule und die Freiheit. Rede gehalten am 14. Oktbr. 1848 zur Vorfeier des Geburtstages S. M. des Königs in der Realschule zu Düsseldorf. Düsseldorf, Bötticher. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kritik der Vereinbarungs-Theorie zur Begründung von Staats-Verfassungen. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 3 Ngr.

Mauch, A., Die kirchliche und politische Freiheit in ihrer Bedeutung für einander und für die Gesellschaft. Zwei Predigten mit Rücksicht auf die Bewegungen der Zeit gehalten. Stuttgart, Rümelin. Gr. 8. 3 Ngr.

Sobarth, A., Keime künftiger Revolutionen in der octroyirten Verfassung vom 5. Decbr. 1848. Eine Warnung. Breslau, Schulz u. Comp. Gr. 8. 2 Ngr.

Sofortige Publication der Grundrechte des deutschen Volks! Ein kleiner Beitrag zur Aufklärung. Dresden, Naumann. Lex.-8. 1½ Ngr.

Kurzer Unterricht über die Geschwornengerichte und den Beruf und die Pflichten eines Geschwornen, welcher sein Gewissen bewahren will, nebst einem der Wirklichkeit entnommenen Beispiel, in welchem dargethan wird, wie der gesunde Menschenverstand über die Strafbarkeit oder Straflosigkeit der hier vorgenommenen Handlung zu entscheiden habe? Von einem alten volksfreundlichen Rechtsmanne ohne Perrücke und Haarzopf. Grimma, Verlags-Comptoir. 16. 1½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 89. —— 13. April 1849.

Zur Geschichte des spanischen Dramas.

Dritter und letzter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 88.)

Endlich gehört noch zu den uns bekannt gewordenen Intriguenstücken Alarcon's „Mudarse por mejorarse" (Besser ist besser als gut).*) Auch in diesem Stück wird der wankelmüthige Liebhaber, der seine Braut, eine reizende Witwe, mit ihrer noch reizendern Nichte vertauschen möchte, mit gleicher Münze bezahlt, indem die Nichte, die anfangs mit ihm coquettirt, ihn sitzen läßt, um sich mit dem angesehenern Marques zu verbinden, und so ebenfalls das „Bessere" sucht; er muß noch froh sein, daß die Witwe seinen Wankelmuth nicht gemerkt hat, und ihm am Ende doch eine Braut bleibt. Daß aber der treulose Bräutigam und die coquette Nichte im Beisein der Tante, und selbst durch ihren Mund mittels verabredeter Zeichen ihr Liebesverständniß unterhalten, erhöht noch das Komische und Piquante der Situationen.

Von den drei Zauberkomödien (Comedias de mágia)**), des Alarcon kennen wir „La manganilla de Melilla" (Die listigen Streiche in Melilla) nur aus Hrn. Chasles' Auszügen und Hrn. v. Schack's sehr kurzem Urtheil, der davon sagt: „Dieses Stück enthält reizende Situationsgemälde, wie sie nur eine sehr poetische Einbildungskraft zu schaffen vermochte; in dem Plan aber vermißt man die Besonnenheit welche die übrigen Werke dieses Dichters auszeichnet." Auch bei der zweiten: „La prueba de las promesas" (Versprechen und Halten ist Zweierlei), mußten wir uns mit Lista's allerdings vollständigerer Analyse begnügen, die uns nur um so mehr bedauern ließ, daß das unsers Wissens ebenfalls nur im zweiten Bande von Alarcon's „Comedias" abgedruckte Original uns bis jetzt unzugänglich geblieben ist. Denn nach dem dort mitgetheilten Plane gehört es zu den besten Stücken Alarcon's, der, wie Lista angibt, selbst als seine Quelle den „Conde Lucanor" nennt. Es liegt diesem Stücke nämlich die bekannte Erzählung vom Dekan von Santiago und Illan dem Magier von Toledo zum Grunde („Conde Lucanor", Cap. XIII; vergl. über die Quellen und Nachahmungen dieser Sage Liebrecht in der „Germania", VIII, 198, und Langerhans' „Blumenlese aus der classischen spanischen Literatur des Mittelalters", S. 172 fg., Wien 1829), nur spielt hier sehr zweckmäßig die Rolle des Dekans ein junger Edelmann, Don Juan de Ribera, der in Blanca, die Tochter des Magiers, verliebt ist, und von ihr wiedergeliebt wird, aber gegen des Vaters Willen, der sie einem Andern, dem Don Enrique de Vargas, bestimmt hat. Don Juan macht ebenso wie der Dekan dem Meister die heiligsten Versprechen seiner unbegrenzten Dankbarkeit, wenn er ihn die Geheimnisse der Magie lehre, wird ebenso auf die Probe gesetzt, indem er scheinbar aus einem armen Edelmann der Erbe eines reichen Marquisats, Präsident des Raths von Castilien, und allmächtiger Günstling des Königs wird; beweist sich aber ebenso undankbar gegen seinen Meister, und sogar treulos gegen seine Geliebte. Da zerrinnt der Zauber, er findet sich nicht nur wieder arm und machtlos, sondern auch beschämt durch diese Enthüllung seiner Undankbarkeit und Treulosigkeit, und wird vom Vater, der ihn gleich durchschaut hatte, und der nun gewitzigten Tochter nach Gebühr abgewiesen. Dieses trefflich angelegte Stück Alarcon's wurde von Cañizares in seiner mit viel mehr Zauberapparat ausgestatteten Komödie „Don Juan de Espina en Milan"*) nachgeahmt, welche sich bis auf die neueste Zeit auf der spanischen Bühne erhalten hat.

*) Es ist auch im 45. Bande der madrider Sammlung wiederabgedruckt unter dem Titel: „Dejar dicha por mas dicha", mit unbedeutenden Varianten. Wir vermuthen, daß das im „Indice general de comedias" unter dem Titel „Por mejoría" angeführte Stück Alarcon's ebenfalls mit diesem identisch sei. Zárate's „Mudarse por mejorarse" (im 19. Bande der madrider Sammlung; vergl. Schack, III, 406) hat aber mit dem Alarcon's Nichts als den Titel gemein. Zárate's Stück ist auch im fünften Bande von Ochoa's „Tesoro" abgedruckt.

**) Auch Comedias de teatro oder Comedias de tramoya genannt, ebenfalls, wie die Comedias de capa y espada, von einem blos äußerlichen Umstande, nämlich daß sie nur auf einem für Maschinerie und Scenenwechsel vorgerichteten förmlichen Theater aufgeführt werden konnten, und nicht auch wie die Comedias de capa y espada in Corrales oder Patios (vergl. Schack, II, 97, und Lombia, „El teatro", S. 194, Madrid 1845. Letzteres Werk besteht nicht, wie irrthümlich im ersten Artikel angegeben wurde, aus drei, sondern nur aus einem Bande).

*) Juan de Espina eine mythische Person, den die spanische Volkssage zu einem Nigromanten macht; vergl. z. B. Luis Velez de Guevara, „El diablo cojuelo, tranco VI", „Juan de Espina en Madrid"; ebenso wie er sind andere vom Volke für Zauberkundige gehaltene Personen, wie Pedro Bayalarde, Marta la Romarantina u. A., zu Helden von Komödien gemacht worden.

Die dritte Zauberkomödie Alarcon's: „La cueva de Salamanca", kennen wir wieder aus eigener Lesung, und können versichern, daß sie zwar mehr possenartig und rhapsodistisch gehalten ist, aber sehr gelungene Scenen und wirksame Einfälle enthält; sie ist eben selbst nur ein genialer Einfall, ein mit kecker Laune und vieler Frische hingeworfener Schwank. Auch diesem Stück liegt eine alte Volkssage zu Grunde. Nach dieser soll nämlich der als Dichter und Gelehrter berühmte, und für einen Nigromanten gehaltene Don Enrique Marques de Villena einen Kopf von Metall besessen haben, der, auf einen Tisch gesetzt, wahrsagte*); er soll, wie der Zauberer Virgil, sich in eine Flasche haben einschließen lassen und sich unsterblich gemacht haben, und am Ende selbst den Dämon, der ihm in seinen tragischen Künsten beistand, überlistet haben, indem er ihm statt seiner Seele, die er ihm versprochen hatte, nur seinen Schatten preisgab. Diesen bezauberten Kopf des Marques hat die Sage in eine wundervolle Höhle bei Salamanca versetzt; von Jenen aber die in dieselbe eindringen, um die Prophezeiungen des Kopfes zu hören, wird von Sieben immer Einer zurückbehalten.**) Mit dieser Sage hat nun Alarcon das tolle Treiben der Studenten von Salamanca verbunden; er läßt einen gleichnamigen und ebenfalls Magie treibenden Abkömmling jenes berühmten Marques Enrique de Villena***) nach Salamanca kommen, um in der Wunderhöhle den von seinem Ahn besessenen wahrsagenden Kopf zu hören. Von den Studenten aber erfährt er, daß unter diesem Kopfe eigentlich ein „bemoostes Haupt" zu verstehen sei: ein alter Student, auch Enrique geheißen (Enrico, viejo grave, estudiante), der in der Magie so erfahren sei, daß er Vorlesungen darüber halte, und dessen Studirstube heiße: die Höhle von Salamanca. Diesen besucht nun der Marques, und die Zauberkünste welche die beiden Magier in die Wette üben, und zugleich dazu anwenden um einigen befreundeten Studenten aus den Verlegenheiten zu helfen, in welche sie ihre tollen Streiche und Liebesintriguen gebracht hatten, und endlich die feierliche Disputation des alten Studenten mit einem Doctor der Theologie über schwarze und weiße Magie, wodurch Ersterer und der Marques gezwungen werden der Schwarzkunst zu entsagen, bilden den Inhalt dieses Stücks, das trotz seines vollen phantastischen Gewirrs und seiner sehr kecken Situationen nicht nur durch die über das Ganze ausgegossene frische Laune, sondern auch durch einzelne reizende Partien fesselt.*) Dieselbe Sage zu Grunde gelegt, und ebenfalls mit tollen Studentenstreichen verbunden findet sich in Francisco de Rojas' nicht minder ergötzlichem Zauberschwank: „Lo que queria ver el Marques de Villena" (im zweiten Theil seiner „Comedias", Madrid 1680).**)

---

*) Vergl. über die Sage vom verzauberten Kopf: „Don Quijote", II, Cap. 62, und Clemencin's Anmerkungen dazu in dessen Ausgabe des „Don Quijote", VI, 269 u. 284. Die Sage scheint orientalischen Ursprungs; denn schon in „Tausend und Einer Nacht" findet man sie angebracht in der Erzählung von „dem griechischen König und dem Arzte Duban" (in Hagen's Uebersetzung, I, 180 fg.).

**) Die darauf bezügliche Stelle aus Alarcon's Stück hat Hr. v. Schack in seinem „Spanischen Theater", I, 475, als erläuternde Anmerkung zu dem Entremes des Cervantes, das ebenfalls den Titel „Die Höhle von Salamanca" führt, und auf dieselbe Sage anspielt, mitgetheilt.

***) Dieser Marques hat die Magie in Italien bei dem berühmten Zauberkünstler Merlin studirt, von dem mit Bezug auf die bekannte Sage von Merlin aber mit einem eigenthümlichen Zusatz hier gesagt wird:

> Aquel, que segun publican
> ó verdades ó consejas,
> lo concibió de un demonio
> una engañada doncella;
> que, esto, puede hacer un ángel,
> si á vaso femineo lleva
> el semen viril, que pierden
> los que con Venus se sueñan.

*) So ist z. B. einer der Studenten durch die Zauberkünste des Nigromanten in das Schlafgemach seiner Geliebten gedrungen, und sucht die höchste Gunst von ihr zu erlangen; das Mädchen widersteht, obgleich leidenschaftlich in ihn verliebt, da will er ihr Gewalt anthun, und sie ringt aus Leibeskräften um den Sieg ihrer jungfräulichen Ehre, der ihr auch bleibt; damit schließt der zweite Act. Zu Anfang des dritten Acts erzählt der Student den für ihn nicht befriedigenden Ausgang dieser gewiß sehr ernsten Scene, und die Beschreibung der mit der Lust um ihre Ehre ringenden Jungfrau gehört zu den schönsten die je von einer ähnlichen Situation gemacht wurden, sie mag darum und zugleich als Probe von Alarcon's meisterhafter Behandlung der Sprache und des Versbaus hier stehen:

> Entre ruegos y amenazas,
> con estar tan ciego, vi
> pintar los afectos varios
> en su rostro un vario abril.
> Ya el temor en las mejillas
> esparce blanco jazmin,
> ya la virginal vergüenza
> vierte clavel carmesí.
> Llora sudor de congoja
> el animado marfil,
> que es todo el cuerpo á llorar,
> si es toda la alma á sentir.
> Las lagrimas perlas son,
> que entre el diamante y rubi
> coge el cabello esparcido
> en hilos de oro sutil.
> Estos imitan los rayos
> que el sol derrama al salir
> sobre la escarcha de enero,
> ó la floresta de abril.
> Cuando con mis fuertes brazos
> ciño su cuerpo gentil,
> enlazados considero
> á Venus y Marte así;
> mas con afectos trocados,
> porque Venus está en mí
> de amoroso, Marte en ella
> de esforzada y varonil,
> ¿Quien vió la amorosa yedra
> á un muro de nieve asir?
> ¿ó por árbol de diamante
> trepar la halagüeña vid?
> Su honor opone á mi ruego,
> á mi fuerza el resistir,
> á mi terneza un demonio,
> á mi enojo un Serafin.

**) Am Schluß von Rojas' Komödie sagt der Marques was er eigentlich durch die Magie habe sehen wollen, und erwähnt zu-

Obwol Alarcon keine Autos, wie es scheint, geschrieben hat, so haben doch zwei seiner Komödien eine damit verwandte mystisch-ascetische Tendenz, nämlich: „El Antecristo", „eine seltsame Dramatisirung der Vision in der Apokalypse", und „Quien mal anda en mal acaba", eine Art „Hauptsage", die wir nur aus Hrn. v. Schack's Andeutungen kennen, auf die wir daher verweisen.

Durch diese, wenn auch noch so mangelhaften Skizzen hoffen wir doch den hohen Werth Alarcon's gezeigt zu haben, und wie sehr er es verdiente allgemeiner bekannt zu werden. Vielleicht wird dazu die soeben in Madrid erscheinende neue Ausgabe seiner „Comedias" beitragen, um so mehr, als sie einen so tüchtigen Besorger in Hrn. Hartzenbusch gefunden hat, der seinen poetischen Beruf durch eigene ausgezeichnete dramatische Arbeiten und seinen philologischen durch die von ihm besorgte Ausgabe des „Tirso de Molina" (12 Bde., auch als Theile der „Galería dramática. Teatro antiguo") bewiesen hat.

(Der Beschluß folgt.)

Beitrag zur Kenntniß Indiens.

The history of Bahawalpur, with notices of the adjacent countries of Sindh, Afghanistan, Multan, and the West of India. By *Shahamet Ali*. London 1848.

Wer und was ist Shahamet Ali, der Verf. obigen Buchs? Antwort: ein Mohammedaner, ein Asiat, ein Sohn Indiens, ein Gelehrter, welcher unter dem englischen Residenten oder Geschäftsträger zu Indore einen ansehnlichen Posten bekleidet und gegenwärtig in Europa reist. Hat er das Buch selbst geschrieben? Ja, das englische Gewand in welchem es vorliegt ist ganz, der Stoff zum zwar kleinern, aber besten Theile sein Eigenthum, das Buch daher zwar keine so merkwürdige Erscheinung wie sie vor 15 oder 20 Jahren gewesen sein würde, ehe der Bengale Rammohun Roy — so schreiben ihn die Engländer, Ram Mohun Roy die Deutschen — durch seine Kenntniß der Sprachen und Gelehrsamkeit der westlichen Hemisphäre, namentlich durch seine „Lehre von Jesu, ein Wegweiser zum Glück und Frieden", Europa in Erstaunen gesetzt, doch ein redender Beweis für die Richtigkeit der auch in d. Bl. in einer Correspondenz aus Kalkutta (Nr. 331 f. 1848) enthaltenen Versicherung, daß die hindostanische Jugend auf der ihr von den Engländern geöffneten Bahn der Wissenschaften rüstig fortschreite.

gleich der Gegensätze die er nicht habe sehen wollen, unter diesen letztern beschreibt er unsere neuesten Zustände so treffend und merkwürdig, daß man ihn in der That für einen Propheten halten könnte:

> Hay quien piense, que ver quiero
> que el mundo no lo parezca,
> que estén *los cetros sin brazo*,
> las *coronas sin cabeza*;
> en lo desierto los hombres,
> poblando los imperios las fieras,
> que sean los cielos discordes,
> *comunidades* la tierra,
> que reine la *libertad*,
> y que á las familias nuestras
> la *necesidad* intente
> *hacer doméstica guerra*.

Auch wir rufen mit dem Marques:

> No es esto lo que queria
> ver el Marques de Villena!

Der größere Theil des Buchs ist Uebertragung eines von Peer Ibrahim Khan, Agenten der britischen Regierung zu Bahawalpur, in der Landessprache abgefaßten Manuscripts, der Inhalt desselben aber so trocken und auseinanderfallend, daß nur die vom Bearbeiter beigegebenen Capitel es genießbar und werthvoll machen. Zur Verdeutlichung vielfach unbekannter Gegenstände hätte im Wege erklärender Noten mehr gethan, die Geschichte zum Behuf besserer Uebersicht in Perioden getrennt und durch häufigere Beifügung der Tage und Jahre dem Gedächtnisse des Lesers ein nützlicher Dienst geleistet werden können. Wenn Dies jedoch Mängel sind welche ein Europäer muthmaßlich vermieden haben würde, so steht freilich auf der andern Seite nicht zu leugnen, daß das Verfahren des Europäers den fortlaufenden orientalischen Faden der Erzählung zerschnitten und schon dadurch die Originalität des Werks zerstört hätte. Jedenfalls bleibt das Buch, wie es aus den Händen des Verf. hervorgegangen, eine dankenswerthe, ihm Ehre bringende Leistung.

Wenn Leser d. Bl. zwischen dem Drängen und Treiben der jüngsten Monate Zeit zu einem Blicke nach dem Orient gefunden haben, so werden sie in den Berichten aus Ostindien mehr als ein mal dem Khan von Bahawalpur begegnet und er ihnen als einer der wenigen indischen Fürsten bekannt sein welcher dem englischen Generalgouverneur weder Tribut noch Unterwürfigkeit zollt. Schon Dies dürfte ihn dem Einen und Andern interessant machen. Der Grund seiner Unabhängigkeit ist jedoch nicht von der Art, daß die Freunde Englands für Englands indisches Reich zu bangen brauchen, die Feinde von ihm den Umsturz desselben hoffen können. Der Grund ruht ebenso sehr in der Armuth als in der Lage seines Landes. Es liegt zu weit nach Süden um die Beziehungen der englischen Regierung zu deren einzigem erwähnenswerthen Gegner an der nordwestlichen Grenze, den Beherrschern des Peenjaub, fühlbar zu berühren, und es liegt zu weit nach Norden um sich an der scindeschen Politik zu betheiligen. Ostwärts scheidet eine Zunge der großen in dieser Richtung sich erstreckenden Wüste das Gebiet des Khans vom englischen, und westwärts hat die Grenzscheide noch keinen Zwiespalt veranlaßt welcher von den Engländern schiedsrichterlich zu schlichten gewesen wäre. Die längste Länge von des Khans Gebiete läuft von Nordost nach Südwest, und beträgt ungefähr 324 englische Meilen, während dessen Breite zwischen dem Sutlejstrome und der Wüste eine so unregelmäßige ist, daß sie von 15 bis zu 80 Meilen steigt. In der Nähe des Flusses erzeugt die Fruchtbarkeit des Bodens jährlich zwei Ernten, doch ist Dies nur an so vereinzelten Stellen der Fall, daß es gegen die übrigens allgemeine Armuth des Landes kaum in Betracht kommt. Wie in vielen andern Theilen von Hindostan gibt es auch in Bahawalpur eine überwiegende Kaste, welche das eingeborene, muthmaßliche Urvolk der Landbebauer unter einem gewissen feudalistischen Drucke hält. In Bahawalpur ist sie eine mohammedanische Sekte, deren Mitglieder sich Daoodputras nennen und mit echt orientalischem Hochmuth ihre dunkle Abstammung auf Abbas, den Oheim des Propheten, zurückführen. *) Shaha-

*) Es heißt hierüber bei Shahamet Ali, und sei Dies zugleich eine Probe seiner Darstellungsart: „Die Daoodputras und insonderheit der Zweig des Stammes dessen Haupt Bahawal Khan ist, behaupten, daß sie von Huzrut Abbas, dem Oheim des Propheten Mohammed, abstammen, weshalb auch der Khan sich Mohammed Bahawal Khan, Abbassee nennt. Ihre wirkliche Abkunft lautet jedoch etwas bedeutend anders. Ihr Urahn Daood wohnte in Shikarpur und gehörte zur Classe der Juluhas oder Weber. Er soll fünf Söhne gehabt haben, Arab, Abbas, Hussun, Hasib und Kasim. Von den ersten Vier stammen die Arabanee, Abbassee, Hussunee und Hisbanee Daoodputras. Daood und dessen Söhne wußten geschickt mit der Flinte umzugehen, und verbrachten mehr Zeit auf der Jagd als am Weberstuhle. Da sie auch glückliche Jäger waren, konnten sie vom Verkauf des Wildes um Vieles besser leben als ihre Nachbarn,

met Ali berechnet die Gesammtzahl der Daoodputras auf 8000, und es ist Grund vorhanden die Angabe für richtig zu halten. Die Daoodputras sind im ausschließenden Besitze der fürstlichen Gunst, aller Ehrenstellen und einträglichen Aemter; dem Rest der Bevölkerung bleibt die Mission den Boden zu bauen und der Luxus schmuziger und stabiler Gewohnheiten.

Abgeordnete des Khan erhoben vom Bodenertrage einen Summa oder eine Naturaliensteuer, welche bis zu einem Drittel oder Fünftel der ganzen Ernte ausmacht. Doch selbst eine so starke Erhebung, beträchtlich mehr als was in den Gebieten der Ostindischen Compagnie von ähnlich fruchtbaren Ländereien entrichtet wird, bringt nicht über 14 Lacs der Landesmünze ein, und da diese ungefähr ein Zehntel geringer ist als die Rupie der Compagnie, so lassen die jährlichen Einkünfte des Khan sich höchstens auf 100,000 Pf. St. anschlagen. Auch Dies gilt nur für den Fall, daß die Naturalien zu gleichem Preise abgesetzt werden, ein Fall der begreiflich selten eintritt. Solch barbarische Art dem Fürsten ein Einkommen zu schaffen hat von jeher unter der ohnedies schlechten asiatischen Regierungsweise die Hand zu den gräßlichsten Bedrückungen geboten. Erst preßt der Steuereinsammler dem hülflosen Ryot seinen Reis, seinen Zucker, seine Baumwolle um einen erbärmlich niedrigen Satz ab, und dann zwingt er ihn dieselbe Waare, die er eben für einen bloßen Nominalwerth hingeben mußte, für einen enormen Preis zurückzukaufen, oder wo es einen Abzug nach auswärts gibt, muß dieser zuvörderst die Regierungsvorräthe erschöpft haben, ehe der legitime Erbauer als Concurrent auftreten darf. Daß von gedachten 14 Lacs nach Bestreitung der Ausgaben ein Ueberschuß verbleibt scheint gewiß. Ob er aber, wie Shahamet Ali meint, sich jährlich auf fünf Lacs belaufe, dürfte mindestens zweifelhaft sein, und es vielleicht der Wahrheit am nächsten kommen, daß der Ueberschuß des einen Jahres den Ausfall des andern deckt — auch Dies immer noch für manchen europäischen Staat ein beneidenswerther Finanzzustand. Dagegen hält der Khan ein stehendes Heer von nur 8000 oder 10,000 Mann, und in seinem aus 40 Kanonen bestehenden Artilleriepark sollen blos acht oder zehn diensttauglich sein.

10.

---

und da sie ihren Freunden bisweilen Wild zum Geschenk machten, verschaffte ihnen Das einen Ruf und Einfluß welcher der Regierung Gefahr drohte und brachte. Abbas, einer der Söhne Daood's, hatte einen Sohn Namens Pirij. Die Frau desselben entfloh mit einem gewissen Kahur, einem Huleal-Khor, und hatte mehre männliche Kinder von ihm. Nach Verlauf einiger Jahre wurde sie von den Freunden ihres ersten Gatten entdeckt, Kahur erschlagen und sie nebst ihren Söhnen dem ersten Gatten überliefert. Von den Söhnen welche dieses Weib ihrem Buhlen Kahur geboren stammt der Kehranee-Zweig der Daoodputras, und von den Söhnen welche sie von ihrem Gatten Pirij, dem Sohne des Abbas, empfing, stammen die Abbassee oder der Pirjanee-Zweig. Der Hauptstamm ästet zwar außerdem in verschiedene andere Unterabtheilungen oder Familien ab, doch bleiben die genannten immer die bedeutendsten und ordnen sich folgendermaßen: die Arbanee, Abbassee oder Pirjanee, Hussunee, Hisbanee und Kehranee. Jewie sie an Zahl wuchsen gaben sie das mühsamere Webergeschäft auf, und widmeten sich vorzugsweise dem Waffenhandwerke. Viele traten in die Dienste der Nazims von Multan und Tatta oder der Kaiser von Delhi, die Meisten aber trieben Wegelagerung zwischen Shikarpur und Multan, plünderten Kafilas und raubten nach allen Richtungen.... Bald nachdem Solches geschehen, und es geschah zu Anfang des Jahres 1745, entbrannte ein furchtbarer Haß zwischen Sadik Mohammed Khan, Haupt des in Shikarpur verbliebenen Volksstammes, und dem dasigen Gouverneur, und zwar daraus, daß Letzterer die dem Bahawal Khan, Sadik Mohammed Khan's ältestem Sohne, verlobte Braut gewaltsam entführt hatte. Fühlend daß er durch die Theilung seines Stammes zu schwach geworden dem Gouverneur die Spitze zu bieten, sendete Sadik Mohammed Khan seinen Sohn Bahawal Khan an seine Brüder in Kheirpur, ihnen die in seiner Person dem ganzen Stamme zugefügte Kränkung zu melden und sie zur Rückkehr und Rache aufzufodern. Zwei Jahre stand Bahawal Khan ein Bittender vor ihren Thüren ohne seinen Zweck zu erreichen. Endlich ließen sie sich erbitten, vergaßen die von seinem Vater empfangenen Beleidigungen und kehrten mit ihm nach Shikarpur zurück, wo sie augenblicklich gegen den Gouverneur Bakhtyar Khan die Fahne des Aufruhrs erhoben, ihn stürzten und die Braut ihrer Familie wiedergaben. Allein nicht zufrieden mit der Sättigung ihrer Rache plünderten sie die Stadt Shikarpur, verjagten die Einwohner und brandschatzten das Land weit und breit. Sobald Nadir Shah von diesen Gräueln Kunde erhalten, schickte er einen seiner Generale, vom Volke Tamasp Golee geheißen, mit starker Truppenmacht ab, die Daoodputras zum Gehorsam zu zwingen. Bei der Nachricht seines Heranzugs ergriffen die Daoodputras nebst ihren Familien die Flucht, und setzten auf das linke Ufer des Indus über. Tamasp folgte ihnen. Am Weiterfliehen durch ihre Familien verhindert und mit wenig Hoffnung zu entkommen beschlossen sie das Wagniß einer Schlacht, und thaten was sie in solchen Fällen zu thun pflegten, tödteten vor dem Kampfe die Meisten ihre Weiber und Kinder. Die Wenigen denen sie das Leben gelassen leisteten den wichtigen Dienst ihren bedrängten Männern während der Schlacht, die einen ganzen Tag gedauert haben soll, Wasser zuzutragen. Die Noth der Feinde wegen Mangels an Wasser war eine der Ursachen ihrer Niederlage. Die Daoodputras schlugen sie vollständig, und plünderten das Lager des persischen Heerführers. Nach dieser That getrauten sie sich nicht nach Shikarpur zurück, sondern zogen weiter am linken Ufer des Indus, und die Meisten siedelten sich in Allahabad an. Der Zweig des Stammes welcher von Kheirpur zum Beistande gekommen nahm den Heimweg in die Nähe dieses Orts. Nach kurzem Verweilen in dem Lande bei Allahabad brach Bahawal Khan mit dem Pirjanee-Zweige des Stammes wieder auf, und rückte vor bis zu der Stelle wo jetzt die Stadt Bahawalpur steht. Hier gründete er die Stadt die seinen Namen trägt. Im Verlauf von nur zwei Jahren war das ganze Land zwischen der Wüste und dem Flusse, längs der Ufer des Indus von Subzul Kot bis Mobarikpur am Sutlej, jenem Stamme unterworfen, während das Land rings um Bahawalpur in einer Länge von ungefähr 100 Koß und einer zwischen 5 und 15 Kos wechselnden Breite dem Bahawal Khan mehr unmittelbar zu Theil wurde. Da er auf dieser Seite des Flusses der Stifter der Macht seines Volks war, sollte eigentlich er Urheber der Familie heißen. Sie ziehen jedoch vor ihren Namen an den der Herrscher oder Sahib-i-mulk zu knüpfen, und nennen sich deshalb nach seinem Vater Sadik Mohammed Khan, dem Ersten welchem Nadir Shah einen königlichen Landbrief verlieh. Bahawal Khan soll ein gutmüthiger Mann gewesen sein, einfach in seinen Sitten und mild in seiner Regierung. Er munterte Menschen jedes Standes auf sich in Bahawalpur niederzulassen, und aus dem Jhonk oder Viehfütterungsplatze welcher es anfangs war und wenigen umhergestreuten Dörfern wurde bald eine blühende Stadt. Er erweiterte die Grenze seines Gebiets über das Fort Dilawer hinaus, welches er einem Verwandten des Bikaner Raja abnahm. Die Nachkommen des ehemaligen Besitzers wohnen noch in Bikaner."

Notiz.

Preisausschreiben.

Die belgische Regierung hat zwei Preise ausgesetzt, einen von 5000 Francs und einer goldenen Medaille für das beste Werk über allgemeinen Landbau, den zweiten von 1000 Francs für die gelungenste Abhandlung über die Kartoffelkrankheit. Ausländer werden höflichst zur Concurrenz aufgefodert und ersucht ihre Manuscripte bis zum 1. Jan. 1850 dem Ministerium des Innern zugehen zu lassen.

4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 90. —— 14. April 1849.

Zur Geschichte des spanischen Dramas.

Dritter und letzter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 89.)

Noch wollen wir ein paar Punkte herausheben, worin die „Studien" des Hrn. Chasles mit dem Meisterwerke des Hrn. v. Schack zusammengetroffen sind. Beide berühren nämlich den Einfluß der spanischen Bühne auf die französische im 17. Jahrhundert, und besonders die seit Voltaire so oft angeregte und so vielfach discutirte Frage: „Wie viel der berühmte Corneille den Spaniern zu verdanken habe?" Eine Frage die in der Geschichte des Theaters überhaupt zu sehr in den Vordergrund getreten ist, um hier ganz übergangen zu werden. Beide sind natürlich darüber einig, daß dem „Cid" des Corneille der erste Theil der „Mocedades del Cid" des Guillen de Castro zu Grunde gelegen habe, da Corneille selbst Dies ausdrücklich anerkannt hat. Aber eine noch nähere, ja oft so wörtliche Uebereinstimmung findet zwischen Corneille's Stück und Diamante's „Honrador de su padre" statt, Beide weichen gerade in denselben Scenen von Guillen de Castro's Komödie so gleichmäßig ab, daß hier nicht an Zufall, sondern nur an bewußte Nachahmung gedacht werden kann. Man muß daher annehmen, daß entweder Corneille auch des Diamante Bearbeitung gekannt und nachgeahmt, aber Dies verschwiegen habe, weil er dann als eigentlicher Plagiarius erschienen wäre, oder daß der in jener Zeit fast unerhörte Fall hier eingetreten sei, daß der Spanier den Franzosen nachgeahmt habe. Die äußern Daten geben keinen festen chronologischen Anhaltspunkt, ja sprechen sogar zu Gunsten Corneille's, da dessen „Cid" bekanntlich 1636 erschienen ist, Diamante's Auftreten aber gegen die Mitte des 17. Jahrhunderts fällt, und die Sammlung seiner dramatischen Werke erst in den Jahren 1670—74 in Madrid herausgekommen ist; auch ein Einzeldruck des „Honrador de su padre" oder ein Abdruck desselben in einer Mischsammlung vor 1636 sich bisher nicht nachweisen ließ. Unter diesen Verhältnissen haben sich natürlich auch die neuesten französischen Kritiker, wie Hr. Chasles und Puibusque (II, 100), unbedingt für Corneille's Priorität entschieden, und selbst Hr. v. Schack sprach sich anfänglich (II, 431) für diese Meinung aus. Aber in dem dem Diamante gewidmeten Artikel (III, 373) widerruft er sein früheres Urtheil, und erklärt sich aus innern Gründen, denen wir vollkommen beipflichten, für Diamante's Originalität; er sagt nämlich sehr treffend:

> Bei näherer Prüfung des „Honrador de su padre" hat sich uns aber die Ueberzeugung aufgedrängt, daß dieses Stück zu sehr die Züge eines Originalwerks trage, und zu durchgehends im spanischen Nationalstil gehalten sei, als daß man an Nachahmung eines ausländischen Vorbildes denken könnte. Die französische Tragödie stellt sich hiernach als eine Compilation aus Diamante und Guillen de Castro dar. Der Umstand, daß Corneille seine Verpflichtung gegen unsern Dichter verschweigt, beweist Nichts gegen die obige Annahme; auch das Geständniß, daß er den Guillen de Castro benutzt habe, hatte er sich erst abnöthigen lassen.

Wenn aber die beiden erwähnten französischen Kritiker über den Werth von Diamante's Stück im Vergleich mit dem Corneille's sehr geringschätzig sprechen, so beweist Das höchstens ihre doppelte Einseitigkeit als französische Patrioten und Kritiker, und wir verweisen auch hier auf Hrn. v. Schack's ebenso unparteiisches als treffendes Urtheil, und auf das leicht zugängliche Original, das in Ochoa's „Tesoro" abgedruckt ist. Ganz verfehlt ist aber die Parallele die Chasles zwischen Corneille und Castro zum Nachtheil des Letztern zieht; ganz unwahr ist seine Behauptung, daß Corneille mehr als Castro die Romanzen benutzt, und erst er den Conflict zwischen Liebe und Ehre im „Cid" herausgehoben habe; man lese, wenn man die „Mocedades del Cid" nicht zur Hand haben sollte, Hrn. v. Schack's Analyse und Vergleichung (II, 431 fg.), und man kann ihm aufs Wort glauben, wenn er die Frage: worin Corneille sein Original verbessert habe, also beantwortet:

> Gewiß in weniger als Nichts; er hat keinen einzigen Zug hinzugethan der nicht Entstellung und Verzerrung wäre; er hat eine gänzliche Blindheit für die Tiefe und Schönheit der wahren Poesie, oder eine gänzliche Unfähigkeit sie zu reproduciren bewiesen; und hat ein reiches und farbiges Gemälde in eine trockene und steife Schulzeichnung ohne Licht und Schatten umgewandelt, aus einem lebensvollen Gedicht ein frostiges Uebungsstück für die Declamation gemacht. *)

---

*) Von Francisco Polo existirt eine Komödie (abgedruckt im 23. Band der madrider Sammlung), die nicht nur durch den Gegenstand, sondern selbst schon durch den Titel ein Gegenstück zu Diamante's „Honrador de su padre" bildet, nämlich dessen „Honrador de sus hijas", worin das Cid-Verhältniß zu seinen Töchtern und zu den Infanten von Carrion nach dem Poema und den Romanzen dramatisirt ist.

Ebenso besprechen Chasles, Schack und Puibusque die gleichfalls literarhistorisch gewordene Controversfrage: Wer war der Originalverfasser: Corneille in seinem „Heraclius" oder Calderon in „En esta vida todo es verdad y todo es mentira", da diese beiden Stücke ebenfalls so gleichmäßig von der historischen Grundlage abweichen, in einzelnen Stellen so wörtlich zusammenstimmen, daß sie nur in dem Verhältniß von Original und Nachahmung stehen können? Chasles entscheidet sich abermals wieder unbedingt zu Gunsten Corneille's, und hat auch hier scheinbar die äußern Daten für sich, da Corneille's Stück 1647 erschien, das Calderon's nur aus dem dritten 1664 erschienenen Bande der ältesten Gesammtausgabe seiner „Comedias" bekannt ist. Hr. v. Schack aber pflichtet der Meinung Voltaire's bei, der Calderon für den Originalverfasser hält, und sich auf eine Romanzensammlung von 1641 beruft, in der Calderon's Stück genannt werde. Wir legen, so wenig wie Hr. v. Schack, kein großes Gewicht auf dieses Zeugniß Voltaire's bei dessen weltbekannter Leichtfertigkeit, wozu hier noch dessen ebenso berüchtigte Unredlichkeit kommt, da er Corneille's Originalität aus Neid auf alle Weise verdächtigen wollte. Aber auch hier appelliren wir an die innern Gründe, die wol in solchen Fällen, wo nicht schlagende äußere dagegen sprechen — und Das ist hier der Fall, denn Calderon's Stück kann allerdings in einem Einzeldruck früher erschienen sein —, immer die sichersten sind. Denn jedem Unparteiischen der Calderon's Stück mit dem Corneille's vergleicht muß sich die Ueberzeugung aufdringen, daß er in dem letztern nur die nüchternere, schulgerechtere Copie eines farbenreichen, lebensvollen, ja aus poetischer Fülle extravaganten Originals vor sich habe. Hrn. v. Schack's Urtheil ist auch hier nur ein gerechtes, wenn er von Corneille's Ueberarbeitung sagt: „Der Franzose hat alles Ergreifende was ihm schon von dem Spanier überliefert worden entstellt, und in der That Nichts weiter geliefert als ein ordinaires und noch dazu ziemlich verworrenes Intriguenstück." Dieses innere Verhältniß ist so fühlbar, daß selbst Puibusque (II, 148 fg.) nicht ansteht Calderon's Stück für das Original zu erklären. Vergleicht man damit noch was wir von Corneille's Nachahmung des Alarcon gesagt haben, und was von seinen übrigen Nachbildungen des Lope de Vega bekannt ist („Les Horaces", „Don Sancho d'Aragon"), so wird man ihn im Verhältniß zu den Spaniern nicht zu hart beurtheilen, wenn man von ihm sagt, daß er seine Inspirationen großentheils aus spanischen Quellen geschöpft habe, aus echtem Malaga und Xeres, daß er aber diese für seine nur an Schaumweine gewöhnten Landsleute zu schwer und zu feurig gefunden, und daher mit einer tüchtigen Dosis in altclassische Flaschen abgezogenen Seinewassers verdünnt habe. Kurz, was Alarcon von seinen eigenen Werken sagte, ist zum prophetischen Wortspiel in Bezug auf Corneille's Verhältniß zu den spanischen Dichtern überhaupt geworden: „Han sido plumas de otra *corneja*" (Corneille).

Und in der That bieten die Erfindungen der spanischen Dichter noch immer eine reiche, beiweitem noch nicht ausgebeutete Fundgrube für die Dichter aller Nationen, und sie können sich Glück wünschen an Hrn. v. Schack einen in jeder Hinsicht so vortrefflichen Führer gefunden zu haben, den sie nur gehörig zu benutzen brauchen, um reicher Ausbeute gewiß zu sein.

Ueber die spanischen Dramatiker der neuesten Zeit und unserer Tage, über welche Hr. v. Schack natürlich nur Andeutungen geben konnte, und wozu uns ein reiches Material in der „Galería dramática. Teatro moderno" vorliegt (gegen 100 Bände), einer Sammlung die Das für die Jetztzeit leistet was für das 17. Jahrhundert die große madrider Sammlung war, behalten wir uns vor bei einer andern Gelegenheit ausführlicher zu berichten. *)

F. Wolf.

Französische Sprachforschung.

Der Franzos und seine Sprache. Von K. J. Clement. Frankfurt a. M., Brönner. 1848. Gr. 8. 20 Ngr.

Wir haben in Nr. 295 und 296 d. Bl. f. 1846 bereits mit Dr. Clement zu thun gehabt, bei Beurtheilung seiner Schrift: „Shakspeare's Sturm", in der wir wie in allen seinen bisherigen Schriften das merkwürdigste Gemisch von übel angebrachter Gelehrsamkeit und von Unsinn fanden. Die obige Schrift ist nicht geeignet unser Urtheil zu ändern, und wir würden überhaupt es nicht der Mühe für werth halten dieselbe einer tiefer eingehenden Beurtheilung zu unterwerfen, wenn das Studium der romanischen Sprachen nach Diez, Fuchs, Ampère u. A. in Deutschland bereits hinreichend Wurzel gefaßt hätte. Da Dies aber leider noch nicht der Fall ist, und der größte Theil aller Lehrer und Kenner der neuern Sprachen lieber auf jede wissenschaftliche Kenntniß derselben verzichten würde, wenn er sie aus so gründlich gelehrten Büchern wie die obengenannten holen sollte, so halten wir es für nöthig dem Buche des Hrn. Clement wenigstens eine Gebrauchsanweisung für den nicht sprachforschenden Leser und gerade in diesen vielgelesenen Blättern beizugeben.

Die halbwissenschaftlichen Bücher — und zu diesen können wir allenfalls das vorliegende Buch rechnen, obgleich Hr. Clement vermöge seiner wunderlichen Einfälle und Gedankensprünge, vermöge seines halsstarrigen Festhaltens an vorgefaßten Ideen und seines vornehmen Ignorirens anderer Forschungen auf Wissenschaftlichkeit überhaupt nie Anspruch machen kann — üben gemeiniglich einen ebenso günstigen als schädlichen Einfluß. Durch sie werden Viele die sich vor dem anscheinend trockenen reinwissenschaftlichen Studium und vor dem ungeheuern Materiale eines Grimm und Diez scheuen wenigstens mit einzelnen Resultaten der wissenschaftlichen Forschung bekannt, und dadurch wol auch zum Weiterforschen angeregt, was immer besser ist als wenn sie gedankenlos beim Alten stehen blieben. Aber da die halbwissenschaftlichen Bücher gewöhnlich Richtiges und Falsches durcheinandermengen, die Sonderung beider aber nur dem wissenschaftlichen Forscher möglich ist, so müssen denn auch häufig die auf solche falsche Voraussetzungen gebauten Forschungen zu den wunderlichsten Resultaten führen. An Beispielen fehlt es nicht. Hr. Clement in seiner Leidensgeschichte der Friesen, in seiner Schrift über Shakspeare's

---

*) Vergl. auch über das neueste spanische Theater die Artikel von C. de Mazadl in der „Revue des deux mondes", 1847, XVIII, 348 fg. und XIX, 432 fg.; ferner die Artikel in der „Antologia española" von 1848: „Rápida ojeada acerca del rumbo que ha seguido la literatura dramática española en 1847, por *Manuel Cañete.*"

„Sturm" hat uns deren so manche geliefert, und die grammatische Literatur der neuern Sprachen liefert uns deren täglich neue. Ich führe nur noch an, daß erst vor wenigen Jahren ein kieler Docent den Beweis zu führen versucht hat, daß die jetzige englische Sprache direct aus dem Altnordischen und nicht aus dem Angelsächsischen hervorgegangen ist.

Das Buch des Hrn. Clement liefert uns neue wissenschaftliche Resultate in keiner Weise; Das ist auch nicht anders möglich bei einem Buche das so ganz auf nichtige Voraussetzungen gebaut, so ganz auf die Unterhaltung berechnet ist, und das mit der wundersamen Entdeckung schließt: die französische Sprache sei zwar ein Kaliban verwandter Mischling, gegen dessen unreines Wesen der gesunde Gedanke und das feinere Gefühl einen Widerwillen haben müßten, aber das französische, das thatkräftige, thatfähige und thatenreiche Volk sei anders als seine Sprache, und sei einer bessern Sprache werth gewesen.

Als wenn die Sprache bei den Völkern etwas Aeußerliches, dem innersten Wesen derselben Fremdes wäre, und nicht etwas Ureigenes, das ihre Denk- und Anschauungsweise, ihre Sitten, kurz Alles was die Eigenthümlichkeit eines Volkes ausmacht, treu widerspiegelt! Als ob es möglich wäre, daß ein Volk eine fremde Sprache annimmt, ohne auf das innigste mit dem Volke das diese Sprache spricht zu verschmelzen, ohne wie dieses zu denken und zu thun! Ueberall haben sich die Deutschen in den Ländern romanischer Zunge dem römischen Einflusse gebeugt, überall mit der römischen Sprache auch römische Sitte angenommen, und höchstens Bruchstücke des ihnen Eigenthümlichen in Charakter und Sitte, wie in die Sprache des Volks in welches sie aufgingen hinübergerettet. Und wo, wie in England, zwei verschiedene Sprachen zu einer wahren Mischsprache geworden sind, da ist auch das Wesen des Volks aus den Eigenthümlichkeiten beider Nationen gemischt, und wie in der englischen Sprache das deutsche Element das überwiegende ist, dem sich das romanische in Ton und Form hat unterordnen müssen, so ist auch der Engländer, trotz aller seiner Besonderheiten, den Hauptzügen seines Charakters und seiner Sitten nach ein Deutscher geblieben.

Bei der Anschauung welche Hr. Clement von Sprache hat darf man sich denn auch nicht wundern, wenn ihm unendlich Vieles in der französischen und englischen Sprache nicht blos wunderbar, sondern „erstaunlich dumm" vorkommt, und ebenso wenig darf es Wunder nehmen, wenn er nach seiner Ansicht von der erstaunlichen Dummheit die bei der Bildung dieser Sprachen obgewaltet hat im Nothfalle selbst zu den allerdümmsten Ableitungen greift. Kein verständiger Sprachforscher wird leugnen, daß es in der Sprache des Wunderlichen und Unerklärlichen viel gibt; aber wer die wunderlichen, und doch oft so hochpoetischen Gedankensprünge im Volkslied, in der Volkssage und im Volksmärchen beobachtet hat, wird nicht erwarten in der Sprache eine prosaische Regelrichtigkeit und Nüchternheit zu finden, der wird sich nur freuen daß die Sprache nicht das Werkzeug der Grammatiker ist, und daß er in ihr das Walten des menschlichen Geistes in seiner Ursprünglichkeit aufspüren und bewundern kann. Aber was Hrn. Clement als dumm und unerklärlich erscheint, Das würde er für natürlich und für leicht verständlich erkannt haben, wenn es ihm nur gefallen hätte sich über die französische Sprache aus wissenschaftlichen Werken zu unterrichten und die französische Sprache in ihrem Zusammenhange mit andern romanischen Sprachen zu betrachten. Aber Hr. Clement ist von der Sucht nach Originalität befallen; er darf den gewöhnlichen, längst für richtig erkannten Weg nicht gehen, und muß sich einen eigenen Weg bahnen, unbekümmert darum, ob er auf ihm zum Ziele gelangt oder nicht.

Wir wollen dem Leser einige Proben von der Art und Weise, wie Hr. Clement die französische Sprache in seinen Untersuchungen ansieht und versteht, geben. Bei der Bekanntschaft welche fast alle Gebildeten mit der französischen Sprache haben, dürfen wir wol nicht fürchten den Lesern d. Bl. langweilig zu werden, glauben vielmehr Manchem der eine wissenschaftliche Kenntniß der französischen Sprache nicht besitzt mit unsern Auszügen und Bemerkungen einen Dienst zu erweisen.

S. 5: couard (Feigling), engl. coward, soll vom französischen cou (Hals) und vom deutschen wahren herkommen; das cou dagegen ist das lateinische cauda, französische queue, das ard dieselbe ursprünglich deutsche Endung die wir noch in Bernhard, Bastard, Reinhart u. s. w. haben, und die im Französischen und Englischen meist eine üble Bedeutung hat. Couard ist also eigentlich der Hund der den Schwanz eingezogen hat, dann jeder Feigling überhaupt.

S. 9: écrevisse (Krebs) soll die Veranlassung zu dem s im deutschen Krebs gegeben haben, weil die andern germanischen Mundarten dieses s nicht kennen. Hätte Hr. Clement die althochdeutsche Form chripiz gekannt, würde er gesehen haben, daß das Umgekehrte der Fall ist.

S. 17: „fromage (Käse) vielleicht aus dem Begriff dick und geronnen entsprungen. Das wunderliche englische from, welches sogar auch fromm bedeutet, aber vorzugsweise dick und fett, könnte mit from in fromage einerlei sein, und fromage ursprünglich etwas Verdicktes, Dickmilch bedeuten." Daß fromage blos Umstellung für formage und fromage folglich seinen Namen davon hat, daß er etwas Geformtes ist, lag nahe genug.

S. 20: „brebis, wenn nicht vom griechischen πρόβατον, schwer erklärlich." Das italische berbice und das provençalische berbitz zeigen genügend auf das lateinische vervex (Widder) hin; auch das französische berger (Schäfer), lateinisch gleichsam vervicacius, zeigt schon, daß brebis nur für berbis steht.

S. 34: „tante (Tante, Muhme) vom lateinischen tanta, also eine so große." So würden Kinder Ableitungen machen. Das englische aunt und das lateinische amita sind dasselbe Wort wie das französische tante, das t nur vorgeschoben.

S. 55: „orage (Gewitter) von horreo." Diese Ableitung ist wirklich horrend. Das provençalische auratge weist deutlich genug auf aura (Luft) hin.

S. 126: „car (denn) wol vom griechischen γάρ." Bekanntlich vom lateinischen quare (weswegen).

Man sieht aus diesen Beispielen, die wir um das Hundertfache vermehren könnten, wie Hr. Clement Alles zusammensucht was möglicherweise eine Ableitung für die französischen Wörter abgeben könnte, unbekümmert darum ob eine solche Ableitung auch nur möglich sei, was z. B. die Ableitung von car aus dem Griechischen nicht ist. Hätte Hr. Clement nur bedacht, daß selbst im Englischen fast alle Bindewörter, mit Ausnahme einiger wenigen zusammengesetzten, deutschen Ursprungs sind, daß alle einfachen Bindewörter ebenso wie Fürwörter und Zahlwörter ein zu nothwendiger und natürlicher Bestandtheil einer Sprache sind, als daß sie dieselben von weither holen sollte, so würde er wol mit solchen Ableitungen etwas zurückgehalten haben.

Um die Wunderlichkeit der französischen Sprache recht deutlich zu zeigen, erläutert der Verf. eine Anzahl Redensarten aus der französischen Umgangssprache. Nachdem er die wichtige Entdeckung gemacht hat, daß die französische Wortfügung oft gegen alle Vernunft verstößt, sagt er (S. 87): „So ist z. B. Je ne le sais pas (ich weiß es nicht) das verdorbenste Wortgemisch und verschrobenste Sprachgefüg, alles verstümmelt: je aus ik (wie jet, Wurf, aus jactus) — ne nicht aus dem römischen non, auch nicht das römische ne, sondern aus der ursprünglichsten germanischen Verneinung le, der, entstanden aus ille, jener, also ausschließlich männlichen Geschlechts, hier jedoch sächlichen und nur das Schwänzchen von ille; sais von savoir, nicht aus scire, wissen, sondern aus sapere, schmecken, Geschmack haben, durch Geschmack erkennen, weil ja Alles auf die saveur d. h. den Geschmack ankam; endlich pas, dieses von aller Welt verlassene Wort, der Nichtsnutz von Hintenanläufer und Satzfüller, ebenso wol aus pas-

ser, gehen, vorübergehen, durchreisen, vom römischen passus, Schritt, und zwar von einem Spielausdruck hergenommen, nämlich passen, wie auch der Deutsche dem Franschmann nachspricht, d. h. das Spiel vorübergehen lassen (passer) ohne mitzuspielen, weil man eben nicht mitspielen kann, was durch pas bezeichnet wird." Wäre in dem Satze je ne le sais pas wirklich das Wortgemisch und Sprachgefüge was der Verf. darin erblickt, so müßten wir ihm wol Recht geben, wenn er die französische Sprache erstaunlich dumm nennt, wir werden aber sehen, daß Alles ganz in der Ordnung ist. Je ist nicht aus dem deutschen ik, sondern aus dem lateinischen ego, altfranzösisch jeo, entstanden; ne gehört mit pas zusammen und entspricht mit diesem dem lateinischen ne passum quidem (nicht einmal einen Schritt), wie ne-point dem lateinischen ne quidem (nicht einmal einen Punkt), was folglich stärker verneint als ne-pas, wie ne-rien dem lateinischen ne rem quidem (nicht einmal ein Sächelchen, d. h. gar Nichts), wie ferner ne-mil und ne-goutte dem lateinischen ne micam quidem (nicht einmal ein Krümchen) und ne guttam quidem (nicht einmal ein Tröpfchen). Wir haben hier also überall Redensarten in denen die Verneinung nur in dem ne liegt, daher wir denn auch z. B. rien und jamais alleinstehend für etwas und jemals gebrauchen können; le ist allerdings ursprünglich das Masculinum, da das Neutrum im Französischen bis auf wenige Formen (z. B. qugi) völlig erstorben ist, so genügte natürlich auch das Masculinum für das lateinische Neutrum. Das lateinische sapere aber hat bereits im Lateinischen die Bedeutung „klug sein", und der Sprung vom „Klugsein" zum Wissen ist wol kein so sehr zu verwundernder. Nimmt man nun noch hinzu, daß das le des Wohlklangs wegen vor das Zeitwort tritt, so wüßte ich nicht was in der ganzen Redensart noch Wunderbares oder Verschrobenes übrigbliebe.

Auf diese Weise werden nun noch andere Redensarten, wie il y a, je n'en ai que trois, qu'en dira-t-on u. s. w., durchgenommen, sämmtlich mit dem Bestreben sie unsinnig zu finden, was vermöge unsinniger Ableitungen und anderer Verdrehungen denn auch gewöhnlich gelingt. So wird das y in il y a aus hic statt aus ibi (wie où aus ubi), das en aus in statt aus inde, das on aus nous statt aus homo, wie das deutsche man aus Mann, abgeleitet, während doch schon das häufige l'on auf das Hauptwort l'homme hätte hinleiten können. Doch genug davon, das Obige wird schon genügen die Unzulänglichkeit der Ableitungen des Hrn. Clement und seiner Sprachkenntniß überhaupt ins Licht zu stellen.

Das Buch würde dessenungeachtet ein ganz unterhaltendes sein können, wie es denn auch vorzugsweise auf die Unterhaltung berechnet ist, wenn die Schreibweise des Hrn. Clement nicht durchaus der Art wäre, daß man sie, wenn man nur ein paar Seiten gelesen hat, als albern bezeichnen muß. Wir wollen dem Leser zu seiner Unterhaltung noch eine Probe aus dem Buche geben (S. 79):

„Mit der Einführung in die église war auch die Bekanntschaft des Eroberers Franciens mit dem pâque, der pentecôte und dem noël nothwendig verbunden, pâque oder pâques heißt Ostern, pentecôte Pfingsten und noël Weihnacht. Das deutsche Oster tönt ungefähr wie die fransche Bremse (oestre vom römischen oestrus), oder wie das plattdeutsche Wort Oester für Auster und der fransche pâque, welcher doch eigentlich ein pascha ist, wie ein Pack. Eine ärgere Verstümmelung als Pfingsten aus pentecoste, woraus das fransche pentecôte entstand, gibt es nicht leicht, und πεντεκοστή (sc. ἡμέρα), d. i. der fünfzigste Tag, nämlich nach Ostern, ist in Frankreich, wiewol nicht so übel als in Deutschland, doch so übel zugerichtet worden, daß côte beinahe wie ein englischer Rock (coat) aussähe, wenn man nicht wüßte, daß wer weiß wie viele Franschen ihre pentecôte in zwei Theile theilen, und den einen für ein jähes Kliff (pente), den andern (côte) aber für eine Küste, wenn nicht für eine Ribbe halten. Der noël ließe sich in seinem entstellten und verdächtigen Anzug mit der verstümmelten dänischen Naal (Nadel) beinahe verwechseln. Es ist die festländisch-gallische Aussprache des römischen Namens natalis, welcher auf Irisch nodling heißt und durch den fränkischen Mund, der solche ungewohnte Dinge nicht zu kauen verstand, noch häßlicher geworden ist. Das Paternoster hatte bei den Galfranken ein ebenso arges Loos, es ward ein patenôtre."

„Die Namen der Bischöfe und alten Gelehrten in Gallien behandelte der Franke ebenso arg als der Deutsche die Namen seiner Geistlichkeit, denn der deutsche Bischof, dieses Unding von episcopus, welches beinahe so klingt wie das friesische Zeitwort biskup, d. h. betrügen, ward in Frankreich ein evêque und der römische clericus, woraus die Deutschen eine Klerisei machten, ein clerc; dieser clericus aber ward als clerc und Geistlicher ein Schreiber, ein Gelehrter, ja in England sogar ein Küster. Der fransche Erzbischof heißt archevêque. Obwol nun dieser Name wie der Erzbischof selbst von römischer Abkunft ist, so klingt er doch wol echt derb deutsch, was ein Jeder gleich merken wird (!!). Die franschen apôtres und épîtres sehen aus wie Krüppeln, und doch soll der apôtre ein Apostel (apostolus) sein und die épître ein Brief (epistola) oder wie der Deutsche so gern auf Römisch sagt, eine Epistel. Sowol die franschen als die deutschen Studien und Studenten sind folgerecht mit römischen Namen belegt worden, deren sie wol nie wieder werden loswerden können, die franschen Studien heißen nicht mehr so römisch als die deutschen études und die franschen Studenten étudiants. Die Grundsuppe aber, um welche sich alles Dieses dreht, ist das römische studium."

Wir halten diese Proben für genügend, um den Leser mit dem Stile und der Auffassungsweise des wüthenden Friesenfreundes Hrn. Clement bekannt zu machen. Da wir ihn einmal als Friesenfreund erwähnt haben, wollen wir nur noch bemerken, daß auch in diesem Buche die Friesensucht des Verf. sich Bahn bricht, indem die Franken frischweg zu Friesen gemacht werden. Den Beweis für diese völlig ungerechtfertigte Behauptung ist er uns schuldig geblieben.

Wir nehmen Abschied von dem Buche mit dem Wunsche, daß doch bald ein mit der Sprachwissenschaft innig vertrauter Mann die Aufgabe übernehmen möge, dasselbe Thema welches Clement so unglücklich bearbeitet hat in allgemein faßlicher Weise und für das größere Publicum zu behandeln, damit endlich einmal die neuern Sprachen der Schmach überhoben werden von unwissenden und bequemen Sprachmeistern — und deren Zahl ist leider noch bei uns die überwiegende — auf das empörendste gemishandelt zu werden. Durch solche Bücher aber wie das des Hrn. Clement geschieht der guten Sache kein Dienst.

E. Fiedler.

Literarische Anzeige.

In **dritter Auflage** erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Briefe

von

Wilhelm von Humboldt

an eine Freundin.

Zwei Theile.

Mit einem Facsimile.

Gr. 8. Geheftet 4 Thlr. 12 Ngr.; gebunden 5 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 91. — 16. April 1849.

Zur neuesten Briefliteratur.

Wenn eine große Zeit vorübergegangen ist, eine andere, minderbedeutende allmälig die Erkenntniß derselben belebt und eine rückwärtsgekehrte Sehnsucht nach ihr erzeugt hat, dann pflegt sich diese auch in liebevollem Bewahren alles Dessen zu bethätigen was jene Zeit hervorbrachte, was die Erinnerung an sie erhält, nährt und lebendig macht. Auch das Minderbedeutende, wenn es nur Bezug auf sie hat, gewinnt Werth. Wir denken, indem wir Dies niederschreiben, an eine vergangene literarisch merkwürdige Zeit. Wenn je eine, so war das die weimarische, die, in der die edle, geistreiche Amalia, dann der zum Fürsten geborene Karl August walteten; die jene vier großen Genien versammelte, die, wenn auch der Ausdruck „Deutsch-Athen" für Weimar ein hyperbolischer war, doch noch nicht ihres Gleichen hatte und schwerlich haben wird. Diese Zeit ist vorübergegangen, und von Denen die ihre Höhe sahen ist Keiner mehr übrig. Nun wendet man sich mit Liebe ihr zu, man strebt so weit es möglich ist sie sich zu vergegenwärtigen; wie in einer Zeit, wo das Heilige die Gemüther füllte und beherrschte, werden Pilgerfahrten nach den Stätten an denen jene Genien weilten angestellt; man sammelt Reliquien; flüchtigen Erzeugnissen derselben, die sie selbst ihren Werken einverleibt zu werden nicht würdig achteten, wird mit Eifer nachgetrachtet, und was an sich kaum einigen Werth hat, wird als ein Kleinod bewahrt. Wie denn im Geleite des Guten und Schönen auch das Gemeine und Lächerliche sich zu finden pflegt, so fehlt es auch nicht an Solchen, die die Feder womit ein „Wallenstein" geschrieben wurde höher schätzen als das unsterbliche Drama.

Ein Feld welches in den letzten Jahren mit besonderm Fleiß angebaut worden, ist die Briefliteratur. Wie viele Briefsammlungen, bezüglich auf die erwähnte Periode, sind nicht namentlich seit Schiller's und Goethe's Tode veröffentlicht! Und selbst das vergangene Jahr wie das gegenwärtige, beide der schönen Literatur so wenig günstig, haben dieser Veröffentlichung keine Schranke gesetzt. Kaum hatte Goethe die Augen geschlossen, so erschienen dessen Briefe an Lavater; es folgte der umfangreiche Briefwechsel desselben mit Zelter; die Merck'schen Sammlungen waren recht geeignet in die weimarischen literarischen Zustände einen Blick werfen zu lassen; Goethe's und seines Freundes Knebel literarischer Nachlaß, und Riemer's Mittheilungen schenkten uns manchen für jene Zustände und Personen bedeutenden Brief; selbst der längstbekannte kurze Briefwechsel mit Klopstock mußte abermals und einzeln erscheinen, ja selbst die das Aeußere des Theaters betreffenden Briefe Goethe's an den Hofkammerrath Kirms wurden für die Veröffentlichung nicht zu gering geachtet. Wir gedenken ferner des Briefwechsels mit Jacobi, der Briefe an Hrn. v. Stein, denen in der neuesten Zeit die in Bezug auf Goethe interessantesten von allen, die an Stein's Mutter, folgten. Und noch wartet ein großer Vorrath auf eine günstigere Zeit, um dem Publicum vorgelegt zu werden. So, wenn auch nicht in gleichem Maße, ist es mit Schiller. Nachdem Goethe in seinem Briefwechsel mit dem Freunde uns eine Gabe gereicht, deren Werth wie die echte Bildung zunimmt mehr und mehr erkannt werden wird, erschienen größere und kleinere Sammlungen von Briefen Schiller's. Nach Bekanntmachung der Briefe an Dalberg schenkte uns die von Schiller's Schwägerin, Frau v. Wolzogen, verfaßte Biographie Schiller's unschätzbare, in das Familienleben des einzigen Mannes einführende Briefe; der Briefwechsel mit W. v. Humboldt verlieh uns Einsicht in die der Verbindung Schiller's mit Goethe zunächst vorausgehende und diese vorbereitende Zeit des Dichters; der mit Körner gab das lebendigste Bild von dem Strebenden, wie von Dem welchem, nach erreichter Höhe, zur Betrübniß aller Gebildeten und Edeln, auf dieser lange zu verweilen nicht gegönnt war. Endlich bietet uns der „Literarische Nachlaß" der Frau Karoline v. Wolzogen, dessen ersten Band wir in Nr. 226 und 227 d. Bl. f. 1848 angezeigt haben, über dessen zweiten Band *) wir jetzt zu sprechen in Begriff sind, reiche und interessante Beiträge für die Erkenntniß der oben erwähnten Zeit und für die Charakteristik Schiller's.

Doch zuvor noch Etwas zur Berichtigung eines Ausdrucks dessen wir uns oben bedienten. Wir sprachen von einem Felde das in der letzten Zeit mit besonderm Fleiße angebaut worden. Das Wort Anbau hätte nicht ge-

*) Literarischer Nachlaß von Karoline v. Wolzogen. Zweiter Band. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 1849. 8. 1 Thlr. $22\frac{1}{2}$ Ngr.

braucht werden sollen; denn gebaut wird durch dieses Sammeln und Veröffentlichen von Briefen nicht; es wird nur Baumaterial zusammengebracht. Das ist erfreulich und dankenswerth. Aber nun — doch wir vergessen, daß die Zeit einem solchen Unternehmen nicht günstig — sollte man den Bau beginnen. Und wahrlich, es würde ein großartiger Bau werden: das goldene Zeitalter der deutschen Poesie, der Sturm und Drang in den siebziger Jahren, manches Gehaltlose, Uebertriebene, Alberne zu Tage fördernd, doch dem Einsichtigen Großes nach vorübergegangenem Sturme verkündend; nachdem Wieland der Sprache Gewandtheit und Anmuth verliehen, Herder auf die ursprünglichen, ewig frischen Quellen der Poesie hingewiesen und sie aufgeschlagen, Goethe von einem „Götz von Berlichingen" und „Werther" zu einer „Iphigenia", einem „Tasso" sich erhebend, Schiller, „die Breter, die die Welt bedeuten", in würdigster Weise beschreitend und dieselben füllend; diese Genien aufeinander einwirkend, sich abstoßend und anziehend; geringere Geister zu erfreulicher, gedeihlicher Theilnahme angeregt, bildende Kunst, Mimik, Philosophie in diesen Kreis gezogen, das nahe Jena eingreifend in die Bewegung, Frauen nicht ohne Einfluß auch in dieser Sphäre, ein hochgebildeter Hof, der andere Hochgestellte anzieht, dem Schaffen und Treiben der Geister mit Wohlgefallen zusehend, das erstere befördernd, das letztere nicht beschränkend, hier und da eingreifend — wahrlich, eine Schilderung dieser Zustände wäre eine Aufgabe, der Feder eines Meisters würdig. Wachsmuth's „Weimarischer Musenhof" ist nur eine Skizze; Gervinus, wie sein sonst so vortreffliches, ja bewunderungswürdiges Wort darthut, fehlt die Liebe und das poetische Anschauungsvermögen, welches zu einem Werke wie das uns vorschwebende erfoderlich ist. „Mir kommt immer vor", schreibt Goethe an Schiller, „wenn man von Schriften wie von Handlungen nicht mit einem gewissen parteiischen Enthusiasmus, nicht mit einer liebevollen Theilnahme spricht, so bleibt so wenig daran, daß es der Rede gar nicht werth ist. Lust, Freude, Theilnahme an den Dingen ist das einzige Reelle, und was wieder Realität hervorbringt; alles Andere ist eitel und vereitelt nur." Der echte Kritiker wird das granum salis in dieser Aeußerung schon finden.

Wenden wir uns jetzt zu dem Buche das uns zu dieser Abschweifung verleitete. In dem zweiten Bande des „Literarischen Nachlasses" der Frau Karoline v. Wolzogen finden wir Briefe von 37 Personen, von denen wir außer der Frau, von der der Nachlaß herrührt, die eine Zierde jenes weimarischen Kreises war, und ihrem zweiten Gatten, nur W. v. Humboldt, G. v. Schlabrendorf, Goethe's Freunde Knebel und den Schweizer Meyer, Frau v. Staël, den Diplomaten Reinhard, Körner, den russischen Geschichtschreiber Karamsin, Fichte, Joh. Müller nennen; alle diese Briefe sind bis auf wenige an Frau v. Wolzogen und ihren Gatten gerichtet. So ist dieser Band recht eigentlich eine Sammlung, in der wir keinen Zusammenhang erwarten dürfen, um so weniger, da sie zum Theil einzelne Briefe Einzelner enthält, alle innerhalb einer geraumen Zeit geschrieben sind; der älteste der Briefe ist von 1783, der jüngste von 1841.

Sehen wir auf den Inhalt, so können wir freilich das Urtheil nicht zurückhalten, daß Manches als unbedeutend besser ungedruckt geblieben wäre. Wen, um nur Einiges anzuführen, interessirt es, daß Fichte in einem langen Briefe an Hrn. v. Wolzogen von einer Maschine, wahrscheinlich einer Art von Ofen, die von Berlin nach Petersburg, wo damals Hr. v. Wolzogen verweilte, gesandt werden soll, handelt? Es müßte denn sein, daß man sich der Wahrnehmung freute, wie der Philosoph sich auch in praktische Dinge zu finden weiß. Wem ist daran gelegen zu erfahren, daß Kotzebue Hrn. v. Wolzogen bittet ihn für die Stelle eines Tresorier bei der Großfürstin Maria zu empfehlen? So wird man durch den Namen des Grafen Reinhard getäuscht, von dem wir einen einzelnen Brief finden, der, unverständlich, die Begier reizt Näheres über den besprochenen Gegenstand zu erfahren, und dieselbe unbefriedigt läßt. Aehnliches könnten wir über die Briefe Thümmel's, Joh. Müller's und andere sagen.

Indeß, in manchem der eben bezeichneten Briefe finden sich doch Einzelheiten von einigem Interesse. So eine Stelle in einem Einzelbriefe Laharpe's von 1814, wo dieser sich wegen einer verspäteten Antwort auf einen Brief der Frau v. Wolzogen entschuldigt: der Kaiser Alexander, früher Laharpe's Zögling, damals wegen des Kriegs mit Napoleon in Deutschland, habe ihm etwa 8000 Bittschriften zur Durchsicht zugeschickt: qu'il a fallu parcourir toutes; et si vous ajoutez les réponses verbales à faire à 150 et 200 personnes par jour, qu'il fallait en majeure partie mit leeren Worten abspeisen, vous comprendrez, qu'il eût été difficile d'avoir u. s. w.

So lesen wir mit Vergnügen in den während der ersten französischen Revolution geschriebenen, sonst nicht bedeutenden Briefen des liebenswürdigen Dichters Salis, der damals Hauptmann der Schweizergarde Ludwig's XVI. war, die Aeußerungen des Mismuths über die so falsch verstandene Freiheit bei dem Volke unter dem er, der Schweizer, leben mußte: „Seit wir", heißt es in einem Briefe vom 4. Aug. 1789, „unser Schafgehege, das Champ de Mars, verlassen haben, war unser Schicksal so, daß ich nur einst auf deutschem Boden davon reden mag. Verleumdet, verabscheut, verrathen, weil wir gehorchten! Gehaßt als Werkzeuge der Unterdrückung, zu einer Zeit, wo wir wähnten unser Leben nur für die öffentliche Ruhe auszusetzen. Doch ich bin mit Allem zufrieden, wenn nur die Freiheit aus der düstern Rauchwolke emporsteigt." Guter Salis! Du sehntest dich auf deutschen Boden von dieser Unsitte, diesen Gräueln reden zu können; und jetzt — und auf diesem deutschen Boden — —! wir brechen ab; aber welchen empfindenden Deutschen durchzuckt nicht Schmerz, wenn er weiter in den Briefen des Feinfühlenden liest: „O lieber Wolzogen, es gibt so edle Menschen in unserm deutschen Va

terlande! Andere Nationen mögen kühner denken, lauter lärmen, besser tanzen, feiner persifliren, selbstgenugsamer plaudern und absprechen — die deutsche Menschheit kann noch empfinden und lieben."

So gibt es zu Betrachtungen Anlaß, wenn wir in jenem Briefe Kotzebue's lesen, der Großherzog von Weimar werde an jenem Posten „lieber einen Mann sehen der sein geborener Unterthan, und ihm mit Leib und Seele längst ergeben sei, als einen Fremden, dem dann und wann die Lust anwandeln könnte sich in Petersburg durch unzeitigen Diensteifer ein air d'importance geben zu wollen".

In den unbedeutenden Briefen des berüchtigten Freiherrn v. Trenck ergötzt wenigstens die Unterschrift in einem Briefe, den er 1793 — im nächsten Jahre brachte ihn Robespierre unter die Guillotine — in einer Geldverlegenheit an Wolzogen schrieb (Beide lebten in Paris): „Ew. freiherrlichen Gnaden demüthigster Sansculotte, als Deutscher aber Dero Freund und Verehrer." Und wenn Fichte's oben erwähnter Brief aus der Sammlung weggewünscht wurde, so sind uns in einem andern Briefe seine Aeußerungen über die Absicht ihn für Rußland zu gewinnen interessant; interessant auch die Bemerkung die er über den Plan macht ihm einen Platz in der berliner Akademie der Wissenschaften mit einer Pension beim Könige zu erwirken: „Damit hat man zögernd geeilt, und heute stehen wir da, daß einer der Directoren erst Nicolai bereden will daß er einwillige; und dabei fällt Keinem der Zweifel ein, ob ich auch einwillige daß Nicolai einwillige." Wie der Letztere sich in dieser Sache benahm, ist aus dessen Biographie von Göckingk bekannt.

Solche interessante Einzelheiten könnten wir mehre aufführen; und wenn wir die Sammlung eine Mischung von Ungleichartigem genannt haben, so findet doch Der, der sich für Die an welche die Briefe gerichtet sind interessirt, einen sich durch die Mannichfaltigkeit, durch diese lange Zeit durchziehenden Faden, dessen Verfolgung erfreulich; es ist die Hochschätzung, das Vertrauen, die Ehrfurcht und Liebe zu jener seltenen Frau, die sich in den in so verschiedenen Zeiten, von so verschiedenen Personen geschriebenen Briefen durchweg ausspricht. Wohlthuend ist es dabei, durch die an Wolzogen gerichteten Briefe die Ueberzeugung zu gewinnen, daß Karoline in ihm einen würdigen Gatten gewonnen.

Und unschätzbar sind die Briefe unter Nummer 1, 3, 4 u. s. w., die von W. v. Humboldt, der Briefwechsel zwischen Karoline mit ihrem nachmaligen, zweiten Gatten, und die ihrer Schwester, der Gattin Schiller's. In den erstern finden wir durchaus den mit seltenen Talenten begabten, tiefdenkenden, immer an sich selbst arbeitenden, edelgesinnten Mann, den Mann den uns jüngst wieder die Briefe an eine andere Freundin so interessant gemacht haben. Wir können die vorliegenden jenen an die Seite stellen, und sie gewinnen noch einen besondern Reiz dadurch, daß sie an eine Freundin aus der frühern Zeit, wo das großartige Streben der Freunde Humboldt und Schiller begann, gerichtet sind und mannichfaltige Anklänge aus jener Zeit aus ihnen ertönen; dann dadurch, daß das Verhältniß Humboldt's zu seiner Gattin lebendiger darin hervortritt, wie denn die rührenden Briefe über den Tod derselben den Mann kundgeben, der, den Schmerz der Erde in seiner Fülle empfindend, die Bedeutung desselben in der tiefsten Tiefe auffaßt, und als Gewinn für ein höheres Leben zu nützen weiß. In dem Briefwechsel zwischen Karoline v. Beulwitz und W. v. Wolzogen (1784—93) erhalten wir vollständig was im ersten Bande unsers Werkes nur bruchstücksweise als Beilage zu der Biographie mitgetheilt wurde. Der vollständige enthält die interessantesten, Geist und Herz beider Personen im schönsten Lichte darstellenden Belege zu dem im ersten Bande über das Verhältniß beider Personen zueinander Gesagten. Wenn die Briefe der ältern Schwester uns den Verstand, die feste, edle Gesinnung der Schreiberin bewundern lassen, so erfreut uns in den an den Vetter und nachmaligen Schwager Wolzogen gerichteten Briefen der jüngern eine anmuthige Naivetät, eine Herzensgüte, ein liebevolles Gemüth bei einer Bildung des Geistes die Schiller, den nachmaligen Gatten, reizen mußten, die jene merkwürdigen, von uns schon bei Gelegenheit der Anzeige des ersten Bandes angeführten Worte rechtfertigen: „Karoline hat mehr Empfindungen in mir zur Sprache gebracht als du, meine Lotte; aber ich wünschte nicht um Alles, daß Dies anders wäre, daß du anders wärest als du bist. Was Karoline vor dir voraus hat mußt du von mir empfangen; deine Seele muß sich in meiner Liebe entfalten, und mein Geschöpf mußt du sein, deine Blüte muß in den Frühling meiner Liebe fallen"; und gewiß konnte Karoline mit Recht in ihrer Biographie Schiller's sagen, „daß ihre Schwester in jedem Sinne eine wünschenswerthe Verbindung für Schiller war". Ein bedeutender Theil der Briefe ist vor der Vermählung mit diesem geschrieben; die nach derselben geschriebenen zeugen von einem Ernst, einer Sinnigkeit, wie sie aus einer solchen Jugend, aus einem solchen ehelichen Verhältniß hervorgehen mußten.

Ueber diesen uns im zweiten Band des „Literarischen Nachlasses" gereichten Gaben übersehen wir gern was uns zu den obigen Bemerkungen Anlaß gab, wenn wir auch zugeben, daß manche Stelle in der Correspondenz der Schwestern hätte ungedruckt bleiben können. Nur das Eine holen wir noch nach: der Herausgeber hätte wohlgethan, wenn er die eigentlichen Familienbriefe, die von Schiller, der Gattin und Schwägerin desselben, dann die von Wolzogen nicht getrennt, wenn er sie verschränkt, der Zeitfolge nach geordnet hätte. An sie hätten sich schicklich die von W. v. Humboldt und etwa des Körner'schen Ehepaars anreihen können. Wie sie hier erscheinen, ist es nicht passend sie in beiden Bänden getrennt, im zweiten die Briefe Humboldt's durch die des Grafen Schlabrendorf von denen des Wolzogen'schen Ehepaars geschieden zu finden.

Indeß, wie Dem auch sein mag, wir haben in den

Briefpartien, die wir zuletzt besprochen, einen schönen Beitrag für eine künftige Schilderung jener merkwürdigen weimarischen Zeit, in der ja auch das Sein und Wesen der Menschen im Allgemeinen eine Stelle finden müßte; und so haben wir auch diese Briefsammlung, die auch anderweitig so viel Interessantes enthält, dankbar hinzunehmen. 23.

Fortschritte in den Vereinigten Staaten.

Wilhelm Tell Poussin, bevollmächtigter Minister der Französischen Republik bei den Vereinigten Staaten, gibt in seinem Buche „De la puissance américaine" (2 Bde., Paris), nach einem Berichte der „Semaine", folgende interessante Vergleiche zwischen dem Amerika von jetzt und dem von 1790:

Im J. 1790 betrug die Bevölkerung der Vereinigten Staaten noch nicht vier Millionen; sie zählt jetzt ungefähr 17 Millionen.

Im J. 1817 brauchte man 84 Tage und mußte 6—700 Francs ausgeben, um unter den größten Mühseligkeiten und Gefahren 900 Meilen zwischen Neuyork und Neuorleans zurückzulegen; heutzutage macht man dieselbe Reise ohne Mühe und Gefahr binnen 8—10 Tagen für 4—500 Francs. Die Briefpost durcheilt diese Strecke in sieben Tagen, und bereits werden neue Veranstaltungen getroffen, um diese Zeit auf fünf Tage herabzusetzen.

Im J. 1809 erbaute der von Frankreich so verkannte Fulton das erste Dampfschiff. Die Amerikaner besitzen jetzt 1200, mit 10,000 Pferdekraft und 240,000 Tonnen Last; 500 befahren den Ocean, 100 die Seen und kleinern Flüsse, 600 die Ströme, die Meerengen und Baien des Atlantischen Meeres. Besonders auf den großen westlichen Strömen hat diese Schifffahrt riesenhafte Fortschritte gemacht. Man erblickt hier jene schwimmenden Häuser mit ihren drei Etagen und 1200 Passagieren, welche auf dem Mississippi 36 Kilometer in einer Stunde stromabwärts und 20 stromaufwärts fahren.

Im J. 1809 bestand die Seemacht der Vereinigten Staaten nur aus 9 Fregatten, 2 Corvetten, 5 Briggs, 2 Goeletten und 170 Kanonenbooten; gegenwärtig zählt sie 12 Linienschiffe, 17 Fregatten, 19 Corvetten, 9 Goeletten, 10 Briggs, 3 Transportschiffe und 6 Kriegsdampfer; unter ihnen besonders den Missouri und den Mississippi, jeder von 1680 Tonnen und 800 Pferdekraft. Diese Riesen des Atlantischen Oceans legen 20—30 Kilometer in einer Stunde zurück.

Werfen wir einen Blick auf die Handelsmarine, so finden wir 20,000 Schiffe, zusammen von 2,500,000 Tonnen; d. h. zwei mal so viel Schiffe als Frankreich hat, und vier mal so viel Tonnen als die französische Handelsmarine zusammen.

Nicht minder erstaunlich ist die Vergrößerung der Communicationsmittel zu Lande. Während wir die Länge unserer Eisenbahnen nur nach je 10 Kilometern berechnen, haben die Nordamerikaner bereits gegen 16,000 Kilometer vollendet oder in Angriff.

Dieselbe Rührigkeit finden wir bei dem Anlegen künstlicher Wasserstraßen. Im J. 1801 ward die erste Hacke zur Eröffnung des Eriekanals in die Erde gehauen, und gegenwärtig ist eine Kanallinie von 8000 Kilometern vollendet und dem Handel geöffnet.

Fragen wir endlich nach den Erzeugnissen des Ackerbaus und der Industrie, so erhalten wir nicht minder erstaunenswerthe Resultate. Im J. 1840 belief sich die Baumwollenernte auf 435 Millionen Kilogramme, und die Kornernte auf die enorme Zahl von 200 Millionen Hektoliters. In demselben Jahre lieferten 1240 Baumwollenfabriken 200 Millionen Meter Zeuche, im Werthe von 120 Millionen Francs.

Die Anwendung der Steinkohlen, jenes täglichen Brotes der Maschinen, hat England eine Maschinenkraft gegeben, welche der Arbeit von 400 Millionen Arbeitern gleichkommt; ihr Verbrauch beläuft sich gegenwärtig in den Vereinigten Staaten auf ungefähr drei Millionen Tonnen; die Steinkohle ist aber das beste Maß für die Arbeitskraft eines Volks. Die Gewinnung des Eisens beschäftigt 795 Hüttenwerke, 804 Schmelzöfen und beläuft sich auf fast 500,000 Tonnen. 40.

Bibliographie.

Dunder, W. G., Denkschrift über die October-Revolution in Wien. Darstellung aller Ereignisse vor und seit der Katastrophe an den Taborbrücken, der Ermordung des Kriegsministers Latour und der Belagerung bis zur Einnahme von Wien, sammt den daraus entspringenden Folgen. Von Ober-Offizieren des damaligen Nationalgarde-Ober-Commando, von Augenzeugen, und aus amtlichen Quellen geschöpft, unter Mitwirkung des Hrn. Eman. Frhrn. du Beine-Malchamps rc. 1ste und 2te Lieferung. Wien, Schaumburg u. Comp. Gr. 8. Complet 2 Thlr.

Flathe, L., Geschichte des deutschen Reiches und Volkes bis auf unsere Tage. Mit 50 Bildnissen. Leipzig, G. Wigand. 16. 15 Ngr.

Hannibal. Trauerspiel in 5 Akten. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 24 Ngr.

Vierzig Jahre aus dem Leben eines Todten. 1790—1830. Hinterlassene Papiere eines französisch-preußischen Offiziers. Drei Bände. Tübingen, Osiander. 1848. Gr. 8. 6 Thlr.

Osterwald, W., Rüdiger von Bechlaren. Ein Trauerspiel. Halle, Heynemann. 8. 21 Ngr.

Ungarns Revolution und der Feldzug der Oesterreicher gegen die Magyaren unter Windischgrätz und Jellachich im Winter 1848—1849. Nebst 2 Scenenbildern und einer Karte des vereinigten Königreichs Ungarn. Meißen, Goedsche. Gr. 8. 10 Ngr.

Tagesliteratur.

Bemerkungen über die russische Note vom 19/31. Juli d. J. in Betreff der Intervention in den romanischen Donaufürstenthümern. Von einem Moldauer. Wien, Gerold. August 1848. Gr. 8. 4 Ngr.

Entwurf einer Verfassungs-Urkunde für das Kaiserthum Oesterreich. Von A. G. N. Karlsbad, Gebr. Franieck. Gr. 8. 6 Ngr.

Fischer, F. N., An die Abgeordneten und an die Minister des preußischen Staates. Berlin, Hempel. Gr. 8. 7½ Ngr.

Der Heulerspiegel. Mittheilungen aus dem Tagebuche des Hrn. Heulalius von Heulenburg. 2te Auflage. Leipzig, Mayer. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Octobertage Wiens. Eine historische Darstellung vom Standpunkte des Rechts und der Wahrheit. Leipzig, Köhler. 1848. 8. 15 Ngr.

Papst und Kirche, Religion und Priesterthum. Ein Beitrag zur zeitgemäßen Reform der Kirche. Wien, Sallmayer u. Comp. 1848. Gr. 8. 9 Ngr.

Schell, F. J., Demokrat oder Aristokrat? Offenes Sendschreiben an Hrn. Hieronymi zu Darmstadt. Leipzig, Schreck. 8. 5 Ngr.

Schlichtegroll, N. v., Beitrag zur Lösung der Preisaufgabe: Durch welche Mittel kann der materiellen Noth der untern Klassen der Bevölkerung Teutschlands und insonderheit Bayerns am zweckmäßigsten und nachhaltigsten abgeholfen werden? München, Franz. 8. 4 Ngr.

Der Welt Ende im Jahre 2000!!! oder: Das Buch der entsiegelten Geheimnisse. 144 höchst denkwürdige und wichtigste Prophezeihungen aller Jahrhunderte bis zum Jahr 2000. Auf die göttliche Offenbarung gegründet. Aufgefunden im Urterte und aus Manuscripten alter Kloster-Chroniken entlehnt. Mit biographischen Skizzen rc. Dresden, Birr. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 92. —— 17. April 1849.

Die Deutschen in Nordamerika.

1. Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika. Von Franz Löher. Cincinnati, Eggers und Wulkop. 1848. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.
2. Des deutschen Volkes Bedeutung in der Weltgeschichte. Vorträge, gehalten in Cincinnati Anfang 1847 von Franz Löher. Cincinnati, Eggers und Wulkop. 1847. Gr. 8. 18 Ngr.
3. Nordamerika, sein Volksthum und seine Institutionen. Nach mehrjährigen Erfahrungen, insbesondere zur Belehrung für Ansiedler geschildert von Jakob Naumann. Mit einem einleitenden Vorwort herausgegeben von Friedrich Bülau. Leipzig, Hinrichs. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.
4. Skizzen einer Reise durch Nordamerika und Westindien, mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Elements, der Auswanderung und der landwirthschaftlichen Verhältnisse in dem neuen Staate Wisconsin von Alexander Ziegler. Zwei Bände. Dresden, Arnold. 1848. 8. 3 Thlr.

Die Verfasser der vorliegenden Werke über Amerika und deutsches Leben in Amerika nehmen jeder eine besondere Stellung zu Amerika ein, sind jeder durch einen besondern Zug der deutschen Natur aus der deutschen Heimat über das weite Meer in ein Land hinübergetrieben worden, wo der Weltgeist eine neue Stätte aufschlägt, und welches vor allen andern Völkern Europas das deutsche Volk befruchtet. Die Verfasser der vorliegenden Werke charakterisiren die verschiedenen Partien der deutschen Auswanderer und Reisenden welche nach Amerika hinüberströmen. Beschäftigen wir uns, ehe wir an ihre Erfahrungen und Beobachtungen herantreten, mit ihren Persönlichkeiten selbst; die Studien, die Bilder, die Beobachtungen welche sie uns liefern, werden erst durch ihre Persönlichkeiten in das richtige Licht gestellt werden.

Der Verf. des Werks: „Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika", Franz Löher, charakterisirt sich selbst in folgenden Worten:

> Vom lieben Vaterlande zog ich aus, um Länder und Völker zu sehen. Es trieb mich nach dem Lande der Jugend, denn auch England zeigte mir mehr und tiefere Leiden als ich in den bedrücktesten Gegenden Deutschlands oder Frankreichs gesehen hatte. Amerika strahlte jenseit des Meers wie Freiheit und Glück. Darin betrog ich mich nicht. Ich sah ein weites Land voll ungeheuerer Schätze und jugendlicher, rastloser Menschen, ein Land welches berufen ist für immer in der Weltgeschichte einen breiten und glänzenden Platz einzunehmen. Ich hatte mir dort aber auch viele Pharisäer und Krämerseelen vorgestellt, fand jedoch noch vielmehr geistige Dürre und Armuth und eine übermüthige Unwissenheit gegen Das was des deutschen Volkes Verdienst und Freude ist. Dieser Uebermuth und diese Unwissenheit gab sich in verletzender Weise gegen Alles kund was unsere Landsleute in Amerika gewirkt haben. Mich selbst empfing zwar in allen Kreisen nur die bekannte amerikanische Gastfreundschaft, aber ich konnte es mir nicht verbergen, wie es fast überall zur zweiten Natur geworden, der Deutschen in Amerika, mit Ausnahme der Gelehrten, nur als Menschen zu gedenken die ihrer Arbeit wegen Etwas werth seien. Von selbst entstand daher bei mir das Bedürfniß Geschichte und Zustände derselben näher kennen zu lernen, ich richtete allmälig meine Reise danach ein, und sammelte geschichtliche Nachrichten und eigene Anschauungen. Diesen Stoff dachte ich später in Reiseschilderungen zu verweben, da er aber unter der Hand an Ausdehnung wie an Reiz gewann, so kam mir das Anerbieten meines Freundes, des Herrn Buchhändlers Eggers, erwünscht, über Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika ein eigenes Buch zu veröffentlichen. Während der Ausarbeitung wurde mir das Bewußtsein immer gebieterischer, daß die Deutschen in Amerika eine höhere Bestimmung haben als zum Verkehr der Yankees und als Völkerdünger zu dienen. In diesem Bewußtsein hielt ich auch vor einigen Freunden ein paar Vorträge, in welche ich unsere Geschichte im Vergleiche mit der Entwickelung anderer Völker im Staats-, Rechts- und Bildungswesen darzustellen und durch die Thatsachen die Ueberzeugung zu begründen suchte, daß das deutsche Volk seine zweite große Geschichte beginne. Ich hatte nie die Absicht mir in Amerika eine Stellung zu verschaffen, und kein anderes Geschäft als Belehrung und Vergnügen auf Reisen zu suchen; wol aber brachte ich die Liebe zu meinem Volke mit und den Stolz ein Deutscher zu sein.

Der nach deutscher Weise gründlich, wissenschaftlich gebildete Deutsche tritt uns in Franz Löher entgegen, und zwar der Deutsche welcher zugleich den Stolz hat ein Deutscher zu sein. Dieser Stolz an einem Deutschen thut wohl, namentlich in fremden Ländern, wo der deutschen Nation in der Regel eine so untergeordnete Stellung angewiesen wird, wo das Deutsche so bald hinter den andern Nationalitäten verschwindet. Löher ist nicht nach Amerika gegangen um Deutschland zu vergessen, er arbeitet dort mit treuer Liebe, mit wissenschaftlichem Geiste, wie er dem eingeborenen Amerikaner durchaus fremd bleibt, an der Erhaltung der deutschen Natur, an der Erhebung des deutschen, ursprünglichen Charakters, an der Bildung eines schönen, kräftigen Neudeutschlands im fernen amerikanischen Westen. Freilich durchzieht ihn mitunter ein starker Schmerz und es überkommt ihn Trauer und Bitterkeit,

wenn er so viele Anstrengungen vergebens sieht, wenn er erfahren muß wie so wenig noch die Deutschen in Amerika den Beruf erfüllen den sie erfüllen könnten, und den die Weltgeschichte ihnen offenbar vorgesteckt hat; aber er verzweifelt nicht, er läßt nicht nach in seiner schweren verdienstlichen Arbeit, den Deutschen in Amerika einen Stolz auf ihren Ursprung als Deutsche zu geben, ihnen durch populaire Vorlesungen zu beweisen wie groß schon die Geschichte des alten Vaterlandes gewesen ist, und welch ein starker Kern in der deutschen Natur liegt, noch mehr aber ihnen zu zeigen was sie bereits für die Bildung und Entwickelung Amerikas gethan haben, und was sie in Amerika sein und werden können, wenn sie nur wollen.

Löher's Vorlesungen: „Des deutschen Volkes Bedeutung in der Weltgeschichte", im fernen amerikanischen Westen, sind ein schöner Beweis deutscher Treue, deutscher Wissenschaftlichkeit, deutschen Selbstbewußtseins, deutscher Vaterlandsliebe; sein Werk aber, „Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika", hat noch nicht seines Gleichen, es verdient nicht blos bei den Deutschen Amerikas, sondern auch bei uns im alten Vaterlande die fleißigste Beachtung, die rühmlichste Anerkennung. Zum ersten mal wird den Deutschen in Amerika bewiesen welch eine große Rolle sie bei der Entwickelung dieses Landes gespielt haben, ihr Stolz muß dadurch gehoben, ihr Bewußtsein dadurch gestärkt werden; zum ersten male tritt dem Yankeethum gegenüber nun der deutsche Volksgeist auf, und zeigt welchen großen Anspruch er gerade auf die Entwickelung des Riesenprocesses hat in dem Amerika sich befindet. Mit voller, echt deutscher, wissenschaftlicher Klarheit verfolgt Löher den Zug des Deutschthums und seine Thätigkeit in Amerika von den fernsten Zeiten an; keine Mühe ist ihm zu groß, keine Irrfahrt zu schwer, um auf die deutsche Geschichte Amerikas ein Licht zu werfen. Die deutsche Wissenschaft steht hier im Dienste des schönsten deutschen Patriotismus, der selbstbewußten, treuesten Vaterlandsliebe. Wenn die englischen und amerikanischen Geschichtschreiber Amerikas fast immer absichtlich den großen Einfluß der Deutschen auf die Geschichte Amerikas übergehen oder höchst niedrig anschlagen, so setzt nun Löher seinen Fleiß darein die Ehre und den Einfluß der deutschen Nation in Amerika von den frühesten Zeiten an zu wahren. Und dabei bedenke man die Dürftigkeit und die Unzulänglichkeit der Quellen in Amerika, insbesondere für ein deutsches Streben wie Löher es ausspricht. Trotzdem liefert er ein großartiges Bild von dem Einflusse der Deutschen auf Amerikas Land und Volk. Hören wir ihn noch einmal selbst:

Ich hatte eben nur Zeit, um aus englischen Geschichtswerken und aus andern schriftlichen und mündlichen Ueberlieferungen so viel Thatsachen zusammenzustellen, daß ich einen Ueberblick über die amerikanisch-deutsche Geschichte erhielt. Man wird finden, daß ich niemals Etwas behauptet habe ohne die Beweise dafür zu prüfen und anzugeben; es ist Dies nöthig, weil man so vielen verzagten Deutschen es erst Schwarz auf Weiß beweisen muß, daß sie Etwas werth sind auf der Welt. Hätte ich schon in Deutschland daran gedacht diese Geschichte zu schreiben, so würde ich mich besser vorgesehen und auch die göttinger Bibliothek befragt haben, wo auch Graham, wie er in der Vorrede zu seiner berühmten und noch am wenigsten parteiischen Geschichte sagt, einen reichern Schatz von amerikanischer Geschichts-Literatur fand als in allen Büchereien Englands zusammengenommen.

Der Verf. des Werks „Nordamerika, sein Volksthum und seine Institutionen", Jakob Naumann, repräsentirt eine andere, nicht minder tüchtige Seite des deutschen Charakters. Löher verläßt Deutschland, bereits getragen von der ganzen Höhe der wissenschaftlichen Weltanschauung, in Jakob Naumann haben wir es mit einem richtigen „Manne aus dem Volke" zu thun, der, mit klarem Verstande begabt, sich in der Vielseitigkeit der Lebensverhältnisse selbst bildet. Wie viele solcher Naturen versumpfen in der Enghеit der deutschen Lebensverhältnisse, während sie, getragen von der Woge eines größern Lebens, die Solidität, die Fülle der deutschen Natur auf das vortrefflichste darstellen würden. Jakob Naumann ist in Meuselwitz im Herzogthum Altenburg geboren, und der dortige Consistorialrath Dr. Sachse schreibt unserm Verf. folgende Biographie:

Jakob Naumann zeichnete sich bereits als Schulknabe durch hellen Verstand, eifrige Lernbegierde und glückliche, geistige Entwickelung ebenso aus als durch Sittenreinheit und offenen biedern Charakter. Nach dem Willen seines Vaters erlernte er die Schmiedeprofession, und sah als wandernder Handwerksgeselle mit klar beobachtendem Auge und praktischem Takt Deutschland und einen Theil von Frankreich und der Schweiz. Nach ungefähr neun Jahren kehrte er in das Heimatland zurück, um sich als Meister zu setzen, trat aber späterhin, durch Umstände genöthigt, in ein Wollkämmerei- und Garnhändlergeschäft, und entschloß sich, da mehre seiner Verwandten 1835 nach Amerika auswanderten, nach langer Ueberlegung, ihnen zu folgen. Sieben Jahre hat er in verschiedenen Staaten der Union, überall unter verschiedenen Verhältnissen und Beschäftigungen gelebt, stets mit unbefangenem Scharfblick, gesundem Urtheil und einem für das Wahre, Rechte und Gemeinnützige offenen Gemüth das Große wie das Kleine beobachtet.

Naumann kann nicht wie Löher sagen: „Ich hatte nie die Absicht mir in Amerika eine Stellung zu verschaffen, und kein anderes Geschäft als Vergnügen und Belehrung auf Reisen zu suchen", er mußte vor allen Dingen daran denken von seiner Arbeit in Amerika zu leben; so ward er Farmer, Lehrer u. s. w., aber überall schärfte sich sein heller Verstand, und seine geistige Entwickelung brauchte in Amerika nicht unter der Anstrengung um eine materielle Existenz zu verkümmern, wie Das in Deutschland nur zu häufig der Fall ist. Dies ist eine besonders schöne Seite des amerikanischen Lebens, und der Einfluß derselben auf unsern Naumann hat so tief gewirkt, daß, als er 1843 nach Europa in alte Verhältnisse zurückkehrte, er seitdem in den Nebenstunden welche ihm die mühevolle Erwerbsarbeit ließ das umfassende Werk vollendete, von welchem ein großer Theil vorliegt. Hr. Sachse sagt: „Für die Bildungsstufe des Verfassers, dem der Weg durch Schulen der Gelehrten verschlossen blieb, legt das Werk ein überraschend günstiges Zeugniß ab, und öffnet mit deutscher Ehrlichkeit einen mit deutscher Umsicht gesammelten Er-

fahrungsschatz"; aber es liegt noch mehr in dem Buche, es zeigt bis zu welcher Höhe des Bewußtseins und der Bildung sich eine tüchtige deutsche Natur in den freien Zuständen Nordamerikas entwickelt, es zeigt uns vor Allem an seinem Verfasser, dem schlichten deutschen Hufschmied, was der Deutsche in Amerika werden kann und was das deutsche Volk, unter andern Verhältnissen, auch in Deutschland werden und hervorbringen könnte. Jakob Naumann brachte nicht — wie Professor Bülau in der Vorrede richtig bemerkt — die Einseitigkeit des speciellen Fachgelehrten, oder des demagogischen oder des vornehmen, frondirenden Publicisten nach Amerika. Er gab sich mit offenem Sinn den neuen, gewaltigen Eindrücken hin, denen er eine ganz unbeschriebene Tafel geboten hätte, wäre er nicht mit der guten Richtung eines gesunden Geistes und Herzens, eines von Dünkel und Selbstsucht freien, auf das Wahre und Gute gerichteten Wesens und vor Allem einer lautern Religiosität angethan gewesen. Er hat keinerlei Vorurtheile mit nach Amerika gebracht, nicht die doctrinairen oder kastenmäßigen, aber auch nicht die des Liberalismus und der Aufklärung. Er ist nicht als europäischer Optimist, aber auch nicht als Europamüder dahin gekommen. Er hat sich einen kritischen, skeptischen Blick bewahrt und das nil admirari! das ne quid nimio! nicht aus den Augen gelassen, ohne doch diese vor dem wahrhaft Guten und Tüchtigen zu verschließen. Was ihn aber von den Meisten die aus gleichen Standes- und Bildungsverhältnissen in eine ähnliche Situation gebracht werden unterscheidet, und ihn zu einer so bedeutenden Erscheinung macht, Das ist, daß er nicht bei dem Aeußerlichen und Trivialen stehen geblieben ist, sondern einen tiefern Einblick und eine umfassendere Anschauung zu gewinnen gesucht und vermocht hat. Er hat sich über Erscheinungen klar zu werden gesucht die sonst nur die Blicke der Höhergebildeten auf sich ziehen, oder doch nur von diesen eine tiefere Würdigung zu erfahren pflegen, hat diese nicht in der oberflächlichen Weise der befangenen, von vorgefaßten, überschätzten und ungeprüften Meinungen ausgehenden Halbbildung angeschaut, sondern ihnen ein gründliches, eingehendes Nachdenken gewidmet und sich auch das nöthige Wissen dazu zu verschaffen gesucht, und hat in der That eine Darstellung geliefert welche den Mittheilungen der hochgebildetsten Beobachter an Beachtungswürdigkeit nicht nachstehen dürfte, von der Richtung und den Verhältnissen des Verf. aber den besondern Vorzug großer Klarheit, Verständlichkeit, Volksthümlichkeit und praktischen Sinnes gewonnen hat.

Mit dieser Charakteristik seines Verf. werden wir vielleicht genöthigt sein von dem vortrefflichen Werke Abschied zu nehmen, aber wenigstens werden wir nur da auf den Inhalt desselben näher eingehen können, wo es sich speciell mit den Zuständen der Deutschen in Amerika — dem Thema dieses Aufsatzes — beschäftigt, im Allgemeinen ist es der Darstellung amerikanischen Lebens und Treibens gewidmet, welches vielen unserer Leser schon bekannt sein wird, welches sich hier aber durch den klaren, glücklichen Blick des Verf., wie schon oben erwähnt ist, besonders auszeichnet.

(Die Fortsetzung folgt.)

Zu Jellinek's Nachlaß.*)

Die hier veröffentlichten Aufsätze aus der Feder eines Schriftstellers, dem sein tragisches Ende eine tiefere zeitgeschichtliche Bedeutung verliehen hat, würden auch ohne diese tragische Verklärung des Mannes selbst von nicht gewöhnlichem Interesse sein. Es sind die Emanationen eines von Grund aus leidenschaftlichen Kopfs, der, in einem neuen wunderlichen System befangen, das er für seine unabstreitbare Schöpfung hält, nach allen Richtungen hin schwelgt, sich berauscht, mit Allem was sich als Inhalt der neuen Zeit ausweist ringt und es niederstreitet; begriffen in einem fortwährenden, kolossalen Annihiliren aller geistigen Elemente der Gegenwart. Wie sich in diesem Kopfe, dem Ursprünglichkeit und Präcision des Denkens nicht abzusprechen, dies Alles so fügt und ganz apodiktisch herausstellt, wie dieser Vernichtungskrieg erbarmungslos geführt wird gegen die ganze Weltgeschichte des Geistes, gegen Altes und Neues, Vergangenes, Gegenwärtiges und selbst Zukünftiges, gegen Alles und Jedes was seit 3000 Jahren die Menschheit geistig geleistet, gegen alle bisherige geschichtliche Entwickelung des Menschengeschlechts, gegen Alles was Schule, Philosophem, Weltanschauung heißt — dieser unerschöpflichen, fanatischen Leidenschaftlichkeit im Niederreißen und Negiren zu folgen und zuzuschauen mag die Betrachtung eigenthümlich beschäftigen. Was uns nun von diesem stürmischen, aber geistreichen Kopfe hier geboten wird sind drei nach Stoff und Tendenz voneinander sehr verschiedene Arbeiten. Die erste Abhandlung, ziemlich leichtfertig und fragmentarisch hingeworfen, hat es mit einem Todfeind, dem deutschen und insbesondere sächsischen „Liberalismus", zu thun, dem „geistigen Proletariat" Deutschlands, der einer volksthümlichen, volkfördernden Wirksamkeit nicht fähig sei, sondern nur gegen Regierungs- und Ministermaßregeln zu poltern verstehe, andererseits aber sein kümmerliches Dasein nur durch seine Geheimnißthuerei und seinen Jesuitismus friste. Theologisch wird nach des Verf. Doctrin dieser hohle Liberalismus insbesondere vertreten durch Wislicenus. Es sei diese religiöse Aufklärung, die das Christenthum abschaffen will, ohne sein Wesen erforscht zu haben, wie sie Wislicenus predigt, nur der aufgewärmte Kohl einer längst verschollenen Bildung.

Diesem schalen Liberalismus mit Allem was darum und daran hängt entgegen pflanzt der Verf. sein System auf, das er schlechthin als die „Forschung", auch als die „neue Forschung" oder die „Kritik" bezeichnet, die allein die richtige Methode aller geistigen Entwickelung, und welcher gegenüber alles bisher Errungene falsch, irrig, vom Heil und Zweck abführend ist. Seine geistigen Anknüpfungspunkte hat dieses System lediglich an dem Socialismus Fourier's und philosophisch an der Methode Spinoza's. Diese Beiden allein läßt die „Forschung" gelten als verwandte Geister, deren Bedeutung darin besteht die neuere Moral, die aus der neuen Weltentwickelung rein weggetilgt werden muß, bekämpft, und zweitens eine selbständige Theorie der menschlichen Leidenschaften geschaffen zu haben.

Die erste und letzte und einzige Frage aller Gegenwart und Zukunft ist also schlechterdings socialistischer Natur. Auf diesem Boden muß aber die „Forschung" Alles erst erschaffen, denn der bisherige deutsche Socialismus ist unklar und kraftlos, bornirt und taugt Nichts. Was aber geschaffen werden muß ist eine Umwandlung des menschlichen Selbstbewußtseins; denn das Selbstbewußtsein der jetzigen Mensch-

*) H. Jellinek's kritisch-philosophische Schriften. Leipzig, Weller. 18[illegible]. 8. 15 Ngr.

heit ist faul und träge, keiner Arbeit, keiner Leidenschaft mehr fähig, es muß in Bewegung kommen, die Leidenschaften müssen frei werden. Die Forschung hat Dies herbeizuführen, indem sie den Inhalt der ganzen bisherigen Entwickelung einer Kritik unterwirft; Politik, Moral, Religion — Alles. Aus dieser Weltkritik wird sich dann das Resultat ergeben: „daß die Leidenschaften des Menschen ungeheuere Schranken finden; dieses Bewußtsein führt auf die Natur des Menschen zurück, und die Natur des Menschen führt auf die Natur selbst zurück". Mit Einem Wort, die Aufgabe der „Forschung" ist: das Gesetz der menschheitlichen Entwickelung zu finden, nachdem die gesammte Anschauung der bisherigen Entwickelung sich unfähig gezeigt hat eine menschliche Gesellschaft zu organisiren. Von den aus der Natur selbst geschöpften Anschauungen, welche die Menschheit durch die „Forschung" gewinnen muß, hängt alle Heilkraft für die Gegenwart und jeder Fortschritt für die Zukunft ab.

Dies ist das Jellinek'sche genial-confuse System in seinen Grundzügen, und von diesem ganz neuen Standpunkt aus bekämpft Jellinek in dem zweiten streng philosophirenden Aufsatz „Ueber die Bedeutung der letzten zwölf Jahre in Deutschland" alle und jede geistige Entwickelung der neuen Zeit. Hegel, mit seiner Doppelschule des Alt- und Jung-Hegelianismus, Strauß, Feuerbach, die Bauer, Ruge, Keiner findet Gnade vor dieser grausamen Forschung, die doch wieder im eigenen Widerspruch Beruf und Resultat all dieser Größe anerkennen muß. So darf es nicht wundern, wenn einerseits unser Weltstürmer an Hegel's dialektischer Methode gar Nichts läßt, sie sei Nichts als eine systematische Aneinanderreihung alter Kategorien des Aristoteles, der Scholastiker, des Raimundus Lullus, Bruno's, Wolf's, Kant's und Fichte's, ihr fehle gänzlich die weltgeschichtliche Immanenz u. s. w. Diesem Gerede schließt sich die Behauptung an, die in der That nahe an den completen Unsinn streift: die Philosophie Hegel's sei an den geistigen, insbesondere theologischen Bewegungen der neuesten Zeit durchaus nicht betheiligt, dies System habe gar keine kritischen Impulse geben können, so wenig, daß es z. B. in Strauß und Bruno Bauer nicht einmal den Zweifel an der evangelischen Geschichte hervorgerufen habe. Dafür heißt es an einem andern Orte, im schneidendsten Widerspruch mit diesen Albernheiten: „Dieser mächtige Baumeister von Abstractionen (Hegel) habe mehr als Einer den tiefsten Lebensinstinct besessen; Keiner habe mehr als er die Bewegung der Menschheit, die stufenweise Entwickelung der Ideen und Institutionen empfunden; von Keinem sei diese Entwickelung, das Bewußtsein dieses beständigen Laufs (des ununterbrochenen Fortschritts des Weltgeistes) mit solcher Schärfe nachgewiesen worden" u. s. w.

Am meisten macht der Polemik des Verf. Feuerbach zu schaffen, auf dessen „Wesen des Christenthums" er unaufhörlich zurückkommt. Der streng wissenschaftliche Charakter Feuerbach's imponirt freilich auch diesem wüsten Denken, und so ist es das Kürzeste und Bequemste diesem Philosophen geradezu den crassen Atheismus in die Schuhe zu schieben, weil er „aus den Prädicaten des Absoluten (der Gottheit) menschliche Eigenschaften gemacht". Dies ist aber eine ebenso unreife als verworrene Ansicht, denn Feuerbach's Doctrin ist Nichts weniger als Atheismus. Der Fehler liegt nur darin, daß der Verf. den wahren Begriff des Geistes nicht faßt. Das Resultat Feuerbach's ist nichts Anderes als das ganz zugespitzte Ich Fichte's, das Selbstbewußtsein Hegel's auf die höchste Spitze seiner Geistigkeit getrieben. Der Kern der Lehre ist: „der göttliche und menschliche Geist sind identisch". Diesen Gedanken faßt aber das schwächliche Denken nicht; es fürchtet sich vor der homousia mit der Gottheit.

Gegen den „Humanismus" Ruge's polemisirt der Verf. stark und viel. Wir können uns darauf des Raumes wegen nicht einlassen, obwol sich in dieser Beurtheilung eines so gewaltig fundirten und doch so äußerst schwankenden Geistes viel Wahres und Tiefdurchdachtes darbietet. Es versteht sich, daß hier hauptsächlich von dem Ruge von 1843—47 die Rede ist, dem zürnenden Flüchtling aus Deutschland, der aus dem Thale der Revolutionen seine schneidende Philippica gegen den Patriotismus schrieb.

Die dritte in dieser Sammlung enthaltene Arbeit Jellinek's berühren wir blos. Sie ist kirchenhistorischer Art, und bespricht in gedrängter Darstellung, aber mit entschiedenem Quellenstudium: „Das Verhältniß der lutherischen Kirche zu den reformatorischen Bestrebungen Nikolaus Crell's und Christian's I. in seinen Wirkungen auf die neuere Zeit." Die Pointe ist auch hier die Polemik gegen das heutige Lutherthum, wie es in ganz gleichartig wirkender Weise wie zu Christian's I. und Crell's Zeit sich neuerdings repräsentirt in Guerike, Rudelbach, Harleß und andern Theologen. Die Schrift ist übrigens entstanden durch Veranlassung der Berufung von Harleß als Pfarrer an die leipziger Nikolaikirche im J. 1847. Was sich nun als schließliches Ergebniß nach der Durchsicht dieser nachgelassenen Schriften Jellinek's in uns feststellt ist die Ueberzeugung, daß es tief zu beklagen ist, daß ein grausames Schicksal in tragischer Plötzlichkeit die Abklärung und tiefere Durchbildung eines Geistes gehindert hat, der bei seiner rastlosen Regsamkeit gewiß noch zu höhern Leistungen berufen war. Er hat seinem Vaterlande den höchsten Tribut, den Menschen zahlen können, abgetragen. Friede seiner Asche! 36.

Notizen.

Telegraphische Wunderthat.

Der „New York express" erzählt: „Präsident Polk's weitschichtige Botschaft von nahe 50,000 Worten wurde die ganze Straße von Baltimore bis St.-Louis in 24 Stunden abgeblitzt, und zwar mit treuester Wiedergabe der Interpunctation des Originals. Unterwegs blieben auch Abschriften [illegible] York, Harrisburg, Carlisle, Chambersburg, Bedford und Pittsburgh in Pennsylvanien; zu Massillon, Cleveland, Zanesville, Columbus, Dayton und Cincinnati in Ohio; zu Madison und Evansville in Indiana; zu Louisville in Kentucky, und zu Salin[illegible] in Illinois. Die Herren welche diese geistige, mechanische und elektrische Wunderthat vollbrachten wollten über jeden Einwurf beweisen, daß die Blitzlinie ebenso gut lange Documente wie kurze Nachrichten befördern könne, und es bedünkt uns sie haben den Beweis ziemlich geliefert. Die bei der O'Reilly-Bahn angestellten Herren Reddish und Hough aus Philadelphia waren mit dem wichtigsten Theile der Arbeit beauftragt, mit Dem, das ganze Actenstück in Baltimore in Schrift zu setzen. Sie begannen Dienstags bald nach dem Eintreffen der Botschaft und Mittwoch Nachmittag, wenige Minuten vor zwei Uhr, hatten sie ihre fast herculische Aufgabe vollendet. Da standen der Namenszug James K. Polk und das Datum Washington [illegible] leserlich in Schrift wie Beides 24 Stunden vorher im Original. Mit Ausnahme von ein paar Stunden, während welcher ein Sturm am Westende der Bahn die Arbeit unterbrach, waren beide Herren, sich gelegentlich ablösend, unausgesetzt im Zeuge."

Briefe an David Hume.

Nachdem vor längerer Zeit das Werk „Life and correspondence of David Hume" von Burton (London 1846) in d. Bl. besprochen worden ist, ein Werk welches der Verf. aus den vom Neffen des Geschichtschreibers der Königlichen Gesellschaft in Edinburg vermachten Papieren zusammengestellt, verdient der unter dem Titel „Letters of eminent persons addressed to David Hume" (London 1849) erschienene, in mehrfacher Hinsicht wesentliche Nachtrag ebenfalls Erwähnung. Es ist eine Nachlese der von Burton bereits eingesehenen und benutzten „Briefe", enthält Alles was dieser bei Seite gelegt, was aber der Veröffentlichung werth war, und schließt damit die Geschichte von Hume's Leben und seiner Zeit allem Vermuthen nach vollständig ab. 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 93. —— 18. April 1849.

Die Deutschen in Nordamerika.

(Fortsetzung aus Nr. 92.)

Der Verf. der „Skizzen einer Reise durch Nordamerika und Westindien", Alexander Ziegler, zeigt sich als gewöhnlicher deutscher Tourist, aber ohne Anmaßung: „Ich habe in den nachfolgenden Zeilen einfach und wahr, in schlichten, anspruchslosen Worten Das niedergelegt was ich auf meiner Reise durch einen großen Theil der Vereinigten Staaten von Nordamerika und auch weiter hinaus sah, erfuhr und beobachtete." Dies hat seine volle Richtigkeit; Neues erfahren wir in diesem Buche wenig, meistens gewöhnliche Reiseschilderungen, durchwebt mit praktischen Anmerkungen, „mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Elements, der Auswanderung und der landwirthschaftlichen Verhältnisse". Das Interessante ist jedenfalls was der Verf. ausführlich über die der deutschen Auswanderung günstigen Verhältnisse in dem neuen Staate Wisconsin mittheilt.

Um die Zustände unserer deutschen Landsleute in Amerika gründlich kennen zu lernen, haben wir uns vorzüglich an Löher's Werk anzuschließen, unbedingt das gründlichste Werk welches über das amerikanische Deutschland existirt und nicht genug empfohlen werden kann.

Leider werden wir nicht im Stande sein dem Verf. in seinen gründlichen und interessanten Forschungen über die Geschichte der deutschen Einwanderung Blatt für Blatt zu folgen, da wir auf die Räumlichkeit d. Bl. Rücksicht zu nehmen haben; Jeden aber weisen wir hin auf dieses interessante, ja rührende Gemälde, obgleich der Verf. selbst seine Studien nur als einen Anfang betrachtet die Geschichte der Deutschen in Amerika darzustellen. Aus zerstreuten Nachrichten in Büchern, aus Familienüberlieferungen und aus Mittheilungen alter Einwanderer bemüht er sich ein Bild der deutschen Wanderzüge und Schicksale zusammenzuziehen. Er selbst vermißt an vielen Plätzen nähere Nachrichten, und kann daher manchmal nur einzelne, abgerissene Stückchen ineinander verweben. Immerhin aber werden aus Dem was Löher bereits gesammelt hat die Hauptzüge der deutschen Geschichte in Amerika klar. Sie ist in hohem Grade anziehend und ermuthigend, weil sie zeigt wie der edle und freie Sinn der Deutschen auch in den Bedrängnissen und Wildnissen ihrer neuen Heimat geschafft hat; aber diese Geschichte ist auch schmerzensreich, denn niemals sind so bedeutende Theile eines mächtigen Volks so gänzlich den Fremden und dem Elend überlassen worden, als Dies den ältern deutschen Einwanderern in Amerika widerfahren ist.

Nur eine leichte, übersichtliche Skizze aus dem großen, farbenreichen Gemälde, welches Löher uns bis ins Detail ausgemalt über die Geschichte der Deutschen in Amerika ausführt, werden wir hier darstellen können, um dann die Gegenwart genauer ins Auge zu fassen. Die erste Einwanderung von Deutschen nach Nordamerika fand statt unter dem Geleite der Holländer. Es befand sich in Neuyork in früher Zeit sogar schon eine lutherische deutsche Gemeinde, obgleich sie von den reformirten Holländern unterdrückt wurde, und erst 1669 sich einen Prediger aus Deutschland berufen durfte. In Pennsylvanien fanden sich die ersten deutschen Einwanderer schon zwei Jahre vor Penn, in Menge kamen sie aber erst 1633, wo sie Germantown mit reichsstädtischer Verfassung anlegten. Von jener Zeit an dauerte die Einwanderung von Deutschland ununterbrochen fort bis zum Unabhängigkeitskriege. Einige Züge kamen unter geschickten Führern, nachdem sie schon vorher durch Abgeordnete sich Landstriche gesucht und gekauft hatten; am vorsichtigsten gingen die Religionsgesellschaften zu Werke, deren eine ganze Reihe sich in die Neue Welt begab. Außer diesen, welche in der Regel Vermögen mit sich brachten, kamen noch unzählige Scharen von allen Ständen und Religionen herüber, welche sich durch das Land vertheilten; die Armen mußten als Käuflinge die Kosten der Ueberfahrt abverdienen. In den gräßlichen Hungerjahren 1770 und 1771 kam die größte Menge herüber, und noch in den vier nächstfolgenden Jahren landeten in jedem Herbste 20 bis 24 Schiffe mit deutschen Einwanderern. Vor dem Unabhängigkeitskriege machten die Deutschen mit den Holländern im Staate Neuyork vier Fünftel, in Pennsylvanien zwei Drittel, in Neuyersey, Delaware und Maryland die Hälfte, in Virginien mehr als ein Viertel der Bevölkerung aus, und in beiden Carolinas, sowie in Georgien und Louisiana waren sie bereits in nicht geringer Anzahl vorhanden. Wo sie in Haufen zusammensaßen, hielten sie sich deutsch in Sprache und Sitten, meist sogar in Absonderung

und Feindschaft mit der Englisch sprechenden Bevölkerung. Wo sie einzeln oder familienweise unter die letztere zerstreut wurden, haben sie sich nach und nach mit ihr vermischt. Nachdem die Staaten sich von England losgelöst hatten, hörte die Masseneinwanderung von Deutschland auf, und was auf die Deutschen in Amerika empfindlich wirkte, der geistige Verkehr, welcher vorher insbesondere durch die hallischen und herrnhuter Geistlichen mit Deutschland in mancher Weise bestand, schlief ein und wurde erst seit etwa 30 Jahren wieder eröffnet. In jener Zeit entwickelte sich die amerikanische deutsche Bevölkerung in eigenthümlicher Weise, sie nahm in Sprache und Geschäften sehr viel von den Englisch-Irischen auf, blieb aber in Charakter und Sitten deutsch. Weil die Deutschen aber in ihrer Abgeschlossenheit kein selbständig-deutsches Leben hervorbringen konnten, welches in geistiger Weise eine höhere Bedeutung und Freudigkeit gehabt hätte, so verloren sie nicht wenige ihrer besten Köpfe und reichern Familien an die Nichtdeutschen. Eigentliche Niederlagen erlitt aber das deutsche Wesen erst mit dem Beginne dieses Jahrhunderts, oder vielmehr erst nach dem letzten englischen Kriege, als die amerikanische Volksthümlichkeit sich mit außerordentlicher Schnellkraft zu Bewußtsein und vielseitigem Reichthum erhob. Immer aber blieben jene pennsylvanischen Deutschen, wie man die Nachkommen der alten Einwanderer zum Unterschiede von den neuen benannte, ein ehrenhafter Stamm, und hielten mehr von deutscher Tüchtigkeit, Geradheit und Gemüthswärme fest als so viele der Neueingewanderten welche sich in Witz über die Pennsylvanier auslassen.

Welche Massen aber von Deutschen seit 1815 nach Amerika ausgewandert sind, Das mag hier als bekannt vorausgesetzt oder nachgelesen werden. Bis zum Ende des letzten Kriegs mit England stand das Deutsche noch so ziemlich gleichberechtigt und geachtet neben dem Englischen. Die verschiedenen Volksarten hatten sich gegenseitig anerkennen und gewähren lassen müssen, namentlich war das Deutsche eher gefürchtet als misachtet. Jetzt aber, als das Englisch-Amerikanische sich zum Landes- und Volksstolze erhob, als es alle seine Kräfte mit jugendlicher Lust auftrieb, da griff es auch das Deutsche an, und suchte diesen tüchtigen Volkstheil umzuschmelzen und sich einzuverleiben. Das Deutsche war aber weder gerüstet darauf noch beweglich genug. Es wurde daher von Yankees vollständig überflügelt. Trotzdem wehrte es sich aber nachdrücklich, und der Widerstand und die empfindlichen Schläge welche die jetzt in die Höhe geschossene Volkseitelkeit, sowie der Vortheil des Englisch-Amerikanischen durch das Deutsche erfuhr, führte Letztern zu einer offen ausgesprochenen Abneigung, welche in der Redensart „Damned dutch!", d. i. „verdammtes deutsches Volk", nunmehr einen ständigen Ausdruck fand. Vornehmheit und Vortheil, amerikanische Nationalität und Yankees waren aber in den großen Städten am thätigsten, dort begab sich daher das Deutsche am ersten auf die Flucht. Die Gebildetern freilich unter den Kaufleuten, Aerzten und Künstlern hatten auch ihren deutschen Stolz, und erhielten einen Zuwachs durch Gleichfühlende aus Deutschland, Tausende aber der einheimisch Gewordenen gingen unmerklich mit ihren Kindern zu dem Englischen über, das Deutsche verblaßte mehr und mehr in dieser Bevölkerung, und die Entfremdung von Deutschland verlöschte endlich ganz das Vaterländische. Eine sehr empfindliche Wunde erhielt das Deutsche durch den Sieg der englischen Prediger über die deutschen und durch die Einführung der englischen Schulen über die deutschen.

Deutschland hat für seine Auswanderer Nichts gethan. Diese Schuld wird ein späterer Geschichtschreiber als ein sittliches Verbrechen des Volks in seine Bücher eintragen. Sie wird noch schwerer wiegen, wenn der Gang der Weltgeschichte den politischen Fehler der dadurch begangen wurde nicht wieder gut macht. Gehen nämlich die deutschen Ausgewanderten in fremden Völkern auf, so hat Deutschland einen ungeheuern Verlust erlitten; denn es büßte einen namhaften Theil von seinen tüchtigsten Bürgern ein, es schickte nicht Glücksjäger und schlechtes Gesindel in die Fremde hinaus, sondern kräftige, geschickte und redliche Männer mit ihren Familien. Diese verlor es und verlor sie doppelt, weil sie andere Völker stärkten, die dem deutschen Volke, wie Das einmal in der Geschichte nicht anders hergeht, Abbruch thun werden. Sie selbst aber, wie sie Diener, nicht Herrscher sind, weil sie nicht bilden, sondern sich umbilden lassen müssen, verlieren die edelste Triebkraft ihres Wesens, sie sind nur Völkerdünger. Sammeln sich aber die von Deutschland Ausgewanderten in irgend einem Lande der Welt, bilden sie dort ein neues Deutschland, so ist Das für sie eine unschätzbare Wohlthat, für Deutschland ein unschätzbares Glück. Es ist die Vermehrung einer Familie durch ein jugendkräftiges, strebendes Glied, welches allen übrigen Gliedern frischen Antrieb gibt, selbst aber Ehre und Stärke von ihnen empfängt.

Diese Entwickelung eines neuen Deutschlands kann bis jetzt nur innerhalb des Bereichs der Vereinigten Staaten wirklich werden. Dorthin haben sich die neuern Auswanderer durchweg gewendet, dort finden sie eine ihnen angemessene Lebens- und Landesart, Freiheit von den Heimatsbedrängnissen und den ehrenwerthen Stamm von Landsleuten, dessen Geschichte Löher zu geben bemüht ist. Dort aber zertheilen sie sich auch unter ein Volk welches wie kein anderes geschickt ist fremde Volkstheile zu verzehren, wie wir gleichfalls in einer Reihe von Zügen aus Löher erfahren. Die Englisch-Amerikaner nehmen für ihre Volksthümlichkeit alle Ehren in Anspruch, und überlassen den Millionen Deutschen in Amerika gar Nichts.

In welchen meisterhaften Zügen zeigt Löher was die Deutschen in Amerika für die bürgerliche Freiheit gethan haben! Die Englisch-Irischen rühmen sich, sie hätten allein die Freiheit hervorgebracht! An sich ist ein solcher Uebermuth lächerlich, denn es gab keine Macht

der Erde welche verhindern konnte, daß Amerika nicht das Land der Republiken werde. Wenn man aber einmal die Frage aufwerfen will: welcher Volksstamm hat in Amerika am meisten zur Erkämpfung der Unabhängigkeit gewirkt? so würde die Antwort den deutschen Volksstamm, wie Löher speciell ausführt, gewiß nicht in Schatten stellen. Es ist ja natürlich, daß die Deutschen, welche um Freiheit und Wohlstand in der Wildniß zu gewinnen herübergeschifft waren, sich zehn mal weniger um den König von England, einen ihnen ganz fremden Mann, kümmerten als die Ansiedler aus Großbritannien. In der That haben die Deutschen sich im Unabhängigkeitskriege nicht wenig hervorgethan. In Pennsylvanien, Virginien, Nordkarolina waren sie es welche sofort zusammentraten und für die Bewaffnung und Einigung des Volkes sorgten, welche den amerikanischen Tories, ihren alten Feinden, auf den Fersen saßen, und aufs entschiedenste schon damals sich für die volle Unabhängigkeit erklärten, als die Englisch redenden Herren in den Städten noch zu keinem Entschluß kommen konnten, aus Angst und Bangigkeit vor dem mächtigen England. Und im Kriege selbst hielt das deutsche Landvolk ohne Wanken fest an der Sache der Freiheit, während die übrigen Amerikaner, sobald es schlimm aussah, sogleich auf eine wirklich feige Weise abfielen, und nur zu oft ihr Vaterland an die Engländer verriethen. Als Washington vor Howe floh, da bestanden die paar Tausend Mann die ihn nicht verließen hauptsächlich aus den deutschen Regimentern. Trotzdem daß die Deutschen, weil ihnen die englische Sprache und die Verwandtschaft mit den vornehmen Familien abging, Hindernisse genug fanden, wenn sie zu den höchsten Stellen sich aufschwingen wollten, so kann doch den deutschen Generalen, als Mühlenberg, Stephens und den drei Hiester ihr hoher Ruhm nicht mehr genommen werden. Man muß in Amerika zwar noch oft genug hören, daß Deutsche, Hessen, Braunschweiger u. s. w. zur Bezwingung der amerikanischen Freiheit herübergeschickt seien, man kann aber, so sehr diese schmähliche Thatsache auch schmerzen muß, mit Löher ruhig auf den Erfolg verweisen; denn weil den Hessen das Leben bei den amerikanischen Landsleuten besser gefiel als der englische Befehlshaberstock, gingen sie in Masse zu den Amerikanern über, verstärkten deren Heer nicht wenig, und lähmten, nachdem sie anfangs stürmisch tapfer gekämpft hatten, durch ihre spätere Unzuverlässigkeit geradezu alle und jede kräftige Bewegung im englischen Heere. Mehr als aufgewogen wird aber der Schaden welchen die Hessen den Amerikanern anfangs zufügten durch die freiwillige Hülfe welche Männer wie Steuben, Kalb, Fersen, Ziegler, Glaßbeek dem bedrängten Amerika leisteten. Diese Deutschen waren die Kriegsmeister, sie allein europäisch erfahrene Generale unter den Amerikanern, sie erst machten diese zu Soldaten, und führten sie zu den erfolgreichsten Thaten.

Welche Siege die Deutschen später unter Jefferson's Fahnen errangen, Das kann hier nur angedeutet werden; nur hinweisen kann man hier darauf, daß die Deutschen in Amerika sowol die besten Soldaten als die redlichsten Republikaner sind. Im Kriege mit Mexico waren die Deutschen die Ersten und die Schmucksten auf den Sammelplätzen. Und welche waren die Tapfersten auf den Wällen von Monterey? Der Präsident weiß es und bewilligt die deutschen Compagnien. Im Gewirre der Politik steht die Mehrzahl der Deutschen auf der Seite der Volkspartei, und Amerika hat noch keine mehr begeisterten, keine aufrichtigern Idealisten für seine Freiheit erzeugt als einige der neuen Einwanderer aus Deutschland.

Hat aber die Masse der Deutschen in Amerika auch deutsches Selbstgefühl? Nein, der Yankee ist insgemein ihr Richter, ihr Gesetzgeber, ihr Congreßmann, ihr Oberst; es fehlte noch, daß er auch ihr Prediger und ihr Arzt werde. Eben deshalb, weil das Deutschthum in Amerika von dem Anglo-Amerikanismus so auffallend rasch verzehrt wird, hat die Geschichte der neuern deutschen Einwanderung nach Amerika nicht nur ihre vaterländische, sondern auch ihre hohe politische Bedeutung. Will Deutschland sich fortwährend demüthigen lassen?

(Die Fortsetzung folgt.)

Goethe und Hieronymus Schlosser.

Goethe erzählt uns (Werke, XXII, 69) von dem Aeltern der Gebrüder Schlosser, Hieronymus Peter, einem gründlichen und eleganten Juristen, der als Sachwalter unbedingtes Vertrauen besaß: „Unter seinen Büchern und Acten, in Zimmern wo die größte Ordnung herrschte, war sein liebster Aufenthalt; dort habe ich ihn niemals anders als heiter und theilnehmend gefunden. Auch in größerer Gesellschaft erwies er sich angenehm und unterhaltend; denn sein Geist war durch eine ausgebreitete Lecture mit allem Schönen der Vorwelt geziert. Er verschmähte nicht bei Gelegenheit durch geistreiche lateinische Gedichte die geselligen Freuden zu vermehren, wie ich denn noch verschiedene scherzhafte Distichen von ihm besitze, die er unter einige von mir gezeichnete Portraits seltsamer, allgemein bekannter frankfurter Caricaturen geschrieben hatte. Oefters berieth ich mich mit ihm über meinen einzuleitenden Lebens- und Geschäftsgang, und hätten mich nicht hundertfältige Neigungen, Leidenschaften und Zerstreuungen von diesem Wege fortgerissen, er würde mir der sicherste Führer geworden sein." Die beiden Gebrüder, die schon früh als ausgezeichnet in Sprachen und andern die akademische Laufbahn eröffnenden Studien gepriesen und zum Muster aufgestellt wurden (XX, 195), überließen Goethe nach seiner Rückkehr von Wetzlar die kleinern Proceßsachen denen er gewachsen war (XXII, 143). Sie waren es auch die ihn mit Merck bekannt machten (XXII, 70).

Der ältere Schlosser gab 1775 eine kleine Sammlung von lateinischen Gedichten unter dem Titel „Hieronymi Petri Schlosseri J. U. D. poemata" heraus, die er seinem Freunde Albert von Stetten widmete, und am Schlusse mit einem Briefe an Deinet, den Eigenthümer der „Frankfurter gelehrten Anzeigen", versah, aus welchem wir sehen, daß unser Schlosser sich der Theilnahme an diesen enthalten hatte. Hier lesen wir nun unter Nr. 79 folgendes Gedicht Schlosser's:

Goeteo, quum mihi umbellam, sive tabulam pictam abigendi nimii caloris causa ad fornacem ponendam, Virgilii capite et emblematis, fistula, ense, sole, laurea, floribus sertis, coronis adornandam, affabre ipse delineavisset.

Accessit nostris rebus nova, Goete, supellex,
Cedit Virgilio Mulciber, arte tua.

Ille ferox, fortisque, et matre superior ipsa,
(Terribilis coniux sit licet illa Jovis)
Adsuetus flammis ardenti et ludere ferro,
Et victor Phoebi, et Dardanidum, et Veneris;
Cyclopum dominus, dominus Trinacrides Aetnae:
Cedit, quis possit credere? Virgilio;
Qui sua virginea redimitus tempora lauru,
Dat legem flammae, et corpora nostra tegit.
Jamque ego, fornacis nimio securus ab aestu,
Cum Musis horas partior et Themide,
Quae, quoniam virtus opera ad maiora vocavit,
Subducta Aonidum dicitur una choro.
Ah, nescis quam nunc vatis mihi lectio grata est,
Quum sit praesto oculis ipse poeta meis;
Dumque lego, variis picta aptem emblemata rebus,
Atque suis tribuam singula quaeque libris:
Haec est, Formosum Corydon, quae fistula lusit
Et, Dic Damoeta, et Tityre tu patulae;
Hic est magnanimi Aeneae Vulcanius ensis,
Turne, recognoscas, tu, Rutulique tui;
Quique facit laetas segetes, sol aureus ille est;
Hinc illinc flores, palmaque nobilior.
Omnia pulcra licet, multum pulcerrimus ipse,
Ostendit medius tam iuvenile caput.
O ego tuta suis dare labris suavia possem,
Blandaque turgidulis oscula ferre genis,
Nec color haereret nostro, male fidus, in ore:
Virginis ut pictae fucus ab ore fugit.
Sed non haec labiis, facies veneranda, profanis
Tangatur, vitta sanctior est Cereris.
Pascuntur sensus omnes dum mente Maronis:
Pascuntur vultu, lumina sola, suo.

Schlosser fügt zu diesem Gedicht hinzu:

Respondit salsus ad ista:

Du, dem die Musen, von den Actenstöcken,
Die Rosenhände willig strecken;
Der zweener Herren Diener ist,
Die ärger Feinde sind als Mammonas und Christ;
Den Weg zum Richter selbst mit Blumen dir bestreust;
Dem Winter Lieblichkeit und Dichterfreude leihst:
Kein Wunder, daß auch deine Gunst
Zu meinem Vortheil diesmal schwärmet,
Das flache Denkmal unsrer Kunst
Mit freundlicher Empfindung wärmet.
Laß es an deiner Seite steh'n,
Schenk ihm, auch unverdient, die Ehre,
Und möchtest du an dem Versuche seh'n,
Was ich gern dir, und gern den Musen wäre.

Goethe's Antwort ging in den „Almanach der deutschen Musen auf das Jahr 1776" über, und befindet sich jetzt auch in den Werken unter den „Zuschriften und Erinnerungsblättern" (VI, 70 fg.), wo es die Aufschrift „An Schlosser, als dieser in lateinischen Versen für ein Gemälde gedankt hatte", und die falsche Jahrzahl 1776 trägt.*) Ob der ältere oder der jüngere Schlosser gemeint sei, konnte man hiernach nicht entscheiden, und so hat denn Musculus im „Namenregister" irrig auf den jüngern Schlosser gerathen, der freilich mit Goethe in näherer Verbindung steht. Noch weniger konnte man aus dem Gedichte ersehen, daß es sich auf die Zeichnung eines Kopfes des Virgil mit dessen Emblemen bezieht, die Goethe seinem ältern Freunde zu einem Ofenschirme gemacht hatte. Das Gedicht scheint im Winter 1774 entstanden, etwa im November, um dieselbe Zeit, wo er die bekannten Verse in das Stammbuch Johann Peter Reynier's schrieb (VI, 65). Die Klettenberg hatte er um dieselbe Zeit mit den Gegenständen ihres Zimmers abgezeichnet und dies Bildniß mit einem darauf bezüglichen Gedichte einer auswärtigen Freundin gesandt (XXII, 227 fg.).

H. Düntzer.

*) Vers 4 steht statt „ärger" „ärgre"; Vers 5, 6: „bestreuest", „leihest"; Vers 14: „gern deinen Musen", wo die richtige Lesart herzustellen ist.

Miscellen.

Ob Kaiser Karl V. Luther's Grab in der Schloßkirche zu Wittenberg besucht habe.

In vielen Schriften findet man, immer, wie es zu gehen pflegt, aus einer in die andere übergegangen, die bekannte Erzählung: Kaiser Karl V. habe während seiner Invasion in das Kurfürstenthum Sachsen in den Monaten April und Mai 1547 nach der Uebergabe Wittenbergs bei einem kurzen Aufenthalte daselbst in der Schloßkirche Luther's Grab besucht, bei dieser Gelegenheit aber die aus seiner Umgebung an ihn gebrachte Zumuthung des Ketzers Gebeine aus dem Sarge herausnehmen und verbrennen zu lassen, mit dem Bemerken, daß er nur mit Lebenden, nicht mit Todten Krieg führe, zurückgewiesen. In Prosa und in Versen circulirt diese Erzählung, verschiedentlich ausgeputzt, auch bildlich ist sie oft ausgeführt, das Attentat auf Luther's Leichnam wird in der Regel dem Herzog Alba in den Mund gelegt, und auf den bildlichen Darstellungen wird ihm daher ein erzmalitiöses Gesicht aufgedrungen. Aber Kaiser Karl V. hat nicht an Luther's Grabe gestanden. Jeder der Karl's V. wahre Gesinnung gegen die Protestanten erforscht und kennen gelernt hat wird es schon an sich unwahrscheinlich finden, daß er Luther's Grab durch einen Besuch habe ehren wollen und können. Karl V. besah sich allerdings das Innere der Festung Wittenberg; bei dieser Gelegenheit sprach er auch bei der Gemahlin des gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich, Sibylla, vor; aber eine Kirche Wittenbergs hat sein Fuß nicht betreten. Wir wissen Dies aus dem Berichte eines Augenzeugen, des wittenbergischen Pfarrers Johann Bugenhagen, gewöhnlich Pommeranus genannt. Dieser schreibt: „Seine Majestät kam über den Kirchhoff, ritte für meiner Thür über: als seine Majestät ein Crucifix gemahlet sah an der Kirchen, blösset seine Majestät sein Haupt und die andern Herren auch: seine Majestät ließ fragen nach den Schlüsseln, were gern in unsere Kirchen gewest; aber unser Chüster war nicht vorhanden. Da besah seine Majestät die Stadt und Feste." Der Ursprung der Sage von des Kaisers Besuche des Grabes Luther's läßt sich leicht auffinden. Der Kaiser benutzte, nachdem sich sein erster Zorn abgekühlt hatte, seinen Sieg über den Kurfürsten Johann Friedrich als guter Politiker mit großer Mäßigung, und war ungemein gnädig und herablassend. So namentlich gegen die Kurfürstin Sibylla, die ihn im Lager vor Wittenberg, fürbittend für ihren Gemahl, angetreten hatte, und welcher er im echt chevaleresken Geiste die Gegenvisite nicht schuldig blieb. Den wahren Nimbus um das kaiserliche Haupt sollte ihm aber ein Gang an Luther's Grab bringen, dem christlich gesinnten, versöhnlichen Kaiser, und das ihm zugeschobene Wort, in welchem er dem „mächtigen Vermittler, dem Tod, der alle Zornesflammen auslösche", seine Ehre zuerkannte. Die Erzählung konnte ihm nicht schaden, und es gilt daher von ihr wie von so mancher andern: Se non e vero, e bon trovato.

Vale!

Als der im J. 1573 von den Polen zu ihrem Könige erwählte französische Prinz, Heinrich von Valois, nach dem plötzlichen Tode Karl's IX. schon im folgenden Jahre heimlich aus Krakau entfloh, schrieb der Fürstbischof Chrysostomus Zaluski scherzweise: „Nicht einmal die ersten zwei Sylben des Valesianischen Namens hat er den Polen vergönnt." („Ne primam quidem *Vale*siani nominis dissyllabam Polonis dedit.")

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 94. — 19. April 1849.

Die Deutschen in Nordamerika.

(Fortsetzung aus Nr. 93.)

In der neuern deutschen Einwanderung nimmt Löher drei verschiedene Zeitläufte an, und zwar deshalb, weil die Auswanderungsgründe zeitweise drängender wurden.

Der erste Zeitraum geht von 1815—30. Jährlich gingen durchschnittlich 12,000 Deutsche nach Amerika, die Gebildetern aus politischer Unzufriedenheit oder Unternehmungslust, die Uebrigen, weil sie in der Heimat verarmten oder sich bedrückt fühlten.

Der zweite Zeitraum von 1830—45 führte jährlich 40,000 Deutsche über das Meer, Viele als Flüchtlinge, die Andern aus dem mehr oder minder klaren Wunsche, der Verarmung, der Abgaben und anderer Staatsverhältnisse ledig zu werden.

Der dritte Zeitraum beginnt mit 1846, und wird jährlich 100,000 Deutsche nach den Vereinigten Staaten schaffen, und zwar ist Keiner unter ihnen mehr welcher nicht in der sich klar bewußten Absicht sein Vaterland verläßt, für sich und seine Kinder dasjenige Auskommen und diejenige bürgerliche Freiheit zu gewinnen welche er in Deutschland sich verwehrt sieht.

Das Jahr 1848 mit seinen politischen, materiellen und socialen Folgen, welches Löher bei Abfassung seines Werks noch nicht kennen konnte, steigert die deutsche Auswanderung nach Amerika bereits im höchsten Grade. Ein Auswanderungsfieber geht gerade jetzt durch das Vaterland. Die specielle Geschichte der deutschen Auswanderung nach Amerika von 1830 an würde bei Löher nachzulesen sein, wir treten jetzt unmittelbar mit ihm in Gegenwart unserer Landsleute in Amerika ein.

Von den deutschen Einwanderern zerstreut sich sogleich ein großer Theil in die Seestädte und deren Umgebung. Das ist besonders bei den Handwerkern der Fall, und bei Solchen die theils ohne Familie, theils ohne einen Thaler in der Tasche kommen, nachdem die Ueberfahrt bezahlt ist. Von den übrigen Einwanderern bleibt ein großer Theil auf der Reise nach dem Westen unterwegs hängen. Die deutsche Einwanderung folgt immer der einheimisch-amerikanischen, welche ihren Trieb nach dem neu eröffneten, am weitesten entlegenen Lande nimmt; ein solches Land geräth auf einmal in Ruf, Jeder spricht davon, Alles strömt dahin, bis es ausgeforscht ist und die besten Ländereien weggekauft sind. Es ist eine wahre Sucht nach Land, und man achtet nicht Mühe noch Krankheit es zu erwerben. Seit drei Jahren sind es Texas, Iowa und Wisconsin welche die Einwanderer anziehen, jetzt auch das goldreiche Californien. Von den 100,000 deutschen Einwanderern des J. 1846 sind gewiß 25,000 nach Wisconsin gegangen. Selbst das ferne Oregongebiet hat schon deutsche Ansiedler angezogen.

Von gemeinschaftlichen deutschen Niederlassungen nach einem bestimmten Plane, unter bestellten Leitern, ist man ziemlich zurückgekommen, nachdem viele solche Projecte, welche Löher uns schildert, verunglückten. Diese Versuche entmuthigten so sehr, daß man jeden Glauben an die Möglichkeit einer geregelten deutschen Niederlassung als eine Täuschung verlachte, und nichts Besseres meinte thun zu können als auf jedem Wege davon abzuschrecken. Nur religiöser Fanatismus, hieß es, könne eine deutsche Gesellschaft zusammenhalten, Amerika und der deutsche Charakter leide keine Ansiedelungsgemeinschaft. Man übersah ganz, daß sich das Bedürfniß nach solchen deutschen Ansiedelungen niemals abweisen lasse, man achtete nicht darauf, daß Vereine welche nicht strenge Regeln der Gemeinschaft, sondern nur geeignete Plätze und billige Bedingungen für die Ansiedelung darboten in der Regel gediehen, nachdem das erste Lehrgeld bezahlt war. Mehre solcher Ansiedelungen, z. B. German Catholic Society mit 10,000 Einwohnern im Warrenbezirk, die Städte Hermann und Gutenberg finden wir bei Löher ausführlich geschildert.

Da die neue deutsche Einwanderung so viele Gebildete, als Studenten, Doctoren, Landwirthe, Fabrikanten, Mechaniker, hinüberführte, so mußte das unangenehme Gefühl welches der gebildetere Deutsche vor dem Geschäftseifer, der Geldmacherei und Heuchelei der eingeborenen Amerikaner in Religion und Politik empfindet, in jenen sofort sich zum Widerstande steigern. Sie fühlten sich als edlere Naturen, sie kannten und verlangten höhere Genüsse vom Dasein. Ihre Lebensauffassung war so weit über die amerikanische erhoben als ihre Liebe für die Freiheit ehrlich und begeistert war. Den Amerikanern aber waren sie, die Ueberzeugungen hatten und nicht blos Geschäfte, die außerdem Freidenker waren und kein Geld hatten, widerwärtig. Es entstand daher sehr bald

in den Meisten der Wille dem englisch-amerikanischen Wesen ein deutsches entgegenzusetzen. Ebenso waren sie Alle einverstanden die Grundsätze der Freiheit für die Menschheit durchzusetzen, und womöglich hier einen Boden zu erobern, von dem aus sie auch auf Deutschland wirken könnten. Neuyork und Philadelphia hatten die meisten deutschen Flüchtlinge aufgenommen; in Neuyork, der Stadt des Welthandels und der Geschäftspolitik, bildete sich eine mehr politische, in Philadelphia, der ruhigern Hauptstadt eines halb deutschen Landes, eine mehr deutsch-volksthümliche Richtung unter den Neueingewanderten aus. Hören wir Löher:

In Neuyork einten sich die Flüchtlinge zu einer Gesellschaft: Germania, mit der ausgesprochenen Absicht, von ihr als einem Heerlager der Vertriebenen, gleichwie die Polen von London und Paris, das Möglichste zu thun Deutschland aufzuregen und, wenn der Kampf wieder ausbreche, wieder hinüberzusegeln. Es waren junge Männer genug dabei welche schon in Deutschland und Italien mitgefochten hatten; in ihrem Blatte, dem „Herold", sowie in ihren Versammlungen ging es studentisch her; sie sendeten auch einige Flugschriften nach Deutschland, aber sie hatten kein Geld. Die polnischen Flüchtlinge wurden von Regierungen und Völkern unterstützt, wer bekümmerte sich um die Deutschen? Sie machten eine Eingabe an den Congreß ihnen eine Strecke Land zu gewähren zur Anbauung, man habe dies den Polen umsonst überlassen, sie, die Deutschen, wollten den Kaufpreis später abbezahlen. Der Congreß bewilligte den Deutschen die Bitte nicht. Gleichwol wollten sie selbst einen deutschen Staat gründen. Die Einen wollten Texas, die Andern Oregon; wo das Land noch keine Leute habe, da könne der deutsche Staat unabhängig und durch die nachkommenden Landsleute stark werden; die Meisten aber meinten, man könne zwischen dem Mississippi und den Seen den Platz finden, und der deutsche Staat müsse zur Union gehören. Man bildete Zweigvereine in den andern Städten, und der pittsburger „Adler des Westens" fing an Pläne über den neu zu gründenden Staat zu veröffentlichen. War man aber über den Platz wo deutsch-republikanisches Staatswesen aufblühen solle noch nicht einig, so hatte man noch weniger Mittel die Grundlagen dafür zu legen. Man regte einstweilen die Landsleute in Neuyork aus ihrer politischen Gleichgültigkeit auf, und entschied sich vorab in der amerikanischen Politik eine Stelle und Macht zu gewinnen, und suchte deshalb Unterschriften für eine deutsche Zeitung. Das war nun vielen deutschen Großhändlern ein Dorn im Auge, daß außer ihnen noch eine andere deutsche Stimme gehört werden solle, die sie selbst vielleicht beunruhige. Sie boten ihr Möglichstes auf und ließen selbst eine Versammlung unter den deutschen Handwerkern halten, um das Zeitungsunternehmen loszuwerden. Es kam aber dennoch in der neuyorker „Deutschen Staatszeitung" zu Stande. Sie sollte zwischen den Parteien eine unparteiische Haltung einnehmen, neigte sich aber natürlich der demokratischen Seite zu. Jetzt war man in der amerikanischen Politik, diese zerrieb das deutsche Bestreben; es kam zu harten Kämpfen in der Germania wider die Demokraten, und ein Theil der Deutschgebliebenen trat aus, und gründete die „Allgemeine deutsche Zeitung", welche zwar unparteiisch war, aber nur ein kurzes Leben hatte. Die Germania löste sich auf; Einige hatten in Neuyork Beschäftigung und Verhältnisse gefunden, Andere gingen nach Texas und Mexico, um eine deutsche Niederlassung zu gründen, und noch Andere zerstreuten sich durch die Staaten und riefen hier und dort deutsche Zeitungen hervor.

Weniger stürmisch, aber wirksamer ging die deutsch-volksthümliche Partei in Pennsylvanien zu Werke. Doch ist auch hier wenig erreicht, es fehlte die Entschiedenheit und die Eintracht. Man errichtete Ausschüsse an verschiedenen Plätzen, gründete Zeitungen, erließ Aufrufe und veranlaßte Versammlungen, um die Pennsylvanier-Deutschen zu überzeugen, daß sie das Recht und die Pflicht hätten ihre deutsche Sprache wieder gleich geltend neben die englische zu erheben. Erst müsse man sie wieder in den öffentlichen Verhandlungen der deutschen Bezirke einführen, weil es doch lächerlich sei, daß vor Gericht Deutsche gegen Deutsche Dolmetscher brauchten, dann müßten deutsche Schulen und eine deutsche Universität errichtet werden. Die Bauern gingen darauf ein, und von allen Seiten kamen Gesuche an den Landtag von Pennsylvanien die deutsche Sprache in den hauptsächlich deutschen Bezirken in die Gerichte einzuführen, oder letztere mit solchen Männern zu besetzen die beider Sprachen mächtig seien. Der Landtag legte aber die Sache auf den Tisch. Man wandte sich nun an die Versammlung von Abgeordneten welche zur Umänderung der Staatsverfassung in Harrisburg zusammenkamen. Diese beschlossen wenigstens so viel, daß die deutsche Sprache in Pennsylvanien gleiche Gesetzeskraft mit der englischen haben, und demnach Beschlüsse und Verhandlungen jeden Landtags in deutscher Sprache an alle Beamten im Staate vertheilt werden und vor Gericht nicht blos als Uebersetzungen gelten sollten. Die Deutschen waren schon auf gutem Wege, da zerstreuten sich theils die jungen Männer welche die Leiter der Bewegung waren, theils richteten sich die Bestrebungen auf ein größeres Feld, man dachte daran im Westen ein Landgebiet auszusuchen und als deutschen Staat zu besiedeln, aber religiöse Hetzereien und politische Parteisucht brachte wieder Alles auseinander.

Man richtete sich nun auf einen Erziehungsplan: die Jugend solle deutsch gebildet werden, für Schulen müsse man Schullehrer haben und für diese erst eine Lehrerschule stiften. Die Lehrerschule kam mit recht guten Mitteln zu Stande, aber allmälig wurden die Geldzuflüsse immer schmaler und blieben zuletzt ganz aus. Die Lehrer feindeten sich an, die Schule hörte auf. Vor ein paar Jahren wurde ihr Gebäude an einen Brauer verkauft, die deutsche Wissenschaft entfloh, das deutsche Bier zog ein. Aehnlich ist es auch dem Plane der deutschen Universität gegangen.

Der deutschen Bewegung setzte sich zugleich ein anderes Wirken entgegen, um das deutsche Selbstgefühl niederzudrücken. Löher sagt darüber:

Amerikanischer Bürger solle man werden, sagten diese Leute, verstanden aber darunter, man solle englisch werden und sich um Erhaltung des deutschen Wesens keinen Pfifferling scheren. Man habe ja auch in Deutschland Nichts mehr gewollt. Diesen Vorsatz wieder aufzugeben, um deutsch-amerikanischer Bürger zu sein, sei unrechtlich, unsittlich, undankbar, unklug; ihm nachzuhangen aber eine unnütze Zersplitterung der Kräfte, die dem neuen Vaterlande gehörten, und mache nur Angst und Sorgen, bei denen doch Nichts herauskomme. Diese Foderungen gingen zum Theil aus einem bittern Gefühle der Täuschung hervor, man war drüben an der Langsamkeit des deutschen Volks gescheitert, als Deutschland eine andere Gestalt er-

halten sollte, und glaubte nun, das deutsche Volk sei überhaupt nicht viel werth und unfähig etwas Bedeutendes auszurichten.

Unsere deutschen Landsleute lachten sich nach alter Gewohnheit zum Schluß noch selbst aus über ihre deutschen Unternehmungen. Wären in der ersten Zeit für die deutsche volksthümliche Stellung einige Anhalte in Schulen, Städten, Zeitungen geschaffen worden, so würde bei dem Zuwachsen neuer Einwanderer das deutsche Volks- und Schriftwesen jetzt eine andere Bedeutung in Amerika haben. Gleichwol aber hat, wie man bei Löher speciell nachgewiesen findet, die neue Einwanderung, weil mit großen Bildungselementen geschwängert, dem deutschen Wesen bereits ein ganz anderes Leben gegeben als es früher hatte, und ihm mittelbar einen Einfluß bereitet. Ueberall in der Union sind deutsche Bildungs-, Lese-, Rede-, Sing-, Musik-, Unterstützungs- und kriegerische Vereine gebildet, man unterstützt deutsche Zeitschriften und Schulbücher, und verbreitet deutsche Literatur, weil die amerikanische Literatur „die Abkömmlinge des Volkes der Wissenschaften" nicht befriedigen könne. Für die öffentliche Erziehung des Volks ist freilich weniger geschehen, am meisten noch in St.-Louis und dessen Umgebung. In Cincinnati entwickelte sich deutsches Volksleben. Die Städte im Osten, Neuyork, Philadelphia, Boston, Baltimore nahmen sich deutsche Literatur, Kunst und Wissenschaft zu ihrem Sitze, und es entstanden dort zu ihrer Beförderung mehre Vereine und Geselligkeiten. Andere Städte in welchen sich deutsches Leben hervorthat waren Charleston, Neuorleans, Louisville, Milwaukie, Columbus, Buffale und Berlin, letzteres in Obercanada. Deutsche Zeitungen entstanden an allen bedeutendern Wohnsitzen der Deutschen, und es war erfreulich zu sehen wie schnell sie auf Sprachverbesserung und Haltung der amerikanischen Blätter einwirkten, nachdem „die Alte und Neue Welt" dafür ein glückliches Beispiel gegeben hatten.

In der amerikanischen Politik thaten sich einige, freilich nur wenige, Deutsche ganz vorzüglich hervor. Die Demokratie erhielt durchweg an unsern Landsleuten eine getreue und gewichtige Macht, und, sehr wenige Ausnahmen abgerechnet, bemerkt Löher, muß man allen politischen Flüchtlingen aus Deutschland es zum Ruhme nachsagen, daß Keiner von ihnen sich jemals in politischen Dingen unehrenhaft bewiesen oder den Grundsätzen der Freiheit, für welche er in Deutschland kämpfte, in Amerika untreu geworden ist. Außerdem liegt der viel größere Einfluß am Tage welchen jene Deutschen auf die Wissenschaft und Kunst und selbst auf die Religion und Sitte in diesem Land gehabt haben. Sie waren die geborenen Feinde des Yankeethums, der Sabbaths- und Geschäftsknechtschaft. Ihre Gedanken, hier und da auch ihr Beispiel, haben eine freie und schöne Humanität unter diesen starren Amerikanern außerordentlich gefördert oder wenigstens angebahnt. Es ließen sich mehre Anstalten anführen welche, wie für Blinde und Kranke, für Küstenvermessung, Länderkunde, Schädellehre, von Deutschen zuerst gegründet wurden. Und sowie sie die wahre Wissenschaft in Amerika befruchteten und theilweise erst gründeten, so haben sie auch die Literatur in Amerika durch Einführung ihrer vaterländischen unendlich bereichert und veredelt.

Es mögen diese übersichtlichen Bemerkungen mit folgenden Worten Löher's geschlossen werden:

> Ueberblickt man die letzten 15 Jahre, so muß man gestehen, es ist in dieser Zeit ein deutsches Volk in Amerika entstanden, wie es früher nicht da war, es hat gewissermaßen ohne sein Zuthun und mit jedem Jahre Etwas an Einfluß gewonnen, und ist selbst mit jedem Jahre reicher und stärker geworden, wenn auch alle seine selbständigern, größern Unternehmungen zu nichte geworden sind, und seine Stellung keineswegs diejenige ist welche es im Verhältniß zu seinem Werthe einnehmen mußte. Aber es sind die Grundlagen gelegt und die Nachkommenden haben reiche Erfahrungen vor sich.

(Die Fortsetzung folgt.)

Cervantes' „El Buscapié".

Ein mit R. L. unterzeichneter Correspondent des „Athenaeum" schreibt demselben:

„Bentley kündigt seit einiger Zeit das lang verlorene Werk «El Buscapié» von Miguel Cervantes an, und nennt Letztern vorsichtigerweise «den berühmten Verfasser des Don Quixote». Dawider ist Nichts zu sagen, Das schützt vor Irrthum, desto mehr aber, und ich fürchte sehr viel, wider den andern Theil der Ankündigung, denn dem «lang verlorenen Werke» geht es wie der «Dame im Seekrebs»; es ist eine Delicatesse, die statt gefunden zu sein immer noch gesucht werden muß. Sehen wir zu auf welcher Autorität die Angabe fußt. Ich entlehne sie dem Vorworte, S. 5—12. Daraus erfahren wir, daß jeder Kenner der spanischen Literatur das Verschwinden und den muthmaßlich gänzlichen Verlust dieses kleinen, von Cervantes bekanntlich nach dem Erscheinen des ersten Theils seines «Don Quixote» geschriebenen Werks tief beklagt habe; daß es überhaupt zweifelhaft ob dasselbe gedruckt worden, da seit 200 Jahren kein gedrucktes Exemplar zum Vorschein gekommen; daß es zwar auf der königlichen Bibliothek zu Madrid oder zu Simancaz handschriftliche Copien geben solle, dessenungeachtet aber «El Buscapié» stets für eine Sache gegolten die Niemand erlangen könne, und von welcher blos die Sage wisse; daß gegenwärtiges Werk kein Abdruck einer der genannten oder in sonst einer öffentlichen Sammlung befindlichen Copien, sondern eines in einer Auction erstandenen und vor kurzem in Cadiz entdeckten Manuscripts sei, dessen Schrift sich als die des 16. oder 17. Jahrhunderts darstelle, und das anscheinend von einem andern 1606 copirt worden. Dies ist der für die Authenticität beigebrachte äußere Beweis. Der innere hängt von der Wahrscheinlichkeit ab daß Cervantes geschrieben, weil er Ursache dazu gehabt, und daß was er geschrieben sein Stil ist, und mit den bekannten Thatsachen übereinstimmt. Der Grund nämlich, warum er «El Buscapié» geschrieben, soll das Bedürfniß gewesen sein Misverständnissen entgegenzutreten. Es heißt, der Herzog von Bexar, welchem «Don Quixote» gewidmet ist, habe anfangs die Weihe seines Namens nicht ertheilen mögen, voraussetzend daß das Buch einer der damals üblichen Ritterromane sei, daß er aber seine Meinung sofort geändert, nachdem Cervantes ihm ein Stück vorgelesen. Jene Meinung, heißt es ferner, habe gleichwol zu des Letztern Nachtheil sich fort erhalten; die Einen haben das Buch geringgeschätzt, Andere es kalt aufgenommen, die Meisten durchaus die feine Satire nicht eingesehen welche dessen Wesen und Geist ist. Der Verf. des Artikels «Cervantes» in der «Biographie universelle» geht noch einen Schritt weiter, wenn

er sagt: «Il fut obligé de se calomnier lui-même dans une petite brochure intitulée le Buscapié, qu'il glissa dans le public pour éveiller la curiosité de ses compatriotes!» Zugleich beschreibt er diese Selbstverleumdung — nicht als ein Manuscript, sondern als «ce pamphlet devenu extrêmement rare». Nun frage ich, ob, dafern Cervantes um des angeführten Zwecks willen geschrieben, es wahrscheinlich ist, daß seine Schrift so gänzlich untergegangen, «daß es überhaupt zweifelhaft ob sie gedruckt worden, daß seit 200 Jahren kein gedrucktes Exemplar zum Vorschein gekommen», oder daß sie blos bekannt geblieben als «pamphlet devenu extrêmement rare»? Zugegeben daß man sie eine Zeit lang unbeachtet gelassen, würde nicht der Eifer eine Schrift zu besitzen, die doppelt interessant durch Cervantes' eigene Anzeige, zu welchem Zwecke er den «Don Quixote» geschrieben, sie den «Bücherschränken der Sammler» einverleibt haben? Und Dies um so mehr, wenn wir bedenken, daß Solches die seit so lange verhandelte kritische Frage ist. Hat denn aber der Herzog von Bexar die Zueignung abgelehnt? Hat es ein Misverständniß gegeben? Sah Cervantes sich vernachlässigt? In Antwort hierauf verweise ich Ihre Leser an Pellicer's «Leben des Cervantes», als Vorrede zu seiner Ausgabe des «Don Quixote» (1797, S. 94—98), wo sie die ganze Behauptung geprüft und — widerlegt finden werden. Pellicer versichert: die Geschichte vom Herzoge von Bexar beruhe auf einer jüngern Sage, es habe kein Misverständniß gegeben, wofür er Cervantes zum Zeugen anführt; und daß das Werk sofort mit großem Beifalle aufgenommen worden, dergestalt daß zwischen dem Erscheinen des ersten und zweiten Theils (1604—15), laut Salva, acht verschiedene Auflagen des ersten Theils herausgekommen. . . . Ich zweifle daher, daß das angekündigte Werk für das «lang verlorene Buch des Cervantes» hingenommen werden wird, und hoffe, daß Berufenere als ich die Frage zu entscheiden sie kritisch erörtern werden." 2.

Bibliographie.

Andersen's, H. C., Dichtungen. Auswahl in deutscher Uebertragung von J. Thomsen. Altona, Lehmkuhl. 16. 27 Ngr.

Politische Ansichten in Fragmenten. Von A. G. P........m. 1stes und 2tes Heft. Augsburg, v. Jenisch u. Stage. 1848 und 1849. 8. à 4 Ngr.

Australia Felix. Mit einem Anhange: Süd-Australien, und 1 Karte. Bearbeitet nach Australia Felix: or a historical and descriptive account of the settlement of Port Phillip, New South Wales, by W. Westgarth. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 12. 15 Ngr.

Politische Belehrungen. Zeitfragen, Geschichte und Persönlichkeiten der Gegenwart. 4tes Bändchen. Mit Portrait Louis Napoleon's, Präsidenten der französischen Republik. Leipzig, Weber. 16. 5 Ngr.

Förster, F., Preußens Helden im Krieg und Frieden. 32ste und 33ste Lieferung. Berlin, Hempel. 1848. Lex.-8. à 5 Ngr.

Görling, A., Die neue Welt. Skizzen von Land und Leuten der Nordamerikanischen Freistaaten. 5tes und 6tes Heft. Leipzig, Englische Kunstanstalt von Payne. Br. 8. à 5 Ngr.

Hagen, K., Geschichte der neuesten Zeit vom Sturze Napoleon's bis auf unsere Tage. 6te Lieferung. Braunschweig, Westermann. Gr. 8. 6 Ngr.

Lamartine, A. v., Raphael. Erinnerungen aus dem 20. Lebensjahre. Deutsch von W. v. Blankenburg. Zwei Bände. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr.

Oehlrich, C. W., Deutschland zur See, seine Schifffahrt und sein Handel. Nebst einer genauen Darstellung des See-Verkehrs aller übrigen Länder. Mit besonderer Berücksichtigung der Kriegsmarine. Hamburg, Meißner u. Schirges. Gr. 8. 2 Thlr.

Weiß, Louise, Veilchen. Gedichte. Stuttgart 1848. Gr. 8. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Barante, de, Constitutionelle Fragen. Uebersetzt von J. Cornet. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 10 Ngr.

Brede, F. J., Kein Zoll-Verband!!! Gedicht. Altona, Lehmkuhl. Gr. 8. 1½ Ngr.

Bundesverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Bern, Fischer. 1848. 8. 5 Ngr.

Carstädt, Artikel 12. der Verfassung vom 5. December 1848 und die evangelische Kirche in Preußen, besonders in Schlesien. Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage: Wie die evangelische Kirche ihre Angelegenheiten selbst ordnen könne? Görlitz, Heinze u. Comp. Gr. 12. 3 Ngr.

Die französische Constitution 1848. Wien, Gerold. Gr. 8. 4 Ngr.

Ebrard, A., Der evangelische Glaube vertheidigt gegen einige Angriffe Ronge's. Erlangen, Blasing. Gr. 8. 3 Ngr.

Eltz, F. L., Rückblicke auf die Maytage Wien's und ihre Opfer. Wien, Schaumburg u. Comp. Gr. 8. 4 Ngr.

Germanikus, Fragmente für Staatenwohl und Völkerglück in Deutschland. Altona, Lehmkuhl. 1848. 8. 5 Ngr.

Gerstäcker, F., Wie ist es denn nun eigentlich in Amerika? Eine kurze Schilderung dessen, was der Auswanderer zu thun und dafür zu hoffen und zu erwarten hat. Leipzig, G. Wigand. 16. 6 Ngr.

Goebel, K., Evangelisches Zeugniß gegen die Irrlehren des Dr. Ghillany und Johannes Ronge abgelegt in 2 Predigten. Erlangen, Blaesing. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Hafner, A., Zornesfunken, zwanzig Lieder an Deutschlands Männer. Winterthur, Literar. Comptoir von Hegner älter. 8. 12 Ngr.

Hase, K., Die evangelisch protestantische Kirche des deutschen Reichs. Eine kirchenrechtliche Denkschrift. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. 8. 15 Ngr.

Helfferich, A., Berliner Briefe. II. Die beiden Kammern des constitutionellen Preußen. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 6 Ngr.

Die sieben Schwaben. Mit 11 Holzschnitten. Von L. Richter. Leipzig, G. Wigand. 16. 2 Ngr.

Simon, L., Die Reform der Schule. Offenes Sendschreiben an die Mitglieder der constituirenden Versammlung zu Hamburg, so wie an alle Schulbehörden und Lehrer in Deutschland. Altona, Lehmkuhl. 1848. 8. 10 Ngr.

Taute, G. F., Der Spinozismus als unendliches Revolutionsprincip und sein Gegensatz. Eine zur Feier der Geburt Sr. Maj. des Königs in der K. Deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Preußen am 16. October 1848 gehaltene Rede. Königsberg, Tag u. Koch. 1848. Gr. 8. 8 Ngr.

Ullrich, Titus, Den Todten des 18. März. Requiem. Berlin, Reuter u. Stargardt. 4. 1 Ngr.

Votum eines Freien. Vorschläge zu einer vernunftgemäßen und gerechten, und folglich auch gemeinnützigen Steuer- und Zollgesetzgebung. Bremen, Löning u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Geh. Hofrath Warnkönig als Verf. der Schrift: die katholische Frage im Sommer 1848, vor den Richterstuhl der Kritik gezogen vom Verf. der katholischen Bedenken über die erzwungene Einsegnung der gemischten Ehen. Stuttgart, Rümelin. 1848. Gr. 8. 10 Ngr.

Das prophetische Wort des Herrn und unsere Zeit. Oder: Betrachtungen über Matthäus Kap. 24 und 25. Nürnberg, Raw. Gr. 8. 6 Ngr.

Ein Wort des Rechts und der Verständigung in der Schleswig'schen Frage. Mainz, Kupferberg. 4½ Ngr.

Vaterländische Zustände. Grünberg, Weiß. Gr. 8. 3 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 95. —— 20. April 1849.

Die Deutschen in Nordamerika.

(Fortsetzung aus Nr. 94.)

Rühmend und anerkennenswerth ist die Sorge womit Franz Löher sich nach den Wohnsitzen unserer Landsleute in dem weiten Gebiete der nordamerikanischen Union umsieht. Das ist kein geringes Bemühen, aus den interessanten Mittheilungen welche Löher uns macht geht vielfach hervor, daß er sie an Ort und Stelle sammelte, daß er von Oregons Wäldern bis nach Texas das weite Land durchzog, um selbst zu sehen und um endlich das Deutschthum der Vereinigten Staaten, welches sich auch dort so gern vereinzelt, in seiner ganzen Totalität darzustellen. Löher zeigt uns ganz speciell was die Deutschen sind, sowol in den großen Städten des Ostens als in den Wäldern des Westens, in jedem Staate zeigt er uns was deutsch in ihm ist und in welchen Kreisen und Ideen die Landsleute sich dort bewegen; denn es gibt im ganzen Gebiete der Vereinigten Staaten wol keine Stadt oder Ortschaft mehr, worin nicht viele oder wenige Deutsche vorhanden wären. Selbstverstanden ist es uns hier nicht möglich, so interessant dieses Thema auch bei Löher ist, die Deutschen in allen ihren amerikanischen Wohnsitzen und Schattirungen zu besuchen. Nur ein paar Bilder.

Ueber die Deutschen in Neuyork lesen wir:

Unter den neuyorker Deutschen sind die reichsten die Großhändler, meist Hanseaten oder Rheinländer, sie haben den bedeutendsten Einfuhrhandel. Von der übrigen deutschen Bevölkerung leben sie fast gänzlich abgeschlossen, der Drang der Geschäfte erlaubt auch unter ihnen selbst wenig Geselligkeit; wo sie aber zusammenkommen, da geht es natürlich gern vornehm her. Ihre Handlungsschreiber und Handlungsdiener machen mit einzelnen schönen Ausnahmen den kläglichsten Theil der deutschen Bevölkerung aus; kraftlos und bildungslos leben sie für das Vergnügen, und sind nur dann glücklich, wenn man sie nicht für Deutsche hält. Wissenschaftlich gebildete Männer sind zahlreich, doch treten sie nicht besonders hervor, sie sind durch die große Stadt zerstreut; es hält schwer gesellschaftliche Kreise für die Dauer zu Stande zu bringen. Der Kern der deutschen Bevölkerung besteht aus Apothekern, Sprachlehrern, Musikern, Künstlern und den kunstmäßig arbeitenden Handwerkern, Gast- und Schenkwirthen und einer großen Anzahl von Kleinhändlern. Die gröbern Handwerke werden von Englischen betrieben. Jener deutsche Mittelstand ist durchweg gebildet und ehrenwerth; seinen Kindern gibt er meist deutsche Erziehung, und Haus und Hausfrau sind durchgängig deutsch. Eine andere Classe ist zwar die zahlreichste, aber noch zu wenig selbständig, sie mischt Deutsches mit Englischem. Dazu gehören die Handwerker welche nicht für eigenen, sondern für fremden Verkauf arbeiten. Es gibt unter ihnen bittere Armuth genug. Dann folgt noch eine Classe Deutscher welche die Lumpensammler, Wollzupfer, Gassensucher in sich begreift, Manche davon machen sich in der Stille viel Geld. Eine verderbliche Wirksamkeit übt das Volk der Herumstreicher, welches in den Wirthshäusern liegt, einen gelegentlichen Verdienst aufrafft, hier und da den Mäkler oder Schacherer macht, und sich namentlich auf das Abfangen der Einwanderer verlegt. Ihrer sind nicht sehr viele, jedoch machen sie sich wol bemerklich.

Nachdem Löher die Wohnsitze aller Staaten besucht hat, zeigt er uns sogar, daß es Deutsche waren welche zuerst nach Californien gingen, dem Lande welches jetzt die Augen der ganzen Welt auf sich zieht (Löher's Buch erschien 1847). Die interessante Stelle lautet:

Obercalifornien ist ein herrliches Land und lockt nicht weniger an. Jene Gegenden werden einst eine starke, vielleicht die stärkste deutsche Bevölkerung erhalten. Dort wohnt in den prachtvollen Thälern am Sacramento Hauptmann Sutter. Er wanderte mit andern Deutschen 1838 aus dem westlichen Missouri über die Felsengebirge, und kaufte einen weiten Landstrich von der mexicanischen Regierung. Anfangs mußte er manchmal seine Kugelbüchsen wider die Indianer gebrauchen, aber die Macht seines Verstandes und seiner Persönlichkeit gewann sehr bald über diese Wilden einen solchen Einfluß, daß mehre Hundert in seinen Schutz und Dienst traten. Sie brannten ihm die Backsteine und bauten ihm sein festes Schloß; sie pflügen und ernten auf seinen weiten Feldern und hüten seine zahlreichen Heerden, ihre Töchter besorgen seinen schönen Garten und warten auf in seinem Hause, und 40 Mann Indianer in Uniform bewachen auch sein Fort. Dieses kann 1000 Mann Soldaten fassen und ist durch 12 Geschütze gedeckt, welche Sutter mit andern Kriegsgeräthschaften von einem russischen Posten, der am Stillen Meere war, gekauft hat. Auf dem Flusse liegen ihm ein Zweimaster und ein Schooner. Innerhalb des Schloßwalles sind Mühlen, Schmieden, Brauereien und andere Werkstätten, und er hat jetzt auch eine Wollmanufactur angelegt. Außer den Indianern welche bei all diesen Geschäften anstellig sind hat Sutter 30 Mann Deutsche, Franzosen und Engländer in seinen Diensten. Später haben sich auch andere gebildete Deutsche in seiner Nähe niedergelassen. Sutter's Unternehmen, sein Schloß und seine Herrschaft unter den Indianern, seine Reichthümer, und das Alles in einer Gegend am Stillen Meere welche vor ihm unbewohnt war, Alles klingt so romanhaft, daß man es nicht glauben würde, wenn es nicht in dem öffentlichen Berichte eines Regierungsbeamten der Vereinigten Staaten dargestellt würde. Hier aber möchte es deshalb seinen Platz finden, um einen Beweis mehr zu geben, daß auch in neuerer wie in früherer Zeit gerade die Deutschen die kühnsten und kundigsten Ansiedler sind, trotz der Prahlerei

der Englischen. Noch viel könnte man erzählen von unsern verwegenen und verschlagenen Landsleuten, welche gegenwärtig als Santa-Fé-Händler oder als Büffeljäger die weiten Prairien durchkreuzen.

Auch nach dem Oregon gehen bereits die deutschen Ansiedler, jedoch nur Solche die schon einige Zeit in Amerika gelebt haben. Ein riesiger Deutscher ist der hervorragendste Charakter und der beste Schütze unter den Pelzjägern im Oregon. Nicht mit Nüchternheit, sondern mit Poesie betrachten die Deutschen ihre Irrfahrten in den fernen Westen; nicht mit Sabbathsdemuth, sondern mit Sang und Klang ziehen die Deutschen in die Wildniß. Sie haben die Sangeslust der alten Heimat nicht verloren. Das schöne Oregon-Lied welches Alexander Ziegler in seinen Skizzen mittheilt ist ein deutsches Lied, sein Verfasser ist A. Conze aus Bückeburg, es wird im ganzen amerikanischen Westen als freiwilliges Nationallied gesungen. Als charakteristisch für den poetischen, wild-freiheitlichen Abenteurersinn unserer Landsleute verdient es hier eine Stelle:

Frisch auf nach Oregon!

Frisch auf, des Westens Söhne,
Die ihr das Feld nicht sä't;
Die ihr als freie Schützen
Ein ruhig Loos verschmäht,
Der Wand'rung Strom von Osten
Dringt nah und näher schon,
Es schwinden eure Wälder, —
D'rum auf nach Oregon!

Und ihr, nach Abenteuern
Begierig und nach Streit,
Nach Jagen und nach Wagen,
Nach Waldeslustbarkeit,
Herbei aus allen Staaten
Der weiten Union!
Es lebe Berg und Prairie!
Es lebe Oregon!

Wol Tausend stark wir sammeln
Uns an Missouris Flut,
Der Nied're und der Hohe,
Ob reich, ob arm an Gut.
Die tausend Herzen bindet
In Eins ein einz'ger Ton;
Begeisternd schallt die Loosung:
„Frisch auf nach Oregon!"

Unübersehbar vor uns
Blüht, duftet die Prairie,
Des Urwalds Wipfel rauschen
In wilder Poesie;
Und über Fels und Schluchten
Zieh'n muthig wir davon,
Das Sternenbanner pflanzen
Wir auf in Oregon!

O, Dies sind nicht die Herzen
Die zittern im Gefecht,
Die, wenn Monarchen drohen,
Entsagen ihrem Recht.
Als Freie zieh'n wir westwärts,
Und nach errung'nem Lohn
Als Freie auch behaupten
Wir glorreich Oregon.

Einen solchen kühnen Schwung sucht man vergebens bei den Englisch-Amerikanern. Die Deutschen sind bei allen Abenteuern Amerikas. So war auch auf den berühmten Forschungsreisen Capitain Fremont's der Nächste nach ihm ein Deutscher, und schon seit mehren Jahren unternimmt ein gründlich gebildeter Landsmann von St. Louis aus auf eigene Kosten in die Felsengebirge und in die mexicanischen Gegenden Entdeckungsreisen, welche an Kühnheit und Ausdauer wie an wissenschaftlichen Ergebnissen mindestens ebenso hervorragend sind wie jemals eine Reise die von nicht-deutschen Amerikanern unternommen worden ist.

Der Deutsche ist nicht weniger waghalsig als der Creole, der Yankee, der Südländer, aber auf die Dauer nachdrücklicher als sie Alle. Ist der Creole der Jäger, der Yankee der Holzhacker in den Urwäldern, der Südländer der Pflanzer, dann ist der Deutsche der Ackerbauer. Gewöhnlich aber beeilt er sich nicht in die Wälder einzudringen, Das überläßt er den Andern, diese müssen ihm die grobe Vorarbeit thun und die Wege machen, er nimmt währenddessen erst das Beste in seiner Nachbarschaft in Besitz und bringt es zur Blüte. Dann folgt er jenem Vortrab, kauft ihn aus und schickt ihn weiter westwärts. Wo er Fuß faßt da wurzelt er auch ein, in kurzer Zeit gibt er seinem neuen Wohnort einen heimatlichen Reiz. Fängt er mit einem Blockhause an, so muß er nach drei Jahren ein geräumiges, festes Holzhaus und nach noch ein paar Jahren ein stattliches Steinhaus haben, um welches sich hohe Scheunen, weite Stallungen, Obstgärten, Wiesen und Felder ausdehnen. Dann sendet er die ältesten Söhne ab, um sich eine gleiche Heimat zu gründen. Unterdessen aber hat sich von selbst eine Gemeindeverfassung um ihn geordnet, denn für den Anfang genügte ihm schon die Grundlage derselben und sein Ordnungssinn. Freilich gibt ihm Das auch Anlaß zu vielem Streit. Die Verfassung bildet er dann langsam weiter, niemals mit Haß, sondern ein ruhiges, verständiges Gedeihen ist es was er liebt. Dafür bleibt er aber auch oft im Alten stecken, weil das Neue ihm manchmal etwas unbequem scheint, und vor lauter Hartnäckigkeit der Einzelnen das Ganze nicht zum Abschluß kommt.

Die Gesammtzahl Derer in Nordamerika welche noch Deutsch sprechen berechnet Löher auf über vier Millionen; die Zahl wird von den Deutschgesinnten häufig zu hoch, von den Yankee-Deutschen regelmäßig über die Maßen niedrig angegeben. Welche gesellschaftliche, religiöse und politische Bedeutung nimmt nun dieser deutsche Bestandtheil im amerikanischen Leben ein? Diese Frage wird von Löher in einer Reihe gründlicher Beobachtungen und Schilderungen beantwortet. Uebersichtlich sie zu beantworten, mit Hinweis auf das reiche Material des vorliegenden Buchs, dürfte auch hier unsere Pflicht sein.

Zuerst vernichtet der Verf. durch gründlichen Nachweis den Stolz der englischen Amerikaner, nämlich „daß sie von anglo-sächsischem Blute entsprossen seien, und daß dieses ihr Blut deshalb ganz besonders fein, feurig und eisenhaltig sei". Der Verf. zeigt ganz speciell, daß die

große Einwanderung von Großbritannien her, alle Jahrhunderte hindurch, nicht eigentlich von England, sondern von Irland in ihren Massen stattfand, und daß die Sage von der anglo-sächsischen Abkunft auch dem Charakter der Amerikaner widerspreche. Im Ganzen müsse man sagen: der alte celto-iberische, von den Deutschen auch schlechtweg wälsch genannte Stamm, welcher in Europa von dem germanischen Stamme erniedrigt worden, ist in Amerika wieder zu Ehre und Blüte gekommen, und zwar dadurch, daß er die germanische Beimischung und Erziehung nicht zu seiner eigenen Verzehrung, sondern zu seiner Veredelung benutzte. Er übt schon jetzt seine Rückwirkung auf das germanische Europa aus.

Der Verf. schildert nun ausführlich das gegenwärtige Volks- und Gesellschaftsleben der Amerikaner. Es mit ihm ausführlich durchzugehen ist hier nicht der Ort, das Ueberspringen vom Frostigen bis zur Wildheit ist dem Amerikaner besonders eigenthümlich. Die Bildung ist oberflächlich. Die Freiheitsliebe und das vorzügliche Handelstalent mußten sich in der Neuen Welt entwickeln, welche dem Unabhängigkeitssinn und dem Unternehmungsgeiste freien Spielraum gewährte. Dem Amerikaner ist die politische Rechtsgleichheit die Hauptsache, der Fremde aber ist oft thöricht genug daraus auch die gesellschaftliche Gleichstellung herleiten zu wollen. Am unerträglichsten sind dem Europäer, und vor Allen dem Deutschen, die stehenden Ansichten, denen die Gesellschaft sich unbedingt unterordnet. Man wage nie eine Einrichtung oder ein Vorurtheil welches die englischen Amerikaner von ihren Vorfahren geerbt haben mit leisem Zweifel anzutasten. Besonders wage man niemals in Religionssachen etwas Philosophie merken zu lassen. „Er ist ein Ungläubiger!" ist das Verdammungswort welches die Gesellschaft über ihn ausschreit. Dort wo Deutsche hingedrungen sind athmet der Mensch schon auf. Wo die Deutschen oder auch die Franzosen aber noch nicht gewesen sind, da ist das bürgerlich freieste Land der Erde, gesellschaftlich das unfreieste.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die französische Literatur nach der Julirevolution und nach der Februarrevolution.

Jules Janin, dieser harmlose und unerschöpflich gewandte Plauderer, der als eine gefürchtete Macht herrscht, wenigstens im Feuilleton des „Journal des débats", hat in den Spalten seines Regierungsblatts einen vergleichenden Rechenschaftsbericht niedergelegt über die wissenschaftliche und poetische Production Frankreichs nach den beiden Revolutionen von 1830 und 1848. Da kommt die Republik freilich gar schlecht weg, sie ist eine Bettlerin an literarischer Bedeutung neben dem ersten Jahre des Julikönigthums. Und Jules Janin ist boshaft genug diese Blöße recht grell vor die Augen der Welt treten zu lassen, und die Republik in der dürftigsten Nacktheit vor Europa hinzustellen in bengalischer Feuerbeleuchtung vor Europa, denn das Feuilleton Jules Janin's wird in ganz Europa gelesen. Und Jules Janin gibt nicht bloße Behauptungen, er gibt Thatsachen, überraschende Thatsachen, bisweilen auch ein wenig verfälschte, aber nicht in böser Absicht verfälschte. Dieser Rechenschaftsbericht, den wir seines unzweifelhaften Interesses wegen dem Leser wenigstens im Wesentlichen mittheilen wollen, würde weniger scharf, weniger schlagend sein, die Contraste in ihm würden im Matten zurücktreten, wenn Janin z. B. von Thiers' „De la propriété" gehört hätte. Was ist da zu thun? Janin kennt das Buch nicht, nur im Interesse seines Stils, nicht etwa aus Feindschaft gegen Thiers. Auch ist Janin etwas zerstreut; er will anfänglich von der Bank sprechen, aber er vergißt was er hat sagen wollen, und spricht von der Literatur, und trotz seiner Zerstreuung mit einer bewundernswerthen Eleganz und einer allseitigen Kenntniß in Wissenschaft, Literatur und Kunst.

„Wenn wir das Verzeichniß der ausgezeichneten Werke die das erste Jahr der Julirevolution producirt hat aufmerksamen Auges durchsehen, so ist Das ein Lob der Vergangenheit, das eine Anklage der Zukunft werden wird. Kaum ist das Gewitter von 1830 über jenen Häuptern hinweggezogen, die erhoben und heiter blieben, und sofort beginnt die Geistesarbeit von neuem oder vielmehr jene erstaunenswerthe Thätigkeit, die Ehre und der wahre Ruhm Frankreichs, ist nicht einmal durch den Sturz eines alten Throns und die Gründung eines neuen gestört worden. Groß ist der Fall und feierlich die Errichtung des Neubaus. Der Gelehrte und der Denker eilen bei dem Getöse der Straße ans Fenster — es ist Nichts als eine vorübergehende Revolution —, und sie setzen sich wieder an ihre Arbeit von der sie aufgestanden sind. Der Theolog machte sich am 29. Juli zuerst ans Werk: Cahen z. B. hat seine Bibelübersetzung vollendet, während rings um seine Bibel jeder Tag neue Commentare, neue Widerlegungen und Erläuterungen zum Vorschein brachte."

„Seltsam! Noch war die neue Verfassung nicht proclamirt und zwei Männer treffen in einer Uebersetzung des Jesaias und David zusammen, um das tägliche Brot des Christen zu kneten. Im J. 1830 sind die besten Religionsbücher von neuem erschienen, die einst zur Zeit Nicol's und Arnauld's geschrieben wurden. Im J. 1830 beschreibt man das Leben unsers Herrn Jesus Christus, verherrlicht ihn in Bildwerken und Kupferstichen, erklärt die Parabeln, dichtet Lobgesänge, Psalmen und Hymnen an die Heilige Jungfrau. 24 Stunden nach 1830 zähle ich nicht mehr als 17 «Paroissiens» mit einer großen Kirchenordnung und einem Supplement dazu, eine Menge Katechismen, einen Katechismus für Taubstumme, einen Katechismus der Ausdauer, einen wahren Katechismus. Und welche Menge von religiösen Verhaltungsmaßregeln, denen man in diesem Volke, das da braust wie das Meer, gar nicht zu begegnen denkt. «Instructions sur l'oraison mentale», «sur l'abstinence», die Homilien des heiligen Bernhard, die Werke Bourdaloue's, was sage ich, die Predigten Lafiteau's, Terrasson's und Dujarry's werden von denselben Pressen gedruckt die jetzt unter dem Katechismus Cabet's, unter den Ermahnungen Leroux', unter den Predigten Proudhon's ächzen. Ei, so sprecht doch von dem großen Ritual der Socialisten und dem dazu gehörigen Supplemente! 1830 hat mehr Apologeten und Mystiker hervorgebracht als 1848 rothe Journale! 1830 hat die Sammlung der griechischen und lateinischen Kirchenväter, ein Werk der Benedictiner fortgesetzt und vollendet, es hat uns mit 12 Ausgaben der Nachfolge Jesu beschenkt. Der Juli hat uns für das folgende Jahr fünf oder sechs «Mois de Marie» gegeben, einen christlichen und einen katholischen Almanach u. s. w., endlich einen berühmten Brief des Abbé Egger an Hrn. v. Rothschild über den wahren Messias. 1830 hat uns von Lamennais, wer sollte es auch nur für möglich halten, eine fromme Einleitung zu dem «Tage eines Christen» gebracht. Damals war Lamennais in der That des Volkes Freund."

„Nehmen wir für das erste Jahr der Julirevolution den Katalog der juristischen Bücher zur Hand, so drängt sich die Bemerkung auf, daß die Arbeiten der Rechtskundigen den theologischen Büchern an wichtigen Resultaten nicht nachstanden. Das Recht schreitet vorwärts, und das französische Volk ver-

vollkommnet seine Gesetzgebung nach Anleitung seiner Rechtslehrer. Man druckt in aller Eile Montesquieu, Domat, Savigny, Potier, Jérémie Bentham, Pardessus, Merlin u. s. w. von neuem ab, während die Gesetzgeber der Kriegsperiode, Dupin der Aeltere, die Personification von Verstand und Beredtsamkeit, Duvergier, Persil, Berryer den Ruhm der Gesetzgebung und der gerichtlichen Redekunst in Frankreich aufrecht erhalten. Und währenddem erzeugt, bescheidener zwar aber nicht minder thätig, die Wissenschaft, die ja die Grundlage aller Encyklopädien bildet, in den unmittelbar auf die Revolution folgenden Monaten alle Arten von Werken, an die wir heut wie an ein Märchen aus «Tausend und eine Nacht» denken. Der «Platon» Cousin's, dieses Riesenwerk von Gelehrsamkeit und Talent, erscheint in gleichmäßigen Zwischenräumen, als ob Nichts im Staatsrechte Frankreichs sich geändert hätte; alle philosophischen Schriften Deutschlands werden übersetzt, Adolf Garnier hat seine ersten Arbeiten 1830 herausgegeben, zu derselben Zeit läßt Damiron seinen «Cours de philosophie» erscheinen. Man druckt die Werke Franklin's und Duclos' nach, dieser beiden Vertreter so entgegengesetzter Ansichten. Die Erziehungsschriften sind natürlich noch zahlreicher als die philosophischen. Die Jesuiten, die Universität, die religiöse Erziehung, die Musterschulen riefen ganze Stöße für und wider die Lehrfreiheit hervor. Aber mitten unter diesen ernsten Streitigkeiten blieb die Volkserziehung in den schlimmsten Händen. Ach, wir Unglücklichen! Die mit «Carnot» unterzeichneten Rundschreiben des George Sand lagen damals noch in weiter Zukunft; jene Verdammung der griechischen und lateinischen Schriften, jener glühende Haß gegen die Gesetze einer schönen Sprache, und gegen die Rhetorik, die jetzt mit einer Auflage wie Hüte und Stöcke bedroht, waren damals unserm Gefühle noch ganz fremd. Mitten unter den Erziehungsschriften von 1830 erblickte ich ein Buch mit dem Titel: «Nieder mit den Neuerern», ein treffliches und kostbares Buch, besonders wo es von der Erziehung der Jugend handelt. Im J. 1830 beschäftigte man sich überhaupt viel mit der ersten Erziehung und den christlichen Schulen. Jacotot ließ seine Stimme laut werden, man antwortete ihm mit Rollin und Fénélon. Bei diesem wachsamen Eifer, bei diesen wahrhaft väterlichen Sorgen erräth man, daß es sich um eine Gesellschaft handelt die man vertheidigen will, die wohl begreift was sie sich selbst schuldig ist, um eine Gesellschaft die sich in ihren Kindern ehrt."

„Immer vorwärts! Sehen wir uns weiter unter den herrlichen Literaturerzeugnissen unserer glorreichen Julirevolution um. Die Nationalökonomen und Politiker machen da, ich gestehe es zu, viel Aufsehen und viel Lärm; aber mein Gott, was will Das auch sagen im Verhältniß zu den jetzigen Banketökonomen vom Schurzfell, von den zerrissenen Socken und vom Blaustrumpf. Auf der Liste der Nationalökonomen von 1830 finde ich alle möglichen Namen: Saint-Simon, den gutmüthigen Träumer, J. B. Say, v. Montlosier, v. Pradt, Fievée, Cauchois-Lemaire u. s. w., v. Lasteyrie, Thiers, Mignet, Armand Carrel, Achilles v. Jouffroy, dessen seltsames Talent durch den Tod für uns verloren ging, den General Lafayette auf dem höchsten Gipfel seiner Popularität, Laffitte, Périer, Barrot, Collard, Cormenin, Guizot endlich, den man überall obenan erblickt, auf der Tribune, auf dem Katheder, in den Büchern, am Ministertisch, überall als den Ersten beim Angriff, den Ersten bei der Vertheidigung. Welch großartiges Bild, das diese ganze Epoche der Epidemie, des Kampfes und der Verzweiflung in Erstaunen setzen muß. Und wohl gemerkt: ich zähle hier nur Bücher auf, keine Journale, keine Reden, keine Flugblätter, ich spreche nur davon was den Neubau von 1830 überlebte. Ich staune wie in kaum 300 Tagen und mitten in den unglaublichsten Umwälzungen so viel Gelehrsamkeit und Beredtsamkeit zu Tage kommen konnte. Waren wir denn damals dasselbe Volk das wir heute sind, ein Volk von Hunden die nicht bellen können? Canes muti non valentes latrare?"

„Die Finanzen — ah, gut! sprechen wir einmal von den Finanzen. Der Credit erhielt auch 1830 einen Stoß, aber dieser Stoß dauerte nur einen Tag lang, und mit wunderbarer Einsicht befestigte er sich bald von neuem, als er die Namen von so vielen geschickten Männern hörte, von Männern die zu ihm sprachen wie man mit einem Furchtsamen reden muß."

„Ich öffne den Katalog der staatswirthschaftlichen Werke die 1830 erschienen sind, und mit Erstaunen lese ich, daß da von «remboursement» die Rede ist, von Abtragung, von diesem veralteten Worte das aus unserm nationalökonomischen Wörterbuche ganz verschwunden war. Man sprach nach dem Juli von der puissance amortissante; ich lese da von einem «Manuel du capitaliste», von einem «Guide du rentier» u. s. w. Lamartine gab 1830 eine herrliche Broschüre über die rationnelle Politik heraus, die Herzöge von Fitz-James und Noailles sagten Jedem der sie anhören wollte ihre «Meinungen» wie gewöhnliche Bürgersleute. Jeder sprach und zwar ganz laut, aber schon sprach Jeder die Sprache hochgestellter Männer. Eine Flugschrift von Petetin kreuzte sich mit einem Briefe des Hrn. v. Mesnard, der die Standhaftigkeit und die Schmerzen ausmalte die in dem Schlosse Holy-Rood sich bargen."

„Indessen blieben die Gelehrten des so schnell geretteten Volks nicht müßig. Die Wissenschaft ist für auserwählte Geister die herrlichste Beschäftigung, sie ist der vollständige Ableiter irdischen Unglücks. Sie ließ Archimedes vergessen, daß seine Vaterstadt von den Römern erstürmt war, und vertieft in die begonnene Lösung eines Problems starb er ohne davon zu wissen. 1830 wird das glückliche Jahr heißen, weil es die glänzendsten wissenschaftlichen Unternehmungen glücklich zu Ende führte: vier Wörterbücher der Naturwissenschaften und die großen Werke Cuvier's und St.-Hilaire's. Die Julirevolution hatte noch nicht ausgetobt als man schon von der ersten Lieferung der «Oiseaux naturels» von Lesson und von Redouté's «Les roses» sprach. Mitten unter diesen glänzenden Stimmen der Wissenschaft ließen neben v. Humboldt, der allen Ländern und Zeiten angehört, die beiden Candolles ihre wichtigen Lehrsätze hören."

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Soeben erschien im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Thienemann **(Dr. *F. A. L.*),**

Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. **Mit 100** colorirten Tafeln. **Viertes Heft. (Würger — Krähen.)** Bogen 19 — 24 und Tafel XXXI — XL. Gr. 4. In Carton. Preis 4 Thlr.

Das erste bis dritte Heft (Strausse und Hühnerarten, Flugvögel, Steigvögel, Saugvögel und Singvögel) erschienen zu demselben Preise 1845—48; das Ganze wird in 10 Heften vollständig sein.

In demselben Verlage erschien:

Rhea. Zeitschrift für die gesammte Ornithologie. Im Verein mit ornithologischen Freunden herausgegeben von Dr. *F. A. L. Thienemann*. Erstes Heft. Mit einer illuminirten Tafel. Gr. 8. 1846. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das zweite Heft ist unter der Presse.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

schreiben widmen werden sehr häufig durch dasselbe verbittert und verschlechtert, und manchen kleinen Hunden ähnlich, denen vor lauter Gift und Kläffen zuletzt der Geifer stets aus den Zähnen hängt. Es ist nicht zu sagen welchen übeln Eindruck das sittliche Gefühl und das Selbstbewußtsein der Deutschen empfängt, wenn sie täglich die Gemeinheit Schwarz auf Weiß vor sich sehen. Es sind die Männer hochzuachten welche einen so guten Namen von edlem Stolze besitzen, daß sie ihre Blätter von dem Schmuze rein erhalten der auf sie selbst ausgeschüttet wird.

Als das bedeutendste deutsche Journal in Amerika wird uns von Löher die „Deutsche Schnellpost" in Neuyork bezeichnet. Er setzt hinzu: „Für Amerika könnte sein Wirken viel wohlthätiger sein, wenn es aus Deutschland nicht immer nur das Schlechte, sondern auch das Gute brächte." Neben diesem Blatte steht der „Anzeiger des Westen" in St.-Louis.

Das Schlimmste für die Deutschen aber in Amerika ist vor Allem die Verachtung mit welcher die Deutschen, nicht die einzelnen Gebildeten, sondern die Deutschen als Volksart, in Amerika bedrückt sind. Es gibt, sagt Löher, Nichts was den Muth und die Selbständigkeit mehr niederschlägt als überall seine Volksthümlichkeit mit den Schimpfworten „dutch", „dutchman", „dutch people", verspotten zu hören. Dem Franzosen, dem Engländer, dem Schotten darf in Amerika Niemand das Volk beschimpfen von dem er abstammt, selbst der sprudelköpfige Irländer hält die Anhänglichkeit an sein Volk fest, und wehrt sich mit Händen und Füßen, wenn man dieses Gefühl in ihm angreift. Der Deutsche aber schweigt still, lächelt oder geht weg. Die Deutschen treten nirgend kraftvoll hervor, sie thun und fodern für ihre Schule wenig, sie halten es nicht der Mühe werth die albernen Lügen und Angriffe zu widerlegen welche die englischen Blätter auf die Deutschen bringen. Das hält das gewöhnliche amerikanische Volk nicht nur für Mangel an Muth, sondern auch für Mangel an Selbstachtung. Es glaubt die Deutschen seien Nichts als Fürstenknechte, welche sich mishandeln ließen wie einst die Hessen welche nach Amerika verkauft wurden.

Zu dieser Verachtung der Deutschen gesellt sich nun noch der Haß, weil die gebildetern Deutschen dem Eingeborenen an Geist und Wissen, und die Uebrigen ihm an ruhiger, gewinnreicher Thätigkeit überlegen, Alle aber Dem was dem englischen Amerikaner Leib- und Lebenssache ist ihrem ganzen Wesen nach entgegen sind.

Aus solchen Gesinnungen ist denn seit etwa zehn Jahren die Partei der Natives oder der Eingeborenen entstanden. So ging nun eine wohlzusammenhängende und wohlgeleitete Hetzerei gegen die Fremden los, welche die schamlosesten Lügen verbreitete und die Rechte des Geburtsadels in der Neuen Welt verkündigte. Die Partei gab als Grund ihrer Foderung an: die Fremden brächten den Katholicismus ins Land und zum Herrschen. Das ging gegen die Irländer, indessen konnte man der Volksthümlichkeit der Letztern nicht so sehr feindlich sein, Manchen sagte die katholische Kirchenform auch schon zu und, was die Hauptsache, das Einkommen litt nicht durch den Katholicismus. Der zweite Hauptgrund war: die Fremden drückten die Preise herunter, und nähmen die ersten Geschäfte, Aemter und Lehrstühle ein. Das ging gegen die Deutschen, gegen sie war der Haß viel bitterer, weil man ihre Grundsätze und Geschicklichkeit fürchtete. Die Whigs endlich hatten noch einen ganz vorzüglichen Grund die Fremden niederzudrücken, weil diese den Demokraten die Stärke gaben.

(Der Beschluß folgt.)

Die französische Literatur nach der Julirevolution und nach der Februarrevolution.

(Beschluß aus Nr. 96.)

Man sollte meinen, der Athem ginge Jules Janin bei diesem unerschöpflichen Lobe der Julirevolution aus, aber er ist noch lange nicht fertig mit den Berühmtheiten seines Vaterlandes. Ob Jules Janin alle die Autoren kennt, die er dem Buchhändlerkatalog entnimmt? Ob er von Pierre Nicole mehr als den Titel seines Buchs „Essai de moral" weiß, und von Arnauld, dem aus der Sorbonne verstoßenen Jansenisten, mehr als den Namen? Es ist gewiß ein glänzendes Register der Erinnerung was Janin aufgezogen hat, aber will er glauben machen die Julirevolution habe gezeitigt was schon längst vorbereitet, vielleicht fertig war? Bentham, dessen Rechtsphilosophie in Amerika so großen Anklang fand, daß nach ihm die Gesetzgebung von Louisiana ausgearbeitet wurde, und den Alexander von Rußland bei der Gesetzgebungscommission zu Rathe ziehen ließ, hat schon 1802 seine „Traités de législation civile et pénale" in Paris erscheinen lassen; welchen Einfluß hat die Julirevolution auf ihn geübt, kommt er mit ihr durch mehr in Berührung als den Zufall? Und der Verfasser des „Traité du contrat et des lettres de change", war er nicht schon 1807 Mitglied des gesetzgebenden Körpers, und wodurch ist sein Name speciell mit der Julirevolution verknüpft? Jean Jacques Dupin schrieb doch wenigstens seine „Trois jours du Juillet", und vertheidigte den neuen Thronaufbau; Persil unterstützte Ludwig Philipp wenigstens als er die Presse unterdrückte; Cousin, der eklektische Philosoph, den man 1824 wegen angeblicher Demagogie aus Dresden vertrieb, und der außer dem Platon (12 Bde., Paris 1822—38) auch noch und schon früher (1824) den Cartesius (6 Bde., Paris) übersetzte, ward wenigstens unter Ludwig Philipp Unterrichtsminister; aber was hat Professor Damiron (sein „Essai sur l'histoire de la philosophie en France" erschien bereits 1828) mit den „glorreichen" drei Tagen zu schaffen? Und nun die Aerzte! Janin wird noch von den Aerzten sprechen! Ganz unzweifelhaft hat Chevreul der Wissenschaft durch seine Analyse der Pflanzen und thierischen Stoffe einen besondern Glanz verliehen, und Pariset gibt eine geachtete und gelehrte Zeitschrift für Medicin heraus. Aber wie verhalten sich diese Herren und eine Menge Andere die Janin anführt zu dem J. 1830? Man weiß davon Nichts, als daß Pariset gerade 1830 die Ansicht aufgenommen hat: die Pest wüthe in Aegypten erst seit man die Todten nicht mehr einbalsamire. Und wenn die astronomischen Werke des unglücklichen Bailly, der am Schaffot zitterte, aber nur vor Kälte, im Sterbejahre der Legitimität zum zweiten mal aufgelegt wurden, wer kann dem J. 1848 einen Vorwurf daraus machen, daß sie es in ihm nicht zum dritten mal werden? Die Julirevolution, die so bald in das Gleis der Ordnung zurückkehrte, nahm die besten Kräfte Frankreichs nicht in Anspruch, und das Leben ging seinen ruhigen Gang fort und mit ihm Wissenschaft und Kunst. Soll sie aber deswegen so glorreich sein, weil sie nicht wie die Revolution von gestern alle geistigen Elemente absorbirt? Schaffen nicht jene Kräfte die Frankreich besitzt und noch heute besitzt, die Gelehrten, die

Gerade Die welche auf die Hebung unserer Landsleute in Amerika den größten Einfluß üben sollten pflegen sich nach manchen traurigen Erfahrungen in sich selbst zurückzuziehen und sich durchaus auf sich selbst zu beschränken. Man findet solcher wissenschaftlich gebildeten Männer nicht wenige im Westen unter den Landbauern, der Deutsche nennt sie „lateinische Bauern", der Englische „Gentlemen-Farmers". Löher schildert uns ihr einsames Loos wie folgt:

Sie kamen in kräftiger Jugend mit hohen Ideen von Völkerfreiheit und deutschen Staaten über das Meer: das amerikanische Geschäftsleben, die selbstsüchtige und verwickelte Politik, die ungewohnte Arbeit und Einsamkeit hat Viele zerrieben und todtgemacht. Der geistige Reichthum, der in ihnen untergegangen, hätte ausgereicht für ein Volk. Dem englischen Amerikaner aber ist ein Mann der blos Ideen hat, und wären alle Herrlichkeiten des Himmels und der Erde darin, nur ein Kalendermacher. Da sitzen nun diese edelherzigen Männer mit ihren Büchern und wissenschaftlichen Werkzeugen auf schmalen Landgütern, deren Aecker sie mit dem Schweiße ihres Angesichts befruchten. An ein Haus voll Gesinde welches die gröbere Arbeit thut ist nicht zu denken. Der Herr muß hinter den Säuen her im Sonnenbrande, wenn sie sich im Walde verlaufen; der Herr muß aufspringen vom Essen und die Rinder austreiben, welche in den Zaun einbrechen. Wahrlich, dies Leben ist nicht reizend. Man ist zu müde und wohnt zu weit auseinander, man will sich auch nicht gern gestehen, daß alle die schönen Träume zu Schaum geworden sind: deshalb hat man auch wenig Trost von seinen Genossen. Sonntags kommt dann der englische Nachbar, der ein sehr arbeitsamer und gutrechnender Mann ist, aber langweilig über alle Begriffe; er kommt zum deutschen Nachbar und sitzt da im langgedehnten, einförmigen Geschäftsgespräch, und seine Frau hebt sich, senkt sich und ist schweigsam wie eine Bohnenstange. Und dennoch sind viele dieser gelehrten Bauern mit ihrem Loose zufrieden: sie haben wenigstens die Freiheit, und die ist ein köstliches Gut; was sie aber selbst erarbeitet haben schmeckt ihnen desto besser. Es liegt in diesem männlichen Entsagen, dessen der Deutsche fähig ist, ebenso viel Größe als Wehmuth.

Was nun die Religionsverhältnisse betrifft, so sehen wir aus den Schilderungen derselben in Amerika welche Löher entwirft, daß die Deutschen in Amerika eine echt protestantische oder philosophische Sendung zu erfüllen haben. Schon jetzt haben ihre Ideen und ihr Geist Unendliches gewirkt und eine reiche Saat für die Zukunft gelegt. Die Deutschen erst haben in das starre, verbitterte Kirchenwesen den freien Geist und die Humanität gebracht. Die deutschen Amerikaner werden in ihrer fortschreitenden Ausbildung von ihrem freisinnigen Mutterlande den kräftigsten Zuwachs empfangen. Deshalb wird der deutsche freie Gedanke bei der innern Leere und Haltlosigkeit der alten Sekten und bei der Luftigkeit der gleich Pilzen aufschießenden und wieder vertrocknenden neuen Sekten, welche Löher uns ausführlich schildert, mit jedem Jahre einen mächtigern Einfluß gewinnen. Die Deutschen sind in Amerika berufen, um zwischen der römisch-katholischen Kirche und dem Fanatismus und der Verknöcherung der protestantischen Sekten die Religion der Humanität hineinzupflanzen.

In der Politik zeigen unsere Landsleute noch sehr viel politische Gleichgültigkeit und Unmündigkeit, eine natürliche Folge der langen Gewohnheit sich regieren zu lassen. Sie scheuen die ungewohnte Anstrengung öffentlich aufzutreten. Die amerikanische Politik ist ihnen viel zu verwickelt, es scheint ihnen gar zu viel Kopfbrechens zu kosten sich darin zurechtzufinden; so bleiben sie Fremdlinge in politischen Dingen und denken, die Eingeborenen würden die Sache schon verstehen. Und doch ist es gar nicht so schwer, daß sich auch der ungelehrte Mann über die einfachen Hauptfragen des Stadt- und Staatshaushaltes ein klares Urtheil verschafft, und das auch in bündigen Worten aussprechen lernt. Ein starkes Hemmniß für das öffentliche Sprechen und Wirken der Deutschen ist die englische Sprache, in welcher die öffentlichen Verhandlungen geführt werden. Zudem lassen viele Deutsche alles Andere ganz beiseite, um vor allen Dingen nur Vermögen zu erwerben. Trotz der verschiedenen Hindernisse aber ist in den letzten Jahren unter den Deutschen ein Trieb nach selbständiger Wirksamkeit in der Politik erwacht. Ein treues Abbild der politischen Zustände der Deutschen sind ihre Zeitungen. Das Beste was Löher von ihnen sagen kann ist, daß es täglich besser mit ihnen wird. Sie fliegen wie das kleine unschädliche Gevögel neben den stolzen Geiern und Adlern der Englischen, und leben von dem Fraße den diese ihnen vorwerfen. Sie haben mit äußerst wenigen Ausnahmen weder gute Schreiber noch eifrige Leser, und was sie bieten ist dürftig und ohne Glanz. Der gebildete Deutsche greift nach den englischen Blättern. Im Allgemeinen charakterisirt Löher die deutschen Journale wie folgt:

Bedeutender Geldkräfte haben sich nur sehr wenige zu erfreuen, selten sind regelmäßige Correspondenten und leitende Artikel; Zusendungen aus Deutschland erhalten nur drei bis vier Blätter, regelmäßig nur eins. Uebersetzungen aus den englischen Zeitungen bilden den Hauptstoff, dann und wann kommt eine Mittheilung von einem Leser oder Freunde. Die Begründer oder Herausgeber des Blattes halten sich, wenn sie eine einigermaßen hinreichende Abnehmerliste haben, einen schreibenden Tagelöhner, der die Nachrichten aus den andern Blättern einrückt oder übersetzt, und den Anfang der Spalten mit ein paar eigenen Zeilen einätzt, die sich in der Regel auf örtliche Angelegenheiten beziehen. Nur alle paar Tage setzt der Herr des Blattes ein Pfundgewicht pon eigener Hand ein. Ins Feuer gerathen die Blätter bei den Wahlen und bei persönlichen Streitigkeiten, dann hagelt es in ihnen von großen und kleinen Artikeln in jeglicher Form und Schreibart. Ein Artikel von einigem Gehalte macht gewöhnlich die Rundreise durch die Blätter gleicher Farbe. Wenn man vom Osten in einem Striche nach dem Westen reist und die „Deutsche Schnellpost" von Neuyork mitnimmt, so kann man an jedem Platze, an welchem eine deutsche Zeitung erscheint, die Artikel eben gedruckt lesen die man in jenem Blatte in der Tasche hat. Der gesammte Lesestoff einer Woche wird am Ende derselben auf ein größeres Blatt gerückt, welches auf das Land geht, indessen bei den meisten so viel enthält als eine der größern Zeitungen Deutschlands täglich. Der Anzug der deutsch-amerikanischen Blätter verräth gewöhnlich einen hohen Grad von häuslicher Nachlässigkeit.

Ein Grundübel an welchem so viele dieser Blätter leiden ist ihr Hunger nach Persönlichkeiten und wochenlangen Schimpfereien. Statt der Grundsätze bekriegen sich auf eine ekelhafte Art die Schreiber der Blätter. Diese sind oft Menschen ohne Ehrgefühl, die nichts Anderes mehr wollen als ihren Witz zu Brot machen. Jüngere Kräfte welche sich deutschem Zeitungs-

schreiben widmen werden sehr häufig durch dasselbe verbittert und verschlechtert, und manchen kleinen Hunden ähnlich, denen vor lauter Gift und Kläffen zuletzt der Geifer stets aus den Zähnen hängt. Es ist nicht zu sagen welchen übeln Eindruck das sittliche Gefühl und das Selbstbewußtsein der Deutschen empfängt, wenn sie täglich die Gemeinheit Schwarz auf Weiß vor sich sehen. Es sind die Männer hochzuachten welche einen so guten Namen von edlem Stolze besitzen, daß sie ihre Blätter von dem Schmuze rein erhalten der auf sie selbst ausgeschüttet wird.

Als das bedeutendste deutsche Journal in Amerika wird uns von Löher die „Deutsche Schnellpost" in Neuyork bezeichnet. Er setzt hinzu: „Für Amerika könnte sein Wirken viel wohlthätiger sein, wenn es aus Deutschland nicht immer nur das Schlechte, sondern auch das Gute brächte." Neben diesem Blatte steht der „Anzeiger des Westen" in St.-Louis.

Das Schlimmste für die Deutschen aber in Amerika ist vor Allem die Verachtung mit welcher die Deutschen, nicht die einzelnen Gebildeten, sondern die Deutschen als Volksart, in Amerika bedrückt sind. Es gibt, sagt Löher, Nichts was den Muth und die Selbständigkeit mehr niederschlägt als überall seine Volksthümlichkeit mit den Schimpfwörten „dutch", „dutchman", „dutch people", verspotten zu hören. Dem Franzosen, dem Engländer, dem Schotten darf in Amerika Niemand das Volk beschimpfen von dem er abstammt, selbst der sprudelköpfige Irländer hält die Anhänglichkeit an sein Volk fest, und wehrt sich mit Händen und Füßen, wenn man dieses Gefühl in ihm angreift. Der Deutsche aber schweigt still, lächelt oder geht weg. Die Deutschen treten nirgend kraftvoll hervor, sie thun und fodern für ihre Schule wenig, sie halten es nicht der Mühe werth die albernen Lügen und Angriffe zu widerlegen welche die englischen Blätter auf die Deutschen bringen. Das hält das gewöhnliche amerikanische Volk nicht nur für Mangel an Muth, sondern auch für Mangel an Selbstachtung. Es glaubt die Deutschen seien Nichts als Fürstenknechte, welche sich mishandeln ließen wie einst die Hessen welche nach Amerika verkauft wurden.

Zu dieser Verachtung der Deutschen gesellt sich nun noch der Haß, weil die gebildetern Deutschen dem Eingeborenen an Geist und Wissen, und die Uebrigen ihm an ruhiger, gewinnreicher Thätigkeit überlegen, Alle aber dem was dem englischen Amerikaner Leib- und Lebenssache ist ihrem ganzen Wesen nach entgegen sind.

Aus solchen Gesinnungen ist denn seit etwa zehn Jahren die Partei der Natives oder der Eingeborenen entstanden. So ging nun eine wohlzusammenhängende und wohlgeleitete Hetzerei gegen die Fremden los, welche die schamlosesten Lügen verbreitete und die Rechte des Geburtsadels in der Neuen Welt verkündigte. Die Partei gab als Grund ihrer Foderung an: die Fremden brächten den Katholicismus ins Land und zum Herrschen. Das ging gegen die Irländer, indessen konnte man der Volksthümlichkeit der Letztern nicht so sehr feindlich sein, Manchen sagte die katholische Kirchenform auch schon zu und, was die Hauptsache, das Einkommen litt nicht durch den Katholicismus. Der zweite Hauptgrund war: die Fremden drückten die Preise herunter, und nähmen die ersten Geschäfte, Aemter und Lehrstühle ein. Das ging gegen die Deutschen, gegen sie war der Haß viel bitterer, weil man ihre Grundsätze und Geschicklichkeit fürchtete. Die Whigs endlich hatten noch einen ganz vorzüglichen Grund die Fremden niederzudrücken, weil diese den Demokraten die Stärke gaben.

(Der Beschluß folgt.)

Die französische Literatur nach der Julirevolution und nach der Februarrevolution.

(Beschluß aus Nr. 96.)

Man sollte meinen, der Athem ginge Jules Janin bei diesem unerschöpflichen Lobe der Julirevolution aus, aber er ist noch lange nicht fertig mit den Berühmtheiten seines Vaterlandes. Ob Jules Janin alle die Autoren kennt, die er dem Buchhändlerkatalog entnimmt? Ob er von Pierre Nicole mehr als den Titel seines Buchs „Essai de moral" weiß, und von Arnauld, dem aus der Sorbonne verstoßenen Jansenisten, mehr als den Namen? Es ist gewiß ein glänzendes Register der Erinnerung was Janin aufgezogen hat, aber will er glauben machen die Julirevolution habe gezeitigt was schon längst vorbereitet, vielleicht fertig war? Bentham, dessen Rechtsphilosophie in Amerika so großen Anklang fand, daß nach ihm die Gesetzgebung von Louisiana ausgearbeitet wurde, und den Alexander von Rußland bei der Gesetzgebungscommission zu Rathe ziehen ließ, hat schon 1802 seine „Traités de législation civile et pénale" in Paris erscheinen lassen; welchen Einfluß hat die Julirevolution auf ihn geübt, kommt er mit ihr durch mehr in Berührung als den Zufall? Und der Verfasser des „Traité du contrat et des lettres de change", war er nicht schon 1807 Mitglied des gesetzgebenden Körpers, und wodurch ist sein Name speciell mit der Julirevolution verknüpft? Jean Jacques Dupin schrieb doch wenigstens seine „Trois jours du Juillet", und vertheidigte den neuen Thronaufbau; Persil unterstützte Ludwig Philipp wenigstens als er die Presse unterdrückte; Cousin, der eklektische Philosoph, den man 1824 wegen angeblicher Demagogie aus Dresden vertrieb, und der außer dem Platon (12 Bde., Paris 1822—38) auch noch und schon früher (1824) den Cartesius (6 Bde., Paris) übersetzte, ward wenigstens unter Ludwig Philipp Unterrichtsminister; aber was hat Professor Damiron (sein „Essai sur l'histoire de la philosophie en France" erschien bereits 1828) mit den „glorreichen" drei Tagen zu schaffen? Und nun die Aerzte! Janin wird noch von den Aerzten sprechen! Ganz unzweifelhaft hat Chevreul der Wissenschaft durch seine Analyse der Pflanzen und thierischen Stoffe einen besondern Glanz verliehen, und Pariset gibt eine geachtete und gelehrte Zeitschrift für Medicin heraus. Aber wie verhalten sich diese Herren und eine Menge Andere die Janin anführt zu dem J. 1830? Man weiß davon Nichts, als daß Pariset gerade 1830 die Ansicht aufgenommen hat: die Pest wüthe in Aegypten erst seit man die Todten nicht mehr einbalsamire. Und wenn die astronomischen Werke des unglücklichen Bailly, der am Schaffot zitterte, aber nur vor Kälte, im Sterbejahre der Legitimität zum zweiten mal aufgelegt wurden, wer kann dem J. 1848 einen Vorwurf daraus machen, daß sie es in ihm nicht zum dritten mal werden? Die Julirevolution, die so bald in das Gleis der Ordnung zurückkehrte, nahm die besten Kräfte Frankreichs nicht in Anspruch, und das Leben ging seinen ruhigen Gang fort und mit ihm Wissenschaft und Kunst. Soll sie aber deswegen so glorreich sein, weil sie nicht wie die Revolution von gestern alle geistigen Elemente absorbirt? Schaffen nicht jene Kräfte die Frankreich besitzt und noch heute besitzt, die Gelehrten, die

Nationalökonomen, die Politiker, die Geschichtschreiber, wenn auch nicht in der Studirstube, doch da wo alle Intelligenz des Landes sich einigt? Wir haben in Deutschland dieselbe Erscheinung — sollen wir um den größern Gewinn den kleinern Verlust beklagen?

„Ach, wenn ihr mit zitternder Hand den traurigen Katalog von 1848 aufschlagt, so fragt ihr euch unwillkürlich, was Frankreich denn mit seinen Dichtern, seinen Historikern, seinen Philosophen, seiner Wissenschaft, seiner Sprache, seiner Denk- und Preßfreiheit angefangen hat? Vergebens suche ich ein Gedicht, einen Roman, eine Abhandlung, ein Geschichtswerk, ein Buch, nur ein einziges Buch aus den 12 Monaten die wir zuletzt durchlebt haben. Entsetzlich! Ich finde Nichts als anonyme Broschüren und Flugblätter, Journale deren Namen schon wilde Leidenschaft, Entsittlichung, Schmach und Blutgier verrathen. Das sind die Büchertitel von 1848! Das sind sie, kaum der Vertilgung werth. Biographien, ausgesonnene Pläne, Angebereien, tolle Philosopheme, Utopien, Gassenhauer, Bacchanalien! Sollte man da nicht meinen die Söhne Bossuet's und die Kinder Voltaire's hätten den Glauben und Unglauben, die Ironie und den Ernst, jene Grundzüge des französischen Geistes, in eine Grube geworfen? Auf! Nehmen wir einmal unsern Muth in unsere beiden Hände, durchsuchen wir diese Schmach, diese tolle Wuth! Ich merke auf, horche, suche: Nichts, Nichts als wildes Geschrei, Gotteslästerung, Gottlosigkeit! Man sollte meinen die Stimme dieser öffentlichen Schreier werde in dem Getöse ersticken: hier halten die Banqueteurs pomphafte Reden, dort belfern die Clubs, etwas weiter hin brüllt ein moderner Mirabeau aus Leibeskräften eine Lobrede. An jener entlegenen Straßenecke singt ein Hanswurst einen Todtengesang ab, oder die Nähterinnen, eine Mütze auf dem Ohr, proclamiren schrankenlose Freiheit, besonders Befreiung aus der Tyrannei der Ehe. Ich flehe euch aus Gnade und Barmherzigkeit an, gebt nur einen einzigen Dichter der euch trösten könnte. 1830 fehlte es nicht an diesem Troste. Casimir Delavigne gab am 30. Juli dem neuen Frankreich einen Nationalgesang; acht Tage später gab Victor Hugo seine rührende Elegie, «Das Almosen», heraus. Acht Tage später richtete Béranger ein Gedicht an Chateaubriand, und dieser beantwortete dasselbe durch einen Brief in Versen. 1830! Da liegt Anfang und Ende unserer beliebtesten Schriftsteller!"

Janin fängt wieder an aufzuzählen; er erwähnt auch Tastu, dessen Tod uns die Zeitungen meldeten. Neben dem Reichthum an großen Talenten, die im Glanze der Julimonarchie sich sonnten, steht die Republik vereinsamt da mit — Hrn. v. Lamartine. Bei diesem Namen wird auch Janin mild gestimmt. Er glaubt, daß dieser unermüdliche Schriftsteller vielleicht die Ehre des ersten Jahrs der Republik die er proclamirt hat retten wird, und erzählt, daß er auf einmal an drei Romanen, zwei Gedichten und zwei Geschichtsbüchern arbeite, daneben auch ein Trauerspiel beendet habe. Janin vergißt die Reden Lamartine's. Sind diese nicht auch Poesie?

Das Theater von 1830 bietet glänzende Namen, neben Victor Hugo Alfred de Vigny, neben Scribe Alexander Dumas. „Und nun durchsuche man das Repertoire von 1848, da wird man finden: Eigenthum ist Diebstahl!"

„Im J. 1848 ist, wenn wir vom «Romuald» des Hrn. v. Custine absehen, kein Roman erschienen. (?) Der Roman, der Sonnenschein jedes Tags, dieser vertrauliche Schwätzer, der Roman ist immer willkommen. Im Glück läßt er die Stunden schneller verfließen; und das Unglück läßt er vergessen. Kaum hatte sich die Revolution auf jenen Thron gesetzt der so fest zu stehen schien, da fingen gleich die Dichter lieblich zu girren an. Paul de Kock — Paul de Kock ist gar nicht zu verachten — ging wieder zu seinen Grisetten; der alternde gute Charles Nodier erzählte die Geschichte vom König von Böhmen und seinen sieben Schlössern, Balzac — und damit beginnt seine dichterische Laufbahn — erzählte die «Scènes de la vie privée» u. s. w. Endlich aber seht dort jenen jungen kleinen Mann. Er kommt aus einem abgelegenen Winkel der Provinz und ist begeistert und entflammt von allen Leidenschaften der Jugend. Bewundert ihr diese Stirn, diese Augen, diese Hände, diese Füße, diesen Blick endlich, hinreißend wie sein Gedanke? Hört ihr die freien Frühlingslieder erklingen in seiner jungen Brust..... Dieser junge Mann... hat schon seinen ersten Roman herausgegeben: «Rose et Blanche.» Er ist aus seinem heimatlichen Dorfe geflüchtet und wird George Sand heißen. Im J. 1831 wird er die Bewunderung Europas, 17 Jahre später wird sie sein Schrecken sein."

Nach alle Dem kann es nicht verwundern, wenn Janin seinen Rechenschaftsbericht mit der Apotheose von 1830 schließt: „O Jahr 1830, du Stern für alle Verehrer der schönen Kunst und Wissenschaft, du hast die berühmtesten Namen des Vaterlandes wachsen sehen. Ein Glück noch, daß das Jahr 1848 wenigstens den dritten Theil des «Port-royal» und eine ganz vortreffliche und muthige Arbeit Michel Chevalier's gegen den berüchtigten Proudhon und die Doctrinen des Luxembourg hervorgebracht hat."

Und „De la propriété" von Thiers? Armer Thiers — am Ende kennt Jules Janin dein Buch im Ernst nicht!

Gegen die aufgeführten Thatsachen ist nichts Erhebliches zu sagen, Manches aber gegen die Motive. Daß Frankreich 1830 eine glänzende Entwickelung in Kunst, Poesie und Wissenschaft feierte, Das war doch in Bezug gerade auf diese Jahreszahl ein reiner Zufall; daß die Julirevolution diese Entwickelung nicht aufhielt, war wenigstens ein sehr passives Verdienst, und kann der Juliregierung, welche doch die Katastrophe von 1848 18 Jahre lang vorbereitete, nicht besonders angerechnet werden. Der Thatsache gegenüber aber, daß die neueste französische Literatur an hervorstechenden Erscheinungen sehr arm ist (denn wir wollen nicht nach dem Beispiel Janin's die „Mémoires d'outre-tombe" dem Jahre I der Republik zugute rechnen), mag die Aufmunterung des alten Tacitus ungeschwächt an ihrem Platze stehen: Werdet besser, indem ihr die Geheimnisse der Gegenwart erforscht und in die Größe der Vergangenheit dringt — arcanum novi status, imago antiqui. 31.

Ob Walpole Recht hat?

Ein von Horace Walpole an David Hume in Antwort auf einige vom Letztern wider des Erstern „Royal and noble authors" gemachte Ausstellungen geschriebener Brief, datirt: Strawberry Hill, July 15, 1758, und zum ersten male veröffentlicht in „Letters of eminent persons addressed to David Hume" (London 1849), enthält folgende, ob richtige oder falsche, jedenfalls in der Gegenwart Anklang findende Bemerkung: „Als voran der König (Karl I.), dann die Patrioten alle Gräuel eines Bürgerkriegs über das Land gebracht, mochte es an und für sich gerecht sein, war aber, mein' ich, um der Folgen willen die es haben konnte, unrecht anzunehmen, daß der König der gekränkte Theil sei. Ich kann mich nicht überzeugen, daß einem unterdrückten Fürsten beizustehen etwas Anderes ist als ihm beistehen ein Tyrann zu werden. Es liegt in der Natur des Menschen und in der Natur der Macht, mit Wiedereinsetzung in gebührende und ehemalige Rechte sich nicht zu begnügen. Und wie ungesetzlich auch und tyrannisch eine siegende Volkskammer verfahren möge, ich halte dafür, daß sie muthmaßlich eher zur Vernunft kommt als ein siegender Fürst. Doch glaube ich Dies vielleicht mehr aus Grundsatz denn aus Gründen. Allein nach ruhigster Prüfung meiner selbst und der Geschichte jener Zeiten will mich bedünken, daß ich zu einer der Letzten gewesen sein würde Waffengewalt anzurathen, indem ein übergreifender Fürst nie so weit greifen kann wie ein triumphirender, daß ich aber auch aus angeführten Gründen gewiß einer der Letzten gewesen wäre die Waffen niederzulegen." 4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 97. —— 23. April 1849.

Die Deutschen in Nordamerika.

(Beschluß aus Nr. 96.)

Wir finden bei Löher verschiedene Ausbrüche von der Nativeswuth geschildert, welche die ganze Roheit des amerikanischen Pöbels vollauf charakterisiren. Noch ausführlichere Scenen sind bei Naumann nachzulesen. Die Partei der Natives ist zwar wieder zusammengeschwunden, aber sie besteht noch immer, hat ihre Zeitungen und sucht sich einstweilen, nach Art der Freimaurer, durch geschlossene Gesellschaften fortzupflanzen. Seinen vollen Sieg wird der Nativismus fürs Erste nicht mehr *erreichen* können, denn es sind schon zu viele Deutsche im Lande. Vor allen Dingen sucht der Nativismus die Einwanderung zu erschweren; die Einwanderung wird gern wie eine Pest dargestellt. Folgen dieser Aufrührerei gegen die Einwanderung werden Gesetze sein, welche erst die Ueberfahrt bis zu hohem Grade vertheuern und dann von jedem Einwanderer die Bürgschaft fodern, daß er nicht arm ist.

Am Schlusse seines Werks eröffnet Löher uns Aussichten in die Zukunft der Vereinigten Staaten. Hier ist ein neues Staatswesen, dem die Geschichte nichts *Aehnliches* an die Seite zu setzen hat. So viel kann man voraussehen, daß die Vereinigten Staaten erst im Anfange ihres Aufschwungs begriffen sind, und daß sie in verschiedene Volks- und Staatstheile auseinandergehen werden. Auch für die Zukunft ist in Amerika reine Luft, die der erschütternden Gewitter nicht bedarf. Aller Schaden den in Amerika die Volksherrschaft dem Volke zufügen kann ist gering im Vergleich mit der nach und nach das Volk auszehrenden Herrschaft der *Landes*-, Geldes- und Amtsmächtigen in Europa. All die Eigensuchten und Ränke welche sich im amerikanischen Staatswesen breitmachen sind ein kleines Uebel im Verhältniß zu der entnervenden Einwirkung welche die europäische Regierungsweise auf ihre Völker hat. Die Vereinigten Staaten haben aber auch noch alle Bedingungen, daß ihr glücklicher Zustand noch unendlich lange Zeit fortdauert. Hören wir Löher:

Unzweifelhaft wird ganz Nordamerika den Vereinigten *Staaten* zufallen. Der Ausdehnungs- und Eroberungstrieb liegt einmal in diesem jugendlichen Volke und ergreift Alle die sich ihm zugesellen. Der echte Amerikaner ist daher wie fortwährend in der Hast, er geht nur förmliche Gesellschaften und Anknüpfungen ein, keine Liebe, kein wärmeres Gefühl hält ihn an seiner Umgebung, deshalb hat er auch kein Heimatsgefühl. Rings um ihn ist aber kein Widerstand, ein Stück dichten europäischen Volkes würde ihn bald in seine Schranken werfen, solches ist aber nicht da. Die Mexicaner sind zu lumpig, um sich kraftvoll selbständig zu gestalten und zu wahren; die Streitigkeiten mit ihnen werden niemals ruhen, bis ganz Mexico den Amerikanern offen und gefügig ist. Canada und seine übrigen Besitzungen in Nordamerika sind England mehr eine Ehre und eine Last als ein Vortheil, und die Canadier selbst sehen trotz ihres heftigen Widerwillens gegen die Yankees den Anschluß an den Gesammtbund als eine Nothwendigkeit an. Die Bundesverfassung der Vereinigten Staaten aber ist so lose und weitfassend, daß noch eine Menge Staaten in sie eintreten können.

Das englisch-amerikanische Volk glaubt zwar an eine einzige, dauernde, große Einigung, und es schwärmt in diesem Gedanken; nichtsdestoweniger aber ist vorauszusehen, daß, haben die Angehörigen der Vereinigten Staaten mit ihren Ansiedelungen und Verkehrsbahnen die sämmtlichen Küsten Amerikas erreicht, dann eine Rückströmung stattfinden, und dann, vielleicht auch schon eher, auch die Trennung zwischen den Staaten Platz greifen wird. Es ist nicht wohl zu erwarten, daß ein Volk, über so ungeheuere Länderstrecken vertheilt, immer in demselben Staatsverbande verharren sollte. Sobald vielmehr in einem Staate Volksart, Beschäftigung, Vortheil und Nachtheil einen eigenthümlichen und mächtigen Einfluß üben, den die andern Staaten nicht theilen, wird jener sich auch zu einem für sich bestehenden Staate herausbilden, und sich durch den Zusammenhalt mit den übrigen in seiner Entwickelung nicht mehr stören lassen. Diesen natürlichen Verlauf weist die Weltgeschichte überall nach. Die Bevölkerung einzelner Staaten wird sich verdichten, anfangs sich selbständiger gestalten und eigensüchtig ihre eigenen, nächsten Zwecke verfolgen; der Gesammtbund wird die Staaten noch halbwegs zusammenhalten und Zwiespaltsfragen vermeiden, endlich wird die Trennung ausgesprochen werden. Krieg wird aber weder deshalb noch auch später unter ihnen entstehen, Anhänglichkeit und Nothwendigkeit wird ein Schutz- und Trutzbündniß an die Stelle der Union setzen, und ein freundnachbarlicher, gegenseitiger Verkehr und ein äußerst belebender und wohlthätiger Wetteifer wird zwischen den Staaten stattfinden. Das was jetzt das Volk der Vereinigten Staaten zusammenhält, das Alles wird den lebhaften Verkehr und eine Verbindung zwischen den Staaten und das Ziehen von einem zum andern fortdauern

erzählte was keinem Feinde zugänglich gewesen wäre, dem Todten schadete, der Lesewelt Nichts nützte. Ohne vom Boden der Wahrheit zu weichen ist Barham jener Skizze entgegengetreten, und hat die Aufgabe sie zu widerlegen mit Takt und Erfolg gelöst.

Eine gedrängte Aufzählung der wichtigsten Ereignisse in Hook's Leben kann und muß hier genügen. Sein Vater war der bekannte Componist welcher zu Ende des vorigen Jahrhunderts lebte, und außer 140 selbständigen größern Werken an 2000 Lieder in Musik gesetzt haben soll. Wie hierdurch der Sohn mit Vauxhall und dem Theater in Berührung kam, so hatte dieser Umstand auf den Gang seiner Bildung einen so entschiedenen Einfluß, daß er bereits in seinem dreizehnten Jahre sein erstes Drama schrieb. Als er dann auf die Schule nach Harrow kam, trat er sogleich als der praktische Spaßmacher auf, welcher er bis an sein Lebensende blieb. „Schon am Abende seiner Ankunft", berichtet der Biograph, „warf er auf Byron's Veranlassung einen Stein gegen das Fenster eines Zimmers in welchem eine ältliche Dame, Namens Drury, eben im Begriff war sich — zu entkleiden." In seinem siebzehnten Jahre lieferte er der Drurylanebühne einen von seinem Vater in Musik gesetzten Operntext und schnell nacheinander mehre mit Beifall aufgenommene Possen. Er schrieb aber nicht blos Possen, er trieb sie auch, und zwar in so großem Maßstabe, daß kein Aushängeschild, kein Pumpengriff und kein Thürklopfer vor ihm sicher war. Jedem Einfalle der Laune und der Unverschämtheit ließ er vollen Zügel. Die Possen die er trieb trieben endlich ihn von London fort, und es war ein unverdientes ihm zugeworfenes Glück, daß er auf Mauritius eine Anstellung von jährlich 2000 Pf. St. erhielt. Nach sechs Jahren kam er nach England zurück, seiner Stelle entsetzt, verantwortlich für einen von seinem Secretair begangenen Unterschleif, zur Bezahlung verurtheilt und ohne die Kraft aus reicher Einnahme die Schuld zu tilgen. Die erste Quelle dieser Einnahme war der Ertrag der von ihm begründeten Zeitung „John Bull", eines Blattes dessen ursprüngliche Tendenz dahin ging die Stellung und Lebensverhältnisse Aller die sich in der Umgebung der Königin (Georg's IV. unglücklicher Gemahlin) bewegten an das Licht zu ziehen, jeden Flecken auf dem Rufe ihrer Anhänger und jeden Fehl in deren Familiengeschichte der Oeffentlichkeit zu übergeben. Der Tod der Königin im Sommer 1821 ließ nur die Wahl die Tendenz des Blattes zu ändern, oder es eingehen zu lassen. Der reine Jahresertrag war mehr als 4000 Pf. St., und davon die Hälfte Hook's Antheil gewesen. Das entschied für die Fortführung. Die Königin war todt, aber Whigs und Radicale lebten, und was den Freunden jener geschehen war, geschah nun diesen.

Sobald im Laufe der Zeit der goldene Segen des „John Bull" sich zu mindern anfing, nahm Hook einen letzten günstigen Moment wahr, verkaufte seinen Antheil und ging zur Romandichtung über. Der glänzende Erfolg seiner „Sayings and doings" gewann seinem „Gilbert Gurney", „Jack Brag", „Love and pride", „Maxwell", „Parson's daughter", „Pascal Bruno" u. a. einen weiten Leserkreis. Zwischendurch ein ernstes literarisches Werk, und später die Redaction des „New monthly magazine" machten seinen Namen auch außerhalb der londoner Coterien bekannt, während vielleicht Wenige ahnten und noch Wenigere wußten, unter welchen Kämpfen er sich Das errang. Sein Leben zerfiel in zwei große Hälften; in der einen überhäufte er sich mit Vorwürfen, in der andern suchte er die Last abzuwerfen im Strudel gesellschaftlicher Lust. Er schien heiter und war unglücklich, er war die Seele der geselligen Kreise und hatte keinen Frieden. Das nagte und fraß an seiner innersten Kraft, bis kein äußeres Reizmittel sie aufzurichten vermochte, und am 13. Aug. 1841 der letzte Nerv zerriß. Das Nähere dieser Andeutungen füllt oft in rührenden Worten den ersten Band obengenannten Werks. Der zweite enthält meist Abdrücke aus dem „John Bull" und sonst nur Einiges, was die Aufbewahrung rechtfertigt. Stände zu hoffen daß Hook's Leben und Leiden ähnlich Gesinnten und ähnlich Handelnden eine Warnung sein könnte und ein Aufruf zur Umkehr, so möchte Keiner derselben das Buch ungelesen lassen.

10.

Bibliographie.

Ainsworth, W. H., Die Hexen von Lancashire. Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. Gr. 16. 10 Ngr.

Don Brano, Ein welker Blumenstrauß. Gedichte. Berlin, Hermes. Gr. 12. 10 Ngr.

Fenner v. Fenneberg, Geschichte der Wiener Oktobertage. Geschildert und mit allen Aktenstücken belegt. 1ster Theil. Leipzig, Verlagsbureau. 8. 1 Thlr. $3^3/_4$ Ngr.

Geschichte der dritten französischen Revolution. 9te und 10te Lieferung. Leipzig, Weber. Gr. 4. à 5 Ngr.

Hollinger, K., Altvogt Andres und seine deutschkatholische Gemeinde. Eine Schwarzwälder Dorfgeschichte. Villingen, Förderer. 1848. 8. 8 Ngr.

— — Kerkerblüthen aus Bruchsal. Gedichte. Ebendaselbst. 1848. 8. 6 Ngr.

Jean Paul's ausgewählte Werke. 14ter Band. Berlin, G. Reimer. 1848. 8. 15 Ngr.

Junius, Neue Briefe. 1stes Heft. Königsberg, Samter. Gr. 8. $7^1/_2$ Ngr.

Thieme, A., Gedichte. Berlin. 1848. 8. 20 Ngr.

Tyrwhitt Brooks, J., Vier Monate unter den Goldfindern in Ober-Kalifornien. Tagebuch einer Reise von San Francisco nach den Golddistrikten. Aus dem Englischen von F. Gerstäcker. Mit einer Karte von Ober-Kalifornien. Leipzig, Weber. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wilkinson's, G. B., Handbuch für Auswanderer nach Südaustralien. Eine auf siebenjährige Anwesenheit gegründete Beschreibung der dortigen Ansiedelungen, ihrer Vortheile und Hülfsquellen. Aus dem Englischen. Mit 1 Karte. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 26 Ngr.

Tagesliteratur.

Die deutsche Bevölkerung der Vereinigten Staaten, ihre Gegenwart und Zukunft. Cincinnati, Eggers u. Comp. 1846. Gr. 8. $2^1/_2$ Ngr.

Deutschlands Vereinbarung durch Preußen und den Zoll-Verein. Brüssel u. Leipzig, Muquardt. Gr. 8. 2 Ngr.

Entwurf einer Strafproceßordnung für die Thüringischen Staaten. Jena, Frommann. Gr. 8. 9 Ngr.

Grundzüge einer neuen Städteordnung für das Königreich Sachsen. Berathen und angenommen von dem städtischen Verein zu Dresden. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. $1^1/_2$ Ngr.

Hecker der Mann des Volkes. Ein Rückblik auf sein parlamentarisches Wirken von 1842 bis 1844. Bearbeitet von Ed. Blr. Villingen, Förderer. 1848. Gr. 8. 6 Ngr.

Hopf, A., Nante Nr. 2. Nante constituirt sich. Berlin, Hopf. Folio. 1 Ngr.

Kamptz, v., Fragmente über das Recht des Landesherrn, Stände-Versammlungen zu verlegen, zu vertagen und aufzulösen. Berlin, Logier. 1848. Gr. 8. 6 Ngr.

Politischer Katechismus. Hechingen, Egersdorff. 8. 1 Ngr.

Schumann, C. H., Stimmen aus dem Hause des Herrn über Zeitereignisse und Zeitbedürfnisse in Predigten. Annaberg, Rudolph u. Dieterici. Gr. 8. 8 Ngr.

Sternfeld, A., Das öffentliche Verfahren vor dem Geschworenen-Gerichte, unter Zugrundlegung der französischen und bayerischen Gesetzgebung. Zweibrücken, Ritter. 1848. Gr. 12. 14 Ngr.

Wietersheim, E. v., Die Demokratie in Deutschland. März 1849. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 12 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 98. —— 24. April 1849.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Dritter Artikel.*)

Liebe und Begeisterung haben dem Gedanken des Dichters oft einen wunderbaren Ausdruck, einen eigenthümlichen und unbegreiflichen Schmelz verliehen; als die natürlichen Begleiterinnen des Künstlers sind sie auch oftmals die Wärterinnen, die Mütter seiner Ideen geworden, und der bildenden Kunst haben sie, die ewig Fruchtbaren, unsterbliche Werke geboren. Haß und Abscheu dagegen mehrten nur selten die Schönheiten eines Werks, und wenn Rubens z. B. wirklich in seinem Weltgericht die ihm feindlichen spanischen Granden portraitirte, so hat Dies als etwas Aeußerliches des Bildes tieferm Gehalte wol kaum genützt.

Die ersten Scenen des dritten Bandes der „Mémoires d'outre-tombe" sind von Chateaubriand unter dem Eindrucke des Abscheus und des Entsetzens geschrieben das ihm der rothe Patriotismus seiner Landsleute einflößte. Es gab ja in Paris nur noch zwei Classen von Menschen, Erschrockene und Schreckhafte, Solche die ein ruhiges Versteck und Solche die drohend nach Beute suchten. Fremde, namentlich aus Marseille, zerlumptes Volk, denen das Verbrechen auf der Stirn geschrieben stand, „in vultu vitium", zog frech umher, und die gesetzgebende Versammlung ließ mit der neuerfundenen Guillotine Experimente machen — an todten Körpern vorerst; die Reihe kam zeitig genug an die Lebendigen! Chateaubriand schaudert bei diesen Erinnerungen, und der Abscheu formt seine sonst so milde Darstellung um; sein Wort wird hart und ausschweifend wie der Gegenstand seiner Gemälde. Er idealisirt das Häßliche nicht, er läßt die verzerrten Situationen und Charaktere in ihrer abschreckenden Natürlichkeit: solche Darstellung würde leicht beleidigend und unschön werden können, wenn nicht eben hier bei ihm die Macht der negativen Leidenschaft, die innere Empörung des Gemüths die Wahrheit auf der Grenzlinie des Schönen erhielte. Das ist das Bemerkenswerthe an der Zeichnung dieser ersten Capitel, aus denen wir dem Leser einige Beispiele geben werden, daß das Chaos, die wilde Verwirrung, die unschöne Leidenschaft, durch die Brille leidenschaftlichen Abscheus gesehen, in einer Darstellung zu Tage kommt, welche mit sicherm und furchtlosem Schritte an dem Abgrunde des ästhetisch Unerlaubten dahinläuft, ohne durch einen Fehltritt Schaden zu nehmen.

Chateaubriand hat die Clubs gesehen, Marat und Danton gehört. In dem alten Franciscanerkloster, dessen Kirche unter dem heiligen Ludwig einst zur Sühne eines Mordes erbaut worden war, vernahm er die volksfreundliche Foderung Marat's: „Ihr müßt 270,000 Köpfe abschlagen!" Hier wo die Parteigänger der Ligue zu Ende des 16. Jahrhunderts ihre heimlichen Zusammenkünfte gehalten, sah er die offenen Verschwörer, die „Philosophen" der Revolution. Tafeln, Gardinen und Bildnisse waren aus dem Kloster fortgerissen, und durch die zerschlagenen Scheiben hielten Wind und Regen ihren Einzug. Die Rednertribune bestand aus vier Balken, über deren X ein Bret lag wie bei einem Schaffot. Eine Tischlerbank diente dem Präsidenten zum Bureau, und jeder Redner mußte von ihr eine rothe Mütze entnehmen, ehe er sprechen durfte.

Die Redner, die sich vereinigt hatten um zu zerstören, vernahmen sich gegenseitig weder über die zu wählenden Chefs noch über die zu ergreifenden Mittel. Sie schimpften sich Bettler, Spitzbuben, Diebe, Mörder, unter dem Pfeifen und Brüllen der verschiedenen Teufelsgruppen ihrer Zuhörer. Ihre Vergleichungen waren den Mordwerkzeugen, den niedrigsten Gegenständen aus allen Arten von Unrath und Dünger entlehnt, oder von den der Prostitution bestimmten Orten abgenommen. Die Geberden machten die Bilder erst verständlich; Alles ward bei seinem Namen genannt, mit einen hündischen Cynismus, unter einem obscönen und gottlosen Pomp von Schwüren und Lästerungen. „Zerstören und schaffen", „Tod und Erzeugung", das war Alles was man von der wilden Diebessprache verstand, die die Ohren betäubte. Die Redner mit ihren grellen oder donnernden Stimmen wurden dabei nicht blos von ihren Opponenten unterbrochen; kleine schwarze Käuze, die in dem mönchslosen Kloster und glockenlosen Glockenthurme ihren Wohnsitz hatten, vergnügten sich an den zerbrochenen Fensterscheiben, wo sie auf Beute hofften; sie störten die Debatte. Anfangs rief man sie mit dem Geklirr der machtlosen Präsidentenglocke zur Ordnung; als dies aber ihr Geschrei nicht unterbrach, schoß man nach ihnen, um sie so zum Stillschweigen zu bringen. Sie fielen zuckend, verwundet, schreiend mitten in das Pandemonium. Heruntergerissene Balken, zerbrochene Bänke, zerstörte Kirchenstellen, abgebrochene Stücke von umgestürzten, an die Mauer geworfenen Heiligen dienten den schmuzigen, staubigen, trunke-

*) Vergl. den ersten und zweiten Artikel in Nr. 24—27, 49—51 d. Bl. D. Red.

nen, schwitzenden Zuhörern, die mit Piken auf den Schultern oder mit gekreuzten, nackten Armen den Rednern zuhörten, als Sitze. Die Häßlichsten aus dieser Bande erhielten vorzugsweise das Wort!

In Folge dieser Begünstigung der Häßlichkeit erschien allmälig eine Reihe von Gorgonenköpfen. Der alte Arzt der Gardes-du-Corps des Grafen von Artois, der Schweizerembryo Marat, mit nackten Füßen, die in Holzschuhen staken, sprach zuerst, kraft seines unbestreitbaren Rechts. Als verpflichteter Narr am Hofe des Volkes rief er mit einem ausdruckslosen Gesicht und jenem halben Lächeln einer erzwungenen Freundlichkeit, welches die alte Erziehung in alle Physiognomien legte: „Volk, du mußt 270,000 Köpfe abschneiden!" Auf diesen Caligula von der Straßenecke folgte der atheistische Schuster Chaumette, und nach diesem trat der Generalprocurator der Laterne auf, Camille Desmoulins, ein stotternder Cicero, der öffentliche Rathgeber des Mordes, den seine Ausschweifungen entnervten, ein lauer Republikaner, der die Calembours und Bonmots liebte. Und dieser Camille Desmoulins erklärte nach den Septembermetzeleien, es sei Alles in Ordnung abgelaufen. Fouché studirte das Unglück bei diesen Lehrern. In dem Kreise der wilden Thiere welche aufmerksam an dem Fuße der Rednerbühne standen hatte er das Aussehen einer wohlgekleideten Hyäne. Sein Geruch witterte schon die zukünftigen Blutströme; er schlürfte schon den Weihrauch der Processionen von Eseln und Henkern ein, in Erwartung des Tages, wo er als Räuber, Atheist und Meuchelmörder aus dem Jakobinerclub ausgestoßen und zum Minister gewählt werden würde. Wenn Marat von der Bretbank heruntergestiegen war, so ward dieser politische Triboulet alsbald das Spielwerk seiner Herren; sie gaben ihm Nasenstüber, traten ihn auf die Füße, stießen ihn unter Hohngelächter herum: aber Das hinderte ihn nicht Anführer der Menge zu werden, auf den Thurm des Stadthauses zu steigen, zu einem allgemeinen Blutbad die Sturmglocke zu läuten und im revolutionnairen Tribunal zu triumphiren.

Die Sitzungen der Cordeliers, in denen ich drei oder vier mal als Zuschauer war, wurden beherrscht und geleitet von Danton. Er war ein Hunne mit Gothengestalt, mit eingedrückter Nase und weit offenen Nasenlöchern, mit halbflachen Schneidermuskeln, einem halben Gensdarmen- und einem halben Procuratorgesicht. In der Schalenhülle seiner Kirche, gleichsam in dem Gerippe von Jahrhunderten, organisirte Danton mit seinen drei männlichen Furien Marat, Desmoulins und Fabre d'Eglantine die Meuchelmorde des Septembers. Billaud de Varennes machte den Vorschlag, man möge an die Gefängnisse Feuer legen und Alles was darin sei verbrennen lassen; ein anderer Conventsmann meinte, man müsse alle Gefangenen ertränken; Marat erklärte sich für eine allgemeine Niedermetzelei, Danton, der Verfasser des Circulars der Commune, lud freie Männer ein die bei den Karmelitern und in der Abtei begangene That zu wiederholen. Danton war aufrichtiger als die Engländer die Karl I. auf das Schaffot schickten. Er sagte offen: „Wir wollen den König nicht richten, wir wollen ihn tödten." Ferner sprach er es aus: „Diese Priester, diese Adeligen sind nicht schuldig, aber sie müssen sterben, weil sie im Wege sind, die Entwickelung der Dinge aufhalten und die Zukunft beeinträchtigen."

Danton besaß nicht die Ueberzeugung der Principien die er aufstellte. Er hatte den Mantel der Revolution nur umgeschlagen, um dem Glücke entgegenzugehen. „Schrei jetzt mit uns", sagte er zu einem jungen Mann, „hast du dich dann bereichert, so mache was du willst." Er gestand zu, daß er sich dem Hofe nur deshalb nicht ergeben habe, weil dieser ihn nicht theuer genug habe kaufen wollen.

Selbst an Häßlichkeit blieb er hinter Mirabeau zurück, dessen Agent er gewesen war; aber er stand über Robespierre, den er nicht darin nachahmte, daß er seinen Verbrechen auch seinen Namen gab. Er erhielt sich seinen religiösen Sinn: „Wir haben nicht den Aberglauben zerstört, um den Atheismus einzuführen." Seine Leidenschaften hätten gut sein können, dadurch allein daß sie Leidenschaften waren.

Danton ward in der Falle gefangen die er selbst aufgestellt hatte. Es nützte ihm Nichts, daß er den Richtern Brotkügelchen an die Nase warf, daß er mit Muth und Anstand antwortete, daß er das Tribunal in Zweifel ziehen ließ, den Convent in Gefahr und Schrecken setzte, und voll Logik gegen die Gewaltstreiche sich aussprach durch die die Macht seiner Feinde erstanden war. Umsonst war es als er in fruchtloser Reue ausrief: „Und ich bin es gewesen der diesen schmählichen Gerichtshof hat einsetzen lassen, ich bitte Gott und Menschen deshalb um Verzeihung!" Ehe er selbst vor ihm stand, hätte er dieses Tribunal für infam erklären müssen.

Es blieb Danton nur noch das Eine übrig, sich bei seinem eigenen Tode ebenso unbarmherzig zu zeigen als wie er bei dem seiner Opfer stets gewesen war, und seine Stirne höher zu tragen als das aufgehobene Racheschwert. Das that er denn auch. Als seine Füße in dem geronnenen Blute des vergangenen Tages auf dem Schauplatze des Schreckens sich anleimten, flog sein herrischer Blick voll Verachtung über die Menge hin, und er sagte zum Henker: „Du wirst dem Volke meinen Kopf zeigen, es lohnt sich wol der Mühe." Danton's Haupt blieb so lange in den Händen des Richters, bis sein Schatten sich mit den geköpften Schatten seiner Schlachtopfer vermischte: Das war doch noch Gleichheit.

Zu jener Zeit, wo man der Guillotine Pensionen vermachte, wo man zur Abwechselung statt der Blumen eine kleine goldene Guillotine im Knopfloch trug, oder ein Stückchen von dem Herzen eines Guillotinirten; zu jener Zeit, wo man rief: „Die Hölle lebe!" und die lustigen Orgien des Blutes, des Schwertes und der Wuth feierte; wo man auf das Nichts trank und ganz nackt den Tanz der Todten aufführte, um sich beim Wiederfinden die Mühe des Ausziehens zu ersparen; zu dieser Zeit mußte man am Schluß der Rechnung doch endlich zu dem letzten Banket kommen, zu der letzten Posse des — Schmerzes. Desmoulins ward vor das Tribunal Fouquier Tinville's gestellt. „Wie alt bist du?" fragte ihn der Präsident. „So alt wie der Sansculotte Jesus", antwortete Camille scherzend. Eine rächende Besessenheit zwang diese Schlächter der Christen unaufhörlich den Namen Jesu im Munde zu führen.

Man darf nicht vergessen, daß Camille Desmoulins Robespierre zu trotzen wagte und durch seinen Muth seine Verirrungen ausglich. Er gab das Zeichen zur Reaction gegen die Schreckensherrschaft. Eine junge, schöne, muthige Frau weckte seine Liebe und machte ihn für Tugend und Aufopferung fähig. Die innere Empörung riß seine Beredtsamkeit zum unerschrockenen und ausgelassenen Spotte hin, er griff herzhaft die Schaffote an die er hatte aufrichten helfen, und indem er seine Worte in die That übersetzte, stimmte er auch seiner Verurtheilung nicht bei; auf dem Armensünderkarren balgte er sich mit dem Nachrichter herum, und kam halb zerfleischt am Bord des letzten Lebensstrudels an.

Ein fürchterliches Gedicht, das Chateaubriand der Geschichte nachgesungen hat; denn nur diese hat ein Recht eine ganze Generation so verwildert, die Begriffe von Tugend und Laster so auf den Kopf gestellt, die „Vernunft" so wahnsinnig zu zeichnen. Chateaubriand copirt, aber welche Copie! Er copirt das Leben, aber mit Farben die seine Seele gemischt!

(Die Fortsetzung folgt.)

Die neueste Literatur der kosmologischen Naturwissenschaften.

Mit dem Erscheinen des „Kosmos" ist der geistige Blick aller tiefen Denker plötzlich einmal wieder zu dem hohen un-

versalen Standpunkte emporgehoben worden, von wo aus ein klares Uebersehen und scharfes Begreifen des Schöpfungsganzen allein nur möglich werden kann. Seit einem halben Jahrhundert lag dies früher so ämsig bestellte und reich gesegnete Feld ganz brach, und es war hohe Zeit diese wissenschaftliche Cultur aufs neue ernst zur Hand zu nehmen, wenn man nicht befürchten wollte, daß sie eine Beute leichtfertiger Geologen, Philosophen und frömmelnder Theologen werde. Das kosmologisirende Mittelalter regte sich in der jüngst verflossenen Zeit schon mächtig, es hatte Lust sich in unser Jahrhundert hineinzudrängen. Es gewahrte in der von den Fachmännern der Naturkunde laut gepriesenen Kraft unserer Zeit eine seinem Reactionsplane sehr günstige Schwäche; denn alles Forschen in der Natur war schon seit mehren Decennien viel mehr auf das Einzelne als auf das Ganze gerichtet gewesen, man verwandte viel mehr Fleiß auf den pädagogischen Ausbau und auf das Praktischmachen der interessantesten und wichtigsten Theile der immer mehr und mehr sich entfaltenden Naturwissenschaften, als auf eine kosmologische Ueberschauung und Vereinbarung des Ganzen. Wir können es dem genialen Alexander v. Humboldt nicht genug Dank wissen, daß er mit seinem „Kosmos" einen ebenso nothwendigen als heilsamen Umschwung in die Bestrebungen aller Naturforscher gebracht hat.

Die dem großen Meister nahestehenden Fachmänner der Naturkunde wurden durch das Erscheinen des „Kosmos" auf einmal von allen abgelegenen Ecken ihrer speciell gelehrten oder speciell praktischen Wirkungskreise abgerufen, um das hohe Fest der Anschauung des Universums zu feiern. Sie waren begeistert für dies Fest, sie fühlten das Erhabene und erkannten die Nothwendigkeit desselben. Bereitwillig und voll Freude folgten sie dem ehrwürdigen Alten hinauf zu des Tempels Zinne aller Erfahrungswissenschaften. Hier trat ihnen der großartige Zusammenhang aller von Menschen erforschten irdischen Wirklichkeit so recht mit einsichtsvollem Lichte in die gehobene Seele, und mit warmem Entzücken in die religiös und poetisch gehobene Brust. Mit ehrfurchtsvoller Stille bewunderten sie ihren Humboldt, ihren Weisen, ihren Priester im Tempel des Weltalls. Sie bewunderten des großen Mannes Wissensfülle; sie bewunderten dessen Alles erleuchtende, Alles ordnende, Alles durchdringende Verstandesschärfe; sie bewunderten die über alle gelehrten Vorurtheile und Parteilichkeiten weit erhabene Gründlichkeit und Allseitigkeit des Wissens. So gewährte ihnen der „Kosmos" einen bis dahin nie erlebten, nie geahnten wissenschaftlichen Hochgenuß. Sie erkannten es klar, wie dieses Meisterwerk das wahre Wissen der Menschen von Jahrtausenden in sich abspiegele, und wie dasselbe allen nachfolgenden Zeiten eine erleuchtende und erquickende Sonne sein werde. Mit wenigen Worten wurde das ernste Schweigen gebrochen, Staunen und Bewunderung konnten nicht zurückgehalten werden. Um so lebendiger ward aber die Thatkraft dieser Koryphäen der Naturkunde angefacht. Jeder warf einen tiefdenkenden Blick in das Weltall, und suchte sich in seiner Wissenssphäre auf den kosmologischen Standpunkt zu stellen, und hier ganz im Geiste des „Kosmos" zu wirken und zu denken. Es ist Hoffnung zu einem reichen Erntesegen vorhanden. Besitzen wir nun auch jetzt noch keine vollständigen Werke welche mit dem „Kosmos" auf derselben erhabenen Stufe stehen, so werden sie doch gewiß nicht lange mehr auf sich warten lassen. Es fehlt unserer Zeit wahrlich nicht an Talenten dazu. Wenigstens darf mit Sicherheit erwartet werden, daß die nun folgende zweite Hälfte unsers Jahrhunderts nicht mehr so arm an „Systemen der Welt" verbleiben werde wie die verflossene erste, und daß überhaupt die ganze Zukunft sich eine ebenso kosmologische, ideale Reife erringen werde wie die dem unserigen vorangegangenen beiden großen Jahrhunderte.

Doch neben dieser verhältnißmäßig geringen Zahl ebenbürtiger Fachmänner der Naturkunde gab es auch noch eine große Menge gebildeter Freunde und selbst Freundinnen dieser Wissenschaft, welche sich mit freudigem Eifer dem „Kosmos" anschlossen, um zu versuchen die großen Gedanken dieses Meisterwerks wieder zu denken. Sie fanden hier viel Anregungspunkte, viel Befriedigung. Die unendliche Größe und Herrlichkeit des Schöpfungsganzen mit allen seinen Gesetzen und harmonischen Beziehungen erschloß sich ihrem entzückten Blicke. Sie staunten über Umfang und Tiefe der Einsicht des menschlichen Geistes und über die Alles bewältigende Herrschaft welche derselbe sich in den unermeßlichen Räumen des Himmels und auf der ganzen Erde zu erringen gewußt habe. Daß ein solches „Buch der Natur", eine solche Weltbeschreibung von großer Bedeutung sein müsse, Das ahnten und fühlten sie, wenn sie es auch nicht überall klar begreifen konnten. Daher verweilten sie auch mit andauernder Ruhe bei dem Einzelnen, um sich dabei der Wahrheit, Schönheit und Erhabenheit recht klar bewußt zu werden; daher überdachten und durchdachten sie sich bald diesen bald jenen Abschnitt aufs neue und wieder aufs neue, damit ihnen auch das Wichtigste, die Uebersicht über das Ganze, nicht fehle. Bei diesen ehrenwerthen Bestrebungen ward aber gar Mancher seiner naturwissenschaftlichen Schwäche inne. Das Buch enthielt noch viele tief verborgene Schätze, zu deren Hebung sein Geist nicht Kraft genug besaß; es enthielt noch viele Räthsel, zu deren Lösung sein Geist weder Wissen, noch Schärfe, noch Uebung genug hatte. Dagegen überstieg ein großer Theil des Werkes gar nicht die Grenzen seines Fassungsvermögens, und Das reizte seine Hoffnung zur befriedigenden Einsicht in das Ganze. Er sehnte sich nach Hülfe bei den dunkeln, unverstandenen Partien des „Kosmos". Und man kann sich leicht denken, daß in unserer aufgeklärten und aufklärenden Zeit diese Hülfe nicht lange auf sich warten ließ. So ward die populaire Kosmosliteratur der Gegenwart ins Leben gerufen. Ihr Auftreten ist allerdings bis jetzt noch einzeln und schüchtern, indeß liegt Das wol mehr in den ungünstigen Zeitverhältnissen als in der zu großen Bescheidenheit der Literaten ihrem genialen Herrn und Meister gegenüber. Die deutschen Staatswirren dürfen sich nur erst einmal wieder in eine zuverlässige Grundverfassung aufgelöst und befestigt haben, wodurch Handel und Verkehr, Gesetz und Recht ihre volle Sicherheit, Freiheit, Gültigkeit und Kraft wiedererlangen können, so wird es auch an einer größern Rührigkeit der Literaten in der populairen Kosmosschriftstellerei nicht fehlen.

Diese zweite schriftstellerische Thätigkeit in der Kosmologie ist es nun gerade welche wir vorzugsweise ins Auge fassen wollen. Damit sich aber unsere Unterhaltung nicht zu sehr im Allgemeinen verliere, so nennen wir zunächst die drei Schriften welche die Hauptveranlassung zu diesem Aufsatze abgegeben haben, und im Verlaufe der weitern Besprechung auch noch specieller benutzt und berücksichtigt werden sollen. Diese drei Werke führen folgende Titel:

1. Briefe über Alexander v. Humboldt's „Kosmos". Ein Commentar zu diesem Werke für gebildete Laien. Bearbeitet von B. Cotta. Erster Theil. Mit 4 Steintafeln und eingedruckten Holzschnitten. Leipzig, T. O. Weigel. 1848. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.
2. Kosmos für Schulen und Laien. Gemeinfaßlicher Abriß der physischen Weltbeschreibung nach Alexander v. Humboldt von K. G. Reuschle. Zwei Theile. Stuttgart, Hallberger. 1848. Gr. 8. 2 Thlr.
3. Populaire Briefe an eine gebildete Dame über die gesammten Gebiete der Naturwissenschaften. Von G. Bischof. Erstes Bändchen. Mit 6 lithographirten Tafeln und 6 Holzschnitten in den Text. Pforzheim, Flammer u. Hoffmann. 1848. Gr. 12. 2 Thlr.

Zunächst können wir es uns nicht versagen ganz unverholen unsere große Freude darüber auszusprechen, daß das Erscheinen dieser Schriften jetzt nur noch möglich gewesen ist, daß sie sich in der buchhändlerisch und rein wissenschaftlich höchst sorgenvollen Gegenwart, in dieser vom politischen literarischen Unkraute so entsetzlich überwucherten Zeit nur noch

haben Bahn brechen können. Darüber freuen wir uns recht herzlich, und fühlen uns gestärkt im Vertrauen für die Zukunft. Das Interesse unserer Zeitgenossen für die neuern mächtigen Fortschritte und großartigen Anwendungen aller Naturwissenschaften kann und darf nie untergehen, wie stürmisch und wild auch die politischen Gährungen alles Edle und Schöne der Wissenschaft und Kunst zu verschlingen drohen. Zu Anfang unsers Jahrhunderts waren die höhern literarischen Bestrebungen auf dem Festlande Europas in eine noch viel bekümmertere Lage gebracht: da half Napoleon, der Erste Consul Frankreichs, der Schreckensmann so vieler Tausend Gelehrten, mit seiner Hochachtung vor den Naturwissenschaften zuerst wieder auf. Er ließ Volta, den scharfsinnigen und glücklichen Kämpfer gegen Galvani, ehrenvoll nach Paris rufen, damit derselbe die so kühn und beharrlich durchgefochtene Theorie der Contactelektricität vor den versammelten Mitgliedern des großen Nationalinstituts entwickeln und bewahrheiten könne. Napoleon war von diesen Vorträgen so begeistert, sah das Hohe, Wichtige und Folgenreiche dieser neuen Elektricitätslehre schon mit so klarem Blick vor seiner Seele stehen, daß er am 26. Prairial im J. X einen Preis von 60,000 Francs für Denjenigen feststellte welcher durch Versuche und Entdeckungen die Elektricität und den Galvanismus um einen solchen Schritt weiter brächte als Benjamin Franklin und Alexander Volta es gethan hätten. Und wie groß war die Verehrung welche Napoleon dem Laplace und den andern großen Männern der Astronomie und Mathematik der damaligen Zeit an den Tag legte. Darum nur das Vertrauen nicht verloren.

Doch abgesehen von allen ungünstigen Zeitverhältnissen würden wir dem Erscheinen der genannten Bücher unsern Beifall nicht versagen können; denn ihr Inhalt ist im Ganzen genommen wirklich der Art, daß er das kosmologische Interesse eines sehr großen Kreises von Lesern anfachen, und überhaupt die naturkundliche Bildungssphäre des denkenden großen Publicums um ein Bedeutendes erweitern und befestigen kann. Auf solche Bücher kann man mit Freude blicken. Sie nützen der guten Sache der Vereinigung zwischen den gebildeten praktischen und gelehrten Ständen, und machen das Naturwissen zu Dem was es eigentlich sein soll, zum Gemeingut aller denkenden Menschen. Ihnen allen Dreien ist es ganz vorzüglich geglückt sich leichtfaßlich und dabei doch durchweg anziehend zu geben. Der Leser wird mit ungekünstelter Einfachheit und Natürlichkeit eingeführt in das große Reich der erforschten Naturwahrheiten, und hier von Sachverständigen ebenso interessant als belehrend unterhalten. Die Verfasser sind Herren ihres Wissens, sie verstehen die schwere Kunst sich populair herabzulassen und in dieser Herablassung doch immer noch erhaben und wissenschaftlich würdig zu denken und zu schreiben.

Solche Werke sind ganz dazu geeignet das Verständniß des „Kosmos" bedeutend zu erweitern. Sie bilden die Verbindungswege, Treppen und Stufen zu diesem einzig dastehenden Meisterwerke. Sie stehen, wie sich Das wol von selbst versteht, nicht auf einerlei Basis, so übereinstimmend sie auch im Allgemeinen dem Zweck und der Voraussetzung nach sein mögen. Alle drei wollen ziemlich alles Naturwissen worauf sich der „Kosmos" bezieht erst populair begründen. Das ist eine gewaltige Aufgabe, deren richtige und vollkommen befriedigende Lösung streng genommen das Werk selbst wieder schaffen hieße, denn der „Kosmos" ist von dem höhern wissenschaftlichen Standpunkte aus betrachtet selbst noch eine populaire physische Weltbeschreibung. Die Popularität besitzt hier aber einen wesentlich verschiedenen Grad, denn Humboldt's Streben ist dahin gerichtet für alle Sachverständigen der Naturwissenschaften, sie mögen Astronomen, Physiker, Chemiker, Botaniker, Zoologen, Mineralogen, Geographen, Aerzte u. s. w. sein, so viel als möglich gleich faßlich zu schreiben; während Cotta, Reuschle und Bischof selbst nur auf der eben bezeichneten Stufe eines sachverständigen Naturforschers stehen und für alle gebildeten Denker populair sein wollen. Aus diesem Grunde darf man von den vorliegenden Werken gewiß immer nur die Abschnitte als die gelungensten erwarten welche ganz in das Hauptfach des Verfassers hin einschlagen. Und in dieser Erwartung wird man auch nicht getäuscht, wenn man sich kritisch in die Werke hineinliest. Es stellt sich dann unverkennbar heraus, daß das erste ganz vorzugsweise stark sei in allem naturhistorischen Wissen, daß es dagegen schon merklich schwächer in der Physik und am schwächsten in der Astronomie sei. Das zweite glänzt in astronomischer und physikalischer Geographie, ist aber schwach in allem naturhistorischen Wissen, und nimmt gerade in diesem Zweige am meisten fremde Hülfe in Anspruch. Das dritte erhebt sich wenig über das Naturhistorische unserer Erde als Ganzes und in ihren Theilen betrachtet, es ist sicherer in der Chemie als in der Physik, und weiß nicht viel von der Astronomie; es ist eine populaire Geologie. Alle drei unterstützen sich also gegenseitig in den nicht gerade starken Partien, und sind daher zugleich als Vorbereitung zum „Kosmos" zu empfehlen. Das erste Werk unterscheidet sich auch noch von den beiden andern, daß es sich streng an Humboldt's „Kosmos" als Commentar anschließt, sodaß es sogar die betreffenden Seitenzahlen angibt auf welche sich jeder Brief bezieht. Das zweite faßt blos die dem wirklichen „Kosmos" zu Grunde liegende Idee auf, und wirkt darin frei und alleinstehend. Das dritte redet gar nicht selbst vom „Kosmos", es will gar nicht so allgemein weltbeschreibend auftreten als die beiden andern, und eine möglichst ganz freie Auswahl des Stoffs für sich behalten.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Taschenbücher
zu wohlfeilen Preisen.

Urania. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. 1839—48. Mit Bildnissen. 8. 18 Thlr. 20 Ngr. **Herabgesetzter Preis** 5 Thlr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

☞ Von ältern Jahrgängen der Urania sind nur 1836—38 noch in einigen Exemplaren vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 12 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. Zwanzig Jahrgänge. 1830—49. Gr. 12. 43 Thlr. 5 Ngr. **Herabgesetzter Preis:**
I.—XX. Jahrgang zusammengenommen 18 Thlr.
I.—X. Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.
XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I.—X., 1840—49) 10 Thlr.
Einzelne Jahrgänge (mit Ausnahme des letzten Jahrgangs) 1 Thlr. 10 Ngr.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von J. Franck. Sechs Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern. 8. 17 Thlr. **Herabgesetzter Preis** 4 Thlr.

☞ Der zweite bis sechste Jahrgang werden auch jeder einzeln erlassen zu dem Preise von 12 Ngr.

☞ **Vorstehende als werthvoll allgemein anerkannte Taschenbücher aus dem Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig sind zu obigen bedeutend herabgesetzten Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen, wo auch eine ausführliche Anzeige mit specieller Angabe des reichen und anziehenden Inhalts der Werke zu erhalten ist.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 99. —— 25. April 1849.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 98.)

Mit Bestürzung und Schrecken sah Chateaubriand dieses Leben in Paris, und seine ganze Seele drängte ihn zur neuen Emigration. Er will das „souveraine" Volk fliehen, und da er weiß, daß es die „universelle Gegenwart eines universellen Tiberius" ist, so will er nicht nur aus Paris, sondern aus Frankreich. Das überrascht den Leser nicht, denn er kennt ja schon die Pläne Chateaubriand's, er kennt die Motive seiner Heirath. Aber die Ueberraschung kommt, ein köstlich naives Geständniß! Chateaubriand beräth mit Malesherbes eine neue Auswanderung nach Amerika, und bestimmt auch gleich bis auf Tag und Stunde die Zeit; er wird neun Jahre die Welt durchirren. Und die Emigration? Seine Frau? Seine ritterlichen Regungen in dem amerikanischen Meierhofe? O Geduld! Er wird in den Urwald zurückkehren, aber vorher wird er eine „kleine Reise" nach Deutschland machen, und von da aus „in aller Eile", „en courant" die Revolution unterdrücken helfen! Welch naive Beurtheilung der Verhältnisse! Chateaubriand ist Augenzeuge von den Thaten dieses verzweifelten Fanatismus, und er meint daß das Adelsheer ihn in aller Eile wird bannen können? Enthusiasten die in jeder Thorheit die „Macht des poetischen Genies" wiederzufinden geneigt sind werden vielleicht auch in dieser gemüthlichen Unbefangenheit den Dichter erkennen; ob aber den zukünftigen Staatsmann? In zwei, höchstens drei Monaten, meinte er, müsse Alles zu Ende sein.... Das Schicksal hat ihn eine andere „Nothwendigkeit" gelehrt.

Ueberraschen muß es uns, daß Chateaubriand sich viel mit dem Gedanken beschäftigt, ob es nicht schmachvoll sei ein „fremdes" Heer gegen Frankreich zu führen. Malesherbes suchte ihm aus der Geschichte die Berechtigung der Allianzen klar zu machen, erzählte ihm von den Guelfen und Ghibellinen, und namentlich führte er die Vereinigten Staaten, die Frankreichs Hülfe anriefen, zur Widerlegung dieses Scrupels an. „Würde die Neue Welt", sagte er, „ohne unser Gold, unsere Schiffe, unsere Soldaten heut emancipirt sein? Habe ich, Malesherbes, ich der jetzt mit Ihnen spricht, nicht 1776 Franklin empfangen, der die Unterhandlungen von Silas Deane erneuern wollte, und war Franklin wol ein Verräther?" Aber diese Beredtsamkeit überzeugte Chateaubriand nicht; als er zum prinzlichen Heere zog, folgte er nur der Eingebung seiner Jugend und seinem „point d'honneur". Der Fortschritt der Zeit, der so manche Begriffe klärte, hat auch an den alten Dogmen von dem „point d'honneur" Manches geändert, und namentlich die Ueberzeugung des Mannes mit seiner Ehre in eine innigere Beziehung gestellt.

Es wurden ernstliche Anstalten zur Abreise gemacht, und namentlich mußte das Reisegeld herbeigeschafft werden. Chateaubriand hatte eine reiche Frau zu heirathen geglaubt, allein deren Vermögen bestand nur in Renten auf den Klerus, und die Nation bezahlte diese „nach ihrer Weise". Durch einen Notar machte er eine Anleihe von 10,000 Francs. Als er dieselben in Assignaten eben nach Hause tragen will, trifft er einen alten Freund, der nebenbei noch leidenschaftlicher Spieler ist. Er folgt diesem in einen Salon, spielt, verliert 8500 Francs, und voll Reue über seinen Leichtsinn eilt er nach seiner Wohnung. Er besteigt einen Wagen, läßt aber in diesem seine Brieftasche liegen, sodaß sein Vermögen von 10,000 Francs wieder auf Nichts reducirt ist. Jetzt faßt ihn doch eine Art von Verzweiflung, und er hat nicht wenig Lust sich vom Pont neuf hinab ins Wasser zu stürzen. Aber Chateaubriand hofft, und er hat sein ganzes Leben lang gehofft, trotz alles Misgeschicks. Er läuft auf den Platz des Palais royal, und ruft Policeicommissair und Savoyardenjungen zu Bundesgenossen auf; er sucht und erfährt endlich als Preis seiner Bemühungen die Wohnung des Kutschers. Aber dieser ist nicht zu Hause, Chateaubriand ist müde von der Angst und von dem Herumlaufen; da legt er sich in den Stall, um auszuruhen, und wartet bis früh 2 Uhr auf seinen Mann. Endlich kommt er; aber er hat Viele gefahren: einen Bürger zu den Jakobinern, eine Dame in die Straße Clery, einen Herrn in die Rue St.-Martin. Jetzt geht die Hetzjagd von neuem an, diese drei Menschen müssen gesucht werden; aber der Bürger-Jakobiner leugnet, die Dame leugnet; lohnt es noch der Mühe den Dritten aufzusuchen? Chateaubriand findet einen armen Ordensbruder und seine Brieftasche — Chateaubriand ist gerettet!

Jetzt auf nach Lille! Und wenn es nicht anders geht, mit falschen Pässen! Als Weinhändler und in der Uniform der pariser Nationalgarden fliehen die Brüder Chateaubriand mit einem Kammerdiener, Saint-Louis, die Stadt des Schreckens, und in ihren Ohren gellt es noch nach: „Pethion oder der Tod.“ Aber mitten in der Nacht werden sie durch Geschrei aufgeweckt. Der arme Louis ist somnambul, die Passagiere halten ihn für verrückt und werfen ihn zum Wagen hinaus. Ohne Hut lief der Unglückliche auf der Landstraße zurück, und seine Aussagen, welche die Emigration der Chateaubriand bekannt machten, brachten seinen Bruder und René's Schwägerin später aufs Schaffot!

Die beiden Reisenden kommen glücklich durch Lille, und setzen ihren Weg mühsam quer durch Kornfelder fort. Bald müssen sie laufen, bald auf den Fußspitzen gehen; endlich fallen sie einer Compagnie Uhlanen in die Hände, die sie nach Tournay bringen. Da vergißt René auf Augenblicke sorglos den Zweck seiner Reise, er schlendert umher, besieht sich die Kathedrale und wünscht Odon, der im 11. Jahrhundert auf den Treppenstufen dieser Kirche seinen Schülern astronomischen Unterricht gab, aus dem Reiche der Schatten zurück. Er ist immer noch der unverbesserliche, unpraktische Träumer, der statt sich einen Passirschein nach Brüssel zu verschaffen, auf den Gräbern der Vergangenheit die Gegenwart zu vergessen sucht. Zum Glück holt sein Bruder nach was er versäumt.

In Brüssel findet Chateaubriand die geputzten Herren vom reinen Adel, die sich durch Siege in der Liebe zu Siegen im Kampfe vorzubereiten gedachten; bei diesem Anblick kann er den Gedanken nicht unterdrücken, daß die alten Ritter es gerade umgekehrt machten. Er muß es sich gefallen lassen, daß man ihn, den kleinen Edelmann aus der Provinz, hochmüthig übersieht, und daß man seine einfache Kleidung und seine glattgekämmten, ungepuderten Haare bespöttelt. Bei einem Gastmahle fragte Rivarol seinen Bruder: „Ei, wo kommt der Chevalier denn her?“ — „Vom Niagara!“ — „Und wo geht er denn hin?“ — „Wo man sich schlägt!“ antwortet Chateaubriand trotzig und steht vom Tische auf.

Von Brüssel reiste Chateaubriand allein ab, und traf zwischen Koblenz und Trier auf die preußische Armee. Da kann man sich eines stillen Lächelns doch nicht enthalten, wenn man den Ausdruck seiner Befriedigung darüber liest, daß der König von Preußen so freundlich mit ihm gesprochen und zwei mal vor ihm den Hut abgezogen hat. „Er salutirte die alte französische Armee in meiner Person“, berichtet er gerührt, und erst dieser Schluß gibt dem Vorfalle eine ernstere Färbung. Wer aber sollte denken, daß ein Unterlieutenant, vor dem ein König den Kopf entblößt, von Denen würde schnöde zurückgewiesen werden die er mit Blut und Leben unterstützen wollte? Er sei ein Nachzügler, hieß es als er zur Armee kam, ein Unentschiedener, und nur durch die Verwendung seines Vetters ward ihm der Eintritt in die Regimenter des Prinzen gestattet. Als Gemeiner trat er in das Heer, in welchem, obgleich Alle für dieselbe Sache kämpften, doch Adelige und Bürgerliche streng geschieden und selbst durch die Kleidung gesondert waren. Er erhielt eine schlechte, schwere Flinte, mit der er die ganze Campagne machte, obgleich ihr Hahn nicht niederschnappte. Seine Wäsche ward ihm auf dem Marsche sehr lästig, und er war so angegriffen, daß er sogar Blut spukte. Da wachte er eines Tags auf einem Heuboden auf, und Hemden, Strümpfe, Alles war fort; nur Eins hatte der Dieb ihm gelassen, die Grundrisse zu „Atala“. Chateaubriand gibt diese Scene mit köstlichem Humor; er meint, auf diese Weise sei ihm Dichterruhm und Leben von der Vorsehung gerettet worden, denn der Tornister würde ihn doch in den nächsten Tagen todtgedrückt haben. Und dabei tröstet er sich heitern Muthes mit Heinrich IV., der vor der Schlacht von Ivry nur ein Dutzend Hemden und fünf Schnupftücher hatte.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die neueste Literatur der kosmologischen Naturwissenschaften.

(Beschluß aus Nr. 98.)

Um von dem ersten der genannten Werke irgend Etwas zur Unterhaltung zu bringen, so wählen wir den Anfang des 36. Briefs, welcher sich über Infusorien und Korallen ausspricht, und als Commentar zu Humboldt's „Kosmos“, I, 369—370, gehört. „Die kleinsten Thierformen gerade sind es welche die größten äußern Lebenshindernisse am siegreichsten bekämpfen. Mit unbewaffnetem Auge nicht unterscheidbare Thierchen beleben das Eis der Pole wie den Firn der höchsten Gebirge; zarte Zoophyten trotzen den heftigsten Wogen, und bauen mitten im großen Ocean ihre zierlichen Gehäuse auf, in solcher Ausdehnung und von solcher Dauer, daß sie dem Menschen ein Wohnplatz werden. Sie haben von dem sogenannten rothen Schnee gelesen, der in hohen Gebirgen wie an den Polen sich entwickelt, und kleinen prachtvoll gefärbten Thierchen oder ihren Eiern seine Färbung verdankt, welche die Oberfläche des ewigen Schnees bevölkern; und ebenso haben Sie von den noch kleinern Thierchen gelesen die man lebend in dem Eise der Polarmeere wie in dem Wasser dieser Meere aufgefunden hat. Was nun dabei am meisten die Aufmerksamkeit erregen muß ist die Frage, in welcher Weise sie ihre Nahrung beziehen, und welcher Art dieselbe ist. Wir wissen, daß die Thiere nicht wie die Pflanzen blos flüssige oder gasförmige, sondern auch feste Nahrung aufnehmen; wenn nun Das auch bei diesen Thierchen der Fall sein sollte, so setzt es eine noch kleinere Pflanzen- oder Thierwelt voraus, die ihnen zur Nahrung dient. Oder fressen sie nur zerstörte Organismen? Oder sollten wir annehmen können, daß diese Anfänge der Thierwelt ihre Nahrung aus der organischen Welt aufnehmen, sei es nun im gasförmigen, flüssigen oder staubartigen Zustande?“ Im 37. Briefe redet der Verf. sehr belehrend über das Gleichgewicht des organischen Lebens (vergl. „Kosmos“ S. 370—371). „Für die Fortpflanzung der Pflanzen und Thiere ist um so reichlicher, um so verschwenderischer gesorgt, je mehr und je größere Hindernisse dem Aufkommen der Jungen im Wege stehen. Das Säugethier, dessen Nachkommen durch Größe und meist durch die Pflege der Aeltern gegen viele Feinde geschützt sind, bringt nur wenig und verhältnißmäßig selten Junge hervor. Bei vielen niedern Thieren dagegen steigt die Zahl der Fortpflanzung ins Unglaubliche, aber in derselben Weise nehmen auch die Feinde derselben zu. D

gewöhnliche Muschel unserer Teiche bringt in einem Jahre mehre Millionen Eier zur Welt. Der Regenwurm soll in seinem Eierstock 64 Millionen Eier haben. Ein Infusionsthierchen kann sich nach Ehrenberg in einer Woche auf 13 Millionen vermehren, und eine andere Art besitzt das Vermögen sich alle Stunden zu theilen und so durch Theilung fortzupflanzen. Nach der zweiten Stunde sind es daher 4, nach der dritten 8, nach der vierten 16 u. s. w. Man hat nun zum Scherz ausgerechnet, daß, wenn die Theilung wirklich so fortgehen könnte, diese aus einem Individuum entstandenen Thierchen nach 14 Tagen schon einen Raum so groß als unser Erdball einnehmen würden, und eine Stunde später natürlich so groß als zwei Erdbälle. Der Bandwurm, dieses lästige Geschöpf, birgt in jedem seiner zahlreichen Glieder einen Eierstock mit unzähligen Eiern. Diese gelangen durch die Excremente in die Außenwelt und vertheilen sich über unzählige Gegenstände. Millionen gehen verloren, aber wo auch nur ein einziges mit der Nahrung in einen krankhaften dazu disponirten Organismus gelangt, da entwickelt es sich zu dieser abscheulichen Plage. Die meisten dieser Thiere führen aber auch sogleich die natürlichen Feinde ihres Geschlechts im Gefolge nach sich. Ein solcher Vorgang läßt sich z. B. sehr regelmäßig bei dem Auftreten der sogenannten Nonne, einer den Kieferwäldern sehr gefährlichen Raupe, verfolgen. In ihre Puppe legt eine Schlupfwespe (ein Igneumon) ihre Eier, wodurch natürlich die Entwickelung des Schmetterlings verhindert wird, denn die kleinen Maden fressen ihn auf ehe er auskriecht. Hat nun die Kieferraupe sich einige Jahre stark vermehrt und ganze Waldstrecken abgefressen, dann ist sicher allemal eine große Vermehrung jener Schlupfwespen eingetreten, und diese vernichten durch ihre Brut alle Puppen; ist aber Das geschehen, dann kommt die Reihe der Vernichtung an die Igneumone, sie finden keine Puppen mehr für ihre Eier, sie müssen sie an ungeeigneten Orten ablegen." So bleibt der Verf. in seiner gemüthlichen Schreibweise immer angenehm unterhaltend, und dabei auch vollkommen befriedigend, sobald es sich nur um Naturgeschichte, um Geologie handelt; dagegen lassen die übrigen Capitel über Astronomie, Physik, Länder- und Völkerkunde wol Manches vermissen was einem Commentar zum „Kosmos" nicht gut fehlen dürfte. Auch haben sich gerade in dem hier ausgestellten Punkte nicht selten Unrichtigkeiten eingeschlichen, welche es ganz außer Zweifel stellen, daß der Verf. kein zuverlässiges, gründliches Wissen dieser letztgenannten Wissenschaften besitzen kann. Um hier nur Eins zu erwähnen, so bezeichnen wir den 29. Brief, in welchem eine populaire Theorie von Ebbe und Flut versucht wird, als einen vollkommen mislungenen. Der Verf. tappt hier in einem unsichern Dunkel umher, und bricht sich zuletzt mit verzweifelter Gewalt eine Bahn, welche streng verfolgt dahin führen würde, daß, wenn an dem einen Orte der Erde Flut wäre, an dem diametral gegenüberliegenden Orte unsers Erdballs nicht auch Flut, sondern ein Wasserthal, eine Ebbe, entstehen müßte. Doch ungeachtet dieser Ausstellungen besitzt das Buch einen ungemeinen Reichthum an sehr gründlichem und an sehr fruchtbarem Naturwissen; wir empfehlen es recht angelegentlich der Beachtung und Benutzung aller Verehrer des „Kosmos". Ganz besonders ist noch zu loben, daß der Verf. an vielen Stellen den „Kosmos" nicht blos aufgeklärt, sondern denselben auch noch mit wichtigen Beiträgen vermehrt, und wo es sich irgend thun läßt auch die neuesten Entdeckungen der kosmologischen Naturkunde nicht unerwähnt läßt. So versäumte er nicht am Schlusse des Briefs über den Erdmagnetismus auch noch die wunderbaren Entdeckungen Faraday's, daß der Magnetismus nicht mehr dem Eisen und den eisenhaltigen Körpern allein zukomme, sondern höchst wahrscheinlich eine allgemeine Eigenschaft aller irdischen Materien sei, zur Sprache zu bringen. Von dem Einflusse des Magnetismus auf die Krystallisation der Materien konnte er natürlich noch nicht sprechen, weil diese Entdeckung von Faraday erst in unsern Tagen gemacht worden ist. Das Capitel über den Magnetismus überhaupt und besonders über den unserer Erde ist noch lange nicht geschlossen, dasselbe wird erst noch manche wichtige Entdeckungen, noch manche Erklärung der Wunder und Räthsel in sich aufnehmen müssen. Doch wollen wir nie vergessen, daß Alexander v. Humboldt es war der zu einem planmäßigen Erforschen des Erdmagnetismus die wirksamsten ersten Schritte gethan hat, und daß Gauß und Weber sich unsterbliche Verdienste um das wirkliche Fruchtbarmachen dieses unendlichen Feldes der Physik des Erdballs erworben haben.

Nun wollen wir auch von dem zweiten Werke Etwas zur Mittheilung bringen. Wir wählen dazu zunächst von dem ersten Theile ein interessantes Wort über die progressive Bewegung unserer Sonne. „Das Fortrücken der Sonne ist jetzt Thatsache. Es ist uns schon wahrscheinlich genug, weil auch sie ein frei im Weltraume schwebender Körper ist, es erscheint uns als eine gebieterische Foderung des Gravitationsgesetzes, es ist neuerdings durch Beobachtungen in den Bewegungen der Sterne nachgewiesen, so gut wie die Bewegung der Erde um die Sonne. Wenn die Massenanziehung Das ist was sie ist, so müssen sich auch die großen Körper, die Sonnen des Weltraums, gegenseitig anziehen, und sich Bewegungen im Weltraume mittheilen. Daß in der That diese Weltkraft auch in der Sternenwelt waltet, Das haben die Doppelsterne wiederum thatsächlich gezeigt, von denen wir im nächsten Buche Mehres zu erzählen haben. Ohne Zweifel steht daher auch die Sonne mit den Sternen im Gravitationsverband. Das Wie desselben ist aber noch so gut als unbekannt, so manche Anhaltspunkte dafür auch bereits vorhanden sind..... Wie also der Mond um die Erde sich bewegt, und mit dieser um die Sonne dergestalt daß seine jährliche Laufbahn um die der Erde wellenförmig sich herumschlingt, nach entgegengesetzter Seite und von derselben abbiegend, so schlingt sich die Erdbahn um diejenige her in welcher die Sonne um einen noch unbekannten Mittelpunkt sich bewegt. Und so häufen sich überhaupt Umläufe auf Umläufe (epicykloidische Bewegung). Welch eine verwickelte Häufung von Umläufen bildet die Bewegung des einzelnen Erdortes, von welchem wir sofort den uns überhaupt zugänglichen Theil des Weltalls in der Vogelperspective aufnehmen wollen! So durchläuft z. B. Stuttgart täglich seine Parallele von ungefähr 4000 Meilen, legt täglich zugleich mit der ganzen Erde auf dem drittehalbhundert Millionen Meilen betragenden Weg um die Sonne ungefähr 300,000 Meilen zurück, überdies endlich mit dem ganzen Sonnensystem eine noch unbekannte Strecke um einen noch unbekannten Mittelpunkt. Wenn man schon Näheres hierüber behaupten zu können glaubte, wenn z. B. Struve angibt, die fortschreitende Bewegung des Sonnensystems betrage jährlich Etwas über 1⅓ Sonnenweiten oder zwischen 29 und 38 Millionen Meilen, oder wenn Mädler gar den Mittelpunkt nicht nur, sondern selbst die Umlaufszeit und die bewegende Kraft herausbringt, wonach die Sonne um den Centralstern Alcyone des Siebengestirns in einer Entfernung von 170 Sternweiten mit einer Geschwindigkeit von acht Meilen in der Secunde (doppelt so groß als die Geschwindigkeit der Erde um die Sonne) in der Zeit von mehr als 18 Millionen Jahren unter dem Einfluß einer anziehenden Kraft sich bewegt welche die der Sonne 117 Millionen mal übersteigt: so beruht Dies theils auf reinen Hypothesen, theils auf Ueberschätzung der vorliegenden astronomischen Beobachtungen, und verdient gar keinen Glauben."

Man sieht der Verf. ist für seine astronomische Aufgabe feurig begeistert; er redet eine frische, sehr entschiedene Sprache, welche sich um stilistische Feinheiten und um die rhetorischen Berechnungen so gut wie gar nicht kümmert. Die Sache beseelt ihn, sie gilt ihm Alles; die Form ist dem Zufall preisgegeben. Das Fehlende wird aber gewöhnlich den ältern gefeierten Naturforschern erst wichtig, und wenn, wie es wahrscheinlich ist, der Verf. noch in die hoffnungsvolle Classe der tüchtigen jungen Gelehrten gehört, so dürfte auch ihm die wichtige ergänzende Zeit schon noch kommen. Unser genialer Hum-

boldt weiß sein Wissen, mit dichterisch schönen Wortformen geschmückt, plastisch schön zu behandeln, ohne der wissenschaftlichen Schärfe auch nur ein Haar zu krümmen. Er kann auch hierin Vielen Vorbild sein.

Der zweite Theil dieses durch und durch sehr anziehend belehrenden Werks behandelt die Naturkunde vom Erdganzen. Auch hiervon mag Einiges hier Platz finden; wir wählen ein paar Worte über die Zunahme der Temperatur im Innern der Erde. „Die Veränderungen der Wärme, welche vom Stande der Sonne abhängen, erstrecken sich in den Boden hinein, aber bei zunehmender Tiefe mit immer kleinerm Spielraum, sodaß in einer gewissen Tiefe eine beständige Temperatur eintritt, welche von der senkrecht darüber an der Oberfläche herrschenden Mittelwärme wenig abweicht. Die Tiefe der beständigen Temperatur ist um so beträchtlicher, je größer der Spielraum der Wärme an der Oberfläche ist. Sie ist sehr gering am Aequator, wo überdies nur der tägliche Kreislauf größern Einfluß hat, und beträgt in unsern mittlern Breiten in der Regel 60—70 Fuß, und pflegt nach den Polen zu noch mehr zuzunehmen, sodaß also die Dicke der Schicht, in welcher die veränderlichen Temperaturen herrschen, vom Aequator nach den Polen zu wächst. Geht man von der Fläche der beständigen Temperatur welche die genannte Schicht unten begrenzt weiter einwärts, so nimmt die Temperatur mit der Tiefe zu, während sie für jede bestimmte Tiefe sich Jahr aus Jahr ein gleich bleibt, und zwar in unsern Gegenden etwa um 1° für jede 100—150 Fuß. Dies ist aber eine ungefähre Angabe, und die Tiefe ist nicht nur in verschiedenen Breiten verschieden, sondern auch bei einerlei Breite von mancherlei Umständen bedingt, wie von der Meereshöhe, von der Bodengestaltung, von der thermischen Natur der Felsarten. Auch darf man kaum voraussetzen, daß die Wärmezunahme mit der Tiefe gleichmäßig wachse, vielmehr drückt jene Angabe nur die Erfahrung darüber innerhalb der Schicht aus in welche wirklich eingedrungen ist, und weiterhin mag die Zunahme nach einem ziemlich andern Maßstabe vor sich gehen. Bei gleichmäßiger Zunahme wäre die Temperatur in einer Tiefe von sieben Meilen bereits dem Schmelzpunkte des Eisens und Basalts gleich, und man hat diejenige in welcher die meisten der bekannten Felsarten flüssig sein müßten zu höchstens 37 Meilen geschätzt, was erst den 23. Theil des Erdhalbmessers ausmacht."

Jetzt wollen wir nun auch von dem dritten Werk eine kleine Mittheilung machen. Wir nehmen Etwas aus der Geschichte der Erdformationen. „Wenn Sie nicht zu Wundern Ihre Zuflucht nehmen", sagt der Verf. im zweiten Briefe, „so können Sie gewiß nicht begreifen, daß Pflanzen welche die ungeheuern Ueberreste in den Steinkohlenlagern zurückgelassen haben in kurzen Zeiträumen gewachsen sein können, selbst wenn Sie das üppigste Tropenklima sich denken. Aber nicht etwa die Bildung der Steinkohlen, alle geologischen Bildungen weisen ohne Ausnahme auf große Zeiträume hin die dazu erfoderlich waren. Ueberall würden wir auf Wunder kommen, überall müßten wir annehmen, daß in der vorgeschichtlichen Zeit in einem Tage geschehen sei was jetzt kaum in Tausenden von Jahren vollbracht wird. Dies sind aber Vorstellungen welche sich mit dem steten, sichern Gange der Natur, mit dem auf unabänderliche Gesetze Gegründeten in ihr nicht einigen lassen. Wunder bleiben doch noch viel übrig. Die Erschaffung der Erde mit allen ihren Pflanzen, Thieren und Menschen, wie der todten Masse das Leben eingehaucht worden ist, und wie daraus jene Organismen hervorgegangen sind welche sie zu beherrschen vermögen, wie der erste Act der Schöpfung einer unorganischen Erde in dem Schaffen der Organismen unzählige mal sich wiederholt hat: alles Dies sind Dinge welche wir nicht begreifen, aber anstaunen müssen.... Sollte es mir geglückt sein Ihre Zweifel zu beseitigen, so darf ich vielleicht auf Ihre Nachsicht rechnen, wenn ich Ihnen ein kleines Rechenexempel in Beziehung auf die Bildung der Steinkohle vorlege. Betrug die Vegetation der Quantität nach zu der Zeit als die Pflanzen wuchsen, deren Reste wir jetzt in den Steinkohlenlagern begraben finden, ebenso viel wie heutzutage, so haben wir blos die Land- und Forstwirthe zu fragen, wie viel auf einer gewissen Fläche jährlich Getreide, Gras oder Holz producirt wird. Fragen wir dann die Chemiker, wie viel Kohlenstoff in diesen Producten enthalten ist, so läßt sich berechnen, welche Schicht dieser Kohlenstoff auf jener Fläche einnehmen würde, wenn die in einem Jahre gewachsenen Pflanzen statt geerntet zu werden durch Fäulniß zerstört würden, und ihren Kohlengehalt zurückließen, wie Dies bei den in der Dammerde begrabenen organischen Ueberresten wirklich der Fall ist. Die Chemiker erwidern uns, daß eine 100 Jahre auf demselben Boden fortdauernde Vegetation noch nicht eine Schicht von fünf Linien Höhe liefern würde. Berücksichtigen Sie, daß in manchen Gegenden oft eine große Zahl von mächtigen Steinkohlenlagern übereinanderliegen; berücksichtigen Sie ferner, daß die Pflanzenabdrücke im Steinkohlengebirge vortrefflich erhalten sind, daß mithin die Pflanzen unmöglich durch große Wasserfluten aus entfernten Gegenden herbeigeführt worden sein können, ohne auf ihrem Wege zerstört worden zu sein: so werden Sie die Annahme, daß die Pflanzen deren Ueberreste die Steinkohlen geliefert haben größtentheils da gewachsen sind, wo wir letztere finden, für sehr wahrscheinlich halten. Sie kennen die reichen Steinkohlengruben Saarbrückens aus den großen Massen Kohlen welche vor den benachbarten Gruben aufgespeichert sind. Nun dürfte Ihnen aber die Mittheilung bekannt sein, daß man dort durch bergmännische Ermittelungen 164 verschiedene übereinanderliegende Steinkohlenlager, welche zusammen eine Mächtigkeit oder Dicke von 338½ Fuß besitzen, kennen gelernt hat. Vollenden Sie nun das Rechenexempel. Eine Schicht Kohle von ungefähr fünf Linien Höhe wird durch das Wachsthum der Pflanzen in 100 Jahren erzeugt, wie viel Jahre sind erfoderlich, um eine Schicht Kohle von 338½ Fuß oder 48,744 Linien Mächtigkeit zu erzeugen? Sie werden staunen nahe einen Zeitraum von einer Million Jahre zu finden, welche erfoderlich waren durch Vegetation jenen 164 Steinkohlenlagern das nöthige Material zu ihrer Bildung zu liefern."

Man sieht, diese letztere Schrift verfolgt ihr Thema ebenso gründlich als leichtfaßlich, und bleibt dabei nie ermüdend langestehen. Sie besitzt vom Anfang bis ans Ende eine interessante Frische, wodurch sie sich viele Leser gewinnen und auf die Dauer erhalten wird, wenn sie sich, wie wir recht aufrichtig wünschen, auch noch weit über dies erste Bändchen erweitern sollte.

41.

Miscellen.

Erfüllung.

Als der nachmalige Kaiser Karl V. am 24. Febr. 1500 zu Gent geboren, daselbst im März getauft ward und dabei mit vielen und kostbaren Geschenken bedacht worden war, offerirte ihm der Klerus, der auch Pathenstelle zu verrichten hatte, eine vollständige, kostbar eingebundene Bibel Alten und Neuen Testaments, auf deren Einbande mit goldenen Buchstaben gedruckt war: Scrutamini Scripturas, Joh. 5, 39. Unwissend hat dadurch der Klerus wie Kaiphas, Joh. 11, 51, geweissagt, da es unter Karl's V. Regierung wieder aufkam in der Schrift zu forschen, nachdem sie vorher Jahrhunderte hindurch war vernachlässigt worden.

Der richtige Bescheid.

Christian Thomasius führt den Fall an, daß Jemand bei finsterer Nacht eine Maulschelle bekommen und darüber Klage angestellt habe mit dem Begehren, daß der Beschimpfer, welchen er nicht erkannt hätte, edictaliter citirt werden möchte. Bei der Universität Leipzig, wo er sich Raths erholte, gab man ihm den Bescheid: „Habt Ihr eine Maulschelle bekommen und wisset nicht wer sie Euch gegeben hat, so seid Ihr schuldig solche zu behalten."

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

# Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 100. —— 26. April 1849.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Dritter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 99.)

Bei einem abscheulichen Wetter geht es durch Dick und Dünn auf Thionville zu. Packwagen hat man nicht — und Chateaubriand hat Hunger. Als man bei einem Garten vorbeikommt, schlägt er sich mit seiner Mousquete, damit sie doch zu Etwas gut sei, zwei Birnen ab; aber die Disciplin ist streng, und in Kälte und Schmuz muß er eine Strafwache thun. Das Leben ward täglich beschwerlicher; es fehlte oft an dem Nöthigsten; die ganze Schar erhielt ja von den Prinzen absolut Nichts, und neben diesem darbenden Lager bestand ein reiches und glänzendes, das Lager der Herren von Brüssel. Chateaubriand hat den Muth verloren; er glaubt nicht mehr daran, daß man siegen und die Revolution „in aller Eile" unterdrücken könne. Er hat die alten, reichen Don Quixote gesehen, die das große Wort führen und 50 Patrioten in die Flucht schlagen wollen, von ihnen war Nichts zu erwarten.

Unbesiegt — keine Maus war ihnen unterwegs entgegengetreten — kamen sie nach Thionville, wo die Gefechte begannen. Chateaubriand mußte mit Schanzarbeiten thun, eine um so beschwerlichere Arbeit, als es an Schubkarren fehlte, und der Sand in den Kleidern fortgetragen werden mußte. Auch an Streifzügen und Ausfällen nahm er Theil, und bei diesen kam es nicht selten vor, daß die Parteien jede Einen zum Zweikampf stellten, und die Uebrigen ruhig dem Kampf zuschauten. In den Wäldern traf er oft auf Heiligenbilder; vor den Statuen der Jungfrau knieten die Bedrängten und Unglücklichen. Einmal kam eine ganze Gemeinde mit ihrem Geistlichen gezogen, um ihren Heiligen mit Blumen zu bekränzen. Der alte Kriegssoldat Gottes war blind, und er, der im ewigen Dunkel der Nacht befangen war, segnete das Licht.

Die eigentliche Erholung des Lagers war der Victualienmarkt, die Verkaufsreihe der Marketenderinnen. Man hatte sich allmälig an Entbehrungen gewöhnt und war glücklich, singend, lachend und schwatzend beim auflodernden Feuer auf schmuzigem Boden sitzen zu können. Ein gewisser Dinarzade, ein häßlicher Mensch der sich in alle Schenkmädchen verliebte und seine immer geläufige Unterhaltung nur auf Augenblicke unterbrach wenn er eine Bratwurst verzehrte oder seine Pfeife anbrannte, erzählte da gräßliche Geschichten vom „grünen Ritter" aus den Zeiten König Johann's, und wenn er geendet hatte, brach ein wahrer Lärmsturm los, und die Marketenderinnen flohen erschreckt. So einen Abend schildert Chateaubriand mit dramatischer Lebendigkeit, und man weiß nicht, soll man sich an der prahlenden Trivialität Dinarzade's oder an der hübschen Erzählung unsers Dichters mehr ergötzen.

Als es endlich zu einem Angriff auf Thionville kam, hatte Chateaubriand bei einer Laffette Wache, und von Müdigkeit erschöpft schlief er ein. Eine Verwundung am Bein machte ihn munter: das Stück einer Granate hatte ihn gestreift. Er band sein Schnupftuch um den Schenkel, und mußte darauf und in solchem Zustande die Mühen eines dreitägigen Marsches tragen. Die Belagerung von Thionville ward aufgehoben, und bald zerstreute sich das Heer der Prinzen. Chateaubriand hatte Fieber und konnte sich mit seinem beschädigten Beine kaum aufrecht erhalten; dazu bekam er noch die Blattern, und in diesem Zustande sollte er bis nach Ostende laufen, bis zu den Schiffen, bis an den Meeresstrand!

Jetzt fangen Schicksal und Chateaubriand wieder an zu dichten, und ein Märchen, eine Homer'sche Sage, tritt als Wirklichkeit vor die betroffenen Sinne des Lesers. Jetzt geht es in ein Abenteurerleben, des Odysseus würdig, und es hat in der That seinen großen Sänger gefunden in Chateaubriand selbst. Der arme, kranke Emigrant, der sich auf Krücken stützen muß, zieht in den Ardennerwald und lebt da bei Zigeunern, und verträumt seine Schmerzen und sein Unglück. Das ist ein kleiner Roman den wir da lesen, und darin finden wir so viele Poesie und eine immer entzückende Originalität der Naturschilderungen!

In Arlon nahm Chateaubriand für vier Sous einen Bauernwagen an. Als dieser ihn absetzte, und ihm auf einem Steinhaufen Zeit zur Ueberlegung blieb wie er weiter kommen sollte, fühlte er sich wohler. Die Wunde wusch er sich an einem Waldquell ab, und eine mildthätige Bauersfrau gab ihm in ihrer Scheune ein Plätzchen zum Nachtlager. Er hatte Nichts gegessen, aber Das kümmerte ihn wenig; er schlief gut und kaute am

folgenden Morgen ein Stück Schwarzbrot, das ihm herrlich schmeckte. Hier drängt uns Chateaubriand wirklich zur Bewunderung seines Heroismus, mit dem er körperlichen Schmerz und jede Entbehrung trug. Ein Liedchen trällernd zieht er seines Wegs weiter, und er ist so lustig und gedankenlos, daß er nicht selten auf die Nase fällt. Nach einem beschwerlichen Marsche stößt er eines Tags auf eine Zigeunerfamilie, die in Gesellschaft von einem Esel und zwei Ziegen an einem Feuer von Haidegestrüpp lagert. Seine Ermattung war so groß, daß er vor ihren Augen zusammensank.

Eine junge, lebhafte, brünete und zerlumpte Frau sang, sprang und drehte sich im Kreise, und dabei hielt sie ihr Kind quer über ihre Brust wie eine Leier, mit der sie sich zum Tanze aufspielen wollte. Sie setzte sich mir gerade gegenüber auf die Fersen, betrachtete mich neugierig bei dem Lichte des Feuers, nahm meine matte Hand, mir die Zukunft zu prophezeien, und bat dafür um einen „kleinen" Sou; Das war zu theuer! Man konnte schwerlich geschickter, höflicher, erbarmenswerther sein als meine Sibylle aus den Ardennen. Wenn mich diese Nomaden, deren würdiger Sohn ich hätte sein können, verlassen haben, weiß ich nicht; als der Morgen dämmerte und ich aus meiner Erstarrung aufwachte, waren sie fort. Meine gute Prophetin war mit dem Geheimniß meiner Zukunft entschwunden, aber für meinen „kleinen" Sou hatte sie mir wenigstens einen Apfel unter den Kopf gelegt, mit dem ich meinen Gaumen erfrischen konnte. Ich schüttelte mich wie Jeannot Lapin unter Thymian und Thau, aber ich konnte weder gehen noch laufen, noch wie er große Fahrten machen. Nichtsdestoweniger wusch ich mich, in der Absicht „Auroren meine Aufwartung zu machen": sie war sehr schön und ich war sehr häßlich; ihr rosiges Antlitz strahlte von Gesundheit, sie befand sich besser als der arme Kephale von Armorica. Obwol Beide jung, waren wir doch schon alte Freunde, und ich bildete mir ein, daß ihre Thränen heut meinetwegen flössen.

Ich vertiefte mich im Walde und war nicht allzu traurig; die Einsamkeit hatte mich mir selbst wiedergegeben. Ich sang die Romanze vom armen Gazotte:

> Tief drinnen im Ardennerwald,
> Da steht ein Schlößlein auf der Höh'.

Ließ nicht im Thurme jenes Gespensterschlosses Philipp II. meinen Landsmann, den Capitain La Noue, der eine Chateaubriand zur Großmutter hatte, einsperren? Philipp wollte den berühmten Gefangenen freilassen, wenn er in seine Blendung willige. La Noue war in der That bereit dazu, so gern wollte er wieder in seine liebe Bretagne! Ach, auch ich theilte seine Sehnsucht, und zur Blendung brauchte ich weiter Nichts als das Uebel mit dem mich Gott in seiner Weisheit gezüchtigt hatte. Ich werde nicht dem „Sire Enguerrand, der aus Spanien kommt", begegnen, wol aber armen Teufeln, fremden Hausirern, die wie ich ihren ganzen Reichthum auf dem Rücken tragen. Ein Holzhauer in Filzschuhen kam in das Gehölz; er hätte mich für einen dürren Ast halten und abhauen sollen. Einige Krähen, Goldammern, Lerchen, große Finken liefen bunt über den Weg, oder sie setzten sich unbeweglich auf die Steinschichten und betrachteten aufmerksam den Sperber, der sich am Himmel in einem Kreise drehte. Mitunter vernahm ich den Hörnerton des Sauhirten, der seine Schweine und ihre Jungen zur Eichelmast rief. Ich ruhte in der Rollhütte eines Schäfers aus, und fand in derselben als Herrin eine Katze, die mir tausend liebe Zärtlichkeiten erwies. Der Schäfer selbst befand sich weiter unten mitten auf der Weide, seine Hunde saßen in bestimmten Zwischenräumen um die Schafe herum. Am Tage pflückte dieser Hirt Haidekräuter, er war ein Arzt und Hexenmeister; des Nachts beobachtete er die Sterne, er war ein Schäfer aus Chaldäa.

Eine halbe Meile höher hinauf machte ich in einem Hirschstand Halt: Jäger zogen vorüber, eine Quelle sprang zu meinen Füßen. Tief unten, auf dem Grunde dieser Quelle, sah einst Roland einen krystallenen Palast voll Herren und Damen. Wenn der Paladin, der die funkelnden Najaden fand, wenigstens Bride-d'Or an dem Rande der Quelle zurückgelassen oder Shakspeare mir Rosalinde und den verbannten Herzog geschickt hätte, Beide würden mir sehr hülfreich gewesen sein.

Als ich zu Athem gekommen war, setzte ich meinen Weg weiter fort. Meine schwachen Gedanken schwammen in einer leeren Unbestimmtheit, die doch nicht ohne Reiz war. Meine alten Phantasiegebilde umschwirrten mich und riefen mir Lebewohl zu. Ich hatte keine Erinnerungskraft mehr, sondern erblickte nur in weiter Ferne die luftigen Gestalten meiner Aeltern und Freunde, mit unbekannten Bildern vermischt. Wenn ich mich auf einen Stein am Wege niederließ, glaubte ich bekannte Gesichter, die mir freundlich zulächelten, auf der Schwelle von weit auseinanderliegenden Hütten, in dem blauen Rauch der Essen, in den Wipfeln der Bäume, in dem durchsichtigen Schimmer der Wolken und in den Lichtgarben der Sonne wiederzuerkennen, die ihre Strahlen wie einen goldenen Rechen über das Haidekraut warf. Das waren die Erscheinungen der Musen, die dem sterbenden Dichter beistehen wollen. Mein Grabhügel, aufgerichtet mit den Plectren ihrer Leiern unter einer Eiche des Ardennenwaldes, würde dem Krieger und dem Wandersmann wohl gefallen haben. Feldhühner, die sich in das Lager eines Hasen verirrt hatten, machten unter den Weidenbäumen mit den Insekten um mich herum ein leises Geräusch: ihr Leben war ebenso sorglos, ebenso unbekannt wie das meine. Fort konnte ich nicht mehr; ich fühlte mich sehr krank; die Blattern traten zurück und drohten mich zu ersticken.

Gegen das Ende des Tags legte ich mich mit dem Rücken auf die Erde in einen Graben. Den Sack, in welchem „Atala" war, benutzte ich zum Kopfkissen; meine Krücke lag an meiner Seite. Meine Augen waren auf die Sonne geheftet, deren Blicke mit die meinigen verschieden. Mit der ganzen Innigkeit meines Gedankens begrüßte ich den Stern der meine erste Jugend in den heimatlichen Steppen beschienen hatte. Wir gingen zusammen zur Ruhe; er, um sich um so glänzender wieder zu erheben, und ich, um wahrscheinlich nie mehr zu erwachen. Ich ward ohnmächtig in einer religiösen Stimmung, das letzte Geräusch was ich vernahm war eines Dompfaffen Gepfeife und der Fall eines Blattes.

Ziemlich zwei Stunden mochte ich so in Ohnmacht gelegen haben als die Bagagewagen des Fürsten von Ligne vorüberfuhren. Einer der Fuhrleute hielt an, um sich ein Birkenreis abzuschneiden, und strauchelte über mich ohne mich zu sehen. Er hielt mich für todt und stieß mich mit dem Fuße an, da gab ich ein Lebenszeichen von mir, und er rief seine Kameraden herbei, die mich mit einem instinctartigen Mitleiden auf den Wagen legten. Das Rütteln desselben erweckte mich wieder; ich konnte meinen Rettern erzählen, daß ich ein Soldat von der Armee der Prinzen sei, und konnte sie unter Versprechung eines Lohnes bitten, daß sie mich mit nach Brüssel nähmen. „Gut, Kamerad", entgegnete Einer von ihnen; „aber du mußt in Namur aussteigen, denn es ist uns verboten Jemand aufzunehmen. Auf der andern Seite der Stadt steigst du wieder ein." Ich verlangte zu trinken, und schlürfte einige Tropfen Branntwein, welcher die äußern Zeichen meiner Krankheit wieder heraustrieb und meiner Brust auf einen Augenblick Erleichterung schaffte. Die Natur hatte mich mit einer ganz besondern Kraft ausgerüstet.

Ungefähr um 10 Uhr früh kamen wir in den Vorstädten von Namur an. Ich stieg ab und folgte den Wagen aus der Ferne, bald verlor ich sie aber aus dem Gesicht. Am Eingange der Stadt ward ich angehalten, und während man meine Papiere untersuchte setzte ich mich unter das Thor. Als die Wachsoldaten meine Uniform erblickten, boten sie mir ein Stück Commißbrot an, und der Corporal reichte mir in einem blauen

Glase gepfefferten Branntwein. Ich machte einige Umstände aus dem Becher der kriegerischen Gastfreundschaft zu trinken, aber er rief zornig: „Ei, so trink doch!" und begleitete diesen geschärften Befehl mit einem „Sacrament der Teufel!"

Mein Marsch durch Namur war sehr peinlich; ich ging vorwärts, indem ich mich an die Häuser anhielt. Die erste Frau die mich erblickte trat aus ihrem Laden, gab mir mit mitleidiger Miene den Arm, und unterstützte mich in meinem schleppenden Gange. Ich dankte ihr, und sie erwiderte: „Nein, nein, Soldat." Bald liefen andere Frauen herbei und brachten Brot, Wein, Früchte, Milch, Brühe, altes Leinenzeug und Kleidungsstücke. „Er ist verwundet", sagten die Einen in ihrem französisch-brabantischen Patois; „er hat die Blattern", riefen die Andern, und entfernten die Kinder. „Aber, junger Mann, Sie können ja nicht gehen; Sie sterben! Bleiben Sie doch im Spital!" Sie wollten mich wirklich ins Spital führen, lösten sich dabei von Hausthür zu Hausthür ab, und brachten mich so bis an das Stadtthor, vor dem ich die Bagagewagen wiederfand.

Die Frauen von Namur halfen mir noch in den Wagen, empfahlen mich dem Fuhrmann und nöthigten mir eine wollene Decke auf. Die Leute des Fürsten von Ligne setzten mich vor Brüssel wieder auf der Heerstraße ab, und schlugen meinen letzten Thaler nicht aus.

In Brüssel mochte mich kein Gastwirth aufnehmen. Der Ewige Jude, der Orestes der Volkssage, den das alte Volkslied in diese Stadt kommen läßt:

Als er war nun in der Stadt
Brüssel in Brabant u. s. w.

würde besser aufgenommen worden sein, denn er hatte immer fünf Sous in der Tasche. Ich klopfte an die Thüren; man öffnete, aber wenn man mich sah, hieß es: „Fort, fort!" und man schlug mir die Thür wieder vor der Nase zu. Selbst aus einem Kaffeehause vertrieb man mich. Meine Haare hingen um das bartige Gesicht, das Bein hatte ich in ein Bund Heu eingewickelt, über meine zerrissene Uniform trug ich die wollene Decke der Frauen von Namur, die ich wie einen Mantel am Halse zugebunden hatte. Der Bettler in der „Odyssee" war unverschämter, aber nicht so arm wie ich.

Und dieses Bild des Jammers, das auf der Landstraße schläft und von den Thüren wie ein Besessener zurückgestoßen wird, ist der gefeierte Dichter Frankreichs, der nachmalige Minister Ludwig's XVIII. Er hat sein Vermögen verloren, er lebt von der Wohlthätigkeit barmherziger Frauen, und wird in den nächsten Wochen Bruder und Verwandte sterben sehen. Aber seine leicht aufregbare Natur, die den Zustand der Trostlosigkeit verschlimmern sollte, macht diesen gerade leichter, erträglicher; seine Seele lebt getrennt von diesem geplagten Körper und schafft sich ihre eigenen Freuden. Die Einsamkeit bevölkert sie sich und das Alltägliche erhebt sie zum Genuß! Darin treffen die Dichter aller Zeiten zusammen, mögen sie sich sonst auch noch so fern stehen. Sie lesen im Waldesrauschen und hören im Vogelgesang eine geheimnißvolle Sprache, und vor ihren Augen hebt die Natur manchen Schleier zurück. Es ist ein bevorzugtes Volk das der Poeten, manche ungekannte Trostquelle fließt ihnen im Herzen, und deshalb sind sie auch so stark und so muthig die Spaziergänger aller Jahrhunderte, nach Syrakus oder sonst wohin. Man kann einen Augenblick an „König ist der Hirtenknabe" denken, wenn man vom Schäfer des Ardennerwaldes liest, der am Tage Haidekraut pflückt, ein Arzt und Hexenmeister, des Abends aber in die Sterne schaut, ein Schäfer aus Chaldäa; aber der letzte Eindruck verwischt doch den ersten, und das classische Waldbild hält sich ohne Vergleich, ohne Reminiscenz vor der Seele. Nur bei dem Hörnerton des „Sauhirten" wird eine Homer'sche Erinnerung wach.

Chateaubriand ist von Gasthaus zu Gasthaus gelaufen und überall abgewiesen worden; da will er es denn noch einmal versuchen in dem Hôtel, wo er bei seiner Herreise zur Campagne mit seinem Bruder gewohnt hat. Welcher Unterschied zwischen dem Damals und Jetzt, und lohnte dieses Jetzt den weiten Weg aus dem Urwalde und aus der Atmosphäre der Floridianerinnen? Mit einem Wagen trifft Chateaubriand an der Thür des Hôtels zusammen, und den Kutschertritt herunter hüpft — sein Bruder. Beide erkennen sich kaum: der Eine ist zu schwach, der Andere zu erschrocken. Noch immer, auch einer vollen Börse gegenüber, weist der Wirth den Zerlumpten und Kranken zurück, und dieser muß schließlich mit dem Kämmerchen eines Friseur zufrieden sein. Während ein Arzt seine Krankheit besichtigt hört er mit Schauder die Ereignisse des 10. August und des Septemberblutbads; als er von seinem Bruder scheidet, verschwimmen dessen Züge vor seinen Augen; im Friseurkämmerchen zu Brüssel hat er ihn zum letzten male gesehen.

Chateaubriand eilte, sobald es ging, nach Jersey, und überließ sich hier vier Monate lang der treuen Pflege seines Onkels. Eines Morgens — es war Ende Januar 1793 — trat dieser in feierlicher Haltung und ganz schwarz gekleidet an sein Lager, er brachte die Nachricht von dem Tod Ludwig's XVI. Chateaubriand war nach Dem was er bereits wußte nicht erstaunt, er hatte es so kommen sehen. In der That gehörte auch wenig Divinationsgabe dazu.

Mit der Gesundheit kehrte die gute Laune zurück in den kleinen Kreis des Onkels Bedée. Man dachte an alte Freunde und an altes Glück, und war genügsam genug die Gegenwart an der Erinnerung zu erwärmen. Auch manche drollige Eigenthümlichkeiten im Hauswesen gaben Stoff zum Lachen, und so war man immer heiter und vergnügt. Einen großen häßlichen Hund, der alle Welt biß, hatte sich die alte Tante Bedée zum Gegenstande ihrer Zärtlichkeit ausersehen. Die Cousinen mochten das räudige Thier nicht leiden und schafften es fort. Frau v. Bedée war über diesen Verlust außer sich, aber sie suchte und fand endlich Trost in dem Gedanken, englische Offiziere hätten Azor aus Entzücken über seine Schönheit gestohlen, und dieser schmause jetzt mit Ehren überhäuft an reichbesetzten Tafeln in irgend einem alten Schlosse der drei Königreiche. Die arme Tante!

Aber auch hier wie überall in der Familie drängte sich Noth und Geldmangel ein. Chateaubriand mußte auch aus diesem Kreise scheiden: im Onkel Bedée sagte er seiner Familie Lebewohl. Nicht Mutter, nicht Schwester, Keinen von seinen Lieben sollte er wiederfinden im

Leben, und auch von Gesril, den er auf dem Ueberfahrtsschiffe trifft, trennt ihn das Schicksal für immer. Als eine Waise zog er nach Englands Hauptstadt. Und 29 Jahre später wird am 5. April in Dover ein Schiff mit Kanonenschüssen empfangen; das Volk läuft herbei, und eine Ehrenwache begrüßt den erlauchten Ankömmling. Das ist der arme Emigrant von 1793, jetzt Pair von Frankreich und Gesandter des Königs Ludwig bei Sr. britischen Majestät. Ist Das nicht ein Roman und dazu ein recht abenteuerlicher?

(Der Beschluß folgt.)

Das „Athenaeum" über Ludwig Hahn.

Das von Ludwig Hahn in Breslau erschienene Werk: „Das Unterrichtswesen in Frankreich, nebst einer Geschichte der pariser Universität", findet im „Athenaeum" folgende Beurtheilung. „Der Zeitlauf ist diesem Buche gewissermaßen ungünstig gewesen. Es behandelt mit rühmlichem deutschen Fleiße einen Gegenstand dessen hohe Bedeutung nirgend tiefer empfunden wird als in Deutschland. Der Verf. welcher Geistlicher ist, und vor der jüngsten Revolution als Hofmeister in Paris lebte, setzte seine dortige Muße an Lösung einer Aufgabe, die bisher für ernst genug gegolten die ganze Zeit eigens dazu berufener und mit allen amtlichen Hülfsmitteln versehener Männer auszufüllen. Er unternahm auf französischer Erde Marte proprio was Cousin im Auftrage einer Regierung durch seinen berühmten Bericht über das deutsche Schulwesen gethan, und die Leistung des fleißigen Privatmannes braucht mit der des Staatsbevollmächtigten keinen Vergleich zu scheuen, wenigstens nicht in Betreff allseitiger Bewältigung ihres Gegenstandes und des Umfangs aller wesentlichen Einzelheiten desselben. Auch die vom Verf. aus seiner weiten Forschung gezogenen Schlüsse verdienen mehr als flüchtige Beachtung. Sie sind verständig und maßhaltend, Ausspruch eines ungewöhnlich kräftigen Geistes, der mit Eifer und Ernst die Grundsätze des Erziehungswesens und alles dahin Einschlagende studirt hat. Natürlich betrachtet der Verf. Alles, vom Standpunkte deutscher Bildung. Dies kann jedoch an und für sich kaum ein Nachtheil heißen, da die Wichtigkeit des Themas nirgend so voll erkannt worden ist wie in Deutschland, und da die Lehren des Unterrichtswesens — als eigene Wissenschaft und sittlicher Hebel — nirgend ernster geprüft und wir können wol sagen in gewissen Beziehungen mit gleicher Liberalität verwirklicht worden sind. Gibt es überhaupt ein Thema, zu dessen Behandlung ein Deutscher vorzugsweise befähigt erscheint, so ist es die Philosophie des Lehrens. Während aber der Verf. vorliegenden Versuchs mit der tiefen Erkenntniß und der gereiften Erfahrung seines Geburtslandes an seine Arbeit gegangen, hat weder diese noch jene bei Beurtheilung ausländischer Institutionen ihn vorschnell oder anmaßend gemacht. Alles zusammengenommen flößt die Prüfung seines Werks uns hohe Achtung gegen ihn ein. Er hat das Material eines weitschichtigen Gegenstandes mit Fleiß gesammelt, und das reichlich Eingetragene klar und zweckgemäß geordnet, seine Bemerkungen haben nicht den widrigen Beigeschmack nationaler Vorurtheile, und seine freisinnigen und keineswegs alltäglichen Ansichten fodern unsern Beifall. 2.

Bibliographie.

Friedländer, S., Geschichte des israelitischen Volkes von der ältesten bis auf die neueste Zeit. 4tes Heft. Leipzig, Jurany. Gr. 8. 15 Ngr.

Der Führer für Auswanderer nach Californien, Port-St. Franzisco und dem Sacramentofluß an der Westküste von Amerika. Officielle und neueste Correspondenz-Nachrichten über die daselbst neu entdeckten und überaus reichen Gold-Minen und Gold-Regionen; Beschreibung des Landes, dessen glückliche Lage rc., nebst einer Liste aller Handelsartikel und deren Steuern, welche zu enormen Preisen gegenwärtig dort Absatz finden. Mit 1 Charte, auf welcher alle Routen dahin genau angegeben sind und einer getreuen Ansicht von Port-St. Franzisco. Aus dem Englischen. Leipzig, Armbruster. Gr. 8. 15 Ngr.

Geibel, E., Gedichte. 14te. Auflage. Berlin, A. Duncker. 16. 1 Thlr. 24 Ngr.

Kottenkamp, F., Die neuesten Weltbegebenheiten. Nach authentischen Quellen bearbeitet. 9ter Theil: Deutschland in seiner Erhebung. Stuttgart, Scheible, Rieger u. Sattler. 1848. 8. 5 Ngr.

Leuthy, J. J., Die neuesten Kriegsereignisse in der Schweiz veranlaßt durch die Berufung der Jesuiten nach Luzern und den im Bade Rothen gestifteten Sonderbund der Kantone Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Freiburg und Wallis. Geschichtlich-militärisch dargestellt. Mit den Bildnissen von Dufour, Frei-Herose und Ochsenbein. Zürich, Leuthy. Gr. 8. 1 Thlr. 6 Ngr.

Zacharias, M., Waldeck's Leben, Thätigkeit und Charakter nebst seinen sämmtlichen Reden in der Nationalversammlung und vor den Wahlmännern. Ein aus sichern Quellen geschöpfter Beitrag zur neuern Geschichte Preußens. Mit Waldeck's Portrait und Facsimile. Berlin, L. Schlesinger. Lex.-8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Brome, F., Kurzgefaßte Geschichte und Beschreibung von Australien. Zugleich ein Leitfaden für Auswanderer, nebst Belehrungen wegen Ueberfahrt rc. Bautzen, Reichel. 8. 5 Ngr.

Die Grundrechte des deutschen Volkes. Sammt dem Einführungsgesetze. Mit einer Ansprache an die Volks-Vereine von A. Weisser. Stuttgart, Expedition der Vereinsblätter. 16. 1½ Ngr.

Hilgard d. Aelt., T., Fünf Paragraphen über Deutschlands National-Einheit und ihr Verhältniß zur Freiheit. Zweibrücken, Ritter. Gr. 12. 5 Ngr.

Hirzel, J., Alles ist euer, Synodalpredigt über 1. Cor. 3, 21—23, gehalten den 7. Novbr. 1848. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 3½ Ngr.

Lüpschütz, J., Das Gebet der Preußen vor Gott. Predigt, gehalten am 25. Febr. 1849 in der Synagoge zu Landsberg a. d. W. Landsberg, Volger u. Klein. 8. 2½ Ngr.

Motion des Abgeordneten Schwindelreich: „Es möge die hohe Kammer zu Protokoll erklären, daß der liebe Gott als Weltenkönig, sein Ministerium die sieben Erzengel und seine Weltregierung das Vertrauen des Volks nicht mehr besitzen." Frankfurt a. M., Brönner. 8. 2 Ngr.

Rost, A. F. G. E., Das Wesen der Wiedererstattung (Restitution) und der christlichen Genugthuung in zeitgemäßer Form besprochen. Als Sendschreiben geeignet für die Antragsteller zur Ausweisung der Jesuiten und Redemptoristen. Prag, Gr. 8. 8 Ngr.

Schnüffler, A., Der passive Widerstand der Berliner oder Karline hat Schuld! Eine unpolitische Kneipen-Scene. Berlin, Hopf. 1848. 4. 1½ Ngr.

Tempesta, J., Preußens Verdienste um Kaiser und Reich. Historische Darstellung zur Würdigung seiner Ansprüche in der Oberhauptsfrage. Regensburg, Manz. Gr. 8. 10 Ngr.

Wachenhusen, F., Die Stellung der Kirche zum Staate oder die alten Saiten und der neue Ton! Nebst einem Anhang: über das unveräußerliche Recht der Glaubensfreiheit. Neustrelitz, Barnewitz. Gr. 8. 10 Ngr.

Wappäus, Einige Andeutungen über Wahlrecht und Wahlverfahren. Eine Anzeige von Fr. Bülau's „Wahlrecht und Wahlverfahren". Göttingen, Dieterich. Gr. 12. 6 Ngr.

Worte am Grabe des seligen Prof. Dr. J. C. v. Orelli. Zürich, Meyer u. Zeller. Gr. 8. 7 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 101. — 27. April 1849.

Die Denkwürdigkeiten Chateaubriand's.

Dritter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 100.)

Chateaubriand kam wieder krank in London an; er litt namentlich auf der Brust, und die Aerzte prophezeiten ihm einen baldigen Tod. Er trug diese Verkündigung so ruhig wie ein Mensch, der eben Nichts zu verlieren hat. Der Emigrant hatte unter die Waffen zurückkehren wollen; allein sein siecher Körper machte ihm die Ausführung seines Plans unmöglich. Subsistenzmittel mußten gewonnen werden, und so war eine recht äußerliche Mahnung die erste Anregung zu dem „Essai historique"; die Wahl jedoch gerade dieses Stoffs, über die sich Chateaubriand nicht weiter ausspricht, drängt auch unzweifelhaft auf innere Motive hin. Der junge Autor hatte zur Zeit nur seinen Träumen, seinen gehätschelten Gedanken oder einem traditionnellen Tagewerke gelebt; in die Welt hinausgeworfen, in die Geschichte, deren Wellen ihn zu verschlingen drohten, mußte er sich nach einem Anhaltspunkte umsehen, wenigstens nach einem Steuerruder, und die versuchte Umformung von Meinungen und Ansichten zu allgemeinern Gesichtspunkten und Principien war gewiß ein höchst geeignetes Mittel. Dazu kam das Zeitgemäße des Stoffs: ein geschichtlicher Versuch über die Revolutionen mit Rücksicht auf die neueste Geschichte von Frankreich konnte ein Publicum, eine allgemeine Theilnahme voraussetzen. „Das ist ein herrlicher Gedanke", rief Pelletier, der Verf. des „Salvum fac regem, domine", als er Chateaubriand's Absicht erfuhr, und er ging dem Heimatlosen wenigstens insofern freundlich an die Hand, als er ihm bei dem Drucker Baylie ein Logis und eine schwache Erwerbsquelle verschaffte. Am Tage arbeitete Chateaubriand an Uebersetzungen aus dem Lateinischen und Griechischen, und des Nachts führte er seinen „Essai historique" fort mit Ausdauer und Fleiß. Blieb ihm eine Stunde frei, so las Hingant, dessen Bekanntschaft er auf dem Meere gemacht hatte, ihm seine Romane vor, oder er lief auf den Straßen umher und dichtete Träume, Liebe und Glück. Der Eindruck von Westminster ging bis zum Grund seiner Seele: er war hier in eine Schattenwelt versetzt, die seine Phantasie mit Fleisch und Blut bekleidete. Karl I., dessen Gebeine nicht hier ruhten, erinnerte ihn an Ludwig XVI. und das blutende Vaterland, und er pflegte den lieben Schmerz um Heimat und Freunde. Eines Tags hielten ihn seine Gedankenausschweifungen so gefangen, daß er das Schließen der Thüren überhörte und allein zurückblieb in diesem Todesgarten der Könige. In der Stille der Nacht hörte er, wie aus einer andern Welt, nur das ferne Rollen der Wagen und den dumpfen, langsamen Glockenschlag; aus der Finsterniß leuchteten die alten Steinbilder hervor, die Erinnerungsstriche verklungener Jahrhunderte, und sahen mit Grimm wie ein Lebendiger in der Einbiegung eines großen, marmornen Todtentuchs sich ein Lager bereitete. Da wird plötzlich ein mit einem Papierblatt verdecktes Licht sichtbar, und durch die Stille der Nacht klingt das Geräusch eines Kusses, während die Uhr eins brummt. Chateaubriand faßt sich Muth dem Spuk ins Auge zu schauen: er sieht die erschrockene Tochter des Glöckners, die ihn aus dem unfreiwilligen Grabe befreit; Dankbarkeit gegen seine Retterin bestimmt ihn nicht nach dem Kusse zu fragen.

Das war für die Umstände ein ganz leidliches Leben, mühevoll, aber doch zu tragen. Baylie fing den Druck des „Essai historique" an, und Chateaubriand verabredete mit Hingant eine zweite Nachtpartie nach den Gräbern und zu der hübschen Schließerin von Westminster. Da hörten plötzlich die Uebersetzungen auf und mit ihnen die Subsistenzmittel; unerwartet und doppelt drückend kam eine neue Zeit der Noth. Alles mußten die beiden Freunde entbehren, und um ihren kläglichen Zustand zu verbergen, tranken sie das heiße Wasser das man ihnen zum Theekochen brachte ohne Thee, und legten ein Stück Brot, von dem sie Nichts aßen, als Schaustück dazu. Chateaubriand trug Tage lang den gräßlichsten Hunger, und sah mit gierigem Blick oft ganze Stunden in die gefüllten Fleischläden. Als er sich eines Morgens zu Hingant schleppte, klopfte er anfangs eine Weile vergebens an die Thür. Endlich wurde ihm geöffnet, und sein Freund sagte ihm mit lächelnder Miene: „Das Frühstück wird gleich kommen." Chateaubriand blickte voll Erstaunen auf Hingant; sein Ueberrock war blutig, Hingant hatte einen Stich in der linken Seite, den ein herbeigerufener Arzt für gefährlich erklärte. Das gab den Ausschlag: Chateaubriand

enthüllte nothgedrungen Hrn. v. Barentin die Lage seines armen Freundes; zu gleicher Zeit empfing er von seinem Onkel Bedée 40 Thaler. Chateaubriand würde gejubelt haben bei dieser unerwarteten Hülfe, wenn nicht ein trüber Gedanke seine Freude gestört hätte: der letzte Heller der Gefangenen in Frankreich nährte den exilirten Franzosen.

Hingant war von seinen Aeltern aufs Land gebracht worden, Chateaubriand bezog eine ärmlichere Wohnung. Sein Bett bestand aus einer schlechten Matratze und einer Decke; wenn es kalt war, nahm er seinen Rock zu Hülfe, um sich zu wärmen. Sein Cousin de la Bouëtardais war Schulden halber aus einem „irländischen Loche" verjagt worden, und kam um ihm Gesellschaft zu leisten. Er brachte ein Gurtbett mit, was er von einem Vicar aus der Niederbretagne geliehen hatte; ein Schnupftuch besaß er nicht. In seinem Vaterlande war er früher Parlamentsrath gewesen, und trug von dieser Zeit noch sein rothes Gewand, sodaß er ganz eigentlich „unter dem Purpur" schlief. In diesem selben London, nicht allzu weit von dieser Jammerstätte, gab Chateaubriand später dem Bruder des Königs von England, dem Herzog von York, ein glänzendes Fest, das ihn 40,000 Francs kostete, und bei dem keine Notabilität des britannischen Königreichs fehlte. Portland-Place, der einstige Zeuge seiner Armuth und seines Hungers, war jetzt mit glänzenden Wagen bedeckt, die neben Lord Londonderry die Lady Canning und die Lady Jersey neben Wellington nach dem Hôtel des Staatsministers und bevollmächtigten Gesandten von Frankreich fuhren.

Pelletier, der schon einmal Chateaubriand aufgeholfen hatte, beredete diesen in die Provinz zu reisen und da für eine antiquarische Gesellschaft alte französische Manuscripte aus dem 12. Jahrhundert zu entziffern. Die 40 Thaler des guten Onkels Bedée wollten sich eben in Nichts auflösen; was wäre da für eine Wahl geblieben. Pelletier's Schneider gab dem Verfasser des „Essai historique" ein leidlich anständiges Aussehen, Deboffe lieh sogar Geld auf den Versuch über die Revolutionen; mußte eine so freundliche Aussicht in die Zukunft nicht alle Foderungen Chateaubriand's fürs Erste zufriedenstellen? Er reiste ab unter einem Namen den kein Engländer aussprechen kann, unter dem Namen Combourg, und ward von den Alterthumsforschern mit Freuden aufgenommen. Hr. v. Combourg betheiligte sich bei jeder Lustpartie; die Frauen sprachen gern mit ihm, um — sich im Französischen zu üben. Aber auch hier, wo ein kurzes, ruhiges und bescheidenes Glück ihm zu erblühen schien, trat das Schicksal „rauh und kalt" an ihn heran, und brachte ihm traurige Kunde von den Arbeiten der Guillotine in Paris. Das blutige Actenstück selbst, welches der Seinepräfect A. v. Contencin dem „Herrn Vicomte" 1835 übergab, mag dem Leser melden was Chateaubriand verloren:

Revolutionstribunal.

Der Vollzieher der criminellen Verurtheilungen hat sich in die Conciergerie zu begeben und das Urtheil in Ausführung zu bringen, welches Mousset, d'Esprémenil, Malsherbes, die Frau Lepelletier Rosambo, Chateau Brian und seine Frau u. s. w., im Ganzen 14, zur Strafe des Todes verurtheilt. Die Hinrichtung wird heut stattfinden, pünktlich um 5 Uhr, auf dem Revolutionsplatze der Stadt.

Der öffentliche Ankläger
H. Q. Fouquier.

Ausgefertigt am Gerichtshof, den 3. Floréal, im zweiten Jahre der Republik.

Zwei Wagen.

Bruder und Freund waren Chateaubriand gestorben, der Letztere, weil man es ihm zum Verbrechen machte der Tugend gelebt zu haben. Malesherbes war dem Unterlieutenant im Regimente Navarra immer ein treuer Rather gewesen, und Chateaubriand hing dankbar an dem alten Manne, wie wir früher gesehen haben. „Wenn solche Männer an der Spitze der Regierungen stünden wie Malesherbes, so würde es kaum der Gesetze bedürfen. Sie sind selbst Gesetz; denn sie sind Licht, Gerechtigkeit und Tugend einer Zeit!" So beurtheilt der berühmteste der lebenden französischen Dichter den philosophischen Minister, und Chateaubriand hat diese Anerkennung noch vor seinem Tode mit seliger Freude gelesen.

Jenes Actenstück erschöpft noch nicht die traurige Kunde die Chateaubriand in dem heitern Leben von Beccles empfing. Seine Schwestern lagen in den Gefängnissen von Rennes, seine Mutter arm und elend in der Conciergerie von Paris! Wenn wir weiter oben aussprachen, daß Chateaubriand nicht selten unbedacht seinen Leiden in die Arme gelaufen sei, so dachten wir dabei nicht an seinen Aufenthalt in Beccles und an das unabwendbare Unglück seiner Familie.

Ein ruhiges Stillleben unter guten Menschen wird am ersten geeignet sein seine Wunden zu heilen; er findet es. Hr. Ives, ein Gelehrter, der eine noch junge Frau und eine hübsche Tochter von 15 Jahren hat, bietet dem Heimatlosen, dessen Unglück er kennt, freundlich die Hand. Man spricht von Newton und von Homer, Charlotte musicirt und singt „so schön wie heut die Pasta"; sie ist ein frisches, blühendes Mädchen, und läßt sich bald einen Satz aus der „Divina commedia", bald ein Wort aus „Gerusalemme" erklären. Er wohnt im Winter bei Hrn. Ives, und bemerkt die Veränderung recht wohl welche mit Charlotte vorgeht; sie ist schweigsam, zurückhaltend, sie singt nicht mehr. Die sonst so heitere Mittagstafel wird still und düster, je näher der Tag kommt an dem Chateaubriand nach London zurückkehren will. Es lastet Etwas auf Aller Herzen, und Niemand will es zuerst in Worte fassen. Da endlich nach unzähligen Vorbereitungen faßt Charlotte's Mutter sich Muth, und mit schamrothem Gesicht bietet sie dem Heimatlosen ein Vaterland, dem Verwaisten Aeltern, dem Armen eine kleine Hinterlassenschaft, dem Manne Charlotte als liebende Gattin an. Chateaubriand ist bestürzt und wirft sich zu ihren Füßen; Frau Ives läuft nach der Klingelschnur; sie will, daß die Ihren den Beglückten in seine ganzen Freude sehen sollen. Da springt er auf mit dem Ausrufe: „Ich bin verheirathet!" und läßt Frau Ives

ohnmächtig im Saale zurück. Ohne Abschied zu nehmen eilt er davon und nimmt Post bis nach London, nachdem er der Familie in einem Briefe seine Entschuldigungen hat zukommen lassen. Von Reue und Schmerz gefoltert, lebt er in London ein wüstes Traumleben, dessen Gottheit Charlotte ist, die Verlassene, Unschuldige. Hundert mal machte er sich auf den Weg zu ihr zurückzukehren, nein — er will sich nur an die Landstraße legen, um sie zu sehen; er will ihr des Sonntags in die Kirche folgen, wo er mit ihr zu demselben Gott beten kann. Er faßt seinen Schmerz in lange Briefe, aber er zerreißt sie wieder; geringfügige Schreiben von ihrer Hand bewahrt er als theuern Talisman. Er greift in die Luft und denkt er streiche Charlotte's schwarze Haare; unsichtbar, meint er, sitze sie an seiner Seite, „wie man in der Nacht ja den Wohlduft der Blumen einathmet, den man nicht sieht". Er sucht die Einsamkeit, grüßt nicht, spricht nicht: man hält ihn für verrückt.

Und was ist aus der armen Charlotte geworden? Mirabeau trägt Sophie aus dem Gefängniß von Pontarlier durch die Schweizerthäler nach Amsterdam, er gibt Schreibstunde um ihren Hunger stillen zu können, er betet sie an, aber als das Schicksal sie trennt, vergißt er sie; Honoré Riquetti bekümmert sich nicht weiter um die schönste Freundin seines Lebens; eines Tags hört er von ihrem Tode. Chateaubriand wird Charlotte wiedersehen nach mehr als 20 Jahren; er wird sie nicht in Vergessenheit begraben. Als er 1822 am Hofe Georg's IV. als französischer Gesandte lebte, ließ sich eines Mittags bei ihm eine englische Dame melden, Lady Sulton. In Begleitung von zwei Knaben trat sie in sein Zimmer, in welchem sie sich nur mit Mühe aufrecht erhalten konnte. Es war Charlotte Ives, deren Thränen sich mit den Thränen Chateaubriand's mischten. Der Geliebte ihrer Jugend sollte ihren Kindern als väterlicher Helfer zur Seite stehen: Das war ihre Rache oder ihre Verzeihung! Mit allem Reiz und allem melancholischen Klange der französischen Sprache ist diese Scene des schmerzlichfreudigen Wiedersehens ausgestattet; Herz und Leidenschaft treten dem Autor in die Feder, er weiß es ja, daß diese Erinnerungen das Grabdenkmal seiner Geliebten sind. Charlotte gab an Chateaubriand zurück was sie an Papieren und Briefen von ihm hatte. Unter lautem Weinen rief sie: „Farewell! Farewell! Denken Sie an meinen Sohn. Ich will Sie niemals wiedersehen; Sie werden mich nicht in meiner Heimat aufsuchen." Chateaubriand gelobte Alles, und sie ging, ihren Schmerz nach Bungay zurückzutragen; so endete diese Episode, die alle Fäden unsers Herzens berührt!

Wir kehren in das Jahr 1795 zurück. Der „Essai historique" muß zu Ende geführt werden, trotz Reue und Schmerz. Sein Erscheinen*) macht in England und Frankreich bald großes Aufsehen, um so mehr als aus der Feder eines Emigranten Manches geflossen war was die Emigration allein verletzen mußte. Man darf nicht vergessen auf welchen Grundlagen und unter welchen Eindrücken dieses Buch geschrieben war. Wir haben einen Skeptiker vor uns, der selbst an der Religion verzweifelt, Gott sucht, aber in seinen Resultaten nicht befriedigt ist; wir haben einen Politiker vor uns, der die Revolution haßt die seine Verwandten mordete, und der daneben die Don Quixoterie des Adels mit Verachtung betrachtet. Wir haben endlich einen Kranken vor uns, dem der Tod prophezeit ist, und einen Verliebten, der eben seinem irdischen Glücke entsagt zu haben glaubt. Rafft man diese Substanzen zu näherm Betracht zusammen, so wird das Räthsel des historischen Versuchs leicht lösbar sein. Chateaubriand würde ihn auch wie eine Encyklopädie weiter geführt haben, wenn nicht ein Brief aus Frankreich eine plötzliche Umwandlung in seine Ideen gebracht hätte. Man meldete ihm den Tod seiner Mutter; aber noch mehr, man schrieb ihm auch, daß sein „gottloses" Buch die letzten Augenblicke der Sterbenden verbittert habe. Chateaubriand war außer sich, er verbrannte seinen „Essai" und faßte den Gedanken seine Schuld durch ein religiöses Werk zu tilgen. Seine Umwandlung ging nicht von seinem Verstande, sondern von seinem Herzen aus: er weinte und — er glaubte.

Chateaubriand hatte sich viel mit den Werken der Kirchenväter beschäftigt, er hatte viel gedacht über Gott und Religion, und am Grabe seiner Mutter erschien ihm Alles heiliger, göttlicher. Er wollte den Geist des Christenthums verkünden, „um seiner Mutter ein Mausoleum zu bauen". Im J. 1799 ward die Arbeit begonnen, 1802 vollendet. Chateaubriand machte sich die Sache nicht leicht; mit unermüdlichem Fleiße sammelte er sich Materialien, namentlich drang er durch ausdauernde Studien in die Geheimnisse der englischen Literatur. Bei einer spätern und passendern Gelegenheit werden wir auf Das zurückkommen was er hier in einer ausführlichen Behandlung über Lord Byron einschiebt. In Beziehung auf seine anziehende, oft durch merkwürdige Contraste überraschende Darstellung der ältern und jüngern englischen Sitten müssen wir uns damit begnügen eben hier nur auf dieselbe aufmerksam zu machen; ebenso würde es den verstatteten Raum d. Bl. überschreiten, wenn wir bei den Urtheilen Chateaubriand's über die ältere englische Literatur speciell verweilen wollten. Wir kehren zu dem weitern Schicksale des Dichters zurück, dem seit dem Consulat Bonaparte's die Möglichkeit zur Rückkehr ins Vaterland gegeben war. Der preußische Minister verschaffte ihm einen Paß unter dem Namen: „Lassagne, Einwohner von Neufchatel."

Mit dem neuen Jahrhundert betritt Chateaubriand den Boden von Frankreich. Er findet Manches verändert; er hört Lieder singen die ihm die Thränen in die Augen treiben, und schreitet nach Paris durch Schloß-

*) Der Titel des Buchs heißt vollständig: „Essai historique, politique et moral sur les révolutions anciennes et modernes, considérées dans leurs rapports avec la révolution française" (London 1797).

ruinen und verlassene Kirchen, durch verstümmelte Heiligenbilder und Glockenthürme ohne Glocken. Er kommt an St.-Denis vorüber, das Nichts mehr hatte als seine Gräber, und wo seine Augen später die Gebeine Ludwig's XVI., die Kosacken, den Sarg des Herzogs von Berry und den Katafalk Ludwig's XVIII. sehen sollten. Nicht ohne Beklemmung naht er sich der Hauptstadt; er fürchtet die Steine noch blutgeröthet zu finden; er erwartet Schweigen und Ernst — und findet statt Dessen ein ausgelassenes, lustiges, singendes Volk. Wo einst Schaffote standen tanzte man.

Er erneut alte Bekanntschaften; Fontanes nimmt ihn freundlich bei sich auf. Von Ginguené zieht er sich erschrocken zurück; dieser Mensch spricht ihm von Nichts als seiner eigenen Größe und Berühmtheit. Chateaubriand wird von jetzt ab alle seine Kräfte der Literatur, der dichterischen Production weihen; er läßt sich nicht dadurch abschrecken, daß Niemand mehr in Paris sich seines „Historischen Versuchs" erinnert; er wird den „Geist des Christenthums" vollenden. Es ist ein Ruhepunkt eingetreten in seinem Dasein; er erinnert die Nachwelt an denselben durch seine Werke. Die Stürme des Lebens schweigen, wenn auch nur kurze Zeit, und die Muse singt unter Bonaparte's Herrschaft den Völkern der Erde die Hymne des Friedens, des Glaubens, der Liebe!

Die Revolutionsperiode der Gleichheit ist abgeschlossen: die Epoche der Gewalt beginnt. Wenn Chateaubriand am Schlusse des dritten Bandes seiner Memoiren die Restauration als die Wiederherstellerin der Freiheit preist, so darf man darüber vorläufig nicht mit ihm rechten; denn er wird im weitern Verlaufe seiner Denknisse die Thaten der Restauration erzählen, und erst dann mag das Urtheil darüber richten, ob Karl X. Thaten der Freiheit vollbrachte.

Ref. ist Chateaubriand's Geständnissen und Denkwürdigkeiten mit Liebe, bisweilen — er leugnet es nicht — mit Begeisterung gefolgt. Er hat nicht immer ganz streng an dem nil admirari festgehalten, aber wenn er das Schöne in den „Mémoires d'outre-tombe" hervorhob, hat er doch auch überall Das was ihm in dem Leben oder den Anschauungen des verstorbenen Dichters mangelhaft oder tadelnswerth schien mit gleichem Accente, vielleicht oft noch schärfer, betont. Ein im Wesentlichen neues Urtheil über die schriftstellerische Thätigkeit eines Mannes dessen hervorragende Talente und dessen dichterische Inspiration auch außerhalb Frankreichs überall gepriesen worden sind, war wol kaum aufzustellen; er hat sich daher damit begnügen müssen, gestützt auf des Dichters Selbstbiographie, dem Leser in möglichst unparteiischer Vertheilung von Licht und Schatten die Erlebnisse und Schicksale Chateaubriand's der Wahrheit getreu vorzuführen, und hier und da die innern Verbindungen von Thatsachen nachzuweisen, die der Memoirenschreiber selbst nur äußerlich aneinandergefügt hatte. Es wird auch in den folgenden Aufsätzen nicht sowol auf eine Kritik des Dichters, als vielmehr auf eine Beurtheilung der ganzen Persönlichkeit Chateaubrinda's ankommen, die von nun ab immer und immer bedeutender in die Oeffentlichkeit heraustritt, und der Kritik also auch mehr Stoff, mehr Anhalt und mehr Berechtigung gibt. *)

L. Fasoldt.

Literarische Notizen aus England.

Für Kenner des Neuseeländischen.

Sollte es deren, wie kaum zu bezweifeln, unter den Lesern d. Bl. geben, so sei ihnen Folgendes aus dem „Athenaeum" geboten: „Neuseeländische Poesie. Da meines Wissens von der Poesie der Neuseeländer zur Zeit Nichts in Druck erschienen ist, so sende ich Ihnen nachstehendes kleines morceau in der Hoffnung, daß es Einige Ihrer Leser interessire, die muthmaßlich im Stande sein werden eine Uebersetzung davon zu geben, was, wie ich gestehe, ich nicht kann. Diese „Waiatas" verdienen die volle Beachtung der Freunde wilder Poesien; nur macht ihre so sehr bildliche Sprache es fast unmöglich sie treu zu übertragen. Nachstehendes ist ein Lied zur Feier eines im vorigen Jahre von den Eingeborenen von Taopo an zwei eingeborenen Missionnairen von Waitotara verübten Mordes, eines Sühnemordes für Einige ihrer vom Waitotara-Volke vor 12 Jahren erschlagenen Leute. Ich verbleibe u. s. w. Poutatuu.

Waiata.

Ehora te Marino horahia i waho ra,
Ka pa ki Omakunga rere ana i te iiha,
Teawa ki pahaki te tai o Marouru;
E kino tatou ki te noho tahi mai;
Ka toriki ki tawiti, ka nui atu te aroha;
Tera te kainga tau tata rawa mai,
Te pai heki Harata naku koe i huri atu:
I wakawehi ahau kia riro taku kiri,
I te tara ongaonga wehi nui ai:
Kei a koe ano te tinana i mau ai,
Kei tae te wairua, kei heki au ki te iwi."

Zur Geschichte der Juden.

Obwol jede Allgemeine Geschichte der Juden die Gelehrsamkeit und die Verfolgungen der spanischen und portugiesischen erwähnt, so hat es doch bisher an einer Specialgeschichte der Letztern gefehlt, die nun geboten wird in „The history of the Jews of Spain and Portugal; with complete translations of all the laws made respecting them during their long establishment in the Iberian peninsula", von E. H. Lindo (London 1849). Abgesehen von der stilistischen Ausführung, welche manchen billigen Wunsch unbefriedigt läßt, gibt das Werk unbestreitbares Zeugniß für den Fleiß und die Aufmerksamkeit, womit der Verf. seinen Gegenstand behandelt hat. Alte spanische Handschriften, die ihm zugänglich gewesen, sind von ihm sorgsam benutzt worden, und für die „vollständige Uebertragung aller die Juden betreffenden Gesetze während ihres langen Aufenthalts in der Iberischen Halbinsel" verdient er den Dank der Geschichtschreiber. Aber auch wer kein solcher ist noch werden will, und sich für die Juden nur interessirt weil sie am Ende ebenfalls Menschen sind, wird wegen des tragischen Elements in jenen Gesetzen sie nicht ohne Nutzanwendung lesen.

4.

---

*) Nachdem ein neuer Band von Chateaubriand's Denkwürdigkeiten erschienen sein wird, kommen wir auf das Werk zurück. D. Red.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 102. — 28. April 1849.

Johann Jakob Wagner.

Wenn Wagner ungeachtet aller Bücher, Zeitschriften und Zeitungen unsern Lesern weniger im Gedächtniß schwebt als andere Gelehrte und Schriftsteller, so ist Dies weniger Schuld seiner selbst als des Schicksals, welches erhöht und erniedrigt, ohne allemal ein gerechtes Maß der Ansprüche und Würdigkeit zu berücksichtigen. Berühmtheit wie Verschollenheit können oft auf gleiche Weise unsere Verwunderung erregen, und da scheint es eine Foderung menschlicher Gerechtigkeit, der einen wie der andern Etwas zu nehmen, welches jetzt in Bezug des genannten Mannes zwei Freunde, Adam und Kölle, durch Herausgabe von „Lebensnachrichten und Briefen" gethan haben*), denen sich gegenwärtige Mittheilung anschließt, mit deren freundlicher Aufnahme hoffentlich der Leser selbst einen Act der Gerechtigkeit ausübt.

Es hat in neuester Zeit sich ein Begriff geltend gemacht, dessen Sinn schon immer bekannt gewesen, aber nicht in dieser Art ausgesprochen worden, der Begriff des Wühlens. Er bezeichnet geschäftige Thätigkeit und Unruhe, Sucht etwas Vorhandenes wegzuschaffen, Anderes an dessen Stelle zu setzen, Neudrang zu irgend einem Ziele oder ganz ins Weite, heiße dies Republik oder Humanität oder Wissenschaft; stets begleitet von entschiedener Zuversicht zur eigenen Tüchtigkeit, von tapferm Kampf auf frischen Barrikaden gegen alte Schanzen, von Geringschätzung der Feinde mit und ohne Geschütz. Man sieht leicht, daß nach der allgemeinsten Bedeutung dieser Begriff die Grundlage des Geschehens in der Geschichte bildet, daß er im 15. und 16. Jahrhundert sich als Wiederherstellung der Wissenschaft zeigt, wie im 18. als französische Revolution; daß ohne ihn nichts Bedeutendes in der Welt zu Stande kommt oder sich verändert, daß aber zugleich eine gewisse Unbestimmtheit ihm eigen ist, und wenn man diese durch eine Anschauung des Vorwärts im Gegensatz des Rückwärts zu heben denkt, die ganze Anschauung doch davon abhängt wie Jemand sich stellt, ob nach Westen oder Osten, nach Norden oder Süden, und daß, selbst wenn die Stellung gewählt ist, man durchaus nicht weiß wie weit sich das Vorwärts erstreckt, indem die bloße Richtung darüber Nichts entscheidet. Darum sind bedenkliche und furchtsame Gemüther häufig für das Stehenbleiben oder gar für das Rückwärtsgehen auf einem Wege den man schon gekommen, oder mindestens für ein behutsames Vorwärtsgehen mit Vermeidung raschen Laufens, was den Wühlern nicht zusagt welche unbedenklich dahinstürmen. Beiderlei Richtungen und Entschlüsse können verfolgt werden mit Einsicht und Unverstand, Talent und Stumpfsinn, Originalität und Nachbeterei, edler Gesinnung und schlechtem Hange, Ehrlichkeit und schlauen Kunstgriffen; ja nach diesen Nebengaben richtet sich eigentlich das Urtheil über beide, indem an sich ein Vorwärtsgehen dem Leben so gut angehört als ein Stehenbleiben, auch selbst ein Rückschreiten Rechtfertigung finden kann, und auf die Art und Weise eines Jeglichen Alles ankommt. Menschliches zeigt wie alle Erdendinge und die Erde selbst eine Mischung relativer Bewegung und Ruhe.

Wagner nun (geb. 1775, gest. 1841) war ein philosophischer Wühler. Damit wird allerdings wenig ausgesagt, denn wie unablässig ist nicht seit 50 Jahren und darüber in deutscher Philosophie gewühlt worden? Heißt es, „seine Wissenschaft sei ein Ergebniß des tiefsten Versenkens seines Geistes in Natur und Geschichte gewesen, und aus einem wirklichen Schauen der Weltverhältnisse hervorgegangen", wie Viele haben nicht ihren Geist versenkt und Weltverhältnisse geschaut? Sind seine Freunde überzeugt, daß „Wagner über Hegel und Schelling's philosophia prima und secunda hinaus vollendete Anerkennung in der Zukunft finden werde", Andere haben für Andere Dasselbe gehofft, und die Zukunft läßt sich mehr Wünsche gefallen als Erfüllungen. Das Wühlen war stets in deutscher Philosophie zu Hause, welche immer von vorne wieder anfängt, nämlich bei Principien, und muthmaßlich wird es nie damit aufhören, was auch einige Philosophen gestanden haben. Merkmale desselben sind wie bei dem Schatzgraben ein Streben in die Tiefe, weil an der Oberfläche das Gesuchte nicht zu finden; einsames Beharren auch in Dunkelheit der Nacht, und wenn Etwas gefunden zu sein scheint, Jubel und Herbeirufen von Zeugen mit Nachweisen, daß

*) Johann Jakob Wagner. Lebensnachrichten und Briefe von Philipp Ludwig Adam und August Kölle. Ulm, Stettin. 1849. Gr. 8. 2 Thlr.

man habe finden müssen. Einige Phantasie darf dabei nicht fehlen, weil je größer die Tiefe, desto matter das Licht; Aenderung der unterirdischen Gänge, Anbruch neuer Stellen, auch sogar Widersprüche des eigenen Verfahrens brauchen nicht gescheut zu werden, indem darin das Wesen des Begriffs sich ausdrückt; vor Allem aber bleibe ein felsenfester Glaube an die innere Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit Dessen wofür Kraft und Mühe verwandt worden, sowie dieser selbst, auch eine entschiedene Geringschätzung der Bedenklichen und Ungläubigen, welche nicht einmal den Gewinn der bloßen Unruhe und Begriffgymnastik des Planmachens, des Bauens und Einreißens von Systemen anerkennen wollen. Seitdem freilich eine politische Cholera den Wühltrieb in Nationalversammlungen und demokratische Vereine hineingerissen, scheint er weniger unschuldig, und selbst minder Bedenkliche möchten gesetzliche Ruhe und Ordnung dem Spiel der Leidenschaften und wilder Umwälzungen vorziehen. Doch Dies ist eine Umsetzung neuester Zeit, welche für die ältere nicht gilt, ungeachtet für beide leicht eine Vergleichung sich aufdringt. Sie ist merkwürdigerweise von englischen Westminsterschülern neuerdings in schlechten Versen bei Aufführung eines Stücks von Terenz folgendergestalt gemacht worden:

> Non nunc, ut ante, magna mens Germaniae
> excelsioris flosculos Philosophiae
> libat; sed rebus dedita politicis
> errant errores sane inextricabiles.

Welches in freier Uebersetzung lautet:

> Nicht jetzt, wie einst, wühlt Deutschlands großer Geist
> in Floskeln höherer Philosophie;
> politischen Geschäften hingegeben
> irren im Irrthum unentwirrte Wirren.

Wagner also seiner Zeit blieb im philosophischen Wühlen, zeigt aber als ausgezeichnetes Exemplar die oben angegebenen Merkmale des Begriffs. Er schreibt in Schelling'scher Richtung sein großes Werk von der Natur der Dinge, thut einen tiefen Blick in die Entwickelungsgesetze der Natur, hat staunend das System der geistigen Natur gefunden. Dennoch bald darauf nennt er die Schelling'sche Deduction des Endlichen aus dem Absoluten „ein inexponibles Gallimathias“ und das Identitätsystem eine „ausgebildete Schiefheit und Partialität“, weswegen es den gesunden Theil des Publicums anekele und zurückstoße. Der Gegensatz ist stark, wenn auch Jahre dazwischen liegen, der Gedanke an Gallimathias, meint man, müsse wie Damokles' Schwert stets über Wagner's Haupte schweben; allein er bleibt ruhig, kauft und liest Nichts mehr von Schelling, auch nicht dessen „scholastischen Plunder über Freiheit“, weil dieser Mann in der Dialektik so erstorben ist, „daß er Nichts mehr zu erfinden und zu schaffen vermag, ganz Wissenschaft und weiter Nichts ist als was sich damit verbindet, Ehrgeiz und Eitelkeit“. Wagner gesteht nur das Unendliche zu lieben, er könne sich nicht mit dem Endlichen vertragen, und findet doch das Mathematische — endliche Zählbarkeit und Größenbestimmung — mit dem Philosophischen identisch, und Dies den wahren Punkt; seine Mathematik ist ihm ein Portrait der Natur und Welt, Zahlen und Figuren sollen den Organismus des Geistes und der Welt rein und klar zum Bewußtsein erheben. Er brauchte für seine mathematische Philosophie, das Hauptwerk, drei Jahre, bis er sein eigenes Buch ganz verstand, zum Detailverstand sechs Jahre, und erst hernach vermochte er weiter zu schreiten. Dennoch, und vielleicht deswegen, weil die Nachwelt Zeit zum Verständniß hat, ist er seines Nachruhms so gewiß als dieser ihm gleichgültig ist, und hat es nie verhehlt, daß er sich als Vollender und Meister der Wissenschaft erkenne und fühle. Wer hierin Anstößiges findet verkennt den Begriff des philosophischen Wühlens, und Wagner gibt diesen ehrlich und offen preis, was von Andern seines Gleichen nicht immer zu rühmen wäre. Auch ist das Innehaben des Wagner'schen Systems nicht ohne Nutzen für philosophische Abwehr, wie denn einst ein Anhänger Schelling'scher Naturphilosophie spottweise von Jemandem der eben die mathematische Philosophie gelesen zurückgeschlagen wurde durch Anführungen aus Wagner, wodurch er Alles besser wisse und jeden naturphilosophischen Satz überbieten könne, bis der verdrießlich gewordene Anhänger älterer Formation verstummen mußte.

Billig entsteht hier die Frage: was denn eigentlich Wagner im Verhältniß zu andern Philosophen erwühlt habe? Lieber Leser, die Antwort ist schwer, so schwer wie jenem deutschen Professor die seinige war als ihn eine lebhafte Französin fragte: „Qu'est que c'est la philosophie allemande?“ Weil sie bemerkt hatte, daß die in Deutschland unterrichteten Studirenden wunderlich und absonderlich zurückkämen. Brauchte Wagner sechs Jahre um sein eigenes Buch zu verstehen, wie lange wird Dies bei Andern währen? Schon in der ersten Zeit seines philosophischen Strebens, als er mit Schelling noch nicht zerfallen und ihm dessen Lehre noch nicht Gallimathias geworden, spricht er die drohenden Worte: „Wer die Wahrheit nicht einzusehen vermag ist verpflichtet zu glauben oder zu schweigen.“ Wie, wenn damals ein Ungläubiger nicht geschwiegen und von Gallimathias geredet hätte? Jedoch Schreiber Dieses gehört zur Nachwelt, hat dadurch ein Recht zu urtheilen, und wenigstens einen kurzen Ueberblick — Aperçu sprechen französelnde Deutsche nach dem sprachbequemen Goethe — zu wagen. So viel erhellt aus dem bisher Mitgetheilten und wird durch Wagner's Worte entschieden bestätigt: „er geht um mit einer Reform der Mathematik, wodurch die Geometrie als eine Philosophie der Bewegung, die Arithmetik und Analysis als Philosophie der beschränkten Realität (der Größenbestimmung) erscheinen soll“. Nachdem diese Aufgabe in Schriften durchgeführt worden, „ist das Weltgesetz in der Mathematik nachgewiesen, sodaß Philosophie Mathematik und Mathematik Weltgesetz werde, und eine andere Wissenschaft nicht gedacht werden kann als allein diese Wissenschaft der Form, mit welcher durch die Idee des Lebens der Inhalt zugleich gegeben wird“. Scheint nun hier-

nach die Reform mehr den Mathematiker als den Philosophen anzugehen, so berühren doch andere Aeußerungen unmittelbar den letztern, indem Wagner räth die unwandelbare Idee aller Philosophie, die Einheit des Erkennenden und Erkannten, den Pantheismus, zu ergreifen, „Gott ist die subjective Seite des All, und dieses ist die objective Seite Gottes, beide allgegenwärtig und ewig: Dies sei seine esoterische Philosophie".

Pantheismus, das heißt die Lehre vom Einen und Allen (Vielen), ist seit griechischem Vorgange oft wiedergekehrt und bearbeitet, sie bildet das gemeinsame Kennzeichen Derer die über Kant und dessen an ihn zunächst sich schließende Schule in Deutschland hinausstrebten. Einheit ward ohne besondere Hindernisse absolut gesetzt, oder intellectuell angeschaut, oder abstract begriffen; nur bei Ableitung oder Construction der Vielheit aus ihr zeigten sich Schwierigkeiten, und man suchte ihnen zu begegnen durch Spaltung des Einen (Fichte), durch Abfall des Differenten aus der Indifferenz (Schelling), durch Werden seines eigenen Andern (Hegel), wo dann das Gespaltene oder Differente oder Gewordene wieder zusammengeschlossen werden mußte im Eins des All, und durch diesen dreifachen Begriff Proceß (Eins, Vieles, Alles) Dreiheit als Weltwahrheit und Gottwahrheit festgestellt werden konnte. Dieser Dreiheit entgegen behauptet Wagner eine Vierheit, denn „es gibt im Himmel und auf Erden Nichts als die Einheit, die sich in einem Gegensatz öffnet und nach dem herausgetretenen Gegensatz wieder schließt". Das Eins ist die Substanz, im Ideellen die Intelligenz oder in menschlicher Form das Bewußtsein; Zwei ist im Reellen das Geschlecht, im Ideellen das Erkennen, in beiden aber der Gegensatz. In der Zahl 4 ist die Idee einer Potenz gesetzt, durch sie ist das Geschlecht welches in der Zwei schon bestimmt war zur Individualität gekommen, denn beide sind Zahlen geworden. Der Begriff eines Zahlensystems liegt in dem Punkte, in welchem es die Wiederholung beginnt. Er wird bezeichnet durch Null an der Stelle der 4 nach folgendem Schema $\begin{matrix} & 1 & \\ 2 & & 3 \\ & 0 & \end{matrix}$, worin zugleich alle Erkenntniß der Welt und der Zahlen abgebildet ist. Das Reflectiren ist physisch ein Organisiren, ideell ein Construiren, und das rechtwinklichte Kreuz, in jenem Schema kenntlich, ist die Methode. Construiren heißt kreuzigen. Wenn nun an die Figur des Kreuzes und jene Zahlen im Schema Gedanken und ihre Verhältnisse geknüpft sind, so begreift sich wie Wagner die Mathematik eine allgemeine Sprache nennt, eine Kabbala (Zahlensprache) und Hieroglyphik (Figurensprache), wodurch die ältesten Symbole der Aegypter, Rosenkreuzer, Freimaurer u. s. w. sich von selbst erklären. In seinem einfachen Alphabet der Hieroglyphen bedeutet der Punkt das Eins, das Wesen; der Kreis das All; die 4 das Ding; das Kreuz (+) die Construction,

△ = Vater,
○ = Mann,
✡ = Mutter, u. s. w.

Dem Reich der Deutungen und sinnreichen Beziehungen ist hierdurch eine große Weite geöffnet, und Wagner hat sie zu Anwendungen mannichfacher Art benutzt. So gibt er unter Anderm eine recht artige, indem er sagt: „Schelling wird mit seinen seit 1809 angekündigten vier Weltaltern auf keinen Fall die Tetrade der deutschen Philosophie

	Kant	
Fichte		Schelling
	Wagner	

abändern." Es begreift sich ferner wie Wagner für jede seiner wissenschaftlichen Arbeiten Tetraden aufsucht, wie er die Qualitäten der Dinge als geometrische, die Quantitäten als arithmetische Verhältnisse bestimmt, den Staat einen beseelten Organismus, die Kunst eine Menschwerdung des Göttlichen nennt, vier Perioden der Weltgeschichte annimmt, und behauptet: nachdem die Sprache der Mathematik in Zahlen und Linien überhaupt Ideensprache geworden, könne auch die Astronomie nicht mehr ein Rechenexempel bleiben, und die Halbmesser der Sphären und Linien ihrer elliptischen Bahnen würden als lebendige Geister erscheinen. Reform aber und Fortschritt der Philosophie im Vergleich zu frühern triadischen Constructionen bleibt Dies in aller Weise, denn — Vier ist mehr als Drei.

Wenn frischerworbene Resultate philosophischer Speculation durch einen Schriftsteller und öffentlichen Lehrer der Welt mitgetheilt werden, ist ihm naturgemäß die Aufnahme derselben nicht gleichgültig, und Wagner beklagt sich wiederholt in den Briefen an Freunde, daß ihm nicht genug Anerkennung zu Theil werde, ja er schreibt einmal: „Ich bin mit der Welt brouillirt und brouillire mich mit ihr täglich, bin noch nicht gescheit genug um gescheit zu sein, und suche jenseit der Berge was Neues, bis ich auch dort das Alte wieder finde." Hierfür sei uns verstattet die Welt, von der man Anerkennung wünscht, in einer Triade aufzufassen, als 1) Studirende, 2) gelehrtes Publicum, 3) Regierungen und Staatsmänner, und das Eigenthümliche jeder Classe in besonderer Beziehung auf Wagner zu entwickeln.

Wer etwas Neues, sei dies Reform oder Umwälzung des Alten, mit Sicherheit und Beharrlichkeit vorträgt, gewinnt den Beifall junger Zuhörer, die eben das Alte nicht vernehmen wollen, wenn sie es auch nicht kennen, und ihm, sobald es bestritten wird, gar keinen Werth mehr zuschreiben. Darum tödtet in akademischer Betriebsamkeit das Alte sich selbst, und Wagner schreibt von Fichte, jenem einst so gefeierten Lehrer: „Er wird sein Absterben ansehen müssen." Ihm nun dem Jüngern gelingt es auf dem Katheder, und nachdem er „den Begriff überwunden, daß die Idee sich frei bewegen kann, gefallen sein freier Vortrag und seine einfache Darstellung den Studenten". So in Salzburg, Heidelberg, Würzburg, an welchem letztern Ort er vor 200 Zuhörern liest und eingesteht: „Wer mir einmal ergeben ist, der läßt sich für mich todtschlagen." Von dieser Seite also blieb Nichts zu wünschen übrig.

(Der Beschluß folgt.)

Die Bermudas-Inseln.

An historical and statistical account of the Bermudas, from their discovery to the present time. By *William Frith Williams*. London 1848.

Die Auskunftsmittel der englischen Literatur über die Bermudas-Inseln, obschon dieselben seit fast drittehalbhundert Jahren britische Colonie sind, waren bisher in hohem Grade dürftig, beschränkten sich fast nur auf Einzelnes in den Schriften von John Smith, May, Bryan Edwards und Berkley und auf die meist aus diesen Quellen geschöpften Artikel in den verschiedenen Encyklopädien. Kein Wunder daher, daß die deutsche Literatur an solchen Auskunftsmitteln noch ärmer ist, und ziemlich ihr ganzes, jenen Autoritäten stückweise entlehntes Wissen in unsern Conversations- und Universal-Wörterbüchern niedergelegt hat. Dies kommt aber auf wenig mehr hinaus, als daß die Bermudas eine Gruppe von 350 Inseln im Atlantischen Ocean, 25 Meilen lang und 18 breit sind, der Spanier Bermudez sie 1557 entdeckt, und Sir George Somers (nicht Soummer) sie 1609 für England in Besitz genommen, daß nur neun derselben bewohnbar und von zusammen 11,000 Menschen, halb Briten halb Neger, bewohnt, die übrigen nackt, dürr und felsig, die bewohnten jedoch für die hier rastenden Westindienfahrer von Wichtigkeit sind, Fische, Tropenfrüchte, Schiffsbau- und Bauholz den alleinigen Ertrag, ein Gouverneur mit einem Rathe das Oberhaus, eine Assembly das Unterhaus bilden. Wer demnach ob in wissenschaftlicher, politischer, geographischer oder commerzieller Beziehung Näheres zu erfahren wünscht, dem sei das oben rubricirte Buch empfohlen; denn wollen auch englische Kritiker behaupten, daß es auf erschöpfende Vollständigkeit keinen Anspruch habe, so vereinigen sie sich doch in der Anerkennung, daß es viele Lücken ausfülle und das beste Buch über den fraglichen Gegenstand sei. „With all its shortcomings", sagt das „Athenaeum", „Mr. Williams's book is the best book that we have on its subject." Viel Unterhaltung läßt sich allerdings auf einem Boden nicht erwarten, wo weder blutige Schlachten gefochten werden, noch große Umwälzungen stattgefunden; wo das Leben sich in gewohntem Kreise abrollt, und kein Wahnsinn nach unfruchtbaren Errungenschaften strebt. Daß indessen das Buch nicht aller Unterhaltung bar ist kann die Geschichte der ersten englischen Niederlassung bezeugen. Sie erzählt sich folgendermaßen.

Im J. 1609, wo die Colonisirung von Virginien am thätigsten betrieben wurde, ging eine neue Expedition dahin ab, bestehend aus neun Schiffen und 500 Mann, befehligt von Sir Thomas Gates, Sir George Somers und Capitain Newport, Ersterer zum Vicegouverneur unter Lord Delaware bestimmt. Die Fahrt war eine vollkommen glückliche bis zur dreizehnten Parallellinie nördlicher Breite. Da erhob sich ein fürchterlicher Sturm. Archer nennt ihn „den Schweif des westindischen Orkans". Die Schiffe wurden verschlagen; jedes folgte einer eigenen Richtung, und es scheint, daß das Hauptschiff, der Sea-adventure, mit Gates, Somers und Newport in den heftigsten Sturm gerieth. Strachy versichert, daß er an den gefährlichsten Küsten von Europa und Afrika Stürme durchgemacht, sich aber keines erinnere der sich mit jenem vergleichen lasse. Wenn man glaubte er könne nicht ärger werden, „schwoll die Wuth zu neuer Wuth, jagte ein Sturmwind einen heftigern heran. Unser Rufen übertäubte der Wind, den Wind der Donner; zu den Wolken empor bäumte sich das Meer und lieferte dem Himmel eine Schlacht". Nicht Regen, sondern Ströme ergossen sich vom Himmel; aber die wilde Wuth des Sturms minderten sie nicht. Und doch war alles Dies Nichts gegen die Meldung, daß im Kielraume das Wasser fünf Fuß hoch stehe, bereits den Ballast und zwei Reihen darüber lagernde Fässer bedecke. Jeder Winkel wurde nach dem Lecke durchforscht, 10,000 Pf. Zwieback in die Brotkammer geworfen. Es fanden sich eine Menge kleiner Löcher, die eiligst mit Stücken Rindfleisch verstopft wurden. Aber das große Loch das mit Vernichtung drohte war nirgend aufzufinden. Alle Hände wurden nun an die Pumpen gerufen um fürs Leben zu arbeiten, und wie gering auch die Hoffnung eines letzten glücklichen Erfolgs war, doch „so theuer sind dem Menschen ein paar gewonnene Lebensstunden" daß Alle eifrigst zugriffen. Man theilte sich in drei Parteien, jede in zwei Hälften, die einander stündlich ablösten. Der Gouverneur und der Admiral schlossen sich nicht aus, und Herren die in ihrem Leben keine Stunde schwerer Handarbeit gekannt „fröhnten mit den Besten um die Wette, der Wille kräftigte den Körper". Ein inmitten der dicken Finsterniß, einem kleinen Sterne ähnlich, zwischen den Masten und Tauen flimmerndes Licht erweckte abergläubische Furcht, war es gleich nur eine unter solchen Umständen gewöhnliche elektrische Erscheinung. Durch das Auspumpen von 2000 Tonnen Wasser gänzlich erschöpft beschloß man, zumal das Wasser im Kielraume fortdauernd höher stieg, die Luken zu schließen und sich dem Verhängniß zu ergeben. Einige die geistige Getränke besaßen füllten ihre Gläser und leerten sie gegenseitig auf „ein letztes Scheiden vorm Wiedersehen in einer bessern Welt". Dies war der Moment, wo Sir George Somers, welcher Tag und Nacht auf dem Hinterschiffe Wache gehalten, den Ruf erschallen ließ: „Land!" Alle stürzten nach der Stelle, und da der Morgen bereits tagte, hatten sie die Freude am Ufer schon die Bäume im Winde schwanken zu sehen. „Dann", heißt es, „raffte Jeder sich wieder auf." Alle arbeiteten mit verdoppelten Kräften, und weil die Vorsehung sie die einzige sichere Einfahrt treffen ließ, gelangten sie bis eine kleine Meile vom Ufer. Das Glück wollte, daß das zwischen zwei Klippen eingekeilte Schiff erst in Stücken ging als mittels zweier Boote die 150 starke Mannschaft und ein großer Theil der Lebensmittel und des Takelwerks ans Land gebracht worden war. Nachdem man sich hier einigermaßen eingerichtet, fand sich auch anderweit zu leben. Besonders gab es gewaltige Schweineheerden, die, weil in vortrefflichem Zustande, haufenweise getödtet wurden. Zu der Zeit wo sie mager waren gab es Schildkröten in Menge, und Strachy bemerkt kurzweg, die Mannschaft habe sie „gern gegessen".

Anders als die Mannschaft, die mit ihrem Aufenthalt vollkommen zufrieden war, dachten die Offiziere. „Gates und Somers ließen das lange Boot vorrichten, und schickten den Bootsmann Raven mit acht Mann nach Virginien, von da ihre Abholung zu bewirken." Zwei Monate loderten Feuerzeichen auf allen Hügeln und wurde fleißig ausgeschaut. Keine Hülfe kam. „Da entsagte man der Hoffnung, und es hat sich später als nur zu wahrscheinlich herausgestellt, daß die Abgesendeten von den Wilden aufgegriffen und erschlagen worden sind." Nun sollten zwei neue Boote gebaut werden. „Die Schwierigkeit war jedoch die Mannschaft zur Arbeit zu vermögen, indem das Leben auf der Insel die Bande der Disciplin bedeutend gelockert hatte, und es wurde blos dadurch ermöglicht, daß Gates und Somers abwechselnd Wache hielten und selbst Hand anlegten.... Namentlich machten Diejenigen die Aufwiegler die für Religion schwärmten.... Sie behaupteten der Schiffbruch habe die Autorität des Gouverneurs aufgehoben; es sei jetzt ihres Amtes so gut sie könnten für sich und die Ihrigen zu sorgen. Sie seien in See gegangen um ein leichtes und reichliches Auskommen zu suchen. Vollständiger und sicherer sei das nirgend zu finden als hier, während es in Virginien zweifelhaft und mühselig zu erlangen sei. Dies wirkte auf die Mehrzahl der Mannschaft dergestalt, daß, wenn es von ihr abgehangen, sie in Leben und Tod auf den Inseln geblieben wäre." Die Offiziere setzten jedoch ihren Willen durch. Bei der Ankunft in Virginien priesen Alle die Schönheit und Fruchtbarkeit der Inseln, von den Spaniern zeither **Los Diabolos** genannt und von allen europäischen Seefahrern wegen ihrer gefährlichen Klippen gemieden, sodaß Lord Delaware sich bewogen fand Sir George Somers mit einer Anzahl Colonisten dahin abzuordnen, um von den Inseln Besitz zu nehmen und eine Niederlassung zu gründen. 10.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 103. —— 30. April 1849.

Johann Jakob Wagner.
(Beschluß aus Nr. 102.)

Anders ist es mit dem gelehrten Publicum, den Recensenten und Collegen. Sie haben ihre Gedanken in eine bestimmte Werthschätzung und Reihe gebracht, können schwer dieselbe gegen ein Neues aufgeben, fühlen sich auch durch Annahme desselben in ihrem bisherigen Wissen allemal etwas beschämt. Darum wird Widerstand eintreten; gegen Wagner „zeigt sich die akademische Reaction stark", es wird ihm sogar mit Versetzung gedroht; Schelling „will gar nicht von ihm sprechen, um ihn nicht berühmt zu machen". Seine warmen jungen Verehrer müßten erst hineinwachsen in die Alten, um die Alten zu überwinden. Von der Idealphilosophie urtheilten kritische Blätter, darin seien Bestrebungen einer talentvollen Natur, die manches Eigenthümliche oder schon von Andern anerkannte Wahre findet, die aber auch oft durch das Trachten nach neuen Dingen allen Pfad und alle Spur verliert, zugleich durch Anhänglichkeit an alte Dinge Schelling'scher Schule sich ungetreu wird, und Sünden verdammt welche sie selbst begeht. Bei Anzeigen späterer Schriften von Wagner rufen die Recensenten: Velut aegri somnia vanae finguntur species (Krankenträume, leere Gebilde); über die tetradische Construction urtheilt wieder Einer mit den Worten des Polonius zum wahnsinnigen Hamlet: „Es ist Methode darin!" Noch Andere endlich staunen, daß Wagner die Mathematik revolutionniren will, die seit Jahrhunderten so fest stehe, und in welcher das philosophische Blasenwerfen unmöglich sei. Indessen berichtet doch Wagner aus Heidelberg: es habe sich Langsdorf für ihn erklärt, obwol das Buch ohne mündliche Erklärung unverständlich gewesen, und man mag erwarten, ob künftige Mathematiker — von den bisherigen ist es unbekannt — hierin einstimmen. Vielleicht sind sie minder unbiegsam und starr als die bisherigen, denen auch die auf Erfahrungen und Versuche gestützte Farbenlehre von Goethe und dessen Polemik gegen Newton keinen Beifall abgewinnen können.

Regierungen und Staatsmänner endlich sind kühl und gleichgültig gegen Philosophie oder haben vor ihr eine gewisse Scheu. Im Allgemeinen lieben sie Aufregungen der Jugend, und schätzen Lehrer welche dergleichen durch Neuheiten bewirken; sehr oft aber gerathen sie bald in Widerspruch mit sich selbst, und befehden was sie anfangs begünstigt. So genoß einst Hegel viel Unterstützung und Beistand von Staatshäuptern der Theologie und Politik, bis sie umsprangen und ungnädig wurden; selbst Schelling's zweite Philosophie fand in der Metropole deutscher Wissenschaft willige Aufnahme und erwarb Ehrengeschenke, bis solche Neuigkeiten veralteten und vor stärkern politischen in den Staub sanken. Auch Wagner genoß das Wohlwollen hochgestellter Männer: der Großherzog von Baden besuchte ihn in Würzburg, er stand mit dem Grafen Giech, dem koburgischen Minister von Kretschmann in freundschaftlicher Verbindung, Würzburgs Curator Graf Thürheim war ihm geneigt, und seine Lehre scheint für milde Theilnahme von oben ebenso gut geeignet als eine andere. Dennoch klagt er wiederholt über Mangel an Anerkennung und daß Autoren seine Schriften benutzen ohne ihn zu nennen. Entweder wollte er zu viel genannt sein, oder er und seine Freunde versäumten die Mittel hierfür, lärmten zu wenig, hielten nicht genug hinter dem Berge, worin Manche die Sache besser verstanden.

Wie nun das Leben eines akademischen Lehrers großentheils von dem Schicksal seiner Lehre und Schriften abhängt, und dadurch Genuß und Entsagung herbeiführt, so finden wir Dieses in Wagner's Lebenslauf bestätigt. Er ist in Ulm geboren, verfertigt schon als Schüler Gedichte, welches zu jener Zeit seltener war als heute, hält sich für Philosophie nicht gemacht, verläßt das Studium der Theologie für die Rechtswissenschaft, und obgleich ihm Baron Welser sagt, er solle ein Handwerk lernen, es sei Eigensinn daß er studire, geht er 1795 nach Jena. Vorher verlobt er sich mit seiner nachherigen Gattin Justine Philippine Vetter, macht die Liebe zum Stern seines Lebens, wird aber der Universität ganz abstract, verliert an Phantasie und besucht keine Collegia. Fichte und Woltmann werden ihm befreundet, und der Letztere räth wegen besserer Subsistenz nach Göttingen zu gehen und Aufnahme in Heyne's philologisches Seminar zu suchen. Er befolgt den Rath, die Aufnahme gelingt; war er in Jena ein unruhiger Geist, so wird er in Göttingen ruhig, arbeitet an einem juristischen Werk und erhält in Preisfragen das Accessit. Heine warnt ihn

vor vielseitigem Streben, doch vergebens, er schreibt neben dem Lexikon der Platon'schen Philosophie einen Roman und verdirbt es dadurch mit seinem Warner. Nachdem er sich als Docent der Philosophie habilitirt, misfällt ihm Göttingen, er mag dort Nichts als „die Bibliothek, Spittler, seinen Stubenburschen, Heyne aus Dankbarkeit und sich selbst aus Instinct, versucht Menschen zu finden, aber vergebens". Erwünscht für seine Existenz bieten sich Gelegenheiten zu Hauslehrerstellen, da macht ihm Fichte den merkwürdigen Vorschlag seinen siebenvierteljährigen Knaben (jetzt Professor J. H. Fichte in Tübingen) als Erzieher zu übernehmen, was Wagner mit Freuden eingeht. Leider schreibt Fichte bald darauf (1798) ab, weil der Knabe noch nicht zwei Worte sprechen könne, und gewährt 32 Laubthaler als Abstandgeld. Sehr gelegen findet sich dann die Stelle einer Redaction der „Handelszeitung" von Leuchs in Nürnberg mit 250 Gld. Gehalt und freier Station; Wagner zieht vergnügt nach der alten Noris und verschafft auch seiner Verlobten dort ein Unterkommen. Leider aber fehlt ihm später Lebensodem der Geister, geistige Wechselwirkung, und wiewol er sich selbst als schroff und derb tadelt, will er doch sein eigenes Schicksal machen, verläßt das „literarische Abdera" Nürnberg, will Zeit haben zur Production von Ideen, kommt als Privatgelehrter nach Salzburg und — heirathet.

Während zwei Jahren in Salzburg entwickelt sich große literarische Thätigkeit, nur sind zum Behuf des Haushalts die Verleger oft zu scheu und sparsam. Es wird dem Philosophen enge, und er sucht in München eine Professur, wird zum außerordentlichen Professor in Würzburg ernannt. Dort lehrte damals Schelling, Beide fanden sich schon bei dem ersten Anblick unbefriedigt; das Misverhältniß mußte wachsen bei Vorlesungen desselben Faches, es kommt zur höchsten Spannung, Wagner sagt sich los von dem einst Verbündeten; „mit Schelling", schreibt er, „gilt es Leben und Tod". Die äußere Lage der Ehegatten litt unter diesen Verhältnissen, sowie durch die Lasten des Kriegs, und Wagner mußte noch seinen alten Vater unterstützen, zu welchem Zweck er sogar von seinen wenigen Habseligkeiten einen Theil veräußerte. Verhältnisse der Universität brachten ihn zu Vorlesungen über die Weltgeschichte, und als das würzburger Land dem Großherzog von Toscana zufällt (1809), wird Wagner mit andern Lehrern in Pension gesetzt, geht dann als Privatdocent nach Heidelberg, gewinnt enthusiastische Zuhörer, steht aber mit keinem Professor auf freundschaftlichem Fuß. Seit 1815 finden wir ihn wieder im bairischen Würzburg. Zurückgezogen vom gewöhnlichen Umgangverkehr, in einer glücklichen aber kinderlosen Ehe, im Genuß eines vom Geräusch entlegenen eigenthümlichen Hauses und Gartens entwickelt sich seine gewohnte Thätigkeit mit Werken über den Staat, System des Unterrichts, Privatökonomie und das Organon der menschlichen Erkenntniß; auch wird der Plan zu einer später erschienenen Dichterschule entworfen, veranlaßt zu mancherlei Versuchen wissenschaftliche Aufgaben aller Art in poetischer Form planmäßig zu lösen, und im anscheinend heitersten Spiele poetische Gebilde zu liefern, denen wissenschaftliche Construction zum Grunde liegt. Einige davon gegebene Proben sind anziehend und bewähren in ihrer Gewandtheit den wiederkehrenden Jugendhang zur Dichtung. Als 1834 mehre Mitglieder der philosophischen und theologischen Facultät vom Lehren entfernt wurden, traf auch Wagner diese Maßregel, und er ward in den Ruhestand versetzt; seine Freunde vermuthen, aus kirchlich-politischen Rücksichten. Allerdings ist ein philosophischer Pantheismus mit christlicher Orthodoxie nicht wohl vereinbar, und, wenn die theologische Orthodoxie als Grundlage oder Stütze der politischen gilt, an Höfen nicht beliebt. Vom Katholicismus, der damals zu einem neuen Leben erwacht war, meinte Wagner außerdem, er werde sich wegreden; wolle er bleiben, so müsse er nur schweigen und handeln, der Protestantismus habe gewonnen sobald jener sich mit ihm einlasse. Wäre auch gegen diese Meinung viel einzuwenden, so wird doch der Katholicismus einem Manne solcher Gesinnung nicht hold sein. Ein Jahr vor seinem Tode kauft Wagner eine Besitzung in Neuulm und zieht hin, obwol er seine Vaterstadt nie geliebt; allein — dort lebten noch wenige seiner alten Freunde, und in Würzburg waren die Verhältnisse abgestorben.

Erwägt man das Leben mancher Rüstigen und Kühnen im Reiche der Gedanken, vergleicht man es zumal mit Demjenigen was sie erwartet und gehofft, so gleicht es häufig dem Rheine, welcher nach brausenden Katarakten und raschem Strome am Ausfluß sich matt im Sande verliert. Ein gewisses Hin und Her des weiten Auffassens wissenschaftlicher Zwecke wie in den äußern Lebensverhältnissen ist vielleicht Wagner nachtheilig gewesen, allein es war seiner Rührigkeit und Philosophie entsprechend. Was Sein und Werden eines Jeglichen ihm voraus bestimmt und im Lauf der Tage entwickelt, Das hat er zu nehmen und sich darein zu ergeben, mit welchem Spruch besonnener Weisheit oder unbedachtsamer Thorheit unser Bericht geschlossen sei. 28.

Wiederauffindung alter Städte und Münzen.

Wissenschaft und Zufall — beide gehen ja so gern und so oft Hand in Hand — haben in den letzten Tagen verschiedene Denkmale der alten Geschichte enthüllt, und Dies gerade zu einer Zeit in der die Welt mit der Vergangenheit bricht und eine neue, aber auch eine radicalneue Geschichte so leidenschaftlich anstrebt. Während die Kämpfe im Abendlande Strecken verwüsten und, wie in Italien, ganze Stadttheile den Flammen preisgeben, wird in Asien durch einen Subalternagenten des Archivs eine alte Stadt entdeckt (über das Wie? gibt „La presse" keinen nähern Aufschluß), in der sich etwa zur Hälfte als Ruinen, zum Theil aber auch wohl erhalten, noch sieben Tempel und mehr als 200 Häuser vorfinden. Dieselbe liegt in der Gegend, wo die Grenzen der alten Königreiche Pontus, Kappadocien und Galatien zusammenstoßen, und Dr. Brenner, der die Gebäude besuchte, hat bis jetzt nicht eine einzige Inschrift, nicht ein einziges Basrelief gefunden, aus dem man auf den Namen oder die Geschichte dieser Stadt schließen könnte.

Ritten in beträchtlichen Höhlungen ist sie verborgen, und kein Reisender hat sich früher dahin gewagt.

Eine bestimmtere Erinnerung knüpft sich an ein Goldstück das in der Gegend von Alais gefunden ward. Es hat etwa 24 Francs Goldwerth und zeichnet sich durch die Sauberkeit des Gepräges aus. Auf der einen Seite liest man als Umschrift um das Bild des Kaisers Nero die Worte: AUGUSTUS NERO CAESAR; die andere Seite zeigt eine sitzende Statue, die eine Kugel, sicherlich als Emblem der Welt, in der Hand hält, mit der Ueberschrift: Salus.

Auch „La Province" aus Limoges gibt die günstigsten Nachrichten; die Aufführung der Eisenbahnbauten fördert da fast jeden Tag mehr oder minder werthvolle Antiken zu Tage. Man findet Stücke von Amphoren mit den Initialbuchstaben des römischen Consuls, rothe Vasen in den elegantesten und mannichfaltigsten Formen, geschmückt mit den Sinnbildern der Götter denen sie geweiht sind, Stücke von Marmor und Glas, mineralogische Merkwürdigkeiten, Theile von alten Cementfußböden, mit grünen, rothen, gelben Frescomalereien, deren Farben ihren ursprünglichen Glanz sich erhalten haben. Eine kleine Bronzemünze mit dem Bilde Konstantin's des Großen und der Inschrift Gloria exercitus deutet darauf hin, daß all diese Dinge aus der Zeit von 306—337 sein mögen. Auch einen goldenen Marc Aurel vom J. 148 hat man ausgegraben, ferner eine Goldmünze von Libius Severus (461—465) mit der Inschrift: Victoria Augustorum; ferner einen Goldthaler mit der Krone Karl's VIII., der 1483—97 König von Frankreich war; dann zwei consularische Silberpfennige, den einen von dem Zeitgenossen Cicero's Marcus Nerennius, den andern von Plautius Hyppäus, aus dem Jahre 424 der Stadt; zuletzt endlich einen Silberling von Wilhelm, Grafen von Auvergne (886—918), und von Eudes, König von Frankreich, geschlagen zu Limoges im J. 887.

Nicht ohne Interesse, wenn auch minder werthvoll als die bisher angeführten, ist eine Partie Münzen die man in den Ruinen des alten Schlosses von Labroye gefunden hat. Es sind 13 ziemlich gut gehaltene Goldstücke aus der Zeit Franz' I., Karl's IX., Ferdinand's und Elisabeth's von Spanien und Philipp's II. Labroye erinnert Frankreich an Philipp von Valois und die Schlacht von Crecy, und die Sonnenthaler erinnern an den „ritterlichen" König Franz. So kommen der Republik aus der Erde heraus und aus vergessenem alten Gestein — die royalistischen Erinnerungen. 40.

Bibliographie.

Barber, J. W., Hauptbegebenheiten der Amerikanischen Geschichte. Bearbeitet von E. Grünewald, bevorwortet von H. Künzel. Darmstadt, Leske. Gr. 8. 25 Ngr.

Brinckmeier, E., Geschichte des Jahres 1848. Ein Gedenkbuch für das deutsche Volk. Mit Portraits. Braunschweig, Oehme u. Müller. Gr. 8. 15 Ngr.

Bülow, A. v., Auswanderung und Colonisation im Interesse des deutschen Handels. Berlin, Mittler. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Dante Alighieri's Osterfeier im Zwillingsgestirn des himmlischen Paradieses. Eine Ostergabe. Von C. F. Göschel. Halle, Mühlmann. Gr. 8. 18 Ngr.

Doeger, G., Der Auswanderer nach Südaustralien. Ein Rathgeber bei der Auswanderung nach Südaustralien und Australia Felix in Bezug auf Ueberfahrt, Ankunft und Ansiedelung nebst einer möglichst vollständigen Schilderung Südaustraliens 2c. Aus authentischen Quellen gezogen und zusammengestellt. Als Anhang: Briefe von nach Australien ausgewanderten Deutschen und der Zoll-Tarif für die Provinz Südaustralien. Tangermünde, Doeger. Gr. 8. 10 Ngr.

Gerstäcker, F., Nord- und Süd-Australien. Ein Handbuch für Auswanderer. Frei nach englischen Werken von Dav. Mackenzie, J. C. Byrne, G. F. Davidson, E. Rowcroft und G. D. Wilkinson bearbeitet. Leipzig, Arnold. 16. 18 Ngr.

Gottschall, R., Gedichte. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Hartmann, C., Geographisch-statistische Beschreibung von Californien. Aufschlüsse über die Lage, den Boden und das Clima des Landes, über seine Bewohner, ihr Leben, Sitten und Gebräuche 2c.; mit besonderer Berücksichtigung seines Mineralreichthums, namentlich der neuerlich so wichtigen Goldgewinnung und der vorzüglichsten dorthin gemachten Reisen. Nach den besten Quellen bearbeitet. 1ster Bericht. Mit einer Generalkarte von Californien. Weimar, Voigt. Gr. 8. 1 Thlr.

Landtagsbilder. Von F. P. B. Gedichte. 2tes Bändchen. Schwerin, Kürschner. 8. 5 Ngr.

Löher, F., Des deutschen Volkes Bedeutung in der Weltgeschichte. Vorträge gehalten in Cincinnati, Anfang 1847. Cincinnati, Eggers u. Comp. 1847. Gr. 8. 18 Ngr.

Humoristische Lustreise. In Briefen von P. an W. v. B. Aus dem Schwedischen von Z...d. Lübeck, Boldemann. 16. 15 Ngr.

Maltitz, G. A. Freih. v., Fürst, Minister und Bürger oder das Pasquill. Schauspiel in vier Akten. Für die Hamburger Bühne gedichtet. 2te Auflage. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 24 Ngr.

Scherenberg, C. F., Waterloo. Ein vaterländisches Gedicht. Berlin, Hayn. Hoch 4. 20 Ngr.

Spindler's, C., größere Romane. 8ter bis 10ter Band. Stuttgart, Hallberger. 1848. 8. à 1 Thlr.

Tagesliteratur.

Das Attentat gegen Herrn Ed. Balzer, Abgeordneten der Berliner Nationalversammlung am 6. Aug. 1848 zu Ellrich bei Nordhausen. Halle, Schmidt. 8. ½ Ngr.

Bartsch, A., Das Denkmal Paul Friederich's zu Schwerin. Geschichte und Beschreibung des Denkmals und der Enthüllungsfeier, nebst der bei dieser Feier gehaltenen Rede. Mit einer Abbildung des Denkmals. Schwerin, Kürschner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Bergenroth, G., Herr v. Bülow-Cummerow unter den Communisten. Berlin, Reuter u. Stargardt. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Bildung der zweiten Kammer Preußens auf dem Grunde organischer Gliederung des Volkslebens. Halle, Schwetschke. Gr. 8. 6 Ngr.

Die Bürgerwehr. Deren Bedeutung, Nothwendigkeit und Nützlichkeit. Tangermünde, Doeger. 1848. 8. 1½ Ngr.

Christ, Offener Brief an Hrn. Stadtgerichts-Arzt Dr. Emil Beck in Pirna. Waldheim. 8. 5 Ngr.

Decken-Himmelreich, v. der, Gesellschaft, Kirche, Staat. Allen Deutschen gewidmet. Ratibor, Jacobsohn. 8. 10 Ngr.

Fleck, F. F., Noth und Trost dieser Zeit. Eine Betrachtung. Offenbach, Steinmetz. 8. 5 Ngr.

Goetze, Vortrag über die Disciplin im Richterstande. Berlin, Besser. Gr. 8. 7½ Ngr.

Gröning, W., Pastor Dulon's Wühlerbuch: „Vom Kampf um Völkerfreiheit." Als solches gewürdigt. Bremen, Schlodtmann. 8. 15 Ngr.

Hagens, J. C., Das königliche Veto und die Volkssouveränität. Beitrag zur Verständigung über Artikel 60 und 61 der Preußischen Verfassungs-Urkunde. Paderborn, Junfermann. Gr. 8. 5 Ngr.

Jaspis, A. S., Die Kraft der Verheißung: daß Könige die Pfleger und Fürstinnen die Säugammen der Kirche sein sollen. Predigt gehalten am 29. Novbr. 1848, als am Tage der Ehejubelfeier unsres Königspaares zu Elberfeld. Elberfeld, Hassel. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Kirsch, K. W., Allgemeine Betrachtung über die gegenwärtige Zeit. Aus dessen Manuskript, Blicke in die Politik:

Polen und vier Großmächte Europa's. Mit einer Beilage: Die Schweiz, Europa's Vulkan; Dichtung. Wiesbaden. Gr. 8. 2 Ngr.

Märcker, F. A., Preußens Abgeordnete für Berlin und Frankfurt. Zwei Reden. Berlin, Schultze. 1848. Gr. 8. 6 Ngr.

Margry, P., Ueber die Demokratie in Frankreich. Antwort an Hrn. Guizot. Wiesbaden, Schellenberg. Gr. 12. 5 Ngr.

Die Pedanten, Obscuranten, Bigotten und Fanatiker unseres Jahrhunderts. Ein Echo von Sailers Geist gegen die falschen Werber unserer Zeit. Herausgegeben von J. M. F. Augsburg, Kollmann. 8. 2 Ngr.

Die Preisfrage des Königs beantwortet nach Vernunft und Wahrheit. Ein freies Wort jedem ehrlichen Deutschen insbesondere jedem Bayer gewidmet. München, Franz. Gr. 8. 4 Ngr.

Preußens Politik in Bezug auf Deutschland. Eine historische Skizze von einem Bayer. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 10 Ngr.

Recht oder gar nicht. Eine deutsche Stimme aus England. 2te Auflage. Offenbach, Steinmetz. Gr. 8. 3 Ngr.

Schwebemeyer, C., Die Volksbewaffnung, ihr Wesen und Wirken. Wriezen, Weiße. Gr. 8. 2½ Ngr.

Siegler, J., Predigt über die Worte des Herrn: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist." Gehalten am 12. Novbr. 1848 zu Vilshofen. Passau, Elsässer u. Waldbauer. 8. 2 Ngr.

Tyrwhitt-Brooks, J., Vier Monate unter den Goldfindern in Obercalifornien. Tagebuch. Nebst officiellen Regierungsberichten, einigen Angaben aus amerikanischen Blättern und einem Schlußworte von A. Hamburg, Berendsohn. Gr. 8. 4 Ngr.

Das Vaterland ist in Gefahr! oder die Kaisermission für Hohenzollern. Vom Grafen R........ Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 6 Ngr.

„Ein schlechter Vogel der sein eigen Nest beschmutzt." Ansprache und Vermahnung an Hrn. Joh. Nep. Weingärtner, der am 8. Septbr. 1848 in der Frauenkirche zu München die bekannte Schimpf- und Lästerpredigt losgelassen hat. Zugleich ein Merk's für jene Priester, welche so gerne über ihre Standesgenossen schimpfen, von Fulgentius Quis. Passau, Pustet. 8. 2½ Ngr.

Wirweitzky, R., Aufruf zur Vereinigung der Confessionen. Danzig, Homann. 1848. Gr. 8. 1 Ngr.

Wohlfarth, J. F. T., Die Gefahren der Kirche gegenüber den Paragraphen 14 bis 20 der Grundrechte des deutschen Volkes. Weimar, Voigt. Gr. 8. 12½ Ngr.

Zimmermann, F., Zur Reform der evangelischen Kirche. Grundzüge einer evangelischen Kirchenverfassung. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 12 Ngr.

Zur Beurtheilung des Ministeriums Eichhorn von einem Mitgliede desselben. Berlin, Dümmler. Gr. 8. 1 Thlr.

Zusammenstellung der von der deutschen National-Versammlung zu Frankfurt a. M. gefaßten Beschlüsse bei der ersten Lesung der Reichsverfassung nebst erläuternden Hinweisungen und einem Anhang, enthaltend: die in erster Lesung ergangenen Beschlüsse über einige fernere Bestimmungen der Grundrechte und über das Reichs-Wahl-Gesetz. Hannover, Helwing. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Inhalt des Monats April.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 104. —— 1. Mai 1849.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Erwin Speckter und seine Briefe aus Italien.

Zweiter Artikel.*)

Wenn wir dem objectiven Gehalt dieser Briefe uns zuwenden, so versteht sich von vornherein, daß er, eingewebt der Entwickelung eines Künstlers und seinen persönlichen Mittheilungen, vorwiegend ästhetischer Natur sein muß. Die zwei Hauptseiten desselben, Kunstbetrachtung und Charakteristik Italiens, greifen meist ineinander. Wie aber die erstere sich theilweise über das Vorliegende ins Allgemeine erhebt, so ist auch die letztere auf Natur- und Sittengemälde, Scenen des Lebens und Schilderungen des Einzelnen dergestalt ausgedehnt, daß im Gesammtergebniß die geistreiche und treue Vergegenwärtigung Italiens noch origineller und bedeutender als die Beurtheilung seiner Meisterwerke und Kunstdenkmäler erscheint. In der letztern wird wieder was sich auf antike Kunst bezieht eigenthümlicher und ausgezeichneter genannt werden können als die Beiträge zur Geschichte christlicher Kunst im Vergleich mit dem vorhandenen Besitze der Wissenschaft. Indessen hebt persönliche Wärme der Auffassung auch die Abspiegelung bekannter Momente aus der Entfaltung und Blüte der Malerei, und für die Charakterzüge der Architektur, sowie ihren Zusammenhang mit Naturumgebung und mit Sitte, bewährt der Briefsteller eine glückliche Aufmerksamkeit. Es fallen außerdem lebhafte Lichter auf die Kunst unserer Zeit, die Leistungen der Koryphäen, die Zwiespaltigkeiten der Strebenden, das deutsche Künstlerleben in Rom. Und der Pulsschlag unmittelbaren Erfahrens und Anschauens, der diese verschiedenen Bestandtheile durcheinanderschwingt als Kreiswellen um den einen Brennpunkt des Schönen, eignet das Ganze in seltenem Grade zu einem belehrenden und bildenden Genusse für jeden Künstler und Kunstfreund.

Am seltensten beziehen sich die Bemerkungen über Kunstwerke auf solche der christlichen Plastik. Ausführlicher sind nur ein Grabdenkmal in Fondi (I, 443), mit lebhafter Bewunderung des Moses von Michel Angelo (I, 168), mit Empfindung die heilige Cäcilie im Leichengewand aus der Zeit Bernini's (I, 191), mit nicht ungerechtem Misfallen Canova's Kolossalstatue des Königs Ferdinand auf der Treppe des Museums zu Neapel beschrieben; Anderes, wie die Reliefs in S.-Antonio zu Padua, die von J. della Quercia in Bologna u. dgl., nur dem Eindruck nach erwähnt. Hätte sich Speckter in Florenz umsehen können, wo er, durch Krankheit ins Zimmer gebannt, ganz kurz verweilte, so würde seine Aufmerksamkeit auch in diesem Felde sich nicht weniger bewährt haben als sie, was Anschauungen der antiken und wiederum der neuesten Plastik betrifft, viele Stellen seiner Briefe auszeichnet. Wie aber in der Entwickelung der christlichen Künste die Sculptur gegen die Malerei und auf Italiens Boden die Zahl und Bedeutung ihrer Eindrücke gegen so mannichfache andere zurücksteht, so noch mehr in den meisten Beschreibungen dieses Kunstlandes.

Näher lag natürlich dem Maler die Beachtung der Malerei. Wir sind aber dabei durch seine Geisteslebendigkeit, die ihn immer ganze Horizonte zusammenfassen, und seine Aufrichtigkeit, die ihn rein den Eindruck aussprechen läßt, vor pedantischer Galerienmusterung oder vor Nachbetung des Bekannten bewahrt. Gleich in Venedig machen in einer pittoresken und mitunter politisch-romantischen Spiegelung der ganzen Lagunenstadt die Urtheile über Tizian und Veronese, ihre Vorgänger Bellini und Giorgione und andere Maler dieser Schule (I, 200), bald im Allgemeinen, bald einzelne Bilder kennzeichnend, nur ein angenehm vertheiltes Moment. Ist auch dabei bemerklich, daß der Standpunkt Speckter's damals noch nicht so fest wie späterhin war, so leuchtet Sinn und Begabung doch überall durch. Für die ältern Gemälde derjenigen Schulen die im Anfang des 15. Jahrhunderts bedeutender als die gleichzeitige Venedigs waren, finden sich öfter unbefangene Schätzungen

*) Vergl. den ersten Artikel in Nr. 56—65 d. Bl. D. Red.

ihrer begrenzten Vorzüge, ihrer Mängel, ihres lieblichen Sinnes. So über alte Fresken in Bologna (I, 54 fg.), Kirchenbilder in Corneto (I, 351 fg.), ein Wandgemälde in Tuscanella (I, 368), einige Bilder in Fondi (I, 444), eines auf Camaldoli: Petrus Dominicus de monte palmano (I, 136). An Fiesole hebt er beim Anblick seiner Verkündigung in S.-Domenico zu Perugia die manchmal von Andern übersehene Großartigkeit hervor (I, 80). In Padua erwägt er die Ungleichheiten und Unterschiede Dessen was dem Giotto zugeschrieben wird (I, 42 fg.), sowie er auch über die Fresken von Assisi kurz aber treffend spricht (I, 85); dort charakterisirt er außerdem mit Feinheit die edle Anmuth Mantegna's (I, 44 fg., vgl. 55), in Bologna Das was Francia hat und nicht hat (I, 57), in Perugia die reizende, lieblich beschränkte Heiterkeit Perugino's (I, 78 fg.). Von den großartigen Führern zur Höhe der italienischen Malerei geschieht des da Vinci Erwähnung mit dem Hinweis auf eines seiner schönsten Bilder in S.-Onofrio zu Rom (I, 188), des Luca Signorelli im Angesicht seines Gemäldes im Dom zu Perugia (I, 81) und bei einem zu Corneto befindlichen Temperabild, welches mit begründeter Muthmaßung, namentlich wegen der Verwandtschaft einer Composition von Michel Angelo, diesem Vorgänger des letztern Meisters zugeschrieben wird (I, 351 fg.). Mit Liebe werden Rafael's Jugendwerke in Perugia, besonders das Fresco in S.-Severo (I, 79 fg.), mit begeisterter, ausführlicher Darstellung seine heilige Cäcilie in Bologna (I, 59), wiederholt seine großen Schöpfungen in Rom nach ihrem Geist und ihrer Wirkung besprochen (Loggien und Stanzen, I, 125, 248 fg., 265; Farnesina, I, 153, II, 257, 369; zwei Cartons in Neapel, II, 112 fg.; Jesaias-Sibyllen, I, 182 fg.; Zeichnung der Madonna d'Alba im Lateran, I, 173; ein Bild in der Akademie S.-Luca, I, 166). Tief durchdrungen zeigt sich Speckter von Michel Angelo's Wahrheit, Ganzheit und Größe. Auf die Sixtina besonders, den Ernst ihrer Anlage, den Zusammenhang der Composition, die Würde und Gewalt ihrer Gestalten kommt er wiederholt mit der größten Ehrfurcht und Begeisterung zurück (I, 153, 243 fg., II, 263, 281). Anziehend ist ihm die heitere Fülle des Giulio Romano, wie sie die Gemälde im „Zimmer der Soldaten" entwickeln (I, 306). Er erkennt „die Mythe für das Feld dieses Malers, worin er sogar den Rafael übertroffen, namentlich in Darstellungen die schon das Costume des Märchenhaften und Romantischen tragen" (I, 250). Einigermaßen auffallen kann das entschieden misfällige Urtheil über Guido Reni's Aurora (I, 170), welches sich mit Rumohr's Voraussetzung (in der Einleitung S. xxxiv), die berühmte Aurora könnte Speckter bei seinen Fresken vorgeleuchtet haben, schwer übereinbringen läßt. Indessen sehen wir doch, daß er ein Bild desselben von ähnlichem Geiste im Museo Borbonico recht schön fand (II, 114). Ein übermäßig gerühmter Domenichino daselbst kommt um so schlechter weg. Recht gut charakterisirt wird Andrea di Salerno (II, 107). Mit Vergnügen liest man die ausführliche, launige Beschreibung und feine Schätzung zweier Temperazeichnungen von Teniers dicht neben einer achtsamen, warmen Schilderung zweier Cartons von Rafael.

Die Empfänglichkeit für die verschiedenen Epochen der Architektur bildet sich gleichfalls in diesen Briefen ab. Sie gedenken der Eindrücke von S.-Paolo fuori le mura (I, 161) und von andern alten Basiliken Roms (I, 172 fg.). Zu Corneto, wo dieser Kirchenbaustil sich in kleinem Maßstabe mit einer lautern Einfachheit ausspricht, würdigt ihn Speckter mit Liebe (I, 348 fg.). Auch beachtet er alle Kirchen in Tuscanella (I, 373), in Terratina (I, 439), wo er die Formen bedeutend und wirksam sieht, während er in Venedig S.-Marco ohne Großheit und ohne Feinheit des Stils nur durch Reichthum und Glanz hinreißend fand (I, 11), und in Bologna zu bemerken hatte (I, 54), wie in Italien der Charakter aller Bauten durch neue Zuthaten und geschmacklosen Schmuck verdeckt wird (II, 268). Er weiß ferner die Motive des Gothischen zu schätzen, die er in ihrer eigenthümlichen, verständigtüchtigen Anwendung an venetianischen Palästen sehr hübsch auffaßt (I, 9), auch in Corneto unterscheidet, wo sie einige Gebäude in plumper Entartung zeigen, der Palazzaccio in reichen Marmorverzierungen entwickelt (I, 350). Vergl. Perugia (I, 79), Fondi (I, 443). Im Ganzen aber gibt ihm seine Richtung auf das Klare und Gediegene eine entschiedene Vorliebe für den Bramante'schen Stil. Nicht nur erwähnt er einzelner Gebäude dieser Schule öfter mit Vergnügen; er erklärt sich auch den Vorzug (I, 351):

> Ansprüche macht das Gothische mehr, es ist ein Schönes, das uns seine Schönheit stets entgegenträgt, uns auffodert es zu bewundern; anspruchsloser dagegen ist dieser Bau aus der Zeit Bramante's, aber eben seine ruhige Größe lockt zauberisch das Auge seinen Adel auszuspähen. Hierin liegt der wahre Schönheitsadel. (Vergl. II, 260.)

So entzückt ihn auch an St.-Peter in Rom die Harmonie welche die Riesengröße vereinfacht (I, 124). Daß ihn dabei wahre Empfindungen, nicht etwa blos die großen Namen der Baumeister bestimmen, beweist sein Urtheil über die Façade. Trotz der irrigen Voraussetzung, sie rühre von Michel Angelo her, gesteht er unbefangen und mit Grund diese ganz verfehlt zu finden. Ihm ist natürlich die Bauweise überall in ihrem Zusammenhang mit Leben und Lage zu betrachten, da ihm für alle Kunst der erste Wunsch bleibt, daß sie in der Wahrheit des Volkslebens wurzle. Darum gibt er selbst der Architektur in Hinsicht des Einflusses auf das menschliche Leben den Vorrang vor seiner Kunst, und verlangt von der Malerei eine Unterordnung unter jene (I, 370). Daher will er aber auch in der Baukunst selbst keine Uebertragung schöner Formen, die in ihrem Himmelstrich zweckmäßig und bedeutend sind, dahin wo sie es nicht sein können. In diesem Sinne urtheilt er, daß die antike, überhaupt die südliche Bauweise, wo dem natürlichen Zweck und der Landesart offene Räume zwischen den tragenden und ruhenden Massen angemessen sind, allerdings Recht und Macht hat den Charakter

der Theile auffallend zu bilden, und die Sicherheit des Stützens und des Aufruhens über das Nothwendige hinaus zu markiren, damit das Gefühl des unbehaglich Unzureichenden entfernt sei. Wenn dagegen unsere Häuser, die das Klima zu Flächenbauten stempelt, ein solches Unterscheiden des Tragens und Ruhens annehmen sollen, müssen sie schwerfällig werden. Die Alten selbst, findet er, befolgen bei Flächenbauten ein anderes Princip. Hier spricht immer die schön vertheilte Masse, die nur wo es durchaus nöthig unterbrochen, nie aber vom trennenden Theil beeinträchtigt werden darf. Er führt die Leichtigkeit an, mit der am Colosseum an der äußern Seite der obern Stockwerke die Pfeiler und Simse hervortreten, sodaß man kaum die Trennung der Fläche merkt, vielmehr sie als Verbindung der einzelnen Massen, durch die gerade ein Ganzes sich darstellt, empfindet. Eben durch diese einfach edle Massenverbindung, die das Nothwendige zur Zierde gestaltet, und das massenhafte Ganze doch leicht und frei erhält, gefallen ihm die Bramante'schen Bauten (I, 251 fg.). Anders gewendet bewährt sich dieser Blick aufs Ganze nicht selten in bündigen Beschreibungen von Situationen und Städteansichten, wo er sowol die leitenden natürlichen Grundlinien als auch gelegentlich die kenntlichen Ausdrücke vorzeitlicher Zustände geschickt erfaßt. Gern verwebt er bei jedem anschaulichen Zusammenhang die Wohnungsgestalt mit der Lebensweise; wie bei der maurischen Bauart die Häuser von Anacapri (II, 219), bei den einfachen Häusern von Sorrent, die aber durch Loggien und Treppen den schönen Aussichten und dem blühenden Grunde sich verbinden (II, 197), bei den Marinen daselbst mit den Schifferneſtern im und am Felsen, den Schiffen auf dem Sande, dem Kirchlein in der Mitte (II, 188). Desgleichen entwickelt er beifällig das Verständige, Behagliche, dem Grund Harmonische der italienischen Villenanlage (I, 193, 281, 314). Nicht weniger wahr ist auf der andern Seite sein Unwille, wenn die Bestimmung eines Gebäudes so wenig ausgedrückt, der Aufwand selbst so vereitelt erscheint wie beim Museum zu Neapel (II, 13). Aber die Geringfügigkeit und barbarische Ausstattung der Sorbetbuden in Neapel hindert ihn nicht bei den Malereien daran, die mit biblischen Bildern der Wasserschöpfung, der Erquickung durch Wasser u. dergl. den Zweck der Buden idealisiren, das Kunstgemäße solcher Absicht mit Wohlgefallen zu bemerken (II, 5).

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine Vertheidigungsschrift des Julikönigthums.

Guizot hat die in Frankreich herrschende Demokratie mit offenem Visir angegriffen, Hr. Liadières hält nur eine Vertheidigungsrede der gefallenen Regierung. Man sieht leicht ein, daß beide Autoren in ihren Schriften sich gegenseitig ergänzen: Guizot kommt schließlich auf Das wovon Liadières gleich anfangs ausgeht und umgekehrt. Der Exminister kämpft gegen die Lebenden und vertheidigt dadurch die Todten, wenigstens die Scheintodten im englischen Exil; der Exdeputirte tritt direct als Leichenredner auf, aber seine Thränen gelten nicht nur der Unschuld des Opfers, sondern auch hauptsächlich der Verwilderung der Erben.

Das „Journal des débats" empfiehlt mit Dringlichkeit die „Dix mois et dix-huit ans" des ehemaligen Deputirten; allein dieses Buch empfiehlt sich mehr durch ein gutes Citat als wie durch die übertriebene Anpreisung der Politik Ludwig Philipp's. Man liest gern die Vertheidigungsschrift eines Mannes der 18 Jahre seinen Principien treu blieb, auch wenn man dieselben nicht theilt; aber man kann sich nicht an der Plumpheit erbauen mit der das Journal Bertin's in Begeisterung und Entzücken sich über die „weise" und „kräftige" Politik der Julidynastie ausspricht. Einen Beleg für die Wärme der Ueberzeugung mit der Liadières kämpft lassen wir hier folgen, da er zugleich das ganze Buch charakterisiren wird.

31.

§. 7: Das Königthum von 1830.

Was ich gleich am Anfange dieses Buchs sagte wiederhole ich jetzt noch zuversichtlicher: die Februarrevolution hat das conservative System verleumdet ehe sie es besiegte. Die Verleumdung aber macht den Verstand irre und entfremdet die Herzen. Wenn ich daher rufen höre: „Die Deputirtenkammer that am 24. Febr. ihre Pflicht nicht; sie mußte in ihren Saal zurückkehren, kühn dem Sturm das Haupt entgegenhalten, und gegen ihre Auflösung protestiren", so erwidere ich: die Deputirtenkammer hatte durch die Verleumdung ihr ganzes moralisches Ansehen verloren. Statt daß sie sich wie die Nationalversammlung am 15. Mai auf 100,000 ergebene Nationalgarden stützen konnte, erblickte sie Nichts als mistrauische Gesichter, Nichts als Soldaten die ihre Waffen auf Befehl dem Volke übergaben, Nichts als Nationalgarden die willig den Insurgenten ihre Reihen öffneten.

Durch den Streich der die conservative Majorität vernichtete fiel nothwendigerweise auch das Julikönigthum. Man vergesse nur nicht wie die Feinde dieses Königthums von ihm sprachen! Es wiederholte, hieß es, alle Fehler der conservativen Partei, es beschützte, es pflegte sie, und machte sie zur Trägerin seiner Laune. Je mehr die seit 1830 befolgte Politik verschrien ward, um so mehr stellte man das Königthum als mit dieser Politik auf das innigste verbunden dar: das Königthum sollte an der Erniedrigung Frankreichs und der Corruption der Sitten schuld sein. Das ist der Grund jener sieben Mordversuche, denen der König nur wie durch ein Wunder entkam; deshalb ward sein Charakter verkannt; Das ist der Grund seines urplötzlichen Falles und der unedeln Beleidigungen die ihm noch lange bis ins Exil folgten.

Ich kenne nichts Verächtlicheres als jene niedrigen Seelen die eine gefallene Größe zu schmähen wagen. Sie wollen Muth zeigen und sind doch nur niederträchtig; sie wollen dem Volke gefallen, und das Volk zeigt seine Gerechtigkeit in dem Abscheu gegen dergleichen schmähliche Schmeichelkünste. Die Frechheit welche neuerdings jene höhnenden Spötter des Unglücks zeigten verschonte weder die Königin, jene fromme Frau, von der jedes Wort ein Hoffnungsstrahl, jede Handlung eine Wohlthat war, noch ihre Söhne mit all ihrer Tapferkeit, ihrer Vaterlandsliebe und ihrem Constitutionalismus; noch endlich die Witwe und die jungen Kinder desselben Prinzen dessen Tod ganz Frankreich schmerzte. Für die Verderbtheit gewisser Personen gibt es nun einmal nichts Heiliges: 1815 schmähten sie Ludwig XVIII. und 1830 Karl X.....

Die Regierung des Königs der Franzosen wird aber nichtsdestoweniger für Frankreich einer von den in unserer Geschichte so dünn gesäeten Ruhepunkte sein; stets wird sie als eine jener seltenen Epochen des Glücks und der Freiheit gelten, die man leichter verleumden als zurückbringen kann.

Wie die conservative Partei nicht unfehlbar war (und ich habe Das offen bekannt), so hatte auch das Königthum seine Fehler, welche die Geschichte richten wird. Ludwig Philipp vertraute zu sehr auf seine alte Erfahrung, ohne zu bedenken,

daß die Erfahrung oft nur eine Lockspeise ist, und daß wir oft am andern Tage durch dasselbe Mittel unterliegen, durch das wir am Tage vorher gesiegt haben......

Denjenigen aber die den König anklagen er habe während seiner Regierung den Grundsatz des Constitutionalismus: der König herrscht, aber er regiert nicht, verletzt, diesen antworte ich: die Wahrheit dieses Grundsatzes ist zum mindesten bestritten. Seit wann ist es denn dem König untersagt seine Ansichten im Ministerrathe zu entwickeln und durchzusetzen? Muß das Land nicht dankbar sein wenn sie gut sind? Sind endlich die Kammern nicht da um sie zurückzuweisen wenn sie schlecht sind?

Hier tritt, ich weiß es, die gewöhnliche Anklage entgegen: „die verderbte gesetzgebende Gewalt konnte für ihre Controle kein Vertrauen einflößen." Ich habe das Richtige dieser Anklage nachgewiesen, und das Land, glaube ich, braucht nicht davon erbaut zu sein. Jede neue Wahl beweist, daß es die verderblichen Laster der hervorragendsten Mitglieder der conservativen Majorität, eines Molé, Bugeaud, Daru, Rulhières, den meisten Tugenden vorzieht welche in dem zehnmonatlichen Sonnenschein der Republik ausgekrochen sind; wenn es indeß gegen die Anklage die ich bestreite noch entscheidenderer Beweise bedarf, so würde ich sie in dem Charakter Ludwig Philipp's selbst finden. Montesquieu sagt: „Die Tugend der Fürsten trägt ebenso sehr wie die Gesetze zur Freiheit bei"; und niemals hat man einen tiefern Gedanken mit weniger Worten ausgedrückt. Man nehme dem Fürsten die Tugend, und Macchiavelli's Principien werden herrschen, Regierung wird eine bloße Lüge sein, Freiheit ein bloßes Wort, Gewalt und List wird an die Stelle des Rechts treten. Nun waren aber selbst die unversöhnlichsten Feinde des Julikönigthums gezwungen die Tugend des Königs anzuerkennen, und um noch von seinem verderblichen Einfluß auf die öffentlichen Aemter sprechen zu können, so mußten sie die Moral des Politikers von der des Privatmannes unterscheiden; so gaben sie einem tugendhaften Bürger nur weil er König war zwei entgegengesetzte Moralitäten, die eine achtungswerth, die andere verächtlich.

Denjenigen die nicht aufgehört haben aus Ludwig Philipp einen unermüdlichen Schätzesammler zu machen, der mit allem Knickern Thaler auf Thaler häufe, und aus Mistrauen gegen Frankreich beträchtliche Summen im Auslande angelegt habe, diesen antworte ich: Wie! Beweisen denn die mehr als 60 Millionen die in Versailles, Fontainebleau, Pau, St.-Cloud u. s. w. aufgewendet wurden, die beispiellose Freigebigkeit gegen die Künste, das auf mehre Millionen geschätzte Spanische Museum und das Museum das er dem Staate schenkte, die zahlreichen Reisen, die er oder seine Kinder auf Kosten der Civilliste machten, die 1,200,000 Fr. jährlicher Unterstützungen, welche in den entlegensten Gegenden das Elend mildern sollten, alle diese Freigebigkeiten, diese Wohlthaten, beweisen sie denn das erbärmliche Laster dessen ihn seine Feinde anzuklagen wagten? Bei welchem Könige oder welchem schlichten Bürger dürfte man ohne Gefahr für seinen Ruhm die geheimsten Gedanken prüfen und gleichsam sein inneres Leben aufdecken? Ludwig Philipp hat sich dieser Prüfung unterzogen. Nicht ein Blatt seiner öffentlichen oder Privatcorrespondenz ist seinen Feinden entgangen! Man hat sie in den Revuen veröffentlicht, und die Journale haben sie nachgedruckt. Ganz Frankreich hat den König durch den König selbst lesen und beurtheilen können. Und ich frage, kann man durch diese großartige Unbescheidenheit der Presse irgend eine Handlung, eine Sylbe beibringen die nicht meinen Worten zu Hülfe käme? Hat man irgend eine Spur jener Schätze entdeckt die Ludwig Philipp in den Vereinigten Staaten und in England aufgehäuft hat? Nein, man hat nur gefunden, daß dieser „Geizhals" 50 Millionen Schulden in Frankreich hinterlassen hat; und ohne die unbedeutende Summe von 200,000 Fr., die seit 30 Jahren bei dem Banquier Coutts vergessen worden waren, würde derselbe Mann der während seiner Regierung mehr als 25 Millionen Unterstützungen verausgabte jetzt genöthigt sein von den Almosen eines fremden Landes zu leben.

Denjenigen die sich da rühmen nach dem Februar die Todesstrafe für politische Verbrecher abgeschafft zu haben antworte ich: dieser Ruhm, der einzige der euch bleibt, ist ein Plagiat aus dem Königthum von 1830. Ludwig Philipp commentirte die Begnadigungsbittschreiben stets mit eigener Hand, und fand um die Strafe zu mildern Gründe an welche der Siegelbewahrer nicht gedacht hatte. Die Todesurtheile widerstrebten besonders seinem Philanthropismus. Niemals gestattete er eine rein politische Hinrichtung. Gar viele der Herren die aus den Barrikaden des Februar hervorgingen sind lebende Beweise davon. Warum mußte doch das verfassungsmäßige Recht das sie rettete für die Meisten nur das Recht zu neuen Verschwörungen sein? Zählten sie denn die Undankbarkeit zu den republikanischen Tugenden?

Denjenigen endlich (und hiermit wende ich mich nicht blos an seine Feinde) welche Ludwig Philipp seine plötzliche Abreise am 24. Febr. vorwerfen antworte ich: der König war über den Willen des Volks getäuscht worden. Man sagte ihm am 23. Febr. (und Das war eine Lüge!) die Nationalgarde verlange in Masse die Reform, und er änderte sein Ministerium. Am andern Tage sollte die Nationalgarde die Regentschaft verlangen, und er dankte ab. Er dankte ab, sagte man, in dem Augenblicke wo die Armee mit den Vertheidigern der öffentlichen Ordnung sich schlagen mußte. Er reiste in dem Augenblicke ab, sagte man, wo er noch das einzige Hinderniß zur sofortigen Wiederherstellung des Friedens und zur Proclamirung der Regentschaft war. Seine Ueberzeugung in diesem Punkte war so fest, daß er zwei Stunden lang in Dreux die Mittheilung der Herzogin von Orleans über die Erklärung der Kammern erwartete. Ohne diese Ueberzeugung, welche ihm seine Vaterlandsliebe einflößte, würde seine Abreise von Paris eine nicht entschuldbare Schwäche gewesen sein. Das Alter hatte seine Energie aber durchaus nicht gebrochen. Der König den man nach jedem Mordversuche so ruhig sah als wenn er sein Arbeitscabinet gar nicht verlassen hätte; der König der trotz der Bitten seiner Familie und seiner Minister mehre Jahre hindurch sogar den Gedanken an eine Leibwache zurückwies; der König der am 6. Juni 1832, als die schrecklichsten Berichte in den Tuilerien anlangten, zu Pferde stieg, und unter dem Donner der Kanonen von St.-Merry die Hauptstadt durchritt; der König endlich der nach dem fürchterlichen Blutbade der Höllenmaschine Fieschi's kaltblütig die Revue über die Nationalgarde fortsetzte: — dieser König, Das ist gewiß, würde lebend den Thron auf den ihn des Volkes Wille erhoben hatte nicht verlassen haben, wenn er nicht durch einen verhängnißvollen Irrthum getäuscht, durch seine Abreise die Regentschaft seiner Schwiegertochter und das Königthum seines Enkels zu unterstützen geglaubt hätte.

Literarische Anzeige.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Neue Novellen

von

Karl Gutzkow.

I. Imagina Unruh.

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Im Jahre 1845 erschien von dem Verfasser daselbst:

Aus der Zeit und dem Leben. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 105. —— 2. Mai 1849.

Erwin Speckter und seine Briefe aus Italien.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 104.)

Für eine Richtung und Bildung wie schon diese Ansichten sie verrathen mußte die antike Kunst verständlicher, willkommener, bedeutender sein als für die meisten Kunstjünger unserer Tage. Dem kam auch schon die literarische und poetische Vorbildung Speckter's entgegen, die bei fortgesetztem Lesen der Classiker ihm Leben und Geist des Alterthums nahe und vertraut genug erhielt, um die Ueberreste mit den Idealen der Sitte und Zügen der Geschichte in Verbindung zu bringen. Dies Wissen, ohne den Charakter der Gelehrsamkeit und ohne die geringste antiquarische Prätension, ist in ihm als Phantasiestoff und Erinnerung großer Eindrücke desto lebendiger. Es dient ihm die Trümmer und die herrlichen Gegenden um Rom und Neapel zu beseelen, mit ihnen gemäßen Figuren und Schatten zu bevölkern, die Natur Hesperiens wie mit classischem Auge zu schauen, und zuletzt seine eigenen Träume in die plastischen Gestalten antiken Glaubens zu kleiden. Es erleichtert ihm aber auch die Erzeugnisse der alten Kunst, die zwar ihren Sinn in Form und Erscheinung selbst aussprechen, zugleich in ihrer Familienbedeutung als Typen eines geschlossenen und reichen, in sich einigen und genügevollen Sittenlebens aufzufassen. Es kennt Nennwerth und Beziehung der Kunstwerke insoweit, um ungestört dem sie durchathmenden reinen Verstande des Natürlichen und der vollkommen begrenzten Charaktergegenwart sich hingeben zu können. Und so enthalten diese Briefe treffliche Zeugnisse, wie gut Speckter die gediegenste Schrift des vergeistigten Heidenthums, die Sprache der Plastik zu lesen wußte. Zwar von den großen Sculpturensammlungen Roms finden sich, weil er an ihnen immer wieder sich erbaute, keine Beschreibungen des Einzelnen; aber aus Neapel, wo er sich als Reisender fühlte, der, was er nur diesmal sieht, gleich festhalten muß, gibt er ausführliche und sehr lesenswerthe Mittheilungen über die mannichfaltigen Schätze des Museo Borbonico: eine Uebersicht über die ganze Anordnung (II, 13 fg.), Charakteristik der Wandgemälde aus den verschütteten Städten, die Speckter's Kenntniß von der griechischen Malerei, nachdem er die alterthümliche in den etrurischen Grabkammern bei Corneto gesehen (I, 355 fg.), die blühende aus Ueberresten in den Bädern der Livia und denen des Titus in Rom geahnt, nun auf eine überraschende Höhe rücken. Er preist die Selbständigkeit und Reife dieser Kunstübung (II, 15 fg.), bezeichnet den Umfang in dem sie sich mit so großer Leichtigkeit bewegt (I, 17 fg.), und ihre gesunde Anknüpfung ans Leben (I, 19 fg.), ohne daneben die Spuren der Entartung zu übersehen (I, 21). Hernach hebt er einzelne Bilder von besonderm Werth hervor (S. 44, wo er auch die Trefflichkeit der verwandten musivischen Kunst dieser Alten bezeichnet; ferner auf S. 251 fg., 255). Vorzüglich eingehend ist ferner die Beschreibung der dortigen Galerie der Bronzen (II, 46 fg.). Die unvergleichlichen Büsten jenes bärtigen Bacchus, den man früher Platon nannte, der Berenice und zweier jungmännlicher Lockenköpfe sind mit energischem Gefühl geschildert. So die Faunsfiguren, die kleine Fortuna, die herculanischen Schauspielerinnen. Dann die bronzenen Geräthe (II, 54 fg.); Lampen, Candelaber, Vasen u. s. w., wo die Bemerkungen mit Frische und Feinheit ins Einzelne dringen. Nach flüchtigern Angaben über die gemalten Thongefäße und Terracotten folgen wieder ausführliche und schöne Mittheilungen über die Marmorwerke (I, 66 fg.). Zuerst die wohlverstandene Wiederherstellung einer interessanten sehr verstümmelten Gruppe im Hofe des Museums, die ein lebendigbewegtes Symplegma darstellte. Dann eine Beurtheilung der Copie des Lysippischen Hercules; eine sehr aufmerksame Betrachtung und Entwickelung der Gruppe des Farnese'schen Stiers, mit richtiger Einsicht, daß die Figur der Antiope spätere Zuthat, die der Dirke in der Ausführung hinter dem Vorbilde geblieben, im Motiv unpassend geändert ist. Gar artig sind die Bacchischen Reliefs zweier Sarkophage erzählt. Mit Liebe verweilt hierauf der Beschreiber bei den zwei Reiterstatuen der Balbus, erwähnt der liegenden Amazone und des Kriegers, schildert die Farnese'sche Gruppe der Köche am Feuerkessel, die schönen Verzierungen pompejanischer Marmorbecken, die Venus von Capua, die herculanische Pallas, die Eumachia, die Gruppe Orestes und Elektra, dann verschiedene Kaiserbüsten und Statuen, besonders mit großer Wärme die treffliche sitzende

Statue der Agrippina, auch einige mythologische Reliefs und sehr eingehend eines im Zimmer des Apollo und der Musen, welches eine Thiassotengruppe eigenthümlich schön darstellt, und die Vase des Salpion. Das Motiv der Nymphe eines pompejanischen Brunnens faßt er als eines Mädchens das ins Bad gehen will. Lebhaft interessiren ihn die Büsten berühmter Männer, und voll Begeisterung beschreibt er die große Statue des Aeschines, deren Kunstcharakter er gut versteht, wennschon er den Mann, wie man damals noch glaubte, für Aristides hält. Aber der würdigen Haltung und des ernsten Ausdrucks, woran Speckter den Sieger von Platää zu erkennen meint, befliß sich wie bekannt Aeschines im Aeußern sehr sorgfältig, und in diesem Typus hat ihn der Künstler vollendet. Gleiche Aufmerksamkeit wendet hierauf unser Führer an etliche idyllische Reliefs und an die geistreich plastischen Ausführungen verschiedener Geräthetheile. Mehr als Flora und Antinous und die eleganten Candelaber mit den Störchen am Fuß fesselt ihn die ausgezeichnete Marmorvase mit Pan und den Grazien im Bacchuschor und den schönen aus Pflanzenarabesken entwickelten Schwanenhenkeln. Unter den Büsten hebt er die strenge, „donnerartig erschütternde" Juno, den kolossalen Alexander, den berühmten Homer hervor. Nach der alterthümlich anmuthigen pompejanischen Statuette der Diana ergötzt er sich an der Venus Kallipygos, und bestimmt den Sinn und Geist des naiven Motivs durchaus treffend. Manches allgemeinere Urtheil, das Speckter bei dieser Umschau gewinnt, empfiehlt sich dem Nachdenken, wie z. B. seine Hinweisung auf die festen Principien der alten Kunst, wonach sie den Naturcharakter mit überzeugender Sicherheit auch da behauptet, wo sie mit dem Gegenstande frei und phantastisch umgeht (II, 97 fg.). Sein Verständniß der echten Kunstsymbolik der Alten wäre so manchem unserer Archäologen zu wünschen, die sich in kleinliche, dem Charakter der Sache fremde Symbolik verirren. Welche hübsche Andeutungen wirft er (II, 58 fg.) hin über den Sinn der Verzierungen an den antiken Lampen. Er bemerkt die Maus auf manchen derselben als Zeichen der nächtlichen Ungestörtheit; als Anspielung aber auf Geheimnisse schlauer und affectvoller Art, deren Zeugin die Lampe in der Heimlichkeit der Nacht wird, faßt er die Deckelfigur eines Amors, der mit schelmischem Ausdruck eine Gans mit beiden Armen am Hals umschnürend an sich drückt, damit ihr Ton ersticke. Den Träumen, den Schauern und den Genüssen der Nacht findet er die verschiedenartigen Larven analog, die hier ein Silen- oder Faungesicht, dort Furie oder Medusa, tragische oder komische Maske der Form dieser Lampen sich anschmiegen. Er meint solche die zu verschiedenen ernsten Geschäften leuchteten, um wieder Familienlampen, Gesellschaftslampen unterscheiden zu können; und im Allgemeinen trage der Stil der Ausführung, die Form der Gebilde und Arabesken frappant den Charakter des nächtlichen Reichs, das noch kein Auge ergründet hat, aus dessen Dunkel uns die seltsamsten Andeutungen von ganz neuen und fremden Welten vorschimmern und erklingen.

Endlich sind auch Berichte über Werke und Richtungen der Kunst und Künstler unserer Zeit ein sehr schätzbarer Theil dieser Briefe. Da jene romantische Restauration des deutschen Kunsttreibens, die jetzt abgelaufen scheint, das Jugendstreben Speckter's umgab, während seine Entwickelung in Italien ihn über dieselbe hinaustrieb, so liefern seine Urtheile über diejenigen Werke deutscher Künstler zu Rom in welchen der erste Schwung jener Restauration sich kundgab, und über Meister und Jünger der fortgehenden Strebungen einen erheblichen Beitrag zur Beleuchtung dieser Periode. Sie sind um so unbefangener und durchsichtiger, als sie ja nur vertrauliche briefliche Mittheilungen waren.

Schon sein Interesse jedoch an den Werken der Bildhauer verräth, wie seine wachsende Vorliebe für Phantasie und Stil der Alten, den allgemeinern, freiern Standpunkt, zu dem er sich hob. Einer seiner ersten Berichte aus Rom ist ein Gang durch Thorwaldsen's Atelier (I, 102 fg.). Es tritt ihm hier das Wesen der Sculptur entgegen, die in strenger Beschränkung den größten Reichthum entwickelt, „wie ein Edelstein, der alle Strahlen in einem Punkte zusammenfaßt". Er bewundert die Meisterschaft Thorwaldsen's in der Vereinigung von Form und Motiv zum bestimmtesten, vollsten Ausdruck eines Charakters, der als der Umriß einer ganzen Gedankenwelt und als der redende Moment eines ganzen Lebens erscheint. Diese einfache Ausdrucksfülle rühmt er mit Entzücken von der Venus, dem Mercur, dem Paris, den Grazien, der Hoffnung, dem Mars an der Hand des Amor, der Gruppe von Amor und Psyche, und jener des Ganymedes, der den Adler des Jupiter tränkt. Mit gleicher Wärme spricht er von den Reliefs, voran der Alexanderzug, dann von den zahlreichen erotischen, dem listigen Besuch des Amor bei Anakreon, dem Amor welcher knieend der niedergesunkenen Psyche sich annimmt, dem Amorinenmarkt, dem Amor in vier Motiven als Bezwinger der Elemente, und jenem der aus Bacchus' Schale trinkt. Neben diesem erwähnt er der Hebe, die dem Hercules den Nektar reicht, und als wunderschön des Tanzes der Musen um die drei Grazien nach Apollo's Leinspiel. Auch heroische Reliefs beschreibt er: die Wegführung der Briseis von Achilles; Hektor's Vorwurf gegen Paris, der statt zu fechten bei Helena weilt; Priamos, der den Achilles um Hektor's Leiche bittet. Unter den monumentalen Statuen die er hier vorfand ergriff ihn besonders die bedeutende Gestalt Leo's XII., sowie auch die dazu gehörigen Kolossalfiguren der Stärke und der Wahrheit ihn ansprachen. Sowol von Seiten der schönen Bildnißwahrheit als der plastischen Gediegenheit rühmt er den Kopernicus desselben Meisters, nur fürchtet er, die Wirkung müsse durch das nach unten allzu eng angezogene Gewand beeinträchtigt werden. Minder ausgezeichnet findet er die Reiterstatue des Poniatowski. Auch mehre zu solchen Denkmälern gehörige Reliefs bezeichnet er mit Begeisterung, darunter „vor Allem eine

Amazone welche die Leier spielt" (zum Monument für Byron).

Bedingter ist Speckter's Anerkennung von Thorwaldsen's christlichen Bildwerken, obwol er überrascht ist ihn auch jenseit des heidnischen Kunstbereichs noch mächtig zu finden. Dies beweist ihm zwar nicht die Giebelgruppe, die des Johannes Predigt in der Wüste darstellt; denn unbeschadet seines Entzückens über reizende Einzelgruppen bemerkt er, die Zuhörer wären fast alle schön, wenn es Hirten wären die dem Apollo zuhörten, und Johannes selbst sei ein ganz verfehlter Theaterheld. Aber bei den Kolossalstatuen der Apostel, deren er fünf vorzüglich schöne namhaft macht, schätzt er besonders den besonnenen Verzicht auf griechische Gewandung, die Beschränkung auf große, einfache Linien der Hauptbewegung, und die gelungene Bezeichnung von Charakteren, die doch der Art nach ihre Bedeutung nicht in der Form hatten. Und ähnlich habe im Standbilde von Christus Thorwaldsen „manche Vortheile demüthig beiseite geworfen, um ihn ganz so, von allem bestechenden Schmuck entblößt, darzustellen wie er ihn sich dachte". Zuletzt sagt er:

Nach Dem was ich vom Bildhauer verlange ist er für mich der vollkommenste Künstler. Als ich durch einen schönen blühenden Garten, in dem Rosen, Veilchen und Lorbern friedlich nebeneinander standen, wieder auf die Straße kam, war mir als wäre ich wirklich vom Olymp auf einmal auf die Erde gefallen, und die Menschen kamen mir, verwöhnt durch den langen Umgang mit den Göttern, fremdartig vor in ihrer kleinen häßlichen Natur und ihren armen Lumpen.

An anderer Stelle (I, 256) bemerkt er, im Nimbus dieses gefeierten Meisters verschwänden die andern dänischen Künstler zu Rom, nimmt aber davon, neben Thöming, den Bildhauer Bissen aus. Bei dem ausgezeichneten Niederländer Kessels (I, 308) vermißt er in manchen Werken, bei viel Natur auch viel Schönheit in der Form, den Stil. „Sie scheinen nicht wie bei den Alten eine Uebersetzung der fleischigen, lebenswarmen Form in die steinerne, sondern eine Nachäffung jener aus blutlosen und wärmelosen Stoffen." Anders aber seien von demselben Künstler der Knabe mit der Ente, höchst wahr und zart ausgebildet, und der Diskuswerfer, ganz im antiken Geist gemacht. Speckter vergißt auch nicht seine Freunde in die Werkstatt des deutschen Wagner zu führen, „der unter den ältern Künstlern hier für mich einer der liebenswürdigsten im Umgange ist" (I, 303). In seinem Fries der Walhalla, die Vorgeschichte des deutschen Volkes vorstellend (Speckter schildert die Hauptzüge davon), erkennt er eins der geistreichsten, gelungensten Kunstwerke unserer Zeit, weise gedacht und angeordnet, mächtig aufgefaßt, klar und reizend ausgesprochen. Wenn auch weniger schön, weniger ausgebildet in der Form als Thorwaldsen's Schöpfungen, so herrscht dagegen mehr Reichthum der Gedanken, Fülle sprudelnden Lebens und eine bestimmtere Charakteristik darin. Es erinnert an die schönen Compositionen ähnlicher Gegenstände von Giulio Romano, und ist, wenn auch in allem Uebrigen Thorwaldsen den Vorzug haben sollte, doch wenigstens origineller als dessen Sachen. Die Art der Ausführung ist für den Ort wo es hinkommt und die Höhe ganz passend, in großen breiten Massen, die aber sich bestimmt und deutlich trennen, flach gehalten, ohne sich durch eine zu sehr ins Kleine gehende Ausführung zu vereinzeln oder zu vernebeln.

(Die Fortsetzung folgt.)

Saint-Martin über Chateaubriand's „Génie du Christianisme".

Vor kurzem erschien die dritte vermehrte Auflage von „Angelus Silesius und Saint-Martin. Auszüge und Bemerkungen von Rahel", herausgegeben von K. A. Varnhagen von Ense. Eigentlich lag es nicht in der Absicht des Herausgebers eine literarische Wirkung hervorzubringen, so wenig als jene Mystiker welchen der hohe Geist Rahel's als Lieblingen sich zugewendet hatte eine solche überhaupt durch ihre Schriften hervorbringen wollten. Diese gehören vielmehr zur Askese im edelsten Sinne für sinnverwandte Geister, und daß es unter der stürmenden Oberfläche der Gegenwart noch immer solche gibt, und gewiß immer geben wird, beweist das Bedürfniß der neuen und vermehrten Auflage. Die Vermehrung betrifft indeß nur den zweiten der auf dem Titel genannten Schriftsteller, nämlich Saint-Martin, von Seite 218 bis zu Ende. Für jene wahlverwandte Gemüther nun wäre jedes Wort zur Empfehlung gewiß überflüssig; aber auch für solche Leser welche in den Werken der Literatur eben nur die Literatur nach Form und Gehalt suchen ist hier so manches Goldkorn hingestreut, welches der Mühe werth ist aufzuheben. Wir wollen Einiges aus Demjenigen was in dieser Ausgabe neu ist herausheben. So heißt es (S. 242): „In Europa ist es, wo die epische Poesie geglänzt hat. Die prophetische Poesie gehört Asien allein, die alten asiatischen Dichter handelten; die europäischen Dichter haben sich begnügt zu malen."

Von besonderer Bedeutung erscheint uns namentlich eine längere und zusammenhängende Stelle über das Verhältniß des Christenthums, und zwar im Gegensatze zum Katholicismus gefaßt, zur Poesie, Literatur und Kunst, welche dadurch an Bedeutung gewinnt, daß sie ganz und gar gegen das ehemals so berühmte und epochemachende Werk von Chateaubriand's „Génie du Christianisme" gerichtet ist; denn wenn auch sein Name nicht genannt ist, so wird doch auf den Verf. sowie auf bestimmte und bekannte Stellen seines Werks mit dem Finger hingewiesen. Voraus geht eine längere Entwickelung des Unterschieds zwischen Christenthum und Katholicismus überhaupt vom Standpunkte der Mystik; dann heißt es:

„Wenn man dem Christenthum die Ehre des Fortschritts der Künste und besonders der Vervollkommnung der Literatur und der Poesie beimißt, so legt man ihm ein Verdienst bei welches dieses Christenthum weit entfernt ist in Anspruch zu nehmen. Nicht um die Menschen zu lehren Gedichte zu machen, und sich durch schöne literarische Erzeugnisse auszuzeichnen, ist das Wort in die Welt gekommen: es ist dahin gekommen, nicht um den Geist des Menschen in den Augen der Menschen, sondern um den ewigen und allgemeinen Geist in den Augen aller Unermeßlichkeiten in Glanz zu bringen."

„Warum hat das Christenthum nicht nöthig sich mit allen diesen Talenten der Menschen zu beschäftigen? Weil es unter den göttlichen Wundern wohnt, und es nicht nöthig hat nach dem Ausdruck zu suchen, um sie zu singen; sie liefern ihm zu gleicher Zeit die Gefühle (les affections), die Idee und den Ausdruck. Auch ist es das Christenthum allein welches auf die Beobachtung beredter Schriftsteller antworten kann: Man weiß nicht wo der menschliche Geist Dies herholte; alle Wege um zu dieser Erhabenheit zu gelangen

sind unbekannt. Denn in dieser Ordnung hat der menschliche Geist Nichts gesucht, weil der Geist des Christenthums ihm Alles gegeben hat." (Anmerkung Rahel's: „Um Dies auszudrücken braucht und hat er die Welt: nur soll er die höchsten Wunderausdrücke wollen, die höchsten Bedürfnisse.")

„Aber weit mehr, der Katholicismus, welchem man mit zu viel Leichtigkeit den Namen des Christenthums gibt, dieser Katholicismus, sage ich, ist es nicht selbst was die Entwickelung der Literatur oder Künste hervorgebracht hat. Nicht in ihm, noch durch ihn haben die neuern Dichter und Künstler sich gebildet; sie haben die meisten Werke des heidnischen Alterthums betrachtet, und haben gesucht sie nachzuahmen; allein da sie mitten unter den Institutionen des Katholicismus lebten, so ist es nicht zu verwundern, daß ihre Arbeiten sich fast allgemein auf religiöse Gegenstände richteten. Es ist auch nicht zu verwundern, daß sie, indem sie sich diesen religiösen Gegenständen immer mehr näherten, die wirklichen Schönheiten entdeckten, zu welchen sie immer einige, wenn auch indirecte Beziehungen haben, wie auch die unerschöpflichen Quellen der Schätze von denen die Bibel voll ist, weil sie Früchte des Wortes enthält. Endlich ist es nicht zu verwundern, daß sie alsdann versucht haben diese Schätze und diese Schönheit auf die Art von Kunst die sie ausübten anzuwenden, und daß sie dadurch hofften ihren Ruhm zu erweitern, wie in der That es keine Kunst gibt welche nicht einigen Glanz aus ihnen gezogen hätte. Aber es ist so wenig wahr, daß der Katholicismus das Princip und die Triebfeder der Verherrlichung der Literatur und Künste gewesen, daß es im Gegentheil diese Künste selbst und diese Literatur es waren welche dem Katholicismus die Idee in die Hand gaben sie zu seiner eigenen Verherrlichung zu verwenden. Indem der Katholicismus diese Meisterwerke der Künste und Literatur mit Recht bewunderte, hat er bald gesucht aus den einen den Schmuck seiner Tempel, und aus den andern die Nahrung und den Ruhm der Beredtsamkeit seiner Redner und der berühmten Schriftsteller in seinem Schoose zu machen. In der That, wenn es keine Phidias und Praxiteles gegeben hätte, so kann man sehr gewiß sein, daß wir keinen Rafael und Michel Angelo hätten, noch die meisten Werke welche sie schufen, als sie ihre Aufgaben aus dem Kreise der religiösen Dinge geschöpft hatten. Wenn es keinen Demosthenes und Cicero gegeben hätte, wer weiß ob wir einen Bossuet und einen Massillon hätten? Wenn es keinen Homer und keinen Virgil gegeben hätte, so hätten wahrscheinlich Dante, Tasso, Milton, Klopstock nicht daran gedacht die religiösen Thatsachen welche sie gesungen haben mit den Farben der poetischen Fiction zu bekleiden, weil der gereinigte Geist des einfachen Katholicismus selbst sich diesen Fictionen und diesen Werken der Einbildungskraft (l'imaginative) der Menschen widersetzt hätte."

Dieser Gedanke wird mit Bezug auf die Eroberung Konstantinopels, wie auf das Jahrhundert eines Julius II. weiter ausgesponnen, worauf es heißt: „Da alle diese fremden Hülfsquellen von denen wir sprechen, alle diese Künste, alle diese Muster des Alterthums in der Beredtsamkeit und der Literatur dem Katholicismus nur ein geliehenes Leben darboten, da sie ihn weit mehr zu einem menschlichen Ruhme hinlenkten als zu einem soliden und substantiellen Ruhme, den sie selbst nicht kannten, so vermochten sie nicht ihm einen dauerhaften und immer zunehmenden Nutzen zu schaffen. Da sie nun zu ihm nur precaire und gebrechliche Beziehungen hatten, so haben sie ihn bald hinter sich gelassen und den Kranz allein getragen. Je weitere Fortschritte sie machten, desto mehr Rückschritte machte der Katholicismus, und man hat in der That gesehen wie sehr sie im 18. Jahrhundert ihre Herrschaft ausgedehnt haben, und wie sehr in demselben Jahrhundert der Katholicismus abgenommen hat: man kann hinzufügen, daß sie sehr weit entfernt sind ihm in der gegenwärtigen Epoche die Herrschaft abzutreten, trotz der Bemühungen der Regierung sie wiederherzustellen; ein Sieg welchen sie nicht so leicht über das Christenthum oder das Wort erlangen würden. Gehen wir auf ältere Epochen zurück, so werden wir sehen, daß sie immer gleichsam die Hülfstruppen des Katholicismus, und niemals seine Zöglinge und seine Mündel waren. In den ersten Jahrhunderten unserer Aera lebten die Kirchenväter, welche schon nicht mehr als einen Reflex und gleichsam das Historische (un historique) des wahren Christenthums hatten, und welche jeden Tag das Gebäude des Katholicismus aufrichteten, mitten unter den literarischen Denkmalen Griechenlands und Alexandriens; sie schöpften in ihnen jene imposanten, wennschon ungleichen Farben, die sie über ihre Schriften verbreitet haben. Sie schöpften sogar bei den berühmten Philosophen des Alterthums mehre Punkte einer geheimen Lehre, welche sie nur durch den Buchstaben des Evangeliums erklären konnten, da sie den Schlüssel des wahren Christenthums nicht mehr hatten. Deshalb waren sie auch größtentheils die Schüler der Philosophen, während sie ihre Lehrer hätten sein sollen! Als die Jahrhunderte der Barbarei herangekommen waren, als die schönen Künste, die schöne Literatur und die zahlreichen Denkmale des menschlichen Geistes vernichtet waren, da verlor der Katholicismus auch sogleich die Verherrlichung welche er von ihnen erhalten hatte; und da er keine Festigkeit für sich hatte, immer beweglich war, immer unter der Abhängigkeit von äußern Eindrücken, so konnte er dem Ungestüme des Stromes, der über seine Ufer trat, nicht widerstehen. Nachdem er mit den Platon, den Aristoteles, den Cicero gelehrt und elegant gewesen war, ward er unwissend und roh mit den rohen und unwissenden Völkern welche Europa überschwemmten. Er wurde barbarisch und wild mit den wilden und barbarischen Völkern; und da er einerseits weder das sanfte Licht noch die unwiderstehliche Macht des Christenthums, andererseits weder den Zaum der Wissenschaften noch das Beispiel der civilisirten Völker hatte, so machte er sich nur durch die fanatische Raserei eines wahnsinnigen Despotismus bemerklich. Man kann sagen, daß Dies seine Existenz während fast zehn Jahrhunderten gewesen ist.... Ich weiß wie wenig Geltung diese Idee bei den religiösen und selbst gläubigen Literatoren finden wird, ungeachtet der Anstrengungen Dasjenige zu verherrlichen was sie Christenthum nennen; aber der Gang selbst welchen die bemerkenswerthesten dieser Literatoren nehmen zwingt mich immer mehr auf diese Idee mich zu stützen, weil sie bei allem Scheine des Glaubens an das Christenthum vielleicht nicht einmal wahrhaft an den Katholicismus glauben."

Saint-Martin setzt diese Kritik gegen den „Génie du Christianisme" bis auf die neuern Zeiten fort, mit besonderer Beziehung auf Milton's „Paradise lost", und schließt: „Diese wenigen Beispiele müssen genügen, um den unermeßlichen Abstand des Christenthums von der Kunst der religiösen Literatoren begreiflich zu machen, und die Grenzen des Einflusses zu ziehen welchen unser beredter Schriftsteller dem Christenthum auf die Poesie beimißt. Es gibt keines unter den großen Werken welche er durchgeht, auf welches man nicht unsere Bemerkungen anwenden könnte; abgesehen davon, daß sich mehre unter ihren Verfassern finden möchten welche ungeachtet der prächtigen religiösen Farben ihres Pinsels nicht nur nicht an das Christenthum, d. h. an das ewige Wort, sondern nicht einmal an den Katholicismus glaubten, welcher dieses Wort auf der Erde hätte darstellen sollen."

Was hier über das mehr farbenreiche als echt gediegene Werk des französischen Romantikers aus dem höhern Gesichtspunkte des Glaubens und Christenthums geurtheilt wird, ließe sich gar wohl auf so manche aus derselben Periode stammende Frucht religiöser Romantik die auf deutschem Boden gewachsen ist anwenden, trotz des künstlichen Nimbus den ein deutscher Romantiker vor kurzem über jene zweideutigen Producte zu breiten bestrebt gewesen ist. 35.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 106. —— 3. Mai 1849.

Erwin Speckter und seine Briefe aus Italien.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 105.)

Näher natürlich berührt es unsern Künstler selbst, wenn er die Leistungen der Maler die er vor sich hat ins Auge faßt. So mußten ihn Villa Massimi und Casa Bartholdy sehr interessiren, wo in den Wandgemälden deutscher Maler ein historischer Stil sich wieder aufrichtete. In den Bildern jener Villa (I, 175) nach Ariosto von Schnorr sieht er ein Ueberwiegen der Gewandtheit über den innern Gehalt. Eingehender beachtet er die Overbeck's zum Tasso. Am Deckenbilde hebt er die Mittelfigur hervor, während er die andern Gruppen unter ihren ihm schon bekannten Cartons findet. Das Reizende aber der landschaftlichen Gründe, sowol die Hirtenwelt, in die Erminia eintritt, als des Zaubergartens der Armida mit den anmuthig erschreckten Nymphen und mächtig nahenden Rittern verkennt er nicht. Noch höher befriedigen ihn die drei Bilder an den Wänden, die er voll Sinn beschreibt. Er bedauert, daß Overbeck diesen Cyklus nicht vollendet, theils weil man deutlich sehe wie er immer vollkommener geworden wäre, theils weil das Uebrige, von Führig, ihm nicht zusagt. Im Zimmer des Dante sei die Decke von Veit (der Himmel) hübsch eingetheilt, die Gestalten edel, manche schön gemalt, das Ganze nicht lebendig genug. Die Compositionen der Wände vom alten Koch, dem Landschaftsmaler, sind die genialsten, originellsten, großartigsten von allen; nur fehlt ihm alles Darstellungsvermögen, und sind sie deshalb schlecht gezeichnet und roh behandelt. Die Farbe aber ist wieder sehr kräftig und historisch. Besonders rühmt er über dem Eingang den Traum des Dante. Die Hölle, bei aller Genialität der Auffassung, sei doch so kümmerlich gemacht, daß die Gräßlichkeiten schnurrig und lächerlich werden. Dann aber der Eingang zum Fegefeuer, und die Strafen des Fegefeuers, beide sehr schön. „Ueberhaupt steht er riesenhaft bei den andern Herren da, und ist eigentlich der Einzige der sich den alten gewaltigen Helden nähert; nur Overbeck's Darstellungsgabe müßte er haben." Ebenfalls gar ungleiche Wirkungen machen auf ihn die Fresken in Casa Bartholdy, die Geschichte Joseph's darstellend (I, 196). Die zwei Bilder von Schadow verwirft er schlechthin. Die Verkaufung von Overbeck erscheint ihm hier matt, da er das Schönste daran, die Composition, schon kennt, und selbst diese ihm jetzt etwas genreartig, nicht alttestamentarisch groß genug vorkommt, die Zeichnung schön, individuell wahr, aber die Figuren verteufelt naiv kurz; die Malerei so als sollte halb altdeutsche, halb venetianische Oelmalerei auf Fresco angewendet werden, was durchaus nicht gehe. „Fresco muß plastischer gemalt werden, sodaß mit der Farbe eigentlich nur gezeichnet, geschattet und gelichtet wird." Dagegen die Sieben magern Jahre daselbst, auch von Overbeck, sind ihm in Anlage und Zeichnung so tief durchdrungen, so erschütternd und hochtragisch wie er nie Etwas von Overbeck gesehen; dabei schön und kräftig gemalt. Nicht weniger schön, in ihrer Art ebenso groß die Sieben fetten Jahre von Veit, die strotzendste Fülle und göttliche Ausgelassenheit, dabei sehr schön gezeichnet, und wenn auch etwas farblos, doch noch schöner gemalt als die Partie von Overbeck. Von Cornelius' Joseph wie er dem Pharao die Träume auslegt: „echt cornelianisch-conventionnell componirt, gezeichnet und gemalt, aber großartig und genial wie er, der in Allem ein Held und Riese ist; denn den Geist und die Macht zu ergreifen und aufzufassen hat Keiner, wenn ihm auch die Wahrheit oft mangelt." Seine Wiedererkennung Joseph's bis auf eine Gruppe noch schöner fast. Dann Benjamin, ein herrlicher, gesunder, kräftig-schöner und naiver Junge.

In Overbeck's Atelier (I, 113 fg.) sah er damals die Cartons zum Urtheil Salomon's und zur Vertreibung der Hagar, die er mit Recht auszeichnet, und den zum christlichen Künstlerparnaß (jetzt im Städel'schen Museum), gegen den er ausführlich protestirt. Er fand da auch an Bildern von Rebenitz manches Gute, manches Schöne, nur die Sachen zu wenig körperlich. Später sah er das hamburger Altarbild von Overbeck (I, 301), das ihn unendlich entzückte, besonders wegen der Köpfe des Johannes und Jakobus, „die meisterhaft schön und ausdrucksvoll sind, wenn auch der große tiefe Ernst einem zarten, aber reinen Gefühl etwas geopfert ist. In der Stellung und Bewegung des Christus sprechen sich die Worte der Bibel aus wie ich es nie empfunden habe. Der Engel misfällt mir." Nach acht Monaten

schreibt er (II, 260): „Overbeck (er hatte dessen Leiden früher wiederholt erwähnt) hat fast noch Nichts weiter gemacht; immer ändert und ändert er an dem frankfurter Bilde, das hamburger steht wie damals, auch der Elias ist wenig weiter.“ Im Jahr vorher (1831), als Overbeck mit Cornelius nach Deutschland ging, indem er so abgespannt war, daß er nicht malen konnte, klagte Speckter (I, 232):

Um Diesen ist es Schade, denn unsere Zeit hat doch Keinen aufzuweisen der im Ausdruck so gediegen wäre und so durchaus liebenswürdig und schön zugleich. Nicht immer scheint der Gedanke mir würdig und männlich, wol mangelt die göttliche Heldenkraft des Michel Angelo, auch die Lebensglut, die strahlende Herrlichkeit Rafael's; doch Das liegt in seiner Individualität. Er ist ein ausgebildeter Fiesole. Eine tiefe, fromme, aber weiche Künstlerseele schaut überall durch, eine heilige, wenn auch zarte Würde, eine schöne Naivetät, ein unschuldig auffassender, gediegener Naturblick. Was da ist und wie es gemacht ist (was bei den meisten Bildern doch bemerkbar), vergißt man, nur das Ganze so wie es da ist entzückt.

Darauf folgt eine strenge Kritik des Cartons zu dem großen Kreuzigungsbilde welchen Cornelius damals vollendet hatte. Das Ganze sei groß, schön, männlich ernst vertheilt, aber es mache sich in der Composition ein Widerspruch symbolischer Anlage und dramatischer Ausführung fühlbar. Zu Grunde liege die symbolische Idee des Erlösungstodes, wie der Mittler seine versöhnenden Hände ausbreitet über alle Welt, und sie mit dem Himmel verbindet, wobei die Gestalten unter dem Kreuze, ohne Handlungsepisoden, nur als trauernde, erlösungbedürfende Welt in seinem Schatten stehen. Aus dieser Idee ist sodann die Hauptfigur, die Weiber und Johannes, entstanden. Disharmonisch aber hierzu verhalten sich die bewegten, nur aus dem Leben gegriffenen Gruppen der verspottenden Juden, der würfelnden Krieger und die Schächer. Sie passen nicht zu der symbolischen Uebernatürlichkeit des Uebrigen. Und für die dramatische Auffassung hinwieder, die sie anregen, sei die Mitte zu leblos und perpendicular, auch das Größenverhältniß zu unnatürlich, der Christus anderthalbmal so groß wie die vordersten Figuren. Herabstimmend sei überdies die im Einzelnen ungleiche Ausführung, manche Köpfe verzerrt, widerlich modern, verzeichnet, die Krieger schlecht, der Teufel scheuslich, der auf dem Kreuz des bösen Schächers wie eine Katze dürerisch hocke. Schön hingegen sei an sich genommen die Gruppe der Juden und ihre Köpfe, schön der gute Schächer, der, wirklich erlöst im Ausdruck, sich am Kreuze zu heben scheine als wolle er mit, und über dem ein schöner Engel schwebe. Auch der Kopf des Hauptmanns sei vorzüglich, der der Magdalene wunderschön, groß und ernst das Motiv des Kopfes bei dem Christus, die Zeichnung des Nackten edel, die Motive der Hauptlinien überall schön wie die Hauptcontournirung der Masse; aber im Besondern die Gewandung bunt vereinzelt, im Strichwerk vermagert; der Vortrag zwar einfach, nur zu absichtlich einfach. Es sei nicht die Gediegenheit des Vortrags und reizende, das unbewanderte Auge hinreißende Liebenswürdigkeit wie sie Overbeck besitze.

(Die Fortsetzung folgt.)

Freiligrath's neuere Gesänge.*)

Die Spießbürgerei in der Poesie ist der Meinung, die Poesie höre da auf wo die Freiheit anfängt. Ja es gibt noch heute in Deutschland Dichter deren ganze Poesie in Staub zusammenfällt, wenn man ihnen ihren Aristokratismus nimmt. Die neue Zeit ist anderer Meinung, und Freiligrath, der erste deutsche Lyriker der neuen Zeit, ist die schlagendste Widerlegung jener Spießbürgerschrulle. Man braucht kein rother Republikaner zu sein um die ganze Glorie, den innerlich mächtigen Karfunkelglanz dieser Dichtungen durch und durch zu empfinden. Denn die Freiheit, deren Name heute schon von des Säuglings Lippen lallt, ist noch ein schöner goldener Gedanke, der unendliche, unermeßliche Gedanke zwar, der, einst verwirklicht, die Welt beherrschen wird, und über den es in der neuen Zeit einen höhern, einen markergreifendern nicht gibt; aber noch ein Gedanke! Um diesen Gedanken aber scharen sich und werden sich scharen Tausende goldener Lieder, und wie jeder weltbezwingende Gedanke unendlich, allschöpferisch ist, so wird er uns im Laufe der Zeiten eine poetische Herrlichkeit erschaffen wie sie zuvor nie geahnt worden. Es ist wie wenn der Lenz vom Himmel niedersteigt im Sonnenglanz und ersten Blumenschimmer. Auch der Lenz ist nur eine Hoffnung, aber die tausend Liederstimmen in Flur und Hain, die unsterblichen Chöre im klingenden Walde jauchzen alle dieser Hoffnung, bis der Genius des Jahres die Erfüllung bringt. Die Natur ist nur Freude sofern sie Freiheit ist. Wenn aber nun zur Menschheit einst der Gedanke der Freiheit als fleischgewordener Erlöser niedersteigt; wenn Alles erfüllt ist was verheißen — diese heiligste Weihenacht, die den Himmel mit der Erde ganz versöhnt, sie zu feiern wäre möglich ohne die Poesie?

Daß wir in Freiligrath einen echten Sänger der Freiheit begrüßen ist unumstößlich. Wäre es anders, müßte die Wahrheit lügen. Hier ist kein hohler Enthusiasmus, kein Selbstbetrug noch Heuchelei, kein bloßer Opiumrausch der Freiheit, sondern dieselbe ursprünglich poetische Kraft die einst mit dem Wüstenkönig Löwe durch die Steppen jagte, mit den rothen Papageien sich im Urwald zwischen sonnengroßen Lianen keck und freudig wiegte, dieselbe ungebändigte Kraft die, ihrer Freiheit gewiß, die ferne Welt zusammt dem unermeßlichen Ocean nur für den Tummelplatz ansah ihrer brausenden Gedanken, dieselbe Kraft hat jetzt eine andere Welt gefunden, eine Welt die Alles was Geister denken, dichten, träumen göttlich in sich vereint, die geistigste und darum unendlichste, reichste, ahnungsvollste aller Welten: die Welt der Freiheit. In dieser W lt wo freilich nicht der schmuzige Neger unter der einsamen Sykomore seine Sklavenkette schüttelt, sondern wo die herrlichsten Geister dahinschreiten, schöpferisch, und jeder Traum eine Weissagung ist einer fernern oder nähern Zukunft, in dieser Welt, die der Menschheit von heute noch vorschwebt, die aber der Dichter schon mit seinen Geistern beseelt, in dieser athmet und brauset, jubelt und klagt, träumt, sinnt und schafft jetzt Freiligrath's mächtiger Genius. Es ist ihm eine andere höhere — und wer wollte leugnen: die höchste? — Heimat. Von dort aus mag er denn ohne Selbstbetrug in heiliger Ueberzeugung singen:

Was weiter wird — noch harren wir,
Doch wird's die Freiheit werden!
Die Freiheit dort, die Freiheit hier,
Die Freiheit jetzt und für und für,
Die Freiheit rings auf Erden!

Der Gedanke der Freiheit, einmal erfaßt vom Menschengeiste, läßt ihn nicht ruhen noch rasten. So wendet Freiligrath's Schöpferkraft diesen Gedanken tausendfältig, läßt ihn elektrisch nach allen Seiten blitzen. Was er von den ewigen Zinnen der

*) Neuere politische und sociale Gedichte von Ferdinand Freiligrath. Erstes Heft. Düsseldorf, Schaub. 1849. 8. 15 Ngr.

Berge — der Freiheit Heimat — in hellen freudigen Durtönen herüberklingen läßt, es ist dieser Gedanke; was er in wehmuthvollen Mollaccorden an den Grüften gemordeter Söhne klagt und trauert, es ist abermal dieser Gedanke;

> Die Todeswunde vorn
> Und das bleiche blutige Haupt im Genick,

so liegen die tapfern Kämpfer hingestreckt, aber neben ihren Leichen sprießt auf der unsterbliche Gedanke der Freiheit in lieblicher Metamorphose als „Rose des Mais, ihr Grab zu bekränzen freundlich und still". Zornig sehen wir jetzt den gewaltigen Sänger, der des Wortes Schneide handhabt wie ein Flammenschwert, seine edeln Glieder schütteln, ein naher Kampfverkünder, ein lichter Herold, der schon den Morgen flammend heraufführt, selbstbewußt und siegsgewiß:

> Pulver ist schwarz,
> Blut ist roth,
> Golden flackert die Flamme!
>
> Die Eine deutsche Republik,
> Die mußt du noch ersiegen!
> Mußt jeden Strick und Galgenstrick
> Dreifarbig noch besiegen!
> Das ist der große, letzte Strauß —
> Flieg' aus, du deutsch Panier, flieg' aus!
> Pulver ist schwarz,
> Blut ist roth,
> Golden flackert die Flamme!
>
> Zum Kampfe denn, zum Kampfe jetzt!
> Der Kampf nur gibt die Weihe!
> Und kehrst du rauchig und zerfetzt,
> So stickt man dich aufs neue!
> Nicht wahr, ihr deutschen Jungfräulein?
> Hurrah, Das wird ein Sticken sein;
> Pulver ist schwarz,
> Blut ist roth,
> Golden flackert die Flamme!

Aber noch tragischer, düsterer und in höchster Siegesfreude durchschauert von der ganzen Wucht der in das öde Jetzt hinein wetterleuchtenden Zukunft, tönt die Weise des zum Gesang gewordenen Freiheitsgedankens in dem „Liede vom Tode". Und kann es etwas Poetischeres geben als den Tod selbst anstimmen zu lassen die Hymne der Freiheit?

> Auf den Hügeln steht er im Morgenroth,
> Das gezückte Schwert in der sehn'gen Hand.
> Wer ich bin? Ich bin der Befreiertod,
> Bin der Tod für die Menschheit, das Vaterland!
> Nicht der Leisetreter am Krankenpfühl,
> Der den Greis und das Kind auf die Bahre legt —
> Nein, der eiserne Stürmer im Kampfgewühl,
> Der den Mann und den trotzigen Jüngling erschlägt!
> Unterm blauen lustigen Himmelszelt,
> Da durchflieg' ich, da licht' ich die jauchzenden Reih'n,
> Da werf' ich sie hin auf das Ackerfeld,
> Auf die Blumenflur, auf den Pflasterstein!
> O wie stirbt es sich schön in der Kraft, im Zorn!

Unter diesen 16 neuern Liedern Freiligrath's befinden sich auch vei köstliche Liedesperlen die er uns aus England herübergebracht, ie er durch die Gewalt seiner Sprachbeherrschung unserm, dem utschen Idiom so innig anvermählt hat, als wären sie auf deuthem Grunde, in einem deutschen Dichterherzen erwachsen. iese Gesänge sind das „Lied vom Hemde" und die „Seufzerücke", beide nach Thomas Hood. Hier haben wir sie die hte Poesie des Proletariats, oder um anders zu reden: hier iben wir das große, ewig neue, ganz unendliche, in jeder uen Menschengeburt sich wiedergebärende Elend, das durch e ganze Welt geht, in tragischer Verklärung. Und das Als sehnt sich nach jener himmlischen Menschwerdung der Freiit die nur noch ein goldener Traum ist! Ja, und so werden Tausende noch verkümmern, verlechzen und verzweifelnd ihr Grab finden ehe der goldene Traum zur wahrhaftigen Wahrheit wird. Ja, groß und gewaltig ist die Zukunft der Menschheit! O köstliches „Lied vom Hemde"! Wie viele Millionen und abermal Millionen Thränen vergießt die Welt in einer einzigen Stunde! Hat sie für dich, du klagendes Weheliéd, nicht wenigstens einige Tausende die zu echten Perlen wurden, um mit ihrem Preis die arme Näherin und was ihr verwandt ist von ihrer Lebenspein zu lösen?

> Mit Fingern mager und müd',
> Mit Augen schwer und roth,
> In schlechten Hadern saß ein Weib
> Nähend fürs liebe Brot.
> Stich! Stich! Stich!
> Aufsah sie wirr und fremde;
> In Hunger und Armuth flehentlich
> Sang sie das Lied vom Hemde.
>
> Schaffen, Schaffen, Schaffen,
> Sobald der Haushahn wach!
> Und Schaffen, Schaffen, Schaffen,
> Bis die Sterne glüh'n durchs Dach!
> O lieber Sklavin sein
> Bei Türken und bei Heiden,
> Wo das Weib keine Seele zu retten hat,
> Als so bei Christen leiden.
>
> Schaffen, Schaffen, Schaffen,
> Bis das Hirn beginnt zu rollen!
> Schaffen, Schaffen, Schaffen,
> Bis die Augen springen wollen!
> Saum und Zwickel und Band,
> Band und Zwickel und Saum —
> Denn über den Knöpfen schlaf' ich ein,
> Und nähe sie fort im Traum.

So im Traum selbst fortnähend sitzt das arme Weib, in der abgezehrten Hand die Nadel, im Kopfe die schwindelnden Gedanken: ein Wasserhumpen,

> Eine Kruste Brot, ein Bett von Stroh,
> Dort das morsche Dach — und Lumpen!

Aber immerfort schaffen, schaffen, Hemd und Leichentuch für diesen Lohn! Schaffen, Schaffen, Schaffen.

> Bei Decembernebeln fahl!
> Schaffen, Schaffen, Schaffen
> In des Lenzes sonn'gem Strahl!
> Wenn zwitschernd sich ans Dach
> Die erste Schwalbe klammert —
>
> O draußen nur zu sein,
> Wo Viol' und Primel sprießen —
> Den Himmel über mir,
> Und das Gras zu meinen Füßen!
> Zu fühlen wie vordem,
> Ach, eine Stunde nur,
> Eh' es noch hieß: ein Mittagsmahl
> Für ein Wandeln auf der Flur.
>
> Ach ja, nur eine Frist,
> Wie kurz auch, nicht zur Freude!
> Nein, auszuweinen mich einmal
> So recht in meinem Leide!
> Doch zurück, ihr meine Thränen!
> Zurück tief ins Gehirn!
> Ihr kämt mir schön! netztet beim Näh'n
> Mir Nadel nur und Zwirn.

Das ist herzerschütternde Poesie, ach, und so einfach und so wahr! O Poesie des menschlichen Elends, wie unendlich bist du! Wenn der Teufel für ein im Genuß und Wollust verschwelgtes Leben eine Seele fodert, schrecklich ist es; aber hier: ein Mittagsmahl für ein Wandeln auf der

Flur, also nur hungernd an der Statue herrlicher Freiheit sich laben! den nagenden Hunger leibhaftig für einen Pulsschlag der Freiheit! Welchen Namen hat die deutsche Sprache für diese deutsche Wirklichkeit?

Wenn aber einst, einst die Zeit kommen wird, wo die arme hektische Näherin täglich ein Stündlein an die blumenduftende Brust des Lenzes fliegen darf ohne zu hungern, meint ihr nicht, daß dann die deutsche Poesie ein überherrliches Pfingstfest feiern werde? O ich sage euch, Kleingläubige: die Poesie ist unendlich. So folge mir, Leser, im Abschiednehmen von diesen inhaltschweren Blättern Freiligrath'scher Dichtung, noch zur „Seufzerbrücke". Es ist wieder nur die alte Geschichte mit dem bündigen Motto „Hamlet's": Ertrunken! Ertrunken!

> Wieder zu athmen müd',
> Müd' ihrer Noth,
> Eine die flüchtend schied
> Jach in den Tod!
> Hebt sie vom Uferkies,
> Aufhebt sie leis!
> O welch ein zart und süß
> Abgeknickt Reis!

Nicht fragen sollt ihr: aus was für Saat die rasche That aufgegangen. Keiner verdamme sie! Liebend tragt sie vom Strande:

> Nimmer mit Hohn und Groll —
> Trauernd erbarmungsvoll
> Anrührt ihr Leibliches!
> Nicht ihrer Fehler denkt: —
> Was ihr von ihr versenkt,
> Ist nur rein Weibliches!

Wo stand ihr Haus? Wer waren ihre Aeltern? Hatte sie keine Schwester? Keinen warnenden, beschützenden Bruder? Lebte ihr kein Lieberer, kein Näherer noch? Vergeblich Fragen. Die Ewigkeit ist stumm. „Ohne Herdstatt, hauslos bei Nacht und Regenguß, abgehetzt, wundgehetzt, kommt sie zu sterben jetzt." Dies die einfache Geschichte, auf ein Mehr gibt es keine Antwort, und nun ebenso stumm und still:

> Streckt sie zur letzten Ruh',
> Drückt ihr die Augen zu,
> Kreuzt ihr die Hände — nicht hehlend
> Das Irren der Armen,
> Doch sanft es befehlend
> Ihres Heilands Erbarmen!

36.

Lesefrüchte.

Wer erfand die Dampfschiffahrt?

Die Beantwortung dieser in der Geschichte der Erfindungen lebhaft bestrittenen Frage, um so lebhafter bestritten, weil sie nicht eine Frage ist zwischen Mann gegen Mann, sondern zwischen Nation gegen Nation, ein Kampf um die Geburtsstätte Homer's, wird vom Verf. eines Werks versucht das den Titel führt: „A sketch of the origin and progress of steam navigation from authentic documents, by *Bennet Woodcroft*" (London 1849). Frankreich fodert die Ehre für seinen Jouffroi, Spanien für seinen Blasco de Garay, England für seinen Jonathan Hulls, Schottland für seinen Bell, Amerika für seinen Fulton. Fulton und Bell waren bisher Diejenigen denen am Verdienste der Erfindung ziemlich allgemein der größte Theil zugestanden wurde. Der Verf. entzieht ihnen den Ruhm und verleiht ihn an drei Schotten: Miller, Taylor und Symington, deren vereinten Bestrebungen die wichtige Entdeckung gelungen sei. Der Verf. ist nicht der Erste welcher Dies behauptet. Schon 1840 behauptete es ein Hr. Scott Russell in einer für die „Encyclopaedia britannica" geschriebenen und daselbst abgedruckten Abhandlung über die Dampfschiffahrt. Was Russell aus einer langen Reihe persönlicher Erinnerungen mühsam zusammengestellt, hat Woodcroft durch neuere Forschungen zu scheinbar unumstößlicher Gewißheit erhoben. Die genannten Drei begannen ihre Versuche 1788, setzten sie gemeinschaftlich bis in das laufende Jahrhundert fort, und schufen dadurch die Basis von Allem was seitdem weiter gethan und geleistet worden ist. Bell und Fulton sahen die von ihnen gebauten Boote und bauten sie nach, Jener in Schottland auf dem Clyde, Dieser in Amerika auf dem Hudson. Nicht der Ruhm der Originalität, nur der geschickter Nachahmung gebührt ihnen. Woodcroft scheint jedes Beweismittel für und wider eingesehen und unparteiisch geprüft zu haben. Demgemäß legt er eine Zahl unverwerflicher Documente vor, hat die Originalzeichnungen und Berechnungen der Erfinder sich verschafft, nach denselben das ursprüngliche Räderboot Miller's, die ursprüngliche Dampfmaschine Symington's und Miller's, Taylor's und Symington's ursprüngliche Dampfboote construirt, Geschichte, Fortschritte und angebrachte Verbesserungen genau verfolgt, auch die Verhältnisse zu Bell und Fulton ermittelt und aus alle Dem das erwähnte Resultat gewonnen.

Anekdote von Goldsmith.

Auf dem Wege zu Sir Joshua Reynolds, um bei ihm zu Mittag zu speisen, kamen der Oberst O'Moore und Burke über Leicester Square in London, und bemerkten Goldsmith, der wie sie wußten ebenfalls eingeladen war, inmitten eines Haufens Menschen die nach einem Fenster schauten, an welchem zwei oder drei Ausländerinnen standen. Als bald nach ihnen Goldsmith bei Sir Joshua eintrat, erwiderte Burke seine Begrüßung auffallend kalt. Jener, davon überrascht und schmerzlich berührt, fragte dringend womit er das Unglück gehabt habe ihn zu beleidigen. Burke ließ die Frage wiederholen, und antwortete dann sichtbar ungern, daß obschon es ihm leid thue er doch ferner keinen Umgang mit Jemand haben könne, der sich so unglaubhaft unbesonnen benähme, wie Goldsmith eben in Leicester Square gethan. Goldsmith versicherte hoch und theuer, daß er sich dessen völlig unbewußt sei. „Wirklich?" versetzte Burke, „haben Sie etwa nicht nach den fremden Frauenzimmern gesehen und dabei laut gesagt, die gaffende Menge müsse recht dummes Vieh sein, da sie voll Bewunderung diese gemalten Jezebels anstaune, während ein Mann von ihrem Geiste unbeachtet vorübergehe?" Blaß vor Schreck antwortete Goldsmith: „Theuerster, verehrtester Freund, wissen Sie gewiß daß ich Das gesagt?" „Hätten Sie es nicht gesagt", fuhr Burke fort, „woher sollte ich es wissen?" „Ja, Das ist sehr, sehr wahr", stammelte Goldsmith tief gebeugt; „ich bereue es innigst, es war im höchsten Grade dumm und thöricht von mir. Ich erinnere mich allerdings, daß ein Gedanke der Art mir durch den Kopf fuhr; daß ich ihm aber Worte gegeben hätte ich nie geglaubt." So erzählt eine Anmerkung in Croker's Ausgabe von Boswell's „Life of Johnson".

Die Pfeilspitze in der St.-Edmund's-Eiche.

Kurgenannte Pfeilspitze, über deren Auffindung und Identität mit dem Todespfeile des heiligen Edmund in Nr. 66 d. Bl. berichtet worden, hat der Eigenthümer, Sir E. Kerrison dem Alterthumsforschervereine in London zur Ansicht vorgelegt, und ein Herr Lemon in der Sitzung vom 30. Nov. zum Gegenstande eines Vortrags gemacht, in welchem er darzuthun gesucht, daß die fragliche Pfeilspitze nicht mehr und nicht weniger sei als ein — stockgemeiner Nagel zu Anheftung eines vierfüßigen Hühnerdiebes. „Sothane Erklärung", sagt das „Athenaeum", „dünkt uns ebenso unwahrscheinlich, als daß der angebliche Nagel die identische in die Eiche, an welche der heilige Edmund gebunden war, eingedrungene Originalpfeilspitze gewesen. Wir stimmen Hrn. Lemon insofern bei, als auch wir den Fund nicht für eine Pfeilspitze halten, bergen aber auf der andern Seite nicht, daß das Eisen zu dem von ihm angedeuteten Zwecke viel zu groß erscheint." Ist dies der einzige Einwand wider den Nagel, so dürfte damit der Nagel nicht auf den Kopf getroffen sein. Zu klein ließe sich eher hören als zu groß.

4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 107. —— 4. Mai 1849.

Erwin Speckter und seine Briefe aus Italien.

Zweiter Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 106.)

Von den Vormännern der letzten Malerepoche ist Koch noch einmal (I, 308) erwähnt. Speckter findet in seinen Landschaften die Farbe, bisweilen auch die Zeichnung des Einzelnen etwas kleinlich und modern, aber die Erfindung wunderschön, daß das Gemüth sich gern in den reizend gedachten Landschaften ergehe, da sie reich an Ideen, und diese einfach und edel vorgetragen seien. Auch jüngerer Landschafter wird gedacht. F. Preller, der um jene Zeit mit Koch in einem anregenden Verhältnisse stand, welches nicht lange nachher sich schön und eigenthümlich in seinen historischen Landschaften aus der „Odyssee" im Härtel'schen Hause zu Leipzig, dann in den Bildern aus „Oberon" im Wieland-Zimmer zu Weimar bewährte, ward mit Speckter befreundet, reiste aber im ersten Frühling den dieser in Rom erlebte bereits ab (I, 95, 214). Länger sah Speckter F. Nerly und mit Vergnügen seine Arbeiten. Wenn schon seine Farbe oft noch etwas Giftiges oder Kaltes habe, lasse Das doch die großartige Zeichnung übersehen (I, 256). Er habe das eigentlich Hohe der Landschaftsmalerei aufgefaßt, erkenne ihren Umfang, ihre Kraft. Seine Zeichnungen (I, 308) sind würdig ernst gedacht und geformt, nur die Farbe sollte tiefer und ernster sein.

Von Cornelius' Schülern schätzt Speckter besonders Neher (I, 254). Von allen ihm Bekannten male er am leichtesten und vollendetsten, ohne mit der Farbe eine Bravour zu suchen. Seine Zeichnung, manchmal vielleicht ein wenig überfüllt, sei richtig, großartig, schön; in den Formen große Kenntniß, in der Gewandung Geschmack und Schwung; die Composition edel, originell und ausdrucksvoll. Mit Neher war Speckter dazu vorgeschlagen ein Zimmer der neuen Residenz in München mit Schiller'schen Scenen auszumalen; was jedoch nicht in Erfüllung ging (I, 239 fg.). Später stellte, wie wir sahen, der hamburger Auftrag eben diese Aufgabe in Speckter's Wahl, der sich aber für Anderes entschied, während sie seitdem von Neher in den Dichterzimmern des weimarischen Schlosses rühmlich gelöst worden ist.

Von Overbeck's Schülern ist mit vorzüglicher Liebe Brentano genannt (II, 241). Unter dem Namen „der junge Overbeck" war schon damals der Wiener Steinle bei einsichtigen Künstlern berühmt (I, 256), wie er es jetzt in ganz Deutschland durch Leistungen ersten Ranges ist. Von einem großen Kreise wurde eben damals, wie Speckter berichtet (I, 255), Genelli, der Berliner, unbedingt vergöttert, von einem andern unbedingt getadelt, zwischen welchen Speckter die Mitte hält; denn die Einzelheiten von Genelli's Zeichnungen finde er oft höchst manierirt und leichtfertig, seine Ideen aber immer neu und schlagend, schön gegeben und gruppirt, ja selbst fremde, aus andern Sachen entlehnte Figuren und Gruppen so virtuos in die Composition verschmolzen, daß Alles ein Geist hervorgebracht zu haben scheine; und in Allem zeige sich eine majestätische Großartigkeit, ein vollkräftiges Leben, Schwung mit Grazie und echt antikem Schönheitssinn. Es heißt an derselben Stelle:

> Dann ist noch ein Radorp vom Niederrhein hier, der namentlich für Arabesken und Allegorien eine reiche Phantasie voll neuer, schlagender und tiefer Gedanken hat. Seine andern Arbeiten, die mehr Zucht und weniger Ausgelassenheit verlangen, namentlich wenn sie sich zum einfach Ernsten oder Zarten neigen, sind leer und trivial, als wenn ein Don Juan platonisch lieben wollte; doch sobald er sich zum abenteuerlich Phantastischen wendet, da ist er mehr an seinem Platze.

Wegen anderer Vorzüge, namentlich seiner Ausbildung als Maler im engern Sinne, wird von Speckter wiederholt Dräger aus Trier hervorgehoben, der, von Kügelgen's Schule ausgegangen, schon geraume Zeit in Italien seine eigene Richtung verfolgte. An ihm, sagt Speckter bald nach seiner Ankunft in Rom (I, 111), habe er einen sehr lieben Menschen und äußerst tüchtigen Künstler gefunden.

> Er scheint die alten Venetianer mit Wuth studirt zu haben, und hat wirklich bis auf einen merkwürdig hohen Grad sie erreicht. Das war mir schon auf der berliner Ausstellung bei einem Bilde von ihm auffallend, wo Moses die Hirten vom Brunnen treibt; aber bei Dem was ich hier bei ihm sah war es noch viel hervortretender (die Lautenspielerin). Die Auffassung in Kopf und Ausdruck ist ein klein wenig häßlich, aber auch nur darin, sonst sind alle Formen, vorzüglich Nacken und Hals, wie das Haar und auch die Landschaft großartig, schön und graziös gezeichnet, ein echt Tizianisches Colorit. Dabei ist Nichts ängstlich hervorgesucht, sondern Alles edel, frei und groß behandelt, keck und breit gemalt.

Später (II, 305 fg.) gesteht Speckter, daß er selbst in der Farbentechnik Dräger's Rath und Beispiel aus

Ueberzeugung angenommen, dieser hinwieder durch seinen Einfluß dahin bestimmt worden sei nicht gegen den malerischen Reiz Idee und Technik zurückzusetzen. Auch die nur zum Theil mittelbar bekannt gewordenen, von Kunstgenossen anerkannten theoretischen Bemühungen Dräger's um Farbenlehre und Technik der Malerei erwähnt Speckter. Was Dräger darüber auffetzte las er immer ihm mit Wenigen vor, und sie tauschten ihre Meinungen. Er wollte mit Speckter zusammen später ein ähnliches Werk über die Lehre der Composition und Zeichnung ausarbeiten. Dräger war „der liebenswürdigste Mensch von der Welt, immer heiter, voll Liebe und Güte gegen die ganze Welt, ruhig, befriedigt mit sich und ihr. Die Kunst war sein einziges Streben. Von Allen war er geliebt, weil er Keinem wehe that, keine Härten zeigte, kurz ein wahres Kind an Gemüth, und dabei empfänglich für alles Schöne und Große." Tiefrührend ist Speckter's Erzählung, wie dieser Freund, indem er sich zur nöthigen Herstellung seiner Gesundheit vertrauensvoll der Cur eines leichtsinnigen Arztes unterwarf, unter Leiden und Qualen Nichts an Frohsinn und Strebensmuth, an Liebe und Güte verlor, wie er, immer schwächer werdend, voll Danks gegen die Lieben die sein pflegten, voll Hoffnung auf den Tag der verheißenen Krisis blieb, wie er an demselben gegen Mitternacht wie verklärt ausrief: „Gott, ich danke dir, du hast mich erlöst, jetzt bin ich ein neuer Mensch und fange ein neues Leben an!" und bald darauf in den Schlaf des Todes versank.

Vom Zusammenhalt der deutschen Künstler in Rom untereinander kann Speckter wenig Rühmliches melden. Bei seiner Hinkunft ist einige Spannung bemerklich zwischen den Jüngern der münchener und der berliner Schule. Bei Gelegenheit des Abschiedsfestes für Cornelius, das im Frühling 1831 in der Villa Albani gefeiert wurde, näherten sich die Letztern und Schadow selbst entgegenkommend den Cornelianern; Aussöhnungen und Brüderschaften steigerten die Fröhlichkeit (I, 212 fg.). Dann erhielt auch Schadow sein Abschiedsfest auf dem Capitol (I, 227 fg.), wozu die jungen Künstler, nachdem die Diplomaten abgezogen, ein Nachspiel im Garten bei Mondschein improvisirten, indem sich zwei schöne Römerinnen zufällig einfanden und zur Guitarre der Saltarello getanzt ward. Das Misfallen welches Dies bei Andern erregte und gewisse Steifigkeiten des vorhergegangenen Festes veranlaßten Speckter Tags darauf einen großen Caricaturenzug zu zeichnen, und das schwülstige Festgedicht durch ein neues zu überbieten. Cornelius' Abreise hatte sich verzögert. Am Abend vor derselben wurden noch ihm und dem mitreisenden Overbeck sehr brillante Ständchen von den Künstlern gebracht, und sie am Morgen bis Ponte molle begleitet (I, 241). Nachdem noch manche werthe Glieder der Genossenschaft geschieden waren, schreibt Speckter (I, 271):

Hier sieht's diesen Sommer sonderbar aus, man sieht recht wie es ist, wenn allmälig Die die als Jünglinge zusammengelebt immer älter werden; da wird es eine Gesellschaft aller möglichen Auswüchse, weil Keiner sein rechtes Feld hat wo er wachsen und sich ausbreiten kann. Curiose Verschiedenheiten, die alle schroff und scharf gezeichnet sind; da ist kein Schmelz über das Ganze, denn der Jugend Schmelz ist fort, und so können recht innig frohe Gesellschaften selten stattfinden. Durch Tollheit will man Das oft ersetzen was noch fehlt, und so wird eine Nacht durchgerast, wonach Jeder den andern Tag statt Genuß Katzenjammer hat. (Vergl. die Berichte von Künstler-Bacchanalien, I, 213, 236.) Im Frühjahr waren einige Jünger da, die hielten das Ding noch; doch die sind jetzt fort, wie auch unser Kerly. Jetzt geht der Eine für sich allein, verachtet alle Andern, frißt an seinem Kummer und Verdruß über sich und die Welt sich übersatt und doch niemals satt. Andere kommen hier und dort zusammen, aber da gibt es Nichts als Reibungen, Streit auf Leben und Tod über die Welt, Religion, Kunst. Die mehr zusammenstimmen suchen sich zwar noch auf, theilen sich hin und wieder auch geheimere Blätter ihres Herzens mit; aber ach Gott, die sind denn auch alle wieder in Vielem so gleich, daß Einer sich nur im Herzen des Andern zu sehen glaubt u. s. w.

Es war und ist das Unglück unserer Künstler, daß während den Einzelnen die Natur des Berufs auf Pflege seiner Individualität und Steigerung des Selbstgefühls hinweist, diesem dann in der modernen Wirklichkeit das Gegengewicht eines gültigen Kunstbodens und einer wohlthätig beschränkenden Kunstsitte fehlt. In Vergleich mit den abstracten, in unsern Sitten schwebenden Idealen muß er sich daher als Sonderling, in Vergleich mit dem Bau der Wirklichkeit als überflüssig empfinden, und gleicht jener Steppenpflanze die zwar Samen und Blüte gewinnt, aber in der Luft, und von Winden umgetrieben wird. Die vorvergangene Epoche hatte geglaubt den mangelnden Kunstboden im akademischen Regelgebäude finden zu können. Nachdem sich aber dieses als bloße Form, die kein Fruchtboden sein kann, erwiesen hatte, entstand in Speckter's Jugendzeit die Hoffnung, in der Kirche, dem gültigen Grunde ewiger Ideale, eine feste Heimat des Schönen für Alle zu finden. Es mußte die Kirche von fester Objectivität, die katholische sein, und so bekehrten sich mit andern Künstlern Overbeck und Schadow. Aber um die Unbefangenheit, die nicht genommene, sondern gegebene Nothwendigkeit als friedliche Schranke und Leiterin der freithätigen Individualität zu gewinnen, ist die Bekehrung kein Mittel; sie selbst ist ja der Beweis, daß der gewählte Boden nicht einfach gegeben, nicht in Wirklichkeit allgemein gültig sei. Ist sie aufrichtig, so hat sie den Schmerz bei sich, von den durch Natur und Bildung Angehörigen ewig getrennt zu sein. Gelang sie nicht völlig, so ist auch der innere Zwiespalt nur um so größer. Und in keinem Fall erwächst dem Beruf eine objective Nothwendigkeit; denn die Kirche braucht keine guten Maler: das schlechteste Bild von ihr geweiht ist so heilig als das schönste, eben wie der sittenlose Priester darum nicht minder die Weihe die er in der Kirche hat so vollkommen übt als der innerlich heilige. War der Bekehrte schon vorher so begabt wie Overbeck, so kann er freilich ein ausgezeichneter Maler bleiben. War er es nicht, so ist er nun eben ein katholischer schlechter Maler. Und auch wer ohne sein kirchliches Verhältniß zu ändern, durch die bloßen sittlichen Anstrengungen, durch ein Hinspannen der Sinne auf irgendwelche Ideale der Frömmigkeit, sich als Künst-

ler zu bessern meint, wird getäuscht. Denn was zum Schaffen befruchten soll muß mit Unbefangenheit wie von selbst die Seele füllen; während solche religiöse oder sittliche Spannung gerade die Befangenheit vermehrt, *und die* immer zu erneuende Foderung an die eigene Seele, an die Stelle ihrer Erfüllung durch eine wirkliche Macht, die zehrende Sehnsucht an die Stelle der nährenden Begeisterung setzt. In manchen Gestalten sah Speckter solche vergebliche Kämpfe in seiner Umgebung. Während die Mehrzahl der in Rom arbeitenden Künstler ohne höhern Trieb sei, Viele als das Ernsteste was sie behandeln die Fremden ansehen, und (II, 325) wie man, sich und die Kunst entwürdigend, ihnen durch Intriguen und Cabalen Geld abnöthigen könne, so bieten (II, 249) die Ausnahmen von dieser Masse auch keine sehr wohlthätige Genossenschaft. Die Gemeinheit des Haufens erkennend steigen sie, um aus diesem Sumpf sich zu erheben, die Leiter der Sentimentalität hinauf bis auf die höchste Stufe. Hier, um nichts Häßliches unter sich zu sehen, drücken sie die Augen zu, wollen Nichts mehr sehen, und leben nur in ihrer Einseitigkeit oder blicken thatlos schmachtend, frommäugig in das neblichtleere Gebiet der Sehnsucht. Mancher glaubt dann in solchem Zustande der Leerheit sich dadurch zu helfen, daß er, *diese* seine Schwäche sich eingestehend und anerkennend, sich doch das Verdienst der Ergebung in seine Unbedeutendheit, des willigen Verzichts auf Auszeichnung erwerben will. So legt er aber um seine Fessel nur eine neue, und unter der eingebildeten Stille wuchert Verzweiflung heran. Speckter schreibt am 13. April 1831:

Ein alter Freund, den ich von München her schon gekannt und lieb gehabt habe, reist am Sonnabend von hier ab, um nach Polen zu gehen. Als er mir Das mittheilte, hat es mich gewaltig ergriffen. Nachdem wir öfter in der letzten Zeit, zuerst über die politischen Ereignisse, uns mitgetheilt hatten, fanden dann auch Gespräche über uns und Andere, unsere Hoffnungen und Wünsche, die Zeit u. s. w. unter uns statt. So hatte ich mich gegen ihn eines Abends als wir miteinander in einer dunkeln Kneipe ganz allein saßen über meine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ausgesprochen. Da machte er mir heftige Vorwürfe und sagte, mein Zustand komme nur daher, weil ich zu materiell wie ein echter Katholik ewig nur Werke wollte und Nichts auf G e s i n n u n g e n gebe. Aus lauter Hochmuth und Ruhmsucht komme er, ich aber solle demüthig werden, so würde ich glücklich sein. Dann erzählte er mir, weil er als Künstler wie als Mensch nie das Ziel das er sich gesteckt erreichen würde, so wolle er lieber, sich einer rhebenden Sache opfernd, gut sterben als mit diesem Leben, as ihm eine Bürde sei, sich hinschleppen. Darum gehe er ach Polen, um mit den Polen unterzugehen, in der gewissen leberzeugung, daß Das geschehen werde. Ruhm suche er nicht; azu seien die Absichten die ihn hintrieben zu unedel; er wolle ur sein Leben da hingeben wo sonst vielleicht statt seiner Eier der besser zu leben wüßte es opfern würde.

Ein Jahr später (19. April 1832) schreibt Speckter:

Soeben ist Eberle aus Düsseldorf gestorben; er war einer einer ersten Bekannten in München, ein Freund von Oldach. r ist der vierte der Maler die ich von München her kannte, ıd die an Melancholie oder Hypochondrie gestorben sind. berle's fixe Idee war: was Gott geschaffen auf der Welt zu rachten aus Liebe zum Himmel; er war einer von den hochüthig Demüthigen, von den egoistisch-christlich Liebenden. Doch er ist todt und hat viel gelitten; er, dem es keine Freude machen konnte zu leben, konnte gewiß an keinem schönern Orte sterben als hier.

So verzehrend wird freilich die Frömmigkeit nicht, wenn sie rein mit äußerlicher Aemsigkeit abgemacht wird. Sie spannt dann nicht an, sondern ab; aber dann verliert der Künstler was der Philister gewinnt. Auch hiervon hatte Speckter Erfahrung bekommen, schon auf dem Wege nach Rom (I, 47):

Meine Reisegesellschaft (von Padua nach Bologna) war ein Maler, wie er sich ausgibt, Freund von Overbeck, ein Deutscher, ein deutscher katholischer Geistlicher, und drittens ein Italiener. Dieser war ein netter, fideler Kerl; meine Deutschen waren mir unsaglich lieb, weil es Deutsche waren und obendrein einer ein Künstler. Nachher reute es mich fast, daß ich mit ihnen gereist. Immerfort kreuzen sie sich, beten den ganzen Tag ihren Rosenkranz, machen Beide so elende Gesichter, als wenn sie für die Sünde der ganzen Welt büßen oder die Leiden der ganzen Welt tragen müßten. Gern wollte ich sie als fromme Katholiken ehren, wenn sie als Menschen etwas mehr Herz zeigten und nicht abgestorben wären. Wohl gefiel es mir, daß sie vor und nach dem Essen beteten, und ich machte es gern mit; aber als ich bemerkte, daß sie Morgens im Wagen, wenn es noch dunkel war und sie im halben Schlaf nichts Besseres zu thun wußten, ihren Rosenkranz beteten, waren sie mir schon etwas zuwider; nun aber ging das Grüßen vor jedem Heiligenbilde an (freilich lüpften sie nur eben die Mütze), und endlich kamen wir tiefer ins Gespräch. So sehr sie durch ihr Beten gewiß Freunde des lieben Gottes zu sein glaubten, so sehr vernachlässigten sie seine Gebote gegen seine Kinder; das Capitel der Nächstenliebe schien ihnen völlig unbekannt. Kaum daß sie antworteten, wenn man fragte; daß sie Einem, wenn man sie darum bat, einen geringen Gefallen gethan hätten, sie konnten es nicht, weil sie andere Dinge zu thun und zu denken hatten: sie mußten beten. Keine Spur von Freude an Gottes Schöpfung merkte man bei ihnen, und von den Werken großer Männer lobten sie eigentlich nur die die einen echt befangenen katholischen Sinn verkündeten. Der Maler reiste nun schon zum dritten male durch Italien, aber immer so schnell als möglich, ohne Etwas zu sehen, nur um nach Perugia, Assisi und Rom zu kommen, wo er überall fromme Leute kannte. In Bologna gingen sie mit mir zusammen in die Galerie und St.-Cäcilienkirche, aber nur weil sie schon einige Stunden, während ich andere Kirchen besuchte, gebetet, fromme Brüder besucht und nun Zeit übrig hatten. In der St.-Cäcilienkapelle waren wir schnell fertig, der Maler fand, es sei Schade, daß man so wenig sehe, der Andere fand gar Nichts. In der Galerie fanden sie freilich die schönen Sachen auch schön; aber mehr als die herrlichsten Werke, als der göttliche Rafael, zog ein kleines Votivbild, ausgegeben für einen Perugino, aber sehr schwach und gegen Rafael unbedeutend, sie an. Ich ließ sie, die schnell fertig waren, gehen und blieb noch. Von Bologna aus ward ein Herr Hofmeister unser Reisegesellschafter, ein gereister, gebildeter Mann. Nun kamen mir erst die Andern widerlich vor als wir über Politik zu sprechen anfingen. Da war der Kaiser ein Engel, Metternich ein wahrer Menschenfreund, leutselig und Gott weiß was, der das Beste der Welt wollte u. s. w. Ich stritt, bis mir lächelnd mein Geistlicher sagte: „Lassen Sie sich so nicht in Oestreich hören, oder Sie sind verloren." Damit stieg er aus und ging mit dem Maler etwas zu Fuß. Da sagte der Hofmeister zu mir: „Schweigen Sie lieber, der Kerl bringt uns am Ende noch ins Gefängniß; denn das einzige mal, daß ich die Beiden entzückt sah, war über die Art wie die armen Carbonari von den östreichischen Jägern eingefangen wurden."

(Der Beschluß folgt.)

Zu Linné's Lebensgeschichte.

In der am 5. Dec. v. J. gehaltenen Sitzung der Linné'schen Gesellschaft zu London trug Dr. Wallich eine Uebersetzung etlicher Stücke aus einem von Linné geführten Tagebuche vor, welche dem Rathe genannter Gesellschaft zugegangen waren. Sie haben sich in einem schwedischen, mit weißem Papier durchschossenen Kalender von 1735 vorgefunden, und es scheint daß dieser Kalender in die Hände eines Mitglieds von Linné's Familie gekommen, und später von ihm ebenso gebraucht worden ist wie von dem ursprünglichen Besitzer. Jedenfalls ist dieses Memento eines wichtigen Jahrs in Linné's Leben erst jetzt ans Licht getreten. Er hat es zu der Zeit geschrieben, wo er sich als junger Arzt in Fahlun niedergelassen. Sein Freund, Dr. Browallius, hatte ihn dort in die Familie des Dr. Moräus eingeführt, und er sich in die älteste Tochter verliebt. Wegen seiner Armuth wollte der Vater von einer Verbindung anfangs Nichts wissen. Darauf sich beziehend schrieb Linné an Haller: „Me amabat pater, non mea fata." Indessen erlangte er 1735 die Einwilligung seine geliebte Sara Lisa Moräa nach Verlauf von drei Jahren zu heirathen. Dies meint er, wenn er unterm 16. Jan. diesen Tag einen für ihn ewig denkwürdigen nennt. Am 17. Jan. erhielt er zwei Faß Rheinwein zum Geschenk, und merkt dabei an, der werde in vier Jahren zum Taufweine, zur „süßen Kanne" passen. Ehe aber der Vater beistimmte, muß die Tochter Ja gesagt haben. Es heißt: „2. Jan. Besuchte Sara Lisa in meinem lappländischen Anzuge. 3. Jan. Besuchte Sara Lisa absentibus parentibus. 10. Jan. Besuchte Sara Lisa, und wir läppschten zusammen." Linné war damals noch nicht Doctor. Dies zu werden reiste er bald nach seiner Verlobung nach Holland. Vor dem Scheiden erwähnt er unterm 15. Febr., daß seine Braut und er sich Treue geschworen, nennt Erstere seine Frau, ihre Aeltern die seinigen. Der übrige Theil des Tagebuchs geht bis October 1735. Es handelt von seiner Ankunft in Holland, von Amsterdam, Leyden, Hamburg und andern Städten, sowie von den hervorragenden Männern jener Zeit die er aufsuchte. Am 12. Juni promovirte er in Amsterdam, machte dann mehre Ausflüge, und war im September wieder in Amsterdam. Unterm 27. desselben Monats gedenkt er des traurigen Endes seines Freundes Artedi, welcher auf spätem Heimgange von einem Besuche bei Seba, dem Besitzer einer berühmten Kunstsammlung, in einen Kanal fiel und ertrank.

Unerwähnt läßt Linné was ihm in Hamburg begegnete, und nicht so bekannt ist um unerwähnt bleiben zu müssen. Im dortigen Museum befand sich ein Wundergeschöpf, zwar keine große Seeschlange, aber eine Schlange mit sieben Köpfen. Linné entdeckte sofort, daß der Schlange nur ein Kopf gehöre, die andern sechs Köpfe mit Schlangenhaut überzogene Wieselkinnbacken seien. Diese Entdeckung erregte ihm jedoch so viele Feinde, daß ihm wohlmeinend gerathen wurde sich ehemöglichst aus dem Staube zu machen. 2.

Bibliographie.

Gegen die Signatura temporis. Von einem freimüthigen Widersacher der Revolution. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 20 Ngr.

Held, Berlin vor der Revolution bis zur Verfassung oder Geschichte der Berliner Revolutions-Epoche. Illustrirt von W. Scholz. 1ste Lieferung. Berlin, Expedition der Locomotive. Hoch 4. 7½ Ngr.

Lamartine, A. v., Raphael. Blätter aus dem zwanzigsten Jahre. Uebersetzt von F. Funck. Frankfurt a. M., Streng. Br. 8. 25 Ngr.

Mayer, K. A., Der Räuber und sein Kind. Oldenburg, Schulze. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Musenklänge aus Deutschlands Leierkasten. Mit feinen Holzschnitten. Leipzig, G. Wigand. 16. 10 Ngr.

Paludan-Müller, Amor und Psyche. Lyrisches Drama mit 5 Acten. Frei nach dem Dänischen von F. Bresemann. Kopenhagen 1848. 8. 15 Ngr.

Paul, C., Begum Sumro. Trauerspiel in 5 Acten. Wien, Lechner. Gr. 8. 1 Thlr.

Reusch, C. F., Kant und seine Tischgenossen. Aus dem Nachlasse des jüngsten derselben. Königsberg, Tag u. Koch. Gr. 8. 5 Ngr.

Der Uebertritt Friedrich August's I. Churfürstens von Sachsen und Königs von Polen zur katholischen Kirche. Erläutert aus einem Briefe desselben. Ansbach, Gummi. Gr. 8. 5 Ngr.

Tagesliteratur.

Ackermann, W., Ueber politische Bildung und Parteiung. Ein Vortrag im deutschen Verein in Dresden gehalten. Leipzig, Gebr. Reichenbach. Gr. 8. 4 Ngr.

Beiträge zur Beurtheilung der Schleswig-Holsteinischen Frage. Berlin, Nicolai. Gr. 8. 7½ Ngr.

Cohn, S., Israels Zug aus der Knechtschaft in die Freiheit. Eine Sabbath-Beschallach-Predigt. Oppeln, Weilshäuser. 8. 2½ Ngr.

Darf das Heer auf die Verfassung vereidigt werden? Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 2 Ngr.

Gemeinfaßliche Darstellung der Beweise für den göttlichen Ursprung des Christenthums. Aus dem Englischen. Stuttgart, Belser. Gr. 16. 6 Ngr.

Deutschlands Zukunft in vier Gesichten. Schorndorf. 8. 3 Ngr.

Gröning über Dulon. Bremen, Löning u. Comp. Gr. 8. 5 Ngr.

Held, Die Portefeuille-Jagd oder Cabinetsfragen und Ministerkrisen. Ein kritisches Wort zur Förderung der politischen Bildung. Berlin, Expedition der Locomotive. Gr. 16. 2½ Ngr.

Hersch, H., Ein Glaubensbekenntniß. Zwei Gedichte. Bonn, Wittmann. 16. 2½ Ngr.

Hoffmann, C. O., Revolution und Contrerevolution. Eine Denkschrift zur 1sten Jahresfeier des 18. März. Frankfurt a. O., Koscky u. Comp. Gr. 8. 7½ Ngr.

Hülsen, C. v., An Preußens Volk. Danzig, Homann. 8. 2 Ngr.

Ideen über die augenblicklichen Zustände Deutschlands und die Maßregeln, welche sein Wohl am besten befördern dürften. Dem deutschen Parlament gewidmet von einem Hamburger Kaufmann. Hamburg, Kittler. 1848. Gr. 8. 3 Ngr.

Kindermann, C., Kniffe und Ränke der gestürzten Bureaukratie, oder Vertheidigung auf eine auf Allerhöchsten Befehl Sr. Maj. des Königs von Preußen eingeleitete fiscalische Untersuchung wegen Beleidigungen der höchsten Behörden. Angefertigt und herausgegeben von dem Angeklagten. Herford 1848. 8. 3 Ngr.

Memorandum über des Fürsten Schwarzenberg Note an Hrn. v. Schmerling vom 4. Febr. 1849. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 5 Ngr.

Niemann, E., Lasset euch Niemand verführen mit vergeblichen Worten. Zeitpredigt gehalten am 19. Sonntag p. Trin. 1848. Hannover, Hahn. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die Redner der Paulskirche. 1ste Lieferung. Frankfurt a. M. Gr. 8. 3 Ngr.

Werber, W. J. A., Deutschland im Wendepunkte unserer Zeit besonders in politischer und socialer Beziehung. Freiburg im Breisgau, Wagner. Gr. 8. 18 Ngr.

Wiens Oktobertage. Eine historische Monographie der Revolution mit den Dokumenten belegt von Z***. Drei Lieferungen. Baden. Gr. 8. à 10 Ngr.

Zum Gedächtniß des 18. und 19. Märzes 1848. Gedicht. Torgau. Gr. 8. 1 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 108. —— 5. Mai 1849.

Erwin Speckter und seine Briefe aus Italien.

Zweiter Artikel.

(Beschluß aus Nr. 107.)

Wenn nun aber auch wirklich das Gemüth des Künstlers sich mit versenkt in die Kirche in deren Schoos er sich geflüchtet hat: so wird die Rückwirkung auf seine schaffenden Kräfte und seine künstlerische Befriedigung weitaus eine andere sein als bei Dem der, geboren und aufgewiegt in diesem Glauben, schlicht und ohne besondern Affect darin fortgeht. Diese nach Kämpfen und als Cur des eigenen Schaffens angenommene Religiosität zieht für das Letztere eine beengende Selbstbeobachtung nach sich. Was darin nicht gelingt oder nicht genügt wird nun nicht blos als künstlerisches Deficit, sondern als Mangel an Glauben und Gnade empfunden. Daraus folgt nach innen ein weitergehendes Züchten, Büßen, Beugen, welches dem Schaffensmuth und der energischen Beseelung der Sinne zuwiderläuft, nach außen im Blick auf das Kunstgebiet ein ängstliches, engherziges Auswählen, im Blick aber auf die Welt, für die und mit der man schaffen will, ein Fodern gleicher Ausschließlichkeit, Misbehagen, Bekehrungssucht. Speckter zeigt sich ergriffen von Overbeck's ernster Religiosität (I, 241), seiner ungeheuern Demuth (I, 113), seinem „furchtbar traurigen" Aussehen (I, 233, vergl. 286); er wird dann auch der beengenden Foderungen gewahr die derselbe an sich und die Kunst überhaupt macht. Er sagt (II, 259):

Gewiß wäre Overbeck fähig ein sprudelndes gesundes, kräftig schönes Leben seinen Werken zu geben, mehr Formen- und Farbenfülle und Schöne; aber aus Grundsatz verachtet er es als zu materiell. Er redet nur von jungfräulichen und geistigen Formen; Rafael ist ihm zu materiell. Er ist der eifrigste Vertheidiger des Nachäffungstriebes mittelalterlichen Kunstsinns sowol in Bauwerken als Sculptur und Malerei, und nimmt die neugothische, sentimentale Clique sehr in Schutz, die alles Andere verdammt und nur altdeutsche Malereien, gothisirte Bauwerke u. s. w. will.

Ferner I, 413:

Overbeck hat über fünf Stunden daran gearbeitet mich katholisch zu machen, und zwar so furchtbar eifernd und übermenschlich ernst, daß mir ganz unheimlich wurde, ich im ersten Augenblick Minuten lang die Sprache verlor und fast besinnungslos nur erstaunt zuhörend dastand. Doch mit der Zeit kamen mir Gedanken und Sprache wieder, daß ich ihm tüchtig auf Alles einwendete. Doch hat er die Hoffnung nicht aufgegeben, denn heilig ernst meint er es, aber so furchtbar einseitig und verblendet, daß ich Das gar nicht mit seinem reichen Künstlertalent und seiner Bildung zusammenreimen kann, so sehr es für mich auch eine Ehre ist, daß er die Versuche macht, weil er mir selbst sagte, daß er Das nur bei Menschen thue die ihn interessiren, die er als Künstler schätze und denen er gern näher stände u. s. w.

Diesen exclusiven Sinn hatte Speckter schon an Overbeck's für Frankfurt gemaltem katholischen Künstler-Schematismus mit Schmerz empfunden. Nachdem er ihn ausführlich beschrieben, sagt er (I, 116), trotz alles Schönen habe dies Bild ihn nicht erfreut, sondern traurig gemacht.

Ist es doch ein Widerspruch sondergleichen, ein christlicher Künstlerparnaß! Entweder auf den Parnaß gehören alle Künstler, oder den christlichen Künstlern gehört nicht der Parnaß. Ist es nicht furchtbar einseitig auch in der Kunst zu scheiden und zu trennen, wie leider genug das Leben schon trennt und scheidet? Sollte nicht gerade die Kunst hier die Vermittlerin sein, und ist nicht eben Das das herrlich Schöne, daß sie ein so weites Herz hat und Alle ihre Kinder nennt die ihr nur treulich dienen? daß zu ihren Füßen auf dem Parnaß sich Die vereinen und umarmen können die sonst getrennt für immer sind? Von diesem ewigschönen Frühlingsgarten vermag nicht des Apostels Schlüssel sie zu verbannen; einen Himmel schließt er wol, dieser aber ist ewig offen, und lange zuvor, ehe der andere Himmel bewohnt war, hatte Gott, der ewige Schöpfer, diesen Garten gepflanzt und ihn seinen Lieblingen gegeben, die in treuem Dienste durch ihre Werke ihn und seine Schöpfung zu verherrlichen die Dornen des Lebens trugen. Wer Gottes Geist in seinen Sachen zeigt, dem steht dieser Himmel offen. Nein, nicht die alten Meister sind ausgeschlossen, die ruhen schon Jahrhunderte, Jahrtausende in dem Lorberschatten des Parnasses, und wir sind die Ankömmlinge. Wir nur sollten trachten, daß sie uns aufnehmen! Aber armer Overbeck! Wie stehst du dann beschämt; mit Freude reichen sie Alle dir die Hände, sie die größer waren als du. Und du Armer willst sie verbannen? Zögerst wol gar ihrer liebreichen Einladung zu folgen? Viele der Meister die du vorgestellt haben es nicht so gemacht, sie würden sich langweilen und verlassen fühlen auf dem Parnaß den du ihnen angewiesen. Rafael und Michel Angelo würden traurig ihre alten Griechen suchen, und klagen sie nicht dort zu finden. Und wie läßt sich eine christliche Kunst für sich allein bestehend denken? Rechnen wir denn bei der Weltgeschichte erst von der Geburt Christi an? Ist die Welt da erst geschaffen? Und die Kunst — sind all die unerreichten, göttlichen Werke denn Nichts, weil sie in einer Zeit entstanden wo noch kein Christus war? Nein, Das ist gräßlich falsch; Christus selbst will Das nicht, daß wir was vorher gewesen vergessen sollen und verleugnen; er ist nicht gekommen um aufzulösen, sondern um zu erfüllen. Die Kunst ist von je und wird sein das blühende Gewand des Lebens. Wer wagt es diesen schönen Mantel zu zerreißen, damit unbrauchbare arme

Fetzen daraus werden, die nicht hinreichen die Blöße zu decken? Das ist barbarischer als die Kriegsknechte unterm Kreuz. Das ist eine arme, schwache, kranke Idee, den Ursprung unserer Kunst herzuleiten von Mönchen die Handschriften malen. Freilich trat die Kunst zuerst im Christenthum wieder wirksam ins Leben, aber so wenig wie aus der Pyramidenschrift ist sie aus diesen dürftig kümmerlichen Fratzen herzuleiten, die selbst nicht einmal dagewesen, wären sie nicht gesammelt und geschöpft aus ältern Werken. Aus den Trümmern alter Tempel haben Christen ihre Kirchen gebaut, und alle Architektur beruht noch darauf. Hätten sie diese, wie Deukalion, blos hinter sich geworfen, nie würde eine neue lebende Schöpfung entstanden sein. Durch Gottes Barmherzigkeit hoffe ich noch einmal alle alten herrlichen Meister welche die Erde und das Leben getrennt vereint zu sehen wie Frühlings-, Sommer-, Herbst- und Winterblumen in Einem Korbe. Und da möchte ich, daß diese schöne, herrliche Herbstblume, die aber schon am Absterben kränkelt, mein lieber, aber engherziger Overbeck, neben einem recht sprudelnden Heiden zu sitzen käme.

Diese freie Kunstliebe, zu der aus jener eine Zeit lang herrschenden Befangenheit unsere Künstler überall hindurch müssen, wenn sie wieder mit der lebendigen Bildung, die allein ihre Werke beleben kann, fester anknüpfen sollen, entwickelte sich in Speckter neben entgegengesetzten Bestrebungen immer entschiedener. Die Ueberzeugung, daß jede Art Phantasieschöpfung, die sich in einer geistigen Consequenz vollendet, einen unzerstörbaren Werth, eine fortgültige Wirklichkeit, wenn auch nicht im gemeinen Sinne, aber für den sein Bildungsreich sammelnden Geist behaupte, diese Ueberzeugung spricht Speckter am wärmsten in Neapel im Angesicht all der Kunstgestalten, Gefäße und Geräthe aus, die das Gesammtbild des alten Lebens so lange nach diesem Leben noch den Sinnen gegenwärtig erhalten.

O könnten diese leblosen Dinge von jener Zeit deren stumme Zeugen sie sind, die so reich an geschichtlichem Leben, das sie gestalteten und dem sie dienten, das so reich an Schönheitsleben ist, reden, wie fremd, wie verlassen würden sie sich in dieser Welt sehen! Wie würden sie seufzen nach ihren göttlichen Menschen, ihren menschlichen Göttern! Würden sie es glauben, daß Alles nur Lug und Trug war? Daß die tausend Gebete und Opfer die von ihnen aufstiegen alle nur der Ausdruck einer kindlichen Befangenheit waren, und so erfolglos verstäubten in der weiten Luft? Daß die ganze Götterwelt ein Nichts, und Alles was durch und in diesem Glauben entstand, die ganze Zeit mit ihren großen Ereignissen verloren sei, und höchstens nur dazu diente um einer andern Zeit vorzuarbeiten, aus der dann zuletzt unsere einzig rechte, einzig seligmachende Zeit und Glauben hervorgegangen? Lägen diese Ideen wirklich im Christenthum, wie es so manche fromme Christen behaupten wollen, Katholiken und Lutheraner, die mit Jahrtausenden umspringen wie mit einer Handvoll Raub — da möchte ich lieber noch ein Heide sein und die alten Götter verehren, die so leutselig menschlich waren, und von so großen, adelig schönen Menschen verehrt wurden. Und wer steht denn dafür, daß nicht nach tausend und abertausend Jahren es auch unserm Himmel so ergehen kann, an welchen wir doch jetzt so fest glauben, daß wir unserm Glauben ebenfalls leben und sterben? War Das bei den Alten etwa weniger der Fall, schufen ihre Götter weniger Wunder in der Natur und Geschichte? War die Erde weniger schön, die Menschen weniger reich an Körper- und Geistesgröße und Schönheit? Nein, damit es nicht uns und unserer Zeit auch einst so ergehe, habe ich bei diesen Sachen, die so klar mich überführten von der Wahrhaftigkeit ihrer Zeit, geschworen die alten Götter zu lassen in frommem Andenken und nicht, nachdem sie nun einmal gestürzt sind, frevelnd nachzuweisen, daß sie aus unechtem Blute waren. Gern glaube ich wie der Himmel sich eines Jeden nach seinen leiblichen Bedürfnissen erbarmt, daß er es auch geistig thut, daß es ihm einst gefiel sich der Welt als Götter zu zeigen und sich ihrer in solcher Gestalt anzunehmen, daß er sich später aber, als die Bedürfnisse der Menschen sich anders gestalteten, ihnen auch anders offenbarte, sich ihrer auch anders annahm. Aber gewiß ist die Richtung jener Zeit so gültig vor dem Thron des einzigen und wahrhaftigen, über allem Glauben und aller geglaubten Götterei stehenden Gottes als die unserer Zeit!

Der Barbar braucht der Zerstörung, um seiner Sitte Raum zu schaffen; Bildung belebt auch die Vergangenheit neu; und die Kunst ist gerade die Form in der jede besondere Bildung, auch nach ihrer geschichtlichen Vertilgung, ein unsterbliches Angesicht zeigt.*) 34.

Amerikanische Literaturschau.

1. The prose writers of America, with a survey of the intellectual history, condition and prospects of the country. By *Rufus W. Griswold.* 1847.
2. The statesmen of America in 1846. By *Sarah Mytton Maury.* 1846.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Erzeugnisse der amerikanischen Literatur sowol in England als auf dem Continente weit weniger Berücksichtigung finden als sie es wol eigentlich verdienten, sei es nun, daß die europäische Lesewelt noch immer von der gewiß unbegründeten Ansicht ausgeht, daß jenseit des Atlantischen Oceans die industriellen und Handelsinteressen die allein und ausschließlich herrschenden seien, oder daß die Schwierigkeit sich amerikanische Bücher zu verschaffen auch ihren Theil an dieser Schuld trägt. Um nun diesem Uebelstand abzuhelfen hat Griswold eine mit Geschmack und richtigem Takt getroffene Auswahl des Besten aus den amerikanischen Prosaisten veranstaltet, und einem jeden derselben eine kurze Lebensbeschreibung vorangeschickt. In der Einleitung zu dieser amerikanischen Encyklopädie unterwirft der Verf. den gegenwärtigen Zustand der Literatur seines Vaterlandes und ihre Aussichten für die Zukunft einer nähern Prüfung.

Griswold gehört nicht zu Denjenigen seiner Landsleute welche gleich vornherein durch eine unbegrenzte und urtheilslose Anpreisung aller amerikanischen Schriftwerke das Vertrauen ihrer Leser verscherzen. Seine Sprache ist ruhig und besonnen; er unterzieht sich sogar der peinlichen Aufgabe die Gebrechen und Schäden zu beleuchten, woran seinem eigenen Geständnisse zufolge die amerikanische Literatur hauptsächlich leidet.

In vorderster Linie steht bei ihm der Vorwurf, daß die Literatur Nordamerikas, statt die öffentliche Meinung zu leiten und zu belehren, ihr vielmehr schmeichele und um jeden Preis nach Popularität hasche. Wenn nun dieser Vorwurf zum Theil auch die europäische Literatur trifft, so wird doch dieser Uebelstand bei der einseitigen und schroffen Stellung der Parteien in Amerika fühlbarer als in der Alten Welt, wo, wenn sich auch die Interessen feindlich gegenüber stehen, die Literatur doch mehr einem neutralen Boden anzugehören scheint.

Was einen andern Punkt, nämlich den untergeordneten Rang betrifft, welchen die amerikanische Literatur gegenüber der englischen hinsichtlich gewisser Zweige einnimmt, so findet der Verf. die Ursache davon hauptsächlich in dem Mangel eines Gesetzes gegen den Nachdruck (a law of international copyright). Allerdings kann man nicht leugnen, daß jenes System buchhändlerischer Freibeuterei, wonach jeder amerikanische Verleger ohne andere Auslagen als für den Druck sich aller Erzeugnisse englischer Geistesthätigkeit bemächtigen kann, der ame-

---

*) Der dritte und letzte Artikel folgt im Juli. D. Red.

rikanischen Literatur selbst zum Verderben ausgeschlagen hat. In Folge davon ist nämlich der Literatenstand dort wenn auch nicht unmöglich gemacht, doch so von Schwierigkeiten umgeben, daß nur Wenige sich auf diese gefährliche Bahn wagen. Unser Verf. spricht sich darüber folgendermaßen aus: „Kurz vor seiner Berufung auf den Gesandtschaftsposten in Madrid wollte Washington Irving sich für eine verdienstliche Arbeit eines Landsmannes verwenden, dessen Ruf auf dem literarischen Markte noch nicht hinreichend begründet war; allein es gelang ihm durchaus nicht von irgend einem der Hauptverleger ein Anerbieten zu erhalten. Ja sie wollten sie nicht einmal auf des Verfassers Kosten in Verlag nehmen, indem sie bemerkten, daß es nicht der Mühe verlohne sich mit einheimischen Erzeugnissen von zweifelhaftem Erfolge zu befassen, während sie unter den täglich aus der englischen Presse hervorgehenden und bereits mit Erfolg gekrönten Werken nur zu wählen brauchten, und für deren Verlag kein Honorar zu zahlen hätten. Und nicht blos ist auf diese Art der amerikanische Schriftsteller außer Stand gesetzt sich vor seinen Landsleuten Gehör zu verschaffen, sondern die Verleger, unter deren Einfluß viele der Journale und andern Zeitschriften stehen, bedienen sich desselben, um in ihrem Handelsinteresse den Ruf des Ausländers den sie berauben auszuposaunen zu lassen, und den des einheimischen Schriftstellers so viel als möglich herabzusetzen. Diese legale Freibeuterei übt neben vielen andern Nachtheilen auch einen höchst ungünstigen Einfluß auf die Sitten aus, deren republikanische Reinheit und Einfachheit sie untergräbt. Obwol für den ausländischen Schriftsteller nachtheilig, ist sie es in noch höherm Grade für den einheimischen, und hat für das Volk im Allgemeinen insofern den größten Uebelstand, daß sie es des echt nationalen Gefühls beraubt, des ersten und mächtigsten Antriebes zu jeder Art von Größe." So weit Griswold.

Indessen so nachtheilig auch der Einfluß eines solchen Raubsystems auf den dortigen Büchermarkt sein möge, von dem es die einheimischen Erzeugnisse ausschließt, wird man doch nicht die Annahme wollen gelten lassen, daß dieser Umstand allein die Stimme des wahren Genies ersticken, oder Amerika wahrhaft verdienstvoller Leistungen auf immer solle berauben können. Gewaltige Kräfte oder große, erhabene Gesinnungen erkennen nicht die Botmäßigkeit eines Verlegers, auch stehen sie nicht dem Markte zu Diensten, oder blühen und verwelken auf das Geheiß des Buchhandels; sie bedürfen keines Nachdruckverbots zu ihrem Schutze. Der Trieb welcher das Genie gebieterisch zu seiner Thätigkeit anspornt ist ein ganz anderer als derjenige welcher die Menschen für ihren täglichen Lebensunterhalt zu arbeiten zwingt; da wo wirkliches Genie vorhanden wird es sich trotz aller Hindernisse Bahn brechen, und goldener Lohn seine Schritte weder sehr beflügeln noch Miskennung sie auf lange hemmen können. Man kann sogar behaupten, daß Hindernisse die Kraft des Genies verdoppeln, weil der Kampf dagegen die menschlichen Fähigkeiten stärkt und an strenge Zucht gewöhnt, weil die Entbehrung es nur um so fester an seine geistigen Genüsse kettet. Andererseits wird die Vernachlässigung welcher es sich ausgesetzt sieht es antreiben die leicht wechselnde Volksgunst zu verschmähen, nur seine innere Befriedigung zu uchen, und anstatt dem falschen Geschmack der Menge zu huligen seinen eigenen Regeln zu folgen. So viel kann man wenigstens mit Gewißheit sagen, daß für den wahren Genius die lngunst äußerer Umstände wenn auch nicht gerade vortheilhaft, och auch nicht geradezu tödtlich sei; sie unterwirft ihn einer rengen Prüfung, verursacht ihm wol auch schmerzliche Leiden, t aber nimmer im Stande ihn zu völligem Schweigen zu verammen.

Gleichwol muß man einräumen, daß die Klagen unsers erf. nicht ganz unbegründet sind. Die Literatur eines Landes steht nicht blos, und selbst nicht einmal ihren Haupttheilen ach, aus Erzeugnissen des Genies; ihr Dasein wie ihre Nützchkeit hängt nicht von diesem ab. Wenn sie daher von Fesseln elche nur das Genie zu brechen im Stande ist eingeengt wird, so mag sie mit Recht den Schutz der Gesetze zu Hülfe rufen um sie davon zu befreien. Große Dichter und große Denker treten nur in langen Zwischenräumen auf, und verleihen der Zeit worin sie leben einen auf viele Geschlechter sich fortpflanzenden Ruhm; allein ihre Zahl ist zu beschränkt um was man nennt eine laufende Literatur zu bilden.

Wenn man erwägt wie viel diese geleistet hat und noch leistet, welche Macht sie in Zeitungen und Zeitschriften entfaltet, wie sie im eigentlichen Sinne das Land beherrscht, welchen edeln Kampf sie mit dem Irrthum, Fanatismus, der Selbstsucht und Unmenschlichkeit führt, wenn man bedenkt wie durch ihre unausgesetzten Bemühungen die Sklaverei endlich abgeschafft, der Handel freigegeben, die Religion zu gegenseitiger Duldung herangeführt, und die Unwissenheit in immer engere Schranken gebannt wurde, wie sollte man in Abrede stellen, daß Alles was zu ihrer Beförderung und Reinigung beiträgt von höchster Bedeutung für ein Volk sei? Amerika, indem es durch sein unredliches Verfahren gegen fremde Literaturerzeugnisse seine eigene Literatur hemmt und in Fesseln legt, bereitet zuletzt nur sich selbst den größten Nachtheil.

Wenn wir uns nun nach dieser allgemeinen Betrachtung zu den einzelnen Zweigen der Literatur wenden, um zu sehen was dieselbe ungeachtet dieser Hemmungen auf amerikanischem Boden hervorgebracht hat, so müssen wir zuvörderst für die Theologen die wenig erfreuliche Thatsache anführen, daß ungeachtet des größten Reichthums, womit sich dort alle christlichen Sekten entfaltet haben und noch entfalten, die wissenschaftliche Behandlung derselben aus Mangel an philosophischer und kritischer Bildung der dortigen Theologen noch auf einer sehr untergeordneten Stufe steht, und sich fast blos auf trockene und orthodoxe Textbehandlung biblischer Schriften beschränkt.

Gehen wir zur Philosophie über, so möchte es fast scheinen als gebe das Buch des Verf. einen falschen und selbst ungerechten Begriff von amerikanischer Thätigkeit auf diesem Felde. Sei es, daß der Verf. was die Weisesten der alten wie der neuen Zeit als die edelste Geistesbeschäftigung ansahen nicht zu würdigen weiß, oder daß er dieses Studium gegenwärtig als unpopulair betrachtet — er nennt nicht einmal die Philosophie unter den verschiedenen Zweigen, womit sich die Prosa befaßt. Die wenigen philosophischen Werke welche er anführt werden von ihm unter die Rubrik der Theologie oder was man Essays zu nennen pflegt gebracht. Man sollte aus dieser wenig ehrenvollen Behandlung welche der Philosophie widerfährt den Schluß ziehen, daß sie in Amerika entweder nicht sonderlich geschätzt oder mit sehr geringem Erfolge angebaut würde. Gleichwol nach Dem was uns davon zu Gehör gekommen ist Dies keineswegs der Fall. Ja, deutsche Philosophie hat dort weit mehr Wurzel gefaßt als in England. Kant wurde zwei mal übersetzt. Carlyle zählt jenseit des Oceans mehr Bewunderer als in seiner Heimat. Erfreuten sich die philosophischen Studien nicht einer gewissen Popularität, so ließe sich nicht erklären wie ein Schriftsteller wie Emerson, der einzige Philosoph mit dessen Werken das Ausland etwas bekannter ist, dort hätte zum Vorschein kommen können. Die Kühnheit, um nicht zu sagen Vermessenheit seiner Lehre, der Ton worin er sie vorträgt, die Art und Weise wie er seinen Gegenstand als dem Leser bekannt voraussetzt, die Tiefsinnigkeit seiner Idealphilosophie selbst erwecken für die philosophische Bildung seines Publicums ein günstiges Vorurtheil, das durch die Popularität deren Emerson sich erfreut nur noch gesteigert wird.

Zwei hervorspringende Ideen charakterisiren hauptsächlich diese amerikanische Transcendentalphilosophie, deren vorzüglichster Repräsentant Emerson ist, und welche einen tiefern Blick in die eigenthümliche Geistes- und Charakterbildung des dortigen Volks thun lassen, dessen weitere Entwickelung zu einem ausgeprägtern Nationalcharakter unter dem Einflusse dieser beiden Ideen stattfinden könnte. Zuvörderst treibt diese amerikanische Schule den Begriff der Vereinzelung und der

persönlichen Unabhängigkeit auf die höchste Spitze. Emerson wünscht, daß Jedermann nach dieser Theorie sein Benehmen einrichte, und scheint fast zu vergessen, daß der Mensch von Natur geselliger Art ist. Der Merkwürdigkeit halber heben wir aus ihm folgende Stelle aus:

„Ich möchte jeden Lehrstuhl zu einem Throne erhoben und von einem Könige besetzt sehen; ich ziehe ein Streben nach Dem was majestätisch ist einem Uebermaße von kameradlichem Wesen vor. Mögen uns die stummen Wesen der Natur und die metaphysische Isolirung des Menschen Unabhängigkeit lehren. Laßt uns nicht zu vertraulich werden.... Wir sollten uns jeden Morgen vereinigen als kämen wir aus fremden Ländern, und nach zusammen verlebtem Tage uns trennen als reisten wir wieder dahin ab. Laßt uns einsam sitzen wie Götter die von den Gipfeln des Olympus sich miteinander unterhalten.... Die Höhe, die Göttlichkeit eines Menschen sollen sich nur aus ihm selbst erhalten, keiner fremden Hülfe und Gabe bedürfen. Gesellschaft ist gut wenn sie mir keinen Zwang anthut, am besten wenn sie wie Einsamkeit aussieht."

Die andere diese Philosophie charakterisirende Idee ist die auch von ältern Philosophen schon oft vorgebrachte Behauptung, daß alle Menschen von Natur aus geistig und sittlich gleich befähigt seien, und Jedermann in sich den Keim des Genies, sei es als Held oder als Dichter und Denker, trage, der nur begünstigender Umstände bedürfe um sich dann als Shakspeare oder als Newton zu entwickeln. Allerdings liegt dieser Lehre eine tiefere Wahrheit zu Grunde, wenn man nämlich von der Aeußerlichkeit, wodurch sich die Menschen ihrem verschiedenen Stande und ihrer Bildung nach unterscheiden, absieht, nie tiefer in die Allen gemeinsamen Gefühle und Anschauungsweise einzudringen. Zum großen Theile rührt diese Verschiedenheit der Menschen von äußerlichen Ursachen her, abweichenden Gesetzen und Einrichtungen, Klima und Lebensweise, physischer Constitution u. dgl. Die Menschen unterscheiden sich am meisten in den weniger wichtigen Dingen, darin worin Laune, Gewohnheiten und wechselnde Mode herrschen können. Diese Verschiedenheit tritt im Gesellschaftszimmer, auf dem Marktplatze und im Alltagsleben besonders hervor. Da wo es das innerste Wesen des Menschen gilt sind sich alle Menschen gleich. Wenn Leidenschaft sich Luft macht, wenn Mitleid oder gewaltiger Schmerz den Menschen ergreift, wenn Begeisterung sich seiner bemächtigt, dann verschwindet aller Unterschied; Alle haben dann nur Einen Ausdruck der Physiognomie, Alle bedienen sich derselben Sprache. Darum spricht auch die höchste Poesie in Worten welche den Gebildeten wie den Ungebildeten gleich mächtig ergreifen; aus demselben Grunde gehört die Tragödie welche die dem ganzen Geschlechte gemeinsamen Schmerzen und Leiden zu ihrem Gegenstande wählt, einer höhern Gattung von Poesie an als die Komödie welche die Thorheiten und Verirrungen einer Nation, oft nur eines einzelnen Standes, zu ihrem Stoff wählt. Gleichwol läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Natur hinsichtlich der geistigen Anlagen des Menschen, abgesehen von ihrer mehr oder minder glücklichen Entwickelung, wie in der Stufenleiter der übrigen Wesen, eine von dem geringern zu dem höhern Grade der Kraft und des Vermögens aufsteigende Ordnung befolge. Sowie der Elefant einen vollkommener entwickelten Organismus hat als die den Reptilen oder Fischen angehörenden Thiere, so macht sich auch unter dem Menschen der Potenz nach ein Unterschied bemerkbar. Und wenn Emerson diesen nicht gelten lassen will, so scheint es als habe er seine Theorie der intellectuellen und moralischen Gleichheit dem Felde der politischen entlehnt, wo es allerdings als Grundsatz gelten muß, daß die schwächere Natur so viel Anspruch auf Rechtsgleichheit haben soll als die stärkere, ja daß das Recht eigentlich nur für den Schwächern vorhanden sein solle.

Wenn wir uns von der Philosophie zur Geschichte wenden, so läßt sich von dem jüngern Amerika kaum erwarten, daß es auf diesem Felde schon sehr Großes leiste. Getrennt durch den Ocean von der politischen Bewegung Europas, mit dem es nur durch seine Handelsinteressen verknüpft ist, von seiner eigenen Vergangenheit sowie der seines Mutterlandes durch eine Revolution geschieden, hat das Geschichtsinteresse für Amerika nicht dieselbe Wichtigkeit wie für die Staaten der Alten Welt, deren Vergangenheit auf allen Punkten in die Gegenwart hereinragt und dieselbe beherrscht. Seine eigene Civilisation ist Dem was die bisherige Geschichtsentwickelung aufzuzeigen hat so unähnlich, daß man über deren weitere Entfaltung nur schüchterne Vermuthungen anstellen kann, deren Begründung in der europäischen Vergangenheit oder Gegenwart wenig oder keinen Anhalt findet. Wenn nach diesem das Feld der allgemeinen Geschichte und der Geschichtsphilosophie in Amerika noch wenig angebaut ist, so hat jedoch die amerikanische Localgeschichte schon zahlreiche Bearbeiter gefunden, deren Aufzählung in Ludewig's Schrift: „The literature of American local history; a bliographical essay (Neuyork 1846, erstes Supplement 1848), einen kundigen Bibliographen besitzt. Unter den auch in Europa einem größern Leserkreise bekannt gewordenen Historikern haben besonders zwei Namen Aufmerksamkeit erweckt, Prescott und Bancroft. Doch hat Ersterer auch europäische Stoffe zum Gegenstande seiner geschmackvollen und zum Theil glänzenden Behandlung gewählt; über des Letztern „History of the United States" wollen wir Griswold's Urtheil unsern Lesern mittheilen:

„Bancroft's «History of the United States» ist eine der großen Leistungen unserer Zeit, welche mehr als irgend ein ähnliches Werk ihren Stempel an sich trägt. Die Entstehung und ersten Erfahrungen eines ganz neuen und selbständigen Volks gewähren ein hohes philosophisches Interesse, welches für den Geschichtschreiber die Stelle jenes dramatischen Reizes vertritt, welcher der von nur dürftigen Begebenheiten begleiteten Entfaltung kleiner Gemeinheiten, die unabhängig voneinander, aber von einer fremden Macht abhängig, noch überdies über einen großen Raum zerstreut sind, nothwendig abgehen muß. Bancroft hat Dies wohl gefühlt, und indem er in den Geist jener Zeiten tief eindringt, wird er unvermerkt zum Vertheidiger der Freiheit, wodurch er sein Zeugniß etwas schwächt. Er gestattet seiner Leidenschaft zu viel Einfluß auf seinen Verstand; sein Gegenstand beherrscht ihn, anstatt daß er über ihn herrsche.... Als Bancroft sein Werk begann, gab es unter den einheimischen Geschichtsbüchern nur die werthvolle, aber unvollständige Geschichte von J. Marshall. Grahame's getreue Darstellung der ersten Colonisation und die glänzende Schilderung der amerikanischen Revolution von Botta galten für die besten Geschichtswerke über die betreffenden Perioden. Diese Thatsache allein reichte hin um einen amerikanischen Historiker in der Wahl seines Stoffs zu leiten, selbst wenn er weniger als Bancroft von den unsere Geschichte durchdringenden Grundsätzen beherrscht worden wäre.... Was man auch immer von einigen der Ansichten Bancroft's denken mag, sein Werk selbst beurkundet ein nicht oberflächliches Studium der Ereignisse. Seine Erzählung ist aus gleichzeitigen Quellen geschöpft, und in Sammlung, Vergleichung und Ausbeutung derselben zeigt er ungemeine Ausdauer und Geduld. In dieser Hinsicht verdient sein Werk hohes Vertrauen. Was den Charakter und die Abenteuer der ersten Entdecker, die Grundsätze und die Politik der Gründer mehrer Staaten und die eigenthümlichen Einflüsse der verschiedenen Classen von Einwanderern betrifft, so ist seine Geschichte reich an Einzelheiten und tiefen philosophischen Betrachtungen. Sprachen, Religionen, Lebensweise und Kriegführung der Indianer werden von ihm in einer Weise behandelt welche gründliche Untersuchungen und Scharfsinn bekunden. Sein Stil ist gefeilt, energisch und zeugt von gelehrter Bildung, doch tritt hier und da ein zu sichtbares Streben nach Beredtsamkeit hervor; auch steht sein Ausdruck nicht immer zu seinem Gegenstande im richtigen Verhältniß. Es fehlen ihm jene anmuthige Leichtigkeit und jenes schöne Gleichmaß welche die Diction Prescott's auszeichnen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 109. —— 7. Mai 1849.

Walhalla der Menschheit, dargestellt von H. v. Rebenstock. Zwei Theile. Krefeld, Funke und Müller. 1847—48. 8. 3 Thlr.

Ein Buch voll ernsten und tiefen Inhalts, um so erfreulicher, als die Literatur der Gegenwart so viele Eintagsfliegen erzeugt, so vielen Blasenschaum treibt, der kaum einer nähern Betrachtung werth ist; aber dennoch müssen wir zweifeln, ob das vorliegende Buch die rechte Zeit für seine Würdigung gefunden hat. Wir trauen der Gegenwart zu wenig Ruhe zu, wodurch nur allein ein eigentliches Verständniß erzielt wird, um diesem ernsten und tiefen Gang durch die Geschichte der Welt zu folgen. Unsere politischen Bestrebungen lassen uns vorerst zu wenig Rast, die Bewegung hält uns fortwährend außer Odem, wir liegen mitten mit unserm menschlichen Treiben in Stoß und Gegenstoß der geschichtlichen Entwickelung, wir sind Alle mehr oder wenig viel zu sehr Partei, um zu scheinbar uns fernliegenden, abgeklärten Stoffen die Ruhe zu finden. Ein Walhalla der Menschheit, ein Gang durch die Geschichte der Völker und Zeiten, geleitet von dem Gedanken, daß alle Erscheinungen, so verschieden sie auch aussehen mögen, in einem innern Zusammenhange stehen — wie weit muß hier das Auge sich öffnen, das Herz sich erschließen, um alle die Fülle von Gestalten zu sehen und ihre Bestrebungen mitzuempfinden! Und wie klein, wie beschäftigt ist unsere Zeit selbst in ihren kleinen Wünschen und Erwartungen! Es wäre zu beklagen, wenn das Werk des Verf. darunter leiden sollte; wir unsererseits wollen gern dazu beitragen die Blicke auf diese ernste und gediegene Leistung hinzulenken, und vor Allem versuchen den Ideengang den der Verf. genommen den Lesern d. Bl. vorzuführen, wobei die Gelegenheit hinlänglich uns sich darbieten wird Proben der geistigen Auffassung und der correcten edlen Sprache mitzutheilen.

Im Eingangsgedichte entwickelt und schildert der Verf. die Idee Gottes, wie sie in verschiedenen Formen bei den verschiedenen Völkern zuerst zum Bewußtsein gekommen sei, er schildert den Menschen in den verschiedenen Phasen der Naturreligion. Der Mensch, das Wesen erst nackt und hülflos geschaffen, durchzieht bald mit Wurfspieß, Pfeil und Bogen bewaffnet den Wald, die grüne Flur, ohne daß in seinem Busen noch die Idee Gottes erwacht ist. Da sieh:

> Der Donner rollt, es rauscht mit hohlem Heulen
> Der Sturm daher und bricht des Urwalds Baum;
> Da zuckt der Blitz, es stürzen Felsensäulen,
> Laut zürnt der Fluß und spritzet weißen Schaum;
> Aufschrickt das Wild und flieht in seine Höhle,
> Es bebt der Mensch mit ahnungsvoller Seele.
> „Dort blitzt ein Gott", so ruft's in seiner Brust,
> „Ist, Mächtiger, Zerstörung deine Lust?"

Der Donnergott ist damit geschaffen, und ihm werden Altäre errichtet, der Mensch im Naturzustande steht unter dem Einfluß der Naturerscheinungen. Hieraus sind nun vorzugsweise alle jene Formen der Idee Gottes zu erklären, wie sie bei den verschiedenen Völkern auf diesem Standpunkte sich bildeten; nicht allein was schreckte, sondern auch was besonders erquickte, wurde personificirt und zur allgemeinen Vorstellung der Idee Gottes erhoben. In dem Busen des Menschen regt sich nun die Leidenschaft, Kain erschlägt den Abel; da erhebt sich die Stimme eines Wesens das leidenschaftslos ist, dessen Rache aber gesühnt muß werden, dessen Gunst durch Menschenopfer zu erringen ist. Aus der Leidenschaft nun, wenn größere Vereine von Individuen, Nationen, Stämme u. s. w. sich gegenüberstehen, entwickelt sich der Krieg, und mit ihm wird der leidenschaftslose, vorausgesetzte große Geist bald identisch und darstellungsfähig; der Kriegsgott erhält einen Tempel, denn

> Dem Gott zum Schutz vor Wolkenflut und Stürmen
> Wölbt über ihn des Meisters Hand ein Dach
> Vor Frevlerblick das Götterbild zu schirmen,
> Im Tempel ist des Priesters Auge wach;
> Rings heil'ges Land, auf dem die Heerde weidet,
> Das grüner Strauch von gold'nen Fluren scheidet;
> Der Priester bringt dem Gott am Brandaltar
> Die Erstlingsfrucht für Hirt und Landmann dar.

So haben wir nun auch Priester, diese bilden bald eine Lehre, sie beobachten die Natur und Gestirne, der Sternendienst beginnt; im Gegensatze aber von Priester und Laien bildete sich nun consequent als Gegensatz zur wissenschaftlichen Priesterlehre ein Volksglauben aus, der zunächst an die sichtbar wohlthuenden oder bösen Kräfte der Erde sich anklammert: der Thierdienst findet hier seine Stufe. Bald geht dieser jedoch in reine Aeußerlichkeit auf, indeß die Priesterlehre sich zu Mysterien um-

wandelt, hieraus entsteht die Magie, welche den Volksglauben mit den Mysterien in Verbindung bringt; die wissenschaftliche Priesterlehre wird zur Täuschung, allein auch diese Form genügt nicht, die Anbetung der Elemente beginnt, der Feuerdienst:

> Dir, Feuer, Preis! Du Gottheit der Verheerung,
> Bringst uns das Heil mit diesem sanften Strahl,
> Nimm gnädig auf des guten Volks Verehrung,
> Denn segenlos war seiner Götter Zahl.

Allein auch Dieses vermag die Menschen nicht zu schützen, die Willkür herrscht, Alles wird zum Gotte.

> Der Götze, den es schnitzt mit eig'nen Händen,
> Ist aufgestellt, um Unheil abzuwenden.

Viele Völker stehen noch auf einer dieser Stufen; allein

> Es kam das Licht;
> Zu Grunde geht die edle Menschheit nicht.

Der Mensch stand, sagt der Verf., indem er den Uebergang bildet, in seiner Unschuld wol Gott näher, doch unfrei; wenn er auch sank, so ist die Zeit noch nicht zu Ende, Alles ist Vorbereitung zur freien, sittlichen Selbstbestimmung. Doch die Lehren der Vergangenheit halten den Verfall nicht auf, da die Zukunft und die endliche Bestimmung des Menschen ungewiß ist. Aber der daraus erwachsende Zweifel wird durch die Geschichte gelöst, in der sich Gott im Menschen im Alterthum offenbarte, und zwar: 1) als Gesetzgeber; 2) als Urbild des Schönen; 3) als Urbild des Rechts. Es läßt sich nicht verkennen, daß die so ausgesprochene Idee des Verf. dunkel ist, und daß der Gesichtspunkt von dem aus er die Völkerentwickelungen ansieht ein einseitiger ist, indem er die religiöse Entwickelung als den Mittelpunkt aller Phasen aufstellt, und dabei die politische Entfaltung ebenfalls unter jenen Punkt bringt, während doch eigentlich, wenn man die Sache genau besieht, die politische Entwickelung die Grundlage für alle weitern Bestrebungen abgab. Daher mag es auch kommen, daß für den Verf. die orientalischen Völker außer den Juden keine Stelle in seiner Walhalla finden; Aegypten, Iran, Indus existirt für den Verf. blos als Repräsentant der in dem Eingang erwähnten allgemeinen religiösen Form. Daher kommt es nun auch, daß von diesem einseitigen Standpunkte aus Erscheinungen die von allgemeinem historischen Interesse und von großer Wichtigkeit sind unbeachtet liegen bleiben, und andere in den Vordergrund treten die weniger die allgemeine Bedeutung in Anspruch nehmen. So wollen wir in der zweiten Abtheilung, wo die Geschichte der Griechen behandelt wird, einmal Hercules und Theseus als charakteristische Repräsentanten des Heroenzeitalters gelten lassen; aber immerhin läßt sich nicht verkennen, daß sie nur eine Seite darstellen, nämlich die der Einzelhelden, während das Heroenzeitalter doch vorzugsweise durch jene Gesammtunternehmungen, wie der Argonautenzug, der Kampf der Sieben gegen Theben, der Epigonenkampf und vor Allem der Trojanische Krieg, nach welchem letztern namentlich eine volle Umbildung des griechischen Staatslebens sich zeigte, charakterisirt ist. Der große universalhistorische Standpunkt wird nur durch die Entwickelung des religiösen Lebens schwach dargestellt, und der Zusammenhang ist gar oft ein sehr loser. So geschieht in der dritten Abtheilung der Königsherrschaft in der Geschichte der Römer fast gar keine Erwähnung, wiewol Dies doch eine ganz bedeutsame Periode für dieses Volk war; aber will man auch hier mit Brutus das Geschick der Könige beendigt und dadurch gewissermaßen jene Stufe als eingeschlossen ansehen, so wird man doch jenen Schritt, wodurch die Plebejer zuerst ihre Obrigkeit sich schufen, wir meinen die erste Auswanderung auf den Heiligen Berg und die Gründung des Tribunals, um so weniger übergehen können, als diese That eine der Hauptwendepunkte in der römischen Geschichte ist. Von der Gründung des Tribunats bis zu dessen Verletzung und Herabsetzung in den Gracchischen Unruhen liegt die eigentliche Geschichte des römischen Volkes mitten inne. Die Geschichte des Camillus, die hier so ausführlich behandelt wird, ist Nebensache gegen jenes Ereigniß. Ueberhaupt muß uns manchmal die Form schadlos halten für die tiefere Auffassung, indem wir, wenn man von dem oben bezeichneten einseitigen Standpunkte absieht, nicht selten die Kunst vermissen das innere Strömen der Geschichte aufzufassen, und so diesen erkannten Kern nun in lebendigen Gestalten heraufzubeschwören.

(Der Beschluß folgt.)

Amerikanische Literaturschau.

(Beschluß aus Nr. 108.)

Eine bis jetzt schmerzlich gefühlte Lücke in der Geschichtsliteratur Amerikas, nämlich die Darstellung der ersten Einwanderung unserer deutschen Landsleute, die Geschichte ihrer Ansiedelungen und ihrer Kämpfe um die Freiheit im Bunde mit ihren englisch-irländischen Genossen, wurde durch das treffliche Werk von Franz Löher: „Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika" (Cincinnati 1847), auf eine als erster Anfang höchst dankenswerthe Weise ausgefüllt. Der Verf. hat sich zur besondern Aufgabe gemacht den eigentlich höhern sittlichen und wissenschaftlichen Beruf, den der deutsche Charakter inmitten jener Alles verschlingenden Gewinn- und Erwerbsucht der amerikanisch-englischen Race im Laufe der Zeit zu erfüllen die Bestimmung hat, durch die Stellung welche schon jetzt die mehr als drei Millionen Deutschen in der Union einnehmen ans Licht zu stellen. Es wird von der weitern Entwickelung dieses schon gegenwärtig mehr und mehr sichtbar werdenden Einflusses des deutschen Elements auf die Gestaltung der dortigen Staatenverhältnisse abhängen, ob die Deutschen dort endlich auch bis zur Bildung echt deutscher, auf vervollkommnetem Ackerbau und Industrie gegründeter Unionsstaaten durchdringen werden, oder ob jene von jeher so gefährliche Zersplitterung und Vereinzelung der Kräfte dieselben verhindern, und ihr gänzliches Aufgehen in amerikanisch-englisches Staatswesen zur endlichen Folge haben solle. Läßt sich nun in der historischen Literatur von einer so jungen Nation wie die nordamerikanische keine hohe Blüte erwarten, so ist andererseits eben diese Jugend in Verbindung mit demokratischen Institutionen vortrefflich dazu geeignet Das was man politische Literatur nennen könnte zu entwickeln und zu fördern. „Die Redekunst oder die Fertigkeit im öffentlichen Reden", sagt Mrs. Maury in ihrem neuesten Buche „An English woman in America", „bildet im

gegenwärtigen Augenblicke nicht nur den besten Bestandtheil, sondern den eigentlichen Kern der amerikanischen Literatur." Und in der That, wenn man bedenkt welche hervorragende Rolle die Kunst der Rede jenseit des Atlantischen Oceans spielt, welchen lebendigen Antheil, der sich fast bis zur krankhaften Ueberreizung steigert, jeder Amerikaner an der Politik nimmt; wie diese Aufregung durch die Wahlen, die öffentlichen meetings, Jahresgedächtnißfeier und ähnliche stets wiederkehrende Gelegenheiten zu sprechen ununterbrochen genährt wird, so darf man wol mit Grund annehmen, daß bei den Amerikanern die Beredtsamkeit ein ebenso wichtiger Zweig der Literatur ist als sie es bei den Athenern war. Das soll jedoch nicht heißen als würde sie dort mit demselben Erfolge gepflegt.

Zur Würdigung der Verdienste transatlantischer Beredtsamkeit wurden in den letzten Jahren hinreichende Materialien zusammengebracht. Außer Dem was Griswold über diesen Gegenstand geschrieben hat auch Mrs. Maury in dem Eingangs genannten Werke „The statesmen of America" eine Auswahl der schönsten und wirksamsten Stellen aus amerikanischen Rednern mit Geschmack zusammengestellt. Es ist nur zu bedauern, daß der Puseyismus und die der Sklaverei günstigen Meinungen der Verf. dem Werthe des Buchs selbst großen Eintrag thun. Abgesehen davon kann man nicht leugnen, daß es mit viel Geist und in einer reinen und eleganten Sprache abgefaßt ist, die von einer hohen Bildung zeugt; außerdem gebührt ihr auch das Verdienst zuerst den Stoff zur Würdigung amerikanischer Beredtsamkeit geboten zu haben. Seitdem hat ein Amerikaner selbst es unternommen, H. G. Wheeler in seiner „History of Congress; biographical and political" (Neuyork 1848), ausführlichere und beide, den Senat und das Repräsentantenhaus umfassende Materialien für die künftige Geschichte amerikanischer Redner und Staatsmänner zu sammeln. Dieses ziemlich weitläufig angelegte und zunächst für den Amerikaner berechnete Werk, dessen erster Band sich vornehmlich mit Mitgliedern des Repräsentantenhauses befaßt, bietet doch auch dem Europäer manche schätzbare, besonders für die neueste Geschichte der amerikanischen Union werthvolle Notizen, wenngleich die Mehrzahl der von dem Verf. gefeierten Staatsmänner und Redner kaum eine mehr als locale Berühmtheit sich erworben hat. Interessant ist auch die Beigabe der Bildnisse der hervorragendsten Mitglieder des Hauses, in deren sich ziemlich wiederholenden Grundzügen der dem Yankee eigenthümliche Typus von Schlauheit und rastlosem Geschäftsdrange leicht erkennbar ist.

Betrachtet man nun etwas näher die oratorischen Ergüsse der Koryphäen amerikanischer Beredtsamkeit, so ist man wenig geneigt sie auf dieselbe Stufe mit den großen Mustern des Alterthums oder der englischen, selbst der französischen Tribune zu stellen; bis jetzt ist dort weder ein Demosthenes, ein Chatham und Fox, noch ein Mirabeau und Vergniaud hervorgetreten. Nennen wir die drei größten unter den lebenden Rednern Amerikas, so mögen wir wol einräumen, daß Webster voll männlicher Kraft, Clay einnehmend und pathetisch, und Calhoun tief und philosophisch, daß alle Drei Männer von Talent und Bildung seien; allein ebenso wahr ist, daß sie sich nicht über Gemeinplätze zu erheben wissen. In der That, öffentliche Beredtsamkeit verlangt zu ihrer Entwickelung mehr als jeder andere Zweig der Literatur vom Redner und seinem Publicum entsprechenden Geschmack und Bildung. Ein Schriftsteller in der Zurückgezogenheit seines Studirzimmers kann wol den herrschenden Zeitgeschmack verachten und vergessen, sich als Zeitgenossen der großen Geister der Vergangenheit träumen, und sich einen des hohen Standpunkts worauf er sich hinaufgeschwungen würdigen Leserkreis denken. Allein anders verhält es sich mit dem Redner; dieser ist gezwungen seinen Geist mit dem seiner Zuhörer ins Gleichgewicht zu setzen, und vermag er nicht ihren Standpunkt zu dem seinigen zu erheben, so bleibt ihm Nichts übrig als den seinigen zu dem ihrigen herabzulassen. Bleibt mit einem phlegmatischen Publicum die Beredtsamkeit kalt und nüchtern, so muß sie bei einem der Mehrzahl nach ungebildeten, nur nach derber Kost und heftiger Aufregung verlangenden den Charakter der Derbheit und des aufgeblasenen Pathos annehmen. Hier liegt zum Theil eine der gefährlichen Klippen für die amerikanische Beredtsamkeit. So lange der öffentliche Geschmack kindisch genug ist den Werth einer Rede nach den Stunden die sie dauert zu bemessen, und statt prägnanter Kürze das gerade Gegentheil zu fodern, so lange wird amerikanische Beredtsamkeit weit vom Ziele der Vollendung fern bleiben. Wer nach dieser strebt darf nicht um Volksgunst buhlen und den wechselnden Launen des Tagsgeschmacks huldigen wollen.

Ohne uns bei dem nicht eigentlich mehr der Literatur angehörigen Zweige der Rechtsgelehrsamkeit aufzuhalten, worin wir jedoch des gelehrten Richters Story auch in Europa nach Verdienst anerkanntes, ausgezeichnetes Werk: „Commentaries on equity jurisprudence", zu nennen nicht unterlassen wollen, gehen wir zum Schlusse zu der auch dem europäischen Lesepublicum am meisten bekannten Roman- oder Novellenliteratur über, wo besonders zwei Namen, Washington Irving und Cooper, unser Interesse in Anspruch nehmen. Des Erstern Werke, dessen „Sketch-book" den ungetheiltesten Beifall sich erwarb, gefallen durch leichten Humor und natürliches Gefühl, das bisweilen selbst ans Pathetische grenzt. Cooper's Romane sprechen zur Einbildungskraft wie Gemälde, und halten die Aufmerksamkeit des Lesers durch eine lebendig-dramatische Entwickelung in steter Spannung, während seine Moral sich häufig in Gemeinplätzen bewegt oder durch Vorurtheile getrübt wird. Zu dem Gelungensten gehören seine Schilderungen des Wald- und Pflanzerlebens im fernen Westen, dessen eigenthümliche, frische Poesie er auf das glücklichste der Natur abgelauscht hat. Allein unstreitig gebührt hinsichtlich einer originellen und tiefen Auffassung amerikanischen Staats- und Volkslebens, dessen reiche und noch unabsehbare Zukunft in den glänzendsten Farben prangt, der erste Rang einem erst in der neuesten Zeit von seiner Anonymität entkleideten Schriftsteller, dessen poetische Erziehung und weltmännische Bildung vielleicht noch mehr Deutschland als seinem eigentlichen Geburtslande anzugehören scheinen — Charles Sealsfield. Es mag der deutschen Nation zum Stolze gereichen, daß er, wenn auch Amerikaner, doch in deutscher Sprache den reichen Schatz seiner poetischen Anschauungen und seiner mannichfaltigen Wanderungen in den amerikanischen Savannen und Urwäldern aufgeschlossen hat.

Fassen wir nun das Gesammtbild welches die amerikanische Literatur dem Beschauer darbietet kurz zusammen, so erblicken wir darin zwei sich widerstreitende Tendenzen. Die erste, indem sie sich fremde Vorbilder zur Nachahmung wählt, und den der englischen Literatur eigenthümlichen Charakter in seiner Uebertreibung darstellt, sorgfältig alles zu Starke vermeidend, führt die Schriftsteller in ihrer Bewunderung der Kürze und Eleganz bis an die Grenze der Zahmheit und Schwäche. Die andere, der eigentliche Ausdruck amerikanischen Wesens, neigt sich zu einer blinden Liebe für Alles was energisch und aufgeblasen aussieht, wodurch sie häufig anstatt des Erhabenen das Lächerliche erzielt. Ungeachtet des Gefährlichen dieser letztern Tendenz liegt doch in ihr das eigentlich Ursprüngliche der amerikanischen Literatur und ihr Keim zu weiterer selbständiger Entwickelung. Erinnern wir auch daran, daß irländisches Blut zu großem Theile dem englisch-amerikanischen Volkskörper beigemischt ist. Es kommt nun darauf an, daß Amerika seine Literatur aus dem innersten Wesen seines wenn auch gemischten, doch wieder eigenthümlich unter andern Bedingungen als denen worunter das Mutterland steht sich entwickelnden Nationalcharakters entfalte. Die Musterwerke der englischen Literatur stehen am Ende doch nur zu der jungen amerikanischen in ähnlichem Verhältnisse als die classischen sich zu der sich eben erst aus der Volkseigenthümlichkeit der modernen Nationen entfaltenden Nationalliteratur befanden; sie sollen anregen, den Geschmack läutern, aber nicht jede Selbstthätigkeit unter skla-

vischer Nachahmung ersticken. Hat sich Amerika einmal von den Banden befreit welche seine Jugend bis jetzt gefangen hielten, so darf man nicht zweifeln, daß die großartige Entwickelung seiner materiellen Thätigkeit auch auf dem Gebiete des geistigen Lebens entsprechende Ergebnisse in nicht allzu ferner Zukunft erzeugen werde. 42.

Selbst das Latein eines Eichstädt als „Jargon" nachgewiesen durch Ney. Dresden und Leipzig, Arnold. 1848. Gr. 8. 4 Ngr.

Wieder ein Commentar zu dem so reichen und wahren Spruche Goethe's im „Faust":

> Was sie den Geist der Zeiten nennen,
> Ist gar zu oft der Herren eig'ner Geist,
> In dem die Zeiten sich bespiegeln.

Denn wie gern wir auch die Nothwendigkeit anerkennen, daß von Zeit zu Zeit in unserm deutschen Gymnasialwesen allerhand Aenderungen vorzunehmen sind, so ist jetzt dazu wahrlich ebenso wenig die Zeit passend als die Reform praktisch welche in stürmischer Eile Köchly mit seinen Genossen versucht. Das ist unsere erste Entgegnung auf die Vorrede Köchly's zu der vorliegenden Broschüre. Denn wäre er ein „echter Sohn seines Vaterlandes", was er von uns Andern verlangt, so hätte er in dieser schlimmen Zeit der Verwirrung und Unordnung weder in der Stadtverordnetenversammlung zu Dresden noch in den Vereinen zu Jena, Halle, Meißen, Leipzig und an andern Orten als ein wandernder Declamator (wir brauchen dies Wort im Sinne des Alterthums) auftreten sollen; er hätte vielmehr seine reformatorischen Sondergelüste für eine bessere, ruhigere Zeit versparen müssen, wo dieselben auf dem Wege der besonnenen Ueberlegung und praktischen Berathung durchgesprochen werden konnten. Wir sagen Dies um so offener, weil das Bedürfniß der Schulreform keineswegs in unsern deutschen Ländern (von Oestreich sprechen wir nicht) so groß war als Köchly und Genossen es ausgeschrien haben. Da man uns übrigens in diesen Tagen versichert hat, die Sache des Unternehmers habe an Interesse in seiner Vaterstadt und er selbst als Agitator an Einfluß verloren, was uns bei der viel größern Wichtigkeit anderer Gegenstände nur zu begreiflich erscheint, so dürfte seine kurze Berühmtheit eine schnelle Endschaft erreicht haben, und er mit in die Classe derjenigen Bewegungsmänner geworfen werden die aus Ehrgeiz, übel ausgedachtem Eifer oder Verkennung ihrer Kraft unserm Vaterlande großen Schaden zugefügt haben. Es thut uns Dies leid um Köchly, denn er ist ein Mann von Talent und schönen philologischen Kenntnissen.

Hiernach bedarf es nur weniger Worte über die Schrift des pseudonymen Ney. Sie enthält eigentlich eine Polemik gegen Eichstädt, der fast um dieselbe Zeit wo sie erschien starb, und gegen Stallbaum in Leipzig. Der Erstere kann nicht mehr dagegen auftreten, der Letztere, ein Mann von großem schulmännischen Verdienst, hat Besseres zu thun als sich mit dem verlarvten Ritter in Streit einzulassen. Ferner ist bekannt, daß Eichstädt seit mehr als 50 Jahren den unbestrittenen Ruhm besessen hat im Lateinschreiben eine fast unerreichte Meisterschaft erreicht zu haben, und so viel als es möglich ist Herr über das ganze Gebiet der Latinität zu sein. So haben, wie wenig ihnen Eichstädt auch sonst gefiel, die tüchtigsten Philologen und redlichsten Männer geurtheilt; wir wollen nur an die Worte des ehrenwerthen Göttling erinnern, die er am 24. Febr. 1839 sprach und hinterher hat drucken lassen. Gegen solche Stimmen tritt nun Ney auf, und will beweisen, daß alles Neulatein schlecht sei, und daß selbst der gerühmte Meister Eichstädt von Barbarismen, Solöcismen, Sinnlosigkeiten, Flachheiten, ja von grammatischen Verstößen sich nicht frei habe halten können. Auf die Sache einzugehen ist hier nicht der Ort: wir wollten auch blos den einfachen Thatbestand vorlegen, und es dem Urtheile jedes Unbefangenen anheimstellen denselben zu ermessen.

Wir sind wahrlich nicht gemeint jedes Wort Eichstädt's zu vertreten; auch wir haben hier und da Ausstellungen zu machen gehabt, die sich auf eigene Studien und langjährige Uebung gründeten, und Dies namentlich in einigen seiner letztern akademischen Schriften wahrgenommen. Aber wir werden nicht aufhören die Trefflichkeit der Diction, die Schönheit der Perioden, die Fülle und Gewandtheit der Rede, namentlich bei den oft schwierigsten und der classischen Latinität ungehorsamsten Gegenständen fortwährend zu beloben, und wiederholen um so lieber hier den Ausspruch Varnhagen v. Ense's, der kein Philolog von Fach, kein lateinischer Stilist ist, aber einer der wärmsten Freunde des classischen Alterthums, und der in seinem „Karl Müller's Leben" noch im vorigen Jahre den alten Eichstädt einen „Meister seines Fachs" genannt hat.

Nun ist Ney natürlich als Köchly's Schildknappe gegen alles Lateinschreiben eingenommen. Wir enthalten uns jetzt der weitläufigern Behandlung dieses Gegenstandes, und stellen nur an ihn und seine Genossen die Frage: was sie denn an die Stelle dieser Uebungen setzen wollten, und womit sie die Jugend statt ihrer zu beschäftigen gemeint sind? Diese Herren sprechen so viel von öffentlicher Beredtsamkeit und der nöthigen Vorbildung unserer schüchternen (?) germanischen Jugend für parlamentarisches Leben. Aber sie vergessen dabei des ersten Redners, Cicero, nachdrückliche Mahnung: Stylus est optimus dicendi magister et effector.

Der Stil in der vorliegenden Schrift ist witzelnd, wegwerfend und hart aburtheilend, was die Leser um so mehr befremden muß, wenn es sich bestätigt, daß Ney ein sächsischer Schulmann und sogar in derselben Amtsstellung wie Stallbaum ist. Die sprachlichen Bemerkungen verrathen allerdings einige Kenntniß vom Lateinischen und könnten noch nützlicher sein, wenn nicht die Absicht des Verf. nur tadeln und schmähen zu wollen überall zu deutlich hervorträte. 9.

Miscellen.

Der Teufel in liebenswürdiger Gestalt.

In Naumann's „Serapeum" (Nr. 8, S. 127 fg.) wird ein räthselhaftes liturgisches Druckwerk ausführlich beschrieben, das am kürzesten als ein Zaubermissale zu bezeichnen sein möchte, und sich als ein sehr eilfertig und incorrect in irgend einer Kloster- oder Winkeldruckerei veranstalteter Nachdruck der in Rom erschienenen Originalausgabe von 1586 erweist. Bemerkenswerth ist unter Anderm die Citation des Satans „in amabili forma venatoris sine foetore et tumultu". Bekanntlich figurirt Herr Urian auch in den Hexenprocessen gewöhnlich als Jäger oder Offizier. Dann wenigstens war er also kein dummer Teufel, wenn er darauf ausging die Weiblein zu berücken; diese aber, die schon von so langer Zeit her dem „schlanken Burschen" in der Hoffnungsfarbe des Waldes und dem kühnen Marssohne in seinem „zweierlei Tuch" nicht haben widerstehen können, wollen dadurch unstreitig nur das varium et mutabile femina semper, das ihnen Virgil schmähsüchtig angehangen hat, Lügen strafen.

Unangefochtener Communismus alter und neuer Stiftung.

Das zu Mainz im J. 1785 erschienene „Magazin der Philosophie und schönen Literatur" (Heft 2, S. 94) bringt folgendes zeitgemäße Epigramm:

Die rechtsgelehrte Haushaltung.

> Dorant versetzt der Frau Pelz, Leibkleid, Braceletten;
> Neäre ihm Rock, Degen und Manschetten;
> Was tadelt ihr's? Die Rechte wollen's so:
> Bonorum sit communio.

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 110. —— 8. Mai 1849.

Walhalla der Menschheit, dargestellt von H. v. Rebenstock. Zwei Theile.

(Beschluß aus Nr. 109.)

Die erste Abtheilung nennt der Verf. die „Entwickelung der Theokratie", sie umfaßt die Geschichte der Israeliten. Moses erscheint zuerst als Gründer des theokratischen Staats, er setzt Gott als König ein, wodurch der Begriff eines auserwählten Volks entsteht, das unter Leitung seines Gottes sich in das ihm verheißene Land hineindrängt. Die Schöpfungsgeschichte sowie die Geschichte der Juden in Aegypten ist hier auf geschickte Weise verwebt. Die Zehn Gebote finden sich hier in einer gefälligen poetischen Gestalt. Wir setzen hier drei Strophen davon her:

Ich bin der Herr, dein Gott und dein Erretter,
Der dich geführt aus deiner Feinde Land,
Nicht neben mir verehr' noch and're Götter,
Kein Bild von mir ersteh' aus deiner Hand.
Kein Gleichniß hab' ich in der Näh' und Ferne,
Nicht Sonn' und Mond, auch nicht das Heer der Sterne,
Nichts gleichet mir auf Erden, Klein und Groß,
Nichts in der Tief' und in des Meeres Schoos.

Denn eifrig bin ich, der im vierten Gliede
Noch rächend straft der Väter Missethat:
Doch ist mit Dem des Himmels ew'ger Friede
Der gern mir dient und reines Herzens naht.
Barmherzigkeit wird Denen die mich lieben,
Muthwillen nicht mit meinem Namen üben,
Den siebenten der Tage fromm mir weih'n,
Denn dieser Tag soll mir geheiligt sein.

Der Mutter und dem Vater sollst du geben
Die Ehre die der Aelterntreu' gebührt,
Und darum lang auf dieser Erde leben;
Dies ein Gebot das Segen mit sich führt.
O tödte nicht! Thu' nicht dem Fremdling wehe!
Halt werth die Frau, in Ehren deine Ehe!
Doch wenn du greifst nach fremdem Eigenthum,
Was es auch sei, dir sterben Glück und Ruhm.

David, der nun folgt, ist theokratischer König des in Krieger umgewandelten Hirtenvolks; neben ihm regiert aber ein ausgebildeter Priesterstamm, dem er sich selbst unterwerfen muß. Die Propheten, als deren Hauptrepräsentant Jeremias erscheint, vereinigen Religion, Politik und Philosophie. Abfall von Gott ist Verrath am Vaterlande, der Untergang des Reichs ist Strafe der Sünden. Die äußere Form der Theokratie löst sich nun auf, die Knechtschaft erzeugt jedoch im Gegensatz zum chaldäischen Gestirndienst eine innere, und dadurch findet der Geist seine Befreiung sowie das Volk seine Erlösung.

Die zweite Abtheilung als „Entwickelung des Schönen" umfaßt die Geschichte der Griechen. Herakles, Theseus, Kodros, Lykurgos, Themistokles, Perikles, Demosthenes sind die Vertreter. Es fällt hier auf, daß keiner der griechischen Dichter, vor Allem nicht Sophokles dargestellt wird, der doch eine Hauptseite des griechischen Lebens zur Anschauung bringt. Den Herakles wählt der Verf., um ihn, wie er die Sage deutet, als Besieger des Schädlichen in der Natur, dem aber die Natur Ausdruck des Höhern ist, welches er in den Orakeln ahnt, darzustellen. Herakles erliegt dem Reiz der Schönheit, geht aber geläutert aus den Flammen hervor. Die griechische Welt geht zu Grunde dadurch, daß die Freiheit misbraucht wird, die Philosophie in die zersetzenden Elemente der Sophistik sich auflöste. Von Demosthenes heißt es:

O alte Zeit, du fuhrst mit ihm dahin!
Nun brechen ein des rohen Krieges Brände,
Und untergeht der tapf're Freiheitssinn!

Die dritte Abtheilung als die „Entwickelung des Rechts" führt uns in Brutus, Virginius, Camillus, Regulus, Tiberius Gracchus, Marius, Cato die Römer vor. Es läßt sich nicht verkennen, daß hier in der Auswahl dieser Männer mehr ein subjectives Belieben als der eigentliche Entwickelungsgang der Geschichte den Verf. geleitet hat; denn wie hätten sonst die Tribune, wie bereits angedeutet, übergangen, wie hätten namentlich die Licinischen Rogationen, durch deren vier Punkte wesentlich das demokratische Element gegenüber den aristokratischen Principien der Patricier sich festsetzte, übergangen werden können? Zeigte sich namentlich nicht ganz evident in diesen Vorgängen die Entwickelung des römischen Lebens? Kann der Geschichtsforscher in diesen Vorgängen nicht geradezu den Puls der ganzen Zeit fühlen? Der Verf. beginnt mit Brutus, den er als den Vertreter des starren Rechts, welches an die Stelle der Individualität tritt und das Individuum zum Abstracten macht, hinstellt. In Virginius nimmt das unterdrückte

Recht Rache an dem Verletzer; zur Zeit der Gallier, weil das Volk ungerecht war, büßt es, und Camillus errettet es wieder. Der Verf. ist hier vollständig der alten Sage gefolgt, und dieser Abschnitt leidet sogar an Breite. Aber auch gegen den Feind wird das Recht geübt, Das zeigt Regulus, und die Römer siegen dadurch, daß sie die Person als Rechtsobject anerkennen. Hierdurch entsteht ein steter Kampf in der Theorie, woraus Gleichheit des Rechts, die in einem erobernden Staate nicht durchzuführen ist; daher in Gracchus Kampf und Sieg des Eigennutzes über das Recht, wodurch Parteiung hervortritt, und endlich das Recht von der Gewalt besiegt wird (Marius), bis endlich nur die leere Form (Cäsar) noch übrig bleibt.

Ehe wir uns nun zur Betrachtung des zweiten Theils wenden, können wir nicht umhin hier die Bemerkung zu machen, daß der Verf. — es gilt Dies von beiden Theilen — an vielen Stellen dunkel erscheint, indem er zu gelehrt sich beweist. Selbst der erfahrenste Historiker wird manchmal anhalten, um die Beziehungen herauszufinden die der Verf. in manche Stellen gelegt hat. Der Verf. hat es daher auch selbst für nöthig gehalten seinen Abtheilungen längere Anmerkungen anzufügen, in denen nicht selten ein pedantisches philologisches Gewissen sich Luft macht. Zugleich wollen wir hier noch einmal wiederholen was wir bereits oben angedeutet haben, daß uns die Auswahl der einzelnen Männer mitunter allzu sehr nur nach der einen, der religiösen Seite gewählt erscheine, sodann, daß die Geschichte ganz andere Marksteine oft gesetzt hat, an welchen die Epochen sich brechen, als die sind welche der Verf. hervorhebt.

Der zweite Theil zerfällt außer dem Eingange und dem Ausgange in drei Abtheilungen; die erste stellt die Kirche des römischen Reichs, die zweite die Ausbreitung des Islam, die dritte die abendländische Kirche dar. Durch die Auferstehung Christi, argumentirt der Verf., wurde der Tod aufgehoben, Gott im Menschen hergestellt und der Begriff der Theokratie erweitert, statt Volk Menschheit gesetzt. Das erste Bild heißt Paulus, und stellt das apostolische Zeitalter dar; es ist drastisch und voller Effect, während die folgenden mitunter zu gelehrt und allzu dogmatisch erscheinen. Dies hindert jedoch nicht, daß prächtige Strophen sich finden, und der denkende ernste Leser dennoch mit Spannung dem rhythmischen Fall der Verse folgt. S. 50 schildert unter der Ueberschrift „Athanasius", der das Zeitalter der Concilien repräsentirt, der Verf. den Glauben:

> O Glaube, du, ein Fels im tiefen Meere,
> Der aus der Flut mit sonn'gem Scheitel ragt,
> Wenn Seesturmbraus der Wogen trotz'ge Heere
> Zornschäumend bis zu deiner Stirne jagt,
> Gern nimmst du auf die Schiffer, wenn zerbrochen
> An Klipp und Riff der Weisheit lecke Nachen;
> Zum Schwanken bringt dich nicht der tolle Sturm,
> Du bist ihr Schutz, ihr unbesiegter Thurm.

Leo stellt das Zeitalter der Missionen dar; die Völkerwanderung hatte das alte Geschlecht vertilgt, brach aber ihre Kraft an dem Christenthum. Die Bestimmung des Lehrbegriffs ruft Spaltung hervor, die byzantinische Kirche sinkt durch die Trennung von der abendländischen und durch das Ueberwiegen der Form ins Bodenlose (Heraklius, Photius). Die Sarazenen verbreiten den Islam, den gefährlichsten Feind des Christenthums, da er einen Gott offenbarte; jedoch ist der Zweck nur formelle Gottesverehrung und der Begriff inhaltslos. Die Herrschaft des Fanatismus ist begründet, welcher das byzantinische Reich vernichtet. Die abendländische Kirche entwickelt sich vorzugsweise durch die Germanen. Winfried, Karl der Große, Gregor VII., Gottfried v. Bouillon, Friedrich II., Bonifazius VIII., Huß, Luther sind die Gestalten welche uns hier der Verf. vorführt. In dem Ausgange schildert der Verf. den Menschen, zu seiner höchsten Entwickelung fortschreitend. Das Paradies liegt in der Zukunft, aber nicht außer uns, sondern in der Erforschung des Wahren, die Germanen haben die Aufgabe die Idee des Christenthums zu realisiren. Der Glaube läutert sich durch die zur Wahrheit fortschreitenden Wissenschaften.

> Es müßte, — ach, was müßte nicht gescheh'n!
> Ein Heil'ger Geist durch alle Länder weh'n.

Aber der Kampf des Glaubens mit der Wissenschaft, als Vertreterin der Freiheit des Geistes, wird endlich durch die Liebe, die höchste und letzte Offenbarung, vermittelt, worin sowol der Form nach Theokratie, Schönheit und Recht, als auch dem Inhalte nach Wahrheit und Freiheit sich begrenzen, ergänzen und vereinigen.

> Licht und Liebe
> Nimmer trübe!
> Jeder übe
> Recht und Wahrheit, Gottes Rath!
> Wo wir schweben
> Freiheit, Leben!
> Höchstes Streben:
> Seligkeit in Liebesthat!

So schließt das Buch, von dem wir hier Abschied nehmen, indem wir ihm den besten Erfolg wünschen.

A. Gegenbaur.

Ausgegrabenes Siegesdenkmal zu Xanthos.

Account of the Ionic trophy monument excavated at Xanthus. By Sir *Charles Fellows*. London 1848.

Es kann nicht gegen die Tendenz d. Bl. sein, der in obigem Werke beschriebenen Entdeckung einer der interessantesten und werthvollsten vom Verf. in Kleinasien aufgefundener Ruinen, welche er das „ionische Siegesdenkmal" genannt hat, einige Spalten zu widmen. Das Buch dürfte mit gleichem Rechte der Literatur wie der Kunst angehören, in letzterer Beziehung besonders der Baukunst und Bildhauerkunst. Auch soll gegenwärtige Anzeige nur berichten, nicht beurtheilen.

Nach einem raschen Blicke auf die Geschichte des alten Lyciens und der Eroberung Joniens und der südlichen Provinzen durch Harpagus — laut Herodot im J. 547 v. Chr. — erzählt der Verf. wie er im Frühling 1838 „die Stadt Xanthos, das alte Arina, die Hauptstadt von Lycien", entdeckt, und östlich von der Stadt auf einem vorspringenden Felsen ungefähr eine Viertelstunde von der Akropolis die Basis eines mächtigen, aus massiven Kalksteinblöcken, die im Lande brechen, jeder zwischen sechs und zehn Tonnen schwer, geformten Bauwerks auf

gefunden habe, das mit einer Fronte nach der von Harpagus eroberten Stadt, mit der andern ziemlich ostwärts gestanden. Die einzige weitere damals sichtbare Spur eines eingestürzten Gebäudes war das Ende einer weißen Marmorplatte mit kleinen eingehauenen, eine Procession darstellenden Figuren. Erst bei spätern, vom Verf. mit Beihülfe der englischen Regierung 1839, 1842 und 1843 unternommenen Forschungen gelang es alle die Basis des Monuments umgebenden Theile bloß zu legen. Wie er dann das ionische Bauwerk zusammengesetzt und zwar „aus den rings um die Basis aufgegrabenen Bruchstücken, sodaß zur Vollständigkeit nur zwei Steinblöcke fehlen", geschah in folgender Weise.

Die ermittelte Gewißheit, daß die Basis genau 33 Fuß lang und 22 Fuß tief und jeder Stein der obern Reihe 3 Zoll eingelassen sei, brachte die ganze Fläche auf 32 Fuß 6 Zoll in der Länge und 21 Fuß 6 Zoll in der Tiefe, und ergab die Gestalt des Monuments sowie die äußerste Grenze, das Maximum eines Maßstabs. Demnächst machte sich die Wahrnehmung geltend, „daß es vier unterschiedene Friese oder Sculpturleisten gab, deren jeder mit der Außenseite der Basreliefs in rechtwinkelige Steine auslief"; ferner „daß diese Friese theils 3 Fuß 3 Zoll, theils 2 Fuß, theils 1 Fuß 7 Zoll, theils 1 Fuß 5 Zoll tief, folglich die zwei ersten entschieden zu tief und schwer gewesen seien, als daß die zwischen ihnen vorgefundenen Säulen von nur 1 Fuß 2 Zoll im Durchmesser sie hätten tragen können". Die Experimente des Verf. fingen damit an, daß er jeden Theil der Friese in Holz nachschneiden ließ, zuerst den zwei Fuß tiefen, von welchem die vier Ecksteine waren. Als er letztere niedergelegt erkannte er, daß „der Gegenstand der Sculpturen auf jeder Seite ein anderer war, an den Winkeln plötzlich wechselte und vier verschiedene Ansichten bot, jede Seite ein vollständiges Ganzes bildete und die Steine zwei Längen hatten, 4 Fuß 8 und 4 Fuß 3 Zoll, mit einer kaum merkbar inneliegenden Abweichung". Nach mehrfachem Hin- und Herlegen gelang es die Friese zu einem 19 Fuß 9 Zoll tiefen und 28 Fuß langen Parallelogramm zu ordnen, von welchem jede Seite ein an sich abgeschlossenes Bild gewährte, indem ein Ende ruhende Gegenstände zeigte, und diese Steine in die bewegten Scenen der andern Seite nicht paßten. Dies sowol als das Ergebniß, daß durch Hinzufügen wenn auch nur eines der kleinern Steine der Fries für die Basis, worauf er unstreitig geruht, zu groß wurde, überzeugte den Verf. von der Richtigkeit seiner Ordnung, und daß er nicht allein das Ganze, sondern auch einen den genauen Umfang des Bauwerks erweisenden Gürtel besitze. Mittels sorgsamer, durch die drei Ecksteine des großen Frieses unterstützter Berechnung brachte er ein zweites Parallelogramm genau vom Umfange des ersten zu Stande, obschon er den vierten fehlenden Eckstein und einen fehlenden Seitenstein durch andere, den vorhandenen ähnliche ersetzen mußte. Sollte deshalb dieser Gürtel als Beweis für den Umfang des Bauwerks minder zuverlässig erscheinen, so müßte ein solches Bedenken doch wol an dem in natura Vorhandensein der drei Ecksteine und der übrigen Seitensteine zerschellen.

Das fernere Auffinden eines aus Blöcken von Eigestalt estehenden Kranzes oder Karniesses, dessen Oberfläche Spuren etragener Säulen und Löcher für die Plinten von Statuen der sonstigen mit den Säulen abgewechselten Gegenständen atte, dann daß die Tiefe und Form dieser Einschnitte den linten unterhalb der umhergestreuten Statuen entsprach, ließ em Verf. keinen Zweifel, daß der Kranz die Säulen, nicht ie Säulen den Kranz getragen. Demgemäß ordnete er die riese wie das Modell sie zeigt, welches er von dem gesamm- n Bauwerke gefertigt und dem Britischen Museum in Lon- on zum Geschenk gemacht. Einem Ecksteine des fraglichen ranzes entnahm er den Punkt der Säulenbasis und die Säu- nweite, wodurch es dann leicht wurde das Bauwerk bis zum rchitrave fortzuführen. Hier angelangt bemerkte er, daß der ächste Fries oder mit Bildwerk versehene Architrave auf der innern und äußern Seite einen Kranz hatte mit vier unterschiedenen Darstellungen, die eine eine Schlacht auf vier Steinen, die andere eine Jagdscene ebenfalls auf vier Steinen, die dritte eine persische Opferung auf drei Steinen, die Figuren halb auf dem einen, halb auf dem angefügten Steine, und die vierte eine griechische Opferung in Basrelief auf drei Steinen. Die überall sich ergebende Säulenweite paßte überall zu der Säulenbasis, und die Länge der beim Zusammenstoßen einer Stütze bedürfenden Steine bestimmte die Zahl der Säulen an den Enden wie an den Seiten. Von elf Säulen sind die Stücke gesammelt worden. Weil Dies aber für die Porticus zu viele Säulen wären, hat der Verf. welche an die Seiten gestellt, annehmend daß drei Kapitäler fehlen.

Seltsam ist es, daß von den Zahnschnitten welche diesen Theil des Monuments umgeben haben müssen, indem die untere Seite des auf ihnen geruhten Kranzes die Merkmale zeigt, sich nur zwei kleine Bruchstücke erhalten haben. Oberhalb dieser Kranzabtheilung befindet sich das Schlußglied mit Löwenköpfen, welche das Wasser der innern Rinne ausgespien. Der Winkelstein hier hat die Senkung und Breite drei nebeneinander gelegener Ziegel von weißem Marmor, und nahe am untern Theile ist der Einschnitt für das Fußgestell einer im Winkel gestandenen Statue. Ein zweiter Stein markirt den Winkel des den Schlußstein oder Sattel bildenden Giebels, welcher auf seiner Spitze für das Fußgestell einer Statue eine Höhlung hat. Die Winkel der ausgehauenen Felder füllen die Giebel und bestätigen die von den Friesen und der stehenden Basis abgenommenen Dimensionen. Der letzte noch übrige Fries hat vier mit Bildhauerarbeit gezierte Winkel. Begräbnißfeierlichkeiten sind Gegenstand der Basreliefs. Einer dieser Steine, welcher 8 Fuß 9 Zoll lang ist, und mit dem ausgehauenen Winkel des Seitensteins eine Länge von 9 Fuß 6 Zoll hat, vollendet den Fries an dem einen Ende der Zelle des Monuments, und ruht mit seinen zwei Endpunkten auf den Kapitälern der Pilaster, welche ihrer Gestalt nach die der vorspringenden Tragpfeiler jener Zelle gewesen sein müssen. Die Seitensteine des Frieses bilden Längen von 15 Fuß, während das Parallelogramm welches sie ausmachen 15 Fuß lang und 9 Fuß 6 Zoll tief ist. Wird dasselbe in den Mittelpunkt des Bauwerks gerückt, so reichen die Decksteine, jeder mit zwei Vertiefungen, genau vom Architrave bis an die Zelle, und ruhen auf den Friesen, wodurch die vom Verf. getroffene Ordnung sich wiederum als richtig bewährt.

Nachdem das Bauwerk aufgerichtet worden, stellte der Verf. jede Statue oberhalb des Platzes, wo er sie in der Erde gefunden. Diese Statuen sind von zweierlei Größe. Die kleinen, ringsum wettergeschlagen, haben offenbar auf der Spitze des Giebels, die großen sammt den Löwen in den leeren Räumen zwischen den Säulen gestanden. Nur wo die Körper und Draperie hervorgeragt, sind die Einwirkungen des Regens und Windes sichtbar; wo sie unter Schutz gewesen, hat der Marmor seine glatte Oberfläche behalten.

Anlangend nun die Fragen, wann das Monument und zu welchem Zwecke es erbaut worden, so kommen die Muthmaßungen des Verf. auf Folgendes hinaus. „Beim ersten Anblick", sagt er, „scheinen Baustil und Schmuck einen dem Lande Lycien fremden Kunstgeschmack zu bekunden. Auch der Marmor ist ausländisch, vermuthlich von Paros; das ganze Bauwerk das einzige der Art welches ich in Lycien gesehen, und von vieler Aehnlichkeit mit denen die ich nur in Karien angetroffen, in den alten Städten Alinda, Alabanda und Mylassa. Der Baustil ist desselben Landes, der wohlbekannte ionische, und die Bildhauerei, obschon unstreitig älter, aus derselben Schule welcher die jetzt im Britischen Museum befindlichen Ueberreste des Begräbnisses des Mausolus von Halikarnaß (353 v. Chr.) angehören. Der Bau war zum Siegesdenkmale und Begräbnisse bestimmt. Ein Tempel kann er nicht gewesen sein; sonst würden die Sculpturleisten eine Treppe zu tragen gehabt und die Statuen zwischen den Säulen den Weg versperrt ha-

ben. Die Zelle stellt sich deutlich als Begräbniß heraus." Hieran knüpft der Verf. die Gründe seiner Meinung, daß der Bau von den Nachfolgern des Harpagus bei Lebzeiten Einiger der Eroberer, nicht später als 500 Jahre v. Chr. ausgeführt worden sei, bemerkt daß an diesem Monumente die einzige Spur einer verbliebenen ionisch-griechischen Bevölkerung sich darthue, und schließt mit den wichtigen Worten: „Erscheinen meine Vorlagen annehmbar, so muß die sichtliche Aehnlichkeit der Sculptur an vielen Gruppen des größern Frieses sowie an den Statuen mit den atheniensischen und phygalischen Bildhauerarbeiten die Werkmeister der letztern des Plagiats zeihen und, wie auch Pausanias angedeutet hat, uns glauben machen, daß Perikles um Athen zu schmücken die Arbeiter aus Kleinasien kommen ließ. Demnach würde dieses Monument darauf hinweisen, daß die Zeichnungen zu den schönsten atheniensischen Kunstwerken von Joniern gefertigt worden sind." 10.

Bibliographie.

Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes. Mit biographisch-literarischen Einleitungen. 68ster und 69ster Band. — A. u. d. T.: Skizzen aus dem Alltagsleben: Sommerreise. Eine Wallfahrt von Frederike Bremer. Aus dem Schwedischen. Zwei Theile. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 20 Ngr.

Gotthelf, Jeremias, Hans Joggeli der Erbvetter; und Harzer Hans; auch ein Erbvetter. Zwei Erzählungen für das Volk. Berlin, Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins. 1848. 8. 10 Ngr.

— — Leiden und Freuden eines Schulmeisters. Bearbeitung des Verf. für das Deutsche Volk. Vier Theile. Ebendaselbst. 1848. 8. 1 Thlr. 2 Ngr.

Gutzkow, K., Neue Novellen. I. — A. u. d. T.: Imagina Unruh. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 24 Ngr.

Martens, G. L., Tagebuch eines Freiwilligen des v. d. Tann'schen Corps. Mit 4 erläuterten Plänen und dem Portrait des Oberstlieutenant v. d. Tann. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1848. Gr. 4. 1 Thlr. 10 Ngr.

Reinhard, C. v., Urwahlen. Lustspiel in 3 Akten. Berlin, Hayn. Gr. 8. 10 Ngr.

Schmidt, F., Bilder aus dem Volksleben. Aus den Schriften deutscher Volksschriftsteller gesammelt. Berlin, Verlagshandlung des allgemeinen deutschen Volksschriften-Vereins. 1848. 8. 8 Ngr.

Thiers, A., Geschichte des Consulats und des Kaiserthums. Aus dem Französischen übersetzt unter Leitung von F. Bülau. 8ter Band. Leipzig, Meline. Gr. 8. 1 Thlr.

Toelken, E. H., Das Gesetz oder die Republikaner. Historisches Schauspiel in 5 Aufzügen. Berlin, Gropius. Gr. 8. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Bähler, S., Die Entstehung der Arbeitslosigkeit und das zerstörte Handels-, Gewerbe- und Verkehrsleben, mit gründlicher Darlegung ihrer Folgen und Vorschlägen zu vollständiger Abhülfe. Oder: Die Völker am Vorabend einer dreifachen fürchterlichen Erschütterung. Praktisch und unparteiisch dargestellt. Bern, Jenni, Vater. Gr. 8. 8 Ngr.

Blanc, L., und Thiers, Ueber die soziale Frage. I. Rede in der französischen National-Versammlung am 13. Septbr. 1848 gehalten von A. Thiers. — II. Das Recht auf Arbeit. Eine Erwiederung an Thiers, von L. Blanc. Aus dem Französischen. Breslau, Schuhmann. 8. 10 Ngr.

Neue Brieflein der Männer im Trüben aus Frankfurt der Stadt am Main geschrieben in Freude und Trauer an den fürtrefflichen Weltanschauer und hochgelahrten Doktorum Herrn Arnoldium Rugium. Aus altrömischer Schrift übersetzet, und in zierliche Reimlein gehetzet, auch mit Sprüchlein durchwebt und durchwind't von einem Frankfurter Bürgerskind. Frankfurt a. M., Brönner. 12. 3 Ngr.

Gerstner, F. A., Berlin und die Freiheit. Ballade nach Leonore, von Bürger. Naumburg, Weber. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Hermann v. Lehnin, Wunderbare Prophezeihung über das preußische Regentenhaus vom J. 1272 bis auf den jetzigen König ꝛc., übersetzt und herausgegeben von D. P. — Simon Speer, seine merkwürdigsten Prophezeihungen auf die frühere und jetzige Zeit über Bayern und das bayerische Regentenhaus. — Bericht über die bisher bekannt gewordenen Prophezeihungen, so wie Vergleich der durch dieselben vorherbestimmten Ereignisse. Gladbach. 8. 1½ Ngr.

— — Wunderbare Prophezeihung über das preußische Regentenhaus vom J. 1272 bis auf den jetzigen König ꝛc., übersetzt und herausgegeben von D. P. — Spielbähn, seine merkwürdigsten Prophezeihungen auf unsere Zeit. Ebendaselbst. 8. 1½ Ngr.

Holdheim, S., Die geprüfte Vaterlandsliebe. Predigt gehalten am Tage vor Eröffnung der Preußischen Kammern im Tempel der Genossenschaft für Reform im Judenthum. Berlin, Lassar. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ikker, J. C., Frühlings-Gruß an Preußens Deputirten-Kammern. Ein Natur-Gedicht. Schneidemühl, Anfangs April 1849. Deutsch-Crone. Gr. 8. 1½ Ngr.

Klee, W., Der Dombau zu Köln und die deutsche Einheit. Eine Weissagung. Berlin, Enslin. Gr. 8. 5 Ngr.

Kreutzer, J. M., Noch eine Erwiederung auf den Hirten-Brief Sr. Exc. des Hrn. Erzbischofes von München-Freising, Carl August Grafen v. Reisach, vom 11. Dezbr. 1848. Mit einer Vorrede und einem Nachtrage. Zugleich ein Leitfaden zur richtigen Kenntniß des Deutschkatholicismus. München, Franz. Gr. 8. 10 Ngr.

Krüger, K. W., Ansprache an Hrn. v. Vincke und dessen Gesinnungsgenossen. Geschrieben am 18. und 19. März 1849. Berlin, Krüger. Gr. 8. 2½ Ngr.

Lenormand, Höchst interessante und merkwürdige Weissagungen über die Zukunft der Jahre 1848 bis 1860. Nebst kurzer Lebensbeschreibung der Seherin. Rheydt. 8. 1½ Ngr.

Die Linke in Frankfurt und ihr Märzverein. Veröffentlichung des vaterländischen Vereins zu Stuttgart. Stuttgart, Metzler. 1848. Gr. 8. 1½ Ngr.

Martin, C., Ueber die Competenz der landständischen Kammern des Königreichs Sachsen in Kirchensachen. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 3 Ngr.

Die einzigen Mittel zur baldigen Verwirklichung der deutschen Einheit und Macht. An Fürst und Volk. Von K. D. Augsburg, Rieger. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ob Gotha zum Sitz der Reichsregierung geeignet sei? Gotha, Müller. 8. 1½ Ngr.

Oesterreich im J. 1848. Schreiben eines Bürgers der vereinigten Staaten Nord-Amerikas an seine Freunde in der Heimath. Geschrieben im Monate Februar 1849. Karlsbad, Gebr. Franieck. Gr. 12. 4 Ngr.

Höchst merkwürdige Prophezeihungen auf die Jahre 1790—2000 von einem alten Mönch in Polen. M. Gladbach. 12. 1½ Ngr.

Schnüffler, A., Die Aufhebung des demokratischen Frauen-Clubbs, oder: Das schreckliche Ende. Berlin, Hopf. 1848. 4. 1½ Ngr.

Sporschil, J., Die österreichische Reichsverfassung vom 4. März 1849 im Zusammenhange mit den ihr vorhergegangenen Ereignissen und ihre Bedeutung für den Kaiserstaat. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 15 Ngr.

Ulrich, F., Leipzig's Wühler und Wühlerinnen. Daguerreotypen und Vereinsgestalten. Nordhausen. 8. 5 Ngr.

Verfassung des Deutschen Reichs. Supplement zum Deutschen politischen Tagebuch für 1849. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 16. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 111. —— 9. Mai 1849.

Eine Römerfahrt. Von Levin Schücking. Koblenz, Hölscher. 1848. 8. 1 Thlr. 24 Ngr.

Das Jahr 1847 lockte manchen Wanderer über die Alpen hinüber, und der Jubel eines Volkes das aus langer Sklavennacht erwacht war, und die Pracht eines italienischen Sommers, den kein Winter schien verdrängen zu wollen, erfüllten manches deutsche Herz mit Begeisterung und mit Wehmuth zugleich. Auch Schücking zog es nach dem Lande wo die Citronen blühen und nach der Ewigen Stadt; und was er da erlebte, Das wird uns in genanntem Buche erzählt. Welche Stelle dasselbe unter den zahlreichen Schriften über Italien einnimmt, darüber geben gleich die ersten Worte der Vorrede Aufschluß. Es heißt da:

> Es war eine schöne Zeit. Die dunkeläugige Italia war eben aus ihrem Schlummer erwacht. Sie besah sich im Spiegel, ihre Kinder legten die Festgewänder und Geschmeide an, und das Herz lachte ihr, wie sie sich so schön, so vergnügt, so strahlend sah. England und Frankreich machten ihr den Hof, und das bescheidene, stille Deutschland jauchzte blöde von den Alpen nieder ihr seine Jodler zu, und sie wurde so üppig, daß sie mit übermüthigem Gelächter ihre alte Dueña Oestreich zur Thür hinauswarf.

Wir finden hier Schilderungen von Personen und Begebenheiten, vermischt mit Reflexionen über beide, wie sie nur aus der begeisterten Hingebung für eine edle Sache entstehen können, und Bilder von momentanen Eindrücken, so frisch und lebendig, wie sie nur das Gemüth eines Poeten zu empfangen und der Griffel eines Künstlers, der über Farben und Formen frei verfügt, festzuhalten vermag. Das eigentliche Ziel der Reise und der Hauptgegenstand für die Berichterstattung war, wie schon der Titel des Buchs anzeigt, Rom. Und Schücking war so glücklich in der Ewigen Stadt während der Zeit des größten Enthusiasmus zu verweilen, und die Bewohner sowie ihren angebeteten Herrscher in den Momenten der glanzvollsten Huldigung und wichtigsten Entscheidung zu beobachten. Es war Dies im Spätherbst 1847, wo die Furcht vor dem plötzlichen Hereinbrechen einer blutigen Reaction noch nicht lange aus den Gemüthern der Römer gewichen, und die Wuth über das Einrücken der Oestreicher in Ferrara allmälig in das wohlthuende Gefühl nationalen Selbstbewußtseins übergegangen war; in einem November, wo der goldigblaue Sommer noch seinen ganzen Reiz über Italiens Fluren und Städte ausgoß, und wo Pius IX. seine gefeiertsten Thaten, die Einsetzung der neuen Municipalverwaltung der Stadt Rom und die Einberufung der Staatsconsulta, ausführte. Die Schilderung jener Tage ist gleichsam eine Fortsetzung der interessanten Berichte von Heinrich Stieglitz *), und wenn sie dieselben an Lebendigkeit der Darstellung noch übertrifft, so liegt Dies wol in der geschickt gewählten Form eines Tagebuchs, wodurch der lebensfrische Hauch eigener Erlebniß so unmittelbar an den Leser heranweht.

Was dem Buche einen besondern Reiz und Werth verleiht, Das sind die Mittheilungen über die Ideen und die Persönlichkeit der bedeutendsten Leiter der italienischen Bewegung, namentlich der gemäßigten Partei; und die persönliche Bekanntschaft eines Azeglio und Ventura kam gewiß der feinen Beobachtungsgabe unsers Reisenden trefflich zu statten, um über Das was rings um ihn vorging schnelles Verständniß zu gewinnen, und über Art und Gang der Bewegung, sowie über die Eigenthümlichkeit des Urhebers derselben ein Urtheil zu fassen, das nicht allein die Gegenwart im wahren Lichte erschaut, sondern auch Vieles was die Zukunft bringen würde mit richtiger Ahnung enthüllt.

Bei so vielen Vorzügen die das Buch durch Form und Inhalt auszeichnen, wollen wir die Schattenseite desselben, eine hier und da hervortretende zu große Flüchtigkeit und sanguinische Oberflächlichkeit der Auffassungsweise, nur berühren. Dagegen glauben wir es nicht nur mit vollem Recht Allen die über Personen und Ereignisse des wichtigsten Jahres der neuern italienischen Geschichte vorurtheilsfreie und anschauliche Nachrichten wünschen empfehlen zu können, sondern nehmen auch daran Veranlassung einen Beitrag zur Charakteristik des Mannes zu geben der kurz nach seinem Erscheinen auf dem Stuhl Petri das Staunen von ganz Europa und die ausschweifendsten Hoffnungen der italienischen Patrioten erregte, der aber gegenwärtig, nachdem kaum die Himmel anstürmenden Hymnen zu seinem Lobe verklungen sind, aus seinem Herrscherpalaste geflüchtet, durch eine bittere Ironie des Schicksals der Gast des nachbarlichen

*) Stieglitz, „Erinnerungen an Rom und den Kirchenstaat im ersten Jahre seiner Verjüngung" (Leipzig 1848). Wir kommen später hierauf zurück, sowie auf Fanny Lewald's „Italienisches Bilderbuch" (2 Thle., 1847) und Adolf Stahr's „Ein Jahr in Italien" (2 Bde., Oldenburg 1847—48), welche durch Schuld eines unserer Mitarbeiter bisher nicht in d. Bl. besprochen wurden. D. Red.

Königs geworden ist, der noch im vorigen Jahre seine kleinen Prinzen mit den Worten zu Bette brachte: „Betet für den Papst, der nicht weiß was er thut!"

Pius IX. wurde gleich nach seiner Thronbesteigung begrüßt als der langersehnte Retter Italiens, und es erwarteten Tausende im Süden und Norden, er werde das Banner der nationalen Unabhängigkeit und politischen Freiheit kühn entfalten, und das Volk brauche sich blos um ihn zu scharen um des Doppelsiegs gewiß zu sein. Was für eine ungeheuere Aufgabe hiermit dem neuen Statthalter Christi auf Erden zuertheilt war, Das zu beurtheilen genügt ein Blick auf den Zustand Italiens in alter und neuer Zeit.

Italien, dieses vielbesungene Land, das Land mit dem heitern Himmel, mit den Citronenwäldern und den stets grünen Fluren, auf denen Misernten kaum vorkommen sollen, scheint durch seine Lage als Halbinsel, die von drei Seiten mit Meer, von der vierten mit einem hohen Gebirge umgeben ist, zur Einheit hingedrängt. Trotzdem bietet es, so weit die Geschichte reicht, ein Bild der ärgsten Zerrissenheit dar. Diese hat ihren natürlichen Grund in der Verschiedenheit der einzelnen Landestheile und dem heterogenen Charakter der Volksstämme, welche so groß ist und so scharf ausgeprägt, daß noch heutigen Tags die Charaktereigenthümlichkeit hochgebildeter Männer in Italien am bezeichnendsten und allgemeinverständlichsten durch Angabe der Provinz oder der Stadt wo sie geboren sind ausgedrückt wird. Dazu kam der eigenthümliche Gang der italienischen Geschichte, der es wol möglich machte, daß die verschiedenen Völkerschaften einige mal durch den Zwang militairischer Eroberung zu einem politischen Körper verbunden wurden, der aber niemals eine innige Verschmelzung der verschiedenartigen Elemente zu einem geistig vereinten, organischen Ganzen herbeiführte. Gerade die Isolirung der Volksstämme enthält den wesentlichen Grund, warum eine einzelne Stadt, von armen Hirten und dem Auswurf dreier Stämme an einem keineswegs sehr günstigen Ort gegründet, sich nicht nur aus der tiefen Verachtung der Nachbarn herauswinden, sondern sogar im Verlaufe weniger Jahrhunderte zur Herrin Italiens emporschwingen konnte. Und die Zerspaltung war eine in der innersten Eigenthümlichkeit der Stämme so tiefgewurzelte, daß selbst die Alles nivellirende, langdauernde Herrschaft der Römer sie nur äußerlich zu verdecken, aber nimmermehr von Grund aus zu beseitigen vermochte. Später, als nach vielen Drangsalen, nach mannichfachem Wechsel der Herrschaft und nach vielfacher Vermischung nationaler Elemente eine Zeit neuer Blüte und neuen Wohlstandes über Italien kam, trat das Princip der Sonderung erst recht entschieden hervor, und machte sich nicht nur nach Stämmen und Landschaften, sondern nach Städten und Familien geltend. Wer kennt nicht die Rivalität der kleinen italienischen Republiken und die Fehden einzelner Häuser in derselben Stadt? Oder wem wäre unbekannt, daß nach dem Untergang der Republiken das Interesse der einzelnen Dynastien jedes andere überwucherte, und nicht die leiseste Regung von Nationalgefühl aufkommen ließ? Zu Ende des vorigen Jahrhunderts war alles öffentliche Leben verschwunden; trotz der Bestrebungen mancher Regierungen, besonders des edeln Leopold I. in Toscana, für das allgemeine Wohl Sorge zu tragen, war man überall auffallend hinter dem Geiste der Zeit zurückgeblieben, gerechte Ansprüche und Wirklichkeit, Gesetz und Uebung klafften nirgend auffallender auseinander als in Italien; eine gänzliche Umwandelung schien durchaus nothwendig und ward von den Edelsten und Besten der Nation ersehnt. Als daher die Französische Revolution ausbrach, genügte ein kräftiger Stoß von Seiten der Französischen Republik, um das morsche Gebäude der italienischen Staaten über den Haufen zu werfen. Zu einer allgemeinen und kräftigen Abwehr fehlte nicht blos der einmüthige Wille des Volkes, sondern nicht mehr wie Alles; da war nicht eine einzige Regierung welche auf festen Füßen stand, da war keine Armee die im mindesten den begeisterten Scharen Napoleon's gewachsen gewesen: im Gegentheil, die Regierungen waren sämmtlich kraftlos, ihre Heere aus fremdem oder einheimischem Gesindel zusammengesetzt, befehligt nach Alter und Hofgunst, nicht nach militairischer Befähigung; der Adel und die höhere Bürgerclasse war der neuen Ordnung nicht abgeneigt, die Unzufriedenen, die gesammte Jugend nahmen die Franzosen mit Begeisterung auf, die Geistlichkeit fügte sich und ließ gern geschehen was sie nicht ändern konnte; die Massen sahen den Sturm gleichgültig kommen, oder glaubten dabei mehr gewinnen als verlieren zu können. Als nun die siegreichen Franzosen über den Trümmern der italienischen Staaten einherschritten, fühlten die Italiener das Drückende der Fremdherrschaft zunächst gar nicht: im Vergleich mit den verhaßten Deutschen waren ihnen die Franzosen angenehme Gäste; die ehernen Formen der neuen Verwaltung waren ihnen gemäßer als das alte Regiment, die tüchtigsten Fachmänner unter den Inländern erhielten die bedeutenden Aemter; die Aufhebung der Zollschranken, der Todten Hand u. s. w. wirkte wohlthätig, die Geistlichkeit wurde beschränkt; im Militair und Civil trat ein schnelles Vorrücken ein, und der Druck der Auflagen war bei der ungemein belebten Circulation nicht sehr fühlbar. Dazu kam, daß Napoleon durch Errichtung eines Königreichs Italien nicht nur der Eitelkeit der Italiener schmeichelte, sondern wirklich Ideen von nationaler Einheit und Unabhängigkeit in ihnen erregte, die in kurzer Zeit schnelle Verbreitung fanden, und so tiefe Wurzeln trieben, daß sie von nun an niemals wieder ganz in den Gemüthern erlöschen konnten. Zunächst freilich war weder der Machtspruch Napoleon's noch die schnell auflodernde Begeisterung der Italiener im Stande ein Reich zu begründen das seinen Schöpfer überdauert, und eine Freiheit herzustellen die den Zwiespalt von Jahrhunderten wahrhaft ausgeglichen hätte. Das Königreich Italien zerfiel vor dem Hauch des ersten Sturmes, und die geistloseste, härteste Restauration verscheuchte das Traumbild nationaler Größe durch die Schergen egoistischer

Dynastien und die derben Fäuste eines entmenschten Pöbels. Es ist ebenso interessant als lehrreich die Greuelthaten welche nach der Wiederkehr des Königs von Neapel in den J. 1799, 1806, 1815 von den Lazzaroni und hier und da auch anderwärts vom Pöbel ungestraft und ungestört an den Freiheitsmännern ausgeübt wurden mit Greuelscenen der Revolution zu vergleichen.

Doch um in dieser Beziehung wichtige Thatsachen zu erhalten, ist es nicht nöthig zu den Lazzaroni und ihren patriarchalischen Herrschern unsere Zuflucht zu nehmen, auch liegt es nicht in unserer Aufgabe hier diese Vergleiche anzustellen. Dagegen können wir nicht umhin im Hinblick auf manches Ereigniß und manches Urtheil im verflossenen Jahre eine Geschichte die Schücking bei Gelegenheit seiner Hinreise erzählt beiläufig mitzutheilen. Sie findet sich S. 69 und lautet:

In Avignon war unter dem Volk das Gerücht verbreitet worden, Marschall Brune sei der Mörder der Prinzessin von Lamballe gewesen, derselbe Septembriseur welcher das blutige Haupt der schönen Freundin Marie Antoinettens auf der Pike umher und in die Tuilerien getragen. Es war Das eine Lüge, Brune war während jener schrecklichen Tage gar nicht in Paris gewesen. Gleichwol hielt man den Marschall bei seiner Durchreise im J. 1815 unter dem Vorwande seinen Paß visiren zu wollen zurück, das Volk strömte zusammen, erhitzte sich immermehr, erstürmte das Wirthshaus zum Palais royal, in welchem er abgestiegen, und endlich erschoß ihn ein Lastträger Namens Guindon mit einem Karabiner. Der Leichnam wurde von dem Pöbel zerrissen und in den Rhone geworfen, die Obrigkeit aber, der Herr Instructionsrichter des Arrondissement, nahm, während draußen Scenen der größten Scheußlichkeit an der Leiche begangen wurden, ein vom Präfecten, vom Procurator des Königs, von Offizieren, Aerzten und vereidigten Zeugen unterschriebenes Protokoll auf, des Inhalts, Brune habe sich selbst erschossen. Dieses wahrhafte Curiosum zur Geschichte parteiischer Justizpflege liegt in einem genauen Abdruck vor mir, und ist von nicht weniger als 13 Unterschriften bekräftigt! Die Witwe Brune's konnte lange Jahre hindurch keine Gerechtigkeit erlangen, endlich nahm sich Dupin der Sache an, und erlangte durch ein vortreffliches Plaidoyer vor dem Hofe zu Riom, der committirt worden war, die Verurtheilung Guindon's zum Tode in contumaciam, denn der Mörder war längst in Sicherheit.

In der That, wenn Dergleichen möglich ist unter der geordneten Regierung eines Königs der sich den allerchristlichsten nannte, und wenn nicht auf Geheiß, doch unter Billigung seiner Beamten, so sollte man manche Vorgänge der Revolution, auch der vom vorigen Jahre, etwas glimpflicher beurtheilen, und dafür daß der rohere Theil des Volkes in höchster Aufregung an seine wirklichen oder vermeintlichen Verräther Hand anlegt, nicht ohne Weiteres eine politische Partei beschimpfen, oder gar eine ganze Stadt oder ein ganzes Volk dafür verantwortlich machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ungarische Volkslieder in einer Auswahl gesammelt von Anton Vilney. Erste Folge. Leipzig, Verlagsbureau. 1848. 16. 20 Ngr.

Wir haben in d. Bl. vor längerer Zeit (1846, Nr. 284) schon eine kleine Sammlung ungarischer Volkslieder von Greguß zur Anzeige gebracht; eine Sammlung von ungefähr gleichem Umfange erhalten wir hier wieder, und das „Erste Folge" auf dem Titel verspricht uns deren noch mehre. Es ist keine Frage, daß gerade kleine Sammlungen sehr geeignet sind eine fremde Literatur bei uns einzuführen; sie können nur Auserlesenes bringen, was bei größern Sammlungen, wo manches werthlose Stück der Vollständigkeit oder auch besonderer Umstände wegen aufgenommen werden muß, nicht in gleichem Maße möglich ist. Die Sammlung von Greguß genügte den Anfoderungen die wir gerade an solche kleine Sammlungen stellen zu müssen glauben nur wenig; die mitgetheilten Gedichte standen in zu großem Misverhältnisse zu dem überschwenglichen Lobe das der Herausgeber in der Einleitung dem ungarischen Volksliede zollte. Die vorliegende Sammlung scheint uns des Trefflichen — oder da man beim Volksliede nicht immer auf Treffliches und durchweg Dichterisches rechnen kann, wenigstens des eigenthümlich Magyarischen — beiweitem mehr zu enthalten; indessen können wir nicht verhehlen, daß wir so manches Gedicht in dieser Sammlung gern entbehrt hätten. Wir wissen recht wohl, daß es mit der Uebertragung von Volksliedern eine eigene Sache ist; die Zahl der Volkslieder die, von der Melodie nicht mehr getragen und vom heimatlichen Boden durch die Uebersetzung losgerissen, doch noch durch den bloßen Inhalt ihren vollen Werth behaupten, ist in keiner Sprache so sehr bedeutend, und je eigenthümlicher die Sangesweisen und der Volkscharakter sind, um so mehr werden sie auch in der besten Uebertragung von dem ihnen eigenthümlichen Reize verlieren. Indessen können wir es Hrn. Vilney, der ein Ungar zu sein scheint, schon zugute halten, wenn er aus nationaler Vorliebe für die Volkslieder seines Vaterlandes uns bisweilen mit Unbedeutendem beschenkt, und wissen ihm im Gegentheile Dank für die Mittheilung so mancher Blume wahrer Volksdichtung und so manchen Liedchens das echt magyarischen Geist athmet.

Greguß in der Einleitung zu seiner Sammlung hat namentlich zwei Eigenschaften an dem magyarischen Volksliede herausgefunden: er nennt es ein mal das humoristische wegen seiner zwischen Kummer und Lust sprungweise abwechselnden Laune, und stellt ihm das deutsche Volkslied als das gemüthliche wegen seiner klaren, sinnigen, in sich abgerundeten und zufriedenen Anschauungsweise gegenüber; er schreibt ihm ferner einen dramatischen Charakter, dem deutschen Volksliede dagegen einen lyrischen Charakter zu. Wir fanden uns damals schon veranlaßt wenigstens gegen die zweite Eigenschaft die unserm deutschen Volksliede zugeschrieben wurde zu protestiren, und nahmen für sie den epischen und oft auch den dramatischen Charakter in Anspruch; in Greguß' Sammlung dagegen fanden wir Nichts was für das ungarische Volkslied den Namen eines dramatischen rechtfertigen konnte. In der vorliegenden Sammlung sind allerdings einige Stücke die vorzugsweise diesen Charakter tragen, so „Gestohlenes Roß" (Nr. 28), „Feser Laßlo" (Nr. 39) und ein paar andere; aber diese sind eben, wie folgende Stelle aus „Feser Laßlo" lehren wird, durchaus in der Weise des deutschen Volksliedes gedichtet:

Als Tana hörte, wo hinein
Ihr Bruder war gerathen,
„Die Rosse spann' mir, Kutscher, ein,
Zu mir lad' viel Dukaten."

„Herr Lieutnant, Gott geb' guten Tag!"
Dir gebe frohen Muth er.
Um was kamst du, Goldschöne, sag'?
„Herr Lieutnant, um den Bruder."

„Gebt Ihr heraus den Bruder mir,
Euch würde Gott nie strafen."
Ich geb' ihn, wenn ich erst bei dir
Hab' eine Nacht geschlafen.

Volkslieder die den Namen der humoristischen verdienen, in denen hier tiefe Trauer in Fröhlichkeit umspringt, dort mitten in lärmender Heiterkeit ein gellender einschneidender Schmer-

zenston hörbar wird, finden sich dagegen so manche in der Sammlung, und das folgende mag als eins der bezeichnendsten unter ihnen hier eine Stelle finden.

Auf der Hortobagyer Pußta brauset der Wind,
Die Wanderung traurig der Schäfer beginnt.
Wo hat er die Heerde? Die hat er verhandelt.
Wo hat er den Frohsinn? Der hat sich verwandelt.

Weswegen, he! gabst du die Heerde ums Geld?
„Will gar Nichts mehr haben h'er in der Welt."
Dein Frohsinn wo ist er? Du Schäfer gib Kunde!
„Mit der Treue des Liebchens da ging er zu Grunde."

„Kameraden und Pußta, Gott über euch sei!
Nicht werdet ihr hören mehr meine Schalmei,
Auf der Hortobagyer Pußta brauset der Wind,
Die Wanderung traurig ein Schäfer beginnt."

Der Schäfer auf langem Wege marschirt,
Den Durst in der Kehle er mächtig verspürt,
Der Durst und die Liebe, zwei starke Tyrannen,
Schon einer vermag uns zu übermannen.

Und in die Karbatscher Schenke er kam,
Dort trinket er mächtig in seinem Gram.
Und wie er so Halbe auf Halbe geleert,
Hat Liebe und Durst sich von ihm gekehrt.

Indessen ist dieser Charakter doch nur einem kleinen Theile der Sammlung eigen, und wenn wir die beiden Sammlungen von Greguß und Bilney durchgehen, können wir auch das ungarische Volkslied, so lange nicht bessere Ansprüche geltend gemacht werden, nicht als ein vorzugsweise humoristisches gelten lassen, obwol wir gern zugeben wollen, daß der humoristischen Volkslieder sich unter den ungarischen mehr als unter den deutschen finden. Ueberhaupt kömmt bei solchen allgemeinen Classificirungen am Ende Wenig heraus; der Volksgeist ist zu frei um da hineingebannt werden zu können.

Die ernsten Volkslieder sind der Zahl nach der geringere Theil in der obigen Sammlung, aber unserer Meinung nach nicht dem Werthe nach. „Des Räubers Klagelied" (Nr. 37) ist vortrefflich, und wir können uns nicht enthalten dasselbe hier mitzutheilen:

Der volle Mond im Himmelsmeere schwimmt,
Der Räuber steht im Walde schwer gestimmt.
Es fällt der Nachtthau dicht auf Feld und Auen,
Aus seinem Aug' die Thränen dichter thauen.

Er sagt, gestützt auf seiner Hacke Stiel:
„Warum verfolgt' ich ein verbot'nes Ziel?
Mein Bestes, Mutter, wolltest du nur immer,
Warum befolgt' ich deine Worte nimmer?

Verließ dein Haus, ward landesflüchtig und
Mit Räubern, Plünderern trat ich in Bund,
Leb' unter ihnen jetzt zu meiner Schande,
Den Reisenden zum größten Schreck im Lande.

Nach Hause möcht' ich geh'n, verlassen die —
Mit Freuden ging ich, doch wohin und wie?
Die Mutter todt, ihr Häuschen längst vernichtet,
Und dort am Berg der Galgen aufgerichtet!"

Ergreifende Lieder dieser Art sind noch „Feser Laßlo", aus dem wir schon oben eine Stelle mittheilten, und aus dem wir nur noch den Fluch hersetzen wollen den Laßlo's betrogene Schwester gegen den Lieutenant, den Betrüger, der ihr die Ehre und dem Bruder das Leben raubte, ausspricht:

Die Flut vor dir aufbaue sich,
Der Schlamm nach dir aufbaue sich,
Des Rosses Huf verrücke sich,
Sein Leib im Feld zerdrücke dich.

Waschwasser werde dir zu Blut,
Dein Handtuch lodere auf in Glut.
Dein Brot verwandele sich zu Stein,
Gott laß dich nimmer selig sein!

und das „Klagelied der jungen Frau" (Nr. 45), das nur etwas zu lang ist.

Der heitern Gattung gehört die Mehrzahl der mitgetheilten Lieder an; doch zeigt sich diese Heiterkeit so verschiedenartig und in so mannichfachen Abstufungen, daß dem Leser ein immerwährender Wechsel geboten wird. Es fehlt uns an Raum um näher auf dieselben einzugehen; nur Das können wir nicht unterlassen hier zu bemerken, daß wir hier einen alten deutschen Bekannten wiederfinden, nämlich das deutsche Volkslied „Spinn, meine liebe Tochter" (s. u. A. Firmenich, I, 155):

Die Mädchen Flachs vom Rocken spinnen
Und also sie die Red' beginnen:
„Das Spinnen, Mutter, ach wie schwer!
Das lange Warten noch weit mehr!"

Ich kaufe Schuhe, Tochter, dir,
Nur wein' und jamm're nicht vor mir!
„Ach Mutter, gutes Mutterherz!
Nicht eben Dieses ist mein Schmerz."

— — — — —

'Nen Burschen bring' ich, Tochter, dir,
Nur wein' und jamm're nicht vor mir!
„So Mutter, gutes Mutterherz!
Gerade Dieses war mein Schmerz."

Die 55 Lieder der vorliegenden Sammlung sind in Liebeslieder (26), Steppenlieder (7), Räuberlieder (8), Trinklieder (2), Klagelieder (4) und Schwänke und diverse Lieder (8) getheilt. Elf Lieder gehören dem in Deutschland schon aus Uebersetzungen bekannten Volksdichter Petöfi an.

Wir schließen mit dem Wunsche, daß unsere Anzeige dazu beitragen möge dem Buche recht viele Leser zu verschaffen.

E. Fiedler.

Literarische Anzeige.

Frederike Bremer's Schriften.

Soeben erschien bei F. A. Brockhaus in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Sommerreise.

Eine Wallfahrt.

Von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Dieser neueste Roman der beliebten Verfasserin schließt sich in Ausstattung und Preis genau an die übrigen in demselben Verlage erschienenen **Bremer'schen Schriften** (jetzt 19 Theile, 6 Thlr. 10 Ngr.) an, die unter besondern Titeln auch einzeln, jeder Theil zu 10 Ngr., abgegeben werden. Erschienen sind außer Obigem: **Die Nachbarn.** Vierte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus.** Vierte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geschwisterleben.** Drei Theile.

☞ **Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.**

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 112. —— 10. Mai 1849.

Eine Römerfahrt. Von Levin Schücking.

(Fortsetzung aus Nr. 111.)

Kehren wir zu unserm Thema zurück. Mit der Rückkehr der alten Herrscher stellte sich die alte Staatsverwaltung mit ihren Policeispionen und ihrem Gardeweeinfluß vollständig wieder ein, und zugleich wurden *die alten* Zollschranken an den Grenzen der einzelnen Länder wieder aufgerichtet. Am consequentesten und drückendsten wurde der Despotismus in Neapel und Sicilien durchgeführt. „Wir haben gute Einrichtungen und Gesetze", sagt ein Neapolitaner, „aber sie sind gleich Nichts, indem sie durch räuberische, gemeine, unredliche Beamte zu den schlechtesten gemacht werden; wir haben Gesetzbücher die zu den besten von Europa gehören, aber sie sind gleich Nichts, weil die Policei Alles thut und kein Gesetz anerkennt." Am leidlichsten gestalteten sich die Verhältnisse in Toscana, wo neben vielem schlechten Alten doch auch viel Gutes aus der Zeit Leopold's I. hergestellt wurde, wo ein milder Herrscherstamm den Thron inne hatte, und wo namentlich Leopold II., der jetzige Großherzog, einer der aufgeklärtesten und wohlgesinntesten Fürsten, nicht wenig dazu beitrug seinem Staate den Ruf des gebildetsten und glücklichsten Landes in Italien zu erhalten. In Sardinien schloß man sich eng an das Metternich'sche System an, doch gebührt dem jüngst abgetretenen König Karl Albert das Lob für gerechte Verwaltung und die Bildung eines tüchtigen Heeres Sorge getragen zu haben. Die Lombardei und Venedig, somit der dritte Theil von ganz Italien, waren bekanntlich unter östreichische Herrschaft gekommen, und dadurch war der Einfluß Oestreichs auf Italien entschieden. Oestreich, dies Conglomerat der verschiedenartigsten Nationalitäten, ist schon durch seine Zusammensetzung genöthigt jedem Anspruch auf staatliche Selbständigkeit aus Gründen der Nationalität feindlich entgegenzutreten. Kein Wunder, daß es auch die der Italiener nicht sonderlich respectirte, sondern vielmehr dahin strebte durch Gesetzgebung, Mauth und Münze seine italienischen Besitzungen seinen übrigen Ländern möglichst gleich zu machen. Aber ebenso begreiflich ist auch, daß die Lombarden, durch die Maßregeln der östreichischen Regierung auf das äußerste verletzt, sich vom Staatsdienste zurückzogen, und daß die Wunderstraßen des Stilffer Joches und des Splügens, die Verbesserung der Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten, die Ertheilung freierer Städteordnungen, die von Jahr zu Jahr zunehmende Wohlhabenheit, Reinlichkeit und Pracht der Städte die Gemüther nicht gewinnen, ja nicht einmal verhindern konnten, daß der gekränkte Nationalstolz den Deutschenhaß furchtbar anfachte, und das schlummernde Gefühl für nationale Selbständigkeit und politische Freiheit in noch nie gesehener Weise entflammte. Es ist keine Frage, daß dies Gefühl nimmermehr in solcher Stärke und Ausdehnung hervorgebrochen wäre, wenn nicht das Benehmen der östreichischen Regierung und die Schreckgestalt der östreichischen Uebermacht den Italienern ihre politische Nichtigkeit recht schneidend zum Bewußtsein gebracht.

Was die übrigen Staaten Italiens betrifft, so brauche ich über den patriarchalischen Despotismus in den Herzogthümern kein Wort zu verlieren; nicht besser war es mit dem hierarchischen Regiment des Kirchenstaats bestellt, namentlich war es hier unter der Regierung des herzlosen Gregor XVI., der seiner Sendung genug gethan glaubte, wenn er sich in mönchischer Zurückgezogenheit von der Welt und von menschlichem Gefühl entfernt hielt, und der die Zügel der Regierung der eisernen Despotenhand Lambruschini's, die Besetzung der einträglichsten Aemter und höchsten Würden seinem Barbier Maroin überließ. Levin Schücking schildert diese geistliche Wirthschaft mit folgenden Worten (S. 272—274):

Man weiß wie der Kirchenstaat regiert wurde. Die öffentlichen Kassen waren ohne Controle, und die Günstlinge der Tesorieres schöpften nach Belieben daraus. Galante Damen welche Connexionen hatten lebten lustig auf Kosten von Fonds die der Armuth gehörten. Die ungeheuern Grundbesitzungen der Kirchen und Stiftungen zahlten keine Steuern. Die Provinzen waren den Legaten in die Hände gegeben, welche, ihrem Amtsbezirk, dem sie für einen Zeitraum von drei Jahren vorgesetzt wurden, gemeiniglich durchaus fremde Leute, keine Rechenschaft über ihre Verwaltung abzulegen hatten (soli Deo rationem redditari!). Oft fromme und wohlwollende Männer, die mit ihren 5000 Scudi Gehalt auszukommen suchten, waren sie doch nur zu oft auch Menschen, die ihre Stellung misbrauchten, oder noch öfter sich von ihren Angehörigen misbrauchen ließen. Hatte doch Einer von ihnen einst die Unverschämtheit einer römischen Fürstin zu gestehen: das Gehalt von 5000 Scudi kann man leicht, auch wenn man zu viel Geschrei vermeiden möchte, auf 10,000 steigern, ein Spitzbube bringt es auf 15,000 und ich habe 20,000 gehabt. Das war nun

freilich wol eine traurige Ausnahme, aber gewiß ist, daß das ganze System der Verwaltung und der Besteuerung ein durchaus fehlerhaftes war. Noch schlimmer sah es am Hofe Gregor's XVI. aus. Die sorgloseste Verschwendung herrschte hier und vermehrte die Schulden ins Unglaubliche, und der Kammerdiener des Papstes verkaufte Aemter und Gnaden, selbst das Pallium, ja bis zum Purpur hinauf. Die Rechtspflege mag besser gewesen sein wie die eigentliche Verwaltung: sie war dem unmittelbaren Einfluß der Geistlichkeit mehr entzogen, und doch, welche Bewandtniß es mit der Criminalrechtspflege und der Macht der Policei noch in diesem Augenblick hat, darüber sind merkwürdige Aufschlüsse in einem Document enthalten welches mir eben in die Hände fällt. Es ist dies eine Liste der in Rom gefangen gehaltenen Individuen welche hier gegen Ende jedes Jahres veröffentlicht wird. Am 16. d. M. hielt nämlich der Progovernator von Rom mit seinen Beamten den letzten der drei jährlichen „gnädigen Besuche" der römischen Kerker, welche neben früher üblichen, aber jetzt seit mehr als einem halben Jahre unterlassenen monatlichen Visitationen den Zweck haben die Behandlung der Gefangenen zu überwachen, und ihnen zugleich im Namen des Souverains Erleichterungen zu gewähren. Sollen sie von großem Nutzen sein, so müßten sie freilich unvorhergesehen kommen. Doch leisten sie auch so Etwas, und es ist darum gewissenlos, daß man jetzt die monatlichen Visitationen ganz unterläßt, weil sich, wie ich höre, Competenzconflicte darüber erhoben haben. In Folge der bei Gelegenheit der letzten *Visita graziosa* veröffentlichten Liste und des Prospectes des Fiscalamtes über die vom Criminalhofe hier gefällten Urtheile stellt sich heraus, daß im Laufe des Jahres 1847 in den Gefängnissen des Hofes 2405 Inquisiten gesessen, daß davon aber nicht weniger denn 598 als unschuldig oder wegen mangelnden Beweises entlassen werden mußten. Dies deutet den äußersten Leichtsinn bei Vornahme von Verhaftungen an. Die Zahl der vorgefundenen Gefangenen betrug am 16. d. M. 600. Von einigen dieser 600 liest man, daß sie ein oder einige male verhört seien, bei über zwei Dritteln aber fehlt diese Angabe, sie sind danach nicht ein einziges mal verhört. Ebenso empörend ist es, wenn man sieht, daß 78 der Gefangenen in policeilicher Haft sitzen und einige von ihnen nicht weniger als 4, 5, 6 Monate — sie sitzen also ein halbes Jahr lang in Folge Policeiwillkür, ohne Gericht, ohne Vertheidiger —, ja, oft verhängt hier die Policei über Die welche sie eingezogen hat, deren Ankläger und Richter sie also gewissermaßen in einer Person ist, Gefängnißstrafe von einem Jahre und selbst die Verbannung! Viele von den Policeigefangenen werden kurze Zeit vor der *Visita graziosa* entlassen.

Die Ansicht aller Verständigen, daß eine furchtbare Revolution nicht zu vermeiden sei, wenn das herkömmliche System der Regierung nicht vollständig verlassen würde, soll hauptsächlich auf die Wahl des Papstes Pius IX. Einfluß gehabt haben.

Doch ehe wir zu der Betrachtung dieses merkwürdigen Mannes schreiten können, wird es nöthig sein auch einen Blick auf die socialen Verhältnisse Italiens zu richten; denn erst dann tritt die ungeheuere Schwierigkeit seiner Aufgabe recht klar hervor.

Ein Mann der Italiens Vergangenheit und Gegenwart an Ort und Stelle studirt hat, F. Kölle, entwirft folgende Schilderung der socialen und sittlichen Zustände in Italien zur Zeit der ersten französischen Revolution:

Die ländliche Bevölkerung ist meist ohne Grundeigenthum, die Städte ihrer alten ausgebreiteten Gewerbsbetriebe verlustig; bei bleibender Genußsucht wenig Wohlhabenheit, der große Handel in Neapel und Livorno in den Händen Fremder, der Kleinhandel in alle Welt von den Lucchesen und Lombarden betrieben, der Adel müßig, ohne großen Druck auf den Bürgerstand, nur in Piemont kriegerisch; der lombardische Adel mit dem Bestehenden zerfallen, reich und genußsüchtig, die venetianischen Nobili fein und sittenlos, der Adel der Provinzen von der Regierung ausgeschlossen und meist unthätig.

Die Patricier Genuas reich durch Handel, die toscanischen Edelleute arm, aber treffliche Landwirthe; in den Legationen reichstädtisch-patriotischer Sinn, in Rom, Neapel und Sicilien noch leise Anklänge alter Baronalpracht und Baronalgeistes, aber ohne politische Schwungkraft, welche Päpste und Vicekönige gebrochen hatten, und die Erziehung nicht förderte; das öffentliche Leben verschwunden, das Privatleben abgeschlossen und meist müßig. Man lebt äußerlich ziemlich bequem, wie immer unter schwachen, alternden Regierungen, geschont aus Furcht, gehorchend ohne Anhänglichkeit, sich bekreuzigend ohne Glauben, vom verbotenen Buch zum Castratengesang, von gesetzwidriger Liebe zum Pharaotisch überspringend, voll Eifers für kleine Ansprüche und Parteiungen über Nichtswürdigkeiten, weil man nichts Besseres zu thun hatte, übrigens nicht abgeneigt das Bessere anzunehmen. Bei der Mehrheit war das unheimliche Gefühl noch nicht bis zur Klarheit durchgedrungen, welches sonst überall von gesetzlichem Bestehen reiner Willkür hervorgebracht wird. Es war viel freie Geistesbildung und mehr als jetzt unter dem Adel, ihm gehören die ausgezeichnetsten Schriftsteller dieses Zeitraums an. Bei der Mehrzahl wendet sich das Studium auf unfruchtbares Wissen; doch zeigte der Adel überall, daß er höherer Bildung nachstrebe, sie achte, ja sie für seinen eigenen Glanz nothwendig halte. Gereist wurde im Verhältniß so wenig wie jetzt, die damaligen italienischen Zeitschriften und Zeitungen gaben das Bild des Auslandes nur sehr getrübt wieder.

Vergleicht man dieses Gemälde mit den Berichten von Reisenden und Einheimischen aus neuester Zeit, so wird man viele jener Züge auch noch in den heutigen Italienern wahrnehmen; die allgemeine patriotische und sittliche Erhebung der höhern Stände wollen Viele nur dem begeisternden Auftreten Pius' IX. und der Macht eines momentanen Enthusiasmus beilegen, und Manche gehen sogar so weit einen Grund ihres Deutschenhasses aus dem Umstand ableiten zu wollen, daß die östreichische Regierung einige schwache Versuche gemacht hat dem Bauer eine etwas menschlichere Stellung zu verschaffen. Auf jeden Fall verdient es alle Anerkennung, wenn Fürsten als Gemeine in die Bürgergarde treten, und reiche Privatleute sowie Corporationen, die vom Dienst ausgenommen sind, durch Darreichung von Geld und Waffen dieses patriotische Institut auf jede Weise fördern. Vielfach gerühmt wird auch der Ernst welcher sich durchgängig im Leben der gebildeten Stände offenbart, und das regere Leben des niedern Bürgerstandes sowol in Bezug auf öffentliche als Privatangelegenheiten findet häufig das vollste Lob. Trefflich geschriebene Aufsätze in der „Allgemeinen Zeitung" vom Jahr 1847 erklären die gewöhnlichen Vorwürfe der Italiener, Sittenlosigkeit und frivole Entwürdigung der Ehe, für ungerecht, und rühmen namentlich von den Frauen, daß sie oft in den traurigsten ehelichen Verhältnissen, bei aller Leidenschaftlichkeit ihres Gemüths eine bewundernswürdige Resignation an den Tag legen. Es wird hier den gewöhnlichen Anklägern geradezu Schuld gegeben, daß sie nur Gesindel, zum Dienst für Fremde bereit, kennen gelernt, ohne von dem eigentlichen Kern des Volkes eine Ahnung zu erhalten. Was den gewöhnlichen Vorwurf der Faulheit

betrifft, so wird einstimmig davon die gesammte ländliche Bevölkerung ausgenommen. Aber eben darin besteht das größte aller socialen Uebel Italiens, daß die ungeheuere Mehrzahl seiner Bewohner mit übermenschlichen Arbeiten und Strapazen belastet, und dabei zu einem unmenschlichen Loos der materiellen Entbehrung und geistigen Verwahrlosung verdammt ist. Daß Dies in einem der schönsten und fruchtbarsten Länder der Erde der Fall sein kann, hat einfach darin seinen Grund, weil mit Ausnahme der nördlichen Lombardei aller Grundbesitz in Italien nur in den Händen der Adeligen und Geistlichen sich befindet, daß dagegen die eigentlichen Bauern ganz so wie die alten Colonen zu Zeiten der Römer ohne allen Grundbesitz sind, und sich nur von diesen dadurch unterscheiden, daß sie die Freiheit haben ihren Herrn zu wählen, und damit ist die andere Freiheit unmittelbar verbunden, das ist die — zu hungern und zu darben! Wahrhaftig, eine Freiheit die das christliche Europa nicht berechtigt Griechen und Römer wegen ihrer Sklaverei anzuklagen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Friedrich Heinrich Jacobi.

Die Geschichte des deutschen Geisteslebens, welches sich seit Winckelmann in den reichsten Gestaltungen zu entwickeln begann, nennt unter den vielen ruhmvollen Namen keinen welcher an Reinheit des Gemüths vor dem Platonischen Philosophen von Pempelfort den Vorrang in Anspruch nehmen könnte. Welche Verdienste sich dieser rastlose Denker um die deutsche Philosophie erworben ist längst von Andern, am gediegensten und erschöpfendsten von J. Kuhn in der Schrift „Jacobi und die Philosophie seiner Zeit" aufgezeigt worden; dagegen war die Persönlichkeit Jacobi's, sein Wirken und Gegenwirken in seiner Zeit, wie auch die Beziehung in welcher er zu den hervorragendsten Zeitgenossen stand, bisher noch keineswegs in erschöpfender, ruhig abwägender und einsichtig beurtheilender Weise geschildert worden. Dieses Verdienst hat sich neuerdings Deycks erworben, der sich längst allen Freunden deutscher Literatur durch seine Arbeit über Goethe's „Faust" (1834) rühmlichst bekannt gemacht hat, in der Schrift „F. H. Jacobi im Verhältniß zu seinen Zeitgenossen, besonders zu Goethe", welche den Gegenstand mit Einsicht und Geschmack behandelt, und in den wesentlichen Punkten abgeschlossen hat, wenn auch Manches bedeutender hätte herborgehoben werden sollen, und vielleicht durch eine andere Anordnung größere Uebersichtlichkeit hätte erreicht werden können.

Jacobi klagt in einem Briefe an Goethe (6. Nov. 1774), in was für Fesseln man ihn von Kindesbeinen an Geist und Herz geschmiedet, wie man Alles angewendet habe seine Kräfte zu zerstreuen, seine Seele zu verbiegen. Bei Deycks, der dieser so bedeutsamen Aeußerung gar keine Erwähnung thut, sucht man vergebens nach einer Aufklärung über diese von Jacobi beklagte Verbiegung. Der Vater hatte den Sohn von früh an wie es scheint zur Handlung bestimmt, wozu dieser wenig Lust und Anlage in sich fand. Die ertödtende geistlose Weise in welcher man statt seinen Geist zu nähren und zu heben ihn mit einer Masse rein äußerlich beigebrachter Kenntnisse überschüttete, scheint ihn niedergedrückt zu haben, woher er denn, wie berichtet wird, so sehr langsame Fortschritte machte. Erst als er in Genf den Unterricht des feinsinnigen Lesage und den freiern Umgang geistreicher Freunde genoß, erwachte sein Geist, und fühlte sich nach so langer Dienstbarkeit zu höherer Forschung und Erkenntniß hingedrängt. Freilich mußte er nach seiner Rückkunft zunächst die Handlung seines Vaters übernehmen, aber theils erfreute und beglückte ihn damals die Verbindung mit einer liebenden Gattin, „einer richtig fühlenden, sich munter ausdrückenden, herrlichen Niederländerin", theils behielt er Zeit zu seinen Studien, welche besonders durch den Briefwechsel mit Lesage vielfache Förderung erfuhren. Was Jacobi schon damals vor Allem erstrebte war, wie Deycks treffend bemerkt, eine Verbindung der Welterfahrung mit Tiefe der Forschung. Sehr erfreulich war für ihn im J. 1770 die Bekanntschaft mit Wieland und dessen Jugendfreundin Sophie von Laroche; aber an Beiden mußte er gar bald das wahre tiefe Gemüth, frei von krankhafter Sentimentalität, vermissen. Dagegen ging ihm in Goethe's Freundschaft ein neues, frisches, längst sehnsüchtig geahntes Leben auf. Jacobi's Gattin war mit Goethe schon früher in freundschaftlicher Verbindung gewesen, wovon der erhaltene kurze Briefwechsel zwischen ihnen (1773 und 1774) ein schönes Denkmal ist. Leider ist dieser Briefwechsel ohne die nöthigen literarhistorischen Erläuterungen herausgegeben worden, wodurch er den Nichteingeweihten zum Theil unverständlich bleibt, und zu manchen Irrthümern Veranlassung gibt. So ist es ein Irrthum, wenn Deycks die Aeußerung Goethe's: „Die Bogen der Komödien heben Sie auf; ich schicke die andern nach und nach", auf das „Jahrmarktsfest von Plundersweilern" bezieht, das nicht aus so vielen Bogen bestand und erst 1774 erschien; daß diese Worte auf die von Lenz bearbeiteten, von Goethe durchgesehenen und zum Druck geförderten „Lustspiele nach Plautus" gehen, beweist unwidersprechlich die Bemerkung in einem folgenden Briefe: „Darin die folgenden Bogen zum Väterchen", da das erste jener Lustspiele den Titel „Das Väterchen" führte. Auch hätte Deycks manche andere Aeußerungen jenes kurzen Briefwechsels benutzen können, wären sie ihm nicht wie es scheint dunkel geblieben. Wir können uns über Goethe's Verhältniß zu Jacobi hier kurz fassen, da wir dasselbe in Nr. 291—298 d. Bl. f. 1848 ausführlich und zum Theil eingehender als Deycks erörtert haben. Beide gährten zur Zeit ihrer ersten Bekanntschaft von ahnungsvollem Drange nach einem Höhern, aber Jacobi suchte dieses Höhere im Geiste und im Sittlichen, Goethe in der Natur und Kunst; daher mußten ihre Wege später immer entschiedener auseinanderlaufen, sodaß die im glühendsten Jugenddrange Verbündeten sich endlich fast feindlich gegenübergestellt fanden. Goethe war es auch der seinen neugewonnenen Freund zur Darstellung des in ihm Gährenden aufmunterte, und so die Veranlassung zu „Allwill" ward, welchen ein Wort Goethe's zum Motto diente. Ueber diesen Roman wie den ihm folgenden „Woldemar" urtheilt Deycks mit großer Einsicht. Beide sollen „Menschheit wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich, auf das gewissenhafteste vor Augen legen". „Woldemar" empfiehlt Wahrheit und Recht im freien Zuge des reinen Gefühls ohne Hehl und Trugkünste; die Handlung ist etwas mehr ausgeführt, die Charakterschilderung abgerundeter als im „Allwill", aber zu einer wirklichen Dichtung fehlt die wahre lebendige Schöpferkraft, welche alle Gestalten mit frischem Leben durchdringt, der eigentliche göttliche Odem der Poesie.

Jacobi, dessen äußeres Leben sich unterdessen immer heiterer gestaltete, hatte sich der besondern Anerkennung Lessing's zu erfreuen, dessen Tod ihn aber bald darauf schmerzlich berührte. Ueber dem Grabe Lessing's erhob sich der heftigste Streit, durch welchen Jacobi veranlaßt ward zuerst als philosophischer Schriftsteller aufzutreten. Zunächst erklärte er sich gegen den seit vielen Jahren eifrig studirten Spinoza, darauf gegen Hume, indem er seine Grundansicht, daß alle menschliche Erkenntniß von Offenbarung und Glauben ausgehe, durchzuführen bestrebt war. Bereits vor der Herausgabe dieser Schriften war er mit dem frommen Kreise der Fürstin Gallizin und den Meisten die zu demselben hinneigten, mit Claudius, Hamann und Lavater, aber auch mit Herder, in Verbindung getreten. Ein Jahr später (1788) bildete sich das schöne, treu bis zum Tode bewahrte Freundschaftsbündniß mit dem ganz von ernst christlicher Gesinnung ergriffenen Friedrich Leopold

Stolberg. Wie sehr damals Goethe, im reinsten Genusse höchster Natur und Kunst, sich von Jacobi's Richtung abgestoßen fühlte, zeigen seine herben Aeußerungen in den Briefen aus Italien, welche Deycks nicht mit Stillschweigen hätte übergehen sollen.

Die vielfachen, unabsehlichen Umwälzungen in Frankreich versetzten Jacobi in das ärgste Misbehagen, da er nicht erkennen konnte „wie der Menschheit mehr zu helfen sei, woran man ein festes Ja und Nein, Treu' und Glauben auf jede Gefahr binden wolle"; doch bald faßte er sich wieder, da er die Ueberzeugung von der nothwendigen Entwickelung einer neuen Epoche der Menschheit gewonnen hatte. Aber die Stürme der Revolutionskriege trieben ihn bald von seinem geliebten Pempelfort nach dem Norden, wo er zu Eutin das frühere wissenschaftliche Leben mit erneutem Eifer wieder aufnahm. Zunächst wandte er sich, von Jean Paul, der sich ihm mit innigster Verehrung genaht hatte, lebhaft ermuntert, gegen Fichte, der ihm schon 1794 die ersten Bogen seiner „Wissenschaftslehre" mit der Bemerkung übersandt hatte, er kenne in Deutschland keinen Denker mit welchem er so sehr wünsche und hoffe in seinen besondern Ueberzeugungen übereinzustimmen. Fichte's Wissen ward von Jacobi auf das schärfste bekämpft. Mit unwiderstehlicher Gewalt, bemerkt Jacobi, weise das Höchste in uns auf ein Allerhöchstes über und außer uns, zwinge uns das Unbegreifliche, ja das im Begriff Unmögliche zu glauben, in uns und außer uns, aus Liebe, durch Liebe. Fichte fühlte sich durch diesen Angriff nicht verletzt, erklärte vielmehr, er unterschreibe Jacobi's Schrift fast durchgängig unbedingt. „Sie drangen in unser Land ein", schreibt er ihm, „um unsere Schwäche auszukundschaften, und Dies ist Ihnen denn gelungen, außer daß die Verständigen unter uns nie haben sein wollen was wir nicht sein können." Bald darauf trat Jacobi gegen Kant's „Kritik der reinen Vernunft" in die Schranken, indem er in der Abhandlung „Ueber das Unternehmen des Kriticismus die Vernunft zu Verstande zu bringen" die Vernunft als das Vermögen der Ideen gegen Kant's aus dem bloßen Begriff entsprungene Beschränkungen, durch welche Freiheit zum Gespenste, göttliche Vorsehung zum Problem werde, in Schutz nahm. Der gottgeschaffene Geist des Menschen zünde in unserer Brust ein unauslöschliches Feuer, behauptete er, wirke die Frucht, und schaue mit angeborenem Auge den Schöpfer. Erst viele Jahre später bekämpfte er Schelling's Naturphilosophie, welche die Natur für das Einzige erklärte, und Nichts über der Natur anerkannte, in der Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihre Offenbarung", welche an Schelling ihren geharnischten, persönlich gereizten Gegner fand. Was er schon in seiner Schrift über Spinoza als sein Grundprincip hervorgehoben, was seine Jugend von frühester Zeit an erfüllt hatte, den Gottesglauben der Vernunft stellt er hier als gereifte Ueberzeugung seiner ernstesten Forschung und seines vielgeprüften Lebens in vollster Klarheit dar. Ebenso fern von gläubigem, kinderfrommem Christenthum, wie von der allem Glauben entsagenden, nur aus reinen Verstandesbegriffen sich ausbauenden Philosophie ging er von dem tief in seiner Natur liegenden Glauben an eine über der Natur stehende, in ihr sich verbergende Gottheit aus, und diesen Glauben suchte er mit der Strenge der Speculation auszubilden und zu entwickeln. Ein innerer, durch seine früheste Erziehung geförderter Zwiespalt zwischen den Foderungen seines Verstandes und Herzens bildet das Charakteristische von Jacobi's ganzer Individualität, welche er selbst treffend bezeichnet wenn er sagt, er sei durchaus ein Heide mit dem Verstande, mit dem ganzen Gemüthe ein Christ, und er schwimme so zwischen zwei Wassern, die sich nie vereinigen wollten, sodaß sie ihn gemeinschaftlich trügen. Rein und lauter war sein Gemüth, und es wirkte reinigend und läuternd auf Alle die sich ihm nahten, sodaß sie sich durch ihn immer genöthigt sahen ihm ihre bessere Seite zuzukehren; aber er fühlte sich tief verletzt, wenn man ihm seinen Glauben, der ihm die einzige wahre Grundlage schien, nicht gelten ließ. So trat er denn allen nach und nach zur Geltung kommenden, auf dem Zweifel beruhenden philosophischen Systemen der Zeit entgegen, wie er auf der andern Seite seinem geliebtesten Freunde, unserm größten Dichter, der Gott und Natur nicht zu scheiden vermochte, immer mehr entfremdet ward, weil er ihm seinen Glauben nicht ins Herz gießen konnte. Wie in Hamann, so brannte in Jacobi warme Glaubensglut, aber sie war nicht wie bei diesem durch düstern Tiefsinn und bittere Verstimmung getrübt; an tief ernstem Gefühle des Göttlichen glich er Jean Paul, dessen Schwung der Phantasie ihm fremd war, wie jenem die strenge speculative Methode; an Glaubensseligkeit war er F. L. Stolberg verwandt, ohne aber dieser unbedingt folgen zu können, wie ihm Claudius' Kindereinfalt und Lavater's Wunderglaube abgingen; an philosophischer Schärfe ging er weit über den stets rechthaberischen, vornehmen Herder, dessen tiefes Gefühl für den in der Geschichte lebenden Geist der Menschheit ihm versagt war.

H. Düntzer.

Notizen.

Englische Wappenmottos.

Jedermann kennt die Inschrift des königlichen Wappens von England: „Dieu et mon droit", aber Niemand kann entschieden nachweisen, aus welcher Regierung sie stammt. Die Angaben der Heraldiker schwanken zwischen Richard I. und Eduard III. Jener soll das Motto angenommen haben zum Beweis, daß er seine Krone keinem Fürsten und keiner Macht auf Erden, sondern nur Gottes Gnade und seinem Erbrechte verdanke. Eduard soll sie zuerst dem Wappen einverleibt haben als er kraft des Rechts seiner Mutter Isabella die französische Krone beanspruchte. Jedenfalls war er als Stifter des Hosenbandordens Derjenige welcher dem englischen Wappen die berühmte oder berüchtigte Devise beifügte: „Honny soit qui mal y pense", und datirt aus seiner Regierung die Gewohnheit den Privatwappen Mottos zu geben. Einer der ältesten Abdrücke eines solchen Wappens mit Motto befindet sich unter einer von einem Ahn der Familie Byron vollzogenen Urkunde aus dem zwanzigsten Regierungsjahre Eduard's III. Die Inschrift lautet: „Crede Beronti!" Jetzt heißt sie: „Crede Byron!" Auch darüber herrscht Zweifel, wie die deutschen Worte „Ich diene" zu den drei Federn des Prinzen von Wales gekommen sind. Während die Einen behaupten, daß die drei Federn sammt den zwei Worten das Wappen des von Eduard dem Schwarzen Prinzen bei Crecy überwundenen Königs von Böhmen gewesen, und deshalb vom Sieger zu dem seinigen gemacht worden seien, versichern Andere, daß die Fürsten von Wales, welche zuerst der englischen Krone Tribut zahlten, aber dessenungeachtet unabhängig waren, jenes Wappen geführt. Wie indessen auch diese Devisen des englischen Königshauses entstanden sein mögen, die Monarchen und deren älteste Söhne haben sie bis zur Stunde beibehalten, ausgenommen daß Wilhelm III. seinem „Je maintiendrai" und Königin Anna ihrem „Semper eadem" den Vorzug gab, von Beiden gleichsam ein ehrliches Zugeständniß, daß ihr Recht auf den englischen Thron kein unbestreitbares sei.

Parteiwuth.

In einem Gespräche zwischen dem Dechant Maxwell und Dr. Johnson kam die Rede auf die Heftigkeit der Parteimenschen, und daß es wunderbar wie unverantwortlich weit sie sich bisweilen fortreißen ließen. „Mit Einem Worte", rief Johnson, „sie thun Alles und Jedes, sei es noch so dumm oder verzweifelt, um ihren Satz zu behaupten; sie fassen lieber die rothglühende Spitze eines Schüreisens als daß sie das ganze Schüreisen aufgeben."

4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 113. —— 11. Mai 1849.

Eine Römerfahrt. Von Levin Schücking.

(Fortsetzung aus Nr. 112.)

Levin Schücking theilt einen Bericht der Fürstin Belgiojoso mit über den Zustand der ackerbautreibenden Bevölkerung in der Lombardei. Es heißt S. 121—126:

Die obere Lombardei ist in sehr kleine Theile getheilt, sodaß jeder Landmann der nur etwas Vermögen besitzt sein Gütchen hat, und daß alle reichen Einwohner dort Paläste und schöne Gartenanlagen, aber von geringer Ackerflur umgeben, besitzen. Die größten Güter in der obern Lombardei betragen nicht über 2000 Pertichen (Ruthen), während in der niedern viele 4—5000 haben. Dieselbe Ursache welche die Parcellirung der Güter in der niedern Lombardei verhindert, führt mit sich, daß die Bebauung derselben einem einzigen Pächter (affittajuolo) im Großen anvertraut werden muß. 3000 oder 4000 Pertichen Reis- oder Wiesenlandes werden einem Capitalisten vermiethet der die zur Bebauung nöthigen Ackergeräthe und Viehstände besitzt. Die Gebäude die dem Gutsherrn gehören liegen im Mittelpunkt des Gutes, und bestehen aus dem Hause des Pächters, den Ställen für das Vieh, den Scheunen und einer gewissen Anzahl halbverfallener Hütten für die Colonen. Diese Letztern haben keinerlei Antheil an Gewinn oder Verlust des Pächters, da sie nichts Anderes sind als Werkzeuge, deren der Pächter sich bedient, wenn er sie nöthig hat, und die er in den Winkel wirft, wenn er ihrer nicht mehr bedarf. Da der Pächter durchaus keinen Grund hat sich den Bauer geneigt zu erhalten, noch der Bauer sich die Gunst des Pächters zu erwerben, so zeigt sich weder der Erstere wohlwollend noch der Letztere thätig. Was verschlägt es dem Einen oder dem Andern lange in gutem Vernehmen zu bleiben? Der Pächter ist sicher in der Arbeitszeit immer Hände so viel er bedarf zu finden, und auch der Bauer zweifelt nicht daran bei diesem oder jenem Pächter beschäftigt zu werden, wenn ihn der erste entläßt.

Wenn es einen verzweifelten Zustand gibt, so ist es der des Bauern, der so in die Gewalt eines rohen und habsüchtigen Speculanten gegeben wird, ohne irgend Jemanden der ihn beschützt, ihm Rath gibt oder ihn leitet.

Das Haus des Bauern besteht aus zwei Kammern, die eine ebener Erde, die andere im ersten Stock, verbunden durch eine Treppe im Innern; die untere Kammer, die als Küche dient, hat keine Diele irgend einer Art, und da sie unter dem Niveau der Straße liegt, so strömt das Wasser hinein, und einsickernd oder stehen bleibend bildet es einen Schlamm der nie austrocknet, und die Luft der Hütte verpestet. Die obere Kammer aber steht dem Wasser das vom Himmel regnet offen, sodaß der Bauer seine Füße im Koth hat wenn er unten, den Kopf dem Regen und dem Wetter ausgesetzt hat wenn er oben ist. Die gewöhnliche Folge dieser elenden Beschaffenheit der Dächer der Bauernhäuser ist die, daß die ganze Hausbewohnerschaft in der untern Kammer schläft. Und da diese in unmittelbarer Verbindung mit der Straße steht, und allen Hausthieren, als da sind Hühner und Enten, Gänse und Schweine, zum Obdach dient, so ist es leicht einzusehen wie die Regeln der Sittsamkeit und des Anstandes von der ganzen Familie beobachtet werden können. Ich sage mit Absicht „ganze Familie", weil es sich von selbst versteht, daß auch Familien, die aus mehren Ehepaaren und erwachsenen Söhnen und Töchtern bestehen, nur dies eine Gemach haben, und in diesem einen Gemach die Zahl der Betten sich nach dem Raum und den Mitteln, aber nicht nach der Menge der Personen richtet die untergebracht werden müssen. Wer übrigens nach diesen Umständen auf die Corruption unserer Landsleute schließen wollte, würde sich sehr irren. Wenn es auf Erden jenen Seelenzustand gibt den man „Reinheit" nennt, so findet er sich sicher in dem Busen der elenden Bevölkerung unserer Landschaft — aber dafür muß man nur Gott und der reinen, frommen Natur der Landleute selbst danken, wahrhaftig nicht dem weisen und vorsichtigen Schutz der Mächtigen und Reichen.

Die Bande des Bluts sind übrigens ziemlich schwach bei diesen Unglücklichen; denn ihr Leben ist kurz und ihr Tod immer gegenwärtig. Das Bedürfniß der gegenseitigen Unterstützung bewirkt, daß Witwen und Witwer sich schleunig wieder verheirathen, und es gibt wenige Kinder die Vater und Mutter zugleich besitzen, und nicht einen Stiefvater oder eine Stiefmutter. Es gibt sogar viele deren Stiefmutter zu zweiter Ehe schreitet, und in deren Adern also ein Blut fließt welches Denen wildfremd ist die sie Vater und Mutter nennen; diese sind nun in Wirklichkeit ganz verlassen, obgleich sie scheinbar beschützt sind.

Jene höchste Lockerheit der Familienbande, sowie die Unmöglichkeit für eigene Rechnung ein Stückchen Landes zu bearbeiten, machen den Bauer nicht geeignet sich in irgend einem stabilen Verhältniß aufrecht zu halten. Da kein Pächter die Anzahl der Bauern bei sich behält deren er zur Bearbeitung seines Landes bedürfte, und diesem Mangel im Sommer dadurch abhilft, daß er die Burschen auf Tagelohn miethet, die deshalb von den Bergen herabkommen, so gibt der Bauer, der gewiß ist einige Monate verwendet und andere Monate verlassen zu werden, dem Instincte zu wechseln, der alle Unglücklichen plagt, unwillkürlich nach, und geht immerwährend von einem Pächter zum andern. Dieses wandernde Vagabundenleben ist natürlich wenig geeignet bei ihm häusliche Eigenschaften zu entwickeln und ihn zu civilisiren.

Der Pächter könnte freilich auf die 365 Tage die große Summe vertheilen welche er für Tagelohn in drei oder vier Monaten ausgibt; aber dann würden vielleicht die Bauern nicht einwilligen eine so ermüdende Arbeit zu unternehmen, winkte ihnen nicht ein außerordentlicher Gewinn. Diese Arbeiten bestehen hauptsächlich darin die Reispflanze von dem Unkraut zu befreien das sie umgibt und erstickt. Der Bauer und die Bäuerin stehen deshalb bis über das Knie im Wasser der Reispflanzung, während der Obertheil ihres Körpers dem glühenden Strahl der Sonne ausgesetzt ist. In gebückter Stellung,

damit ihr Blick und ihre Hand den Grund des Wassers erreichen, stehen sie so den ganzen Tag; und so groß ist die Nothwendigkeit die sie zur Arbeit ruft, daß selbst die Kranken aus dem Bette steigen, und sich zum Wasser schleppen (woraus sie oft getragen werden), weil sie aus ihm die Nahrung für das ganze Jahr sich holen müssen.

Man muß gestehen, daß die Sklaven in den Colonien eine bessere Existenz haben — doch freilich ist den Bauern die Freiheit geblieben, die Freiheit sich ihrem unglücklichen Loose zu entziehen — wenn sie sich entschließen zu sterben! Doch — die Freiheit haben ja die Neger auch!

Es ist natürlich, daß diese Zustände dem armen Lombarden alle Lebenskräfte untergraben. Periodische Fieber und andere Krankheiten zehnten die Bevölkerung, und lassen von 5 — 600 Menschen kaum drei oder vier das Alter von 60 Jahren erreichen. In diesen lachenden Fluren, wo das Klima von der äußersten Milde, wo das Grün der Wiesen und das Laub der Bäume zu jeder Zeit in Folge der künstlichen Bewässerung die ursprüngliche Frische bewahrt, wo die Vegetation so überwuchernd üppig ist — da geht der Mensch allein zu Grunde, als ob er sich aufzulösen strebte in die Materie, in diese glücklichere Mutter Natur die ihn umgibt. Die Kinder sind in jenen Gegenden von einer wunderbaren Schönheit, obwol die Physiognomien schon jene Nachdenklichkeit ausdrücken die sonst dem zarten Alter nicht eigen ist, und die erst reife Jahre bringen sollten. Deshalb haben die schönen Gesichter der Kinder etwas schwer zu Beschreibendes von Reife oder Altklugheit, das überrascht und misfällt. Die Schönheit bleibt bis zum funfzehnten oder achtzehnten Jahre, währenddeß der ernste Ausdruck sich immer mehr entwickelt, und in ein Gepräge von Verdrossenheit übergeht, in demselben Maße wie die Bürden des Lebens schwerer und fühlbarer werden.

Unter Qual und Kummer schwindet dann auch jede Spur der Schönheit. Das Leben hat Alles verloren was im Gebiete der Einbildungskraft als Hoffnung oder Lockung schmeckte, dies Leben tödtet die Gefühle des Gatten für den Gatten, und läßt ihnen den Segen an Kindern als Unglück erscheinen. Wenn nicht die Religion noch zuweilen diese jeder Freude verschlossenen Herzen erwärmte, so würde eine Hälfte der Bewohner des flachen Landes sich zum Sterben hinlegen, und die andere durch Verbrechen sich ein besseres Loos zu schaffen suchen.

Diese Schilderung ist ebenso herzzerreißend als wahr, indeß thut Levin Schücking entschieden Unrecht darüber in Exclamationen über die Schlechtigkeit der östreichischen Verwaltung auszubrechen. Leute welche die Verhältnisse der italienischen Landbevölkerung gründlich untersucht haben wollen berichten, daß die Lage der Bauern in den andern Staaten, z. B. in Neapel, noch weit unmenschlicher sei als in der Lombardei; sie stimmen darin überein, daß sich die Mehrzahl der reichen Italiener im Süden und Norden vollkommen dabei beruhige, daß es eben zwei Classen von Menschen in Italien gebe, eine weiße, die von Zeit zu Zeit das üppige Leben der Städte verlasse, um auf ihren prächtigen Villen neue Kraft zu sammeln, und eine braune, die dazu geboren für jene zu arbeiten und alle Mühseligkeiten und Entbehrungen geduldig zu ertragen; ja es wird ihnen geradezu Schuld gegeben (mit welchem Recht, dazu fehlen freilich die Beweise), daß sie, weit entfernt Etwas zur Abstellung solcher barbarischen Verhältnisse zu thun, gerade die Oestreicher für ihre Neuerungen auf diesem Gebiete um so gründlicher haßten.

Es liegt auf der Hand, daß jede Hoffnung auf eine Wiedergeburt Italiens hauptsächlich dadurch bedingt ist, ob die einflußreichen Italiener die ungeheuere Bedeutung dieses Krebsschadens erkennen, und keine Opfer und Anstrengungen scheuen denselben zu heilen. Und jener alte Veteran, dessen ergreifende Schilderungen aus dem italienischen Bauernleben in Nr. 327 und 328 der „Allgemeinen Zeitung" f. 1847 berichtet worden, hat wol Recht, wenn er seine Mittheilungen und seine Charakteristik der politischen Parteien mit den Worten schließt: „Sobald ich einmal den Ruf höre: Laßt uns einen tüchtigen Bauernstand gründen! — stecke auch ich die beliebte Cocarde an meinen Hut, denn der Anfang des Anfangs zum Heile Italiens ist gemacht."

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen aus der Theaterwelt.

1. Donna Diana deutsch und Dona Diana spanisch.

Zu den wenigen Lustspielen die sich lange auf unserer Bühne erhalten haben gehört „Donna Diana" von Karl August West (Schreyvogel) in Wien. Seit länger als 30 Jahren kehrt sie seltener oder öfterer zurück, wo es Künstler gibt die sich an die Darstellung des höhern Lustspiels wagen können, weil ein Publicum da ist das Freude findet, wenn es nicht die ganz gewöhnliche Lebenssphäre auf der Bühne vorübergehen sieht, sondern auch die kleinen Verlegenheiten und Leiden und Freuden der höhern Stände. Gerade in solcher Art tritt „Donna Diana" recht mächtig heraus. Die Dame ist eine spröde hochgestellte Jungfrau, welche aus Grundsatz, vor lauter Philosophie spröde ist, die sich ihrer Reize bewußt ist, und bald darauf Alles aufbietet ihnen den Sieg zu verschaffen, aber ohne im mindesten daran zu denken sich selbst an Den gefangen geben zu wollen den sie an ihren Triumphwagen spannen will, bis sie endlich in ihre eigene Schlinge fällt, und von Liebe zu Dem ergriffen wird der ihre anfänglich wahre, dann erkünstelte Kälte mit gleicher Münze bezahlt. Dies stete Kämpfen zwischen Liebe und weiblichem Stolze auf ihrer Seite, dies stete Kämpfen zwischen heißer Liebe und erkünstelter Kälte auf Seiten des Liebenden, der nur auf diesem Wege zum Siege gelangt, erregt eine immer gesteigerte Theilnahme des Zuschauers; denn immer drängt sich bei diesem die Frage auf: wie bei dem Bekenntnisse der Liebe der weibliche zarte Sinn die Klippe umschiffen wird welche er sich selbst durch seinen Kampf gegen die natürliche Bestimmung des Weibes geschaffen hatte. Nicht minder muß der Zuschauer fürchten, daß der Liebende die Maske der Kälte und des erkünstelten Widerwillens gegen die Liebe plötzlich wieder fallen lasse, um sich zu geben wie er nun wirklich ist, zu den Füßen der im Herzen angebeteten Donna zu fallen, wenn es noch Zeit, ehe sie noch ganz überwunden und zu dem Gefühle gekommen ist: es werde ihr Glück durch das seinige bedingt. Ein solcher Kampf gegen Kampf, wo beide Theile doch im Wesentlichen Eins sind, hat um so mehr Anziehendes, da er auf beiden Seiten ein Doppelspiel bedingt, von welchem nur der Zuschauer unterrichtet wird; denn in den Augen der Diana kann und darf der liebende Don Cesar nur kalt wie Eis erscheinen, während ihn der Zuschauer, selbst wenn jene nur ein Auge von ihm abwendet, vor Liebe zerschmelzen sieht, indem sich nicht minder durch seine Kälte Diana's Leidenschaft mit jedem Augenblicke steigert. Eingeleitet, vermittelt und zu Ende gebracht wie beide Theile es wünschen können, wird das künstliche Gewebe dieses Gleiches mit Gleichem vom vertrauten Secretair der Prinzessin Diana von Perrin, der aber ein alter bewährter Jugendfreund und Landsmann des Cesar ist. Er vermittelt öfters gleichsam auch zwischen dem Zuschauer und der Bühne „Noch nicht!" möchte dieser manchmal dem Don Cesar zurufen wenn Letzterer fast auf dem Punkte steht die eisige Maske fal

len zu lassen, und in demselben Augenblicke hält ihn auch glücklich der feine Spaßvogel Perrin zurück, während er gleich in der nächsten Scene seine Herrin Diana zu einem neuen Versuche treibt den längst lichterloh brennenden Cesar in Feuer und Flammen zu setzen. Alle Drei bilden auf solche Art ein treffliches Trio-Concertante, das aber auch in der dramatischen Ausführung ungewöhnlich große Kräfte verlangt. Um den Eindruck des Ganzen zu erhöhen hat West die übrigen Personen, Herren wie Damen, so ausgestattet, daß sie gerade nur wie Monde um ihren Planeten kreisen, ohne ihn durch ihr Licht irgendwo und irgendwie in Schatten zu stellen. Die zwei Grafen, welche sich um Diana gleich dem Cesar bewerben, begnügen sich mit den zwei Cousinen derselben, die von keiner philosophischen Sprödigkeit Etwas wissen, und selbst der Graf von Barcelona, Dianens Vater, steht gleich ihnen ernst und würdevoll da, ohne jedoch eine größere Theilnahme zu erregen als jeder gutmüthige Fürst der seine Prinzessin-Tochter vermählt zu sehen wünscht, um die künftige Erbfolge des Landes gesichert zu sehen. Die gewandte, in ungezwungenem harmonischen Versbau sich bewegende Sprache, die in längst vergangene Zeit und ein weit entferntes Land, nach Spanien, verlegte Scene trägt ebenfalls dazu bei dem Stücke größern Erfolg zu sichern. Sie mindert den Gedanken an Unwahrscheinlichkeit, welchen ein Charakter wie der der Donna Diana erregen mußte, wenn er in unsern Tagen und in Deutschland erschiene. Kurz also, West hat wie allgemein bekannt und erkannt ist, ein treffliches Lustspiel in Hinsicht auf Fabel, Charaktere, Verwickelung und Entwickelung, und was sonst dazu gehört geschaffen, und zwar wohl zu merken aus einem spanischen uralten Stücke, aus dem „El desden con el desden", Haß gegen Haß, Kälte gegen Kälte, Stolz gegen Stolz, Gleichgültigkeit gegen Gleichgültigkeit, Gleiches mit Gleichem, wie man es übersetzen will.

Da Augustin Moreto, der Dichter, zu Ende des 16. und Anfange des 17. Jahrhunderts lebte, so ergibt sich auch dadurch am besten, welche Fundgrube in ihm und manchem seiner Zeitgenossen für den Deutschen verborgen sein mag der einen glücklichen Griff zu thun und das Ergriffene zu handhaben weiß. In dieser Art war Moreto schon früher von Franzosen, Italienern und Deutschen benutzt worden. „L'école des maris" Molière's stammt von ihm her: „No puede ser guarda una muger" (ein Weib läßt sich nicht bewachen). Gozzi in Italien dichtete 1772 sein „Principessa filosofa", d. h. er arbeitete sie nach diesem „El desden con el desden" *), und Huber schrieb 1792 seine „Offene Fehde", ein treffliches Lustspiel jener Zeit nach Dumaniant's „La guerre ouverte", der aber ebenfalls wieder erst aus der Quelle kam, wo Molière „L'école des maris" geschöpft hatte. Hier ist noch viel zu holen. Wenn jedoch West nicht den kühn ergriffenen Stoff auch mit kunstgeübter Hand umzuschaffen gewußt hätte, so würde seine Mühe so vergeblich gewesen sein wie die von einem längst verschollenen Werthes, der vor länger als 50 Jahren dasselbe Thema nach Moreto herausgab, ohne daß Jemand das Geringste davon weiß. So zart und glatt, und leicht beweglich wie West's „Diana" hinwandelt, darf man sich die des Moreto nicht denken; im Gegentheil ist diese Prinzessin von Barcelona nicht selten eine gewaltig hölzerne Puppe mit Drahtgelenken, ihre Philosophie wird oft zu burlesker Einfalt; statt des Secretairs Perrin steht ihr der Gracioso Polilla zur Seite, d. h. deutsch gesagt, wie er auch öfters genannt wird, ein tüchtiger „Bufon"; Don Carlos (Cesar) aber ergießt sich in ein Meer von Thesen und Antithesen, daß man eher einen Baccalaureus der Philosophie aus Salamanca oder Alcalà als einen ritterlichen liebeglühenden Prinzen von Urgel zu sehen vermeint. Der Curiosität wegen wollen wir hier nur einige kleine Belege ausheben. West's Perrin ist, wie gesagt, bei Moreto ein tüchtiger Hanswurst oder Arlequin von gesundem Witze, aber auch derber Constitution. Als solcher erscheint er auf der Straße in Barcelona mit Don Carlos (Cesar), welcher ihm klagt, daß er wegen des seltsamen Weibes (Diana) den Verstand zu verlieren im Begriffe sei. Lustig macht er sich über ihn ganz wie Arlequin, indem er ihn unter Anderm fragt, ob es denn Unrecht wäre, wenn er ihm einen Strick kaufe? Endlich fodert er ihn auf die ganze Leidenschaft auszuspeien (de sembuchar tu passion), d. h. Alles genau zu erzählen, und Dies geschieht von Carlos in nicht weniger als acht Seiten, jede von 40 Versen. Wenn man weiß wie schwer das stumme Spiel ist das jedem guten Künstler obliegt, wenn ihm von seinem Mitspieler erzählt wird was geschah oder gedacht ward oder beabsichtigt wird, so ist hier von der Gewandtheit des spanischen Polilla eine Aufgabe zu lösen gewesen, wie sie unserm Perrin nur sehr entfernterweise gestellt ist, da Don Cesar's Erzählung viel kürzer und ohne die Reflectionen ist in welche Carlos über Liebe, Dankbarkeit, Sprödigkeit sich wie ein Strom ergießt. Endlich ist die Sache überstanden; die andern Bewerber erscheinen mit dem Vater, dem Graf zu Barcelona, und die Motte — denn Polilla heißt eigentlich eine solche — mischt auch ihren Klagen tüchtigen Witz bei:

> Feste geben und Turniere?
> Ei das wär' ein schönes Ding!
> Setzt ihr denn je eine Schüssel
> Voll Gemüse Dem wol hin
> Der sich übergeben möchte?
> Sperrt die Dame in den Thurm,
> Laßt sie nur vier Tage hungern,
> Und dann geht der Seladon
> Mit sechs Stück gebrat'nen Hühnern
> Hin und her, der And're trägt
> Auf der Schüssel ein Ragoutchen;
> Soll mich gleich der Teufel holen!
> Kaum sieht sie's, so läuft sie nach!

Es wird ihm von Carlos zugerufen:

> Schweig, du Narre! Schweig, du Thor!

Doch er schweigt noch nicht:

> Ei, versuchet nur das Mittel!
> 's kommt auf eine Probe an;
> Laßt die schöne Dame hungern,
> Und dann geht ihr Auge wol
> Rings herum im weiten Kreise,
> Den zu seh'n, auf dessen Mantel
> Statt der Treffen sind Speckseiten.

Noch burlesker ist die Art wie Polilla ins Haus der Diana kommt. Die Letztere spielt hier ganz eine unserer Marionettenprinzessinnen. Er tritt als „medico gracioso", d. h. Arlequin als ein Arzt, auf, der von Tortosa über die Havana nach Barcelona mit Extrapost kommt, um bei Diana zu lernen „wie man die unsinnige Liebeskrätze curiren kann". Indem er ihr einen Kuß, man weiß nicht wohin, geben will, verzichtet er gleich darauf, denn:

> Ein Kuß ist nichts als Käse
> Für die bösen Liebesratten!

Die Prinzessin nimmt jedoch, weil er Nichts von Liebe wissen will, den Caniqui (Nesseltuch), wie er sich hier nennt, gern in ihre Dienste; sie freut sich, daß sie in ihm gefunden habe „was zu ihrer Unterhaltung nöthig ist". Nun, ruft Polilla:

> Nun Das freut mich, denn deshalb
> Kam ich von Hanover her!
>
> Diana.
>
> Von Hanover?
>
> Polilla.
>
> Freilich, Donna!
> Ei! dort bin ich ja geboren;

*) Auch Molière hat dies Stück von Moreto benutzt, allein seine daraus geschöpfte „Princesse d'Elide" ist das schwächste von Allem was wir von ihm haben, und läßt kaum das Original wieder erkennen, ob er schon den „plaisant de la princesse" spielte, d. h. den Polilla des Moreto.

Dorten wachsen die Melonen
Jedes Jahr hindurch so fröhlich,
Und deshalb heißt es Hanover. *)

Mehr bedarf es wol nicht, um zu zeigen aus welchem Urstoffe West sein treffliches Lustspiel gewoben hat, und wie an und für sich hier wenig mehr als die Idee und Intrigue zu benutzen war, indem selbst die letztere nur zum allgemeinen Umrisse diente, der, sollte Perrin nicht mit der Thür ins Haus hineinfallen wie Polilla, in den einzelnen Partien sehr umgearbeitet werden mußte. Von den Hauptcharakteren gilt Dies nun noch viel mehr, und so bestätigt sich es hier praktisch, was wir schon einmal mittheilten: das ältere spanische Theater hat herrliche schwere Piaster, die wir vortrefflich brauchen können, wenn sie in Gulden und Thaler umgeprägt worden sind. **)

2. Der Leichenstein des Tänzers Paris.

Im zweiten Epigramme des zweiten Buches hat Martial einem Tänzer, Paris, ein Denkmal gesetzt, das, ist es nicht für Geld gedichtet — denn Martial war arm wie viele Dichter, und sang dann auch wie Viele, wo es Aussicht auf Gewinn gab —, diesen Künstler als das Ideal seiner Kunst zu jener Zeit darstellt. Sein Leichenstein stand zur Seite der Flaminischen Straße, und scheint in gutem Stile prachtvoll gearbeitet gewesen zu sein; denn eben von ihm nahm Martial Gelegenheit den Ruhm des Künstlers auf die Nachwelt zu bringen. Ob Fanny Elßler, die Taglioni, die Cerito wol auch nach 1600 Jahren so dem Kenner noch bekannt sein wird wie, sei's mit Recht oder Unrecht, mit Wahrheit oder aus Schmeichelei, dieser Paris? Man höre:

Laß ja nicht unbeseh'n den edlen Marmor,
Gehst du die Straße des Flaminius.
Die Freude uns'rer Stadt, Aegyptens Witz ***),
Die Lust und Grazie, das Spiel, die Wonne,
Die Zierde und der Schmerz der Bühn' in Rom,
Die Liebesgötter und Göttinnen alle
Sind in dem Grabe, wo hier Paris ruht! †)

Die sieben Verse des Originals, welche wir mit ebenso viel deutschen fast Wort für Wort übersetzt haben, haben so den Namen des Künstlers erhalten, welchen ein Marmorstein verewigen sollte. Der Stein ist längst zu Staub geworden, das Epigramm des Martial lebt noch heute und wird noch lange leben. Welche Denkmäler sind nun die besten und die dauerhaftesten? Die papierenen! Wo sie nicht dem Erz und Stein zu Hülfe kommen, da werden letztere umsonst den Ruhm verkündigen! 20.

*) Damit man nicht an Uebertreibung oder Verfälschung denke, stehe der spanische Text hier:

— — El (Annover) me crió,
Que en este lugar extraño
Se ven melones cada año,
Y asi Annover se llamo.

**) „Allgemeine Theaterchronik", Nr. 112, S. 446. Vergleichen müßte man nun noch Moreto's Arbeit mit den „Milagros del desprecio" des Lope de Vega, aus welchem er sein Stück erst wieder geschöpft hat, und den er selbst in diesem Stücke (im dritten Aufzuge)

— el feliz Español,
De los ingenios el sol,

nennt.

***) Sales Nili; ich gestehe, daß mir der Ausdruck unverständlich, und in dem Sinne von mir genommen ist wie man attisches Salz sagt. Vielleicht war Paris als geborener Aegypter früher in Alexandrien gewesen, und vergessen darf man nicht, daß der Tänzer jener Zeit überhaupt mehr bedeutete als wir darunter verstehen, daß Paris also auch als Mime, als Pantomime, ja selbst als Schauspieler glänzen konnte. Juvenal's Ausfälle auf ihn lassen diese Deutung zu; denn er spricht von einer „Fabula", d. h. einem Stücke, worin Paris so entzückte, daß die Bänke nicht hinreichten alle herbeiströmenden Zuschauer zu fassen. Unterm Domitian, wo nicht unter Nero, ward er hingerichtet. Außer Juvenal hat ihn auch Sueton und Tacitus zu erwähnen Gelegenheit gefunden, da er bei den Hofintriguen im höchsten Grade betheiligt war.

†) Juvenal rühmt (in der siebenten Satire, V. 83—88) Paris, aber freilich mit bitterm Ingrimm, indem er schließt:

Quod non dant *proceres*, dabit *histrio!*
(Was dir kein Großer gibt, gibt ein Komödiant!)

Bibliographie.

An der Matt, A., Die politischen Ereignisse der Schweiz seit 1840 bis 1849, mit einer geschichtlichen Einleitung. Regensburg, Manz. Gr. 8. 1 Thlr.

Josephinische Curiosa oder ganz besondere, theils nicht mehr, theils noch nicht bekannte Persönlichkeiten, Geheimnisse, Details, Actenstücke und Denkwürdigkeiten der Lebens- und Zeitgeschichte Kaiser Josephs II. 1ster bis 3ter Band. Mit 3 Titelbildern. Wien, Klang. 1848. 8. 2 Thlr.

Eschenbach, W. v., Parzival und Titurel. Rittergedichte. Uebersetzt und erläutert von K. Simrock. 2te Ausgabe. Zwei Bände. Stuttgart, Cotta. Gr. 8. 2 Thlr.

Grün, K., Friedrich Schiller als Mensch, Geschichtschreiber, Denker und Dichter. Ein Kommentar zu Schiller's sämmtlichen Werken. Neue Ausgabe. Leipzig, Brockhaus. Gr. 12. 1 Thlr. 10 Ngr.

Redwitz, O. v., Amaranth. Gedicht. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8. 1 Thlr. 12 Ngr.

Thilenius, Klara, Briefe und Erzählungen aus Amerika. Berlin, Springer. Gr. 8. 20 Ngr.

Willisen, W. v., Theorie des großen Krieges. 3ter Theil. — A. u. d. T.: Der Italienische Feldzug des J. 1848. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Ziegler, A., Der deutsche Auswanderer nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Ein Lehrbuch auf seinen Weg. Nach eigener Anschauung und nach den neuesten Quellen zusammengestellt. Leipzig, F. Fleischer. 8. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

An die deutschen Frauen, treu gemeinte Worte einer deutschen Frau. Jena, Frommann. Gr. 8. 2 Ngr.

Bahr, C., Der alte und der neue Weg. Predigt am Bußtage vor Ostern 1849 gehalten zu Schönbeck u. Brohm. Neubrandenburg, Brünslow. 8. 3 Ngr.

Die schädlichen Folgen der Gewerbefreiheit und der Ablösung, oder Aufhebung der Realrechte. Augsburg, Lampart u. Comp. Gr. 16. 2 Ngr.

Das zweite tolle Jahr von Erfurt: 1848; oder unparteiische Erzählung des am 24. Novbr. 1848 in den Straßen von Erfurt Statt gefundenen blutigen Kampfes. Erfurt, Gebhardi. 16. 2½ Ngr.

Kettenburg, C. A. P. v. der, Betrachtungen über die sogenannten Grundrechte des deutschen Volks. Geschrieben im Februar 1849. Rostock, Stiller. Gr. 8. 10 Ngr.

Maassen, F., Die alten Stände und die neue Versammlung der Abgeordneten. Schwerin, Stiller. Gr. 8. 7½ Ngr.

Die rationelle Politik Lamartine's von ihm selbst entwickelt in einem Schreiben an den Director der Revue Européenne vom 20. Sept. 1831. Im Auszuge für das deutsche Volk. Braunschweig, Vieweg u. Sohn. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Prechtler, O., Ein Jahr in Liedern. Zeitstimmen aus dem J. 1848. Wien, Lechner. Gr. 8. 8 Ngr.

Schienert, A., Schauderhaft aber wahr! Schilderung im Belagerungszustand. Eilenburg. Gr. Folio. 1 Ngr.

Der Eckernförder Spaß. Am 5. April 1849. Frankfurt a. M., Brönner. Folio. 2 Ngr.

Welen, Der hinkende Teufel in der Paulskirche. 1stes Heft. Grünberg, Levysohn. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, — Nr. 114. — 12. Mai 1849.

Eine Römerfahrt. Von Levin Schücking.

(Fortsetzung aus Nr. 113.)

Es ist nun noch übrig, daß wir in der Kürze die hauptsächlichsten politischen Parteien mustern welche vor und mit dem Auftreten Pius' IX. in Italien von Bedeutung waren. Es sind hier im Ganzen zwei Parteien zu unterscheiden, welche für das Schicksal Italiens von großem Einfluß sind, nämlich eine revolutionnaire und eine Reformpartei. Beide setzen sich die nationale Einheit und politische Freiheit Italiens zum Ziel, in den Mitteln dasselbe zu erreichen weichen sie jedoch ganz und gar voneinander ab. Die erstere, obgleich das Junge Italien genannt, ist die ältere; sie will durch geheime Gesellschaften, durch Verschwörung und offenen Aufstand, überhaupt durch gewaltsame Mittel alle bestehenden Verhältnisse radical umstürzen, und entweder eine untheilbare Republik Italien gründen, oder einen Bund verschiedener italienischer Republiken, dem allenfalls der Papst als geistiger Protector dienen könnte. Diese Partei hat sich besonders 1820 und 1830 thätig erwiesen, und auch in unsern Tagen zeigt sie, daß sie noch zahlreiche Anhänger hat; Mazzini gilt als ihr Haupt. Dieser Partei zur Seite und verwandt in den revolutionnairen Mitteln, aber gering an Zahl und Macht, steht eine andere, die man die imperialistische nennen kann; sie lebt noch in Erinnerungen an die Napoleonische Zeit, und möchte Italien mit Gewalt zu einem einzigen Königreich machen. Auf der andern Seite nun steht die Partei der Liberalen oder Progressisten. Sie hat sich erst allmälig in den letzten Decennien gebildet, und seit dem Auftreten Pius' IX. so an Kraft und Anhang gewonnen, daß sie sich auch selbst die Nationalpartei nennt, und der Ueberzeugung ist das ganze Volk zu repräsentiren. Diese Partei ist durch die Geschichte ihres Vaterlandes zu der Einsicht gekommen, daß geheime Gesellschaften und Aufstände nicht die geeigneten Mittel sind das Heil Italiens zu begründen. Sie verwirft daher jede revolutionnaire Tendenz, will nur auf dem Wege der Offenheit und Mäßigung und durch die Einheit der öffentlichen Meinung und die möglichste Schonung der Interessen ihrem Ziele entgegenschreiten, und glaubt dasselbe, wenn auch erst in ferner Zukunft, doch desto sicherer zu erreichen. Diese Partei verlangt von den Fürsten und Völkern Hand in Hand zu gehen, um die Nationalität zu fördern, Religiosität, Sittlichkeit, Volksbildung zu heben, und eine geistige Einheit bei aller natürlichen Mannichfaltigkeit der Stämme und Staaten herzustellen; sie fodert eine gerechte Staatsverwaltung und Fortschritt der Gesetzgebung, Freiheit der Meinungsäußerung, öffentliches Gerichtsverfahren und Geschworenengerichte, das Repräsentativsystem in allen Staaten; sie will ohne Revolution und Krieg, ohne fremde Hülfe, durch eigene Kraft der Nation und durch geistige Mittel ein freies, unabhängiges Italien hergestellt wissen, und setzt als nächste Aufgabe: Vereinigung aller Staaten zu einem italienischen Bunde, nach Analogie des deutschen, ferner zu einem gemeinsamen Zollverein, zu einem gleichmäßigen Militairsystem und zu einem allgemeinen Studienplan mit gegenseitiger Gültigkeit der Staatsprüfungen. Als die Häupter dieser Partei kann man Azeglio, Gioberti, Orioli betrachten; ihr Programm hat am vollständigsten Azeglio ausgesprochen in einer kleinen Schrift: „Politisches Programm der Nationalpartei in Italien." Von den vielen Schriften Gioberti's gehört hierher hauptsächlich ein Brief an Pius IX., den ich mittheilen will, da er das politische Glaubensbekenntniß und die ganze Weise dieses einflußreichen Mannes gut charakterisirt. Er ist im Sommer 1847 geschrieben, und es heißt da unter Anderm:

> Unser Zeitalter ist zu classischen Wiedergeburten bestimmt, indem die Sprachen, die Manuscripte und die Monumente wieder aus dem Grabe erstehen. Es erstehen aus demselben auch die Nationen, und das größte dieser Wunder ist ohne Zweifel die Wiedergeburt jenes Stammes der durch die Werke seines Geistes und seiner Hand jedes andere Geschlecht des Erdballs übertroffen hat, welches aber nicht vollkommen wiedergeboren genannt werden kann, so lange Italien nicht dem Beispiel des verschwisterten Griechenlands gefolgt ist. Und es wird ihm folgen ohne Blut unter eurer Mäßigung gebietenden Fahne in Verbindung mit dem kriegerischen Vexillum Jenes (Karl Albert) welcher, nachdem er euch in dem Wagniß des Beginnens vorausgeeilt, von euch das volle Vertrauen des Erfolgs empfängt; sintemal er weiß, daß Italien nicht ohne Rom wiedererstehen kann, und daß die italienischen Unternehmungen selten gelingen, wenn sie nicht von der Hand des Papstes den Segen empfangen haben.

Solcher Adressen, die zugleich die begeistertsten Huldigungen darbringen, und nicht undeutliche Winke ent-

halten, wessen sich die Patrioten von dem reformatorischen Papste versehen, könnte ich noch manche mittheilen; doch es ist Zeit um auf die Schicksale, die Persönlichkeit und Tendenzen des Kirchenfürsten selbst zu kommen. Bei der Mangelhaftigkeit der italienischen Tagesliteratur und literarischen Industrie ist es schwer über die Lebensgeschichte Pius' IX. Nachricht zu geben. Das was Levin Schücking nach mangelhaften Quellen zu erzählen weiß ist wesentlich Folgendes:

Pius IX. stammt aus einer angesehenen, doch nicht sehr bedeutenden Adelsfamilie in Sinigaglia; er hieß Giovanni Mastai, und kam als ein hübscher, blasser einundzwanzigjähriger Jüngling 1815 nach Rom, um in die Nobelgarde des Papstes zu treten. Vom Chef derselben wegen seines schwächlichen Aussehens halb und halb abgewiesen, erlangte er durch die besondere Güte Pius' VII., der ein Gönner seines Hauses war, daß er als Aspirant in die Liste eingetragen wurde. Bis zur nächsten Vacanz hatte er Zeit sich in Rom umzusehen. Er benutzte dieselbe hauptsächlich, um die zahlreichen Wohlthätigkeitsanstalten kennen zu lernen, und von diesen erregte sein Interesse besonders die Tata Giovanni, eine Art Asyl für arme Handwerker, für verwaiste Kinder und eine Schule für letztere bis es gelang sie als Lehrlinge unterzubringen. Hier brachte er viele Stunden zu, und ertheilte den Kleinen Unterricht; oder er führte sie hinaus, und tummelte sich mit ihnen in heitern Spielen auf dem welthistorischen Hügel des Aventin herum. Eines Abends harrten die Zöglinge vergebens auf ihren Freund. Da klopfte ein Kutscher an der Pforte, und sagte dem Pförtner, auf der Straße liege ein Mensch in Krämpfen und Zuckungen. Sogleich eilten viele der Bewohner von Tata Giovanni hinaus, und fanden zu ihrer größten Bestürzung Mastai, von einem Anfall von Epilepsie zu Boden geworfen; sie hoben ihn auf, und pflegten ihn in ihrem Hause auf das sorgsamste. Die Anlage zu diesem Zufall soll er als Knabe schon erhalten haben dadurch, daß er in einen Weiher fiel, und schon dem Ertrinken nahe war, als er von einem Hirten herausgezogen wurde; den plötzlichen Ausbruch, sagt man, habe er durch heftiges Ringen mit einer hoffnungslosen Leidenschaft zu der Tochter einer Signora Devoti verursacht, in deren Hause er oft und gern war, und die außer einem Sohne, der gleichen Alters mit Mastai war, auch zwei Töchter hatte von ausgezeichneter Schönheit.

Der Jüngling sowie seine Freunde waren über diesen Unfall auf das schmerzlichste ergriffen; denn mit der militairischen Laufbahn war es nun zu Ende noch ehe er sie begonnen. Er verließ nach einer Audienz bei seinem gütigen Gönner, dem Papst Pius VII., sofort Rom, erschien aber schon nach einigen Wochen wieder, und sein Erscheinen erregte nicht geringes Erstaunen bei seinen Freunden. Er war in dieser kurzen Zeit um mehre Jahre älter und ernster geworden, und trug die schwarze Soutane eines jungen Klerikers. Er machte nun drei Jahre lang theologische Studien in der Academia ecclesiastica unter der Leitung des gelehrten Abbate Graziosi, der auch Ventura bildete, und auf die liberale Richtung Mastai's von entschiedenem Einfluß gewesen sein soll. Noch bevor er die Weihen empfing, machte ihn der Papst zum Director von Tata Giovanni, woran er ein lebhaftes Interesse sich bewahrt hatte. Dieser Wirkungskreis war ganz nach seinem Wunsch; er gab sich ihm mit ganzer Seele hin, scheute keine Mühe und selbst keine Opfer vom eigenen Vermögen, um die Anstalt zu heben. Seiner Einsicht, Thätigkeit und Energie gelang es auch den Unterricht der Waisen zu vervollkommnen, und für ihre praktische Ausbildung durch Unterbringung bei tüchtigen Meistern in der Stadt zu sorgen. Mastai blieb sieben Jahre hindurch Director der Anstalt; und als er ihr entrissen wurde, um einer Mission in die Ferne zu folgen, schied er von ihr unter heftigem Schmerz, und seine Pflegebefohlenen überließen sich dem untröstlichen Kummer ihren Vater verloren zu haben.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die wahre und falsche Orthodoxie. Eine geschichtliche Darstellung von Christoph Friedrich v. Ammon. Leipzig, Vogel. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Das Wort Orthodoxie hat neuerdings in den Ohren Vieler einen höchst fatalen Klang bekommen; ohne Weiteres wird es häufig mit verwerflichem Religionseifer zusammengeworfen, und fast allgemein pflegt man mit diesem Ausdruck widrige Vorstellungen zu verbinden. Man denkt sofort an unbiegsamen Eigensinn bei Behauptung gewisser Meinungen und Lehrsätze, an Heftigkeit sie zu verbreiten und Andern aufzudringen. Weil aber Solches sich oft da am stärksten zeigt, wo Irrthum und Vorurtheile herrschen, und wo man dem Eigennutz und der Selbstsucht förderlich sein will, weil es lieblos macht und unduldsam, und wo es dazu angethan ist auch gewaltsame Maßregeln und Bedrückungen ergreifen läßt: so ist es natürlich mit Unwillen Das an einem Menschen wahrzunehmen was so Gehässiges in seinem Gefolge hat. Dazu kommt, daß eigenthümliche Standpunkte den orthodoxen Unfug nur alterirten, und ihm eine besondere Physiognomie aufprägten. Welche Zeit einst in unserm Deutschland, als die Lager der Katholiken und Protestanten in offener Feindseligkeit sich gegenüberstanden! Als einen Verräther an seiner Kirche betrachtete sich der Katholik, hätte er die Reformation für etwas Anderes angesehen als für eine schwere und traurige Verirrung, für ein von gemeinen und unwürdigen Leidenschaften hervorgerufenes Extrem, für einen dunkeln Flecken in der Geschichte der deutschen Nation, für die Ursache aller Unglücksfälle welche die Nation seit jenem Risse getroffen. Der Protestant aber haßte in der katholischen Kirche die Unterdrückerin des Lichts, verachtete in ihr den Aberglauben und die Vorurtheile, einen Inbegriff absurder Lehrsätze, leerer Formeln, und geistloser Ceremonien. Vielfach ist es jetzt um uns her in dieser Beziehung anders geworden. Nicht umsonst ist „Toleranz" ein Schiboleth der Neuzeit geworden, und das Humanitätsprincip hat auf diesem Gebiete mächtige Fortschritte gemacht. Aber abgesehen davon, daß auch hier nicht Alles Gold ist was glänzt, hat es sich doch auch bis in die nächste Vergangenheit bewahrheitet, daß es auf dem Grunde der Herzen doch oft ganz anders aussieht als auf der täuschenden Oberfläche des geschmeidigen socialen Lebens, und treffliche Kenner des menschlichen Herzens halten selbst in unsern Tagen einen Religionskrieg nicht für unmöglich, der alle Greuel welche die Furie der Za-

toleranz nur ausspeien kann in seinem Gefolge haben könnte. Denn selbst der religiöse Indifferentismus, der jetzt eine gewaltig breite Unterlage gewonnen hat, könnte unter gewissen Eventualitäten schnell in seinen Gegensatz umschlagen.

Aber wie auch hier in religiöser Beziehung durch das Fallen aus einem Extreme in das andere gefehlt worden sein und noch gefehlt werden mag, es muß wie in andern Dingen auch hier eine rechte Mitte geben. In Sachen der Religion muß die rechte Meinung — Das will aber das Wort Orthodoxie nach seiner wörtlichen Bedeutung sagen — von höchster Bedeutung sein. Wir müssen hier Jedem dankbar sein der als ein vertrauenswürdiger Führer durch das Gewirr der entgegengesetztesten Meinungen uns die Hand reicht, und uns von falschen und verderblichen Vorurtheilen loszumachen und zu dem Wahren zu führen vermag.

Als einen solchen aber dürfen wir unstreitig mit allgemeiner Zustimmung den ehrwürdigen Verf. der hier anzuzeigenden Schrift bezeichnen, über welche man eine Lebendigkeit und Frische ausgegossen sieht die auch nicht im entferntesten an das so weit vorgerückte Alter ihres Schreibers erinnert. Wenn sie immerhin zunächst für eigentliche Theologen von Interesse ist, so werden sich doch auch wissenschaftlich Gebildete überhaupt von ihr angezogen fühlen, da sie recht eigentlich als eine zeitgemäße in unsere Mitte tritt, und so ganz geeignet erscheint Vielen zu einer richtigen Würdigung mancher Erscheinungen auf dem religiösen Gebiete der Gegenwart zu verhelfen. Trügen nicht alle Zeichen, so wird die Monokratie der Politik unter uns bald zu Ende sein, und die andern Richtungen des Lebens werden den ihnen gebührenden Antheil zurückfodern. Die religiöse Richtung wird die treffliche Schrift Ammon's sich verschiedentlich dienstbar machen können. Denn so fest sie ihren Gegenstand im Auge hat, so fehlt es ihr doch auch nicht an allgemeinern Andeutungen und Einblicken, welche auf einzelne Partien des religiösen Lebens und Treibens oft überraschende Schlaglichter werfen, wie man Dies in allen Schriften des geistreichen Verf. findet; und wer wüßte es nicht aus eigener Erfahrung, daß gerade solche Gedankenblitze oft am nachhaltigsten wirken.

Der Verf. eröffnet seine Schrift mit einer kurzen, die religiöse Physiognomie der Zeit charakterisirenden Einleitung, und das ausdrückliche, in seinem Munde so gewichtvolle Eingeständniß, daß die auf uns fortgeerbte traditionnelle Theologie an manchen und zwar bedeutenden Gebrechen leide, und daß sich diese darum nicht länger verschweigen lassen, weil der erleuchtete und bessere Theil des Volks ihre Unhaltbarkeit und Schwäche bereits wahrgenommen, und sie für Glauben und Gewissen als verletzend anerkannt habe, stellt der nun folgenden Erörterung von vornherein das günstigste Prognostikon in, um es kurz zu sagen, negativer und positiver Hinsicht. Der erste Abschnitt enthält dann eine historisch-kritische Darstellung der kirchlichen Rechtgläubigkeit, ausgehend von den vorbereitenden Merkmalen des Begriffs der Orthodoxie in der Heiligen Schrift, und das Dogmengeschichtliche was hierher gehört durch den Lauf der Jahrhunderte bis herab auf die neuesten Zeiten verfolgend, bis auf den fortdauernden Läuterungsproceß der protestantischen Dogmatik und die Unionsversuche. Der zweite kürzere Abschnitt deutet nur die Gestaltung der nähern und entferntern Zukunft an, bespricht den Einfluß des Kirchenregiments auf die Orthodoxie, skizzirt den rechten Christenglauben in seinem Verhältnisse zur sinnlichern Volksreligion sowie zur Idiosynkrasie einzelner Meinungen, zum Rationalismus, Supernaturalismus und Mysticismus, und macht durch Entwickelung einiger besonders wichtiger Dogmen von den aufgestellten Grundsätzen sofort eine praktische Anwendung.

Vorwiegend wird der erste Abschnitt mehr eigentliche Theologen anziehen als gebildete Laien, weil er viel exclusiv theologisches Baumaterial bringt und zugleich voraussetzt; letztere werden dessenungeachtet Manches sich zu Nutze machen können, und dem Verf. in dieser Darlegung seiner Studien für manche Berichtigungen sonst gewöhnlicher Ansichten sich verpflichtet fühlen. In welch einem ganz andern Lichte dürfte Vielen, um nur Eins herauszuheben, nach Dem was der Verf. in seiner dogmenhistorischen Erörterung an der betreffenden Stelle über die Scholastik und aus ihr beizubringen hat, diese erscheinen, wie sehr sie auch im Verrufe ist, da es auch hier schon durchschimmert, wie sie in der Zeit ihrer Blüte ihre Aufgabe den vorhandenen kirchlichen Lehrbegriff philosophisch zu durchdringen, speculativ auszubilden und als nothwendig vor der Vernunft zu rechtfertigen, mit einer Treue und Ausdauer, einer Freisinnigkeit und Begeisterung löste, die sie des Namens eines Ritterthums der Theologie würdig, und ihr Werk in seiner Vollendung als einen imposanten geistigen Dombau gothischen Stils erscheinen lassen. Dagegen führt der zweite Abschnitt mitten in unsere Zeit mit ihren religiösen Bewegungen und Bedürfnissen hinein, und wird demzufolge von ungleich größerer Anziehungskraft auch für Nichttheologen sein, die sich oft gewiß auf für sie überraschende Weise die sonst ziemlich versteckten Quellen mancher Erscheinungen und Zerwürfnisse auf dem theologischen Gebiete aufgedeckt sehen werden, über die sich beiweitem nicht so schnell hinwegkommen läßt als es Viele zu glauben geneigt sind. Schriften aber wie die vorliegende, welche gewillt und geeignet sind das Wesentliche worauf es im Christenthum ankommt klar und überzeugend hervorzuheben und festzustellen, um dadurch die allgemeinere Möglichkeit und Willfährigkeit, das Unwesentliche fahren zu lassen, anzubahnen und herbeizuführen, sollen uns stets willkommen sein. Ihr Geist ist nicht an das Papier gefesselt, nicht in eine todte Bücherwelt gebannt; er tritt allmälig ein in die frische freie Luft Gottes, in welcher dereinst „der Katholik Rom vergessen, der Rationalist seine Zweifel fahren lassen, der Altlutheraner seine kirchliche Aristokratie aufgeben, der Pietist seine Peinlichkeit verlieren, der Calvinist seine Schroffheit verwerfen, der Theologe seine Scholastik abschütteln lernen wird". 18.

Nubische Sitten und Alterthümer.

Wir entnehmen der Reisebeschreibung durch Nubien welche der berühmte Literarhistoriker und Reisende durch Skandinavien, Deutschland und Italien, Jean Jeacques Ampère, in der „Revue des deux mondes" veröffentlicht, folgende interessante Notizen. Der gelehrte Verf. beschreibt einen Tempel zu Beit-Quelly wie folgt:

„Es ist ein sogenannter Speos (ein in den Felsen gehauener Tempel) von mittlerer Größe, am Eingange mit einem unbedeckten Corridor; auf den Wänden dieses Corridors stellt eine Reihe sehr interessanter Basreliefs den Sieg des großen Ramses über seine Feinde dar. Die gewöhnlichen Belagerungs- und Kampfscenen werden durch einige Einzelheiten unterbrochen die meine Aufmerksamkeit ganz besonders auf sich zogen. Ramses, von riesenhaftem Wuchse, faßt einen fast ebenso gewaltigen Kriegsmann, dessen Haupt die Festung überragt, bei den Haaren, während einer seiner Söhne das Thor mit einer Art angreift; auf dem Walle sind in lebhafter Scene Soldaten dargestellt welche unterhandeln, Frauen die um Gnade flehen, ein Priester der sich dem Sieger mit dem Rauchfaß nähert, während einer der Vertheidiger sich aus Verzweiflung von der Mauer stürzt, und eine Mutter ihr Kind in die Luft hält, entweder um es ebenfalls hinabzustürzen, oder den Sieger zur Milde zu stimmen. Weiter hin nähert sich mitten in der verwirrten Flucht ein verwundeter Neger auf zwei Kameraden gestützt seiner Wohnung; Frau und Kind kommen ihm mit Schmerzgeberden entgegen. Diese Einzelheiten zeigen an, daß solche Kriegsscenen durchaus nicht alle nach demselben Muster dargestellt, sondern reich an Episoden, voll Lebendigkeit und Wahrheit sind. Besonders bemerkenswerth sind aber die Tribute welche dem siegreichen Pharao von dem unterworfenen Volke gebracht werden; man erblickt unter Anderm Gold in Ringform, was bei den alten Aegyptern die geprägte Münze ersetzte (wie bei den alten nordischen Völkern Säckchen voll

Goldstaub); ferner verschiedene Thiere, unter denen man die Giraffe, den Affen, Strauß und Tigerwolf erkennt. Die Natur dieser Geschenke zeigt an, daß es sich hier um einen Sieg über die Bewohner Mittelägyptens, die Aethiopier, handelte, und die offenbaren Negerphysiognomien der Besiegten vollenden den Beweis."

Nicht minder interessant ist was der Verf. über die Bedeutung der Löwen in Afrika, „als Sinnbild der Treue und Wachsamkeit", bemerkt; er knüpft seine Betrachtungen an die Stadt Essebouah an, was im Arabischen so viel als „die Löwen" bedeutet. „Der Name dieser Stadt", sind seine Worte, „kommt von den steinernen Löwen her welche gleichsam eine Allee vor dem Tempel bilden, und theils ganz von Sand bedeckt sind, theils zum Theil noch hervorragen; man könnte sie für eine Heerde badender Löwen halten: die einen schwimmen, die andern tauchen unter..... Der Leser wird bemerken, daß die Wahl dieser Thiere ihren Grund in dem Hieroglyphensysteme hat. Der Löwe oder das Löwenhaupt ist nämlich eine Hieroglyphe welche die Wachsamkeit*) bedeutet, weil nach dem Aberglauben dieses Thier mit offenen Augen schläft; meiner Ansicht nach findet man deshalb so oft Löwen am Eingange der ägyptischen Bauten. In der Stadt Dakke sind zwei Löwen zu beiden Seiten einer Thür ausgehauen, die wahrscheinlich in die Schatzkammer führte. Solche Löwen sind dann in Stein gehauene Hieroglyphen welche den Gedanken, wie bewacht die Schwelle sei, versinnlichen sollen. Im Britischen Museum hat man diesen ägyptischen Gedanken aufgenommen, und zwei Löwen vor dem sogenannten «Aegyptischen Salon» aufgestellt. Wir finden indessen Löwen als Thorwächter auch anderswo als blos in Aegypten; so sind in Indien zwei liegende Löwen am Eingange zu den Tempelhöhlen von Ellora angebracht; in China befinden sich zwei Löwen vor dem kleinern Tempel von Macao; in Assyrien hat Boyard zwei Löwen am Eingange eines von ihm entdeckten Denkmals gesehen; endlich bewachen in Griechenland zwei Löwen das berühmte Thor von Mycene; zwei Löwen bewachten das eine Thor von Ancyra, und wenn wir weiter bis zum Mittelalter gehen, so finden wir sie auch da an den Kirchthüren.**) Sollte Das nicht eine in die Baukunst der verschiedenen Völker unbewußt übergegangene Ueberlieferung jenes durch den Löwen versinnlichten Symbols der Wachsamkeit sein, das mit dem buchstäblichen Sinn der Hieroglyphen übereinstimmt?"

Zum Beleg der bekannten Eigenthümlichkeit der Mohammedaner, sich durch unüberlegte Gelübde für gebunden zu halten, welche wir schon bei Jephtha in der Bibel finden, erzählt der Verf. eine bezeichnende Anekdote: „Wir hatten als wir Aegypten verließen einen nubischen Lootsen genommen, um den Nil von seinem ersten bis zu seinem zweiten Falle zu befahren. Auf dieser Strecke wird das Fahren durch das mit Felsstücken übersäete Bett sehr schwierig; man muß aus diesen Klippen durch einen eingeborenen Lootsen gebracht werden, denn der ägyptische würde bald nicht weiter können; dieser blieb vielmehr unthätig auf dem Boote, während der Nubier steuerte. Eines Tages entstand ein Zank zwischen Beiden über einige Gemüsekräuter die zu ihrer Mahlzeit bestimmt waren, und das Ende davon war, daß der Nubier ein feierliches Gelübde that, er wolle seine beiden Frauen heimschicken, wenn er noch länger mit dem Aegypter auf demselben Boote bliebe. Soliman theilte mir diesen Vorfall mit, und fügte zugleich mit bedenklicher Miene hinzu: «Das ist ein närrisch Ding!» was mir ziemlich drollig im Munde eines Arabers vorkam; ich begriff freilich die ganze Wichtigkeit des Vorfalls noch nicht. Ich konnte indessen nicht zugeben, daß der Lootse, den wir für die Fahrt bis zum zweiten Falle und wieder zurück gemiethet hatten, sich einfallen ließ uns unter dem Vorwande eines Gelübdes einem Steuermanne zu überlassen der uns auch nicht die geringste Garantie bot; ich sah freilich nicht was mit seinen Frauen werden sollte. Soliman setzte mir nun auseinander, daß man sich von einem Gelübde nicht losmachen könne, und schilderte mir die unglückliche Lage der armen Frauen und ihrer Kinder. Ich begann jetzt die Sache mit ernstern Augen anzusehen, und beschloß sie dem Aga zur Entscheidung vorzulegen. Dieser antwortete indessen, nachdem er aufmerksam zugehört hatte: «Der Mann hat gewiß Unrecht gehabt, aber ich kann ihn nicht zum Bruch seines Gelübdes zwingen; Alles was ich für Sie thun kann ist, ihm 500 Stockstreiche zuzuerkennen.» Wir hüteten uns indessen wohl von dem freundlichen Anerbieten des Aga Gebrauch zu machen; wir verließen daher die weltliche Obrigkeit und begaben uns zur geistlichen, dem Mufti selbst. Dieser gab uns aber dieselbe Antwort, und ließ nur die Stockstreiche weg: «Er hat Unrecht gethan, aber seine Gelübde kann man nicht brechen.» Wir begaben uns daher aufs Boot, nicht wissend wie wir unsern Lootsen behalten sollten, ohne zwei Familien dem Elende preiszugeben. Wir konnten den Nubier nicht von seiner Idee abbringen unsere Sicherheit einer vorübergehenden Laune gegen seinen Kameraden zu opfern, und erklärten ihm endlich, er müsse auf dem Boote bleiben. Ich habe nie eine ähnliche Verblüfftheit gesehen wie die unsers armen Lootsen; er ergab sich zwar darein, aber wie man sich in den Tod ergibt. Um ihm wieder Leben zu machen und sein häusliches Glück nicht zu stören, ließen wir ihn auf das Boot unserer Freunde gehen, die uns dafür ihren Nubier abtraten. Dank diesem erfinderischen Wechsel, war der arme Familienvater nicht genöthigt sein Gelübde zu brechen."

Höchst originell sind die Beschreibungen der Apotheose der alten nubischen Heldenkönige, welche darin besteht, daß die Pharaone in ihrer eigenen Anbetung begriffen unter den Götterbildern aufgestellt sind. Ampère, der sie in dem Dorfe Ibsambul noch seltsamer fand als in Derr, schildert sie folgendermaßen: „In dem zweiten Saale des großen Tempels von Ibsambul sieht man links vom Eingange, wie in Derr, Ramses welcher Ramses anbetet. Dieses menschliche Wesen, das mitten unter die Götter gestellt worden ist, um hier der Gegenstand seiner eigenen Anbetung zu sein, hat nur mit Gewalt seinen Eingang gefunden. Ursprünglich nämlich hatte ein Gott den Platz eingenommen den jetzt der Pharao inne hat. Man erkennt leicht noch vollkommen die Beine der alten Statue, welche jetzt durch Ramses entthront worden ist. Man hat Gott herabgestürzt um dem Bilde des berühmten Eroberers Platz zu machen, der sich nun selbst anbetet. Ich gebe gern zu, daß diese gottlose Aenderung nicht bei Lebzeiten Ramses' stattgefunden hat; aber trotz jener Weihe welche der Tod und der Ruhm verleihen, bleibt es doch seltsam den König selbst unter der göttlichen Trias zu finden, um sich selbst anzubeten. Diese Seltsamkeit hängt mit etwas Allgemeinerm zusammen, mit der Gottähnlichkeit der Pharaone überhaupt. Der Gedanke der Identität des Königs und Gottes wurde noch anders ausgedrückt. In den Weihtafeln sind Königsnamen mit Götternamen vermengt, welche der Bittende anruft; oft werden sogar Könige allein angerufen. In den Grabschriften werden die Bitten unter Vermittelung oder Fürsprache der Könige an die Götter gerichtet, sodaß jene gewissermaßen die Rolle der christlichen Heiligen spielen. Oft huldigen sogar die Götter den Königen."

Der Verf. verspricht in einer spätern Schrift genauer auf diesen Gegenstand zurückzukommen. 31.

*) Der Löwe scheint im alten Aegypten ein Hausthier für die Bewachung der Pharaone gewesen zu sein. Ramses der Große wird in Begleitung eines Löwen abgebildet; Mehemet Ali, der moderne Pharao, hatte auch seinen zahmen Löwen. Anm. d. Verf.

**) Auf dem Siegel der Könige von England konnte man bis ins 15. Jahrhundert zwei Löwen auf den beiden Seiten des Throns erblicken. Im Mittelalter ward es üblich an den Kirchthüren „zwischen den Löwen" („intra leones") Recht zu sprechen; so hat ein neuer symbolischer Sinn, der seinen Ursprung einer neuentstandenen Sitte verdankt, die ursprüngliche Bedeutung welche der Löwe in der Hieroglyphensprache hatte verdrängt. Anm. d. Verf.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 115. —— 14. Mai 1849.

Eine Römerfahrt. Von Levin Schücking.

(Fortsetzung aus Nr. 114.)

Der Liberalismus galt für ein Erbstück der Familie Mastai, die der Himmel nur mit mäßigen Glücksgütern gesegnet hatte, und ein unscheinbares zweistöckiges Haus in Sinigaglia bewohnte; doch ist anzunehmen, daß für die wunderbare Erscheinung eines „Liberalen" auf dem Stuhl eines Julius und Innocenz auch die Umstände von entschiedenem Einfluß gewesen, daß dieser Mann nicht aus dem Kloster oder aus der Sakristei hervorging, sondern daß sein Lebenspfad ihn stets mitten durch praktische Verhältnisse und selbst nach Amerika geführt hat. Denn er wurde 1823 seiner Anstalt entzogen, um auf einer Mission nach Chile nebst dem Abbate Sallusti den apostolischen Vicar für Chile, Peru, Mexico und Colombia, Monsignore Giovanni Muzi, zu begleiten; ihnen hatten sich für die Reise noch angeschlossen der bevollmächtigte Minister am römischen Stuhle, Archidiakon Giuseppe Ignazio Cienfuegos und der Minoriten-Pater Luigi Pacheco. Die Reisegesellschaft stieß von Genua aus in die See auf der französischen Brigantine Heloise; eine übele Vorbedeutung war, daß ein furchtbarer Sturm sie in den Hafen von Palma, der Hauptstadt von Malorca, führte, wo die spanischen Beamten die Gesandtschaft des Papstes in einen Kerker werfen ließen, und erst auf die Befürchtung eines Aufstandes der Bevölkerung und die Verwendung des sardinischen Gesandten wieder ziehen ließen. Nach einer mühevollen Seereise, auf der sie nicht allein die Schrecken des Sturms, sondern auch den beängstigenden Besuch eines Seeräubers und die qualvolle Nähe eines Sklavenschiffes zu überstehen hatten, kamen die Reisenden am 3. Jan. 1824 in Buenos-Ayres an, und wurden zwar sehr enthusiastisch vom Volk, aber sehr mistrauisch von der Regierung empfangen. So traten sie nach kurzem Aufenthalt den beschwerlichsten Theil ihrer Reise nach ihrem eigentlichen Ziele an, nämlich quer durch Südamerika durch die Wüsten der Pampas nach Chile. Auf derselben hatten sie mehre Monate hindurch mit der Furcht vor dem Ueberfalle der Indianer und mit Entbehrungen und Strapazen jeder Art zu kämpfen, bis sie endlich am 17. März in S.-Jago ankamen. Hier fand die apostolische Gesellschaft dieselbe Aufnahme wie in Buenos-Ayres; ihre eigentliche Mission scheiterte trotz ihrer Mäßigung und Geduld an der Widerspenstigkeit der Regierung von Chile. Endlich sah sich der apostolische Vicar genöthigt seine Pässe zu verlangen. Die Mission trat am 19. Oct. 1824 ihre Rückreise nach Europa an; sie umschiffte das Cap Horn, und am 5. Juni 1825 landete sie in Genua, einen Monat später traf sie in Rom ein. So hatte Giovanni Mastai das Leben von manchen Seiten kennen gelernt die tausend andern Geistlichen stets verborgen bleiben. Er hatte alle Strapazen und Drangsale mit Gleichmuth ertragen, ja in den mislichsten Lagen durch seinen heitern Muth und gute Laune seine Reisegefährten ermuthigt, und durch seine Geistesgegenwart manches Ungemach von ihnen abgewandt. In sein weiches Gemüth mochten aber die mannichfachen Erlebnisse menschlichen Elends und menschlicher Ungerechtigkeit tief einschneiden, und manchen Grundsatz in seiner Seele zur Reife bringen der ihm in seinem spätern Leben das Staunen und die Bewunderung der Welt erwarb. Zunächst fand er Gelegenheit genug rücksichtslosen Sinn für Gerechtigkeit und wahrhaft christliche Menschenliebe zu bewähren in dem neuen Wirkungskreis den man ihm in Rom anwies. Es war dies ein ähnlicher wie der vorige in Tata Giovanni, nur im vergrößerten Maßstabe. Er wurde nämlich zum Director der Administrationsbehörde des großen Hospizes von S.-Michele in Trastevere an der Ripa grande ernannt. Es ist dies ein Etablissement von ungeheuerer Ausdehnung, die älteste Gewerbschule, mit Ateliers für alle möglichen Handwerke, außerdem Armenhaus, Hospital, Zufluchtsort für Gefallene rc. Der neue Director steuerte den Verschwendungen und Veruntreuungen mit aller Energie, und traf mit weiser Umsicht mancherlei Vorkehrungen die segensreiche Wirksamkeit der Anstalt zu erweitern und zu erleichtern. Seine Talente, sein Eifer und seine Energie zogen die Aufmerksamkeit Leo's XII. auf sich, und er wurde schon 1827 zum Erzbischof von Spoleto erhoben. Hier fand er ähnliche Misbräuche der Verwaltung wie in Tata Giovanni und S.-Michele; auch hier eröffnete er sogleich den Kampf dagegen, und führte Ordnung und Disciplin ein. Die Folge seiner ebenso humanen als gerechten Verwaltung war, daß, als nach der Julirevolution 1830 allgemeine

Insurrection im Kirchenstaat ausbrach, seine Diöcese allein eine Ausnahme machte. Und selbst die gewaltsame Verwickelung und die unheilvolle Bewegung wußte er durch seinen persönlichen Muth von seinem Sprengel abzuwehren. Es hatte sich nämlich ein Corps der Insurgenten, 5000 Mann stark, von den Oestreichern gedrängt nach Spoleto geworfen. Da foderte der Erzbischof die Oestreicher auf ihren Marsch gegen die Stadt einzustellen, es bedürfe Niemandes um die Insurgenten zu entwaffnen. Die Oestreicher machten Halt, Mastai trat mitten unter die Insurgenten, und brachte sie bald dahin, daß sie die Waffen ihm zu Füßen legten. Bald darauf wurde ihm eine Liste von Verschworenen übergeben; er warf dieselbe im Angesicht des Angebers und zur Verzweiflung der Policeibeamten ins Feuer. Zu Rom erregte natürlich ein solcher Erzbischof Neid und Mistrauen. Gregor XVI. lud ihn vor sich zu einer Rechtfertigung. Diese muß jedoch sehr vollständig gewesen sein; denn bald darauf ward ihm die größere und reichere Diöcese von Imola übertragen, die mitten in den damals ungeheuer aufgeregten Legationen der Romagna lag. Im J. 1835 hielt er seinen Einzug in seine neue Bischofsstadt. Hier traf er noch üblere Verhältnisse als in Spoleto, und es fand sein Gerechtigkeitssinn, sein wohlwollendes, versöhnliches Gemüth einen reichen Wirkungskreis. Er stellte nicht nur die im Kirchenstaat gewöhnlichen Misbräuche in der Verwaltung ab, sondern richtete sein Augenmerk besonders auf die Erziehung der Jugend und auf das Loos der politischen Gefangenen. Um den politischen Parteihaß zu versöhnen öffnete er sein Gesellschaftszimmer Menschen von allen Meinungen und besonders den Unzufriedenen. Kein Wunder, daß ein solches Verfahren ihm das Misfallen der herrschenden Partei im höchsten Grade zuzog. Dies ging so weit, daß der Gonfaloniere von Imola das Anerbieten des gütigen Erzbischofs bei ihm Pathenstelle zu versehen mit den Worten: „Sie soll ich nehmen, einen Liberalen! Nimmermehr!" grob zurückwies. Und wie rächte sich Mastai als er Papst geworden? Er schrieb dem Gonfaloniere ein Billet, das nur folgende Worte enthielt: „Sie haben den Bischof von Imola als Gevatter verschmäht; werden Sie den Bischof von Rom dazu annehmen?" Der Gonfaloniere war nach wenig Tagen in Rom, um tief gerührt seinem neuen Herrscher den Pantoffel zu küssen. Dies geschah 1846, wo Mastai zum Erstaunen der Welt zum Papst erwählt wurde. Als er als Papst Pius IX. auf die Loggia hinaustrat, um sich dem Volke zu zeigen, und als nun ganz Rom verwundert, unsichern Blicks den unbekannten Neuerkorenen anstarrte, da erscholl von einer Seite her von einer kleinen Gruppe Menschen ein begeistertes, unaufhörlich wüthendes: „Viva Pio Nono, evviva il padre del popolo!" Es waren ehemalige Zöglinge von Tata Giovanni, die, von einer wahren Wuth der Freude ergriffen, im neuen Statthalter Christi auf Erden Niemand anders erblickten als ihren guten Lehrer, den geliebten Abbate Mastai.

Nun ging ein Erkundigen an nach dem bisher so wenig allgemein bekannten Bischof, und aus dem reichen Schatz eines ebenso menschenfreundlichen als bescheidenen Wirkens gelangte ein Zug nach dem andern zur Kenntniß des römischen Volkes. Alles athmete freier auf, und die so lange ersehnte Umgestaltung des seitherigen Regierungssystems erschien nun in nächster Nähe. Daß der erste Erlaß des Papstes die Amnestie der politischen Verurtheilten verkünden werde hielt Jedermann für eine ausgemachte Sache. Doch Pius IX., immer etwas bedächtig, übereilte sich nicht; es vergingen Wochen, und der allgemein erwartete Act, wodurch der neue Papst den Maximen des alten geradezu den Krieg erklären sollte, ließ noch immer zum großen Verdruß aller Ungeduldigen auf sich warten. Gleichwol eroberte sich Pius alle Herzen durch die Liebenswürdigkeit seiner Erscheinung, und erweckte das allgemeinste Vertrauen durch sein ganzes Verfahren.

Noch an demselben Tage seiner Thronbesteigung ließ er seinen ehemaligen Lehrer, den alten, ehrwürdigen Graziosi, und seinen Mitschüler, den freisinnigsten und genialsten aller römischen Priester, den Abbate Ventura *), zu sich kommen. In der That eine andere Camarilla als die seines Vorgängers, wo Gaetano Moroni, der Barbier, später Kammerdiener, zuletzt allmächtiger Gesellschafter Gregor's, über ein Geschmeiß von Schmeichlern und Heuchlern, die ganz Rom zu einer Frömmigkeitscaricatur machten, den Vorsitz führte. Wie weit entfernt er war der herkömmlichen Nepotenwirthschaft zu fröhnen, Das legte er deutlich genug in der ersten Woche seiner Regierung an den Tag. Da stellt sich nämlich ein Mensch dem Papst vor, und überreicht einen Brief des Grafen Mastai in Sinigaglia, worin der Ueberbringer der Gnade seiner Heiligkeit empfohlen und zugleich bemerkt wird, derselbe verdiene, daß mittels einer kleinen monatlichen Pension von 8 — 10 Scudi für ihn gesorgt werde. Pius nimmt lächelnd die Feder, schreibt dem Hülfsbedürftigen eine Anweisung von 10 Scudi auf — die gräflich Mastai'sche Kasse, und schickt ihn damit nach Sinigaglia zurück. Wie aufmerksam er auch im Einzelnen für das Wohl seiner Unterthanen besorgt war, und wie prunklos er dafür wirkte, davon gibt folgende Erzählung ein schönes Beispiel:

Ein Edelmann von großem Vermögen will seinen ganzen Reichthum einem seiner beiden Söhne allein vermachen; dieser aber ist fest entschlossen trotz eines solchen Testaments dennoch mit seinem Bruder zu theilen. Im Zorn darüber errichtet der Vater ein Testament, worin er seinen Söhnen den kleinen Pflichttheil, alles Andere aber dem Priester vermacht welcher am Tage seiner Exequien die erste Messe in der Pfarrkirche des Erblassers lesen werde. Nach dem Tode des Edelmanns wird dies Testament des auffallenden Inhalts wegen dem Papst vorgelegt. Es war am Tage vor den

*) Schücking macht über dessen geniale Ansichten die interessantesten Mittheilungen S. 208 fg.

Abhaltung der Exequien. Am andern Morgen erhob sich Pius IX. vor Tagesanbruch, begab sich nach der betreffenden Kirche, ließ sich die Thüren öffnen, und las die erste Messe in derselben. Als Testamentserbe des Edelmanns schenkte er den ganzen Nachlaß sofort an die übergangenen Söhne. Während solche Einzelheiten wie ein Lauffeuer durch Stadt und Land sich verbreiteten, zeigte er sich dem Volke ohne Prunk und ohne mittelalterliches Ceremoniel; er ordnete Audienzen an für Arme und Reiche, Einheimische und Fremde ohne Unterschied, erschien mit geringerer militairischer Begleitung, revidirte in eigener Person die Klöster, oder ging auch wol, was bisher ganz unerhört war, zu Fuß in eine Kirche. Dazu kam, daß er nicht nur die Küche und den Marstall vereinfachte, sondern auch die Policeisoldaten aus seinem Palast verwies, und das alte System der geheimen Spioniererei beiseite warf. Zugleich hatte er selbst ein scharfes Auge auf Das was vorging und ein feines Ohr besonders für den Ruf der Armen und Hülfeflehenden. So geschah es, daß in ihm das ganze Volk den von den Zöglingen von Tata Giovanni verkündeten Vater des Volkes erkannte, und die hastige Ungeduld, mit der es anfangs die Amnestie erwartet hatte, verwandelte sich in ruhige, sichere Erwartung. Aber nichtsdestoweniger brach, als nun einen Monat nach seiner Thronbesteigung, am 17. Juli 1846, Pius das längst erwartete Amnestiedecret erließ, ein wahrer Sturm des Enthusiasmus aus. Und auch hier war es nicht blos der Gehalt des Geschenkes welcher alle Gemüther mit Freude erfüllte, sondern auch die edle, einfache Form; denn Pius hatte allen Curialstil und alle hochtrabenden Floskeln, wie sie sonst bei den gottbegnadeten Herrschern beliebt sind, verworfen, und dem Zuge seines Herzens folgend die Worte gefunden welche die Herzen entzündeten. Sie wurden sofort tausendfach abgedruckt auf Fahnen und Tüchern, und wurden so im buchstäblichsten Sinn Eigenthum der Nation.

Aber kaum hatte Pius die Kerker geöffnet und die Verbannten in die theure Heimat zurückgerufen, so erließ er am 27. Aug. ein anderes Edict, welches ebenfalls in der einfachsten Sprache abgefaßt war, und nicht minder seine Einsicht in Das was die Zeit erfoderte, und seine Bereitwilligkeit das Wohl seines Volkes von Grund aus zu fördern an den Tag legte. Es betraf dasselbe die Volkserziehung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Isaak Disraeli.

Curiosities of literature, by *Isaac Disraeli*; with a view of the life and writings of the author, by his son, *Benjamin Disraeli*. London 1849.

„Wenn ich", heißt es in der Zueignung eines von Isaak Disraeli's Werken an Robert Southey, „von Ihren in häuslicher Stille ununterbrochen gepflegten Studien den Blick auf die Schriftsteller unserer Hauptstadt richte, ist der Contrast zwar kein ermuthigender, aber jedenfalls ein überraschender. Sie wissen so gut wie Einer, daß die socialen Umwälzungen auch auf unsere Literatur eingewirkt, daß neue Classen Leser neue Classen Schriftsteller hervorgerufen haben. Eine Erörterung der Ursachen und Folgen des gegenwärtigen Zustandes dieser flüchtigen Literatur müßte einige der wichtigsten, den öffentlichen Geist betreffende Fragen besprechen. Es könnte aber eine gehässige Untersuchung werden, welche ein der Vortrefflichkeit geweihtes Blatt nicht verunzieren soll. Wer von der Stunde sich begeistern läßt, hat kein Recht zu klagen wenn er mit derselben Stunde vergeht."

Zu solchen von der Stunde geborenen und mit der Stunde vergehenden Namen gehört nicht der Name Isaak Disraeli, dessen reichbegabter Sohn der oben rubricirten neuen Auflage von seines Vaters weitbekannten „Curiosities of literature" eine Schau seines Lebens und seiner Schriften beigefügt hat. Freunde der englischen Literatur kennen Isaak Disraeli's bedeutsamen Einfluß auf diese wie auf seine Zeitgenossen überhaupt, und doch ist es schwer das Fach zu bezeichnen in welchem er eigentlich und vorzugsweise gewirkt. Ohne Dichter zu sein ist er in seiner Schätzung der Schönheit, in seiner Begeisterung für Alles was den Menschen über sich selbst erhebt, wahrhaft poetisch. Er war nicht Geschichtschreiber; und doch würde ohne seine Beiträge die Geschichte schmerzliche Lücken haben. Er war nicht Biograph; gleichwol finden wir bei ihm aus dem Leben der Großen und Guten vieler Zeiten beträchtlich Mehr als in irgend einem Buche. Er war kein Sittenlehrer von Profession; aber seine Beispiele und seine Darstellungen sind eine Ethik. Er maßte sich nicht die Sendung an das Volk und die Lesewelt zu unterrichten; aber seine Feder unterrichtet das Volk, und bereichert die Kenntniß jedes Gebildeten. Blos zu unterhalten war nie der Zielpunkt seiner Erzählungen; dennoch fühlt auch der blasirteste Leser sich von ihnen angezogen und festgehalten. Disraeli schrieb meist aphoristisch. Schon jung tauchte er in das große Weltmeer des Wissens, und brachte bis zu seiner Erblindung von Zeit zu Zeit echte Perlen herauf, die er bescheiden andern Händen übergab, um bei Gelegenheit und kunstgeschickt die kostbaren Tropfen auf Schnüre zu reihen. So entstanden seine „Curiosities of literature", seine „Literary miscellanies", seine „Quarrels and calamities of authors", sein „Literary character", insgesammt werthvolle Beiträge zur Literaturgeschichte, und zugleich dauernde Gemälde der Zeiten und Menschen welche in Englands öffentlicher und häuslicher Sphäre eine Hauptrolle spielen, und zwar Gemälde, nicht vom Pinsel eines Kleckfers, sondern das Werk eines Geistes welcher mit Liebe seine Darstellung erfaßte, die Wahrheit auf der Goldwage prüfte, und sich bestrebte die Vergangenheit dem Urtheile der Gegenwart zu unterbreiten, damit die Zukunft sich danach richten und daraus Gewinn ziehen könne.

Von den Schwierigkeiten mit welchen Disraeli zu kämpfen hatte, als er vor nahe 60 Jahren seine Collectaneen begann, kann ein junger heutiger Gelehrter sich kaum einen Begriff machen. Während Letzterm alle Bibliotheken sich öffnen, er vor dem Tempel der Weisheit nicht um Einlaß zu bitten braucht, sondern höflichst und ernstlich aufgefodert wird einzutreten und von den aufgehäuften Schätzen beliebig zuzulangen, wurde Disraeli vor nicht ganz 25 Jahren, als er sein Werk über Karl I. vorbereitete, laut Versicherung seines Sohnes, „mit seinem Gesuche im Staatsarchive Einiges nachsehen zu dürfen vom damaligen Staatssecretair entschieden abgewiesen". Viele wissenschaftliche Quellen an denen heute Jeder schöpfen kann mußten in Disraeli's Tagen erst entdeckt werden. Das Lesezimmer im Britischen Museum, wo jetzt Scharen von Schatzgräbern so ämsig und hastig arbeiten, daß die besser belohnten Goldsucher in Californien sich schämen müssen, war vor 60 Jahren der stille, wenig gekannte Zufluchtsort einiger halben Dutzend frommer Seelen, die es nicht übers Herz bringen konnten, daß die denkwürdigen Thaten und das fruchtreiche Dasein vergangener Geschlechter von der Erde verschwinden sollten unaufgezeichnet und unbelobt. Heutige Kritiker mögen

höhnisch lächeln, weil Disraeli was er unter Schutt und Steinen mühsam hervorgeklaubt der Welt triumphirend als einen Fund zeigte. Statt zu spotten und zu höhnen sollten sie seinen Fleiß bewundern und, wenn möglich, nachahmen.

Das dem Buche vorgesetzte „Memoir“ verweilt nur flüchtig bei Disraeli's Lebensgeschichte, und enthält sich jeder tiefen Analyse seines Geistes und seiner Schriften. Vielleicht hat der Sohn nicht mehr thun mögen, hat geglaubt auf die intellectuellen und moralischen Eigenschaften seines Erzeugers blos einen Streifblick werfen zu dürfen. Doch hat er dadurch jedenfalls auch die Erwartung getäuscht, die nicht unbefugte Neugier ist, sondern mit Recht vom Biographen Aufschluß fodert über das Leben, die Beschäftigungen und Verhältnisse eines Mannes dessen lange und denkwürdige Laufbahn ihn mindestens als den mühsamsten, angenehmsten und glücklichsten Gelehrten seiner Zeit bezeichnet.

„Mein Großvater“, berichtet der Biograph, „der 1748 in England einbürgerte, war italienischer Herkunft, Abkömmling einer jener hebräischen Familien welche zu Ende des 15. Jahrhunderts von der Inquisition aus der spanischen Halbinsel vertrieben im tolerantern Gebiete der venetianischen Republik eine Stätte fanden. Ihren gothischen Zunamen hatten seine Vorfahren bei ihrer Niederlassung auf Terra Firma abgelegt, und mit Dank gegen den Gott Jakob's, der durch nie dagewesene Versuchungen sie sicher geleitet und sie beschirmt inmitten unerhörter Gefahren, den Namen Disraeli angenommen, einen Namen welchen weder vorher noch seitdem eine andere Familie geführt. Er sollte das Erkennungszeichen ihres Geschlechts sein und bleiben. Ungestört und unbelästigt blühten sie als Kaufleute während länger denn zwei Jahrhunderten unterm Schutze des Löwens des heiligen Marcus, was nicht mehr als billig, da der Schutzpatron der Republik selbst ein Sohn Israel's war. Wie jedoch gegen Mitte des 18. Jahrhunderts die veränderten Zustände Englands ein nach damaliger Meinung der dasigen Handels- und Religionsfreiheit günstiges Ansehen gewannen, wendete Dies den Blick meines Urgroßvaters auf jene Insel, und er beschloß, daß Benjamin, der jüngste seiner zwei Söhne, «der Sohn seiner rechten Hand», sich in einem Lande ansiedeln solle, wo die Dynastie durch den Sturz des Prinzen Karl Eduard endlich befestigt, und die öffentliche Meinung der Verfolgung in Glaubens- und Gewissenssachen auf das bestimmteste entgegen zu sein schien.“

Nach 17jährigem Aufenthalte in England heirathete Benjamin. „Meine Großmutter“, schreibt der Enkel, „die schöne Tochter einer Familie welche viel von Verfolgung gelitten, hatte jene Abneigung wider ihr Volk eingesogen, der die Eiteln sich nur zu gern hingeben, sobald sie bemerken, daß sie um ihrer Geburt willen öffentlich verachtet werden.“ Ein Kind war die Frucht der Verbindung, „ein bleiches, sinnendes Kind mit großen dunkelbraunen Augen und niederwallendem Haar, das unter einem Dache weltlichen Fleißes und weltlichen Genusses aufwuchs, und von der frühesten Jugend durch seine ganze Lebenshaltung andeutete, daß es einer andern Ordnung angehörte als die in deren Kreise es lebte. Schüchtern, empfänglich, träumerisch, die Einsamkeit suchend, und ein Buch ihm die liebste Gesellschaft verbrachte es seine Jahre bis zum Eintritt in jene traurige Zeit des Knabenalters, wo excentrisches Wesen Aufmerksamkeit erregt und keine Sympathie findet.“

Der Vater, der sich vom Geschäft zurückgezogen, und die jähzornige, phantasiearme Mutter hatten kein Wohlgefallen an dem bescheidenen, in sich versunkenen Sohne. Er schrieb ein Gedicht. Das war der Wendepunkt seines Schicksals. Er wurde ohne Weiteres einem Handelsfreunde in Amsterdam „übermacht“. Nach Ablauf der für sein Dortbleiben bestimmten Zeit kehrte er zu seinen Aeltern zurück, damals im 18. Jahre. Das erste Wort des Wiedersehens war das Bedeuten, daß er zu einem großen Kaufherrn in Bordeaux als Commis kommen solle. „Mein Vater entgegnete“, sagt der Verf., „er habe wider den Handel als Verderber der Menschen ein ziemlich langes Gedicht geschrieben. In den nächsten 48 Stunden ging im Hause aufs neue Alles schief, lediglich weil Herr und Frau keinen psychologischen Blick hatten.“

Inzwischen setzte der Sohn es durch, daß er nicht nach Bordeaux kam, erwarb durch einige Aufsätze und Gedichte den Beifall seiner Leser, verständigte sich mit seinen Aeltern, machte eine Reise nach Frankreich, wo er mit Gelehrten und Bibliotheken verkehrte, und lebte bei seiner Heimkunft auch in England so fort. In seinem 25. Jahre gab er die „Curiosities of literature“ heraus, die erste bedeutende Frucht seiner Studien, eine Sammlung Anekdoten, Charakterzüge, Lebensskizzen und Beobachtungen. Die einfache Thatsache, daß dieses vor länger denn 50 Jahren erschienene Buch noch heute seine Geltung behauptet, vertritt jede Beurtheilung. Andere, bereits genannte Werke ähnlichen Inhalts folgten in bald längern, bald kürzern Zwischenräumen, bis 1839 völliges Erblinden und wenige Jahre später der Tod dem Verf. die Augen schloß.

Im Ganzen stellt das Leben des Geschilderten sich als rein isolirt heraus. Das bezeugt auch sein Biograph wenn er von ihm sagt: „Geschäfte mochte er nicht, und Erholung bedurfte er nicht. Seine Studien waren sein Leben. In London bestand sein einziges Vergnügen darin, daß er Bücherladen durchkroch. Besuchte er einen Club, geschah es um der Bibliothek willen. Auf dem Lande verließ er sein Zimmer nur, um in Gedanken eine Terrasse auf- und abzugehen, über ein Capitel nachzusinnen oder sich einen Satz einzuprägen. Er hatte weder Leidenschaft noch Vorurtheil. Jede seiner Ueberzeugungen war das Resultat seiner Forschungen und oft im Widerspruche mit früher empfangenen Eindrücken. Auf politische Tagesfragen ließ er sich nicht allein nicht ein, sondern konnte sie auch nie begreifen. Er stand nie in Beziehungen zu einer Körperschaft oder Partei, zu Schul- oder Universitätsfreunden, zu Genossen des öffentlichen Lebens, welches in England vielleicht die einzige Basis echter Freundschaft ist.“ 10.

Literarische Anzeige.

Bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Entwurf
zu einem
allgemeinen Deutschen Civilgesetzbuche
nebst Motiven.
Von
F. A. Freiherrn von Preuschen-Liebenstein.
Gr. 8. (32 Bogen.) Geh. 2 Thlr.

Der Verfasser, welcher schon früher einen blos statt handschriftlicher Mittheilung gedruckten, von Sachkennern des Beifalls gewürdigten Entwurf zu einem nassauischen Ehe-, Verwandten- und Vormundschaftsrechte redigirt hat, unternahm es bereits im Jahre 1847, durch aufmunternde Stimmen competenter Gelehrten in seinem Vorhaben bestärkt, das vorstehend angezeigte Werk mit sorgfältiger Berücksichtigung des römischen und deutschen Rechts, sowie der neuern Gesetzbücher und mit Benutzung seiner eigenen praktischen Erfahrungen zu dem Zwecke auszuarbeiten, um hierdurch zur Anbahnung einer allgemeinen deutschen Gesetzgebung nach Möglichkeit beizutragen. Derselbe wünscht Nichts sehnlicher, als daß diese Vorarbeit tüchtigern Gelehrten Veranlassung gebe, ihre eigenen Kräfte dem von ihm angestrebten Ziele zu widmen, damit die Rechtseinheit in Deutschland baldigst zur Wahrheit werde.

Der gegenwärtige Entwurf umfaßt das gesammte Privatrecht mit Ausnahme des Handels-, Wechsel-, See-, Deich- und Bergrechts, und sind demselben erläuternde Motive beigefügt, welche auch dem Laien nicht ohne Interesse sein werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 116. — 15. Mai 1849.

Eine Römerfahrt. Von Levin Schücking.

(Fortsetzung aus Nr. 115.)

Erst nachdem Pius auf solche Weise einen Grund zu legen begonnen hatte, auf dem ein freieres Volksleben sich gestalten konnte, traf er Anstalten den hierarchischen Absolutismus nach den Foderungen der Zeit zu modificiren, und das ausschließlich geistliche Regiment zu beseitigen. Im Frühjahr 1847 verhieß er die Wahl der Staatsconsulta und die Ertheilung einer freisinnigen Municipalverfassung der Stadt Rom. Und noch ehe diese Einrichtungen ins Leben traten, organisirte er ein anderes Institut, welches von seinem Volk inständig erbeten und mit unendlichem Jubel begrüßt wurde, ich meine die Bürgergarde, die zunächst das einzige Mittel schien das Schreckgespenst der Reaction zu verbannen, in den Köpfen der heißblütigen Italiener sofort sich zur Nationalgarde erweiterte, und die Macht zu werden schien welche von Italien die Fremdherrschaft abschütteln würde, die jedoch nicht allein wohlfeiles Freudengeschrei erregte, sondern auch den thatkräftigen Patriotismus und die militairische Anstelligkeit der Römer in das schönste Licht setzte. Noch ehe das J. 1847 sich dem Ende neigte, hatte Pius sein Wort in Betreff der Staatsconsulta und der Municipalverfassung so zu allgemeiner Zufriedenheit gelöst, daß Niemand die Frage aufwarf: „Annehmen oder ablehnen?" daß vielmehr das ganze Volk in einen Jubel ausbrach der uns kältern Nordländern an Wahnsinn zu grenzen schien.

Die von den ärgsten Fesseln befreite Presse schickte eine Zeitung nach der andern in die Welt, und die Besprechung und triumphirende Verkündigung der Thaten des neuen Papstes ließen kaum noch für etwas Anderes Raum, die Kaffeehäuser tönten wider von dem Namen Pius, und in Akademien traten vier bis fünf Redner nacheinander auf, die sämmtlich nur das Lob des großen Reformators priesen. Aber alle diese Huldigungen erscheinen klein und vereinzelt vor dem Jubel der Menge auf den Straßen, vor den rauschenden Festzügen und dem enthusiastischen Lärm der Bürgergarde. Schücking gibt treffliche Schilderungen von dieser Zeit der allgemeinen Begeisterung, von welcher er persönlich Zeuge war. Ich kann es mir nicht versagen seinen Bericht über die Feier am 24. Nov. bei der Zusammenkunft der neuen Gemeinderäthe wörtlich mitzutheilen (S. 198—203):

25. November.

Trotz aller Befürchtungen, daß Ermüdung oder die Verstimmung der letzten Tage den 24. Nov. ziemlich still vorübergehen lassen würde, war die Stadt gestern und heute noch in größter Bewegung. Der schönste und sonnigste Himmel begünstigte den Festzug vom Quirinal, wo die 100 neuen Gemeinderäthe zuerst zum Fußkusse zugelassen wurden, nach dem alten und ehrwürdigen Capitol. Die Straßen hatten sich wieder bekleidet mit dem für solche Gelegenheiten immer bereiten Schmucke von Teppichen, Geweben, Draperien, Bildern u. s. w. Große Tafeln mit Inschriften, von Blumen umkränzt, drückten die Hoffnungen aus welche das Volk an die neue Schöpfung knüpft. Hier hieß es:

> Voi,
> Che il potere aveste da Pio,
> Fate che Roma torni ad essere
> La regina del mondo.

und dort prangte nicht weniger stolz der patriotische Zuruf:

> Municipio,
> Sii sole che sorgi su Roma
> Ad illuminare co' tuoi raggi
> Le città tutte sorelle
> Dello Stato-d'Italia!

und so hundert Anderes. Die „patres conscripti" begaben sich in die Kirche Ara Celi, die alte Basilika auf der Höhe des Capitols, wo einst der Tempel des capitolinischen Jupiter stand. Im Senatorenpalaste, in dessen Aula, nachdem die Heilige-Geistmesse zu Ende, der neue Rath zur Wahl des Senators und der acht Conservatoren schritt, las der Präsident, Cardinal Altieri, eine von den Fahnenträgern der 14 Rionen überreichte Adresse, worin das römische Volk seinem neuen Senate erklärte: es habe seine alten Fahnen, welche nur an die „Erbärmlichkeit eines ganz heruntergekommenen und jämmerlichen Senats" und die „verderbliche Rivalität zwieträchtiger Rionen" erinnern würden, vernichtet, und die neuen welche es sich geschaffen übergebe es zur Aufbewahrung und zum Schmucke des Capitolsaals dem neuen Municipium, ein Zeichen seines Vertrauens. Sodann wurde eine Adresse der Ferraresen verlesen, mit welcher diese dem römischen Volke und Senate eine neue sehr schöne Fahne übersandt hatten. Der Cardinalpräsident dankte, und dann wurden die Fahnen der Rionen in den Saal gebracht. Einer der Fahnenträger hielt nun eine glänzende Rede, worin Pius IX. mit Numa verglichen wurde, der ja auch einen Senat von 100 Männern geschaffen, und worin die alte Gloria der Weltstadt ihre verdiente Würdigung fand. „Zerstört das Monopol, gebt Glanz und Leben der Kunst, die hier ihren Sitz hat, erneuert die Theater, vertilgt die Misbräuche, gebt unserer Jugend, der theuersten Hoffnung des Vaterlandes, eine männliche und aufgeklärte Erziehung; eröffnet Lyceen und Erziehungsanstalten, daß Keinem mehr die Milch der Wissenschaft entzogen werde, kurz, handelt, daß diese herrliche und ewige Stadt wieder zu ihrem alten Glanze gelange, damit die Welt sagen könne: Rom war und ist! Seht auf

diese Fahnen, die euch nicht umsonst die Bilder der alten Wölfin und des triumphreichen Adlers zeigen: sie werden zu euch reden von der Größe und dem Ruhme und dem heldenmüthigen Beispiele unserer Ahnen. Von ihnen lernt antike Weisheit — von Pius IX. aber die Klugheit des Jahrhunderts (moderna prudenza)!" Es ist wunderbar, welche rhetorische Anlage, welches Talent für ein stattliches öffentliches Auftreten in diesen Römern steckt! Der Cardinal-Präsident übernahm wieder die Antwort; dann vertheilte er im Namen des Papstes 42 Medaillen an die Fahnenträger und ihre Gehülfen; endlich begann das Scrutinium. Am Abende fehlte natürlich eine glänzende Illumination nicht; vor dem Capitol, wo Musikchöre spielten, warteten große Volkshaufen das erste Resultat der Wahl ab. Corsini, Borghese, Doria, hieß es endlich, seien die drei Namen welche dem Papste vorgelegt werden sollten als Candidaten zur Senatorwürde. Der Name Corsini erweckte unendlichen Jubel; Fürst Corsini ist ein alter Herr in den Achtzigen, aber sehr rüstig; er marschirt noch meilenweit zu Fuß an der Spitze seines Civicabataillon, und thut überhaupt Alles um Mann des Volkes zu sein. Ich sah ihn nie anders als von einem prachtvoll costumirten Mohren begleitet; Haare und Bart so dicht mit schwarzer Farbe bekleistert, daß auch keine Spur des Alters durchschimmern konnte. Man wollte ihm durchaus die Pferde abspannen, und ihn nach seinem Palazzo jenseit der Tiber ziehen; nur mit Mühe entkam er dieser unangenehmen Huldigung, doch wurde er mit tausend Evvivas heimbegleitet. Heute erklärte der Papst, in diesem Volksjubel liege die Stimme Gottes, und ernannte Corsini zum Senator. An demselben Tage wurden dann auch die acht Conservatoren gewählt. Nachdem diese Wahlen stattgefunden, wurde heute Abend ein Fackelzug improvisirt. Er bewegte sich den Corso hinab. Am Café delle bell' Arti war eine Menge junger Leute versammelt, welche beabsichtigten nach der Wohnung des schweizerischen Generalconsuls zu ziehen, um dort eine Demonstration zu machen und ihre Freude über die Einnahme von Freiburg auszudrücken. Als jedoch der Fackelzug kam, schlossen sie sich mit den jüngst verschmähten Fahnen an, und nachdem das Capitol erstiegen, zogen Alle auf das Forum. Heller Mondschein und nächtliche Stille lagen zauberisch auf den einsamen Marmorsäulen und den Tempeltrümmern, welche die letzten Zeugen der alten römischen Größe sind; nur von fern tönte das Geräusch der Stadt hinein, und verklang und schwoll mit dem Rauschen des Nachtwindes in den alten Ulmen, welche ihre Wurzeln zwischen die Quadern der Via sacra und in den Mosaikboden zerstörter Tempel, schuttbegrabener Paläste treiben. Plötzlich warf sich in dieses schlummernde Campo santo todter Zeiten und begrabener Ideen die erregte italienische Jugend von heute. Die rothen Fackellichter glühten an den hohen Säulen, den marmorenen Architraven empor, hundert Rufe erschollen, alle Stichworte der Gegenwart wurden donnernd ausgeschrien — und fanden ein Echo an den zerfallenden Römerbauten. Welcher Umschwung der Zeiten! Wie viele Jahre mußten verfließen, ehe auf diesem republikanischen Fleck Erde wieder der Ruf: „Freiheit!" sich erheben durfte! Aber man rief nicht „Freiheit!" allein; man rief: „Freiheit und Fortschritt, Hand in Hand mit der Religion!" Man ließ den Staub der Väter leben, man jubelte der Geschichte zu die hier begraben ist: — es war ein feierliches Zeugniß, als wolle man Die beschämen welche in all dieser Bewegung nur Radicalismus und wurzellose, gottlose Schwindelei sehen. Nachdem sich die Begeisterung für die unerreichte Größe der Vaterstadt ausgetobt, und alle heißen sanguinischen Wünsche der Fackelträger ihre Sprache gefunden, zog man nach Trastevere, vor den Palast des Fürsten Corsini, der prachtvoll erleuchtet war, und vor dem sich das 1040 Mann starke Bataillon der Civica, welches Trastevere angehört — ein verwegenes, tolles Corps! — aufgestellt hatte. Der Fürst redete dort, oft von Thränen unterbrochen. Tief in der Nacht zog man heim.

So feiert Rom die einzelnen Schritte zu seiner politischen Erhebung. Amnestie, Bürgerwehr, Municipium, Consulta — Alles hat den ausschweifendsten Jubel erweckt. Was wird jetzt kommen? Hoffentlich eine Pause, um den gelegten Keimen Muße zur Entwickelung zu lassen.

Es ist bekannt, mit welcher Sturmeseile der in Rom erwachte Geist sich über ganz Italien verbreitete; es bedurfte keiner Propaganda um die Gemüther für Pius zu gewinnen, seine Anordnungen brauchten blos bekannt zu werden um überall den lautesten Jubel zu erregen, und Das nicht nur in Italien, sondern in der ganzen Welt; denn im Sommer 1847 wurde selbst aus Konstantinopel berichtet, daß dortige Italiener ihr Freudengeschrei über Pius IX. erhoben, und daß Türken und Juden mit eingestimmt hätten. Aber das Volk ließ es nicht bei seinen Vivas bewenden, sondern legte die schönsten Proben sittlicher und nationaler Erhebung ab. Es schien als wollten die Italiener den Schmuz von Jahrhunderten abwerfen, und als solle die Quelle des Nationalunglücks, die alte Zwietracht der Städte, an der Flamme des begeistertsten Patriotismus gänzlich vertrocknen. Ein schönes Zeugniß dafür legte die Stadt Bologna ab, indem sie der Rivalin an der Tiber in freundlichster Weise eine Fahne überreichte. Da konnte es nicht fehlen, daß auch die übrigen Fürsten in dieselbe Bahn gedrängt wurden die Pius betreten. Einige folgten leicht, namentlich der Großherzog von Toscana; Karl Albert schlug die gemachten Foderungen zunächst ab, und wies auf sein Heer, um das Errichten der Bürgergarde als unnöthig zu bezeichnen. Doch sah er bald ein was an der Zeit sei, und gestattete nicht nur eine größere Freiheit der Presse, sondern traf auch zeitgemäße Reformen im Gerichtswesen und in der Verwaltung, und verwilligte endlich seinem Volke auch politische Rechte. Am längsten hielt sich das alte System in Neapel; aber nachdem alle Mittel es aufrecht zu erhalten erschöpft waren, nachdem fast ein Jahr hindurch der vergebliche Versuch gemacht worden den geistigen Verkehr Roms mit Neapel abzuschneiden, nachdem vergebens das ganze Heer unter sieben Generalen in mobilen Colonnen über das Land ausgebreitet war, angeblich um einige Räuber in Calabrien einzufangen, nachdem der Aufstand in Sicilien ausgebrochen und in Neapel täglich drohete, — da ergab sich auch Ferdinand II. in das Unvermeidliche, und wurde im Januar 1848 dem Rath der übrigen Gesandten untreu, um der lakonischen Antwort des englischen Botschafters: „Majesté, constitution, constitution, constitution!" Folge zu leisten.

Somit war das letzte Bollwerk des Absolutismus in Italien erstürmt, die Fesseln der geistlichen und weltlichen Despotie, welche das schöne Land so lange umstrickt hatten, waren zerrissen, Volksbewaffnung und Volksvertretung in allen Staaten eingeführt die nicht unter Oestreichs Herrscherstab sich beugen mußten; und neben der geistigen Einheit des mächtig erwachten Nationalgefühls war die materielle durch einen italienischen Zollverein angebahnt. Es herrscht kein Zweifel darüber, daß diese schnelle Umgestaltung der politischen Verhält-

nisse in Italien seit der Thronbesteigung Pius' IX. datirt. Wol aber ließ sich schon anderthalb Jahre nach derselben, zur Zeit als die politische Reform die Runde durch Italien gemacht, und der Sturm der französischen Februarrevolution den Gang derselben noch nicht gestört hatte, die Frage aufwerfen, ob Pius IX. die Folgen seines reformatorischen Anfangs beabsichtigt oder auch nur vorausgesehen habe? Von der Art und Weise wie diese Frage beantwortet wird und beantwortet werden kann, hängt wesentlich die Charakteristik des seltenen Papstes ab, und nur von hier aus läßt sich ein Urtheil über sein Benehmen in der letzten Katastrophe gewinnen.

(Der Beschluß folgt.)

Notizen über die neuere spanische Literatur.

Lyrische Dichter.

Don Juan Maria Maury, geboren in Malaga, Abgeordneter zu den Cortes von Bayonne, lebte seit seiner Verbannung aus seinem Vaterlande in freiwilligem Exil in Frankreich, wo er am 2. Oct. 1845 in einem Alter von 63 Jahren starb. In der Absicht, den mit spanischer Literatur und Poesie ungeachtet ihrer Grenznachbarschaft und ihres gemeinschaftlichen sprachlichen Ursprungs doch nur wenig bekannten Franzosen den reichen Schatz seiner vaterländischen Poesie zu erschließen, theilte er in seiner „**Espagne poétique**" sehr wohlgelungene Uebersetzungen aus den besten ältern und neuern spanischen Dichtern mit, die allgemein mit ungetheiltem Beifalle bei ihrer Erscheinung aufgenommen wurden. Indem er sich durch diese Verbreitung spanischer Literatur auf französischem Boden um sein eigenes Vaterland verdient machte, erwarb er sich zugleich das Bürgerrecht unter den französischen Literaten, unter denen sich ein Kritiker folgendermaßen über ihn vernehmen ließ: „Maury, Spanier von Geburt, scheint ganz und gar Franzose was das Talent betrifft, womit er sich in Prosa und in Versen in der Sprache Racine's auszudrücken weiß; dazu zeigt er sich in der Würdigung aller europäischen Literatur als wahrer Kosmopolit." Bereits durch seine „**Agresion británica**" und andere Gedichte vortheilhaft bekannt, schrieb er seine „**Esvero y Almedora**" aus den Zeiten Don Juan's II. Nicht mit Unrecht verglich man diese Dichtung einem Labyrinthe dichtbelaubter Wälder, wo unter erfrischendem Baumschatten die duftigsten Blumen von größtem Farbenreichthum blühen, und zu dem lieblichen Gemurmel geschwätziger Waldbäche bunte Vögel ihre abwechselnden Melodien ertönen lassen. Wer es wagen will sich in diese verschlungenen Irrgänge, wo kein leitender Faden sich zeigt, zu vertiefen, wird für seine Mühe durch die Schätze die er dort findet reichlich belohnt werden.

Maury besaß in hohem Grade die Kunst der Versification und das Geheimniß des castilischen Idioms; nur hatte er sich, indem er letzteres seiner gravitätischen Würde entkleidete, einen verwickelten und schwer zu entziffernden Stil geschaffen. Viele Stellen seines Gedichts erinnern wider Willen an Góngora. Seine Romanze „**La timidez**" ist ein Muster von dichterischer Anmuth und Schwung. Auch hatte er ein Buch der Aeneide übersetzt und „**El Genesis pagano**" geschrieben. Man sieht sehr bald einer vollständigen Ausgabe seiner Gedichte entgegen. Maury war von angenehmem Aeußern, und sprach mit Eleganz und Geschmack; er machte häufige Reisen nach seinem Vaterlande, und verjüngte sich durch seinen Umgang mit einheimischen Dichtern. Eine literarische Fehde veranlaßte ihn, kurz vor seinem Tode, zu schreiben: „**¿Cómo escribo ya versos? ¿Y sin escribir versos cómo vivo?**"

El Duque de Frias. Noch vor kurzem konnte man diesen als Mitglied der Kammer der Proceres, als Diplomat und als Krieger gleich ausgezeichneten Dichter mitten im Kreise von Künstlern sehen, wo ihm für seine herrliche „**Oda alla muerte de Felipe II.**" in den Jeux Floraux des Lyceums von Madrid der Preis zuerkannt wurde. Seine Gedichte, worunter wir nur „**El llanto conyugal**", seine „**Epistola á Don J. N. Gallego**" und seine gelungene „**Romance á un Barco de vapor**", sowie einige Sonette an Bellini, auf die Einnahme von Antwerpen, und an Wellington namhaft machen, zeichnen sich durch guten Geschmack und schwungvolle Begeisterung aus. Wenn er bis jetzt bei dem größern Publicum weniger bekannt geworden ist, so rührt Dies von einer zu beklagenden Gewohnheit her seine Erzeugnisse nur im engern Freundeskreise mitzutheilen, und auf den Beifall der Menge zu verzichten. Doch schmeichelt man sich mit der Hoffnung seine bei verschiedenen Anlässen zerstreut bekannt gewordenen Gedichte gesammelt erscheinen zu sehen: eine Hoffnung die recht bald in Erfüllung gehen möge.

Señorita Dona Gertrudis Gomez de Avellaneda. Ihre kühnen Conceptionen, der hohe Ton und die männliche Sprache, welche ihren Gedichten eigenthümlich sind, geben ihr mehr Anspruch auf den Namen eines Dichters als auf den einer Dichterin. Als Novellenschreiberin gebührt ihr größeres Lob für „**Espatolino**" und „**Guatimocin**" als für „**Sab**" und die „**Dos mugeres**". Ihre scenischen Triumphe feierte sie in „**Alfonso Munio**" und dem „**Principe de Viana**". Ihre biblische Tragödie „**Saul**" hat das größte Lob geerntet. Ihr persönlicher Charakter entspricht ganz dem stolzen Tone den ihre Gedichte athmen, und in ihrem Leben ließen sich manche Berührungspunkte mit der auch in andern Beziehungen ihr verwandten George Sand auffinden; doch dürfte man dabei den Unterschied spanischer Gesellschaftssitten nicht außer Acht lassen.

Don Juan Donoso Cortes. Hyperbolisch und hochtrabend auf der Tribune, auf dem Katheder und in der Presse, bleibt er gleichwol immer Dichter, wie sehr er sich auch abmüht sich unter Publicisten und Geschichtschreiber einzureihen. Eine durchaus abstracte Natur, spricht er in der Oeffentlichkeit als befände er sich in der Zurückgezogenheit seines Arbeitszimmers, und erhebt sich in Regionen der Metaphysik, wohin ihm nur Wenige zu folgen im Stande sind. Unter seinen Erzeugnissen nennen wir: „**La diplomacia**", „**Juan de Vico**" und „**Cuestion de tutela**"; auch weiß man, daß er zur Vollendung seiner „**Historia de la regencia de D. Maria Cristina**" sich zwei Jahre in Italien aufhalten wird.

Don Juan de la Pezuela. Als Soldat tapfer, im Umgange fein und gebildet, zeichnet er sich in seinen Gedichten durch Schwung des Gedankens und geschmackvolle Diction aus. Wenn er „**La Jerusalem del Tasso**" vollendet haben wird, wird ohne Zweifel sein Vaterland eine der gelungensten Uebersetzungen dieses unsterblichen Gedichts besitzen.

Seine beiden Gesänge über „**El cerio de Zamora**" sind durch treffliche Anlage, gelungene einzelne Partien und eine höchst gewählte Sprache ausgezeichnet. Seit dem berüchtigten 7. Oct. ist Pezuela gezwungen in der Verbannung zu leben.

Don Nicomedes Pastor Diaz. Kräftig und einschneidend in der Polemik, streng und folgerichtig in der Argumentation, glücklich in der Behandlung schwieriger Fragen, nimmt Diaz unter den Notabilitäten der Presse einen hervorragenden Rang ein. Der Charakter seiner Poesie ist wesentlich phantastisch oder elegisch.

Don Gregorio Romero Larrañaga. In seinen lyrischen wie in seinen dramatischen Erzeugnissen spricht sich eine trübsinnige und weinerliche Stimmung aus, die ihrer Einförmigkeit wegen den Leser zuletzt ermüdet. Unter seinen Dramen nennen wir: „**D. Jimena de Ordoñez**", „**Garcilaso de la Vega**" und „**Misterios de honra y venganza**". Außerdem schrieb er eine Novelle: „**La Biblia y el Coran.**" Einigen Theil hatte er an „**La vieja del candilejo**" und an „**Felipe el hermoso**".

Don Ramon de Campoamor. Während seine frühesten Gedichte durch allzu große Süßlichkeit widerlich wurden,

herrschte in seinen zuletzt bekannt gewordenen ein fast gallenbitterer Ton. Kaum hatte er die Laufbahn eines Arztes gegen die eines Dichters vertauscht, als er auch schon wieder in Folge seiner Launen und Klagen mit den Musen zerfiel. Seine kleinern Gedichte entbehren des heiter-scherzenden und sentimentalwahren Tones. Feuilletonist seiner Sprache und seiner Affectirtheit nach, fallen seine Streiche rechts und links auf Theater, die spanische Akademie, das Liceo, kurz auf alle Welt ohne Unterschied.

Dramatische Dichter.

Valladares. Doncel. Es dürfte nicht wohl möglich sein diese beiden Dichter getrennt voneinander aufzuführen, da sie der Verschiedenheit ihrer Anlage nach sich gleichsam ergänzen. Doncel besitzt einen leichten, gewandten, erfinderischen Geist; Valladares ist phlegmatisch, ernst und contemplativ. Als Erzeugniß ihrer gemeinsamen Thätigkeit nennen wir: „Sobresaltos y congojas"; ferner „Las travesuras de Juana". Einzeln verfaßte Doncel „A rio revuelto ganancia de pescadores", worin es nicht an komischen Einfällen und Situationen und glücklich gezeichneten Caricaturen fehlt; Valladares besang „La creacion" und „Aurora del viernes santo", und philosophirte über „La esperanza y los presentimientos".

Don José Maria Diaz. Von amerikanisch-spanischer Abkunft bebaut er mit besonderer Vorliebe das Feld der Tragödie, worin er mit mehr Erfolg gearbeitet hätte, wenn sein Gefühl nicht so eisig kalt wäre. Während das Publicum seine Tragödien „Elvira de Albornoz", „Felipe II.", „Juan de Escobedo" und „Una reina no conspira" mit merklicher Kälte aufnahm, wurde seinem „Junio Bruto" und „Jepthe" verdienter Beifall zu Theil.

Don Miguel Agustin Principe. Aragonese seiner Abkunft nach hat dieser von der Akademie gekrönte, fleißige, dabei aber kränkliche Dichter die Bühne mit vier Stücken beschenkt, nämlich: „El Conde Don Julian", „Cerdan", „Justicia de Aragon" und „Periquito entre ellas", wobei er jedoch hinsichtlich des dichterischen Verdienstes nicht sowol die aufsteigende als die absteigende Linie des Erfolgs beobachtet hat. Gegenwärtig beschäftigt er sich mit einer „Historia de la guerra de la independencia", ein Unternehmen das man nach dem gelungenen Werke von Toreno über denselben Gegenstand nur als sehr gewagt bezeichnen kann.

Don Eusebio Asquerino. Dieser Dramatiker stellt sich selbst als Bewunderer von Cincinnatus und Verehrer von Robespierre dar, was man ihm weniger zum Vorwurfe anrechnen könnte als die Einförmigkeit aller seiner Typen, die, wie sehr sie auch ihre Namen, die Länder und Stände denen sie angehören wechseln mögen, doch immer nur eine und dieselbe Person zum Vorschein bringen; der Form nach verschieden, sind sie ihrem Wesen nach Eins. Wir machen die einzelnen Tragödien namhaft, nämlich: „Españoles sobre todo", „Felipe el hermoso", „Un verdadero hombre de bien", „Los dos tribunos."

Don Manuel Cañete. Dem südlichen Spanien entsprossen, hängt er mit voller Leidenschaft an der Literatur; er besitzt Talent und arbeitet mit Fleiß. Da er noch jung und mit den Quellen des guten Geschmacks nicht unbekannt ist, so läßt sich mit der Zeit noch Manches von ihm hoffen. In den mit Beifall aufgenommenen zwei Stücken „Un robato en Grenada" und „El duque de Alba" trifft man glückliche Gedanken neben Mangel an Erfahrung. Als Versuche haben sie Werth, doch um den Ruf eines dramatischen Dichters zu befestigen sind sie nicht hinreichend.

Don Aureliano Fernandez Guerra. Dieser Dichter besitzt großes Wissen und schreibt wenig; seine Sprache ist blühend, rein und von seltener Kraft. Obschon das dramatische Interesse bei ihm weniger hervortritt, so entbehren gleichwol seine Stücke nicht der Leidenschaft und der Handlung. Er macht vortreffliche Verse, wie seine „Alhambra" zeigt, indessen zieht er die Prosa für seine Dramen vor, von denen „La hija de Cervantes" in Malaga und Grenada, und „Alonso Cano" in Madrid mit großem Beifalle aufgeführt wurden.

Don Luis Olona. Der Grundcharakter dieses Dramatikers ist eine ungewöhnliche geistige Trägheit und Schüchternheit, welche selbst den Beifallsbezeigungen des Publicums nicht weichen zu wollen scheinen. Obschon er zwei mal mit Erfolg in der Komödie aufgetreten ist („Se acabarán los enredos" und „El primo y el relicario"), so hat ihm Dies doch weder mehr Zutrauen zu sich selbst eingeflößt, noch zu größerer geistiger Rührigkeit aufgeregt. Gäbe es noch Klöster, so würde Olona in der behaglichen Ruhe eines Priors seinen geeignetsten Platz finden.

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Cui bono das Schießpulver?

Eine im J. 1587 zu Köln gedruckte, wahrscheinlich nicht sehr herumgekommene, jetzt ganz seltene Schrift: „Beschreibung derer Fürstlicher Güligscher Hochzeit, so im Jahr Christi Tausend fünfhundert achtzig fünf am sechszehenden Junii und nechstfolgenden acht Tagen zu Düsseldorf mit großen Freudin, fürstlichen Triumph und Herrlichkeit gehalten worden", von Dietrich Graminäus, bringt bei Erwähnung eines Feuerwerks einige Gedanken über das Schießpulver, die wegen naheliegender Beziehungen auf die Zeitgeschichte, namentlich in ihrer naiven Urgestalt, gern werden gelesen werden. Es wird die Frage aufgeworfen: „Aus was Gründen die göttliche Vorsehung erst in diesen letzten Zeiten durch den Chemisten Berthold Schwarz das gräuliche Werk, mit Pulver und Kraut aus Büchsen, Mörsern und andern Instrumenten zu schießen, habe an den Tag kommen lassen?" Am besten glaubt er das Problem so aufzulösen: „daß die angezogene Gräulichkeit des Geschützes ein ansehnliches Mittel sei, wodurch die hohe Obrigkeit den Muthwillen und Ungehorsam mit Gottes Macht, Zorn und Grimm und als mit einem irdischen Donner bestrafen sollte, damit, nach Dämpfung des Ungehorsams, die Welt wieder zum Gehorsam und allgemeinen Frieden gebracht und die Verderber, als zeitige Vögel, aus ihren Nestern ausgenommen werden, nach dem Ausspruche der Schrift: „Vae primum abiit et veniunt adhuc duo vae post haec." Das Feuerwerk selbst, um noch einiges Kurzweilige herauszuheben, wurde in Schiffen auf dem Rheine gegeben, und stellte verschiedene mythologische Begebenheiten vor, mit Begriffen des Christenthums versetzt. In den „Thaten des Hercules" bestreitet Held Hercules die Hölle. Ganz oben steht Satan mit Hörnern und Feuergabel, und hetzt die Höllenungeheuer auf den Helden los. Die Höllenmacht wird von diesem, wie billig, zerstört, und von einem Chore „Da pacem, Domine!" angestimmt. Auf zahlreichen Kupfern wird Alles haarklein versinnlicht; auf der Tapete im Tanzsaale ist als Hauptdecoration die Enthauptung Pauli angebracht. Die fürstliche Braut gab, nächst dem Bräutigam, jedem der anwesenden Fürsten, Grafen und Herren einen Tanz, was ganz gewiß eine große Strapaze gewesen sein muß.

Luther über Nachdruck.

In der Vorrede zur Ausgabe seiner (vollständigen) Bibelübersetzung heißt es: „Ich muß klagen über den Geiz, daß die geizigen Wänste und räuberischen Nachdrucker mit unserer Arbeit untreulich umgehen. Denn weil sie allein ihren Geiz suchen, fragen sie wenig danach, wie recht oder falsch sie es drucken, und mir ist oft widerfahren, daß ich der Nachdrucker Druck gelesen, und also verfälscht gefunden, daß ich in der Nachdrucker Arbeit meine eigene Arbeit nicht wiedererkannt, und aufs neue habe bessern müssen. Sie machen's hin, rips raps, so gibt's doch Geld. So doch, wenn sie anders rechte Drucker wären, wohl wissen und erfahren haben sollten, daß kein Fleiß genugsam sei in solcher Arbeit wie die Druckerei ist."

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 117. —— 16. Mai 1849.

Eine Römerfahrt. Von Levin Schücking.

(Beschluß aus Nr. 116.)

Dem Princip der Volkssouverainetät steht gewiß Nichts so schroff entgegen als das Papstthum, und mag nun der Grundsatz, daß alles Recht und alle Gewalt im Staate vom Volk ausgehe, unmittelbar in der Republik oder mittelbar durch den entscheidenden Einfluß der Volksvertreter auf die Gesetzgebung und die gesammte Leitung des Staats in der constitutionnellen Monarchie zur Geltung gebracht werden, mit der Idee eines göttlichen Stellvertreters und seiner unfehlbaren, absolut unbestreitbaren Autorität läßt er sich schlechterdings nicht vereinigen. Ein Papst also der republikanische Institutionen schüfe, oder den Impuls zu einem wahrhaft constitutionnellen Staatsorganismus gäbe, würde damit entweder zu verstehen geben, daß er die weltliche Herrschaft nicht mit der Aufgabe des Oberhauptes der katholischen Kirche vereinbar halte und sie abzuschaffen gedenke, oder er müßte selbst nicht wissen was er thäte.

Nun zeigt die Betrachtung der ganzen Laufbahn Pius' IX., und namentlich seines Wirkens als politischen Reformators, daß er ebenso besonnen zu Werke ging als er bei allem seinen Thun klar mit sich selbst war, und ein Blick auf seine politischen Schöpfungen reicht hin um einzusehen, daß es ihm nie in den Sinn kam das Papstthum in irgend einem Theile zu gefährden oder gar zu vernichten. Was hier vor Allem in Betracht kommt ist die Errichtung der Staatsconsulta. Man hat dieselbe gepriesen als eine constitutionnelle Gewalt, und sogar Schücking redet von einem vollständigen Sieg des modernen Gedankens, nennt die berufenen Männer eigentliche Volksvertreter, und ruft in höchster Verwunderung aus: „Römische Volksvertreter tagen im Vatican, da wo ein Sixtus V., ein Alexander VI., ein Julius II. wohnten, diese großen Incarnationen der Autorität und unumschränkter, unfehlbarer Herrschergewalt!" Und was ist nun die Staatsconsulta bei Lichte besehen? Weit entfernt eine Volkskammer zu sein mit selbständigem Antheil an der Gesetzgebung, ist sie vielmehr nur ein Staatsrath, dessen Mitglieder vom Papst selbst gewählt sind, und zwar in Rom unmittelbar, in den Provinzen auf Vorschlag der Delegaten; und was ihr Wesen und ihre Aufgabe betrifft, so bezeichnet sie sowol die Eröffnungsrede des Papstes als die Antwort der Consulta selbst deutlich genug als eine rein berathende Behörde für alle Kreise des staatlichen Lebens. Pius IX. erklärte mit dürren Worten: „er sei fest entschlossen die souveraine Gewalt des Papstthums nimmermehr auch nur um ein Jota schmälern zu lassen, und Diejenigen täuschten sich gewaltig welche mit der Staatsconsulta irgend ein selbstbereitetes Utopien und den Keim zu einer mit der päpstlichen Souverainetät unverträglichen Institution erblickten." Jene improvisirte Rede des Papstes, welche an die des Königs Friedrich Wilhelm IV. im Weißen Saale unwillkürlich durch Form und Inhalt erinnert, und welche mit einer gewissen Gereiztheit vor revolutionnairen Gelüsten und neuerungssüchtigen Wühlern warnte, gibt den politischen Standpunkt des päpstlichen Reformators hinlänglich an. Pius IX. wollte seine unbeschränkte Herrschergewalt durchaus nicht aufgeben, sondern mit seiner Heranziehung der besten Kräfte aus allen Ständen seines Volkes ein Regiment führen das alle Misbräuche der frühern päpstlichen Regierungen beseitigen, und dessen stete Losung Nichts sein sollte als — die allgemeine Wohlfahrt aller seiner Unterthanen. Durch die Staatsconsulta war keineswegs der Anfang zum constitutionnellen System gemacht, wol aber der ungeheuere Fortschritt von einer erbärmlichen Priesterdespotie zu einer den Bedürfnissen und Verhältnissen des Kirchenstaats entsprechenden Regierung.

So wenig nun Pius IX. gewillt war eine radicale und schleunige Umgestaltung der politischen und socialen Verhältnisse durch gewaltsame Maßregeln durchzuführen, ebenso wenig dachte er daran die nationale Unabhängigkeit Italiens durch Krieg und Revolution durchzusetzen; ja es scheint als habe ihm diese Angelegenheit überhaupt sehr fern gelegen. Zwar trug seine Protestation gegen das Einrücken der Oestreicher in Ferrara nicht wenig dazu bei den Haß gegen die Fremdherrschaft zu entflammen, und ausschweifende Hoffnungen auf ein selbständiges Italien zu erwecken; aber sein vorsichtiges Benehmen und seine Aeußerungen gegen ihm nahestehende Personen zeigen hinlänglich, daß es ihm nicht in den Sinn kam mit Oestreich Krieg zu führen, und daß das Kriegsgeschrei der exaltirten Patrioten ihm ebenso unheimlich war als ihr Drängen nach politischen Refor-

men. In dieser Beziehung sind folgende Worte Orioli's die uns Schücking mittheilt höchst interessant:

> Pius IX. haßt es, wenn man ihm sagt, seine lediglich für seine Lande berechnete Hauspolitik übe Einfluß nur auf die Nachbarstaaten, nur auf Italien aus. Er will Nichts sein als Vater seiner Unterthanen und priesterlicher Hirt seiner Heerde. Niemand kann weiter davon entfernt sein politische Pläne zu verfolgen als er.

Dem gemäß charakterisirt Schücking die innere und äußere Politik Pius' IX. ganz treffend, indem er sagt: „Seine Politik ist der Wunsch wohlzuthun; er hat gar keine Politik, nur Liebe, und vielleicht ist Das für einen Papst die beste." Und diese Ansicht führt er dann weiter dahin aus, daß Pius IX. in seinen frühern Lebensstellungen Gelegenheit genug hatte die tiefen Schäden des Verwaltungssystems des Kirchenstaats kennen zu lernen, und dabei ein Herz das ihn trieb zu helfen wo er konnte. Als er nun Papst geworden, setzte er die freisinnige Wirksamkeit die er früher als Vorsteher von Wohlthätigkeitsanstalten und als Bischof ausgeübt im Großen fort. Er mußte, um gründlich zu helfen, mit dem ganzen System des Pfaffendespotismus brechen, aber er dachte schwerlich daran, daß seine Neuerungen die Losung geben würden zum Sturm gegen die souveraine Herrschaft der Regenten Italiens. Er öffnete die Kerkerthüren der politischen Gefangenen, und ging trotz aller Bedenklichkeiten seiner Umgebung auf dem eingeschlagenen Wege weiter; er traf Anstalten zur Hebung der Volksbildung und zur Tilgung der Misbräuche in den Klöstern; er gewährte die Errichtung einer Bürgergarde, gab der Stadt Rom eine neue Municipalverfassung, und berief die Staatsconsulta. Aber bei Eröffnung derselben gab er deutlich genug zu verstehen, daß er bereits stutzig geworden war, und er sagte klar heraus, wie weit seine Absichten von dem Ziele entfernt seien, worauf alle für Einheit und Freiheit Italiens schwärmenden Römer lossteuerten. Es fing an ihn zu beunruhigen, daß sein Name am lautesten gefeiert wurde von Männern mit denen er am wenigsten sympathisirte, und daß man ihn als Schiboleth bei Bewegungen im Munde führte die er misbilligte. Noch unbehaglicher wurde das Gefühl, daß seine Stellung als ideeller Hirt der neu entstehenden italienischen Unabhängigkeit, die eine so ausgeprägte, dem Ausland gegenüber feindselige Farbe annahm, seine kosmopolitische Stellung, sein Hirtenamt über die Welt zu gefährden beginne, und ihn als obersten Friedenswärter auf Erden compromittirte. Die dritte Sorge aber die sein Herz befiel mußte dem Umstande entspringen, daß die politische Bewegung anfing auch das Gebäude der Kirche zu erschüttern. Nicht genug, daß man im Auslande alle möglichen kirchlichen Reformen von Pius IX. erwartete, nein, auch in seiner Hauptstadt wurden Artikel gedruckt welche ein bedenkliches Eindringen des Liberalismus in die Theologie zeigten; ja wurde nicht unter seinen Augen dem Consul der Eidgenossenschaft aus Freude über den Sturz des Sonderbundes und des katholischen Luzern ein Fackelzug gebracht? Bei dieser und ähnlichen Gelegenheiten legte er an den Tag, daß er nicht die entfernteste Verletzung des stolzen Baus der katholischen Kirche ungeahndet lassen würde. Denn, sagt Schücking, Das ist gewiß, eifrig, rechtgläubig, scrupulösorthodox ist dieser politische Reformator, wie je nur ein Papst es gewesen, und vor Allem liegt ihm Das am Herzen, der Würde und den Rechten des apostolischen Stuhls, der Gewalt der Kirche Nichts zu vergeben, und sich der Stellung würdig zu zeigen welche der Himmel ihm als dem Stellvertreter Christi auf Erden gegeben.

Fassen wir alles Dies zusammen, so können wir Schücking nur beistimmen, wenn er sich zuletzt dahin äußert:

> Nach allem Dem thut man Pius IX. gewiß nicht Unrecht, wenn man seinen Liberalismus nur als Liberalismus des Gemüths betrachtet, dem große Vaterlandsliebe vom Drang zum Wohlthun sich eint, aber nicht gelten läßt, daß ihm ein tieferes, in die Zukunft blickendes, gegen Eventualitäten gerüstetes System zu Grunde liege; und wenn man zugleich den Glauben ausspricht, daß die italienische Bewegung zu weitern Fortschritten auf Pius IX. nicht weiter zählen kann.

Daß die Wahrheit dieses Urtheils so bald durch die Ereignisse herausgestellt werden sollte, hat wol unser Gewährsmann nicht geglaubt, und daß es so gekommen ist, wird Jeder der für das Heil Italiens, für seinen socialen und politischen Fortschritt ein Herz hat nur bedauern können.

Aus dieser Darstellung dürfte zur Genüge erhellen, wie Pius IX. ohne selbst in seinem Innern ein Anderer zu werden, doch im Vergleich der Begebenheiten und namentlich nach der französischen Februarrevolution eine ganz andere Stellung zu seinem Volke erhalten mußte, und sein Benehmen in den entscheidendsten Momenten erhält seine hinlängliche Erklärung.

Wem es aber auffallend erscheint, daß derselbe Mann der jetzt die Intervention fremder Mächte anrufen muß, der sich zur Flucht genöthigt sah und in seinem eigenen Lande kaum noch eine Partei von Energie und Bedeutung für sich hat, bei seinem Auftreten den allgemeinsten Enthusiasmus erregte, und als der Retter Italiens tausendstimmig begrüßt wurde, dem möchten wir außer dem Hinweis auf die zu Extremen sich neigende Sinnesart der Italiener noch Folgendes zu bedenken geben.

Was Pius IX. so schnell zum Abgott der Masse des Volkes machte, Das waren nicht sowol die von ihm gegründeten politischen Institute, selbst nicht die Amnestie, sondern sein Wohlthätigkeitssinn, seine ungeschminkte Frömmigkeit und vor Allem der Zauber seiner Persönlichkeit, mochte er nun auftreten in der Pracht des geistlichen und weltlichen Herrschers, oder im einfachen Hausgewand, in der Function als Oberpriester oder als Prediger in der Pfarrkirche, oder in der gewöhnlichen Unterhaltung, mochte er sich äußern durch Rede und Gesang oder durch Auge und Miene und die zum Gruß oder Segen erhobene Hand. Seine erste That war, daß er die Tartufes eines Gregor's XVI. aus dem Vatican vertrieb, und der Scheinheiligkeit ihre dürftige Maske nahm, und sie ihr stillschweigend zu Füßen warf. Mußte Das nicht in der Sphäre der Religion und Sittlichkeit wie

ein reinigendes Gewitter wirken, und jedem Menschen von gesundem Gefühl das Herannahen einer bessern Zeit verkünden? Und wenn nun ferner die Freiheit an der Stelle einen Fürsprecher fand, von wo man nur Bannflüche und strafende Allocutionen zu erwarten gewohnt war, musste da nicht jeder freiheitliebende Mann dem neuen Papste entgegenjauchzen? Dazu kam, daß die Italiener selbst im Ganzen noch zu wenig klar waren über die Form ihres neuzugestaltenden Vaterlandes, als daß sie mit einer Kritik die Schöpfungen Pius' IX. hätten empfangen sollen, wie Dies z. B. in Deutschland dem Patent vom 2. Febr. 1847 widerfuhr. Viele mochten auch gerade die Anordnungen des Papstes für die wohlthätigsten, weisesten und zeitgemäßesten halten; Andere noch mochten, wie wir Dies unter ähnlichen Verhältnissen in Deutschland erlebt, unwillkürlich ihre Wünsche den Absichten des päpstlichen Reformators unterschieben, und priesen ihn nun mit vollem Munde als den Gründer constitutioneller Freiheit; die radicaler Gesinnten stimmten aus Politik mit ein in den lauten Jubel der allgemeinen Begeisterung, und hielten es zunächst für einen Gewinn, daß der glorreiche Name des Papstes die Sache der Freiheit legitimirte; die wenigen Stimmen des Tadels endlich wurden im Rauschen der lärmenden Vivats und der schallenden Hymnen überhört.

G. Rippart.

Notizen über die neuere spanische Literatur.

(Beschluß aus Nr. 116.)

Geschichtschreiber.

Don Prospero de Bofarull. Das Pronunciamento des Monats September entriß diesen schon bejahrten Forscher von strengem Aeußern und einfachen Sitten seiner geliebten Zufluchtsstätte, dem Archive der Krone von Aragonien, wo er sich jedoch seitdem wieder von neuem seinen Lieblingsstudien widmet. Als gewissenhafter Forscher und als Gelehrter und Kritiker vom ersten Range hat er sich in seinem Werke „Los condes de Barcelona" bewährt.

Don Evaristo San-Miguel. Zwei mal Minister, zwei mal im Auslande flüchtig als Gefangener und als Emigrant, hat er sich nur mit Unterbrechungen der Literatur widmen können, die er ebenso sehr liebt, als er ein tiefer Kenner derselben ist. Sein Stil ist klar und sicher. Seine von den spanischen Offizieren und Truppenchefs nur wenig gelesene „Revista militar" enthält treffliche Arbeiten über das Kriegswesen, sehr gelungene Charakterschilderungen der großen Capitaine des Alterthums, der mittlern und neuern Zeiten, Schilderungen aus dem durch den Vertrag von Vergara beendigten Bürgerkriege und kostbare Beiträge zur Taktik und Strategie. Seine Unglücksfälle und sein an Schicksalswechsel reiches Leben haben ihm bis jetzt nicht gestattet mehr als den ersten Band seiner „Historia de Felipe II." zu veröffentlichen, der jedoch hinlänglich günstige Erwartungen erregte, um den noch übrigen dreien mit Spannung entgegenzusehen. Bescheiden in seinen Sitten, leutselig im Umgange, beharrlich in seinen Meinungen, behauptet er mit Ehre seinen Platz als Maréchal de camp in der Armee.

Don Eugenio Tapia. Bibliothekar und zugleich als Pfarrgeistlicher thätig, schrieb er außer „El duende, la bruja y la inquisicion" sein größeres Werk „Historia de la civilizacion española", das jedoch, seinem Absatze nach zu urtheilen, beim größern Publicum nicht sonderlichen Anklang gefunden zu haben scheint.

Don José Amador de los Rios. Dieser noch junge Gelehrte, dessen Lieblingsstudium die Antiquitäten sind, und der die Geschichte der Civilisation aus den Monumenten zu entziffern sucht, hat die Literaturgeschichte Sismondi's durch werthvolle Ergänzungen bereichert. Seine beiden Werke: „Sevilla" und „Toledo pintoresca", enthalten einen reichen Schatz von Gelehrsamkeit. Seine Poesien wie seine Dramen fußen auf historischem Boden; auch schreibt er mit Glück Romanzen und Biographien. Gegenwärtig beschäftigt er sich mit der rabbinischen Literatur, und seine „Vicisitudines de los judios en España" geben ein vortheilhaftes Zeugniß von seinen dahin einschlagenden Studien. Als Mitglied der Commission für die öffentlichen Monumente ist er ganz an seinem Platze, und man darf noch sehr werthvolle Aufschlüsse über dieses so interessante Thema von ihm erwarten.

Kritiker.

Don Agustin Duran. Dürfte man das System des Pythagoras hinsichtlich der Seelenwanderung als völlig begründet ansehen, so müßte man diesen Gelehrten als einen Zeitgenossen des 16. und 17. Jahrhunderts betrachten, dessen Seele einem Körper unserer Mitlebenden eingepflanzt worden wäre; so vertraut und innig verwachsen ist er mit allen Personen und Scenen der Stücke des Lope de Vega, Calderon de la Barca, des Tirso und Moreto, des Juan de Mena und Jorge Manrica, von deren Werken er eine der vollständigsten Sammlungen besitzt. Als Kritiker hat er Beweise gründlicher Kenntnisse gegeben, und sich als Haupt der ersten romantischen Schule einen Namen gemacht.

Fray Gerundio. Die Kanzel mit der Presse vertauschend hat dieser originelle Autor in kurzem eine gedrängte Schar von Subscribenten um sich versammelt, von denen Viele an die wirkliche Existenz des Tirabeque glaubten.

Seine Popularität erreichte eine solche Höhe, daß man wie bei einem Einzuge von Bischöfen bei seiner Ankunft an manchen Orten die Glocken läutete. Doch mußte es seinem Rufe mehr schaden als nützen, als Einige seine Zwiegespräche mit Tirabeque auf gleiche Stufe oder selbst noch höher stellten als die unsterblichen Unterhaltungen des Don Quijote mit Sancho Pansa. Immerhin ist so viel gewiß, daß gegenwärtig in Spanien kein Schriftsteller einen größern Leserkreis hat als Fray Gerundio; seine Zeitschrift ist bis in die armseligsten Dörfer gedrungen, wo früher kaum jemals eine Zeile gelesen wurde. Seine Späße könnte man zuweilen etwas kapuzinerartig finden, auch ist seine Sprache hier und da manierirt; doch hindert Dies nicht, daß sein „Teatro social" sich steigenden Beifalls erfreut.

Don Enrique Gil. Dieser scharfe, analytische Denker, dessen natürlicher Mittelpunkt Deutschland zu sein scheint, wo er eine Zeit lang gelebt, und dem er auch durch sein hochblondes Haar, seine blauen Augen und seine weiße Gesichtsfarbe mehr als Spanien angehört, hat außer seinen dichterischen Erzeugnissen „La gota de rocio", „La niebla", „A Polonia" sich mit Beifall in der Theaterkritik versucht; außerdem erzählte er in gefälliger Weise seine Reisen durch die Gebirge von Leon in dem Journale „El laberinto", dem er als Mitredacteur zuzählt.

Don Antonio Maria Segovia („El Estudeante"). Dieser Schriftsteller hat eine größere Berühmtheit erlangt als er verdient. Seinen Schriften fehlt es an Einbildungskraft und Gefühl. Seinen Artikeln sieht man es an, daß sie nur mit großer Mühe gemacht sind. Wenn er ein Werk kritisirt, so geschieht es nicht mit der Ruhe eines Philosophen, sondern mit der Leidenschaft eines Tyrannen; er wirft sich auf grammatikalische Mängel, und läßt alles Uebrige unberücksichtigt. Obgleich eine Sammlung seiner Artikel in zwei Bänden angekündigt wurde, so scheint doch nur der erste das Licht erblickt zu haben.

Novellenschreiber.

Don Gabino Tejado. Ueberließe sich dieser Schriftsteller nicht der gefährlichen Neigung in allen Gattungen der Literatur glänzen zu wollen, so würde es ihm wol gelungen sein in einer einzigen sich auszuzeichnen. Allein so scheitern alle seine Projecte in der Ausführung. Bald denkt er ein Lustspiel zu schreiben, bald will er eine Uebersetzung des Dante liefern; ein anderes mal beabsichtigt er eine Sammlung von Gedichten herauszugeben; bald zieht ihn das Interesse der Geschichte, bald das der Novelle an. Es ist nicht das Talent das ihm fehlt, wol aber die Ausdauer irgend einen Plan mit Consequenz zu verfolgen.

Señor Navarro Villoslada. Seit seiner Darstellung der „Prensa libre" auf der Bühne schwankt er unschlüssig zwischen der politischen Satire und der Novelle hin und her. Er ist Director des „Siglo pintoresco"; auch publicirt er gegenwärtig „El antecristo". Sein literarischer Beruf ist unbestreitbar, auch besitzt er treffliche Eigenschaften; doch bleibt ihm noch eine lange Strecke zu durchlaufen übrig, bevor er in den Tempel des Ruhms eingehen wird.

Muñoz Maldonado. Er gehört zu den wenigen Spaniern welche außer über Frankreich, Belgien oder Holland auch über andere Länder Reisebeschreibungen veröffentlichen. Seine „Semana santa in Roma" ist gut geschrieben. Gegenwärtig beschäftigt er sich mit der Geschichte der „España caballeresca", wovon er schon gelungene Proben mitgetheilt.

Satiriker.

Don Bartolomé José Gallardo. Bereits im J. 1812 erregte er durch sein „Impio diccionario critico burlesco" in Cadiz allgemeines Scandal. Seine Feder scheint wie die Pfeile der Indianer in Gift getaucht zu sein. Weder die Humanität noch die Literatur können seinem hervorragenden Talente den geringsten Dank wissen. Ein allgemein geachteter Zeitgenosse erklärte als das beste Kennzeichen eines friedliebenden und verträglichen Spaniers „unbefleckt zu sein von dem Geifer Gallardo's"; er besitzt den Ruf eines guten Bibliographen, dem man jedoch keine Bibliothek anvertrauen dürfe.

Don Juan Martinez Villergas. Dieser sehr glücklich begabte Geist wird das Opfer seiner eigenen Launenhaftigkeit. Weil er glaubte zu spät auf dem literarischen Kampfplatze anzulangen, wollte er sich unter dem lauten Rufe: „Tod der classischen, Tod der romantischen Schule! Es sterben Alle!" die Oeffnung der Schranken erzwingen. Damals schien es ihm nothwendig von seinen Vorgängern Scheußlichkeiten zu erzählen; gegenwärtig thut er es aus Misgunst und Aerger. Nachlässig, das Haar in Unordnung und gleich einem Faune lächelnd, ruft er seine Muse an; wenn nun diese heiter und scherzend zu ihm niedersteigt, und ihm die mit Rosen bekränzte Leier hinreicht, so stellt sich Villergas als nehme er freudig und vergnügt die von der Muse ihm gebotene Gabe an; aber einen Augenblick darauf faßt er sie wild in seine Arme, wirft sie mit Gewalt zu Boden, und wälzt sie mit Hohnlachen im Kothe.

Obschon sich noch eine Reihe von Schriftstellern namhaft machen ließe, die sich mit mehr oder weniger Erfolg auf dem Gebiete der Literatur und der Poesie versucht haben, so beschränken wir uns für diesmal darauf zum Schlusse zwei Ausländer zu nennen welche in spanischer Sprache mit Erfolg geschrieben haben: der Eine **Gustave Deville**, ein Franzose, über Kunst, der Andere **Salvador Costanzo**, ein Italiener, über Literatur. Von Ersterm finden sich einige treffliche Artikel in der „Revista de Madrid"; Letzterer hat einen „Ensayo politico y literario sobre la Italia y la España" veröffentlicht, wovon bereits eine zweite vermehrte Auflage erschienen ist. 42.

Bibliographie.

An Hermine. Dichtung und Wahrheit aus den Papieren eines Träumers. Nach dem Italienischen frei bearbeitet und ergänzt von **C. Cerri**. Wien, Gerold. 8. 8 Ngr.

Bauernfeld, E. v., Großjährig. Lustspiel in 2 Aufzügen und dem Nachspiel: Ein neuer Mensch. Wien, Gerold. Gr. 12. 24 Ngr.

Louis Napoleon Bonaparte's politisches Glaubensbekenntniß. Nach dem Französischen bearbeitet von **E. Brinckmeier**. Quedlinburg, Basse. 8. 20 Ngr.

Gallois und Ribeyrolles, Geschichte des Jakobiner-Klubs. Bearbeitet von **K. Riedel**. 1stes Heft. Frankfurt a. M., Meidinger. 8. 8 Ngr.

Günther, A., und J. E. Veith, Lydia. Philosophisches Taschenbuch als Seitenstück zu A. Ruge's „Akademie." Wien, Braumüller. 8. 2 Thlr.

Pröhle, H., Aus dem Kaiserstaat. Schilderungen aus dem Volksleben in Ungarn, Böhmen, Mähren, Oesterreich, Tyrol und Wien. Wien, Gerold. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Wohlfarth, J. F. T., Würdigung und Beleuchtung einer soeben bei Kollmann in Leipzig unter dem Titel: „Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu" erschienene Schrift. Weimar, Voigt. 12. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

An die verfassunggebende Versammlung des Freistaates Frankfurt. Bericht ihres Verfassungs-Ausschusses, das Verfassungswerk betreffend. Frankfurt a. M. Br. gr. 8. 3 Ngr.

Auch eine Charakteristik des liberalen Abgeordneten Freiherrn v. Vincke, oder erbauliche Geschichte des Sprockhövel-Elberfelder Wegebaues. Mit einer lithographirten Karte. Hagen, Butz. Gr. 8. 7½ Ngr.

Freimüthige Blätter für Alle, die nicht geneigt sind, am Gängelbande des modernen Radicalismus zu laufen. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 5 Ngr.

Epistel der Frau Germania an ihren Sohn den deutschen Michel. Frankfurt a. M., Brönner. 16. 2 Ngr.

Freiheit der Kirche und Schule. Für Gelehrte und Ungelehrte. Augsburg, Schmid. 1848. Gr. 8. 1¼ Ngr.

Höpffner, E. F., Das Urtheil Gottes über die gegenwärtige Zeit ein ganz anderes, als das Urtheil der Menschen. Eine Predigt, gehalten am Sonnt. Septuagesimä, den 4. Febr. 1849 zu Leipzig. Dresden, Naumann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Ketteler, W. v., Die großen socialen Fragen der Gegenwart. Sechs Predigten gehalten zu Mainz. Mainz, Kirchheim u. Schott. Gr. 8. 7 Ngr.

Krause, C. W. A., Die Nothwendigkeit der sofortigen Berufung einer evangelischen Landessynode in Preußen und die Unzweckmäßigkeit aller Vorsynoden. Gutachten und Vorschlag zu einem Wahlgesetze für die Landessynode. Allen evangelischen Christen, denen die Zukunft ihrer Kirchengemeinschaft am Herzen liegt, gewidmet. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Das Recht der Frankfurter National-Versammlung einen deutschen Kaiser zu wählen. Erfurt, Müller. 8. ½ Ngr.

Schuselka, F., Oesterreich über Alles, wenn es nur will! Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1848. Gr. 12. 5 Ngr.

Silesius, E., Der moderne Materialismus in seiner Nichtigkeit und Erbärmlichkeit; oder: Karl Vogt, der Physiologe der Frankfurter Nationalversammlung, ein für allemal aus dem Tempel der Philosophie hinausgeworfen. Leipzig, Teubner. Gr. 8. 7½ Ngr.

Welcker, P. H., Worte zur Erinnerung an Friedrich Jacobs. Gotha, Hennings. 4. 12 Ngr.

Zychlinski, L., Polen und seine Idee. Leipzig, Librairie étrangère. Gr. 8. 12 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 118. —— 17. Mai 1849.

Zur Geschichte der neuesten Lyrik.

Unsere Zeit ist ganz und gar nicht lyrisch, und doch wurden nie mehr Gedichte veröffentlicht als gerade jetzt. Alljährlich tritt eine Unzahl jugendlicher Lyriker mit einer Erstlingsgabe vor das Publicum. Die Meisten von ihnen verschwinden freilich nach dieser ihrer ersten That für immer, sehr Viele aber harren hartnäckig aus, und bringen Jahr aus Jahr ein empfindliche Opfer, um die jüngsten Sprößlinge ihrer Muse der Welt immer wieder darzubieten. Noch Andere erringen sich sogar einigen Beifall und dadurch einen Platz in Almanachen und belletristischen Journalen, und halten sich natürlich für vorzugsweise berechtigt von Zeit zu Zeit einigen lyrischen Laich öffentlich abzusetzen. Diese zahllosen lyrischen Fehlgeburten, mit denen unser Büchermarkt fortdauernd überschwemmt wird, sind ein Erzeugniß unserer eigenthümlichen geselligen Verhältnisse. Die Kunst überhaupt, und unter den Künsten vorzugsweise die Dichtkunst und unter den Zweigen der Dichtkunst wieder vorzugsweise die Lyrik, stehen im genauesten Zusammenhange mit der geselligen Bildung der Völker und Zeiten. Die lyrische Dichtkunst ist wesentlich eine gesellige Kunst; sie blüht immer nur da, wo sie durch gemüthvolle, gesellige Verhältnisse angeregt und gestützt wird. Die Griechen würden ohne ihre volksthümlichen und religiösen Feste keine lyrische Dichtkunst gehabt haben; die Römer hatten keine nennenswerthen Lyriker, weil sie keine ausgebildete, gemüthlich anregende Geselligkeit hatten; im Mittelalter gedieh und verkümmerte die lyrische Poesie mit der Courtoisie der Ritterwelt; in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts war es ebenfalls eine reiche, herzerhebende Geselligkeit, welche die Keime der lyrischen Kunst jener Zeit hegte und pflegte, und zu so schönem Gedeihen brachte. Damals lebte in allen Ländern Europas, namentlich aber in Deutschland, eine große Anzahl geistvoller, edler und liebenswürdiger Frauen, welche die geselligen Kreise ihrer Zeit beherrschten, und ihnen ein wahrhaft poetisches Leben verliehen. Seit dem Anfange unsers Jahrhunderts ist die Zahl dieser Frauen mit jedem Jahre mehr zusammengeschmolzen, und zwar ist auch hierin Deutschland den übrigen Ländern Europas vorangegangen. Verständige, selbst gelehrte Frauen sind noch jetzt unter uns nicht ganz selten, aber sie entbehren fast sämmtlich in hohem Grade weiblicher Anmuth und jenes eigenthümlichen Zaubers welchen nur Feinsinnigkeit und poetische Empfänglichkeit zu verleihen vermag. Die sehr große Mehrzahl unserer Frauen dagegen ist vollständig in prosaische Alltäglichkeit versunken; die sogenannte Häuslichkeit, das heißt das Walten für die Bedürfnisse des sinnlichen Lebens, ist der einzige Zweig weiblichen Wirkens in welchem sie noch Etwas leisten. Für alles Höhere sind sie mit wenigen Ausnahmen ohne alle Empfänglichkeit. Nicht ganz so übel steht es mit den Männern. Zwar hat auch unter ihnen der Geist der Prosa seit 50 Jahren ungeheuere Fortschritte gemacht; aber es gibt denn doch unter ihnen noch eine ziemlich große Anzahl poetisch gestimmter Gemüther, und sogar manches lyrische Talent. Diese poetische Stimmung aber, dieses Talent vermag nicht sich naturgemäß zu entwickeln, sie müssen verkümmern, weil der Boden in dem sie wurzeln, die geselligen Verhältnisse der Gegenwart nämlich, vollkommen unfruchtbar ist. Vor 50 Jahren fehlte es den poetischen Gemüthern zwar auch nicht an Anfechtung, im Gegentheil, sie wurden viel heftiger angefochten als jetzt; aber sie standen damals den Prosamenschen als Partei gegenüber, und der Kampf mit ihnen wirkte daher belebend und erkräftigend auf sie. Gerade die Roheit mit welcher die Gegner sie verfolgten wurde die Veranlassung, daß sie sich enger aneinander anschlossen, und sich aneinander bildeten und entwickelten. Eine solche Gemeinschaft ist aber jetzt schon deswegen unmöglich, weil Diejenigen welche sie bilden könnten so wenig zahlreich und so zerstreut unter einer gleichgültigen Menge sind, daß Viele von ihnen kaum von dem Vorhandensein anderer gleichgestimmter Gemüther erfahren. Ueberdies verliert Derjenige der in prosaischer Umgebung aufwächst sogar die Fähigkeit den Gleichgestimmten zu erkennen, oder sich Andern in geeigneter Weise mitzutheilen und dadurch erkennbar zu machen; er wird wenigstens nach außen hin ein Philister, wenn auch in dem Innersten seines Herzens noch ein poetisches Flämmchen glüht. Solche vereinzelte, in ihrer Entwickelung gehemmte poetische Gemüther nehmen nun natürlich gern zu Papier und Tinte ihre Zuflucht, und legen die Gefühle

die sie im Gesellschaftszimmer nicht mitzutheilen Gelegenheit haben wenigstens in ihrem Schreibtisch nieder. Während daher vor 50 Jahren lyrische Gedichte die Blüten eines geistig bewegten Lebens und einer bildenden Geselligkeit waren, ist jetzt das Anfertigen lyrischer Gedichte ein ärmliches Ersatzmittel, bei dessen Gebrauch der unglückliche Poet sich über die Mängel angemessener Lebensverhältnisse zu trösten versucht, eine Art geistigen Kosens mit sich selbst, in Ermangelung der Gelegenheit mit Andern in herzerquickender Weise zu verkehren. Einige dieser Poeten sind nun nicht ohne ein bedeutendes lyrisches Talent; aber gerade diese Begabtern pflegen sehr bald einzusehen, daß das Dichten keine zeitgemäße Beschäftigung ist, und daher haben wir gerade von unsern talentvollsten Lyrikern nur Ergüsse jugendlicher Begeisterung, die Erwartungen zu welchen diese Erstlingsversuche berechtigten sind nicht erfüllt worden, und werden auch wahrscheinlich nie erfüllt werden. Ueberdies bestätigt der Inhalt dieser Gedichte in der Regel die soeben gemachten Bemerkungen. Es geht aus ihnen hervor, daß die Verfasser sich in gleichgültigen oder widerwärtigen Lebensverhältnissen bewegten, daß sie der Aufmunterung vollständig ermangelten, daß sie im Gegentheile durch kleinliche Verdächtigungen oder durch geringschätzende Kälte behelligt und entmuthigt wurden. Unter diesen Lyrikern sind besonders Zwei in deren Gedichten Lebensverhältnisse wie die soeben beschriebenen sich deutlich abspiegeln, Gottfried Kinkel nämlich und Oswald Marbach. Gottfried Kinkel hat ein weiches, vielseitig empfängliches Gemüth, entbehrt aber jener Kraft und Selbständigkeit des Geistes welche die kleinlichen Widerwärtigkeiten eines unerquicklichen Lebens als solche erkennt und verachtet; daher beklagt er sich mit fast weiblicher Naivetät über die Steine die man ihm in den Weg geschleudert hat, über die ungedeihliche Atmosphäre in welche er sich versetzt sah. Daneben schildert er freilich auch Hochgefühle, doch es gelingt ihm nicht den Leser zu überzeugen, daß ihm wirklich ein überschwengliches Glück zu Theil geworden. Vielmehr scheint nur seine Sehnsucht nach poetischen Freuden ihm die Erfüllung seiner Wünsche vorübergehend vorgespiegelt zu haben. Oswald Marbach ist ein kräftigerer, männlicherer Geist, und verschmäht es daher sich zu beklagen; aber aus seinen Gedichten geht denn doch auch hervor, daß er bis zu Veröffentlichung derselben nichts Erhebliches erlebt hatte. Unbedeutende Erlebnisse sind freilich nicht sehr geeignet poetisches Talent zu bilden und zu entwickeln. Auch haben diese beiden Dichter ihre Jugendarbeiten schon vor geraumer Zeit veröffentlicht, und seitdem wenig als Lyriker geleistet, und auch Dies darf wol als Beweis gelten, daß ihre Lebensverhältnisse in den letzten Jahren nicht erfreulicher als vorher waren. Denn in jenen Jugendarbeiten beider Dichter zeigt sich ein so bedeutendes Talent, daß man wol behaupten darf, Beide würden sich zu Lyrikern ersten Ranges ausgebildet haben, wenn sie vor 50 Jahren gelebt hätten.

Da nun selbst diese talentvollern Dichter durch die Ungunst der Zeitverhältnisse gleichsam erdrückt worden sind, so darf man sich freilich nicht wundern, wenn die Poetchen zweiten, dritten und vierten Ranges, welche aller Orten auftauchen, sehr bald nach ihrem ersten Aufblühen wieder verschwinden, ja man muß ihnen noch Glück wünschen, wenn sie sich veranlaßt gesehen haben das Reimen wirklich aufzugeben; denn eine ganz jämmerliche Rolle spielen diejenigen dieser Dichter welche, verführt durch den höflichen oder unverständigen Beifall einiger Freunde, das Handwerk nicht zur rechten Zeit aufgegeben haben. Diese Dichter eignen sich mit der Zeit die Fertigkeit an wahre Gespenster von Gedichten zu machen, hohle Formen, nämlich denen nicht nur Fleisch und Blut abgeht, sondern überhaupt jeder geistige, verständige Inhalt; sie kleistern die alltäglichsten Redensarten wohl oder übel zusammen, und bilden sich dann ein sie hätten ein Gedicht gemacht. Es gibt heutzutage Dichter welche sich eines gewissen Rufs erfreuen, und die doch nie etwas Anderes gemacht haben als hohle, abgedroschene Redensarten, in deren Gedichten sich keine Spur von poetischem Schwunge, keine Spur von Farbe oder Ton, mit Einem Worte, weder Inhalt noch Form findet. Der Umstand, daß solche Reimschmiede dennoch nicht entschieden der Lächerlichkeit anheimfallen, ist an und für sich schon geeignet die poetischern Gemüther zu entmuthigen; denn ein Publicum das jene Wasserpoeten duldet wird sich niemals wahrer Dichtkunst geneigt erweisen.

Die Unerquicklichkeit unserer geselligen Verhältnisse, die herrschende Abneigung poetischen Eindrücken sich hinzugeben erklärt aber nicht nur die Untüchtigkeit unserer neuesten Lyriker, sondern auch die besondere Richtung welche viele derselben genommen haben, ihre kritische, verneinende Tendenz. Das Verneinen ist an und für sich ein unpoetisches Geschäft, und in eigentlich poetischen Zeiten haben die Dichter sich daher auch selten damit befaßt. Die Komödien des Aristophanes schildern den Untergang griechischer Sitte und griechischen Lebens, die römischen Satiriker lebten schon inmitten des Verfalls, und auch im Mittelalter gedieh das satirische Lehrgedicht erst als die Poesie jener Zeit bereits von der Prosa besiegt war, als die glänzenden, geselligen Verhältnisse der eigentlichen Ritterzeit einerseits in Rohheit und unpoetische Lasterhaftigkeit, andererseits in steife, ebenso unpoetische Pedanterie und hausbackene Gesinnung umgewandelt waren. Fast alle Dichter dagegen welche das Glück hatten einer empfänglichen, bildungsfähigen Gesellschaft anzugehören, haben sich für den positiven Inhalt des Lebens, die zu ihrer Zeit eben bestehende Form desselben begeistert, und sie zum Gegenstande ihrer Schilderungen gemacht. Sie trugen damit nur eine Schuld der Dankbarkeit ab; denn das Leben ihrer Zeit war ihnen entgegengekommen, hatte sie gehoben und getragen, hatte sie zu Dem gemacht was sie waren. Im vorigen Jahrhundert war das Leben mit der Kunst schon halb und halb entzweit, namentlich die höhern Stände, welche früher vorzugsweise die Künste gepflegt hatten,

fingen damals schon an sich von ihnen abzuwenden, und nur noch der gelehrte Mittelstand erwies sich als empfänglich für geistige Schönheit. Daher nahmen auch die Dichter jener Zeit theilweise bereits eine demokratische Richtung; sie nahmen Partei für den sie begünstigenden Mittelstand gegen die höhern Stände. In neuerer Zeit aber haben alle Stände sich in gleicher Weise von der Poesie abgewendet, und es ist daher eben nicht zu verwundern, wenn die Dichter ihrerseits sich auch gegen alle Stände, mithin gegen die gegenwärtig bestehenden Lebensformen überhaupt erklären, und sich socialistischen Träumen ergeben. Die Dichter üben nur das Recht der Vergeltung, wenn sie die bestehende gesellschaftliche Ordnung bekämpfen, weil diese Gesellschaft sie ausgestoßen, sie gleichsam zu Proletariern, zu Parias gemacht hat.

Dieser Zwist zwischen der Gesellschaft und der Poesie hat aber unglücklicherweise die Zahl unserer schlechten Lyriker ebenfalls sehr bedeutend vergrößert. Er ist die Veranlassung geworden, daß die Poesie des Hasses, des Zornes und der Verachtung in neuerer Zeit vorzugsweise gepflegt worden ist. Nun können zwar diese Gemüthsbewegungen allerdings poetisch werden; aber sie sind es nur dann, wenn sie sich entweder würdevoll oder witzig äußern. Der polemische Dichter kann groß, erhaben erscheinen, oder auch durch Schärfe und Feinheit ergötzen; aber er bedarf dazu eines sehr bedeutenden Talents, einer großartigen Anschauungsweise, eines kräftigen, durchdringenden Geistes. Nichtsdestoweniger hält sich seit 10—15 Jahren jeder Stümper, welcher einige abgedroschene politische Redensarten zusammenzureimen vermag, für berechtigt diese seine Pfuschereien der Mitwelt darzubringen. Eine Menge von halben oder Viertelspoeten, welche vielleicht nicht gewagt haben würden ihre Reimereien über Maienlust und Liebesschmerz und Vogelsang zu veröffentlichen, glauben im vollsten Rechte zu sein, wenn sie öffentlich von Völkerglück und Tyrannenübermuth, von Pfaffentrug und Freiheitsdrang stammeln. Die meisten dieser Gedichte enthalten Nichts als Ansichten welche jeder Lehrjunge im Munde führt, in möglichst jämmerlicher Form vorgetragen.

In diesem Augenblicke liegen 25, vor kurzem erschienene Gedichtsammlungen vor mir, und unter ihnen ist eine einzige von künstlerischem Werthe! Da ich nun gern den Grundsatz befolge, daß die Kritik sich nur mit Gegenständen von einigem Werthe zu beschäftigen habe, so müßte ich streng genommen 24 dieser Gedichtsammlungen ganz unbesprochen lassen. Indessen will ich doch versuchen einige derselben welche eine bestimmtere Physiognomie aufweisen als die übrigen kurz zu beschreiben. Ich nehme zuerst die politischen Gedichte zur Hand.

1. Wiener Immortellen. Sechs Gedichte von R. Gottschall. Hamburg, Hoffmann und Campe. 1848. 8. 7½ Ngr.

Diese Gedichte sind offenbar während der Belagerung Wiens durch Windisch-Grätz und Jellachich geschrieben. Wenn der Ausdruck von Grimm und Hohn an und für sich poetisch wäre, so müßten diese Verse allerdings als Gedichte anerkannt werden. Denn der Verf. schmäht die Häupter der ihm feindlichen Partei mit großer Energie, und es gelingt ihm in der That zuweilen seinen Haß in ziemlich origineller Weise auszudrücken. Aber ein schmähender Zeitungsartikel wird, wenn er auch wirklich einige piquante Wendungen enthält, dadurch noch nicht zum Gedicht. Eine würdevolle Haltung anzunehmen, Adel des Gemüths zu zeigen gelingt dem Verf. durchaus nicht.

2. Stimmen der Zeit. Vierunddreißig neue Gedichte von Ludwig Pfau. Heilbronn, Drechsler. 1848. 16. 7½ Ngr.

Hr. Pfau ist ursprünglich offenbar eine friedliche, gemüthliche Seele, und wäre höchst wahrscheinlich ein leidlicher Minnesänger geworden, wenn er vor 50 Jahren gelebt hätte. Da er aber nun einmal in rauher, kriegerischer Zeit lebt, so hat er seiner Leier 34 möglich rauhe Töne abgezwungen. So seufzt er möglichst grimmig über den 18. März, wo angeblich ein deutscher König „lauter Landeskinder" kaltblütig hat abschlachten lassen. Natürlich standen die Landeskinder „für ihr Recht", während der König sie mit reiner Mordgier schlachten ließ. Eine so kindische Anschauungsweise kann natürlich niemals der Ausgangspunkt eines wirklichen Gedichts werden. Indessen vermag Pfau sich mit einiger Zierlichkeit auszudrücken, und er mag wol im Stande sein recht artige kleine Geburtstags- und Hochzeitsgedichte anzufertigen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Lord Castlereagh.

In einer langen Besprechung der „Memoirs and correspondence of viscount *Castlereagh*, second marquess of Londonderry, edited by his brother *Charles Vane*, marquess of Londonderry" (4 Bde., London 1848), stellt das „Quarterly review" von diesem einer wichtigen Epoche der neuern Geschichte angehörenden Staatsmanne folgendes Bild auf:

„Man kann einräumen, daß Lord Castlereagh durch und durch Staatsmann und doch kein Rhetoriker war. Es scheint, daß seine Erziehung mehr eine gediegene als eine glänzende gewesen ist; jedenfalls hatte er wenig Phantasie, keine umfassenden literarischen Kenntnisse, und einen Stil der zwar zur Genüge fließend, aber weder im Allgemeinen kräftig, noch immer deutlich war.... Zu leugnen ist gleichwol nicht, daß Lord Castlereagh als Parlamentsredner sehr bedeutend unterschätzt worden. Er besaß Vieles was ihn hervorstechend begünstigte, eine wohlklingende Stimme, eine hohe gebietende Gestalt, ein schönes und intelligentes Gesicht, und in seinem ganzen Thun und Wesen eine mit seltener Leichtigkeit und Einfachheit gepaarte Würde und Eleganz. Ferner vereinigte er mit einer unerschütterlichen Gemüthsruhe sowol in moralischer als physischer Beziehung einen entschlossenen, obwol stillen, wir hätten beinahe hinzugesetzt sanften Muth. In der Debatte wie im Rathe war sein Blick sicher, sein Entschluß gefaßt. Er meinte es ehrlich und ernst, und überzeugte davon seine Zuhörer. Er war stets Herr seines Gegenstandes und seiner selbst, berechnete anscheinend bescheiden aber mit Vertrauen seine Kräfte, und übertraf er selten die Erwartung, blieb er auch nie dahinter zurück. In seinen langen, zuweilen abschweifenden Reden beging er selten, wenn je, eine Unüberlegtheit die seiner

Sache schaden, und ließ noch seltener Etwas ungesagt das ihr nützen konnte.... Sein gesunder Verstand gewann ihm stets die Aufmerksamkeit des Hauses, und mit seinem Gegenstande wuchs seine Kraft. Regte eine wichtige Staatsangelegenheit oder irgend Etwas ihn auf das seine persönliche Ehre oder den Charakter und die Interessen eines Freundes berührte, erhob er sich zu einer wahrhaften Eloquenz, sowol mit Hinsicht auf die Sache als auf die Wirkung. Seine Reden über die Verträge von 1815 rühmen ihn als Redner wie als Staatsmann, flechten ihm zwar keinen Blumenkranz, aber einen Lorberkranz.... Es leidet vernünftigerweise keinen Zweifel, daß der Mangel jeglichen Anspruchs auf einen blühenden Vortrag theils Ausfluß seiner angeborenen Geistesrichtung, theils Folge einer Privaterziehung war, welche nie im Verhältnisse zu unsern großen öffentlichen Schulen Redner gebildet hat. Aber sein schmuckloser Vortrag hatte etwas so Leichtes und Würdevolles, daß man kaum umhin konnte statt für einen Fehler ihn für das Ergebniß seiner Wahl und seines Geschmacks zu halten. Gleich den Hervorragendsten seiner Freunde und Collegen mistraute er dem Enthusiasmus, verachtete Paradepferde, und verschmähte alle ad captandum berechnete Schnörkel und Coloratur als unziemliche Beeinträchtigung der hohen Zwecke und der großen Thaten welche — bei mancher eminenten Gelegenheit in engem Bunde — das Leben derselben verherrlicht haben."

„Man hat gesagt Lord Castlereagh habe die öffentliche Meinung verachtet und herausgefodert. Seine vertrautesten Bekannten bezeugen, daß Niemand ein gereiftes und wohlerwogenes Urtheil der Menschen im Allgemeinen höher schätzen konnte als er. Was er aber verachtete und wogegen er sich auflehnte, Das waren die ausschweifenden und niederträchtigen Täuschungen, die falschen, verleumderischen Sagereien, welche so häufig — und in Bezug auf ihn geschah Das nur zu oft — sich mit Unrecht die öffentliche Meinung nennen. Es scheint allerdings, daß er eine merkwürdige, wie von Natur eingeprägte Gleichgültigkeit besaß gegen alle die Auszeichnungen welche launenhafte Fürsten- oder Volksgunst zu gewähren vermag. Es spiegelte sich darin Etwas von dem Stolze seiner mütterlichen Ahnen, der Fitzroy und der Seymour, und seiner eigenen philosophischen Denkweise. Niemand, welches auch seine Geburt sei, konnte mit mehr Wahrheit sagen: Quae non fecimus ipsi, vix ea nostra voco. Es ließen sich viele hier einschlagende Anekdoten anführen. Wir beschränken uns auf zwei, von denen wir zufällig genaue Kenntniß haben."

„Bald nachdem er das erste mal England verlassen, wohnte er einer reunion von Diplomaten und hohen Offizieren bei, sämmtlich strahlend im Glanze ihrer Uniformen und Orden. Einer dieser Herren der ihn persönlich nicht kannte nahm den Fürst Metternich bei Seite, und fragte wer der Fremde sei in dem einfachen schwarzen Rock. «Lord Castlereagh, der englische Minister», antwortete der Fürst. «Mais comment», versetzte der Andere mit ungläubigem Erstaunen, «il n'a pas de décoration!» «Ha», rief Metternich, «ich habe Das nicht bemerkt; ma foi, c'est très-distingué.» Als Lord Castlereagh Dies als ein Bonmot — und fürwahr ein vortreffliches — des Fürsten Metternich erzählte, fügte er mit seinem freundlichen Lächeln hinzu: «Das geschah wie Sie wissen ehe ich den Bathorden hatte.» Aber er hat nie den Bathorden gehabt; er meinte den Hosenbandorden, vergaß jedoch in seiner insouciance eine Auszeichnung welche vielleicht kein anderer Mensch auf der Welt vergessen hätte. Im August 1821 begleitete er den König nach Irland, und wurde beim Landen und so oft er später öffentlich erschien von allen Parteien und allen Ständen nicht blos mit Hochachtung, sondern auch ohne Ausnahme mit herzlichsten Beifallsbezeigungen begrüßt. Am Morgen nach seiner Ankunft ging er mit einem Freunde aus. Sie kamen in die Damestraße. Er wurde erkannt. Ein großer Haufe sammelte sich, und stieg in seinen enthusiastischen Aeußerungen der Liebe und Bewunderung bis zu dem Vorschlage ihn im Triumph durch die Stadt zu tragen. Das Ungeschickte einer solchen Huldigung begreifend trat er mit seiner gewöhnlichen Geistesgegenwart unter dem Vorwande eine Kleinigkeit zu kaufen in einen Laden, von welchem er wußte oder vermuthen konnte, daß er einen Ausgang nach einer andern Straße habe, und entzog sich dadurch seinen Bewunderern ohne sie zu beleidigen oder seiner Würde Etwas zu vergeben. Wie er auf diesem Wege ins Schloß zurückkehrte, sagte sein Freund: «Wer hätte glauben können, daß Sie, gerade Sie unter allen lebenden Menschen von irischer Volksgunst belästigt werden würden!» «Ja, es scheint wirklich», scherzte Lord Castlereagh, «daß ich hier sehr in Gunst stehe, nur fürchte ich, daß ich es ebenso wenig verdiene als wie ich in Ungunst stand, und am Ende werden Sie mir einräumen, daß von beiden Zuständen Volksungunst die bequemste und ziemlichste ist.» Dies war natürlich ein Scherz, bezeugt aber seine Gesinnung."

„Wir können unsere Ansicht von Lord Castlereagh nicht besser in Eins zusammenfassen als durch Wiederholung eines bei einer frühern Gelegenheit über ihn gefällten Urtheils, eines Urtheils welches wir nach abermaliger genauester Erwägung Wort für Wort unterschreiben. Wir sagten: «Es scheint, Wilberforce hegte anfangs von Lord Londonderry eine sehr geringe und, wie wir kaum hinzuzusetzen brauchen, sehr irrige Meinung. Als aber die Stellung desselben sich mehr hob, sein Charakter sich klarer entschied, zwang seine höfliche Güte, sein hohes und stilles Ehrgefühl, seine vollendete Gewandtheit, seine unbeugsame Festigkeit, und sein tiefer und doch prunkloser Scharfsinn Wilberforce dieselbe Achtung und dasselbe Vertrauen ab welches er daheim dem widerstrebenden Parlament und auswärts den argwöhnischen Cabineten abnöthigte.»" 10.

Literarische Anzeige.

Preisherabsetzung des Pfennig-Magazin.

Um die frühern Bände des **Pfennig-Magazin**, dieser reichhaltigsten und zugleich wohlfeilsten

illustrirten Bibliothek für Belehrung und Unterhaltung,

dem Publicum noch leichter zugänglich zu machen, habe ich mich entschlossen, die ersten 15 Jahrgänge desselben von jetzt an folgendermaßen **im Preise herabzusetzen:**

I.—V. Band (1833—37) auf 4 Thlr.
VI.—X. Band (1838—42) auf 4 Thlr.
XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) auf 4 Thlr.
I.—XV. Band zusammengenommen auf 10 Thlr.
Einzelne Jahrgänge auf 1 Thlr.

(Der Neuen Folge sechster und siebenter Jahrgang, 1848 und 1849, kosten jeder 2 Thlr.)

Ferner wurden nachstehende mit vielen Abbildungen versehene Werke **bedeutend im Preise ermäßigt:**

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. Einzelne Jahrgänge 15 Ngr.
Sonntags-Magazin. Drei Bände. } Jeder Band 10 Ngr.
National-Magazin. Ein Band. }

☞ **Bestellungen auf vorstehende Werke werden in allen Buchhandlungen angenommen.**

Leipzig, im Mai 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 119. —— 18. Mai 1849.

Zur Geschichte der neuesten Lyrik.

(Fortsetzung aus Nr. 118.)

3. Lieder eines Flüchtigen von C. Kaiser. Schwäbisch-Hall, Haspel. 1848. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Kaiser ist ein gelehrter Mann. Er hat besonders die nordische Mythologie eifrig studirt, und weiß viel von Asgard und Bifrost und Hrymfaxi zu sagen. Auch unterläßt er nicht diese Namen in gelehrten Anmerkungen zu erklären. Seine Gedichte sind sehr ungleich gearbeitet. Einige derselben lesen sich nicht ganz übel. So gelingt es dem Verf. z. B. hier und da einen feierlichen Ton anzustimmen, unter Anderm in einem Gedichte welches den närrischen Titel „Reciprocität" führt und also lautet:

Feuer sprühen Pflastersteine unter wilder Pferde Huf,
Hallend wiederholt das Echo schrillen Schimpf im Gegenruf,
Wasserfluten heben schäumend bei der Stürme Weh'n ihr Haupt,
Und die Wälder rauschen drohend, wenn die Windsbraut sie entlaubt.

Nur der Mensch, der Herr der Schöpfung, schnöden Zwang erträgt und schweigt,
Duldet Schmach von Seinesgleichen, erdewärts den Blick geneigt,
Sieht die Hand ohn' Widerstreben die nach seinen Rechten greift,
Schaut die freche, die vermessen seines Lebens Blüten streift.

Lernet, Brüder, ernstes Zürnen von den Wäldern, von den Wogen,
Sprühet von den Stirnen Flammen, wie die Kiesel zornumflogen (?),
Doch nicht Worte, wie das Echo, wollen wir den Drängern spenden,
Sondern Thaten, kühne Thaten sollen uns're Schande enden.

Wenn ich auch die Anschauungsweise welche diesen Zeilen zum Grunde liegt nicht als vernünftig anerkennen kann, so muß ich doch zugestehen, daß der Verf. hier wie in manchen andern seiner Gedichte seine Ueberzeugung in nicht ganz würdeloser Weise ausspricht. Dagegen bringt er aber auch nicht selten den äußersten Unsinn zu Tage, und mishandelt namentlich die deutsche Grammatik auf eine schmähliche Weise. So sagt er unter Anderm, er sei mit einem Herzen voller Liebe ausgestattet: „Wo Lust und Wonne sich gegattet" (!!), oder: „So wild uns auch das Weh entzunden, wir müssen doch es niederzwingen", und Dergleichen mehr.

4. Leierkastenlieder von Adolf Schults. Meurs, Dolle. 1849. 16. 5 Ngr.

Adolf Schults gehört nicht zu unsern schlechtesten Lyrikern; das vorliegende Büchlein ist indessen doch entschieden verunglückt. Der Verf. liefert hier Parodien älterer bekannter Lieder, z. B. von Arndt's „Was ist des Deutschen Vaterland?" und zwar sind diese Parodien absichtlich im Bänkelsängertone gehalten. Schults schmeichelte sich ohne Zweifel, daß seine Herzensergießungen in diesem Gewande volksthümlich erscheinen würden: in Wahrheit aber erscheinen sie vielmehr als pöbelhaft und zugleich als entschieden witzlos.

5. Republikanische Gedichte von Harro Harring. Erster Band. Erstes Heft. Leipzig, Beyer. 1848. Gr. 8. 6 Ngr.

Harro Harring gehört zu den Unglücklichen denen unverdienter Beifall den Kopf so verdreht hat, daß sie sich wirklich für ausgezeichnete Dichter halten. Als Harro Harring zuerst auftrat, waren seine Gedichte wenig verschieden von dem Reimgeklingel anderer Jugendpoeten, seitdem aber hat er Jahr für Jahr furchtbare Fortschritte in der Jämmerlichkeit gemacht, sodaß man jetzt wohl behaupten darf, Harro Harring dichte noch schlechter als die meisten andern jetzt lebenden Deutschen. Man erschrickt immer wieder von neuem, wenn man eines seiner Gedichte liest, weil Phantasie und Gedächtniß nicht hinreichen um eine so grenzenlose Unfähigkeit zu erfassen und festzuhalten. Man fragt sich, wenn man unglücklich genug ist ein Harro Harring'sches Erzeugniß durchsehen zu müssen, immer wieder, ob man mehr über den bodenlosen Unsinn seiner angeblichen Gedanken oder über die unglaubliche Mattigkeit und Verkehrtheit seiner Ausdrucksweise staunen soll. Der Unsinn ist sonst gewöhnlich einigermaßen mit dem Anschein der Ungewöhnlichkeit ausgestattet; Harro Harring dagegen versteht sich in seltenem Grade auf die Kunst die abgedroschensten Gemeinplätze so vorzutragen, daß sie zugleich zu staunenerregendem Unsinn werden. In frühern Zeiten, als die politischen Zorngedichte noch nicht so modisch waren als sie es jetzt sind, war die Muse des Hrn. Harro Harring eine friedliche, er besang ziemlich schäfermäßig Blumen und

Gesundbrunnen und schöne Träume u. s. w. Seit einigen Jahren aber hat er sich eine andere Schablone angeschafft, und athmet nun Nichts als Blutdurst. In einem „Volksliede" welches er unter den vorliegenden republikanischen Gedichten mittheilt erzählt er im Tone eines sehr schlecht geschriebenen Zeitungsartikels die polnische Revolution vom J. 1830, und knüpft an diese Erzählung folgende Kritik:

> Peter Wisozki bleibt immer ein edler Pole!
> Großen Willen hat er offenbaret —
> Aber er hat Blut gesparet;
> Und das ist eine schlechte Oekonomie.
> Wer zum Schwert greift, der muß es auch brauchen,
> Muß es tief in Schurkenblut tauchen,
> Daß die Freiheit aus dem Kampf erblüh'!
>
> Der Hanf ist ein russischer Agricultur-Artikel,
> Warum thät er nicht Hanf anwenden,
> Und die Schurken an den Galgen senden,
> Den Großfürsten Konstantin voran?
> Wollen den Hanfstrick recommandiren,
> Wenn sich Völker für Freiheit rühren.
> Mit halben Maßregeln ist Nichts gethan.

Fühlt man sich nicht versucht zu wünschen, daß jener russische Agricultur-Artikel zunächst mit dem Halse des Poeten in Berührung gebracht werde, weniger seiner blutdürstigen Rathschläge wegen, die er ohnehin nur Andern nachbetet, als vielmehr weil er jenen hyperprosaischen Gallimathias für ein Volkslied auszugeben wagt?

Außer diesen politischen Gedichten liegen einige andere vor mir welche mit jenen die kritisch-satirische Tendenz gemein haben, ohne eben vorzugsweise sich auf politische Verhältnisse zu beziehen. Einer dieser Sammlungen

6. Diavolini von A. H. Hoffmann von Fallersleben. Zweite vermehrte Auflage. Cum Notis Variorum in usum Delfini. Darmstadt, Leske. 1848. 8. 17½ Ngr.

gedenke ich nur ihres Verf. wegen. Derselbe ist bekanntlich nicht ohne lyrisches Talent, aber es ist ihm beinahe ergangen wie Harro Harring. Da einige seiner ältern Arbeiten mit Beifall aufgenommen worden sind, so hält er nun jedes Wort das aus seinem Munde geht für reines Gold, und da er nun zufällig eine Reise durch Italien und bei dieser Gelegenheit einige Reisebemerkungen gemacht hat, so bringt er diese Bemerkungen in schlechte Verse, und hofft, daß das Publicum sie für gute Gedichte nehmen werde. Unglücklicherweise sind aber auch diese Bemerkungen als solche so alltäglich, so abgedroschen, daß man durchaus nicht begreift, wie ein sonst doch so leiblich verständiger Mann wie Hoffmann ist sich einer so gewaltigen Selbsttäuschung ergeben konnte. Was erfahren wir hier? Daß die Italiener wenig Fabriken haben, daß ihre Gasthäuser schmuzig, daß viele Kunstwerke die für gute ausgegeben werden schlecht sind, daß es auch in Italien unerfreuliche Landschaften gibt u. s. w. Wir erhalten mit Einem Worte einen zweiten Nicolai! Und doch ist Hoffmann so fest überzeugt funkelnagelneue Dinge gesagt zu haben, daß er sogar fürchtet, man werde ihm die unerhörten Wahrheiten die er vorbringt nicht glauben! Um nun seine Glaubwürdigkeit zu erhöhen, fügt er jeder seiner Bemerkungen in den Notis variorum eine Stelle aus irgend einem ältern oder neuern Reisebeschreiber bei, in welchen ungefähr Dasselbe gesagt ist was Hoffmann in seinen Bemerkungen vorträgt. Hiermit beweist der Verf. vollständig, daß er in seinem Büchlein durchaus Nichts gesagt hat was nicht Jedermann schon weiß oder wissen könnte. Mithin soll wahrscheinlich nicht der Inhalt dieser Bemerkungen sie lesenswerth machen, sondern die Form, der sprudelnde Witz, die ungeheuere Heiterkeit derselben. Ich muß also schon dem geneigten Leser eine dieser köstlichen Formen zum Genuß darreichen.

> Deutschland ist sehr unpoetisch,
> Und Das ist doch zu beklagen!
> Zum Exempel Straßenräuber
> Kennt man nur vom Hörensagen. (?)
>
> Doch in Welschland ist Das anders,
> Da ist Manches ganz gewöhnlich:
> Deinen Rinaldini kannst du
> Kennen lernen dort persönlich.
>
> Wird man auch beim Faccia in terra!
> All dein Hab' und Gut dir stehlen —
> Tröste dich! Du kommst nach Deutschland,
> Und was kannst du da erzählen!

Man muß gestehen, daß Inhalt und Form hier einander vortrefflich entsprechen, denn beide sind gleich abgedroschen. Und von solchem Schrot und Korn sind diese Gedichte sämmtlich! Der empfehlenswertheste Theil dieses Büchleins sind die Notae variorum; sie enthalten zum Theil wirklich interessante Reisebemerkungen: manches einzelne Blatt dieser Notae enthält mehr Thatsächliches als die gesammten Hoffmann'schen Bemerkungen.

7. Der Lichtfreund, ein romantisches Epos in zwölf Gesängen. Von Gollenperger. Der Radicalen Lieder zweite Sammlung. Leipzig, Gebhardt und Reisland. 1848. 16. 20 Ngr.

Hier wird die Aufklärungs- und Weltverbesserungssucht, welche allerdings in der neuesten Zeit mehr als je um sich gegriffen hat, zum Gegenstande einer satirischen Darstellung gemacht. Obgleich ich nun aber im Allgemeinen die hier geschilderten Thorheiten ebenso ansehe wie der Verf., und also den Spott mit welchem er sie verfolgt für philosophisch berechtigt halte, so vermag ich doch nicht zu behaupten, daß diese Satire ein Kunstwerk sei. Der Spott und die Verachtung sind in derselben zu derb und zu dick aufgetragen als daß man sie als geschmackvoll bezeichnen könnte. Im Ganzen hat die Darstellung einige Aehnlichkeit mit der in Immermann's „Tulifäntchen"; aber die Grazie und Feinheit Immermann's fehlt freilich. Ueberdies ist zu viel Willkürliches in diesen Spöttereien, und diese Willkürlichkeiten werden so häufig wiederholt, daß sie zugleich dem Ganzen den Charakter der Einförmigkeit verleihen. So wird z. B. den Lichtfreunden sehr häufig ein körperliches Leuchten angedichtet; sie ersetzen z. B. in dunkeln Nächten den Mondschein, u. s. w. Dergleichen an und für sich schon willkürliche Scherze werden geradezu unbehaglich, wenn sie mit geringen Aenderungen zehn, zwanzig mal wieder-

kehren. Doch ist nicht zu verkennen, daß in dem Verf. ein gesunder Kern steckt, der vielleicht in spätern Arbeiten sich noch zu einer erfreulichen Gestaltung entwickelt.

8. Blöde Ritter. Poetische Galerie deutscher Staatspfiffe. Von S. Brunner. Regensburg, Manz. 1848. 8. 17½ Ngr.

Brunner ist einer der wunderlichsten Käuze die jemals gelebt haben. Er hat bereits sehr viel geschrieben, und in jedem seiner Bücher war eine Wunderlichkeit zu Tage gefördert. In dem vorliegenden Büchlein übertrifft er sich selbst. Er liefert hier nämlich eine Satire auf Johann Heinrich Voß, den bekannten Idyllendichter aus dem vorigen Jahrhundert! Zwar sagt Brunner selbst in der Vorrede, die Voß'sche Dichtung und Richtung sei wol eine abgethane Sache, aber er hält es dennoch der Mühe werth ein ganzes Buch zu schreiben, um jenen Dichter zu verspotten, weil er einst der Regierung des Großherzogthums Baden zugemuthet habe ihn als Bauerndichter anzustellen u. dgl. m. Das Buch ist höchst merkwürdig als Curiosum; künstlerischer Werth dagegen geht ihm vollkommen ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß der Kostbarkeiten im Nachlaß Kaiser Heinrich's VII.

Als der arme Graf von Lützelburg, zum Könige der Deutschen erwählt, über die Alpen zog um das Kaiserreich herzustellen, waren seine Reisetruhen schwerlich mit vielem Geschmeide und Silbergeschirre gefüllt. Ueberrascht durch die würdige Erscheinung des ritterlichen Friedensstifters unter den erhitzten Parteien, öffneten jedoch die kargen Welschen ihre Seckel, und mancherlei Kostbarkeiten werden erwähnt, welche außer großen Geldsummen Gemeinen und fürstliche Herren dem armen Herrscher darbrachten. So verehrte ihm Obizzino di Spinola, das Haupt seiner Partei in Genua, einen Sessel von gediegenem Silber; unter andern Ehrengaben (Albertinus Mussatus schuf dafür das längste Wort des mittelalterlichen Lateins: Honorificabilitudinitates) ließ König Friedrich von Sicilien einen silbernen Tisch überreichen; die bedrängten römischen Juden legten ein kostbares Nachbild der Gesetztafeln dem gekrönten Kaiser zu Füßen; wenn wir anders die Sprache recht verstehen, speiste der neue Lombardenkönig durch die Freigebigkeit der Genovesen sogar aus goldenem Geschirre. Es heißt bei Dino Compagni: „Per loro amore a gran festa mangiò in scodella d'oro." Stellte nun der König, die Gesandten der Genovesen zu ehren, ein Gastmahl an, in welchem er für seine Person eine goldene Schüssel auftragen ließ die er schon besaß, oder überreichten ihm die Gewaltboten der prachtliebenden Republik, deren Eigenthum ja das heilige Gral war, ein so reiches Gefäß? Wir möchten das Letztere glauben, und den Gefeierten wirklich aus einer goldenen Schüssel, welche sein Truchseß vor ihn stellte, irgend ein auserwähltes italienisches Gericht vor den Augen der Volksvertreter schmausen sehen. Denn bei solchen Festmahlen scheinen Teller überflüssig gewesen zu sein, und die Gebieter der Welt unmittelbar aus der Schüssel zugelangt zu haben, welche der Truchseß zu Pferde hoch unter ihrem Deckel mit beiden Händen dahertrug. Auf alten Miniaturen, welche häufig Krönungsmahle darstellen, sind die Tafeln sparsam mit sonstigem Geräthe versehen; desto mehr mit goldenen „Köpfen", Bechern und Pokalen in mancherlei Form und dazwischenstehenden Schüsseln. Zum Beleg des Gesagten, des „Ausderschüsselessens", erblicken wir in dem Pergamentcodex des Erzbischofs Balduin von Trier, des Bruders unsers Kaisers, das Krönungsmahl in Aachen mit der Unterschrift: „In mensa sedet"; auf der langen, nur einseitig gedeckten Tafel ist kein Teller zu sehen, so wenig als ein Löffel oder eine Gabel. Dagegen steht fast vor jedem Gaste eine Schüssel mit Gänsebraten oder einem ähnlichen Vogel, dabei liegen große Messer in der Gestalt der Opfermesser, oder der bäuerischen Zulegemesser. Für den deutschen König bringen die Inhaber der Reichserzämter zu Pferde, mit beiden Händen, indem die Bügel am Sattelknopf befestigt sind, der Truchseß zwei tiefe, übereinander stehende bedeckte Schüsseln, der Mundschenk eine mächtige Kanne in der Linken, in der Rechten einen hohen Pokal mit einem gebilderten Deckel, ähnlich einem Abendmahlskelche. Wir bemerken nach der Versicherung der Herausgeber, daß diese Zeichnungen nach Maßgabe der Kunst um 1350 mit Genauigkeit angefertigt sind, wahrscheinlich als Entwürfe der Gemälde mit welchen der reiche und kunstliebende Kurfürst die Wände seines Palastes zu Trier zu schmücken, und seinem Bruder, sich selbst und den treuen Gefährten des berühmten Römerzugs ein dauerndes Denkmal zu setzen gedachte.

Ungeachtet nun der kaiserliche Held auf seinem Abenteuer anfangs mit vielen „Honorificabilitudinitatibus" verehrt wurde, mochte die Noth seit dem Frühlinge des J. 1312 ihn zwingen zur Beitreibung der Kosten für den endlosen Kampf und zur Befriedigung des Eigennutzes seiner Helfer die gesammelten Kostbarkeiten zu verstoßen. Zumal mochte das Winterlager auf dem Kaisersberge in den öden Apenninen, jene Pfalz aus dem Stegreif erbaut, als auch das treue Pisa anstand den Gebieter mit seinem hungerigen Gefolge nochmals bei sich aufzunehmen, so schmerzliche Opfer gefodert haben, von denen wahrscheinlich Benvenuto Cellini's Zunft im guelfischen Florenz oder die Juden auf dem Rialto erklecklichen Vortheil zogen. Wenigstens ist das gerichtliche Verzeichniß (registrum jocalium imperatoris), das die Archive in Turin im Original besitzen, ein Zeugniß, wie ärmlich es mit dem Nachlaß des römischen Kaisers zur Zeit als die Valois in Neapel, die Guelfenbünde, ja selbst die „Sarazenen jenseit des Meers" vor ihm erbebten, beschaffen war. Am 24. Aug. 1313 war Heinrich in Buonconvento gestorben; drei Tage darauf (27. Aug.) ließen seine Getreuen die „Jocalia und Kleinodia" des Kaisers, welche in vier kleinen Truhen bei St.-Vincent im Sprengel von Pisa niedergelegt waren, vor namhaften Zeugen inventiren. Den gesammten Nachlaß empfing Graf Heinrich von Flandern, des Kaisers tapferer Marschall und naher Sippe, aus der Hand des Herrn Thomas von Siebenbrunnen (septfontaines, de septemfontibus), welcher als betrauter Hofmarschall oder Oberkämmerer des Hingeschiedenen galt. Es enthielten aber die Truhen:

Erstens einen goldenen Apfel mit dem goldenen Kreuze.

Ferner den goldenen Scepter mit einem Adler darauf.

Ferner eine kleine goldene Krone in der Form von Lilienblättern, mit Saphiren, Smaragden, Perlen und Karfunkeln.

Die sogenannte Eiserne Krone, welche der Königin Eile kurz vor seiner Krönung in Mailand durch Meister Lando von Siena hatte anfertigen lassen, da Theudelindens heiliges Diadem mit dem Nagel vom Kreuze Christi verschollen, und wie es scheint durch die gottesschänderischen Torre gar an die Juden verkauft war, hatte der gekrönte Lombardenkönig dem Münster St.-Ambrosio in Mailand nach alter Sitte anvertraut. Die dreifache Kaiserkrone war sicher im Lateran geblieben, und dieses Krönlein deshalb wol nur ein Stück der königlichen Festgarderobe.

Item drei Gabeln und sieben goldene Löffel.

Item einen silbernen Stab in geschmelzter Arbeit, auf dem Knopf mit einem Adler aus einem kostbaren blauen Steine.

Item 47 silberne Löffel.

Item ein Stück rothen gestreiften Sammets.

Item zehn Päckchen Briefe mit dem Siegel des Königs von Trinakrien, Bündniß und Verschwägerung betreffend; desgleichen neun desselben Inhalts unter dem Siegel des Grafen von Claramonte (des diplomatischen Unterhändlers). Zehn Pri-

vilegienurkunden unter päpstlicher Bulle über die Indulgentien, welche dem Kaiser verliehen waren.

Item einen kleinen silbernen Becher, vergoldet, mit Fuß und Deckel.

Item einen silbernen vergoldeten Becher, mit Fuß und Deckel, innerhalb und außerhalb von geschmelzter Arbeit.

Item einen silbernen vergoldeten Becher, mit Fuß und Deckel, mit Sternen in Schmelz.

Item zehn silberne Becher mit dem Wappen des Herrn von Lüttich (des Kanzlers).

Noch einen silbernen vergoldeten Becher mit Sternen in Schmelz.

Item eine silberne vergoldete Kanne (urceus, Krug), mit Sternen in Schmelz versehen.

In Gegenwart Herrn Heinrich's von Sponheim, des Herrn Hugo von Ghoronzete (Geroldseck), Herrn Aegidius de Marcellis, Schatzmeisters, Herrn Johann de Ponteneria, Ritters, Johann von Lüttich, Zeugen. Und unserer, Bernard von Mercato und Gerard Burgundus, dazugerufenen Notarien. (Von Mercato's Hand, welcher als Geheimschreiber des Königs und Kaisers fungirte.)

Item eine Börse (bursa), worin mehre Ringe waren, nämlich zwei mit zwei Saphiren, einer mit einem Karfunkel (balays), einer mit einem grün-weißen Smaragd, einer mit einer Kamäe, einer mit einem Türkis und einer mit einem Krötenstein (lapis crapandina?) in goldener Fassung.

Item das Handsiegel mit einem Saphir in Gold. Item einen Ring mit einem guten Rubin, den er (der Kaiser) am Finger zu tragen pflegte.

Item eine goldene Büchse, besternt mit kleinen Edelsteinen.

Item in einem kleinen Schrein ein goldenes Halsband, mit einer Perle daran hängend.

Item ein Agnus Dei in geschmelztem Silber.

Item ein Agnus Dei von Blei.

Item ein Behältniß (barrile, Faß) purpurroth und Silber mit einem Kreuz daran hängend zu Reliquien.

Item ein goldenes kleines Kreuz zu Reliquien.

Das war Alles was der tapfere, unermüdliche Kaiser in nahe vier Jahren an Kostbarkeiten überkommen, als der Tod ihn hinwegraffte. Ob diese Schätze nach Deutschland oder Böhmen gelangt seien, ist nicht bekannt. Am merkwürdigsten erscheint der Ring mit der Gemme, dergleichen unvergängliche Meisterstücke altclassischer Kunst von einer Fürstenhand auf die andere sich zu vererben pflegten, und vielleicht noch aus den Tagen der Diadochen oder der Auguste oder Dietrichs von Bern oder Alboins stammten. In irgend einer Kunstsammlung mag diese Camée bis auf diesen Tag bewahrt werden, ohne daß man weiß wer von Helden der Vorzeit seinen Finger damit geschmückt, da der Gegenstand des gewiß bedeutsamen Bildes früher selten angegeben wurde.

Verhältnißmäßig reicher an dergleichen Kostbarkeiten war Witzlav der Aeltere, Fürst von Rügen, welcher nach einem mühe- und sorgenvollen Leben im J. 1303, also 10 Jahre vor dem Kaiser, starb. In seinem Testamente vermachte er, außer nicht unansehnlichen Barschaften und seinem „Bette", welches das Siechenhaus St.-Lorenz in Opslo empfing, seiner Tochter Euphemia zwei silberne große Kannen, ein Ehrengeschenk des Königs von Schweden; seiner zweiten Tochter Margarethe zwei silberne Mundbecher; seiner dritten Tochter sechs kleinere Kannen, ein Geschenk der Königin von Norwegen. Heinrich der Löwe von Mecklenburg erhielt das silberne vergoldete Wehrgehäng, eine Verehrung des Eidams, Hakon's, Königs von Norwegen. Ritter Tetzlaw von Putbus bekam zwei mäßig große Kannen von Silber; Botildis, die Amme (Hofmeisterin) seiner Tochter Sophie, trug des Fürsten scharlachene Kleider davon. Außerdem waren noch viele Treue vom Hofgesinde mit Geld, mit Pferden bedacht, für Wallfahrten nach Rom bedeutende Summen ausgesetzt, und auch für Tilgung der Schulden an Bürger (Gastwirthe zu Rostock und Lübeck) gesorgt; eine Gewissenhaftigkeit welche der sterbende Kaiser sicher nöthig gehabt hätte. Durch manche seiner Schuldposten mag der Tod den Strich gezogen haben.

F. W. Barthold.

Literarische Notizen aus England.

Statistik eines Volksbuchs.

Ein solches im echten und besten Sinne des Worts ist das mit Nr. 177 oder dem zwanzigsten Bande geschlossene „*Chambers's* Miscellany of useful and entertaining tracts", ein Werk welches 1844 von den Brüdern Chambers in Edinburg zu dem Zwecke begonnen wurde, namentlich die untern Volksschichten über eine Menge Gegenstände angenehm zu belehren, und dadurch unsittliche Schriften möglichst zu verdrängen. In einer Schlußbemerkung erklären die Herausgeber sich vom Erfolge befriedigt, und können nach ihrem Anführen es auch sein. Es sind wöchentlich zwischen 80,000 und 100,000 Exemplare gedruckt, im Durchschnitt aber wegen des Nachverlangens einzelner Bogen jeder, und jeder zu 32 Seiten, 115,000 mal abgezogen worden. Der Abdruck einiger Bogen hat die Zahl von 200,000 erreicht. Die Nummer, worin das Leben Ludwig Philipp's, ist durch 13 Auflagen von zusammen 280,470 Exemplaren gegangen. Im Ganzen beläuft sich die Zahl der Druckbogen des gesammten Werks auf 18 Millionen, was 38,125 Ries ausmacht, ein Gewicht von 387 Tonnen oder 866,880 Pfund. Das Papier hat 25,766, der Druck 11,545, das Einbinden 16,248, das Honorar, meist 10 Guineen der Bogen, zusammen 1450 und die Holzschnitte an 500 Pf. St. gekostet. Dagegen hat das Publicum für das Werk 100,000 Pf. St. bezahlt, und Dies den Buchhändlern einen Gewinn von 38,000 Pf. St. gebracht. Bei Verkäufen in Masse hat die Zahl der Bände die der einzelnen Bogen gewöhnlich überstiegen, und bei jeder Wochensendung zwei Frachtwagen erfodert. Die Gesammtzahl der Bände stellt sich auf 1,300,000, und davon sind die meisten in oder von London aus abgesetzt worden, vorzüglich nach den Fabrik- und handeltreibenden Districten.

Naturgeschichtliche Anekdote.

In einer hübschen kleinen Schrift: „The intellectuality of domestic animals, by *Caesar Otway*" (London 1848), erzählt und verbürgt der Verf. Folgendes: „In einer der Mahlmühlen von Tubberakeena bei Clonmel lebte eine Gans die irgendwie weder Gatten noch Kinder, weder Gänserich noch Küchelchen hatte. Da geschah es, was sehr gewöhnlich ist, daß die Müllerin einer sitzenden Henne eine Zahl Enteneier unterlegte, die in gehöriger Zeit ausgebrütet waren. Sowie die kleinen Enten im Freien erschienen, führte ihr Instinct sie ins Wasser, und darüber gerieth die Henne in schreckliche Verlegenheit. Mutterliebe trieb sie ihren Jungen nach, und Selbstsucht hielt sie auf dem Lande fest. Plötzlich kommt die Gans herbeigesegelt, und nach einem lärmenden Geschnatter, welches in treuer Uebersetzung wahrscheinlich so viel hieß als: überlaß die nur mir, schwamm sie mit den Entchen auf und ab. Sobald diese an der Wasserpromenade genug hatten, brachte die Gans sie der Henne zurück. Am nächsten Morgen fanden sich die Entchen wieder beim Teiche ein. Die Gans nahm sie in Empfang, und die Henne gerieth abermals in die gestrige Verlegenheit. Ohne nun behaupten zu wollen, daß die Gans aus Rücksicht für die mütterliche Angst die Henne einladete, steht doch fest, daß sie nahe ans Ufer schwamm, die Henne auf ihren Rücken sprang, und da ruhig sitzend die den Teich auf- und niederschwimmenden Entchen geleitete. Dies geschah nicht ein vereinzeltes mal, nein, Tag für Tag stieg die Henne an Bord der Gans, und folgte höchst zufrieden und vergnügt ihren Entchen. Eine Menge Menschen strömte herbei das Schauspiel zu sehen, und das dauerte bis die Entchen verständig geworden und der vereinten Obhut der Gans und der Henne nicht länger bedurften."

4.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 120. —— 19. Mai 1849.

Zur Geschichte der neuesten Lyrik.

(Fortsetzung aus Nr. 119.)

Diejenigen unter den vorliegenden Gedichtsammlungen, deren Tendenz nicht so verneinend, so polemisch ist als die der bisher besprochenen, sind doch meist auch von geringem Werthe. Ich erwähne unter ihnen zunächst

9. Mimen und Idyllen von C. M. Winterling. Erlangen, Enke. 1848. 12.

Der Verf. dieser Idyllen sagt in der Vorrede, er habe einst in sein Tagebuch geschrieben:

Wer kann heutzutage, wo die Welt gegen Dichterwerke jeder Art so gleichgültig geworden, noch mit der Hoffnung sich schmeicheln gelesen zu werden, wenn er in den Zuständen und Situationen nicht Frappantes bietet, wenn er überhaupt nicht ein Genre cultivirt das so sehr vom Gewöhnlichen abweicht, daß es durch seine Neuheit nothwendig die Aufmerksamkeit desjenigen Theils des Publicums der noch für Etwas aus dem heitern Reich der Musen zu gewinnen ist auf sich ziehen, und ist diese Aufmerksamkeit einmal gefesselt, den Leser auch wol zu einem liebenden Eingehen in die ganze Art und Weise des Dichters veranlassen wird. Ja es bleibt hier durchaus keine andere Wahl als ein gewagter Salto mortale.

Und einen solchen Salto mortale hat nun der Verf. gemacht, indem er diese Idyllen dichtete, und hat dadurch allerdings meine Aufmerksamkeit und mein Erstaunen in hohem Grade auf sich gezogen; aber zum „liebenden Eingehen in des Dichters ganze Art und Weise" habe ich es freilich nicht bringen können. Wie man nämlich dereinst mit philologischem Tiefsinn das Wort lucus von non lucere ableitete, so glaubte auch unser Verf. frappant zu werden wenn er alles Frappante sorgfältig vermiede. Die Welt jagt heutzutage nach Knalleffecten, nach starkem Gewürz, sagt er sich ohne Zweifel: ich werde also ungesalzenen, aber nahrhaften Reisbrei auftischen, und man wird mich anstaunen! Und wie griff er aus dem gewöhnlichen Leben eine Menge von Stoffen auf die nicht nur im Leben, sondern auch in der Literatur alltäglich sind. Das gewöhnliche Leben bietet nämlich allerdings eine Menge von Situationen dar welche noch für eine poetische Darstellung geeignet sind, weil sie in der poetischen Literatur noch nicht alltäglich geworden, mithin noch nicht abgedroschen sind. Unser Verf. dagegen hat sich gerade solche Stoffe gewählt welche schon in hundert Romanen bearbeitet sind. Da kommt z. B. ein Engländer nach Italien, findet ein schönes Mädchen, verliebt sich in sie, wird durch Familienverhältnisse nach England zurückberufen, kommt aber nach mehren Jahren wieder, und heirathet das Mädchen. Solche Stoffe können natürlich nur durch die Art wie sie behandelt werden einigen Reiz gewinnen, und der Verf. hat nun geglaubt diesen Reiz am besten zu Stande zu bringen, wenn er sich der Uebertreibungen und des allerdings lächerlichen Schwulstes enthielte mit denen ältere Romanschreiber dergleichen Stoffe aufzustutzen pflegten, wenn er seine Geschichtchen ganz schlicht und einfach hinstellte, wie sie etwa in der Wirklichkeit wol sich ereignet haben möchten. Und in der Weise wie er Dies thut zeigt er auch wirklich einigen Sinn für Naturwahrheit, einige Beobachtungsgabe. Obgleich seine Personen fast sämmtlich in Versen sprechen, und Diejenigen welche den niedern Classen angehören sich nicht selten gewählter und gebildeter äußern als ihnen von Rechts wegen zukäme, so haben doch diese Darstellungen im Ganzen eine naturgemäße Haltung. Dagegen sieht man durchaus nicht ein wodurch sie den Leser zu einem „liebenden Eingehen in die Art und Weise des Dichters" veranlassen sollen. Alle diese Mimen erscheinen nämlich als vollständig unbedeutend, sie haben nicht nur keine Tendenz, sondern auch keine Farbe, keine Bedeutung, sie sind mit Einem Worte Nichts als leidlich verständige, aber ganz poesielose Darstellungen ganz alltäglicher Begebenheiten und Lebensverhältnisse. Es ist daher zu fürchten, daß die Hoffnung des Verf., durch diesen Salto mortale Aufsehen zu erregen, nicht in Erfüllung gehen werde.

10. Gedichte von Karl Bernhard Trinius. Mit der Biographie des Verfassers nach seinem Tode herausgegeben von zweien seiner Freunde. Berlin, G. Reimer. 1848. 8. 1 Thlr.

Diese Gedichte gehören nicht vollständig der neuern Zeit an. Trinius war 1778 geboren, und dichtete schon 1794. Er war der Sohn eines Predigers, und widmete sich der Arzneikunde. Ein Zufall führte ihn nach Rußland, wo er längere Zeit Hausarzt mehrer vornehmer Familien war. Seit 1808 befand er sich im Gefolge der Herzogin Antoinette von Würtemberg, mit welcher er viele Reisen durch Deutschland und Rußland machte. Im J. 1824, nach dem Tode der Herzogin, wurde Trinius zum kaiserlich russischen Leibarzt ernannt. Ne-

denbei war er Mitglied der petersburger Akademie der Wissenschaften und Lehrer eines Prinzen. Die Arzneikunde war übrigens nicht der Hauptgegenstand seiner wissenschaftlichen Bestrebungen; sein Lieblingsfach war die Botanik, und zwar beschäftigte er sich vorzugsweise und fast ausschließlich mit den Gräsern, welche er in mehren zu ihrer Zeit sehr geschätzten Werken beschrieb. Er starb 1844. Trinius hat also ein wenigstens äußerlich bewegtes Leben geführt, und es fehlte ihm offenbar nicht an Gelegenheit bedeutende Erfahrungen zu machen, zumal da er genug Bildung und Einsicht besaß, um mit bedeutenden Zeitgenossen in freundschaftlicher Weise zu verkehren. Leider aber geben seine Gedichte davon kein Zeugniß; sie beweisen vielmehr, daß es dem Verf. an jenem tiefern Ernste des Gemüths fehlt, welcher die unentbehrliche Grundlage jeder poetischen Begabung ist. Er befindet sich nur im Besitze der Geschicklichkeit Alles was ihm im Leben begegnet in leidlich zierlichen Redensarten mehr zu besprechen als zu besingen. Daher haben fast alle seine Gedichte den Charakter von Gelegenheitsgedichten, und obgleich manche derselben sich ziemlich gut lesen, so ist doch keines unter ihnen welches von einer tiefern poetischen Anschauungsweise zeugte. Besonders matt und lahm aber wird der Verf. wenn er zu scherzen versucht. Er stammelt dann geradezu Unsinn, während er in ernster Rede mit dem gesunden Menschenverstande doch einigermaßen in gutem Einvernehmen lebt.

(Der Beschluß folgt.)

Eine Expedition auf dem Niger.

Im J. 1848 erschien in London in zwei Bänden: „A narrative of the expedition sent by Her Majesty's government to the river Niger in 1841, by captain *William Allen.*" In der „Revue des deux mondes" veröffentlicht Paul Merruau einen Auszug daraus; wir entnehmen diesem Auszuge folgende interessante Thatsachen:

„Obwol bereits Herodot und Leo Africanus einen großen Strom Niger im Innern Afrikas kennen, war doch seine Lage, seine Quellen und seine Mündung bis Ende des vorigen Jahrhunderts völlig unbekannt. Zum Zwecke seiner Entdeckung bildete sich daher 1788 in England eine Gesellschaft, welche zuerst zwei Reisende, Ledyard und Lukas, ausschickte. Beide starben auf ihrem Wege durch Kairo und Fez. Im J. 1791 unternahm Major Houghton, ebenfalls von Norden in das Innere eindringend, die zweite Reise, und ward nur noch eine kurze Strecke von seinem Ziele durch seine Führer ermordet und beraubt. Mungo Park zuerst gelang es nach den größten Mühseligkeiten und Unglücksfällen am 20. Juli 1796 in der Nähe der Stadt Sego den Niger zu entdecken. Auf seiner zweiten Reise 1805, wo er von 45 Personen 41 verlor, fand er bekanntlich seinen Tod; er ward von den Mohren durch Flintenschüsse auf dem Strome getödtet. Erst 1810 ward sein tragisches Schicksal durch Nachforschungen des Gouverneurs der Senegalcolonie bekannt. Bis 1822 ruhten die Unternehmungen; in diesem Jahre gelangten Clapperton, Oudney und Denham wiederum an den Niger, und auf ihre Erfahrungen gestützt gelang es endlich am 20. Sept. 1830 den Gebrüdern Lander als die Dritten den geheimnißvollen Strom zu beschiffen, und als die Ersten, zwei Monate später, am 17. Nov. durch den Nonfluß in den Atlantischen Ocean zu kommen.

Die Erzählungen der beiden Lander von dem Handelsreichthum und dem Elfenbein an den Nigerufern bewirkte 1832 die Abschickung zweier Schiffe durch englische Kaufleute. Die Anführer waren William und Bird Allen und Richard Lander. Wirklich gelang es ihnen ein Stück in den Niger mit ihren zwei Schiffen einzudringen; allein nach 25—30 Meilen wurde das Wasser, da die Regenzeit aufgehört hatte, so klein, daß sie sitzen blieben, und nur nach großen Schwierigkeiten die Mündung wieder erreichten. Richard Lander war leider bei dieser Expedition von den Eingeborenen, die nach seinen Waaren lüstern waren, erschossen worden. Am glücklichsten von allen Frühern war 1840 Becroft, der auf einem kleinen Dampfschiffe am weitesten kam, bis 15 Meilen über die Hauptstadt der Fellathas, wo ein Wall von Felsen ihm den weitern Weg versperrte.

Wir kommen jetzt zu der wichtigsten Expedition, die zugleich die letzte und unglücklichste war, und welche William Allen in dem oben angegebenen Buche erzählt. Obwol vom Gemahl der Königin von England begünstigt, von der Regierung unterstützt, durch die Theilnahme der in England so mächtigen philanthropischen Vereine beschützt, unter den Auspicien der gelehrten Gesellschaften, mit großen Kosten und allen möglichen Vorsichtsmaßregeln ausgerüstet, ausgesuchten Führern anvertraut, und durch vortreffliche Seeleute geführt, war doch gerade die Größe der Vorbereitungen und die Wichtigkeit des vorgesteckten Ziels ihrem Erfolg hinderlich. Die Regierung betrachtete die Expedition nicht wie eine bloße Handelsspeculation oder Entdeckungsreise, sondern sie sollte zur Unterdrückung des Negerhandels, Begründung eines regelmäßigen Verkehrs und Verbreitung der Civilisation dienen. Drei Regierungscommissaire sollten mit den Beherrschern der Uferstaaten Verträge zur Abschaffung des Negerhandels und Gewährung von Handelsprivilegien für England schließen. Außerdem sollte ein Meierhof als Mustercolonie und zur Verbreitung der Civilisation im Innern errichtet werden. Die Regierung ließ daher zwei eiserne Dampfer von gleicher Größe bauen: «Albert» und «Wilberforce»; ein drittes kleineres und leichteres Schiff, der «Soudan», sollte ihnen als Plänkler dienen. Befehlshaber des «Albert» war Capitain Trotter aus der königlichen Marine, vom «Wilberforce» Capitain William Allen und vom «Soudan» Bird Allen. (An allen drei Schiffen war die neue Erfindung der innern Verschläge, um die Haupttheile der Dampfer voneinander zu trennen, in Anwendung gebracht worden; man hatte zugleich eine eigenthümliche Vorrichtung für die Luftreinigung angebracht, und wenn die Ruder sich drehten, setzte sie eine Art von Fächer in Bewegung, um im Innern immer einen Luftzug zu unterhalten.)

Am 12. Mai 1841 fuhr die Expedition von Devonport ab. Aber erst nach einer langsamen Fahrt, da die Schiffe zum Flußsegeln bestimmt waren, gelangte man am 13. Aug. an die Mündung des Stroms. Das Erste was sie bei ihrer Einfahrt erblickten war ein verstümmelter weiblicher Leichnam, den die Flut auf das sandige Ufer gespült hatte; die Frau war wahrscheinlich den Göttern geopfert worden. Die Eingeborenen lachten die Weißen aus als sie entsetzt um den Grund der Mordthat fragten.

Jenseit der Sandbank am Eingange des Nonflusses (auf dieser Mündung des Niger befanden sich die Reisenden) gewinnt der Strom meilenweit das Ansehen eines Morastes, dessen Ufer durch überhängende Zweige von Mangliers verborgen sind. Der schlammige Thon an den Wurzeln dieser Pflanzen erzeugt tödtliche Fieber. Allmälig verschwinden die harten und dunkeln Blätter, und die Ufer gewinnen das Ansehen von festem Boden; aber immer noch keine Spur menschlicher Wohnungen, überall ruhiges und großartiges Schweigen. Palmen mit ihren gerundeten und zierlichen Blättern, Feigenbäume, Mimosen und Brotfruchtbäume erheben sich. An ihrem Blätterwerk hängen in Guirlanden Orchideen und weiße und purpurne Winden; bald wird die Scene belebter: neugierige Affen springen lustig von Ast zu Ast, als wollten sie den Schiffen voraneilen, und schwarze Schwalben, in der Entfernung an ihrem weißen Schwanze kenntlich, fliegen auf.

Da endet auf einmal der Wald. Große Lichtungen zeigen die Anwesenheit menschlicher Industrie an. Der Boden ist urbar gemacht, und man erblickt die luftigen Speicher Afrikas: zwei große in die Erde gesteckte Stangen, welche an ihrer Spitze die Erzeugnisse tragen, um sie so vor Ueberschwemmung und den Thieren zu schützen. Endlich erscheinen auch die Einwohner selbst; erstaunt betrachten sie die «Feuercanots», und laufen dann so schnell als möglich fort, um durch die Binsen und Gesträuche am Ufer gedeckt die Weißen vorbeifahren zu sehen. Mitunter wagt sich Einer, kühner als die Andern, in einem ihrer kleinen leichten Boote auf den Fluß, flieht aber alsbald wie durch die eigene Kühnheit erschreckt, und verschwindet in einer der zahlreichen Uferbuchten. Nach und nach erscheinen die Dörfer. Die Einwohner glauben sich hier wo sie zahlreicher sind den Angriffen der Negerschiffe nicht mehr ausgesetzt. Der Fluß bedeckt sich mit Canots. Jeder will an Bord des Dampfers klimmen; sie bringen die Erzeugnisse des Landes mit, Yam, Feigenbananen, Pataten, Hühner und Ziegen. Der Handel beginnt. Die Weißen bezahlen besonders in europäischen Waaren. Nadeln sind sehr gesucht, obwol das schöne Geschlecht nicht gerade Ueberfluß an Kleidern besitzt. Alle sind lebhaft, neugierig und schwatzhaft; der Lärm den sie durch das Schwatzen machen ist wahrhaft betäubend. Im Allgemeinen scheinen sie sehr sanft zu sein.

Bis zur Stadt Aboh hatten die Reisenden 14 Tage gebraucht, obwol sie nur 37 Meilen von der Mündung einwärts lag. Schon sank das Wasser, und ließ jenen Schlamm mit seinen Miasmen zurück.

Am 27. Aug. besuchte der König Obi Osaï nebst zwei Frauen und einer Tochter den Commandanten des «Albert». Sein Gefolge bestand in den vorzüglichsten Häuptlingen und einem Haufen Sklaven. Man säuberte indeß das Schiff von dieser unbequemen Umgebung, und führte den König allein auf einen Sessel zu den Regierungscommissairen. Er suchte seine zerstreuten Gedanken zu sammeln, und sich ein Ansehen zu geben wie es für seinen Rang und sein Galakleid paßte; dieses Kleid bestand in der Uniform eines englischen Sergeantmajors, einem Geschenk Richard Lander's, weiter in einem Paar scharlachrothen Hosen gleichen Ursprungs und einer zuckerhutförmigen Sammetmütze, die der Herrscher mit einer gewichtigen Miene schief aufgesetzt hatte.

Die englischen Commissaire hatten nun eine lange Conferenz mit dem armen Negerkönige. Oft wollte er sich fortschleichen, weil er meinte «er liebe nicht so lange zu sprechen». Man schlug ihm vor den Negerhandel zu unterdrücken, und seine Unterthanen gleichfalls dazu zu zwingen; er wollte Das auch thun, wenn nur die Engländer recht viel Schiffe in seine Gewässer schickten, um seine Producte gegen europäische Waaren einzutauschen. Er hatte auch Recht. Denn der Negerhandel bereichert ihn und sein Land, sodaß er ohne ein Surrogat sich ruinirt haben würde. Indeß willigte er ein; denn er hätte *sogar versprochen den Himmel zu erobern, um nur die Geschenke der Königin von England zu bekommen.*

Nach zwei Tagen fuhren sie weiter. Während der ersten 15 Tage waren sie vom Fieber verschont geblieben, und wenn die Bewegungen der Flotille weniger langsam gewesen wären, so wären sie vielleicht noch glücklich davongekommen. So aber ward jede Bucht und jeder Nebenfluß durchsucht, mit jedem Häuptlinge wurden Unterhandlungen angeknüpft, und überdies wurde jeden Sonntag 24 Stunden lang Feiertag gehalten,

Von Aboh an ändert sich der Anblick des Niger; die Ufer werden steiler, und das Bett ist nicht mehr so gekrümmt. Zahlreiche Inseln erscheinen, und lassen die wahre Breite des besonders am rechten Ufer tiefen Stroms nicht erkennen. Die Ufer bleiben immer noch so malerisch. Die Wirkungen von Licht und Schatten sind in diesem eigentlichen Vaterland der Sonne oft wirklich wunderbar. Die Luft ist mit den Düften der unzähligen Blumen geschwängert die sich auf beiden Ufern entfalten. Am Horizont rahmen Hügel von 2—300 Fuß Höhe die Landschaft ein.

Dreißig Meilen von Aboh gewahrten die Reisenden «bei dem klaren Mondschein, der sein verschleiertes Licht auf die Uferlandschaften warf», die unregelmäßige Hügelkette auf der die Stadt Iddah liegt. Hier erhebt sich das linke Ufer bis fast 200 Fuß. Der Gipfel ist mit einer üppigen Vegetation bedeckt, und Klettenpflanzen aller Art hängen in langen Guirlanden an dem Abhange herab. Der König von Iddah, Ochizeh, war nicht so wohlfeil wie sein Cousin von Aboh zu haben. Er erwartete nicht allein den Besuch der Europäer, sondern er erwiderte ihn nicht einmal. Er war mit einer Masse von Stoffen übereinander bekleidet, sodaß er wie eine wandelnde Tonne aussah; wenn er lachen will, verbirgt er sich hinter einen Fächer, und wenn ihn die Schwachheit zu essen anwandelt, muß seine Umgebung wegsehen. Er erschien in einem weiten Kleide, gefertigt von der Landesproduction und mit phantastischen Goldstickereien bedeckt; darunter trug er ein anderes von rothem Sammet, und seiner Dicke nach zu urtheilen noch etliche dergleichen. Ein scharlachenes Beinkleid, große Lederstiefeln mit kleinen Glöckchen, an deren Geklingel sich Se. Majestät ergötzte, ein kegelförmiger Hut, wie der des Königs von Aboh, mit einer Feder obendrein, und Ohrringe von Elfenbein vollendeten den Schmuck des Monarchen.

Wie in Aboh brachten endlich die Geschenke den Tractat am 4. Sept. zu Stande. Zugleich endeten aber auch hier die guten Tage der Expedition. Das Fieber stellte sich ein; ein Heizer erlag zuerst, und von nun an vergrößerte jeder Tag die Krankenliste. So war man bis an den Tschaddafluß gekommen, der sich in den Niger ergießt, 80 Meilen vom Meere entfernt. Hier ward die Meierhofcolonie gegründet und Kriegsrath gehalten. William Allen rieth zur Umkehr, um einem Feinde nicht länger zu trotzen der nur durch die frische Luft des Oceans vertrieben werden könne; allein Trotter wollte sich nicht mit diesem schon befahrenen Theil des Stroms begnügen, und durch neue Entdeckungen die Handelstractate weiter ausdehnen. Daher wurden sämmtliche Kranke auf den «Wilberforce» und «Soudan» geschafft, und unter Allen's Leitung zurückgeschickt, während Trotter mit dem neu bemannten «Albert» bis nach Rabbah zu kommen gedachte, wo er vom Gouverneur im Namen des Sultans der Fellathas einen Vertrag zu erlangen gesucht haben würde der sämmtliche Provinzen des Reichs zur Abschaffung des Negerhandels verpflichtet hätte. Am 28. Sept. kam er nach Egga; aber fast alle Offiziere waren erkrankt, der Capitain selbst unterlag der Krankheit, und nur ein einziger Mann war zur Bedienung der Kessel übrig.

Das Oberhaupt von Egga, Rogang, war den Fellathas von Rabbah treupflichtig. Er freute sich außerordentlich über die Ankunft der Reisenden, wagte es aber nicht seine Freude laut werden zu lassen, aus Furcht vor dem Argwohn seines Oberlehnsherrn. Obwol ihn die Neugier verzehrte, wollte er doch nicht auf den «Albert» kommen, um nicht des Einverständnisses mit den Weißen angeklagt zu werden. «Ich möchte wol den Commandanten sehen», sagte er zu den Offizieren Trotter's, die er heimlich empfing; «aber wenn man Das in Rabbah erführe, so würde der Gouverneur sagen: Ah! Rogang hat die Weißen gesehen! und er hat so große Furcht vor den Weißen, daß Rogang seine Unklugheit büßen müßte.» Von dem Negerhandeltractat wollte er Nichts wissen, weil er Nichts ohne Zustimmung des Häuptlings der Fellathas thun könne. Als er von den Engländern Abschied nahm, zitterte er, denn er sah sich von einigen Fellathas beobachtet.

Von der Bemannung des «Albert» waren nur noch acht gesund. Am 6. Oct. begann die Rückfahrt. Dr. Stanger versah dabei den Feuerdienst. Drei mal stieß das Schiff auf, kam aber immer wieder glücklich los. Am 8. Oct. gelangte man an die Colonie. Die Meisten waren erkrankt, die Andern in Zwistigkeit; man schiffte sie daher wieder ein, und ließ die Colonie unter dem Schutze der Afrikaner zurück. Am

10. Oct. sah man Iddah wieder; hier erkrankte der letzte dienstfähige Matrose. Mit Mühe gelangte man am 12. Oct. nach Aboh, wo der König Obi, dem man den Zustand der Mannschaft verheimlichte, Holz und Erfrischungen lieferte. Vielleicht wäre der «Albert» dem Strom überlassen worden, und so eine Beute der Eingeborenen geworden, wenn nicht endlich am 13. Oct. Capitain Becroft mit dem «Ethiopier» angekommen wäre, der noch einmal hinaufgefahren war, um seine Landsleute vom sichern Verderben zu retten. Am 17. Oct. gelangte man an die Mündung, und war somit fast zwei Monate lang im Strome geblieben. Am 20. Sept. war der Niger am höchsten gestiegen gewesen; von da ab war das Wasser gefallen, und hatte die Niederungen verlassen, die nun zu wahren Pestsitzen wurden. In diesem Jahre war die Ueberschwemmung besonders groß gewesen, und daher eine beträchtliche Strecke Landes mehr überschwemmt worden als gewöhnlich. Die Engländer tauften die Mündung Non, durch welche sie in den Niger gekommen waren, mit dem Namen der «Kirchhofsthür».“

Im folgenden Jahre wollte Lieutenant Webb aus der königlichen Marine die Colonie am Tschadda- und Nigerzusammenfluß von neuem verproviantiren, fand sie indeß so verwildert, daß er die Trümmer wieder nach der Insel Fernando-Po brachte. Dies war die Expedition auf dem Niger. Der französische Referent fährt fort:

„Frankreich kann sich dafür daß es an der Untersuchung des Niger nicht Theil genommen hat revanchiren, wenn es den Rathschlägen eines jungen Offiziers, des Schiffscapitain Bouet-Willaumez, folgt, und durch die Queremündung in den Niger eindringt, und nicht mehr durch den Nonfluß.“ Seiner Ansicht nach müßten eingeborene Feuerarbeiter und Matrosen, wie sie Frankreich in seinen Senegalländern besitze, auf kleinen Dampfschiffen wie auf dem Senegal verwendet werden, um dem Klima trotzen zu können. Bouet und Allen meinen Beide, daß es nicht nöthig sei nochmals bis Rabbah den Niger zu befahren, wo ohnedies die Weiterfahrt durch einen Wall von Felsen versperrt sei; sondern weit eher sei der Tschadda zu untersuchen, wo man wahrscheinlich bis zu dem Binnenmeere des sogenannten Sees Tschad gelangen werde, den der Major Denham und Capitain Clapperton schon untersucht haben.

Es bleibt uns nur noch übrig die Sitten und Gebräuche der Uferbewohner des Niger zu referiren, wie die letzten Reisenden sie bemerkt haben. Die Schiffe hatten bekanntlich nacheinander drei große Völkercomplexe berührt: es waren Aboh, Iddah und Egga.

„Die beiden erstern waren vollkommen unabhängig; der dritte den Fellathas tributpflichtig. Die Einwohner von Aboh sind Heiden, die von Iddah Mohammedaner; die von Egga haben dagegen keinen abweichenden Charakter: Mohammedaner wie ihre Nachbarn von Iddah unterscheiden sie sich nur dadurch, daß ihr Staat unter fremder Herrschaft steht. Daher werden uns die Bewohner von Aboh und Iddah vermöge ihrer seltsamen Verschiedenheit allein aufhalten.

In Aboh gibt es viele Götzenbilder; gewöhnlich stellen sie menschliche Figuren aus Holz oder Thon dar. An ihren Hals pflegen die Einwohner Amulete zu hängen, denen sie Kraft gegen Verwundungen und Krankheiten zuschreiben. Um ihre Häuser herum stecken sie Stangen in die Erde, und hängen dergleichen Amulete zum Schutz der Wohnungen und deren Bewohner daran. Als oberste Gottheit verehren sie ein geheimnißvolles Wesen, das im Innern der Wälder wohnt; es ist allwissend und bestraft das Böse. Sein Cultus wird von einem gewissen Stande besorgt, der zugleich das Amt des Priesters und Arztes versieht; diese Leute sind selbst von den Häuptlingen gefürchtet und hochgeehrt, denn man schreibt ihnen im Allgemeinen eine überirdische Macht zu, unter Anderm auch die die Gottheit günstig und feindlich zu stimmen. Die Opfer der Götzenbilder bestehen in Palmweinspenden, und auf ihren Altären werden Hähne, Ziegen und ähnliche Thiere geschlachtet; ja bei feierlichen Gelegenheiten opfert man Menschen unter den ausgesuchtesten Grausamkeiten.

Die Regierungsform von Aboh ist eine erbliche Wahlmonarchie, wie sie in keiner europäischen Verfassung vorkommt. Wenn ein Oberhaupt gewählt werden soll, so kommen die Aeltesten oder Häuptlinge des Dorfes, 60 an der Zahl, zusammen, und schreiten zur Wahl; sie ist indeß meist auf die Söhne des Königs beschränkt. Fast immer wird der älteste ernannt. Man glaube indeß nicht, als prüfe die Versammlung die Ansprüche der Candidaten gar nicht. Daher hat Derjenige die meisten Aussichten zu seiner Erwählung den man für den Gelehrigsten gegen seine Wähler hält. Die Macht des Königs von Aboh ist unbeschränkt: er hat Recht über Leben und Tod seiner Unterthanen; wenn indeß seine Politik den Aeltesten nicht gefällt, so entledigen sie sich seiner ohne alles Aufsehen durch Gift. Er hängt daher gänzlich von ihnen ab. In Aboh bekleideten zu der Zeit als die Schiffe vorbeikamen sechs Häuptlinge oder Aelteste verschiedene Würden. Jedes Dorf hat einen Gouverneur, der dem König oder dem Rathe für die Verwaltung seines Bezirks verantwortlich ist; außerdem wird in jedem dieser Dörfer Einer zum Richter ernannt. Seine Urtel können in sehr wichtigen Fällen durch Appellation an den Rath der Aeltesten umgeändert werden; die gewöhnlichen bedürfen der Bestätigung des Gouverneurs. Unter den am härtesten geahndeten Verbrechen gehört Ehebruch mit einer der Frauen des Königs. Die beiden Schuldigen werden gewöhnlich hingerichtet, und selbst ein unfreiwilliger Zeuge des Verbrechens muß sterben. Der Mörder wird nach dem Grundsatz der Talion bestraft; wer Thiere stiehlt wird gehängt, und sonstiger Diebstahl mit Gefängniß oder Peitschenhieben geahndet.

Ist der Staat bedroht, so folgen alle Waffenfähigen dem Könige in den Krieg; wird aber ein einzelnes Dorf unversehens vom Feinde überfallen, so kommt es nicht selten vor, daß die umliegenden Ortschaften ihre Nachbarn ihrer eigenen Hülfe überlassen.

Aboh besitzt eine Marine. Die afrikanische Flotte des Königs Obi besteht aus verschiedentlich großen Canots, von denen jedes durch 15—20 Sklaven gerudert wird. Am Vordertheil jedes Schiffes ist eine kleine Kanone fest angebracht; außer den Ruderern enthält jedes noch gegen 20 Soldaten. Der Souverain von Aboh kann wie man sagt für einen großen Krieg 300 so bewaffnete Canots zusammenbringen. Aboh beherrscht vermöge seiner Lage am Ende des Delta den Niger, daher kann der König die Verbindungen der Binnenvölker mit der Seeküste abschneiden. So ist Aboh ein Zwischenstapelplatz, und alle Waaren die den Fluß hinauf- oder heruntergehen müssen ihm einen Zoll bezahlen. Dies erklärt die Größe jener Seestreitkräfte.“

(Der Beschluß folgt.)

Notiz.

Biblische Censur der Ultras.

Im Scherze meinte Jemand, daß schon in der Bibel die Ultras das ihnen gebührende Verdammungsurtheil finden könnten. Denn es heiße Matth. 5, 13 (nach der Vulgata) wörtlich: „At nihil valet Ultra, nisi ut projiciatur foras et conculcetur ab hominibus.“ Es ist in jener Stelle von dem abgegangenen (nach Luther's Uebersetzung „dummen“) Salze die Rede — „es ist zu Nichts hinfort (ultra) nütze, denn daß man es hinausschütte und lasse es die Leute zertreten.“ Bei der willkürlichen Annahme eines eigenen Substantivums in dem Wörtchen ultra ist aber das „projicere foras“ der Vulgata viel plastischer als Luther's milderes „hinausschütteln“. Die Bibel aber hat (nach der Vulgata) ganz richtig prognosticirt, denn in der letzten Zeit sind gar nicht selten Ultras aller Art — hinausgeschmissen worden.

T.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 121. —— 21. Mai 1849.

Zur Geschichte der neuesten Lyrik.

(Beschluß aus Nr. 120.)

11. Den Frauen. Gedichte von der Verfasserin der „Ernsten Stunden". Breslau, Max u. Comp. 1848. 16. 1 Thlr.

Die Verf. der „Ernsten Stunden" ist offenbar eine wackere, gemüthliche und ziemlich verständige Frau; aber sie hat nur leider gar kein poetisches Talent. Ihre Gedichte sind meistens erbauliche Betrachtungen, denen man Beistimmung nicht versagen kann; aber es ist in ihnen durchaus nichts Ursprüngliches, Eigenthümliches, und die Form in der sie vorgetragen worden ist ebenfalls alltäglich, ohne Schwung, ohne poetisches Feuer. Das beste der hier mitgetheilten Gedichte ist dasjenige welches den Titel führt „Die freie Frau". Die Verf. versichert zwar, sie gehöre selbst nicht zu diesen freien Weibern, und die Tendenz und der Ton ihrer Gedichte macht diese Behauptung sehr glaubwürdig; denn sie besingt fast nur die Freuden und Leiden der Häuslichkeit. Aber die freien Weiber flößen ihr dennoch einen beträchtlichen Respect ein; sie sagt sich von ihnen eigentlich nur aus Bescheidenheit los, weil es ihr an Kraft und Talent fehle jenen zu folgen:

> Nicht in die Reihe der stolzen Frauen dringen
> Will ich, die leuchtend wandeln auf den Höh'n,
> Die laut der Welt ihr reiches Leben singen,
> Und neue Bahnen furchtlos sich erseh'n;
> Sie reißt ein Gott empor zum fernsten Ziele,
> Und Sterne sind, nicht Blumen, ihre Spiele.

Schon aus diesen Zeilen geht hervor, daß die Verf. für den wahren geistigen Beruf der Frauen, für die Poesie der Weiblichkeit keinen Sinn hat. Sie hat sich zwar die Aufgabe gestellt sich gleichsam als Hofdichterin der Häuslichkeit zu geberden; aber sie betrachtet dieses ihr Thun selbst als etwas Untergeordnetes im Vergleiche mit den Thaten jener leuchtend auf den Höhen wandelnden Frauen. Es ist daher auch nicht zu verwundern, daß ihre Gedichte nicht das Gepräge wahrer Begeisterung tragen, sondern mehr wie auf Bestellung angefertigte Waare aussehen. Daher ist aber auch das vorhin genannte Gedicht das eigenthümlichste und anziehendste der ganzen Sammlung, weil der Inhalt desselben ein von der Verf. wirklich erlebter ist. Sie gibt nämlich zunächst die Klagen welche emancipationssüchtige Weiber im Munde zu führen pflegen. Dem Manne, heißt es, gehöre die ganze Welt und der Frau Nichts, überall habe sie nur die Stellung einer Dienenden, die Alltäglichkeit sei ihr Beruf u. s. w. Und hierauf fährt die Verf. fort:

> So hört' ich oft die kühnen Schwestern klagen,
> Und fast erschien die Klage mir gerecht.
> Denn unbeachtet rollt der Kreis von Tagen,
> Von Jahren ab für unser arm Geschlecht.
> Kein Ruhmeskranz wird je die Stirn uns schmücken,
> Ob sie auch heiß vom Werk des Tages glüht,
> Nie durch den Vorhang unser Auge blicken,
> Den rasch der Mann von jedem Himmel zieht,
> Und nimmer wird, wie müh'voll wir uns quälen,
> Die Welt vom Ziel das wir erreicht erzählen.

Aus dieser Stelle geht hervor, daß die Verf. selbst in den meisten der wunderlichen Misverständnisse befangen ist welche den Klagen unserer emancipationssüchtigen Weiber zum Grunde liegen. Auch ist die nun folgende Widerlegung ziemlich matt ausgefallen; sie läuft auf die Behauptung hinaus, die Umstände seien einmal nicht zu ändern, und die Frauen müßten sich in das Unabänderliche fügen.

Daß übrigens die Verf. sich täuscht, wenn sie unter Anderm sagt: „Kein Ruhmeskranz wird je die Stirn uns schmücken", hätte ich, wenn es überhaupt noch eines Beweises bedürfte, eben jetzt Gelegenheit in einem Beispiele darzuthun; denn die Gedichtsammlung welche ich vorher als die einzige werthvolle unter den vor mir liegenden bezeichnete rührt von einer Frau her, und ist bereits mit einem Zeugniß versehen welches ehrenvoller ist als mancher „Ruhmeskranz". Sie führt den Titel:

12. Lieder von Dilia Helena. Mit einem Vorworte von Ludwig Tieck. Berlin, Nicolai. 1848. 8. 20 Ngr.

Ludwig Tieck sagt von dieser Sammlung:

> Wer jemals den Genuß erlebt hat aus dem Lindenbaume eines Parkes, im Salon eines Landhauses eine Aeolsharfe oder Luftharmonika zu hören, der wird wissen wie bezaubernd, wie ergreifend diese wechselnden, anschwellenden, verhauchenden Töne sind, wie Sehnsucht erweckend der Gesang dahinschwebt, oder wie von Geister- oder Elfenfingern so poetisch gespielt und angeklungen wird. Man sagt sich, daß diese Töne nicht von Kunst hervorgebracht werden, man könnte den Wundergesang nicht auf Noten setzen, und doch sind wir befriedigt und auf die schönste Weise geistig angeregt: seltsame und träumende Lieder- und Tongedanken erwachen in uns, und säuseln durch die sabbathliche Stille unsers lieblich bewegten Geistes.

Mit diesem Gleichniß möchte ich, so viel es ein Bild vermag, ein Urtheil über die Sammlung dieser zarten Gedichte sprechen, und sie zugleich einem sinnigen und poetischen Leser empfehlen; denn sowie das musikalische Geschrei des Pfingstvogels auch Poesie des Waldes ist, so ist es ebenfalls das klingende Säuseln ferner Tannenbäume, das man in stiller Einsamkeit vernimmt. Der Kunst, der Regel gegenüber wird immer die freie Lieblichkeit der Natur stehen, und jene ergänzen und erklären. Es kann auch zum Ruhme dieser Liedersammlung gereichen, daß mehre namhafte und beliebte Musiker manche dieser zarten und geistigen Lieder schon componirt, und sie auch durch Gesang den Tonfreunden bekannt gemacht haben. So möge sich denn dieser Strauß feiner und zarter Waldblümchen recht viele Freunde gewinnen! Die Verf. dieser Gedichte erweist sich in der That als eine in unserer Zeit sehr seltene Erscheinung. Ich habe vorhin schon gesagt, daß es uns zwar nicht ganz an begabten Frauen fehlt, daß aber diese Frauen gewöhnlich Mannweiber sind, daß sie wenig von der ihrem Geschlechte vorzugsweise eigenen Anmuth besitzen, und gewöhnlich auch wenig Sinn für den sittlichen Beruf ihres Geschlechts haben. Hier aber tritt uns nun eine Persönlichkeit entgegen welche, obgleich reich begabt mit Vorzügen des Verstandes wie des Gemüths, dennoch zugleich eine rein weibliche Natur ist. Sie geht ganz in dem Berufe des Weibes auf, aber sie erfaßt diesen Beruf auch in der edelsten und zugleich zartesten Weise. Diese Vereinigung von Edelsinn und Zartsinn ist zu allen Zeiten selten gewesen; selbst in der glänzenden zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts waren die vorzugsweise edeln und begabten Frauen zwar häufig mit jener anmuthigen Gewandtheit und heitern Lebensweisheit begabt, welche ebenfalls eine der schönsten den Frauen vorzugsweise verliehenen Gaben ist: aber jener liebliche Zartsinn war auch ihnen gewöhnlich nur in geringerm Grade eigen, während manche in jeder andern Beziehung unbedeutende Frau gerade mit diesem Reize in hohem Grade begabt war. In unserer Zeit aber ist eine so schöne Vereinigung so verschiedener Vorzüge eine fast unerhörte Erscheinung.

Die Gefühle von denen die Verf. vorzugsweise beseelt ist sind diejenigen auf welche ihr Geschlecht hauptsächlich angewiesen ist, die Gattenliebe, die Kinderliebe und die Freude an der Natur. In den Gedichten welche das erste dieser Gefühle aussprechen zeigt die Empfindungsweise der Verf. sich in besonders eigenthümlicher Weise. Eines dieser Gedichte lautet so:

Des Mädchens Wunsch und Geständniß.

O nimm mich an als deine Magd,
Und dulde mich in deiner Nähe:
Dir dien' ich, wenn der Morgen tagt,
Wenn ich den Abendstern ersehe.

Ich sorge deine Häuslichkeit,
Und deinen Wunsch und deinen Willen
Eil' ich, eh' ihn ein Wort gebeut,
So still, so freudig zu erfüllen.

Und kehrst du als des Tages Held
Von deines Wirkens heil'gen Wegen
Dann heim aus dem Geräusch der Welt,
Wie freudig trät' ich dir entgegen!

Dich grüßend küßt' ich deine Hand,
Den Boden den dein Fuß betreten;
Nicht sagt' ich was mein Herz empfand,
Du hörtest nur ein stilles Beten.

Spricht nur dein Aug' ein freundlich Wort,
Winkt mir dein Gruß nur ein mal täglich,
Dann schleich' ins Kämmerchen ich fort,
Veredelt und beglückt unsäglich.

Die Liebe die mich zu dir zieht,
Du kannst sie nimmermehr ergründen,
Die Treue die der Brust entglüht
So heiß mir niemals nachempfinden.

Ich fod're, ich ersehne nur,
Zu meinem Glück und meinem Frieden,
Zu folgen deines Daseins Spur,
Fern von der nächt'gen Welt geschieden.

Wol gabst du mir, o theurer Mann,
Mit dir die höchste Königshabe,
Indeß ich dir Nichts bieten kann,
Als meine Lieb' und Liedergabe.

Ohne Zweifel lesen Viele dieses Gedicht mit Kopfschütteln, und noch Andere finden es wol gar lächerlich. Und in der That wäre es eine Verkehrtheit, wenn eine Gattin im Umgange mit dem Gatten die hier angedeuteten Formen, diesen Ausdruck feierlicher, demüthiger Verehrung wirklich festhalten wollte. Aber davon ist auch hier nicht die Rede. Sowie etwa ein Feldherr oder Staatsmann in dem Augenblicke, da ihm eine Krone angetragen würde, diesen seinen künftigen Beruf in einem andern Lichte sehen wird als in Stunden nüchterner Ueberlegung, so steht es auch einer edeln Jungfrau wohl an, wenn sie sich im Augenblicke der Begeisterung ihren künftigen Beruf als Gattin und Hausfrau gewissermaßen als einen priesterlichen, als eine Art von Cultus vorstellt. Die tiefe, gründliche Achtung vor fremdem Werthe welche in diesem Gedichte sich äußert ist keineswegs ein Zeichen von schwächlicher, weibischer Hingebung, sondern sie setzt im Gegentheile einen ernsten, kräftigen Geist voraus. Nur wer selbst in hohem Grade achtungswerth ist, vermag Andere in diesem Grade und in dieser Weise zu achten. Aber eben daß dieser Ernst, diese Begeisterung sich zugleich so echt mädchenhaft, sowie anspruchslos ausspricht, Das verleiht diesem Gedicht seinen eigenthümlichen Werth, seinen besondern Reiz. Dieselbe Vereinigung von Ernst und Frische zeigt sich in folgender Klage:

Hier!

Dem letzten Deingedenken
Ist dieser Ort geweiht.
Hier will ich mich versenken
Ins Meer der Traurigkeit.

Hier lebt' ich sel'ge Stunden —
Sie kehren nimmermehr!
Das Herz kann nicht gesunden,
Die Welt ist todt und leer.

Ein Fieber ward mein Leben,
Mein Traum geht himmelwärts.

Die matten Pulse ſtehn
Im letzten Todesſchmerz.

Nun strömt, ihr Thränenfluten,
Hinab ins Angeſicht:
Hier mag das Herz verbluten,
Verglüh'n der Augen Licht.

Hier hat ſich mir erhoben
Ein Glück das keinem gleich:
Hier iſt mir auch zerſtoben
Ein ganzes Himmelreich.

Als beſonders liebenswürdig erſcheint die Verf. auch in den Gedichten welche unter der gemeinſchaftlichen Ueberſchrift „Kindheit" mitgetheilt werden. Eines derſelben lautet:

Beim Abendläuten.

Weiches Abendläuten zieht
Her zu fernem Singen;
Leiſe tönt mein Schlummerlied,
Dich in Schlaf zu bringen.

Milde Düfte haucht die Nacht:
Weich in Flaum dich ſchmiege!
Bis mein Lied dir Ruh' gebracht,
Schaukl' ich deine Wiege.

Vöglein ſchläft im grünen Hain,
Fiſchlein ruht im Waſſer,
Alles Leben ſchlummert ein,
Blumen glühen blaſſer.

Nur des Mondes lichtes Aug'
Wachend niederſiehet,
Sorget, daß kein böſer Hauch
Um dein Bettchen ziehet.

Wohl weiß ich, daß gegenwärtig nicht Viele Sinn für ſolche Gedichte haben. Wer ſollte auch in unſerer geſinnungstüchtigen Zeit ſich mit Schlummerliedern befaſſen? Hier und da gibt es indeſſen doch vielleicht noch einen oder den andern geſinnungsloſen Epikuräer und Feinſchmecker, der die Fähigkeit ſich bewahrt hat das Liebliche und Schöne von dem Alltäglichen zu unterſcheiden. Für ſolche außer der Zeit Stehende ſind natürlich dieſe Gedichte nur geſungen, ſowie dieſe Bemerkungen geſchrieben worden.

Von den kleinern Gedichten dieſer Sammlung, welche nur vorzugsweiſe die Benennung Aeolsharfentöne zu verdienen ſcheinen, mag noch eines hier Platz finden.

Abends.

Der Geiſt des Abends ziehet
Die ſtille Flur entlang;
Das Leben iſt verglühet,
Verſtummt iſt jeder Klang.
Die dunkeln Wolkenflügel
Beſchatten grau das Thal;
Es rauſcht von Hain zu Hügel
Ein Ton wie Sehnſuchtsqual.
Aus weiter Ferne winken
Mir theure Bilder her,
Erinnerungen ſinken
Ans Herz mir trüb und ſchwer.

Ich kenne die Verf. nicht, ich weiß nicht einmal ihren Namen; und dennoch iſt mir, indem ich von dieſen Liedern ſcheide, zu Muthe als verließe mich ein innig vertrauter Jugendfreund. 13.

Eine Expedition auf dem Niger.

(Beſchluß aus Nr. 120.)

„In der ganzen Ausdehnung Afrikas dürfen die Kaufleute die Grenzen ihres Staats nicht überſchreiten; vielmehr ſind die Grenzſtädte die Handelsplätze, wo die Bewohner der angrenzenden Länder ihre Geſchäfte unter ſich abmachen. So hat z. B. der König von Aboh zwei Marktplätze: der eine liegt an der Mündung des Stroms, wo die Gewalt des Herrſchers zu Ende iſt; der andere weiter hinauf am Niger, an den Grenzen des Königreichs Iddah. Auf dem ſtromauf liegenden Markte erhalten die Einwohner die Erzeugniſſe aus dem Innern, und tauſchen ſie ſtromab gegen die Waaren Europas an der Küſte ein. Man begreift was für ein Vortheil hieraus für die Küſtenſtämme entſteht, welchen Nichts von den für die Afrikaner ſo koſtbaren Waaren Europas entgehen kann. Es iſt indeß nur zu wahr, daß dieſe unglücklichen Völkerſchaften die verſchmitzteſten und laſterhafteſten von ganz Afrika ſind. In ſocialer Beziehung ſtehen ſie weit tiefer als die Bewohner Mittelafrikas. Das iſt beſonders zwei Umſtänden zuzuſchreiben: der eine iſt, daß die Eroberung der Muſelmänner ſich nicht bis zum Meere ausgedehnt hat, und daß die heidniſchen Stämme welche die Seeküſte bewohnen die Ueberreſte der aus dem Innern vertriebenen Völker zu ſein ſcheinen; der andere iſt, daß die Europäer zugleich mit den Reichthümern ihrer Induſtrie ihre ſchlimmſten Laſter eingeführt haben: Habſucht, Negerhandel und Trunkenheit. Wie Dem auch ſei, dieſes Handelsgeſetz welches den Einwohnern verbietet jenſeit der Länder die ſie bewohnen Handel zu treiben, iſt ein Hinderniß für die Ausdehnung des Handels mit Afrika. In der That gelangen die Producte des Binnenlandes nur ſehr ſchwer an die Küſte, und den größten Theil der Jahreszeit haben Küſtenſtämme Nichts gegen die europäiſchen Schiffsladungen einzutauſchen. Auszunehmen ſind nur die «Kafilahs» oder Karavanen, die unter allen möglichen Gefahren zu Lande von fern her kommen.

Die Frauen des Königreichs Aboh ſind ihrer Reize wegen berühmt. Das Ideal einer Schönheit iſt in dieſen Gegenden eine Wohlbeleibtheit, welche eine afrikaniſche Venus faſt hindert ſich zu bewegen. Die erſte Sorge eines neuen Ehemannes iſt daher ſeine Frau zu Hauſe einzuſperren, und ihr auch nur die geringſte Bewegung zu unterſagen. Durch dieſe Art und Weiſe der Mäſtung bringt man daher auch wahrhaft ungeheuerliche Reize für das ſchöne Geſchlecht zu Stande.

Die Stadt Aboh zählt 7—8000 Einwohner. Sie beſteht aus einer Menge von Hütten die unſymmetriſch hier und da an einer Bucht erbaut ſind. Dieſe Hütten ſind aus Lehm aufgeführt, und mit einem Dach aus trockenen Blättern und Binſen, wie ſie in Ueberfluß an den Ufern wachſen, gedeckt. Die Thüre dient zugleich als Fenſter und Eſſe; ſie iſt oft ſo niedrig, daß man auf Händen und Füßen hineinkriechen muß. Es iſt daher ſehr ergötzlich, wenn die afrikaniſchen Majeſtäten «auf allen Vieren» aus ihrer Wohnung kriechen, um den Europäern Audienz zu ertheilen. Aboh hat Etwas mit Venedig gemein: nicht etwa ſeine Gebäude, ſondern ſeine Lagunen, die beim Wachſen des Fluſſes aus jedem Hauſe eine Inſel machen, welche nur zu Schiffe zugänglich iſt. Die Ungeſundheit dieſer Lage äußert ſich ſogar bei den Eingeborenen, und nach Ablauf des Waſſers richten Krankheiten große Verheerungen in der Stadt an.

Als die Reiſenden den Gipfel der Anhöhe auf dem die Stadt Iddah liegt erreicht hatten, genoſſen ſie ein großartiges Schauſpiel. Zu ihrer Rechten lag die muſelmänniſche Stadt mit ihren unregelmäßig auf den Seiten des Hügels zerſtreuten Häuſergruppen; zur Linken rollte ſich wie ein ſilbernes Band

der Strom auf, und verlor sich vom Monde beglänzt im unabsehbaren Horizont; vor ihnen auf dem andern Ufer erblickten sie eine reiche Landschaft, die in ihren Ebenen und Hügeln den Anblick der üppigsten Vegetation darbot, und sich allmälig in einen Rahmen hoher Gebirge verlor. Diese schöne Lage der Stadt ist auch nicht ohne Einfluß auf die Einwohner geblieben, und man bemerkt hier eine merkliche Verbesserung in dem physischen und moralischen Charakter der Bevölkerung. Die Race ist schöner und verständiger; die Industrie ausgedehnter, der Ackerbau verbreiteter.

Die Einwohnerzahl beläuft sich auf ungefähr 10,000. Die Stadt besteht aus mehr als 2000 Häusern oder Hütten, deren Mauern aus Bruchsteinen und Thon bestehen. Ihre Bauart ist rund, und sie sind mit einem kegelförmigen Dache bedeckt, auf dessen Spitze sich Geier einnisten. In einem Zustande von Schlafsucht erspähen diese die Ueberreste der Thiere und Pflanzen welche von den Mahlzeiten der Einwohner übrig bleiben. Die Wohnungen der Reichen und der Häuptlinge bestehen in einer gewissen Anzahl Hütten, die unregelmäßig auf einem mit Mauern umgebenen Platze stehen. Zwischen den einzelnen Häusern laufen am Tage die Ziegen, Schafe und Hühner herum. Des Nachts genießen diese Hausfreunde das unbeanstandete Recht den Zufluchtsort ihres Herrn zu theilen. Gleichwol herrscht im Innern eine bemerkenswerthe Reinlichkeit. Von außen sind sie blau oder noch öfter weiß angestrichen. Weiß ist die Lieblingsfarbe der afrikanischen Mohammedaner, die darin das Sinnbild der Heiligkeit ihres Glaubens erblicken. Die Wohnungen sind von sorgfältig unterhaltenen Pflanzungen umgeben, in denen die Eingeborenen Mais, Zuckerrohr, Kürbisse, Pistazien, Guineapfeffer, Yam — eine Hülsenfrucht welche Indigo hervorbringt — und Taback in Menge erbauen. Reis, Mais und Yam sind die Hauptnahrungsmittel im ganzen Soudangebiet: man genießt sie in Form von Kuchen, bald trocken, bald gebacken, bald mit einer Sauce.

Die Staatsreligion, wenn man diesen Ausdruck auf Afrika anwenden darf, ist der Islam; viele Einwohner sind indeß noch Heiden. Selbst Diejenigen die sich zu den Lehren des Koran bekennen haben immer noch einige Ueberreste des alten Götzendienstes beibehalten. Das Volk lebt in tiefster Unwissenheit, und die «Mallams» oder mohammedanischen Priester, die mit ihrer Belehrung beauftragt sind, sind selbst nicht unterrichteter. Ihre ganze Wissenschaft besteht im Auswendiglernen einiger Koransprüche, die sie nicht einmal verstehen. In der Industrie sind jedoch die Unterthanen des Königs von Iddah weiter vorgerückt. In der Stadt werden bunte Baumwollengewebe verfertigt, die zur Bekleidung der Eingeborenen dienen, und die sie in Form von langen Kleidern und zierlich gefütterten Mänteln tragen. Sie verstehen auch das Schmieden, und in zahlreichen Werkstätten werden Säbel, Lanzenspitzen und gut gehärtete Pfeile verfertigt. Ein anderer Zweig der Landesindustrie ist die Bereitung des Leders. Aus den Häuten von Ziegen und Schafen werden Zügel, Halsriemen, Armbänder, Peitschen, Fächer und Kissen verfertigt.

Die Regierung in Iddah ist monarchisch, und erbt in der weiblichen Linie fort, nämlich so, daß der älteste Sohn der Schwester des Königs Thronerbe ist. Diese Art der Succession findet man bei vielen afrikanischen Stämmen. Der Grund davon ist schwer anzugeben. Die Macht des Oberhaupts ist scheinbar ganz unabhängig, in der That aber wird sie wie in Aboh durch die Aristokratie überwacht. Alle wichtigen Fragen werden im Rath der Häuptlinge unter Vorsitz des Königs besprochen. Die militairischen Streitkräfte bestehen aus Fußvolk und etwas Cavalerie; es besteht sogar eine regulaire Truppe, welche zu jeder Zeit den Dienst einer Leibwache des Staatsoberhaupts versieht, und an den Thüren «seines Palastes» Wache hält. Eine Marine besteht nicht. Die Bewohner Iddahs, welche 200 Fuß über dem Flusse wohnen, haben dazu keinen Hang wie ihre Nachbarn in Aboh.

Die «Kauris», eine Art kleiner Schalen, die auf den Malediven in Ueberfluß gefunden werden, haben in Iddah, wie im ganzen Soudan, Geltung als Münze. Hr. Allen hat berechnet, daß eine Tonne solcher Kauris in England, wenn man die Fracht berechnen wollte, ungefähr 30 Sous gelten würde.

Die Polygamie ist in diesem ganzen Theile Afrikas gebräuchlich. Jeder Einwohner von Iddah hat drei Weiber; die Häuptlinge haben indeß Harems von 20—50 Houris. Der König hat sogar über 100. Es ist übrigens bekannt, daß das schwächere Geschlecht in Afrika keineswegs mit jener unmenschlichen Barbarei behandelt wird, unter der man es nach der Entdeckung der Neuen Welt bei den Indianern Amerikas fand. Die Berichte Mungo Park's, Clapperton's, Lander's, Caillié's beweisen, daß man im Innern des afrikanischen Continents auch bei uncivilisirten Stämmen sehr häufig alle edlern Gefühle, wie Familienliebe, Ergebenheit, Dankbarkeit, Edelmuth gegen Unglückliche und Leidende, vorfindet; diese guten Anlagen unterliegen mitunter der augenblicklichen Leidenschaft. Wer lehrt ihnen aber Gutes und Böses unterscheiden? Täglich sehen sie die Laster, denen Häuptlinge und Priester sich hingeben, und selbst Europa hat durch seinen Negerhandel ihre Leidenschaftlichkeit angereizt."

Als Grund der geringen Ausbreitung der Civilisation in Afrika im Vergleich zu den westlichen Ländern gibt der Verf. drei Haupthindernisse an: den Islam, das Klima und den Charakter der Einwohner.

„Der Islam verspricht für das andere Leben materielle Genüsse, und rechtfertigt so ihre Nachgiebigkeit gegen ihre Begierden. Es wird schwer halten die Entsagung und das rastlose Ringen wie es unsere socialen Verhältnisse verlangen an die Stelle ihrer groben Sinnlichkeit zu setzen. Polygamie und Sklaverei werden in dieser Hinsicht fast unübersteigliche Hindernisse.

Vermöge ihres Klimas haben die Afrikaner wenig Bedürfnisse, und daher auch wenig Anreizung zum Gewerbfleiß. Kleidungsstücke sind ein Luxus, und fast die ganze Jahreszeit unbequem bei der unmäßigen Hitze. Genügsamkeit versteht sich von selbst; der Magen ist in den Tropenländern mit Wenigem zufrieden. Einige Reis- oder Maiskuchen reichen für einen starken Eingeborenen hin. Das leichteste und unsicherste Obdach ist das einzige Bedürfniß bei der erstickenden Temperatur.

Der Charakter der Afrikaner hat seine bestechende Seite. Wie schon gesagt ist die schwarze Race sanft, gesellig und für Treue und Ergebenheit empfänglich: wenigstens zeigt sie sich so dem Europäer; aber sie besitzt nicht die unermüdete Thätigkeit der nördlichen Racen. Wenn auch die Afrikaner im Nichtsthun nicht gerade eine Eigenschaft des Menschen und eine Auszeichnung des männlichen Geschlechts erblicken, so darf man doch nicht vergessen, daß in einem Lande wo Sklaverei herrscht die Arbeit als etwas Erniedrigendes angesehen wird."

In der That hat die Civilisation, welche durch den Negerhandel und die Mission angepflanzt ward, nie Wurzel gefaßt, und der Verf. will hierin nicht sowol den Beweis für die niedrigere Stufe der schwarzen Race finden, welche im Gegentheil der weißen vollkommen gleich stehe, sondern er meint vielmehr, daß es verkehrt sei dem Afrikaner dieselbe Civilisationsform zuzumuthen wie dem Europäer; der Afrikaner sei Afrikaner, aber kein in Afrika lebender Europäer. Bevor man daran denken könne dem Afrikaner die Begriffe von Recht und Unrecht beizubringen, müsse man erst seine innere Verwilderung, die der Sklavenhandel veranlasse, beseitigen; erst mit Aufhebung des Sklavenhandels würden die Bürgerkriege aufhören, und öffentliche und Privatsicherheit hergestellt werden. Dann werde vielleicht auch für Afrika ein Karl der Große erscheinen, und ihm die Keime einer dem Lande angemessenen Civilisation einpflanzen. 31.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 122. — 22. Mai 1849.

Zur Geschichte Englands im 18. Jahrhundert.

Memoirs of the reign of George II., from his accession to the death of queen Caroline. By *John*, Lord *Hervey*. Edited from the original manuscript at Ickworth, by *John Wilson Croker*. Zwei Bände. London 1848.

Nach einem Zwischenraume von mehr als 100 Jahren treten diese so lang ersehnten Memoiren endlich ans Licht; ihrer erwähnt zuerst Horace Walpole 1757, später wurden sie Lord Hailes bekannt, und Bowles spielt gleichfalls in seiner Lebensbeschreibung von Pope auf sie an. Ihre Veröffentlichung wurde nicht von Lord Hervey selbst, sondern von seinem Sohne Augustus in dessen Testamente untersagt, und zwar aus Rücksichten für das Gedächtniß seines Vaters und solcher Personen welche in diesen Memoiren auf eine für sie verletzende Weise besprochen wurden. Allein nachdem sie ein Jahrhundert in dem Familiensitze der Hervey zu Ickworth unter Schloß und Riegel verwahrt gelegen, hat in den Gewohnheiten, den Sitten und Meinungen der Gesellschaft eine so bedeutende Veränderung stattgefunden, daß der Ton, die Denkweise und das allgemeine Charakterbild welches sie von den darin auftretenden Personen uns entwerfen so fremdartig uns erscheinen, als wenn diese selbst in ihren veralteten Hofanzügen und mit den von den unserigen so sehr abweichenden Manieren plötzlich vor unsern Augen sich zeigten. Die Gesellschaft der damaligen Zeit schrieb und sprach in einer sehr derben Weise, wie sich auch aus den Schriften von Pope und Swift ersehen läßt; Alles wurde unumwunden auf der Bühne ausgesprochen und beifällig aufgenommen. Die Sprache bedurfte keines verhüllenden Schleiers, wohinter verletzte Eitelkeit sich zu verbergen pflegt; und Lord Hervey, obschon zu der Elite des Hofs gehörig, drückte sich ebenso derb aus wie seine übrigen Zeitgenossen. Dazu kam, daß er sich in seinen Ansichten und Meinungen aufs freieste erging, woraus es erklärlich wird, warum seine zu mehr Vorsicht hinneigenden Nachkommen einige Partien der Handschrift, zumal solche die sich auf die Zwistigkeiten der königlichen Familie bezogen, vernichteten. Der jetzige Herausgeber hat nur hier und da an die Stelle eines ungeziemenden Ausdrucks einen schicklichern gesetzt, indem er dazu bemerkt, daß obgleich die Unterdrückung anstößiger Stellen das leichteste Auskunftsmittel gewesen wäre, er es aus Einem Grunde doch verschmäht habe, nämlich weil diese Anstößigkeiten selbst für die Sittengeschichte und für die Kenntniß der Charaktere jener Zeit von hoher Wichtigkeit seien.

Lord John Hervey war der zweite Sohn des Grafen von Bristol, aus einer Familie deren Sonderbarkeiten Lady Mary Wortley Montague veranlaßten das Menschengeschlecht in drei Classen zu theilen: „Männer, Weiber und Hervey." Ein älterer Bruder Carr, welchen H. Walpole über seinen berühmter gewordenen zweiten Bruder John stellt, starb frühe; nach vollendeter classischer Erziehung in Westminster und Cambridge trat er 1716 seine Reise nach Paris und von da an den Hof von Hanover an, wo Georg I. damals lebte. Hier wurde er mit Auszeichnung empfangen, und zum Kammerherrn vom Prinzen Georg, später Georg II., ernannt; die Freundschaften zu denen er ebenfalls hier den Grund legte arteten später in heftige Feindschaften aus; hier knüpfte sich auch sein Verhältniß zu Miß Lepell, der in Pope's Versen und Briefen so hoch gefeierten Tochter des Brigadier-Generals Lepell, mit welcher er sich 1720 vermählte. Diese Dame gehörte ihrer körperlichen Schönheit wie ihren geistigen Anlagen nach zu den ausgezeichneten des damaligen Hofcirkels.

Chesterfield und Horace Walpole sprachen und schrieben von ihr in Ausdrücken des höchsten Entzückens; Voltaire richtete eine Ode in englischer Sprache an sie. Allein einen größern Triumph als derjenige war den ihr die Bewunderung der geistreichen Höflinge und die Verherrlichung der Dichter bereiteten, feierte sie in der ihr von allen Damen des Hofs gezollten Achtung; und diese Huldigung eifersüchtiger Nebenbuhlerinnen war ebenso sehr ein Tribut, den man ihrer Schönheit und ihrer Anmuth als ihrem Geiste darbrachte. Um unter den zahllosen Lobeserhebungen deren Gegenstand sie war eine der am wenigsten emphatischen mitzutheilen, heben wir aus der Parodie von „Molly Mogg" von Chesterfield und Pulteney folgendes Compliment in dem Originale aus, dessen flüchtigen Werth eine Uebertragung nur verwischen könnte:

For Venus had never seen bedded
So perfect a beau and a belle,
As when Hervey the handsome was wedded
To the beautiful Molly Lepell.

Im März 1725 zum Parlamentsmitgliede für Bury St.-Edmund's, den der Familie angehörigen Wahlort, ernannt, brachte er in dem ersten unter Georg II. sich versammelnden Parlamente in dem Hause der Gemeinen die Adresse zum Vorschlage. Bald darauf machte er seiner schwächlichen Gesundheit halber eine Reise nach Italien, woher er jedoch schon 1729 wieder nach England zurückkehrte. Hier nun bewarben sich Beide, Pulteney und Walpole, um seine Gunst, welche er Letzterm schenkte, wofür er 1730 mit dem goldenen Vicekammerherrnschlüssel betraut wurde. Als Folge verschiedener Pamphlete, welche er gegen das damalige Journal „The craftsman", worin Pulteney ihn angegriffen, geschrieben, hatte er mit diesem ein Duell in St.-James-Park, das ihm beinahe das Leben gekostet; desgleichen einen noch heftigern und längerdauernden Streit mit Pope, welcher den „Celebrated prose letter" und die poetische Epistel an Dr. Arbuthnot, wo Hervey unter dem Namen Sporus figurirt, gegen ihn erließ. In seiner wenngleich untergeordneten Stellung als Vice-Chamberlain leistete er seinem Beschützer Lord Walpole bessere Dienste als ein Dutzend geschwätziger Parlamentsredner, oder als wenn er einen mehr glänzenden Posten eingenommen hätte. Er genoß des vertrauten Umgangs der Königin bis zu deren Tode, und erfreute sich eines noch zärtlichern Verhältnisses zur Prinzessin Karoline; Freund des Ministers und Günstling des Königs besaß er in dieser doppelten Eigenschaft das bewundernswerthe Talent das königliche Vertrauen sich zu erwerben ohne der öffentlichen Misgunst zu verfallen, seinem Rathe Eingang zu verschaffen ohne sich das Aussehen zu geben als beabsichtige er Dies, heftige Temperamente und eiserne Willen mit gemäßigten oder gar misfälligen Rathschlägen auszusöhnen. Auf diese Art trug er in einem nicht geringen Maße zur Befestigung einer geregelten Regierung während einer sehr kritischen Periode Englands bei. Walpole hatte das Vertrauen der Königin, diese beherrschte den König; Walpole erhielt sich in der Gunst der Erstern durch Hervey's Vermittelung, und behauptete seinen Einfluß auf Letztern durch Hervey's Klugheit. In den Memoiren finden sich viele Beispiele davon wie der Hofmann mit dem Scharfsinne eines Freundes dem Unwillen des Königs seine Spitze zu benehmen, oder die Schroffheit womit der Minister seinen Rath ertheilte zu glätten wußte. Fügt man noch hinzu, daß Hervey seinen Rath fast immer im Interesse des Landes oder der Krone und niemals seinen Einfluß für sein eigenes geltend machte, so kann Dies nur seine Verdienste noch erhöhen.

Diese unverantwortliche Macht und dieser von Selbstsucht freie Einfluß dauerten bis zu dem 1737 erfolgten Tode der Königin; auch erstrecken sich seine Memoiren nicht über diesen Zeitraum, obschon seine amtliche Laufbahn erst mit dem Abgange Walpole's von seinem Ministerposten 1741 endete. Er trat nun in die Opposition, und entwickelte hier selbst eine größere Thätigkeit als zur Zeit wo er im Amte war. Im J. 1743 sprach er mit großem Erfolge gegen die Bewilligung der hanoverischen Subsidien, obgleich er früher lange deren Vertheidigung geführt; auch verfaßte er zwei Flugschriften, wovon die eine unter dem Titel „On the present position of foreign and domestic affairs" einen bleibenden geschichtlichen Werth hat. Im Sommer 1743 nahm seine Kränklichkeit einen gefährlichen Charakter an, der im August desselben Jahres seinem Leben ein Ende machte. Sein Vater und seine Frau überlebten ihn, Letztere bis 1768, noch lange genug um seinen Verlust ganz zu fühlen. Am schmerzlichsten aber berührte dieser die Prinzessin Karoline, welche in ihm mehr als einen Freund verloren hatte; nach H. Walpole's Ausdruck wurde sie von diesem Schlage wie überwältigt, und verlebte den Rest ihrer Tage in Zurückgezogenheit.

Gehen wir nun auf eine nähere Betrachtung dieser Denkwürdigkeiten ein, so müssen wir zuvörderst ihren eigentlichen Werth weniger in neuen und überraschenden Aufschlüssen über die geheimen und verborgenen Triebfedern der englischen Politik und ihres Wechselverhältnisses zu den damaligen europäischen Cabineten als in den höchst gelungenen Sitten- und Charakterschilderungen sehen, welche der mit allen Intriguen des Hofs und den Ansprüchen der sich gegenseitig befeindenden Staatsparteien aufs innigste vertraute Verf. dieser Memoiren mehr wie irgend ein Anderer der Nachwelt zu überliefern berufen war. Beginnen wir mit dem Bilde welches er von dem Haupte der Opposition und dem heftigsten Gegner des Sir Robert Walpole, dem frühern Staatssecretair für das Kriegsdepartement Pulteney, entwirft, in welchem Walpole dem Herzoge von Newcastle den Vorzug in seiner Bewerbung um das Amt eines Unterstaatssecretairs gegeben hatte:

Die Gründe, warum Sir Robert den Herzog bei dieser Gelegenheit bevorzugte, waren meines Erachtens folgende: er hielt dafür, daß des Herzogs Stellung und bedeutendes Vermögen, seine Popularität im Lande, und der große Einfluß den ihm die zahlreichen ihm zu Gebote stehenden Boroughs im Parlamente verliehen Eigenschaften seien welche für jedes Ministerium aus ihm einen nützlichen und schätzbaren Freund machten, wogegen er in seinem Verstande niemals einen gefährlichen Nebenbuhler zu befürchten hatte. Pulteney dagegen war wie er wohl wußte ein Parteimann auf den man sich nicht verlassen konnte, wol im Stande einem Minister nützlich zu sein, allein, weil er nur seinen eigenen Vortheil suchte, noch mehr geeignet ihm zu schaden. Sein Stolz war unbändig, sein Ehrgeiz unersättlich, und er konnte so wenig irgend eine Superiorität ertragen, daß er selbst seinen Wohlthäter um die Macht Gutes zu thun beneidete, und Demjenigen der ihn berufen hatte an der Hofgunst Theil zu nehmen diese selbst misgönnte. Witz und Geist besaß er in hohem Grade, und ehe die Politik seinen Charakter verbittert und aller seiner Gedanken sich bemächtigt hatte, war er ein sehr angenehmer und gesuchter Gesellschafter. Von Natur träge, blieb er auch so bis zu dem Zeitpunkte wo er außer Amt war; erst dann trieb ihn sein Aerger und seine Begier zu schaden an seine Thätigkeit zu entwickeln. Obwol er sich nun um Kenntnisse bemühte, so schärften doch diese nicht sein Urtheil, noch machte ihn Erfahrung klüger. Veränderlich in seinen Wünschen, heftig in dem Streben sie zu befriedigen, war er unzufrieden sobald er sie erfüllt sah. Von heftigen Leidenschaften beherrscht, war er nur dann aufrichtig, wenn er unter ihrem Einflusse stand; kalt und unbeständig in seiner Freundschaft, war er glühend und beharrlich in seinem Hasse.

Unsere Leser werden nicht ohne Interesse das Portrait des auch außerhalb Englands zu einer etwas zweideutigen schriftstellerischen Berühmtheit gelangten Lord Chesterfield's betrachten, dessen „Letters to his son" zu ihrer Zeit so großes Aufsehen machten, wenn sie auch heutiges Tages kaum mehr als ein zeitgeschichtliches Interesse erregen.

Jedermann räumt ein, daß Lord Chesterfield in leichtfertiger und witziger Unterhaltung alle seine Zeitgenossen übertreffe; sein Hang Alles lächerlich zu finden, dem er ohne allen Unterschied und ohne alle Rücksicht mit unerschöpflichem Humor und Geist sich überließ, machte ihn bei allen seinen Bekannten ebenso gesucht als gefürchtet, deren Beifall, aber nicht deren Zuneigung er gewann; weder Geschlecht noch Verwandtschaft, weder Rang noch Macht oder Stand, weder Freundschaft noch Dankbarkeit sicherten gegen diese scharfen, glänzenden Waffen, welche, während sie den Umstehenden nur als etwas Glänzendes erschienen, Diejenigen welche sie trafen tief verwundeten. Alle seine Bekannten wurden ohne Unterschied die Zielscheibe seines Witzes, und mußten jenem verzehrenden Heißhunger nach Verspottung alles Dessen was ihn umgab zur Nahrung dienen. Die beiden Verse Boileau's passen ganz vortrefflich auf ihn:

> Mais c'est un petit fou qui se croit tout permis,
> Et qui pour un bon mot va perdre vingt amis.

Und da seine Lordschaft aus Mangel an Grundsätzen häufig seinen Charakter seinem Interesse zum Opfer brachte, so opferte er gleichfalls aus Mangel an Klugheit sein Interesse seiner *Eitelkeit auf*. Mit einem so unangenehmen Aeußern als es nur möglicherweise mit einem wenn nicht geradezu häßlichen und entstellten Gesichte verträglich ist, gab er sich das Aussehen als bewerbe er sich um die Gunst der schönsten und elegantesten Frauen, und hätte man ihm nur auf sein Wort glauben wollen, nicht ohne Erfolg, während er sich in der That und in Wahrheit nur der Gunst von Solchen erfreute welche sie auch jedem Andern der sie bezahlen wollte zu Diensten stellten. Von Gestalt war er sehr klein, schlecht proportionnirt, dick und schwerfällig; sein Gesicht war breit, von groben und häßlichen Zügen, er hatte schwarze Zähne und einen dicken Kopf. König Georg II. in seiner etwas derben Weise sagt von ihm: „Chesterfield ist ein kleiner Theetischschurke (tea-table scoundrel), der kleine Weiberlügen schmiedet um in den Familien Zwistigkeiten zu erregen; der darauf ausgeht den Weibern ihren guten Ruf zu nehmen und ihnen von ihren Männern eine Tracht Schläge zu verschaffen, in keiner andern Absicht als um sich ein Ansehen zu geben: als wenn irgend Jemand glauben könnte, eine Frau könne einen solchen Pavian-Zwerg (dwarf-baboon) *lieben*."

Obschon Bolingbrocke's Portrait von manchen ausgezeichneten Malern und darunter Chesterfield, Walpole und Coxe gezeichnet worden ist, so dürfte es doch nicht ohne Interesse sein das von Hervey entworfene Bild damit zu vergleichen:

Was den Charakter Lord Bolingbrocke's im Allgemeinen betrifft, so war er ein solches Gemisch von Eigenschaften, daß einige darunter den größten Männern zur Zierde gereicht hätten, während anderer selbst die Verworfensten sich geschämt haben würden. Er besaß hübsche Talente, natürliche Beredtsamkeit, einen raschen Verstand, ein glückliches Gedächtniß und sehr ausgedehnte Kenntnisse. Allein seine Eitelkeit ging über das gewöhnliche menschliche Maß hinaus; er war kleinmüthig, falsch, ohne Urtheilskraft und undankbar; hochfahrend und übermüthig im Glücke, war er im Unglücke muthlos und kriechend. Wenige schenkten ihm Glauben ohne betrogen zu werden, oder vertrauten ihm ohne sich getäuscht zu sehen. Das Glück wirkte nicht vortheilhaft auf ihn, und das Unglück belehrte ihn nicht. Seine Angelegenheiten waren auf dem Punkte angekommen, daß sein Privatvermögen wie seine politische Stellung in einen gleich verzweifelten Zustand geriethen, und er lebte auf einem solchen Fuße in der Gesellschaft, daß kein König sich seiner bedienen, keine Partei ihn unterstützen und wenig Privatleute ihn vertheidigen wollten. Seine Feindschaft wurde von Denen die er angriff verachtet, und seine Freundschaft Denen die er damit bedachte zur Last und zum Vorwurf. Selbst Diejenigen welche noch am günstigsten für ihn gestimmt waren mußten einräumen, daß er in seinem Ehrgeize unmächtig und in seinen Unternehmungen unschlüssig war; daß seine zudringlichen Schmeicheleien des Erfolgs, seine Falschheit der Kunst entbehrte; daß er in seinen Bewunderern keine Freundschaft und in seinen Anhängern keine Zuneigung fand. So war sein Charakter, Dies seine Stellung.

(Die Fortsetzung folgt.)

Rudolf Stier als Ausleger Salomonischer Weisheit.

Man möchte sie beneiden diese menschlichen Naturen, deren Glaube und Bekenntniß einzig und unabwendig sich begründet auf die Offenbarung von oben, auf das Wort und die Erlösung vom Kreuz; diese gläubigen Gemüther, zu denen nie, in keinem Moment ihres Lebens, der Zweifel an ihrem Glauben gedrungen ist, deren Antlitz, immer zum Himmel gewandt, sich mit der Sünde und Thorheit dieser Welt einmal für allemal abgefunden hat.

Ja, diese Naturen, so in Gott beruhigt und seinem Immanuel, sie können uns sogar ehrfurchtgebietend erscheinen, besonders in so stürmenden, wirrsalvollen Zeiten wie diese.

Hier in Stier haben wir eine solche Natur, ganz lapidarisch ausgeprägt: eine Natur der Gnade, einzig bestehend in dem Frieden Gottes, welcher höher ist denn alle Vernunft, unerschütterlich beruhigt in der Weisheit von oben, die da Errettung bringt aus jedem Fall und nicht verderben läßt; ein Verächter jedwedes menschlichen Selbstbewußtseins das nicht unmittelbar aus Gottes Wort seine Weisheit nimmt.

Ausgerüstet mit einer Schriftkenntniß wie Wenige seines Berufs, im Auslegen, Wenden und Deuten biblischer Texte wahrhaft unerschöpflich, in der homiletischen Kunst, die öfters freilich auch zum Kunststück wird, ein hervorragender Meister, bewährt Stier auch in diesem seinem neuesten volksthümlich-schriftdeutenden Werkchen seine Meisterschaft in all den genannten Vorzügen. Der Titel dieses neuesten Werks ist:

Die Weisheit Salomonis in Hiskia's Tagen. Ein Büchlein für Alle die gern Könige (d. h. Weise, deren Auftreten und Wirken allerwege königlich ist) werden, und nicht Narren bleiben wollen. Populaire Schriftauslegung von Rudolf Stier. Barmen, Langewiesche. 1849. Gr. 8. 16 Ngr.

Die Weisheit Salomonis war nach Stier's Auffassung unmittelbar von Gott gegeben, sie war kein Gelehrtenkram, keine Wisserei, sondern Lebensweisheit, und zwar für das „rechte Leben in diesem irdischen". Sie ist von unergründlicher Tiefe, diese Weisheit, eben weil sie in ihrer ganz lebenspraktischen Form doch durch und durch eine Weisheit ist für das „Reich Gottes", eine Bahnbrecherin zur ewigen Herrlichkeit. „Sehen gleich diese Sprüche zumeist aus wie Sprüchwörter gemeiner Klugheit fürs gemeine Leben, so siehe dich wohl vor, daß du sie nicht verachtest; denn der Heilige Geist spricht hier herablassend eine Bilder- und Räthselsprache, daß du nachdenken, forschen und merken sollst die Deutung der Sprüche, welche dir die Wege der innersten tiefsten Wahrheit für das Menschenherz und die Menschenwelt aufdeckt."

In diesem deutenden Sinne verfährt der Verf. in seiner durch ihre Mannichfaltigkeit und durch ein geschicktestes Aufnehmen und Hineinverweben aller nur irgend ähnlich nuancirenden Lebensverhältnisse wahrhaft bewunderungswürdigen

Auslegung. Der Spruch ist der Kern, das Gleichniß, oft auch das Räthsel; aber die Auslegung tritt herzu, und gibt dem Aeußerlichen, Irdischgefaßten, in Bild und Ausdruck Vergänglichen, seine rechte innere, himmlische, unvergängliche Bedeutung. Mit welcher Liebe, Aemsigkeit und rastlosen Gründlichkeit Dies geschieht, davon gibt Blatt für Blatt hier Zeugniß; und was insbesondere das Anerkennungswerthe und Treffliche dieser volksthümlichen Schriftauslegung, ist, daß hier nicht blos gläubig und glaubenselig die Augen verdreht werden, sondern daß die Auslegung willig und freudig anerkannt, daß die wahre Bedeutung der Salomonischen Sprücheweisheit in ihrer sittlichen Grundlage besteht, insofern sie immerdar hinausläuft in den stets wiederkehrenden unfehlbaren Schluß: die wahre Weisheit ist die Gerechtigkeit, und sie, die Gerechtigkeit, muß den Sieg behalten über die Gottlosigkeit. Daß die Stier'sche Exegese im engen Anschluß an ihr Object gleichfalls immer diesen Ausgang als letzte Bedeutung gewinnt, ist ihr Vorzügliches.

Eine interessante Wahrnehmung wird beim Durchgehen dieser für Herz und Geist mannichfach wohlthuenden Blätter dem Gläubigen so wenig als dem Weltkinde entgehen. Es ist diese, daß in keinem einigermaßen erheblichen Erzeugniß der heutigen Presse, sei der Gegenstand ein noch so fremder und ferner, die neue Zeit mit ihren Erscheinungen mehr übergangen werden kann. Und leider stoßen wir hier auf die schwache Seite unsers tiefsinnigen Exegeten. Denn indem er nicht abläßt, wo irgend der Stoff sich bietet, auf die Richtungen und Parteiungen, auf die Symptome wie auf die Persönlichkeiten der gegenwärtigen Tage seine Nutzanwendung hinzuleiten, geschieht es ihm freilich wie allen Geistern seines Bekenntnisses: daß ihm all das Wogen, Gähren, Pulsiren, Wirren und Irren, Denken und Dichten, Drängen und Streben dieser ahnungsschweren Gegenwart nur als eine neue consequente Offenbarung der menschlichen Sünde erscheint, jenes unermeßlichen, ewigen Erbfluchs der Menschheit, aus dem es keine Erlösung gibt als durch den Glauben an Christum Jesum. So bilden sich in der Anschauung des Verf. die schroffsten, himmelschreiendsten Gegensätze. Auf der einen Seite der Fürst von Gottes Gnaden, der Herrschende, der gesalbte Gesetzgeber, Das ist das göttliche Recht; ihm entgegen die Verfassungsmacher, die Minister von gestern, die nicht von Gottes Gnaden sind, die Volksversammler, Zeitungschreiber, die Posaunisten des angeblichen Willens der Nation: dies Alles bildet den Unverstand, das Unrecht, den traurigen Widerspruch, mit Einem Wort die Sünde. Für solche Auffassung sind natürlich die Revolutionen keine Facta des weltgeschichtlichen Geistes, sondern sie sind nur die Aussatzbeulen der sündigen Zeit, wie „der Straßenkoth der unsinnigen Barrikaden, mit denen sich das verkehrte Geschlecht gegen Gottes Recht verschanzen will". Aber da wo nun die Deutung in das Entgegengesetzte ganz nahe liegt, ja wo sie unabweislich ist, da ist es, wo diese Auslegung sich und Andere geflissentlich hintergeht. So heißt es im 12. Vers des 29. Capitels der Salomonischen Sprüche: Ein Herr der zu Lügen Lust hat, deß Diener sind alle gottlos; was unser Exeget, dem eigentlichen Verständniß näher, so ausdrückt: „Ein Herrscher, welcher dem Lügenworte Gehör gibt, alle deß Diener werden Gottlose." Wie ganz in den Mund gelegt ist hier die einfache richtige Deutung! Statt sie zu erfassen und kräftig auszubeuten, erklärt hier der Verf. so: „Das heißt: jeder Gottlose, jeder so Beharrliche, seinen argen Geist Ausschüttende wenigstens wird in verderblicher Macht der Verführung ein schlimmer Herrscher, bekommt also, wie es dann zu gehen pflegt, ebenso schlimme, wo nicht noch ärgere Diener." Hiermit ist denn natürlich dem scharfen Pfeil seine ganze Pointe genommen, und er fällt, wie freilich zuletzt Alles, ins blutende Herz der allgemeinen gottlosen Menschheit.

Sonst ist es uns eine alte Erfahrung, daß die Verbissenheit dieser geistlichen Gemüther (mit neu-altlutheranischem Grundfundament) sich überall da regt, wo Weltliches echt und siegreich und ohne Verstellung hervortritt. So bekommt Goethe, der einmal gesagt hat:

> Im Frühling denkt gleich der steife Philister:
> Das ist für mich und meine Geschwister.

hier sein Theil. „Derselbe Goethe", sagt der Verf., „der so gut spotten kann, macht's nicht anders im Grunde, bringt am Ende doch auch gern sein Schäfchen ins Trockene, streicht seinen Ruhm behäbig ein, und sitzt auf seinem Thron im Alter als Einer der das Seine gesucht hat, dem man hofiren soll, bis er auch nach mehr «Licht» schreien muß im Dunkel des Todes." Die Construction unsers Spät-Goethe an sich wäre nicht übel, wie hämisch, unpriesterlich und unchristlich aber am Schluß die Anspielung auf die letzten Augenblicke eines Mannes dessen Größe zu weltgeschichtlich ist, um nach dem Maßstab einer zelotischen Pfennigmoral gemessen zu werden!

Am reinsten und sinnvollsten zeigt sich die Auslegungsweise unsers Verf. da, wo der Spruch im verhüllenden Gleichniß rein allgemein-menschliche Beziehungen, Beziehungen des Herzens, der zur Weisheit willigen Menschenseele enthält. Den Eindruck den hier der Ausleger hervorbringt können wir ihm bezeichnend zurückgeben in einer Variation jenes Salomonischen Gedankens, den er selbst so innig und herzlich gedeutet hat: „Wie Schneekühlung zur Zeit der Ernte, so ist ein getreuer Ausleger Dem der seinem Wort lauschet, und erquicket seines Hörers Seele."

36.

Bibliographie.

Tagesliteratur.

Ansichten eines Belgischen Krämers über Freihandel und Schutz-Zölle. Nach dem Französischen. Mit einem Vorworte, die Verhältnisse im Fürstenthum Osnabrück betreffend. Osnabrück, Rackhorst. Gr. 8. 6 Ngr.

Beiträge zu einer unbefangenen Kritik der jüngsten ungarischen Confusion. Von einem Ungar. Wien, Gerold. 8. 15 Ngr.

Büren, F. v., Politische Xenien. Stuttgart, Sonnewald. Gr. 8. 2 Ngr.

Fischer, H., Die Vorzeit und die Gegenwart, oder: Auf welche Weise haben sich die Nordhäuser bei der Reformation im 16. Jahrhundert betheiligt und auf welche Weise jetzt, oder: Wie das so gekommen ist. Eine Vorlesung zum 1. Stiftungsfeste, am 5. Jan. 1848 vor der freien Gemeinde zu Nordhausen gehalten. Nebst zwei bei Gelegenheit des Nordhäuser Concils am 8. Sept. 1847 vorgetragenen Gedichten. Nordhausen. Fischer. 1848. 8. 2½ Ngr.

Jellinek, A., Jericho. Ein Bild von Israel's Freiheit. Rede, zur Feier der Grundrechte, am Passahfeste [8. April 1849] in der Leipziger Gemeinde-Synagoge gehalten. Leipzig, C. L. Fritzsche. Gr. 8. 3 Ngr.

Die Kaiserwahl und die drei deutschen Reiche. Leipzig. O. Wigand. Gr. 8. 3 Ngr.

Piersig, W., Mysterien der Berliner Demokratie. Ein Beitrag zur Aufhebung des Belagerungszustandes und zur Reorganisation der Bürgerwehr. 1ster Theil: Vom März bis zum 12. Novbr. 1848. Berlin. Gr. 8. 15 Ngr.

Sachsenschild. Für ehrliche Sachsen. Dresden. Gr. 8. 4 Ngr.

Mystisch-demokratischer Traumdeuter und Rathgeber. In die rechte Westentasche zu stecken. Ein nützliches Handbuch für rothe Wühler und royalistische Taschenspieler, von Magnetisörius Somnambulus, vieler schwarz-weißen Künste Professor. Berlin. 12. 2½ Ngr.

Ueber das Gesetz der Souveränetät. Von einem östreichischen Staatsmanne. Wien, Braumüller. Gr. 8. 4 Ngr.

Verfassung des deutschen Reiches. Nach der amtlichen Ausgabe wörtlich abgedruckt. Dresden. 16. 2 Ngr.

Höchst merkwürdige Visionen und Träume eines von Gott erleuchteten Hellsehers über Deutschlands schreckliches Loos und herrliche Zukunft. Colmar. 16. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 123. —— 23. Mai 1849.

Zur Geschichte Englands im 18. Jahrhundert.

(Fortsetzung aus Nr. 122.)

Als Lord Chesterfield als Opfer der Stürme welche seine eigenen blinden Leidenschaften heraufbeschworen hatten gefallen war, nahm sein glücklicherer Nebenbuhler in der königlichen Gunst die Stelle ein welche er selbst durch seine Unklugheit verloren hatte. Natürlich entwirft unser Memoiren-Verfasser das schmeichelhafteste Portrait von seinem Gönner, an dessen Seite er sich so lange Jahre in der angenehmsten und glänzendsten Stellung am Hofe behauptet hatte. Er gibt von Sir Robert Walpole folgende Schilderung:

> Es wird nicht nöthig sein über seinen Charakter uns weitläufig auszulassen, da unsere Denkwürdigkeiten uns reichliche Gelegenheit bieten werden zu zeigen wie er in Geschäftserfahrenheit sowol als in Gewandtheit am Hofe und im Parlamente weit allen seinen Zeitgenossen vorangestanden habe. Seine Fähigkeiten hielten immer gleichen Schritt mit den Ereignissen, sein Geist war stark genug um jegliche Schwierigkeiten zu bekämpfen, sein Gleichmuth wurde durch keine Enttäuschung außer Fassung gebracht. Seine erste Beschäftigung wendete sich dem Finanzfache zu; allein da er später bis zu dem höchsten Posten aufstieg, und länger als irgend ein anderer Minister vor ihm seit Lord Burghley darin verblieb, wurde er natürlich mit allen andern Zweigen der Verwaltung vertraut und zu ihrer Leitung gleich befähigt. Daher lag das ganze Gewicht der Verwaltung auf seinen Schultern; er entwarf, leitete und führte jeden Plan aus; seit dem Abschlusse des Vertrags von Hanover gingen die auswärtigen sowol als alle innern Angelegenheiten durch seine Hände; und wenn man erwägt wie wenig er dabei von seinen Untergebenen unterstützt wurde, so wird man über die Mannichfaltigkeit und Menge von Geschäften die er erledigte erstaunen. Allein sowie er eisernen Fleiß und große Erfahrung besaß, so hatte er auch eine strenge Methode und außerordentliches Gedächtniß, unterstützt von unermüdlicher Geistesthätigkeit. Ohne eine dieser theils natürlichen, theils erworbenen Eigenschaften würde es ihm auch in der That unmöglich geworden sein nur die Hälfte Dessen was er unternommen auszuführen.
>
> Nie hatte ein Mensch einen klarern Kopf, ein rascheres und zuverlässigeres Urtheil oder eine tiefere Kenntniß des Menschengeschlechts; er kannte die Stärke und Schwäche eines Jeden mit dem er zu thun hatte, und wußte daraus Vortheil zu ziehen; dabei hatte er für Einzelne mehr warmes Gefühl und Freundschaft als man möglicherweise von Jemand hätte erwarten sollen der so lange den Schmuz der Menschheit zu durchwühlen gezwungen war.... Ob seine Gleichgültigkeit gegenüber seinen Feinden, an denen auch selbst die bittersten Beleidigungen zu rächen er niemals seine Macht misbrauchte, bei ihm Politik oder natürliches Temperament gewesen, will ich nicht entscheiden; allein ich glaube nicht, daß wer irgend diese Zeit genau kennt in Abrede stellen wird, daß es jemals einen Minister gegeben der ohne sich zu rächen mehr beleidigt worden sei als Walpole.... Keiner wußte besser als er im Kreise Derjenigen mit denen er zu thun hatte wen man gewinnen könne, unter welchen Bedingungen, auf welche Weise und mit welchem Erfolge. Er gehörte nicht zu jenen an Projecten reichen, systematischen Geistern welche, ganz in ihrer Theorie lebend, sich über die alltägliche Praxis stellen; er hatte zu lange in den Geschäften verkehrt, um nicht zu wissen, daß in der Ebbe und Flut menschlicher Angelegenheiten und bei der Mannichfaltigkeit der Zufälle, denen die aufs beste ausgedachten Pläne unterworfen sind, Diejenigen welche auf die Gewißheit selbst der wahrscheinlichsten Ereignisse bauen öfters sich täuschen müssen. Selten wandte er deshalb seine Gedanken darauf künftigen Uebeln die eintreten können oder nicht vorzubeugen, oder entfernten, noch vielen Zufällen unterworfenen Vortheilen nachzugehen, sondern stets beschäftigte er sich mit dem vorliegenden Falle, indem er über die geeignetsten Mittel nachsann, und häufig sie auch entdeckte, auf die schnellste und vortheilhafteste Weise aus den Schwierigkeiten herauszukommen. Niemals war ein Minister so leicht und so häufig zugänglich oder rascher in seinem Bescheide. Wenn er ein Gesuch gewährte, so geschah es auf verbindliche Weise, ebenso verweigerte er ohne zu kränken; er regierte ohne Unterdrückung und siegte ohne zu triumphiren. Er verfolgte seinen Ehrgeiz ohne seinen Vergnügungen Abbruch zu thun, und befriedigte seine Genußsucht ohne seine Geschäfte zu vernachlässigen.

Wir brauchen hier nicht unsere Leser erst darauf aufmerksam zu machen, daß so viel Licht und so wenig Schatten in diesem so gelungenen Bilde auf Kosten eines treuen und ganz ergebenen Freundes zu setzen seien, und daß es leicht sein würde aus gleichzeitigen Geschicht- und Memoirenschreibern weniger schmeichelhafte Züge zusammenzustellen, besonders in Beziehung auf jene, übrigens der ganzen Zeit und weniger den Einzelnen zuzurechnende unmoralische Grundansicht, daß jede Tugend ihren Preis habe und folglich auch dafür feil sei. Nicht leicht hat ein Staatsmann in größerm Umfange von diesem Grundsatze allgemeiner Bestechlichkeit Gebrauch gemacht als Sir Robert Walpole.

Zu den interessantesten und an wichtigen Aufschlüssen reichsten Partien dieser Memoiren gehört unstreitig Alles was Hervey über die innern Familienverhältnisse des damaligen Hofs, dem er in seiner officiellen Stellung so nahe angehörte, und besonders über den König, den Prinzen Friedrich und die Königin aufgezeichnet hat. Letztere, eine Tochter des Markgrafen Johann Friedrich von Ansbach, mit welcher Georg II. sich 1705 vermählt

hatte, war unstreitig eine ausgezeichnete, wenn auch seltsame Frau. Nach den Begriffen unserer Zeit beurtheilt, müßte ihr Benehmen undelicat und unnatürlich erscheinen. Aber eben dieser Fehler machte ihre Stärke aus. Der König hatte eine grobsinnliche Neigung für das Geschlecht, die man nicht ohne den Namen zu misbrauchen Galanterie nennen könnte. Dies rührte zum Theil aus Leidenschaft, noch mehr aber aus Gewohnheit und Beispiel her. Sein Vater hatte sich selbst von einer schönen Frau getrennt, um mit zwei fetten und rothhaarigen Weibern zu leben. Chesterfield sagt von ihm: „Er verschmähte kein Weib, vorausgesetzt daß es sehr gefällig und sehr feist ist.“ Ueberhaupt war damals das Maitressenwesen bei den Fürsten allgemein, und Georg II. hätte es natürlich für ein sehr eitles Schaugepränge von Tugend und Enthaltsamkeit ansehen müssen, mehr Achtung für die ehelichen Bande als seine übrigen fürstlichen Zeitgenossen an den Tag zu legen. Sowie sein Vater, der verstorbene Georg I., die voll aufgeblühten Schönheiten der Herzogin von Kendal, der Gräfin von Darlington und der Miß Brett vor dem englischen Volke als seine Maitressen aufgeführt hatte, so gefiel sich sein Sohn in der geschmackvollern Wahl der Lady Suffolk und der Gräfin Walmoden. Allein weder diese noch irgend ein anderes Weib waren im Stande die Eifersucht der Königin rege zu machen oder ihren Einfluß zu erschüttern. Als Lady Suffolk als Maitresse den Gipfel ihrer Macht erreicht hatte, hatten schlaue Männer wie Walpole die Entdeckung gemacht, daß selbst noch dann die Person der Königin dem Könige mehr gefiel als irgend eine andere Frau. Allein nicht sowol oder nicht hauptsächlich auf ihren persönlichen Reizen beruhte der Einfluß der Königin. Chesterfield, der sie nicht liebte, und dem sie bei Gelegenheit der Debatte über die Excise bill ihr Misfallen bezeigt hatte, gibt zu, daß sie einen lebendigen Geist, großen Muth und großen Ehrgeiz besitze. Ihre Einsicht gewann und lenkte den König. Stets zog sie seine Interessen zu Rathe, und berücksichtigte, so weit es sich damit vertrug, seine Vergnügungen. Niemals mischte sie sich in seine Liebesabenteuer. Anstatt seine eifersüchtige Ehehälfte zu sein, die um den Besitz ihres Mannes in Angst schwebt, war sie seine Vertraute, welche neugierig nach der Geschichte seiner Liebesintriguen fragte; der König machte vor der Königin aus Nichts ein Geheimniß. Nicht als ob sie gar keine Eifersucht gehabt; allein ihre Eifersucht bezog sich auf den Mitgenuß der Gewalt, nicht den Antheil an seiner Neigung. Sie geizte nach Einfluß, nicht nach den kleinen Aufmerksamkeiten, auf die ihr Ehrgeiz wenig Werth legte. Selbst von Walpole beherrscht, lenkte sie durch ihn den König. Als Weib ließ sie sich bis zu einem Grade von Selbstaufopferung herab der man in unsern Tagen fast den Namen Herabwürdigung gegeben haben würde; allein sie that es um ihrem Einflusse den Triumph zu sichern. Ihre Unterhaltungen mit Hervey und Walpole, welche unsere Memoiren mittheilen, geben den Beweis, daß die Königin, welche mit Leibniz in Briefwechsel war und Butler zu schätzen wußte, wenn nicht ausgedehntes Wissen, so doch einen tüchtigen Verstand hatte; auch legt die Geschichte ihrer letzten Lebensstunden Zeugniß davon ab, wie diese Frau, ohne ihre Stärke in den Tröstungen des christlichen Glaubens zu schöpfen, mit dem größten Muthe die heftigsten Schmerzen ertrug, und ohne Bangen einem qualvollen Tode entgegenging.

(Der Beschluß folgt.)

Literarisches Treiben in München.

1. Tagesblätter.

Wie schwer eine Priester- und Willkürherrschaft auf allen Gemüthern lastet, und jede geistige Thätigkeit schon im Keime erstickt, zeigt nicht allein der große Mangel an fähigen Köpfen und tüchtigen Staatsmännern, der in Baiern gegenwärtig so fühlbar ist, sondern auch vor Allem die Bedeutungslosigkeit der Literatur, die vielleicht, Tirol ausgenommen, nirgend in Deutschland in dem Maße stattfand als in den ältern Provinzen Baierns und deren Hauptstadt München. Daß Kräfte genug vorhanden sind um auch in diesem Theile Deutschlands die Fackel des Geistes leuchten zu lassen, erhellt aus den seit Entfesselung der Presse gemachten Anfängen. Manches Ungereimte und nur dem Pöbel Behagende kam freilich mit zu Tage, aber wer Jahrzehnde lang in einem finstern Kerker schmachtete, schaut nicht nach seiner Freilassung sogleich in die Sonne, sondern das blöde, lichtscheue Auge sucht die dunkeln Stellen, und erkräftigt sich erst nach und nach.

Wenn sonst Einer von Norddeutschland nach München kam und unsere löschpapierenen Tagesblätter mit ihren abgeschriebenen Artikeln und Gesundheitsberichten der Allerhöchsten Herrschaften zu Gesicht bekam, und hörte, daß darin und in den Gebetbüchern des Herrn Michael Sintzel unsere ganze Literatur besteht: ich verüble es ihm nicht, wenn er eine gründliche Verachtung gegen die Processionen feiernden und Bier trinkenden Münchener faßte. Gewohnt in einem Blatte wenigstens geistige Anregung zu finden, wenn auch nicht geistige Raisonnements, da ja auch in Norddeutschland das Institut der Gedankenhenker wohl eingerichtet war, mußte er sich doch entsetzen über die gänzliche Gedankenarmuth, ich möchte sagen Gedankenlosigkeit dieser Zeitungen. Dienstesnachrichten, Erledigungen von Pfarreien, Anpreisungen neuer Wirthschaften, Ablaß- und Wallfahrtsberichte und kurze Angabe der Staatsneuigkeiten — natürlich so weit sie das Volk wissen durfte — füllten die wenigen Spalten. Hier und da kam noch eine Theaterkritik, die aber nur loben durfte; denn die Redactionen haben freien Eintritt, und ein Hoftheater erträgt überhaupt keinen Tadel. Als Saphir noch den „Deutschen Horizont“ redigirte, war doch wenigstens ein Blatt da das ein gebildeter Mensch lesen konnte; aber während der ganzen Periode von Abel's Ministerium herrschte hierin wirklich ägyptische Finsterniß.

Die „Münchener politische Zeitung“, das Organ des Ministeriums, entlehnte die Neuigkeiten den auswärtigen Blättern, verschwieg und setzte hinzu was ihr gut dünkte, und empfing leitende Artikel aus den Bureaux je nach Zeit und Umständen. Sie kam nach und nach so in Verruf, daß sie einging. Besser hielt sich in dieser Hinsicht der „Landbote“, ein kleines Blatt von einem halben Bogen, und das „Tagblatt“, das hier und da unter der Maske des Scherzes einen leisen Tadel andeutete. Weiter als bis zur leisen Andeutung konnte ja damals ein münchener Blatt nicht gehen. Die „Landbötin“, wegen der vielen Inserate auf dem Lande viel gelesen, ging nicht einmal so weit. Die „Briefe des Eipeldauers an seinen Vetter“, in Dialekt geschrieben, die sie brachte, waren stets ein Muster von Geschmacklosigkeit, und nur für den Gaumen der Schrannenbauern und Viehhändler berechnet. „Volksfreund“, „Eilbote“, „Morgenblatt“ sind in ihrer damaligen Gestalt kaum der Rede werth.

Da wurden plötzlich in der xylographischen Anstalt von Braun und Schneider die „Fliegenden Blätter“ ausgegeben, und es entstand dadurch für strebende Geister ein Tummelplatz. Die Art und Weise wie sie mit Humor und Witz die bestehenden Zustände geißelten, die politischen Ereignisse beleuchteten, gefiel, da sie neu war; man sah mit Vergnügen die hübschen Holzschnitte, aber außerhalb München fanden sie wenig Antheil. München war in literarischer Hinsicht zu verrufen, und man fertigte auch die „Fliegenden Blätter“ mit einem Achselzucken ab. Aber mit Beginn des zweiten Bandes kam die Anerkennung, die Abonnenten mehrten sich von Tag zu Tag, die Blätter konnten nun regelmäßig alle Woche erscheinen, und die Verbreitung die sie in kurzer Zeit in ganz Europa und endlich sogar in Nordamerika fanden, geben das beste Zeugniß, daß doch auch aus München etwas Gutes kommen kann. Der gesunde Humor und die würzige Satire, welcher damals noch sehr enge Grenzen gesteckt waren, sind freilich wol nicht allein an dieser weiten Verbreitung schuld, sondern ein guter Theil muß den Holzschnitten zugemessen werden, die von ausgezeichneten Künstlern gezeichnet, und von ebenso geschickten Holzschneidern geschnitten sind. Das Verdienst das sie sich um die deutsche Holzschneidekunst erworben wird erst noch in spätern Jahren hinreichend gewürdigt werden. Schade, daß sie ihren Einfluß nicht benutzten den größten Krebsschaden Baierns, die übermächtige und übermüthige Geistlichkeit, anzugreifen, auch wenn sie dadurch auf dem Lande einige Abonnenten verloren hätten. Bei den 20,000 Exemplaren die sie absetzten hätten sie den Schaden nicht bemerkt, und der guten Sache wäre ein Dienst geleistet worden; denn die Satire ist mächtiger, und findet ein geneigteres Ohr als die besten Beweisgründe der Polemik.

Gegen Anfang des Jahres 1848 begann nun, verlockt von dem guten Erfolg der „Fliegenden Blätter“, ein neues illustrirtes Blatt, die „Leuchtkugeln“, die schärfer und schneidender die politischen Zustände geißelten, und sich ebenfalls bald ein bedeutendes Publicum sammelten, ohne jedoch gerade den „Fliegenden Blättern“ viel Eintrag zu thun, welche sich seit den Tagen des März vorigen Jahres ziemlich auf die conservative Seite hinneigten, und die Proletarier lächerlich zu machen suchten, daher stets den besitzenden Theil des Publicums für sich haben, während die „Leuchtkugeln“, herausgegeben von Männern wie Dr. Ringler und Emil Roller, die an der Spitze des Demokratischen Vereins standen, sich der äußersten Linken in Frankfurt anschlossen, und im Sinne dieser auf das Volk zu wirken suchten. Der harmlose Scherz und die Poesie, die blos um ihrer selbst willen da ist, ist natürlich in den „Leuchtkugeln“ gar nicht vertreten, sie sind ein Tendenzblatt, und dienen nur ihrer Partei. Diesen Zweck erfüllen sie aber ganz, und haben es daher nicht nöthig sich nach besonders schönen Zeichnungen und Holzschnitten umzuthun; denn der Inhalt des Textes ist hier die Hauptsache, und die Bilder nur erläuternd, während umgekehrt bei den „Fliegenden Blättern“ der Text häufig nur der Bilder wegen da ist.

In den Märztagen des vorigen Jahres erschien nun, wie in allen größern Städten Deutschlands, auch hier eine große Menge Flugblätter, diese Eintagsfliegen der Literatur, die nur, in Prosa oder Versen, mit Ernst oder Spott, die Tagesereignisse besprachen, und von dem Volke, dem der Gebrauch der Presse in solchem Maße etwas Ungewöhnliches war, in Massen von den Colporteuren und fliegenden Buchhändlern gekauft wurden, da der Preis derselben auf das Minimum, nämlich einen Kreuzer, gesetzt war, und die allgemeine Aufregung gern an jedem neuen Stoff sich nährte. Lola Montez, die Revolutionen in Paris, Wien, Berlin xc. und die Errungenschaften bildeten meist den Inhalt, der leider oft in einer Form dargereicht wurde wie sie nur dem Pöbel gefallen kann, auf dessen Ausbeutung sehr häufig bei der Verfertigung dieser Blätter gerechnet wurde. Schon die Titel zeigten hinlänglich weß Geistes Kind der Inhalt war. Da hörte man ausrufen: „Lola Montez-Vaterunser“, „Generalpardon des deutschen Volks an die Fürsten“, „Ein Buckel voll Schläg'“ xc. Selten kam wirklich etwas Witziges mit zu Tage, wie z. B. ein Kartenspiel, das nicht übel die ganze münchener Bewegung charakterisirte: „Lola hat die Karten gebracht, die Studenten haben gemischt, ein Graf (Arco Valley) hat ausgegeben, der Adel hat gepaßt, die Jesuiten haben den Mist genommen, die Bürger haben ausgespielt, die Soldaten Farb' bekannt, und Einer ist gezwickt worden.“ Oder das „Neue östreichische Vaterunser“, das zur Zeit der Märzrevolution in Wien hier verbreitet wurde: „Vater Metternich, der du bist in Wien, entheiliget werde dein Name, zukomme uns eine bessere Regierung, es geschehe der Wille der Unterthanen wie in Baiern so auch in Oestreich; gib uns ein größeres Brot, und vergib uns unsere Wünsche und unser Schreien, wie auch wir vergeben dein neues Anlehen; führe uns nicht in Versuchung durch die Banknoten, sondern erlöse uns durchs wirkliche Silbergeld von dem Uebel, Amen. Verflucht seist du, Papiergeld, du bist voller Betrug, der Concurs ist mit dir, du bist vermaledeit unter den Geldern, und vermaledeit ist Der der dich aufgebracht hat; wirkliches Silbergeld, bitt' für uns arme Unterthanen — jetzt und in der Stunde unsers Scheidens durch die Eisenbahn. Amen.“

Häufig kam es auch vor, daß so ein Flugblatt hinter ernsten Worten die Satire verbarg, aber das ungebildete Volk kaufte, und las mit großer Rührung. So liegt unter andern noch eines vor mir, bei dem ich manchen alten Bürger weinen sah, und das offenbar mit großer Malice bei Gelegenheit der Abdankung König Ludwig's geschrieben ist, und in vielen Tausenden von Exemplaren abgesetzt wurde. Der Merkwürdigkeit halber will ich die wenigen Strophen beisetzen.

König Ludwig's Abschied.

(Besonders die Münchener betreffend.)

Verlassen und traurig wandelnd
Zieh' ich in die Welt hinein.
Denn frei und groß nur handelnd
Mocht' ich euer König sein.
Ich hab' euch sehr geliebet,
Ihr habt mich sehr betrübet,
Das schuf mir arge Pein.

Die stolzen Aristokraten
Verleideten mir den Thron,
Sie haben auch euch verrathen,
Und sprechen uns Beiden Hohn.
Die Höflinge, glatt und schmeichelnd,
Die Geistlichen, Liebe heuchelnd,
Entrissen mir die Kron'.

Ein Herz im Busen habend
Für Schönes was Menschen ziert,
Mein Volk mit Künsten begabend,
So hab' ich stets regiert.
Schwört Treue nun meinem Sohne,
Bleibt treu, ihr Baiern, der Krone
Und dem Gesetze das euch regiert.

Ich glaube aus den Participien leuchtet klar genug die Absicht des Verfassers, aber das Volk ist sentimental, und nahm es im Ernst, und weinte dabei wirkliche Abschiedsthränen. Bessern Eindruck auf das Volk zu machen, und besonders dem weniger gebildeten Theil des Publicums ein besseres Zeitbewußtsein beizubringen, erschien der „Volkskatechismus“, kleine Heftchen von 1—1½ Bogen, worin die Schlagwörter der Zeit, als Republik, Monarchie, Constitution, Communismus xc., erläutert und in einer dem Volke angemessenen Sprache erklärt werden, natürlich vom liberalen Standpunkt aus betrachtet. Dieser „Volkskatechismus“ hätte ohne Zweifel viel Gutes wirken können, aber für die niedersten Classen der Bevölkerung war er etwas zu theuer (das Heftchen kostete sechs Kreuzer), und die Geistlichkeit auf dem Lande eiferte mit aller Macht gegen alle derartigen Erscheinungen der Presse, da ein aufgeklärtes

Volk nicht mehr ihr gehorsamer Diener ist, und so kam es, daß, vom Publicum nicht gehörig unterstützt, der Herausgeber die Fortsetzung einstellen mußte.

Als die Ruhe hier so ziemlich wiederhergestellt war, verwandelten sich die Flugblätter in regelmäßig erscheinende Tagesblätter, und nur hier und da wurden besondere Tagesereignisse, meist Localinteressen berührend, in der Form von Caricaturen dem Publicum vorgeführt und lächerlich gemacht. Der damalige Minister Thon-Dittmer spielte darin eine Hauptrolle, auch der König von Preußen, der schon wegen seines Protestantismus dem unter römischer Geisteknute erzogenen Münchener ein Greuel ist.

Die bisherigen Tagesblätter nahmen eine bestimmtere Richtung, und schlossen sich mehr oder weniger einer Partei an, und die neuauftauchenden verfochten ohnedies nur die Interessen ihrer Partei. Je nach ihrer Richtung kann man sie füglich in folgende Classen bringen: äußerste Rechte: „Volksbote", „Scherz und Ernst", „Reichsbote", „Neue münchener Zeitung"; rechtes Centrum: „Landbote", „Landbötin", „Volksfreund", „Eilbote", „Fliegende Blätter"; linkes Centrum: „Neueste Nachrichten", „Tagblatt", „Deutsche constitutionnelle Zeitung", „Punsch", „Freisinniger", „Vorwärts", „Zopf und Schere", „Finessensepperl"; äußerste Linke: „Leuchtkugeln", „Gradaus", „Revolutionsteufel", „Es muß Tag werden".

Von diesen einige der gelesensten etwas näher zu beleuchten ist vielleicht für spätere Zeiten wo sie wieder verschwunden sind interessant, und ich will daher gleich mit dem „Volksboten" beginnen. Dieser ist eines der Hauptorgane der ultramontanen Partei, wird von Emil Zander, weiland Jude, dann Protestant, nun Römling, redigirt, und auf dem Lande von Pfarrern und Meßnern colportirt und verbreitet, oft unentgeltlich vertheilt. Er will populair sein, und erschöpft sich in Gemeinheiten wie sie hier noch in keinem Blatte zu Tage kamen. Daß jedes Mittel zur Erreichung seines Zwecks gut ist war von jeher die Maxime seiner Partei, und er befolgt sie treulich. Lüge und Verleumdung sind die Waffen mit denen er seine Gegner bekämpft, und für das Rad der Zeit dünkt ihm der beste Hemmschuh, wenn er die Männer des Fortschritts mit Koth bewirft. Jedes Mitglied der Linken, sowol in Frankfurt als auch in der bairischen Kammer, ist bei ihm ein „rother Lump", ein „blutiger Republikaner" und wie derlei Schmeichelnamen noch weiter heißen. Er bezüchtigt die Grundrechte, daß sie Gewerbefreiheit und Güterzertrümmerung predigten, der ganze Klerus auf dem Lande stimmt ihm bei, und das thörichte Landvolk glaubt ihm, und unterschreibt Adressen gegen die Einführung der Grundrechte, Adressen die erst gefertigt werden wenn der Pfarrer die Unterschriften hat. Daß der „Volksbote" ganz Franken, Schwaben und die Rheinpfalz behandelt als seien sie nur da um sich von Altbaiern ins Schlepptau nehmen zu lassen, versteht sich. Ihre Deputirten sind nur Bettelleute und Vagabunden, die durch das freie Ansiedelungsrecht das gesegnete Altbaiern ruiniren möchten u. s. w. In dieser Hinsicht steht ihm nur „Scherz und Ernst", redigirt von einem gewissen Panzer, würdig zur Seite. Dieses Schmuzblatt verfolgt denselben Zweck, mehr in Versen und Anekdotenform, kriechend vor Adel und Geistlichkeit, und versuchend jede geistige Größe zu sich in den Staub zu ziehen.

Die „Neue münchener Zeitung" ist an die Stelle der frühern „Münchener politischen Zeitung" getreten, ist ein Regierungsorgan, und hat das üble und schwierige Geschäft den zweideutigen Handlungen der Regierung stets die beste Seite abzugewinnen. Früher war nur J. B. Vogl, ein Mitarbeiter der „Fliegenden Blätter", als Redacteur genannt. Jetzt ist aber auch der eigentliche Redacteur Dr. Haller ans Licht getreten, weil doch Jedermann sein Incognito wußte. Seine Artikel sind oft mit meisterhafter Fertigkeit geschrieben, aber trotzdem wird das Blatt wenig gelesen, und die Regierung muß hübsche Summen darauf verwenden um es zu halten, und den Behörden befehlen es auf Regiekosten anzuschaffen, damit es verbreitet wird. Consequent ist diese Zeitung insofern, daß sie hauptsächlich die bairischen Sonderinteressen verficht, und nur dann anempfiehlt sich der Reichsgewalt unterzuordnen, wenn diese die Vermehrung des stehenden Heers decretirt oder eine Reichssteuer ausschreibt. Durch Letzteres glaubt sie nämlich im Stillen die Versammlung in Frankfurt dem Volke verhaßt zu machen, und manchmal gelingt es ihr wirklich.

Aehnlich steht es mit dem „Reichsboten", der besonders anfangs die dynastischen Interessen vertheidigte, und dadurch sich höhern Orts angenehm machte. In Folge dessen wurde die Lesung desselben auch von allen Behörden empfohlen; aber in neuerer Zeit scheint doch die Abonnentenzahl nachgelassen zu haben, was wol darin seinen Grund haben mag, daß der bedeutendste Mitarbeiter desselben, Seuffert, zurückgetreten ist, und um das Publicum zu ködern wird nun das Feuilleton mit Liebesliedern und Novellen gefüllt, die Sprache etwas gemäßigt, und hier und da die liberalere Seite herausgekehrt.

Die Blätter die ich als das rechte Centrum unserer Tagesliteratur bezeichnet habe sind die schon lange bestehenden „Tagsblätter", die früher bereits charakterisirt wurden, und von denen sich im Ganzen wenig Neues mehr sagen läßt. Der „Landbote" nahm sich hauptsächlich der durch die vorige Kammer gegebenen Gesetze an, und erläuterte in manchen tüchtigen Artikeln das Ablösungsgesetz der Zehnten und Frohnden, das Jagdgesetz, Oeffentlichkeit und Mündlichkeit im Gerichtsverfahren u. s. w. Die „Landbötin", eine Zeit lang von dem Schauspieler Allfeld redigirt, sah aus als ob sie einen bessern Weg einschlagen wollte. Aber einige Pfarrer auf dem Lande kündeten das Abonnement auf; Dies schmerzte den Eigenthümer, Allfeld mußte zurücktreten, und nun fährt sie getrost in das alte Gleis, und wäscht wie ehedem. Der „Eilbote" hatte auch in den Märztagen einen Anfall von radicaler Berserkerwuth, die besonders unser kleiner Volkstribun von damals, C. B. Vogt, nährte. Aber die Policei zog ein schiefes Gesicht, Vogt ward vorsichtiger, dadurch unpopulair, und nun kehrt der „Eilbote" allmälig auch zum alten Schlendrian zurück, und freut sich wie sonst seiner schwülstigen Theaterrecensionen, in denen die „Flötentöne", die „glockenreine Stimme" u. s. w. eine Hauptrolle spielen.

Das linke Centrum und die äußerste Linke unserer Tagesblätter sind hingegen fast lauter Kinder der neuen Zeit; denn früher duldete die Regierung ja keine Opposition in der Presse, und die Schere der Censur wußte nur zu gut alle solche naturwüchsigen Triebe zu beschneiden. Wir wollen sie einer nähern Würdigung unterwerfen.

(Der Beschluß folgt.)

Literarische Anzeige.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Wechselkunde

für Kaufleute und Juristen. Mit besonderer Rücksicht auf die

Allgemeine Deutsche Wechselordnung.

Bearbeitet von

G. Kitzinger,

Director des Handels-Lehr-Instituts zu Ansbach.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Ebendaselbst ist erschienen:

Die Allgemeine Deutsche Wechselordnung. Mit Einleitung und Erläuterungen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Herausgeber des letzten Werks, Legationsrath Dr. F. Liebe, hat als Abgeordneter an dem Wechselcongresse zu Leipzig Antheil genommen, wodurch dessen Commentar besondern Werth erhält.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 124. —— 24. Mai 1849.

Zur Geschichte Englands im 18. Jahrhundert.

(Beschluß aus Nr. 123.)

Das Charakterbild Georg's II. wurde von verschiedenen Händen und unter verschiedenen Umständen gezeichnet; das von Hervey ist das vollständigste, am wenigsten geschmeichelte und wahrscheinlich auch nicht das unparteiischeste. Und die Gründe dazu sind leicht begreiflich. Die Freunde außerordentlicher Frauen sind nicht die zuverlässigsten Zeugen für die trefflichen Eigenschaften ihrer Männer. Gewiß Georg II. war kein großer Mann; er hatte weder große Tugenden noch große Laster. In seiner Lage würde er ohne Zweifel ohne den Beistand der Königin und seines Ministers große und verderbliche Fehlgriffe gethan haben. Ohne gerade boshaft, grausam oder ungerecht zu sein, war er stolz, ohne Gefühl und Edelmuth. Wenn er die Weiber gern hatte, so liebte er noch mehr das Geld. Hervey behauptet, daß er den Sinn der Worte „Edelmuth", „Güte" oder „Freundschaft" nicht kannte. Chesterfield wollte sich keiner edelmüthigen Handlung von ihm entsinnen können. Allein sowol er als Hervey hätten die Habgier eines Mannes entschuldigen sollen der sich wie mit Einem Schlage inmitten gieriger, raubsüchtiger und grundsatzloser Politiker versetzt sah. Bis zu seiner Thronbesteigung hatte er fast immer außer Landes zugebracht. Natürlich konnte er keine große Zärtlichkeit für ein Land hegen wo er sich als Fremder fühlte, und ebenso wenig eine Verfassung lieben wovon er Nichts begriff als die Hemmnisse die sie ihm vorschob — oder die Bestechlichkeit, wozu sie die Bahn öffnete. Hanover ging ihm über England, und die Interessen die er als Kurfürst hatte über die welche er als König haben sollte. Seine Liebhaberei waren militairische Paraden, und er sprach gern von seiner eigenen soldatischen Tapferkeit. Allein wenn Hervey zu verstehen gibt, daß er ruhmredig und hasenfüßig gewesen, so mag Ersteres vielleicht wahr sein, was Letzteres betrifft, so wird diese Anklage durch sein Benehmen bei Oudenarde und Dettingen vollständig widerlegt. Er besaß den angeerbten Muth und die Pünktlichkeit seiner Familie, nur trat die ihr eigene Starrköpfigkeit bei ihm noch mehr hervor, während sein Theil an Herzensgüte weniger gut bedacht war. Man wird die ungemeine Geschicklichkeit Walpole's erst dann recht anschlagen, wenn man bedenkt, daß es seine Aufgabe war einen jakobitischen Adel und eine Handelsnation mit einem starrsinnigen Könige auszusöhnen, der immer nur nach Geld gierig war, um es in seinen auswärtigen Kriegen zu verthun.

Das vertraute Verhältniß Walpole's sowie Hervey's am Hofe war sowol ministerieller als persönlicher Art. Die Unterhaltung deren man dort pflog war in einem höchst familiairen und, nach heutigen Begriffen, selbst sehr anstößigen Tone. Die Nachsicht welche die Königin für die Untreue des Königs hatte erstreckte sich bei ihr auch auf die in diesem Punkte nicht weniger anstößige Aufführung seiner Minister. Noch zur Lebzeit seiner ersten Frau lebte Walpole in ganz offenem Verhältnisse mit Miß Skerritt, die er späterhin heirathete, und für deren natürliche Kinder, als er später zum Pair ernannt wurde, er das Recht des Vortritts auswirkte. Diese Verbindung gab der Königin reichlichen Stoff, jenachdem sie gelaunt war, sich darüber in Scherz oder Spott auszulassen. Zuweilen sagte sie spottend zu Hervey: wie nur dieser arme Mann „avec ce gros corps; ces jambes enflées et ce vilain ventre" sich einbilden könne, daß eine Frau ihn um seiner selbst willen lieben werde. Allein Sir Robert blieb Ihrer Majestät Nichts schuldig. Denn wenn die Königin sich über des Königs widerwärtiges Naturel bei ihm beklagte, sagte er zu ihr in kaltem Tone: „Das könne gar nicht anders sein, da der König bessere Dinge gekostet habe", und schloß mit dem Rathe: „sie möge die hübsche Lady Tankerville mit dem Könige in Berührung bringen."

Auch scheint man am Hofe an dieser Art von Unterhaltung nicht so sehr Misfallen gefunden zu haben als Hervey zu glauben sich das Ansehen geben möchte; denn die vertraulichen Unterhaltungen, in denen der König die Gunst der Königin für die Gräfin Walmoden in Anspruch nahm, sowie deren wirkliche Verwendung, um ihm die Gunst der Herzogin von Modena zuzuwenden, weisen jede Idee ab, als habe man damals an einer solchen Gefühlsweise, die man kaum jetzt in den am meisten vernachlässigten Schichten der Gesellschaft finden könnte, irgend Anstoß genommen. Auch war die Königin nicht die einzige Dame am Hofe welche offen über solche Gegenstände sprach.

Der Eindruck welchen die Lecture dieser Memoiren hinsichtlich der am Hofe und in den höhern Gesellschaftskreisen herrschenden Sitten bei dem Leser zurückläßt läßt sich dahin bestimmen, daß der Ton am Hofe Georg's II. derb, die Immoralität aber im Ganzen nicht größer oder augenfälliger war als sie dem ganzen Zeitalter zur Last fällt. Man darf sich nur aus „Tom Jones" und „Joseph Andrews" der Sitten entsinnen welche die Squires und Pächter jener Tage zur Schau tragen. Die Leser von Miß Bellenden's und Miß Howe's Briefen wissen zur Genüge, wie hochgeborene und sehr elegante Damen gelegentlich damals sprachen und schrieben. Im Ganzen waren die Späße die man sich am englischen Hofe erlaubte nicht derber als jene, woran man überhaupt damals in der größern Hälfte der englischen Gesellschaft Geschmack fand; in jedem Falle entbehrte er jener Grazie und jener Verfeinerung welche dem noch unsittlichern Hofe des Regenten einen gewissen, wenn auch nur äußern Firniß von Geschmack und Anstand verliehen. In keinem Falle kann man dem Hofe Georg's II. Hypokrisie zum Vorwurfe machen; Alles geschah offen und unverholen. Georg II. lebte in offenem Verhältnisse mit Lady Suffolk und Gräfin Walmoden; desgleichen so Sir Robert mit Miß Skerritt, was jedoch nicht hinderte, daß er mit den Bischöfen Gibson und Hoadley auf dem vertrautesten Fuße stand. Ein Erzbischof von Canterbury hatte ohne Scheu eine Reihe von Maitressen gehabt, und Einer seiner natürlichen Söhne saß selbst auf der Bischofsbank. Walpole und Pulteney waren, wenn sie die Ehre anderer Ehemänner antasteten, ebenso wenig für ihre eigene besorgt. Lady Bath war ebenso schön als galant; auch Lady Walpole war keine Feindin von Liebesintriguen, und man glaubt jetzt und nicht ohne Grund ziemlich allgemein, daß der Vater des jüngern Horace Walpole der ältere Bruder Hervey's, Carr, gewesen.

Waren die Menschen der damaligen Zeit von laxer Sittlichkeit gewesen, so stand es nicht besser um ihre politische Moralität. Es gab wenig Stimmen deren Preis, mit gewissen Einschränkungen, nicht in Geldeswerth sich hätte veranschlagen lassen. Ein Oppositionsmitglied ging zur andern Seite des Hauses über, votirte mit den Ministern, und steckte dafür seine 300 oder 500 Pf. St. in die Tasche. Walpole wünschte dem Könige Glück dazu, daß die Majorität gegen die Partei für Erhöhung der Apanage des Prinzen Friedrich nur 900 Pf. St. gekostet habe. Die meisten Parlamentsmitglieder hatten ihren Preis, und Jedermann außerhalb desselben wußte es.

Es mag unsere Zeitgenossen mit gerechtem Stolze erfüllen, daß wenig mehr von diesen Sitten sich bis auf unsere Tage erhalten hat. Männer in hohen Posten leben nicht mehr, wenigstens nicht öffentlich, mit Maitressen; Parlamentsmitglieder dürfen nicht mehr als Tauschwerth für ihre Abstimmung ministerielle Wechsel in ihre Portefeuilles legen; der äußere Ton ist anständiger, Sitten und Sprache sind feiner und zurückhaltender geworden. Ist aber, wenn auch der äußere Schein zu unsern Gunsten spricht, darum auch der innere Mensch ein anderer und besser geworden? Ein so schmeichelhaftes Zeugniß darf sich die Mitwelt nicht selbst geben, oder muß wenigstens dessen Bestätigung erst von der gerechtern und unparteiischern Nachwelt erwarten. 42.

Literarisches Treiben in München.

(Beschluß aus Nr. 123.)

Die „Neuesten Nachrichten aus dem Gebiete der Politik", eine glückliche Speculation auf die Neugierde der Menschen, brachten anfangs nur Auszüge aus den norddeutschen Blättern und der augsburger „Allgemeinen Zeitung", und hatten den Vortheil, daß das Publicum dem die genannten Blätter nicht zugänglich sind durch sie noch am Abend das Neueste erfahren konnte um den geringen Preis eines Kreuzers. Die wichtigen Ereignisse die sich damals in Wien und Berlin begaben machten, daß das anfangs nur auf ein Quartblatt berechnete Blättchen nach und nach zu einem ganzen Bogen anwuchs, weil man sich desselben wegen der großen und schnellen Verbreitung die es bekam zu Annoncen und Inseraten bediente, manchmal freilich auch zu Privatzänkereien und Kühlung des Privathasses, was zu mäßigen die Redaction aber bald vernünftig genug war. Die Auflage war nach und nach bis auf 10,000 Exemplare angewachsen, und so war es möglich, daß das Blatt sich eigene Correspondenten halten, und in einer Beilage unter dem Titel „Parlamentssaal" seinen Lesern stets das Neueste und Wichtigste aus den Verhandlungen in Frankfurt zu wissen machen konnte. Da hier in der letzten Zeit das Interesse an den frankfurter Verhandlungen sehr abgenommen hat, hörte auch mit dem Beginn des Jahres 1849 der „Parlamentssaal" auf zu erscheinen, aber das Hauptblatt wird nichtsdestoweniger eifrig gelesen; denn wenn auch gerade in den letzten Monaten keine Meldungen von ganz außerordentlichen Ereignissen zu machen waren, so bringt es doch sehr Vieles über Localinteressen, und hat besonders durch Rügen von Misbräuchen in den verschiedensten Branchen viel Gutes geleistet; auch ist die Kürze in der die Nachrichten über politische Ereignisse gegeben sind den des vielen Lesens ungewohnten niedern Ständen angenehm. Gegenwärtig beschäftigt sich das Blättchen hauptsächlich damit unser Gedächtniß in Bezug auf die vorjährigen Ereignisse wieder aufzufrischen.

Das „Tagblatt" wurde seit März 1848 ziemlich radical, und ficht jetzt besonders für den Deutsch-Katholicismus. Ach! wer hätte noch vor einigen Jahren gedacht, daß es in München eine deutsch-katholische Gemeinde geben könnte! Und doch ist es so, und sie darf und kann sich noch obendrein ihrer Haut wehren, wenn die alten Zeloten und Eiferer sie als eine Brut des Gottseibeiuns ausschreien. Früher war das „Tagblatt" verbreiteter, und litt bedeutend durch die Concurrenz der „Neuesten Nachrichten", aber durch Freisinnigkeit sucht es jetzt von neuem das Publicum anzuziehen.

Die „Deutsche constitutionnelle Zeitung", früher in Augsburg vom Buchhändler Fahrmbacher gegründet, dann aber hierher verlegt, hat sich in kurzer Zeit wegen ihrer vortrefflichen Haltung und echtdeutschen Gesinnung ein großes Publicum erworben, besonders unter allen Denen die sonst gewohnt waren die augsburger „Allgemeine Zeitung" zu lesen, aber mit den höchst conservativen Tendenzen derselben nicht übereinstimmten. Sie ist jetzt wol das bedeutendste politische Journal in München, schließt sich ganz der Centralgewalt in Frankfurt an, kämpft tapfer und mit Erfolg gegen die Sonderpolitik der Regierungsorgane und die Dunkelmänner der Tonsur. Schon ihr äußeres Erscheinen deutet auf den Fortschritt: sie verschmäht das Quart- und Octavformat unserer meisten Blätter und erscheint in Großfolio, nicht auf Löschpapier gedruckt, sondern auf ordentliches weißes Papier, und über der Expedition weht die schwarz-roth-goldene Fahne, die den hiesigen Frommen und Philistern stets ein Dorn im Auge ist. Der Redac-

teur, C. Bürgel, ein noch junger Mann, wohlbewandert in den bairischen Gesetzbüchern und den frühern Landtagsverhandlungen, ist ganz geeignet jeden Schritt der Regierung einer scharfen Kritik zu unterwerfen, und die Sophismen der „Neuen münchener Zeitung" ins gehörige Licht zu setzen.

Was aber die „Constitutionnelle Zeitung" mit Ernst anstrebt, Das sucht das Witzblatt „Punsch" mit Satire und Humor zu erreichen. Das äußerst glückliche Talent seines Herausgebers, des Studenten Schleich, der unter dem Namen Bertram schreibt, brachte dies wöchentlich einmal erscheinende Blättchen so in Aufnahme, daß oft schon am Tage nach der Ausgabe eine zweite Auflage nöthig ist, die ebenso schnell vergriffen wird. Daß Localverhältnisse eine große Rolle darin spielen, ist wol natürlich, doch bleibt nicht leicht irgend ein bedeutendes Ereigniß in Deutschland unberührt, kein Rückschrittsmann ungehechelt, ob er nun in Wien oder Berlin, am Rhein oder an der Isar lebt. Da Bertram's Witz, so derb er auch manchmal ist, doch nicht beleidigt, kann jede Partei das Blatt lesen und herzlich über die Ohrfeigen lachen die sie bekommt. Ich bin überzeugt, man würde es in Norddeutschland mit noch mehr Vergnügen in die Hand nehmen als es hier mit dem berliner „Krakeler" und „Kladderadatsch" der Fall ist.

„Der Freisinnige, ein Volksblatt über Kirchenpolitik und Pfaffentrug", hat hinwiederum eine ganz andere Richtung. Er hat sich es zur Aufgabe gemacht den falschen Heiligenschein den die Geistlichkeit stets sich zu geben bemüht ist zu vernichten, die Heuchler zu entlarven, und die Misbräuche die Christi Lehre nach und nach ganz unkenntlich gemacht haben dem Volke zu erläutern. Wie schwer diese Aufgabe in der bigoten Stadt München ist wird begreiflich werden, wenn ich hinzusetze, daß kein Buchdrucker so Etwas drucken, kein Colporteur so Etwas verbreiten wollte. Ein einziger Colporteur, der wahrscheinlich aus Gründen einen Zahn auf die Geistlichkeit hatte, betrieb anfangs den Verkauf, aber die Blätter wurden ihm zerrissen, ins Gesicht geworfen u. s. w. Der Redacteur, ein Schneider, der sich Wahrmund unterschreibt, empfing Drohbriefe über Drohbriefe; aber er ließ sich nicht irre machen, und allmälig fängt das Blatt an sich Bahn zu brechen, und scheint tüchtige Mitarbeiter zu besitzen. Einige leitende Artikel über die verschiedenen Erklärungsweisen der Heiligen Schrift, eine Kritik der fünf Bücher Mosis und der Propheten sind nicht übel geschrieben, und verfehlen gewiß nicht ihren Zweck.

Das Journal „Vorwärts" wurde im vorigen Jahre kurz nach den Märzereignissen von dem Studenten Sensburg gegründet, und ward das Hauptorgan des hiesigen Demokratischen Vereins. Die republikanische Tendenz lag klar am Tage, aber auf dem Wege der Ueberzeugung für die Republik zu wirken wird in einem wahrhaft constitutionnellen Staate Niemandem gewehrt werden können, und gewaltsamer Umsturz der Dinge ward darin nie gepredigt. Einzelne Aufsätze von Dr. Jellinek, der seine Preßvergehen in Wien mit dem Tode büßen mußte, und andere aus wiener radicalen Blättern abgedruckte Artikel mochten wol das Meiste zu Sensburg's langer Haft beigetragen haben. Seit dem Fall Wiens ward das Blatt etwas stiller, und jetzt wird es nur noch in wenigen Exemplaren verbreitet, hauptsächlich deswegen, weil das Publicum, durch die Kreuzerliteratur verwöhnt, den seit Neujahr erhöhten Preis nicht dafür geben will. Es wird wol bald ganz eingehen.

„Zopf und Schere" behandelt nur Gemeindeangelegenheiten, bringt Berichte über die Sitzungen des Magistrats und der Gemeindebevollmächtigten der Stadt München, und ist hauptsächlich nur für den eigentlichen Bürger interessant.

Der „Finessensepperl" hat seinen Namen von einem früher in München bekannten, witzigen und spaßhaften Männchen, das halb und halb bettelte und den Postillon d'amour machte. Das Blättchen will in die Fußstapfen des „Punsch" treten, aber das Talent dazu mangelt, der Witz ist plump und geht häufig in Grobheit über, besonders wenn der „Volksbote" angegriffen wird. Wer aber den „Volksboten" mit gleichen Waffen bekämpfen will unterliegt immer; denn in rohen Ausfällen auf seine Gegner wird es ihm Niemand gleich thun.

Das Blatt „Gradaus!" ist volksthümlich, für den Ungebildeten leicht verständlich geschrieben, ohne in Gemeinheiten zu verfallen, und erfreut sich auch eines ziemlichen Leserkreises. Seine Tendenz ist die der Linken in Frankfurt, das Festhalten an den Märzerrungenschaften, erbitterter Kampf gegen jeden Rückschritt und gänzliche Unterordnung Baierns unter die Interessen Deutschlands, das nach der Meinung des „Gradaus" als Republik am besten gedeihen würde. So fern dies Blatt auch aller Maßlosigkeit steht, so ist es doch als Hetzblatt verschrien, und auf dem Lande fahnden Pfarrer und Landrichter darauf, wo sie es finden.

Das Blatt „Es muß Tag werden!" von einem Arbeiter Namens Nisle herausgegeben, ist Organ des hiesigen Arbeitervereins, und brachte schon manchen schönen Aufsatz; aber ein gewisser Takt mangelt, und hier und da tritt die Leidenschaftlichkeit etwas zu grell hervor, was die Festnehmung des Redacteurs und eine Anklage desselben auf Hochverrath zur Folge hatte. Er wurde jedoch freigesprochen. In der letzten Zeit sah ich das Blatt wenig mehr, ich glaube aber nicht daß es aufgehört hat; denn der Arbeiterverein besteht noch fort, und erfreut sich großer Theilnahme.

Aufgehört hat aber der „Revolutionsteufel", den ich eigentlich nur der Vollständigkeit wegen erwähne. Dieser war ein satirisches Blatt, aber ohne Talent und Witz geschrieben, vegetirte eine Zeit lang, ohne jedoch die Theilnahme des Publicums zu erregen, und verschwand dann. Während des letzten Landtags erschienen hier noch einige Blätter, welche die Verhandlungen der Kammern veröffentlichten, und sich „Landtagszeitung", „Flugblätter aus dem bairischen Landtag" nannten, aber nicht stark gelesen und gesucht waren, da ja die andern politischen Blätter auch diesen Stoff zur Genüge ausbeuteten, und zwar immer vom Standpunkte ihrer Partei aus, sodaß Jeder der diese las zugleich auch fand was er darüber zu denken hatte, und also der Mühe des Selbstdenkens überhoben war, was für einen Münchener stets angenehm ist.

Wenn man nun alle diese einzelnen Leistungen zusammenfaßt, so findet man, daß München Kräfte genug hat um mit der Zeit auch in der Tagesliteratur die Stelle einzunehmen die es vermöge seiner Lage in der Mitte Süddeutschlands und als Hauptstadt eines der bedeutendsten deutschen Staaten einnehmen sollte. Noch sind freilich diese Kräfte die so lange brach gelegen nicht cultivirt, noch schießt eine Menge Unkraut neben dem wenigen Weizen empor; aber nach und nach wird Ordnung in das Chaos kommen, das Schlechte wird vom Guten sich sondern, und die politische Dämmerung — denn weiter haben wir es hier noch nicht gebracht — wird einem glühenden Morgenroth und dieses endlich dem hellen Tage weichen. Wir wollen es als eine gute Vorbedeutung ansehen, daß gerade das Blatt der untersten Volksclassen sich den Namen gab: „Es muß Tag werden!" 43.

Bibliographie.

Beidtel, I., Untersuchungen über die kirchlichen Zustände in den kaiserlich österreichischen Staaten, die Art ihrer Entstehung und die in Ansehung dieser Zustände wünschenswerthen Reformen. Wien, Gerold. Gr. 8. 2 Thlr.

Deutinger, M. v., Die älteren Matrikeln des Bisthums Freysing. 1ster Band. München. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Eysell, G. F., Ueber Goethes Torquato Tasso. Abhandlung. Rinteln, Bösendahl. Gr. 8. 12 Ngr.

Das Federspiel A. B. C. mit Flügeln. Aus des Knaben Wunderhorn. Düsseldorf, Schulgen. 8. 20 Ngr.

Gloeden, J. v., Aus den Acten des vor der Güstrower Canzlei in S. Pogge auf Roggow, Kläger gegen die Provisoren v. Dobbertin Beklagte wegen Aufnahme einer Tochter des Klägers verhandelten Prozesses. Ein Beitrag zur Beurtheilung

der die Mecklenburgischen Landesklöster betreffenden Fragen. Rostock, Leopold. 8. 10 Ngr.

Hanne, J. W., Ein Zeugniß von Christo als Abschiedswort von Braunschweig. Nebst einem poetischen Anhang. Braunschweig. 16. 10 Ngr.

Das Jahr 1848 in seiner historischen Wichtigkeit insbesondere für Deutschland. Dargestellt durch eine chronologische Uebersicht der merkwürdigsten und wichtigsten Ereignisse an jedem Tage des Jahres. Ein Nachschlagebuch für Jedermann ꝛc. Vier Hefte. Nürnberg, Endter. 8. 8 Ngr.

Kitt, H., Zeit und Evangelium oder die Stimme des Evangeliums an die Zeit. Predigten aus dem J. 1848. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 18 Ngr.

Krabbe, C. F., Der geistliche Kinderfreund. Züge aus dem Leben des seligen Vicarius J. Wildt zu Borghorst. Münster, Theissing. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Loewe, J. H., Ueber den Begriff der Logik und ihrer Stellung zu den anderen philosophischen Disciplinen. Braumüller. 12. 10 Ngr.

Pfau, L., Stimmen der Zeit. 34 alte und neue Gedichte. 2te Auflage. Stuttgart, Lubrecht u. Comp. 16. 7½ Ngr.

Preuschen-Liebenstein, F. A. v., Entwurf zu einem allgemeinen Deutschen Civilgesetzbuche nebst Motiven. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 2 Thlr.

Reichenbach, O. Graf, Das Weltgebäude. I. und II. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 16. 21 Ngr.

Richter, G., Der nordamerikanische Freistaat Wisconsin. Mit 1 Flurkarte nach den neuesten Vermessungen. Wesel, Bagel. Gr. 8. 15 Ngr.

Rösler, A., Parlaments-Kalender. Herausgegeben im Auftrage des Märzvereins unter Mitwirkung der Abgeordneten Freese, Roßmäßler und Anderer. Frankfurt a. M., Oehler. Gr. 8. 20 Ngr.

Scheffer, W., Die Verfassungs-Frage der evangelischen Kirche. Ein Beitrag zu deren Erörterung. 1stes Heft. Frankfurt a. M., Brönner. Gr. 8. 12 Ngr.

Schimmer, C. A., Das Leben und Wirken des Erzherzogs Johann von Oesterreich, nach Originalquellen und Urkunden geschildert. Mainz, Kunze. Gr. 8. 16 Ngr.

Tieffenbach, E., Hallelujah! Lyrische Gesänge. Danzig, Kabus. 16. 12 Ngr.

Ullmann, C., Das Wesen des Christenthums mit Beziehung auf neuere Auffassungsweisen desselben von Freunden und Gegnern. Eine Erörterung auch für gebildete Nicht-Theologen. 3te neu bearbeitete Auflage. Hamburg, F. Perthes. Gr. 8. 1 Thlr.

Welcker, P. H., Worte zur Erinnerung an Friedrich Jacobs. Gotha, Hennings. 4. 12 Ngr.

Tagesliteratur.

Die Antwort des Königs von Preußen auf das Anerbieten des Reichstages zu Frankfurt und die Erklärung der Reichstags-Deputirten über dieselbe von einem [gleichviel ob Süd- oder Nord-] Deutschen. Meißen, Goedsche. Gr. 8. 3 Ngr.

Baltzer, Gitzler und Wick, Denkschrift, betreffend die Bestimmungen der Verfassungs-Urkunde vom 5. Decbr. 1848, Artikel 11 bis 23, über das Verhältniß zwischen Kirche, Staat und Schule, an die drei gesetzgebenden Factoren in Berlin eingesandt. Breslau, G. P. Aderholz. 4. 5 Ngr.

Daguerreotyp-Bilder von J. G. Sulzbach, v. Seidel. 16. 2 Ngr.

Ein Disciplinarverfahren. Rechtfertigung und Beitrag zur Ausbildung des Artikels 96 der Verfassungsurkunde vom 5. Dezbr. 1848. Oppeln. Gr. 8. 5 Ngr.

Entwurf einer Gemeinde-Ordnung für die Thüringischen Staaten. Coburg, Meusel u. Sohn. 4. 3 Ngr.

Friedrich der Große, an die Fürsten! Ein Spiegel für dieselben und ein Wahrzeichen für die Völker. Stuttgart, Lubrecht u. Comp. Gr. 16. 3 Ngr.

Gotthold's politische Briefe an seinen Vetter Christian, zu Nutz und Frommen für's liebe Volk an's Licht gestellt von Christian. Elbing, Neumann-Hartmann. Gr. 8. 5 Ngr.

Grundzüge für die Reform des höhern Unterrichtswesens nach den Anforderungen der Gegenwart. Leipzig, Naumburg. Gr. 12. 6 Ngr.

Die deutschen Hegemonen. Offenes Sendschreiben an Hrn. G. Gervinus von J. K. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 8 Ngr.

Keller, F. J., Die Limburger Frage historisch, staats- und völkerrechtlich erörtert. Nebst einer Beleuchtung der Schrift: Denkschrift über die Verhältnisse des Herzogthums Limburg, und eines Artikels des Amsterdamer Handelsblad's. Aachen, Wengler. Gr. 8. 10 Ngr.

Lewald, O., Gefahr im Verzuge! Die neue Justiz-Organisation, ein Wort an die Volks-Vertreter. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Das patriotische Maul. Leipzig, Rein. Gr. 8. 1½ Ngr.

Minoritäts-Votum über die Reorganisation des Schulwesens. Denkschrift an Ein K. Hohes Ministerium der geistlichen ꝛc. Angelegenheiten, zugleich als Gegenschrift gegen die bekannte Berliner Petition von einer Anzahl christlicher Volksschullehrer. Frankfurt a. O., Hoffmann. 1848. Gr. 8. 3 Ngr.

Mühlecker, F., Kleines politisches Wörterbuch. Ein unentbehrliches Hilfsbüchlein für den Bürger und Landmann. Stuttgart, Lubrecht u. Comp. Gr. 16. 2 Ngr.

Der deutsche Nationalitätskampf in seiner Beziehung zu andern Nationalitäten, erörtert von einem Nicht-Deutschen. Kopenhagen, Bing u. Sohn. 1848. 8. 6 Ngr.

Des Oesterreichers richtiger Standpunkt. Geschrieben im Februar 1848. Cöln 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Höchst merkwürdige Prophezeihungen des im J. 1821 verstorbenen Maurers J. F. Hauber, genannt „Schuhflickerle" in Rieden. Schwäb. Hall. 16. 2 Ngr.

Schultz, Sendschreiben an die evangelischen Gemeinden in Preußen in Bezug auf die Neugestaltung unserer kirchlichen Verhältnisse. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 10 Ngr.

Komisch-politische Schwabenpredigt. Vorgetragen von einem Klostermönch bei einer Versammlung freisinniger Schwabenbauern. 12te Auflage. Mit 1 Holzschnitt. Zürich, Köhler's Buchdruckerei. Gr. 8. 2 Ngr.

Der Sieg der Deutschen über die Dänen. Fliegendes Blatt. Nr. 1. Gera. 8. 1 Ngr.

Sollen wir uns an das Königreich Sachsen anschließen? Eine neue Beantwortung dieser Tagesfrage von einem Altenburger. Ronneburg, Hofmeister. 8. 3 Ngr.

Strauß, F., Jahresschluß 1848. Das Ende eines Dinges ist besser, denn sein Anfang. Predigt am 31. Decbr. 1848 zu Berlin gehalten. — Gebet beim Sylvester-Gottesdienst 1848 zu Berlin von F. Arndt. Berlin, J. A. Wohlgemuth. Gr. 8. 2½ Ngr.

Der politisch-satirisch-humoristische Traumdeuter. Ein unentbehrlicher Rathgeber für Demokraten, Reactionäre und Republikaner. Berlin, Hirschfeld. 16. 2½ Ngr.

Ueber die Preußische Verfassungs-Frage. Reden von Jacoby und Waldeck nebst dem Adreßentwurfe der demokratischen Partei in der Volkskammer. Berlin, Reuter u. Stargardt. Gr. 8. 2 Ngr.

Versetzbarkeit der Succursal-Pfarrer. Eine Abhandlung, gewidmet dem Rheinischen Clerus. Berlin, G. Reimer. Gr. 8. 3 Ngr.

Weiher-Rimptsch, Freih. v., Brennöl's Wahl-Bericht. Politisches Gespräch. Berlin. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Kandidat und Interpellant. Ein Gespräch. Wahlprogramm, geschrieben während des Belagerungszustandes. Ebendaselbst. Gr. 8. 2 Ngr.

— — Wähler Martin. Ländliche Familienscene. Ebendaselbst. Gr. 8. 2 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 125. —— 25. Mai 1849.

Vormärzliche Staatsmänner.*)

Wir gruppiren die Stimmen aus der vormärzlichen Zeit oder über diese, mit denen wir es hier zu thun haben, um den Fürsten Metternich, der ja für die Seele des vormärzlichen Systems gilt, wie er denn ohne Zweifel sein mächtigster, einflußreichster und angesehenster Repräsentant in Deutschland war. Wir sagen geflissentlich in Deutschland, denn das System hat sich nichts weniger als auf Deutschland beschränkt, sondern unter verschiedenen Formen überall auf dem Boden des europäischen Festlandes geherrscht. Nur in England fand es keinen Zugang. Hier hatte es weder Boden noch Anlaß, weil hier die Harmonie zwischen Volk und Staat und zwischen den Gewalten des Staatslebens, das Alterthum und die sichere Zuversicht der Freiheit, das Durchdrungensein des ganzen Lebens von der Verfassung in allen ihren Theilen, zu keinem Kampfe auf Leben und Tod ruft, der Regierung wie dem Volke völlige Sicherheit gibt, und Alle liberal und Alle conservativ sein läßt. Nur in der auswärtigen Politik haben die Parteien des Festlandes auch in England ihre Vertreter gefunden. Im Innern sind die englischen Parteien ganz anderer Art, weil das Verhältniß von Volk und Staat anders ist.

Bemerken wir zuvörderst einiges Aeußerliche von den Schriften an die wir unsere Mittheilungen anlehnen. Die zuerst genannte: „Kaiser Franz und Metternich", ist aus dem Nachlasse des Freiherrn von Hormayr, und theilt alle Vorzüge und Flecken seiner Schriften. Ein außerordentlicher Reichthum von Inhalt, eine Fülle von piquanten Thatsachen, Erfahrungen aus der Antichambre, dem Bureau und dem Cabinet, mit Forschungen aus Archiven und Chroniken wunderbar zusammengeschachtelt, Alles in scheinbar verworrener und doch raffinirt berechneter Weise ineinander gebaut; aber freilich Alles nur mit dem äußersten Mistrauen gegen den Willen des Verf. die Wahrheit zu sagen, und gegen die Fähigkeit desselben etwas Anderes zu sehen als was seiner giftigen Leidenschaft zusagt zu lesen. Hormayr vergnügte sich die letzten 20 Jahre seines Lebens damit das Haus Habsburg-Lothringen und die ganze staatsmännische Welt Oestreichs herunterzureißen, wie er sich vorher 20 Jahre bemüht hatte sie aus vollen Backen zu lobpreisen. Mit derselben Aemsigkeit, derselben Wollust und derselben Einseitigkeit, mit der er in seiner spätern Periode allen Schmuz und Scandal zusammenkehrte, stöberte er in jener frühern Zeit alle vermoderten Lorberkränze auf, und wie er zuletzt die Rolle des von sittlichem Unwillen entbrennenden Cato spielte, so floß er damals von einer Sentimentalität à la Iffland über. Eins kam ihm ungefähr so gut zu wie das Andere. Uebrigens ist das Werk sichtbar nur ein Bruchstück, und geht in politischer Beziehung eigentlich nur bis 1809. Auch kommt Vieles darin vor was der Verf. schon anderwärts benutzt hat, das Beste und Wichtigste namentlich in dem Artikel über Erzherzog Johann in der „Gegenwart". Indeß wie Dem auch sei, dieser Verf. hatte in der That Viel erlebt und gesehen, kannte sein Terrain gut, war in wichtige Dinge tief eingeweiht, und bringt auch überall viel Interessantes, dem man, wenigstens so weit die leicht zu erkennenden Sympathien und Antipathien des Verf. nicht in Frage kommen, und unter sonstiger Anwendung geschichtlicher Kritik wohl Glauben schenken kann.

Die zweite angeführte Schrift soll zwar aus den Memoiren des Fürsten Metternich selbst geflossen sein, und von seinem Privatsecretair herrühren; sie enthält aber nicht ein einziges Factum, überhaupt keinen Zug der nicht dem ersten besten Literaten welcher den Fürsten in seinem Leben nicht gesehen mit Hülfe der in jeder Leihbibliothek zu findenden Quellen zu Gebote stünde. In der Form haben diese Mittheilungen nicht das Mindeste was an Das was von der Ausdrucksweise des Fürsten bekannt ist erinnerte. Auch der Ideengang ist ein völlig

---

*) Mit Bezug auf folgende Schriften:

1. Kaiser Franz und Metternich. Ein nachgelassenes Fragment. Leipzig, Weidmann. Ler.-8. 1848. 24 Ngr.
2. Auszüge aus den geheimen Memoiren des Fürsten Metternich, ehemaligen k. k. östreichischen Staatskanzlers. Mitgetheilt von seinem Privatsecretair C. L. Weimar, Voigt. 8. 15 Ngr.
3. Dreizehn vertraute Briefe eines berühmten deutschen Diplomaten an einen ehemaligen Minister über die geeignetsten Mittel das alte vormärzliche System im Wege der Reaction wiederherzustellen. Weimar, Voigt. 1849. Gr. 8. 15 Ngr.
4. Einiges aus der Mappe des Freiherrn von Blittersdorff, vormaligen großherzoglich badischen Staatsministers und Bundestagsgesandten. Mainz, Kupferberg. 8. 10 Ngr.
5. Politische Briefe und Charakteristiken aus der deutschen Gegenwart. Berlin, Besser. 1849. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

anderer, obwol wir dem Verf. dieser Pseudomemoiren nachrühmen müssen, daß er wenigstens nichts Carikirtes oder Outrirtes geliefert hat, wenn er auch weniger den Ton des Diplomaten als den eines kleindeutschen Ministers der alten Schule zu treffen gewußt hat. Daß der Verleger Bedenken trug den Namen des Herausgebers auszuschreiben, während er ihn doch als Privatsecretair des Fürsten bezeichnet, ist an sich schon kindisch. Hätte es sich wirklich um Geheimniß gehandelt, so hätte er auch das Letztere nicht thun dürfen, und that er es einmal, so war das Erstere ganz überflüssig.

Die „Dreizehn vertrauten Briefe" sind ein ganz unbedeutendes Opus, und breiten lediglich den Aerger und das Erstaunen eines vormärzlichen Mannes über viele Zeichen der Zeit aus. Viel Wahres und Vernünftiges im Einzelnen, bei gänzlicher Unzulänglichkeit und Beschränktheit im Ganzen und Großen.

Die Schrift des Hrn. v. Blittersdorff ist auf dem Titel erschöpfend bezeichnend. Der Verf. will sich auf Kosten der östreichischen Diplomatie weißbrennen. Wir werden sehen wiefern ihm Das gelungen ist.

Sowol in der Form am meisten ansprechend, wie am Meisten, eigentlich ausschließlich, den Charakter des Geist- und Gemüthreichen tragend, sind die „Politischen Briefe und Charakteristiken". Sie sind aus anfragenden Briefen einer als „der Reisende" bezeichneten Person an eine als „der Staatsmann" bezeichnete Person und den Antworten der Letztern zusammengesetzt. Die Erste soll eine bekannte geistreiche Dame sein, deren Namen wir nicht verrathen wollen, da er im Buche nicht genannt ist. Als der Staatsmann wird allgemein Hr. v. Usedom bezeichnet. Das Buch ist sehr reichhaltigen Inhalts, und bespricht die wichtigsten Fragen der Gegenwart. Besondere Aufmerksamkeit wird den französischen, römischen und deutschen Vorgängen gewidmet. Unter den charakterisirten Personen erwähnen wir namentlich die Könige Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, Metternich, den Papst Pius IX., Rossi, Guizot und Thiers. Der ganze Geist der Schrift nimmt sehr für den Verf. ein; sie enthält manchen treffenden Zug, und ist von einem edeln sittlichen Geiste durchhaucht.

Metternich erscheint in allen diesen Schriften in sehr verschiedenem Licht, und keine stimmt mit einer andern darunter völlig über ihn überein. Die Auszüge aus den angeblichen Memoiren Metternich's erklären ihn nicht blos für den Schöpfer des „neuen Systems", was nach Errichtung des Rheinbundes im östreichischen Kaiserstaate erfodert worden sei, sowie der conservativen Politik überhaupt, sondern lassen ihn Das auch selbst sagen. Dieser einzige Zug reicht schon hin die Unechtheit dieser Memoiren zu erweisen. Hätte auch Metternich sich für den Schöpfer eines neuen Systems und zugleich der conservativen Politik gehalten, was er ganz gewiß nicht hat, so würde er es doch noch gewisser niemals gesagt oder geschrieben haben. Die Oberflächlichkeit jener Stelle ergibt sich schon aus dem äußern Umstande, daß sie die Zeit wo Metternich als Systemschöpfer aufgetreten sein soll bis an die Errichtung des Rheinbundes zurückverlegt, in eine Zeit also, wo bei Hormayr (S. 106) Kaiser Franz „dem jungen Metternich das Großkreuz des Stephansordens schickt, weil er doch seinen Namen" unter den Potsdamer Vertrag gesetzt, und wo er kurz darauf erst auf seine eigentliche diplomatische Schule, den Gesandtschaftsposten in Paris, abgeht, jedenfalls aber noch keine Gelegenheit hatte die Gesammtpolitik des östreichischen Staats zu bestimmen. In Paris blieb er bis 1809. Dann galt er bis zur großen Entscheidung von 1813 den Gegnern Frankreichs als die Hauptstütze des französischen Einflusses im wiener Cabinete und den Franzosen selbst als ihr geheimer Feind, war aber in der That nur das sehr geschickte Organ eines sehr schwierigen Systems, dessen Grund nicht in ihm, sondern in den Verhältnissen lag. Hormayr gibt sich allerdings alle Mühe ihn überhaupt so unbedeutend als möglich erscheinen zu lassen. Bei ihm erscheint er nicht als Staatsmann, sondern höchstens als geschickter Diplomat, d. h. als geschickt in der Kunst für die gerade vorliegende Aufgabe im Wege der Unterhandlung zu wirken. Wir denken dabei nicht daran, daß Hormayr dem Staatskanzler die Erudition abspricht, daß er von ihm sagt:

> Nach irgendwelcher Gründlichkeit hat er nie gestrebt, und nie Etwas so gehaßt und geflohen als selbe, bis zum eigentlichen Haß und zu feldflüchtiger Feigheit und Verzweiflung.

Daß die Erudition den Staatsmann nicht macht, davon hat Frankfurt nur zu viele Beweise geliefert, womit freilich nicht gesagt sein soll, daß die Ignoranz ihn mache, oder daß die Erudition ihm schade. Aber „der Instinct, die Welt und ihre Begebenheiten, der äußere Anstoß" müssen ihn erziehen. Indeß auch sonst tritt uns Metternich in der Hormayr'schen Schrift nie als etwas Anderes entgegen denn als ein Hofmann und Diplomat, dabei „leichtfertig, sardanapalisch, ein abgrundlich leichtfertiger Lebemann, voll angeborener Idiosynkrasie gegen alle großen Entschlüsse oder Wagnisse, gegen jedes Werk kraftvollen Gedankens und anhaltender Folgerichtigkeit". Selbst in seinem Streben gegen Napoleon soll er, nach Hormayr's Behauptung, das Werkzeug Talleyrand's und Fouché's gewesen sein, von denen er überhaupt viel gelernt, sie aber nie erreicht habe. Nur eine wichtige Eigenschaft schreibt selbst Hormayr ihm im eminenten Grade zu: die Menschenkenntniß und die Gabe Charaktere zu zeichnen, welche die erstere voraussetzt:

> Was im höchsten Grade interessant, was für einen Historiker, vor Allen für den Biographen rein unschätzbar gewesen ist, war der haarscharfe Raubvogelblick Metternich's, womit er das ganze Wesen des ihm Vorkommenden in einem — gleichsam Augenblicke — völlig weghatte nicht nur in allen Contouren oder als Schattenriß, sondern in Miniaturvollendung. Alles hatte scharfsinnige Bemerkungen beigemischt, daß man sah, welcher Adlerblick, welcher Jägersgriff, welche Lootsengabe dem Manne beiwohne.

Freilich hat sich gezeigt, daß er die einzelnen Men-

schen besser kannte und beurtheilte als das Volk und den großen Gang der Dinge, die im Innern des Völkerlebens sich vorbereitenden Wandelungen. Es ist uns da recht treffend erschienen was Macaulay in seiner trefflichen „History of England" über einen freilich weit untergeordnetern Geist, über Sunderland sagt, daß er

weit geschickter in der Kunst Charaktere zu durchblicken und auf die Schwächen der Einzelnen zu operiren, als in der Kunst war die Gefühle der großen Massen zu erkennen und die Annäherung großer Umwälzungen vorherzusehen. Er war so beflissen einzelne Personen zu beobachten und zu gewinnen, daß er die Stimmung der Nation zu studiren vergaß. Er verrechnete sich daher gröblich in Beziehung auf alle die bedeutungsvollsten Ereignisse seiner Zeit. Jedes wichtige Bewegen und Rückschlagen der öffentlichen Meinung überrumpelte ihn.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Sprachmengerei und Sprachreinigung.

Ueber das zunehmende Bedürfniß einer Reinigung der deutschen Sprache von Fremdwörtern von G. Henrici. Braunschweig, G. C. E. Meyer. 1848. Gr. 8. 7½ Ngr.

Wir können leider für diese Schrift keine andere Berechtigung anerkennen als die gute Absicht, wenn diese überhaupt eine Berechtigung sein kann; denn was man sonst von einem Buche verlangen kann das den Gegenstand der Sprachreinigung auch nur einigermaßen wissenschaftlich behandeln soll, Kenntniß des behandelten Gebiets und Dessen was bisher auf demselben geleistet worden ist, Gründlichkeit, Klarheit und Wissenschaftlichkeit in der Ausführung und eine diesen Eigenschaften angemessene Form: dies Alles ist in so geringem Maße verhanden, und seine Arbeit bleibt so sehr hinter andern Leistungen auf demselben Gebiete, die Henrici leider gar nicht kennt, zurück, daß wir der Meinung sind, derselbe würde sein Buch nicht geschrieben haben, hätte er gewußt wie viel ihm zu einer eindringenden und genügenden Bearbeitung des gewählten Stoffs fehlt. Wir wollen im Folgenden so kurz wie möglich unsere Behauptungen erweisen.

Wir haben behauptet, daß Henrici die Sachkenntniß abgeht. Er weiß zunächst nicht wie weit sich das Gebiet der Fremdwörter erstreckt, und verwandte Wörter wie Vater, Mutter, Nase, Maus (S. 44) stammen ihm aus dem Lateinischen ab; überhaupt aber fehlt ihm jede Anschauung vom Wesen und Bau der Sprache, und wenn er gelegentlich Humboldt's „Kâwisprache" und Bopp's „Vergleichende Grammatik" citirt, so beweist er auf jeder Seite, daß er sie nicht gelesen hat. Ergötzliche Beispiele seiner, sollen wir es Unwissenheit oder Gedankenlosigkeit nennen, finden wir mehre. S. 42 heißt es: „So haben die Engländer nach der Einwanderung der Angelsachsen eine Menge niederdeutscher Wörter aufgenommen, welchen sie aber das Gepräge ihrer heimischen Sprachform aufdrückten." Und in der Anmerkung dazu sind Wörter wie think, make, bring, fall, find u. s. w. als Beispiele angeführt. Wir fragen: Was hat sich der Verf. hier unter Engländern gedacht? Hat er auch nur eine Ahnung von der Art und Weise wie die englische Sprache entstanden ist? Nicht minder merkwürdig ist zum Theil was S. 25 über die Ureigenheit der deutschen Sprache gefabelt wird.

Wir haben ferner behauptet, daß Henrici mit der Literatur seines Gegenstandes nicht genügend bekannt ist. Beweis genug ist, daß er die einzige Schrift welche die deutsche Sprachmengerei und deren Heilung wissenschaftlich behandelt, die vom verstorbenen August Fuchs „Zur Geschichte und Beurtheilung der Fremdwörter" (Dessau 1842), nicht kennt. In dieser Schrift sind alle die Fragen welche Henrici in seinem Büchlein zu lösen sucht längst und in fast erschöpfender Weise gelöst. Bei Fuchs finden wir aber auch ein wirkliches Studium über den Ursprung der Sprachmengerei bis ins Mittelalter hinab, wir finden genaue Uebersicht und Kritik Dessen was Campe's Vorgänger, die deutschen Sprachgesellschaften des 17. Jahrhunderts, und namentlich Männer wie Zesen u. A. für die Sprachreinigung gethan haben. Solche Studien müssen aber auch vorangehen, wenn man nicht wie unser Verf. sich völlig auf der Oberfläche bewegen, und dabei denn doch vielfältig in Irrthümer hineingerathen will. Ein Beispiel von Dem was aus völlig unwissenschaftlicher Behandlung der Sache folgen kann wollen wir hier geben. S. 52 fg. handelt der Verf. von dem frankfurter Parlamente und den für Parlament in Vorschlag gebrachten Wörtern: Reichstag und Reichsversammlung, welche er beide unpassend findet. „Der Name Reichstag", sagt er, „ist verwerflich, weil das Wort Tag nach seiner gewöhnlichen Bedeutung keine Versammlung von Menschen, am wenigsten eine mit Absicht zusammengetretene Menge bezeichnet. Freilich sind uns schon die Griechen in einer solchen Bezeichnungsart vorangegangen; auch bei ihnen hieß Tag zuweilen Gerichtstag oder Gericht überhaupt, in welcher Bedeutung das Wort 1. Kor. 4, 3 vorkommt; aber bei der Bildung neuer Wörter sollte man immer mit der größten Genauigkeit verfahren, und die Bedeutung der Wurzelwörter aus welchen das neue Wort zusammengesetzt ist nicht untergehen lassen. Nicht eine Versammlung, sondern einen Verein sollte man das frankfurter Parlament nennen; denn kein anderes Wort bezeichnet so genau als dieses eine Versammlung welche sich zur Erreichung eines gewissen Zwecks vereinigt. Da nun jenes Parlament ein Reichs-Berathungs- und Verfassungsverein ist, so würde man denselben abgekürzt am passendsten einen Reichs-Verein nennen und ihn durch diese Benennung zugleich von jeder andern National- sowie von jeder Landstände-Versammlung unterscheiden." Der Verf. scheint wirklich nicht zu fühlen, daß ein wesentlicher Theil des Begriffs „Verein" eben das freiwillige Zusammentreten der Menschen ist, daß aber eine Schar von Männern die das gesammte deutsche Volk abordnet wol eine Versammlung, nicht aber einen Verein bildet. Den Wörtern Reichstag und Landtag und ähnlichen wird Henrici ihr wohlerworbenes Recht mit allen seinen Ansichten von Sprachrichtigkeit nicht streitig machen können. Ebenso wenig aber wie mit seinem Reichsverein dürfte er mit vielen andern von ihm versuchten Bildungen, z. B. schönheitslehrig oder schönheitsbürtig für ästhetisch, Schlichtwort für Prosa, Wundgeschäft für Operation, Wundkünstler für Operateur, Allsichtbild für Panorama (auf diese die griechischen Wörter völlig wiedergebende Bildung ist Henrici nicht wenig stolz), Seltsam-Eigenheit für Idiosynkrasie u. a., Glück beim deutschen Volke machen, und er verdient es auch nicht. Nichts ist falscher als der Grundsatz bei der Verdeutschung darauf auszugehen das Fremdwort entweder wortgetreu zu übersetzen, oder doch seinen ganzen Sinn, und möglichst auch seine vielfachen Bedeutungen wiederzugeben; Nichts ist thörichter als das Verlangen, das neugebildete Wort solle überall zu brauchen sein wo das Fremdwort zu brauchen war, und alle Beziehungen die in das Fremdwort gelegt sind deutlich in sich enthalten. Wer Interesse in allen seinen Verbindungen durch ein und dasselbe Wort wiedergeben will, wird lange und wird vergeblich nach einem solchen Worte suchen; Theil, Theilnahme, Betheiligung, Antheil, Vortheil u. s. w. mögen je nach den verschiedenen Beziehungen dafür gebraucht werden. Und dann frage man sich doch selber, ob denn in dem Fremdworte alle die verschiedenen Beziehungen schon ausgedrückt sind die wir an dem verdeutschten Worte vermissen? Ist nicht oft das Fremdwort derartig gebildet, daß es gerade die unwesentlichsten Bestimmungen hervorhebt? Chirurg bedeutet wörtlich übersetzt einen Handwerker, Parlament eine mündliche Verhandlung, ein Radicaler wäre wörtlich ein Wurzeler oder Wurzelmann, u. A. m.: wie kann man also verlangen, daß das deutsche Wort alle Beziehungen ausdrücke. Und mit dem Streben nach Wie-

dergabe aller Beziehungen kommen wir auf eine Masse von Bildungen, die man für unschön erkennen muß, wenn man nicht wie unser Verf. die Hauptschönheit unserer Sprache in der ungemeinen Zusammensetzungsfähigkeit derselben erkennen will; unsere Sprache ist an lebendigen Ableitungen schon sehr arm geworden, um so mehr thut es Noth die festzuhalten welche noch lebendig sind. Gut wäre es für den Wohlklang der deutschen Sprache, wenn wir statt Dampfschiff und Dampfwagen: Dampfer, statt Bildergalerie oder Bildersammlung und Büchersammlung: Bilderei und Bücherei und ähnliche Bildungen mehr gebrauchten, und dadurch der allzu großen Schwerfälligkeit, welche unserer Sprache aus den vielen Zusammensetzungen zu erwachsen droht, einigermaßen zu steuern drohten. Das deutsche Volk hat ganz Recht, wenn es die leidigen Demokraten und Reactionnaire sich durch Wühler und Heuler verdeutscht.

Der Hauptfehler unserer Sprachreiniger ist häufig, daß sie jedes Fremdwort verbannen wollen. Sind Fremdwörter einmal eingebürgert und nicht wohl zu entbehren, so lasse man sie, und suche ihnen nur den Schein des Fremden den sie noch an sich tragen zu nehmen; und hierin folge man dem Volke, das längst keinen Pastor oder Doctor, sondern nur einen Paster und Docter kennt. Man schreibe statt Prosa: Prose, und man wird nicht nöthig haben zu Uebersetzungen wie Schlichtwort seine Zuflucht zu nehmen. Regel, Oper und andere derartige wird ja wol jeder Vernünftige als eingebürgert betrachten.

Endlich wird bei den Versuchen zur Verdeutschung viel zu sehr übersehen, daß für viele Fremdwörter bereits unsere alte deutsche Sprache und unsere heutigen Mundarten passende Verdeutschungen haben; diese wieder ins Leben zu rufen oder zu verallgemeinern wird eine viel dankenswerthere Aufgabe sein als eine Unmasse neuer Wörter zu bilden, von denen wenn's Glück gut ist vielleicht kaum ein Hundertstel wirklich in die Schriftsprache aufgenommen wird. Buchwart für Bibliothekar, Feldzeugmeister, Rottmeister, Helfer für Diakonus, sind z. B. derartige entweder der ältern deutschen Sprache oder den Mundarten entnommene vortreffliche deutsche Wörter.

Die Sache für die Henrici kämpft ist eine gute, die wol einen Kampf werth ist; aber man muß genau wissen gegen wen man zu kämpfen hat, und Die treffen mit denen man ficht, die Waffen müssen gut und nicht stumpf sein, sonst macht man sich lächerlich, und in den Augen so Vieler, die den Vertheidiger nicht von der vertheidigten Sache zu unterscheiden verstehen, auch die gute Sache mit. **C. Fiedler.**

Amerikanische Antipathie gegen Farbige.

Der Verf. eines der neuesten Reisewerke über Nordamerika: „The western world; or, travels in the United States in 1846—47: exhibiting them in their latest development, social, political and industrial: including a chapter on California, by *A. Mackay*" (3 Bde., London 1849), ist so wenig Antiamerikaner, daß er fast alles Amerikanische lobt, und es darauf abgesehen zu haben scheint die Amerikaner trotz einiger individuellen Eigenthümlichkeiten als ziemlich vorurtheilsfreie und gesellschaftlich artige Menschen darzustellen. Um so mehr Glauben verdient, was ihn selbst überrascht hat, ihr vorurtheilsvoller Abscheu und ihre gesellschaftliche Grobheit gegen die Farbigen. Er erlebte davon ein Pröbchen zwischen Philadelphia und Baltimore. „An dem einen Ende des Wagens in welchem ich fuhr", erzählt er, „saß ein junger Mann sehr anständig gekleidet, aber in seinem Gesichte jene unverlöschbaren Merkmale welche das afrikanische Blut in den Adern verrathen, selbst wenn jedes Symptom der Farbe längst verschwunden ist. Was er von solchem Blute in seinen Adern hatte konnte kaum zwölf und ein halbes Procent betragen. Es gab seiner Haut einen nur eben sichtbaren Schatten, Nichts weiter. War demgemäß sein Gesicht nicht ganz so weiß, war es doch jedenfalls reiner als manches neben ihm. Zuerst fiel mir seine Unruhe auf, so oft der Conducteur in den Wagen kam. Es lag ein Ausdruck von Scheu und Angst in dem Blicke, mit welchem er ihn verstohlen ansah. Ich glaubte über die Veranlassung mich nicht zu täuschen, und nahm mir vor das Weitere zu beobachten. Es ließ nicht lange auf sich warten. Sobald der Conducteur wieder in den Wagen kam — und es zeigte sich sofort weshalb —, ging er schnurstracks auf den armen Menschen zu, und ohne ihn eines Wortes zu würdigen, winkte er ihm mit dem Finger heraus. Das Blut schoß jenem in die Schläfe, und Purpur übergoß sein Gesicht. Widerstand wäre vergeblich gewesen, und mit gesenktem Kopfe, ein gebrochenes Herz im Auge, verließ er den Wagen. Obwol er nicht Sklave war, nahm sich Niemand seiner an, wurde keine Stimme für ihn laut. Das Schweigen Aller bewies, daß Alle diese kleinliche Demonstration der Blutstyrannei billigten. Die kühnen Kämpfer für «Leben, Freiheit und errungenes Glück», die ritterlichen Vertheidiger der Unabhängigkeitserklärung sahen mit äußerster Gleichgültigkeit auf diese praktische Verletzung der «Rechte des Menschen».... «Wohin haben Sie ihn denn aber gebracht?» fragte ich den Conducteur, «auf der Locomotive kann er doch wahrhaftig nicht fahren.» «Gebracht? Wohin?» war die Antwort, «nun, wohin er gehört, in den Negerstall.» «Kann ich den sehen?» fragte ich. «O ja, wenn Sie Lust haben», lächelte der Conducteur, «gehen Sie gerade aus, mitten durch den Packwagen, und Sie werden das Zeug alles lebendig finden.» Ich that wie er gesagt, und gelangte durch den vollgestopften Packwagen in einen kalten, elenden Kasten mit ein paar nackten, hölzernen Bänken und ungefähr einem Dutzend Negern und Negerinnen. Sie gehörten jedem Alter an; Etliche saßen schweigend und verdrossen, Andere plapperten wie ebenso viele Affen, und lachten mitunter unbändig; waren sie aber ruhig, sahen sie insgesammt ungeheuer dumm aus. Eine Frau hielt ein Kind in den Armen, und drückte es fest an ihren Busen es zu wärmen; denn trotz der bittern Kälte hatte der Stall keinen Ofen. Hier traf ich den armen Vertriebenen, der mein Mitleid erregt; er saß allein in einem Winkel, auf seinem Gesichte der Ausdruck des Hasses und der Rache, und er schielte mich an mit einem Grinsen als sei ich einer der Urheber seiner Demüthigung." 2.

Literarische Anzeige.

Vollständig ist jetzt erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

System der Physiologie.

Von

K. G. Carus.

Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage.

Zwei Theile.

Gr. 8. Geh. 8 Thlr.

(Auch in 8 Heften zu 1 Thlr. zu beziehen.)

Leipzig, im Mai 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 126. —— 26. Mai 1849.

Vormärzliche Staatsmänner.

(Fortsetzung aus Nr. 125.)

Hr. v. Usedom läßt es einigermaßen im Zweifel, ob er Metternich als den eigentlichen Schöpfer oder nur als den Ausdruck und das Organ des Systems betrachtet. Im Ganzen scheint er die Sache so anzusehen, daß Metternich durch die östreichischen Verhältnisse veranlaßt wurde sich zum Vertreter einer Politik zu machen die ihm allmälig zum System wurde, die er aber keineswegs allein pflegte. So vereinigen wir wenigstens Stellen wie folgende, die wir aus verschiedenen Briefen zusammenstellen:

Das Legitimitätssystem was sich durch Fürst Metternich an der östreichischen Politik heraufbildete. Auch Fürst Talleyrand und die Restauration haben an der systematischen Ausbildung großen Antheil gehabt. Fürst Metternich erkannte wohl, daß der Sinn für politische Freiheit und nationale Unabhängigkeit in den Völkern der östreichischen Monarchie nicht entwickelt werden könnte ohne dieselbe zu zersprengen. Metternich ist ein Princip gewesen, ein Panier dem ein Theil des Jahrhunderts gefolgt ist, während ein anderer dawider gestanden und es zuletzt gestürzt hat. Wenn ich das conservative Legitimitätssystem als eine Nothwendigkeit und Lebensbedingung für die damalige östreichische Monarchie bezeichnet habe, so will ich damit nicht gesagt haben, daß Metternich nicht zugleich daran als an eine wirkliche Wahrheit geglaubt habe. Es war doch zu sehr Stoff und Leben in ihm geworden, als daß er um des östreichischen Interesses halber blos damit Komödie hätte spielen mögen. Aber wie es uns im innern Leben oftmals geht, bewußt und unbewußt hatte er sich mit dem System völlig identificirt, zuletzt auch wol in solchen Punkten, wo er es selbst nicht für haltbar erkennen mochte. Es war kein naturwüchsiger Baum, der auch wol etliche Zweige einbüßen konnte, sondern ein fest geschlossenes, dogmatisch-mathematisches Gebäude, von welchem man keinen Satz darf fallen lassen.

Bemerkenswerth ist hier auch der entschiedene Gegensatz in welchen Hr. v. Usedom zu Hormayr tritt, indem er dem Fürsten Metternich gerade die wissenschaftliche und doctrinaire Richtung zuschreibt, die ihm Hormayr so gänzlich absprach. Er sagt unter Anderm:

Er hatte sich sogar, wie man sagt, in seiner Jugend zu einem rein wissenschaftlichen Leben bestimmt — und war nur durch äußere Einwirkungen davon abgehalten worden. Vermöge dieser dogmatisch-doctrinellen Form des Geistes gewann nun Alles was er aufstellte gleichsam die Gewalt des Lehrsatzes, und steigerte sich wol gar zum Axiom; schon insofern machte er eben, zumal auf oberflächliche Geister, Eindruck. Allein es hat sehr viele Pedanten unter den Staatsmännern gegeben die Gleiches versucht haben ohne Gleiches zu erreichen; denn die Kraft lag bei ihm, wie bei Hegel, nicht sowol im System als in den klugen, klaren, oft tiefen Gedanken mit denen er es zu füllen wußte. Nie waren diese Gedanken kleinlich: die Darstellung immer ungezwungen natürlich brillant, und zum Gebrauch der Einfältigen meistens mit geistreichen Wendungen und Schlagworten geziert, die durch häufige Wiederholung für den Hörer die Kraft des Symbolums gewinnen sollten und gewonnen haben.

Es mögen sich doch einige Vereinigungsbrücken für diese scheinbar so widersprechenden Auffassungen finden. Wir stimmen mit Hormayr überein, daß Metternich's wahres Feld das des Diplomaten war, und wenn wir ihm einen höhern staatsmännischen Beruf zuschreiben als Hormayr thut, so beschränkt sich doch auch der auf den Kreis der auswärtigen Politik. Was von Staats- und Volkssachen außer diesem Kreise lag, davon hat er wol stets nur eine oberflächliche und befangene Ansicht gehabt. Da er aber, trotz Hormayr, doch ein geistvoller und denkender Mann war, und ein Bedürfniß wissenschaftlicher Anschauungen hatte, so erfaßte er allerdings ein theoretisches System darüber. Er machte sich dieses System nicht selbst, sondern er nahm es auf wie es namentlich von Bonald, de Maistre, Haller, Adam Müller aufgebaut worden war. Dieses System entsprach ihm, weil es dem Principe der staatsrechtlich-politischen Stabilität am günstigsten zu sein schien, die er als eine Nothwendigkeit für Oestreich betrachtete. Praktisch ging er freilich nicht in die ganze Schärfe seiner Consequenzen ein, sondern wußte recht wohl dem Unabweisbaren Rechnung zu tragen. Aber immer ist er an den innern Lügen und Verderbnissen dieses Systems gescheitert, dessen Wahrheit einer längst verschwundenen Zeit gehörte. Das ist der große Fehler dieser Classe von Conservativen, daß sie die Form und durch die Form das Ganze conserviren wollen, statt das conservirende Princip unter den besten Formen der Zeit zur Geltung zu heben. Daß Ordnung, Recht und Gesetz herrschen, daß die edeln Saaten der Bildung und Sittlichkeit nicht zerstört werden, daß die Leitung der Völker in Händen erhalten werde welche Kenntniß, Erfahrung, redlichen Willen und politischen Weitblick, welche Unabhängigkeit des Geistes und Charakters besitzen, und daß daher aller Vorschritt nur im Einklang mit Recht und Sittlichkeit, nur

unter weiser, geordneter Leitung erfolge, und die Staatsgewalt ein Gegenstand der Ehrfurcht des Volks und die Trägerin einer unwiderstehlichen Macht bleibe, Das sind die Punkte auf die es ankommt. Aber es gibt keine Form, kein Institut welches allein, immer und überall, für diese Punkte Bürgschaft leisten könnte, und wenn es Institute gibt die ihnen im Allgemeinen besonders günstig sind, so muß man diese auf eine dem Bewußtsein der Zeit verständliche Weise zu stützen wissen, und nicht auf die Gefühle des 13. oder auf die Beschränktheiten des 18. Jahrhunderts basiren wollen. Durch falsche Mittel ruinirt man auch hier die besten Zwecke.

Von dem persönlichen Wesen des Fürsten entwirft Hr. v. Usedom eine sehr vortheilhafte Schilderung. Er sagt:

Ich muß bekennen, daß mir in unserer Zeit kein Politiker bekannt ist der ein immer haltloser werdendes System mit so vollendeter Form staatsmännischen Wesens vertheidigt hätte als er. Es lag in seiner Persönlichkeit ein Verein von Großartigkeit und Güte, von Einfachheit und Gewicht, der in gleichem Maß imponirte und gewann. Wie weit das Mistrauen des Systems ging, wie es die Waffen der Verdächtigung im fürchterlichen Maßstabe über Europa zu handhaben wußte, ist Jedem bekannt; allein im Wesen des Fürsten fand sich davon keine Spur. Er schien in Jedem der sich ihm nahte nur das Beste vorauszusetzen, und ihn auf dem Fuße der Gleichheit zu behandeln, wenn er ihn auch in politischer Beziehung weit vom System entfernt wußte. In dem Fürsten Metternich, der Seele des Systems, einen humanen, liberalen Mann zu finden, so freundlich, bequem und in unterrichteter, geistreicher, pretentiöser Unterhaltung unübertroffen, mit dem natürlichsten Wohlwollen oft in Kleinigkeiten für seine fremden Besucher sorgend, Das mußte den Letztern einen überraschenden und meistens überwältigenden Eindruck machen. Namentlich für seine Gegner und die geistreiche, eitle, liberale Schriftstellerwelt war der Fürst in der Regel unwiderstehlich, und ich zweifle, ob unter den Vielen die er gesprochen und bei sich gesehen hat auch nur ein Einziger gewesen ist der hernach es über sich hätte gewinnen können von dem Fürsten anders als in einem gewissen verehrungsvollen Ton zu reden oder zu schreiben. Der Eindruck von Güte und Großartigkeit, der wie gesagt seinem Wesen von Natur eigen war, ließ selbst in seinem Gegner gemeinere Empfindungen nicht aufkommen. Hierin lag ohne Zweifel ein großer Theil des Uebergewichts, dem auch die Mehrzahl der praktischen Staatsmänner die mit Fürst Metternich gelebt sich nicht hat entziehen können. Die Geschäftsbehandlung war in seinen Händen die einfachste und natürlichste die man sich denken konnte.

Weiterhin versichert Hr. v. Usedom, er habe von dem Fürsten sogar niemals den Eindruck bekommen, als sei sein Geist im Innersten den Ideen politischer Freiheit unzugänglich gewesen, und beruft sich dabei auch darauf, daß die Jugendbildung Metternich's in eine Zeit gefallen sei, wo man den Absolutismus nicht als politisches Evangelium docirte, daß auch Koch in Strasburg, welcher Metternich's Lehrer gewesen, im Geiste objectiver unparteiischer Politik gelehrt habe. Nun, man kann recht wohl den „Ideen politischer Freiheit zugänglich“ und doch über Begriff, Maß und Form derselben sehr verschiedener Meinung von der Partei sein die in politischer Freiheit Geschäfte macht. Wir glauben selbst, daß Metternich für das englische Staatswesen weit mehr Achtung gehabt hat als selbst für das preußische seiner Zeit. Aber wir finden in seinem ganzen Wirken auch nicht einen Zug, daß er je Etwas dafür gethan hätte innerhalb seines Wirkungskreises, dessen Verhältnissen gemäß, gleichfalls ein großartiges, erhebendes Staatswesen zu bilden. Wir verdammen ihn nicht dafür, daß er den Rotteck-Welcker'schen Staatsschematismus nicht angebetet, und weder der Volkssouverainetät gehuldigt noch von der breitesten demokratischen Basis eine Ahnung gehabt hat. Aber von dem Allen würde auch gar keine Rede geworden sein, wenn er und seine Genossen in den Völkern das Bewußtsein eines rechtlichen, freien und würdigen Zustandes zu schaffen und zu erhalten, und vor Allem wenn sie große Dinge zu thun gewußt hätten. Doch freilich fällt die eigentlich leitende Wirksamkeit des Fürsten schon in seine spätern Jahre, und da mag es wol wahr sein was Hr. v. Usedom sagt:

Daß in spätern Jahren die Ausschließlichkeit des Systems dergestalt Oberhand gewann, daß der Blick sich den Bedürfnissen der Gegenwart verschloß, ist nicht zu leugnen; auf einer gewissen Lebensstufe verändert man sich nicht mehr.

Auch schiebt der Verf. die Schuld auf die Rücksicht auf Oestreich. Möglich, daß Metternich geglaubt hat, Oestreich sei „nur durch dieses System zusammengeleimt“, wie Das Hr. v. Usedom auch glaubt. Wir dächten aber, die Gegenwart lehrte sehr deutlich, daß der allergrößte Theil der östreichischen Staaten durch viel tiefere Gründe, durch die Natur der Dinge, den Instinct und Sinn der Völker für ihre Lebensinteressen, zusammengehalten wird. Und wie viel besser und sicherer würde sich Das noch erweisen, wenn man in Oestreich Etwas für ein Wecken dieser reichbegabten Stämme zum Denken und Wollen gethan hätte, statt sie dumpfer materieller Beschränktheit und daneben all den dünkelhaften und alles edlere Bewußtsein, alle sittliche Kraft zerstörenden Vorurtheilen der Encyklopädistenweisheit zu überlassen. Und auch im Materiellen wie unendlich war da in diesem reichen Lande voll unentwickelter Hülfskräfte zu schaffen, wozu freilich die Mittel und Kräfte des Staats, auch wenn sie nicht durch so viele unproductive Unternehmungen in Anspruch genommen worden wären, niemals ausgereicht haben würden, sondern was nur der frei sich bewegende und von edlen Kräften belebte und geleitete Volksgeist zu leisten vermochte. Phrasen und Formen machen es nicht, aber eine wirkliche und lebendige Freiheit, welche Kraft schafft und Gedeihen.

Wenn aber auch Hr. v. Usedom den Fürsten Metternich nicht für den Schöpfer und Träger des ganzen Legitimitätsystems erklärt, so bringt er doch über seinen Einfluß auf Preußen das entschiedenste Zeugniß, indem er von Friedrich Wilhelm III., dessen anspruchsloses und pflichtgetreues Wesen er mit Liebe und Wahrheit, ohne salbungsvolle Uebertreibung schildert, in Betreff der höhern auswärtigen Politik ausdrücklich sagt:

Sich und seine eigenen Staatsmänner hielt der König in Fragen der europäischen Politik kaum für competent; in allen Dingen mußte Wien gefragt werden: dort verstehe man Das am besten, und eitle Sonderpolitik solle Preußen nicht machen.

Auch die neueste, sehr inhaltreiche Schrift von Eilers*), die aber nicht eigentlich in den Kreis der hier zu besprechenden Schriften gehört, sondern ihr Hauptinteresse in den Fragen der Kirche und Schule hat, bringt über diesen östreichischen Einfluß manches Bezeichnende.

Den Geldpunkt, den die Gemeinheit, die nach den ihr selbst greifbarsten Momenten hascht, gegen den Fürsten ausgebeutet, weist Hr. v. Usedom mit Verachtung zurück. In der That mag es wahr sein, daß der Fürst von Rußland bezahlt worden, wozu er doch, wie allseitig anerkannt wird, die officielle Erlaubniß des Kaisers Franz gehabt, verkauft ist er nicht an Rußland gewesen; Das weiß Rußland am besten, welches diese ganzen Jahre daher, bis auf die neueste Wendung und bis nach Metternich's Sturz, mit weit größerer Zuversicht, oder doch Unbedenklichkeit, auf Preußen geblickt hat als auf Oestreich.

(Der Beschluß folgt.)

Aus Zürich.

April 1849.

Humor, Witz und heitere Ironie sind zwar nicht in der Schweiz überall, doch bei uns zu seltene Gäste, als daß wir uns nicht versucht fühlen sollten von ihrem Erscheinen auch weitern Kreisen Kunde zu geben. Darum sei hier vor Allem der „Bericht über die Eilwagenreise des Prinzen Carneval durch die Alte und Neue Welt" erwähnt, das Programm zu dem Frühlingsfeste, das in Zürich gewissermaßen die Stelle der Fastnacht vertritt, und weil gleichzeitig das Abendgeläute um 6 Uhr beginnt das Sechseläuten heißt. Ein echtes Volks- und Bürgerfest wird es von den Zünften der Stadt gefeiert, die, ihres frühern politischen Einflusses gänzlich beraubt, nur noch gesellschaftliche Bedeutung haben, und diese bei vorliegendem Anlasse auf das ergötzlichste zu entfalten pflegen.

Der Haupttheil des Festes, ein Maskenzug, fiel diesmal um so glänzender aus, als er wegen „Krieg, Pestilenz und Hungersnoth" schon mehre Jahre unterblieben war. Wie früher die vier Jahreszeiten, Wallenstein's Lager u. s. w., so lieferten jetzt die Zeitereignisse den Stoff, und was Prinz Carneval auf seiner Rundreise geschaut und erlebt, dazu liefert nun im „Berichte" der „Referent" im Gespräche mit dem „Publicum von oben und von unten" den Commentar, dem geschickte Künstlerhände zwei Foliotafeln Abbildungen beizufügen freundlich genug waren.

Durch bekannte, sechzehnpfündige und andere Gründe aus der Heimat vertrieben wendet sich Prinz Carneval zuerst zum deutschen Rhein, und schläft gar sanft in Frankfurt ein; zu Köln und Mainz durfte er nicht sein, die Narren sind jetzt klug und fein. Von Basel hofft er mit der Eisenbahn weiter zu kommen, alleene aberst laut Bericht, so jing dies wol, doch jeht's noch nicht. Durch hellen Frühlingsglockenklang nach Zürich gelockt, hält er da mit großem Gefolge seinen Einzug, den unter Anführung des Witzes das Corps der Eisenfresser, die junge Garde sonst genannt (Zwerge mit Riesengesichtern), eröffnet. „Das sötted gwüß öppe die Mailänder sy, es lunged a alli e so pfürchig dry", bemerkt das Publicum, wird aber durch Humor, Satire und Ironie, die sich der Ranzengarde vorantummeln, schnell auf andere Gedanken gebracht. Zunächst tritt gravitätisch der Haushofmeister, Monsieur Prudhomme, einher, der sorgsam vor- und rückwärts blickt, von sechs verschiedenen Geistern in Bild und Leben oft umstrickt, und diesen Geistern, Spott, Fratze und Hohn, Scherz, Posse und Schalk sich anschließend führt Narkosis den schmucken Reigen der Nobelgarde ins Feld. Freiheit und Gleichheit für die Masken, Verbrüderung — für heute, Concordia für Ruff' und Basken, Fidelia, zuletzt la rouge, nach neuester Mythe der Narrheit innig zugethan, als deren erste Favorite pfeilschnell durchfliegend ihre Bahn. Den Hofstaat des Prinzen bringt endlich Eulenspiegel und Münchhausen zur Abrundung, Letzterer vielleicht deshalb, weil man daraus buchstabiren kann „'s sei d' Einigkeit — ne große Lüg'".

Dem thatenreichen Jäger reicht in wahlverwandtschaftlicher Verkettung der thatendurstige Held aus der Mancha die Hand, den treuen Knappen zur Seite, und die kampfbereite Lanze gegen den Windmühlriesen eingelegt. Ihm folgt ein Bild aus dem modernen Spanien: die weiland unschuldige, jungfräuliche Isabella von besternten Generalen umgeben, fandangolüsterne Liebespaare, Karlisten und Christinos, Studenten und Cavalleros, und, ruft das Publicum halb ironisch,

> Was! en Pfaff! Es schint bim Tunder,
> Buur und Schmuggler glaubt no Wunder;
> Noth thät's, z' jagen d' Chutten uus,
> Pädagoge z' mache druus!

Ein Sprung über die Pyrenäen führt uns in das „glückliche Land, das zu Volkesrenten statt einen vier Prätendenten fand", und zeigt uns diese Vier in dem bekannten Ringelrennen eifrig bemüht einander den Vorrang abzugewinnen. Dem glücklichen Sieger fährt in großer Eile eine „Gastfreundsdeputation" nach, nämlich zwei ehrsame Thurgauer oder Obersträßler, mit einer Reminiscenz an das verhängnißvolle Ehrenbürgerrecht. Cavaignac an der Spitze der Garde mobile, Lamartine lorberbekränzt, umgeben von seinen sämmtlichen Werken, den begeisterten Blick nach oben gewendet, Ledru-Rollin mit sehr verdächtigem Gefolge: sie Alle wandeln vorüber, und verschwinden um für Altengland Platz zu machen, das sich mit seinen hosenlosen Bergschotten, durch das Dampfschiff Britannia vertretenen stolzen Flotten, fashionablen Mylords und Luft in Brot verwandelnden Erfindungen wie billig um die kinderreiche Victoria gruppirt. Zwei durch die Februar- und Märzstürme schiffbrüchig an Albions Küsten verschlagene Schicksalsmänner — der Diplomatenmeister und der Napoleon des Friedens — schließen sich als Gäste an.

Italien zeigt uns zwar, vielleicht um gewisse Empfindlichkeiten zu schonen, weder Pio nono noch die Spada, weder Re bombardatore noch die Barbari und Tedeschi; dafür erfreut es aber das Auge durch anmuthige Bilder aus dem Volksleben. Dagegen wird mit löblicher Selbstverleugnung auch die vaterländische Schweiz vom Narrenzuge nicht ausgeschlossen, und zunächst durch den Staatswagen dargestellt, der, von Bären gelenkt und von Bruder Nikolaus gehütet, alle Notabilitäten in seinem weiten Schoose birgt, vom Schützenkönig bis zum Junker und dem auf Geldsäcken sehr solid gebetteten Salonkönig.

Kaum haben wir den Grenzpfahl im Rücken, so begegnet uns von „Oberst Weißhaar" angeführt eine Rotte Freischärler; aber unsere Aufmerksamkeit wird schnell von ihnen abgewendet durch das weithin erschallende Getön der Glocken aus den Räumen der Paulskirche, wo

> Von achtunddreißig Staaten wol an sechshundert Mann
> Sitzen und berathen was Allen frommen kann.
> Das sind die deutschen Männer, vom Centrum, links und rechts,
> Sie Alle Eines Stammes und Eines Urgeschlechts.
> Drei Farben tragen's zwar, doch Viel' noch schwarz und weiß,
> Schwarzgelbe Ordenssterne, die machen Andern heiß.
> Weil frei das Wort für Jeden, spricht Jeder oft und gern;
> Umsonst ertönt die Glocke: „Zur Ordnung, meine Herrn!"
> Was dann die Volksvertreter, kein Paul zurecht gemacht,
> Erfährt Hans Michel später, erst mitten in der Nacht,
> Zieht seine Pudelmütze schief übers linke Ohr,
> Schützt seine Hafergrütze mit seinem Tricolor!

---

*) Zur Beurtheilung des Ministeriums Eichhorn von einem Mitgliede desselben. Berlin, Dümmler. 1849. Gr. 8. 1 Thlr.

Die tapfere Bürgerwehr bewacht die Märzerrungenschaften, von denen freilich die vielbesprochenste und vielbesungenste, das einige Deutschland, in die Brüche zu gehen droht.

In dem bunten Chaos das sich in „Oestreich“ durcheinander bewegt unterscheiden wir vor Allem die Akademische Legion, „die jagt viel' Schwarzröck' zum Tempel hinaus, will selber regieren, doch wird gar nix d'raus. Im Gegentheil kann man ganz deutlich erseh'n wie schnell die politischen Orgeln sich dreh'n“; denn gleich hinter den kecken Würdenträgern der Aula kommen zwei Omnibus gefahren, deren Passagiere durch die Aufschrift „Retour von Kremsier“ deutlich genug bezeichnet werden. Stattlich „beschnauzte“ Magyaren die „hampflewys“ (handvollweise) Banknoten ausstreuen, „bildschone Leit“, die aber, wie Schade! „sich selber d' Verfassung verheit“, und in friedlichem Gegensatze eine lustige Tirolerhochzeit vollenden das Bild, dem Staberl mit der Harfinistin die Moral abgewinnt.

Schöne Odalisken auf weichen Polstern würden uns Sehnsucht nach der idyllischen Haremsbehaglichkeit jenes stolzen Paschas einflößen, wenn ihm nicht „der Zar auf hohem Throne“ mit Kosacken und Kalmücken allzu nahe auf den Leib rückte. In Rußland, meint das Publicum,

Gaht's schont's spässig zue, das ist en schwere Karre,
Von A bis Z muß Alles thue de Wille nu des Zare —
Am Bändel håd er Jung und Alt, de Arme wie de Ryche,
Und wenn's em au gar nüd g'fallt, es let si nüt uuswyche.
Wett villicht öppen rine drus, grad chund er nach Sibirien z' Huus,
Da führt sis Knutenregiment ganz dictatorisch consequent.

Mit einer Schar „Europamüder“ nehmen wir jetzt von unserm Welttheil Abschied, und wir sehen uns, nachdem der Ocean auf einer Drahtbrücke überschritten, unter einer Schar Einwanderer die der „Washington“ soeben auf den Sand gesetzt. Leider nicht auf den californischen Goldsand, den Manche von ihnen, bekannte Gesichter aus unserer Nähe, heruntergekommene Speculanten, Bankrottirer, Kassendiebe u. s. w., nur allzu gut brauchen könnten. Doch vielleicht hat ihre Noth bald ein Ende: es naht ja auf goldstrahlendem Triumphwagen, ganz in Gold gehüllt, Alles was er berührt in Gold verwandelnd und mit vollen Händen Gold ausstreuend, Capitain Suter mit einer Schar californischer Krösusse, von deren Ausbeute glücklicherweise auch ein tüchtiger Klumpen zum Besten der eidgenössischen Hochschule abfällt. Bis an die Zähne bewaffnete Pflanzer, ein Sklavenmarkt und scalpirende Rothhäute rufen endlich noch, damit man die Kehrseite nicht ganz übersehe, ein warnendes Memento, der Ref. aber ein verwahrendes Honny soit qui mal y pense.

Verwandte Kunstgenüsse bereiteten uns vor kurzem J. Sulzer mit seinen gelungenen „Bildern aus dem Sonderbundskriege“, der hiesige Studentengesangverein mit einem trefflichen Concerte, sowie die Verehrer des Pädagogen und Tonmeisters Nägeli und des Philologen J. C. Orelli mit den zur Grabzierde bestimmten sprechend ähnlichen Büsten dieser beiden genialen Züricher. Im bevorstehenden Sommer aber werden wir durch das eidgenössische Musikfest in Solothurn und durch das große Schützenfest in Aarau den Beweis liefern, daß die ernste Zeit uns für Kalobiotik weder den Sinn abgestumpft noch die Mittel entrissen hat.

Schließlich sei noch, weil er die deutsche Literatur mit ein paar grotesken Auswüchsen bereichert, eines Mannes gedacht der seine abenteuerliche Laufbahn unlängst im baseler Spitale schloß. Sohn eines berühmten Arztes, Neffe der Miß Edgeworth, reich, talent- und kenntnißvoll hatte sich Dr. Beddoes seit einer Reihe von Jahren in der Schweiz herumgetrieben, bald den besten Umgang pflegend und ernsten Studien ergeben, bald epikurischen Schweinsgelüsten folgend, bis er zuletzt immer tiefer in den Koth versank, und, an Leib und Seele verarmt und verdorben, nach einem misglückten Selbstmordsversuche auf die bezeichnete Art sein Leben endete. Im Besitz von Mitteln die ihm den umfassendsten Wirkungskreis hätten sichern können, brachte es Dr. Beddoes, weil ihm jeder sittliche Halt fehlte, blos zu Caricaturen und Fehlgeburten; mochte er an seines künstlich aufgefütterten Falstaff Seite als Prinz Heinrich über die Breter schreiten, oder seltsam verrenkte, polyglotte Spottgedichte unter die Menge schleudern. 41.

Notizen.

Herrn Libri betreffend.

Die Bücherangelegenheit des Hrn. Libri ist in d. Bl. bereits einige male erwähnt worden, unter Anderm in Nr. 304 f. 1848. Auf jene Bezug nehmend schreibt das „Athenaeum“, als bekannt voraussetzend daß Libri sich in London aufhält, wo vor kurzem ein Theil seiner Bücherschätze unter den Hammer gekommen und gute Preise erlangt hat: „Die französische Regierung scheint fest entschlossen sich Hrn. Libri gegenüber in eine schiefe Stellung zu bringen. Wie wir hören hat der Minister des öffentlichen Unterrichts an ihn geschrieben, ihn benachrichtigt daß laut eines neuen Gesetzes Niemand mehr als zwei salarirte öffentliche Lehrämter bekleiden dürfe, und demgemäß ihn ersucht sich zu erklären, welche seiner Aemter — da er deren mehr als zwei inne hat — er aufgeben wolle. Darauf hat, wie wir hören, Hr. Libri erwidert: es schwebe eine beiweitem wichtigere Frage, welcher der Herr Minister seine Aufmerksamkeit schenken möchte. Dieser Herr Minister, ein geschickter Mann, schämt sich unstreitig des Verhältnisses der französischen Nation zu Hrn. Libri in Betreff der gegen ihn erhobenen Beschuldigungen. Während nämlich Letzterer alle Vermuthungen des Boucly-Berichts in seinem Pamphlet schlagend negirt hat, schleppt eine neue Untersuchungscommission, niedergesetzt, wie es scheint, um, wenn sie es mit Ehrlichkeit kann, Anklagen zu begründen, ihr bezahltes Dasein fort, und bittet einen Monat nach dem andern um Fristverlängerung. Was sie berichtet dürfte bisweilen so lauten: «Noch immer keine gestohlenen Bücher. Indessen achtet die Untersuchungscommission für möglich, daß es ihr binnen einigen Monaten gelingen werde Etwas ausfindig zu machen, wovon Hr. Libri nicht beweisen kann daß er es nicht gestohlen.» Diese Sache dürfte bald zu den Dingen gehören nach welchen alle sechs Monate einmal gefragt wird. Aber eine Posse darf nicht zu lang spielen.“ 4.

Ein merkwürdiges Zeugniß französischen Fleißes.

So muß man Daunou's „Cours d'histoire“ nennen, von welchem soeben der 20. Theil die Presse verlassen hat. Hiermit wäre die Veröffentlichung dieser vielbändigen Arbeit beschlossen. Während Daunou in den ersten Bänden die Grundprincipien der Geschichte entwickelt, und ihre Glaubhaftigkeit dargelegt, während er im weitern Verlaufe seiner Arbeit die moralischen und politischen Nutzanwendungen von den Thatsachen abgenommen oder ihre Philosophie geschrieben, während er endlich in der letzten Folge alle Geschichtschreiber des Alterthums mit sicherm Geschick analysirt und geprüft hat, endet er sein Werk mit einer glänzenden Geschichte der philosophischen Systeme. Hieraus mag man sich ein Bild von dem weiten Stoffe machen den Daunou während der 11 Jahre in denen er Geschichte am Collége de France vortrug bewältigt hat. Unter der Uebersicht der Materien ist aber noch die Geographie und Chronologie vergessen worden, welche den Raum mehrer Bände füllen. Nach dem Urtheile Letronne's, eines competenten Urtheilers in dieser Sphäre, hat Frankreich über die Geschichte im Allgemeinen und über die alte Geschichte im Besondern Nichts aufzuweisen was diesem Werke an Vollständigkeit, Klarheit und Eleganz gleichkäme. Und von diesen Arbeiten, die sein Leben so ernstlich beschäftigten, hat Daunou bei Lebzeiten nicht mehr als den ersten Band herausgegeben; die übrige neunzehnbändige Folge hat René Taillandier erst nach seinem Tode geordnet und veröffentlicht. 40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 127. —— 28. Mai 1849.

Vormärzliche Staatsmänner.

(Beschluß aus Nr. 126.)

Hr. v. Blittersdorff bringt natürlich nichts Persönliches gegen und über den Fürsten; aber er klagt die öSTreichische Politik der Verabsäumung und Behinderung einer Entwickelung der Bundesverfassung an. Der leitende Gedanke seiner Schrift geht darauf hinaus: daß man durch eine großartige Gesammtpolitik und durch befriedigende Gestaltung der deutschen Gesammtverfassung der Opposition in den Einzelstaaten den schlimmsten Stachel hätte abbrechen und sich am sichersten obenauf halten können; daß er Das wiederholt und eifrig betrieben habe, aber bei Oestreich auf entschiedene Unlust gestoßen sei; daß auch Oestreich zwar die constitutionnellen Regierungen fortwährend zu einem System getrieben habe, was sie in Kampf und Ungunst ihren Ständen und allmälig ihrem Volke gegenüber verwickeln mußte, bei dem Kampfe selbst aber ihnen durch Nichts geholfen habe als durch salbungsvolle, orakelartige, unbestimmte und an Halbheiten krankende Rathschläge. In der That, die Antworten die Hr. v. Blittersdorff auf so manche dringende Anfragen und Anliegen, namentlich von dem Grafen von Münch-Bellinghausen erhält, sind ganz in dem bezeichneten Geschmacke und Nichts weniger als runde und sichere Richtschnuren des Verfahrens. Es ist wol auch sonst bekannt, daß namentlich der genannte Graf eine ganz besondere Virtuosität in rein passivem Verhalten und im Hinausziehen und Verschleifen der Sachen besessen, und ganz gewiß eben dadurch einen Hauptheil an der gänzlichen Passivität des Bundestags seit länger als einem Jahrzehnd getragen hat, welcher es zuzuschreiben ist, daß der Bundestag, der doch 1831 noch gehaßt wurde, 1848 in der für eine politische Gewalt viel schlimmern Lage war, rein verachtet zu werden. Aus den Mittheilungen des Hrn. v. Blittersdorff geht allerdings hervor, daß dieser Staatsmann sich eifrig bemüht hat die Nothwendigkeit einer lebensvollern Thätigkeit des Bundes geltend zu machen, und daß diese Bestrebungen ebenso an der vis inertiae, die ihnen das östreichische Cabinet entgegenstellte, gescheitert sind, wie die noch weit bedeutsamern des jetzigen Königs von Preußen, von denen uns Radowitz berichtet hat. Wenn nun dieses deutsch-patriotische Streben des Hrn. v. Blittersdorff alle Anerkennung verdient, so wird es ihm freilich weniger gelungen sein durch seine Schrift, in welcher ohnedem manche unsanfte Berührungen von Männern vorkommen welche damals Koryphäen der badischen Liberalen waren, jetzt aber in den Reihen der Conservativen stehen, seinen Frieden mit den alten Gegnern gemacht zu haben. Denn allerdings zieht sich durch all seine Bemerkungen und Schreiben über die Opposition die entschiedenste Misbilligung ihrer Tendenzen, und die Erwägung von Mitteln wie sie unschädlich zu machen sei. Man sieht deutlich, Hr. v. Blittersdorff wollte bureaukratische Allgewalt, die er aber zum Besten des Staats anzuwenden gesonnen war, und in deren Besitze er gern auch getrachtet hätte den kleinern Staaten und ihren Lenkern durch den Bund zu einem größern Einflusse auf das Allgemeine zu verhelfen. Bezeichnend ist aber jedenfalls das eigene Fatum was ihn in Betreff der Conferenzen von 1834 verfolgt hat. Er hatte im Juli 1833 dem Fürsten Metternich ein in der Schrift auch mitgetheiltes Memoire über die damaligen Verhältnisse des Deutschen Bundes und über seine Ansichten, wie eine zweckmäßigere und erhöhte Thätigkeit des Bundestags zu erzielen sei, übergeben. Hier sagt er nun:

Die einzige Folge dieses Memoire war, daß ich von den Ministerialconferenzen, die im Frühjahr 1834 in Wien stattfanden, ausgeschlossen, und daß in diesen Conferenzen das Gegentheil von Dem beschlossen wurde was ich in Vorschlag gebracht hatte. Man wird mir sonach nicht ferner eine Theilnahme hieran und eine Billigung der in dem Schlußprotokolle von 1834 aufgestellten Bedingungen Schuld geben können. Der damalige badische Bevollmächtigte war der verstorbene Staatsminister v. Reizenstein; ihm beigegeben war der nunmehrige Staatsminister v. Dusch.

Eben dieser Hr. v. Dusch unterzeichnete die Entlassung Blittersdorff's, nachdem dieser noch in seiner letzten Wirksamkeit am Bundestage Namens des politischen Ausschusses einen Vortrag erstattet hatte, der allerdings auf den richtigen Weg wies, zu dessen Einschlagung durch die vormärzlichen Männer es freilich zu spät war, den aber die Nachmärzlichen auch nicht gefunden oder verschmäht und darum nur Wind gesäet haben. Daß Blittersdorff den gegen ihn tiefgewurzelten Meinungen des badischen Volks zum Opfer gebracht ward, war natürlich; die Form scheint nicht die zarteste gewesen zu sein. Davon aber sind wir überzeugt, daß selbst der

alte Bundestag etwas Besseres und Praktischeres zu Stande gebracht hätte als diese Nationalversammlung, die von Anfang an durch den unglücklichen Entwurf der 17 Vertrauensmänner, mit deren Berufung die Wirksamkeit Blittersdorff's schloß, in ein falsches Gleis gebracht worden, von dem sie sich nachher, trotz alles Geschreis über jenen Entwurf, und ungeachtet die Zeitstimmungen und Zeitverhältnisse, welche auf die ursprüngliche Ansicht eingewirkt, sich sehr wesentlich verändert hatten, nicht wieder hat wegfinden können. Für Deutschland gab es nur die Wahl zwischen einem wahrhaften Einheitsstaat oder einem verbesserten Bundestag. Dagegen das Aufbauen einer mit allem möglichen constitutionnellen Apparate ausgestatteten Oberregierung über die 38 Einzelregierungen ist das unerquicklichste Ding was sich denken läßt, und wenn man es doctrinair genannt hat, so ist es wenigstens nicht aus echter Staatsweisheit geflossen, sondern aus principwidriger und sachwidriger Oberflächlichkeit und Verranntsein in angelernte Schematismen. Oder will man etwa den Einheitsstaat, zu dessen unmittelbarer Errichtung man denn doch nicht den Muth, gegen dessen revolutionnaire Heraufführung man denn doch manche Scrupel hatte, indirect und allmälig anbahnen, indem man den Uebermächtigen an die Spitze stellt, und es ihm überläßt die Schwächern zu absorbiren: nun so beneiden wir die Generationen nicht die diesen unheimlichen Proceß zu bestehen haben werden. Es ist ein doppelter Unstern der über unsern Politikern waltet. Einmal können sie gemeiniglich nicht über den Augenblick hinaussehen, und verkünden das Princip was vielleicht heute von Nutzen ist sogleich als Regel für alle Zukunft, ohne zu bedenken, daß ihnen vielleicht schon morgen im Wege sein wird woran sie sich heute als an den Rettungsanker klammern. Dann können sie sich wieder nicht von dem Eindrucke der Gewohnheit losmachen, und lieben oder hassen ein Institut, auch wenn Das weshalb sie es liebten oder haßten längst verschwunden ist. So war es eine große Beschränktheit, den Bundestag der von liberal reformirten Regierungen mit Männern des Volksvertrauens beschickt war, liberale Instructionen empfing, und im liberalen Sinne zu wirken gestimmt war, immer noch mit jenem Bundestage zu verwechseln der das gefügigste Werkzeug repressiver und präventiver Politik gewesen. Darüber haben sich die Dinge nun so verwirrt, daß die Freunde der deutschen Einheit und Machtgröße, in deren Erreichung zugleich die Bedingung einer gediegenern Entwickelung des öffentlichen Geistes und einer Erhebung desselben über den jetzigen Standpunkt roher Bierhauspolitik oder unklarer Phantasmen liegt, alle Ursache zu dem Wunsche haben, daß wir in deutscher Einheit und Macht nur erst wieder so weit sein möchten als wir zur Zeit des Bundestags waren, geschweige denn so weit, wie uns ein reformirter, volksthümlicher und auf reformirten, volksthümlichen Regierungen beruhender Bundestag gebracht haben würde. Es gilt nach gar manchen Richtungen hin was Hr. v. Usedom sagt:

Ich glaubte wol — Dies werde ich erst jetzt gewahr — die Deutschen wären weiter. Welche Masse von Gemeinheit, Selbstsucht, Beschränktheit, Misgunst und Niedrigkeit macht sich nicht breit auf Grund — der errungenen Freiheit! Dies Alles brodelt aus dem Kessel hervor, dem der Deckel abgenommen wurde, und sieht sich wahrlich an wie ein Herengebräu von Ungeziefer und Krötengift — schwer abzusehen wie hieraus das Lebenselixir sich abklären wird. Glauben muß ich dennoch, daß es wird: nur nach irgendwelcher Größe, Hingebung und lautern Wahrheit sieht man sich bis jetzt vergeblich um.

37.

Buschleben in Australien. Von H. W. Haygarth. Aus dem Englischen von M. B. Lindau. Dresden, Arnold. 1849. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

In der Geschichte der europäischen Ansiedelungen jenseit des Weltmeers ist das australische Festland in verhältnißmäßig kurzer Zeit schon wichtig geworden, und verspricht noch eine höhere Bedeutung für sich selbst und für das alte Mutterland zu erlangen, wenn einst die noch unbekannten Gebiete dem unermüdlichen Forschergeiste sich aufgeschlossen haben, mag nun das Innere des großen Continents wie man vermuthet hat eine verbrannte Sandwüste sein, über welche heiße Winde an die Küste wehen, oder eine Wasserwüste welcher Flüsse entströmen, oder vielleicht auch eine neue paradiesische Oase. Seit für Australiens Wohlfahrt in Beziehung auf Handel und Viehzucht nach dem harten Schlage den die Schwankungen der Preise in den letzten Jahren ihnen versetzten sich günstigere Aussichten öffneten, hat der Strom der Auswanderung aus dem alten Mutterlande und durch Rückwirkung aus dem europäischen Festlande sich wieder in mächtigern Wellen dahin gewendet, und während Entdeckungsreisen aus dem Mutterlande die Kunde des Landes erweiterten, wie z. B. das anziehende und für die Wissenschaft wichtige „Journal of an expedition into the interior of tropical Australia", von T. L. Mitchell (London 1848), neue Landstriche aufschließen, läßt man es auch nicht an neuen Wegweisern und Anweisungen für Auswanderer fehlen. Verwandt mit praktischen Büchern dieser Art, aber als treue Schilderung des Lebens im innern Australien von höherm Werth, sind die im Sommer 1848 bei Murray in London als ein Theil seiner „Home and colonial library" erschienenen „Recollections of bush-life in Australia during a residence of eight years", von Henry William Haygarth. Der Verf. siedelte sich im sogenannten Busche an um sich der Viehzucht zu widmen. Unter jenem Namen versteht man die Bezirke die jenseit der Grenzen der Colonie Neusüdwales liegen, und hauptsächlich aus Weideland bestehen. Das kleine Werk bezieht sich zwar weniger auf Südaustralien, wohin die deutsche Auswanderung vorzugsweise sich richtet; wie es scheint hat aber das Leben im Innern des Landes, das eigentliche Hirtenleben, dem sich ein großer Theil nicht unbemittelter Auswanderer widmet, in den verschiedenen Colonien denselben Charakter. Es war daher dem Zeitbedürfnisse ganz angemessen Haygarth's Buch auch der deutschen Lesewelt in der vorliegenden treuen Uebersetzung darzubieten. Wir finden in dem Verf. einen verständigen Beobachter, der in ansprechender und lebendiger Darstellung die Eindrücke wiedergibt die während seines langen Aufenthalts das Land und die Einwohner auf ihn machten.

Er beginnt mit der Beschreibung seiner Reise von Sidney in das Innere, in den Busch. Die Regungen die in dem Verf. bei dem ersten Anblicke der erwählten Ansiedelung erwachten möchten von so manchem Auswanderer getheilt werden, daß wir dabei verweilen wollen. „Wenn ein junger Europäer", sagt er, „acht oder zehn Tage nach dem Aufbruch aus der Hauptstadt (Sidney) dem Ziele seiner Wanderung sich nähert, und seine zukünftige Heimat sieht, wo er seine Phantasien

dem wirklichen Leben im Busche vertauschen soll, dann richtet er wol zunächst die Frage an sich: «Soll ich lachen oder weinen?» Er hat vielleicht eine theuere Heimat, einen hochgebildeten Umgang aufgegeben, er bringt einen geläuterten Geschmack und eine feine Erziehung mit, welche nicht einen einzigen Gegenstand, einen einzigen Zweig des Wissens umfaßt der ihm in seinem gegenwärtigen Berufe auch nur im geringsten von Nutzen sein könnte. Vielleicht muß er sich gestehen, daß er die Würfel aus bloßem Uebermuthe geworfen hat, obgleich an diesem Wurfe die Gestaltung seiner ganzen Zukunft hing. Ist es zu verwundern, wenn er in dem Augenblicke wo er das Opfer vollendet einen Anfall von reuiger Zerknirschung fühlt? Aber jedenfalls ist er mit einer Befähigung ausgestattet, die wenigstens einem jungen englischen Abenteurer nur selten mangelt, und vor der Hand alle übrigen ersetzen kann, ich meine jenen ausdauernden Muth im Handeln und Dulden. Er wird seine Zweifel und das erwachende Gefühl der Täuschung nicht einmal sich selbst eingestehen; er überschaut die Sache zum zweiten mal, und findet bei reiferm Nachdenken, daß er die alte Heimat nicht verlassen hat um ein üppiges Leben zu suchen, und daß das neuerworbene Eigenthum so vielversprechend ist als er jenseit der Grenzen einer Colonie die selbst schon das Widerspiel von Europa bildet nur irgend erwarten konnte. Auf diese Weise von allen Vergleichen mit der Heimat, von allen übertriebenen Hoffnungen und allen schmeichlerischen Phantasien sich abwendend, richtet er seine Blicke frohen Muthes auf die Wirklichkeit." Er sei besser daran gewesen als mancher Andere, setzt der Verf. hinzu, da er eine bereits angebaute „Station" gekauft hatte. Die dazu gehörigen 8—10 Gebäude lagen auf einem weiten Raum zerstreut. Auf der Vorderseite die Wohnung des Eigenthümers, eine hölzerne Hütte etwas besserer Art, mit einer außerhalb angebrachten Veranda, hinter diesem Hause und zu beiden Seiten verschiedene Hütten von geringerer Beschaffenheit, die Wohnungen der Arbeiter. Der Wollschuppen, ein langes von mehren niedrigen Schafhürden umgebenes Gebäude, stand abgesondert. In der Ferne zeigte sich ein großes eingehegtes Stück Weizenland, und in einer andern Richtung ein mächtiger Zaun, der einen ungefähr einen halben Acker Land bedeckenden Viehhof bildete. Am Fuße einiger niedrigen, dünn bewaldeten Hügel glänzte eine Reihe kleiner Weiher. Der Gesammtanblick des Orts versprach keineswegs große Ueppigkeit, vielleicht nicht einmal die minder entbehrliche Bequemlichkeit; aber dennoch war diese Ansiedelung als sie mitten in der Wüste vor den Einwanderern lag von einem eigenen Zauber umgeben, der ihr alsbald die Gunst der neuen Besitzer gewann.

Eine „Station" nennt man einen Gebietstheil, den ein Heerdenbesitzer gegen einen der Krone jährlich zu zahlenden Zins zeitweilig in Besitz hat. Der Verf. beschreibt uns die Vertheilung der Heerden, die aus Schafen, Rindvieh und Pferden, und zwar gewöhnlich, weil es das Erträglichste ist, aus allen drei Gattungen bestehen, die nächtliche Bewachung, und die Fortschaffung derselben. Wir lernen die gesellschaftlichen Verhältnisse der Ansiedler kennen, ihre charakteristische Gastfreundschaft, die Lebensweise und die Gewohnheiten der arbeitenden Classe, die durch Buschklepper, d. h. entflohene Sträflinge, verübten Gewaltthätigkeiten, und den von der berittenen Policei geleisteten Schutz. Ausführlich spricht der Verf. von der Schafzucht, von der Gewinnung und Behandlung der Wolle, von der Zucht der Lämmer und von den Vortheilen dieses Gewerbszweiges überhaupt; nicht minder genau von der Zucht des Rindviehs, das großentheils in halbwildem Zustande über das unermeßliche Weideland schweift, und zu anregenden Jagdzügen auf eigens abgerichteten Pferden Anlaß gibt, und ebenso von den halbwilden Pferden, ihrer Einfangung und Zähmung. Die Beschreibung des Haushalts einer Station öffnet uns einen Blick auf die Lebensweise und den Verkehr der Buschbewohner. Es geht sehr wenig baares Geld durch die Hand eines Heerdenbesitzers. Bei den Eigenthümern im Innern des Landes ist es herkömmlich mit einem Kaufmann oder Agenten in Sidney in laufender Rechnung zu stehen, ihre jährlichen Bedürfnisse von ihm zu beziehen, Wechsel auf ihn auszustellen, sobald sie im Innern eine Schuld zu bezahlen haben, und ihm dagegen ihre Erzeugnisse zu übergeben, die er nach den Verhältnissen des Marktes entweder in Sidney verkauft oder nach England sendet. Sämmtliche Arbeiter, die sich auf ein Jahr als Schafhirten, Heerdenaufseher oder Feldarbeiter verdingen, werden von dem Eigenthümer nach einem verabredeten Maße mit Lebensmitteln versorgt. Verheirathete Leute bekommen doppelte Rationen. Brot findet man selten in den Wohnungen der arbeitenden Classe in Neusüdwales, sondern nur auf dem Tische des Eigenthümers. In allen Theilen der Ansiedelung bedient man sich eines Kuchens, Damper genannt, der aus geringem Mehl mit warmem Wasser zu einem ziemlich steifen Teige geknetet, dann in einer Dicke von anderthalb Zoll auseinander gebreitet, auf beiden Seiten mit Mehl gerieben, und in die heiße Asche eines großen Holzfeuers gelegt wird. Der sehr bedeutende Verbrauch thierischer Nahrung besteht hauptsächlich aus Rindfleisch, wovon sich die Arbeiter vor dem Antritte ihres Dienstes einen wöchentlichen Vorrath bedingen.

Gerichtliche Streitigkeiten zwischen Heerdenbesitzern hinsichtlich des Weiderechts sind sehr häufig, und da die Grenzen nicht durch Gehege und Hecken bezeichnet sind, so kommt es dabei auf den Beweis der ersten Ausübung des Weiderechts an, was oft zu langen und schwierigen Verhandlungen führt, und nicht selten mit Ueberlistungen verbunden ist.

Des Verf. Zusammentreffen mit einem Stamme der Eingeborenen führt ihn zu einer anziehenden Schilderung der australischen Wilden, ihres Charakters, ihrer geistigen Fähigkeiten, ihrer Gewohnheiten, und wir erfahren manches Neue über ihre Waffen und ihre ungemeine Geschicklichkeit in dem Gebrauche derselben, besonders des Boomering, des merkwürdigsten Wurfgeschosses das man je bei Wilden gefunden hat. Es besteht aus einem dünnen, gekrümmten, ungefähr drei Fuß langen und gegen zwei Zoll breiten Stücke Holz, das auf einer Seite etwas abgerundet, auf der andern aber vollkommen flach ist. Bei dem Wurfe wird es an dem Ende gefaßt, dessen flache Seite nach der rechten Hand oder nach außen gewendet, während die concave Seite dem Werfenden zugekehrt ist. Das im Kriege gebrauchte Boomering ist das größte und eine sehr gefährliche Angriffswaffe in der Hand des Wilden, da sie in beträchtlicher Entfernung schwer verwunden kann, und ihren wunderlichen Schwingungen sich nicht leicht ausweichen läßt. Die auffallendste und merkwürdigste Wirkung aber zeigt das Boomering, wenn es zur Belustigung gebraucht wird. Der Wilde weiß diese sonderbare Waffe so zu werfen, daß sie einen vollständigen Kreis in der Luft beschreibt, und wenn er auf dem grünen Platze vor der Thüre eines ziemlich großen Hauses steht, und das Geschoß von der linken zur rechten Hand herumschleudert, es um die rechte Ecke des Hauses verschwindet, auf der linken wieder zum Vorschein kommt, und vor seinen Füßen zu Boden fällt. Der Umfang des beschriebenen Kreises beträgt oft weit über 300 Ellen, wenn das Boomering von einem starken Arme geworfen wird; aber das Wunderbare liegt nicht in der Entfernung welche die Waffe durchfliegt, sondern allein in der Kreisbewegung. Der schnelle Flug des Boomering hat Aehnlichkeit mit den Schwingungen eines Vogels, und wird es mit besonderer Kraft geschleudert, so schwebt es, an seinem Ziele angelangt noch einige Augenblicke wie ein Kreisel in der Luft, ehe es zu Boden kommt. Wirft man es mit der Richtung nach unten, so berührt es in einer Entfernung von etwa 60 Fuß drei mal nacheinander in ziemlich gleichen Zwischenräumen den Boden, und prallt dann schwirrend wie eine Harfensaite wieder zurück, setzt aber dabei ununterbrochen den kreisförmigen Flug fort, bis es zu dem Werfer zurückkehrt. Dieses Kunststück ist schwieriger als der Wurf durch die Luft, und gelingt nur sehr geschickten Schleuderern. Die Entfernung in welcher das Boomering zuerst den Boden berühren muß ist ge-

nau bestimmt, und muß sorgfältig beachtet werden. Stößt es heftig auf, so wird es in seinem Fluge gänzlich aufgehalten, und kommt es mit dem Boden gar nicht in Berührung, weil der Werfer es nicht gehörig niedergedrückt hat, so nimmt es plötzlich eine ganz andere Richtung, indem es, sobald die Stelle wo es hätte zurückprallen sollen eine kleine Strecke hinter ihm liegt, gegen 50 Fuß hoch in die Luft steigt, und dann fast senkrecht niederfällt. Das Princip worauf die Wirkung des Boomering beruht ist noch nicht genügend erklärt; auf das genau abgemessene Gleichgewicht scheint es dabei hauptsächlich anzukommen. Als Haygarth einst von dem Holze eines Boomering ganz unmerklich Etwas abgeschabt hatte, erklärte ein Wilder der es in die Hand nahm auf der Stelle, daß die Waffe unbrauchbar geworden wäre, und so war es. Die Kinder der Wilden werden schon in zarter Jugend in der Handhabung dieser Waffe geübt, und man sieht sie in ihren Lagern mit leichten, für die jugendlichen Arme bestimmten Boomerings werfen, wie die Knaben in Südamerika die Handhabung des Lasso an Ferkeln und Federvieh lernen.

Auch auf die merkwürdige Thier- und Pflanzenwelt Australiens, das der Verf. in dieser Beziehung treffend das Land der Widersprüche nennt, wo Kirschen mit dem Kern außerhalb der Frucht wachsen, und der Kukuk nur bei Nacht schreit, wird bei Gelegenheit ein Blick geworfen, und wir erfahren anziehende Einzelheiten von dem Känguruh, dem Emu oder neuholländischen Kasuar, dem äußerst schlauen wilden Hunde oder Dingo, einem Mittelding zwischen Hund, Fuchs, Schakal und Wolf, den einheimischen Schlangen, deren eine Art ein sehr scharfes Gift hat.

Eine der eigenthümlichsten Erscheinungen Australiens ist der sogenannte Overlander, der mit seinem Vieh, entweder um einen guten Markt zu suchen, oder in einer günstigern Gegend eine neue Station zu gründen, große Reisen von einem Ende des Landes zum andern macht, und dessen Unternehmen bei den damit verbundenen Beschwerden und Gefahren etwas Wildabenteuerliches hat. Er tritt seine Reise oft mit einem sehr werthvollen Besitzthum an, das vielleicht aus 6—7000 Schafen, 1000 Rindern, gegen 100 Pferden und mehren Karren und Lastochsen besteht, und womit er vielleicht 1000 Meilen weit durch eine nie gesehene Gegend reisen will, während er ernstliche Widerwärtigkeiten zu erwarten hat. Ein solcher Zug ist für die australischen Wilden ein Gegenstand der Verwunderung und des Schreckens. Der erste Anblick eines Pferdes mit seinem Reiter, sagt Haygarth, habe dem Wilden stets große Furcht erregt, weil er gewöhnlich beide für ein einziges Thier, eine Art von Centauren, hält, und das plötzliche Zusammentreffen mit einem ganzen Dutzend solcher Ungeheuer müsse ihn natürlich entsetzen.

Die Frauen im Busche werden durch die Aufsicht über den Haushalt so sehr in Anspruch genommen, daß nicht die Rede davon sein kann außer dem Hause Zerstreuung und Unterhaltung zu suchen, und die Schwierigkeit Dienstleute zu erhalten nöthigt die Hausfrau Geschäfte zu übernehmen an welche sie vorher vielleicht nicht gewöhnt gewesen ist. „Aber dann", fragt der Verf., „sind wol auch die Beschwerden und Entbehrungen von solcher Art, daß kein Mann von Gefühl sie seinem Weibe zumuthen kann, daß kein Mann ohne strafbare Selbstsucht von einem Weibe verlangen kann sie mit ihm zu theilen?" Um mit der Ungeduld eines solchen Fragers kein Spiel zu treiben, will ich ihm sogleich ein entschiedenes Nein zur Antwort geben. Man muß bedenken, daß in einem civilisirten Staate der Stachel aller solchen Unannehmlichkeiten in den Demüthigungen liegt die sie unserm Stolze auflegen; sie sind peinlich nicht an sich, sondern weil man sie für erniedrigend hält. „Das Buschleben ist jedoch", sagt Haygarth, „nicht so abschreckend als man denken möchte. Die Wohnung eines Ansiedlers ist keineswegs unbequem, und weiblicher Geschmack kann sie sogar zierlich machen, und wie die Nester gewisser Vögel durch die Zartheit ihres Gewebes und ihrer Bestandtheile sich auszeichnen, so erkennt man selbst im Busche Australiens auf den ersten Blick die Wohnung in welcher ein weibliches Wesen waltet."

Der Verf. ergreift jede Gelegenheit unerfahrenen Auswanderern nützliche Winke aus dem Schatze seiner vieljährigen Erfahrungen zu geben, um sie vor den Täuschungen zu bewahren worein sie durch überspannte Erwartungen oder durch unbesonnene Unternehmungen gerathen können. Ueberall hört man den Mann von gesunden und vorurtheilsfreien Ansichten. Wir wollen hier nur eine Seite hervorheben, die in neuern Zeiten auch bei den Engländern mehr als früher beachtet zu werden scheint, daß nämlich in dem Verkehr mit rohen oder verderbten Menschen erst auf die Grundlage der Gewohnheiten eines gesitteten Lebens die Religion gebaut werden könne; in gewöhnlichen Verhältnissen müsse man die Menschen erst civilisiren, ehe man Christen aus ihnen machen könne, man müsse aus der Wohnung des Sünders das Elend verbannen, ehe man die Religion einführe. Daher komme es, daß in Australien, wo jede moralische Besserung so schnell und sichtbar ihren Lohn erringe, und wo Mangel fast unbekannt sei, der Glaubensbote einen Erfolg erwarten dürfe, wie ihn der fähigste und eifrigste Prediger unter dem lasterhaften Theile der europäischen Bevölkerung nie erreichen werde. 45.

Lesefrüchte.

Deutsch und teutsch.

Seitdem in der mit dem weltgeschichtlichen Märzmonat des vorigen Jahres anhebenden ewig denkwürdigen Periode für unser gemeinsames Vaterland die Interessen desselben nach allen Seiten hin so lebhaft durchgesprochen worden sind, hat es sich zugleich erwiesen, daß es uns auch in orthographischer Hinsicht für die Bezeichnung unsers Vaterlandes an einer Einheit fehle, die uns doch nur wohl anstehen könnte. Man kann annehmen, daß verhältnißmäßig nur Wenige sein dürften welche sich bei der Bevorzugung des T der sie bestimmenden etymologischen Gründe klar bewußt seien, gegen die Vielen die hierbei rein willkürlich verfahren, und wir wollen hoffen, daß die bedeutend überstimmten T-Patrone zu Gunsten wünschenswerther Vereinigung sich zum D-Gebrauch werden — erweichen lassen. Artig ist was über diesen Punkt Kästner an Pütter schrieb: „Wegen des Anfangsbuchstabens des Namens unserer Nation würde ich nur erinnern, daß unsere Vorfahren freilich mögen ein T verdient haben; aber unsere jetzigen Landsleute sind gewiß weiche Deutsche. Ich selbst habe schon längst mich der Erinnerung gemäß verhalten, daß ein Mitglied eines Collegii sich nach der Orthographie desselben richten müsse. Wenn ich mich plenissimis titulis schreibe, so melde ich, daß ich Mitglied der Leipziger deutschen und Jenaischen teutschen Gesellschaft bin. Das hat schon manchen Corrector verwirrt der nicht genug vom Staatsrecht verstand, um zu wissen was simultaneum ist."

Auch ein Urtheil über Goethe's „Werther".

Der Professor der Theologie Danov in Jena urtheilte über „Werther's Leiden" so: „Hätte ich den Titel machen sollen, so würde ich gesagt haben: Thorheiten eines jungen Menschen der eine Ehefrau verführen wollte. Das ganze Buch gehört zu den verführischen Schriften unserer Tage, darin man sich auf das angelegentlichste bemüht den männlichen Charakter unserer Nation in einen weibischen umzubilden. Es wird offenbar der Selbstmord darin vertheidigt, und dieser scheint jetzt unter uns Mode zu werden." So heißt es in (Hempel's) „Lebensbeschreibung Brendel's" (Eisenberg 1831), S. 20, welcher Letztere ein Zuhörer Danov's war. Eigen ist es aber, daß Danov selbst seinem Leben durch einen Selbstmord ein Ende machte, indem er sich in die Saale stürzte.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 128. —— 29. Mai 1849.

Die Freie deutsche Akademie.

Jahrbücher der Freien deutschen Akademie. Im Auftrag des zur Gründung einer freien akademischen Universität gebildeten Ausschusses herausgegeben von Karl Rauwerck und Ludwig Noack. Ersten Bandes erstes Heft. Frankfurt a. M., Meidinger. 1849. Lex.-8. 1 Thlr.

Wie die durch die Märzrevolution errungene politische Freiheit auch die kirchliche und wissenschaftliche Befreiung nach sich ziehen mußte, so war Nichts natürlicher als daß eine Anzahl freier, unter keinem Druck der Bevormundung stehender Männer der Wissenschaft auf den Gedanken kam die Universität aus ihren bisherigen Fesseln zu befreien, und deshalb eine deutsche Akademie zu gründen die den deutschen Universitäten als Musteranstalt voranleuchten, und sie allmälig auf gleich hohe Stufe erheben sollte.

Aber, sowie immer nach Revolutionen zwar darüber große Klarheit herrscht, daß das Alte Nichts mehr taugt, und man es gründlich wegzuräumen habe um einen neuen Bau an seiner Stelle aufzuführen, auch wol im Allgemeinen der Plan dieses neuen Gebäudes vorschwebt, daß es nämlich sein solle ein großes, zweckmäßiges, freundliches und billiges Wohnhaus, hingegen über das Wie der Ausführung dieses herrlichen Plans die größte Unklarheit und Verwirrung an den Tag kommt: so und nicht anders ging es auch mit dem genannten schönen Project einer freien deutschen Akademie. Zunächst Unklarheit über den Zweck. Sollte die Anstalt eine rein wissenschaftliche, theoretische sein, oder sollte sie praktische Zwecke verfolgen? In der zu Pfingsten vorigen Jahres zu Frankfurt a. M. im Gasthofe zum Landsberg stattgehabten, von L. Noack ausgeschriebenen Vorversammlung einigte man sich über den Grundgedanken einer durchaus freien wissenschaftlichen Anstalt, ohne über verschiedene wesentliche Punkte, namentlich über das Verhältniß der freien Universität zu den übrigen Hochschulen, recht ins Klare zu kommen. Hingegen auf dem ebenfalls zu Frankfurt a. M. stattgehabten Congresse vom 27.—29. Aug. „erfocht", wie in dem vorliegenden ersten Hefte der Berichterstatter Karl Grün sagt, „der lebendige Bezug wissenschaftlicher Resultate zu den Nöthen des Lebens einen glänzenden Sieg über alle Zerklüftung der Theorie und Praxis. Nicht der Genuß des wissenschaftlichen Bewußtseins wurde als das Höchste und Letzte hingestellt, sondern die Befähigung der Jugend mit Ernst und Entschiedenheit an der Verwirklichung der großen Principien des freien Staats und der freien Gesellschaft mitzuwirken." Demzufolge stürzte die Scheidung der Wissenschaft in Facultäten, die Voraussetzung des absolvirten Trienniums als Bedingung des Besuchs der freien Universität, und es siegte der praktische Gedanke als Vorbild für die zu reformirenden Landesuniversitäten eine Hochschule zu gründen, die am Tage der vollendeten Reform nur noch als Gleiche unter Gleichen gedacht werden könne.

Die beiden ersten Paragraphen der ebenfalls in vorliegendem Hefte mitgetheilten Statuten des Congresses formuliren diese Tendenz, aber in viel unklarern und unbestimmtern Worten als die eben angeführten des für den Ausschuß berichterstattenden Karl Grün. Da heißt es im ersten Paragraph:

> Die allgemeine deutsche freie akademische Universität, d. i. Universität und damit vereinigte Akademie, entfaltet den philosophischen Organismus der sämmtlichen Wissenschaften rein als solcher. Sie gibt hierdurch dem Bewußtsein des deutschen Volks seinen höchsten wissenschaftlichen Ausdruck, und bietet ihm diesen als die Tiefe seiner eigenen Wahrheit dar. Sie hebt die reife Jugend nicht nur auf die theoretische Höhe der Zeit, sondern befähigt sie auch mit Ernst und Entschiedenheit an der praktischen Durchführung der großen Principien des Lebens mitzuwirken.

Und im zweiten Paragraph lautet es:

> Die akademische Universität scheidet die Wissenschaft nicht in Facultäten, sondern sie sucht das Leben in seiner ganzen Wirklichkeit zu erkennen, das Positive im Lichte des Gedankens darzustellen, und dadurch die Jugend zu einem selbstbewußten Wirken in der Gesellschaft, nach deren sämmtlichen Thätigkeitszweigen zu befähigen. Sie überläßt die seitherigen Hochschulen dem Schicksal ihrer bevorstehenden Reform, und stellt sich selbst im voraus als Das hin was jene in längerer Entwickelung werden sollen.

Worte! Nichts als Worte! Denn wo die Begriffe fehlen, stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein. Klingt es nicht wunderschön: philosophischer Organismus, höchster wissenschaftlicher Ausdruck, Tiefe seiner eigenen Wahrheit, reife Jugend, theoretische Höhe der Zeit, praktische Durchführung der großen Principien des Lebens, das Leben in seiner ganzen Wirklichkeit, das Positive im Lichte des Gedankens u. s. w. Gewiß eine schöne Blumenlese! Schade nur, daß es lauter künstliche, abstracte Blumen sind, die keinen Geruch von sich geben.

Aus solchen hohlen, viel- und darum nichtssagenden Phrasen kann und wird nimmer eine wirkliche Reform der Universitäten zu Stande kommen, und am allerwenigsten eine „allgemeine deutsche freie akademische Universität". Es ist keineswegs blos Mangel an Geld und Theilnahmlosigkeit des Publicums woran das Unternehmen gescheitert ist, sondern die Unbestimmtheit und Unklarheit des Zwecks.

Wirkliche Reformen können sich nur an das Wirkliche, Gegebene in seiner völligen Bestimmtheit und Besonderheit anschließen, und können nur darin bestehen, daß man das Zweckwidrige von dem Zweckmäßigen scharf sondert, jenes ausstößt und dieses einführt. Dazu ist aber eine genaue Kenntniß des Besondern, des Eigenthümlichen eines jeden Zweigs der gesellschaftlichen Thätigkeit erfoderlich. So wie daher die besondern Facultäten aus einem ganz natürlichen Bedürfniß entsprungen sind, so kann auch die Reform der Universitäten nicht darin bestehen, daß man tabula rasa macht, und die Facultäten wegstreicht, sondern, wenn sie heilsam sein soll, darin daß man die besondern Facultäten ihrem wahren, aus dem natürlichen Bedürfniß entsprungenen Zwecke gemäß sich frei, d. h. ohne ihnen von außen her ein durch Regierungszwecke oder kirchliche Zwecke zum voraus bestimmtes Resultat vorzuschreiben, entwickeln läßt. Für den philosophischen Organismus der besondern Facultätswissenschaften, und die Erkenntniß des Positiven im Lichte des Gedankens wird dann schon die philosophische Facultät sorgen. Gerade die philosophische Durchdringung der besondern Facultätswissenschaften und die „Aufhebung des Dualismus zwischen Speculation und Erfahrung" erfodert ja das Bestehen der Facultäten; denn was durchdrungen werden soll muß doch bestehen; nicht seine Existenz, sondern nur seine isolirte Existenz soll aufgehoben werden. Ueberdies bedürfen nicht nur die besondern Wissenschaften der Philosophie, sondern die Philosophie bedarf ihrerseits wiederum der besondern Wissenschaften, ganz so wie die Glieder um Glieder zu sein des Organismus, und der Organismus um Organismus zu sein der Glieder bedarf. Einen Organismus gründen zu wollen ohne Glieder, oder einen kranken Organismus heilen zu wollen durch Wegschneidung aller Glieder, wer sieht nicht den Unsinn?

Es wird also wol bei der alten Sonderung der Universität in Facultäten sein Bewenden haben müssen, schon darum, weil ein Individuum nicht alle Thätigkeitszweige umfassen kann, es also bei der Ausbildung der Jugend für ihren künftigen Beruf hauptsächlich darauf ankommt, daß jeder Einzelne in seinem Fache so tüchtig als möglich zu werden suche. Tüchtige Fachkenntniß war von jeher die Bedingung heilsamer Reformen. Aus abstract allgemeinen Begriffen läßt sich das Leben in seiner Besonderheit und Eigenthümlichkeit nicht herausklauben.

Damit ist jedoch keineswegs gesagt, daß die besondern Fachwissenschaften eine isolirte Stellung gegen die philosophische Facultät behaupten sollen. Die Philosophie muß den Erfahrungswissenschaften ihre tiefere Begründung und ihren innern Zusammenhang, demzufolge sie nur Zweige aus einer und derselben Wurzel sind, zum Bewußtsein bringen. Philosophie muß daher an derselben Universität gelehrt werden, wo die Erfahrungswissenschaften in besondern Facultäten sich ausbreiten. Denn sowie die heilsamen Reformen einerseits tüchtige Fachkenntniß voraussetzen, da es ganz bestimmte Gebiete sind, wie das Rechtswesen, das Medicinalwesen, das kirchliche Wesen, die der Reform bedürfen: so sind sie andererseits auch durch eine gründliche philosophische Einsicht in den innern Zusammenhang aller besondern Lebensgebiete bedingt, damit nicht eines auf Kosten der andern sich reformire, damit nicht, wie im Mittelalter der Kirchengeist Alles beherrschte, und neben sich keine freie Entwickelung aufkommen ließ, so jetzt ein anderer einseitiger Geist oder Dämon, der sogenannte sociale, Alles unterdrücke was seinen eigenen Gang gehen will.

(Die Fortsetzung folgt.)

Erinnerung an einen alten ärgerlichen Streit über Grundrechte.

In unsern Tagen, wo man so oft und so viel von Grundrechten sprechen hörte und noch immer hört, dürfte es nicht unangemessen sein bei einem Rückblick in die Vergangenheit eines damals ganz ernstlich gemeinten, uns jetzt fast lächerlich scheinenden Streits zu gedenken, der sich um eine Behauptung drehte welche der einen und noch dazu schönern Hälfte unsers Geschlechts den Anspruch auf ihre ganzen Grundrechte zu Wasser zu machen drohte, der Streit darüber, daß die Frauen keine Menschen seien.

Ob es wirklich Gelehrte gegeben habe welche diesen Satz in allem Ernste aufgestellt und vertheidigt haben, läßt sich nicht wohl denken, und die hier zu erneuernde Erinnerung an jene alte Fehde wird es bestätigen. Wäre es mit dieser Behauptung irgendwo und irgendwie ernstlich gemeint gewesen, so gäbe es nur einen starken Beleg zur partiellen Wahrheit des Worts Gelehrte = Verkehrte mehr. Vollends aber in unsern Tagen dürfte sich Niemand dem sein literarischer Ruf lieb wäre mit einer solchen die Menschenrechte der Frauen in Frage stellenden Behauptung herauswagen. Das Wenigste wäre, daß er Angesichts aller Taschenbücher zur „Huldigung der Frauen" Buße thun müßte. Sonst dürfte sich Der welcher sich im eigentlichen Sinne dermaßen verfahren hätte privatim höchstens etwa durch die Höllenglut entschuldigen mit welcher ihm in seinen vier Pfählen von weiblichen Launen eingeheizt worden sei.

Um nun bei unserer historischen Reminiscenz dem alten Bewährten Qui bene distinguit, bene docet, seine Ehre zu lassen, haben wir bei dem in Rede stehenden scheinbaren Attentate auf die eine gute Hälfte menschlicher Grundrechte die Wörtchen Ob und Daß wohl zu unterscheiden.

„Ob die Weiber Menschen seien oder nicht?" war eine streitige juristische Schulfrage, die, um es kurz auszudrücken, den Sinn haben sollte, ob die Frauen vor Gericht und in Rechtssachen dispositionsfähig seien oder nicht. Es liegt auf der Hand, daß mit der leichtesten Mühe, wenn man sonst gewollt hätte, die Frage aller Zweideutigkeit hätte entkleidet werden können. Aber gerade das Amphibolische machte sie piquant, und in dem eben angegebenen Sinne wird sie auf namhafte Juristen, z. B. Cujacius, Wesenbek u. A., zurückgeführt, und sehr oft ist sie bei akademischen Klopffechtereien erklärt worden, ohne daß an Denen welche solche Thesen aufstellten etwas Odiöses und nach Ketzerei Schmeckendes haften geblieben wäre.

Dies war aber der Fall mit der Behauptung: Daß die Frauen keine Menschen seien, die in einer berüchtigt gewordenen Schrift *) ans Licht trat. Da sie, wiewol sehr verbreitet durch ihren Wiederabdruck in der leidenschaftlichen Gegenschrift, von welcher weiterhin die Rede sein wird, doch jetzt zu den literarischen Seltenheiten gehört, uns aber eben zugänglich ist, so möge zur Kenntlichmachung ihres Tons und ihrer Farbe Einiges angeführt werden. Es heißt in ihr: „In Polen, dem Lande jeglicher Frechheit, glaube und lehre man, daß Jesus Christus und der Heilige Geist nicht Gott seien. Wie der Beweis gegen die Gottheit Jesu geführt werde, könne er (der anonyme Verfasser) auch den Weibern aus der Heiligen Schrift die Menschheit abstreiten. Die Katholiken möchten ihm verzeihen, wenn er als Ketzer nur glaube was in der Bibel stehe; diesen Grundsatz habe er von den Sektirern gelernt, und er müsse sie für erzunverschämt halten, wenn sie ihn verlästern wollten.“ Als Gründe führt er auf: In den Büchern des Alten und Neuen Testaments werde nie die Benennung Mensch von einer Frau gebraucht; auch die in der Bibel aufgeführten Geschlechtsregister blos männlicher Namen werden als Stütze angezogen. Christus habe, sagt er, das Vaterunser nur die Apostel gelehrt, nicht die Weiber. Nur Männer könnten beten: Vergib uns unsere Schuld; denn die Weiber könnten gar nicht sündigen. Maria, gibt er zu, sei Mensch gewesen, aber nicht von Natur, sondern durch die Gnade, indem er so schließt: Wenn Christus nur durch die Gnade Gott ist, warum kann nicht die Mutter desselben Mensch sein durch die Gnade? Aus Joh. 16, 21: „Ein Weib, wenn sie gebieret ꝛc.“, folgert er scherzhaft, daß Dies Nichts beweise, denn es gebe keine Mutter die sich über die Geburt einer Tochter freue. In der Bibel gebe es wol Beispiele von getauften Frauen; aber die Papisten tauften auch Glocken; daraus folge noch nicht, daß diese Menschen wären. Christus sei den Weibern nach seiner Auferstehung zuerst erschienen, weil die Weiber plauderhaft wären und Alles gleich verbreiteten. Daraus, daß das Weib rede, folge noch nicht, daß sie eine vernünftige Seele habe, und deshalb Mensch sei; auch Vögel und andere Thiere sprächen. Aus dem Befehle des Apostels, daß das Weib in den gottesdienstlichen Versammlungen schweigen solle, folge, daß sie keine Vernunft besäßen ꝛc. Gegen den Schluß sagt er: „Ich habe nun mit unumstößlichen Zeugnissen der Heiligen Schrift bewiesen, daß die Weiber weder Menschen sind noch selig werden. Hätte ich Dieses aber auch nicht dargethan, so habe ich doch wenigstens der Welt die Art gezeigt wie die Ketzer dieser Zeit, und besonders die Wiedertäufer, die Heilige Schrift erklären, und welcher Griffe und Kniffe sie sich zur Behauptung ihrer verdammlichen Lehrsätze bedienen. Genug für den Gescheiten! Die Weibchen aber bitte ich, daß sie mich mit ihrem bisherigen Wohlwollen beglücken; die es nicht thun wollen, mögen dahinfahren.“

Es hieße wirklich zu gering von unsern Lesern denken, wenn wir ihnen nach diesen Mittheilungen, und namentlich nach der letzten wörtlich mitgetheilten Stelle, nicht zutrauen wollten ein richtiges Urtheil über die in Rede stehende Schrift sich zu bilden, deren anonymem Verfasser es mit seiner frappanten Behauptung durchaus kein Ernst war; er hatte nur eine satirisch-ironische Tendenz, und wollte die willkürlichen Deutungen der Heiligen Schrift welche sich die Socinianer (damals gewöhnlich unter dem allgemeinern Namen der Anabaptisten mitbegriffen) erlaubten persifliren und parodiren. Im Ganzen hat er seine Absicht erreicht; denn es fehlt seiner Schrift wirklich nicht an seinem Witze und an manchen seine Gegner scharf treffenden Bemerkungen.

Aber als das Büchlein erschien, machte es dadurch, daß man die an seine Spitze gestellte Behauptung für vollen Ernst und baare Münze nahm, einen gewaltigen Rumor, und erregte unglaubliches Aufsehen. Die Theologen schrien Zeter, erklärten das Büchlein für ein Teufelswerk, und wollten ums Leben gern seinen Verfasser ans Licht gebracht wissen. Bald nach seinem ersten Hervortreten wurde es, damit Gift und Gegengift hübsch beisammen sei und letzteres das erste paralysire, zugleich mit einer Widerlegung gedruckt, die den damaligen Hofprediger in Halle, Dr. Simon Gediccus, zum Verfasser hatte, und die im heftigsten Tone abgefaßt ist. *) Freilich hatte er — dem seine Gegenschrift war bereits am 10. Febr. 1595 vollendet — keine Zeit gehabt auch nur Etwas von Dem zurückzunehmen was er in der ersten Hitze geschrieben hatte. Keine Verwünschung kann stärker sein als die welche er gegen den Ungenannten schleudert; die Heftigkeit seiner Gefühle leiht ihm die bittersten Ausdrücke, und Dämon, Teufel, unvernünftiges Vieh ꝛc. sind die Bezeichnungen mit welchen er gegen seinen Widerpart höchst freigebig ist. Ungeachtet dieser Derbheit der beschimpfendsten Ausdrücke kann man den Mann nicht verdammen, den bei seiner Widerlegung die reinste Absicht und völligste Ueberzeugung leitete. Einmal ist Gediccus sogar auf der ganz richtigen Fährte, wo er sich selbst fragt: „Schrieb er vielleicht zum Scherz?“ aber gleich wieder davon abkommt, indem er meint, dann habe es sich geschickt, daß er seinen Witz und seine Laune bei einem andern Gegenstande hätte blicken lassen. Hätte er dem furchtbaren Geschrei der Theologen nicht einen so drastischen Ausdruck verliehen, so würde die von ihm zermalmte Abhandlung, die einer in ein ernstes Gewand gekleideten Posse so ähnlich sieht, ebenso bald vergessen worden sein wie manche frühere lästerliche Behauptungen einzelner Männer, z. B. des Euripides, Chrysippus u. A., über das weibliche Geschlecht. Und wirklich hätte Gediccus die ganze Sache recht kurz abmachen können, wenn er sich erinnert hätte, daß ungefähr tausend Jahre früher über dieselbe Materie ein Urtheil abgefaßt worden sei. Auf der Synode nämlich zu Macon im letzten Jahrzehnd des 6. Jahrhunderts unter dem Könige von Burgund Guntram, auf welcher man die groben Laster einiger Bischöfe untersuchte, war es ein Hauptgegenstand einen Bischof zu widerlegen der behauptet hatte, daß ein Weib nicht ein Mensch genannt werden könne. Nach langen Berathungen wurde, den biblischen Aussprüchen im 1. Buch Mosis zufolge, und weil Christus der Sohn des Menschen genannt werde, entschieden, daß auch das Weib Mensch sei, die abgeschmackte Behauptung des Bischofs verworfen, und ihm ewiges Stillschweigen auferlegt.

Auch der gelehrte und witzige Franzose Vigneul Marville nahm die Sache ernsthaft, und beschuldigt den Verf. der abscheulichsten Ketzerei. Er sagt dabei in allem Ernste, schon im Prediger Salomo werde diese Ketzerei bestritten und gestraft. Demnach wäre die ärgerliche Invective weit über 2000 Jahre alt und ihr wahrer Urheber ein Jude.

Doch fehlte es auch bald nicht an Gelehrten welche die parodirende Tendenz des Schriftchens durchschauten und es aussprachen, daß der Verf. es mit seinem Gegenstande nicht ernstlich gemeint haben könne. Dahin gehören V. Placcius, J. C. Becmann, P. Bayle, F. Geisler, u. A.

Noch immer ist der wahre Verf. der so berüchtigt gewor-

*) Sie erschien zuerst (ohne Namen des Verfassers) zu Anfang des Jahres 1595 in 4., nach der Angabe mehrer Gelehrten auch ohne Angabe des Druckorts. Becmann („Parallelae politicae“, VI, §. 3, 477) nennt als Drucker Bonavent Schmid in Zerbst. Es ist aber doch möglich, daß der erste Druck — denn die Schrift fand reißenden Absatz — ohne Druckortsbezeichnung war. In ihrer Originalgestalt ist sie mehrmals wieder abgedruckt, z. B. Haag 1638.

*) In dieser Gegenschrift, die, wie die bekämpfte Abhandlung selbst, lateinisch abgefaßt ist, hat sich letztere noch am häufigsten erhalten. Ihr vollständiger Titel ist: „Disputatio perjucunda, qua Anonymus probare nititur, mulieres homines non esse. Cui opposita est Simonis Gedicci, S. Th. D., Defensio sexus muliebris, qua singula Anonymi argumenta, distinctis thesibus proposita, viriliter enervantur“ (Leipzig 1595); späterhin mehrmals wieder gedruckt: Haag 1641 und 1644, Paris 1693, und öfter.

denen Flugschrift unbekannt; nur so viel ist höchst wahrscheinlich, daß sie Polen zum Vaterlande haben mag. Es ist leicht möglich, daß bei dem jetzt zu literarischen Zwecken häufiger als früher vorkommenden Durchstöbern von Archiven und Bibliotheken der Name ihres Verf. zufällig einmal zum Vorschein kommt; denn ex professo wird jetzt Niemand einer Sache nachforschen die, ohne höheres wissenschaftliches Interesse, nur noch als literarisches Curiosum betrachtet werden kann.

Aber der Verdacht der Autorschaft fiel bald nach dem Erscheinen des Büchleins auf den berühmten Humanisten Valens Acidalius *), der noch jetzt bei den Philologen in wohlverdientem Andenken steht. Verfasser ist er nicht; aber an der Herausgabe hatte er allerdings Antheil. Damit hatte es folgende Bewandtniß. Der Buchhändler Osthausen in Leipzig hatte bei dem Absatze der Erklärungen des Curtius, die ihm Acidalius in Verlag gegeben hatte, Schaden gelitten, und sich oft darüber beklagt. Dem Acidalius fiel bei dieser Gelegenheit die Schrift über das weibliche Geschlecht ein, welche schon seit einigen Jahren bei Vielen im Manuscripte von Hand zu Hand gegangen war, und die er sich auch abgeschrieben hatte. Er meldete Osthausen, er habe ein Büchlein an dem er vielleicht gewinnen könne; wolle er es auf eigene Gefahr herausgeben, so wolle er es ihm schicken; er habe aber nicht Theil daran, und er solle daher seinen Namen nicht bekannt machen, weil er denselben nicht durch die lächerliche Posse preisgeben möge. Osthausen druckte das Libell, und bekannte bei der nach der Erscheinung verhängten Untersuchung auf Acidalius. Dieser sprach sich in einem Briefe an J. Monarius ausführlich über das Sachverhältniß aus, und bat ihn sich für Osthausen bei dem leipziger Rathe zu verwenden, auch den Theologen in Leipzig und Wittenberg den eigentlichen Hergang zu melden. Aber eine unverkennbare Aengstlichkeit, die aus dem Briefe spricht, wurde als Stimme des bösen Bewußtseins gedeutet. Außerdem hatte man auf ihn wegen seines Rücktritts zum Katholicismus einen Zahn. So wurde denn sein Name in die verdrießliche Sache hineingezogen, er mochte protestiren so viel er wollte. Er zog es sich zu Gemüthe, fiel in ein hitziges Fieber, und starb am 25. Mai 1595, erst 28 Jahre alt, zu Neisse, wo er sich bei dem Bischofe von Breslau, Andreas v. Jerin, der daselbst seinen Hof hatte, aufhielt. Sein Charakter war zu unbescholten als daß man seine Aussage in Beziehung auf das Pamphlet nur mit einem Scheine von Recht in Zweifel ziehen könnte, besonders da auch die in demselben herrschende Schreibart nicht mit der des Acidalius stimmt, der sich von den alten Classikern einen ungemeinen Reichthum der Ausdrücke und Wendungen angeeignet, auch sonst in seinen Schriften von allen frivolen Spöttereien oder Anzüglichkeiten in Hinsicht auf religiöse Gegenstände sich frei erhalten hatte. Auch ist es aus seinen Gedichten ersichtlich, daß er die Frauen nicht haßte, wie es bei manchen Gelehrten der Fall gewesen sein soll. Eine freilich unverbürgte Anekdote läßt ihn bei einem Gastmahle wegen der berüchtigten Schrift mit den Tellern so lange geängstigt werden, bis er eingestand, sie wären wirklich — keine Menschen, sondern Engel. **) 7.

*) Er war aus Wittstock in der Ostpriegnitz gebürtig, wo sein Vater evangelisch-lutherischer Prediger war, und hieß eigentlich Havekenthal, gab sich aber, nach der damaligen Sitte der Gelehrten, von der irchomenischen, der Venus und den Grazien geheiligten Quelle Acidalia in Böotien den Namen, unter welchem er in der Literargeschichte noch fortlebt. Er studirte lange in Bologna, machte sich um die Kritik und Erklärung des Vellejus, Tacitus und Curtius, namentlich aber des Plautus hochverdient, und seine Briefe und Gedichte sind höchst anziehend. Ueber ihn vergl. Leuschner, „De Valentis Acidalii vita, moribus et scriptis" (Liegnitz 1757), und Schmidt, „Ueber den Kritiker Valens Acidalius und über seinen Antheil an der Schrift eines Ungenannten, daß die Weiber ꝛc." (Berlin 1819).

**) Mit dieser Rache durfte Acidalius zufrieden sein in Vergleich mit Andern. Nevizanus in Turin, der in seinen „Sylvis nuptialibus" bitter über das weibliche Geschlecht gespottet hatte, mußte die Stadt meiden, und durfte nicht eher zurückkehren, als bis er mit einem Zettel vor dem Kopfe, worauf eine reuige Abbitte stand, auf den Knien die beleidigten Frauen versöhnte. Der Mönch J. Clermont de Meun in Paris, der die Hofdamen in seinem Romane „De la rose" angegriffen hatte, sollte nach einem von den Damen ertrakirten Urtheile für seinen Muthwillen nach Art kleiner Kinder an einem leicht zu errathenden Körpertheile mit Ruthen gestrichen werden

Lesefrüchte.

Russische Abschließung.

Auf der preußisch-russischen Grenze zu stehen und den Blick nach dem gesegneten Eigenthume des Selbstherrschers aller Reußen zu werfen, gehört zu den trostlosesten Dingen die einem denkenden und fühlenden Menschen begegnen können. In den Zwischenräumen der weit voneinander liegenden Rogatken (Zollämter) ist Alles wie ausgestorben. Kein Haus, kein Baum, kein menschliches Wesen, kein Thier, außer dann und wann ein Kosack auf seinem zottigen Rosse oder die schmuzige Figur eines Grenzaufsehers. Diese systematische Verödung ist bekanntlich ein Product der neuern Zeit; aber schon Peter I. trug sich mit einem ähnlichen Plane, wie uns Friedrich der Große in der Einleitung zur „Histoire de mon temps" erzählt. Der König erwähnt darin beifällig, daß Peter I., statt nach Art der Eroberer seine Grenzen auszudehnen, dieselben einschränken wollte, indem er beabsichtigte, die in seinem weiten Reiche zerstreut wohnenden Millionen zwischen Petersburg, Moskau, Kasan und der Ukraine zusammenzuziehen. Dieser Theil des Landes wäre dann natürlich besser bevölkert und bebaut worden; rings umher hätten sich aber abschreckende Wüsten, die beste Abwehr gegen fremdes Eindringen, gebildet. Dieses großartige Project, dessen Ausführung durch Peter's I. Tod unterblieb, scheint in der Gegenwart wieder aufgenommen worden zu sein, wenigstens nach einer Seite hin.

Roth.

Daß man die Farbe des Bluts als Sinnbild politischer Extreme (rothe Republik, rothe Reaction) gewählt hat ist erklärlich. Dieselbe Farbe mag auch schon im Alterthume hier und da als Parteisymbol gedient haben; in der neuern Zeit finden wir sie zuerst als solches bei den Septembermetzeleien im J. 1792. Als das Schlachten in der Abtei fast beendet war, kam die Reihe an das Karmeliterkloster, in welchem Geistliche gefangen gehalten wurden. Es begaben sich etwa 30 Mordgesellen dorthin, die aber weder in der Kleidung noch in der Sprache und Bewaffnung etwas mit dem Volke gemein hatten; es waren wohlgekleidete, mit Pistolen oder Jagdflinten bewaffnete junge Männer, meistens exaltirte Gesichter, die man als tägliche Besucher im Club der Cordeliers sah. Lamartine nennt sie: „Prétoriens de ces agitateurs qu'on appelait, par allusion au couvent où se tenaient les séances, les frères rouges de Danton", und fügt hinzu: „ils portaient le bonnet rouge, une cravate, un gilet, une ceinture rouges, symbole significatif pour accoutumer les yeux et la pensée à la couleur du sang."

Steuerfreiheit.

Mit der Steuerfreiheit der Geistlichen geht es zu Ende, wie mit manchem andern historischen Rechte. Daß aber diese Steuerfreiheit wirklich eines der ältesten historischen Rechte ist, kann man in J. Cäsar, „De bello gallico", L. VI, nachlesen. Es steht daselbst: „Die Druiden gehen selten mit zu Felde und zahlen keine Steuern gleich den Uebrigen. Wie von Kriegsdiensten, so sind sie auch von allen andern Staatslasten frei." 17.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, — Nr. 129. — 30. Mai 1849.

Die Freie deutsche Akademie.

(Fortsetzung aus Nr. 128.)

Dieser sociale Dämon spukt in Karl Grün's einleitenden Worten zu dem vorliegenden Hefte. Diesen zufolge ist das Resultat der Geschichte der Philosophie „die Organisation der gesunden fünf Sinne". Das zu gründende Institut der Freien deutschen Akademie soll „die Polytechniker und die Staatsmänner" der vollendeten deutschen Demokratie zugleich bilden. Examina sollen nicht stattfinden; die Studenten sollen möglichst großen Einfluß bei Besetzung der vacanten Lehrstühle haben.

Welcher Gewinn dabei für die Wissenschaft und das Leben herauskommen würde, überlassen wir dem geneigten Leser selbst zu ermitteln. Glücklicherweise ist die Freie deutsche Akademie in der angegebenen Weise bis jetzt noch nicht ins Leben getreten, und wird es auch hoffentlich nie. Der einzige in Erfüllung gegangene Paragraph der Statuten ist Paragraph 13, welcher lautet:

Die Forschung und Kritik der Akademie findet ihren Ausdruck in einem wissenschaftlichen Organ, welches unter dem Titel „Jahrbücher der Freien deutschen Akademie" sobald als möglich ins Leben treten soll.

Von diesen „Jahrbüchern" liegt uns das erste Heft des ersten Bandes vor, welches außer der genannten Einleitung von Karl Grün, den Beschlüssen des Congresses vom 27.—29. Aug., und einer Adresse des eisenacher Studentenparlaments an den Ausschuß zur Stiftung der Freien deutschen Universität, worin die Studenten ihre „Bewunderung für die große Idee" ausdrücken, und mit Begeisterung ihre kräftigste Mitwirkung versprechen, noch sieben Abhandlungen über verschiedene Gegenstände im Sinne der freien Akademie enthält. Das Ganze schließt würdig ein Nachwort Nauwerck's über das Jahr 1848, eine wahre Kapuzinerpredigt. Man höre nur:

Ein Monat vom Achtundvierziger bringt uns weiter als ein Jahrhundert der Helm- oder Zopfzeit. Die Geschichte arbeitet eben nicht mehr für die Vornehmen und Reichen, sondern für die geburtslose und vogelfreie Masse; es wird nicht mehr für die Zöpfe, sondern für die Köpfe aufgetischt und aufgespielt. Eben durcheilen wir ein lachendes Thal, umgeben von den neuerrungenen Gütern, und schon braust die Locomotive in den finstern Tunnel der Reaction, wo man uns mit vielen Lampen die Sonne ersetzen will. Stets von neuem aus Noth und Tod entsteht der Titan der Gegenwart; der Geist läßt sich nicht niederkartätschen. Verzaget nicht, wenn die Barrikade unter der Kanonade zusammenstürzt; die Barrikade steht morgen doppelt hoch und stark wieder aufrecht. Die Dinge rennen und rasen. Die Todten reiten schnell, aber die Lebenden reiten jetzt noch schneller. Das Wort Fortschritt ist veraltet; man darf nur Fortlauf, Fortsturm sagen.

Man sieht daß die Mitglieder der Freien deutschen Akademie auch eine freie deutsche Sprache zu reden verstehen. Nach Hrn. Nauwerck sind Monarchie, Aristokratie, Hierarchie, Bureaukratie, Plutokratie, und alle andern Kratien und Archien der Vernichtung geweiht. Indessen eine einzige Kratie macht eine Ausnahme: die Demokratie. Mit ihrem fliegenden Banner, worauf die Worte stehen: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit! behauptet sie als alleiniger Sieger den Kampfplatz. Die einzige Form der Demokratie aber in welcher die Menschen menschlich leben ist die Republik, nicht die reine politische, sondern die sociale.

Noch ehe recht Republikaner da sind, kommt die Republik zu den Völkern. Wem Gott ein Amt gibt dem gibt er auch Verstand. Wenn auch die Menschen nicht wollen, der Zeitgeist will es; und eines schönen Morgens reiben sie sich die Augen, und siehe — die Republik hat sich ganz von selbst gemacht.

So wie hier Hr. Nauwerck für die Abschaffung aller Kratien, außer der Demokratie, schwärmt, ohne zu bedenken, daß der „Zeitgeist der die Republik will" der Herren eigener Geist ist in dem die Zeiten sich bespiegeln, so lebt ein anderes Mitglied der Freien deutschen Akademie, Karl Kleinpaul in Hamburg, in der Abhandlung „Die Trennung der Schule von der Kirche, und die Entbehrlichkeit des Religionsunterrichts in den öffentlichen Schulen" der frohen Hoffnung, daß es einst der religiösen Vertröstung auf ein jenseitiges besseres Leben nicht mehr bedürfen, und daß man in der Wissenschaft, der menschlichen Kunst, und den menschlich-irdischen Interessen den durch die Auflösung der Religion nothwendig gegebenen Ersatz für die Erquickungsstunden der religiösen Erbauung finden werde. Zwar gibt der Verf. zu, daß die Anweisung sich unmittelbar in das Menschliche zu vertiefen noch kein Ersatz für die beseligende Stimmung der religiösen Andacht, der Verlust der Religion also insofern unersetzlich sei; „aber ebenso wenig ist — man entschuldige den Vergleich — das Beseligende des Rausches für Denjenigen ersetzbar der sich der Neigung dazu überlassen hat; und

gleichwol bleibt die Unterdrückung der letztern eine moralische Nothwendigkeit."

Auf wessen Seite hier der Rausch sei, überlassen wir dem geneigten Leser zu entscheiden. Wir sind der festen Ueberzeugung, daß die Vertiefung ins Menschliche, in Wissenschaft, weltliche Kunst und irdische Interessen nie die Religion überflüssig machen, sondern erst recht das Bedürfniß nach ihr erwecken wird, da Wissenschaft, Kunst und menschlich-irdische Interessen durchaus nicht des Menschen Herz und Geist vollkommen ausfüllen und befriedigen können. Es bleibt trotz aller irdischen und weltlichen Herrlichkeit doch immer in des Menschen Brust noch die Sehnsucht nach etwas Anderm übrig, die nur die Religion stillen kann. Der Verf. scheint also von dieser tiefern innern Erfahrung Nichts zu wissen, die sich gerade der Gebildetsten und oft auf den höchsten Stufen des Glücks bemächtigt, wenn er sagt, „daß Geist und Gemüth der Gebildeten durch Wissenschaft, Kunst, die politischen und die materiellen Interessen schon hinreichend beschäftigt sind, als daß ein Bedürfniß der Religion oder eines Ersatzes derselben für sie entstehen sollte". Gesetzt Dies wäre wirklich für die Gebildeten der Fall, was soll dann aber den Ungebildeten, also der Mehrzahl, für ein Ersatz zu Theil werden?

Man benutze die viele Zeit welche mit dem Auswendiglernen dogmatischer Formeln, religiöser und moralischer Gebote und Sinnsprüche, mit dem Lesen der biblischen Geschichte, und mit dem meist gedankenlosen Anhören salbungsvoller Erbauungsreden bisher zugebracht worden ist zur gründlichen Erlernung der Naturwissenschaft, der Anthropologie, der Geschichte und der Volkswirthschaftslehre, sowie zur künstlerischen Ausbildung durch Musik, Gymnastik und Zeichnenunterricht: und die hierdurch erlangte Bildung wird sowol das Individuum völlig befriedigen, als auch den Begriffen über Das was wenigstens heutzutage Bildung genannt wird vollständig entsprechen.

Wir geben gern zu, daß durch die genannten Bildungsmittel die Zeit besser angewendet wird als mit dem Auswendiglernen dogmatischer Formeln, dem Lesen der biblischen Geschichte, und dem Anhören salbungsvoller Erbauungsreden. Aber in diesen Stücken besteht auch nicht die wahre Religion, und man braucht daher nur diese dem Volke mitzutheilen, um ihm einen befriedigenden Ersatz für den Verlust des dogmatischen Wahnglaubens zu geben; nie aber darf man sich einbilden, daß menschliche Wissenschaft, Kunst, politische und materielle Interessen die echte Religiosität überflüssig machen oder einen Ersatz dafür bieten können. Das Einzige was hier dem Verf. zugestanden werden kann ist die Entbehrlichkeit des positiv-kirchlich-dogmatischen Religionsunterrichts, aber keineswegs die Entbehrlichkeit aller religiösen Unterweisung. Religion ist für die Menge was Philosophie für die Gebildeten ist: sie ist die **Volksmetaphysik**. Die Physik allein befriedigt den Menschen nicht; denn sie lehrt ihn nur die **erscheinenden** Naturkräfte und Gesetze kennen, ohne ihm Aufschluß über das **Wesen** und den innern Zusammenhang aller Dinge zu geben. Selbst eine Darstellung der physischen Verkettung aller Erscheinungen, wie in Alexander v. Humboldt's „Kosmos", befriedigt nicht das metaphysische Bedürfniß des Menschen. Letzteres erzeugt ewig aus sich **Religion und Philosophie**, und es ist folglich thöricht zu glauben, Religion werde durch die Naturwissenschaften, Anthropologie und bildende Künste, sowie durch Geschichte und Volkswirthschaftslehre überflüssig gemacht, wennschon nicht zu leugnen ist, daß ein bestimmter historisch-dogmatischer Glaube dadurch verdrängt wird.

Mit weit mehr Achtung und Besonnenheit als Hr. Kleinpaul spricht ein anderes Mitglied der Freien deutschen Akademie, **Karl Schmidt** in Köthen, über die Religion. In seiner „Entwickelung der christlichen Lehre, einer Charakteristik der schöpferischen Persönlichkeiten im Christenthum", geht er von dem Grundsatz aus:

Große, bestimmte, eigene und sichere, und individuelle Persönlichkeiten machen die Geschichte im Allgemeinen, und daher auch die Geschichte der Religion. Um diese Heroen sammelt sich eine Kämpferaristokratie, welche vom Blute jener genährt wird, und welche die Felsstücke von Gedanken die jene in den Bau der Geschichte einfügten dem Herzen der Masse dictirt.

Es ist zwar eine eigene Sprache: **Felsstücke von Gedanken**, die dem **Herzen der Masse dictirt** werden; aber wir wollen uns nicht an Worte stoßen, sondern sehen was für die Erkenntniß der Sache dabei herauskommt. Hr. Schmidt geht alle das Christenthum bildenden und fortbildenden Persönlichkeiten, Jesus Christus, Paulus, Tertullian, Origenes, Athanasius, Augustin, die Scholastiker, Mystiker, Reformatoren, Jesuiten, Pietisten, Freigeister, bis herab auf Jacobi, Fichte, Schleiermacher, Schelling, Hegel, und endlich Feuerbach, der Reihe nach kritisch durch, und schließt mit dem Resultate, daß durch diese ganze Entwickelung der christlichen Lehre alles Heidnische und Jüdische, was in der Lehre des ursprünglichen Christenthums noch stehen geblieben war, aus der christlichen Religion entfernt worden: das Jüdische, indem die Transscendenz von der Immanenz des Geistes vernichtet ist; das Heidnische, insofern über die bloße Naturwüchsigkeit hinaus zum freien Geiste fortgegangen ist.

Das Wesen der christlichen Religion ist, daß der Christ die Gottmenschlichkeit die er in Christus anschaut im Cultus zu seiner eigenen macht, und dadurch den Grund und die Basis zur freien, autonomen Sittlichkeit erhalte. In der freien Sittlichkeit — der Spitze der dogmengeschichtlichen Entwickelung, und dem Gipfelpunkte aus aller Theorie — hat die Religion, dieser echt mystische Proceß, in dem sich der Mensch realiter mit dem Absoluten, dem freien, dem unendlichen Geiste, versöhnt, und auf ekstatischem Wege das Selbst ins Absolute hineinhebt, der nicht gedacht, sondern nur beschrieben, nicht mit der Anatomie des Verstandes zermartert, sondern nur gelebt werden kann, eine Sprache erhalten: die freie Sittlichkeit ist die Probe für die Echtheit des religiösen Cultus, sie ist das zum Bewußtsein gebrachte Gewissen der Religion, weil sie die Selbstbehauptung, das Selbstbewußtsein und die Selbstverwirklichung des Geistes, die freie Bethätigung des Individuums ist.

Durch den **Monismus**, den die Neuzeit an die Stelle des **Dualismus**, der die menschliche Kraftlosigkeit zur Folge hatte, eingesetzt hat, hat sie

ein starkes und hohes Selbstbewußtsein gesetzt, in dem das Leben mit all seinen Gegensätzen, in seinen Ebben und Fluten, in seinen Windstillen und seinen Strömungen den festen, centralen Einheitspunkt findet, in dem das Individuelle in das Absolute, und das Absolute in das Individuelle hineinspielt.

und beide in dieser unendlichen Vermittelung ihr Leben erhalten, indem sich die particulaire Individualität in die universelle auflöst, und die Gebundenheit des Ich in den Aether des freien Geistes eintaucht.

Das „Hineinspielen" des Individuellen in das Universelle, und des Universellen in das Individuelle ist ein sehr schillernder Ausdruck, der keinen bestimmten Begriff gibt. Viel deutlicher ist die christliche Foderung der Wiedergeburt, die ein völliges Aufgeben und Verleugnen der natürlichen, egoistischen Individualität besagt. Indessen ist doch anzuerkennen, daß der Verf. die Religion, und namentlich das Christenthum keineswegs, wie Hr. Kleinpaul, für veraltet, abgelebt erklärt, sondern in der ganzen geschichtlichen Entwickelung nur einen Läuterungsproceß derselben, worin sie sich von jüdischen und heidnischen Schlacken reinigt, aufzeigt; weshalb dieser Aufsatz mit dem Kleinpaul'schen einen grellen Contrast bildet, und einen glänzenden Beweis für die allumfassende Toleranz der Freien deutschen Akademie liefert, da sie so Heterogenes in ihren Schoos aufzunehmen vermag.

(Der Beschluß folgt.)

Lord Melbourne.

Biographical notices of Lord Melbourne. London 1848.

Lord oder Viscount Melbourne wurde als zweiter Sohn des ersten Lord Melbourne mit dem Namen William Lamb am 18. März 1779 geboren, und während sein älterer Bruder, Peniston Lamb, dem Vergnügen lebte, auf der Etonschule und den Universitäten Glasgow und Cambridge zum Staatsmanne gebildet. Nach dem Tode seines Bruders 1805 trat William, nun Repräsentant seiner Familie, ins Unterhaus, 1827 als Staatssecretair für Irland in das Ministerium Canning, und im folgenden Jahre unter Wellington wieder zurück. Wellington wich dem Lord Grey, und Grey wählte den inzwischen durch Ableben seines Vaters zur Pairswürde gelangten Melbourne zum Staatssecretair des Innern. Die Wahl machte Beiden Ehre. England kränkelte am Reformfieber. Unerklärliche Schadenfeuer loderten in allen Richtungen auf. London war in Bewegung. Politische Vereine wühlten, die Gewerbe bildeten Unionen, und noch 1849 kann manches Ministerium und manches Volk sich ein Beispiel nehmen an einem londoner Ereignisse von 1834. Enggeschart und Arm in Arm zogen mehr denn 100,000 Männer vor das Ministerium des Innern Melbourne, eine Petition zu überbringen. Kein Soldat war aufgestellt, kein Constabler zu sehen, und Melbourne stand am Fenster, und schaute ins Gewühl. Durch das Hauptthor trugen die Führer des Zugs die Schrift über die Haupttreppe nach dem Empfangszimmer. Im Vorgemach sagte ihnen der Thürsteher, der Minister könne sie nicht empfangen, weil das Ueberreichen einer Petition in massenhaftem Gefolge ungesetzlich sei, und die Führer und ihre 100,000 Begleiter gingen ruhig nach Hause!

Sobald Lord Grey die Reformbill durchgesetzt trat er ab. Melbourne wurde erster Minister, und mit Ausnahme weniger Monate des Jahrs 1835 und weniger Tage des Jahrs 1839, wo er das Staatsruder an Sir Robert Peel geben mußte, lenkte er es bis mit 1841. Er legte es nieder, weil er als Verfechter einer Milderung der Korngesetze unterlag, und schied mit der Prophezeiung, die sich seitdem erfüllt hat, daß seine Gegner nicht nur seinen Vorschlag zu dem ihrigen machen, sondern einen Schritt weiter gehen würden. Nach längerer Krankheit starb er am 24. Nov. 1848 auf seinem Familiensitze Brocket-Hall.

„Als Minister", lautet das vom „Edinburgh review" bei Anzeige des oben rubricirten Werks dem Entschlafenen errichtete Denkmal, „besaß er Kälte und Muth, war frei von Leidenschaft und ohne Vorurtheil, gutmüthig und versöhnlich wie selten Einer, und in Folge anhaltenden, wenn auch nie gewaltsamen Studirens voll Verstand. Wie aber hervorragende Eigenschaften oft in Fehler auslaufen, so auch bei Lord Melbourne. Der Umfang seiner Kenntnisse und das Weitgreifende seines Verstandes traten ihm einigermaßen hindernd entgegen. Er wußte so im voraus, was für und wider eine Behauptung gesagt werden könne, machte die dunkele und helle Seite jeder Frage sich gleichzeitig so klar, daß er sich geneigt fühlte den Werth der Distinctionen zu unterschätzen, und Meinungsverschiedenheiten für minder groß und wichtig zu achten als sie Beides waren. Merkwürdig genug brachte diese Gesinnung, während sie sein Urtheil modificirte, nichts Schwankendes in seine Entschließungen. Voll einsehend, daß wenn man eine Richtung vor der andern innehalten muß, sei sie um ein Weniges oder um Vieles besser als die andere, man sie energisch verfolgen muß, wich er nie von der Bahn die er sich vorgezeichnet, zögerte nie in Vollstreckung einer Maßregel für welche er sich entschieden. Den Aemtern die er zu vergeben hatte fand er stets geschickte Männer, und er fand sie ohne Parteirücksicht, blos vom öffentlichen Interesse geleitet. Ebenso uneigennützig verfügte er über die Verleihungen der Krone, nahm keine Ehrenstellen für sich, und stellte keine seiner Verwandten an. Als Redner fehlte Lord Melbourne die Fülle des Ausdrucks, die copia fandi. Sein Charakter und seine Lebensweise hinderten ihn ein Rhetoriker zu werden. Er hatte immer nur gesprochen, wenn er es um seiner selbst oder um des öffentlichen Wohls willen für unerlaßlich hielt. Dann bestanden seine Reden meist in kurzen, schlagenden Sätzen voll philosophischer Ansichten, voll kräftigen Aufrufs an den gesunden Menschenverstand, und voll ebenso stolzer und kühner als heiterer Zurückweisung von des Gegners Angriffen. Indessen offenbarte er bald einige der nützlichsten und glänzendsten Eigenschaften für die Debatte: genaue Kenntniß seiner Zuhörer, eine Unbefangenheit und gute Laune, welche jede Animosität entwaffnete, einen allezeit fertigen Witz auf die Auslassungen eines hartnäckigen Widersachers, und so gesundes und staatsmännisches Durchdringen wichtiger Gegenstände, daß sein Spott wie Weisheit klang, und seine leichte Bewegung als würdevolles Auftreten erschien."

„Im Cabinet besänftigte sein unerschütterlicher Gleichmuth und seine Geschicklichkeit im Versöhnen jeden zornigen Streit, und weil er alle Meinungen verstand, und alle persönlichen Motive durchschaute, wußte er stets einen Vergleichsvorschlag oder die Genugthuung anzubieten die eben gewünscht wurde. In geselligen Kreisen war er vielleicht die zierlichste und angenehmste Erscheinung unserer Zeit. Alles mit Jedem war er immer er selbst. Dem Politiker wie dem Gelehrten und dem Weltmanne begegnete er auf deren eigenem Grund und Boden ohne Zwang und ohne Mühe. Seine funkelnde Heiterkeit kannte keinen Wechsel, und sein Witz war von jener besten Sorte welche Dr. Johnson treffend bezeichnete, indem er sagte: «Wir haben davon nie genug, wenn wir davon nicht zu viel haben.» In gewöhnlicher Unterhaltung nahm er anfangs Alles leicht. Es fiel ihm nicht ein Ernst zu verschwenden. Sobald aber das Geschäft hervortrat, schnellte sein elastischer Geist in die erfoderliche Form. Dann richtete er sich auf, hob den Kopf, blickte ernst, kniff die Lippen, und unterbrach durch kein frivoles Wort was er zu hören oder zu sagen hatte. Seine Haltung und Geberde, einen Moment vorher Ausdruck der guten Laune, des Frohsinns und des Scherzes, war mit Eins gemessen und imponirend. Gestalt und Gesicht hatten stets etwas Edles und Männliches, und mit den vorrückenden Jahren gewann letzteres an Würde. In seinen Gewohnheiten und in seinem Charakter ähnelte er theils dem jovialen, fröhlichen, praktischen Sir Robert Walpole, theils dem ämsigen, speculativen

und seinen Bolingbrocke, wie überhaupt Vieles in ihm an die Tage der Königin Anna und an die Minister einer Zeit gemahnte, wo Politik und Wissenschaft Hand in Hand gingen."

„Einige seiner Eigenthümlichkeiten dürfen hier nicht vergessen werden. Sein Widerwille gegen alle Uebertreibung und Ziererei, sein scharfer Einblick in die Motive Anderer, die Schnelligkeit mit welcher er Verstellung entlarvte, und falsche Sentimentalität in Abzug brachte, ließen ihn das Bedürfniß erkennen seine ihm angeborene Gutmüthigkeit zu beherrschen oder zu verbergen, und mit der Ungläubigkeit eines Menschen welchem die Gefühle fremd sind, die er belächelt, über Enthusiasmus oder Uneigennützigkeit zu lächeln. Dennoch dachte Lord Melbourne von den Menschen nicht hart. In Wilberforce's Memoiren findet sich erzählt, es habe Jemand Pitt gefragt, ob seine Erfahrung als Minister ihn veranlasse von seinen Nebenmenschen gut oder schlecht zu denken, worauf Pitt geantwortet: «Gut.» Ein Freund Melbourne's, der ihm Das mittheilte und ihn um seine Meinung fragte, erhielt zur Antwort: «Ich denke gerade wie Herr Pitt.» Auch war er keineswegs so unthätig und so ohne Ehrgeiz wie von ihm behauptet worden, und zwar weil er gemeint, es lohne Nichts die Mühe thätig oder ehrgeizig zu sein. Das Wahre an der Sache ist, daß Vieles von Dem was gemeinhin die Menschen stachelt ihn nicht stachelte, er so völlig frei von Eitelkeit war nicht einmal die Einwirkung derselben auf Andere begreifen zu können. Folglich war er nicht der Mann blos zu reden und zu handeln um Etwas aus sich zu machen. Für keine Handlung von welcher er nicht ein mögliches, praktisches und rasches Resultat absah, wie für keinen Ehrgeiz der nicht einen gewichtigen und unverzögerten Lohn darzubieten schien, konnte sich sein Verstand erwärmen. Das Geschäft des Amtes, der Regierung und der Geselligkeit gefiel ihm als Handlung und genügte ihm als Ehrgeiz. Amtsehrgeiz also besaß er, obschon es nicht allgemein bekannt ist, und bewegte er sich auch im Amte mit der Leichtigkeit und Sorglosigkeit seines Privatlebens: wer ihn genau kannte wußte recht gut, daß er im Geiste sich immer damit beschäftigte wie er seine Obliegenheiten am besten zu erfüllen vermöge. Dies muß um so mehr beachtet werden, weil es seiner Unparteilichkeit in der Politik und seinen häufigen Abweisungen von Beschäftigungsanträgen das rechte Verdienst verleiht, weil es die Festigkeit seiner Grundsätze beweist, obwol er sie ohne Enthusiasmus angenommen."

„Im Ganzen getrauen wir uns zu behaupten, daß, mögen auch Viele ihre Laufbahn durch gefeiertere Thaten verherrlicht, doch Wenige eine glänzende Laufbahn ehrenvoller beendet haben. Parlamentsmitglied während einer langen Reihe von Jahren, inmitten stürmischer, wechselreicher Zeiten, trug sein Verhalten stets das Gepräge der Mäßigung. Er hat nicht unausgesetzt mit derselben Partei gestimmt, aber keine Partei hat ihn beschuldigt oder verdächtigt, daß er aus Eigennutz gehandelt. Mochte er sich weigern Regierungsrechte dem Pöbel abzutreten oder Volksinteressen gegen die Regierung in Schutz zu nehmen, sein Zweck war durch Thätigkeit die Ordnung zu beleben, gegen Wühlerei die Ordnung zu wahren. «Mihi semper in animo fuit», citirte er eines Tags aus seinem Lieblingsautor, «ut in rostris curiam, in senatu populum defenderem.» Erster Diener der Krone unter Wilhelm IV., sicherte und förderte er die Grundsätze deren Träger er war, trotzdem daß der Souverain zagte, und die Aristokratie ihn bekämpfte. Erster Diener der Krone unter Königin Victoria, ließ er weder von den Bitten seiner politischen Freunde noch von seinen eigenen Leidenschaften und Interessen sich verlocken den fast unbegrenzten Einfluß welchen er eine Zeit lang auf die jugendliche Fürstin hatte in einer Weise auszuüben welche die von unserer Constitution ihr eingeräumten Rechte oder die Rechte seiner Gegner gekränkt hätte. Unter seinem Ministerium bewirkte das Erhalten der Ruhe und Ordnung Vermehrung der Volksfreiheiten und des Wohlstandes im Reiche. Dem Auslande gegenüber war Englands Politik während derselben Zeit vollkommen englisch, d. h. klug, friedlich und freisinnig. Er starb, von seiner Königin fast wie ein Vater geachtet, im höchsten Grade geschätzt von den Höchstgestellten seiner Zeitgenossen, tief betrauert von seinen Freunden und Verwandten, und ohne einen Feind zu hinterlassen, sei es auch daß, weil Bosheit es nicht vermag, Unwissenheit ihm Verleumder erwecke. Daß Dies geschehen werde hat er sich nie verhehlt, und es dürfte unmöglich sein hierüber etwas Wahreres oder Angemesseneres zu sagen als was er in einer seiner Reden selbst gesagt hat. Wir schließen damit unsere Anzeige."

„«Die Thaten des Kriegers werden im Lichte der Sonne, im Angesichte des Tags gethan; sie werden vor seinem Heere, vor dem Feinde ausgeführt; sie werden gesehen und bekannt; zum größten Theile kann Niemand sie leugnen oder bestreiten; sie werden ohne Unterlaß der ganzen Welt erzählt, und empfangen mit Eins den Preis und Ruhm welcher der Bravheit gebührt die sie gethan. Nicht so die Leistungen des Ministers. Diese bestehen weniger darin bei großen Krisen zu handeln als solche Krisen zu verhindern. Daher bleiben sie oft im Dunkel und unbekannt, bloßgestellt jeder Art falscher Deutung, und müssen kämpfen wider bösen Leumund, Angriffe und Verurtheilung, während sie den Beifall und den Dank des Landes verdienen. Wie oft auch gehen solche Leistungen gänzlich verloren in der Ruhe welche durch sie erhalten, und inmitten des Wohlstandes welcher durch sie geschaffen worden ist.»" (Aus Lamb's Rede über die Indemnitätsbill vom 11. März 1818.)

10.

Literarische Notiz.

Eine neue Gattung von historischem Bastardroman.

Der Verf. der „Histoire du concile de Trient", und von „Un sermon sous Louis XIV" veröffentlicht einen neuen Roman, in welchem sich abermals geschichtliche Personen und Thatsachen in etwas wunderlicher, doch jedenfalls unterhaltender Weise um eine Predigt gruppiren: „Trois sermons sous Louis XV, par *L. F. Bungener*" (Paris 1849). In „Un sermon sous Louis XIV" sieht man Bossuet, Fénélon, Bourdaloue, den Pfarrer Claude in Hofintriguen verwebt, und ihre Rollen unter Ludwig XIV. und der Frau von Montespan spielen. In vorliegendem Werke, das in drei Abschnitte zerfällt: „Eine Predigt am Hofe", „Eine Predigt in der Stadt" und „Eine Predigt in der Wüste", handelt es sich vom Pater Bridaine und Pfarrer Rabaut, von einem Abbé des Hofes, einem weltlichen Bischof, den pathetischen oder grausamen Scenen zu welchen die Verfolgung der Reformirten Anlaß gibt; ferner von den kleinen Abendmahlzeiten Ludwig's XV. und der Pompadour, dem Treiben der Beichtväter und Höflinge, wo die Einen den König von seiner Geliebten trennen, die Andern ihn fester als je an sie ketten wollen. Von der Kanzel versetzt uns die bunte Schilderung in die kleinen Gemächer zu Versailles, von den ernsten Unterredungen des katholischen Missionnairs mit dem Pastor der Wüste zu den Gesellschaften der Encyklopädisten, wo Diderot, Holbach, Grimm, d'Alembert und manche Andere auf Kosten des Christenthums geistreich sind; von Notre-Dame, wo Bridaine vor dem in einer Tribune versteckten Könige und der ganzen schönen Welt von Müßiggängern und Ungläubigen predigt, in das kleine Thal der Cevennen, wo Rabaut unter Felsen und Abgründen, Spionen, Verräthern und Soldaten, die heranziehen um die fromme Heerde und den Hirten auseinanderzujagen, die durch Verfolgung bewährten und zum Märtyrerthum bereiteten Seelen tröstet und stärkt.

21.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, — Nr. 130. — 31. Mai 1849.

Die Freie deutsche Akademie.

(Beschluß aus Nr. 129.)

Die Abhandlung von J. Schaller in Halle: „Zum Begriff der Naturphilosophie im Allgemeinen", enthält zwar einige richtige Gedanken über das Wesen und die Nothwendigkeit der Naturphilosophie gegenüber den empirischen Naturwissenschaften; aber da der Naturbegriff den sie voraussetzt der Hegel'sche ist, demzufolge die Natur nur die Verkörperung der Hegel'schen Logik ist, also Materie und Bewegung Verkörperungen der Begriffe des Seins und Werdens sind, so kommt wieder die Hegel'sche Charlatanerie einer apriorischen Construction der Natur zum Vorschein.

Die Naturphilosophie unterscheidet sich von der empirischen Naturwissenschaft zunächst und vor Allem dadurch, daß sie nach der unbedingten absoluten Nothwendigkeit des Factischen fragt. Das schlechthin Nothwendige wird nur durch eine Deduction a priori so dargestellt wie es ist; nicht blos wir verfahren a priori, sondern die Natur selbst thut Dies (?); nur dann also nehmen wir die Natur wirklich auf wie sie ist, wenn wir sie nicht blos sinnlich beobachten, sondern auch aus dem Gedanken, aus der Idee erzeugen.

Anstatt einzusehen, daß die reinen Gedanken des Seins, des Etwas, des Werdens, der Quantität, Qualität, Causalität u. s. w. nur ganz unbestimmt allgemeine und ohne den reichen Stoff der Anschauung leere Formen des menschlichen Geistes sind, aus denen sich nimmermehr der reelle Inhalt der wirklichen Welt herausklauben läßt, will uns die Hegel'sche Philosophie weismachen, daß wir mit solchen hohlen Formen das Wesen der Dinge, das Ding an sich, begreifen, und daß die ganze reiche Welt der Anschauung nur Verkörperung jener reinen Gedanken sei. Vergebens windet sich Hr. Schaller diese apriorische Deduction der Natur als echte Naturphilosophie zu vertheidigen.

Ein anderes Mitglied der Freien deutschen Akademie, Hr. F. Beck in Kopenhagen, liefert uns drei Abhandlungen: 1) „Beiträge zur socialen Wissenschaft"; 2) „Die religionsgeschichtliche Stellung des Islam"; 3) „Die Zukunft der Theologie, mit Beziehung auf die Schrift des Herrn Hundeshagen über den deutschen Protestantismus."

Nr. 1 greift mit seinen Paragraphen über Nationalökonomie, freie Concurrenz, Industriecapital, Geldwesen, Organisation der Arbeit, Association, Handel zu sehr in ein ganz besonderes empirisches Gebiet ein, wo ein gründliches Urtheil sich nicht blos auf schöne Ideen, sondern vor allen Dingen auf gründliche Fachkenntniß stützen muß, als daß eine Akademie die alle besondern Facultäten von vornherein gestrichen hat nicht durch Behandlung solcher speciellen Fragen mit den betreffenden Facultäten in Streit gerathen sollte: ein Streit der die freie allgemeine Akademie nöthigen würde von ihrer luftigen Höhe windiger abstracter Ideen in die Thäler der concreten Wirklichkeit hinabzusteigen, und sich so für die Auflösung der Facultäten bitter rächen würde.

In Nr. 2 behauptet Hr. Beck, der Mohammedanismus sei wesentlich ein orientalisches Phänomen, und habe nur dadurch eine welthistorische Revolution hervorgebracht, daß er das occidentalische Princip der Subjectivität in der allein mit dem Orientalismus zu vereinigenden Form als grenzenlos und unbestimmbares aufgenommen hat.

Der Mohammedanismus ist der orientalische Traum des byzantinischen Christenthums. Insofern man unter Ketzerei die Durchdringung eines nicht christlichen Religionsprincips mit einzelnen Momenten der christlichen, oder die Herabziehung des Christenthums in eine niedrigere religiöse Sphäre, die Vermischung christlicher Gedanken mit solchen die in einem verschiedenen Religionsprincip gegründet sind, die Einhüllung christlicher Ideen in nicht christlicher Form versteht, kann man allerdings den Islam zu den christlichen Ketzereien zählen.

Schließlich stellt der Verf. eine einstige Verschmelzung des Islam mit dem Christenthum in Aussicht, indem er sagt:

Gelangen die Mohammedaner einmal durch historisch-theologische Studien zur Ueberzeugung, daß das jetzige Christenthum ein ganz anderes ist als das welches Mohammed kannte, daß das Urchristenthum wieder zu seiner Reinheit durch eigene Kraft zurückgekehrt ist, daß man auch als Christ nur an einen Gott zu glauben hat, der allein Himmel und Erde geschaffen, daß man die Mutter Gottes weder für Gottes Gattin, noch Christus selbst für einen aus dieser Verbindung durch Zeugung hervorgegangenen Sohn Gottes zu halten braucht, so ist die Scheidewand zwischen ihnen und den Christen durchbrochen. Juden sowol als Mohammedaner können nur auf dem Wege des Rationalismus wirklich bekehrt werden. Mohammed könnte dann für das arabische Volk wie Moses für die Israeliten ein Gesandter Gottes bleiben; als den größten Propheten, als den der ganzen Menschheit und aller Ewigkeit, müßten sie aber Christus anerkennen.

Diese gepriesene Verschmelzung, was wäre sie anders als die Verschmelzung einer Ketzerei mit einer andern? Denn da der Verf. den Mohammedanismus eine christliche Ketzerei nennt, der **Rationalismus** aber, der da leugnet daß Jesus Christus der Sohn Gottes sei, nach dem Urchristenthum nicht minder als Ketzerei zu betrachten ist, so wäre diese Verschmelzung nur eine Allianz verwandter Ketzereien. In der That ist auch der Rationalismus vom Judenthum und Mohammedanismus gar nicht wesentlich verschieden, und diese drei brauchen daher nicht erst in Zukunft verschmolzen zu werden, sondern sind es schon lange. Rationalismus ist judaisirendes und mohammedanisirendes Christenthum, nur ohne Beschneidung.

Nr. 3 stellt durch die nunmehr festgesetzte Freiheit des Staats von der Kirche die äußere Existenz der bisherigen Theologie für die Zukunft als eine sehr precaire dar.

Wenn die Staatskirche nicht mehr existirt, wird die Theologie als reine Parteiangelegenheit, als besonderes Interesse gewisser Personen und gewisser Gesellschaften erscheinen, und sie wird um so weniger zu einer allgemeinen Bedeutung gelangen können, als ihre nunmehrigen beschränkten Verhältnisse nicht, wie in Nordamerika, auf einer blos grundgesetzlichen Bestimmung beruhen, sondern aus ihrer wissenschaftlichen Ueberwindung, aus ihren mislungenen Versuchen sich mittels der Policei zu rehabilitiren hervorgegangen sind.

Allerdings wird die orthodoxe dogmatische Theologie, von der Wissenschaft überwunden, zur Parteiangelegenheit herabsinken, denn sie trägt den Widerspruch in sich wissenschaftliche Mittel zu ihrer Stütze zu machen, und doch gegen die Resultate der strengen, unbestochenen, vorurtheilsfreien Wissenschaft zu verstoßen: aber kann nicht an die Stelle solcher veralteten und verknöcherten Theologie eine verjüngte, dem innern Wesen und Kern des Christenthums entsprechende treten, welche die ewigen Heilswahrheiten, die durch keine Wissenschaft umgestoßen werden können, zum Gegenstande ihrer Forschungen macht? Hat Hr. Hundeshagen nicht Recht, wenn er die stete Beziehung der theologischen Forschung auf den heilsbedürftigen Zustand des Ich für das Eigenthümliche der deutschen Reformation hält, und der Meinung ist, daß man auf das ethisch-religiöse Princip des Protestantismus zurückgehen müsse, daß über dem einseitigen Hang nach Sättigung und Schärfung des intellectuellen Geistes, welcher jedes andere Interesse aufzehrte, nicht nur der ethische Geist ein Brachfeld geblieben sei, sondern auch die so hoch gesteigerte Intellectualität eine verkehrte Stellung zu denjenigen Stoffen gewonnen habe die nur von der Basis einer ernstern praktischen Lebensanregung, von einer tiefern Entwickelung des ethischen Geistes aus, in ihrer wahren Wesenheit erfaßt und ergründet werden können?

Die auf die Beck'schen Aufsätze folgende Skizze einer Gliederung der Sprachwissenschaft von Prof. Pott in Halle greift wieder so sehr in ein besonderes Gebiet ein, daß wir sie billig den Fachgelehrten zur Beurtheilung überlassen.

Unser Endurtheil über die Freie deutsche Akademie bleibt demnach, daß Das was sie wollte, die Befruchtung der Praxis durch die Theorie und der Empirie durch die Speculation, zwar unleugbar die Aufgabe unserer Zeit sei, daß aber die Art wie sie diesen Zweck durch eine außerhalb der Universitäten stehende freie Akademie, die die Facultäten streicht, realisiren wollte, eine durchaus verfehlte zu nennen ist. Völlige Befreiung der bestehenden Universitäten von äußerer fremder Bevormundung durch Regierungsbehörden, die ein zum voraus festgestelltes Resultat vorschreiben, das die Wissenschaft herausbringen müsse um gute Beamte zu bilden; die Abschüttelung dieses unwürdigen Jochs von der Wissenschaft, die etwas Besseres zu sein bestimmt ist als eine mit Butter versorgende Kuh; kurz die **Lehrfreiheit**, die nur den eigenen innern Gesetzen der Wissenschaft gehorcht, gewährt vollkommen was die Freie deutsche Akademie beabsichtigt. 46.

Villemain's Prophezeiung über Roms Schicksal.

Villemain hat nach dem „Journal des débats" eine neue Ausgabe seines „Tableau de l'éloquence chrétienne au onzième siècle" veröffentlicht. Sie ist fast ein neues Werk. Der berühmte Schriftsteller hat höchst sorgfältig die Geschichte der christlichen Beredtsamkeit oder vielmehr die Geschichte der Wirksamkeit der großen Kirchenväter im 4. Jahrhunderte entwickelt. Der heilige Basilius, Chrysostomus, Hilarius und Augustin haben all ihre Kraft zur Vertheidigung und Verbreitung der großen Principien der christlichen Moral angewendet, und ihrem Jahrhunderte das einzige Mittel das sein Unglück heilen oder mildern konnte gegeben. Die Prüfung ihrer Werke ist zugleich die Geschichte der Dienste die sie der menschlichen Gesellschaft geleistet haben. Villemain hat in der Vorrede zu der neuen Ausgabe eine skizzirte Geschichte der christlichen Civilisation im 4. Jahrhunderte gegeben. Diese Skizze ist nicht blos zum Theil, wie er bescheiden sagt, sondern ganz und gar ausgeführt. Denn wir sind überzeugt, daß es Niemanden geben wird der nicht nach der Lecture des Buchs eine genaue und richtige Ansicht von dem geistigen Entwickelungsgange im 4. Jahrhunderte hätte, den Villemain ganz mit Recht das Erzeugniß des gemeinen Menschenverstandes nennt. Villemain ist einer jener wenigen Schriftsteller die **mehr halten als sie versprechen.** Bei der Besprechung der christlichen Kirche kommt natürlich Villemain auch auf das Papstthum zu reden, den irdischen Repräsentanten der Hülfe und Dauer die Gott seiner Kirche leiht. Die Betrachtungen Villemain's dabei sind gerade jetzt sehr bezeichnend, obwol sie vor länger als einem Jahre niedergeschrieben sind.

„Rom", sagt Villemain, „kann niemals wieder die Hauptstadt eines großen politischen Staats werden; denn sie muß der religiöse Mittelpunkt der Welt bleiben. Von dem Tage an, wo die höchste Bischofswürde ihm verliehen wurde, hat es aufgehört einen dictatorischen Senat und ein Forum zu besitzen. Wenn seit 15 Jahrhunderten die weltliche Souverainetät in Rom nicht neben der Tiara bestehen, wenn weder Recht noch Eroberung sie dort erhalten konnte, wenn der Kaiser sich stets mit oder ohne Willen dorthin wo der Papst **nicht** war, nach Konstantinopel, Mailand oder Ravenna wandte, so kann auch das Wahlrecht der Gesetzgebung, jenes große Bruchstück der modernen Souverainetät, sich nie an dem Orte wo der Papst herrschen soll befestigen. Der Papst ist nur deshalb ein souverainer Fürst, weil er von keinem fremden Fürsten abhängen und von Niemandem sich beschützen lassen darf; als solcher kann

er sich auch in seiner großen Stadt Rom während seiner zeitlichen Regierung als der weiseste Fürst zeigen. Er kann alle billigen Reformen anordnen, er kann den einzelnen Provinzen des römischen Staats Localfreiheiten geben und die bürgerlichen Verhältnisse regeln; aber er kann nie in Rom eine Rednerbühne und eine Repräsentativregierung aufstellen. Er kann ebenso wenig wie ein absoluter Herrscher des Orients der Statthalter einer Demokratie sein. Sobald ein anderer Wille als der seinige über Rom verfügen kann, würde Rom aufhören ein unverletzliches und neutrales Asyl zu sein. Diejenigen welche die Fortdauer des apostolischen Stuhles am meisten unterstützten haben zwar niemals behauptet, daß seine zeitliche Macht unfehlbar sei, wol aber daß sie unabhängig sei. Wie man sich Rom nicht nach außen hin vergrößert, und Italien als einheitlichen Staat beherrschend denken kann, ebenso und noch viel weniger könnte man es sich der Herrschaft einer Nationalversammlung, und in Folge dessen der Einflüsterung eines modernen Heiligen Geistes, einer Kammermajorität unterworfen denken. Die unvergängliche Rednerbühne Roms, die von keinem Schwert Etwas zu fürchten hat, die Attila aufhielt, und deren Widerstand den Sturz Napoleon's vorbereitete, ist der apostolische Stuhl. Unter diesem Schutze mögen öffentliche Freiheiten und innere Einrichtungen sich befreien! Nie aber möge das Volk Roms die Kirche durch eine Revolution unterjochen! Denn durch einen solchen Sieg würde es sein kostbarstes Recht verlieren, welches die glücklichen Fortschritte Italiens gedeckt und begünstigt hat. Es würde in dieselbe Anarchie zurückfallen, allen Zufällen ausgesetzt welche es im Anfange des Mittelalters erblickte; oder es würde nochmals jene republikanische Verfassung von 1798 erfahren, welche den Cäsar mitbrachte, oder auch nur eine fremde Armee ohne Cäsar. Rom ist ein zu großer Reiz für den Ehrgeiz um unangetastet zu bleiben, sobald es aufgehört hat heilig zu sein; und Dies kann es nur durch den Papst und durch dessen Schutz aller Derjenigen sein welche seine Macht mit religiöser Ehrfurcht betrachten. Sobald Rom nicht mehr die Stadt des Papstes ist, ist es eine Hauptstadt ohne Reich, und wie man von Alexander dem Großen sagte, mit ihm fiel das Haupt der alten Welt, so ist der Papst die Seele des jetzigen Menschengeschlechts...."

„PS. Diese Blätter waren bereits gedruckt, und sollten im Februar verflossenen Jahres erscheinen. Wenn ich sie heute veröffentliche, glaube ich Nichts ändern zu dürfen: nicht daß ich nicht fühlte wie kurz meine Ahnung war; aber in einem Punkte wenigstens scheint sie mir eher bestätigt durch die Ereignisse als widerlegt. Der Gedanke, daß Rom unzertrennbar sei von der Unverletzlichkeit des Papstthums, und die Unmöglichkeit, daß es die republikanische Hauptstadt eines einheitlichen Italiens werden könne, bleibt immer wahr, und die Gründe sind noch dieselben wenn auch Pius IX. in Gaeta ist." 31.

Bibliographie.

Balke, G., Predigten. Barmen, Sartorius. Gr. 8. 1 Thlr.

Bava, Bericht über die militärischen Operationen im lombardischen Feldzug vom J. 1848. Dem Kriegsministerium erstattet. Aus dem Italienischen von W. S. Zwei Abtheilungen. Zürich, Schultheß. Gr. 8. 18 Ngr.

Entwurf eines allgemeinen Handelsgesetzbuches für Deutschland. Von der durch das Reichsministerium der Justiz niedergesetzten Commission. 1ste Abtheilung. Frankfurt a. M., Sauerländer. Gr. 8. 15 Ngr.

Fischer, F., Geschichte der Preußischen Kammern. 1stes Heft. Berlin, Duncker u. Humblot. Gr. 8. 5 Ngr.

Fritzsche, A. T. H., Hebe und Charis. Gedichte. Leipzig, Fritzsche. 16. 1 Thlr.

Hermann, K. F., Gesammelte Abhandlungen und Beiträge zur classischen Litteratur und Alterthumskunde. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 2 Thlr.

Klunzinger, K., Artistische Beschreibung der vormaligen Cisterzienser-Abtei Maulbronn. Mit einem Grundriß derselben. Stuttgart, Sonnewald. Gr. 8. 15 Ngr.

Knopp, N., Der katholische Seelsorger als Zeuge vor Gericht. Eine kirchenrechtlich-pastoralistische Abhandlung. Regensburg, Manz. Gr. 8. 11¼ Ngr.

Piersig, W., Mysterien der Berliner Demokratie. Ein Beitrag zur Aufhebung des Belagerungszustandes und zur Reorganisation der Bürgerwehr [für Ultrar——]. 1ster Theil: Vom März bis zum 12. November 1848. Berlin. Gr. 8. 20 Ngr.

Regenauer, F. A., Beleuchtung des von Abgeordneten des Handelsstandes norddeutscher Handels- und der vereinsländischen Meßplätze Frankfurt a. M. und Leipzig bearbeitet und im November v. J. der deutschen Reichsversammlung vorgelegten Entwurfs zu einem Zolltarif für das vereinte Deutschland. Karlsruhe, Malsch u. Vogel. Gr. 8. 27 Ngr.

Röse, F., Die deutsche Volksbewegung von Gottes Gnaden. Geschichte des Jahres 1848. Stuttgart, Krauß u. Schaerer. 8. 1 Thlr.

Rudolf, J. M., Die Geschichte der Ereignisse in der Schweiz seit der Aargauischen Klosteraufhebung 1841 bis zur Auflösung des Sonderbundes und der Ausweisung der Jesuiten. Mit einer geschichtlichen Einleitung der Ereignisse von 1830 bis 1840; nebst Darstellung der Begebenheiten in Frankreich, Deutschland und Italien bis zum Juni 1848. Mit besonderer Berücksichtigung der Militärverhältnisse der schweizerischen Eidgenossenschaft und des Auslandes. Mit 3 lithographirten Portraits und 1 Plane. Zürich, Köhler's Buchdruckerei. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Schneidawind, F. J. A., Das Leben des Erzherzogs Johann von Oesterreich. Mit besonderer Berücksichtigung der Feldzüge dieses Prinzen in den J. 1800, 1805, 1809 und 1815. Schaffhausen, Hurter. 8. 26¼ Ngr.

Umbreit, F. W. C., Was bleibt? Zeitgemäße Betrachtungen des Königs und Predigers Salomo über die Eitelkeit aller Dinge. Uebersetzt, erklärt und in ihrem wohlgeschlossenen Zusammenhange entwickelt. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. Gr. 12. 12 Ngr.

Wiedemann, T., Otto von Freysingen nach seinem Leben und Wirken. Ein historischer Versuch. Mit einer Vorrede von C. Flor. Passau, Elsässer u. Waldbauer. Gr. 8. 12½ Ngr.

Tagesliteratur.

Aebli, J. P., Die Erneuerungswahlen der Geistlichen. Winterthur, Steiner. 8. 7½ Ngr.

Bemerkungen eines Preußen über den Entwurf der Gemeinde-Ordnung für den Preußischen Staat. Berlin, G. Bethge. Gr. 8. 2 Ngr.

Merkwürdige Blicke in die Zukunft von einem nun verewigten Laien. Schwäb. Hall, Pfeiffer. 16. 1 Ngr.

Delenda Austria! Die Auflösung Oesterreichs als eine Nothwendigkeit unserer Zeit. Herisau, Schläpfer. 8. 9 Ngr.

Deutschlands Staatenbund und der deutsche Einheits-Staat, Versuch einer Vermittelung von F. v. W. Liegnitz, Gerschel. Gr. 8. 6 Ngr.

Entwurf des Verfassungsgesetzes für die evangelische Kirche des Herzogthums Oldenburg. Oldenburg, Schmidt. Gr. 8. 4 Ngr.

Friedlein, F. W., Beitrag zur Lösung der Frage: „Durch welche Mittel kann der materiellen Noth der untern Classen der Bevölkerung Deutschlands und insonderheit Bayerns am Zweckmäßigsten und Nachhaltigsten abgeholfen werden?" Hof, Grau. Gr. 8. 4½ Ngr.

Graichen, H., Ueber Landesfrohnen, Hofleistungsdienste,

Hufengelder und andere alte Abgaben, welche den Charakter einer Steuer an sich tragen, sowie über Besteuerung der Realberechtigungen als fortgesetzte Beleuchtung der Ungleichheiten und Gebrechen, welche sich bei Einführung des neuen Grundsteuersystems im Königreich Sachsen für den mit Feudallasten behafteten bäuerlichen und bürgerlichen Grundbesitz herausgestellt haben. Leipzig, O. Klemm. Gr. 8. 10 Ngr.

Haushalter, C., Ein Cyklus von Vertheidigungsschriften in politischen Untersuchungen der Neuzeit. Ein Beitrag zur Revision der Preußischen Strafgesetzgebung. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 8 Ngr.

Kirchsteiger, M., Prophezeiungen über die Zukunft des Antichristes und der nachfolgenden Zeit. Bloß allein gegründet auf die Aussprüche der heiligen Schrift und der heiligen Väter. Zur Beherzigung für alle Menschen. Herausgegeben im Jänner 1849. Linz, Ebenhöch. 12. 10 Ngr.

Löhe, W., Die bayerische Generalsynode vom Frühjahr 1849 und das lutherische Bekenntnis. Eine Beleuchtung der Synodalbeschlüsse in Betreff der Petition „Wahrung des Bekenntnisses und Einführung Desselben in seine Rechte rc." Nürnberg, Raw. Gr. 8. 4 Ngr.

Major, C. F., Christus unser König. Zwei Passionspredigten über Lucas 22, 70. und Math. 21, 5. gehalten an den Sonntagen Laetare und Palmarum den 18. März und 1. April 1849 zu Bonn. Bonn, Marcus. Gr. 8. 5 Ngr.

— — Die Noth und Rettung dieser Zeit. Zwei Predigten über Joh. 5, 44. und Math. 6, 24. gehalten an den Sonntagen Septuagesima und Estomihi den 4. und 8. Febr. 1849 zu Bonn. Ebendaselbst. Gr. 8. 5 Ngr.

München, N., Die Amts-Entfernung, ein Beitrag zur unbefangenen Kritik des Titels über die Verbrechen der Geistlichen in dem neuen Entwurf des Strafgesetzbuches. Köln, Du Mont-Schauberg. 1848. Gr. 8. 3 Ngr.

Reimchronik des Pfaffen Maurizius. Caput III.: Traumbuch für Michel. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 7½ Ngr.

Rintel, C. G. N., Denkschrift betreffend die der katholischen Kirche Schlesiens über die katholischen Schulen und Schullehrer-Seminarien zustehenden Aufsichts- und andern Rechte. In amtlicher Veranlassung verfaßt. Breslau, G. P. Aderholz. Gr. 8. 6 Ngr.

Schöppner, A., Glaubensfreiheit. Ein Wort zum Frieden Deutschlands an alle Confessionen. Würzburg, Stahel. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Weiße, H., Revolution und rettende That. Märzbedenken eines Urwählers zur preußischen zweiten Kammer. Berlin. Gr. 8. 5 Ngr.

Widmann, G., Bestreitung der Grund-Ideen zu einer deutschen Reichsverfassung des Dr. Eisenmann. Würzburg, Stahel. 1848. 8. 2½ Ngr.

— — Die Eine Kammer des deutschen Parlaments und der Vermittelungsvorschlag zwischen dem Ein- und Zweikammersystem. Ferner die Grundprinzipien eines deutschen Prozeßgesetzes. Ebendaselbst. 1848. Gr. 8. 4 Ngr.

Worte der Wahrheit in Liebe über die Fragen unserer Zeit. Von dem Verf. des Schriftchens: „Prüfet die Geister, ob sie aus Gott sind!" Thannhausen. Augsburg, Kollmann. Gr. 8. 4½ Ngr.

Inhalt des Monats Mai.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Freitag, — Nr. 131. — 1. Juni 1849.

Zur Nachricht.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich sechs Nummern und der Preis beträgt für den Jahrgang 12 Thlr. Alle Buchhandlungen in und außer Deutschland nehmen Bestellungen darauf an; ebenso alle Postämter, die sich an die Königl. sächsische Zeitungsexpedition in Leipzig wenden.

Gustav Kombst.

Erinnerungen aus meinem Leben. Von Gustav Kombst. Leipzig, Herbig. 1848. 8. 2 Thlr.

. . . Patroklus liegt begraben
Und Thersites kehrt zurück.

Ja wol, sie ist groß, über alle Berechnung und wahrhaft zum Erschrecken groß unter uns, die Zahl der Thersites, die, so lange wir gemeinsam lagerten vor dem Ilion unserer Freiheit, Nichts zu führen wußten als lose Reden, und die nun, da ein wundergleiches Verhängniß uns dem Ziel unserer heißesten Kämpfe, unserer schmerzlichsten Entbehrungen genähert hat, die Lautesten sind sich zu rühmen, und den großen Moment eigensüchtig mit ihren kleinen Gelüsten zu beflecken: und mit verdoppelter Wehmuth wendet das Auge des Vaterlandfreundes sich rückwärts zu dem Hügel manch edeln Patroklus, der ehedem wie ein Thurm in der heißen Schlacht gestanden, und den ein unerbittliches Schicksal uns, der Freiheit und dem Vaterlande entrückt hat, in dem Augenblicke gerade, da er am nöthigsten war. Oder wann jemals hätten Deutschland Männer, wahrhafte, ausdauernde, treue Männer so noth gethan wie jetzt? Und wann hätte es ihm so daran gefehlt?!

Zu diesen Edeln, um die es wol verstattet ist patriotische Klage zu erheben, gehört auch der Mann dessen Name an der Spitze dieser Zeilen steht, und der uns in dem zu Eingang genannten Buche eine Schilderung seiner äußern Lebensumstände hinterlassen hat. Auch ihn hat am Vorabend eben jener Katastrophe, der er so lange sehnsüchtig entgegengeharrt, und die nun gerade er nicht mehr erleben sollte, ein dunkles und geheimnißvolles Schicksal von diesem Schauplatz entführt, auf dem er vermuthlich nicht der letzten Rollen eine, und ganz gewiß eine der würdigsten gespielt haben würde.

Das Buch hat in einiger Hinsicht das Schicksal seines Verf. getheilt: gleich ihm hat es den richtigen Moment seiner Wirksamkeit nicht finden können. Memoiren von Kombst, dem ehemaligen preußischen Diplomaten am Bundestage, dem Eingeweihten so mancher politischen Geheimnisse, dem Herausgeber der „Actenstücke", des „Portfolio" und anderer ähnlicher „Enthüllungen", welches Aufsehen würden sie in gewöhnlichen Zeiten erregt, wie würde man sich gedrängt und gerissen haben um das piquante Buch!

Der Zufall jedoch wollte, daß das Erscheinen der „Erinnerungen" gerade in die ersten Wochen des vergangenen Jahres fiel: gleichzeitig also mit Ereignissen so außerordentlicher, so ungeheuerer Natur, daß jedes Buch und jede literarische Erscheinung, und ob es die geistreichste und interessanteste gewesen wäre, nothwendig dagegen verschwinden mußte. Wer damals hatte Zeit ein Buch zu lesen? Und wer auch Zeit gehabt hätte, wem unter dem Zusammenstoß so unerhörter Ereignisse war die Stimmung, wem die Kraft geblieben das Gelesene zu würdigen und in sich zu verarbeiten? Auch der Verf. dieser Zeilen hat sich in dieser Hinsicht einer Vernachlässigung anzuklagen. Auch bei ihm, der Kombst's Namen und Persönlichkeit unter seinen eigenen Jugenderinnerungen bewahrt, und der daher die Anzeige dieser Schrift mit besonderm Vergnügen übernommen hatte, hat das Buch seit Jahresfrist auf dem Schreibtisch gelegen; nicht zwar ungelesen, im Gegentheil, oft, sehr oft während der verhängnißvollen Wechselfälle dieses letzten Jahres, indem er das kaum erhobene Banner der Freiheit nach wenigen Monaten schon wieder abgeleugnet, zerrissen und in den Staub getreten sah, und Das ebenso sehr von den vermeintlichen Freunden der Freiheit selbst, als von jener unverbesserlichen und fürs erste, wie es scheint, auch unüberwindlichen Reaction, deren Existenz wir so lange schamhaft geleugnet haben, bis sie uns denn gerade in demselben glorreichen Monat März aller Orten glücklich wieder beim Schopfe hat. Sehr oft während dieser Wechselfälle hat der Verf. dieser Anzeige das Kombst'sche Buch in die Hand genommen, und in einer Zeit der um wahrhaft groß zu sein Nichts gemangelt hat als große Charaktere, sich an dem Anblick

dieses wenn nicht großen, doch zum wenigsten ehrlichen, doch männlichen, doch wahrhaften Charakters erhoben und erfreut. Mögen denn diese Zeilen noch jetzt nicht zu spät kommen das Versäumte nachzuholen, und die Aufmerksamkeit des Publicums auf ein Buch zu lenken das derselben vor vielen andern Schriften würdig ist!

Wiewol die Wahrheit zu sagen, so würde das Buch diejenigen Erwartungen die der Name des Verf. zunächst erregen mußte niemals befriedigt haben, auch zu keiner andern Zeit und unter keinen günstigern Umständen. Der beiweitem größere Theil des Publicums kennt nur Kombst den Flüchtling, den Geächteten, den Feind der Cabinete, und interessirt sich nur für ihn; Kombst's Memoiren, aber was in der Welt können sie anders enthalten als piquante Geheimnisse, scandalöse Enthüllungen, interessante Portraits und Silhouetten aus der Welt der Politiker und Diplomaten des alten Stils? Fast ein halbes Menschenleben hindurch, in der Schweiz, in Frankreich, in England hat Kombst das ereignißreiche und abenteuerliche Leben eines politischen Flüchtlings geführt; mit den interessantesten Persönlichkeiten seiner Zeit hat er in Verbindung gestanden, Verbindungen oft der wundersamsten Art, an einer Menge der wichtigsten und weitgreifendsten Pläne hat er Antheil genommen, viele der interessantesten und merkwürdigsten Geheimnisse sind es für ihn nicht gewesen — was darf man sich da von diesen „Erinnerungen" nicht versprechen?!

Die Spannung wurde gesteigert durch die Gerüchte welche unmittelbar nach Kombst's Tode — diesem Tode der an sich schon von allem schauerlichen Reiz eines finstern Märchens, einer düstern Sage umgeben ist (er verschwand bekanntlich auf der Seefahrt von Schottland nach Norwegen von dem Schiff, ohne daß weder der Capitain des Fahrzeugs, noch die Matrosen, noch irgend sonst Jemand die mindeste Auskunft über sein Verbleiben geben konnten) — die Existenz dieser Memoiren verkündigten, und bei denen, wie sich jetzt nicht wohl in Abrede stellen läßt, allerdings viel Uebertriebenes mituntergelaufen ist. Verschiedenen namhaften Buchhandlungen (wie der Verf. dieser Anzeige damals Gelegenheit hatte zu erfahren) wurde der Verlag derselben auf geheimnißvolle Weise und unter Bedingungen angetragen deren ungewöhnliche Beschaffenheit auch einen ganz ungewöhnlichen Werth und Inhalt des Manuscripts voraussetzen ließen. Gleichzeitig in drei Sprachen, deutsch, französisch und englisch, sollten sie erscheinen; der Druck sollte in der Schweiz geschehen, da er in Deutschland, bei den damals noch bestehenden Censurgesetzen, unmöglich sei. Zur selben Zeit war in den öffentlichen Blättern von bedeutenden Anerbietungen zu lesen welche die preußische Regierung der Familie des Verstorbenen in Betreff dieser Memoiren gemacht haben sollte; sogar von officiellen Nachforschungen, wenn wir nicht irren, und amtlichen Vernehmungen war die Rede.

Nun in der That, wenn sich Das damals wirklich so verhalten hat, und wenn wirklich von dem damaligen preußischen Gouvernement Anstalten zum Ankauf oder zur Unterdrückung dieser Memoiren gemacht worden sind: so würde (vorausgesetzt, daß die vorliegenden „Erinnerungen" die vollständigen, echten und einzigen Kombst'schen Memoiren sind: eine Voraussetzung die nach der unzweideutigen und ausdrücklichen Erklärung der Herausgeber, in der Note am Schluß des Vorworts, nicht dem leisesten Zweifel unterliegt) Dies nur einen neuen Beweis dafür liefern, welche Fata Morgana die Furcht ist und — das böse Gewissen, und was Alles für Gespenster die Regierungen des alten Systems (das auch darum das alte ist, weil es selbst die Stürme unserer Märzrevolution glücklich überdauert hat) gesehen haben.

Denn um es nur endlich gerade herauszusagen: die Kombst'schen „Erinnerungen" sind in politischer Hinsicht von ziemlich untergeordneter Bedeutung; sie sind es auch nicht erst geworden durch die neuesten Ereignisse, die uns allerdings an viel derbere Kost gewöhnt haben, sondern sie wären es zu jeder Zeit und unter allen Umständen gewesen. Wer an das Buch herantritt, in der Erwartung hier irgend neue politische Aufschlüsse oder überhaupt irgend etwas von Dem zu finden was wir oben bezeichneten, und was man bei der bekannten politischen Stellung des Verf. allerdings mit Nothwendigkeit erwarten muß, der wird sich fast ohne Ausnahme getäuscht finden. Der politische Theil des Buchs ist überhaupt nur gering, und das Ansehnlichste was es in dieser Art noch enthält, der „Beitrag zur Zeitgeschichte" nämlich „Ueber die deutschen Flüchtlinge und die schweizerischen Regierungen im Sommer 1836" (S. 162—234), ist nicht einmal neu, sondern in derselben Abfassung schon vor Jahren gedruckt. Es ist nöthig Dies bei der Anzeige des Buchs offen auszusprechen, um den Leser desselben auf eine Enttäuschung vorzubereiten die im ersten Augenblick in der That etwas Ueberraschendes an sich hat, und die möglicherweise Manchen ungerecht machen wird gegen die anderweitige Bedeutung des Buchs.

Und es ist in der That ein bedeutendes Buch, voll merkwürdiger Aufschlüsse, wennschon, wie gesagt, seine Bedeutung auf einem ganz andern Grunde ruht, und seine Aufschlüsse ein ganz anderes als nur das politische Gebiet eröffnen. Nicht ein Stück Geschichte sind die „Erinnerungen", oder doch in dieser Hinsicht nur von untergeordnetem Werth, wol aber ein Stück Menschenleben; politisch unerheblich, sind sie in psychologischem Betracht von größtem Interesse; unergiebig für den Geschichtschreiber der europäischen Diplomatie, wird ein künftiger Geschichtschreiber unserer geistigen und sittlichen Entwickelung sie unter seine fruchtbarsten, seine merkwürdigsten, vor Allem seine lautersten Quellen zählen.

Schon die Art wie diese „Erinnerungen" entstanden, und das Motiv das den Verf. selbst zu ihrer Aufzeichnung veranlaßt, hat Das mit sich geführt. Er selbst in dem Vorwort gibt darüber Auskunft. Es sei, sagt er, in Zeiten tiefster persönlicher Bedrängniß gewesen, daß er diese Aufzeichnungen aus seinem Leben begonnen

zu einer Zeit, da er sich so überschwenglich elend und unglücklich gefühlt, wie er niemals geglaubt hätte werden zu können. In solchen Momenten habe die Erforschung seines Innern und ein Rückblick auf sein Leben und seinen Bildungsgang ihm einigen Trost gegeben. Indem er sich Vergangenheit und Gegenwart klar vor die Seele gerufen, habe er die nöthige Kraft gewonnen in eine traurige, dunkle Zukunft zu sehen. Es seien Gespräche gewesen die er mit sich selbst geführt, und bei denen es ihm geschienen als spräche er mit einem Freunde der ihm fehlte. Nachdem er diese Aufzeichnungen einige Zeit fortgeführt, habe er sie wieder durchgelesen und in ihrer Unterhaltung neuen Trost gefunden. „In diese Aufzeichnungen", heißt es im Vorwort weiter, „hatte ich meinen Kummer und Gram gegossen, oder sie doch in der Beschäftigung damit von meiner Seele gewälzt. Meine Gesundheit, die einige Zeit gelitten hatte, hob sich wieder; mein Geist ward frischer, lebendiger, zuversichtsvoller als je zuvor. Ich hatte nun gesehen wie viel der Mensch zu tragen vermöge, und ich war sicher geworden nie zu verzweifeln." In der That, schon dieser eine Umstand möchte genügend sein die Leser zur Lecture dieses Buchs zu ermuntern: ein Buch, geschrieben ohne alle Rücksicht auf das Publikum, allein aus innerm Drang, zum Trost der eigenen Seele; ein Buch, bei dem der Verf. nicht auf das künftige Bravoklatschen der Lesewelt, noch auf das Kritzeln der Recensentenfedern, sondern allein auf die Schwingungen des eigenen Herzens gelauscht hat: welch eine Seltenheit in unserm literarischen Zeitalter, das eben viel zu literarisch ist um noch poetisch, viel zu kaufmännisch um noch künstlerisch zu sein! Bücher an denen der Verf. in der Angst seines Herzens, Proletarier der Literatur, sich krank gearbeitet, haben wir die Menge, und werden alle Tage neue gedruckt; aber ein Buch daran der Verfasser selbst sich gesund gearbeitet, wahrhaftig, das ist ein weißer Rabe bei uns!

In dieser Art, wenn auch mit manchen Zwischenräumen, haben die „Erinnerungen" den Verf. sechs Jahre hindurch, seit 1840, beschäftigt: und erst gegen Ende dieser Epoche und auf das Zureden seiner Freunde, vornehmlich Georg Fein's, dem das Buch auch eigentlich bestimmt und gewidmet sein sollte (s. die rührenden Worte S. 276), ist ihm, wie er selbst erzählt, der Gedanke an ihre Veröffentlichung gekommen. Unter den Gründen die ihn dabei bestimmt, und von denen er in richtiger Selbstschätzung das psychologische Moment ausdrücklich hervorhebt (s. den Schluß der Vorrede, S. 13), führt er auch den an, daß wahrscheinlich bald „eine noch größere Kluft der Entfernung als bisher zwischen ihn und seine Freunde gelegt, und er auf diese Weise noch weiter und vielleicht auf immer den Blicken seiner Jugend- und Strebensgenossen möchte entrückt werden. Mögen diese Blätter denn (setzt er hinzu) gewissermaßen als ein Abschied und eine Erinnerung zugleich dienen!"

Verhängnißvolle Worte, welche Niemand ohne tiefe Erschütterung wird lesen können, wenn er sich erinnert welche traurige Erfüllung ihnen in der That zu Theil geworden, und wie bald in Wahrheit er den Blicken seiner Jugendgenossen auf immer entrückt werden sollte! Diese Entstehungsart nun aber und dieser eigentliche und nächste Zweck des Buchs ist auch auf seine äußere Gestalt nicht ohne wesentlichen Einfluß geblieben. Nur daß derselbe kein ganz vortheilhafter gewesen ist. Das Buch ist ganz fragmentarisch, in einzelnen Abschnitten von sehr verschiedenem Umfang und von ebenso verschiedenem Inhalt, ohne rechte Ordnung und Zusammenhang geschrieben. Es ist sichtlich aus verschiedenen Redactionen zusammengesetzt; wie es denn namentlich zu wiederholten malen gewissermaßen von vorn anfängt. Auch im Verlauf des Buchs finden sich mancherlei Längen und Wiederholungen: wobei denn in Diesem und Jenem auch einzelne Widersprüche nicht haben ausbleiben können. Vieles ist an der unpassendsten Stelle eingeschoben: gleichsam als wäre eine Reihe loser Blätter durcheinander geschoben, und in dieser verkehrten Gestalt von Unkundigen oder Unaufmerksamen absichtslos in Druck gegeben worden. Anderes und sogar sehr Vieles wird durch Uebergänge eingeleitet von so lockerer, so äußerlicher Natur, wie man sie sich wol in Tagebüchern und persönlichen Notizen, nicht aber in Schriften zu erlauben pflegt welche der Oeffentlichkeit bestimmt sind; ja Einiges bleibt auf diese Weise dem uneingeweihten Leser, der nicht die frühern Kombst'schen Broschüren, das „Portfolio", die augsburger „Allgemeine Zeitung" und Anderes zur Hand hat, beinahe unverständlich (vergl. die Note S. 313). Und endlich ist auch Einiges, wennschon nur Weniges, so trivial und für den Leser so ohne Bedeutung, daß man den Wunsch es ganz entfernt zu sehen nicht unterdrücken kann, und zwar um so weniger, je lieber Einem das Buch im Ganzen ist, und je lebhafter man ihm eine recht allgemeine Verbreitung und Anerkennung wünscht. Die „Verskünstelei" z. B. (S. 315—322) enthält Dinge von so offenbarer Nichtigkeit, daß man Mühe hat nur Dies zu begreifen wie der Verf. selbst an der Wiederholung derselben hat Freude oder auch nur Zerstreuung finden können; für jeden Andern sind sie völlig ungenießbar. Auch von den Schulerinnerungen (S. 49—62, und später) dürfte Einiges besser hinweggeblieben sein.

Wie würden diese Mängel (die wir hier gleich selbst zur Sprache bringen wollten, weil sie ebenfalls geeignet sind den Leser der nur das gewöhnliche und allgemeine Interesse zu dem Buche mitbringt, nicht jenes persönliche das uns daran gefesselt hat, zu ermüden) auf Rechnung der Herausgeber setzen, welche es unterlassen die vorgefundenen Papiere mit gehöriger Aufmerksamkeit zu ordnen und zu sichten, würden wir nicht durch die Anmerkungen am Schluß des Vorworts (S. 14) ausdrücklich belehrt, daß das ganze Buch, so wie es hier abgedruckt ist, fertig und zum Druck bereit gelegen als der Tod den Verf. in Edinburg überrascht. Die ungenannten Herausgeber hätten sich deshalb nicht die mindeste Aenderung erlaubt, obschon allerdings anzunehmen sei, daß

der Verstorbene, hätte er selbst den Druck überwachen können, mancherlei Feile vorgenommen haben würde, namentlich in den letzten Capiteln. Nur eine einzige Aenderung hätten sie sich erlaubt, und zwar mit dem Titel, der im Manuscript „Erinnerungen aus dem Leben eines Vierzigers" geheißen habe, während sie den Namen des Verf., „der sich hinter keinem Geheimniß zu bergen hat", vollständig hingestellt hätten.

Nebenher bemerkt: was in dieser Note bedeutet der Ausdruck, daß den Verf. der Tod „in Edinburg" überrascht habe? Soll damit der zu ihrer Zeit allgemein verbreiteten und auch von uns bereits erwähnten Erzählung von Kombst's geheimnißvollem Ende ein Dementi gegeben werden? Oder was Anderes ist damit gemeint? Es ist nicht die Neugier welche diese Frage erhebt, sondern aufrichtige Theilnahme, und der so gerechte wie natürliche Wunsch einen Schleier gelüftet zu sehen dessen unheimliche Falten ein an sich so schmerzliches Ereigniß nur noch empfindlicher machen.

(Die Fortsetzung folgt.)

Das Schulwesen in Hobart-Town.

Die Colonisten von Neuseeland oder Tasmanien führen bittere Klage über den immer steigenden Zufluß von Verurtheilten aus England, und das für sie daher entspringende moralische Verderbniß. Zu gleicher Zeit aber bemühen sie sich diesem sittlichen Uebel ein gleichfalls sittliches Heilmittel entgegenzusetzen, und während das englische Gouvernement fortfährt sie durch die Berührung mit seinen Sträflingen gleichsam sittlich zu verpesten, haben sie alle ihre Kräfte aufgeboten dieser Ansteckung einen Damm entgegenzustellen, welcher in der Errichtung einer Schule besteht. Ein Correspondent von dort spricht sich folgendermaßen darüber aus:

„Binnen einem Monate von dem Tage an, wo der Plan zu einer solchen Schule entworfen wurde, wurden ungefähr 5000 Pf. St. unterzeichnet, zahlbar in Jahresfrist, wovon 2000 Pf. St. baar erlegt, das Uebrige in Anweisungen ausgestellt ist. Wir haben einen Schuldirector auf drei Jahre mit einem jährlichen Gehalte von 400 Pf. St. und 50 Pf. St. für seine Hausmiethe engagirt. Die Colonialregierung hat ungefähr fünf Acker Landes in dem Queen's-Park in Hobart-Town als Bauplatz angewiesen, und wir wollen 3000 Pf. St. für die Errichtung eines Schulhauses verwenden, zu welchem Zwecke das unterzeichnete Capital durch Schenkungen behufs eines Baufonds vergrößert werden soll. Der Erfolg unsers Unternehmens wird größtentheils von dem Charakter und der Fähigkeit unsers Schuldirectors abhängen. Da unsere Gemeinde nicht beträchtlich genug ist um jeder protestantischen Sekte zu gestatten ihre eigene Schule zu gründen, so haben wir deshalb die Errichtung einer solchen beabsichtigt, wo die Zöglinge sich für ihre Erziehung gleichsam auf neutralem Grunde versammeln können, indem ihre religiöse Unterweisung von ihren Freunden und Religionslehrern geleitet, und in der öffentlichen Schule nur das Lesen der Bibel eingeführt werden soll."

„Wir haben in Folge des alljährlichen Zuströmens von Tausenden englischer Verbrecher, das allen Bittgesuchen der freien Colonisten zum Trotze und mit Verletzung des von dem englischen Gouvernement diesfalls gegebenen Versprechens bis auf den heutigen Tag fortdauert, in unserm Charakter und selbst hinsichtlich unserer zeitlichen Güter so sehr gelitten, daß unsere Freigebigkeit für diesen Zweck nur Erstaunen erregen muß, während unsere Bereitwilligkeit für einen Beweis gelten mag, daß ungeachtet unsere Niederlassung von dem Mutterlande zur Sträflingscolonie auserlesen wurde, doch unter den freien Colonisten die Elemente der Sittlichkeit noch nicht erstorben sind."

„Der Plan der Schule scheint praktisch und für die besondern Verhältnisse der Colonisten zweckmäßig berechnet zu sein, deren beiweitem größerer Theil im Ackerbau und im Colonialhandel beschäftigt ist. Neben der nur für die Minderzahl bestimmten classischen Erziehung sollen englische Literatur, Mathematik, Chemie und Naturwissenschaft für Alle gelehrt werden. Das Reglement für den religiösen Unterricht lautet: I. Die Heilige Schrift soll täglich den Zöglingen der Schule vorgelesen werden; um jedoch den universellen Charakter der Anstalt nicht zu compromittiren, soll diese Regel in keinem Falle für Solche gelten deren Aeltern oder Vormünder Einsprache dagegen thun. II. Die Unterweisung in den besondern Lehrsätzen irgend einer besondern Sekte soll, als dem Plane der Anstalt fremd, sorgfältig ausgeschlossen bleiben. Als eine besondere Eigenthümlichkeit desselben mag gelten, daß man vorzüglich den Unterricht von Erwachsenen erleichtern will, nämlich von solchen Individuen deren Erziehung in ihrer Jugend aus Mangel an Gelegenheit vernachlässigt wurde."

„Der Erziehungsrath von Hobart-Town hat sich an das University-College von London mit der Bitte gewendet ihm einen Schuldirector der die erfoderlichen Eigenschaften besitzt zu empfehlen, und es bleibt nur zu hoffen, daß man diesem Gesuche im rechten Geiste entspreche, da es hauptsächlich auf die Wahl dieses Individuums ankommen wird, ob das so treffliche und unter den gegebenen Verhältnissen wahrhaft Bewunderung einflößende Unternehmen einen glücklichen Erfolg haben soll oder nicht. Gleichwol ist es erlaubt zu zweifeln, ob dieses beabsichtigte Schulproject, selbst wenn es sich realisiren sollte, seinem Zwecke, als Gegengift gegen die herzuströmende Verbrecherbevölkerung zu dienen, ganz entsprechen werde, und es wäre wol noch immer das Gerathenste, unbeschadet übrigens der Verwirklichung eines so löblichen Unternehmens, die englische Colonialverwaltung mit Bitten so lange zu bestürmen, bis sie diesem Uebelstande auf wirksamere Art abhelfe." 42.

Literarische Anzeige.

Englische Wörterbücher zu bedeutend herabgesetzten Preisen.

Neues englisch-deutsches und deutsch-englisches Handwörterbuch. Von **H. E. Lloyd** und **G. H. Nöhden.** Zweite Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. 1836. Cart. 2 Thlr. 20 Ngr.

Herabgesetzter Preis 1 Thlr. 10 Ngr.

Vollständiges deutsch-englisches und englisch-deutsches Wörterbuch. Von **Ch. Ludwig.** Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. 1832. 2 Thlr. 10 Ngr.

Herabgesetzter Preis 1 Thlr.

Vollständigkeit und **Correctheit** zeichnen diese Wörterbücher vor vielen ähnlichen Werken auf das vortheilhafteste aus; nur die in neuester Zeit mehrfach eingetretene Concurrenz bestimmt mich veranlaßt die Preise derselben bedeutend zu ermäßigen.

Leipzig, im Juni 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 132. —— 2. Juni 1849.

Gustav Kombst.

(Fortsetzung aus Nr. 131.)

Wird nun auch ein kritischer Leser kaum den Wunsch unterdrücken können, es möchte den Herausgebern gefallen haben die vorgefundenen Papiere nicht blos einfach abdrucken zu lassen, sondern sie einigermaßen zu bearbeiten und zu ordnen — das Buch würde dadurch zwar an Umfang verloren, aber an Wirkung vermuthlich gewonnen haben, und mit erhöhter Gewalt von dem also verkleinerten Hintergrunde würden die verehrten Züge den Beschauer ansprechen —: so wollen wir der Pietät welche das Verfahren der Herausgeber bestimmt hat dennoch gern Rechnung tragen, zumal das Buch selbst dadurch für Den welcher Kombst bereits kennt nur noch charakteristischer geworden ist. In seiner fragmentarischen Gestalt literarisch unbeholfen, ja unförmlich, stellt es uns in eben diesen seinen Mängeln deutlich den Mann vor Augen dessen eigentlicher Beruf die That war, und dem die literarische Wirksamkeit jederzeit nur ein Nothbehelf geblieben; den Mann der von sich selbst sagt, daß er zwar „in frühern Jahren viel Hang und Drang gehabt habe sich schriftstellerisch bekannt oder verdient zu machen, später jedoch, bei zunehmender Menschen- und Weltkenntniß und in richtiger Würdigung seiner Kräfte, habe derselbe sich verloren" (S. 331). Er setzt allerdings gleich darauf (S. 336) hinzu, daß er nicht nur in der Darstellung stets Einfachheit und Klarheit gesucht (und Das hat er allerdings auch in dem vorliegenden Buch erreicht, das in einem ebenso nüchternen wie klaren Stil, einem Stil geschrieben ist den wir dialektfrei nennen möchten, und der sich, wunderbar genug, in dieser Eigenthümlichkeit nirgend häufiger findet als bei Solchen welche durch Beruf und Umgebung genöthigt sind viel in fremden Sprachen zu verkehren), sondern „auch der Form diejenige Rundung und Gefälligkeit zu geben getrachtet habe die etwa in seinen Kräften oder den jedesmaligen Umständen gelegen". Was die Kräfte angeht, so erlauben wir uns darüber kein Urtheil; es mag immerhin sein, daß in diesem so reichen, so mannichfach begabten, vor Allem so männlichen, so unbeugsamen Geiste auch ein Fonds ästhetischer Begabung gelegen, wennschon z. B. die oben erwähnten Jugendverseleien Nichts davon merken lassen, und überhaupt Kombst's ganze Erscheinung, wie sie theils noch aus eigener Erinnerung, theils aus der Schilderung genauer und langjähriger Freunde von ihm vor uns steht, ein ziemlich herbes, schroffes, ein solches Gepräge an sich trägt das auf einen Mangel jener „innern Musik" hindeutet, welche die eigentliche Grundlage aller Schönheit, ihres Verständnisses und ihrer Fähigkeit ist.

Dies also, wie gesagt, bleibe dahingestellt. Desto sicherer dagegen ist es, daß, war wirklich Etwas von dieser künstlerischen Anlage, diesem innern Schönheitsgefühl in Kombst gelegen, die er selbst anführt, die „Umstände", diese jammervollen Umstände eines langjährigen Flüchtlingslebens, ohne Vaterland, ohne Herd, ohne Freunde, einsam, ruhelos, ein gehetztes Wild, ihm doch niemals gestattet haben diese Anlage zu entwickeln und auszubilden.

Und hier wird es am Orte sein gleich eine jener Bemerkungen einzuschalten, zu denen das Kombst'sche Buch in so hohem Maße auffodert, und die so neue, so überraschende Blicke in so verborgene Gegenden erschließen: in das Innere des Flüchtlingslebens, und damit also auch in eine nicht unwesentliche Region unserer heutigen politischen Bewegung, welche wie bekannt zum großen Theil von ehemaligen Flüchtlingen oder Solchen geleitet wird die doch längere Zeit im Auslande, in freiwilligem oder erzwungenem Exil, im Verkehr mit Flüchtlingen aller Nationen, gelebt haben. Brauchen wir erst zu sagen, daß es kein Vorwurf, keine Anklage sein soll gegen diese unglücklichen Opfer der nichtswürdigen Politik, die so lange über uns geherrscht hat, und der noch nichtswürdigern Schwäche mit der wir dieselbe so lange haben über uns herrschen lassen? noch zu sagen, daß, wenn eine Anklage oder ein Vorwurf in unsern Worten enthalten ist, dieselben ausschließlich die damaligen Cabinete und uns, die Zurückgebliebenen, treffen, die wir zugaben, daß so viele unserer edelsten Brüder ins Elend getrieben, so viele köstliche Knospen des Talents erstickt, so viel mannhafte Charaktere gebrochen, so viel unersetzliche Schätze der Nationalkraft und des Nationalgeistes mit so empörender Brutalität so ruchlos verzettelt wurden?

Aber Thatsache bleibt es immer, und richtig ist die Bemerkung, daß dies langjährige Flüchtlingsleben, dieser

Mangel alles Dessen was das Leben behaglich, angenehm und lieblich macht, dieses Gelöstsein von allen zartern Banden der Familie, der Sitte und der heimatlichen Gewöhnung, in der Mehrzahl dieser edeln Märtyrer, selbst in den feinstorganisirten, einen gewissen — wie sollen wir sagen? welchen Ausdruck gebrauchen? da der Ehrfurcht die wir dem Unglück unserer Verbannten widmen jeder Ausdruck zu hart erscheint, selbst auch der vorsichtigste? Nun denn: ein gewisser Cynismus entwickelt sich in ihnen, nicht blos ein äußerlicher, ästhetischer, sondern auch ein innerlicher, moralischer, der auch die edelsten Gemüther wie mit einem leisen Rost anhaucht, und die feine Grenze des Schönen, des Schicklichen, des Wohlanpassenden (um von dem Erlaubten nicht zu reden), ich will nicht sagen ihren Augen entrückt, aber doch weniger merklich macht; sie überschreiten die Grenze nicht eigentlich: nur daß sie dieselbe nicht überall erblicken. Es ist im Wesentlichen der Ton der sich überall entwickelt, wo junge Männer und überhaupt Männer allein, ohne veredelnden Umgang von Frauen und ohne sichernden Boden der Familie, auf die Dauer miteinander verkehren müssen, eine Art Kasernenton, hier noch gesteigert und verschärft durch die äußere Noth in der die Mehrzahl, sowie durch den innern Schmerz und Kummer der in Allen lebt. Kombst selbst und seiner scharfen Beobachtungsgabe ist dieser Umstand keineswegs verborgen geblieben, sogar nicht an sich selbst; und mit der Offenheit die ihm so schön steht, und die ihn so verehrungswürdig macht, sogar auch in seinen Irrthümern, bringt er ihn selbst zur Sprache (s. den erschütternden und psychologisch so unendlich wahren Vorfall S. 257—260). Auch in Schilderung einzelner seiner Liebesverhältnisse findet sich Etwas davon, wennschon in gemilderter Form, z. B. in dem Verhältniß zu Katharina, der schönen Kellnerin vom Züricher See (S. 235 — 239), ganz besonders aber in der Art und Weise wie die ekelhafte Verirrung einiger Jugendfreunde besprochen wird (vergl. S. 78 fg., vornehmlich auch die Aeußerung auf S. 99).

Ja und gehört nicht hierher auch jener so folgenschwere Schritt der Kombst's ganzes Schicksal eigentlich entschied? Und wie anders als hieraus will man ihn erklären? Wir meinen die bekannte Herausgabe der „Actenstücke", durch welche Kombst, wie er selbst eingesteht (S. 116), allerdings auf eine nicht wiederherstellbare Weise die Brücke hinter sich abgebrochen, und jede Aussöhnung mit den deutschen Regierungen, vornehmlich der preußischen, unmöglich gemacht hatte.

Genau genommen war indeß die Herausgabe der eigentlich bedenkliche Schritt nicht, sondern der eigentlich bedenkliche war der durch den Kombst sich überhaupt im Besitz dieser Papiere befand. Kombst war bis 1834 Secretair oder Attaché, wie man will, bei dem damaligen preußischen Bundestagsgesandten, Hrn. v. Nagler. Ein Zerwürfniß mit diesem seinem Vorgesetzten, aber wohlgemerkt ein Zerwürfniß rein persönlicher Natur und ohne die geringste politische oder überhaupt principielle Beimischung (S. 105 fg.), veranlaßte ihn das Verhältniß plötzlich zum Bruch zu treiben, und einige Wochen nachdem er seinen Abschied von der preußischen Regierung erhalten sich nach der Schweiz, späterhin nach Frankreich zu flüchten. Während der Zeit seiner Anstellung bei der preußischen Gesandtschaft und vermöge ihrer hatte er Gelegenheit gefunden von gewissen geheimen, der Regierung überaus wichtigen diplomatischen Papieren Abschrift zu nehmen: wozu und in welcher Absicht, wird in dem vorliegenden Buche nirgend gesagt. Es heißt nur bei Besprechung dieses Ereignisses (S. 116, vergl. S. 277 fg.), Kombst habe Abschrift von gewissen Actenstücken genommen, wozu er alles Recht hatte. Worin dieses Recht bestanden, und ob es noch ein anderes gewesen als das (vermeintliche) Recht der Nothwehr, das Recht des getäuschten und unterdrückten Volks gegen seine Zwingherren, das überall, in jeder Form und durch jeden Einzelnen zur Geltung gebracht werden konnte, wird nicht gesagt. Genug, einige Zeit darauf, von Strasburg aus, und nachdem die preußische Regierung ihn steckbrieflich „wegen Entwendung von Documenten" verfolgt hatte, erfolgte die Veröffentlichung der mitgenommenen Papiere; es sind dies eben die berühmten „Authentischen Actenstücke", die 1835 erschienen und, seitdem öfters wiederholt, zuerst auf authentische und unwiderlegbare Weise das abscheuliche Gewebe aufdeckten in welches Oestreich wie Preußen damals, in unseligem Wetteifer, die deutsche Freiheit einzuschnüren trachteten.

Die politische Wichtigkeit dieser Veröffentlichung verkennen wir also keinen Augenblick, und wer auch der jemals einen Blick in jene Blätter gethan möchte Kombst nicht beistimmen wenn er sagt (S. 278): „In Frankreich und England hätte keine Regierung vor diesen Documenten bestehen können; aber freilich die Deutschen sind weder Engländer noch Franzosen, und Bruder Michel ist in Allem langsam, selbst im Verständniß und der Anwendung des Einfachsten!" Auch weiß ich allerdings, daß es Leute geben wird welche Beides, Entwendung wie Veröffentlichung, ohne Weiteres für vollkommen gerechtfertigt, ja für wohlverdiente und patriotische Handlungen, für Handlungen erklären werden denen die Bürgerkrone und der Platz im Prytaneum gebührt. Oder in den Augen dieser Unverbesserlichen, die noch immer nach so unzähligen Erfahrungen nicht gelernt haben, daß durch Dolchstöße und Pistolenschüsse die Freiheit der Nationen nicht gegründet wird, und daß die Guillotine zwar allerdings ein sehr bequemes, aber bei alledem doch sehr unzulängliches Mittel ist politische Reformen durchzusetzen — was? in den Augen Dieser die noch heutigen Tages mit offenen Worten den politischen **Mord** als letztes Heilmittel der kranken Zeit anpreisen könnte ein politischer **Diebstahl** Bedenken haben?

Und Das, nach Kombst's eigenem Eingeständniß, war sein berühmter Schritt denn doch allerdings. Er setzt freilich hinzu, die „Entwendung diplomatischer Actenstücke" sei weit mehr „ein politisches als ein gemeines Vergehen" (S. 271). Das mag sein, nur eine Erleichterung der Schuld vermögen wir darin nicht zu sehen; denn

daß Freiheit und Patriotismus einen Freibrief ausstellen könnten zu Handlungen welche verboten sind durch das allgemeine sittliche Gefühl, das Gefühl des Rechts und der Ehre, davon werden wir uns niemals überzeugen; daß die verworfene Casuistik der Jesuiten jemals übertragen werden dürfte in das reine, heilige Gebiet der Freiheit und der Volksentwickelung, Das werden wir niemals zugeben.

Auch hat Kombst selbst, vorsichtiger zugleich und aufrichtiger als jene seine Vertheidiger, ja Bewunderer quand même, von dieser Beschönigung niemals in Ernst Gebrauch gemacht. Er nennt die Entwendung und Veröffentlichung (S. 116) „eine That die er mit vollem Bewußtsein gethan, und die ihn niemals gereuen werde, obwol er vielleicht zur Zeit der That selbst ihren Eindruck und ihre Wirkung überschätzt habe". Das ist denn doch zum wenigsten die Sprache eines Mannes der den Dingen kein Mäntelchen umhängen will, auch nicht wo sie ihn selbst betreffen, der auch keine sentimentalen Ausflüchte sucht, und vor der kecken, ja verbrecherischen That die er als Mann begangen hinterdrein als Weib in Ohnmacht fällt — nein, der was er gethan hat eben als Mann auf sich nimmt, gewiß den Irrthum des Augenblicks den er erkennt und einsieht entweder durch die übrige Haltung seines Lebens zu sühnen, oder aber bereit daran unterzugehen wie er verdient.

Speciell aber (um zu Dem zurückzukehren wovon wir ursprünglich ausgingen) erblicken wir in diesem Schritte Kombst's ein erstes Merkmal jener innerlichen Verwilderung, welche von dem Elend des Flüchtlingslebens so schwer, vielleicht so unmöglich zu trennen ist, ja die selbst das eigentlichste Elend desselben bildet. Es gereicht Kombst gewiß zu nicht geringem Ruhme, und ist ein glänzendes Zeugniß seiner ursprünglich edeln und hochsinnigen Natur, daß er sich im Laufe der Jahre, wie die Erzählungen dieses Buchs beweisen, aus dieser Verwilderung mehr und wieder herausgearbeitet, und den ursprünglichen Adel immer mehr wiederhergestellt hat, sodaß er nun von uns geschieden ist wie der Schluß dieses Buchs ihn zeigt, eine geläuterte, edle Gestalt, von unsaglichen Schicksalen erschüttert, von keinem gebrochen, klar in sich selbst, nicht heiter, aber ruhig, ohne große Hoffnungen in die Zukunft, aber auch ohne Verzweiflung — ein gefaßter, ganzer Mann!

(Der Beschluß folgt.)

Spanische Romane des 16. Jahrhunderts.

Es ist in d. Bl. schon mehrmals einer Sammlung spanischer Classiker Erwähnung geschehen welche unter dem Titel „**Biblioteca de autores Españoles desde la formacion del lenguaje hasta nuestros dias, ordenada é ilustrada por D.** *Buenav. Carlos Aribau*" seit 1846 in Madrid erscheint. Von den 40 Bänden, auf welche dem Prospectus zufolge die Sammlung berechnet ist, sind uns seitdem nur die drei ersten zu Gesicht gekommen, und wir besorgen fast, daß das Unternehmen durch die Ungunst der Zeitverhältnisse in Stocken gerathen ist. Wir würden Dies sehr bedauern müssen, theils weil die Sammlung wenn sie Fortgang hätte eine wahre Lücke in der Literatur auszufüllen geeignet wäre, indem sie die zum großen Theile jetzt selbst in Spanien höchst seltenen Werke der ältern classischen Literatur dieses Landes allgemeiner zugänglich machen würde, theils weil die bis jetzt erschienenen drei Bände den Beweis liefern, daß die Ausführung im Allgemeinen nicht wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt hinter den Versprechungen des Prospectus zurückgeblieben ist.*)

Von besonderm literarhistorischen Interesse ist der dritte Band dieser Sammlung, welcher die „Novelistas anteriores á Cervantes" enthält, und für die Geschichte der spanischen erzählenden Poesie ein äußerst reiches Material darbietet. Dem Ganzen geht eine literarische Einleitung vorher, welche die Geschichte dieser Dichtungsart nach den verschiedenen Varietäten in welchen dieselbe in Spanien auftritt als Novela picaresca, Novela amatoria, Novela miscelanea (unter welchem seltsamen Titel der Herausgeber die eigentlich sogenannte Novelle im Gegensatze zum Roman versteht) entwickelt, Nachrichten vom Leben der Verfasser gibt, und namentlich höchst werthvolle bibliographische Notizen enthält. Wir glauben diejenigen unserer Leser welche sich für die spanische Literatur interessiren nicht besser auf die Sammlung aufmerksam machen zu können, als wenn wir ihnen den Inhalt dieses Bandes in kurzen Umrissen vorführen.

Ob die „Celestina", welche den Reigen der Novelistas eröffnet, wirklich in dem Sinne der erzählenden Poesie angehört, daß sie in diesem Bande und nicht vielmehr unter den Origines des Dramas ihren Platz finden mußte, wollen wir unentschieden lassen. Nachdem der Herausgeber aber einmal das Erstere gewählt, hätte er zur Vergleichung auch wenigstens eine von den vielen durch ihre Seltenheit fast unzugänglichen Fortsetzungen der „Celestina", etwa die „Segunda Celestina" oder die „Selvagia" der Sammlung einverleiben sollen. Die Erbärmlichkeit dieser Nachahmungen, welche der Herausgeber in der Vorrede als Rechtfertigungsgrund für seine Unterlassungssünde anführt, können wir nicht ganz als Entschuldigung gelten lassen. Denn nicht blos das Vollkommene, sondern auch das Unvollkommene, sofern es in irgend einer Beziehung bezeichnend und charakteristisch für die Literatur ist, gehört in eine Sammlung wie die vorliegende. Dem Literator von Fach ist die „Celestina" bekannt genug; der Dilettant der spanischen Literatur aber kann nicht genug auf das Studium dieses auch von Seiten der Sprache höchst schätzbaren und interessanten dramatischen Romans aufmerksam gemacht werden.

Auf die dramatische Novelle folgt die älteste Novela picaresca, der Urahn der zahlreichen Familie der Schelmenromane, der bekannte „Lazarillo de Tormes" von Hurtado de Mendoza, und zwar mit einer doppelten Fortsetzung, einer frühern schon 1555 zu Antwerpen (und gewiß auch hier nicht zum ersten mal) erschienenen von unbekanntem Verfasser, und der bekanntern spätern von H. de Luna vom J. 1620. Von diesen beiden Fortsetzungen (deren bisher verworrene Bibliographie der Herausgeber in der Einleitung aufzuhellen versucht hat) ist die erstere bis jetzt wenig bekannt gewesen, und als Schelmenroman allerdings von sehr geringem Werthe, da sie den Ton eines solchen nur in den beiden ersten Capiteln festhält, in den folgenden aber sich in die satirisch-allegorische Bahn verirrt, auf welcher wir ihr aus Mangel an Kenntniß der Zeit- und Localverhältnisse nicht folgen können. Literarisches Interesse hat, wie der Herausgeber richtig bemerkt, dieser Theil der Erzählung insofern, als er möglicherweise ein Vorbild eines spätern u. A. durch Swift's „Gulliver" repräsentirten Romangenre gewesen sein mag. Der zweiten Fortsetzung (von H. de Luna) läßt der Herausgeber Gerechtigkeit widerfahren, wenn er von ihr sagt: „Luna hat den Ton Mendoza's mit vielem Glücke festzuhalten gewußt. Seine Erzählung ist, wenn auch nicht ebenso rasch, doch ebenso lebendig und malerisch, seine Sprache rein, leicht und anmuthig." Jedenfalls verdient Luna's Roman auch in letzterer Beziehung studirt zu werden.

*) Wir glauben das baldige Erscheinen einer Fortsetzung des Werks versprechen zu können. D. Red.

Den dritten Platz der Sammlung nehmen die beiden Novellensammlungen des valencischen Buchhändlers und Dichters Juan de Timoneda ein: „El patrañuelo" und „El sobremesa y alivio de caminantes", ersteres 22 eigentliche Novellen enthaltend, letzteres nur eine Sammlung kurzer Anekdoten. Der Herausgeber hat nicht Unrecht, wenn er diese Arbeiten Timoneda's sowol in Hinsicht auf den Inhalt als auf die Sprache für ziemlich werthlos hält. Mehr oder weniger läßt sich Dies von der eigentlichen Novelle in Spanien überhaupt sagen. Mit Ausnahme des „Conde Lucanor" und der Novellen des Cervantes, unter dessen Midashand Alles was er berührte zu Gold wurde, beweist die ganze übrige Novellistik der Spanier, daß dieses dem bunten italienischen Leben entsprossene Genre auf spanischem Boden nicht gedeihen konnte. Nichtsdestoweniger hat der Herausgeber sehr wohl daran gethan Timoneda's Novellen einen Platz in der Sammlung einzuräumen, theils als einer großen literarischen Seltenheit, theils weil sie als die ältesten Producte ihrer Art in Spanien in einer Sammlung spanischer Classiker nicht fehlen dürfen.

Auf Timoneda, dem einzigen Repräsentanten der eigentlichen Novellistik in dem Zeitraume vor Cervantes, folgt Mateo Aleman mit seinem trefflichen Schelmenroman „Guzman de Alfarache", unstreitig einem der vorzüglichsten Producte der ganzen spanischen Literatur, bei uns aber fast nur in der ganz verwässerten französischen Bearbeitung oder vielmehr Nachahmung Lesage's, also kaum mehr als dem Namen nach bekannt. Eine gute deutsche Uebersetzung des spanischen Originals würde eine ebenso verdienstliche wie schwierige Unternehmung sein. Aleman's Roman hatte ein ähnliches Schicksal wie „Don Quixote". Nachdem der erste Theil erschienen war, fand sich in Lujan de Sayavedra ein unberufener Fortsetzer, und Dies bewog den Verf. selbst einen zweiten Theil zu schreiben, welcher ohne jene Veranlassung wol nie das Licht der Welt erblickt hätte. Sayavedra's Fortsetzung, welche wir in dieser Sammlung gleichfalls erhalten, und welche auch zu den bis jetzt fast gar nicht bekannten Producten der spanischen Literatur gehört, ist in seinen beiden ersten Büchern keineswegs zu verachten. Erst beim dritten verläßt den Dichter seine Erfindungsgabe, und er bleibt weit hinter seinem Vorbilde zurück.

Die Novela amatoria wird durch zwei Werke repräsentirt: „Los amores de Clareo y Florisea" von Alonso Nuñez de Reinoso, einem Edelmann aus Guadalajara, der aber einen großen Theil seines Lebens in Italien, namentlich in Venedig, zubrachte, und der „Selva de aventuras" von Geronimo de Contreras. Das erstere, zuerst 1552 in Venedig erschienen, ist nicht schlecht geschrieben, und enthält einige glückliche Momente, aber es fehlt ihm an Einheit des Plans; der Verf. weiß das Interesse des Lesers in der letzten Hälfte seines Werks nicht mehr aufrecht zu erhalten, und verliert sich ins Phantastische. Die Aehnlichkeit welche dieser Roman mit des Cervantes „Persiles y Sigismunda" hat, läßt den Herausgeber vermuthen, jener möge das Vorbild von diesem gewesen sein. Etwas bedeutender als Reinoso's Buch ist das des Contreras, welches seiner Zeit großen Ruf hatte, und auch 1580 von Gabriel Chapuys ins Französische übersetzt wurde. Den Inhalt bilden die Schicksale eines jungen Mannes, der aus Verzweiflung über die Härte seiner Geliebten freiwillig sein Vaterland verläßt, Italien durchstreift, nach mannichfachen Abenteuern nach Spanien zurückkehrt, und dort, weil er seine Geliebte im Kloster findet, Einsiedler wird. Das Buch hält somit die Mitte zwischen dem Liebes- und Abenteuerroman, ist fast bis zum Uebermaß mit Versen durchwebt, und in einfachem Stile, wenngleich nicht in correcter Sprache geschrieben.

Den Schluß des Bandes macht der bekannte historische Roman „Guerras civiles de Granada" von Ginez Perez de Hita, mit Recht eines der Lieblingsbücher der Spanier, theils wegen seines allgemein ansprechenden Inhalts, theils weil es nächst dem „Don Quixote" vielleicht das vorzüglichste Muster der spanischen Prosa ist. Der erste Theil dieses Buchs, welcher die Parteikämpfe der Zegris und Abencerragen in Granada bis auf die Eroberung dieses Königreichs durch Ferdinand von Aragonien schildert, ist wenigstens seinem Hauptinhalte nach auch wol bei uns in weitern Kreisen bekannt; weniger der zweite, welcher während des Aufstandes der Morisken unter Philipp II. spielt. Der Verf. redet hier zum Theil als Augenzeuge, da er diesen Kampf als Soldat unter den Fahnen des Marquis de los Velez mitmachte; dieser zweite Theil ist somit als Geschichtsquelle wenigstens für die Hauptthatsachen nicht ganz zu verwerfen. An dichterischem Verdienst steht dagegen der erste Theil beiweitem höher. Besonderes Interesse erhält er durch die große Zahl der eingewebten Romanzen, von denen übrigens immer noch constatirt werden muß, inwieweit sie Eigenthum des Verf., inwieweit blos von ihm „eingelegt" sind. Ueber diesen Punkt beobachtet der Herausgeber ein bedauerliches Schweigen. Literarhistorische Kritik in diesem Sinne ist allerdings nie Sache der Spanier gewesen. Da die „Guerras civiles" mit vollem Rechte als eine sprachliche Autorität betrachtet werden, so würde der Herausgeber sich ein großes Verdienst erworben haben, wenn er mittels Vergleichung mehrer namentlich älterer Ausgaben einen vollkommen zuverlässigen Text hergestellt hätte. Mehre neuere Ausgaben, namentlich die madrider von 1833, welche Ref. Gelegenheit hatte mit ältern zu vergleichen, bieten viele und große Verschiedenheiten in den Lesarten dar, von denen man nicht weiß woher sie kommen. Auch in dieser Beziehung können die Spanier sich ein Beispiel an der Genauigkeit nehmen mit welcher z. B. die Italiener ihre „testi di lingua" behandeln.

Es fehlen in diesem Bande die Ritter- und die Schäferromane; für beide hat der Herausgeber besondere Theile bestimmt. Im Allgemeinen liefert die ganze Sammlung einen anerkennenswerthen Beweis von dem Fleiß und der Umsicht des Herausgebers, und wir können sie jedem Freunde der spanischen Literatur empfehlen. Möchten wir bald Etwas von ihrer Fortsetzung hören, welche dem Prospectus zufolge auch manches bisher Ungedruckte der ältern spanischen Poesie bringen wird.

L. Lemcke.

Lesefrüchte.

Das Ideal von Michel Angelo.

Michel Angelo trug eine ideale und mystische Leidenschaft heimlich in der Brust für die Marchesa von Pescara-Colonna, die edle Dichterin. Bekanntlich glitt, da er ihren mit Lorbeer- und Blüten bedeckten Sarg vorbeitragen sah, die keusche, poetische Klage über seine Lippen: „Hätte ich sie doch auf die Stirne geküßt!" Vasari berichtet, daß Michel Angelo das Bildniß dieser berühmten Frau durch zwei seiner Schüler fertigen ließ, namentlich durch Sebastian del Piombo. Das Gemälde des Letztern ward in Florenz aufgefunden, und ist jetzt zu Rom in den Händen eines englischen Malers Macpherson. Es ist völlig erhalten, eines der trefflichsten Bildnisse die je gemalt wurden. Die Dame trug seit dem Tode ihres Gemahls nur Trauerkleider. In diesen ist sie dargestellt: schwarzes Gewand, brauner Schleier, ein Gebetbuch in der Hand. Sebastian del Piombo hatte sie schon einmal gemalt, aber in weit jugendlicherm Alter. Dieses erste Portrait zeigt das Gepräge seiner frühern Schule, der des Giorgione.

Engländer und Irländer.

Die Engländer trieben vor Zeiten Handel mit ihren Kindern, und verkauften sie besonders nach Irland. Ein im J. 1117 durch irische Geistliche zu Armach gehaltenes Concilium sprach sich dahin aus: „daß man, um den Zorn von Jesus Christus, dem Feinde der Dienstbarkeit, zu vermeiden, auf der ganzen Insel alle englischen Sklaven entlasse, und ihnen ihre alte Freiheit wiedergäbe" (Wilkin, „Concil", I). Wie ward den Irländern dieser Entschluß ihrer Väter vergolten?

A.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 133. — 4. Juni 1849.

Gustav Kombst.

(Beschluß aus Nr. 132.)

Aber, werden diejenigen unserer Leser denen Kombst's Schicksale nicht schon anderwärts bekannt geworden sind zum Schluß jetzt fragen, wie hat es denn überhaupt geschehen können, wie ist es zugegangen, daß eine so edel geartete Natur überhaupt in diese Zerwürfnisse gekommen? War Kombst einer jener revolutionnairen Charaktere, einer jener ungestümen, titanenhaften Geister die kommenden Entwickelungen kometenähnlich voranirren, und denen nur der Untergang alles Bestehenden, zugleich mit ihrem eigenen Untergange, Befriedigung gewährt?

Nichts weniger als Das. Ja, mit voller Ueberzeugung sprechen wir es aus, und Jeder welcher Kombst gekannt hat wird es bestätigen, wie jede Zeile dieses Buchs es bestätigt: kein Tropfen von revolutionnairem Blute war ursprünglich in dem ganzen Kombst. Vielmehr im Gegentheil, er ist eine ursprünglich aristokratische, conservative Natur. Er ist stolz darauf (S. 34) von einem edeln, kräftigen Schlage abzustammen, und daß nach beiden Seiten hin die Ursprünge seiner Familie sich in Stämme des deutschen Volks verlieren welche Freiheit und Unabhängigkeit stets für die größten Güter geachtet haben. Doch war sein Aristokratismus nicht immer (daß wir so sagen) so aufgeklärter, so demokratischer Färbung. Lange Jahre machte ihm ein Familiengeheimniß zu schaffen, ähnlich wie wir es in Goethe's Jugend finden: von dem hohen Stande und dem Reichthum seiner Vorfahren, daß der Name welchen sein Vater führe nicht der wahre Familienname, von großen Gütern die der Familie rechtlich zukämen ꝛc. (S. 36). Noch während seines Aufenthalts in Frankfurt a. M. konnte er nicht unterlassen mit Benutzung seiner damaligen Verhältnisse genauere Erkundigungen über seine Abkunft bei dem Reichsheroldsamt und den Reichsarchiven in Wien einzuziehen. Allein Hr. v. Nagler, „der alte Geschlechter nicht liebte", statt diese Nachforschungen versprochenermaßen zu erleichtern, legte ihnen vielmehr alle möglichen Hindernisse in den Weg, sodaß sie endlich unterblieben. Kombst, indem er diese Jugendthorheit berichtet, gesteht selbst zu, daß darin für den strebsamen Knaben ein Sporn gelegen die „ihm von Rechts wegen gebührende" höhere Stellung, wenn möglich, zu erreichen. Er habe sich in Veranlassung ihrer zeitig gewöhnt sich als den „Gleichen von Höhergestellten" (S. 36) zu betrachten: und dieses Sichgleichfühlen mit den Ersten sei bei ihm im Laufe der Zeit die Grundlage seiner demokratischen Bestrebungen geworden, „die durch den Verstand aus dieser Gefühlsrichtung sich herausbildeten"; er verdanke diesem Mythus von seiner vornehmen Abkunft „ein gutes Theil Selbstgefühl und Würde im Benehmen mit den Höchsten schon zu einer Zeit, da sein Verstand und seine demokratischen Ideen noch weniger entwickelt gewesen" (S. 37). An einer andern Stelle (S. 255, 256) bezeichnet er sein Wesen als ein „eigenthümliches Gemisch von aristokratischen Meinungen und demokratischen Bestrebungen". Seine physische Naturanlage sei unzweifelhaft aristokratisch: ein starker, gesunder Körper, starke Triebe die Befriedigung heischen, ein gemischtes Temperament in welchem das Sanguinisch-Cholerische vorherrschend, alle Sinne scharf mit Ausnahme des Gesichts: im Ganzen aufs Herrschen und Genießen angelegt. Dagegen sein Verstand klar, seine Gedanken geordnet, fast immer Herr seiner Gefühle, stets seiner Reizungen Meister (mit Ausnahme der Liebe), die Triebe unschädlich machend so viel wie möglich. Er erinnert ferner an seinen Bausinn, und daß er Einrichtungen begründen möchte und Gebäude errichten helfen die gleich den ägyptischen Bauwerken tausendjährige Dauer hätten. Dem Wechsel abgeneigt in Personen, Zuständen, Wohnung, Kleidung sei er regelmäßig peinlich in der Hausordnung, in allen Besprechungen, Geschäften u. s. w. Vergl. die wunderbare Geschichte von dem Heirathscontract, den er eine Frau zu unterschreiben nöthigte (S. 368), und den er selbst als eine „Merkwürdigkeit in seiner Art" bezeichnet. Und dagegen auf der andern Seite Haß der bestehenden Zustände, Zerstörungssucht, mit Einem Wort, demokratisch; revolutionnaire Tendenzen in aller Schärfe und in weitester Ausdehnung.

„Aber ich glaube", setzt er hinzu (S. 256), „ich bin nur ein Revolutionnair meines Triebes für Ordnung wegen, in Folge meines Bausinns, meines Rechtsinns, der Alles gleich und billig haben will, und es schlummern keine persönlichen bösen Gelüste unter meinen Freiheitsbestrebungen." Vergl. damit auch die ähnlichen Aeuße-

rungen (S. 360), sowie ganz besonders auch seine enthusiastische Verehrung des englischen Nationalcharakters, namentlich in Vergleich mit dem französischen (S. 129, 344—350 und 355—359).

Deutlicher als es in diesen Stellen von Kombst selbst geschehen ist es gar nicht möglich die Genesis und eigenthümliche Beschaffenheit dieses so denkwürdigen Charakters darzustellen. Auch versichern Freunde, die ihm in seiner Jugend sehr nahe gestanden und viel und innig mit ihm verkehrt haben, daß dieses „Sichgleichfühlen mit den Ersten", und überhaupt der aristokratische Theil seines Wesens, auch in seinem äußern Benehmen ziemlich sichtbar hervorgetreten sei, und nicht immer auf die angenehmste Weise. Als plötzlich verlautete, Kombst, trotz seiner bekannten liberalen Sympathien, habe sich in Berlin dem Minister Ancillon vorstellen lassen, und gehe nach Frankfurt „unter die Diplomaten", und noch dazu die Diplomaten am Bundestag, so zweifelte von seinen nähern Bekannten Niemand, daß bei diesem Entschluß Ehrgeiz, wenn nicht gar Eitelkeit nicht völlig aus dem Spiel gewesen. Und die Darstellung welche Kombst selbst in den „Erinnerungen" von diesem Schritte gibt (S. 100 fg.) widerspricht dieser Vermuthung nicht ganz.

Allerdings führt er auch noch einen andern Grund an und einen triftigen, nämlich daß er „von Jugend auf die größte Neigung, ja wenn man will, eine innere Bestimmung gefühlt habe für eine öffentliche Laufbahn, und daß diese in monarchischen Staaten ohne Volksvertretung nur in der Diplomatie angestrebt werden könne".

Angestrebt, ja zumal wenn, wie es damals bei Kombst der Fall war, Ehrgeiz und jugendliche Eitelkeit das Streben anfeuern; aber erreicht, bei einem Manne von seinem Temperament und seiner Denkungsart, niemals. Es war eine unermeßliche Täuschung als Kombst glaubte, als preußischer Diplomat 1831 beim frankfurter Bundestag sein Glück machen, oder, um es ganz edel und ganz würdig auszudrücken, seinem Vaterlande dienen zu können. Nur Eines gab es was diesen Irrthum wenn möglich noch übertraf, und Das war der Irrthum der Diplomaten die in Kombst ein brauchbares Werkzeug gefunden zu haben meinten. Ganz ohne Zweifel wäre gerade eine Mann wie Kombst, mit dieser kernhaften Anlage seiner Natur, mit seinem aus „aristokratischen Meinungen und demokratischen Bestrebungen" gemischten Wesen, mit seinen Kenntnissen, seiner Bildung, seinem festen und unbeugsamen Charakter, eine unschätzbare Erwerbung gewesen für eine jede Regierung deren System auf den allgemeinen Grundsätzen des Rechts, der Ehre und der Sittlichkeit beruht, die keine Furcht gehabt hätte vor der Autokratie des Geistes, und die daher auch geistreiche und Ehrenmänner hätte gebrauchen können. Aber dergleichen Cabinete gab es dazumal überhaupt nicht, am wenigsten in Deutschland, und das preußische, zur Blütenzeit der Kamptz und Tschoppe, wäre in dieser Hinsicht gar das letzte gewesen oder doch eines der letzten, da dem Fürsten Metternich und Ludwig Philipp, diesen Großmeistern der alten Staatsweisheit, wol immer der Vorrang bleiben wird; das preußische Cabinet ahmte nur ohne Geschick nach was es ohne Scham zum Muster genommen hatte.

Den weitern Verlauf der Conflicte die sich aus diesem Misverhältniß mit Nothwendigkeit und in kürzester Zeit ergeben mußten, und mit welchen traurigen, welchen furchtbaren Schicksalen Kombst selbst seinen Irrthum zu büßen hatte, überlassen wir dem Leser in dem Kombst'schen Buche selbst nachzulesen. Es ist reich an wechselnden und unterhaltenden Scenen, von dem heitern Junggesellenleben in Paris an, wo sie ihrer Drei zusammen einen Pelz besaßen, und sich Brot und Wasser in eigener Person zusammentrugen (S. 267—274), bis zu dem entsetzlichen Nachtstücke seiner Liebe und Ehe mit Helene, der armen deutschen Musikantin, die er kennen lernt wie sie bereits das Haar vom Kopf verkauft hat um sich Brot dafür zu kaufen, und die nach einer Ehe voll vergeblicher Liebe und verlorenem guten Willen sich verzweifelnd, wahnsinnig durch die Scheiben stürzt (S. 239—254; vergl. 306), und die, setzen wir hinzu, den unglücklichen Mann vermuthlich noch in diesem Augenblicke, sie selbst die Unglücklichere, im Irrenhause zu Dumfries überlebt!

Kombst schließt sein Buch mit folgenden Worten, den letzten die er überhaupt zum Publicum und seinen Freunden in der Heimat gesprochen:

> Das Höchste was ich nun noch wünschen könnte wäre, daß mir Gelegenheit gegeben würde meinen Geist auch in Thaten auszuprägen, die für alle Betheiligten fördernd und ersprießlich und meinem eigenen Bewußtsein genugthuend wären. Dies ist aber (setzt er sogleich in großartiger Ergebung hinzu) vielleicht mehr als ein Mensch wünschen darf dem schon so Vieles und Ungehofftes gewährt worden, und der vollkommen zufrieden ist sein Leben in bescheidener Dunkelheit zu Ende zu führen, stets im Bewußtsein seiner Mannes- und Menschenwürde.

In der That hat das Schicksal diese Gunst, die es schon im Begriffe stand so viel Unwürdigen in den Schoos zu schleudern, ihm dem Würdigen, Vielgeprüften versagt. Es ist eine interessante Frage, deren, trotz ihrer Müßigkeit, die Freunde und Verehrer des Dahingeschiedenen sich dennoch nicht erwehren können: nämlich welche Partei Kombst, falls er den großen Umschwung des vorigen Jahres erlebt hätte, ergriffen und welche Rolle er in der jetzigen Bewegung gespielt haben würde. Es hält schwer bei Beantwortung dieser Frage, nämlich so weit eine Antwort darauf überhaupt möglich ist, bei den wirklich vorhandenen Daten getreulich stehen zu bleiben, und nicht unwillkürlich seine eigene persönliche Ansicht hineinzulegen. Daß Kombst wie so Viele jetzt vor den alten Freiheitsmännern, da endlich aus der Wolke die sie so lange umarmt die Göttin selbst herabgestiegen, Kehrt gemacht, und sich hinter den Rock der Gewalt geflüchtet hätte vor dem unerwarteten, dem riesenhaften Anblick der Freiheit, Das glauben wir von Kombst nicht; Das kann wol unsern Professoren und Kammerrednern begegnen, aber nicht einem Manne der gleich

ihm geschaukelt war, und sozusagen seefest gemacht von der Flut des Lebens.

Aber ebenso wenig glauben wir, daß er sich zu jener sogenannten äußersten Linken gesetzt haben würde, die das edle Samenkorn der Freiheit durch bloßes Zungendreschen zu reifen meint, ja die das Volk nicht gründlicher glaubt befreien zu können als indem sie es zugleich von seiner Geschichte, seiner Sitte, seinem Vaterlande, mit Einem Worte, von Allem befreit was das Dasein eines Volkes erst groß und fruchtbar und weltgeschichtlich macht. Kombst, wenn wir sein Wesen irgend verstanden haben, würde weder dieser noch jener, er würde einer dritten, künftigen Partei angehört haben, einer Partei die noch nicht existirt, und die daher auch mit Recht überall verleugnet wird: der Partei jener gesetzlichen Freiheit, freien Gesetzlichkeit, zu der vielleicht nach Jahrzehnden oder noch wahrscheinlicher nach Jahrhunderten von den Resten die von der deutschen Nation dann etwa noch übrig sind wenig vereinzelte Trümmer sich zusammenfinden werden! Das rein Idealistische und Subjective, sagt er von sich selbst, indem er seinen Aufenthalt in Großbritannien und dessen Einfluß auf seine eigene Entwickelung bespricht, sei er in Großbritannien ganz losgeworden. Er habe mehr und mehr gelernt, daß es auch eine Diagonale geistiger Kräfte, ja von widerstrebenden Umständen gebe, und daß es weiser sei so viel zu nehmen als sich unter Umständen erwerben oder erringen lasse, als das Erreichbare von der Hand zu weisen, weil es nicht das Höchste und Beste und vor Allem nicht Das sei was wir im Sinne hätten. Toleranter, fährt er fort, sei er ebenfalls geworden, und nicht Unmögliches nach abstractem Maßstabe verlangend. Kein Zelot mehr, noch gewöhnlicher Enthusiast, noch den Apostel unaufgefodert machend; aber voll Wärme immer noch für alles Gute und Edle, und unerschrockener Kämpfer und Vertheidiger wo es wirklich gilt (S. 358). Auch die lebhafte Bewunderung, ja der Enthusiasmus den er für die große Erhebung von 1813 bezeigt, sowie der edle und gerechtfertigte Preußenstolz, zu dem er, das schmähliche Opfer des preußischen Ministeriums, sich dennoch bekennt (S. 40, 47 fg.), würde dabei nicht außer Acht zu lassen sein. In der That, es ist bei diesen Aeußerungen schon als ob wir das Scharren und Zischen vernehmen womit die ruhmvolle „äußerste Linke" Kombst unter die Reactionnairs verweist!

Und so hätten wir also keinen Grund Kombst's frühzeitiges Ende zu beklagen? Und so wäre was auf den ersten Anblick als eine Grausamkeit des Schicksals erscheint vielmehr eine Gunst die es ihm erwiesen?! Armes Vaterland, das nicht sich beklagen, nein, das nur seine besten Söhne selbst glücklich preisen darf, daß sie gestorben sind!

R. Prutz.

Deutsche Kinderreime.

Es gab eine Zeit, wo der deutsche Gelehrte sich schämte an seine Muttersprache und Alles was mit dem innersten Wesen unsers Volks zusammenhängt irgend erinnert zu werden, wo ihm alles Volks- und Deutschthümliche als pöbelhaft und gemein, im besten Falle keiner Beachtung würdig schien. Welchen glücklichen Umschwung hat die allgemeine Ansicht und Stimmung in dieser Beziehung seit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts unter uns erlitten! Herder hat sich das ebenso unschätzbare als unbestrittene Verdienst erworben zuerst auf das Volksthümliche in unserer sowie in fremden Literaturen hingewiesen zu haben, wodurch der Sinn für das einfach Natürliche, tief Gemüthliche wunderbar erweckt und geschärft ward. Neben Herder darf Bodmer nicht ungenannt bleiben, der durch die Theilnahme welche er der ältern deutschen Dichtkunst zuwandte — man denke an die Nibelungen und die Minnesänger — die Schuld seiner sündflutigen Epopöen gesühnt hat. Aber erst der romantischen Schule war es vorbehalten die ältere und mitteldeutsche Literatur unter uns auf gedeihliche Weise zu pflegen, den Sinn für das Echtdeutsche zu bilden, und uns zur wahren Einsicht in die Schätze deutschen Sinnens, Denkens und Schaffens zu befähigen. Auf den Werth der löschpapierenen deutschen Volksbücher, an welchen der Blick der Gebildeten und Gelehrten mit vornehmem Stolze vorüberglitt, deutete Görres in seiner bekannten trefflichen Schrift hin. Die Gebrüder Grimm bemühten sich mit liebevollstem Eifer um die deutschen Haus- und Kindermärchen, wie die deutschen Volkslieder wiederholt die Theilnahme von Sammlern anregten. Die Erforschung der deutschen Sprache ward mit einer nie geahnten treuen Sorgfalt gepflegt, und bis in die entlegensten mundartlichen Abweichungen verfolgt, die deutsche Volkssage der eingehendsten Untersuchung unterworfen, sodaß man es nicht verschmähte auch die unscheinbarsten und verworfensten Züge der Sage zusammenzustellen und zu erörtern. Unter den Männern welche in dieser Weise mit begeistertem Sinne wirkten muß vor Allen Karl Simrock mit gerechter Anerkennung genannt werden, der an die Wiederherstellung des deutschen Heldenbuchs, dessen letztem Bande wir entgegensehen, die Kraft seines Lebens gesetzt hat. Wir haben in d. Bl. bereits mehrfach die Gelegenheit ergriffen auf die andern Leistungen dieses sinnigen und unermüdeten Pflegers unserer ältern Literatur hinzudeuten; heute möchten wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf eine Sammlung deutscher Kinderreime unter dem Titel:

Das deutsche Kinderbuch. Altherkömmliche Reime, Lieder, Erzählungen, Uebungen, Räthsel und Scherze für Kinder. Gesammelt von Karl Simrock. Frankfurt a. M., Brönner. 1848. 8. 20 Ngr.

richten, welche leicht Gefahr laufen könnte vom Sturme unserer Zeit verweht zu werden. Wer hätte es noch vor 100 Jahren für möglich gehalten — und Manche die den deutschen Studien fern stehen werden es noch nicht glauben wollen —, daß ein deutscher Gelehrter sich ernsthaft mit einer Sammlung unserer Kinderreime beschäftige? Und doch gilt auch hier der Spruch, daß das Echte und Wahre sich auch im Kleinsten offenbare, und daß, wenn es erlaubt ist in einer echtdeutschen Sache ein lateinisches Wort anzuführen, nihil in litteris parvum est. Es ist wirklich eine wahrhaft erhebende Erscheinung, daß trotz der so lange Zeit methodisch geübten Verachtung des Volksthümlichen, das man durch französische Abrichtung auch von den Kinderherzen fern zu halten bestrebt war, die deutsche Kinderwelt sich so unbeirrt an ihren gemüthlichen Reimen und heiter tändelnden Scherzen gehalten und erfreut hat. Freilich findet sich hier Manches was aus bloßem Gefallen am Reimspiele hervorgegangen, ohne verständigen Sinn, ein bloßes Wortgeklingel ist; aber auch hier zeigen sich doch im Einzelnen Anklänge an einen Sinn (sie verhalten sich zu verständigen Sprüchen auf ähnliche Weise wie Märchen zu andern Geschichten und Erzählungen), und in einem sehr großen Theile dieser Sprüche finden wir reine Naivetät und kindlichsten Humor, jene sorglose Freude an den Erscheinungen der Welt, welche uns wie der blaue Himmel freundlich ins Herz lacht. Wir erhalten hier Ammenscherze, Kose-, Schoos- und Knieliedchen, Buchstabirscherze, Wiegenlieder, Kindergebete, Kinderpredigten,

Naturlieder und Nachahmungen, Spiele, Jahreslieder, Neckmärchen, Sprech- und Gedächtnißübungen, Räthsel u. A. Höchst anziehend würde es sein unsere Sammlung mit den Kinderreimen anderer Völker vergleichen zu können, woraus sich ergeben müßte wie sich auch hier der echtdeutsche Charakter eigenthümlich ausgeprägt hat. Wir wollen bei dieser Gelegenheit auch auf die von Simrock vor zwei Jahren herausgegebenen „Martinslieder" aufmerksam machen, die hier keine Aufnahme gefunden haben. Im Einzelnen wird sich vielleicht noch Manches trotz des sehr anzuerkennenden Fleißes des Sammlers nachtragen lassen, was wir der Sache wegen sehr wünschen, damit die Sammlung zur möglichsten Vollständigkeit gelange; erst dann wird auch eine Untersuchung über die Entstehung und Verbreitung dieser Kinderreime mit größerer Sicherheit unternommen werden können. Möge unterdessen sich der Sammlung schon in ihrer jetzigen Gestalt die Theilnahme Aller zuwenden die echtdeutschen Sinnes sind, vor Allem mögen die Freunde der Jugend sie freundlich aufnehmen! 48.

Bibliographie.

Aphorismen aus verschiedenen literarischen und belletristischen Werken gesammelt und herausgegeben von A. Grund. Hannover. Gr. 12. 10 Ngr.

Bäumlein, W., Die Bedeutung der klassischen Studien für eine ideale Bildung. Heilbronn, Landherr. Gr. 8. 8 Ngr.

Büttner, Das jedem nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika Auswandernden unentbehrliche Büchlein. Enthaltend: Die Unabhängigkeits-Erklärung, nebst der Rede des John Adams, die Verfassung der Vereinigten Staaten, Washington's Abschiedsadresse und das Hauptsächlichste aus den Verfassungen der Staaten New-York, Pennsylvanien, Ohio, Illinois, Indiana, Missouri, Michigan, Kentucky, Maryland, Iowa und Wisconsin. Bayreuth, Buchner. 8. 7½ Ngr.

Dinkel, P., Predigten über die Evangelien auf die Tage des Herrn im katholischen Kirchenjahre. 2te verbesserte Auflage. Erlangen, Palm. Gr. 8. 2 Thlr.

Eyb, Ritter L. v., Denkwürdigkeiten brandenburgischer Fürsten. Mit einem aus Archivalien des ehemaligen Brandenburgischen geheimen Haus- und Staatsarchivs verfaßten historischen Commentare herausgegeben von C. Höfler. Bayreuth, Buchner. Gr. 8. 24 Ngr.

Das Frohnleichnamsfest. Eine Dorfgeschichte von einem katholischen Dorfpfarrer. Passau, Elsäßer u. Waldbauer. 16. 2 Ngr.

Gedanken über die Morgenröthe der nahen, glückseligen Zukunft. Entwickelt in drei Gesprächen zwischen Theophil und Theodor. Nebst einem Anhange. Basel, Schneider. Gr. 8. 20 Ngr.

Hanke, Henriette, Meine Hausgötter. Eine Sammlung kleiner Aufsätze zunächst für die Freunde der Verfasserin. Hannover, Hahn. Gr. 12. 20 Ngr.

Herbstblumen. Herausgegeben zum Besten unglücklicher Hausarmen. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. Gr. 16. 3¾ Ngr.

Körner, F., Keltische Studien. Abhandlung über die Wohnsitze der Kelten, über deren Sprachverwandschaft mit den indogermanischen Völkern und über den Einfluß ihrer Mythologie auf die Sagenbildung des Mittelalters. Halle, Heynemann. 4. 15 Ngr.

Michelet, C. L., Die Lösung der gesellschaftlichen Frage. Frankfurt a. O., Trowitzsch u. Sohn. Gr. 8. 15 Ngr.

Rollett, H., Gedichte. 2te vermehrte Auflage. Jena, Luden. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Thomas, G. M., Die staatliche Entwickelung bei den Völkern der alten und neuen Zeit. Gelesen in der öffentlichen Sitzung der königl. Akademie der Wissenschaften zur Feier ihres 90. Stiftungstages am 28. März 1849. München. Gr. 4. 10 Ngr.

Umrisse von den wichtigsten Lebensschicksalen der Frau Judson, im Dienste der Mission im birmanischen Reiche. Nach der französischen Uebersetzung bearbeitet, mit Vorerinnerung und Schlußwort begleitet von J. Rothen. Basel, Schabelitz. 1848. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Aufruf an das deutsche Gesammt-Vaterland. Von einem Mitgliede der deutschen Verbrüderung in Deutsch-Posen. Posen, Mittler. Gr. 8. 3 Ngr.

Berlepsch und der Belagerungszustand Erfurts im Herbst 1848. Ein Beitrag zur Geschichte der Willkürherrschaft im konstitutionellen Preußen. St. Gallen, Scheitlin u. Zollikofer. 8. 3 Ngr.

Dinkel, P., Zwei Predigten, durch das öffentliche Auftreten Ronge's in Erlangen veranlaßt. Erlangen, Palm. Gr. 8. 3 Ngr.

Edelmann, C., Ist Christus Gottes Sohn, oder ist er es nicht? Predigt am Sonntage Lätare 1849 gehalten zu Bayreuth. Bayreuth, Buchner. Gr. 8. 2½ Ngr.

Fick, A. H., Einige Bemerkungen zur Rechtfertigung des 17er Entwurfs, sowie über Verantwortlichkeit des Kaisers, Abschaffung der Unebenbürtigkeit, Kodifikation, Lösung der socialen Frage von Reichswegen. Marburg, Elwert. 1848. Gr. 12. 5 Ngr.

— — Denkschrift an die souveräne constituirende deutsche Nationalversammlung. Ebendaselbst 1848. Gr. 8. 2 Ngr.

Geissel, J. v., Erzbischof von Köln 2c., Hirtenbrief für das Jahr 1849. Köln. Gr. 4. 2½ Ngr.

Graef, H. A., Santo Thomas de Guatemala oder Beiträge zu dessen Kolonisations-Geschichte, an Ort und Stelle gesammelt. Aachen, ter Meer. 1847. 8. 8 Ngr.

Hepke, R., Die polnische Liga und der deutsche Bund in Posen. Posen, Mittler. 1848. Gr. 8. 4 Ngr.

Hohl, J. J., Meine Reise nach Amerika oder: Winke und Rathschläge zur Warnung und Belehrung für das auswanderungslustige Publikum, zumal aus der Schweiz. Basel, Schabelitz. Gr. 16. 9 Ngr.

Junius, Humoristisches Gespräch zwischen zwei Deputirten der Rechten und Linken. Berlin, Weyl u. Comp. Gr. 8. 1½ Ngr.

Légrády, E. v., Was ist und was enthält eine Constitution? Nach den Grundsätzen des neuesten constitutionellen Staatsrechtes für die gegenwärtigen Zeitumstände zusammengestellt und mit Beispielen erläutert. Wien, Lechner. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Marquardt, E., Das Treffen bei Schleswig. Gedicht. Schweidnitz, Weigmann. 8. 2 Ngr.

Platner, B., Ueber die Auferstehung des deutschen Reichs. Marburg, Elwert. 1848. 8. 1 Ngr.

Proske, K., Rede am Schlußabend des J. 1848 gehalten zu Regensburg. Regensburg, Pustet. 8. 2 Ngr.

Reusch, Bemerkungen und Vorschläge zur Reform der Preußischen Gerichtsordnung, mit besonderm Bezuge auf den Entwurf der neuen Civil-Prozeß-Ordnung für die Preußischen Staaten, Berlin 1848. Berlin, Heymann. Gr. 8. 10 Ngr.

Sybel, H. v., Ueber das Reichsgrundgesetz der XVII Vertrauensmänner. Marburg, Elwert. 1848. Gr. 8. 2 Ngr.

Die Uebermacht des Geldes und die abwehrenden Mittel. Ein Wort an die Vertreter unseres Landes. Cöln u. Neuß, Schwann. 1848. Gr. 8. 3 Ngr.

Vilmar, A. F. C., Das Evangelium welches uns selig macht. Predigt über I. Cor. 15, 1—4 gehalten zu Marburg am 11. Sonntag n. Trin., am 3. Septbr. 1848. Marburg, Elwert. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

Wetzell, G. W., Die Universität Marburg und das neue hessische Wahlgesetz. Marburg, Elwert. 1848. Gr. 8. 5 Ngr.

Zoll-Tarif für Deutschland. Vorgeschlagen vom allgemeinen deutschen Vereine zum Schutze der vaterländischen Arbeit. Frankfurt a. M., Gebhard u. Körber. Gr. 8. 15 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, — Nr. 134. — 5. Juni 1849.

Histoire de la poésie provençale, par *Fauriel.* Drei Bände. Paris 1846.

Dieses Werk des zwar nicht jung, aber für die Wissenschaft viel zu früh verstorbenen Fauriel, nach seinem Tode von seinem Freunde Jules Mohl herausgegeben, gehört zu den besten literarischen Arbeiten welche in neuerer Zeit in Frankreich erschienen sind. Es sind Vorlesungen welche der Verf. in Paris in der Faculté des lettres 1831 — 33 gehalten hat, und dieser Umstand trägt nicht wenig dazu bei das Buch nicht blos lehrreich, sondern auch angenehm zu machen. Gleich weit entfernt von der etwas dürren Manier mancher deutschen akademischen Vorträge, wie von den in einem blendenden, nach Antithesen und Geistreichigkeit haschenden Stile abgefaßten ähnlichen Schriften der neuern Franzosen, bewegt sich Fauriel in einem ruhigen, gemessenen Gange der Untersuchung, stets klar, präcis, geistreich und scharfsinnig, ohne jemals den Beifall seiner Zuhörer oder Leser auf Kosten der Wahrheit und Gründlichkeit durch Flitterstaat der Rede zu suchen. Die Art dieser Vorträge bringt es mit sich, daß wir hier nicht den Wust von Citaten finden womit so manche unserer Schriftsteller die innere Blöße und Dürftigkeit zu bedecken sich bestreben: dennoch wird Niemand Ernst und Gründlichkeit der Untersuchung vermissen; vielmehr gehört Dies gerade zu den Hauptvorzügen des Werks, daß Fauriel seine Zuhörer gleichsam theilnehmen läßt an seinen Untersuchungen, und sie das Resultat mehr selbst finden läßt als daß er es ihnen apodiktisch vorschriebe. Zahlreiche von ihm mit Gewissenhaftigkeit, soweit die neuere französische Sprache es zuläßt, genau übersetzte oft längere Stücke der alten Dichter dienen seinen Behauptungen zu Belegen, sodaß wer dieser Literatur bisher fremd geblieben schwerlich ein anderes Werk finden könnte aus welchem er über den reichen Umfang, den Geist und die Mannichfaltigkeit des Inhalts und der Formen derselben, sowie über die wesentlichsten geschichtlichen und sittlichen Verhältnisse jener noch so wenig erforschten Zeit gründliche Kenntniß schöpfen, und zum eigenen Studium sich angeregt fühlen möchte. Wir wollen gewiß den Verdiensten deutscher und französischer Gelehrten welche einzelne Seiten dieser Literatur und einzelne Werke derselben untersucht und dargestellt haben nicht zunahetreten; aber das Werk Fauriel's muß man dennoch als das wichtigste und umfassendste von allen an die Spitze stellen. Diese Arbeit ist um so verdienstlicher, als Fauriel doch eigentlich wenig bedeutende Vorgänger gehabt hat. Aus Gründen welche wir später erwähnen müssen, war die provençalische Literatur seit dem 14. Jahrhundert wie aus dem Gedächtniß der Franzosen verschwunden; in dem ganzen berühmten Zeitalter Ludwig's XIV. findet sich nicht die leiseste Erwähnung derselben; die Gebildeten und Gelehrten ahnten kaum das Dasein einer provençalischen Sprache, ja, man traut seinen Augen nicht, wenn man in den Briefen Racine's die er auf einer Reise in das südliche Frankreich geschrieben sein Erstaunen findet, daß er jenseit Lyon eine Sprache angetroffen die nicht französisch sei, und die er nicht verstehe. Wenig half es, daß der fleißige La Curne de Ste.-Palaye viele Folianten mit Auszügen aus provençalischen Dichtern und Arbeiten über diese Literatur angefüllt hatte; sie blieben lange völlig unbenutzt, und fast noch schlimmer als diese Vernachlässigung war es, daß der seichte Millot daraus seine „Histoire littéraire des Troubadours" zusammenschrieb. Auch die flachen, alles poetischen Gefühls ermangelnden Auszüge des Grafen Tressan aus einigen alten epischen Dichtungen waren wenig geeignet die Aufmerksamkeit des frivolen 18. Jahrhunderts auf diese Schätze zu lenken. Der Erste der sich das große Verdienst erworben die provençalische Poesie, wenigstens den lyrischen Theil derselben, wieder ans Tageslicht gezogen zu haben ist der treffliche Raynouard, dessen „Choix des poésies originales des Troubadours" Allen die sich mit Literatur beschäftigen hinreichend bekannt ist. In dessen Fußstapfen ist nun zwar Fauriel getreten, hat aber seinen Untersuchungen eine beiweitem größere Ausdehnung gegeben, sodaß er im strengsten Sinne die ganze Geschichte der provençalischen Literatur umfaßt, und seinen Nachfolgern kaum etwas Anderes als Untersuchungen einzelner Partien derselben überlassen hat.

Wollten wir nun den ganzen Reichthum dieses Werks genauer durchgehen, und unsere etwa hin und wieder abweichenden Ansichten begründen, so müßten wir das Maß einer Anzeige unendlich überschreiten. Wir glauben daher am besten im Sinne unserer Leser zu handeln, wenn

wir ihnen eine allgemeine Uebersicht der hier behandelten Gegenstände in systematischer Ordnung geben: im Werke selbst findet sich manches Zusammengehörige an verschiedenen Stellen zerstreut, auch wol einige Wiederholungen, wie es die Form der Vorlesungen entschuldigt und selbst nothwendig machte.

Der ganze überreiche Inhalt des Werks läßt sich, ohne daß der Verf. es ausgesprochen, auf drei Hauptpunkte der Untersuchung zurückführen: a) Umfang und Verbreitung dieser Literatur, b) Priorität derselben vor der nordfranzösischen, c) Charakteristik der verschiedenen Gattungen der einzelnen Gedichte nach Inhalt und Form, wozu noch gründliche Untersuchungen über die historischen Verhältnisse der Dichter und ihrer Stellung in der Gesellschaft kommen.

Was den ersten Punkt betrifft, beweist der Verf. durch sein ganzes Werk wie unvollständig die bisherigen Vorstellungen von der provençalischen Poesie gewesen, indem man sie fast einzig und allein auf die lyrische Gattung beschränkte, während aus seiner Darstellung unwidersprechlich hervorgeht, daß die Lyrik zwar die von den höhern Classen der Gesellschaft am meisten geachtete und ausgebildete, keineswegs aber die einzige gewesen. Neben dieser überfein ausgesponnenen Lyrik der Ritter und der Höfe gab es gleichzeitig und selbst früher eine große Menge volksthümlicher Gedichte geschichtlichen Inhalts, aus welchen später durch mannichfaltige Umarbeitungen eine große Anzahl historisch sein wollender Epen entstanden ist, wovon aber leider freilich das Meiste wol unwiederbringlich verloren, und zum Theil nur noch in nordfranzösischen und deutschen Umdichtungen vorhanden ist. Diese provençalische Poesie und namentlich die lyrische Gattung war aber weit über die Grenzen des Landes hinaus verbreitet, und es ist bekannt wie sie sowol in Spanien als in Italien und in Nordfrankreich nicht allein bekannt und beliebt gewesen, sondern auch in manchen dieser Länder ähnliche poetische Erzeugnisse geweckt hat, wie man denn den Petrarca wol nicht mit Unrecht den letzten Troubadour nennen könnte. Da Fauriel vermuthlich Zuhörer vor sich hatte welche von dem Gegenstande den er besprach wenig oder gar keine Vorkenntnisse haben mochten, so muß man es ihm schon zugute halten, wenn er in mehren Capiteln weitläufig, aber doch immer interessant von dem Einfluß der griechischen Colonien und der römischen Eroberung auf Südfrankreich und von dem Einbruch der Barbaren, wie er sie nennt, handelt, und ebenso eine für uns freilich mehr als überflüssige Geschichte der Entstehung der provençalischen Sprache gibt. Sehr interessant dagegen und ein schöner Beweis seiner großen Belesenheit ist, daß er bei Gelegenheit eines nur in barbarischem Latein noch erhaltenen Gedichts, „Walther von Aquitanien", dessen innige Verwandtschaft mit den Nibelungen und den nordischen Sagas erkennt, und bei dieser Veranlassung seinen Zuhörern einen gedrängten Auszug aus jenem Hauptwerke der deutschen Literatur, sowie auch einige Theile der „Edda" zu geben im Stande ist, was vor ihm wol kein anderer französischer Gelehrter vermocht hätte. Er vermuthet wol mit Recht, daß ein verloren gegangenes altdeutsches Gedicht dem „Walther" zum Grunde liege, dieses lateinische Gedicht selbst aber aus der Feder eines Südfranzosen geflossen sei, weil sich darin die Antipathie der Aquitanier gegen die Franken, und als solche erscheinen hier Hagen und Günther, deutlich ausspricht.

Der zweite Punkt, die Priorität der provençalischen Dichter vor den nordfranzösischen, scheint zwar auf dem ersten Blick leicht zu entscheiden, da die Thatsache feststeht, daß die nordfranzösische Lyrik der Trouvères reichlich ein Jahrhundert jünger ist als die der Provençalen. Schwieriger aber wird die Frage in Hinsicht auf die epischen Dichtungen, und zwar aus dem Grunde, weil nur sehr wenige provençalische uns erhalten worden, dagegen die meisten sich blos in nordfranzösischer Sprache vorfinden. Das Räthsel löst sich aber, wenn man weiß mit welcher eisernen Consequenz die Kirche nach dem Albigenserkriege die Literatur und selbst die Sprache der Provençalen verfolgt und unzählige Werke vernichtet hat, unter dem Vorwande, daß sie Ketzereien enthielten. Nicht wenig hat auch zum Untergang der ursprünglichen provençalischen Dichtungen der Umstand beigetragen, daß sie in späterer Zeit, als die Poesie in Südfrankreich längst verstummt, und die Sprache selbst fast vergessen war, in französische Prosa umgeschrieben und in dieser Gestalt gedruckt worden sind, während die Originale unbeachtet verloren gingen. Was aber entschieden zu Gunsten der Provençalen spricht ist einmal, daß in ihren lyrischen Gedichten, deren höheres Alter zum Theil leicht festzustellen ist, eine sehr große Anzahl solcher epischer Dichtungen als ganz bekannte und volksthümliche Werke erwähnt werden ehe nur eine Spur von Poesie in Nordfrankreich erwacht war. Und Dies gilt sogar von den Contes und Fabliaux welche man gewöhnlich den Nordfranzosen als ein ihnen eigenthümliches Product beilegt; auch davon wird viel in den Troubadours erwähnt, und es gab sogar eine eigene Classe von Dichtern, Novellaires genannt, welche sich von den eigentlichen edlern Trobaires unterschieden. Zu diesem Hauptbeweise kommen noch viele andere, wie der, daß sich in den nordfranzösischen Gedichten eine Menge Ausdrücke findet welche von den Provençalen entlehnt im Nordfranzösischen in dieser Form gar nicht vorhanden sein können, und die gewiß sehr scharfsinnige Beobachtung, daß in einigen nordfranzösischen epischen Gedichten, wo ein Baum erwähnt wird er immer Oelbaum genannt wird, was für den Provençalen ganz natürlich, für den Nordfranzosen, wenn er der ursprüngliche Dichter wäre, rein unbegreiflich sein würde.

(Der Beschluß folgt.)

Demagogie.

Demokraten haben wir, aber keine Demagogen, weil Demokratie kaum halb da ist. Die volle ganze läßt sich so leicht nicht haschen, wozu auch wieder tapfere Demagogen für den Demos da sein müssen. Dieser Demos ist nun kein unbekannter Herr, dem bequemen Wohlsein überaus hold, hitzig und

verdrossen, aufgebracht und schläfrig, schnell unbändig und beschwichtigt, trotzig und verzagt, keck und matt, lärmend und still, Lügen glaubend und Wahrheiten bezweifelnd; er hört gern sich selbst und wiederum auch Andere; liebt seine Ausbildung durch Schauspiele, und haßt sie im Leben; arbeitet wenn es sein muß, und geht müßig so oft er kann; verlangt Demuth von Andern und ist hochmüthig auf eigene Hand; schmält auf Reichthum und schätzt doch Nichts höher als Geld; plaudert in Schenken und zankt im Hause; verthut was er hat, und ärgert sich über Verschwendung; ergötzt sich an Dummheiten, und faßt Weisheit am Zipfel; lobt Redlichkeit und übt Schlauheit; vergißt Wohlthaten und merkt sich Kränkungen; handelt nach augenblicklicher Laune und denkt langsam wie ein Philosoph; vergöttert auf eigene Kosten und verteufelt auf fremden Rath; borgt für den Magen und leiht auf Worte; will Ungemeines und liebt nur Gemeines; ist beidlebig im Vertrauen und Mistrauen, in Feinheit und Roheit, Geduld und Ungeduld, Freude und Schmerz.

Mit diesem Demos soll ein Demagog verkehren, ihn lenken nach seinen Absichten, ihm fügsame Haltung und Stetigkeit beibringen. Er wird es nur können indem er selbst von dessen Natur Etwas hat oder annimmt; denn blos Gleichartiges wirkt aufeinander. Wie daher Höflinge nach dem Hofe, so richten sich Demagogen nach dem Demos: sie werden forschen mit welchen Gedanken er zu Bett gegangen und aufgestanden, welche Umgebungen ihm zunächst genaht, was er gehört und geäußert, wie Nachtruhe und Frühstück gewesen, ob keine verdrießliche Kunde seinen Humor gesäuert. Sofort ist dann einzugehen in die erkannte Stimmung, welche Reden müssen Zorniges dämpfen, nachdrückliche aus Erschlaffung aufregen. Schmeichelei ist dabei nicht zu sparen; denn der Demos ist gleich Monarchen von seiner Erhabenheit so überzeugt, daß alle Worte unter derselben zurückbleiben, und nie über dieselbe hinausgehen können. Lohn dafür winkt in Ehrenzeichen und Triumphzügen, die nicht zu verschmähen, sondern mit Erkenntlichkeit hinzunehmen sind, und eine selbstgenügsame republikanische Tugend ist dem Demos wie den Fürsten misliebig; Aristides fiel bei den Athenern in Ungnade.

Darum fodert der Charakter eines Demagogen gleiches Talent und ähnliches Betragen als derjenige eines Ministers. Manche haben durch Schreien Gunst zu gewinnen gesucht, Andere durch Grobheit, Lüge, Verschmitztheit, und verloren oft schnell was sie augenblicklich errungen; ja ein sicherer Erfolg ist nie vorauszusehen, weil Anmaßung und Bescheidenheit, Eigensinn und Nachgiebigkeit wie bei Aerzten manchmal Vertrauen erwecken, manchmal hindern. Die Haut zu wechseln wäre rathsam, wenn Dies Menschen so leicht gelänge als Schlangen. Keinen Charakter zu haben könnte fördern, wenn es möglich wäre seinen eigenen zu verlieren.

Das Staatswohl ist offenliegender Zweck aller Minister und Demagogen, Monarch und Demos finden es beide in sich selbst; doch wird dasselbe schwerer zu treffen für die Denkweite des Letztern als für die Denkenge des Erstern: darauf beruht ein Unterschied zwischen Monarchie und Demokratie. Versuche und neue Theorien mögen aushelfen, deren daher ein Demagoge sich zu bemächtigen hat, und schon durch Entwickelungen und Verheißungen derselben den Demos erfreut. Schwerlich wird gelingen mit stoischer Beharrlichkeit Einen unverrückten Zweck zu verfolgen den Jemand richtig gefaßt zu haben glaubt, außer wenn es gilt eine wetteifernde Macht zu vernichten, welchen Fall Cato vor sich hatte als er darauf bestand Karthago müsse zerstört werden.

Tapfern Dienst im Felde liebt und scheut der Demos, Jenes bei dem Auszuge, Dieses bei dem Einzuge. Darum hat ein Demagoge stets auf Auszug hinzuwirken, und bei jedem Einzug wieder darauf zu sinnen, sonst meint der Demos er habe Nichts an seinem ruhmvollen Gevatter, und stehe sich mit einem Andern besser, zumal das Ausziehen Beute verheißt, und der Demos zwar nicht geizig, aber doch geldliebend ist. Der Demagog selber hingegen muß den Schein der Geldliebe vermeiden, weshalb auch neuere Demokraten die Demagogen werden wollen in Schulden zu stecken pflegen.

Reden ist so unentbehrlich in Demokratie als Papierverschreiben in Monarchie. Der Mann des Volks spare nicht seine Worte, außer wenn von der Vermuthung was er sagen könnte noch mehr zu erwarten. Es gehört zum großen Gebrechen unserer demokratischen Zeit, daß so viel Papier voll gedruckt wird, auf welchem Jeder ruhig liest was er unruhig hören sollte; nur leider ist die Vielheit der Hörer auf zu großen Raum verstreut um sie in Sprachweite vor sich zu haben, wofür im Alterthum die Ohren näher beisammen waren. Text der Rede sei eine augenfällige nächste Tagesangelegenheit, deren weitere Auseinandersetzung sich in die feinsten Abstractionen verlieren darf, während man sonst wol das Allgemeinste durch das Besonderste erläutert; denn Demagogie fodert eine eigene Rhetorik, welche manche Denkregel auf den Kopf stellt.

Weder Tyrannen noch Volksredner übten Schonung gegen Widersacher, wie Demosthenes nicht gegen Philipp von Macedonien, und Cicero nicht gegen Catilina. Härte und Ungerechtigkeit können dabei eintreten, und fehlen vielleicht nie gänzlich, sie arten aus in Schreckensherrschaft, wenn ohne bestimmte Anklage und erwiesene Beschuldigung todtgeschlagen wird nach allgemeinen Vermuthungen und Bannsprüchen. Robespierre's Schlagworte in seinen Reden waren Aushängeschilder für neue Guillotinenzüge. Der Demos hinter seinen Demagogen hat einen Hang zum derben Hineinfahren, und läßt geschehen was geschieht, bis er sich besinnt, daß Bluthitze sich selber verletzt, und dann die Demagogen als Verführer opfert. Wer sich halten will in Demokratie, spare nicht sein Wort, aber wol Schreckenshandlungen; ein Ruf von Mäßigung wird seinen Einfluß erhöhen und auch Gegner möglicherweise beschämen.

Werdende Demokratie ist eine andere als die seiende; jene hat Kämpfe zu bestehen, braucht mehr Anregung und Heftigkeit — vielleicht auch Barrikaden — diese, obwol immer reizbar, verträgt einige Dämpfung und Mäßigung; nur ist nicht zu verbürgen, daß keine aristokratische und monarchische Herrschaft sich einschleiche, wofür der Demos oft unbegreifliche Schwäche kundgibt, der Demagog aber wenig Abneigung, da er selber zunächst den Einschleichenden angehört. Griechische Demokratien des Alterthums hatten am Wechsel von Demokratie und Alleinherrschaft Viel zu leiden, und es ist nicht immer entschieden welcher Zustand der bessere gewesen; Europa — außer England und Norwegen, die nach Aristokratie schmecken — kennt Demokratie in einzelnen Städteverfassungen und Reichsrevolutionen, verwechselt übrigens häufig Republikanisches mit Demokratischem, und rühmt oder tadelt an Beidem gemeinschaftlich was nur von dem Einen oder Andern besonders gilt.

In dieser Hinsicht wäre ein Fehler manches Schulunterrichts von Conrectoren und Studienlehrern zu rügen, welche bei der Mittheilung alter Sprachen und Geschichte die demokratischen Staaten Griechenlands als Vorbilder bürgerlicher Freiheit und Nähranstalten von Tugenden und guten Sitten preisen, während sie diesen doch entgegenwirkten, sodaß zu bewundern wie trotzdem große und ausgezeichnete Charaktere sich entwickelten. Miltiades starb im Gefängniß, der gerechte Aristides ward verbannt, gleich dem liebreichen mildthätigen Cimon, dem Vaterlandsretter Themistokles; Herodot suchte eine Freistätte in Italien, ein Kleon verjagte den Thukydides, Xenophon ward vertrieben, und Sokrates, den Weisesten der Griechen, tödtete Verleumdung im Gefängniß. Soll man einen Staatenzustand rühmen der mit solchen Thatsachen durch alle Zeitalter sich gleich blieb; soll man Sehnsucht danach in jugendliche Gemüther pflanzen, um einem nie dagewesenen Phantasiebilde als Demokraten nachzujagen, welches falsche Auffassungen für Wahrheit einschwärzt?

Erhellen kann aus dem bisher Angedeuteten: Demokratie verfolgt, Demagogie verdirbt edle Charaktere; das Reinliche der Gesinnung und des Handelns wird durch beide unrein,

indem der Demos seine Natur nicht verleugnet, und Gönner wie Verehrer desselben von seinen Eigenthümlichkeiten anzunehmen haben. Kriecherei und Wohldienerei an Despotenhöfen, Redegewandtheit und Popularität auf dem Marktplatz sind Geschwisterkinder; durch sie verfaulen Tugenden der Väter an Gelüsten der Enkel, die Zucht des Denkens und Wollens geräth in eine Unzucht politischer Begehrungen, welche mit Sittensprüchen und Allgemeinheiten Schleichhandel treibt.

Der Demagoge Perikles bildet einen Glanzpunkt griechischer Geschichte: ein ganzes Zeitalter trägt seinen Namen, seine Gebäude und Kunstwerke entzücken noch jetzt in ihren Ruinen die abendländische Aesthetik der Winckelmänner, und die Anschauungen des Königs Otto. Dennoch zeigt das Lichtbild seines Charakters misliebige Schatten, welche weniger ihm selber als seinem erwählten Beruf zur Last fallen. Er besaß demagogisch ersprießliche Zähigkeit, sodaß er einen Böswilligen, der ihn vom Markt bis an seine Wohnung mit Schimpfreden verfolgte, ruhig schmähen, und weil es darüber dunkel geworden nach Hause leuchten ließ. Er war beredt, im Kriege tapfer, von Natur nicht eben dienstwillig, denn ihm ward Hochmuth vorgeworfen, aber ganz seinem Zweck ergeben; man sah ihn nur auf dem Markt und im Rath, gar nicht bei Gastmahlen, selten vor dem Volk, welches seine Freunde bearbeiten mußten; vor dem öffentlichen Auftreten flehte er jedesmal zu den Göttern, daß ihm kein unrechtes Wort entfalle. Weil Cimon bei den Vornehmen beliebt war, und von seinem Reichthum Vielen Gutes erwies, nahm Perikles unbedingt die Partei der Geringen und Armen, brachte ihnen Güterteilung, Schauspiele, Löhnungen. Den Aufwand für diese Gunstmittel bestritt er aus Staatsgeldern und aus dem gemeinschaftlichen Schatze Griechenlands zu Delos, den er für Athen in Beschlag nahm, und unterdrückte den ihm hinderlichen höchsten Gerichtshof der Athener, den Areopag, welchem er selber nicht angehören konnte.

Sein Gegner Cimon, Sieger in mehren Feldzügen, ward durch ihn als Gönner Lacedämons verdächtigt und auf 10 Jahre verbannt. Während dieser Zeit überfielen die Lacedämonier das athenische Gebiet, und Cimon „um den Vorwurf des Lakonismus zu widerlegen" stellte sich mit den Seinen gegen die Feinde, Perikles aber und dessen Anhang trieben ihn als Flüchtling aus der Stadt, in welchem Kampf der Demagoge sich persönlicher Gefahr aussetzte, und alle Cimonischen umkamen. Dies reute bald die Athener, da der Krieg schlecht ging, und sie sehnten sich nach Cimon. Hierauf verfaßte Perikles selbst den Volksbeschluß über Zurückrufung des Feldherrn, der alsbald die Fehde beilegte; doch wird erzählt, dieser habe sich zuvor durch seine Schwester gegen Perikles verpflichten müssen gegen die Perser auszurücken, und sich um innere städtische Angelegenheiten nicht zu bekümmern.

Ein Verwandter Cimon's indessen, Thukydides, achtbar und in Staatssachen erfahren, wagte Widerstand, gewann Anhang in den Volksversammlungen, „brachte wieder Gleichgewicht in den Staat", wie Plutarch sagt, tadelte die Verschleuderung der Staatsgelder für Bauten und Kunstwerke; da erbot sich der gewiegte Demagoge Alles für eigene Rechnung zu übernehmen, aber freilich dann seinen Namen auf Gebäude und Bildsäulen zu setzen. Schnell überließ das ehrgeizige Volk seiner Willkür das Ganze, und Thukydides ward verbannt. Seitdem, meldet sein Biograph, ward Perikles aristokratischer, schmeichelte weniger dem Volk, wußte Gegnern durch Anerbietungen und Furcht zuvorzukommen, entfernte die Unruhigen durch Feldzüge und Colonien, und regierte 15 Jahre lang „vielen Königen und Alleinherrschern überlegen".

Louvois ließ Ludwig XIV. die Verheerung der Pfalz beschließen, weil ein Fenster in Trianon schief gefunden wurde; Perikles bewog Athen zum blutigen Kriege mit Samos aus Gefälligkeit für Aspasia. Diese schöne und kluge Frau, nicht eben im besten Ruf durch Hetärenwirthschaft, wußte durch ihren Einfluß einen von ihr geliebten Viehhändler zu den Ersten der Stadt zu erheben. Perikles heirathete sie nach Scheidung von seiner Gemahlin, und als sie wegen Freigeisterei und schlechten Lebenswandels angeklagt wurde, retteten seine Bitten und Thränen die Geliebte; den Freund und Philosophen Anaxagoras hingegen, welchen Religionsbeschuldigung traf, überließ er dem Schicksal in der Fremde. Indem durch den Peloponnesischen Krieg, zu welchem er gerathen, nach seinem Tode Athens Angelegenheiten sich verschlimmerten, wünschte ihn doch das Volk zurück, und J. Müller sagt: „Sein Leben verdiene ein Studium Derjenigen zu sein welche sich in einer Republik (Demokratie nämlich) Aemtern widmen." Ja wol!

Ein anderes Bild gewährt Timoleon, kein Demagog, aber entschiedener Anhänger der Demokratie, welche seinen Bruder als Opfer foderte, und ihn selbst während 20 Jahren in Reue und Lebensüberdruß versenkte, bis er an der Spitze geringer Kriegsmacht den Syrakusanern wider ihren Tyrannen Dionys zu Hülfe eilte. Es glückte ihm nicht allein diesen nach Korinth zu senden, sondern auch andere sicilische Städte von Tyrannen zu befreien; er bevölkerte Syrakus mit neuen Einwohnern, ordnete durch korinthische Gesetzgeber die Staatsverfassung, und lebte seitdem in einer von den Syrakusanern geschenkten Wohnung als einfacher Bürger. Wie nun nach dem Spruch des Simonides alle Demokratien Sykophanten haben, verklagte ihn Laphystius wegen einer Rechtssache, Demänetus tadelte seine Thaten. Den Ersten ließ er wider des Volks Unmuth die Anklage verfolgen, denn er habe Mühen und Fährlichkeiten übernommen, damit Jeder in Syrakus unter Gesetzen stehe; dem Zweiten antwortete er gar nicht, sondern dankte den Göttern, daß Alle im Staate ungehindert sprechen dürften. Blind geworden als Greis trugen ihn die Syrakusaner in ihre Volksversammlungen und erbaten sich seinen Rath. Als er starb erscholl die ganze Stadt von Klage.

Ob nach dem Tode des Befreiers Syrakus im erwünschten Zustande geblieben, darüber fehlen Berichte, indem der darauf bezügliche Theil von Diodor's Geschichtsbüchern für uns verloren ging; doch werden (Diodor, XIX, 4) ein Heraklides und Sosistratus genannt, „die fast ihr ganzes Leben hindurch sich der abscheulichsten Nachstellungen, Mordthaten und anderer Verbrechen schuldig machten", und später folgte die grausame Alleingewalt des Agathokles. Was mit einem der seltensten Männer auf acht Jahre ausnahmsweise gelang, konnte sich nach seinem Hinscheiden vor innerlich demokratischdemagogischem Schicksal nicht behaupten, und berechtigt zu keiner allgemeinen Lobrede auf Demokratie und Demagogie.

B.

Miscellen.

Die Bedeutung des Trauringes.

Ueber diese findet sich im „Corpus juris can.", VII, 30, quaest. 5, eine artige Notiz, in den Worten: „Daß die Braut vom Bräutigam einen Ring erhält, ist theils ein Zeichen der gegenseitigen Treue, theils und besonders geschieht es, damit durch solches Pfand ihre Herzen verbunden werden. Deshalb wird der Ring auch an den vierten Finger gesteckt, weil nach der Sage von diesem Finger aus eine Ader bis zum Herzen gehen soll." Ursprünglich ist aber die Bestimmung des Brautringes die eines Petschafts; der Bräutigam gibt der Braut einen Ring als Zeichen, daß die Verabredung unverbrüchlich, so gut als untersiegelt sei. Daher der bekannte Reim:

Ist der Finger beringt,
Ist die Jungfer bedingt.

Ringe zu wechseln ist erst viel später aufgekommen.

Triftiger Unterschied.

„Die griechischen verba irregularia", sagt Heine in den „Reisebildern", „unterscheiden sich von den regularibus dadurch, daß man bei jenen noch mehr Prügel kriegt."

7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 135. —— 6. Juni 1849.

Histoire de la poésie provençale, par *Fauriel.* Drei Bände.

(Beschluß aus Nr. 134.)

Der beiweitem größte Theil des Buchs endlich beschäftigt sich wie natürlich mit der Betrachtung der Producte der provençalischen Literatur selbst, nach Entstehung, Inhalt und Form derselben. Fauriel auf einige Manuscripte der Abtei St.-Martial, jetzt in Paris, gestützt, macht es sehr wahrscheinlich, daß schon gegen Ende des 10. Jahrhunderts, gewiß zu Anfang des 11. Jahrhunderts sich Gedichte in der Volkssprache in die Liturgie Südfrankreichs eingeschlichen, wovon er einige interessante Proben mittheilt, auch solche deren Strophen abwechselnd den gleichen Inhalt lateinisch und provençalisch geben, und daher wahrscheinlich beim Gottesdienst von den Priestern und dem Volke abwechselnd gesungen wurden. Von der eigentlichen lyrischen Poesie der Provençalen, welche von jeher die Aufmerksamkeit fast ausschließlich auf sich gezogen, wird ausführlich gehandelt, und namentlich über das Ritterwesen und die Verhältnisse der höhern Stände. Es ergibt sich daraus, daß etwa seit 1150 die conventionnellen Sitten und die ritterliche Galanterie, mit ihnen eine sich immermehr verfeinernde Sprache und eine unendliche Künstlichkeit der Formen sich ausbildeten, welcher Umstand eine entschiedene Trennung dieser nur der feinern Welt zugänglichen und genießbaren Dichtungen von den mehr einfach und populair gehaltenen Werken anderer Dichter begründete. Daraus erklärt sich zum Theil wenigstens das stets räthselhaft gebliebene Urtheil Dante's und Petrarca's über den Werth einiger provençalischen Dichter, namentlich des Arnauld Daniel, welcher von Beiden sehr hoch gestellt wird, während nach unserm Urtheil viele Andere ihm vorgezogen werden müßten. Die Sache scheint die zu sein, daß dieser Troubadour sich über Andere nur durch Feinheiten der Sprache und der Kunstform erhoben, welche uns bei mangelhafter Kenntniß dieser uns geringfügig scheinenden Künsteleien entgehen oder gar ungenießbar erscheinen. Der poetische Gehalt, welcher überhaupt bei Allen nicht hoch anzuschlagen ist, scheint bei jenem Urtheil weniger in Betracht gekommen zu sein.

Das Resultat der Untersuchung des Verf. über die Lyrik der Provençalen ist, daß die Gedichte welche ausschließlich die ritterliche Liebe oder vielmehr die wunderliche conventionnelle Galanterie jener Zeit besingen vorzugsweise Cansos genannt, und beiweitem am höchsten geachtet wurden (woher es auch kommt, daß sich von dieser Art am meisten erhalten hat); alle übrigen Gedichte, welche den Krieg oder Satire, sowol politische als allgemein ethische, zum Gegenstande hatten, führten den allgemeinen Namen der Syrventes, oder dienende Gedichte. Ferner gab es neben diesen beiden ausschließlich für die höhern Stände bestimmten Gattungen andere von etwas niederer, volksmäßigerer Art, wohin die Albas und Serenas, die Pastoretas und Balladas gehören. Ebenso unterschied man, nach der größern oder geringern Künstlichkeit der Sprache, einen Stil den man clus (verschlossen, dunkel) oder car (köstlich), und einen andern den man leu, leugier (leicht) oder plan (einfach) nannte. Diese Künstlichkeit wurde zuweilen bis zum Widersinnigen getrieben, sodaß man Gedichte hatte, Descors, von welchen jede Strophe in einer verschiedenen Sprache geschrieben war, wovon sich Spuren auch bei den ältern italienischen Dichtern finden. Alle diese Gedichte waren für den Gesang bestimmt, wie schon der Umstand beweist, daß die berühmtern Troubadours fast immer einen, zuweilen sogar mehre Jongleurs in ihrer Begleitung hatten, denen der musikalische Vortrag dieser Gedichte oblag. Auch über diese Classe von Personen sowie über die Troubadours selbst und ihre Stellung in der Gesellschaft, ihre Bildung, ihre Wettgesänge, tensons, u. s. w. werden hier ausführliche Aufschlüsse gegeben. Eine ziemliche Anzahl der bedeutendsten Troubadours wird dann aufgeführt, charakterisirt, ihr Zeitalter untersucht, und ansehnliche Proben von ihren Leistungen, leider aber nur in Uebersetzungen, gegeben, weil Fauriel wol bei seinen Zuhörern keine Kenntniß des Provençalischen voraussetzen durfte; der Herausgeber aber hätte sich ein großes Verdienst erworben, wenn er die Originale hätte mit abdrucken lassen.

Alles bisher Besprochene, wenn es auch hier umfassender und gründlicher als gewöhnlich behandelt wird, gehört doch größtentheils zu den auch bei uns allgemein bekannten Dingen. Was dagegen zu den größten Vorzügen des Werks gehört ist die umfassende Untersuchung einer andern beiweitem weniger bekannten Seite dieser Literatur, und Das sind die epischen Dichtungen der Pro-

vençalen, über welche bisher noch nie so ausführlich und gründlich gesprochen worden ist. Betrachtet man sie als ein Ganzes, so zerfallen sie wie bekannt in die beiden großen Cyklen der karolingischen und der normännisch-englischen oder Arthursagen; jeder derselben aber hat sich wieder in verschiedene Richtungen gespalten. So für den ersten Cyklus muß man die Romane in welchen Karl der Große der Held ist von denen unterscheiden welche theils die Kämpfe mit den Sarazenen in Südfrankreich, theils die Kriege der südfranzösischen Vasallen mit den fränkischen Königen behandeln. Alle diese ruhen mehr oder weniger auf historischem Boden, was aber davon uns erhalten ist Das ist nur die letzte, späteste Redaction; denn Fauriel beweist gründlich wie diese großen Romane in ihrer Composition, ihren Wiederholungen, ihren Widersprüchen mit sich selbst ganz entschieden darauf hinweisen, daß sie ursprünglich als Legenden und Volkssagen, als Volksgedichte entstanden, und weit später erst durch ungeschickte Diaskeuasten ihre jetzige Form erhalten haben. Daß sie ursprünglich den Provençalen angehören, wenn auch die Originale verloren sind, ist schon oben erwähnt, und ergibt sich auch zum Theil schon daraus, daß diese Kämpfe Karl's des Großen und anderer fränkischer Fürsten die mit ihm verwechselt worden fast alle auf dem Boden Südfrankreichs oder des benachbarten Spanien stattfinden, und also auch am natürlichsten von der dortigen Bevölkerung vorzugsweise poetisch behandelt werden konnten und mußten. Sehr auffallend ist dabei, daß von den zahlreichen Kriegen Karl's des Großen in Deutschland nie die Rede ist, welche aber freilich die Provençalen wol nur wenig berührt haben mögen.

Ganz und durchaus anderer Art sind die normännisch-englischen Romane, welche sich theils an Arthur und die Tafelrunde, theils an den heiligen Graal anschließen. Hier verschwindet der historische Boden fast gänzlich, und während die karolingischen Romane alle ursprünglich zum Vorsingen bestimmt gewesen, was erst mit dem Untergange der ältern Dichtungen und der Entstehung der jetzigen Redactionen von unendlicher Länge aufhören mußte, sind die normännisch-englischen von Anfang an ganz aus einem Guße geschrieben, stets nur zum Lesen bestimmt gewesen, und zeigen auch in der Sprache eine Feinheit und Ausbildung welche den andern gänzlich abgeht, und deutlich beweist daß sie nie volksthümlich gewesen, sondern nur für die höhern Classen geschrieben worden sind. Auch die ritterlich feinen, conventionnellen Sitten welche darin herrschen bilden einen entschiedenen Gegensatz gegen die Natürlichkeit und derbe Sinnlichkeit in den karolingischen Romanen. Schwer ist es freilich zu sagen wie die Provençalen zu der Kenntniß dieser entlegenen Sagenwelt gekommen; dennoch beweisen die Gedichte schon der ältern Troubadours, daß namentlich der Tristan ein allgemein bekanntes Buch war, was denn wieder den Beweis liefert, daß die Provençalen die ersten Bearbeiter dieser Dichtungen gewesen, wenngleich sich Nichts dieser Art in ihrer Sprache erhalten hat. Was namentlich den Roman vom Graal betrifft, glaubt Fauriel schon aus diesem Werke, welches im Nordfranzösischen gar keinen Sinn hat, im Provençalischen aber, wo graal, gréal nur abweichende Formen für grazal sind, welches ein Gefäß bedeutet, beweisen zu können, daß die erste Abfassung dieses Gedichts provençalisch gewesen sein müsse. Von allen diesen einst so allgemein gekannten und gesungenen Werken ist die unendliche Mehrzahl entweder ganz verloren oder nur noch in nordfranzösischen und deutschen Bearbeitungen vorhanden. Die einzigen noch existirenden provençalischen Romane sind der „Ferabras“ (welchen Bekker zuerst herausgegeben), „Gérard de Roussillon“, „Philomena“ und ein Leben des heiligen Honoré de Lérius. Von dem Arthur-Cyklus sind noch vorhanden „Blaudin de Cornouailles“, „Geoffroy et Brunisende“, und eine Erzählung von der Zerstörung Jerusalems unter Vespasian, welche sich an die Sage vom Graal anschließt. Die wichtigsten von diesen werden hier ausführlich besprochen, woran sich sehr interessante Untersuchungen über ein provençalisches Gedicht welches den Albigenserkrieg schildert anschließt, welches Fauriel besonders herausgegeben hat, und welches auch von großer historischer Wichtigkeit ist.

Das Schwächste im ganzen Werke sind die nicht sonderlich gelungenen Versuche Fauriel's die provençalische Poesie irgendwie an die arabische anzuknüpfen, und irgend einen Einfluß dieser auf jene zu entdecken, wie er denn namentlich und gewiß ganz mit Unrecht die „Tirades monorimes“ der epischen Gedichte der Provençalen von ähnlichen Gedichten der Araber ableiten möchte.*) Zum Beschluß ist eine lange Liste von Romanen gegeben welche in den lyrischen Gedichten der Provençalen erwähnt werden, und welche fast alle wol für immer verloren gegangen sind. 49.

Ausgrabung von Ninive.

Nineveh and its remains; with an account of a visit to the Chaldaean christians of Kurdistan, and the Yezidis, or devil-worshippers; and an inquiry into the manners and arts of the ancient Assyrians. By *Austen Henry Layard*. Erster und zweiter Band. London 1848.

Wer zum Lesen dieses Buchs durch den ersten Satz seines Titels: „Nineveh and its remains“, sich locken läßt in der Hoffnung die ausgegrabenen Alterthümer der fast vorgeschichtlichen Stadt und ihrer Vasallenstädte, die anscheinend sie nach allen Richtungen umschlossen haben, sofort beaugenscheinigen oder bequem zusehen zu können wie die Paläste der mythischen Personen, Nimrod, Ninus und Semiramis, im 19. Jahrhundert einem nahe 3000jährigen Grabe entsteigen, der kann leicht getäuscht oder ungeduldig werden. Die Ausgrabung gedachter mysteriösen Paläste beginnt allerdings schnell genug. Dann aber stockt sie. Unterhandlungen, Intriguen und Schwierigkeiten treten hindernd dazwischen, und ehe der Verf. Bedeutendes vollendet hat, macht er die im zweiten Satze des Titels genannten Ausflüge zu den chaldäischen Christen von Kurdistan und den Teufelanbetern, und nimmt die Leser ziemlich weit fort vom Schauplatze seiner Arbeiten und ihrer Sehnsucht, fern

*) Vergl. einen Aufsatz hierüber: „Die neuesten Ansichten über den Einfluß der arabischen Poesie auf die provençalische“, in Nr. 211 und 213 d. Bl. f. 1848. D. Red.

zu den wilden Völkerschaften westlich und nordwestlich vom Tigris. Doch nur getrost und nicht verzagt. Die Täuschung wird nicht anhalten, die Ungeduld sich in des Verf. Gesellschaft rasch verlieren, Beides der Ueberzeugung weichen, daß Layard nicht nur ein ausdauernder und kluger Bearbeiter dieses neuen Antiquitätenfeldes, sondern auch ein orientalischer Reisender ist, dem es noch Keiner zuvorgethan an Frische, Kraft und Einfachheit der Erzählung oder an genauester Bekanntschaft *mit den* Sitten und Gebräuchen jener wilden Stämme, die ihm angeflogen sein müßte, wäre sie nicht die Frucht eines langen und tiefen Studiums und einer dadurch sich angeeigneten vollständigen Bewältigung ihrer Sprache.

Der erste Gedanke des kolossalen Unternehmens Ninive *auszugraben* kam dem Verf. auf einer frühern Reise am Tigris beim Erblicken der ungeheuern und geheimnißvollen Hügel, die sich in so vielen Gegenden erhoben, und von denen weniger *die* Sage als ihre Gestaltung errathen ließ, daß sie die Grabstellen mächtiger Städte seien. Doch wäre der Gedanke vielleicht nie zur Ausführung gereift, hätte der Verf. nicht Gelegenheit gehabt sich darüber gegen den englischen Gesandten in Konstantinopel, Sir Stratford Canning, zu äußern, und dieser, nachdem er die Energie und Fähigkeiten seines jungen Landsmannes erkannt, die mindestens zu einem Anfange nöthigen Fonds ihm aus eigenen Mitteln zur Verfügung gestellt. So ausgerüstet gelangte er im October 1845 an die Ufer des Tigris. Wo er hier einschlagen wollte, darüber war er mit sich bereits einig, nicht an der von der Tradition als Lage Ninives bezeichneten Stelle, welche in einer von Hügeln unterbrochenen Ebene sich vom Tigris nach Mosul streckt, sondern fünf Wegstunden den krummen Flußlauf entlang in der Gegend wo Nimroud gestanden haben soll. Indessen hat sich später ergeben, und dürfte jetzt als gewiß anzunehmen sein, daß, *wie* schon bemerkt, Ninive unter seinen aufeinander gefolgten Dynastien von Vasallenstädten umschlossen worden, die wenn nicht ungetrennt mit der Hauptstadt zusammengehangen, doch *Theile* derselben ausgemacht haben, und in der Tiefe der angrenzenden oder der zwischenliegenden Hügel begraben sind. Es ist Dies dieselbe Erscheinung wie bei Babylon, Seleucia, Ktesiphon und Bagdad, gleiche Wirkung gleicher Ursache, letztere die charakteristische Laune großer morgenländischer Fürsten, jeder der Gründer seiner eigenen Residenz zu sein, und deshalb zu vermuthen, daß die Tempel und Paläste jedes einzelnen Erbauers das Ninive seiner Zeit, weil Wohnsitz der Könige und Mittelpunkt der Götterverehrung waren, und daher dieses Aggregat von Städten, diese Gruppe fast zusammengereihter Residenzen, die beim Tode des Erbauers nur verlassen nicht erstört wurden, den Namen der Stadt von drei Tagereisen rhielt. Sobald der Verf. Anstalt zum Einschlagen traf, erhob er die Hohe Pforte vertretende Pascha zu Mosul Einsprache, nd als diese beseitigt und es dem Verf. gelungen war die us verschiedenen Stämmen und Religionen in seine Dienste *enommenen* Arbeiter zu organisiren und einigermaßen abzuichten, foderten vor allen Dingen die Kadi und die Ulemas, r Magistrat und die Geistlichkeit von Mosul Zusicherung ihs Theils an den zu findenden Schätzen, und spannen zu besser Erreichung ihres Zwecks allerhand Intriguen. Nachdem r Verf. auch hier durch den Vorschlag Jemand zu bestellen r alles zu Tage kommende edle Metall in Empfang nähme, h Ruhe verschafft, begann die Ausgrabung, und der erste *ickliche* Erfolg veranlaßte neue Störung.

„Ich war“, erzählt der Verf., „eines Morgens in das ger des Scheikh Abdurrahman geritten, und kehrte von da rück, als ich zwei Araber seines Stammes in gestreckter Carre mir entgegensprengen sah. «Eile, o Bei», rief der *ne, und* zügelte seinen Renner, «eile zu den Arbeitern, n sie haben Nimrod gefunden. Wallah, es ist wundervoll, r wahr! Wir haben ihn mit unsern Augen geschaut. Es *t keinen* Gott außer Gott!» Mit diesem frommen Ausrufe ohne weiter ein Wort zu sagen carrierten Beide ihren Zelten zu.“ Der Verf. beeilte sich und steigt in die Tiefe. „Die Araber nahmen den hastig aufgerichteten Schirm fort, und enthüllten ein kolossales, von aus dem im Lande brechenden Alabaster gemeiseltes Menschenhaupt. Sie hatten nur erst den obern Theil einer Figur bloßgelegt, das Uebrige stak noch in der Erde. Ich erkannte mit Eins, daß es der Kopf eines geflügelten Löwen oder Stiers sein müsse wie die zu Khorsabad und Persepolis. Er war in vortrefflichem Zustande, der Ausdruck voll Ruhe und Majestät, und jeder Zug so frei und kunstgeschickt gebildet wie man es an Werken aus so früher Zeit kaum erwarten sollte. Die Mütze hatte drei Hörner, und war, was bisher bei den in Assyrien gefundenen Stieren mit Menschenköpfen nicht der Fall ist, abgerundet, und auf der Spitze ohne Verzierung. Ich konnte mich nicht wundern, daß die Erscheinung die Araber in Staunen und Schreck gesetzt hatte. Es bedurfte keiner Anstrengung der Phantasie sich die seltsamsten Vorstellungen zu machen. Dieser aus den Eingeweiden der Erde sich erhebende, vom Alter gebleichte Gigantenschädel konnte recht gut einem jener furchtbaren Wesen gehören welche laut der Landessagen langsam aus den untern Regionen emporsteigend den Sterblichen erscheinen. Beim ersten Erblicken des Ungeheuers hatte ein Arbeiter seinen Korb fortgeworfen, und war so schnell ihn seine Füße trugen nach Mosul gelaufen. Ich hörte Das ungern, ich sah die Folgen voraus.“

Die Folgen waren eine Volksbewegung, ein abermals hinderndes Einschreiten der Geistlichen, und ein freundschaftlicher Wink des Pascha die Arbeiten für einige Zeit einzustellen. Um nicht alles Gewonnene zu verlieren gab Layard nach, ließ das Ausgegrabene leicht zuschütten, beauftragte zwei Männer mit der Aufsichtführung, und machte einen Ausflug nach den berühmten Ruinen von Al Hather. Dies brachte ihn unter die kurdischen Stämme, von denen er manches Charakteristische und Hübsche erzählt. Nach seiner Rückkehr, und nachdem er in der Nähe von Nimroud „den verschiedenen arabischen Häuptlingen sammt deren männlichem und weiblichem Gefolge, sowie den in Mosul lebenden christlichen Herren und Damen“ ein Fest gegeben, Ball und Souper, dessen Beschreibung Niemand ohne Vergnügen lesen kann, hatte er seine Arbeiten kaum aufgenommen, als die heiße Jahreszeit ihn zwang sie wieder abzubrechen. Seine angegriffene Gesundheit verlangte ein kühleres Klima, und diesem Bedürfnisse zu genügen begab er sich in die Gebirge von Tiyari, den Wohnsitz der chaldäischen oder Nestorischen Christen. Die Naturscenen die er hier schildert sind in demselben Grade schön in welchem die Lage Derer die dort wohnen traurig und schmerzlich ist. Der Verf. erzählt den Ursprung und die Geschichte der Nestorischen Christen ebenso ausführlich wie die Leiden und Verfolgungen denen sie vor zwei Jahren zum größern Theile als Opfer gefallen, und deren viele Leser d. Bl. sich wahrscheinlich aus den damaligen Zeitungsberichten erinnern. Minder bekannt dürfte der Inhalt Dessen sein was der Verf. als Resultat eines dritten Ausflugs mittheilt, seines Verweilens bei einem Volke das nicht blos älter als das Glaubensbekenntniß der Nestorischen Christen, sondern auch älter als das Christenthum selbst ist, und den übelklingenden Namen der Teufelanbeter oder Yezidis trägt. Mag auch die Unwissenheit dieses Volksstammes ihn verhindert haben das Problem der Zeit wann, und der Urquelle aus welcher dessen seltsame Lehren entstanden sind völlig genügend zu lösen, so war er doch anscheinend der erste Europäer welcher darüber an Ort und Stelle unverholen Aufschluß erhielt, und bringt deshalb eine doppelt dankenswerthe Gabe. Sie drängt sich auf Folgendes zusammen.

Trotz des Fanatismus mit welchem die Yezidis von den Muselmännern stets verfolgt worden sind und noch verfolgt werden, bestehen sie als blühendes, fleißiges, über asiatische Gewohnheit reinliches Volk, nicht in engbegrenztem Districte, sondern weit verbreitet, üben ihre religiösen Gebräuche öffentlich aus, haben ihre heiligen Plätze und ihre geweihten Orden, beten an den unversehrten Gräbern ihrer Scheikhs, in ihren

Hainen und in ihren Tempeln. Ihre Sitten bezeugen die offene, höfliche, gastfreie Selbständigkeit der Asiaten. Angriffe weisen sie mit entschlossenem Muthe ab, und als Sieger sengen und brennen und plündern sie nur in dem Maße wie ihre Feinde es thun würden, mit dem Unterschiede, daß sie es nicht thun ohne durch unverschuldete Grausamkeiten gereizt zu sein. In der Sittlichkeit stehen sie unbedingt höher, sind dankbar für empfangene Güte, und gegen Fremde nicht eifersüchtig zurückhaltend. Auch erweist es sich als Unrecht, daß ihre geheimen Ritus mitternächtige Orgien, und sie deshalb Cheregh Sonderan oder Lichtauslöscher genannt worden sind. Phantastisch und bis zur äußersten physischen Kraft aufregend mögen jene Gebräuche sein, doch schweifen sie nicht ins Unsittliche aus.

Die seltsame und scheue Verehrung des Bösen Princips, welche dem Volke den gehässigen Namen der Teufelanbeter gegeben, ist die Hauptlehre seines Glaubens. Sie dulden nicht den profanen Gebrauch irgend eines Wortes das wie Sheitan oder Satan klingt, und enthalten sich in gleicher Weise der arabischen Ausdrücke für Fluch oder verflucht. Ihrem Bekenntnisse zufolge ist Satan der Führer der Engelschar, duldet aber jetzt Strafe wegen seiner Auflehnung wider den göttlichen Willen, und soll später begnadigt und aufs neue in seine hohe Würde eingesetzt werden. Er heißt Melek Taous (König Pfauhahn) oder Melek el Koul (der mächtige Engel), und ist weniger der Zoroasterische und persische Ahriman, der ewige Nebenbuhler und Genosse des Ormuzd, als der gefallene Erzengel der Israeliten, durchaus keine Verkörperung der Finsterniß im Gegensatz zum Lichte. Abgerechnet daß die Yezidis gegen die Materie als ewiges Princip des Bösen keine speculative Feindseligkeit hegen, auch das Böse Princip nicht für ebenbürtigen Gegner des Guten halten, ist in jeder andern Hinsicht ihr Glaube ein verworrenes, unzusammenhängendes Gemisch der verschiedenartigsten Lehrsätze, wie sie solche entweder den herrschenden Religionen ihrer Nachbarn entlehnt oder von denselben haben annehmen müssen. Der Verf. erblickt im Sabäismus das Fundament ihres Glaubens, erwähnt aber nicht daß sie den Himmelskörpern mit alleiniger Ausnahme der Sonne, ihres Scheikh Shenes, besondere Ehrfurcht erweisen. Letzterer sind ein Tempel und Stiere geweiht, und sie küssen die Stelle welche der erste Sonnenstrahl berührt. Auch verrichten sie ihre Andacht das Gesicht nach der aufgehenden Sonne, und begraben ihre Todten die Füße derselben nach diesem Kubleh gekehrt. Ebenso verehren sie das Feuer, verabscheuen die blaue Farbe, und lieben weiße Wäsche. Das Alte Testament verehren sie fast so eifrig wie die Juden; beiweitem geringer achten sie das Evangelium und den Koran. Von unserm Heiland denken sie wie die Mohammedaner; nur gilt er ihnen nicht ein Prophet, sondern ein Engel, und gleich dem Koran leugnen sie seine Kreuzigung. Ihr Fasten beschränkt sich auf die drei ersten Tage des Jahrs, ist aber auch da keine nothwendige Verpflichtung. Die Frömmsten fasten außerdem Mittwochs, ihrem Ruhetage, der jedoch nicht mit der Strenge eines Sabbaths gefeiert wird. Unter ihrem Groß-Scheikh haben sie eine Hierarchie von vier Orden, die erblich sind und auch auf Frauen übergehen. Zu dem ersten gehören die Pirs oder Heiligen, die ein beschauliches Leben führen, für das Volk beten, und die Macht besitzen sollen Krankheiten und Wahnsinn zu heilen; zu dem zweiten die Scheikhs, die in Weiß gekleidet, mit einem rothen und gelben Gürtel um den Leib, die Hauptfunctionen des Ceremoniells verrichten, die dargebrachten Geschenke aufbewahren und die Reliquien verkaufen; zu dem dritten die Kawals, die als fahrende Schüler von Ort zu Ort ziehen, die Lehren der Sekte predigen, Hymnen singen und auf der Flöte und das Tambourin spielen; zu dem vierten die Fakirs, die in grobes, dunkelfarbiges Tuch gekleidet die Hausarbeiten thun.

Schulmeister gehören nicht zur Hierarchie, denn es gibt keine, und es gibt keine, weil das Gesetz verbietet schreiben und lesen zu lernen. Daher auch die an Unmöglichkeit grenzende Schwierigkeit das über den Ursprung der Yezidis schwebende Dunkel aufzuhellen. Das einzige Mittel wäre vielleicht Einsicht des heiligen Buchs ihrer Sagen, ihrer Hymnen und ihrer religiösen Gebräuche. Daß ein solches existirt und in arabischer Sprache geschrieben ist, leidet keinen Zweifel. Aber kein Profaner darf es berühren oder bekommt es auch nur zu sehen.

Von diesem merkwürdigen Volke kehrte der Verf. nach Nimroud zurück, und konnte die Nachgrabungen ungestört fortsetzen. Die Ergebnisse sind im höchsten Grade überraschend und erfreulich. Zimmer auf Zimmer und Saal auf Saal entsteigen der Tiefe, nehmen Gestalt an und Höhe und Breite; die Reliefs der Wände enthüllen allmälig ihre Gebilde; das Wegräumen des Schuttes macht die Belagerung sichtbar, die Schlacht und die Jagd; ein Fürst erscheint mit hoher Tiara und unzweideutigem Symbol des Königthums; die Stellung des Priesters verkündet sein Amt, läßt seine Gestalt und sein Gesicht, seine mangelhafte und weibische Mannheit erkennen; die Mauern belagerter Städte zeigen ihre Brustwehren, zeigen die Streiter im tödtlichen Kampfe; Rosse bäumen; von Quader zu Quader streckt sich der lange Aufzug mit Siegstrophäen oder mit Weihgeschenken; vor Allem sind es mächtige symbolische Geschöpfe, Stiere oder Löwen, welche entweder in natürlicher Bildung hervortreten, oder mit Menschenköpfen und ausgebreiteten Flügeln, während die untern Theile in kolossalen aber richtigen Verhältnissen von dem Boden der sie bindet sich gleichsam losreißen wollen. Viel von alle Dem war bereits durch acht bis Weihnachten 1846 geöffnete Zimmer zu Tage gefördert, als frische von den Conservatoren des Britischen Museum dem Verf. angewiesene Geldmittel ihn befähigten rascher und in größerm Umfange fortzuschreiten. Ehe er sein Werk schloß, waren 28 Säle und Galerien bloßgelegt, und die beigegebenen Pläne, Zeichnungen und Holzschnitte veranschaulichen die Vorgänge fast Schritt für Schritt. Die reichen Farben der Wandgemälde, die beim ersten Aufdecken das Auge blendeten, sind an der Luft gebleicht; aber der ganze Bau und die ganze Einrichtung eines assyrischen Palasttempels treten klar hervor.

Fragt nun unsere praktische Zeit: welches ist das Resultat dieser mühevollen und kostspieligen Entdeckungen? Welches Licht werfen sie auf die Geschichte der Menschheit, auf Anfang, Entwickelung und Fortschritt der Cultur und Civilisation? Inwiefern ist durch sie das große assyrische Reich aus einer wüsten und weiten orientalischen Sage, aus einer wunderbaren und geheimnißvollen Mythe zur Thatsache, zur Wirklichkeit, zu einer Wahrheit geworden? Bieten sie das Mittel die Lücken seiner Jahrbücher auszufüllen? so sind Dies Fragen auf welche die Vollendung des Layard'schen Werks über die Denkmäler von Ninive die Antwort muthmaßlich nicht, sie um so weniger schuldig bleiben wird, als ein geduldiger und sorgsamer Forscher schon aus den vorliegenden zwei Bänden viel Bezügliches entnehmen kann. Das Was und das Wieviel verbleibt den Lesern zu eigener Ausfindigmachung.

10.

Notiz.

Beitrag zur französischen Kirchen- und Theatergeschichte.

Zur Zeit der Frau von Pompadour war in Paris eine Komödie sehr in der Mode, zu der sich Alles drängte, und mit welcher die Marquise auch Ludwig XV. zu vergnügen trachtete. Es fiel in jene Tage, wo man die Protestanten lebenslänglich zur Galeere verurtheilte, wenn sie nicht übertreten wollten, oder bei ihrem Gottesdienste überrascht wurden. Das Lustspiel hieß „L'honnête criminel", und der Gegenstand ist einer wirklichen Thatsache entlehnt: ein junger Protestant der für seinen Vater die Galeerenstrafe besteht.

21.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 136. —— 7. Juni 1849.

Die Gemahlin Friedrich's des Großen.

Friedrich II. hat in dem wackern Preuß einen Biographen gefunden wie sich ihn nur immer der Träger eines weltgeschichtlichen Namens hätte wünschen können; denn es war bei dem Erscheinen desselben seit längerer Zeit im Fache der Biographien kein Buch verfaßt in dessen Ausstattung sich treuer Fleiß, strenge Wahrheitsliebe, beharrliche Aufmerksamkeit, sorgsames Eindringen, und echte Herzenswärme für seinen Helden so schön vereinigt hätten. Nicht minder sind des Königs erste Diener und Gehülfen, ein Seydlitz, Keith, Winterfeld, Ziethen, Herzog Ferdinand von Braunschweig, Hertzberg, Brankenhof u. A., in meisterhaften oder doch treuen Lebensbeschreibungen geschildert worden, es fehlt uns nur noch ein gutes Buch über den Prinzen Heinrich; auf die Wichtigkeit des Cabinetsraths Eichel und des Ministers Podewils ist man neuerdings wieder durch Ranke aufmerksam geworden, ohne gerade, wie es in diesem Werke großer Ansprüche öfters zu geschehen pflegt, eine volle Befriedigung zu erhalten. Wissen wir nun schon, daß bei Friedrich die großen Eigenschaften des Feldherrn, des Regenten und des Staatsmannes die stillen Tugenden des Familienlebens weit überglänzen, so wendet man sich doch ebenfalls aus einer leicht begreiflichen Wißbegierde diesem innern Dasein gern zu, und verweilt mit gemischten Gefühlen bei dem einsamen Leben der Königin Elisabeth Christine, der Gemahlin Friedrich's II. Mag nun immerhin das Wort wahr sein, daß diejenige Frau die beste ist von welcher man am wenigsten spricht, so war doch Elisabeth Christine die Frau Friedrich's des Großen, und wenn schon die Mitwelt sich ...ht hat die Kälte und gegenseitige Entfremdung dieses ...lichen Verhältnisses erklären können, so hat sich die ...chwelt vielleicht noch mehr nach Aufschlüssen umgesehen, um sich die Gründe deutlich zu machen aus welchen ...ade diese Frau bei ihrer unbegrenzten Verehrung für ...edrich, und bei der großen Achtung die ihr der König bewies, doch Jahre lang fast wie getrennt von ihm ...r wenigstens in einer nur in äußerlichen Begegnungen dauernden Ehe gelebt hat.

Das vorige Jahr brachte uns in Sturm und Drang ... Tagesbegebenheiten wenn auch nicht eine vollständige Lösung, doch eine sehr befriedigende Aufhellung des Räthsels. Einer jener patriotischen und wohlunterrichteten Offiziere des preußischen Heeres, der Major v. Hahnke, der bereits vor 11 Jahren eine Sammlung der Briefe Friedrich's II. mit seinem Vater herausgegeben hatte, richtete seit einer Reihe von Jahren seine urkundlichen Forschungen und Sammlungen auf das Leben der Königin Elisabeth Christine. Durch die Mittheilungen des Prof. Preuß und durch die vom Geheimrath G. W. v. Raumer mit der größten Offenheit dargebotenen archivalischen Schätze (die in Braunschweig sind ihm dagegen verschlossen geblieben) unterstützt, konnte Hr. v. Hahnke die Lebensbeschreibung der Königin, so umfänglich als möglich, aus Urkunden, Briefen und Druckschriften vollenden.*) Es empfiehlt sich dieselbe durch den Fleiß in Aufsuchung dieser Notizen, durch ihr Anreihen an das schon Vorhandene, durch eine überall durchscheinende Treue und Wahrhaftigkeit, die unsern Verf. bei Darlegung eigener Ansichten fast zurückhaltend gemacht hat, um nicht durch eine Vermuthung der Wahrheit zunahezutreten. Das Buch ist ein wesentlicher Beitrag zur Literatur Friedrich's II. und seiner Familie, und wenn es vielleicht hier und da Anstoß geben sollte, daß sich Hr. v. Hahnke zu viel mit Hofnachrichten befaßt, bei Beschreibungen von Hoffeierlichkeiten länger verweilt, und eine gleiche Sorgfalt auf Hauptsachen wie auf Nebenumstände verwendet hat, so glauben wir in einen solchen Vorwurf nicht einstimmen zu dürfen. Es ist wahr, unser Buch enthält manche Trockenheiten, Zeitungsnachrichten und einzelne Wiederholungen; aber dafür ist uns auch in so vielen unscheinbaren Thatsachen, und ganz besonders in den Briefsammlungen fürstlicher Personen, ein wichtiger Beitrag zur Sittengeschichte eines bedeutenden Abschnitts im 18. Jahrhundert geliefert worden. Gar manche Stelle, gar manche Aeußerung, erscheint im Einzelnen steif und geziert; aber sie erhalten ein ganz anderes Licht, sobald sie mit andern Aeußerungen in den übrigen Denkschriften und Briefsammlungen aus dieser Periode zusammengehalten werden. Hr. v. Hahnke hat in dieser Beziehung eine Aehnlichkeit mit jener starknäthigen Resignation seines Freundes Preuß, wie sie Varnhagen von Ense („Zur

*) Elisabeth Christine, Königin von Preußen, Gemahlin Friedrich's des Großen. Eine Biographie von Friedrich Wilhelm von Hahnke. Berlin, G. Reimer. 1848. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Geschichtschreibung und Literatur", S. 465) genannt hat, welche sich von vornherein darin ergibt, die Mängel der Materialien auch in die Form der Composition mit hinüber zu nehmen. Eine solche Resignation erfodert Anerkennung von der Kritik: man begreift jene aber freilich erst ganz wenn man das Buch sorgfältig durcharbeitet, und nicht im Geiste der Tagesliteratur schlechthin verwirft, weil man es doch nicht hat besser machen können.

Elisabeth Christine war die Tochter des Herzogs Ferdinand Albrecht von Braunschweig-Bevern, und am 8. Nov. 1715 zu Wolfenbüttel geboren. In der Familie herrschte ein sehr religiöser Sinn, die Uebertritte einzelner Mitglieder zur katholischen Kirche hatten für die übrigen nur ein so strengeres Festhalten an dem Glaubensbegriffe der evangelischen Kirche zur Folge, und nicht mit Unrecht findet man hierin einen Grund der vorherrschend religiösen Richtung in dem ganzen Leben der Prinzessin, welcher ihr nachheriger Schwiegervater, König Friedrich Wilhelm I., auch den besondern Lobspruch ertheilte, daß sie „ein gottesfürchtiges Mensch" sei. Auf Anstiften des östreichischen Hofs, welcher um keinen Preis die Verheirathung des Kronprinzen Friedrich von Preußen mit einer englischen Prinzessin zugeben wollte, obschon sie von diesem selbst und von der Königin, seiner Mutter, gewünscht wurde, und durch Seckendorff's und Grumbkow's Zureden bewogen, wählte König Friedrich Wilhelm die braunschweigische Prinzessin zur Gemahlin seines Sohnes. Dieser nach den traurigen Auftritten welche die Härte seines Vaters herbeigeführt hatten stand nicht an sich dem Willen des despotischen Königs zu fügen, die Verlobung mit der Prinzessin am 10. März 1732 zu feiern, und einen Briefwechsel mit ihr zu beginnen, der steif genug gewesen ist, und dem Vater daher nicht genügte. Aber die Prinzessin hatte ihm beim ersten Sehen nicht gefallen, das Misvergnügen der Mutter mit dieser Heirath steigerte seine eigene Unzufriedenheit, und er erklärte frank und frei an Grumbkow, man habe ihm diese Heirath nolens volens vorgeschlagen, und seine Freiheit aus der küstriner Haft sei der Preis derselben gewesen. Jedoch die Heirath ward geschlossen; als ein geduldiges Opfer ging die Prinzessin am 12. Juni 1733 zum Traualtare. Unser Verf. ist hier der Erste welcher den von mehren preußischen Geschichtschreibern, und zuletzt vom Historiographen Ranke („Preußische Geschichte", I, 378) begangenen Irrthum, daß nämlich der berühmte Mosheim den Kronprinzen mit der Prinzessin Elisabeth Christine getraut habe, verbessert. Die eheliche Einsegnung vollzog der Abt Dreyssigmark, und Mosheim hielt am Tage darauf die besonders verordnete Einsegnungspredigt. Bei dem Einzuge in Berlin that der König alles Mögliche um seiner Schwiegertochter Zuvorkommenheit und Theilnahme zu beweisen; aber freilich konnten die Musterungen, Paraden, Festessen, Spazierfahrten und Vorstellungen die junge Fürstin nicht für die Pein entschädigen welche sie durch die Kälte und Verbitterung Derjenigen empfand welche sie von jetzt an als ihre nächsten Verwandten betrachten sollte.

Weit besser und erfreulicher gestaltete sich das Leben in dem anmuthigen Rheinsberg, wo Friedrich als Kronprinz acht Jahre in den angenehmsten Beschäftigungen mit Wissenschaft und Kunst und in einem auserlesenen Kreise von Freunden verlebt hat. Wir ersehen aus unserm Buche, daß die Kronprinzessin auch die Neigungen ihres Gemahls getheilt, und sich fleißig mit französischer Literatur beschäftigt habe, wenngleich sie die philosophischen Studien desselben nicht theilen konnte, auch eine geschickte Malerin gewesen sei. Durch solche Eigenschaften empfahl sie sich ganz gewiß bei ihm, und es ist nur auffallend, daß unser fleißiger Verf. keine Zeugnisse aus jener Zeit hat auffinden können durch welche ein solches Wohlgefallen auch wörtlich bestätigt wurde; noch mehr aber empfahl sie sich ihm durch ihre innige Anhänglichkeit und Treue, die sich auch in den hier mitgetheilten Briefen an ihren Schwiegervater, sowie an ihre braunschweigischen Verwandten wiederholt ausgesprochen hat, durch ihre Bewunderung alles Dessen was er that, und durch das schon damals, wie durch ihr ganzes Leben, ausgesprochene Bestreben genau seine Absichten zu wissen, um sich danach zu richten. Dies bestätigt unter Anderm auch die Erklärung des Kronprinzen an Seckendorff aus dem Jahre 1736, welche wir ebenfalls bei Hrn. v. Hahnke finden.

Je n'ai jamais été amoureux d'elle. Cependant il faudroit que je fusse le dernier homme du monde, si je ne voulois pas l'estimer véritablement; car 1) elle est d'une humeur fort douce, 2) docile on ne peut pas davantage et 3) complaisant à l'excès, allant même au-devant de tout ce qu'elle croit qui puisse me faire plaisir.

Nehmen wir nun doch dazu, daß die Kronprinzessin nach unparteiischen Schilderungen wohlgebaut und durchaus nicht häßlich war, wenn auch nicht so schön als sie uns der Baron Bielefeld in seiner überschwenglichen Weise schildert, so dürfen wir wol an ein behagliches Zusammenleben der beiden Gatten in der rheinsberger Zeit glauben, und können die Belege dazu aus den freundlichen und wohlwollenden Briefen des Kronprinzen (Beilage II) entnehmen. Unser Verf. setzt hinzu:

Zeitgenossen bezeugen, daß der Kronprinz mit seiner Gemahlin länger als 10 Jahre immer ehelich gelebt, und daß die mit seiner Thronbesteigung beginnende äußere Entfremdung nicht von Anfang an auch eine innere gewesen sei; sowie die Königin selbst sich geäußert, daß sie nur durch die Fügung des Himmels keine Kinder bekommen habe.

In dieser zarten Weise enthält sich Hr. v. Hahnke aller weitern Betrachtungen über ein eheliches Verhältniß in dessen Geheimnisse nach Preuß' Urtheil*) einzelne Zeitgenossen mit fast unbescheidener Genauigkeit eingedrungen waren. Bei Leuten von Seckendorff's, Grumbkow's, Derschau's und Manteuffel's Schlage ist am Ende ein solcher Cynismus weniger überraschend, und man selbst in der allgemeinen Denkart und Gewöhnung der umgebenden Welt einige Erklärung finden; wenn aber in unsern Tagen die ehelichen Verhältnisse des Kaisers

*) Friedrich's des Großen Jugend und Thronbesteigung (S. 176

Franz von Oestreich und des Fürsten von Metternich mit einer solchen Nacktheit dargelegt wurden als es in der am Ende des vorigen Jahres in Leipzig gedruckten Schrift des Freiherrn v. Hormayr: „Kaiser Franz und Metternich", geschehen ist, so scheint uns Das in der That mehr als anstößig. Man braucht wahrlich nicht einer übertriebenen Ziererei in solchen geschlechtlichen Dingen zu huldigen, um die öffentliche Bekanntmachung eines Werkchens zu bedauern durch welches ein sonst geachteter Schriftsteller noch nach seinem Tode zur Rolle eines Händelsuchers und Scandalmachers herabgewürdigt wird.

Am 31. Mai 1740 war der König Friedrich Wilhelm I. gestorben, in dem die Kronprinzessin einen aufrichtigen Freund und Beschützer verlor. Die Nachricht sendete ihr der nunmehrige König aus Berlin, und es ist in der That ergötzlich die Beschreibung der Umständlichkeiten zu lesen mit welchen die erste Kammerfrau und die Oberhofmeisterin der jetzigen Königin ihr diese Trauerneuigkeit mittheilten. Die Kammerfrau zog ganz leise die Bettvorhänge auf, und brachte in gebrochenen Worten die Nachricht vor, worauf dann gleich die Oberhofmeisterin herantrat, die Prinzessin ein niederschlagendes Pulver nehmen ließ, und die Erste war welche sie als Königin begrüßte. Aber mit der Annahme dieses Titels verschwand ihr eheliches Glück, ihr Gemahl Friedrich ward Selbstherrscher auf dem Throne, und seine Unterthanen wurden seine Familie; in dem öffentlichen Glücke mußte das Glück des ehelichen Lebens nicht blos aufgehen, sondern untergehen.

(Der Beschluß folgt.)

Karl Otfried Müller's kleine deutsche Schriften über Religion, Kunst, Sprache und Literatur, Leben und Geschichte des Alterthums, gesammelt und herausgegeben von Eduard Müller. Nebst Erinnerungen aus dem Leben des Verfassers. Mit einer Karte. Erster und zweiter Band. Breslau, Max u. Comp. 1847. Gr. 8. 6 Thlr.

Als im August 1840 die Kunde von dem Tode Otfried Müller's überraschend und erschütternd Jeden ergriff der die Wissenschaft liebte und übte, da war es ebenso sehr die Klage um einen der menschlich reinsten und edelsten Vertreter der Wissenschaft, als die um den unendlichen Verlust welchen die Wissenschaft an sich und in ihrer höchsten Auffassung erlitten, welche vielfache Zeugnisse des lebhaftesten Schmerzes hervorrief. Wenn der persönliche Verlust den seine Familie, seine Freunde, seine Schüler erlitten einen Ersatz weder finden konnte noch suchen mochte, so erhob dagegen die Wissenschaft den Anspruch, daß ihr für so viele nun unerfüllbare Hoffnungen einiger Ersatz dadurch geboten werde, daß Alles was Müller für sie geleistet zu einem einigen und unverlierbaren Eigenthum erhalten werde. Seine größern selbständigen Werke erhalten sich durch sich selbst, wenn auch nicht sachkundige Freunde wie Welcker und Schneidewin dankenswerthe Sorge für ihre vervollkommnete Erneuerung getragen hätten. Unbedingt nöthig aber war es, daß seine kleinern, an verschiedenen Orten verstreuten Arbeiten durch Einigung vor der Vergessenheit bewahrt würden, in welche auch das Trefflichste leicht versinkt, wenn es dem unmittelbaren Anblick der Menge entrückt ist. Es war eine solche Sammlung unabweisbares Bedürfniß für die Wissenschaft, die durch sie sehr wesentliche Bereicherungen erfahren hat; Bedürfniß auch insofern als selbst Diejenigen welche der strengen Wissenschaft und ihrer eigenen Handhabung ferner stehen gerade aus Müller's kleinen Schriften sich besonders leicht von der Würde und der Anmuth überzeugen können welche der echten Wissenschaftlichkeit auch da eigen ist, wo sie sich mit größter Gründlichkeit in scheinbar entlegene Gebiete vertieft. Lange hat die Erfüllung des Wunsches, Müller's kleine Schriften vereinigt zu sehen, auf sich warten lassen; dafür aber hat der Herausgeber, Müller's geistes- und studienverwandter Bruder, Prorector Eduard Müller in Liegnitz, nun auch eine Sammlung ans Licht gestellt, bei welcher äußere Ausstattung, Anordnung und innerer Gehalt gleich sehr befriedigen. Gesondert sind zunächst die deutschen und die lateinischen Aufsätze, von welchen die letztern später, hoffentlich aber bald erscheinen sollen. Von den deutschen Schriften, welche in Recensionen und in selbständige Abhandlungen zerfallen, liegen zwei Bände vor: aufgenommen ist nur was durch Forschung und Darstellung bleibenden Werth hat; ausgeschlossen sind alle die Recensionen welche sich auf Inhaltsanzeige u. dgl. der angezeigten Bücher beschränken. Doch ist die sehr lobenswerthe Einrichtung getroffen, daß auch die nicht aufgenommenen Recensionen vollständig verzeichnet sind. Alle aufgenommenen Arbeiten sind nach wissenschaftlichen Hauptabtheilungen die schon der Titel des Werks andeutet vertheilt, innerhalb derselben aber in chronologischer Reihenfolge geordnet. Der erste Band enthält hiernach die Aufsätze zur philologischen Encyklopädie und Methodologie, zur classischen Alterthumswissenschaft im Allgemeinen, zur philologischen Kritik und Hermeneutik, zur Grammatik und Lexikographie der alten Sprachen, zur griechischen und römischen Literaturgeschichte; der zweite Band die Aufsätze zur Mythologie und Religionsgeschichte der alten Völker und zur Archäologie und Geschichte der Kunst. Der dritte Band wird die zur alten Geschichte, Geographie und den Antiquitäten gehörigen Aufsätze nachliefern.

Es würde dem Zweck und Wesen d. Bl. wenig entsprechen, wenn ich auf die einzelnen vorliegenden Aufsätze hier des Weitern eingehen wollte; wol aber wird es verstattet sein das ihnen allen Eigenthümliche kurz zu bezeichnen: sie alle beschäftigen sich mit längst vergangenen Jahrhunderten, mit längst abgestorbenen Völkern und ihrer sprachlichen, literarischen, künstlerischen Hinterlassenschaft; aber sie behandeln ihren Gegenstand eben nicht als einen todten, abgestorbenen, sondern durchweg als einen lebendigen, dem Verf. in voller Fülle und Frische des Lebens gegenwärtigen. Nicht anatomisch setzt er uns aus dürren Knochen und vertrockneten Bändern ein Gerippe zusammen, nicht sucht er ein solches mit dem trügerischen Scheine äußern Lebens zu bekleiden, sondern wie ein geübter Physiologe führt er uns in die Werkstätte des vollen und ganzen Lebens, zeigt er uns das durch die Adern des Alterthums rollende Blut, den aus seinem Auge leuchtenden Blick, das aus seiner Seele hervorquellende Wort; Nichts ist ihm vereinzelt, sondern jede Einzelheit nur der lebensvolle Theil eines großartigen Organismus. Es sind deshalb auch die in der sittlichen Welt, die in dem Innern der Menschenbrust waltenden Kräfte, deren Erscheinung Müller durch das Alterthum hindurch mit zarter Hand so verfolgt, daß er jenem nicht seine Ansicht und seinen Willen unterschiebt, sondern durch liebevolle Behandlung es zwingt sich ihm in der vollen Wahrheit seiner angeborenen Natur zu offenbaren. Besonders hervortretend ist diese Behandlungsweise in den die alte Mythologie und Religionsgeschichte betreffenden Aufsätzen, welche in Verbindung mit Müller's „Prolegomena zu einer wissenschaftlichen Mythologie" (1825) diese Wissenschaft aus einer wirren Anhäufung phantastischer Fabelgebilde umgewandelt haben in eine Geschichte des Menschengeistes in Bezug auf Gotteserkenntniß. Vielleicht noch großartiger zeigt sich die eigenthümliche Gabe Müller's überall geistiges Leben zu entdecken und zur Darstellung zu bringen in seinen Ausgaben

zweier scheinbar sehr langweiliger Gesellen, des Terentius Varro „über die lateinische Sprache" (1833) und des Pompejus Festus „über die Bedeutung der Wörter" (1839), Arbeiten an denen sich die Richtigkeit mancher Einzelheit bestreiten läßt, die aber unbedingt ein sehr wesentlicher Fortschritt in Behandlung der Sprache als Ausdruck des Menschengeistes sind. Ich hebe gerade diese Eigenthümlichkeit von Müller's Arbeiten absichtlich mehr als die Allseitigkeit seines Wissens, die Anmuth seiner Darstellung, und was sich sonst noch an ihnen rühmen ließe, hervor, weil gerade sie nur aus dem Hinzutreten des trefflichsten Charakters zur gediegensten Bildung und ausdauerndsten Arbeitskraft hervorgehen konnte, weil sie einen neuen Beweis liefert, daß auch der Mann der Wissenschaft nur dann etwas wahrhaft Großes leisten wird, wenn er vor allen Dingen ein tüchtiger, wahrer reiner Mensch ist.

Führte uns so die Betrachtung von Müller's wissenschaftlicher Thätigkeit auf seinen Charakter zurück, so knüpft sich hieran ganz von selbst noch eine kurze Besprechung der „Erinnerungen aus dem Leben des Verfassers", welche der Herausgeber seiner Sammlung vorangesetzt hat. Dieselben tragen vielfache Spuren davon an sich, daß es der Bruder ist der von dem Bruder spricht. Dahin gehört vor Allem eine gewisse Zurückhaltung; der Verf. hält sein Gefühl sichtlich in Schranken, er will nicht sein persönliches Gefühl, sondern nur den Thatbestand selbst reden lassen; erschwert wird ihm Dies aber dadurch, daß er mit vielleicht zu weit gehender Pietät die Abneigung des Verstorbenen gegen die Veröffentlichung handschriftlicher Reliquien geehrt hat. Nur sparsam werden kurze Aeußerungen von Otfried Müller selbst über sein äußeres und inneres Leben mitgetheilt, während man gerade hiervon gern Ausführliches und Eingehendes läse. Da sich Eduard Müller dieses beste Mittel seiner Darstellung volle Anschaulichkeit und Lebenswärme zu verleihen aus Gründen die man jedenfalls ehren muß verschloß, so hat ihn wol hauptsächlich dieser Umstand dahin gedrängt den Entwickelungsgang seines Bruders durch psychologische Erörterungen und Ausführungen darzulegen. So sehr nun auch die Klarheit und Sinnigkeit mit der Dies geschehen anzuerkennen ist, so kann man doch nicht leugnen, daß dieses Verfahren dem lebensvollen Bilde, welches man sich vor Augen geführt wünscht, wesentlichen Eintrag gethan hat. Wir erhalten einen Grundriß von O. Müller's äußerm Leben, dessen einzelne Theile durch verstandesmäßige Auseinandersetzungen untereinander verknüpft werden, vermissen aber ein frisches, gedrängtes Gesammtbild, vermissen namentlich auch ein reicheres Detail über Punkte die hier nur mit leichter Hand berührt sind. So wie diese „Erinnerungen" einmal angelegt sind bilden sie ein künstlerisch trefflich abgerundetes Ganzes, ein schönes Denkmal für einen großen Todten von nächst befreundeter Hand; der Wunsch aber bleibt doch noch übrig, daß uns von anderer Grundlage aus ein reicheres Lebensbild Otfried Müller's möge geboten werden. 50.

Gesundes Urtheil eines Zeitgenossen über Deutschlands selbstbereitete Schmach im Dreißigjährigen Kriege.

Der Abfasser dieser Zeilen hat schon in besondern Werken sich angelegen sein lassen nachzuweisen, wie unser Volk, wenn es dem Auslande unterlag und seinen Waffen Schimpf zuzog, immer nur durch die Abtrünnigkeit, Verblendung oder Käuflichkeit der eigenen Söhne sein Schicksal erduldete. Diese Behauptung gilt in älterer Zeit von den Siegen König Heinrich's II. von Frankreich, besonders aber von den Triumphen der Schweden und Franzosen im „großen deutschen (dreißigjährigen) Kriege". Ohne daß Richelieu, Mazarin, Gustav Adolf und Oxenstierna den entscheidenden Theil ihrer „französischen und schwedischen" Heere aus Deutschlands Söhnen zogen, würden die Kathedrale von Notredame und die Ritterholmskirche nicht mit deutschen Fahnen prangen, glänzten in den Jahrbüchern jener Kronen nicht die Titel: Breitenfeld, Lützen, Wittstock, Jankau, Rheinfelden, Allernheim, Freiburg! Parteiische oder gleichgültige Geschichtschreiber unter den Deutschen sprechen immer aber nur von den Thaten der Franzosen und Schweden; wie sollten nun die Ausländer anders die Dinge darstellen? Wol war das gleichzeitige Geschlecht der Leidenden nicht unbekannt mit solchem Selbstmorde; Keiner hat aber dieses unselige Verhältniß auffälliger hervorgehoben als der einsichtsvolle, patriotische Pfarrer Johann Fiedler zu Mügeln in Sachsen, der Chronikant seiner Stadt und Geschichtschreiber der preiswürdigen Thaten der Bürgerwehr von Mügeln, die wir anführen um zu zeigen, daß im kursächsischen Bürgerthume selbst unter den schmählichen Niederlagen der kurfürstlichen Heere, auch außer den Bewohnern der „Hexenstadt" Freiberg, mannhafter Sinn sich bethätigte. Johann Fiedler erzählt in der „Müglischen Ehren- und Gedächtniß-Seule" beim J. 1642: „Den 29. Oct. (vier Tage nach dem Siege Torstenson's bei Leipzig) kamen die Schwedischen Gäste allhier zum ersten wieder an, und ist fast kein Tag vergangen, da nicht Schwedische Völker allhier auß- und eingezogen wären, die allerhand Lebensmittel als Getreyde, Vieh, Hüner, Gänse, Butter hinweg nahmen. Es hießen Schwedische Völker, war aber oft unter Hunderten kaum ein Schwede, sondern waren meistentheils alles Deutsche, und muß ich allhier eines Discurs gedenken, der damals fürging. Es kam ein Schwedischer Capitain eines Tages in mein Diaconathaus, zu erfahren, was vor Landvolk bei mir sich aufhielte, was vor Vieh, Getreyde und andern Vorrath sie bei mir hätten, mit Befehl, daß sie ihm eins und das andere untereinander ausbringen und liefern sollten. Indem nun das Volk hierüber geschäftig ist und er darauf wartet, geht er da mit etlichen Reutern in die Stube und setzen sich an den Tisch. Indem nun bald Dieses bald Jenes geredet wird, spricht der Capitain zu mir: Herr Pastor, wie gefällt euch der Schwedische Krieg? Ich antwortete: Der Krieg möchte schwedisch-türkisch oder tartarisch sein, so könnte er mir nicht sonderlich gefallen, ich für meine Person betete und hätte zu beten: Gott gieb Fried in deinem Lande. Sind aber die schwedischen nicht rechte Soldaten, sagte der Capitain, treten sie den Kayser und das ganze Römische Reich nicht recht auf die Füße? Habt ihr sie nicht anjetzo im Lande? Für Leipzig liegen sie, das werden sie bald einbekommen, wer wird hernach Herr im Lande sein als die Schweden? Ich fragte hierauf den Capitain ob er ein Schwede oder aus welchem Lande er wäre? Ich bin ein Märker, sagte der Capitain. Ich fragte den andern Reuter, der war bei Dreßden her, der dritte bei Erfurt zu Hause u. s. w., und war Keiner unter ihnen, der Schweden die Zeit seines Lebens mit einem Auge gesehen hätte. So haben die Schweden gut kriegen, sagte ich, wenn ihr Deutschen hierzu die Köpfe und die Fäuste herleiht, und lasset sie den Namen und die Herrschaft haben. Sie sahen einander an und schwiegen still."

Welchen Lohn nach dem Frieden jene übelberathenen, gesinnungslosen Deutschen empfingen, hat der Verf. der „Geschichte der Fruchtbringenden Gesellschaft" aus dem geheimen Tagebuche Fürst Christian's II. von Anhalt erzählt, und Dietrich von dem Werder, in dessen Nähe am 24. Juli 1650 ein deutsch-schwedisches Regiment von den „falschen Schweden" großentheils dem Henker übergeben wurde, weil es seinen Antheil an der Entschädigungssumme gebührend haben und sich nicht für die fremde Sache der Krone über das Meer schleppen lassen wollte, in den offenen Arcaden seines Schlosses zu Reinsdorf bei Köthen durch ein Bild verewigt.

F. W. Barthold.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 137. —— 8. Juni 1849.

Die Gemahlin Friedrich's des Großen.

(Beschluß aus Nr. 136.)

Seit dem Jahre 1740 hat Friedrich von seiner Gemahlin getrennt gelebt, die im Winter zu Berlin, im Sommer auf dem ihr geschenkten Lustschlosse Schönhausen sich aufhielt, und eine Entfernung wie sie unter Ehegatten nicht üblich ist, und nicht einmal durch die Sitte des deutschen ehelichen Lebens in den höhern Ständen jener Zeit gutgeheißen wurde, bei ihrem tiefen Gefühle sehr schmerzlich empfand. Die Briefe an ihren Bruder, den ausgezeichneten Herzog Ferdinand von Braunschweig, bethätigen Dies auf das anschaulichste in vielen Stellen, von denen wir nur eine vom 17. Juli 1748 hersetzen wollen:

Pourquoi faut-il que tout soit changé et que des anciennes grâces et bontés j'aie perdues; je pense encore avec plaisir au temps de Rheinsberg, où je jouissais d'un contentement parfait, ayant reçu un bon accueil d'un maître, que je chéris et pour lequel je sacrifierois ma vie. Mais quel regret ne ressens-je pas à présent que tout est changé, mais mon coeur ne changera pas jamais et je serai toujours la même pour Lui, et j'espère toujours encore que tout se changera; cette seule espérance me soutient encore.

In diesem Sinne genoß sie auch jede freundliche Bezeigung von Seiten ihres Gemahls mit einer Freude die fast an Begeisterung grenzte; sogar Kleinigkeiten, wie die Uebersendung von Früchten, empfing sie mit dem höchsten Danke. Und selbst da wo sie offenbar gekränkt und verletzt ist klagt sie nur höchst selten, wie in dem Briefe vom 5. Oct. 1745, den König an; sie erträgt es in stiller Geduld wenn der König in Berlin ist und sie nicht sieht, wenn er andere Mitglieder seiner Familie spricht, wenn er an seine Schwester Amalie schreibt: er würde sie zum Mittagsessen besuchen, und sie solle dazu seinen Bruder mit einladen, le diner sera entre nous. Die Gemahlin gehörte also nicht zu den Seinigen. Der hierher gehörige Brief vom 23. Juni 1749 zeigt recht deutlich das auffallende Verhältniß des königlichen Ehepaars. Prinzessin Amalie zeigte den Brief ihres Bruders der Oberhofmeisterin der Königin, der Frau v. Camas; sie war nämlich unschlüssig, ob sie die Königin einladen solle oder nicht. Die Camas räth ab, denn der König wolle ja sein seul dans sa famille, und ihre Königin liebe es nicht als ein personne incommode zu erscheinen. Darauf fährt Elisabeth Christine so weiter fort (der Brief ist ebenfalls an ihren Bruder gerichtet):

Je suis toute inquiète, ne sachant où jen suis et en quoi je fais bien ou non; si je suivois en tout le conseil de la Camas, je n'irois point du tout à Berlin, mais j'ai cru que je ferois mieux d'y aller, l'ayant toujours fait et cela pourroit avoir un air comme si je voulois faire la prude ou la précieuse et la ridicule et que d'abord je me piquois de la moindre démarche que notre cher roi faisoit. Dieu sait que je pense nuit et jour comment faire pour ne lui pas déplaire; c'est bien dur pour moi d'être à Berlin sans avoir le bonheur de le voir; mais je crois aussi que ce seroit manquer de n'y pas aller du tout, car ce n'est pas à moi de vouloir me donner des airs et d'éviter les occasions d'avoir le bonheur de le voir.

Und trotz dieser Trauer, demüthigen Gesinnung, die sich in allen Briefen der Königin abspiegelt, trotz der wärmsten Wünsche für die Gesundheit ihres Gemahls und ihrer antheilvollsten Gesinnung an den Kriegsereignissen näherte er sich ihr nur höchst selten. Er kam fast nie nach Schönhausen, ja es ereignete sich daß er vorbeifuhr ohne seine Gemahlin zu begrüßen; zum Geburtstage derselben ist er nur zwei mal in 22 Jahren von Potsdam aus nach Berlin gekommen, während die Geschenke nie ausblieben, und dann das Herz der Königin und ihrer Angehörigen mit einer rührenden Freude erfüllten, von der man unter Anderm S. 117 fg. Beweise findet. Ebenso wenig begleitete die Königin ihren Gemahl jemals auf seinen Reisen, und in dem langen Laufe ihres Lebens hat sie, mit den wenigen Ausnahmen wo die Unglücksfälle des Siebenjährigen Kriegs sie zwangen nach Magdeburg zu flüchten, Berlin nie verlassen, ja nicht einmal Das wagte sie, den König zu bitten sie in ihr Geburtsland Braunschweig reisen zu lassen (Brief an Herzog Ferdinand vom 10. Juni 1752). Noch auffallender erscheint es, daß die Königin niemals in Sanssouci gewesen ist, und in Potsdam nur ein mal während des Siebenjährigen Kriegs 1758, als sie ihre Mutter auf der Rückreise begleitete; sonst war sie von dort wie verbannt, und selbst bei fürstlichen Besuchen und feierlichen Tafeln welche der König hielt ward die Königin niemals eingeladen. Man sieht Dies recht deutlich aus einer Briefstelle an den Herzog Ferdinand (S. 110), wo sie von der Krankheit des Königs im J. 1747 spricht: „Si j'avois osé, je serois allée moi-même à Potsdam pour le voir."

Bei so hervorstechenden Zügen einer absichtlichen Fernhaltung, von denen wir nur die vorzüglichsten anführen konnten, forscht man billig nach den Ursachen welche sich mit der Achtung die der König bei jeder Gelegenheit gegen seine Gemahlin geäußert hat kaum vereinigen lassen. Zuvörderst glauben wir, daß Friedrich gern, sobald es ihm die äußern Gesetze der Wohlanständigkeit gestatteten, dem nähern Umgange mit einer Gemahlin entsagte die ihm zwar weder geistig noch körperlich unangenehm war, aber die doch für ihn immer die aufgezwungene Gemahlin blieb. Denn selbst die achtjährige Gewohnheit eines ehelichen Zusammenlebens konnte bei einem Geiste von so ausgezeichneter Lebhaftigkeit als der seinige war das eheliche Band nicht befestigen, und der Wunsch eine eigene Nachkommenschaft zu besitzen mochte bereits in den ersten Jahren seiner Regierung hinter andere Sorgen und Pläne zurückgetreten sein. Eben diese waren es auch welche ihm die Nothwendigkeit auferlegten sich selbst genug zu sein, und sich nicht zu sehr auf Günstlinge oder Minister zu verlassen. Es nahm diese Abgeschlossenheit bei Friedrich von Jahr zu Jahr zu, er verbarg sich, wie Ranke (a. a. O., III, 482) gut gesagt hat, vor seinem Nächsten, und glaubte nur durch das Geheimniß sich vor Schaden bewahren zu können. Er zog daher mehr Fremde in seine Umgebung, weil er annahm daß sie keinen Zusammenhang mit kleinen, einheimischen Interessen hätten, wie er sie bei den Mitgliedern seiner Familie vermuthete. Wir finden hierüber in Garve's „Fragmenten zur Schilderung Friedrich's II.“, deren Befragung Hr. v. Hahnke unterlassen hat, einige recht zweckmäßige Betrachtungen (I, 319—325). Daß nun der König seine Familie liebte, und der innigsten Empfindungen fähig gewesen ist, geht aus hinlänglichen Zeugnissen hervor, und wir brauchen nicht erst an seine große Zärtlichkeit gegen seine Mutter und seine Schwester von Baireuth zu erinnern. Aber für den nächsten, täglichen Umgang wollte er die Familie nicht, da gestattete er den Genossen seines Tisches und seiner heitern Stunden eine weit größere Vertraulichkeit, und trat nur erst als König und als Herr hervor wenn sein Urtheil oder seine Wahl sie zur Theilnehmung an Geschäften bestimmt hatte. Diesen Widerspruch zwischen den Eigenschaften des Menschen und des Herrschers hat zu allen Zeiten ungerechte Urtheile über Friedrich II., selbst bei edeln Gemüthern, erzeugt, und Preuß hat das Verdienst in beider Beziehung zuerst ein thatsächlich beglaubigtes Bild des Monarchen aufgestellt zu haben. Des Königs Liebe zum Geheimniß aber bei allen politischen Betreibungen ist die Verzweiflung aller fremden Gesandten gewesen die wir an seinem Hofe sahen, weil die Minister in vielen Fällen fern gehalten wurden, und die Gesandten doch die Gewißheit zu haben meinten, daß etwas Wichtiges vorgehe. Man kann Dies nach Varnhagen von Ense's feiner Bemerkung („Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften“, VII, 152 fg.) so recht deutlich in den diplomatischen Berichten des Lords Malmesbury wahrnehmen.

Da aber dem Könige nicht entgehen konnte, daß das Schicksal seiner Gemahlin unter den gegebenen Umständen durchaus kein glückliches sein konnte, so suchte er seinerseits nach Mitteln ihre äußere Stellung so glänzend und ehrfurchtgebietend als möglich zu machen. Er hielt streng darauf, daß bei allen Repräsentationen, Courtagen und Hoffesten in Berlin, denen er sich gern entzog, die Königin als die erste Person des Reichs hervortrat; er verfehlte nicht bei seinen Zurückkünften aus glücklich beendigten Feldzügen bei ihr zuerst vorzufahren; er bezahlte ihre Schulden, wohl wissend daß die Ausgaben seiner Gemahlin in jeder Beziehung Probe hielten, gern, so oft es die Finanzen nur gestatteten, und wir finden aus dem Jahre 1763 einen „bösen Brief“ des Königs an den Hofmarschall Grafen Wartensleben, der sich so impertinent gegen die Königin aufgeführt hatte, daß sie genöthigt war über ihn Klage zu führen. Sie selbst aber, die fromme, ergebene Frau, scheint sich ganz besonders an den Briefen erquickt zu haben welche ihr der König aus dem Feldlager zu schreiben pflegte. Es sind deren hier eine bedeutende Anzahl mitgetheilt, die meisten freilich kurz, aber immer voll Geist und Gefühl, zwar ohne politische oder kriegerische Neuigkeiten, aber voll Theilnahme an den häuslichen Ereignissen, Geburtstagen und Todesfällen, und durchaus in der höflich vertraulichen Sprache welche wir in den Briefen des großen Königs kennen. So belobt er seine Gemahlin in einem dieser Briefe vom 19. Juni 1758 dafür, daß sie ihrer Schwester, der Gemahlin des Prinzen von Preußen, den Tod desselben fürerst verborgen gehalten habe. Dann setzt er hinzu:

En même temps vous lui direz qu'on ne sauroit être plus sensiblement touché de ce malheur que je le suis, et que je contribuerai en tout ce qui dépendra de moi à son bonheur et que par mon amitié je tâcherai d'adoucir l'affliction de sa perte autant que de pareilles pertes peuvent être adoucies; que ses enfants je les regarde comme les miens et qu'elle peut compter que j'en aurai le plus grand soin, gardant l'image de mon pauvre frère imprimé au fond de mon coeur, dont la mort seule pourra l'effacer.

In Beziehung auf diese Angelegenheit, und um ihrer der Entbindung nahen Schwester eine Hülfe und Tröstung zu verschaffen, bat die Königin ihren Gemahl daß ihre Mutter aus Braunschweig nach Berlin kommen dürfte. Wir setzen einige Worte aus diesem Briefe vom 15. Juni 1758 her, welche allerdings Manchen befremdend und fast zu demüthig erscheinen werden, bei denen wir jedoch erinnern müssen, daß Ton und Haltung der selbstgewählten Unterthänigkeit, in welcher damals die Ehefrauen zu ihren Ehemännern standen, ohne daß die Würde der Mutter oder Hausfrau darunter litt, durchaus entsprechen. Die Königin schreibt:

J'espère, vous permettrez que la Duchesse, ma mère vienne à Berlin et loge au château et que vous aurez la grâce de donner vos ordres au-dessus. Je vous promets bien sincèrement qu'on ne fera pas la moindre intrigue. pour moi je la hais autant qu'on la peut haïr et j'ai eu toute ma vie de l'horreur pour cela. Pour des dépenses je n'en ferai sûrement pas plus qu'il sera nécessaire. et je crois que ma mère se pourra contenter dans la façon qu'elle vit ordinairement. J'évite toute la dépense et me

retranche sur tout, mais le deuil et le voyage n'a pas laissé de me coûter, quoique tout s'est fait avec la plus grande économie du monde. Vous pourrez compter sur moi, que sûrement je ne ferai rien au monde qui puisse vous déplaire. Vos grâces et bontés me sont toujours précieuses, et sûrement ce ne sera pas ma faute que je pourrois avoir le malheur de les perdre; je ne m'en consolerois de ma vie, et ma façon d'agir est toute simple et unie, comme tout le monde pourra vous le dire et me donner ses témoignages.

Mit derselben verbindlichen Aufmerksamkeit hat Friedrich auch nach der Beendigung des Siebenjährigen Kriegs seinen Briefwechsel fortgesetzt, sich sehr besorgt um die Gesundheit der Königin bewiesen (Beilage II, Brief 34—36, 91), und ihr für die Theilnahme gedankt welche sie an der existence d'un cadavre ambulant oder an den Tagen eines Greises qui frise le tombeau (ebend. Brief 100 u. 106) zu nehmen pflegt. Und doch gedachte er nicht des funfzigjährigen Jubiläums seiner Ehe am 12. Juni 1783! Das seltene Fest ward weder bei Hofe noch im Lande gefeiert.

Wir sehen also, daß von Seiten des Königs Alles aufgeboten war um seiner Gemahlin in der öffentlichen Meinung die Stelle zu sichern welche er ihr in seinem Herzen nun einmal nicht gewähren konnte. Weniger glücklich war ihre Stellung namentlich in der Zeit vor dem Siebenjährigen Kriege in der Familie ihres Gemahls, und es ist nach einzelnen Andeutungen insonderheit die Prinzessin Amalie von Preußen gewesen die ihr nicht wohlwollte und manchen Verdruß bereitet hat. Als sie daher einstmals sehr wohlwollende Aeußerungen ihres Gemahls schriftlich und mündlich vernommen hatte, so schrieb sie (21. Juli 1747) an ihren Bruder Ferdinand:

Je tiens cela bien caché, pour que la famille ne l'apprenne, sans quoi elle tâcheroit de me jouer encore de nouveau, tout étant jaloux de la moindre grâce qu'on me témoigne.

Weiter hat Hr. v. Hahnke diese Spuren nicht verfolgt, und es möchte auch ohne neue, sichere Zeugnisse schwer sein ein sicheres Ergebniß zu gewinnen.

Dagegen bietet uns das Privatleben der Königin eine Reihe erfreulicher Bilder dar. Elisabeth Christine war eine im besten Sinne religiöse Frau, die lockern Sitten Berlins und die französische Philosophie ihres Gemahls waren nicht in ihre Umgebung gedrungen, sie besuchte vielmehr häufig den öffentlichen Gottesdienst, empfing in ihren Zimmern das heilige Abendmahl, und verkehrte gern mit den angesehensten Geistlichen der Hauptstadt, mit einem Dietrich, Sack, Spalding, Noltenius, Erman und Küster, wodurch das damalige religiöse Leben in Berlin eine für Manche überraschende Beleuchtung empfängt. Ebenso rühmlich war ihr praktisches Christenthum, sie wendete von den ihr ausgesetzten 41,000 Thalern jährlich 24,000 Thaler den Armen zu, und entzog sich selbst lieber Etwas um den Bedürftigen helfen zu können. Sie liebte die Menschen, war freundlich und herablassend, ohne Haß und Leidenschaft, dabei stets an ihrem Schreibtisch, mit ihren Büchern, Blumen oder mit künstlicher Handarbeit beschäftigt, sodaß sie auch im hohen Alter weder sich noch Andern durch Langweile lästig wurde. „Ich achte es", pflegte sie oft zu sagen, „für ein unschätzbares Glück, daß ich mich früh gewöhnt habe thätig zu sein", und dann: „Gott hat mich gnädig bewahrt, daß ich mir keine Handlung vorzuwerfen habe durch die irgend ein Mensch mit meinem Wissen an seinem Glücke gelitten hätte." Wie geistig angeregt die Königin gewesen ist hat unser Verf. mit besonderm Fleiße nachgewiesen. Aus der Zeit ihres Aufenthalts in Rheinsberg werden die Jugendfreunde des Königs, Jordan und Keyserling, öfters in der Gesellschaft der Königin genannt; Maupertuis, Algarotti, Voltaire waren, namentlich die beiden Ersten, mehr als vorübergehende Bekanntschaften. Am meisten aber zog sie die berliner Gelehrten Erman, Formey, Teller, Silberschlag, Sack, Spalding in ihre Gesellschaft, die also gleichsam das deutsche Element vertrat, während in der Umgebung ihres Gemahls nur die französische Sprache Geltung fand. In derselben Sprache, welche der Königin ebenfalls als Schriftsprache geläufiger war als ihre Muttersprache, sind ihre schriftstellerischen Arbeiten, jedoch ohne ihren Namen, abgefaßt. Die sechste Beilage zählt dieselben mit besonderer Sorgfalt auf, und gibt auch einzelne Auszüge aus diesen Uebersetzungen deutscher Erbauungsschriften, wie von Sturm's „Betrachtungen über die Werke Gottes im Reiche der Natur und der Vorsehung", von Spalding's „Bestimmung des Menschen", von sechs Predigten Sack's, von Hermes' „Handbuch der Religion", von Gellert's geistlichen Liedern und andern. Alle diese sind in einem klaren und gefälligen Französisch abgefaßt, ebenso auch mehre eigene Arbeiten der Königin, wie die „Réflexions sur l'état des affaires publiques en 1778. Adressées aux personnes craintives."

In diesen stillen Beschäftigungen erreichte die Königin, geachtet von allen Mitgliedern des königlichen Hauses, und verehrt im ganzen Lande, das hohe Alter von 81 Jahren. Sie starb am 13. Jan. 1795, und hinterließ ein ehrenwerthes Andenken, wie es Friedrich der Große in dem am 8. Jan. 1769 niedergeschriebenen Testamente von seinem Neffen für seine Witwe gefodert hatte, als für eine Fürstin „die nie vom Tugendpfade abgewichen war". 9.

Ricciardi's Gedichte.

Unsere Blätter haben in Nr. 68 d. J. nicht nur eine biographische Skizze des Parlamentsdeputirten Joseph Ricciardi gegeben, sondern sie haben auch einiges Bemerkenswerthe aus dessen neuestem Werke über die letzte große Volkserhebung in Italien mitgetheilt. Schon früher haben sie unter Anderm auch der Gedichte Ricciardi's gedacht; jetzt bei Gelegenheit der von demselben soeben in Paris erschienenen zweiten Auflage verweilen sie mit zwei Worten bei diesen poetischen Ergüssen des italienischen Revolutionnairs. Als Motto tragen die Gedichte die hochtönenden Worte Alfieri's: „Scrivo perche non m'è dato di fare." Nach einem Urtheile der „Semaine" weht aus ihnen die düstere Trauer eines Mannes der bei all seiner Kraft und Entschlossenheit zur Unthätigkeit sich verdammt sieht; es klingt aus ihnen der bittere Schmerz des gefesselten Prometheus, dem gegen die Tyrannei der Götter nur klagende Worte zu Gebote stehen.

Wenn wir Ricciardi's Gedichte lesen, so begreifen wir bald die tiefe Bedeutung jenes beredten Mottos; seine Lieder zeugen von dem Elend der Verbannung; in Paris, London, Turin, Marseille und Spanien geschrieben, tragen sie fast alle das Datum dieser Wanderungen.

Bei der Unruhe seines Lebens, seinem grausamen Schmerze über Italiens Unglück und bei seiner begeisterten Vaterlandsliebe erwarte man von Ricciardi keine Gesänge der Freude oder der Liebe; er hat nur einen Gedanken: Italiens Befreiung, nur eine Liebe: die Liebe zur Freiheit. Seine ganze Natur, seine Leidenschaften, seine Hoffnungen, seine Erinnerungen drängen auf dies eine Ziel, und sammeln sich in dem Rufe nach Unabhängigkeit und nach Waffen!

Ricciardi drückt sich übrigens auf bewunderswürdige Weise in der Sprache Tasso's, Ariosto's und Dante's aus. Die Composition seiner Verse hat eine gewisse Fülle, die seine wilde Begeisterung noch erhöht. Seine Gedichte an die verschiedenen Völker Italiens unter dem Namen „Gloria e sventura" sind nicht ohne Einfluß geblieben, und seine bittern Angriffe gegen den römischen Bischof haben ohne Zweifel zu der Revolution Mittelitaliens mit beigetragen. 40.

Bibliographie.

Der Apostat. Eine dramatisirte Vision in 1 Akt. Zofingen, Steinegger. 1848. 8. 3 Ngr.

Amus, H., Erich XIV. Der gefallene König. Trauerspiel in 5 Akten nach einem schwedischen Sujet. Lübeck, v. Rohden. 1848. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Beck, J., Philosophische Propädeutik. Ein Leitfaden zu Vorträgen an höhern Lehranstalten. I. — A. u. d. T.: Grundriß der empirischen Psychologie und Logik. 3te verbesserte Auflage. Stuttgart, Metzler. 8. 17½ Ngr.

Bromme's, T., Hand- und Reisebuch für Auswanderer nach den Vereinigten Staaten in Nord-Amerika, Texas und Californien, Ober- und Unter-Canada, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland, Santo Thomas in Guatemala, der Mosquitoküste und Brasilien. 6te vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Bayreuth, Buchner. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Dößekel, E., Zwanzig Gedichte. Eine Weihnachtsgabe. Aarau, Sauerländer. 1848. Gr. 16. 8 Ngr.

Ehrlich, J. N., Randglossen zu Julius Fröbel's System der socialen Politik. 1stes Heft. Krems, Meyer. Gr. 8. 8 Ngr.

Fröhlich, R. A., Neueste National- und Sprachenkarte des österreichischen Kaiserstaates und der angrenzenden Theile, mit genauer Angabe der einzelnen Sprachfamilien. Imp.-Fol. — Mit Text: Historisch-ethnographisch-statistische Erläuterungen zur neuesten National- und Sprachenkarte des österreichischen Kaiserstaates und der angrenzenden Theile ꝛc. Wien, Wenedikt. Gr. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Gerlach, Seelen-Gespräche. Aus dem Französischen übersetzt. Mit 1 Stahlstich. Passau, Elsässer u. Waldbauer. 32. 7½ Ngr.

Hahn, K. A., auswahl aus Ulfilas gothischer bibelübersetzung. Mit einem wörterbuch und mit einem grundriss zur gothischen buchstaben- und flexionslehre. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 22½ Ngr.

Die Jesuiten. Trauerspiel in 5 Aufzügen. Vom Verf. der Landstürmer. Zofingen, Steinegger. 1848. 8. 12 Ngr.

Des Königs Gedanken und ein Stück Geschichte. 1816—1847. Aus den Papieren eines Mannes der mit ihm alt geworden. Stuttgart, Neff. 16. 3¾ Ngr.

Die Landstürmer. Lustspiel in 1 Aufzug. Zofingen, Steinegger. 1847. Gr. 8. 3 Ngr.

Liljegren, J. G., Die nordischen Runen. Mit Ergänzungen bearbeitet von K. Oberleitner. Wien, Haas. 1848. Gr. 4. 2 Thlr.

Der neue Machiavel. Ein Buch für Fürsten aus den Papieren eines gefallenen Ministers. Manuscript aus Wien. Leipzig. 8. 21 Ngr.

Rosshirt, C. F., Zu den kirchenrechtlichen Quellen des ersten Jahrtausends und zu den pseudoisidorischen Decretalen. Mit besonderer Rücksicht auf noch nicht bekannte Handschriften. Heidelberg, J. C. B. Mohr. Gr. 8. 20 Ngr.

Strenner, Ein Generalstab. Im praktischen Einklange mit der Armee. Wien, Schaumburg u. Comp. Gr. 8. 27 Ngr.

Tschech, Elisabeth, Leben und Tod des Bürgermeisters Tschech, welcher am 26. Juli 1844 auf den König von Preußen schoß und den 14. Dezbr. 1844 in Spandau hingerichtet wurde. Mit Tschech's Portrait. Bern, Jenni, Sohn. Gr. 12. 20 Ngr.

Tagesliteratur.

Fischer, C., Ordnung wegen Ablösung der Grundabgaben für den deutschen Bundesstaat als Vorschlag zur Berücksichtigung bei der künftigen Gesetzgebung in den einzelnen Staaten. — Plan zu einer Kreis-Darlehns-Casse zur Beförderung der kleinern Landwirthschaften und technischen Betriebe für die Einzelstaaten Deutschlands. Nordhausen. 8. 4 Ngr.

Fröbel, J., Briefe über die Wiener Oktober-Revolution, mit Notizen über die letzten Tage Rob. Blum's. Frankfurt a. M., Meidinger. 8. 12 Ngr.

Die deutschen Grundrechte in Bayern. Eine Abhandlung über die Rechtsgültigkeit der Grundrechte in Bayern und über deren Einfluß auf die bisherige bayerische Gesetzgebung. Von einem praktischen Juristen. Erlangen, Palm. Gr. 8. 5 Ngr.

Die Grundrechte des deutschen Volkes mit allgemein faßlichen Erläuterungen, nebst der deutschen Reichsverfassung. Von O. Klopp. Osnabrück, Rackhorst. Gr. 16. 5 Ngr.

Grundrechte und Reichsverfassung vom 4. März 1849 für das Kaiserthum Oesterreich. Lemberg, Winiarz. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Hehner, W. M., Wiener Ereignisse (vom 12. März 1848), eingeleitet und beschrieben. 2te Auflage. Wien, Lechner. 1848. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Max, der Schwager, an seine Landsleute. Briefe zur Aufklärung für Stadt und Land. 1ste Lieferung. Wiener Ereignisse vom 15. bis 28. Mai, erzählt und erläutert. Wien, Lechner. 1848. Gr. 8. 2 Ngr.

Platner, E., Rede auf das Ableben Sr. K. Hoheit Wilhelm des zweiten Kurfürsten von Hessen, gehalten am 19. Dezbr. 1847 bei der akademischen Trauerfeier. Marburg, Elwert. 1848. Gr. 8. 2 Ngr.

Sander's, M. J. F. E., „Thier in der Offenbarung Johannis," in's rechte Licht gestellt. Von einem Freunde der Wahrheit und des Friedens. Köln u. Neuß, Schwann. Gr. 8. 2½ Ngr.

Sporschil, J., Die österreichische Reichsverfassung vom 4. März 1849 im Zusammenhange mit den ihr vorhergegangenen Ereignissen und ihre Bedeutung für den Kaiserstaat. 2te Auflage. Leipzig, Jackowitz. Gr. 8. 15 Ngr.

Trefurt, Bemerkungen zu dem Kommissionsberichte der 2. Kammer, die Besoldung und Pensionirung der Staatsdiener betreffend. Karlsruhe, Braun. 1848. Gr. 8. 2½ Ngr.

— — Freiheit, Gleichheit, Bruderschaft. Erste Fortsetzung des Versuchs, zur politischen Aufklärung. Ebendaselbst 1848. Gr. 8. 3¾ Ngr.

Unterrichtsbüchel für den Bürger und Landmann über die Deutschkatholiken in Bayern. Augsburg, Schmid. 8. 1¼ Ngr.

Vorländer, Die gegenwärtige politische Bewegung oder was das deutsche Volk will, soll, kann und muß. Ein Wort zur Verständigung. Marburg, Elwert. 1848. Gr. 12. 4 Ngr.

Waitz, T., Welchen Antheil soll der deutsche Reichstag an der Organisation des Unterrichtswesens nehmen? Marburg, Elwert. 1848. Gr. 12. 5 Ngr.

Wohlmeinende Worte zur Beachtung über das anonime Schriftchen: Synodal-Richter, Synodal-Examinatoren und Diözesan-Synoden. Euskirchen. Gr. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 138. —— 9. Juni 1849.

Alphonse de Lamartine.

Erster Artikel.

„Der Mensch", sagt Lamartine, „ist wie der Baum, den man schüttelt damit seine Frucht falle. Man schüttelt nie an einem Menschenherzen ohne daß Thränen herniederfallen."

Mit diesem leisen, schönen, alle Tiefen des Menschengemüths bezeichnenden Wort stehen wir bei dem Dichter Lamartine, bei dem zarten und edeln Geiste, dem die „Confidences", der „Raphaël" angehören, mit denen wir uns in dem Nachstehenden näher beschäftigen wollen. Am Weihnachtstage vor zwei Jahren schrieb Lamartine das Vorwort zu seinen „Confidences", also am Vorabend seiner größern politischen Bedeutung. Er ist also noch immer der Mann desselben Herzens das in diesen Jugendblättern fiebert und zittert; ja heute, wo er wiederum ferner steht dieser unerquicklichen Zeit, wird er es erst recht sein. Noch nicht sechs Jahre sind verstrichen, daß der Dichter seinem Freunde Eugène Pelleton auf Procida selbst, indeß die Abendsonne hinter dem Epomeo niedersank, jene unbeschreiblich süße Liebesepisode von „Graziella" aus seinen Erinnerungsblättern mittheilte. So dürfen wir denn glauben, daß der Pulsschlag dieses Jugendherzens noch derselbe ist. Wir möchten ein Wort nicht gern zu Tode hetzen, aber Geister wie Lamartine altern nicht, weil sie selbst die leibhaftige Einheit des Herzens und des Geistes sind, das heißt die volle Menschenseele!

Beginnen wir mit ihm selbst. Es sind die ersten 20 Jahre dieses schönen und reinen Daseins die uns in den „Confidences" erschlossen werden. Es ist also *eine* Frühlingswelt. Wenn aber alles Menschenleben, poetisch genommen, nur ein „Verblühen ist beim Beginne", so haben wir damit das Colorit gefunden und die rechte Beleuchtung für diese Bekenntnisse: ein Sterben im Entsprossen! Es ist Dies die Poesie des Menschseins. Die französische Sprache hat dafür einen eigenthümlich-innigen Ausdruck: éclore, d. h. nicht erblühen, nicht sich erschließen, nein, aufbrechen; das Herz ist die Blume, die aufbricht um zu b r e c h e n. Wer sich auf diese Metaphysik des Menschenherzens versteht, dem sind die „Confidences", dem ist „Raphaël" die eigene selige Heimat, und die Jugend dieses schönen Geistes ist seine eigene.

An den Ufern der Saone, einige Meilen aufwärts von Lyon liegt die kleine Stadt Macon, ein stiller Ort, mit zwei gothischen Glockenthürmen, den Ruinen einer alten Kathedrale, einem Collége, einem Hospital, mit einiger Schiffahrt auf den lebhaften Quais und langgestreckten Vorstädten, die sich von diesen bis auf die Höhen hinaufziehen, wo die Stadt ihr zweites, alterthümliches Antlitz entfaltet im endlosen Gemäuer verfallener Klöster, in engen finstern Gassen und hohen schwarzen Giebeln. Dies ist die aristokratische Hälfte von Macon, die Stadt der „Crème" und des Klerus, Potenzen der Gesellschaft, die hier nur durch das öde Dasein einiger einsamen Hôtels, bezogen um die Winterzeit von wenigen Familien aus der Provinz, vertreten werden.

In einem fernen Winkel dieses vornehmen Quartiers, auf einem Platze der vor der Revolution von 1789 ein Wall gewesen, sieht man noch ein hochgegiebeltes Gebäude, schwarz, massiv, verwittert, voll weiter, düsterer Gemächer, aber nur spärlich mit Fenstern bedacht, eine halbe Ruine, zu abschreckend um poetisch zu sein: in diesem Hause ist Lamartine geboren. Wie durchaus altfranzösisch walten die Verhältnisse bei dieser Geburt! Der Großvater Lamartine's, Soldat unter Ludwig XIV. und Ludwig XV., erwirbt bei Fontenoy das Ludwigskreuz. Aus dem Feldlager in die Heimat zurückgekehrt, vermählt er sich mit einer reichen Erbin aus der Franche-Comté. Sechs Kinder, drei Söhne und drei Töchter, sind die Früchte dieser Ehe. Aber die feudale Grausamkeit des Majorats begünstigt nur den ältesten männlichen Sprößling. Der Vater Lamartine's war der letztgeborene seiner Familie; ihm, als Spätgeborenen, war durch diesen Feudalismus sein Geschick prädestinirt. Ein jüngerer Sohn hat nur e i n e Heimat, Das ist die Armee. Sein letztes, höchstes Ziel ist der Grad eines Capitains der Garde. Selbst das Glück des häuslichen Lebens, der Ehe, ist dem von Geburt Enterbten versagt. Alternd ist er das Gnadenbrot des ältern Bruders, der ihm ein Winkelchen einräumt in einem seiner verfallenen Schlösser, um dort zu vegetiren und zu sterben. Wunderbar, Lamartine's Vater sollte diesem prädestinirten Geschick der spätgeborenen Söhne entgehen. Körperliches Siechthum gestattete nicht, daß der

Majoratserbe sich vermählte; der zweite Bruder war Priester. Es galt also den Namen und dessen Fortdauer zu retten. So mußte man, allem Vorurtheil zum Trotz, darauf denken den „Chevalier" zu verheirathen. Ein schönes junges Mädchen aus der besten Familie befand sich als Novize in demselben Stift in welchem eine der Tanten Lamartine's als Kanonissin lebte. Das schöne Kind von 16 Jahren besaß längst das Herz des jungen feurigen Gardeoffiziers. Sie vermählten sich.

Alix des Roys, so hieß die Mutter Lamartine's, war die Tochter des Generalintendanten der Finanzen des Herzogs von Orleans. Sie lebte als Kind mit den Kindern dieses Egalité, im Winter im Palais royal, im Sommer in St.-Cloud. Frau des Roys war eine Frau von Geist und Bildung. Sie bildete ihre Cirkel und sah bei sich die ersten Geister der damaligen Zeit. D'Alembert, Laclos, die Genlis, Buffon, Florian, Gibbon, Grimm, Necker besuchten die Abende des Generalintendanten. Rousseau, von allen diesen Geistern der unsterblichste, wechselte Briefe mit Frau des Roys. In solcher Atmosphäre erwuchs Alix des Roys, Lamartine's Mutter.

Ihre Vermählung fällt in die Schneeglöckchenzeit der Revolution, in die Erstlingstage der Constituirenden Versammlung. Bald darauf folgt der Moment ihrer Trennung. Lamartine's Vater, Offizier und Royalist, verkennt nicht einen Augenblick seine Pflicht. Nachdem das souveraine Volk die Constitution von 1791 gestürzt, reiht sich die constitutionnelle Garde um die Person des Königs. Verwundet im Garten der Tuilerien am 10. Thermidor, gefangen — verdankte es Lamartine's Vater damals nur der Treue eines alten Dieners, daß er die über Alles geliebte Gattin wiedersieht.

Acht Monate später wird Lamartine geboren. Wenn in Wahrheit, wie Lamartine es behauptet, die Französische Revolution eine Philosophie ist, so hatten die Revolutionstribunale von 1792 Unrecht die Familie des kaum geborenen Dichters zu verhaften. Denn es gab, wenn es sich um Zeitideen handelt, damals in dieser Familie wenige Sympathien für die Legitimität. Nichtsdestoweniger geschah diese Verhaftung, und zwar sämmtlicher Familienglieder bis auf die Mutter Lamartine's, die damals ihren Erstgeborenen noch an der Brust trug. Wunderbare Fügung! Während alle übrigen Glieder der Familie nach Autun gebracht wurden, setzte man den Vater des Dichters in das Gefängniß zu Macon. Diesem zufälligen Umstande verdankt das Leben Lamartine's den ersten Zug lieblichster aber bizarrster Poesie. Es gab in Macon ein altes Ursulinerkloster, dessen Aebtissin die Tante des Capitains Lamartine war. In dies alte Klostergebäude, weitläufig, mit endloshohen Mauern, gefängnißartig, verlegte man einen Theil der Detinirten, da die Räume des eigentlichen Stadtgefängnisses nicht ausreichten; unter ihnen befand sich auch des Dichters Vater. Er kannte seit Jahren alle Räume dieses Gebäudes; er wußte, daß nur eine enge, dunkle, einsame Gasse es von dem Hinterhause seines eigenen Besitzthums trennte. Dort weilte sein Theuerstes, sein Weib, sein zartes Kind. Das Fenster der Zelle die man ihm angewiesen trug auf ein anderes, das einer Bodenkammer seines eigenen Hauses angehörte. Die Sehnsucht, die Liebe ließ an diesen beiden Fenstern die beiden Gatten sich begegnen. Die Sehnsucht und die Liebe machte sie erfinderisch; es ward eine unsichtbare Brücke hergestellt. Man gab sich verstohlene Zeichen; die arme junge Frau zeigte von fern auf ihren Armen dem theuern Gatten sein liebes Kind. Ihre verlangende Liebe erfand noch mehr; mit dem Bolzen einer Armbrust sandte sie in mondheller Nacht, wenn Nichts als der ferne Tritt der schlaftrunkenen Schildwacht das tiefe Schweigen unterbrach, dem Gatten die zärtlichsten Zeilen zu die sie ihm geschrieben. Mit diesen Zeilen einstmals auch eine Feile, mittels welcher es ihm gelang eine Eisenstange seines Gitters zu lüften. In einer stillen Nacht schwang sich ein Seil hinüber zu dem Gefangenen, das, schnell von ihm aufgefangen, an beiden Seiten festgeknüpft ward. Es ward die schwankende Handhabe an welcher die Sehnsucht hinüberklimmte zu ihrem schönen Ziel, um auf demselben gefährlichen Wege zurückzukehren in die Einsamkeit eines Kerkers der nicht mehr einsam war, seit der Schutzgeist der Liebe selbst um ihn waltete.

So verstrichen 18 lange Monate der grausamsten Trennung. Endlich öffnete der 9. Thermidor die Kerker, und vereinte die so frühe schon so grausam geprüften Gatten.

Die neue Aera Frankreichs hatte mit den Principien der alten Zeit auch ihre Gesetze gestürzt. Das Recht des Majorats galt nicht mehr. Der Besitz der Familien vertheilte sich naturgemäß gleicherweise unter ihre Glieder. Auch die Familie Lamartine's schritt zu dieser Theilung. Lamartine's Vater allein war es der sich von seinem neuen Recht freiwillig ausschloß. Er glaubte sich an den Manen des alten Rechts, an der Asche seines Vaters selbst zu versündigen, wenn er das neue Recht beanspruchte. Auf jedes Mehr des Erbtheils verzichtend, begnügte er sich mit der kleinen Länderei von Milly die ihm sein Heirathscontract verbürgte. Sie brachte ihm 3000 Livres Renten. „Mein Vater", sagt Lamartine, „machte sich arm, da er eines Wortes bedurfte um sich reich zu machen."

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Entdeckung und Eroberung von Mexico, nach des Bernal Diaz del Castillo gleichzeitiger Erzählung bearbeitet von der Uebersetzerin des Basari. Mit Vorwort von Karl Ritter. Zwei Bände. Hamburg u. Gotha, F. u. A. Perthes. 1848. 8. 2 Thlr. 6 Ngr.

Ein interessantes Zeichen von der Steigerung der allgemeinen Bildung und von der Vervollkommnung ihres sichtbaren Ausdrucks, der Literatur, ist der Aufschwung welchen die Jugendschriften genommen haben. Als der vielthätige und verdiente Christian Felix Weiße in den siebziger Jahren des

vorigen Jahrhunderts den ersten Grund zu dieser ganzen, rasch anschwellenden Classe von Schriftwerken legte, trat zunächst der sittlich veredelnde Zweck den derartige Schriften haben müssen stark hervor; es entstanden Bücher in denen der eigentliche Stoff nur ein dürftiges Gerippe bildete, an welchen alle möglichen moralischen Nutzanwendungen angehängt wurden. Ein recht deutliches Beispiel ist das seiner Zeit vielbelobte Buch „Gumal und Lina" von Lossius, bei dessen Lesung aber gewiß fünf Sechstel der jugendlichen Leser Das überschlugen worauf der Verf. den größten Werth legte. Mehr auf das wirkliche Leben gerichtet, aber nicht minder durch Absichtlichkeit störend sind die Nutzanwendungen, mit welchen Campe seinen „Robinson", seine „Entdeckung von Amerika" u. s. w. versah. Daher daß man bei derartigen Schriften immer nur den moralischen Nutzen im Auge hatte und die beabsichtigten Lehren mit möglichst dicken Farben auftrug kam es, daß man in Bezug auf den stofflichen Gehalt die reiche Ausbeute welche Geschichte, Geographie u. s. w. bietet fast ganz liegen ließ oder doch sehr oberflächlich benutzte, dagegen die ärmlichsten Erdichtungen häufte. Christoph Schmid, der würdige Verf. der „Ostereier", ist einer der wenigen unter unsern ältern Jugendschriftstellern der den richtigen Ton in der erdichteten Erzählung für die Jugend zu treffen wußte. Ganz neuerdings haben sich auf diesem Gebiete R. Reinick und die andern Mitarbeiter an dem „Dresdener ABC-Buch" und dem seit 1847 erscheinenden „Deutschen Jugendkalender", Bücher in welchem Wort und Bild zu seltener Trefflichkeit zusammenwirken, ausgezeichnet. Neben diesen Schriften, welche der Phantasie des jugendlichen Alters eine sehr empfehlenswerthe Nahrung bieten, hat man neuerdings angefangen für ein etwas reiferes Alter den thatsächlichen Stoff der Geschichte auszubeuten. Es kommt bei derartigen Büchern zunächst darauf an einen wirklich reichhaltigen und dem jugendlichen Geiste faßlichen Stoff auszuwählen, dann diesen so darzustellen daß er eine möglichst reiche Fülle von Anschauungen gewährt, Thatsache an Thatsache bis ins Einzelne vollständig schildert. Lehren und Nutzanwendungen werden dadurch ganz überflüssig, sie ergeben sich dem Kinde welches mit Verstand und Aufmerksamkeit liest von selbst. Zwar werden sie ihm nur allmälig zum Bewußtsein kommen, aber eben dadurch daß sie so als Ergebniß des eigenen Fühlens und Denkens erscheinen, prägen sie sich fester ein, und wirken nachhaltiger als jede von außen fertig an das kindliche Gemüth herangebrachte Lehre. Vorzugsweise zu solchen Darstellungen geeignet ist das classische Alterthum durch die Einfachheit der Motive, die dort überall zu Grunde liegen, durch das allgemein Menschliche und Wahre wodurch es sich auszeichnet; dies haben besonders G. Schwab in den „Schönsten Sagen des classischen Alterthums", G. Pfizer in seiner „Geschichte der Griechen" und „Geschichte Alexander's des Großen" gut zu benutzen gewußt. Spärlicher finden sich in der neuern Geschichte die Stoffe zu derartigen Darstellungen, theils weil hier die Verhältnisse an sich fast immer verwickelter sind, theils weil es an einfachen, aus unmittelbarer Anschauung entsprungenen Quellenschriften, an Werken der naiven Geschichtschreibung fehlt, welche hier nothwendig zu Grunde gelegt werden müssen. Einer der wenigen Abschnitte der neuern Geschichte welche man mit richtigem Takt als besonders geeignet zur Darstellung für die Jugend erkannt und vielfach benutzt hat ist die Entdeckung von Amerika; doch litten die meisten derartigen Schriften bisher an dem Mangel, daß sie zu allgemein gehalten waren, und nicht auf der unmittelbaren Anschauung wie sie nur dem Augenzeugen möglich ist beruhten. Da führte vor zehn Jahren der verstorbene Rehfues ein Werk in die deutsche Literatur ein, welches die beiden erwähnten Eigenschaften in vollem Maße besitzt, die „Denkwürdigkeiten des Bernal Diaz del Castillo", eines Reisegefährten des kühnen Fernando Cortez. Unmittelbar für die Jugend aber war die Uebersetzung welche Rehfues von jenen Denkwürdigkeiten lieferte nicht geeignet; er verfolgte bei ihr zunächst geschichtlich wissenschaftliche Zwecke, er gab das Werk in der ganzen Breite wieder, in welcher sich der betagte Krieger bei der Rückerinnerung an die großen Tage seiner Jugend so natürlich ergeht; er gab alle Roheiten und Unsittlichkeiten ungeschwächt wieder, welche die Eroberer von Mexico theils sahen, theils selbst verübten. So war es denn ein sehr glücklicher Gedanke von der sprachenkundigen, als Jugendschriftstellerin auch sonst thätigen Uebersetzerin des Vasari, eine Bearbeitung jener Denkwürdigkeiten zu unternehmen, welche nur das für die Jugend Ungeeignete des Originals beseitigt, ohne dessen Vorzüge und Eigenthümlichkeiten sonst im mindesten zu verwischen. In ihrer eigenen Vorrede gibt die Bearbeiterin ihre Verfahrungsweise des Nähern in einer Weise an, die Derjenige welcher das Original kennt nur vollkommen billigen kann. In einer andern Vorrede spricht sich Karl Ritter über den Werth des Werks überhaupt und der vorliegenden Bearbeitung insbesondere aus; es heißt daselbst: „Eine reiche und gesunde, sittliche Kost, welche die Jugend in unserer Zeit so sehr zur Nahrung wie zur Stärkung von Geist und Herz bedarf, um dem Anreiz so vieler inhaltleerer, fader Tändeleien, wie dem sie von vielen Seiten her umherschwirrenden Dunstkreise geistig und gemüthlich scheinender Schwindeleien in ihrer rüstigsten Entwickelungsperiode kräftigen Widerstand leisten zu können, wird ihr in vorliegender gelungenen, sinnigen Bearbeitung eines weniger beachteten historisch-classischen Werks geboten, das seinem Gegenstande wie seiner Behandlungsweise nach bei der Seltenheit solcher Werke einer größern Theilnahme werth ist." Und ferner: „Dieses Buch wird insbesondere der Jugend die es zu sich heraufzuheben vermag gegen den Schaum inhaltleerer, verweichlichender oder überspannender und verzerrender Caricaturen, welche leider unsern modernen Büchermarkt für sie füllen, eine dankenswerthe Gabe sein." Nach solchen Worten eines solchen Mannes wird es weitern Zeugnisses für den Werth des Buchs kaum bedürfen; den stofflichen Inhalt dürfen wir als bekannt voraussetzen, eine Besprechung desselben wäre also auch überflüssig. So will ich denn schließlich nur noch einmal alle Aeltern und Erzieher denen diese Blätter in die Hände fallen darauf hinweisen, bei der immer schwierigen Wahl der Lecture für die ihnen anvertraute Jugend vorliegende Bearbeitung der Denkwürdigkeiten des Bernal Diaz del Castillo, welche sich noch überdies durch ein sehr ansprechendes Aeußere empfehlen, nicht zu übersehen. 50.

Paris und Berlin. Roman aus der neuesten Zeit. Von M. Norden. Zwei Theile. Leipzig, Wienbrack. 1849. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Der vorliegende Roman trägt wenig Spuren der neuen Zeit und außer dem 1849 auf dem Titelblatte auch keine aus der neuesten. Derselbe hätte ebenso gut vor 50 oder 30 Jahren spielen können, und vielleicht noch besser, da man jetzt Abenteurer leichter durchschaut, den Verbrecher schneller entlarvt, und Beweise von begangenen Missethaten schnell von einem Lande zum andern getragen werden. Mag nun aber der Roman irgend einer Zeit angehören, so bleibt er doch immer voller Interesse und Leben; er ist kein politischer Roman, kein religiöser, kein Tendenz-Roman: er ist der Träger socialer Wahrheiten. Vor Allem tritt uns ein Liebesverhältniß der schönsten und seltensten Art entgegen. Wir sehen die bejahrte Geliebte am Grabe des verstorbenen Freundes. Der General Erlenfeld hatte die Gräfin Rainbach geliebt. Sie war verheirathet, und hatte ihre Neigung zu ihm mit Standhaftigkeit bekämpft; sie hatte gehofft durch seine Vermählung ihm Glück zu geben, und selbst ihm eine Frau gesucht. Diese zeigte sich bald als eine unwürdige, und die Ehe ward unglücklich. Als Gräfin Rainbach Witwe ward, wünschte der General seine trostlose Ehe zu lösen, um die Geliebte zu heirathen; seine Frau

verweigerte aber ihre Einwilligung, und der General suchte sich fern von der Geliebten zu zerstreuen. Er knüpfte ein Verhältniß an, dessen Resultat Bertha, die Heldin des Romans, ist, welche vom Vater adoptirt und zur Universalerbin des bedeutenden Vermögens eingesetzt wird. Wir lernen sie kennen als sie sich mit Oskar von Wardeck, den sie liebt, verlobt; umsonst versucht Gräfin Rainbach sie vor dem jungen Mann zu warnen, welcher in Paris Verbrechen auf sich lud. Die Stiefmutter nebst einem Freunde, Beide Wardeck's Gläubiger, in der Hoffnung vom Vermögen der reichen Erbin bezahlt zu werden, begünstigen die Verbindung, und es bleibt der treuen Freundin des verstorbenen Vaters Nichts übrig als dem von der Liebe verblendeten Mädchen ihr Haus als Zufluchtsstätte anzubieten, falls sie ja einer solchen bedürfen sollte. Der Gräfin Pflegesohn, Axel Halmström, ein junger Arzt, welcher Bertha liebte und auf ihre Hand gehofft hatte, unternimmt eine Reise um die Welt, indem er der jungen Frau seinen Jugendgespielen und Freund als treuen Diener zurückläßt.

Nach mehren Jahren findet man Bertha wieder in Berlin, sie ist betrogen und gemishandelt, ihr Vermögen größtentheils vergeudet worden. Die Jugendgespielin, der sie vertraut, ist Maitresse ihres Gemahls, und hat ihn zu bedeutenden Ausgaben verlockt. Hauptmann Helfenstein ist das böse Princip des schwachen Mannes, den er zu Spiel und Ausschweifungen verführt; er enthüllt der trostlosen Gattin die Jugendgeheimnisse, welche Wardeck als Betrüger und Raubmörder den Gerichten überliefern können. Bertha verläßt ihr Haus, Schutz suchend bei der Stiefmutter, wo sie mit Hohn empfangen wird. Da führt der treue Diener, den ein treuer Freund ihr gegeben hat, sie zur Gräfin Rainbach, wo die Freundin ihres Vaters sie mit offenen Armen empfängt, und wo sie Axel Halmström, welcher von der Reise zurückgekehrt ist, wieder sieht.

Ein neues Verbrechen wird gegen die junge Frau beabsichtigt, und durch des Dieners Sorge und des Freundes Einschreiten vereitelt; nachdem Oskar Wardeck sich in seinem Gefängniß erhängt und seine Witwe frei ist, heirathet sie den jungen Arzt, dem sie die Trümmer ihres Vermögens zubringt, und man sieht für sie einer glücklichen Zukunft entgegen.

Wardeck's Maitresse, ein Exemplar alles Schändlichen, legt am Schluß ihres Lebens, nachdem sie ihrer Verbrechen überführt und im Gefängniß ist, ihr Bekenntniß ab. „Ich kämpfte", sagt sie, „den Kampf der Armen gegen die Reichen." Hiermit hat der Autor einen Schlüssel gegeben welcher gar mancherlei Verhältnisse erschließen und erklären soll, und diese Erklärung ist auch das einzige Charakteristische unserer neuesten Zeit. Ehedem kämpfte der Arme nur gegen die Armuth, jetzt aber im misverstandenen und misleitenden Sinne erfüllt Neid und Haß gegen den Besitzenden nur allzu leicht seine Brust, und drückt dem Streben nach Besitz einen andern Stempel auf als den der einfachen Habsucht. 8.

Lesefrüchte.

Franklin's Grabschrift.

Mignet hat in der „**Semaine**" eine Geschichte Franklin's veröffentlicht, welche sich wie alle Arbeiten dieses Schriftstellers durch ihre einfache, gedrängte Darstellung und ihre sorgsame Gründlichkeit auszeichnet. Mignet hat diesmal einen zeitgemäßen Stoff als Studie behandelt: er malt ein Musterbild für die Republikaner von gestern und morgen, große Tugenden und kleine Ansprüche, herrliche Verdienste und herrliche Bescheidenheit. Und an das Ende seines Werks setzt er dann die Trauerrede des französischen Revolutionsheroen um den Todten des 17. April, die Worte Mirabeau's um Benjamin Franklin. Da kann der Schriftsteller von heute sein Lob wol sparen. Besonders bemerkenswerth für Franklin's Charakter ist seine von ihm selbst verfertigte Grabschrift; sie bezeugt sein Vertrauen auf Gott und seinen Glauben an eine bessere Zukunft:

Hier ruht,
eine Speise für die Würmer,
der Körper
Benjamin Franklin's,
des Buchdruckers,
wie die Schale eines alten Buches,
dessen Blätter zerrissen sind,
dessen Einband abenutzt ist;
aber das Buch selbst wird nicht verloren gehen,
denn es wird wieder erscheinen sicherlich
in einer neuen Ausgabe
durchgesehen und verbessert
von seinem Schöpfer.

Und der arme Verfasser dieser Grabschrift, welcher als Flüchtling nach Philadelphia kam, und da keine Beschäftigung finden konnte, ward ebenda des Staats Gesetzgeber und Leiter. Thätigkeit wandelte seine Armuth in Reichthum; Fleiß erhob den Geist des Unwissenden zum Verständniß der Wissenschaft; seine Entdeckungen und seine Dienste, die Größe seiner Ideen und seiner Wohlthaten sicherten dem gänzlich Unbekannten Europas Bewunderung und die dankbare Anerkennung Amerikas. Franklin besaß zu gleicher Zeit Genie und Tugend, Glück und Ruhm. 40.

Himalaja.

Einer neuesten Messung des Obersten Waugh zufolge ist der westliche Gipfel des Himalajagebirgs, der Cutchinchinga, 28,176 Fuß hoch, der östliche aber 27,825 Fuß. 51.

Literarische Anzeige.

Conversations-Lexika
zu
bedeutend herabgesetzten Preisen.

Um mit den Vorräthen der nachstehenden anerkannt trefflichen Werke vollends zu räumen, habe ich mich entschlossen, dieselben zu den beigesetzten außerordentlich ermäßigten Preisen abzugeben:

Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. Vier Bände. Mit 1238 bildlichen Darstellungen und 45 Landkarten. Gr. 4. 1837—41. 13 Thlr. 8 Ngr. **Herabgesetzter Preis 3 Thlr.**

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Vier Bände. Gr. 8. 1832—34. 8 Thlr. **Herabgesetzter Preis 1 Thlr. 15 Ngr.**

Conversations-Lexikon der Gegenwart. Vier Bände (in fünf Abtheilungen). Gr. 8. 1838—41. 12 Thlr. **Herabgesetzter Preis 3 Thlr.**

Hübner (J.), Zeitungs- und Conversations-Lexikon. Einunddreißigste Auflage, dem jetzigen Stande der Cultur angemessen und mit vorzüglicher Rücksicht auf die nächste Vergangenheit und Gegenwart, besonders Deutschlands, erweitert, umgearbeitet und verbessert von **F. A. Rüder.** Vier Theile. Gr. 8. 1824—27. 13 Thlr. 15 Ngr. **Herabgesetzter Preis 1 Thlr. 15 Ngr.**

Leipzig, im Juni 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** — Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus in Leipzig.**

Blätter für literarische Unterhaltung.

Montag, — Nr. 139. — 11. Juni 1849.

Alphonse de Lamartine.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 138.)

An das kleine Landgut Milly also knüpfen sich die fernsten Jugenderinnerungen des Dichters. Hier steht seine Wiege; hier lebt sein Vater in edler stolzer Zurückgezogenheit; hier waltet seine schöne, sanfte Mutter. Wenn es Abend ist sammelt sich die Familie in dem großen Wohnzimmer; die kleinen Schwestern schlummern in ihren Wiegen. Die Mutter, den Säugling im Arme, lauscht dem vorlesenden Vater. Ihm zu Füßen sitzt der Knabe Alphonse, und horcht und lauscht wie sie, und trinkt den Rhythmus der Rede von des Vaters Lippen. Wie anders? Es ist das „Befreite Jerusalem", in der Version Lebrun's, was der Vater begeistert vorträgt. Es ist der Geist der Poesie, der in dieser Dichtung schon zu dem Kinde sich niederläßt. Es ist eine frühe Heimsuchung.

Wenn wir dem Gemälde das uns der Dichter von seiner ersten Kindheit entwirft Zug für Zug folgen, so drängt sich die Offenbarung wodurch sie so seelenvoll und selig war in das Geheimniß einer einzigen Gestalt zusammen. Diese Gestalt, wenn sie eine reine Schöpfung der Gottheit selbst ist, ist vielleicht das Herrlichste was in seiner Gattung je auf Erden gewaltet. Es ist Lamartine's Mutter. Man darf das Wirken einer solchen Mutter auf ihr reichbegabtes Kind nicht Erziehung nennen. Es ist die reine Emanation der Liebe, die Genialität der Mutterliebe, die aus ihrer Allgewalt den Geist schöpft; ein ewiges Ueberströmen Dessen was im Menschendasein göttlich, gut und ewig ist in die Seele es Kindes. Woher kommt dies Alles? Diese Anschauunen, diese Gefühle, diese Lehre und Unterweisung ohne nterricht? Woher schöpft es die mütterliche Seele selbst? itle Frage, auf welche es keine Antwort gibt für Den r nicht an die Allmacht der Liebe glaubt.

Was diese Mutter gewollt? Einen Menschen bilden, s Urbilds würdig nach welchem er geschaffen. Das Alles. Darum war die innerste Seele dieses mütlichen Erziehens: die Gottesinbrunst. Hören wir über sen heiligen Punkt Lamartine selbst:

Das System dieser Mutter war nicht eine Kunst, es war Lieben. Darum war es unfehlbar. Ihr stetiges Bemühen war: meine Gedanken zu Gott zu leiten, und diese Gedanken durch die ewige Gegenwart und das ewige Empfinden der Gottheit in meiner Seele so zu verlebendigen, daß mir Religion und Glaube zum unausgesetzten freudigen Verkehr wurden mit dem Unsichtbaren.... Sie lehrte uns beten. Am Morgen, wenn wir in unsern Bettchen erwachten, wenn die Morgensonne durch die Fenster blitzte, wenn die Vögel sangen, und die Schritte der geschäftigen Diener in Flur und Vorsaal widerhallten, wenn wir selbst ungeduldig des Aufstehens harrten — dann trat sie zu uns, das Antlitz strahlend von Freude und Zärtlichkeit; sie umarmte uns in unsern Bettchen, sie weidete sich an dem Frohsinn unsers Erwachens, an dem muntern Geschäker der in Lust und Gesundheitfülle jauchzenden Kindheit. Dann sprach sie wol zu uns: „Meine Kinder, wem verdanken wir das Glück dessen wir uns miteinander erfreuen? Ist es nicht Gott, unserm himmlischen Vater? Ohne ihn wäre diese schöne Sonne vielleicht nicht aufgegangen, wären diese Bäume ihrer Blätter und Früchte beraubt, wären diese muntern Vögelchen vor Hunger und Kälte gestorben auf der nackten Erde! Und ihr, meine armen Kinder, ihr hättet weder Haus, noch Garten, noch Bettchen, noch eine Mutter, euch zu nähren, euch zu lieben. Ist es also nicht schön und recht diesem guten Gott für diesen schönen frohen Tag zu danken, ihn zu bitten, daß er uns noch mehre solche Tage schenke?" Und nun sank diese Mutter vor unsern Bettchen auf ihre Knie, sie faltete unsere kleinen Hände, küßte sie und hielt sie in den ihrigen; dann sprach sie langsam mit gedämpfter Stimme das kurze Morgengebet, das wir, von ihren Lippen lauschend, leise nachbeteten.

So wußte diese Mutter das ganze Dasein ihrer Kinder, all ihre Freuden und kleinen Leiden, jedes Mahl, jede Stunde, jede Regung zu einem Aufschwung im Gebet zu Gott zu verwandeln. Beim Spaziergang, beim Anblick der Natur und ihrer Herrlichkeit, in Beschäftigung und Spiel erhob sie ihre Empfindungen zu dem Urquell alles Seins. Ihre Wohlthaten, ihre Spenden, ihre Hülfleistungen an Arme und Kranke theilten ihre Kinder, und ein Liebeswerk selbst ließ sie diese einen Abglanz der höchsten Liebe empfinden. Die Unendlichkeit der Empfindungen zu wecken in dem Herzen ihrer Kleinen, Dies verstand diese Mutter. Allein die Oheime waren der Meinung, daß es nun auch bei einem zehnjährigen Knaben ans Latein kommen müsse, und da der Unterricht des guten alten Pfarrers in dem benachbarten Dörflein Bussières in der That nicht ausreichen wollte, so ward, nach langem Widerstreben der besorgten Mutter, der Knabe in eine berühmte Pension nach Lyon gegeben. Um die Liebe, um die höchste Liebe, um

das Glück der Freiheit in Hain und Flur, auf Bergen und im Thal tauschte das Kind die Dressur und das Gefängniß. Es vermochte nicht diese Einöde der Seele zu ertragen, und entlief aus der Anstalt schon nach wenigen Wochen. In dem Jesuitencollegium Belley, an der Grenze von Savoyen, finden wir den Knaben wieder.

Hier wehte und waltete ein anderer Geist. Ein Geist der Liebe, der sanften Unterweisung, der reinen Frömmigkeit. Die Gottesinbrunst, von erster Frühe dem Knaben in die Seele gepflanzt, fand hier reiche Belebung. Unter den Zöglingen selbst walteten Eintracht und Liebe, Eifer ohne Nebenbuhlerei, ein reger Trieb zum Lernen. Der Knabe Lamartine ward bald einer der besten und eifrigsten Schüler. Zu seinem Glück fehlte ihm nur die Mutter und die Freiheit.

Und die Sehnsucht nach diesen Beiden, unaustilgbar in der Seele des Knaben, gewann in seinem poetischen Gemüth die Gestalt eines süßen Heimwehs nach den Bergen und Thälern der Heimat, nach dem väterlichen Garten, nach den Gespielen seiner Kindheit. In schönen Sommernächten, wenn die Mitschüler alle um ihn schliefen, ward dies Sehnen nach der freien Ferne in ihm übermächtig; dann erhob er sich leise von seinem Lager, setzte sich in die Fensterbrüstung, und ließ seine verlangenden Blicke hinausschweifen nach den blauen Bergen. So saß er träumend Stunden lang. Lamartine selbst findet für diesen beinahe fieberhaften Seelenzustand den tiefbezeichnenden Ausdruck „délire de la nature".

So ward eine Mystik des Herzens vorbereitet die diesem Gemüth nur je natürlich war. Die Inbrunst der Andacht verschmolz sich mit diesem innern Schwelgen in Natur und Freiheit. Das religiöse Moment, das in dieser Anstalt durchaus vorwaltete, befruchtete diese Mystik. Der kirchliche Cultus selbst vollendete sie. Der Schmuck der Altäre, der Glanz der Kerzen, die Dämmerung des Heiligthums, die Gesänge, die Musik, die Blumen und Weihrauchdüfte weckten in dieser Seele ein andachtvolles Weben, eine Berauschung wie sie den Culten des Orients eigen ist. Was sich in dieser phantasievollen Gefühlswelt als allerheiligste Empfindung darstellte bezeichnet Lamartine mit dem schönen Ausdruck „passion de dieu", ein Gotterfülltsein, das dem Dichter für alle Zeiten als ein innerstes Eigenthum geblieben ist, das seine schönsten Werke beseelt, und das er im „Jocelyn" so plastisch wiedergibt in der innern Glut einer „gottgefangenen Seele".

Dieser Mystik fehlte auch nicht das Moment der schauernden Anbetung:

> Lebte ich tausend Jahre, ich würde nie die Abende vergessen, wo ein mächtiger Zug mich hinriß nach dem Heiligthum, indeß meine Mitschüler sich draußen am lärmenden Spiel ergötzten. Ich trat durch eine niedere geheime Pforte in die schon von nächtlicher Dämmerung erfüllte Kirche, in welcher nur die ewige Lampe niederschwebte gleich einem matten Stern; ich barg mich unter dem dichten Schatten eines Pfeilers; ich hüllte mich in meinen Mantel wie in ein Leichentuch; ich lehnte meine Stirn an den kalten Marmor, und blieb so, die Minuten nicht zählend, in stummer Anbetung versunken; ich fühlte kaum das Frösteln durch meinen Körper, die Kälte unter meinen Füßen; ich versank in Gott („je m'abîmais en dieu") gleich dem Atom, das, vom Sonnenstrahl emporgezogen, sich verliert und zerfließt im Luftkreis, und wenn es ganz durchsichtig geworden wie der Aether, diesem und dem ewigen Licht selbst anzugehören scheint.

Sechs Jahre verstrichen dem Dichter in dieser Anstalt, die er als werdender Jüngling in seinem sechzehnten Jahre verließ. Daß eine Erziehung in diesen Formen ein unauslöschliches Gepräge in einem Gemüth wie Lamartine's hinterlassen mußte ist natürlich. Der Dichter selbst bewahrte sich immer die Pietät und liebevolle Erinnerung für diese Anstalt, wo seine Seele an Reinheit und Inbrunst Nichts verloren hatte, die seinen Geist bereichert hatte mit schönem Wissen. Er sagt:

> Ich liebe nicht im Allgemeinen die Erziehungsweise der Jesuiten, mein späteres Leben hat mich ihre Grundsätze verabscheuen gelehrt; aber ich kann für die segensreichen Bemühungen der Einzelnen die mich unterwiesen zum Wahren und Schönen nicht undankbar sein. Auch Voltaire verdankte seine erste Bildung den Jesuiten, und ließ ihnen, gleich mir, Gerechtigkeit widerfahren.

So war denn das Weben in Natur und Freiheit für den Dichter kein holder Wahnsinn mehr; es war ihm wiederum zur Wahrheit geworden. Seine Wanderung in die Heimat war ein stetes Jauchzen, eine stete Trunkenheit. Das Kind der Natur lag wieder an ihrer vollen Brust. Es hatte seine Berge wieder, seine stillen Thäler, seine Ströme und Bäche, seine rauschenden Tannen, seine träumerischen Schluchten. Es wandelte wieder in den väterlichen Gründen, lag wieder an dem Herzen der edeln Mutter.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der passive Widerstand.

Im Frühjahr 1848 erklärte in den meisten europäischen Ländern eine überwiegende Mehrheit sich entschieden und mit Begeisterung zu Gunsten der Revolution; fast Jedermann versprach sich bedeutende Vortheile von den neuen Einrichtungen welche nun getroffen werden sollten, und nur Wenige ahnten die Nachtheile welche ihnen aus dieser Umwälzung unmittelbar erwuchsen. Namentlich unter den Bürgern der größern Städte bildeten sehr viele sich ein, sie könnten heute eine Revolution machen und morgen wieder ganz ruhig hinter den Ladentisch oder an die Hobelbank treten. Der Sommer und der Herbst jenes Jahres aber brachten der großen Mehrzahl dieser Leichtgläubigen bittere Erfahrungen und Lehren. Während sich immer sicherer herausstellte, daß eigentlich Niemand wußte wie denn die neue Jedermann beglückende Weltordnung gestaltet werden solle, sahen fast alle Classen der Bevölkerung ihre frühern Leiden und Verlegenheiten verdoppelt und verfacht. Obgleich nun Viele an dem Grundsatze festhielten: Die seien nur vorübergehende Leiden, welche sehr bald einem Zustande des Glücks und der Befriedigung Platz machen würden so fanden sich doch von Tag zu Tag mehr Menschen welche die gesammte Bewegung mit mistrauischen Blicken betrachteten und die frühere Ordnung der Dinge gern wiederhergestellt gesehen hätten, wenn sie damit den frühern Wohlstand hätten erkaufen können. Von diesem Umschwunge in der Stimmung der gebildetern Classen überzeugte man sich besonders lebhaft wenn man im vorigen Herbst eine längere Reise unternahm. Während man früher auf Post- und Eisenbahnwagen, ferner auf Dampfschiffen fast nur sehr liberale, oppositionnelle Ansichten vernahm, hörte man jetzt hier fast ausschließlich Stimmen

welche sich gegen die Bestrebungen der „Wühler" und für Aufrechterhaltung von Ruhe und Ordnung aussprachen. Diese Stimmung der öffentlichen Meinung war großentheils durch die Unruhen hervorgebracht worden welche im vorigen Sommer fast in allen größern Städten Frankreichs und Deutschlands die Tagesordnung ausmachten. In Paris entbrannte bekanntlich ein sehr blutiger und hartnäckiger Kampf, nicht zwischen politischen Parteien, sondern zwischen Räubern und Solchen die ihr Eigenthum zu schützen suchten. Die gleichzeitigen Bewegungen in Berlin und Wien waren zwar nicht so gefährlich wie jene pariser, aber sie erschienen nicht selten um so läppischer. In Wien brach bekanntlich ein unwiderstehlicher Aufstand aus, weil ein Schwindler eine Menge Menschen um einige Gulden betrogen hatte, und die gleichzeitigen Aufläufe in Berlin waren scheinbar ganz zwecklos. Zwar hatten die Führer der Bewegungspartei, indem sie hier die bewußtlose Menge immer wieder zu Aufständen anreizten, allerdings eine bestimmte Absicht, nämlich die auf die Beschlüsse der Nationalversammlung einzuwirken. Diese Absicht war aber nicht geeignet öffentlich geltend gemacht zu werden, und daher erschienen diese Aufläufe allen Denen welche nicht in die Geheimnisse der Partei eingeweiht waren als vollständig sinnlose Knabenstreiche. Und da diese Streiche doch eben wirksam genug waren um das Wiederaufleben des Handels und der Gewerbe zu verzögern, so mehrte die Zahl Derer welche diese Bewegungen und ihre Urheber als Feinde des Gemeinwohls betrachteten sich von Tag zu Tag. In Wien führte bald darauf die Unbesonnenheit der Bewegungspartei einen offenen Bruch, und in Folge dessen die gewaltsame Wiedereinführung der Ordnung herbei. In Berlin benahm die Partei sich mit mehr Zurückhaltung; die Führer suchten hier selbst die Menge zu besänftigen, wenn die „Demonstration" sich in ernstes Thun umzugestalten drohte. Und hierin lag in der That eine nicht geringe Gefahr. Denn wenn auch die große Mehrzahl der Gebildetern und Derer die Etwas zu verlieren hatten jetzt conservativ gesinnt war, so mußte man doch befürchten, daß ein allgemeiner Krieg der Nichtbesitzenden gegen die Besitzenden ausbrechen werde, wenn man diesem Treiben noch länger unthätig zusähe. Die Versprechungen welche die Aufwiegler der Menge machten waren verführisch genug, und Diejenigen an welche man sie richtete hatten großentheils nicht Bildung genug um das Trügerische derselben zu durchschauen. Man mußte daher wirklich gefährliche Aufstände erwarten, wenn man Denen die durch sie hätten gewinnen können nicht den Glauben an einen günstigen Erfolg derselben benahm. Ja, man hielt damals den Boden der bestehenden Verhältnisse für vollständiger unterwühlt als wirklich der Fall war, und erwartete daher ernsten Widerstand zu finden, als man sich auf die Treue des Heers stützend gegen die Anarchie einschritt. Und die Regierung sowol als die gesammte conservative Partei waren daher ungemein erstaunt, als die Gegner, ohne sich in einen Kampf einzulassen, eine Haltung annahmen welche, mit schlichten conservativen Augen angesehen, als unbedingte Unterwerfung erscheinen mußte. Da indessen diese Unterwerfung sich vor dem Richterstuhle eines echt revolutionnairen Gewissens nicht wohl hätte rechtfertigen lassen, so sagten Diejenigen welche eine solche Haltung rathsam fanden: „Wir unterwerfen uns nicht, nein, keineswegs! Wir weichen nur für einen Augenblick der rohen Gewalt. Wir kämpfen mit den Waffen des Geistes, und werden mit ihnen nächstens einen vollständigen Sieg erfechten. Das gesammte Volk wird sich nächstens für uns und gegen diese Tyrannen erklären, und so werden wir einen schönen, edeln und unblutigen Sieg erkämpfen." Und als nun das Volk sich nicht für jene Partei erklärte, als die den gebildeten Ständen angehörigen Urwähler fast ausschließlich conservative Wahlmänner und Abgeordnete ernannten, als selbst die Hälfte der Besitzlosen sich auf die Seite der Ordnung und der Gesetzlichkeit stellte, da sagten Diejenigen welche von dem Umsturze aller bestehenden Verhältnisse das Heil der Welt erwarten: „Das ist nur eine vorübergehende Erschlaffung, eine Lähmung der Volkskraft, welche bald wieder einer desto kräftigern Erhebung Platz machen wird. Wir wollen uns also einige Zeit ruhig verhalten, bis jene Energie sich wieder einfindet, und dann werden wir ohne Mühe den vollständigsten Sieg erkämpfen." Für dieses Abwarten, welches bis jetzt freilich in seinen praktischen Folgen einer unbedingten Unterwerfung völlig gleichkommt, hat man nun auch einen schönen Namen erfunden, man hat es den passiven Widerstand genannt. Zuerst sollte das ganze preußische Volk, als es die Regierung nicht mit Säbel und Muskete bekämpfen wollte, passiven Widerstand leisten, und deshalb unter Anderm die Steuern verweigern. Und als das Volk die Steuern nicht verweigerte, als es die octroyirte Verfassung thatsächlich anerkannte, übernahmen unsere Demokraten allein das Geschäft passiven Widerstand zu leisten, aber nicht thatsächlich, sondern nur mit Worten. Denn sie verweigerten weder die Steuern — die Meisten von ihnen hatten freilich keine zu zahlen —, noch verschmähten sie es sich nach dem octroyirten Wahlgesetz zu Vertretern des Volkes, Einige sogar für die Erste Kammer, wählen zu lassen. Aber sie sagten doch und sagen noch: „Wir unterwerfen uns nicht; wir leisten passiven Widerstand."

Die hier berührten politischen Verhältnisse sind natürlich auch von der Presse vielfach und von sehr verschiedenen Gesichtspunkten aus besprochen worden. Namentlich ist eine sehr große Anzahl von Broschüren erschienen, welche sich entweder in der Form der Geschichtserzählung oder der dogmatischen Erörterung mit den Ereignissen und Streitfragen des vorigen Jahres beschäftigen. Eine der merkwürdigsten dieser Broschüren ist:

Die preußische Revolution seit dem 7. September und die Contrerevolution seit dem 10. November. Tagebuch von Arnold Ruge. Leipzig, Verlagsbureau. 1848. Gr. 8. 20 Ngr.

In der ersten Hälfte dieser Schrift finden wir wenig Neues. Der Verf. erzählt hier fast Nichts was nicht aus den Zeitungen bekannt wäre. Doch finden sich schon hier einige Aeußerungen welche den Standpunkt des Verf. bezeichnen. Nachdem er erzählt hat wie das Ministerium Pfuel ernannt, und der bekannte Tagesbefehl Wrangel's erlassen worden sei, setzt er hinzu: „Die Straßenecken sind mit radicalen Anschlägen bedeckt; der Demokratenverein der Königstadt, der Bürgerwehrclub, der Demokratische Bürgerwehrverein, der Demokratische Landwehrverein, sogar der Constitutionnelle Club — Alles erklärt sich gegen Wrangel's Armeebefehl."

Neulich befand ich mich in einer Gesellschaft. Das Söhnchen des Hausherrn machte im Gesellschaftszimmer einigen Lärm. „Junge!" rief ihm der Vater zu, „bist du denn allein hier?" Der Knabe sah sich um und sagte: „Ja, die Andern sind alle draußen." Er meinte nämlich seine Spielgefährten, und rechnete die Erwachsenen für Nichts. Ganz in derselben Weise sagten auch unsere Clubisten im vorigen Herbste stets ganz naiv: Das Volk ist entrüstet, das Volk wird nicht dulden! wenn in Wahrheit nur von einigen Dutzenden von Clubisten die Rede war. Ruge geht hier indessen fast noch weiter in der Naivetät als jene, indem er ganz einfach das Axiom aufstellt: Fünf Clubs = Alles.

Die Zustände des 25. Sept. 1848 schildert Ruge also: „Der Tag der Entscheidung bricht an. Das Volk ist entschlossen und gerüstet. Die vollste Siegesgewißheit in der Haltung, einen todesmuthigen Ernst in den Mienen, eine vorläufige Ausrüstung mit Seitengewehr und Patrontasche erblickte man überall auf den öffentlichen Plätzen, vornehmlich auf dem Gensdarmenmarkt vor dem Sitzungssaale. Es bedurfte eines Signals, und ganz Berlin war unter Waffen; es bedurfte eines Winkes, und bis in die fernsten Gegenden der Vorstädte und sogar in die Umgegend hätte sich die Bewegung verbreitet. Die Bevölkerung zeigte sich der Freiheit würdig, denn sie empfand ihre Gefahr, und sie sicherte sich ihren Besitz, denn die Gegner erkannten ihren festen Willen sie zu behaupten, und

schreckten davor zurück." Man wird nun natürlich begierig zu erfahren, wie diese Siegeszuversicht, dieser todesmuthige Ernst, welcher die Gegner so sehr in Schrecken setzte, sich im Laufe der nächsten sechs Wochen in den passiven Widerstand verwandelte, während die so erschreckten Gegner nun plötzlich den Muth bekamen den todesmuthigen Ernst auf die Probe zu stellen. Damit läßt Ruge sich indessen nicht ein, er begnügt sich zunächst fast ganz Auszüge aus den Protokollen der Sitzungen der Nationalversammlung im October und November zu geben. Nur gelegentlich wird hier des „Volks" gedacht. Als z. B. erzählt worden ist, daß Jacoby dem König jene bekannten Worte zugerufen, und daß ein Theil der Abgeordneten und sogar Rodbertus diese Worte nicht vollkommen gebilligt habe, fährt Ruge fort: „Desto entschiedener ergriff das Volk für Jacoby Partei. Alle Placate waren voll von seinem Zuruf an den König, und ein gewaltiger Fackelzug bezeugte ihm den Beifall der städtischen Bevölkerung." Diese Bevölkerung hatte freilich nur 150 Fackeln aufgetrieben; aber die sie trugen waren sicherlich der Kern des berliner „Volks", Dieselben welche auch die von dem Zurufe des Volks vollen Placate angefertigt hatten, Dieselben welche bereits ein Gewohnheitsrecht hatten zu sagen: Wir, das Volk!

Von den Tumulten welche das berliner „Volk" in jener Zeit veranstaltete spricht Ruge mit so zarter Scheu, wie ein zärtlich Liebender von dem Höcker seiner Geliebten spricht. Am 31. Oct. z. B. hat dieses Volk sich nach Ruge so artig benommen wie ein Maikätzchen. „Man wartete", sagt er, „auf das Resultat (der Berathungen der Nationalversammlung), man wurde ungeduldig (in der That?), und als ein Deputirter von der Linken heraustrat mit der Nachricht: man werde die Centralgewalt in Frankfurt auffodern für die Volksfreiheit und unsere deutschen Brüder in Wien einzuschreiten, befriedigte diese Nachricht durchaus nicht." Und was war die Folge dieser Nichtbefriedigung? Wörtlich fährt Ruge also fort: „«Wie? an die Reichspolicei appellirt ihr?» riefen die Umstehenden aus. Endlich verlöschten die Lichter im Sitzungssaal. Die Abstimmung war vorüber, das Resultat bekannt. Die Abgeordneten begaben sich nach Hause." Kein Höcker da! „Die Abgeordneten begaben sich nach Hause." Welch himmlisches, jungfräuliches Zartgefühl! Hr. Bassermann hat gelogen. Ruge weiß nur, daß die Abgeordneten sich nach Hause begaben, nachdem das „unbefriedigte" Volk gerufen hatte: „Wie? an die Reichspolicei appellirt ihr?" Und das undankbare berliner Volk hat Hrn. Ruge noch keine Bürgerkrone zuerkannt!

Dieses Zartgefühl weicht einer edeln Entrüstung als nun Ruge von dem entsetzlichen Benehmen der Bürgerwehr an jenem Abend spricht. Die Maschinenbauer hatten eine vollkommen friedliche Mission übernommen. „Plötzlich wird Sturm geschlagen, und eine Abtheilung Bürgerwehr rückt gegen sie an. Es entsteht ein furchtbarer Tumult, und mehre Offiziere der Bürgerwehr hauen und stechen auf die unbewaffneten Männer ein. In solchen Händen sind die Waffen!" Auf dieses Volk, das seine Ungeduld in so jungfräulich zarter Weise äußert, das die Abgeordneten so ruhig nach Hause gehen läßt, das auch der Bürgerwehr gar Nichts thut, einzuhauen und zu stechen, Das ist wirklich ganz unverantwortlich! Und wie großmüthig ist nun dieses Volk wieder! Es hätte sich schwer rächen können für dieses Hauen und Stechen, aber nein, es rächt sich nicht. „Mit vieler Mühe gelang es den Ruhigern unter ihnen den Kampf zu hemmen, und die gerechte Rache zu unterdrücken."

Ebenso eigenthümlich wie Ruge diese Vorgänge erzählt, beurtheilt er sie auch. Im October und November des vorigen Jahrs war Ruge selbst einer der eifrigsten Vertheidiger des passiven Widerstandes. „Man muß bedenken", sagte er damals in den Clubs, „daß die Gegner auch Säbel und Flinten haben, und daß ihre Kugeln auch treffen. Wir wollen also lieber mit den Waffen des Geistes kämpfen." Jetzt aber sagt er: „Hätte man (am 31. Oct.) nicht die ganze Stadt bis an die Zähne bewaffnen, und einstimmig im Schauspielhause den Kreuzzug nach Wien, d. h. nach Potsdam, beschließen müssen?" Hätte Ruge damals so kriegerische Worte gesprochen, so hätte man ihm freilich sagen können: „Nun gut, so komme mit nach Potsdam", und dann hätte sich ihm freilich wahrscheinlich sehr lebhaft vergegenwärtigt, daß die Gegner auch Säbel und Flinten hatten, und daß ihre Kugeln auch trafen.

Aber alles Dieses ist Nichts gegen die unerhörten Aufschlüsse welche Ruge uns gibt als er die Ereignisse des 10. Nov. und der folgenden Tage erzählt und erklärt. Nachdem er das Einrücken der Truppen in die Stadt geschildert hat, und die „Gleichgültigkeit" mit der das berliner Volk diese harmlosen Wanderer einmarschiren sah geschildert hat, sieht er denn doch ein, daß diese plötzliche Gleichgültigkeit der vorher so todesmuthigen Bevölkerung einigermaßen der Erklärung bedarf. Er gibt uns also nun den dogmatischen Kern seines Buchs in folgenden Bemerkungen:

„Um die Lage der großen Angelegenheit und das Verhalten aller Parteien richtig zu verstehen, ist es nöthig nicht nur die spätern Erfolge, sondern auch die gegenwärtige Gemüthsverfassung der Bürger und der Truppen scharf ins Auge zu fassen. Zugleich dürfen wir, die wir hier nur die Memoiren eines Theilnehmenden schreiben, dem spätern Geschichtschreiber aus dieser Gemüthsverfassung der Nation bei allem Anschein der Niederlage unserer Freiheit den glänzendsten Sieg und die vollkommene Genugthuung der Demokratie vorhersagen. Wer diese Worte ausspricht, den kann nur der Erfolg rechtfertigen. Wir sprechen sie aus auf diese Gefahr."

„Es war nöthig die Armee aus ihrer abgesonderten Stellung zu ziehen. Es war zu beweisen, daß die preußische Armee unmöglich der Demokratie widerstehen kann, da sie selbst demokratisch angelegt mit den wenigen verschworenen adeligen Offizieren in Conflict gerathen muß. Alle Nachsicht, alles Gewährenlassen, alle Bestechung durch Geld, Essen und Trinken wird nicht dazu führen die ganze dienende Jugend und die Landwehr obendrein zu corrumpiren. Auch die einfältige Hoffnung auf einen dummen Royalismus des Landvolks ist nichtig. Der Charakter des Royalismus von 1848 ist auch den Einfältigsten klar und verhaßt geworden. Die Demokraten haben daher ohne Umschweif für die Aufnahme der Armee in den Schoos von Berlin gestimmt."

(Der Beschluß folgt.)

Miscellen.

Deutschland galt den Italienern im 15. Jahrhundert und noch in späterer Zeit für ein barbarisches Land. Johann Anton Campanus, Bischof von Cortona und hernach zu Teramo (gest. 1477), war bei dem päpstlichen Nuntius in Deutschland früher Secretair, beeilte sich aber nach Italien zurückzukehren. Auf der Reise dahin entblößte er noch auf den Alpen die posteriora und sagte, solche Deutschland zuwendend: „Adspice nudatas, barbara terra, nates." David Peifer, kursächsischer Kanzler (gest. 1601), welcher große Reisen durch Italien, Schweiz und Deutschland gemacht hatte, rächte sich, der Ungebührlichkeit des Campanus gedenkend, auf seiner Rückkehr aus Italien nach Deutschland, indem er auf der Grenze den Unterleib erleichterte und dabei sagte:

Adspice, Romani scelerata cloaca Baalis,
Quod tibi Papicolae consecro, ventris onus.

Der Cardinal Johann Bona (gest. 1674) kam nach dem Tode des Papstes Clemens IX. in Vorschlag Papst zu werden, was zu der Pasquinade Gelegenheit gab: Papa bona sarebbe solecismo. Der Jesuit Daugieres machte darauf das Epigramm:

Grammaticae leges plerumque ecclesia spernit:
Fors erit ut liceat dicere: Papa Bona
Vana soloecismi ne te conturbet imago,
Esset Papa bonus, si Bona Papa foret.

52.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 140. —— 12. Juni 1849.

Alphonse de Lamartine.

Erster Artikel.

(Fortsetzung aus Nr. 139.)

Die zwei Jahre welche der Jüngling nun in Milly verlebte waren ihm ein einziger freudiger Pulsschlag des Lebens, doch nicht mehr des Naturlebens allein: es war ein vergeistigter Natur- und Freiheitsgenuß. Das Schweifen durch Berg und Thal befriedigte nicht mehr allein; es mußte sich diese Welt verklären und veredeln durch die ideale Welt des Geistes, der Schrift, der Dichtung. Dies ist die Epoche, wo die Lecture ihre ungeheuere Macht übt auf den durstigen, Alles in sich aufnehmenden und sich aneignenden Geist der Jugend. Man verschlingt Alles, am meisten aber die Dichter, die Romantik und die Romane. Die Bibliotheken der benachbarten Stadt mußten ihre Schätze erschließen. Das Treffliche wie das Gemeine bot sich von selbst dar. Zu den Unsterblichen aller Zeiten, zu Dante, Tasso, Shakspeare, Petrarca und Milton gesellte sich der Wust jener rohmaterialistischen cynischen Romane, die das Ende des 18. mit hinübergeworfen hatte in das 19. Jahrhundert. Aber das Gemüth des Jünglings wurzelte zu tief in seinem Ideal, um sich nicht auch hier zu bewahren in seiner angeborenen Reinheit. Dies Ideal konnte jener rohe Cynismus nicht mehr vergiften; er war der Widerspruch seiner innersten Natur. Lamartine sagt:

> Der Cynismus ist das umgekehrte Ideal, er ist die Parodie der physischen und sittlichen Schönheit, das Verbrechen des Geistes, die Verthierung der Imagination: ich konnte mir darin nicht gefallen. Es war in mir zu viel Begeisterung um mich in diesen Cloaken der Intelligenz zu verlieren. Meine Natur war beflügelt. Meine Gefahren kamen mir von oben, nicht aus dem Koth. Dafür verschlang ich jene Dichtungen und Romane in denen die Liebe auf die Höhe der Empfindung tritt, wo mit dem Pathetischen, der Leidenschaft sich der feine Cultus des Idealischen verbindet. Frau v. Staël, Frau Cottin, Frau Flahault, Richardson, der Abbé Prevost, die Romane des deutschen August Lafontaine erfüllten meine sechzehnjährige Einbildungskraft mit ihren weichen, anschmiegenden Gestalten, und machten sie zu einem Schauplatz ewig auf- und abschwebender entzückender Phantome. Mein Leben war in meinen Träumen.

Aber Einer übte auf diese überströmende Jünglingsphantasie eine magische Gewalt: Ossian. Es ging dem jungen Lamartine wie dem jungen Werther; Ossian hatte in seinem Herzen den Homer verdrängt: „Welch eine Welt in die der Herrliche ihn führte." Hinaus wandert der Jüngling in die Morgennebel seiner Berge, die mit den Hügeln Morvens eine ferne Aehnlichkeit haben. In seiner Jagdtasche führt er, neben dem frugalen Morgenimbiß von Schwarzbrot und Käse, Fingal und Carrik-Thura. Auf einem Felsstück sitzend, hinab ins Thal gewandt, steigen zu ihm aus Nebel empor die Schatten der Helden. Halbdämmernd wandeln sie „in trauriger Eintracht". Müßig an der Seite des Jünglings ruht sein Gewehr, und die muntern Hunde kreisen und kommen, und wundern sich ob des träumenden Jägers.

Es fehlt dem träumenden Selmar nur die Selma, und sie findet sich bald in einem jungen schwärmerischen Wesen von 16 Jahren, aus einer befreundeten Familie der Nachbarschaft. Sie heißt Lucy. Phantasievoll wie der Jüngling, in dem Pensionat eines Klosters in Paris erzogen, von verfrühter, halbelegischer Bildung, verehrt sie gleich ihm den Barden von Lochlin. Was bedarf es mehr? Auch diese jugendlichen Seelen, in denen die Poesie des Lebens stürmt, sieht man bald zusammen wandeln in melancholischer Eintracht. Sie begeistert den Jüngling zu seinem ersten Gedicht, in welchem der Jäger mit dem silbernen Gestirn der Nacht plaudert und kost von der Geliebten. Dem kühnen Jäger kommt einst der Gedanke, wie süß und selig es sein müßte eine Ossianische Nacht, winterlich-mondhaft, zu durchwandeln mit Lucy, eine Nacht wie die Nächte Morni's und Malvinens. Wie fügt sich Alles so schön zu diesem pathetischen Rendezvous! Das einsame Thürmchen welches Lucy bewohnt, mit dem versteckten Ausgang auf eine weite mondbeglänzte Terrasse, die der kühne Jäger mittels einer Leiter leicht erklimmen kann. In der That lassen Jäger, Mondschein, Winterfrost und Lucy selbst nicht auf sich warten. Aber der Jagdhund Lamartine's verdirbt Alles, und sein lauter Appell verscheucht Morni und Malvina, und verleidet ihnen die seligen Schauer einer Ossianischen Liebesnacht für immer. Damit endet eins der tausend Verhältnisse die im sechzehnten Jahre für unsere erste Liebe gelten.

Was uns aus den folgenden Blättern anweht ist der Veilchenduft eines unsterblichen Frühlings. Morituri te salutant, sprachen die römischen Gladiatoren zum Cäsar; so grüßt uns aus dieser Episode die Poesie jener ersten Liebe, die als ewige Gattung bestehen wird so

lange eine Erde um eine Sonne geht, so lange auf dieser sonnumkreisenden Erde eine Knospe springt, ein Blütenkelch sich öffnet, ein Seufzer lispelt, ein Pulsschlag zittert, eine Thräne perlt, ein Empfinden überströmt, und der Gedanke des Dichters dies Alles zur Unsterblichkeit erhebt. Aber das menschliche Wesen selbst dem diese erste Liebe angehört, und das Nichts ist als diese Liebe, grüßt uns wie jener sterbende Gladiator. Denn daß es sterbe ist seine Bestimmung, sein Verhängniß. Es gibt in der Natur, deren höchste Macht die Liebe ist, ephemere Geschöpfe, die nur ein mal sich begatten und nach der Begattung sterben. Dies ist kein schlüpferiges Bild; es ist der symbolisch-sinnliche Ausdruck Dessen was geistig geschieht. Die Liebe in ihrer wahren Unendlichkeit ist eine corrosivische Macht, sie verzehrt die Wesen die von ihr durchdrungen sind. Das Wesen das wir hier als des Dichters erste Liebe begrüßen ist Graziella. Wir sagen: es war seine erste Liebe; er selbst nennt sein Empfinden für sie nur ein pressentiment d'amour. Er hat sich getäuscht. Als sie gestorben war, schrieb er diese ehernen Worte: „Un ombre de sa mort se répandit de ce jour là sur mon visage et sur ma jeunesse." Dieser Schatten ist es der ihn richtet: es war seine erste Liebe.

Ueber diese ersten italienischen Reisen des achtzehnjährigen Jünglings waltet ein Geheimniß, das uns selbst diese „Confidences" nicht lüften. Seine Familie, diese zärtliche Mutter, vertraut den Jüngling der Obhut eines Verwandten den seine „Geschäfte" nach Toscana rufen. Er sieht Mailand, Florenz, Livorno. Woche auf Woche verstreicht. Man spricht schon davon ihn in die Heimat zurückzurufen. Aber die unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Süden, nach Rom und Neapel, dictirt dem Jüngling ein Schreiben an die Seinen, worin er inständig um die Verlängerung seines Urlaubs bittet. Noch ehe die Antwort eintrifft, verläßt er Livorno in einer schönen Nacht, und ist nach drei Tagen in Rom.

(Die Fortsetzung folgt.)

Der passive Widerstand.

(Beschluß aus Nr. 139.)

Diese Theorie des passiven Widerstandes ist nicht Ruge's besondere Ansicht, sie ist vielmehr von der gesammten berliner Demokratie in jenen Tagen gemeinschaftlich erfunden worden, und man muß gestehen, daß einige Methode darin ist. Wer einmal überzeugt ist, daß die Ansichten unserer Jakobiner vernünftig sind, der kann auch wol hoffen, daß sie sich eines Volks in welchem sie schon so viele Anhänger zählen recht bald gänzlich bemächtigen werden, ohne daß man zu diesem Ende die Gewalt der Waffen in Anspruch zu nehmen hätte. Müssen doch selbst Diejenigen welche jene politischen Ansichten als abgeschmackt und sinnlos betrachten zugeben, daß dennoch wol eine ganze Generation von ihnen ergriffen und beherrscht werden könnte. Die Geschichte lehrt ja, daß mehr als ein mal ganze Völker und Zeiten von religiösem oder politischem Wahnsinn so unwiderstehlich ergriffen wurden, daß sie erst nach langen Leiden wieder zu einem gesündern Zustande zurückzukehren vermochten. Hat doch der Wahnsinn der Hexenprocesse Jahrhunderte hindurch gewüthet, und Hunderttausende von Opfern dahingerafft.

Zweideutig und lächerlich ist diese Theorie im Munde unserer Demokraten nur deshalb, weil sie nicht ernstlich gemeint ist. Hätte man Ursache anzunehmen, jene Partei wolle wirklich fortan nur durch Belehrung ihre Ansichten zu verbreiten suchen, so müßte man ein solches Vorhaben als außerordentlich löblich und achtbar anerkennen. Aber so ist es nicht gemeint. Unsere Demokraten verzichten nicht darauf mit Dolchen und Schwefelsäure ihre Zwecke zur Ausführung zu bringen, sondern sie legen diese Werkzeuge nur für den Augenblick bei Seite, weil sie einsehen, daß für jetzt Nichts damit zu machen ist. Gewöhnliche Sterbliche würden in solchen Augenblicken sagen: „Wir wollen jetzt der Uebermacht weichen, uns aber rächen sobald wir Gelegenheit dazu finden." Ein Weltheiland aber darf sich einer so alltäglichen Redeweise nicht bedienen, er muß den Mund voller nehmen, er muß zu seinen Freunden sagen: „Wir sind viel zu gebildet um uns mit dieser verthierten Soldateska einzulassen; lassen wir also diese Einfaltspinsel hier einige Zeit walten. Im Geist und in der Wahrheit haben wir sie ja doch besiegt, denn «das Volk» ist für uns."

Wie wenig namentlich auch Ruge diese Theorie des passiven Widerstandes ernsthaft nimmt, zeigt er hier sehr deutlich. Unmittelbar nachdem er jene friedliche Theorie erörtert hat, fährt er also fort: „Indessen wird es Niemand wagen die widerstandlose Auflösung der Bürgerwehr, die Rimpler und die Majore vornahmen, das Nichterscheinen dieser Männer auf dem öffentlichen Platz um in Waffen zu protestiren, und die Abgabe der Waffen die vorgekommen ist zu vertheidigen. Es wurde dadurch dem Militair die Gelegenheit entzogen sich sofort für das Gesetz und die Gesetzgeber zu erklären." Das heißt also: Der passive Widerstand war löblich und nothwendig, aber er läßt sich dennoch nicht vertheidigen!! Oder gab es etwa für die Bürgerwehr einen Mittelweg zwischen dem von Ruge selbst vertheidigten passiven Widerstande und dem activen? Konnte die Bürgerwehr die Waffen zurückhalten ohne zum offenen Kampfe gedrängt zu werden? Konnte sie in Masse ausrücken, und „in Waffen protestiren", ohne einen Augenblick später entweder zu kämpfen oder schmachbedeckt davonzulaufen? Ruge beantwortet alle diese Fragen mit Ja. „Denn", setzt er hinzu, „das Militair würde dann Gelegenheit gehabt haben sich sofort für das Gesetz und die Gesetzgeber zu erklären."

Das Heer wartete also nur auf eine Gelegenheit sich für das Volk zu erklären, und man gab ihm diese Gelegenheit nicht! Das Heer wollte mit dem Volke fraternisiren, und das unglückliche Volk wußte es nicht, und bot ihm die Hand nicht dazu! Das war freilich ein arger Misgriff, ein unheilvolles Misverständniß! Und daß das Volk an diesem Misverständniß so hartnäckig festhielt ist um so unbegreiflicher, da das Militair seine volksthümlichen Sympathien — nach Ruge — ganz offen zeigte. Es befand sich — nach Ruge — im Zustande offener Meuterei. „Die Junker wollen den Kampf forciren", sagt Ruge, „die Offiziere commandiren zur Attaque; aber auch die Soldaten versagen den Angriff. Mehr als 20 mal wurden die Bayonnetangriffe und das Feuern auf friedliche Gruppen verweigert." Und als der Oberst Sommerfeld den Vicepräsidenten Plönnies aus dem Schützenhause vertreibt, erheben die Soldaten — nach Ruge — „schallendes Gelächter". „Volk und Soldaten trinken Brüderschaft. Der Moment den Obersten vor der Front zu verhaften und in Gewahrsam der Nationalversammlung zu bringen wurde versäumt; aber der Tag bewies, daß die Junker allein blieben. Das Militair erklärte vor dem Schützenhause, und dies waren 3000 Mann: «Wir schlagen uns nicht.»"

Man denke: die Regierung ist dem ganzen Volke ungemein verhaßt; das Volk ist entschlossen diese Regierung abzusetzen, und wenn auch 100,000 Soldaten dagegen aufgeboten würden. Bei näherer Betrachtung zeigt sich, daß die Soldaten, an denen die Regierung eine Stütze zu haben meint, nicht nur unzuverlässig, nein offenbare Meuterer und Rebellen sind, daß sie mit dem Volke fraternisiren, daß sie sich 20 mal geweigert haben die Befehle ihrer Vorgesetzten zu vollziehen, daß diese

Vorgesetzten nicht einmal wagen die Meuterer zu bestrafen! Und doch bildet das unglückliche Volk sich immer noch ein die Soldaten könnten doch am Ende noch schießen, wenn es zum Treffen käme, und in dieser heillosen Verblendung unterläßt es die abscheuliche tyrannische Regierung zu stürzen! Unerhört!

Aber dieser Zustand der Dinge, an den wir natürlich glauben müssen, weil Ruge ihn uns schildert, hat noch manche andere wunderbare Seite. Bisher war man einfältig genug zu meinen, daß ein Heer, wenn es einmal sich in offener Widersetzlichkeit gegen seine Vorgesetzten befinde, und diese zu schwach seien um die Meuterer zu bestrafen, nothwendig von Unordnung zu Unordnung fortschreiten, und seiner völligen Auflösung mit schnellen Schritten entgegengehen müsse. Nun haben wir aber die bis dahin unglaubliche Thatsache erlebt, daß ein meuterisches Heer dennoch Monate hindurch musterhafte Ordnung hält, daß es zugibt, daß einzelne Soldaten für geringe Vergehen ganz so streng bestraft werden als wenn die alten Kriegsartikel noch ihre volle Geltung hätten. (Nach Ruge ist sogar ein Soldat erschossen worden weil er einen Club besucht hatte.)

Waren alle diese Umstände schon damals als Ruge Dies schrieb sehr wunderbar, so hat diese ihre Eigenschaft sich seitdem geradezu bis zum Märchenhaften gesteigert. Aus Ruge's Buch hat doch das Volk nun bereits vor mehren Monaten erfahren, daß das Militair mit ihm sympathisirt, und daß die tyrannische Regierung mithin vollkommen in der Luft schwebt: und doch läßt es diese Regierung immer noch bestehen. Das heißt denn doch die Lang- und Großmuth zu weit treiben! Da das ganze Volk mit Einschluß des Heers der Meinung ist, daß die Regierung eine volks- und hochverrätherische ist, so jage man doch endlich die wenigen Junker und Beamten die noch für die Regierung stimmen fort, oder mache sie einen Kopf kürzer, damit wir endlich einmal zu einer wahrhaft volksthümlichen Regierung gelangen! Wir wollen indessen nicht allzu ungeduldig sein; Ruge versichert uns ja, daß das Volk nächstens seinen Willen geltend machen werde, und wir können uns ohne Zweifel darauf verlassen, daß Ruge sein Möglichstes thun wird zu diesem Zwecke mitzuwirken.

Schließlich mögen hier noch einige einzelne historische Thatsachen Platz finden, welche Ruge uns gelegentlich mittheilt. Unter Anderm erklärt er: „Alle Welt in Berlin weiß, daß die Behauptung von Verhöhnung der Truppen durchaus unwahr ist. Volk und Truppen fraternisirten in der freundlichsten Weise, und General von Thümen wendete die letzten Mittel an einen Conflict herbeizuführen." Wie man sich irren kann! Das Militair „fraternisirte auf das freundlichste mit dem Volke", und daneben standen einige „Junker und Beamte", welche so reactionnaire Augen und Ohren hatten, daß sie sich einbildeten, das Militair werde verhöhnt! Sodann war der General Thümen verblendet genug dieselben Truppen welche fortwährend mit dem Feinde fraternisirten dennoch gegen eben diesen Feind zu führen! Man sollte den General nothwendig vor ein Kriegsgericht stellen! Zu einiger Entschuldigung konnte ihm allenfalls der Umstand gereichen, daß auch die Demokraten, unter denen doch so schlaue Leute sind, jenes Fraternisiren nicht gemerkt oder wenigstens nicht zu benutzen verstanden haben.

Später erzählt Ruge, dem Policeipräsidenten v. Hinkeldei sei in Naumburg ein Mistrauensvotum in *schlagender* Weise ertheilt worden. Diese Thatsache ist weniger merkwürdig als der Umstand, daß Ruge sie erzählt. Während er nämlich sonst überall gewissenhaft die Aufgabe löst die kleinen Excentricitäten welche das souveraine Volk sich gelegentlich erlaubte mit zarter Scheu zu verhüllen, entschlüpft ihm hier ohne zwingende Veranlassung ein unumwundenes Geständniß, daß wenigstens das naumburger „Volk" sich einmal weniger jungfräulich benommen habe als das berliner und breslauer. Sollte die Freude an dem ganz neuen Witze von dem *schlagenden* Votum hinreichend gewesen sein Ruge dazu zu verleiten, daß er seinen Souverain hier minder rücksichtsvoll behandelt als sonst? Das würde beweisen, daß Ruge noch kein vollendeter Volkshöfling ist; denn ein solcher darf ebenso wenig als ein Königshöfling jemals ohne die äußerste Bescheidenheit und Selbstverleugnung erfunden werden. Indessen weicht Ruge auch in anderer Beziehung zuweilen von seiner gewohnten Weise ab. Während er gewöhnlich sich in ziemlich gewählter Weise wie gebildete Leute zu thun pflegen ausdrückt, entschlüpfen ihm doch zuweilen Aeußerungen die man wol mit Fug als minder gebildet bezeichnen könnte. Unter Anderm sagt er: „Die Versammlung ist beisammen, hat aber noch Zeit die Papiere zu entfernen, als ein alter vier Ellen langer Offizier mit einem blank gezogenen Säbel, den er fuchtelnd umherbewegt, eintritt. Neben ihm her läuft noch ein kleiner, keifender, häßlicher Kerl mit einem rechten preußischen Musketiergesicht und einer widerlich quitschenden adeligen Stimme. Auf Befragen wie sein Name wäre nannte er sich Hr. v. Blücher. Der Lange heißt Plessen. Er machte zwar auch ein grimmiges Infanteriegesicht, und stellte sich anfangs mörderisch an. Doch gingen beide Herolde, nachdem lange hin und her debattirt war, wieder in ihr Schauspielhaus, um den dort aufbewahrten Speck zu vertilgen, damit die Maden nicht diesem Staatsgut Schaden zufügen, und auf solche Art die Papiere zum Fallen bringen, die schon ebenso schlecht stehen als das Königthum von Gottes Gnaden."

Am 25. Nov., als unsere Demokraten hofften, daß nächstens Nachrichten eingehen würden, daß alle Provinzen im offenen Aufruhr begriffen wären, begab sich nach Ruge ebenfalls etwas sehr Merkwürdiges in Berlin. „Der Zustand von Schlesien", sagt er, „ist noch fieberhafter. Aus Berlin zieht daher alles irgend entbehrliche Militair dorthin. In aller Frühe *auf den Zehen schleichen* die Regimenter zum Thor hinaus, um die berliner Bürger nicht im Schlafe zu stören, und den Demokraten keinen Muth einzuflößen." Welche ganz neue Kriegslist! Die Besatzung Berlins zieht ab, aber die Berliner sollen nicht merken, daß sie nicht mehr da ist, und deshalb schleichen „die Regimenter" auf den Zehen fort! Wenn man die Soldaten sich einzeln hätte fortschleichen lassen, so wäre Das schon sehr pfiffig gewesen; aber daß man ganze Regimenter auf die Zehen stellt, und sie dann heimlich fortschleichen läßt, Das ist nun freilich listiger als alle Kriegslisten von denen man jemals gehört hat.

Jedenfalls ist die Schrift Ruge's anziehend und lehrreich, weil sie die Ansichten und die Stimmung, namentlich die sanguinischen Hoffnungen sehr gewandt und lebhaft schildert von denen ein Theil der Bevölkerung Berlins im vorigen Winter beseelt war. Künftige Geschichtschreiber werden die Berichte Ruge's ohne Zweifel benutzen, wenn sie die Idiosynkrasie einer Partei schildern werden welche in jener Zeit die Aufmerksamkeit der Mitlebenden vorzugsweise auf sich zu ziehen wußte.

Unter den zahlreichen Schriftstellern welche sich über die Vorgänge des vorigen Jahrs ausgesprochen haben sehen die Meisten nun freilich die Dinge ein wenig anders an als Ruge. Selbst die Anhänger der Demokratie unter diesen Schriftstellern äußern einige Unzufriedenheit mit denjenigen Bestrebungen welche nach Ruge das Salz der neuern Zeit sind. Zu diesen Demokraten gehört unter Andern Oberlehrer Buch, welcher eine Broschüre geschrieben hat unter dem Titel:

Deutschland im Jahre 1848. Rückblick und Aussicht. Von J. Buch. Minden, Keiser u. Comp. 1849. Gr. 8. 6 Ngr.

In dieser Schrift preist Buch die Märzrevolution. „Unsere Verhältnisse", sagt er, „waren im innersten Grunde faul und morsch geworden, und die Unwahrheit, der Schein, die hohlste Aeußerlichkeit in allen Lebensbeziehungen konnte nicht länger mehr ihre trügerische künstliche Hülle bewahren. Da brach's los, hier, dort, auf allen Seiten, an allen Orten, und mit unglaublicher Schnelligkeit, ganz beispiellos in der Geschichte, stürzte das ganze künstliche Truggebäude in sich selbst krachend zusammen." Auf diese „Wonne des Frühlings" folgte aber nach Buch „die Glühhitze der Hundstage, da die Empörung reifte, und die wilde Raserei entfesselter Rache". Damals,

sagt er, habe sich ein folgenschweres Uebel in unserm Vaterlande entwickelt, die demagogische Agitation. „Dieses stete Aufregen, dieses Hin- und Herreisen, diese entflammenden Reden, diese Congresse im Kleinen und Großen, dies Alles ließ nicht zur Ruhe und Besinnung kommen. Die heiligste Sache, die höchste der Menschheit, die echte wahre Demokratie mußte leider Aushängeschild und Deckmantel werden für gar unlautere Bestrebungen unsauberer Geister." Also gerade die Thätigkeit Derjenigen welche nach Ruge die Blüte des „Volks" bilden erscheint Buch als das gespenstische Treiben „unsauberer Geister"! Das was Ruge die „Ungeduld" des berliner Volks am 31. Oct. nennt gewährt Buch „den schmählichen Anblick einer ihre eigenen Vertreter belagernden, bedrohenden, verhöhnenden Menge". „Bemänteln wir diese Scenen nicht!" fährt Buch fort, als hätte er Ruge's Buch vor sich gehabt. „Sie sind nichtswürdig." Während nach Ruge die Macht ganz und gar auf der Seite der Demokratie ist, erscheinen Buch die Gegner der Demokratie als eine bedeutende Macht. Diese Gegner, sagt er, hätten nicht nur Geld und Waffen, sondern auf ihrer Seite sei auch „das Vorurtheil, die Furcht, zum großen Theile die Intelligenz und endlich die Gewalt". Die Demokratie gebiete dagegen keineswegs über so bedeutende, so wohlorganisirte Kräfte; sie habe vielmehr durch Unbesonnenheit und Leidenschaftlichkeit sich selbst am meisten geschadet, sie habe Männer unter ihren Führern gehabt welche sich durch sinnloses, zum Theil verbrecherisches Beginnen vor dem Urtheile der Bessern bloßgestellt hätten. Ja, Buch behauptet sogar, die Demokratie habe im Volke sich noch keinen festen Boden geschaffen. „Durchdringt etwa", fragt er, „unser Volk wirklich und in Wahrheit diese tiefe, glühende Sehnsucht nach dem Vollgenuß politischer Freiheit? Erscheint wirklich der großen Menge die ganze volle Ausübung ihrer staatsbürgerlichen, ihrer ewig natürlichen Rechte mindestens gleich wichtig wie die Gewinnung der täglichen materiellen Existenz?" Buch beantwortet diese Fragen mit einem „offenen Nein", und schließt daraus, daß das Volk gegenwärtig noch weit entfernt davon sei zur Wahrung der bestehenden, zur Erringung neuer Freiheiten mit Gut und Blut in den Kampf zu gehen. Für Buch ist es eine lehrreiche und bedeutungsvolle Thatsache, daß „unsere Nationalversammlung von einem Theile des Volks, und zwar einem sehr bedeutenden, geradezu im Stich gelassen, von dem andern aber höchstens in Adressen und durch Deputationen unterstützt worden ist." Und mittels aller dieser Betrachtungen gelangt Buch zu dem Endergebniß: die Demokratie bedürfe noch sehr langer Zeit, ehe sie auf dauernden Sieg hoffen könne; vorher müßten die demokratischen Tugenden, das demokratische Bewußtsein und eine tüchtige politische Durchbildung im Volke gefördert werden, und in viel höherm Grade als bisher gedeihen.

Also auch Buch bekennt sich zu der Lehre vom passiven Widerstande; aber zwischen ihm und Ruge waltet freilich der wichtige Unterschied, daß Jener ernstlich wünscht den Kampf zwischen der Demokratie und ihren Gegnern mit den Waffen des Geistes geführt zu sehen, während Ruge jene friedliche Theorie zwar auch vorträgt, aber zugleich seinen Unmuth darüber daß man sie zur Ausführung gebracht hat nicht zu verbergen vermag. 13.

Bibliographie.

Alpenblumen. Gedichte von M. E. v. K. München. Gr. 8. 8 Ngr.

Becker, C., Leben und Werke des Bildhauers Tilman Riemenschneider, eines fast unbekannten aber vortrefflichen Künstlers am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts. Mit 7 Kupfertafeln und 2 Vignetten. Leipzig, R. Weigel. Imp.-4. 5 Thlr. 10 Ngr.

Eckermann, K., Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der vorzüglichsten Völker des Alterthums. Für Lehrer, Studirende und die obersten Klassen der Gymnasien. 4ter Band. 2te Abtheilung. — A. u. d. T.: Lehrbuch der Religionsgeschichte und Mythologie der slawischen oder serbischen Stämme. 2te Abtheilung: Die Slawen. Halle, Schwetschke u. Sohn. Gr. 8. 2 Thlr. 7½ Ngr.

Gneist, R., Berliner Zustände. Politische Skizzen aus der Zeit vom 18. März 1848 bis 18. März 1849. Berlin, Besser. Gr. 8. 20 Ngr.

Die polnische Insurrektion in Posen im Frühjahr 1848. Nach eigener Anschauung, mit Benutzung amtlicher Quellen und den Nachrichten zuverläßiger Berichterstatter von L. v. J. Glogau, Wagner. 8. 20 Ngr.

Kalisch, L., Shrapnels. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Miller, S. und **G. Lorimer**, Geschichte, Wesen und Vorzüge der Presbyterialverfassung, nebst einer Beschreibung der wichtigsten Presbyterialverfassungen von H. Hellmar. Halle, Schmidt. Gr. 8. 1 Thlr.

Schrader, L., Die Kirchenverfassungsfragen mit Rücksicht auf die nothwendig gewordene Verfassungsform der evangelisch-lutherischen Kirche Schleswig-Holsteins. Altona, Schlüter. Gr. 8. 1 Thlr.

Sternberg, A. v., Wilhelm. Zwei Theile. Berlin, A. Duncker. 8. 2 Thlr. 24 Ngr.

Tagesliteratur.

Füster, A., Hirtenbrief an die Wiener akademische Legion und ihre Freunde. Mannheim, Grohe. 16. 3 Ngr.

Die Grundrechte und die Reichsverfassung für Deutschland. Beleuchtet von einem Bayer. Augsburg, Schmid. Gr. 8. 8¾ Ngr.

Häcker, J. H., Bericht aus und über Amerika gegeben nach eigener Anschauung in den J. 1848 und 1849 und veröffentlicht für Auswanderer. Leipzig, Beyer. 8. 10 Ngr.

Imhoof, E., Predigt gehalten zu Uerkheim, den 2. Jan. 1848, auf Veranlassung der Hinrichtung der zwei Raubmörder Jak. Klaus und Jak. Hürzeler, von Uerkheim. Zofingen, Steinegger. 1848. 8. 2 Ngr.

Kreyßig, C. F., Denkschrift über die Noth der Arbeiter, und insbesondere der gewerbtreibenden Classe unserer armen Nebenmenschen und deren Abhülfe, zusammengestellt nach 60jährigen eigenen Erfahrungen ꝛc. Berlin, Heymann. Gr. 8. 12 Ngr.

Orlich, L. v., Ueber einige Vereine in England zur Hebung des sittlichen und leiblichen Wohles des Volkes. Mit 7 Ansichten und Grundrissen von Wohnungen für Arbeiter auf dem Lande. Ein Wort zur Nachfolge. Leipzig, Mayer. Lex.-8. 7½ Ngr.

Proudhon, J. P., Die Volksbank. Eingeleitet, übersetzt und erläutert von L. Bamberger. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. Gr. 8. 5 Ngr.

Queck, G., Schule und Kirche. Antwort auf das Sendschreiben an Deutschlands protestantische Volksschullehrer, insonderheit Landvolksschullehrer, von Einem, welcher der Kirche und der Schule gleich nahe steht. Sondershausen, Eupel. Gr. 8. 3 Ngr.

Rohmer, F., Sendschreiben an das k. bayerische Staatsministerium für Annahme der deutschen Reichsverfassung. München, Franz. Gr. 8. 5 Ngr.

Scheibe, F. L., Predigt über Jesaias Cap. 42, 18—25. gehalten am Landes-Bußtage 1849. Erfurt, Müller. 8. 1½ Ngr.

Wilhelm, J. C. W., Predigt am letzten Tage des ereignißreichen und verhängnißvollen Jahres 1848 gehalten. Neustadt a. d. Orla, Wagner. 8. 2 Ngr.

Woysche, E., Zur Emancipation der Schule. Ein Wort der Zeit. Königsberg i. d. N., Windolff und Striese. 8. 2½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 141. —— 13. Juni 1849.

Alphonse de Lamartine.
Erster Artikel.
(Fortsetzung aus Nr. 140.)

Dem Aufenthalt in Rom widmen die „Confidences" nur wenige Blätter. Wie natürlich! Was wollte dies einsame Kind in dem „Grabmal der Vergangenheit"? Es wohnt bei einem alten Maler, der mit seiner ältlichen Tochter das klösterlich-stille Haus nie verläßt, es sei denn zum Ave Maria in die nahe Klosterkirche. Die fromme Stille dieses Hauses mahnt den Jüngling an Milly. Wie dort lebt er von Milch und Käse einen ganzen langen Winter, vom October zum April. Albano, Frascati, Tivoli, das Grabmal der Cäcilia Metella, das Coliseum und St.-Peter, um all diese Herrlichkeit bewegt sich sein Dasein wie ein wunderlich fremder Bestandtheil. Diese beflügelte Phantasie von 18 Jahren fühlt nicht das Bedürfniß des geselligen Umgangs; er schwelgt in seiner Abgeschiedenheit. „Rome et mon âme me suffisaient." Wie seltsam, wie unbegreiflich! Es ist ein Erlösungsgefühl das uns selbst ergreift sobald wir den Jüngling in der Postchaise wissen, die auf der Straße nach Velletri dahinrollt. Wir sind in Neapel. Hand in Hand wandeln zwei schöne Jünglinge die Margellina entlang am Fuße des Posilippo, wo die Fischer ihre Barken auf das sandige Ufer ziehen ihre Netze zu flicken. Diese Jünglinge, schön und gesundheitstrahlend, sind Alphonse de Lamartine und der Graf Aymon de Virieu. Sie haben Beide eine gemeinsame Passion: es ist das Studium der „Philosophie der Barcarola". Das Meer von Neapel, Pozzuoli, Bajä, Misenum und Procida sind ihre Heimat. Es ist ein alter Fischer von der Margellina mit dem sie einen Bund der Freundschaft geschlossen. Sie lassen ihn sie einweihen in sein Handwerk; sie miethen sich ein auf seine Barke. Tag und Nacht schwimmen sie mit diesem Alten auf dem Meer. Sie theilen die Lebensweise, die Sympathien, die Tracht, die Arbeit dieser Fischer. Ihre Hütten sind ihre Herbergen, sie reden ihre Sprache. Unter diesem Himmel, Stunde für Stunde gewiegt von den warmen Fluten des wollüstigsten aller Meere, verfliegt ihnen ein Sommer als wäre es ein Tag. Der Frühherbst tritt ein mit Regengüssen und Gewittern. Das schmeichlerische Meer verwandelt sein Antlitz. Die Poesie der Barke wird gefahrvoll. Ein neuer Reiz für diese Jünglinge. Das Meer ist ein magisches Element. Man scheidet von ihm nur schwer und mit Wehmuth. An einem Abend in dem Kanal der das Cap Misenum von der Insel Procida trennt, überfiel sie der Sturm. Es gibt nur einen Ausweg: Procida erreichen, wo der Alte eine kleine Besitzung hat, oder untergehen. Nach dreistündigem, fast übermenschlichem Kampf mit der Wuth der Elemente gewinnen sie die westliche Spitze von Procida. Sie laufen in eine enge Bucht, eine Stiege in den Felsen gehauen führt aufwärts nach der Wohnung des alten Fischers. Es ist tiefe Nacht. Die Familie des Fischers liegt noch im festen Schlafe. Auf den wiederholten Ruf des Alten beginnt es sich in der Hütte zu regen. Eine sanfte liebliche Stimme erwidert diesen Ruf, und bei dem Glanz der Fackel die des Alten Enkel, der kleine Beppo, trägt, zeigt sich die reizende Gestalt eines jungen Mädchens das halb noch dem Kindesalter angehört. Dies magisch beleuchtete Kind ist Graziella.

Das Kind, im tiefen Schlafe überrascht, hatte nicht Zeit gehabt seine nächtliche Toilette zu ordnen; mit nackten Füßen, in all der reizenden Unordnung der Nacht, war sie ans Fenster getreten. Von ihrem langen schwarzen Haar fiel die eine Hälfte die Wange herab, die andere Hälfte wand sich um ihren Hals, und der heftige Morgenwind peitschte sie über ihre weiße Schulter gleich dem Flügel eines Raben. Sie rieb sich wie ein noch halb träumendes Kind mit der Kehrseite ihrer Hände den Schlaf aus den Augen. Ihr Hemd am Halse festgeknüpft verrieth mehr als daß es enthüllte die zarte leichtgeschwungene Taille, an welcher sich die ersten Wellenformen der Jugend offenbarten. Ihr ovales, großes Auge war von jenem tiefen Meerblau das sich dem Schwarz nähert; ein feuchter Blick voll Seele und verhüllter Leidenschaft. Dieser Glanz des Blickes ist es den die Frauen Italiens von ihrem strahlenden Tage, von ihrem Meer, von ihrer Nacht, von ihrem azurnen Himmel entlehnen. Ihre vollen, runden Wangen zeigten jene liebliche Blässe die dem tiefern Süden angehört, und sich mit dem feinen Rosa des Marmors mischt; der feine Mund mit den halbaufgeschlossenen Lippen, die Zähne vom reinsten Perlenglanz vollendeten die Lieblichkeit dieses Mädchenbildes. Von Zeit zu Zeit warf Graziella einen Blick der Ueberraschung auf uns Fremdlinge. Er kam wie aus der Tiefe eines Traums.

Graziella und die alte Großmutter sind geschäftig für die von der ungewohnten Strapaze der Nacht erschöpften Jünglinge eine Lagerstätte zu bereiten, wo die Ermüdeten bald ein tiefer erquickender Schlaf umfängt.

Sie erwachen am hohen Mittag von einem lauten Wortwechsel. Es ist die Stimme der alten Grossmutter, die dem alten Fischer Vorwürfe macht über den Verlust der schönen Segel, des Tauwerks, des Ankers, all der Geräthschaften die die mit dem Wellengrab Ringenden in der verflossenen Schreckensnacht aus der Barke in das Meer werfen mußten, um den Kahn zu erleichtern und ihr Leben zu retten.

„Wer hieß dich", eifert die Alte, „diese Fremdlinge aufnehmen? Wußtest du nicht, daß es Heiden sind, die uns Unglück bringen? Die Heiligen haben dich gestraft; unsern ganzen Reichthum haben sie dir genommen, du mußt dem Himmel danken, daß du noch deine Seele gerettet." Der arme Fischer weiß darauf keine Antwort, aber Graziella nimmt mit ungeduldigem Eifer die Partei der Fremdlinge. „Sprecht nicht so, Grossmutter! Wie mögt Ihr diese Jünglinge Heiden schelten! Machen Heiden wol das Zeichen des Kreuzes wie wir vor dem Bildniß der Heiligen? Ich habe es wohl gesehen, daß sie Das thaten, und auf ihre Knie sanken als ich das Bouquet vor das Bildniß der Madonna steckte, und ich sah wie sie leise beteten, und wie aus den Augen des Jüngern eine Thräne fiel." „Das wird ein Tropfen Meerwasser gewesen sein", spricht ärgerlich die Alte, „der aus seinem durchnäßten Haar fiel." „Und ich sage Euch, Grossmutter", ruft heftig Graziella, „es war eine Thräne. Der Sturm hatte diese Nacht wol gute Zeit diesem Fremdling das Haar zu trocknen; aber das Herz kann der Wind nicht austrocknen; ich sage Euch, daß es eine Thräne war."

Die Jünglinge und ihr lieblicher Schutzgeist Graziella selbst ahnten nicht welche Scene des Jammers, der Verzweiflung ihnen bevorstand. Ein Blick in jene enge Schlucht, wo der Alte die Barke festgebunden, offenbart ihnen das ganze Elend. Es gibt dort keine Barke mehr. Der Sturm der Nacht hat sie losgerissen, zerschellt, an den Felsen zertrümmert; nur losgerissene Planken treiben in der Bucht. Der Jammer der Alten, die Verzweiflung des armen Fischers ist herzzerreißend. Sie rauft sich das Haar, sie reißt sich ihre spärlichen Kleider vom Leibe, es fehlt Nichts, daß sie sich selbst ins Meer stürzt: „Hast du uns Alles genommen, du schreckliches, abscheuliches Meer, all unsere Habe, so nimm auch uns selbst." Der alte Fischer läuft händeringend, in stummer Verzweiflung, von Trümmer zu Trümmer, welche Beppo und die Kleinen, mit dem halben Leibe im Wasser stehend, aus der Bucht hervorziehen. Graziella sitzt auf einem Felsstück, den Kopf in die Hände gestützt, und vergießt große Thränen.

Die treuen Trümmer der Barke werden vollends an das Ufer gezogen; aber der ganze Ingrimm der Alten fällt nun auf die Jünglinge, die sie als Ursache dieses Verderbens ansieht.

Der Entschluß der Jünglinge ist gefaßt. Sie schießen ihre Baarschaft zusammen, sie begeben sich nach dem nahen Städtchen Procida. Sie kaufen dort von einem wohlhabenden Fischer für 32 Zechinen eine fast neue Barke mit vollständiger Ausrüstung, mit allen Geräthschaften die zu dem Beruf eines Fischers gehören. Sie kaufen für den Ueberschuß ihres Vermögens noch kleine Geschenke für die Kinder und Graziella. Sie lassen dieses schöne Fahrzeug langsam um die Insel herumrudern, und in jenem kleinen Hafen vor Anker gehen. Dann führen sie den alten Fischer und die Seinen hinab, und zeigen ihm sein neues Eigenthum. Für das Uebermaß der Freude und des Entzückens das diese armen Leute ergreift, für dies Jauchzen und Weinen im höchsten Glück, für die anbetende Verehrung die diese Familie jetzt den beiden Freunden zollt findet selbst der Dichter keine schildernden Worte. „Grossmutter", spricht Graziella, durch Thränen lächelnd, „Ihr meintet diese Jünglinge wären Heiden; ich meine eher es können Engel sein."

An diesen seelenvollen Augenblick knüpfen sich die ersten unsichtbaren Fäden eines Verhältnisses welches zu rührend, rein und selig ist, als daß eine andere Sprache es ganz bezeichnen könnte als der Ausdruck Dessen der es selbst durchlebt. Was in den Tiefen eines solchen Mädchenherzens in der Verborgenheit des ersten Werdens einer Leidenschaft vorgeht, die ihr ganzes Dasein und zugleich dessen Ende ist, Dies bleibt auch dem Seher ein ewiges Geheimniß. Nur der Menschenseele wird das Glück diese Seligkeit eines ganzen Daseins ganz durchzuempfinden, und nur dem Dichter ist es aufbehalten in „Dichtung und Wahrheit" ein Bild und Gleichniß davon zu entwerfen, „zart wie Regenbogen" und ewig neu sich erfrischend wie dieser.

Nur Züge können wir herausgreifen aus diesem Gemälde des Sichfindens, Sichsuchens, des Beisammenseins, des stummen Gesprächs dieser Seelen, dieser Unzertrennlichkeit, die schon zum Verhängniß geworden ehe die Seligen sich ihrer bewußt sind, dieser Freude an der gegenseitigen Nähe, dieses Beglücktseins durch jede durchlebte Minute, durch jeden Athemzug, durch jeden Pulsschlag! Des Weibes Geheimniß ist seine erste Liebe. Was Lamartine in jenem spätern Moment verzehrender Erinnerung und Trauer über dies längst versunkene Paradies ausspicht: „Ah l'homme trop jeune est incapable d'aimer", es gilt nicht vom Frauenherzen. Des Weibes Liebe ist seine Jugend. Mit seiner ersten Liebe hat es abgeblüht.

Es macht sich so ganz von selbst, daß diese Hütte des Fischers, mit ihrer kunstlosen Terrasse, mit ihrer kümmerlich-rohen Felsenarchitektur, mit ihren schattigen Kastanienbäumen, mit ihren Maisguirlanden um die niedrigen Fenster, mit ihrer üppigen Wein- und Epheuumschlingung des Jünglings rechte Heimat wird. Er wohnt nun bei dem Fischer, den er und der Freund glücklich gemacht; er wohnt unter einem Dach mit Graziella. Sie bringt ihm sein einfaches Frühstück; dies Meer, dieser Himmel, dieses Gärtchen, diese Sonne, diese Nähe, diese Ferne gehört ihnen Beiden. Den Freund ruft ein entscheidendes Familienereigniß bald in die Heimat zurück. Der Jüngling Lamartine gibt seine Wohnung in Neapel auf, deren einsame Oede ihm das Herz abdrückt. Auf Procida, in der armen Fischerhütte, ist da nicht auch ein kleines Stübchen, groß genug für seine Bücher, für seine Habseligkeiten, für sein Träumen, für ihn selbst und für Graziella?

Der alte Fischer, die alte Mutter, der kleine Beppo sie verehren ihn wie den Genius ihrer Zukunft, — und Graziella? O wer mißt die Unergründlichkeit der Blicke dieses meerblauen Auges, die „wie aus der Tiefe eines Traumes entspringen"! Sie begreift nicht was Alphonse Alles aus seinen Büchern liest. O du süßes Kind, wie bald solltest du es begreifen lernen!

Es ist Abend; das Stümpfchen Kerze brennt in dem Leuchter von rother Siegelerde. Die Familie ist beisammen in dem Unterstübchen, das von Weinreben und Epheu ganz durchschlungen sich nach der Terrasse öffnet:

Ich schlug ein Buch auf; es war „Paul und Virginie", ich las einige Seiten laut vor. Ich hatte sie kaum gelesen als ich schon eine große Veränderung unter der Gruppe meiner Zuhörer bemerkte. Der alte Fischer, den Elbogen auf das Knie gestützt, neigte sich immer näher zu mir, und nahm seine Pfeife langsam aus dem Munde. Die Kinder verstummten, die Großmutter faltet langsam die Hände wie zum Gebet. Beppo hatte seine Guitarre auf der er geklimpert leise an die Wand gelehnt. Graziella, sonst mehr in der Ferne beschäftigt, kam leise näher und näher, bis sie ganz nahe an meiner Seite war. Mit ihren großen schwarzblauen Augen schaute sie bald in das Buch, bald auf meine Lippen, aus denen die Geschichte quoll, bald blickte sie träumerisch in den leeren Raum, als suche sie dort den unsichtbaren Geist der mich inspirire; ich fühlte ihren Athem, der je weiter ich in meiner Geschichte vorrückte, immer unsicherer, immer hastiger, bewegter wurde, nahe an meiner Wange, ich fühlte ihre warme Hand, die sie unwillkürlich der meinen näherte. Ihr brennendes Gesicht kam mir so nahe, daß ihre schwarze Locke mir das Buch beschattete; Thränen fielen aus ihrem Auge auf das Blatt und auf meine Hand die das Buch hielt. Zuweilen, wenn mir der passende italienische Ausdruck für das französische Wort nicht gleich beifiel, hielt ich Minuten lang mit meiner Vorlesung inne; alsdann rückte Graziella mit der Lampe, die sie vor dem streifenden Luftzug bisher durch das Vorhalten ihrer Schürze geschützt, so nahe zu mir heran, daß sie mit der Flamme fast das Buch anzündete; es war als wollte das thörichte Kind mit diesem Licht meinen Lippen, meinen Augen, dem Buch selbst das rechte Wort, den rechten Sinn entlocken. Ich wehrte sanft, lächelnd, ihren Arm mit der Lampe mit dem meinigen zurück, und ich fühlte auf meiner Hand brennende Thränen. Als ich an die Stelle kam wo Virginie, durch ihre Tante nach Frankreich zurückberufen, sozusagen ihr Wesen in zwei Hälften zerrissen sieht, wie sie dennoch den armen Paul unter den Bananenbäumen zu trösten versucht mit der Aussicht ihrer baldigen Rückkehr — schloß ich langsam das Buch, und erhob mich von meinem Sitze die Fortsetzung auf Morgen zu verschieben. Das war ein Herzschlag für meine Zuhörer. Graziella sank vor mir auf die Knie, und beschwor mich fortzufahren. Ich ließ mich nicht bewegen. Sie riß das Buch aus meiner Hand; sie schlug es auf, als ob die Kraft ihres Willens hinreiche die fremden Charaktere zu entziffern. Sie sprach mit ihm, sie drückte es an ihr Herz, dann gab sie es mir andachtsvoll zurück, indem sie mich flehend anblickte. Ihr schönes Angesicht hatte sich verwandelt. Der heitere Ernst war einem leidenschaftlichen Pathos gewichen, einer tiefen Rührung. Eine innere Revolution war mit ihr vorgegangen, und hatte den schönen Marmor dieser Züge beseelt und durchgeistet. Zum ersten mal empfand das Kind seine eigene Seele, die bisher geschlummert, durch die Offenbarung der Seele Virginiens. Sie war um Jahre gereift in dieser einzigen Stunde; ich war versunken in ihrem Anschauen; mein Gefühl war ein unendliches Reizen zu ihr, gemischt mit Ehrfurcht. Aber vergebens beschwor sie mich fortzufahren; ich war egoistisch genug die magische Gewalt die ich durch dies Buch auf dies Wesen übte nicht auf einmal verbrauchen zu wollen. Diese Thränen brachten mir zu viel Entzücken, um ihren Quell in einem einzigen Abend versiechen zu lassen. Sie wandte sich zürnend von mir ab, löschte die Lampe, und ging ohne einen Gruß zur Nacht auf ihre Kammer.

Diese Stunde war der Sieg des Verhängnisses über die schönste Seele, deren reine Holdseligkeit in diesem Augenblicke leider nicht mehr als eine Studie war für den Egoismus eines poetischen Jünglings. Der Dichter ruft aus:

Wunderbare Macht einer einfachen Geschichte, die auf das Herz eines Naturkindes, auf die Gemüther einer armen ungebildeten Familie mit der ganzen Gewalt der Wirklichkeit wirkt, deren einfacher Vortrag ein Ereigniß wird in dem Leben des menschlichen Herzens.

Hören wir die Geschichte dieser Vorlesung aus, es ist die Geschichte Graziella's selbst. Graziella ist Virginie. Nein, sie ist viel mehr als diese; sie ist ein integrirender Theil von Lamartine's Unsterblichkeit.

Am folgenden Abend fanden wir uns Alle unwillkürlich zur selben Stunde auf der Terrasse zusammen; ich schlug das Buch auf, und endete die Geschichte Virginiens unter unaufhörlichem Schluchzen Aller. Der Alte, die Großmutter, die Kinder, ich selbst, Alles theilte die allgemeine Rührung. Unwillkürlich schmiegte sich der von Natur gedämpfte Ton meiner Stimme der Traurigkeit der Geschichte an, bis mir zuletzt mein eigener Laut wie von fern zu kommen, wie aus einer fremden Brust zu dringen schien, dumpf, hoffnungslos, in welcher das Herz aufgehört hat zu schlagen. Es war uns Allen unmöglich nach Beendigung dieser traurigen Geschichte noch ein gleichgültiges Wort zu sprechen. Graziella saß unbeweglich, als höre sie noch immer fort. Niemand, selbst nicht die Kinder, unterbrach das tiefe Schweigen; es war eine in sich selbst versunkene Welt der Gefühle. Die fast aufgezehrte Lampe verlosch allmälig, ohne daß eine Hand versuchte ihr verlöschendes Flämmchen zu schüren. Still entfernte sich Eins nach dem Andern und ging zur Ruhe.

Der Winter kommt. Die Familie verläßt ihren Sommeraufenthalt auf Procida, und zieht nach der Stadt. Mit ihr der Jüngling. Das Verhältniß zu Graziella ist zum innigsten, untrennbarsten Stillleben geworden. Am Tage vereint sie dasselbe Gemach; das fleißige Kind arbeitet für einen Oheim in Neapel in Korallen, der Jüngling sitzt über seinen Papieren und Büchern, oder er unterrichtet sie im Schreiben. Des Sonntags begleitet er im Costume der neapolitanischen Fischer das schöngeschmückte Kind nach der Kirche. Die Leute schauen dem schönen Paar lange nach. Sie meinen es sei Schwester und Bruder. Ein Blick den der Dichter damals in sein Herz that sagt uns Dieses:

Mein Gefühl war nicht Liebe. Dazu fehlte ihm die Unruhe, die Eifersucht, die fiebernde Leidenschaft; vielmehr es war eine entzückende Herzensruhe, eine Siesta des Gedankens, der nicht stärker geliebt zu werden, nicht stärker zu lieben verlangte. Sie war mir Freundin, Schwester, Gefährtin; ich radotirte nicht weiter, ich war glücklich durch sie.

Sehr wahr, ein Knabe versteht nicht zu lieben. Aus ihrem Grabe erst quoll dem Dichter seine Leidenschaft.

Wir nähern uns der Katastrophe. Graziella hatte einen Vetter; es war ein stiller, verwachsener, rhachitischer Mensch, aber gut und gefühlvoll, der Sohn jenes Fabrikanten in Neapel der die Kleine in Korallenarbeit beschäftigte. Er kam, er kam wieder. Er liebte Graziella,

mit jener unabwendigen Stille der Leidenschaft liebte er sie, die solchen unglücklichen Wesen eigen ist denen die Natur Alles versagt hat. Der Vetter war wohlhabend. Sein Vater wünschte eine Heirath. Graziella's Großältern — sie war Waise — mußten bei ihrer Armuth diese Heirath für ein Glück erachten. Der Vater Cecho's hatte sich bereits erklärt. Man drang in Graziella um ihr Jawort; zu Weihnachten hatten die Alten verabredet sollte die Hochzeit sein. Diese Interessen wühlten eine Weile fort in der Familie, ganz im Stillen, Graziella erklärte sich nicht; sie ward still, traurig, sie weinte viel. Man drang heftiger in sie. Man brauchte jene Motive mit denen man das Herz eines edeln Kindes so oft zu überrumpeln pflegt. „Welch traurige Zukunft erwartet uns", sprachen die alten Großältern, „wenn wir nicht mehr arbeiten können." Graziella ward stiller und stummer. Eine unsichtbare kalte Hand hatte nach ihrem Herzen gegriffen. Einen ganzen Tag hielt sie sich verschlossen in ihrer Kammer. Am Abend dieses Tages herrschte lauter Jubel in der Familie. Der kleine Beppo sagte: „Nun hat sie endlich ihr Jawort gegeben, nun wird auch bald die Hochzeit sein." Graziella kam nicht zum Vorschein.

(Der Beschluß folgt.)

Urtheil griechischer Professoren in Athen über die politischen Bewegungen des Jahres 1848 in Europa.

In den beiden Reden welche im Oct. 1848 theils der abgehende, theils der neu eintretende Rector der Universität in Athen gehalten haben, und von denen die des Erstern über die äußern Zustände und Angelegenheiten der Universität selbst sich verbreitete, die des Letztern dagegen die Frage von den „angeborenen Ideen" (περὶ τῶν ἐμφύτων ἰδεῶν) behandelte, ist auch gelegentlich von den politischen Bewegungen des J. 1848 in Europa, im Verhältnisse zu Griechenland und namentlich in Bezug auf die griechische Jugend an der Universität, und auf die ehrenvolle Haltung derselben in Bezug auf jene Bewegungen, die Rede. Es ist von Interesse die Ansichten kennen zu lernen die im Allgemeinen bei dieser Gelegenheit ausgesprochen werden, auch wenn nicht anzunehmen ist, daß die Art und Weise wie sich jene Professoren über den gedachten Gegenstand äußern besonders dazu beitragen könne die tollhäuslerischen Ideen und Unternehmungen zu denen jene Bewegungen geführt haben als Das erkennen zu lassen was sie sind. In der ersten Rede werden die Völker Europas bezeichnet als „bacchantisch ergriffen von einem innern und unwiderstehlichen Triebe gleichsam nach einer bestimmten Verabredung gegen das Bestehende sich aufzulehnen, um ihm den Stempel ihrer Persönlichkeit aufzudrücken", und es fährt dann der Redner also fort: „Aus dem Innern eines der verständigsten und freiheitliebendsten Völker der Welt tauchten im Namen der evangelischen Gleichheit und gesunden Grundsätze moderner Cultur abenteuerliche und wunderliche Systeme auf, die gegen die menschliche Natur verstießen, indem sie Das was die schwache Hand des Menschen nicht gebildet hatte, nämlich den Menschen selbst umzubilden, unternahmen. Sie verkannten die unveränderlichen und wesentlichen Elemente jeder menschlichen Gesellschaft, welches auch die Staatsform derselben sein mag: nämlich den Besitz und die Familie, die individuelle Freiheit und Thätigkeit und die gewerbliche Concurrenz, diese vielgestaltige, aber echte Tochter der individuellen Freiheit; und inmitten dieses Kampfes neuer Meinungen gegen Grundsätze welche der Strom der Jahrhunderte nicht hatte beseitigen können, und die zum Theil so alt sind wie das Menschengeschlecht selbst, stellte Europa eine Zeit lang das Bild des Chaos dar, als noch nicht der Strahl des himmlischen Lichts die auf der Erde lagernden Wolken zerstreut hatte, und noch nicht aus dem Tode das Leben hervorgegangen, als die Erde noch unsichtbar und unbereitet war, und dicke Finsternisse über dem Abgrund lagen, da noch die gewaltsamen Schwingungen die Erde erschütterten, und von den schäumenden Wogen der Bewegung der Weg verständiger Ueberlegung und wahrer Vaterlandsliebe, der Weg sittlicher und vernünftiger Umbildung ganz und gar unzugänglich gemacht worden war." Und in der zweiten Rede bemerkt der griechische Universitätsprofessor, daß „gegenwärtig in Europa viele falsche und sonderbare Ansichten und Grundsätze in Umlauf seien, daß wunderliche Ideen, die Erzeugnisse der Eitelkeit und Selbstsucht, des Hochmuths, des Neides und der andern unedeln Leidenschaften des Menschen, oder die Ausgeburt eines verbrannten Gehirns und erhitzter Köpfe, die Geister der Menschen beherrschen, und sie gegen Alles was heilig und ehrwürdig ist empören, und ganze Völker zu wahrhaft freventlichen Handlungen treiben, die der finstersten Jahrhunderte der Menschheit würdig sind."

Es kann wenigstens von Nutzen sein, auch für uns Deutsche, in dem uns vorgehaltenen Spiegel uns und unser Treiben zu betrachten, und uns nach solcher Betrachtung zu fragen, ob wir auf dem betretenen Wege Dasjenige erlangen was das wohlverstandene Interesse des Landes und das wahre Wohl des Volks, was das Heil und der Ruhm des Vaterlandes fodert und verlangt. 16.

Notizen.

Die „Bibliothèque des Mémoires pendant le 18ième siècle".

Diese Memoiren, welche die Herren Didot herausgaben, sind nun beendet. Der letzte Band enthält die Denkwürdigkeiten der Madame Campan über das Leben der Königin Marie Antoinette. Sie bieten, wie man weiß, die seltensten Einzelheiten, die gewissenhaftesten und anziehendsten Mittheilungen welche die Geschichte um Rath fragen kann über das Schicksal dieser unglücklichen Königin. So ist denn nun also durch die Bemühungen des Hrn. Barrière diese Sammlung in 12 Duodezbänden vollständig, und man findet in ihr die Ereignisse und Persönlichkeiten jeder Epoche gemalt, seit dem Ende der Regierung Ludwig's XIV. bis zum Consulat, seit den Thorheiten der Regentschaft bis zur Schreckensherrschaft, und zwar gemalt durch zuverlässige wenn auch manchmal leidenschaftliche Zeugen, durch geistvolle Schriftsteller und interessante Erzähler. Sollen Namen genannt sein die für den Inhalt dieser Sammlung bürgen, so wollen wir nur erinnern an die Denkwürdigkeiten der Madame de Staal-Delaunay, St.-Simon, Duclos, Madame Duhausset, Colé, Besenval, Dumouriez, Weber, Madame Roland, Louvet und Madame Campan. 40.

Ein unbekannter Biograph von Rousseau.

Alles was man von dem abscheulich undankbaren Charakter Rousseau's vorgebracht hat schwindet vor der Thatsache seines hypochondrischen Wahnsinns. Niemand hat diesen Zustand des genialen Mannes besser zersetzt und erklärt als die Gräfin von Boufflers in ihren Briefen an David Hume („Life and correspondence of D. Hume", Edinburg 1846; „Private correspondence of D. Hume", London, und ungedruckte Briefe und Autographen der Gräfin von Boufflers, in der Bibliothek zu Neufchatel aufbewahrt). Hohe, feste Vernunft leuchtet aus diesen merkwürdigen Briefen. Und doch ist diese Dame kaum gekannt, die man nicht mit der Marquise, geborene von Beauvau-Craon, verwechseln darf, der Mutter jenes leichten und flüchtigen Geistes, der ebenso in Pastel schrieb wie er Portraits malte. 21.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 142. —— 14. Juni 1849.

Alphonse de Lamartine.

Erster Artikel.

(Beschluß aus Nr. 141.)

Dies war der Abend wo unser Dichter von einem lusflug nach dem Vesuv zurückkehrte; die Unruhe, die rübe Ahnung von etwas Schrecklichem hatte ihn hinausejagt, sie trieb ihn zurück. Mit besonderer Freude emfingen ihn die Alten. Der alte Fischer sprach:

O warum mußten Sie in diesen Tagen abwesend sein. Wären Sie, auf den Graziella so viel hält, hier gewesen, sie ätte sich nicht so sehr gesträubt. Morgen soll nun ihre Verobung mit Cecho sein; ein Glück, daß Sie wieder da sind. Sie werden uns zureden helfen.

Es rieselte mir — schreibt der Dichter — wie ein kalter Schauer durch die Glieder. Ein unabweisliches Gefühl sagte nir, daß das Unglück dieser armen Leute durch mich kommen nüsse. Mich verlangte sehnlich Graziella zu sehen; ich machte neine Gegenwart auf alle Weise im Hause bemerklich. Graiella blieb in ihrer Kammer verschlossen. Es ward Nacht. Vor innerer Erschöpfung sank ich auf mein Lager, und sank ald in einen unruhigen Schlummer voll verwirrter Träume. Zwei oder drei mal in der Nacht war mir als öffne und schließe ich meine Thür; dann wieder glaubte ich ein menschliches Wen schluchzen zu hören; ich schrack auf. Draußen heulte der Nachtsturm, und ließ alle Fenster und Thüren des Hauses ereben. Immer von neuem glaubte ich die schluchzende Stimme u vernehmen. Erst gegen Morgen verfiel ich in einen festen Schlaf. Ich erwachte von einem entsetzlichen Jammer im Hause. Die alte Großmutter stürzte zu mir herein. Graziella war während der Nacht verschwunden. Auf ihrem Lager lagen usgebreitet all ihre schönen Sonntagskleider, ihre Ohrgehänge, hr Halsband von Korallen das ihr der Vetter geschenkt, und as wenige Geld das sie besaß. Der alte Fischer hielt in der Hand ein Stück Papier, noch feucht wie von Thränen. Es waren Zeilen von Graziella's Hand, worin sie „ihrem Freunde" nd auch dem armen Cecho Lebewohl sagte. „Ich habe zu iel versprochen", lauteten ihre Worte; „ich vermag's nicht zu alten. Tröstet Cecho und gebt ihm seinen Ring zurück; ich verde in ein Kloster gehen." Auf der Schwelle meiner Kammerhür fand ich eine rothe Granatblume, die die Jungfrau am verangenen Sonntag in ihrem schwarzen Haar getragen. Es war hr Abschiedsandenken an mich. Das Schluchzen und Oeffnen er Thür in der Nacht war also keine Täuschung gewesen.

Der Dichter barg die halbwelke Blume in seinem Busen; es war ihm als solle die Welt vergehen und er nit ihr. In dieser furchtbaren Nacht also, wo Regen nd Sturm getobt, war das Kind entwichen! Wohin?

Als der erste, schrecklichste Jammer in der unglückchen Familie ausgetobt, verfolgte man die Spur der Flüchtigen nach allen Richtungen. Der alte Fischer durchforschte alle Klöster, alle Kirchen Neapels. Alles vergebens. Die Angst trieb den Dichter nach dem Meeresufer unweit der kleinen Insel Nisida. Eine Möglichkeit fiel ihm bei; er erinnerte sich, daß Graziella eine ältere Freundin hatte, die in einem Kloster auf Procida den Schleier genommen. Zu ihr konnte sie am ersten geflohen sein; eine Barke brachte ihn eilig dorthin. Die Barke landet durch Zufall an jener engen Bucht von welcher aus die Stufen emporführten nach des alten Fischers verlassener Hütte, einst dem stillen Schauplatz ihrer Seligkeit. Wie ein Blitzstrahl fiel der Gedanke in des Jünglings Seele: Wenn sie hier wäre! Wenn sie noch einmal diesen Schauplatz ihrer stillen Freuden aufgesucht hätte, ehe sie sich in finstere Klöstermauern lebendig begräbt! Die Alten pflegten, wenn sie beim Nahen des Winters diesen Aufenthalt verließen, den Schlüssel zu der Hütte in einer bestimmten Felsenspalte niederzulegen. Der Jüngling kannte diese Spalte. Wie ein Pfeil ist er an diesem Orte, seine zitternde Hand sucht nach dem Schlüssel — der Schlüssel fehlt. Sie muß also hier sein. Der Jüngling fliegt nach der Hütte. Todtenstille ringsum; er rüttelt leise an der Thür. Er ruft mit halberstickter Stimme ihren Namen, ein matter Schrei antwortet ihm aus der Hütte. Er ruft wieder, er gibt ihr die zärtlichsten Namen, er nennt sie liebkosend seine „Graziellina". „O Gott, er ist es", flüstert es drinnen, „es ist mein Name, es ist seine Stimme, er ist es selbst." Aber sie öffnet nicht. Der Jüngling besinnt sich nicht länger; mit einem kräftigen Fußtritt sprengt er das morsche Schloß; die Thüre fliegt auf.

Der schwache Schimmer einer kleinen Lampe vor dem Madonnenbilde zeigte mir Graziella. Sie saß zusammengeduckt in einem Winkel, auf einem Haufen dürren Laubes, mit gefalteten Händen; ihre Augen leuchteten fieberisch wie zwei Sterne die vom Himmel gesunken aus einem tiefen Gewässer uns anblicken. Ihr Antlitz, bleich wie der Tod, zeigte nur auf der obern Wange eine schwindsüchtige Röthe. Welke Blätter hingen in Flocken an ihrem Anzug, der ganz schwarz war. Ihre Arme, ihre nackten Füße, marmorweiß, zitterten vor Frost. Ein seidenes Tuch war um ihren Kopf gewunden, und verhüllte zur Hälfte ihr Angesicht.

Er wirft sich vor ihr nieder; er faßt ihre eiskalten Hände; er umhüllt ihre bebende Gestalt mit seinem Capot. Dann schürt er eilig im Kamin eine Flamme von

dürrem Reisig. Wieder an ihrer Seite, beginnt die Kleine zu sprechen. Diese Stimme, dumpf und leise, kommt aus einer Brust aus der alle Resonanz entwichen scheint:

Ich wollte mich dir, ich wollte mich mir selbst verbergen; ich vermag es nicht mehr, ich muß dir sagen, daß ich dich liebe und nur dich allein. Man wollte mich verheirathen, aber ich kann auf Erden nur dir gehören oder dem Himmel. Mein Herz ist krank für dich; ich bin nur ein armes Mädchen, und du wirst mich verspotten, aber ich muß dich lieben. Laß mich dir Alles erzählen. Ich entfloh diese Nacht; ich pochte an die Pforte des Klosters, man wollte sie mir nicht öffnen, da bin ich hierher gekommen; ich habe ein Kind an meine Freundin ins Kloster geschickt, die mich morgen hier abholen wird. Hier habe ich mein Lämpchen angezündet vor der Madonna; ich that ein Gelübde, ein letztes heiliges Gelübde. Heilige Mutter, flehte ich, gib mir ein Zeichen, ob ich ihm gehören soll oder dem Himmel. Wenn es morgen Tag ist, und meine Freundin es ist die mich hier zuerst findet, so soll mir Dies das Zeichen sein, daß ich dir und dem Himmel gehöre... Wenn aber ein Anderer kommt, und mich hier sucht und findet... Heilige Mutter, ich will dir auch eine Gabe weihen... das Beste, das Einzige das ich besitze... Sieh hier meine langen Haarflechten, die ihm immer so lieb waren, ich weihe sie dir... „O mein theurer Freund", schloß das Kind mit einem herzergreifenden Pathos, „die Madonna hat ein Wunder gethan... du bist zuerst gekommen ... mein Haar gehört ihr ... mein Leben gehört dir."

Sie riß das seidene Tuch von ihrem Haupt; o Herzeleid, es — war kahl; sie deutete mit der Hand auf eine Stelle neben sich. Da lagen ihre schönen Flechten glatt vom Haupt geschnitten. Sie blickte ihn an wie aus den Tiefen eines schwärmerischen Wahnsinns.

Hier schweigt der Mund; hier erstarrt die Feder. Wie die Liebenden diese Nacht durchlebten, stumm, traurig, in innigster Seelenumarmung; wie der irdische Himmel sich diesem Wesen, das schon in die Dämmerung des Wahnsinns versunken war, sich noch einmal öffnet: wer vermag Dies zu schildern!

Unsere Episode geht zu Ende. Er bringt Graziella in das Haus ihrer Großältern zurück, ihre Farbe, ihr Leben kehrt wieder; sie erwacht noch einmal zum höchsten Jauchzen der Liebe, die nun vor dem Geliebten kein Geheimniß mehr ist. Die Alten überhäufen sie mit ihren Liebkosungen. Es soll von Cecho nicht mehr die Rede sein. „Sie hat doch meiner mit einem Trost gedacht", spricht Cecho und verstummt. Nur wenige Tage folgen; in ihnen culminirt Graziella's Seligkeit.

Eines Tags kommt der Jüngling auf sein Stübchen. Da liegt sein modischer Anzug aus der Stadt zerrissen am Boden. „Zürne mir nicht", spricht Graziella, „ich habe Das gethan; in diesen Kleidern würdest du mich verlassen, und du darfst mich nicht verlassen." Und er hat sie verlassen! Einen Monat später kommt sein Freund Aymon de Virieu aus Frankreich zurück, und bringt dem Dichter eine Botschaft der Seinen die ihn schleunig in die Heimat beruft. Und der stürmische Freund reißt ihn fort mit Gewalt, und der zartempfindende Jüngling Lamartine ist grausam genug dies edle Kind ohne Abschied verlassen zu wollen. Doch nein, nicht ganz ohne Abschied: er schrieb ihr zwei zärtliche Zeilen von Nothwendigkeit, von baldiger Wiederkehr; er will dieses grausame Lebewohl auf der Schwelle ihres Kämmerleins niederlegen. Aber der heilige Instinct der Liebe läßt Graziella ihre Thüre öffnen.

Der Mond erhellte die Terrasse. Das arme Kind erkannte meinen Freund; sie erblickte mein Reisegepäck im Arm eines Dieners. Sie breitete die Arme aus, stieß einen Schrei des Entsetzens aus, und sank ohnmächtig nieder.

Während die armen Alten das liebliche Ebenbild des Todes mit frischem Wasser besprengen, enteilt der Freund; eine Stunde später rollt ihn der Postwagen auf der Straße nach Rom dahin. „Je dévorais le sanglot intérieur qui m'étouffait."

So endet diese Tragödie der Liebe. Der Freund kehrte nicht wieder. Aber nach Wochen findet ihn in Lyon ein Schreiben Graziella's: „daß sie das Fieber habe; aber daß es schon besser mit ihr gehe." Die Schwester des armen Cecho ist bei ihr, pflegt sie liebend. Sie baut fest auf des Freundes Wiederkehr.

Fünf Monate später findet unser Dichter bei der Rückkehr von einem Ball auf seinem Zimmer ein Paket aus Neapel. Es enthält den Schwanengruß Graziella's und jene ahnungsvollen Flechten ihres Haars:

Der Doctor sagt, ich werde in drei Tagen sterben. Ehe mir alle Kraft ausgeht, sage ich dir Lebewohl. Wärst du da, so würde ich leben. Aber es ist Gottes Wille. Wir werden uns jenseits finden; ich hinterlasse dir mein Haar; gedenke jener Nacht und meiner.

Im Jahre 1830 betrat Lamartine um die Zeit der Vesper eine der Kirchen von Paris. Man trug eben den Sarg eines jungen sechzehnjährigen Mädchens hinein, mit weißem Tuch behangen. Diese stillen Exequien mahnten ihn an Graziella. Er weinte lange, und schrieb daheim auf seinem einsamen Zimmer die Strophen:

Le premier regret.

Mais un ombre de sa mort se répandit de ce jour là sur son visage et sur sa jeunesse!

Ja du liebtest sie, edler Dichter, aber du verstandest nur nicht deine Liebe!

Wir scheiden, mit diesem Abschluß einer traurigen Geschichte, auf eine Kürze von einem Geiste der auf den Höhen der Zeit, ja wol der Zukunft steht, wie auf den Höhen der Dichtung. Wir erkennen in dieser „Confidences" mehr als ein Buch; wir erkennen darin eine Epoche des ewig jungen, aber auch ewig unergründlichen Menschenherzens und seiner Poesie. Darum widmen wir ihnen eine weihevolle Achtung. Was uns der Schluß dieser im wahren Zauberglanz der französischen Diction prangenden Mittheilungen an Erlebniß und Betrachtung bringt, und wie sie sich von selbst die unsichtbare Brücke bauen hinüber zu dem wunderbaren „Raphaël", Dies findet sich in unserm zweiten Artikel.*)

36.

---

*) Diesen zweiten Artikel lassen wir im Monat August folgen.

D. Red.

Macaulay's Geschichte von England.

Der Name Macaulay ist auch in Deutschland keine Neuigkeit. Politiker kennen ihn als den eines ausgezeichneten Redners im Parlamente und gewandten Staatsministers, Freunde der englischen Literatur und besonders Leser des „Edinburgh review" als den des brillantesten „Artikelschreibers" unserer Tage. Letzteres allein würde hinreichen Macaulay den literarischen Stern auf die Brust zu drücken in einer Zeit, wo die begabtesten Geister ihre besten Kräfte der Tagespresse widmen, weil eben die Tagespresse die herrschende Tagesliteratur ist. Aber es scheint, daß Macaulay nach Dauerndem strebt, und sich deshalb eine jener gewichtigen Aufgaben gewählt hat welche selbst die Gegenwart für einen verläßsigern Prüfstein literarischen Talents und schriftstellerischer Geschicklichkeit erklären muß — die Abfassung eines selbständigen Werks. Er hat sich dazu die englische Geschichte ersehen, und die Lösung seiner Aufgabe mit den zwei ersten Bänden seiner

History of England from the accession of James II. London 1848.

begonnen. Warum er so begonnen, alles von der Thronbesteigung Jakob's II. rückwärts Liegende übersprungen hat, kann nicht zweifelhaft sein. Der Sprung vertritt die Stelle des Bekenntnisses, daß der Hauptreiz der frühern Geschichte Englands in ihrer Romantik liege, ihre sichtbare Einwirkung auf neuere Politik, sociale Verhältnisse und Nationalcharakter, wie solcher jetzt sich herausstellt und verstanden wird, nicht über den Schluß des 17. Jahrhunderts zurückreiche. Als Einleitung gibt der Verf. einen kurzen, raschen Geschichtsabriß von Elisabeth bis auf Jakob. War in ihm auch kein milder Richter der Stuarts zu erwarten, so übernimmt er sich doch ebenso wenig in Freundlichkeit gegen Cromwell und die Puritaner, und versöhnt dadurch einigermaßen mit der unleugbaren Geneigtheit den Sünden des Königthums die schlechtesten Motive unterzulegen, und die Sünden der Volkspartei um der Motive willen zu entschuldigen. Wenn schon diese Andeutung die Hoffnung begründen kann das Buch nächstens in deutschem Gewande zu erhalten*), ein Buch überdies welches binnen weniger Monate durch drei starke Auflagen gegangen, für dessen zehnjähriges Verlagsrecht dem Verf. die Summe von 40,000 Thlr. zugesichert worden, und das in England seit es erschienen „das Buch der Bücher und des Tags" ist, und an jene Hoffnung sich die Gewißheit knüpft es dann von allen Seiten kritisch beleuchtet zu sehen: so darf der Zweck gegenwärtiger Notiz sich mit Aushebung zweier Stellen begnügen, die ohne gesucht zu sein für das reiche Wissen und das künstlerische Geschick des Verf. „selbstredendes" Zeugniß geben. Für das reiche Wissen rede die Charakterzeichnung Wilhelm's von Oranien.

„Wilhelm", heißt es, „empfing von der Natur heftige Leidenschaften und rasche Empfänglichkeit. Aber die Welt hatte von der Stärke seiner Gefühle keine Ahnung.... Was er liebte *liebte* er mit der ganzen Kraft seines kräftigen Geistes.... Zuoberst in seiner Gunst stand ein Herr seines Hofhalts, Namens Bentinck. Er stammte aus edelm batavischen Geschlecht, und sollte der Ahn einer der großen Patricierfamilien Englands werden. Bentinck's Treue war nicht in alltäglicher Weise erprobt worden. Als die Vereinten Provinzen mit Frankreich um ihre Existenz kämpften, bekam der junge Prinz, der Stützpunkt ihrer Hoffnungen, die Pocken. Dieselbe Krankheit hatte Vielen seiner Familie das Leben genommen, und ließ bei ihm sich besonders bösartig an. Die Bestürzung war allgemein und groß. Von frühem Morgen bis zum späten Abend drängten sich die Besorgten in den Straßen von Haag, und forschten nach dem Befinden Seiner Hoheit. Endlich nahm die Krankheit eine günstige Wendung. Daß Wilhelm ihr entkam wurde theils seinem eigenen merkwürdigen Gleichmuthe, theils Bentinck's unerschrockner und unermüdeter Freundschaft beigemessen. Aus Bentinck's Händen allein empfing Wilhelm Speise und Arznei; von Bentinck allein wurde er aus dem Bette gehoben und darin niedergelegt. «Ob Bentinck während meines Krankseins geschlafen oder nicht», sagte Wilhelm mit dem Ausdrucke der Zärtlichkeit zu Temple, «Das ist mehr als ich weiß. Aber Das weiß ich, daß während der 16 Tage und Nächte ich Nichts gefodert habe, ohne daß Bentinck augenblicklich bei mir war.» Ehe der treue Diener sein Pflegeramt beendigt wurde er angesteckt. Aber er erwehrte sich der Schläfrigkeit und des Fiebers, bis sein Gebieter für genesend erklärt wurde. Dann erst bat er um Erlaubniß nach Hause zu gehen. Und es war hohe Zeit, denn seine Füße trugen ihn nicht mehr. Er lag auf den Tod, wurde jedoch gerettet, und sowie er das Bett verlassen durfte, eilte er zur Armee, und blieb während manches scharfen Feldzugs, wo er in den Tagen einer andern Gefahr gewesen, an Wilhelm's Seite."

„Dies der Ursprung einer ebenso warmen und reinen Freundschaft wie irgend eine aus der alten oder neuen Zeit. Die Abkömmlinge Bentinck's bewahren noch eine Menge Briefe welche Wilhelm an ihren Urahn geschrieben, und es ist nicht zu Viel gesagt, daß, wer diese Briefe nicht genau gelesen, vom Charakter des Fürsten sich kein richtiges Bild machen kann. Er, den sogar seine Bewunderer im Allgemeinen für den zurückhaltendsten und kältesten aller Menschen erklärten, er vergißt hier jeden Unterschied des Standes, und läßt mit der Offenherzigkeit des Schulknaben seinen Gefühlen freien Lauf. Ohne Rückhalt plaudert er von den wichtigsten Geheimnissen, und erläutert so einfach wie möglich ungeheuere, alle Regierungen Europas angehende Entwürfe. Neben Mittheilungen über solche Gegenstände finden sich deren von ganz verschiedenem, obschon vielleicht nicht minder anziehendem Inhalte. Alle seine Erlebnisse, alle seine innersten Gefühle, seine langen Hetzen nach kolossalen Hirschen, seine Ringelrennen am St.-Hubertstage, das Gedeihen seiner Pflanzungen, das Misrathen seiner Melonen, der Zustand seiner Stuterei, sein Wunsch nach einem leichten Paßgänger für seine Frau, sein Unwille als er hört, daß Einer seines Hofhalts, nachdem er ein Mädchen aus guter Familie zu Falle gebracht, sich weigere sie zu heirathen, seine Anfälle von Seekrankheit, seine Husten, seine Kopfschmerzen, seine frommen Anwandelungen, seine Dankbarkeit für göttlichen Schutz bei großer Gefahr, sein Widerstreben im Unglück sich dem göttlichen Willen zu fügen: alles Dies berichtet er mit einer so liebenswürdigen Geschwätzigkeit, wie man es von dem verschlossensten und gesetztesten Staatsmanne seiner Zeit nimmermehr erwarten sollte. Noch merkwürdiger ist der sorglose Erguß seiner Zärtlichkeit und die brüderliche Theilnahme an dem häuslichen Glücke seines Freundes. Als Bentinck ein Erbe geboren worden, schreibt Wilhelm: «Er wird hoffentlich am Leben bleiben, um ein so guter Kerl zu werden wie du bist, und sollte ich einen Sohn bekommen, so hoffe ich, daß unsere Kinder sich ebenso lieben werden wie wir.» Bis zum Tode behandelt er die kleinen Bentinck mit väterlicher Güte. Er ruft sie bei liebevollen Namensabkürzungen, nimmt sie in Abwesenheit des Vaters zu sich, und wie leid es ihm auch thue ihnen ein Vergnügen verweigern zu müssen, duldet er doch nicht, daß sie zu einer Jagdpartie gehen, wo ein Hirsch sie mit seinem Geweihe verletzen könnte, oder daß sie bei einem schwelgerischen Abendessen spät aufsitzen. Als die Mutter während des Gatten Abwesenheit krank wird, findet Wilhelm inmitten der dringendsten Geschäfte Zeit an Einem Tage mehre Boten mit kurzen Notizen über ihren Zustand abzuschicken. Einmal, wo sie nach einem heftigen Anfalle für außer Gefahr erklärt worden, bricht der Fürst in die innigsten Worte des Danks gegen Gott aus. «Ich schreibe», heißt es, «mit Freudenthränen in den Augen.» Es ruht ein eigenthümlicher Reiz in solchen Briefen aus der Feder eines Mannes dessen unwiderstehliche Kraft und unbeugsame Festigkeit selbst seinen Feinden Hochachtung abnöthig-

*) Es ist bereits der erste Band einer von F. Bülau gefertigten Uebersetzung erschienen. Wir kommen später auf das Werk zurück. D. Red.

ten, dessen kaltes und ungelenkes Benehmen fast alle seine Anhänger zurückschreckte, und dessen Geist sich mit Gigantenplänen trug welche der Welt ein verändertes Ansehen gegeben."

Wie hierin das Wissen des Verf., so dürfte in nachfolgender Schilderung des Einzugs von Wilhelm's Truppen in Exeter, um zu vollbringen, woraus die Revolution entstand, sein künstlerisches Geschick sich darthun:

„Aus allen benachbarten Dörfern strömten die Einwohner herbei. Ein großer Haufe, meist junge Landleute die ihre Knittel schwangen, hatte sich auf der Spitze des Haldonhügels gesammelt, von wo das aus Chudleigh heranziehende Heer zuerst das reiche Thal von Exe und die zwei massiven Thürme erblickte welche aus der über der westlichen Hauptstadt hängenden Rauchsäule emporragten. Den ganzen weiten Abhang hinab und die Ebene entlang bis an die Ufer des Flusses war die Straße Meile auf Meile mit Schaulustigen besetzt. Vom Westthore bis ans Kirchengehege gemahnte das Drängen und Schreien der Massen die Londoner an den Lärm des Lord-Mayors-Tags. Die Häuser waren lustig geschmückt. In Thüren und an Fenstern, auf Altanen und Dächern standen die Gaffer Kopf an Kopf. Ein kriegsprunkgewohntes Auge hätte an dem Schauspiele Manches zu tadeln gefunden. Mehre mühselige Märsche im Regen und auf Straßen, wo der Fußgänger bei jedem Tritte hoch über die Knöchel in Schmuz sank, hatten das Ansehen weder der Männer noch ihres Zeugs verschönt. Aber das Volk von Devonshire, mit dem Glanze wohlgeordneter Feldlager völlig unbekannt, war starr vor Staunen und Wonne. Beschreibungen des kriegerischen Gepränges waren über das ganze Königreich verbreitet, und enthielten Vielerlei, ganz geeignet die gemeine Gier nach Wunderbarem zu befriedigen. Das niederländische Heer, aus Männern bestehend welche unter verschiedenen Zonen das Licht der Welt erblickt und unter verschiedenen Fahnen gedient hatten, war in seiner Erscheinung ebenso grotesk als prächtig, und ein Gegenstand des Schreckens für Insulaner die im Allgemeinen von fremden Ländern sehr wenig wußten. Allen voran ritt Macclesfield an der Spitze von 200 Herren, meist Engländer, mit blitzenden Helmen und Panzern und auf flämischen Streitrossen. Jedem folgte ein Mohr aus den Zuckerplantagen an der Küste von Guiana. Die Bürger von Exeter, die nie so viele Proben afrikanischer Race gesehen hatten, staunten verwundert die schwarzen Gesichter an mit ihren grell abstechenden gestickten Turbans und weißen Federn. Darauf mit gezogenen Schlachtschwertern kam ein Geschwader schwedischer Reiter in schwarzer Rüstung und Pelzmänteln. Ein seltsames Interesse kettete sich an ihren Anblick; denn die Sage ging, daß sie aus einem Lande stammten, wo das Meer eingefroren und das halbe Jahr hindurch Nacht sei, und daß sie selbst die grimmigen Bäre erschlagen deren Felle sie trügen. Zunächst, umgeben von einer hellen Schar Edelherren und Pagen, wurde hoch des Prinzen Panier getragen. Auf den breiten Falten lasen die dichten Haufen welche die Dächer säumten und die Fenster füllten mit Entzücken die denkwürdige Inschrift: «Die protestantische Religion und Englands Freiheiten.» Aber doppelt laut schallte der jubelnde Zuruf als geleitet von 40 Läufern der Prinz erschien mit Brust- und Rückenpanzer, weißem Helmbusch und auf milchweißem Schlachtroß. Wie kriegerisch er sein Roß zügelte, wie gedankenschwer und befehlend der Ausdruck seiner breiten Stirn und seines Falkenauges war, zeigt noch heute Kneller's Bild. Einmal erweichten seine ernsten Züge zu einem Lächeln. Es war als ein altes Weib — vielleicht eine jener eifrigen Puritaner, die durch 28 Jahre der Verfolgung mit festem Glauben des Trostes von Israel geharrt; vielleicht die Mutter eines Rebellen der beim Gemetzel von Sedgemoor oder in der fürchterlichen Metzelei der Assisen seinen Tod gefunden — aus den Massen hervor durch gezogene Schwerter und tanzende Rosse sich Bahn brach, die Hand des Befreiers berührte, und laut aufschrie, daß sie nun glücklich sei. In der Nähe des Fürsten war Jemand zwischen welchem und ihm die Neugier der Menge sich theilte. Er sei, hieß es, der große Graf Schomberg, der erste Feldherr Europas, seit Turenne und Condé nicht mehr seien; der Mann dessen Genie und Tapferkeit auf dem Blachfelde von Montes Claros die portugiesische Monarchie gerettet, und der einen höhern Ruhm sich dadurch gewonnen, daß er um seines Glaubens willen auf den Stab eines Marschalls von Frankreich verzichtet. Es blieb unvergessen, daß die zwei jetzt in Exeter einziehenden, durch das gemeinsame Band des Protestantismus unauflösbar vereinigten Helden vor 12 Jahren unter den Mauern von Mastricht sich feindlich gegenüber gestanden, und die Kraft des jungen Prinzen kein Gegengewicht gewesen war für das ruhige Wissen des jetzt als Freund neben ihm reitenden Veteran. Dann kam eine lange Säule backenbärtiges schweizerisches Fußvolk, in allen Continentalkriegen der letzten zwei Jahrhunderte ausgezeichnet durch Kampfsmuth und Zucht, aber bis zur Stunde nie auf englischem Boden gesehen. Ihnen folgten einzelne Haufen, die, wie damals Brauch war, sich nach ihren Führern nannten: Bentinck, Solmes und Ginkel, Talmash und Mackay. Besonders mochte den Engländern eine tapfere Schar gefallen die immer noch den Namen des geehrten und bedauerten Ossory hatte. Was außerdem die Wirkung des Schauspiels erhöhte, war die Erinnerung an all die berühmten Thaten deren Theilnehmer die durch das Westthor einströmenden Krieger gewesen; denn sie freilich hatten Anderes geleistet als der devonshirer Landsturm oder das Lager bei Hounslow. Es waren welche unter ihnen die auf dem Schlachtfelde von Seneff den Sturmangriff der Franzosen zurückgeworfen, oder an dem großen Tage der Entsetzung Wiens in der Sache der Christenheit mit den Ungläubigen den Schwerterkampf gekämpft."

10.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Eine Geschichte des Jungen Deutschland,

aus der Feder des bekannten Saint-René Taillandier, wird Denen die sich für unsere Literatur in Frankreich interessiren vom „Journal des débats" angelegentlich empfohlen. „Die unter dem Namen «Junges Deutschland» allbekannte literarische Schule", sagt dieses Blatt, „war aus jungen Leuten zusammengesetzt die die Avantgarde der Revolution gebildet haben. Die politischen Bewegungen die in diesem Augenblick ganz Deutschland umformen waren nothwendig durch die philosophische und literarische Revolution vorbereitet, und es gibt fast kein Land der Welt in welchem man mit größerm Interesse diese lange, aber fruchtbare Entwickelungsarbeit verfolgen kann. Durch seine tiefe Kenntniß der deutschen Literatur war Saint-René Taillandier gerade am meisten befähigt uns in diese merkwürdige intellectuelle Bewegung einzuführen. Sein Buch hat das seltene Verdienst, daß man aus ihm Viel und gut lernt; es enthält eine Reihe sehr sorgsamer Studien über viele deutsche Schriftsteller, von denen man sehr oft spricht ohne sie zu kennen, und von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet hat Taillandier eine sehr fühlbare Lücke in unserer eigenen Literatur ausgefüllt." Gewiß wird dieses Buch — in Deutschland behandelt noch kein ähnliches namhaftes denselben Gegenstand — auch bei uns Aufsehen erregen, und d. Bl. kommen wol noch ausführlicher auf dasselbe zurück.

Eine noch unbekannte Schrift von Fénélon.

Nach einer Mittheilung der „Presse" ist eine solche in Douai aufgefunden worden. Das eigenhändige Manuscript des berühmten Prälaten lag mitten in einer Masse alter Papiere die das Museum von Douai aufbewahrte, und die gewiß oft durchsucht worden sind ohne daß Jemand ahnte welche Merkwürdigkeit sie verbärgen. Der Bibliothekar Duthilloeul durchstöberte nochmals diese alten Documente, und fand den erwähnten Autographen. Ueber den Inhalt desselben findet sich in der „Presse" keine Angabe.

40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 143. —— 15. Juni 1849.

Zur Charakteristik protestantischer Geistlichen im vorigen Jahrhundert.

Johann Friedrich Mayer's und Johann Ludwig Würffel's amtliche Gewissensnoth.

Johann Friedrich Mayer, geboren zu Leipzig 1650 und gestorben als Generalsuperintendent über Schwedisch-Pommern, erster Professor der Theologie an der Universität und Hauptpastor zu Greifswald, aus dessen letzem Lebensjahre wir hier widerspruchsvolle Züge knechtinniger Adulation gegen die „göttlich-verordnete Obrigeit" und eines bewunderungswürdigen, wiewol thörichen, unverständigen Martyrthums, das seine Mitbürger nit unsaglichem Verderben bedrohte, unsern Lesern erählen wollen, war nicht sowol einer der tiefststudirtesten Gottesgelehrten seiner Zeit, als berühmt und berüchtigt n der Inquisition und im Kampfe gegen abweichendes irchliches Leben, und als leidenschaftlicher Feind und unrbittlicher Verfolger einer kirchlichen Richtung, welcher edle ind fromme Zeitgenossen, Jakob Philipp Spener und eine Anhänger, sich ergaben. Indessen haben wir es ier nicht mit dem gefürchteten Streittheologen und oft ungerechten, wuthentbrannten Anfeinder der damaligen Pietisten zu thun; wir erwähnen aus Mayer's früherer Laufbahn nur, daß er, aus Sachsen von Kanzel und Katheder 1687 nach Hamburg zur St.-Jakobspfarre erufen, einen vernichtenden Sturm gegen Johann Heinich Horbius, seinen Amtsgenossen und den Schwager es Patriarchen der Pietisten, Spener's, heraufbeschwor, ind als der ungleiche Gegner furchtsam gewichen war, egen die zurückgelassene Frau desselben sogar den rasenen Pöbel der Seestadt bewaffnete; daß der Sieger 1701 u den höchsten geistlichen Würden nach Schwedisch-Pommern befördert, seinen Einfluß auf die schwedische Diplomatie misbrauchte, um in Berlin 1707 einen unbenbürtigen Gegner, den verrufenen Konrad Dippel, Freidenker, verzückten Pietisten und Goldmacher in einer Person, durch Verhaftung unschädlich zu machen, weil erselbe gefährliche pietistische Meinungen unter die Solaten Karl's XII., die Gäste in Kursachsen, verbreitet atte: alle diese Dinge sind bekannter. Wir zeichnen daegen aus Urkunden den Greis wie er im Angesicht des roskowitischen Despotismus, der Knute und Sibirien nahe, der Würde eines deutschen Priesters selbst bei einem Mentschikoff und andern willenlosen Vollstreckern der Barbarei des Zaren Peter I. Achtung erzwang.

Zwei Jahre nach der Schlacht von Pultawa, im August 1711, rückten die Bundesgenossen des Zaren, die Könige von Polen und Dänemark, mit ihren Heeren und den ersten Russen welche auf deutschem Boden gesehen wurden, in Schwedisch-Pommern ein. Die Stadt Greifswald, 80 und 62, ja noch 33 Jahre früher (1631, 1659, 1678) mannhaft gegen Gustav Adolf und gegen den Großen Kurfürsten vertheidigt, empfahl sich demüthig den fremden Herrschern. Der Rath schickte eine halbe Meile Weges dem König-Kurfürsten Abgeordnete entgegen — wir wissen nicht ob auch Geistlichkeit und Universität —, aber ungeachtet Gnade und Schonung verheißen war, lasteten alle Drangsale des Kriegs auf den Bürgern, und drohete die wohlhäbige Stadt und das Land zu erliegen. Ab und zu hielten die Fürsten ihren kriegerischen Hof in Greifswald; außer Dänen, Sachsen und Polen garnisonirten einmal vier russische Regimenter, das permische, smolenskische, wladimirskische und kargatozkische, im schwachbevölkerten Orte unter Generalen die, wie Mentschikoff, Golitzin, Repnin, Buck, Bauer, Strikaloff, bereit waren nach Laune des Gebieters dessen einzigen Sohn zu foltern und zu morden, viel weniger Anstand nahmen über Unterthanen des offenen Feindes ihres Selbstherrschers die Knute, die Brandfackel, das Henkerbeil zu schwingen. Darum zitterte Alles, Hoch und Niedrig, vor den entmenschten Moskowitern, und hatte dessen Ursach, nach den schauderhaften Mordbrennereien in Wolgast, Garz und den Schrecknissen Anklams und Greifswalds, vor deren Vollerfüllung nur die drohende Dazwischenkunft mildgewöhnter Könige deutschen Ursprungs schützte. Wenn auch chronologische Zweifel obwalten, ist es dennoch nicht unwahrscheinlich, daß der arme Doctor Juris, Professor Ordinarius und Beisitzer des Consistorii, Johann Schack, in jungen Jahren eines plötzlichen Todes verbleichen konnte, weil man, in bösem Scherz oder im Ernste, dem überaus wohlbeleibten, von glänzendem Fleisch strotzenden Manne vorgeredet hatte, der Zar bezeige Lust den Leib des fetten Dieners der Themis eigenhändig aufzuschneiden, um seinen bekannten kannibalischen Wissenschaftseifer am anato-

mischen Prachtstücke zu weiden. Zwar widerspricht ein Alibi dem unmittelbaren Zusammenhange zwischen der Anwesenheit des Zaren in Greifswald und dem Tode des Professors; denn unter dem Bilde des Letztern im Juristensaale — rosige, volle Wangen, veilchenblaue, etwas wehmüthige Augen, die weichen Umrisse bis unter das dreifache Kinn von einer stattlichen Lockenperücke umflossen — steht geb. 12. Mai 1661, gest. 19. Aug. 1713, während Peter, im März 1713 aus Deutschland heimgekehrt, sein Reich in diesem Jahre nicht wieder verläßt. Doch konnte den reiselustigen Herrn Pommern und Greifswald, das ihn zuletzt im September 1712 gesehen, im hohen Sommer 1713 jeden Tag erwarten, da die Belagerung von Stettin und Stralsund im Werke war; und was man von der Wißbegier des Gewaltigen während seines Besuchs in Berlin (März 1713) meldete, durfte beim unmittelbaren Eindruck mongolischer Barbarei in nahen Städten den furchtsamen Juristen mit tödtlichem Entsetzen erfüllen. Der Zar, ein leidenschaftlicher Liebhaber von Hinrichtungsscenen, hatte nämlich keine gründliche Vorstellung von dem altgermanischen Radebrechen, und sprach seinen Wunsch nach derartiger Bereicherung seiner Kenntnisse am Hofe des jungen Königs Friedrich Wilhelm's I. mit solcher Wärme aus, daß, als die Criminaljustiz nicht gleich mit einem zu solcher Todesart verurtheilten Verbrecher dienen konnte, der Selbstherrscher aller Reussen, verwundert über die Weigerung: „irgend einen beliebigen Maleficienten ohne Weiteres vor seinen Augen rädern zu lassen", sich erbot aus seiner Dienerschaft das nöthige Subject herzugeben. In nicht geringer Verlegenheit über solches Erbieten mußte denn der Minister dem mächtigen Bundesgenossen des Königs erklären, daß auch dergleichen hier zu Lande nicht thunlich sei. Kein Wunder daher, wenn nach solcher Kunde Dr. Johann Schack bis in den Tod erschrak, als ihm das Gelüste des Eroberers nach seinem Wanste hinterbracht wurde.

Wir lassen nun zwei urkundliche Briefe des Generalsuperintendenten Mayer folgen, die ihren geschichtlichen Zusammenhang in dem Erzählten finden, und als Rechtfertigung des Betragens des ebenso eiteln wie hochsinnigen Mannes dienen sollen. Schwerlich hat Karl XII., im fernen Bender, das Memorial vom 8. Dec. 1711 empfangen:

Großmächtigster Monarch,
Allergnädigster König!

Nachdem leider unsere schweren Sünden der gerechte Gott durch Einbruch sächsischer, dänischer und muskowitischer Truppen heimgesuchet, unter welcher Last wir allhie erbärmlich seufzen, so habe ich Ew. königliche Majestät in tiefester Unterthänigkeit auf mein Gewissen und Eid, und wie es Gott und Menschen bekannt, ich auch für Gott und Menschen zu verantworten gedenke, von meiner Treu und Amtsverwaltung bis auf heutigen Tag Relation abstatten sollen. Als das allgemeine Gerücht von dem Einbruch der Feinde das Land erschreckete, bin ich kurz hieher nach Stettin gereiset, und habe allda als ein redlicher treuer General-Superintendent, daß der ganze Klerus Ew. königlichen Majestät mit einem dono gratuito ihrer unterthänigsten Treue versichern möchte, mir eifrigst, obschon mit der größten Widerwärtigkeit vieler Unbesonnenen, lassen angelegen sein; zugleich in Stettin Sorge getragen, ob ich nicht nur eine Stube zu meiner Subsistenz bei dem Administrator und vielen Andern so Häuser gehabt erhalten könnte. Aber meine Mühe war vergebens, außer daß der Pastor zu St.-Jacobi allda, Dr. Cramer, mir seine eigene Stube einräumen wollte. Da ich nun nach Hause wieder kommen, die allgemeine Furcht und ganz ungewöhnliches Schrecken der Leute, die mein-Eidige Flucht unterschiedener Prediger, so schon von ihren Gemeinen gelaufen, erfuhr, des Consistorii Aufhebung, wo ich wegzöge, für Augen sahe, überdieses der Rath und Bürgerschaft acht Personen zu mir schickten, und baten, um Gottes und ihrer Seligkeit willen sie doch nicht zu verlassen, zumal sie ganz arm an Predigern und von fünf ihr zwei mangelten, auch gedachten, wenn ich flöhe, meinem Exempel noch viel mehr aus dem Klerus folgen würden, so habe ich Nichts für mich gethan, sondern der königlichen Regierung Alles anheimgestellet, Ihr Gutachten erfodert, ob ich allhie bleiben oder nach Stettin kommen sollte: ich wollte in Allem gehorsamen. Da dann die königliche Regierung mein Verbleiben für gut befunden, danach ich mich auch gerichtet, und bin unerschrocken, mich allein auf Gott und seinen Schutz verlassend, verblieben.

Darauf ist den 31. Augusto, als ich noch den Tag fürher, war der 13. Trinitatis, die Gemeine auf der Kanzel zu andächtigem eifrigem Gebeth und aller beständigsten Treu gegen Ew. königliche Majestät ermahnt, der König Augustus mit seinem Volk in die Stadt gerücket: da ich denn durchaus widersprochen, und im geringsten nicht consentiren wollen, daß die Universität dem Könige entgegenginge und Ihn annehme. Ich habe auch durchaus nicht zugegeben, daß ein Mensch im Namen des Ministerii oder auch des Consistorii ihn bewillkommnete, obgleich viele Drohungen dessentwegen hören müssen. Ich bin auch selbst nicht die ganze Zeit seines Anwesens bei Augusto gewesen, und habe ihm nicht aufgewartet: sondern als der General Flemming mich zu sich kommen ließ, ganz aufrichtig gesaget, daß ich in keinem Stücke der Treu, die ich Ew. königl. Majestät schuldig wäre, würde und könnte weichen, es möchte mir auch gehen wie es immer wollte; Gott würde mich stärken. Darauf habe ich, als theils meine Collegen aus Furchtsamkeit die zween gewöhnliche Gebethe wider die muskowitischen Feinde Ew. königl. Majestät, daß ihnen Gott einen Ring in die Nase lege und ein Gebiß ins Maul, daß sie mit Schimpf den Weg zurückgehen möchten, den sie gekommen wären &c., nicht mehr ablesen wollen, sie schriftlich ermahnt fortzufahren, die schwere Verantwortung ihnen zu Gemüth geführet, in welche sie sich durch Unterlassung selbiger stürzen würden, habe aber leider Nichts erhalten, sondern sie werden bis diese Stunde ausgelassen. Und obgleich hin und wieder ausgesprenget worden, man werde dem Priester, so diese Gebethe ferner betete, Riemen aus dem Rücken schneiden, ihn prügeln lassen, in ewige Gefängniß führen: habe ich mich doch nicht lassen schrecken, ich habe sie auf der Kanzel in allen Predigten ungeachtet der häufigen Anwesenheit der Feinde fortgebetet, und bete sie noch durch Gottes Gnade auf diese Stunde, werde auch nicht nachlassen, es wäre denn auf Verordnung meiner Obern; Gott erhöre sie umb Christi willen! Indessen habe ich das Consistorium im Namen Ew. königl. Majestät wöchentlich fortgesetzt, Disputationes wider die Papisten öffentlich angestellet, meine Lectiones über Dr. Luther's Schriften verrichtet, das Reformationsfest Luther's öffentlich gefeiert, in der Feinde Gegenwart eine eigene Oration, daß Ew. königl. Majestät der einige Defensor fidei sey, und wie für Sie die ganze Evangelische Kirche umb ihre glückliche und Siegreiche Waffen zu beten verbunden sey, unter dem Liede, Erhalt uns Herr bey deinem Wort &c. gehalten. Ich habe den Geburtstag Lutheri mit einer sonderbaren Predigt celebriret, alle Sonntage mein Ampt mit Predigen verrichtet, mit Briefen die Präpositos zur Treue ermahnet, meinen Synodes be-

ruffen, alle und jede noch für acht tagen zur eifrigsten beständigsten Treue gegen Ew. königl. Majestät, und daß sie dahin bey allen ihren Zuhörern arbeiten sollten, Väterlich angehalten. Ich habe in einer öffentlichen gedruckten Schrift die verlaufenen Prediger zurück geruffen und in selbiger Schrift mein treues beständiges Herz gegen Ew. königl. Majestät aller Welt Freunden und Feinden geoffenbahret, und wie ich sonst nicht das geringste zugelassen, so Ew. königl. Majestät auf einige Art konnte verdrießlich sein, davon werden die Protokolla des hiesigen K. Consistorii sattsam zeugen.

Habe also weder König Augustum noch den König von Dänemarck ehe als drei Wochen nach dem Einbruch gesehen, als das Consistorium mich einmüthig beweget, weil etliche Kirchen auf dem Lande solten abgebrochen werden, dieses Abbrechen zu verbitten. Da ich denn hinausgefahren und solche Bitte fürgebracht: bin aber noch selbigen Tag, da ich keinen bissen bey keinem Könige, ob sie mich gleich beyde nöthigen liessen, gegessen, sondern ungessen wieder heim gefahren. Darauf ich weiter ganz nichts von beiden Königen gesehen, bis verwichen Mittewochen, war der 3. December, da ich im Consistorio sitze, werde ich ganz unvermuthet nach Hause gerufen und finde darin auf meiner Bibliothek König Augustum, da ich denn wohl nicht anders sagen kann, nachdem ich die größeste Freude und Zierde in Ew. königl. Majestät Bildniß suche, auch dasselbige viermahl auf der Bibliothek stehen habe, Er selbige überaus genau angesehen und betrachtet, auch mit aller Ehrerbietung, welches Ew. königl. Majestät am meisten gleichete, gesprochen, und darauf nach kurzer Zeit davon gefahren, meinen Catalogum der Bücher verlanget und ihn bald wieder zurücke geschicket. Den andern Tag kam ebenfalls ganz unvermuthet zu mir der König in Dänemarck, und nachdem er die Bücher besehen, fuhr er wieder nach Hause. Ich aber kann Ew. königl. Majestät in Unterthänigkeit versichern, daß ich zu diesem Zuspruch Ihnen nicht die geringste Gelegenheit oder Anlaß gegeben, am allerwenigsten sie dazu eingeladen, oder weder für noch nach dieser Besuchung, einem von diesen Königen aufgewartet.

Des Abends als der König Augustus von mir gefahren, kam der hiesige Burggraf und Burgermeister zu mir, und brachte für, wenn ich mir wollte gefallen lassen, die Gebethe kommenden Sonntag nachzulassen, da wolten beyde Könige in die Predigt kommen: Denen ich aber zur Antwort gegeben, es könnte nicht geschehen.

Als des andern Abends der König von Dänemarck hinweg war, kam gleichfalls zu mir der sächsische General Wackerbart mit dem Ober-Hoffmarchal Reybold, und suchte mit den allergrößesten Persuasoriis (doch nicht als ob er es in Commission hätte) mich zu bereden, diese so heftige Gebethe, die nicht anders als mir und dem Lande den größesten Ruin verursachen konnten, zu unterlassen: Dem ich dann umbständlich antwortete, daß ich es durchaus nicht thun könnte, weil 1. in meinen Mächten nicht stünde, im Gebeth Aenderung zu machen: ich folgete in Unterthänigkeit hierin Ew. königl. Majestät oder an Ihrer statt mir zu befehlen hätten, als ein Subaltern theilter Ordre, und ginge ohne deren Veränderung davon cht ab. 2. Wann es auch gleich von der Kanzel nicht gethet würde, würde ich als ein treuer Unterthan meines allerädigsten Königs mit meinen Kindern und Hausgesinde zu then nicht unterlassen. 3. Drittens möchte mir es darüber gen wie es gehe, solte mein Haus und alles das meinige mit uer verbrant, und ich ins Elend gejagt werden, ich müste es leyden, Gott würde mir seinen heiligen Geist geben, es szustehen. Wer mir von Feindlicher Seiten das Gebeth bieten würde, würde mir wollen die Treu verbieten, die ich . königl. Majestät schuldig wäre, von welcher ich nicht auf igerlei Weise abgehen würde: wer mir die Gebethe solte ersagen, würde mir mit Gewalt mein Ampt nehmen, so ich ste geschehen lassen, und so lange niederlegen biß ich von . königl. Majestät wieder darin gesetzet würde. Und so eden wir voneinander.

Darauf habe ich noch gestern geprediget, die Gebethe continuiret, und meine ungekränkte eifrige Treue noch beständig bezeuget.

Welches alles, wie es der allwissende Gott weiß, wie es der ganzen Stadt hier kundig, daß es sich also und nicht anders verhalte, ich Ew. königl. Majestät allergnädigst habe berichten und derselben durch Gottes Gnaden versichern sollen, daß ich mit eifrigem Gebethe für dero hohe Wohlfahrt und in ungekränkter Treue meine Augen zuschliessen, auch mein Herz in beständiger Treue brechen werde u. s. w.

Da der Schreiber sich wol vorstellen konnte, daß sein Memorial nicht an die Behörde gelangen werde, dem Ruhmredigen aber Alles daran lag seine Standhaftigkeit und Treue gehörigen Orts anzubringen, so ließ er unter dem 13. Jan. 1712 ein weitläufiges Schreiben an den Generalstatthalter in Pommern, Grafen Jörgen von Mellin, im Drucke ausgehen, welches seine Thaten und seine Rechtfertigung gegen Verleumder auseinandersetzt. Inzwischen aber änderten sich die Zustände: der kriegerische Trotz Karl's XII. foderte die Bundesgenossen zu schärfern Maßregeln auf; sie ließen den Russen in Pommern die Oberhand. Die Könige von Polen und Dänemark hatten Ursache gehabt den starrsinnigen Doctor zu schonen; er, der unerbittliche Fiscal des herrschenden Kirchenregiments gegen den Pietismus, welcher weniger Nachsicht gegen die Schwächen gekrönter Landesbischöfe, wie eines Friedrich's IV. und August's, bewies, war eine sittlich-politische Macht in Deutschland. Der Kurfürst von Sachsen, Mayer's früherer Landesherr, abgefallen von der Lehre seiner Vorfahren, durfte seine geduldigen, aber lutherisch-eifrigen Sachsen nicht kränken, indem er den Theologen der Mishandlung preisgab, den treuen Diener eines Fürsten, der ein paar Jahre früher durch Wiederherstellung der evangelischen Kirchen in Schlesien sich anerkanntes Verdienst um seine Glaubensverwandten erworben. Hätte damals schon Friedrich's IV. Sohn, der pietistisch-fromme Christian VI., regiert, so möchte es dem Verfolger der Freunde Spener's übel ergangen sein.

(Der Beschluß folgt.)

Verschwörung und Revolution in England.

Ich meine nicht die Pulververschwörung vom J. 1605, nicht den Kampf welcher Karl I. Thron und Leben kostete, auch nicht die „glorious revolution" welche die katholischen und absolutistischen Gelüste Jakob's II. herbeigeführt hatten; noch weniger will ich von den neuern und neuesten Umsturzversuchen der Chartisten sprechen. Alle diese Dinge treten in den Hintergrund vor der Umwälzung welche sich gegenwärtig in England vorbereitet. Es handelt sich diesmal nicht um einen einzelnen Kronenträger; es ist vielmehr ein Angriff auf 26 Tyrannen, deren Despotismus und Perfidie nicht nur England, sondern ganz Europa seit Jahrhunderten gegen sich empört haben. Millionen Menschen haben in der Vergangenheit und Jetztzeit unter dem Drucke dieser launenhaften, doppelzüngigen, alles Gesetz verhöhnenden Gewalthaber geseufzt; aber ihre Stunde ist gekommen, wenn es nämlich Hrn. Alexander John Ellis, dem Chef der Verschworenen, glückt die Macht jener Zwingherren zu brechen. Bereits sind umfassende Einleitungen zu dieser Revolution getroffen; sie wird tief eingreifend und erschütternd sein, gleichwol wird sie nicht in roth-republikani-

schen Terrorismus verfallen. Nicht auf die gänzliche Vernichtung besagter Despoten ist es abgesehen; blos drei derselben, die sich durch einen hohen Grad der Nichtswürdigkeit stets ausgezeichnet haben, sollen ohne Gnade vertilgt werden; was die Uebrigen betrifft, so will die Revolution großmüthig vor den Thronen Halt machen; die Person der Tyrannen soll geschont, nur ihrem falschen und willkürlichen Treiben ein Ende gemacht werden. Zu diesem Zwecke sollen ihnen 17 Vertrauensmänner an die Seite gestellt werden mit vollem Stimmrecht in allen Staatsangelegenheiten, und beauftragt mit denjenigen Regierungshandlungen welche durch Misbrauch, Verjährung und Unverstand in unrechte Hände gekommen sind. Gelingt diese Verschwörung, so erwirbt sich Hr. Ellis keinen unbedeutenden Platz unter den Wohlthätern der armen Menschheit; sollte sie aber an den diplomatischen Künsten vornehmer Widersacher oder an dem Stumpfsinn der Massen scheitern, so gereicht es seinen Freunden zu großer Beruhigung, daß der Richterstand in dem freien England nicht zu einem politischen Verfolgungswerkzeuge herabgesunken ist, auch die Segnungen des Standrechts daselbst noch nicht existiren, mithin für Hrn. Ellis kein übereiltes, parteiisches und grausames Urtel zu erwarten steht.

Um nicht als Mitwisser staatsgefährlicher Umtriebe in unangenehme Verwickelungen zu gerathen, übergebe ich obige Denunciation der Oeffentlichkeit, und erlaube mir dieselbe näher und deutlicher auszuführen.

Die 26 Tyrannen sind die Buchstaben des englischen Alphabets; drei derselben (k, q und x) sollen ganz verworfen, die übrigen in ihrer Geltung eingeschränkt und genau begrenzt werden; dagegen treten 17 neue Buchstaben ein, und mit Hülfe dieses vergrößerten Alphabets hat Hr. Ellis eine neue Orthographie geschaffen, welche alle Seltsamkeit und Launenhaftigkeit der alten beseitigen soll. Wenige Worte werden genügen die Wichtigkeit des Unternehmens anschaulich zu machen.

Bekanntlich stehen sich Laut und Buchstabe im Englischen so feindlich entgegen, daß in unzähligen Fällen die Aussprache der Wörter nicht aus der Schrift zu erkennen ist. So z. B. kann ou auf sieben verschiedene Arten ausgesprochen werden, wie es sich in folgenden Wörtern darstellt: house, nought, four, cousin, you, could, lough. Der Laut des ou in house erscheint als der regelmäßige; unter die sechs verschiedenen Abweichungen von der Regel fallen ungefähr 120 Wörter; lernt man dieselben auswendig, so weiß man mit ou umzugehen, und wenn man auf diese Art die Aussprache eines jeden Vocals, Diphthongen und Consonanten, sowie die Lage des Accents zum Gegenstande eines sorgfältigen Studiums macht, ist es wahrscheinlich, daß man am Ende zu einem richtigen Begriffe von der englischen Orthoepie gelangt.*) Begreiflicherweise gehört dazu viel Geduld, Zeit und Mühe. Nun aber hat die Spelling reform des Hrn. Ellis zum Zwecke jene abschreckenden Schwierigkeiten zu entfernen. Mit Hülfe der 40 Buchstaben soll jedes Wort so geschrieben werden, daß man dessen Aussprache augenblicklich und mit mechanischer Sicherheit erkennt. Welcher große Vortheil hierdurch für Ausländer entstehen würde bedarf keines Nachweises. Aber auch in Bezug auf die Hebung der niedern Volksclassen Englands wäre eine solche orthographische Reform von hoher Wichtigkeit; denn die dort vorherrschende Unwissenheit der untern Schichten hat ihre Hauptquelle in den enormen Hindernissen des Lesenlernens. Hr. Ellis führt an, daß fünf Millionen Engländer nicht lesen, acht Millionen nicht schreiben können; er bezeichnet den Versuch den Kindern in den englischen Armenschulen das Lesen beizubringen als an attempt which is ineffectual in nine cases out of ten — wirkungslos in neun Fällen unter zehn! Ist Dies wahr, und hebt das neue orthographische System diesen Uebelstand, so wird voller Ernst aus der vorher gemachten Aeußerung: daß Hr. Ellis als Wohlthäter der armen Menschheit zu betrachten wäre, wenn er seine Reform durchbrächte.

Von dem erwähnten Gelehrten ist bereits eine Reihe von Schriften über die Spelling reform erschienen; auch läßt er in seiner reformirten Orthographie Kinderbücher und ein Wochenblatt drucken: „The phonetic news." Ich behalte mir vor auf diesen Gegenstand zurückzukommen und Proben der phonetischen Schrift mitzutheilen.

K. Graeser.

*) Hierbei verwahre ich mich gegen die Vermuthung als wollte ich diese Methode für den gewöhnlichen Unterricht empfehlen. Zwar kann der Lehrer sich selbst von dem mühseligen orthoepischen Studium nicht dispensiren; aber den Schüler auf demselben theoretischen Wege zum Ziele führen zu wollen würde in den allermeisten Fällen unausführbar und verkehrt sein. Da muß Empirie mehr helfen als Wissenschaft.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Denkschrift des Prinzen Adalbert von Preußen.

Diese Schrift über die Bildung einer deutschen Flotte ist auch in Frankreich mit Aufmerksamkeit und Interesse gelesen worden. Man erinnert sich bei den Organisationsideen des preußischen Fürstensohnes an die vorjährigen Bestrebungen des Prinzen von Joinville, der freilich — bemerkt das Journal „La Presse" — eine ganz andere Autorität ist als Prinz Adalbert, da sich an den Namen dieses Letztern nicht die blendende Erinnerung eines Seesieges knüpft. Dessenungeachtet läßt gerade das angeführte Blatt der Verständigkeit und Gründlichkeit der Arbeit volle Gerechtigkeit widerfahren, wenn es auch namentlich auf die Unzulänglichkeit aufmerksam macht — und Das gewiß mit Recht — mit der die Frage über die genügende Bemannung der Flotte von dem hochgestellten Sachkundigen behandelt worden ist. Mit besonderm Accent wird bemerkt, daß sich Prinz Adalbert viel mit der Möglichkeit eines Kriegs zwischen Deutschland und Rußland beschäftigt, und daß er die Art wie man dieser kolossalen östlichen Macht zur See entgegentreten müsse con amore und mit einer ganz speciellen Sorgfalt behandelt. Die alte Thatsache, daß die National-Franzosen, auch wenn sie zur Anerkennung fremden Verdienstes gezwungen sind, sich eines Beigemisches von Schelsucht und Spott nicht enthalten können, wenn sie ihre Interessen nur irgendwie gefährtet glauben, hat sich übrigens auch bei der Beurtheilung dieser Arbeit wiederholt. „Da die Denkschrift des Prinzen Adalbert von Preußen — sagt ein Ref. — in diesem Augenblicke für uns mehr durch das Treffende ihrer Bemerkungen und durch ihren Geist als durch den technischen Theil interessant ist (?), so wollen wir die Details auch nicht weiter bekritteln. Auf jeden Fall wird das Deutsche Reich, wenn der König von Preußen sein Kaiser sein wird, einen großen Admiral haben — nun Das ist doch schon Etwas!"

Memoiren des Marschalls Masséna.

Die zwei ersten Bände derselben sind Ende März von der Buchhandlung Paulin in Paris ausgegeben worden. Diese Veröffentlichung, bemerkt das „Journal des débats", die zu jeder Zeit für die Militairwissenschaft von Wichtigkeit sein würde, scheint durch die gegenwärtigen Zustände Italiens noch eine ganz besondere Wichtigkeit zu gewinnen. Die zwei Bände die die erste Lieferung umfaßt enthalten die Darstellung der Feldzüge von 1794—97 in Italien, dem ruhmvollen Schauplatze, auf dem der Marschall sich die Ehre erkämpfte für den zweiten Feldherrn des Jahrhunderts zu gelten, nachdem er mehr als ein mal, und namentlich in seinen ersten Feldzügen, ein Genie offenbart hatte das dem Genie des ersten Heerführers dieses Jahrhunderts gleichkam. Die schönen Karten, die den Atlas der Memoiren bilden, sind von dem Capitain des Generalstabs Lapie besorgt worden, unter der Leitung des Generals Koch, welchem als einem sachkundigen Schriftsteller die eigentliche Redaction der Memoiren und der vom Marschall hinterlassenen Documente übertragen worden ist.

40.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 144. —— 16. Juni 1849.

Zur Charakteristik protestantischer Geistlichen im vorigen Jahrhundert.

(Beschluß aus Nr. 143.)

Als nun die Russen in Greifswald geboten, schrieb am 26. Jan. 1712 der geängstigte Generalsuperintendent an die schwedische Regierung und den Statthalter in Stettin: Wie er ehegestern einen neuberufenen Prediger eingeführt, und nach der Predigt jenes vom hohen Senate wörtlich entworfene und das andere von der Regierung befohlene Gebet gesprochen habe, nicht aus Animosität, als Gott bekannt, sondern aus herzlichster Andacht, äußerster Noth in diesem Elend und allerunterthänigstem Gehorsam gegen J. K. M., sei gestern Abend auf Ordre des Generals Pflug der Generalmajor von Buck in Begleitung verschiedener Cavaliere und Offiziere zu ihm gekommen, und hätten ihm angekündigt: sie verböten ihm diese Gebete, wofern er sich und die Stadt nicht wolle ins größte Unheil stürzen. Er habe geantwortet: Solches stünde nicht in seinem Vermögen; vergeblich habe er sich auf das Beispiel beider Könige, auf sein Unterthanenverhältniß berufen; er könne darin Nichts ändern, bis die Gebete von seinen Obern aufgehoben würden. Indessen da ich wohl wüßte, daß ich in ihrer Gewalt wäre, müßte ich eher alles das Meinige in Gefahr sehen, man könne mir das Haus abbrennen, welches ich jedoch von Dero Güte und in Betrachtung meiner Unschuld nicht vermuthet (wie auch der Herr Generalmajor mir antwortete, es wäre so nicht gemeint), mich in Arrest nehmen, gefangen setzen, sogar das Haupt abschlagen lassen, ich litte es umb Gottes und des Königs willen. Gott würde mein Gott sein und mir Alles überwinden helfen. Darauf seien heute Deputati aus dem Hofgerichte und dem Senate gekommen, andeutend, ihnen sei im Namen der muskowitischen Generalität erklärt worden, stünde er nicht von diesen Gebeten ab, so würde man seine Person nach Muskow schicken, die Stadt aber mit Feuer und Schwert heimsuchen. Denen habe er Dasselbe wie früher erwidert; es wäre kein Mittel übrig als der k. Regierung Fürstellung zu thun, die Gefahr zu berichten und Resolution zu erwarten. Gegen Abend hätte der Generalauditeur der Zarischen Armee in Gesellschaft zweier hohen Offiziere ihm mit freundlichem Gruße der hier liegenden Generalspersonen zu vernehmen gegeben: weil er die Gebete nach seiner Aussage nicht unterlassen könne, sie aber ebenso hoch verbunden Ihrer Zarischen Majestät treu zu sein, als er seinem Könige, so thäten sie ihm kund sich entweder der Kanzel zu enthalten, oder gewärtig zu sein, wenn er sie dennoch ablesen würde, alsbald in Arrest gebracht und weiter verschickt zu werden. Nach seiner erneuten Weigerung habe er dann das Letzere erwählt sich der Kanzel zu enthalten, zumal auch seine Leibesunpäßlichkeit, so nicht fingiret, sondern ihm auf der Kanzel am Sonntage wahrhaft zugestoßen und Jedermann (ehe er noch von allen diesen Dingen Etwas gewußt) an ihm gesehen, ihn nicht so bald wieder auf die Kanzel gelassen hätte. Er hoffte, daß S. Zarische Majestät diese seine Treue ihm nicht zur Sünde noch Missethat rechne, der er sonst nach der Fürschrift des göttlichen Wortes allen unterthänigen Respect und Ehrerbietung (die Treue seines Königs allemal ausgenommen) zu leisten sich willig finden lassen werde. Deshalb ersuche er denn S. Excellenz, nach Dero erleuchtetem Verstande ihn zu bescheiden, wie er in diesem Falle sich ferner zu verhalten, ob er ohne Verletzung seiner Treue diese Gebete auslassen könne? Er wolle in allem schuldigsten Gehorsam nachleben, und durch Gnade Gottes auch bei gegenwärtigem großen Elende (in welchem er jedoch durch die Gnade seines Herrn Jesu guten Muths sei) erweisen, daß er ein treuer, an seinen Eid und Pflicht gedenkender Generalsuperintendent sei.

Aber ehe noch der Statthalter in Stettin, dem andere Sorgen oblagen, den zum Martyrthum bereiten nach „hocherleuchtetem Verstand" bescheiden konnte, hatten die Moskowiter, nach unerwartet langer Geduld, die sie den Geiseln der Stadt für ihre Foderungen, den vornehmsten Männern, keineswegs erwiesen, ihm die gefürchtete Gewalt angethan, ihm die Kanzel gesperrt. Seiner kirchlichen Thätigkeit so unerwünscht erledigt, begab der Entsetzte krank sich nach Stettin, und starb gleich darauf am 13. März 1712. Seine letzte Predigt, die er in Gegenwart der russischen Offiziere bei jener Ordination in Greifswald über Joel I, 5, 13 gehalten, erschien zu Erfurt unter dem Titel: „Gedenk' Greifswald oder die letzten Worte des Magnific." u. s. w. im Druck.

Dr. Mayer's lebensgroßes Bildniß im hohen Chore der Hauptkirche in Greifswald trägt nicht wie man erwarten sollte ein scharfgezeichnetes, fanatisch-strenges, todentschlossenes Gesicht, sondern weiche, blasse, etwas aufgedunsene Züge eines Blondlings. Ueberhaupt ändern sich nach dem Dreißigjährigen Kriege Form und Ausdruck der deutschen Gesichter, der Fürsten und Kriegsleute sowol als der Gelehrten, Theologen und Bürgermeister, was nicht allein die Tracht verschuldet.

Können wir nicht umhin den Muth des Mannes zu bewundern welcher Alles an Das setzte was er in tiefster Ueberzeugung für Erfüllung seiner Pflicht hielt, sehen wir uns vergeblich nach Beispielen ähnlicher Charakterfestigkeit in neuerer Zeit um — nur Schleiermacher fällt uns aus den Jahren Napoleon'scher Knechtschaft ein —, möchten wir zweifeln, daß in erneuter Gefahr vor den Moskowitern viele Predigerlippen versucht werden würden Sieg für die deutschen Waffen öffentlich zu erflehen: so geht doch unser Urtheil über Mayer's Martyrthum darauf hinaus, daß Eitelkeit und Liebedienerei als wesentliche Triebfeder seiner Handlungen wirkten, und daß sein Thun überhaupt ein verkehrtes, unverständiges, ja unevangelisches war. Wie gern wünschten wir die adulatorische Erwähnung im Briefe fort, seine größte Freude und Zierde suche er in S. M. Bildniß, und habe dasselbe vier mal auf seiner Bibliothek stehen: ein mal im Herzen war genug. Das Selbstlob seiner Treue war Anklage und Verdächtigung seiner Amtsgenossen und Mitbürger, welche klüglich ein größeres Unheil zu vermeiden eines kleinern, verzeihlichen Vergehens sich schuldig machten. Endlich, hätte das Haupt der Landesgeistlichkeit nicht segensreicher, evangelischer gewirkt, wenn er verständige Mäßigung beobachtete, und die Scheu welche die feindlichen Fürsten ihm erwiesen, seinen Einfluß benutzte, um die Leiden der Stadt zu mildern, die Geplagten aufzurichten, zu trösten und dabei an passender Stelle ohne Gefahr unerschütterliche Anhänglichkeit für seinen König zu bekennen, als daß er voll Trotz und Starrsinn seine geistliche Heerde noch mehr ängstigte, die Gegner zu Mishandlungen reizte, und nahe daran war das furchtbarste Elend über sich selbst und die Stadt zu wälzen? Immer aber bleibt er ein markiger Charakter, und verdient sein Gedächtniß bei der Nachwelt aufgefrischt zu werden.

Ein Seitenstück zum Dr. Mayer, wiewol mit abgeschwächten Zügen, bietet sein Nachfolger in der Professur und in andern Aemtern, Johann Ludwig Würffel. Geboren 1678 zu Greifswald als Sohn eines Musikers, widmete er sich anfangs der Musik, weil seine blöden Augen das Studium verhinderten, später, nach dem Wunsche der Mutter, der Theologie. Auch er gewann auf der Universität seiner Vaterstadt, dann zu Wittenberg, Leipzig, Rostock eine unüberwindliche Abneigung gegen Spener und dessen Anhänger; aber bemüht als Prediger in der Heimat zu bleiben ward er von Karl XII. als Feldprediger 1707 nach Sachsen berufen, und folgte seinem Könige unter unsaglichen Widerwärtigkeiten während der Flucht von Pultawa auf türkischen Boden. Viertehalb Jahre theilte er in Bender des eigensinnigen Herrschers gefahrvollen Aufenthalt, lernte Mancherlei von Türken, Griechen und Juden, und stand im Begriff dem Rufe zu einem geistlichen Amte in seiner Vaterstadt Folge zu leisten, als Karl XII. ihm die Abreise untersagte, und ihn ferner an sein Schicksal fesselte. Würffel ward Zeuge des berühmten „Kalabaliks" (des Kampfes Demir-Paschas Eisenkopfs gegen die Janitscharen und Tataren), 12. Febr. 1713, und gerieth, nachdem er kurz vorher noch vor dem Könige gepredigt hatte, in die Gefangenschaft eines Aga. Aus elender Leibeigenschaft durch den englischen Gesandten, Jakob Jeffereys, losgekauft, sah er die Heimat im August 1713 wieder, ward Professor und Pfarrer, verlor aber zwei mal die Gnade seiner wechselnden Landesherren, theils wegen seiner Heftigkeit gegen pietistischgesinnte Collegen, theils wegen Ungefügigkeit in die Befehle der Obrigkeit. So trug er 1716 Bedenken ein allgemeines Kirchengebet, welches sein Gegner Dr. Gebhardi aufgesetzt und der dänische Hof gebilligt hatte, abzulesen, einmal weil es pietistische Ansichten verrieth, und dann, weil unschicklich genug der General Franz Joachim von Dewitz mit seinem ganzen Titelprunk im Gebet genannt werden sollte.

Regiere mit deinem heiligen Geiste Ihro Königl. Majestät hohe und andere Bediente, insonderheit die von Deroselben zur Regierung des Herzogthums Vor-Pommern und Fürstenthums Rügen verordneten Herren Franz Joachim von Dewitz, Ritter des Elephanten-Ordens, Ihro Königl. Majestät zu Dänemark hochbetrauten Geheimden Rath, General von der Cavallerie und General-Gouverneur u. s. w.

Wunderlicher Widerspruch; obgleich sonst mit Mayer einer Ueberzeugung von der Pflicht des Unterthanengehorsams gegen die Obrigkeit, setzte der Eine leibliche Wohlfahrt, Leben und das Heil der Stadt aufs Spiel weil er von der anbefohlenen Gebetformel nicht abweichen wollte, und scheute der Andere nicht die Ungnade seines Landesfürsten, weil ihm eine gleicherweise angeordnete Formel Gewissensscrupel erregte. Um nicht abgesetzt zu werden mußte Dr. Würffel sich fügen, fuhr aber in seiner Anfeindung gegen den Pietismus des Collegen fort, der einen Rückhalt in Kopenhagen fand, weil des frommen Kronprinzen Christian Partei am Hofe sich geltend zu machen anfing. Heftigern Streitigkeiten mit Gebhardi, Anklagen und Verketzerungen machte der frühe Tod des Antipietisten ein Ende. Dr. Würffel, sich anschickend den Jahrestag seiner türkischen Knechtschaft andächtig zu begehen, beschloß am Sonntage vorher, den 29. Jan. 1717, auf einer Dienstreise im Wagen sein unruhiges Wanderleben, und ließ dem Gegner zeitweiligen Sieg. Ein anderes mal wollen wir dem Leser einen wunderlichen Zeitgenossen beider Pommern, den Magister Adam Bernd in Leipzig (Melodius), welcher mit Michel de Montaigne in zweien Stücken Aehnlichkeit besitzt, vorführen.

F. W. Barthold.

Ein Abenteuer Karl Albert's auf seiner Flucht.

Die „Revue des deux mondes" vom 15. Mai enthält eine Darstellung des Feldzugs in Piemont von 1849, die durch die Leser mit Recht ausgezeichnet zu werden verdient. Dieselbe ist von einem Franzosen der in dem Generalstabe Karl Albert's diente in der einzigen Absicht niedergeschrieben worden, um die Wahrheit über diese merkwürdige Kriegsepisode zu verbreiten. Sie zeichnet sich durch eine seltene Genauigkeit aus, und gibt eine Menge unbekannte und überraschende Neuigkeiten. Vielleicht theilen wir später einige interessante Details aus dieser Arbeit unsern Lesern mit; heute beschränken wir uns darauf ein Abenteuer Karl Albert's auf seinem Wege ins Exil mitzutheilen.

Ein letztes Abenteuer erwartete den geschlagenen und flüchtigen König auf piemontesischem Boden. Am Abende der Schlacht hatten die Oestreicher in der Umgegend von Novara die Communication zwischen diesem Platze und Vercelli durch zwei Geschütze unterbrochen, die sie in der Richtung nach der Stadt aufgepflanzt hatten. Ein starkes Piquet Infanterie bewachte die Batterie, und ein vorgeschobener Posten beobachtete die Straße. Gegen Mitternacht läßt sich Rädergerassel in der Ferne hören. Man berichtet dem Wachtcapitain, daß sich piemontesische Artillerie zu nähern scheine. Dieser läßt sofort die Lunten anzünden, mit Kartätschen laden, und befiehlt zu feuern, wenn man auf Schußweite nahe sei. Endlich wird das Geräusch immer deutlicher: die Soldaten machen sich bereit, die Kanoniere stehen unbeweglich auf ihren Posten. Da sieht man bei einer Biegung der Straße ein Licht, das sich schnell nähert. „Mein Capitain", sagt der Artilleriesergeant, „es ist keine Artillerie, sondern ein Wagen." Man sieht genauer hin, und in der That unterscheidet man bald einen Wagen mit vier Postpferden. Sogleich nimmt der Capitain seinen ersten Befehl zurück, und nähert sich mit einer Patrouille. Er hält den Postillon an, geht an die Wagenthüre, und fragt nach dem Namen des Reisenden. „Ich bin der Graf von Barge", antwortete dieser, „piemontesischer Oberst, habe nach der Schlacht meinen Abschied genommen, und kehre nach Turin zurück."

„Herr Graf, Sie entschuldigen. Ich kann Sie nicht so passiren lassen. Sie müssen mir zum General folgen."

„Wie Sie wollen, mein Herr, ich stehe ganz zu Ihren Diensten." Und der Wagen, von einigen Husaren escortirt, näherte sich dem kleinen Schloß das dem Grafen von Thurm zum Hauptquartier diente. Der Offizier meldet dem General, daß ein Graf Barge angehalten worden sei, und unten im Postwagen warte.

„Man lasse ihn heraufkommen sammt dem Bersagliere-Sergeanten, den wir gefangen haben. Erkennt dieser den Grafen, so lassen Sie ihn passiren; wenn nicht, ist er unser Gefangener! Auf jeden Fall berichte man mir den Ausgang." Der Graf Barge und der Bersagliere werden in das Vorzimmer geführt.

„Erkennen Sie den piemontesischen Obersten, Grafen Barge, wieder?"

„Nein, ich kenne überhaupt keinen solchen Namen in der Armee!"

„Betrachten Sie ihn genau. . . . ." Der Bersagliere nähert sich, sieht den Reisenden genau an und bleibt stumm. Der Graf macht ihm ein Zeichen mit den Augen.

„Ach, ja, ja! Gewiß! Ich erkenne ihn wieder! Er war ja bei der Schlacht immer beim Könige." Der Bersagliere entfernt sich, und der Reisende fragt den Offizier:

„Ich erwarte, mein Herr, daß meiner Weiterreise Nichts entgegensteht?"

„Verzeihung, Herr Oberst, aber der General läßt Sie bitten mit ihm eine Tasse Thee zu trinken." Der Graf nimmt die Einladung an; er erzählt dem General was im piemontesischen Lager vorgefallen, Herr von Thurm erzählt vom östreichischen, und fügt dann hinzu:

„Entschuldigen Sie, aber ich erstaune, daß ein so hochgestellter Mann so wenig in der Armee avancirt ist."

„Was denken Sie? Ich habe kein Glück gehabt! So habe ich nach der Schlacht, da ich einsah, daß die militairische Laufbahn mir keine Zukunft verspricht, meinen Abschied genommen!" Die Unterhaltung geht so weiter, bis der Graf sich beim General beurlaubt, der ihn freundlich bis an den Wagen begleitet. Als er wieder die Treppe hinaufsteigt, sagt er zu seinem Adjutanten:

„Graf Barge ist in der That ein recht unterhaltender Mann mit seinem Geiste und seinen edeln Manieren. Ich hätte ihn nicht für einen Militair gehalten, auf mich hat er mehr den Eindruck eines Diplomaten gemacht. Was sagen Sie dazu?"

„Wir sind Ihrer Meinung, General! Aber da ist ja der Bersagliere, er wird uns das Amt nennen können das der Oberst am turiner Hofe begleitete. Nun, mein Freund, welche Stellung hatte der Graf?"

„Der Graf von Barge, meine Herren, ist der König Karl Albert!"

„Der König?"

„Gott schütze Oestreich!" beginnt Graf Thurm nach einigen Augenblicken des Stillschweigens, „was würde die Welt gesagt haben, wenn durch ein verhängnißvolles Mißverständniß unsere Batterie auf den Wagen Feuer gegeben und den unglücklichen Fürsten getödtet hätte. Man würde uns ebenso unversöhnliche als treulose Feinde, man würde uns Meuchelmörder genannt haben. Danken wir Gott, daß er uns dieses Unglück ersparte, und daß wir unsern heldenmüthigen Gegner so nahe sahen und hochschätzen lernen konnten." 31.

Geschichtsbetrachtung.

Wir rühmen mit Recht die britische Staatsverfassung, wenn wir nicht noch weiter hinauswollen mit unserer Volkssouverainetät. Aber die Briten hatten auch vorher Viel durchzumachen, und diese Vorschule ist keinem Volk zu wünschen. Ganz eigenen Eindruck macht die Zeit von der Restauration bis zur Thronerwerbung Wilhelm's III. (1660—88). Nachdem Karl I. durch Ueberfluten der Volkswillkür und leidenschaftliche Gewalt seiner Feinde gefallen und hingerichtet worden, genießt Karl II. einer entschiedenen Gunst der Meinung durch das Andenken an Republik und Cromwell; ein König wie es deren gibt, liebenswürdig im Umgange, witzig und geistreich ohne zu beleidigen, nur zugleich unstät abspringend, sodaß einer der vortrefflichsten Staatsmänner, ein warmer Freund des Königthums und der Landeswohlfahrt, William Temple, sich von öffentlichen Geschäften zurückzog, „Abschied nehmend von allen jenen Traumbildern die so lange seinen Kopf mit Weltverbesserung erfüllten"; daß Shaftesbury sogar zur Opposition überging, und dem Ausspruch theilweise Wahrheit gab: der König habe „nie etwas Thörichtes gesagt und nie etwas Vernünftiges gethan". Er treibt nach Herzenslust Liebschaften, unpolitische Kriege und Versuche zur unumschränkten Alleingewalt, gegen welche beklagenswerthe Zustände Testacte (1673) und Habeas-Corpus-Acte (1679) wenig halfen. Er steht im Jahressolde Ludwig's XIV. und mit ihm die Führer der Parlamentsopposition, wie Algernon Sidney und Andere: nur Lord Russell wehrt sich ehrenhaft wider Bestechung, und diese beiden Männer sterben auf dem Schaffot. Nach Angaben eines schlechten Gesellen Oates und seiner gleichberüchtigten Mithelfer bringt die Papistenverschwörung — a famous absurdity wie Hume sagt — die Nation in leidenschaftliche Aufregung, den Lord Stafford (1680) — Feinde waren seine Richter — nebst vielen Andern auf das Blutgerüst. Dawider sicherten nicht die Schwurgerichte, welche man gegenwärtig als Schutzwehr der politisch Angeklagten betrachtet, sie eben wurden Mittel wiederholter Hinrichtungen. Dennoch besteigt Jakob II. ruhig den Thron, im vollen Besitz königlicher Gewalt, als wäre nichts Unrechtes vorgefallen, oder

nicht über seine Ausschließung von der Nachfolge öfter im Parlament verhandelt. Hätte dieser katholische Convertit seinen Kircheneifer bezähmt — Karl II. bekannte nur durch Empfang der Sterbesacramente den Katholicismus —, ihm wäre die Krone geblieben; sein Charakter ward geschätzt, sein Verdienst um das Seewesen und dessen Führung anerkannt; jedoch der Haß gegen Papstthum überwog dieses, erbitterte mehr als Maitressen und Sittenlosigkeiten seines Vorgängers. Dies bringt seinen Schwiegersohn Wilhelm auf die Insel, von dessen Tugend Hume gesteht: „sie sei nicht die reinste gewesen, aber man finde schwerlich in der Geschichte einen Mann dessen Handlungen und Benehmen entschiedener zu dem Gesammtwohl des Staats und der Menschheit beigetragen." Wir Deutschen haben jetzt weder Rundköpfe noch Papistenverschwörung — außer etwa von der letztern kleine bairische Fragmente —, aber wohl haben wir Stuart'sche Ueberzeugungen von königlicher Machtfülle und Alleingewalt, demokratisches Mistrauen mit dessen übermüthigen Foderungen, und der Zusammenstoß dieser feindlichen Kräfte wird ohne verständige und billige Ausgleichung, die bis dahin ausgeblieben, großes Unglück bringen. Indem keine Republik und Cromwell hinter uns liegen, suchen die Schwärmer beide vor uns, und verirren sich in Preisgedanken einer Einheit die wir vermißten und vermissen. Was aber England durch die blutigen Tage der Revolution und die betrübten der Restauration glücklich zu einem erwünschten Ziele führte fehlt uns gänzlich: großer Aufschwung des Handels wie der Betriebsamkeit materieller Interessen, und — der Oranier jenseit des Meers. 28.

Bibliographie.

Arndt, F., Morgenklänge aus Gottes Wort. Ein Erbauungsbuch auf alle Tage im Jahre. Zwei Theile. 4te vermehrte und verbesserte Auflage. Halle, Knapp. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Bischof, G., Populäre Briefe an eine gebildete Dame über die gesammten Gebiete der Naturwissenschaften. Zwei Bändchen. — A. u. d. T.: Unterhaltungen über Gegenstände aus dem Gebiete der Physik, Chemie und Geologie in ihrer Anwendung auf das bürgerliche Leben in populärer Darstellung. Mit 5 Holzschnitten im Text. Bonn, Marcus. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

Doyé, A., Der Staatsevangelist oder die Bürgschaft der freien Staaten und Völker. Aufruf an das deutsche Vaterland und die Nationen Europa's. Berlin, Wiegandt. Gr. 8. 1 Thlr.

Förster, C., Handwörterbuch der deutschen Stenographie. [Gabelsbergersche Methode.] Leipzig, O. Wigand. 16. 20 Ngr.

Golowin, J., Das revolutionäre Europa. Aus dem Französischen. Leipzig, Thomas. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Helfferich, A., Belgien in poetischer, kirchlicher, pädagogischer und artistischer Beziehung. Pforzheim, Flammer u. Hoffmann. 1848. Gr. 8. 2 Thlr. 10 Ngr.

Herb, Josephine, Violen. Lyrische Dichtungen. Freiburg im Breisgau, Wagner. 8. 5 Ngr.

Jordan, J. B., Die Erdkörper in drei Reichen. Naturgeschichtliche Vorträge für Gymnasien. 1. Semester: Unorganisches im Allgemeinen. Wien, Gerold. Gr. 12. 24 Ngr.

Köröshazy, F., Die Vampyrbraut oder die Wirkungen des bösen Blicks. Aus dem Ungarischen von F. Nork. Weimar, Voigt. 8. 1 Thlr.

Olmütz und seine Merkwürdigkeiten. Mit 1 Stahlstich und 1 Plan. Olmütz, Neugebauer. 8. 12 Ngr.

Ritter, H., Der politische Struwwelpeter. Ein Versuch zu Deutschlands Einigung. 1ster Theil. Mit 12 schön colorirten Tafeln und verständlichem Text für deutsche Kinder unter und über 6 Jahre. Dem deutschen Michel gewidmet. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 4. 1 Thlr. 15 Ngr.

Spee, F., Fromme Lieder. Der heutigen Sprachweise angeeignet, mit einer biographischen und literargeschichtlichen Einleitung versehen, und den Freunden religiöser Poesie gewidmet von W. Smets. Bonn, Marcus. 12. 15 Ngr.

Vischer, W., Ueber die Bildung von Staaten und Bünden oder Centralisation und Föderation im alten Griechenland. Basel. Gr. 4. 12 Ngr.

Weidmann, F. C., Der Führer nach und um Ischl. Handbuch für Badegäste und Reisende. 2te vermehrte und verbesserte Auflage. Wien, Gerold. 12. 1 Thlr.

Zirckel, O., Tagebuch geschrieben während der nordamerikanisch-mexikanischen Campagne in den J. 1847 und 1848 auf beiden Operationslinien. Halle, Schmidt. Gr. 8. 22½ Ngr.

Tagesliteratur.

Amerika! Treuer Rathgeber und Führer des deutschen Auswanderers nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Nebst 1 Karte. Kreuznach, Voigtländer. 8. 10 Ngr.

Bauer, H., Die künftige Stellung des Landesfürsten zur evangelischen Kirche. In ihrem Zusammenhange mit andern wichtigen kirchlichen Verfassungsfragen erörtert. Nördlingen, Beck. Gr. 8. 8 Ngr.

Das Geld der Apotheker, insbesondere der in Schlesien und die Demarkations-Linie. Eine Schrift für Jedermann. Breslau, Graß, Barth u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Hirschel, B., Sachsens jüngste Vergangenheit. Ein Beitrag zur Beurtheilung der Gegenwart. Freiberg, Reimmann. Gr. 8. 8 Ngr.

Dreihundert Jahre rückwärts! oder die Lutheraner in der unirten Kirche. Auch eine Umschau nach einigen frommen Brüdern in und um Neuhaldensleben. Leipzig, Kubach. Gr. 8. 5 Ngr.

Ritschner, J. F., Soldatenfragen, beantwortet in den Casematten zu Olmütz. 1stes Heft. Olmütz, Hölzel. 1849. Gr. 8. 8 Ngr.

Peip, Albert, Die preußische Tagesfrage. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 8. 2½ Ngr.

Die deutsche Reichsverfassung nach ihrer zweiten Lesung, wie sie jetzt zu Recht besteht, nebst Grundrechten, Reichswahl- und Einführungsgesetz, mit einer verständigenden und zur Sühne redenden Einleitung und erläuternden Bemerkungen zu einzelnen Paragraphen, für Jeden der sich darüber ein richtiges Urtheil bilden will. Grimma, Verlags-Comptoir. 16. 1½ Ngr.

Reimchronik des Pfaffen Maurizius. Caput IV.: Ehre Kossuth. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt. 8. 7½ Ngr.

Schnüffler, A., Petition des gesammten weiblichen Ballet-Personals um Permanenz des Belagerungszustandes und Beibehaltung der ersten Kammer. Unter Versicherung der strengsten Discretion, stenographirt. 2te Auflage. Berlin, Hempel. 4. 1½ Ngr.

Spyri, J. L., Armenpredigt über II. Korinther, Kap. VIII, 7, gehalten den 19. Novbr. 1848 in Wald. Zürich, Schultheß. 1848. 8. 3 Ngr.

Stieber, W., Der erste politische Prozeß vor den Geschwornen Berlins, betreffend die Anklage des Ober-Staatsanwalts Sethe wider den Literaten Rob. Springer wegen Majestätsbeleidigung. Nach stenographischen Berichten dargestellt vom Vertheidiger des Angeklagten. Berlin, Hofmann u. Comp. Lex.-8. 3 Ngr.

Sündenregister der sächsischen Kammern von 1849. Urkundlich zusammengestellt und bewiesen von einem Freunde des Vaterlandes. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 12 Ngr.

Thomas, Lutherisch und Reformirt oder Unirt. Worte der Bitte und Mahnung an evangelische Christen. Geschrieben im Auftrage des Vereins für evangelische Kirchengemeinschaft. Berlin. Gr. 8. 2 Ngr.

Was ist von der octroyirten östreichischen Verfassung zu halten? Eine unbefangene Würdigung derselben in national-staatsrechtlicher und geschichtlicher Hinsicht, von einem Mitgliede der mittelst Bayonnetten aufgelös'ten Nationalversammlung zu Kremsier. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 6½ Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 145. —— 18. Juni 1849.

Die Presse in Oestreich seit dem März 1848.

Seitdem Windisch-Grätz in Wien einzog ist Alles da-
'elbst still geworden, aus den Spalten der Journale tritt
uns nicht mehr die Revolution entgegen, und von den
Mauern schreien nicht mehr aufstachelnde Placate herab.
Mit einem male ist es in der sonst so lärmerischen Stadt ganz
still geworden, und der bittere Stil hat sich so sehr geän-
dert, daß Feldmarschall Welden, wie erzählt wird, vor einiger
Zeit den Journalen eine Weisung zukommen lassen mußte,
daß sie nicht zu reactionnaire Artikel bringen sollen. Die
Preßfreiheit, welche sich vielleicht noch niemals so nackt
gezeigt als in Wien während des Zeitraums vom März
bis November des vorigen Jahres, ist vor kurzem durch
so viel einzwängende Paragraphen eines octroyirten Preß-
gesetzes in jeder ihrer Bewegungen so sehr gelähmt wor-
den, daß sie nicht mehr den Boden einer freien Gesin-
nung und eines geistigen Entwickelungsganges abgeben
kann. Dieser Wechsel der Dinge ist jedoch so plötzlich
gekommen, und die Presse war vielleicht noch nirgend so
sehr der Spiegel der wirren, chaotischen öffentlichen Zu-
stände, daß eine kurze Geschichte dieses merkwürdigen
Zeitraums der Literaturbewegung vom März bis zur
Gegenwart nicht ohne Interesse sein kann. Man wird
darin sehen wie der Geist eines Volkes durch die ärg-
sten Fesseln der Censur nicht niedergehalten werden kann,
und wie die Extreme sich überall berühren, sodaß nach
einer gänzlichen politischen Apathie eine Leidenschaftlich-
keit entstehen konnte welche jede übrige Geistesrichtung
verschlang. Zunächst ist es die Presse in Wien welche
uns hierbei am meisten beschäftigen muß, weil in der
Stadt in welcher die Revolution begonnen auch am
schärfsten ihre Consequenzen gezogen wurden.

Noch unmittelbar vor den Märztagen war eine kurze
amtliche Notiz in der „Wiener Zeitung" erschienen: „daß
die östreichische Regierung die verderblichen neuen Insti-
tutionen niemals berücksichtigen werde." Die Censur
war um diese Zeit so sehr verschärft worden, daß jeder
einzelne Artikel einer Zeitung von drei Censoren gelesen
wurde, und nie wurde das Verbot der „Grenzboten" und
anderer deutscher Blätter die sich mit östreichischen
Zuständen beschäftigten so strenge gehandhabt, als
nach der pariser Februarrevolution, welche Wien in die
größte Aufregung gebracht hatte. Jedoch schon im Ja-
nuar 1848 hatte die östreichische Postverwaltung keine
ganzjährige Pränumeration auf die in Oestreich festge-
wurzelte augsburger „Allgemeine Zeitung" angenommen,
und man hatte erwartet, daß selbst diese Zeitung nach einem
halben Jahre verboten werden dürfte. Im Februar wa-
ren neue Censurinstructionen erschienen. Einige Journa-
listchen sollten wegen trivialer, mit Bewilligung des
Censors gedruckter Ausfälle auf die junge Pianistin
Konstanze Geiger, Tochter der Hofmodistin Geiger, auf
drei Monate verhaftet werden; mehre ähnliche, in
Oestreich noch nicht vorgekommene Uebergriffe geschahen.
Anfangs März wurden die Censurbehörden nach einem
strengen Centralisationsprincip neu organisirt, in der
Herrengasse wurde ein großes Gebäude für ein zu er-
richtendes Censurcollegium gebaut, kurz, die Nacht schien
in Oestreich undurchdringlicher als je zu werden, als im
März die Sonne aufging. Die Märzrevolution war in
Oestreich zum Theil eine literarische, mindestens eine
solche die der Intelligenz angehört. Sie ging nicht aus
den Schichten des Volks hervor, es fehlte im Volke das
klare Bewußtsein des Ereignisses; aber selbst die Presse
konnte lange Zeit keine Kritik der Märzthaten liefern,
nicht ihren Zusammenhang mit der Zeit, die Wucht ihrer
Consequenzen darstellen, sondern blos in leerem Gefühls-
dusel schwelgen.

Freilich tritt keine Revolution mit einem bestimmten
Programm auf, allein die Devisen der wiener Märzre-
volution waren so unvollständig, daß man ihren Ursprung
nur in dem Gefühle der Unerträglichkeit suchen kann.
Es schien vom 13. bis 15. März, als ob die Regierung
nicht wüßte was sie bewilligen, und das Volk nicht
was es begehren sollte. Die Abdication Metternich's
wurde nicht als Symbol eines Systemwechsels, sondern
blos persönlich genommen; am 14. März wurde verein-
zelt Volksbewaffnung oder eigentlich zuerst blos Studen-
tenbewaffnung bewilligt; sodann kam Aufhebung der
Censur, aber noch keine Preßfreiheit; endlich wurde
am 15. März eine Constitution bewilligt. Der Volks-
jubel über die bewilligte Preßfreiheit war übergroß, vor
vielen Fenstern sah man Illuminationen mit dem bekränzten
Worte „Preßfreiheit", obschon die unterste Volksclasse zum
Theil nicht einmal das Wort verstand, und einige Bauern in

Grinzing, einem Dorfe in der Nähe von Wien, sich dafür bedankten, daß sie nun den Wein ohne weitere Abgaben pressen könnten. Die Art und Weise wie sich die Presse im Momente als ihre Fesseln gefallen waren äußerte, mahnte an den Blinden dem der Staar gestochen, und dem nun das Licht unbequem wird. Bei der großen Schwierigkeit unter Metternich's Regierung eine Concession zu erhalten, bestanden damals nur wenige und zwar durchgehends belletristische Blätter, welche ihre Spalten mit Novellen, Gedichten, Notizen und Klatschereien füllten, und auf das Tagesinteresse nur des Nachts Rücksicht nahmen, nämlich im Theater. Theaterrecensionen bildeten in den östreichischen Blättern den einzigen Anschluß an die Zeit, und die wichtigsten Probleme der Gegenwart bestanden für die östreichischen Blätter darin, ob der Sänger A eine Arie besser singe als der Sänger B. Einige wenige Blätter galten für etwas besser, weil deren Redacteure und Mitarbeiter das Talent einer verhaltenen, schwächlichen Opposition hatten, und in ihrem Ahnungsvermögen an die höhern Literatur- und Zeitinteressen streiften, ohne jedoch darüber hinaus zu können, währenddem man die Sehnsucht nach einer höhern, geistigen Entwickelung, die bei ihnen ganz persönlich war, objectiv nahm, und nicht bedachte, daß jeder Mensch unter allen Verhältnissen so viel leiste als er im Stande sei, und erschwerende Hindernisse nur dazu führen, daß dem angefochtenen Gehalt eine veränderte Form gegeben werde. Die Presse war frei, und man erwartete von ihren Vertretern eine gewaltige Benutzung dieser Freiheit. Allein die Schriftsteller, welche großentheils Producte der Staatsverhältnisse waren welche nun gestürzt worden waren, konnten in dem neuen Boden noch keine Wurzel fassen, und die Zeitungen blieben was sie bisher gewesen, inhaltslos. Die Novellen und Theaterrecensionen wurden fortgesetzt, und in den ehemaligen Zeitungsapparat wurde nur hin und wieder irgend eine freisinnige Bemerkung eingeschaltet, die dann dieselbe Wirkung machte als wenn ein Bettler plötzlich einen großen Lotteriegewinnst gemacht, und man mitten unter dem wurmstichigen Mobiliar seines jämmerlichen Zimmers irgend etwas Prachtvolles, das er sich sogleich gekauft, bemerken würde. Allein auch die sinnlose Freude, den trunkenen Taumel, den unarticulirten Jubel des Bettlers, welcher nicht weiß was er mit diesem großen Reichthum anfangen soll, nahm man in den Journalen wahr, und er äußerte sich täglich durch Lobpsalmen auf die Preßfreiheit; allein auch hierin glaubten die Begeisterten die Göttin zu umfassen, während es blos der Nebel war auf dem sie thronte. Die leerste Begeisterung die sich mühselig hinaufschraubt und dann im Gefühlsdusel heruntaumelt, die Impotenz die jubelnd im Serail heruntanzt, die langweiligste Monotonie der Freude machte sich im März in allen östreichischen Blättern breit. Das Volk, welches eigentlich bisher nur die literarische Opposition mitgemacht und die Preßfreiheit am meisten begehrt hatte, weil sie so sehnlich von den Literaten begehrt wurde, fragte sich nun, ob Dies der Segen der Preßfreiheit sei. Das Mistrauen des Volks erwachte, Einer erzählte dem Andern, daß eigentlich noch gar nicht die wahre Preßfreiheit bewilligt worden sei, und in allen Kreisen des Volks zeigte sich Unzufriedenheit hierüber. Dieser naive Zustand wurde noch dadurch erhöht, daß in Folge dieses Gerüchts bald an allen Straßenecken ein Placat, von vielen wiener Schriftstellern unterfertigt, zu lesen war, worin hoch und theuer versichert wurde, daß man wirklich im Besitz der Preßfreiheit sei. Da dieses Murren des Volks auch in die Ministerialgebäude drang, so erschien gleichzeitig ein Ministerialerlaß des Inhalts, daß die östreichische Regierung die Preßfreiheit so verstehe und so bewillige „wie sie in allen andern Ländern wo Preßfreiheit besteht verstanden und bewilligt sei". Das Volk, welches nun in den östreichischen Journalen die Preßfreiheit blos von ihrer langweiligen Seite kennen lernte, wandte sich daher im März fast ganz von der Journallecture ab.

Dagegen wurden die Flugblätter, welche den ganzen März hindurch erschienen, und von denen blos die in Wien gedruckten in einer gemachten Sammlung einen sehr starken Band bildeten, wahrhaft verschlungen. Von einem Flugblatt von Dr. Wildner von Maithstein, das dem Fürsten Metternich recht tüchtig die Wahrheit sagte, wurden gegen 90,000 Exemplare in wenigen Tagen verkauft, bis der Verfasser, der während Metternich am Ruder war bei ihm unaufhörlich antechambrirt und supplicirt hatte, den weitern Abdruck untersagte, als wenn er vor dieser großen Publicität erschrocken wäre, und blos die Absicht gehabt hätte seine Meinung Einigen leise ins Ohr zu sagen. Hauptsächlich waren es jedoch Verse oder vielmehr Reime welche, wie Vögel aus einem geöffneten Käfig, von der freien Presse gebracht wurden. Dabei war es komisch genug, daß viele dieser Gedichte mit der Firma „Erstes censurfreies Gedicht" wie Waaren verkauft wurden. Eines dieser Gedichte von Dr. L. A. Frankl, „Die Universität" betitelt, und ebenfalls mit diesem Stempel versehen, hatte noch den Zusatz: „Auf der Wache gedichtet." Hauptsächlich gruppirte sich diese Masse von Reimen, großentheils auch von Dilettanten herrührend, um drei Themata: um die „Studenten", welche als die „Vorkämpfer der Freiheit" in unzähligen Oden besungen wurden; um den „guter Kaiser Ferdinand", welcher die „Constitution gegeben"; und um diese übrigens noch nicht vorhandene Constitution selbst, welche schon im voraus angebetet wurde. Meistens war die Ueberschrift dieser Gedichte „Preßfreiheit", „Nationalgarde" und „Constitution", und jedes einzelne hiervon wurde sodann im Weihrauch erstickt. Diese Octavblättchen wurden in unzähligen Exemplaren sowol in Wien verkauft als auch in die Provinzen verschickt. Durch den Verkauf dieser Blättchen hatte sich eine ganz neue Industrie gebildet, alle Straßenecken waren besäet mit Weibern, Männern und Kindern welche diese Gedichte ausriefen, und die neuerschienenen jedem Vorübergehenden anrühmten; Hökerinnen hatten auf ihrem Kram neben den Aepfeln und Nüssen diese Gedichte ausgebr

tet liegen, und die Auslagekasten aller Buchhandlungen waren mit diesen Flugblättern ganz besetzt. Der Verkauf war besonders in den ersten Wochen außerordentlich groß, die ärmsten Leute gaben ihren Groschen für ein solches Blättchen, von dem sie, da man nun Alles frank und frei sagen durfte woran es fehle und was man wünsche, ihr dunkles Gefühl zum Bewußtsein erhoben hofften; Bauern kamen vom Lande in die Stadt herein um die Worte der Freiheit in diesen Flugblättern zu lesen, und brachten sie den Ihrigen mit nach Hause um daraus endlich einmal die Wahrheit zu vernehmen, Rath und Trost zu erhalten. Doch wie wurden sie durch diese Gedichte getäuscht! Die Hungerigen hatten auf Brot gehofft und bekamen Rosen! Sie erstickten in dem unnatürlichen Schwulst dieser Verse, wo sie die reine Himmelsluft der Freiheit erwartet hatten.

(Die Fortsetzung folgt.)

John Keats,

der Nebenbuhler Byron's, der Grabgenosse Shelley's.

Die einsam wildeste Stätte in Rom ist der Friedhof der Protestanten. Kaum daß zufällig ein Hirte sich hinverirrt mit seinen schweren Sandalen von braunem Tuche. Nicht ein Ton in der Luft außer den Glöcklein von ein paar Ziegen, die auf den Hügeln weiden. Aus der Moosdecke sehen da und dort einige graue verwitterte Trümmer der Mauer des Honorius vor. Die Pyramide des Cajus Cestius ragt über das ganze Bild. Zu ihren Füßen ruhen zwei einsame Gräber. Zwei junge unglückliche Dichter die nebeneinander schlafen: John Keats im 23. Jahre und Percy Bisshe Shelley im 25. Jahre gestorben, Beide aus dem Vaterlande verbannt, Beide durch den Widerspruch mit dem Puritanismus ihrer Heimat zur Skepsis und zum Heidenthume gedrängt. Der Eine geht im Sturme unter, der ihn an das Gestade wirft, wo Byron den Leichnam verbrennt, der Andere stirbt brustkrank zu Rom ohne ein Sterbebett und sein Leichentuch bezahlen zu können.

Keats war ein verspäteter Hellene, seine Brust flammte für den Götterdienst der Schönheit, und sollte von dieser Glut verzehrt werden. Er hat der neuesten poëtischen Schule Altenglands, der von Alfred Tennyson, den Aufschwung gegeben. In London erschien kürzlich: „Life, letters and literary remains of *John Keats*. Edited by *R. M. Milnes*“ (2 Bde., 1848). Aus diesem Werke geht klar hervor, daß die bisherige Annahme, welche Byron *) in einem Anfalle von Eifersucht auf den jungen Genius verbreitet hat, eine falsche war, und Keats nicht aus Gram über eine ungünstige Kritik starb die in einer Zeitschrift erschienen, wie der berühmte Lord auch in einem Schreiben an Murray erwähnt, gegen den er sich in Betreff unsers Poeten grell widerspricht, bei Lebzeiten seiner spottend, nach seinem Verscheiden seinen „Hyperion“ **), den er ein „Bruchstück titanenhafter Eingebung“ preist, dem Aeschylos an die Seite setzend.

Keats, geboren 1795, war der zweite Sohn eines Miethkutschers. Der ältere Bruder, George, ein kräftiger Charakter, versuchte in Amerika sein Glück, schiffte den Ohio hinunter, und ließ sich in Cincinnati nieder, wo er noch lebt. John kam zu einem Wundarzte in die Lehre. Sein erstes mit glänzendem Erfolg begrüßtes Gedicht widmete er seinem Beschützer Leigh Hunt, der gerade das Gefängniß verließ, und in dessen malerischer kleiner Villa zu Hampstead der Jüngling seine wenigen glücklichen Tage verlebte. Schon damals schien sein Körper den ekstatischen Träumereien denen er sich drei Jahre hindurch ergab erliegen zu wollen. Seine Freunde drängten ihn London zu verlassen, Schottland, Westmoreland und einen Theil von Irland zu besuchen. In seinem 21. Jahre faßte ihn eine Leidenschaft für das Kind einer glühenden Zone. Ihr verdanken wir das Sonett „An Fanny, auf dem Ball“, wie denn überhaupt seine Sonette zu den schönsten gezählt werden dürfen welche England besitzt. Diese Fanny war eine Kreolin, der die andern Frauen „endlos Schlimmes“ nachsagten. Er denkt wie sie, er tadelt die Kreolin, findet sie sehr weltlich, sehr theatralisch, sehr gefallsüchtig; aber wenn sie durch „den Saal geht, zieht sie dich wie an einer magnetischen Kette“. Er nennt sie „kaiserlich“; vor Allem hat sie nicht das „Wesen der Clarissen“, findet nichts Außergewöhnliches an einem in einer Saalecke geführten Gespräch, „any thing particular“. So wird er alle Tage verliebter, schwindsüchtiger, ärmer, und zuletzt als er ganz aufgegeben ist kommt ihm der Gedanke ein komisches Gedicht zu schreiben, von dem uns noch trübe Fragmente bleiben unter dem Namen „Die Kappe und die Schellen“.

Seine Freunde zwingen ihn nach Italien zu reisen. Der treueste von Allen begleitet ihn, der Maler Severn, der mit dem Bildnisse von Keats dessen vorliegenden Nachlaß schmückt. Severn's Tagebuch, am Krankenbette des unglücklichen Dichters geschrieben, ist ein rührendes Denkmal der reinsten Hingebung, in schlichter Demuth ganz unbewußt. Wir können nicht oft genug erfahren, daß es in der kalten selbstsüchtigen Welt noch solche aufopfernde Seelen gibt, die Gott wie versöhnende Schutzgeister neben das Unglück gestellt hat. Es war das Christenthum was dem Leben von Keats fehlte. Es stand wenigstens, zum Symbol geworden, beim Tode von Keats in der Gestalt des erbarmungsvollen, liebenden Freundes Severn da. Wir mögen uns nicht versagen einige Zeilen aus seinen Gedenkblättern zu geben, die er an M. Brown richtete.

„14. Dec.: Was mich mehr als Alles betrübt ist, wenn ich seine brennende Stirne kühle und für seinen Verstand fürchte. Wie könnte er auch noch nach all Diesem John Keats sein? Aber ich sehe wol zu schwarz, seit jede durchwachte Nacht meinem Geiste ihr trauriges Resultat bringt..... Der Doctor Clark sagt nicht Viel; obwol seine Behandlung trefflich ist, vermag er doch nur Wenig über einen kranken Geist. Alles was sich thun läßt thut er gern; seine Frau bereitet mit demselben zarten Gefühle Alles von ihrer eigenen Hand was der arme Keats genießt; denn in diesem unwirthlichen Lande bleibt für einen Kranken keine Wahl. Diese erbärmlichen Römer haben keine Idee von Gemächlichkeit. Ich muß ihm Alles thun.“

„15. Jan. 1821, nach halb 11 Uhr. Der arme Keats schlief eben ein. Ich habe bei ihm gewacht und ihm vorgelesen bis er die Augen zumachte. Er sagte zu mir: «Severn, ich bemerke hinter deiner Ruhe eine große Zerstreutheit; du bist nicht bei Dem was du liest. Du thust mehr für mich als ich wollte. Ach wäre doch meine letzte Stunde da!» Er nimmt von Tag zu Tag ab. Vielleicht noch drei Wochen, und ich habe ihn für immer verloren! Bei unserer Abreise hielt ich seine Genesung für gewiß. Ich war egoistisch: ich dachte wie viel er mir ist.“

„Der Banquier Torlonia will uns kein Geld mehr geben. Morgen muß ich meinen letzten Thaler hinlegen für dies verwünschte Quartier. Ueberdies werden wenn er stirbt die Betten, die Geräthe verbrannt, die Mauern abgekratzt, und sie fallen wegen 100 Pfund und vielleicht mehr über mich her; mehr als all Dies quält es mich aber dieses edle Geschöpf auf dem Todtenbette hingestreckt zu sehen ohne den gewöhnlichen geistlichen Zuspruch, den jeder Narr oder Tropf in seinen letzten Augenblicken empfängt. Wenn ich erliege, so ist es unter diesem Gedanken. Aber ich bete, daß ein Engel der Gnade ihn durch dieses finstere Thor leite.“

„Wenn ich ihn jeden Tag einige Zeit verlassen dürfte, könnte ich durch meinen Pinsel Geld schaffen; aber er will mich nicht

*) John Keats, who was kill'd off by one critique etc. („Don Juan“, canto XI.)

**) Keats' zweites Hauptwerk ist „Endymion“.

lassen, und kann kein fremdes Gesicht ertragen. Ich würde mir lieber die Zunge abschneiden als ihm sagen daß ich Geld verdienen müsse — Das hieße ihn mit Einem Worte tödten. Sie sehen, daß meine Hoffnung die Pension der Königlichen Akademie zu behalten vernichtet ist, wofern ich nicht im Frühling ein Gemälde einschicke.... Ich habe mir einen Theil der Werke von Jeremy Taylor verschafft, und ihn Keats diese Nacht vorgelesen. Das ist wahrhaft ein Schatz, und er kam als ich die Hoffnung aufgab ihn zu finden. Warum sollten uns nicht auch noch andere Glücksfälle kommen? Ich will die Hoffnung darauf bewahren..... Keats sieht Alles. Seine Kenntnisse der Anatomie verschlimmern jede Krisis, er ist von allen Seiten elend. Er vermag keinen Brief zu lesen, und heißt mir alle neben ihn legen ohne sie zu öffnen. Sie zerreißen ihm das Herz. Er traut sich nicht mehr die Adresse anzusehen. Machen Sie, daß man es erfährt."

„18. Febr.: ....Ich habe ihn von Woche zu Woche am Leben erhalten. Er weigerte sich jede Nahrung zu nehmen, und ich habe ihm sein Essen zuweilen sechs mal des Tags bereitet, damit ihm keine Entschuldigung blieb. Ich wagte nicht von ihm zu gehen, außer wenn er schlief. Es ist unmöglich zu fassen wie groß sein Leiden war. In seinen Aengsten wäre er einsam in das Grab hinabgestiegen, und Niemand hätte seiner erwähnt: dieser Gedanke allein lohnt mir Alles was ich that. Jetzt ist er noch lebend und ruhig. Der Gedanke zu genesen schreckt ihn mehr als Alles.... Die Hoffnung auf den Tod scheint sein einziges Glück. Er sagt, der Frieden im Grabe wird die erste Ruhe sein die er gehabt hat."

„14. Febr.: .... Sein Geist wird immer friedlicher und stiller. Ich gewahrte, daß diese Veränderung mit der zunehmenden Körperschwäche Schritt hält; in meinen Augen ist es eine köstliche Ruhe. Ich wurde so lang umhergeworfen im Sturm seines Geistes! Heute Nacht hat er viel gesprochen.... Unter den vielen Dingen die er von mir verlangt hat war besonders, daß man auf seinen Grabstein die Inschrift setze:

Hier ruht ein Wesen, dessen Name auf die Welle geschrieben war.

Bei unserer Ankunft hier kaufte er ein Exemplar von Alfieri, allein er warf es auf den Boden, und war heftig erregt von dem Verse:

Misera me! Sollievo a me non resta
Altro che il pianto, *ed il pianto è delitto!*

Jetzt da ich sein Leid ganz kenne wundere ich mich nicht mehr darüber."

„Welcher Brief ist gekommen! Ich gab ihn Keats in der Meinung er käme von Ihnen; unglücklicherweise war Das nicht so. Der Blick auf diesen Brief war zerreißend; man spürte die Folgen davon mehre Tage. Er las ihn nicht — er vermochte es nicht —; aber er bat mich das Schreiben in seine Bahre zu legen mit einer Börse und einem uneröffneten Brief von seiner Schwester; seitdem hat er mir wieder gesagt jenen Brief nicht in die Bahre zu thun, sondern nur die Börse, und den Brief seiner Schwester sammt einigen Haaren zu geben. Ich habe ihn aber doch wieder auf andere Gedanken über diesen Punkt gebracht. Sein Zustand der äußersten Reizbarkeit läßt ihm Nichts als eine feindliche Welt um sich erblicken....."

„Ich habe eine englische Wärterin gefunden, die alle Tage zwei Stunden kommen sollte, und mir gestatten meine Gesundheit herzustellen. Sie schien Keats zu gefallen, aber sie wurde heute krank und kann nicht kommen. Ich skizzire ein Bild in der kleinen Stube. Dies und ein wenig Italienisch was ich jeden Tag lese hält meinen Muth aufrecht...."

„22. Febr.: ....In der letzten Nacht glaubte ich er würde hinübergehen; ich hörte ihn röcheln; er verlangte im Bett aufgerichtet zu werden. Bei jedem Anfall von Husten fürchtete ich Ersticken. Heute früh beim bleichen Scheine der Dämmerung hat mich sein verändertes Aussehen erschreckt. Er ist in diesen drei Tagen wie ein Gespenst geworden. Obgleich mich der Doctor Clark auf das Aergste vorbereitet hat, werde ich diesen Schlag schwer ertragen." Ich vermag es nicht auszuhalten, daß mich dieser Tod aus meiner entsetzlichen Lage erlösen soll."

„Immer noch ist es mir unmöglich zu malen, was doch wichtig für mich wäre. Der arme Keats hält mich stets fest; er öffnet die Augen zweifelnd und erschrickt, wenn sie aber auf mich fallen, schließt er sie sanft, öffnet und schließt sie wieder friedsam bis er einschläft. Diese Idee läßt mich bei ihm ausharren bis er stirbt. Und warum dürfte ich sagen, daß ich meine Zeit verliere? Die Vorzüge welche mir die Bekanntschaft mit John Keats brachte überwiegen doppelt und dreifach Alles was mir jede andere Beschäftigung eingetragen hätte."

„27. Febr.: Er ist nicht mehr, er starb schmerzlos, es war nur ein Entschlafen. Am 23. gegen 4 Uhr wurde das Herannahen des Todes merklich. «Severn — ich.... — richte mich auf — ich sterbe — ich werde ohne Schmerz sterben, ängstige dich nicht, sei standhaft, und danke Gott daß es so weit ist.» Ich hielt ihn in meinen Armen. Das Stöhnen nahm gegen 11 Uhr zu; er löschte allmälig aus, und so sanft, daß ich meinte er schlummere ein. Ich kann jetzt Nichts hinzufügen. Ich bin wie gebrochen durch vier Nachtwachen, Schlaflosigkeit und den Heimgang meines armen Keats. Vor drei Tagen wurde die Leiche geöffnet; man fand keine Lunge mehr. Die Aerzte können nicht begreifen wie er die letzten drei Monate lebte. Ich habe letzten Montag seinen theuern Leib zum Grabe begleitet, gefolgt von vielen Engländern. Man hat hier viel Sorgfalt für mich gehabt, sonst hätte ich das Fieber bekommen. Ich bin jetzt besser, aber noch ganz aus einander."

„Die Policei kam. Die Geräthe, die Mauern, der Fußboden, Alles wurde zerstört und verändert; der Doctor Clark hat Das übernommen."

„Ich habe die Briefe selbst in den Sarg gelegt."

So ward also Keats, von seinem treuen Freunde Severn begleitet, auf dem protestantischen Friedhof eingesenkt, unfern der Stelle welche zwei Jahre später Shelley's Reste aufnehmen sollte, der dem Andenken des jungen Dichters eine herrliche Elegie weihte. Letzterer nimmt, den Kritikern und Byron zum Trotz, gleich dem Verf. der „Queen Mab" selbst, eine bedeutende Stufe ein in der Literaturgeschichte der neuesten Zeit.

21.

Literarische Anzeige.

Preisherabsetzung.

Durch alle Buchhandlungen ist von **F. A. Brockhaus** in Leipzig zu beziehen:

Deutsches Volksblatt. Eine Monatsschrift für das Volk und seine Freunde. Herausgegeben von **R. Haas.** Drei Jahrgänge. 1845—47. Gr. 8. Geh.

Herabgesetzter Preis 16 Ngr.

Einzelne Jahrgänge 8 Ngr.

Hierzu erschien von dem Herausgeber:

Centralblatt. Ein Organ sämmtlicher deutscher Vereine für Volksbildung und ihre Freunde. Gr. 8. 1845.

Herabgesetzter Preis 8 Ngr.

Das **Volksblatt** enthält eine überaus reiche Auswahl belehrender und unterhaltender Darstellungen von den beliebtesten und tüchtigsten Volksschriftstellern, und kann zu dem jetzigen **beispiellos billigen Preise** als ein nützliches **Familienbuch** bestens empfohlen werden.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 146. —— 19. Juni 1849.

Die Presse in Oestreich seit dem März 1848.

(Fortsetzung aus Nr. 145.)

Interessant war es zu sehen, daß diese Flugblätter meistens von Personen herrührten die bisher noch gar Nichts hatten drucken lassen, und die sich nun hastig der Presse bemächtigten. Da las man nun freilich auch wunderliche Dinge! Außer dem Jubel über den guten Kaiser und die gereimte Aufzählung der einzelnen Bestandtheile der Freiheit waren es einzelne kleine Unbequemlichkeiten die in solchen Flugblättern gerügt wurden. So erinnere ich mich z. B. eines Flugblattes „Die schöne Dame in Ketten muß frei sein", unter welchem mysteriösen Titel blos der Wunsch ausgesprochen wurde, daß man die Kettenbrücke über den Donaukanal in Wien, welche von einer Actiengesellschaft erbaut worden war, ohne Bezahlung eines Kreuzers fortan passiren solle, wodurch in der That die Administration einige Zeit genöthigt wurde Policeimannschaft bei der Brücke aufzustellen, und ihr Privilegium im Abdruck daselbst anzubringen. So spielte die riesige Macht der Preßfreiheit in ihrer Kindheit in Wien mit Kleinigkeiten! Die eigentlichen Schriftsteller vom Fach waren erschrocken, daß die Thüren ihres Gefängnisses plötzlich aufgebrochen worden waren, und wagten gar nicht ins Freie zu treten. Die erste Zeit traute sich Niemand hervor, und viele Schriftsteller gingen blaß und verwirrt durch die Gassen. Bauernfeld zeigte sich die ersten Tage ganz verstört im Juridisch-politischen Leseverein, und rief ängstlich: „Die Massen werden uns über den Kopf wachsen, wir werden sie nicht mehr beherrschen können!"

Das kläglichste Bild boten jedoch, wie schon bemerkt, um die Zeit die Zeitschriften, welche den Spiegel des Tages hätten abgeben sollen, und worin nebst einigen scandalösen Persönlichkeiten Theaternotizen und dergleichen Kram mitgetheilt wurden. Es erschien daher auch eine Caricatur darüber, daß die Schriftsteller nicht wüßten was sie mit der Preßfreiheit anfangen sollten, und daß sie sich wegen ihrer Freiheit ganz unglücklich fühlten. Insbesondere mahnte der unaufhörliche Jubel der Journale über die Preßfreiheit an einen Krieger der in der Schlacht triumphirte so gute Waffen gegen den Feind zu besitzen, und während der Schlacht dieselben wegwürfe. Da sich bei jedem Freund der Freiheit die Besorgniß einstellen mußte, daß die Preßfreiheit wenn sie fortan unbenutzt bliebe einfrieren müßte, so wurde auf Veranstaltung Hebbel's in dem Gasthof „Zur Stadt Presburg" eine Versammlung der wiener Schriftsteller abgehalten, die ziemlich zahlreich besucht war, und worin man sich gegenseitig auffoderte von der frei gewordenen Presse Besitz zu ergreifen. Die Klage, daß kein Organ vorhanden sei dessen man sich bei seinen publicistischen Arbeiten bedienen könnte, führte naturgemäß zu dem Wunsche ein Blatt zu begründen zu dessen Mitwirkung man sich vereinigen sollte. So wenig war der Begriff der freien Presse noch in Oestreich heimisch, daß ungeachtet die meisten wiener Schriftsteller anwesend waren, doch die Meinung durchdringen konnte, es sei noch ferner eine Concession zu einem Journale nöthig, um die man beim Ministerium sich verwenden müßte. Der Begriff der Parteiung war auf so unglaubliche Weise nicht einmal der Ahnung nach vorhanden, daß man sich nicht über ein politisches Glaubensbekenntniß befragte, und in dem Programm welches von einem Mitgliede der Versammlung vorgeschlagen wurde blos formell als Motiv dieses Blattes die Nothwendigkeit festsetzte, daß die freie Presse anfangen müsse sich zu äußern. Dieses Blatt kam nicht zu Stande, weil sich kein Verleger dazu fand. Aber es war mindestens bezeichnend welche literarische Tendenzen sich hier im vornherein kundgaben. Grillparzer, der einige mal zugegen war, schwärmte nur für ein einiges großes Oestreich, und zitterte vor der Möglichkeit eines Zerfalls desselben. Bauernfeld war von einer Krankheit befallen, die seine Freunde sehr ängstlich machte, und die ihn verhinderte an der Versammlung Theil zu nehmen. Die Furcht vor „Uebergriffen des Pöbels" äußerte sich vielfach, und von der Republik sprachen Einige wie vom Menschenfressen. Schuselka war eben nach Wien gekommen, und hatte ebenfalls diese Versammlung besucht, die übrigens ganz resultatlos zerrann. Es blieb bei den frommen Vorsätzen die man in Betreff der Mitwirkung an diesem politischen Journale ausgesprochen hatte, und wobei man so wenig die Aufgabe eines politischen Blattes zu fassen schien, daß man schon im voraus, bevor man den Tag des Erscheinens auch nur entfernt andeuten konnte, den Inhalt der er-

sten Blätter bestimmte, wobei ein Jeder Das angab was er liefern wolle. Sehr unschuldige Themata allgemeinen Inhalts kamen dabei auf das Tapet: z. B. ein Aufsatz über das Burgtheater, eine Polemik dagegen daß man im Postbureau den Hut abnehmen müsse, einige doctrinaire Verwässerungen der Rotteck-Welcker'schen-Staatslexikons-Limonade u. s. w. Beim Beginn des riesigen weltgeschichtlichen Werkes an das die Zeit heranschritt, und bei dem jahrhundertjährigen Schutt der von dem östreichischen Staatsboden wegzuräumen war, mußten solche Aufsätze, die denn doch immer von den ersten geistigen Repräsentanten Oestreichs herrührten, in das Mysterium des geschichtlichen Processes blicken lassen, dessen Bewegungen in der Tiefe ohne menschliche Veranlassung vor sich zu gehen scheinen, und die Gestaltung der Idee in ihrer absoluten Form ahnen lassen.

Die Naivetät der literarischen Zustände in Oestreich wurde durch die Blätter welche politische Aufsätze um diese Zeit brachten noch mehr enthüllt; man sah die Bewegungen ganz nackter Kinder vor sich. Vor Allem müssen wir dabei der „Wiener Zeitung" erwähnen. Dieses Blatt war zu Anfang des vorigen Jahrhunderts unter dem Titel „Wienerische Nachrichten" begründet worden, und diente dem Publicum als Neuigkeitsbote. Später wurde es insoweit officielles Organ, als die Regierung darin ihre Erlasse veröffentlichte. Der Buchdrucker Ghelen, welcher dieses Blatt begründet hatte, erhielt gegen die Verpflichtung alle amtlichen Erlasse der Regierung darin aufzunehmen verschiedene Privilegien, worunter auch das alleinige Vorrecht inbegriffen war Inserate aufzunehmen, welches Privilegium bis zur Märzrevolution fortdauerte. Das Publicum las daher in diesem Blatte nur den „Amtlichen Theil", überschlug den ganzen „Nicht-amtlichen Theil", und blätterte in den Inseraten. Mit Einem Wort, die „Wiener Zeitung" war in ihrem amtlichen Theil Symbol der Schmach, und in ihrem übrigen Inhalt das der politischen Bedeutungslosigkeit des öffentlichen Lebens in Oestreich. Jeder Oestreicher schämte sich dieses Blattes so wie ein halberwachsener Knabe der Ruthe. Nach dem März war nun dieses Blatt eine verkehrte Welt, eine verschüttete Gewürzbüchse, das tollste, planloseste Durcheinander das man sich vorstellen kann. Diese Zeitung fuhr nämlich fort Organ der officiellen Veröffentlichungen zu sein, und zugleich polemisirte es in dem nicht-amtlichen Theil gegen die Regierung. Es war als ob die „Wiener Zeitung", die ein Jahrhundert hindurch die stumme Dienerin der Regierung abgeben mußte, nun auf einmal sich gegen dieselbe empören würde. Während sie früher von keinem Menschen beachtet wurde, war es nun gerade dieses Blatt welches jetzt verschlungen wurde, und das in seiner Auflage bedeutend zunahm. Um nur ein auffallendes Beispiel anzuführen, so brachte die „Wiener Zeitung" in den Märztagen einen Aufsatz von Franz Schuselka, worin dieser den Krieg welchen die Regierung gegen die Lombardei führte heftig angriff — gewiß das erste mal daß ein Regierungsblatt die Regierung in einem so wichtigen Punkte angegriffen. Dieses ergötzliche Schauspiel wiederholte sich mehre male; während bisweilen der amtliche Theil irgend eine Verordnung des Ministeriums brachte, wurde dieselbe im nicht-amtlichen Theil auf das heftigste getadelt. Dabei schien die Redaction so sehr außer aller Fassung gerathen zu sein, daß oft nebeneinander ein Artikel für und ein zweiter Artikel gegen die Regierung in derselben Angelegenheit zu lesen war. Die Redacteure des Blattes waren von einem solchen Schrecken befallen, und fürchteten so sehr als reactionnair verschrien zu werden, daß sie jeden Aufsatz der ihnen gebracht wurde aufnahmen, sodaß also das Entgegengesetzteste in friedlicher Eintracht nebeneinander zu finden war. Eine solche Tendenzlosigkeit war noch nie bei einer Redaction vorgekommen. Die Redacteure waren zwei beschränkte Köpfe, Prof. Stubenrauch und Prof. Heyßler, die ehemals keinen Athemzug freier Luft gemacht, in der Stickluft bornirter Bureaukratie aufgewachsen waren, und sich nicht auf eigene Füße zu stellen wagten. Ihre Taktlosigkeit wurde das Gespött der Welt, und die Regierung, welche selbst noch nicht wußte was sie wollte, und daher unter dem ungeschickten, planlosen Liberalismus ihres bisherigen Organs ihre eigene Verwirrung bequem bedecken konnte, dachte nicht daran eine Aenderung eintreten zu lassen. Um die volle Ergötzlichkeit des Anblicks der „Wiener Zeitung" mit einer Jakobinermütze herausfühlen zu können, mußte man dieses Blatt Jahre lang in seiner vollen Dürre und Leere begleitet haben. Noch komischer als in ihrem Taumel von rechts nach links war die „Wiener Zeitung" um diese Zeit, als sie auf einmal mit dem kindischen Pomp und dem lärmerischen Stolz einer eigenen Meinung sich in einer Frage bestimmt auf eine Seite zu stellen erklärte, also wenigstens in dieser Frage Parteiorgan zu werden versprach. Es hatte sich nämlich über die künftige Constituirung Oestreichs ein heftiger Streit entsponnen, der anfangs blos in Discussionen im Juridisch-politischen Leseverein erledigt wurde, und später in die Journalistik überging; die specifisch-östreichische Partei erklärte sich für die Bundesstaatsform, und auf diese Seite trat nun auch die „Wiener Zeitung", während sie dessenungeachtet auch Beiträge zu Gunsten des Staatenbundes aufnahm. Am wüthendsten schwang Baron Buschmann (Eginhard) in dieser Frage in der „Wiener Zeitung" die schwarzgelbe Fahne. Doch kam es auch durch diesen Streitpunkt durchaus nicht zu einer compacten Tendenz, und nach wie vor brachte das Blatt bald servile bald radicale Artikel. Alles war in dieser Zeitung verkehrt, ehemalige Censoren gaben darin den radicalen Ton an, und was die Regierung auf der einen Seite anordnete, Das wurde ihr auf der andern unbarmherzig vorgeworfen. Später wurde die rothe Mütze der „Wiener Zeitung" in die ministerielle Wäsche gegeben; dabei ging ihr alles Roth aus, und es blieb nur die schmuzige Farblosigkeit der neuen Redaction, von welcher wir noch reden werden.

Die „Wiener Zeitung" war im März das einzige Blatt welches vom Publicum gelesen wurde, und außerdem

blos noch, wie schon bemerkt, die Flugblätter. Alle Druckereien waren mit dem Druck der letztern Tag und Nacht beschäftigt, und da ehedem in Oestreich sehr wenig periodische Schriften erscheinen durften, so machte sich schon in den ersten Tagen ein großer Mangel an Setzern fühlbar, und die vorhandenen Setzer steigerten ihre Ansprüche außerordentlich. Die Druckereien boten um diese Zeit ein so lebendiges Bild, daß wir ihrer mit einigen Worten erwähnen müssen. Die Druckerei aus welcher die ersten censurfreien Publicationen hervorgingen war die von Eurich und Klopf. Da sich dieselbe in der Nachbarschaft der Universität befand, so wurde sie die eigentliche Revolutionsdruckerei, und Alles was vom Studentencomité veröffentlicht wurde, sowie auch alle Adressen an die Universität, die in großer Anzahl einliefen, und die Mehrzahl der Gelegenheitsgedichte wurden in dieser Druckerei gesetzt und gedruckt. Da gab es nun das regste Treiben, an den Wänden klebte das Patent über die Aufhebung der Censur, die Setzkasten waren vermehrt, und die Setzer in voller Arbeit; der Eigenthümer der Druckerei hatte Mühe sich vor der Sündflut von Gedichten mit der er heimgesucht wurde zu retten, und der Anzahl von Dichtern die gleichzeitig ihn bestürmten ihren Jubel der Welt mitzutheilen, begreiflich zu machen, daß er nicht Alles auf einmal drucken könne. Außerdem war das Local gedrängt voll von Weibern, Männern und Knaben welche sich darum balgten die noch von der Presse feuchten Gedichte zu kaufen, und sie mit dem Ausruf: „Ein neues Gedicht das wir erst kriegt (bekommen) haben!“ auf der Gasse feil zu bieten. Das gab nun einen Lärm und ein Gedränge in dieser sowie auch bald in jeder andern Druckerei: die fröhlichsten Flitterwochen der Preßfreiheit!

Aus einem solchen Flugblatt ward auch eines der verbreitetsten und einflußreichsten Volksblätter, nämlich die „Constitution“. Der Redacteur derselben, Hr. Häfner, ließ aufs Gerathewohl, ohne allen Fonds, zwei Nummern derselben erscheinen und einzeln verkaufen. Da Das im März geschah, wo die Kauflust des Publicums enorm war, so machte schon die erste Nummer Glück. Begründet wurde das Blatt jedoch durch einen Artikel in der zweiten Nummer, welche in einer Auflage von 70,000 Exemplaren nachgedruckt und vergriffen wurde. Dieser Aufsatz war gegen den Prälaten des reichen Stifts Kloster-Neuburg gerichtet, und griff das sogenannte Bergrecht auf das heftigste an. Persönlichkeiten als das auffallendste Symbol der freien Presse haben für das Volk so viel Entzündendes, daß man sich diesen Succeß erklären kann. Dieses Blatt setzte seinen Gang auf vulkanischem Boden mit leidenschaftlicher Consequenz bis Ende October fort. Der heißeste Pathos der Freiheitsliebe, blinde Wuth gegen die Reaction, jeder Athemzug voll Haß gegen das Bestehende, naiver, halbunbewußter, glühender Republikanismus beseelte jede Nummer. Im weitern Verlaufe des Blattes wurde der jugendliche, heiße Republikaner Gritzner, ein geistvoller Publicist, und Hauck Mitredacteure des Blattes; außerdem arbeiteten Niederhuser, Wintersberg, König und Hreczka mit. Einige mal wurde das Blatt wegen Hochverraths confiscirt, aber stets barg eine rauhe, bisweilen unschöne Form einen redlichen Gehalt. Der Hauptredacteur Häfner sollte am 18. Mai vom Volk gehängt werden, als er nach der Flucht des Kaisers in einer Arbeitervorstadt die Republik proclamirte, wurde hierauf ins Criminalgefängniß gesetzt, aus welchem er elf Tage hierauf von demselben Volke am Barrikadentage (26. Mai) wieder befreit wurde, um im October weiter auf den Spielberg geführt zu werden. Vom Spielberg wurde er nach Theresienstadt gebracht, von wo er nach einigen Monaten ohne ein Verhör und ohne einen Grund seiner Verhaftung zu erfahren entlassen wurde.

(Die Fortsetzung folgt.)

Custine's „Romuald“.

Dies Werk des Hrn. v. Custine, das halb Lehrbuch und halb Roman ist, macht in Frankreich viel Aufsehen trotz seines Inhalts und auch wegen desselben, parceque et quoique. Beurtheilungen hat es natürlich je nach den verschiedenen Standpunkten verschiedene erfahren; wir theilen zwei mit aus den angesehensten Organen der Presse.

„Trotzdem daß das religiöse Element vorherrscht“, berichtet das Journal „La Presse“, kann man «Romuald» doch keinen religiösen Roman nennen. Das seltsame Buch ist auf verschiedene Ansichten basirt und in allen Tonarten geschrieben; vergeblich sucht man in unserer Literatur etwas Aehnliches. Das eine Capitel scheint von einem Schüler der Staël zu sein, das andere ein Product der Feder von Frayssinous. Liebe und Theologie sind in demselben brüderlich vereint, und einer wollüstigen Schilderung folgt eine Moralpredigt. Custine hat es vielleicht dadurch allen Leuten recht machen wollen, ernsten und lustigen Leuten. «Romuald» ist zur Hälfte unterhaltender Roman und zur Hälfte ein Lehrbuch der Moral. Ein falsches Mittel zu interessiren, glaube ich; wenigstens glückt es selten. Der Romandichter beweist das Gute viel besser durch Thatsachen als durch Raisonnements. Wenn ich mich nicht täusche, so ist «Romuald» zu verschiedenen Zeiten, in entgegengesetzten Zonen und unter den mannichfaltigsten äußern Einflüssen entstanden. Man merkt wohl, daß es dem Dichter an manchen Stellen nicht leicht geworden ist, besonders in jener Gesellschaft der Rosalinden und Salvators, jener stehenden Figuren jedes schlechten und gehaltlosen Romans. Gleichwol wird das Buch immer eins der merkwürdigsten bleiben von denen welche unmittelbar nach der Revolution von 1848 erschienen sind. Manche werden es um seiner selbst willen lesen, die Meisten weil es von Custine ist. Ohne seine Vorgänger erreichen zu können, wird es doch sicherlich für viele ernste Denker ein Apfel der Eris werden, und Das ist ja auch sein Hauptentstehungsgrund.“

In der „Revue des deux mondes“ geht der Ref. dagegen mehr auf das Einzelne, und motivirt sein Urtheil, Tadel und Lob. „Wenn die neuen Ereignisse und Umwälzungen Italiens“, sagt er, „in ihrer Ungewißheit auch das Interesse nicht ganz besonders auf das Buch Custine's lenkten, so würde es doch an sich schon alle Aufmerksamkeit verdienen, und manche Streitfrage aufwerfen. Anerkennen wir zuerst die hohe Achtung des Verf. für sich selbst, für die Leser und die Zukunft: eine seltene Tugend in einer Zeit, wo es zwar nicht an Büchern fehlt die sich ernst nennen, wo aber wirklich ernste Bücher vermißt werden. Auf jeder Seite des «Romuald» erkennt man die sorgfältig feilende Hand des Künstlers; Jahre des Studiums und

überlegender Bearbeitung lassen sich zählen. Die Spuren dieser Jahre sind indeß vielleicht zu sichtbar. Das Buch selbst verschwindet fast unter dem Schwulst von Philosophie, Verwickelungen und Gedanken. Gegen die Tendenz selbst läßt sich Viel einwenden, obwol sich nicht leugnen läßt daß sie tief durchdacht ist. Das Christenthum als Banner voran soll Rom von neuem die geistige Herrin der wiedergeborenen Welt werden — Das ist der Kern. Ein moderner Hamlet, Romuald, träumerisch wie ein Deutscher, entflammt für den Glauben, ist das Werkzeug welches diese Idee unter den Menschen hier unten verwirklichen soll. Der tragische Conflict besteht in der glühenden Leidenschaft für ein dämonisches Wesen, eine Frau welche, obwol Fürstin, Alles versucht um der Blasirtheit unserer Hypercultur zu entgehen, deren Typus und Product sie ist. Die Lösung des Knotens erfolgt durch die Bekehrung des protestantischen Hamlet, der, nachdem er sich durch Leidenschaften, Laster, Angst und Prüfungen durchgewunden hat, einer der glühenden Vertheidiger des römischen Glaubens wird. So überschreitet dieses eigenthümliche Buch die gewöhnlichen Grenzen einer erfundenen Geschichte oder einer Streitfrage; beide sind miteinander verschmolzen. Es hat sowol die Mängel als die Vorzüge und Reize seiner Neuheit, Fruchtbarkeit und Mannichfaltigkeit. Wir billigen den ultramontanen Standpunkt des Verf. nicht, wir hätten Mancherlei gegen seine Ansichten und Theorien zu bemerken; allein gleichwol bietet das Buch des Interessanten so viel, daß wir uns mit der bald beredten und leidenschaftlichen, bald geistreichen und kaustischen Feinheit des Buchs begnügen welche ihm Dauer verspricht." 31.

Bibliographisches.

1) Woher kommt das Wort Pamphlet? Man weiß es nicht. Die Anfangssylbe pam, verdorben aus pan, hat auf griechische Abstammung gedeutet; nur läßt sich keine darthun. Die bisher als älteste gekannte Erwähnung des Wortes findet sich im „Philobiblon", einem Buche aus dem 14. Jahrhunderte, dessen hochgelahrter und ehrwürdiger Verfasser versichert, daß er Bücher mehr schätze als Thaler, „libros non libras", und „panfletos" höher als „palfridis". In England hieß unter der Regierung Heinrich's VI. ein Pamphlet „pamflete", und zu Ende des 15. Jahrhunderts „plaunflet". Dr. Johnson leitet das Wort aus dem Französischen ab: „par un filet", von einem Faden gehalten, und nennt deshalb die Sache „ein kleines, wahrscheinlich ungebunden verkauftes Buch". Eine andere Sprachautorität, Dr. Pegge, will den Ursprung in „palme feuillet" finden, ein in der Hand zu haltendes Blatt. Woher also kommt Pamphlet?

2) Warum heißt Franz I. von Frankreich Beschützer und Beförderer der Wissenschaften? Eins seiner ersten Edicte befahl bei Todesstrafe das Schließen aller Läden wo Bücher verkauft wurden. Später milderte sich zwar diese Härte, doch durften die Buchhändler fortwährend bei ebenmäßiger Strafe nur solche Bücher verkaufen die in ihren Verzeichnissen standen, und eins der letztern mußte ausschließend von der Kirche gebilligte Werke enthalten. Aber unter keiner Bedingung durften aus Ländern außerhalb des römischen Kirchsprengels Bücher eingeführt werden, und Todesstrafe sollte auch Diejenigen treffen die ohne ausdrückliche Erlaubniß der königlichen Behörde Bücher verkauften oder vertheilten, oder Kupferstiche und Holzschnitte gleichviel in welchem Formate herausgaben. Warum also nennt die Geschichte diesen Franz I. Beschützer und Beförderer der Wissenschaften?

3) Um das Jahr 1462 beauftragte Ludwig XI. von Frankreich seinen Münzmeister zu Tours, Nicolas Jenson, „sich ins Ausland zu begeben, daselbst mit dem Schneiden von Stempeln und Buchstaben, wodurch die seltensten Handschriften mittels Drucks vervielfältigt werden könnten, sich heimlich bekannt zu machen, und die Erfindung ebenso unbemerkt heimzubringen". Jenson ging, kehrte aber aus irgend einem Grunde nicht nach Frankreich zurück, sondern ließ sich 1469 in Venedig nieder, wo er im Laufe der nächsten zehn Jahre die „Epitres de Ciceron" und gegen 150 andere Werke druckte. Mit gleichem Geschick und Erfolg verwendete er sein Münzschneidetalent auf die Typographie, und ist auch Derjenige welcher die römische Buchstabenschrift in den Druck eingeführt hat. Hundert Jahre nach der von Ludwig XI. ausgefertigten Mission verbot Karl IX. (1563) das Drucken irgend eines Buchs „bei Strafe des Hängens oder Strangulirens".

4) Der Name der Elzevir, der berühmtesten Drucker des 16. und 17. Jahrhunderts, erscheint das erste mal in einer 1592 zu Leyden gedruckten Ausgabe des Eutropius, und kommt selten oder nie in nach 1680 gedruckten Büchern vor. Bei einer neulichen Versteigerung in London wurde ihre Bibel mit 65, ihr Seneca mit 114, ihr Virgil mit 100, ihr Horaz mit 54, und ihr Meisterstück, „Die Nachfolge Christi" des Thomas a Kempis, ein 1679 herausgekommener Duodezband von 257 Seiten, mit 40 Thalern bezahlt.

5) Sultan Bajazet II. verbot den Türken 1483 bei Todesstrafe das Lesen gedruckter Bücher. Sein Sohn, Selim I., wiederholte 1515 das Verbot, und die Mohammedaner leisteten unbedingten Gehorsam, bis Said-Effendi, welcher unter der Regierung Achmet's III. seinen Vater auf dessen Gesandtschaft an den Hof Ludwig's XV. 1720 begleitete, von den Vortheilen der Buchdruckerei dergestalt überrascht wurde, daß er sich sofort entschloß sie auch seinem Vaterlande zuzuwenden. Zu dem Ende nahm er einen ungarischen Renegaten, später bekannt unter dem Namen Basmadjy der Drucker, in seine Dienste, und der Großvezier, Ibrahim Pascha, ein aufgeklärter Mann und Freund der Wissenschaften, wirkte ihm auf sein Ansuchen beim Sultan ein günstiges Edict aus. Nur um die religiösen Scrupel seiner Unterthanen und das Geldinteresse der zahlreichen Abschreiber zu schonen, verbot Achmet das Drucken des Korans, der mündlichen Gesetze des Propheten, der betreffenden Commentare und der Rechtsbücher. Alles Uebrige gab er frei. Doch widerstrebte der Nationalcharakter so sehr der neuen Einrichtung, daß der Renegat bis zu seinem Tode 1746 nur den Druck von 16 Werken zu Stande brachte, das erste ein 1729 vollendetes türkisches und arabisches Wörterbuch in zwei Foliobänden, das letzte eine türkische Grammatik, jedes Blatt von anderer Farbe. 10.

Miscellen.

An der der Jungfrau Maria geweihten Kapelle zu Majorca befand sich die Aufschrift:

Peccatores non abhorreo,
Sine quibus numquam forem
Tanto digna filio.

Solche wurde für anstößig gehalten, sodaß darüber ein Auflauf entstand. Dem Unheil wurde dadurch gesteuert, daß der Dominicaner Wilhelm de Caselles sich (1480) nach Rom begab, und dort die an den Bischof zu Majorca erlassene Erklärung auswirkte, daß fragliche Aufschrift Nichts weniger als anrüchig sei.

Unsere Vorfahren haben wirklich in vieler Beziehung Außerordentliches geleistet. Von Kaspar Barth, dem gelehrten Kritiker zu Halle (gest. 1658), wird erzählt, daß er die große Anzahl seiner Schriften ohne Collectaneen, blos aus dem Gedächtniß geliefert, und in Dem was er einmal zu Papier gebracht nie Etwas geändert habe. Dabei besaß er eine solche Fertigkeit in der lateinischen Poesie, daß er Homer's „Ilias" innerhalb drei Tagen in mehr als 2000 lateinische Verse übersetzte. 52.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 147. —— 20. Juni 1849.

Die Presse in Oestreich seit dem März 1848.

(Fortsetzung aus Nr. 146.)

Wildner von Maithstein, dessen bereits erwähntes Flugblatt gegen Metternich so viel Aufsehen gemacht hatte, begründete in Verbindung mit einem Studenten Namens Burian, welcher am 13. März am Bullplatz vor Metternich's Palais eine Rede gegen denselben gehalten hatte, aus Wahlverwandtschaft gemeinschaftlich ein Blatt unter dem Titel „Das Panier des Fortschritts", das jedoch wegen seines geheuchelten, herzlosen, doctrinairen Liberalismus bald einging. Wildner wurde nach dem October Deputirter auf dem Reichstage in Kremsier, und saß dort im Centrum. Sowie er einst unter der Löwenhaut des Liberalismus seine feige, träge, langsame Natur in der Besprechung ungarischer Verhältnisse verbarg, und die staatsrechtlichen Verhältnisse Ungarns verdrehte, so bewegte er sich einige Zeit in den lügnerischen constitutionnellen Formen, und blickte in den Stunden seiner kühnsten Freiheitsbegeisterung nach Belgien hin, wo er das Ideal der Freiheit zu erblicken meinte. Dieser Wildner, der im März eine eigene Compagnie der Nationalgarde unter dem Namen „Wildner-Rotte" bildete, später im Schriftstellerverein bramarbasirte, und endlich sich zu einer servilen Null zusammenkrümmte, ist das wahre Symbol der philiströsen, behutsamen Tagsklugheit, die sich stets nur nach dem Wind richtet, wenn die Freiheit siegt sich die Hosen auszieht, und im Stile des Sansculottismus schreibt, und wenn die Reaction siegt den Hut abzieht, und die Kette wie einen Orden trägt.

Außer diesen beiden Blättern entstand noch im März „Der Freimüthige", herausgegeben von Mahler. Sowol an Charakter als an Talent stand Mahler auf gleichem Niveau mit Saphir, und wie wenig in Oestreich noch das Bedürfniß nach der Wirksamkeit eines politischen Charakters bestand, erfolgt daraus, daß Mahler, der vor dem März Theater-, Bierhaus- und Ballreferent der „Theaterzeitung" war, ein Blatt gründen konnte das sich bis zum October mit einem großen Einfluß erhalten konnte. Es war als ob der März tabula rasa gemacht, die ganze Vergangenheit ausgewischt, und eine allgemeine Palingenesie veranlaßt habe. „Der Freimüthige" trat mit einem entsetzlich groben Programm auf, in dem er „gegen Alles Opposition zu machen" versprach, ohne irgend ein Princip als Basis dieser Opposition auszudrücken. Und gerade die lärmerische Grobheit gegen Alles und Jedes mit welcher dieses Blatt auftrat, der bunte Kram von Notizen die es brachte, und in denen es gegen Alles seine Stacheln wandte, verschafften ihm gleich anfangs in Wien und in den Provinzen ein sehr großes Publicum. Die leitenden Artikel dieses Blattes schrieben Isidor Heller, ein Publicist von vielem Talent, jedoch ohne allen Muth der Revolution, und Tuvora, unter den Charakterlosen der Charakterloseste. Tuvora hatte schon vor dem März bei Hoffmann und Campe in Hamburg „Briefe aus Wien" anonym herausgegeben, einige Artikel in Biedermann's „Monatsschrift" geliefert, und eine Correspondenzenfabrik von Wien aus nach sehr vielen deutschen Blättern, „Kölnische Zeitung", „Nürnberger Correspondent" u. s. w., in Bewegung gesetzt. Da die Policei ihm hinter diese literarische Thätigkeit kam, so wurde er, der bisher in Wien sich herumgetrieben hatte, nach Kaschau in Ungarn dislocirt um seine Correspondenz in auswärtige Blätter abzuschneiden. Nach dem März kam er nach Wien, stellte in einer Anrede an das Publicum sein politisches Märtyrerthum und seine literarischen Verdienste dar, rühmte sich ein Liberaler von gestern zu sein, und da ihm ein gewisses Witterungsvermögen der anrückenden Ereignisse nicht abzusprechen ist, und dieses bei ihm den Mangel jedes sittlichen Fundaments und jeder edlern Weltanschauung, sowie auch jeder wissenschaftlichen Bildung ersetzt, so wußte er seine publicistische Thätigkeit als Mitredacteur des „Freimüthigen" auf eine gewisse Façon zu bringen, welche der ungebildeten Menge beinahe wie eine wahre Form imponirte. Es war ein solcher Mangel an publicistischen Kräften, daß Tuvora einige Zeit als Autorität galt, und er sich durch seine Freunde nebst Häfner und einigen Andern als Ministercandidaten auf allen Straßenecken vorschlagen lassen durfte. Es stand Alles auf dem Kopf, ein Tuvora dem die oberflächlichste, encyklopädistische Bildung mangelte, durfte vom hohen Rosse herab sprechen. Am 18. Mai wollte er mit Häfner die Republik proclamiren, und Beide wurden verhaftet, die Verlagshandlung in welcher Häfner's Zeitung erschien von der wüthenden Menge gestürmt, sodaß jene erklären mußte das Blatt nicht mehr verlegen zu wollen, und es auch in der That später in einem andern Verlag erschien. Während Gritzner, Häfner's Mitredacteur, mit edelm Muthe persönlich auf Häfner's

Freilassung drang, und „Die Constitution“ trotz des wüthendsten Fanatismus der Bourgeoisie allein fortsetzte, ohne im Tone im mindesten nachzulassen, sagte sich Mahler im „Freimüthigen“ feierlichst von Tuvora los, desavouirte seine ganze Thätigkeit, verleugnete ihn gänzlich, und begab sich in den Schutz der Universität, weil die Bourgeois unter seinem Fenster schrien: „Mahler muß hängen!“ Am 26. Mai befreite das Volk Häfner und Tuvora aus dem Criminalgefängniß, und trotzdem Mahler seinen Mitredacteur Tuvora gänzlich im Stich gelassen hatte, begingen Beide die unglaubliche Charakterlosigkeit sich abermals zu vereinigen. Ueberall hätte ein Blatt dessen Redaction aus so feigen, charakterlosen Persönlichkeiten bestand allen Credit und alle Theilnahme verloren, nur Wien war naiv genug diese unerhörte Gesinnungslosigkeit zu dulden. Auch im Verlaufe des Sommers wechselte Tuvora jeden Augenblick Farbe und Gesinnung, wedelte bald um das Slawenthum, bald um das Deutschthum, und im October entfloh er aus Wien, gab eine lange Erklärung ab, in der er sich von der demokratischen Partei lossagte, sie mit Koth bewarf, sich als reuigen Sünder gerirte, seinen Liberalismus als einen Irrthum bedauerte, und Jellachich, der vor Wiens Mauern stand, die größten Schmeicheleien sagte. „Der Freimüthige“ hatte als Beilage eine „Bauernzeitung“, in welcher Mahler die Bauern zu einem Fackelzug für Kudlich, welcher den Antrag auf Aufhebung der Roboth eingebracht hatte, auffoderte, der dann auch in Wien unter Herbeiströmung vieler Bauern stattfand. „Der Freimüthige“ hatte überhaupt insbesondere in den Provinzen sehr große Verbreitung und wesentlichen Einfluß.

Ein weiteres Blatt, welches auch schon unmittelbar nach der Revolution begann, war die „Constitutionnelle Donauzeitung“, redigirt vom Regierungsrath Hock. In das reactionnaire, jesuitische Gewebe dieses Blattes konnte ich um so tiefer blicken, als der Redacteur zu mir gekommen war, und mir den Antrag gemacht hatte die Redaction des Feuilleton zu übernehmen. Da mir die ultramontane Richtung Hock's aus seinen Schriften bekannt war, so ließ ich mich zur Uebernahme des Feuilleton nur unter der Bedingung bereit finden, daß kein Artikel die religiösen Zustände betreffend in das Blatt aufgenommen werden dürfe, ohne daß ich meine Zustimmung dazu gegeben, welche Clausel auch in den Contract aufgenommen werden mußte. Ich führte daher acht Tage lang die Redaction des Feuilleton, nach welchem Zeitraume ich jedoch, da ich aus dem feigen, jesuitischen Tone des Blattes das Streben vom Ministerium Geld zu erhalten entnahm, dieselbe niederlegte. Diese Zeitung repräsentirte den Jesuitismus der revolutionnairen Epoche Oestreichs. Welch ein Katzentritt in jeder Bewegung, das feige, leise Auftreten auf Socken, der behutsam hervorgedrechselte Ausdruck. Am 26. Mai, als die Barrikaden Wiens Straßen bedeckten, floh Hock aus Wien, und trat von der Redaction zurück. Später führten Schiner und Malven die Redaction der „Donauzeitung“, und gaben ihr eine liberale Richtung; allein obschon sie den Titel des Blattes in „Constitutionnelle wiener Zeitung“ umänderten, so war es doch nicht möglich das Blatt zu heben. Hock trat später offen mit seinem gemalten Heiligenschein auf, und gab mit dem ultramontanen Veith eine Kirchenzeitung heraus. Das pfäffische Element wurde im Verlaufe des Sommers auch noch von Sebastian Brunner und von Gärtner, der die pfäffische Verwesung in Hegel'sche Formen bringen und mit Jean Paul'schen Rosen bekränzen wollte, vertreten. Beide gaben im Auftrage des Katholikenvereins in Wien katholische Kirchenzeitungen heraus, und als der blasse Liberalismus und die halbe Aufklärung des Deutsch-Katholicismus in Wien Wurzel zu fassen begann, spien sie täglich Feuer und Flammen gegen die junge Lehre, und die Geistlichkeit Wiens winselte in einem Placate, die Bevölkerung möge in diesen Sündenpfuhl des Ketzerthums sich nicht verirren.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber die „Mémoires d'un médecin“ von Alexander Dumas.

„Ich lese nur französische Bücher“, ist es jetzt modern zu sprechen, und wer da glaubt als Kritiker einiges Ansehen zu erlangen, der fügt auch wol noch hinzu: „Die deutsche Literatur ist jetzt arm, wir haben keinen hervorragenden Namen, ich kenne kein deutsches Buch das ich empfehlen dürfte“ u. s. w. Ja wol, „ich kenne kein deutsches Buch“, sagt der Herr Lieutenant, damit man gleich wisse, daß er auch Französisch verstehe; sagt die deutsche Hausfrau sogar, weil sie in ihrer Kindheit in einem französischen Pensionnat erzogen wurde; sagt der galante Kaufmannsdiener der eigentlich gar Nichts liest als die vermischten Nachrichten in den Zeitungen, sich aber doch schämt deutsche Bücher zu lesen.

So sind wir Deutsche! Wir haben, wie sonst schon, die französische Revolution der unserigen vorangehen lassen; aber Deutsche, gründliche Deutsche, bleiben wir bei alle Dem, und immer noch sind wir bei den Fremden besser zu Hause als bei uns! Das ist doch wahrlich keine Gründlichkeit, und kann uns auch keine Ehre machen! Da gibt es kein französisches Stück, und wäre es auch noch so schlecht, das nicht auf die deutschen Bretter käme; keine italienische Oper, keine französische komische Oper die nicht unsern Beifall hätte, während der deutsche Componist seine Oper trotz aller Bücklinge und Kratzfüße nicht zur Aufführung bringen kann; da gibt es kein französisches Buch das nicht in Deutschland mehre mal fabrikmäßig übersetzt würde, und der gebildete Mann liest das französische Original, und weiß nicht was in seiner Muttersprache geschrieben wird! Das ist leider deutsch!

Das ist's was seit 25 Jahren die Entwickelung der deutschen Literatur hemmt, und noch mehr hemmen würde, wenn der deutsche Dichter nicht so bescheiden in jeder Hinsicht wäre: Das ist der Grund der die Kenntniß unserer Literatur nur auf einen kleinen Theil des wahrhaft gebildeten Publicums beschränkt, und es ist oft der Fall, daß Frankreich und England unsere Literatur höher schätzen als wir selbst. Namentlich grassirt diese Wuth für französische Romane unter Frauen, und seitdem Eugène Sue seine „Mystères de Paris“ erfand, und ähnliche Schauerromane folgen ließ, gibt es nichts Schöneres als einen französischen Roman. Der Deutsche, gefügig und geschmeidig, hat sich gleich darauf viele Mühe gegeben zu dem Urtheile seiner Leser herabzusteigen; er wollte zu seiner eigenen Schande den Franzosen den Ruhm streitig machen, und bald hatte jede Stadt ihre wahren und ihre erlogenen Geheimnisse! Wir aber

haben die Zeit der Schauerromane hinter uns, und nach Spieß und Consorten hat sich dieses Talent nur auf die Franzosen unserer Zeit vererbt. Die deutschen Geheimnisse konnten den französischen den Ruhm nicht streitig machen. Wir aber erkennen daraus, daß die Vorliebe für das Fremde der Vorliebe für Schauer- und Gefängnißgeschichten gleichsteht, und da wir nicht in Abrede stellen wollen, daß in solchen Romanen auch manche sociale Frage auf entsprechende Weise behandelt ist, müssen wir uns noch mehr über die Gleichgültigkeit wundern mit welcher ähnliche deutsche Dichtungen aufgenommen wurden, da in ihnen sociale Fragen nicht minder ausführlich behandelt wurden, und es hier doch das Wohl des Vaterlandes galt. Auch will ich den Franzosen den Reichthum an Erfindungsgabe nicht streitig machen. Dieser Vorzug aber verliert bedeutend an Werth, wenn wir uns sagen müssen, daß die deutschen Ritter- und Femgeschichten wirklich einen historischen Boden hatten, der französische Dichter sich aber nicht scheut das Schauermaterial aus allen Zonen und Ländern zusammenzuwürfeln, um ein Gebräu dadurch desto kräftiger, packender, nervenerschütternder, haarsträubender zu machen. So liebt man es in Frankreich, so liebt man es in Deutschland. Das ist der Ton den man anschlagen muß um Leser, Ehre und Geld zu haben — damit soll unsere Generation erzogen werden!

Daß die französischen Fabrikromanschreiber, an ihrer Spitze Alexander Dumas, der fruchttragende und fruchttreibende, diese Richtung der Zeit erkannt haben und sich ihr fügen, ist um so natürlicher als die meisten französischen Schriftsteller eben nur des Geldes wegen arbeiten. Dumas concurrirt mit Eugène Sue; es gelingt ihm nicht Jenem an Wirkung gleichzukommen, aber beinahe erreicht er ihn doch. Bei deutschen und französischen, ich glaube auch englischen Frauen hat er sich durch seine „Mémoires d'un médecin" außerordentliche Gunst erworben. Ich habe mir die Mühe gegeben das Buch zu lesen, und so will ich denn auch von meinem deutschen Standpunkte sagen was daran ist.

Man muß wissen wie in Frankreich Romane geschrieben werden um sich Manches zu erklären. Der Inhaber eines großen Journals, oder eines solchen das erst groß, d. h. verbreitet werden soll, schließt mit einem Schriftsteller der Ruf hat einen Contract, und verpflichtet denselben wöchentlich vier oder fünf mal ein Feuilleton zu liefern das die Leser „packt", und die Leute veranlaßt sich auf das Blatt zu abonniren. Dem Autor werden dabei sehr günstige Bedingungen gestellt; er berechnet sein Honorar nach Zeilen, und schreibt demnach recht viel kurze Sätze, Ausrufungen, macht Zeilen lange Pausen, und vermindert dadurch seine Arbeit, nicht aber sein Honorar, und macht seine Erzählung dadurch um so schauerlicher. Außerdem bleibt dem Autor das Recht seinen Roman einem Buchhändler zu verkaufen, und ihn in einzelnen Bänden erscheinen zu lassen. So ist der Autor also veranlaßt auf den Beifall der Menge zu speculiren, und danach ist denn auch sein Werk eingerichtet.

So entstanden die „Mystères de Paris", so entstanden die „Mémoires d'un médecin". Was Alexander Dumas mit diesen Memoiren noch beabsichtigt, Das ist vorläufig ein Geheimniß; als guter Speculant hat er die erste Abtheilung der Art abgeschlossen, daß er leicht wieder anknüpfen kann, um beliebige Fortsetzungen zu schreiben. Welche Fülle von Stoff ist aber in dieser ersten Abtheilung verbraucht! Alle Zeiten, alle Länder, alle Wissenschaften haben dieses erneute Mancherlei geliefert. Der Anfang spielt auf deutschem Boden. Dumas denkt sich den Orden der Illuminaten als ein gigantisches Ganzes, vielleicht vereinigt mit den Alombrados und Guerinets, denn die Versammlungen finden ebenso wol in Frankreich wie in Deutschland statt; er malt sie aus mit lebhafter Phantasie, und führt den Leser in die Schauer der mittelalterlichen Geheimnisse zurück. Auf Wahrheit kommt es dem französischen Schriftsteller nicht an: wenn das Gemälde nur anziehend ist.

Nach solcher Einleitung von unterirdischen Versammlungen, Dolch und Blut und schaurigen Fichtenwäldern wird der Leser in den Hof Ludwig's XV. geführt, nicht ohne Uebergang; denn zuvor kann man noch sehen, daß in Frankreich jetzt die Zeit der Philosophie und der geheimen Künste ist. Wir wollen hier nicht von der Handlung des Romans sprechen, sondern von seinen Personen: wir werden ihn auf diese Weise besser zu schätzen verstehen. Mit dem Könige fangen wir an, und zu ihm gehört seine Maitresse, die Dubarri. Dank der „Chronique de l'Oeil de boeuf", es fehlte Dumas nicht an Stoff; im achten Bande derselben finden wir die Geschichte dieses schönen Engels wie sie in den „Mémoires d'un médecin" erzählt wird. Dumas fürchtet sich vor dem Obscönen nicht, es kann ihm ebenso gut dienen wie vieles Andere. Doch ist dieser Theil des Buchs noch der beste, eben weil die Geschichte seine Grundlage bildet, und man es mit einzelnen Abweichungen nicht so genau nimmt. Die Schilderungen des Hofs zu Versailles, des Königs und seiner Günstlinge, seiner Ausschweifungen und Launen, das Alles verfehlt seine Wirkung nicht, weil es historisch ist. Alle Bruchstücke des Romans sind nun mit dem Hofe zu Versailles in Verbindung gesetzt. Die Ankunft der Dauphine, der unglücklichen Marie Antoinette, ihre Reise, ihr Hauswesen, ihre Verheirathung, und die unglücklichen Ereignisse welche dabei stattfanden und nachher als Prophezeiungen galten, alles Das bereichert den Stoffvorrath Dumas'. Als guter Kenner seines Publicums vergißt er denn auch nicht die deliciae primae noctis des königlichen Paars und die dabei vorherrschende Sorgfalt des königlichen Großvaters zu schildern! Freilich, nicht jeder Schriftsteller benutzt solche Mittel!

Die Person welche eigentlich am meisten hervorragen soll ist der Arzt Balsamo oder Cagliostro, der Graf St.-Germain der „Chronique de l'Oeil de boeuf". Wer den siebenten Band dieses Werks liest wird wissen wie viel Dumas und wie viel demselben angehört. Dumas hat aber seinen Balsamo um ein Jahrhundert später leben lassen, und in ihm die Entdeckungen der neuesten Zeit geschildert. Nur ist er dabei nicht aufrichtig zu Werke gegangen. Er macht es wie der Taschenspieler, der es vorzieht sich als Hexenmeister darzustellen, anstatt seine Künste natürlich aufzuklären. Wenn z. B. Balsamo bei einer Amputation gegenwärtig ist, und die ganze medicinische Facultät dadurch in Erstaunen setzt, daß er den Kranken in einen Schlummer versetzt, damit er den Schmerz nicht fühlt, so wäre doch eine Erklärung nothwendig gewesen. Oder hat Hr. Balsamo die Wirkung des Aethers nicht veröffentlicht, damit sie fast 100 Jahre später in Amerika entdeckt werden konnte? Wozu nun der wunderliche Alte dient, Althotas, der das Elixir des ewigen Lebens sucht, und immer von seinen Erinnerungen aus dem Orient spricht, mit Balsamo in einem gigantischen Wagenkasten umherfährt, ist wol nicht gut zu begreifen. Dieser alte Kauz nützt in der ganzen Geschichte nur ein mal, da er die Geliebte Balsamo's, zugleich sein Instrument zu den magnetisch-somnambulen Experimenten, listig erfaßt und tödtet, weil er ihr Blut zu seinem Lebenselixir benutzen will. Der Palast Balsamo's hat alle möglichen geheimen Vorrichtungen: da drehen sich die Zimmer, da fehlt es nicht an allerlei versteckten Thüren und Treppen, ein Meisterstück der Mechanik. Es ist beiläufig dasselbe Haus in dem unter Ludwig XV. der Graf St.-Germain wohnte. Die schöne Geliebte Balsamo's, deren trauriges Ende wir soeben erwähnten, ist hier wie eine Gefangene gehalten; Balsamo versetzt sie in magnetischen Schlaf wenn er durch sie Geheimnisse entdecken will; sie liebt ihn in diesem somnambulen Zustande, und haßt ihn wenn sie wach ist. Die freien Schilderungen des nach dem Genuß der Liebe schmachtenden Mädchens im schlafenden Zustande sind ein Zugmittel mehr für den Leserkreis, wie denn in all diesen Situationen das Obscöne immer durchblickt. Das Höchste darin wird aber unstreitig von Dumas da geleistet, wo er Gilbert mit der unschuldigen Andree in Verbindung bringt. Was hat Dumas nicht Alles aus diesem Gilbert gemacht! Gilbert ist Philosoph, stolz, unwissend, eigentlich aber mehr Thier als Mensch; denn eine solche Greuelthat an einem scheinbar todten Körper ist nicht menschlich. Und wie lächerlich, wie ganz und gar um nur eine

Verbindung herbeizuziehen ist Gilbert's Besuch bei Balsamo, von dem er große Summen erhält, weil Balsamo vergessen hatte Andree aus ihrem magnetischen Schlafe aufzuwecken, und demnach Gilbert Gelegenheit hatte sein Bubenstück zu vollführen. Höchst unwahrscheinlich ist der Raub des Kindes, der Aufenthalt auf der Insel und das Zusammentreffen Gilbert's mit Andree's Bruder auf einer einsamen Insel. Gilbert's Tod war Dumas wahrscheinlich auf diese Weise bequem, weil er nicht wußte was er mit ihm machen sollte.

Mit allem Diesem, und wir sprechen nur von den hervorragendsten Erscheinungen, hat Dumas nicht genug! Er zieht auch die Philosophie in sein Bereich: J. J. Rousseau und Jussieu repräsentiren sie in seinem Roman. Wir lernen Rousseau kennen wie er im Innern seines Hauses lebte, in jener engen Straße die jetzt seinen Namen führt, in Gemeinschaft mit seiner Therese, die ihm das Leben nicht gerade angenehm macht; Gilbert wird von ihm aufgenommen und schreibt bei ihm Noten, derselbe Gilbert der auf dem Gute von Andree's Vater mit Balsamo und der Dauphine zusammentrifft, der auf der Landstraße von der Schwester der schönen Dubarri aufgenommen wird, der zu stolz ist der Diener einer Maitresse zu sein, und der nun von Rousseau's kleinen Fenstern seine Geliebte beobachtet! Welches Zusammentreffen! Welche unnatürlichen Verbindungen! Wie versteht es Dumas auch das Ungereimteste zusammenzuwürfeln! Der Zufall spielt bei ihm eine große Rolle. Alles wirft er in einen großen Topf, und wie es herauskommt muß es ihm dienen. In seiner Fabrik wird Alles passend gemacht!

Doch kehren wir zu Rousseau zurück. Eigentlich überflüssig für den Roman, ist er es nicht für Dumas, der durch ihn ein paar Capitel mehr schreiben kann. Wir sehen Rousseau unter den Illuminaten, wir sehen ihn am Hofe, wo er, wenngleich mit Widerwillen und in alltäglicher Perücke, doch erschienen war um die Aufführung eines von ihm verfaßten Schäferspiels zu leiten, bei welcher Gelegenheit der arme Philosoph den Witz der Höflinge zu erdulden hatte. Wir treffen ihn auch in Gesellschaft des geistreichen Jussieu, welcher eine botanische Excursion in Schuhen und seidenen Strümpfen vorgeschlagen hatte, um bei dieser Gelegenheit den scheugewordenen Philosophen der neugierigen Dubarri vorzustellen. Das Alles gehört in den Roman!

Wir haben aus diesem weitläufig zusammengesetzten Roman nur Einiges, wol das Hauptsächlichste, mitgetheilt. Noch vieler ganz interessanter Personen, so lange wir sie in ihrer Einzelheit betrachten, könnten wir erwähnen, z. B. des Bruders der Andree, der mit zur Philosophie gehört, der Frau Louise, Tochter Ludwig's XV., welche sich nach einer rührenden Scene mit dem Vater ins Kloster zurückzieht, wohin sich Lorenza, Balsamo's Gattin und Hellseherin, begibt, sich vor dem gräßlichen Manne zu schützen, und wo Balsamo unter dem Namen eines Grafen Fenix eine magnetisch-somnambulistische Vorstellung gibt um seine Lorenza wieder zu erlangen, daß Einem dabei die Haare zu Berge stehen, und wie sie in Paris der berühmteste Magnetiseur bei fünf Francs Entrée nicht geben kann. Wir hätten noch so viel erzählen können von dem galanten Richelieu, von der Vorstellung der Dubarri, von ihrem Einflusse und ihren Verschwendungen, von ihrem kleinen Neger, von Versailles und Klein-Trianon, vom Parlamente, von den Straßen in Paris und von so vielem Andern; denn was hat nicht Alles Dumas in sein Bereich gezogen um einen interessanten Roman zusammenzusetzen!

Wir unterlassen es, und wollen nur noch einen Blick aufs Ende werfen! So wie im Romane von einer natürlichen Entwickelung keine Rede ist, vielmehr nur Zusammensetzungen und Zusammenwürfelungen ihn bilden, so ist auch der Schluß gezwungen, abgehackt, fast als ob Jemand zu Dumas gesagt hätte: Jetzt soll der Roman ein Ende haben.

Wie endet der Roman? Gilbert wird von Andree's Bruder erschossen! Sonst ist auch gar keine Veränderung, gar kein Abschluß vorhanden! Der König, der Dauphin, die Dauphine, Balsamo, Andree, ihr Vater, ihr Bruder, Rousseau, Jussieu, die Dubarri, Richelieu, alle Personen bleiben in Bewegung, und plötzlich hört man Nichts mehr von ihnen; wahrscheinlich, wie schon oben erwähnt, liefert Dumas eine Fortsetzung dieser Memoiren.

Das ist nun der französische Roman den wir lesen, bewundern, übersetzen, der auf allen Tischen zu finden ist, von dem so viel gesprochen wird, der so viel Aufsehen macht. 53.

Miscellen.

Virgil.

Die katholische Kirche hegt bekanntlich eine zärtliche Verliebe für den Sänger des „frommen Aeneas". Noch bis in die Gegenwart hinein ist es zu Mantua üblich in der St.-Pauls-Messe einen Hymnus zu Virgil's Ehren zu singen. Man setzte römischerseits voraus, daß Paulus als Heidenapostel bei seiner Durchreise durch Neapel (Apostelgesch. 28, 13) seine Blicke nach dem Posilipp, wo die Asche dieses Dichters ruht, gerichtet, und es bedauert habe nicht in der Lage gewesen zu sein ihn bekehren zu können. Dies ist in der Strophe ausgedrückt:

> Ad Maronis mausoleum
> Ductus fudit super eum
> Pie rorem lacrymae.
> Quem te, inquit, reddidissem,
> Si te vivum invenissem,
> Poëtarum maxime!

Wie Troja nicht ausgesehen hat.

In der Bildergalerie des Herzogs von Litta in Mailand befindet sich ein merkwürdiges altdeutsches Bild auf einer großen Holztafel, vorzugsweise Scenen zur Geschichte Trojas darstellend. In der Mitte des Hintergrundes liegt Troja selbst, sehr fein ausgeführt als mittelalterliche deutsche Stadt, mit Kanonen auf den Thürmen und Storchnestern auf den in spitze Giebel ausgehenden Dächern. Viele Menschen sehen aus den Fenstern, und naiverweise erblickt man durch die Fensteröffnungen auch Einzelne in den Betten liegend. Jeder einzelnen Gruppe ist eine Erklärung in deutscher Sprache auf einem viereckigen Schildchen beigeschrieben.

Biblischer Grund.

In Charles Richard Weld's „History of the Royal Society, compiled from authentic documents" (2 Bde., London 1848) wird erwähnt, wie die Königliche Gesellschaft gewünscht habe, daß die Transfusion des Blutes an einem Geisteskranken versucht würde; allein Dr. Allen, Arzt am Bedlam-Hospital, weigerte sich. Durch die Doctoren Lower und King wurde am 23. Nov. 1667 die erste Transfusion von einem Schaf in einen Menschen glücklich unternommen. Ein Student der sich in Geldverlegenheit befand gab sich dazu für eine Guinee her. Als Dr. King gefragt wurde, warum er das Blut eines Schafs und keines andern Thiers gewählt habe, antwortete er: „Sanguis ovis symbolicam quandam facultatem habet cum sanguine Christi, quia Christus est Agnus Dei."

Zur Geschichte der Ehescheidungen.

Unter den Norwegern war es in den frühesten Zeiten für einen Ehemann ein gültiger Scheidungsgrund, wenn sich die Frau in Hosen wie Männer sie tragen kleidete, wie es denn später der Jungfrau von Orleans zu Rouen als ein großes Verbrechen angerechnet ward, daß sie Männerkleidung angelegt hatte. Umgekehrt durfte die Frau sich scheiden, wenn der Mann die Oeffnung an seinem Kleide oben am Halse so weit ausschneiden ließ, daß seine Brust entblößt ward. Es scheint, daß die Frau, wenn sie dem Manne ein solches Gewand verfertigte und er es anlegte, dadurch die Auflösung der Ehe herbeiführen konnte. 1.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 148. —— 21. Juni 1849.

Die Presse in Oestreich seit dem März 1848.

(Fortsetzung aus Nr. 147.)

Endlich entstand noch im März die „Allgemeine östreichische Zeitung", redigirt von Ernst von Schwarzer, eine Metamorphose des „Oestreichischen Beobachter". Dieses von Pilat redigirte Organ Metternich's war nämlich das Privateigenthum des Buchdruckers Sommer, und nachdem Metternich entflohen wurde auch Pilat von demselben als Redacteur entlassen, und der „Oestreichische Beobachter" wurde aus einem devoten Knecht Metternich's ein Rebell, welcher die gefallene Größe entsetzlich beschimpfte. Schwarzer hatte auf die Kunde der Märzrevolution die Redaction des „Oestreichischen Lloyd" in Triest niedergelegt und war nach Wien geeilt, wo er sich mit dem Eigenthümer des „Oestreichischen Beobachter" zur Umgestaltung desselben in eine große politische Zeitung vereinigte. Der „Oestreichische Beobachter", den die radicalen Capriolen komisch genug machten, kündigte daher an, daß er vom 1. April 1848 angefangen unter dem Titel „Allgemeine östreichische Zeitung" und in vergrößertem Format erscheinen werde. In dieses Blatt schrieb die Revolution auf glänzende Weise ihr Tagebuch. Die Consequenzen der revolutionnairen Maibewegung wurden in keiner Zeitung mit so revolutionnairem Bewußtsein gezogen, als in der „Allgemeinen östreichischen Zeitung". Die Flucht des Kaisers war nicht im Stande, trotzdem ganz Wien von diesem Ereigniß verdutzt wurde, die energische Haltung der Zeitung zu schwächen; mit feinem Takt wußte dieses Blatt während dieser gefährlichen Epoche sich durch das Steuerruder des Radicalismus leiten zu lassen, ohne an den Klippen der Reaction zu scheitern. Diese Maiepoche war die glänzendste in der Geschichte dieses blühend geschriebenen Blattes. Nach derselben wurde es der Regierung so gefährlich, daß der Minister Pillersdorf mit dem Verleger in Unterhandlung treten mußte den Ton dämpfen zu lassen. Während dieser Unterhandlungen oscillirte die Zeitung, und verlor bedeutend an Ansehen. Aber nach dieser kurzen Schwankung erhob sich die „Allgemeine östreichische Zeitung" wieder zu neuer Kraft, und schleuderte das Ferment des Radicalismus in die Bewegung. Die Redaction des Blattes hatte solches Ansehen gewonnen, daß als Doblhoff mit Bildung eines neuen Ministeriums beauftragt wurde, er Schwarzer als Minister der Arbeiten ins Ministerium rufen zu müssen glaubte. Während dieser Antheilnahme Schwarzer's an der Regierung leitete der talentvolle Otto Hübner das Blatt, obschon Schwarzer's Einfluß noch fortbestand. Nach der gewaltsamen Dämpfung der Arbeiterunruhen am 23. Aug., welche man Schwarzer's Ministerium zuschrieb, traten Stifft und Jellinek, die bisher die leitenden Artikel des Blattes geschrieben hatten, von dem letztern zurück, traten anfangs der von mir herausgegebenen „Reform" und später dem „Radicalen" von Dr. Becher bei. Stifft, den man das hervorragendste Talent der wiener politischen Presse nennen kann, war der Sohn des reactionnairen Freiherrn von Stifft, der später Unterstaatssecretair der Finanzen wurde. Ein jugendlicher Feuergeist durchglühte jeden Artikel dieses von der reinsten demokratischen Gesinnung beseelten Publicisten. Er wurde später in den Gemeinderath gewählt, und dieser wählte ihn zu seinem Präsidenten. Da Stifft mein Vertheidiger in einem Preßproceß gewesen der wegen Beleidigung des Fürsten Windisch-Grätz und der Armee gegen mich anhängig gemacht wurde, so wurde er als Windisch-Grätz Wien erobert hatte aus dem Gemeinderathe entfernt. Das traurige Schicksal Jellinek's, welcher der zweite Hauptmitarbeiter der „Allgemeinen östreichischen Zeitung" gewesen, ist bekannt; Windisch-Grätz ließ ihn nach Einnahme der Stadt erschießen. Jellinek hatte seine Bildung aus Feuerbach, Bruno Bauer, Strauß u. s. w., und suchte die Ideen des Junghegelthums in die östreichische Publicistik zu verpflanzen. Er blieb immer im Abstracten, und seiner Darstellung mangelte die sinnliche Fülle Stifft's. Dessenungeachtet kam er aus einem häufig confusen Geistesprocesse doch zu einer kritischen Auffassungskraft, und gerade seine letzten Artikel haben Mark und Seele. Jellinek war einer der thätigsten Schriftsteller der Revolutionsepoche Wiens. Er war nach der Märzrevolution von Leipzig nach Wien gekommen, wo er mit einer Broschüre mit welcher er auftrat, und welche ihn und sein Schicksal der Lesewelt vorführen sollte, ganz unbemerkt blieb. Als Schwarzer die „Allgemeine östreichische Zeitung" redigirte, schrieb er nebst Stifft die leitenden Artikel des Blattes. Später gab er drei Hefte „Sprechsaal für östreichische Politik" heraus, mit welchen er eine periodische Schrift

begründen wollte. Dann gab er eine „Kritische Geschichte der wiener Revolution" in einem starken Band heraus, in welchem er viele Theile der wiener Geschichte mit einem scharfen, kritischen Geist faßte, und revolutionnaire Consequenzen zu ziehen wußte. Im Ganzen stand Jellinek durch seine spröde Form ziemlich isolirt in Wien, und seine Popularität war sehr gering.

Um diese Zeit entstand auch die „Oestreichisch-deutsche Zeitung", herausgegeben von Dr. Löw, mit blasser Tinte geschrieben, eine matte, schwache Existenz, kurzathmig und bald vollendend. Nachdem sie drei mal den Titel geändert, und zwei mal unter anderer Redaction, bald unter der Redaction Kern's, bald unter der Leitung Schindler's erschienen war, ging sie endlich ein.

Währenddem diese ersten Anfänge der Journalistik sich bemerkbar machten, wurde von Pillersdorf ein provisorisches Preßgesetz erlassen. Es wurde durch dasselbe nicht nur den Mitgliedern der kaiserlichen Familie derselbe Schutz gewährt wie dem Kaiser selbst, sondern sogar der ganze Kanzleikram, die vom Absolutismus ererbte Bureaukratie auf gleiche Weise der Kritik fast gänzlich entzogen. Das noch nicht verfaßte Staatsgrundgesetz wurde ebenso vor Schmähungen geschützt. Als Caution der Journale wurden 2000 Gulden C.-M. festgesetzt, und das Anschlagen von Placaten, sowie der Verkauf und die Verbreitung von Blättern großen Beschränkungen unterzogen, welche jedoch im Vergleich mit dem jetzigen östreichischen Preßgesetz, obgleich selbst die Jury zur Beurtheilung der Straffälligkeit erst bei Einführung einer allgemeinen großen Jury in Aussicht gestellt wurde, einem Ideale von Freiheit zu vergleichen waren. Am Morgen als dieses Preßgesetz auf den Straßen von Weibern verkauft und in dem Verlagsbureau der Staatsbuchdruckerei in Masse vertheilt wurde, war die ganze Stadt in Aufregung. Jeder aus dem Volke fühlte instinctmäßig, daß hier ein Angriff auf die Freiheit vorhanden sei, wenngleich nicht Alle ihr Gefühl zum Bewußtsein erheben konnten. Sowie bei jeder Gelegenheit, wo das Volk sich Rath erholen und dem Banner der Freiheit folgen wollte, strömten Menschenhaufen zur Universität hin; sowol der Universitätsplatz als die untern Räume und Hallen des Universitätsgebäudes waren mit Menschen überfüllt. Die Eingänge zu dem Universitätsgebäude waren von bewaffneten Studenten bewacht, und auch die Zugänge zum Universitätsplatz mit Posten der Akademischen Legion besetzt. Alles hatte einen revolutionnairen Zustrich, schon mehre Straßen weit hörte man einen wüsten Lärm, und auf dem Platze selbst herrschte ein großer Tumult. Man vernahm allgemein: „Nieder mit dem Preßgesetz!" Schlichte Bürger, Arbeiter in der Blouse, Weiber und Kinder, Alle freuten sich über die „gescheiten Herren Studenten" welche „Acht haben daß der Freiheit Nichts geschehe". Die Verkäufer des Preßgesetzes, welche auf diesem Platze die besten Geschäfte machten, sahen mit Wohlgefallen und Lachen, wie Jeder der ihnen das Gesetz abgekauft es darauf zerriß, anspie, wegwarf und mit Füßen trat. Eine Menge Nationalgarden und akademische Legionnaire trugen das Gesetz zerstochen auf ihren Bayonneten. Viele Leute aus der Vorstadt waren hereingekommen um sich von den Studenten erklären zu lassen was denn eigentlich an diesem Gesetz schlecht sei, und wenn sie Etwas von dem Tadel begriffen hatten, wurden sie ganz wüthend und schrien, man müsse ein anderes Preßgesetz bekommen. Endlich machte man auf dem Universitätsplatz ein Feuer, und verbrannte mehre Exemplare des Gesetzes. Dieses Autodafé wurde unter allgemeinem Jubel vorgenommen. Inzwischen war in der großen Halle zu ebener Erde im Universitätsgebäude eine stürmische Versammlung, einzelne Redner waren auf Erhöhungen gestiegen, und wer irgend Etwas gegen das Preßgesetz oder über Reaction im Allgemeinen zu sagen wußte, wurde heftig beklatscht. Auf Säulen, Bänken und Sesseln standen Redner, und suchten den allgemeinen Lärm durch ihr eigenes Gebrüll zu übertäuben. Endlich schrie Jemand: „In die Aula!" und Alles stürmte auf diesen Ruf die Treppe hinauf um in die Aula zu gelangen. Die große Doppeltribune daselbst war mit Leuten besetzt die Alle reden wollten; auf der hintern Tribune standen Bewaffnete, als gälte es das freie Wort zu beschützen. Nun hatte Pillersdorf dieses Preßgesetz nicht einseitig ertheilt, sondern blos die Vorlage einer von ihm aus Advocaten, Professoren, Beamten und Schriftstellern zusammengesetzten Commission genehmigt. Unter den Mitgliedern der Commission befanden sich auch der nachmalige Justizminister Bach, Prof. Hye, der spätere frankfurter Reichstagsdeputirte von der äußersten Linken Dr. Berger, u. A. Hye, welcher auf der wogenden Welle der Popularität sich hatte tragen lassen, und zugleich der Reaction welche am Ufer lauerte freundlich zuwinkte, befand sich eben im Versammlungszimmer der Professoren neben der Aula, als dieser Sturm gegen das Preßgesetz sich erhob. Da sich das Gerücht verbreitet hatte, daß Prof. Hye an diesem reactionnairen Preßgesetz mitgearbeitet habe, so wurde er aufgefodert sich zu rechtfertigen. Er bestieg daher die Tribune, aber als er einige Worte zu Gunsten dieses Gesetzentwurfs vorgebracht, wurde er durch Zischen und Poltern unterbrochen, und man ließ ihn nicht weiterreden. Noch ärger erging es dem Prof. Endlicher, welcher sich gleichzeitig auf der breiten Rednertribune befand, und der noch stürmischer unterbrochen wurde. Die heftigste Opposition gegen das Preßgesetz erhob der Student Schneider, welcher auch auf der Tribune stand, und der in der Folge in Frankfurt als Deputirter sich befand. Dem Prof. Hye gelang es endlich mit großer Mühe zum Worte zu gelangen, und er rief, es möge Einer die Einwendungen gegen das Preßgesetz formuliren, z. B. der Jurist Schneider, welcher neben ihm stand, und ihm möge man dann gestatten das Gesetz zu vertheidigen. Man wollte von Vertheidigung Nichts hören, Alles stampfte mit den Füßen und mit den Gewehrkolben, die Arbeiter drohten, die Bürger riefen: „Die Studenten haben Recht", die Damen wehten der Akademischen Legion mit ihren Schnupftüchern zu

Es konnte daher nicht zu der Dialektik kommen welche Hye vorgeschlagen hatte. Schneider fuhr inzwischen unter allgemeinem Beifall fort die Illiberalität des Preßgesetzes darzustellen, und Hye machte eine verzweifelte Miene nicht zum Worte gelangen zu können. Dr. Giskra, der damals Assistent der Professur über Politik war, stand neben der Rednertribune, und deutete daß auch er reden wolle. Viele schrien: „Giskra soll reden!" Giskra, den durch seine parlamentarische Wirksamkeit in Frankfurt jetzt ganz Deutschland kennt, drängte sich auf die Tribune, und in hastiger, stürmischer Rede setzte er die Mängel des Preßgesetzes meisterhaft auseinander. Schuselka und Kuranda, die damals auch in Wien anwesend waren, und sich an diesem Tage der Bewegung auf den Boden derselben, die Universität, begeben hatten, bestiegen ebenfalls die Tribune, und sprachen gegen das Preßgesetz. Da Hye so lange er das Wort gehabt das neue Gesetz in Parallele mit dem belgischen Preßgesetz gebracht hatte, und Paragraph für Paragraph nachweisen wollte, daß das östreichische Preßgesetz in allen Bestimmungen liberaler sei als das belgische, so ereiferte sich Kuranda gegen den ungenügenden, belgischen Liberalismus. Auch Schuselka sprach in ähnlichem Sinne. Hye erbot sich nun eine rein wissenschaftliche Besprechung des Preßgesetzes zu liefern, und bat ihm eine Stunde einzuräumen in welcher die Entstehungsgeschichte desselben, die Gründe welche das Comité bei jedem Paragraph geleitet auseinandergesetzt werden sollten. Da man gegen jede Rechtfertigung protestirte, so bat er den nächsten Tag und die folgenden sich zu einer bestimmten Stunde in seinem Collegium einzufinden, wo er statt des Vortrags über Naturrecht die innere Geschichte dieses Preßgesetzes liefern und dadurch nachweisen wolle, daß das Comité von triftigen Gründen sich habe leiten lassen. Eine bestimmte Partei im Auditorium ließ sich von ihrem Gerechtigkeitsgefühle bestimmen ihm zuzurufen, man wolle sich den folgenden Tag einfinden. Die zahlreichere Gegenpartei, die von dem revolutionnairen Gedanken beseelt war, man dürfe in revolutionnairen Zeiten die Gegenpartei nicht anhören, sonst verliere man die nothwendige Einseitigkeit im Handeln und schwäche die eigene Thatkraft, pfiff, heulte und rief: „Nein, nein!" Prof. Hye erinnerte nun daran wie er seit vielen Jahren ein Jünger der Freiheit gewesen, und suchte die Theilnahme der Zuhörer dadurch zu gewinnen, daß er erzählte, er habe in den letzten Wochen „ein Bedeutendes von seiner Kraft zugesetzt". Es gelang ihm jedoch nicht diese Saite mit Erfolg anschlagen zu können; die Opposition gegen das Preßgesetz hatte in der fieberhaft erregten, lärmerischen Versammlung ihren Höhepunkt erreicht. Da bat der schmiegsame, nach Popularität krankhaft begierige Hye nochmals um das Wort und erklärte, daß „mit Allem was die frühern Redner mit so viel Aufwand von Geist behauptet hätten nur insofern nicht übereinstimme, als sich gegen das Preßgesetz noch viel mehr einwenden lasse. Er habe das Preßgesetz nur insofern vertheidigt, als er dem Comité angehört und dasselbe zu repräsentiren hatte; allein er als Privatperson denke ganz anders und sei für die unbeschränkteste Freiheit." Diese Rede wurde nun mit großem Beifall aufgenommen, und Hye wurde hierauf in die Deputation gewählt welche durch Acclamation ernannt wurde, und die sich sogleich zum Minister Pillersdorf begeben mußte um im Namen des Volks gegen dieses Preßgesetz zu protestiren. In der Stadt erzählte man sich aber allgemein: die Studenten hätten das Preßgesetz verworfen, und es werde nun ein besseres kommen. So war es denn auch. Pillersdorf hatte der Deputation welche sich zu ihm begeben hatte erwidert: daß mit dem Proteste des Volks dieses Gesetz seine Gültigkeit verliere und zurückgenommen sei, und daß er andere Commissionen veranlassen werde dem Ministerium Vorlagen eines veränderten Preßgesetzes zu machen. An demselben Tage hatte außer der Universität auch noch das Gremium der Buchhändler und die Schriftsteller gegen das Preßgesetz protestirt, und ihnen ward dieselbe Antwort zu Theil.

Diese Commissionen wurden nun vom Ministerium ernannt: sie waren dreifach, die Universität, die Buchhändler und die Schriftsteller sollten sich zu Vorlagen einigen. Das Preßgesetz war daher von Pillersdorf, dem Minister des Innern, zurückgenommen worden. Welches Staunen ergriff aber die Wiener als einige Tage hierauf, um die Verwirrung der öffentlichen Verhältnisse zu symbolisiren, in der officiellen „Wiener Zeitung" ein Erlaß des Justizministeriums an die k. k. Appellationspräsidien über dieses Preßgesetz erschien, worin Taafe, der damalige Justizminister, den untergeordneten Justizbehörden über „die richtige Anwendung und Auffassung" dieses Gesetzes, „vom wahren Geiste" desselben und von einer „milden und freisinnigen Richtung des Gesetzes" Etwas vorspiegelte, ihnen eine „nicht zu ängstliche Auslegung des Gesetzes" empfahl, und eine „geeignete Berücksichtigung" dieser Bemerkungen foderte. Ein Minister hatte mithin ein Gesetz aufgehoben das der andere den Behörden commentirte! Sogleich wurden Deputationen zum Minister Pillersdorf abgeschickt, oder vielmehr wem es immer einfallen mochte constituirte sich selbst als Deputation, ohne von Jemandem bevollmächtigt zu sein, und sie foderten im Namen des Volks vom Minister Pillersdorf Rechenschaft. Täglich kamen solche Volksdeputationen in Masse zum Minister, ohne daß dieser in seiner Geschmeidigkeit und in seiner Politik Alles zu bewilligen und Jedem Recht zu geben verlegen wurde. So wurde man die ganze Zeit nicht durch eine öffentliche officielle Erklärung über die Rücknahme des Preßgesetzes in Kenntniß gesetzt, und dennoch existirte es nicht. Ein Hofrath im Ministerium des Innern hatte einer Volksdeputation verwundert über ihre Beschwerde den Bescheid gegeben, daß das Preßgesetz ja aufgehoben sei, und daß Pillersdorf nie für dasselbe gewesen, sondern im Ministerrath nur überstimmt worden sei. Man wollte mit dem Minister selbst sprechen um von diesem ausdrücklich die Rücknahme des Gesetzes zu vernehmen; allein

als ob der Minister des Innern sich schämen würde dem Minister der Justiz ein Dementi zu geben, konnte man nicht dazu gelangen, und ein Beamter des Ministeriums mußte auf diese Art den Riß im Verwaltungsorganismus flicken. Mehr als alle Mittheilungen von Documenten spiegeln wol solche Ereignisse die Zustände ab.

(Die Fortsetzung folgt.)

Die Schinkencur, oder Leben und Thaten Jambon's. Ein Gemälde aus der Vorzeit und Gegenwart in zwei Abtheilungen von Julius Rehfeldt. Oldenburg, Stalling. 1848. 8. 7½ Ngr.

Daß es heutzutage, wo die Geldgier die wahre Erbsünde der Menschheit ausmacht, eine Gemeinheit der Gesinnung gibt, die, aller Ebenbildschaft mit dem Göttlichen entkleidet, um das goldene Kalb des „ungerechten Mammons" tanzt, ihm Altäre baut, und das Ihre vom Altar nimmt, in Procentchen, im Wucher, in Waisen- und Witwenberaubung und allerlei unermeßlichem Schwindel, der lieben Einfalt angethan; daß es in Tagen, wo am Besitz oder Nichtbesitz der Ausfall der Bilanz der Völkergeschicke hängt, eine Verruchtheit des Raffinements gibt die auf die Vernichtung anderer Existenzen das Fundament ihrer eigenen gründet; daß in einer Zeit, wo der menschlichen Gesellschaft nach und nach alle ehrlichen Mittel ihren Bestand zu sichern fast unter den Händen schwinden — hier und da die Gaunerei zu einer wirklichen Weltstudie wird, wird jedem Kinde dieser Welt einleuchten. Daß man aber aus dieser absoluten Schäbigkeit sogar eine Komödie macht, die — ob zum Schreck und Exempel oder zur bloßen Erlustirung aller Christenseelen —. von ehrlichen Schauspielern alles Ernstes aufgeführt werden soll, ist etwas sehr Ueberflüssiges und in Wahrheit keine geringe Zumuthung.

Herr Jambon, Wechsler, Winkeladvocat, Buchhalter und Vorsteher eines Lottocomptoirs, ist ein ganz gemeiner Gauner, ein Mensch dessen Broterwerb die raffinirte Leuteschinderei ist, und mit dem ein ehrlicher Mensch füglich kein Wort wechseln dürfte. Die Frau dieses saubern Herrn, der seine eigenen Besucher, wenn sie ihm eine Flasche Wein präsentiren, aus Dankbarkeit etwa für die 50 Procent die er beim Handel gleich abzieht, um die Hälfte des Einkaufspreises betrügt, heißt „Flaminga", ihre Schwester nennt sich „Trutrillianchen". Die Letztere ist nervenschwach, und nennt ihren saubern Schwager einen „klugen Menschen", wenn er einen ehrlichen Mann zu Grunde gerichtet hat; die Erstere ist was man so im gemeinen Leben einen Hausdragoner nennt, aber dabei fein genug ihre Kinder gleich von der Wiege an auf den Wucher zu dressiren. Sie ist die potenzirte Schlechtigkeit ihres Mannes und die einzige Person die im Stande ist ihn selbst zu beschwindeln. Ihre saubern Früchtchen führen die Namen: Hortensia, Joseph, Jakobchen und Rubinchen. Die Erstere macht bereits stark in Sentimentalität.

Die armen Leute die sonst noch in diesem „Drama" vorkommen sind: Bamberger, ein verarmter Kaufmann; Damman, ein Leineweber; Harm Sturm, ein Gutsbesitzer; Hans Klüver, ein Bauer; Büffel, ein Schneider. Sie werden sämmtlich Scene für Scene systematisch geprellt, und dies Prello ist eben der Inhalt der Komödie. Die Nemesis zeigt sich darin, daß der Erzgauner, Herr Jambon, gern Schinken ißt, daß er diese Passion als Erzfilz durch Mauserei zu befriedigen sucht, und daß er sich bei einem solchen Exceß einmal durch eine Flasche Rattengift vergibt, die er für einen Weinrest ansieht.

Das Machwerk, von dem Verf. alles Ernstes für die Bühne bestimmt, und (wahrscheinlich zu diesem Zweck) in der gemeinsten Diction gehalten, ist eine unaussprechliche Gemeinheit, und hat als solche keinen weitern Anspruch als den als solche bezeichnet zu werden, was wir mit dieser Anzeige auch blos gethan haben wollen. Der Vorhang soll nach des Verf. ausdrücklicher Anordnung „langsam fallen". Sollten Menschen wirklich das Unglück haben diese „Schinkencur" scenisch zu durchleben, so wird es ihnen jedenfalls lieber sein wenn er geschwinder fällt. 36.

Literarische Notizen aus Frankreich.

Ein Diplomat als Biograph.

Das Journal „La Presse" gibt die erste Mittheilung von einem größern biographischen Unternehmen, dessen Vollendung und Veröffentlichung das allgemeinste Interesse für sich in Anspruch nehmen würde. Ein Schriftsteller nämlich, der sich bis jetzt mehr in der diplomatischen als in der literarischen Welt mit Auszeichnung bewegte, hat die glückliche Idee gehabt die Biographien der Berühmtheiten Frankreichs mit Hülfe ihrer nicht veröffentlichten Schriften und ihrer Privatcorrespondenzen fortzuführen oder zu vervollständigen. Im Besitz einer der reichsten Autographensammlungen die es in Europa gibt, hat Hr. Feuillet de Conches über Heinrich IV., über den Marschall Richelieu, über Frau von Montespan, über Frau de la Sablière, über Ludwig XVI., über Marie Antoinette, und eine Menge anderer historischer Persönlichkeiten Arbeiten von außerordentlichem Interesse vorbereitet, welche der Oeffentlichkeit hoffentlich recht bald werden übergeben werden. Allein um schon jetzt die durch ein solches Unternehmen erregte lebhafte Neugierde einigermaßen zu befriedigen, hat er eine in ihren Einzelheiten überaus anziehende Arbeit über Leopold Robert erscheinen lassen, welche der Lecture die Anreizungen und Gemüthsbewegungen eines Romans darbietet, und nicht nur ein ganz neues Licht auf die Werke und den Charakter des unglücklichen Künstlers, sondern auch namentlich auf das bis jetzt so unenthüllbare Geheimniß seines tragischen Todes wirft. Die Originalbriefe dieses so bemerkenswerthen Mannes, der den Tag über im Atelier und die Nacht am Schreibtische saß, haben dem Hrn. Feuillet de Conches kostbare Aufschlüsse gegeben, die man anderswo vergeblich suchen würde, und diese verleihen dem Buche eine Anziehungskraft wie sie zu seiner Zeit nur die Briefe Poussin's übten. Wenn die vom Autor versprochenen biographischen Arbeiten den Werth dieses ersten Versuchs haben, so wird eine unparteiische Kritik ihnen unzweifelhaft unter den interessantesten Veröffentlichungen unserer Epoche einen Platz anweisen müssen.

Die deutsche Philosophie in Frankreich.

Das „Journal des débats" zeigt an, daß der vierte und letzte Theil von Wilm's „Histoire de la philosophie allemande depuis Kant jusqu'à Hegel" jetzt der Oeffentlichkeit übergeben ist. „So ist diese große und wichtige Veröffentlichung denn zu Ende geführt, welche die in einem halben Jahrhundert vollführte, reichste Entwickelung des menschlichen Geistes darstellt, die die Welt seit der Epoche des Platon und Aristoteles gesehen hat. Dieses im J. 1845 vom Institute gekrönte Werk, welchem auch Hr. von Rémusat volle Gerechtigkeit hat widerfahren lassen, ist die Frucht eines ganzen Lebens voll Fleiß und Nachdenken. Der Verf. hat auch die biographischen Einzelheiten mit der strengsten Gewissenhaftigkeit mitgetheilt, und dieselbe Sorgfalt auf die Inhaltsangaben der philosophischen Werke und das Résumé ihrer Doctrinen verwendet. Die französischen Leser machen wir besonders darauf aufmerksam, daß das Werk des Hr. Wilm alle oft sehr mangelhaften Uebersetzungen überflüssig macht; die Systeme sind hier in einem so treuen, so präcisen, so vollständigen Gemälde aufgerollt, daß es unnöthig wird den Text selbst nachzuschlagen." 41.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 149. —— 22. Juni 1849.

Die Presse in Oestreich seit dem März 1848.

(Fortsetzung aus Nr. 148.)

Das Preßgesetz hatte eine Masse von Broschüren, Flugblättern und Affichen hervorgerufen; mit tausend Händen sträubte sich das gebildete Volk dagegen. Am klarsten wurden die Einwendungen gegen das Preßgesetz von dem scharfsinnigen Dr. Berger in einer Broschüre zusammengefaßt. Auch die Broschüre von Schmidbauer zergliederte das Preßgesetz mit unerbittlicher Dialektik. An den Mauern las man giftige Grabreden über dasselbe, das Volk schrieb seinen Groll gegen die aufzuckende Tyrannei mit greller Tinte an jede Ecke. Abermals, hieß es in einem solchen Anschlagzettel, hat die Universität uns gerettet, sie möge gänzlich die Regierung übernehmen und Gesetze erlassen. Es verbreitete sich bald im ganzen Land, daß die Studenten ein tyrannisches Gesetz der Regierung verworfen, und Bauern kamen fortan wenn sie mit einem Ausspruch der Gerichte nicht zufrieden waren nach Wien zur Universität um bei den Studenten zu recurriren. Von andern Dörfern wurden ganze Wagenladungen von Wein und Brot sammt Geld der Universität als Belohnung dafür, daß sie das Preßgesetz verbrannt hatte, geschickt. In Wien nahmen reiche Bürger Studenten zu sich ins Haus, und gaben ihnen umsonst Kost und Quartier; in Concerten wurden Loblieder auf die Studenten gesungen, weniger weil sie ein schlechtes Gesetz, sondern weil sie ein Gesetz zu nichte gemacht.

Factisch bestand nun gar kein Gesetz über Preßübertretungen, und das Rechtsgefühl wurde nur durch eine Volksjustiz befriedigt. Da jeden Tag die Mauern mit politischen Affichen bedeckt waren, so riß jede Partei Das herab was ihr nicht behagte, und in diesem naiven Zustande der Volkskritik und der Willkürlichkeit bewegte sich auch die Journalistik. Der Commandant der wiener Nationalgarde Hoyos erließ daher einen Tagesbefehl, in welchem er es der Nationalgarde zur Pflicht machte Anschlagzettel welche „ihr misfällig seien" abzureißen, zu vertilgen, die Urheber aufzusuchen und der „nächsten" Gerichtsbehörde zu übergeben. Der Commandant der Nationalgarde glaubte sich berechtigt einen solchen Befehl erlassen zu können, und einzelne Nationalgarden verpflichtet ihm Folge leisten zu können. Es wurden daher mit einem unglaublichen Terrorismus von den Nationalgardisten bald radicale, bald reactionnaire Anschlagzettel, je nach der politischen Gesinnung der Einzelnen, von den Wänden abgerissen; man nahm willkürlich den Ausrufern einzelne Blätter weg, und zerriß sie, ohne daß es weiter zu einer Untersuchung kam. Einige Nationalgarden drangen sogar bewaffnet in Buchhandlungen ein, confiscirten und vernichteten ihnen misfällige Publicationen, und wenn es ihnen gelang den Autor zu erwischen, so sperrten sie ihn auf einige Zeit in das „Hauptquartier" der Nationalgarde. Ja das Machtgefühl einzelner Bürgerwehrmänner ging so weit, daß ein Dr. Morawsky, Nationalgardist, auf die Entdeckung des Urhebers einer Caricatur, in der er irrthümlich eine Beleidigung des Kaisers erblickte einen Preis von 80 Gulden C.-M. ausschrieb, diesen im voraus mittels öffentlichen Placats aus der Nationalgarde ausschloß, und die Leser im Ungewissen ließ was er dem Zeichner der Caricatur noch ferner für Strafen auferlegen wolle. Der Staat hatte sich zerbröckelt, und jedes einzelne Molecule fühlte sich außer der Harmonie der Gesellschaft und übermächtig.

Inzwischen hatten sich die Commissionen welche das neue Preßgesetz verfassen wollten in Thätigkeit gesetzt, ohne übrigens in irgend eine Verbindung miteinander zu treten. In einem Hörsaal der Universität saß die Commission der Studenten, und im Wirthshaussaal des Sperlgebäudes hielt der Schriftstellerverein seine legislative Berathung. Die Commission der Studenten welche dem östreichischen Kaiserstaate ein Preßgesetz zu octroyiren hatte war aus Abgeordneten aller Jahrgänge und Facultäten zusammengesetzt, und hielt mit einem unermüdlichen Fleiß ihre Sitzungen. Dieselben waren öffentlich, und viele Zuhörer standen auf den Bänken des Hörsaals, und mischten sich mitunter wol auch in die Discussion. Die Studenten Lautner, Goldmark, Mannheimer präsidirten. Dem Justizminister Taafe war so viel an der guten Meinung dieser Studenten gelegen, daß er den Prof. Hye zu sich beschied, und ihn fragte, was die Universität von ihm urtheile, und als dieser ihm achselzuckend antwortete, daß er durchaus nicht populair sei, versprach Taafe sich alle Mühe geben zu wollen um populair zu werden.

Während die Commission der Studenten in dem Be-

mühen die Gesetzlosigkeit zu organisiren nicht vorwärts kam, gedieh der Gesetzentwurf des Schriftstellervereins rascher. Mittels öffentlicher Einladung waren alle Schriftsteller und Journalisten zu einer constituirenden Versammlung in den Sperlsaal beschieden worden. Aus allen Löchern krochen nun Schriftsteller herauf, und ein Comité das durch Acclamation constituirt wurde mußte als die Versammlung zu Stande gekommen war prüfen, wer Schriftsteller sei. Einige hatten ihre Werke mitgebracht, und ein Forstmann den Niemand kannte hätte bald zum Beweise, daß er wirklich ein Schriftsteller sei, ein Buch über irgend einen komisch klingenden forstwissenschaftlichen Gegenstand vorgelesen. Andere hatten Zeitungsartikel mitgebracht, und sich dadurch als Schriftsteller constatirt, sodaß diese erste constituirende Versammlung einen heitern Eindruck machen mußte. Jeder Einzelne ging vor dem Tisch bei welchem das Comité saß vorüber und nannte seinen Namen; war dieser den Mitgliedern des Comité literarisch bekannt, so zeichneten sie ihn als Mitglied des Vereins auf. Kannten sie ihn nicht, so befragten sie die Versammlung, ob sie ihn kenne, und wenn Das nicht der Fall war, und der Betreffende sich nicht als Schriftsteller ausweisen konnte, so wurde er nicht als Mitglied angenommen. So lächerlich die Constituirung war, ebenso komisch war die definitive Wahl des Comité: ein so lächerlicher Verein mußte natürlich einen lächerlichen Menschen als Präsidenten wählen, und so wurde M. G. Saphir zum Präsidenten des wiener Schriftstellervereins gewählt. Hebbel hatte die Wahl als Vicepräsident des Vereins nicht angenommen, und so wurde daher Dr. Berger zum zweiten Präsidenten ernannt; außerdem wählte man noch 13 Comitémitglieder und 4 Stellvertreter. Der Verein war sonach constituirt, und ging an seine Berathungen des Preßgesetzes. Bevor dieselben jedoch noch begannen, sollte er auf eine andere Weise die öffentliche Aufmerksamkeit erregen, was wir, da eine Geschichte der literarischen Zustände Oestreichs während dieser Epoche nun einmal nur durch Zusammenstellung solcher Thatsachen geschrieben werden kann, noch früher erwähnen müssen. Noch im März hatte sich in Wien ein Club der „Volksfreunde“ gebildet, welche in einem Gasthof zusammen kamen, und öffentliche Discussionen hielten, die meistens damit endigten Deputationen an das Ministerium abzuschicken um irgend einen Uebelstand zu beseitigen. In diesem Club hatte sich unter Andern auch Dr. Schütte, ein zweideutiges Sujet, ein Revolutionshandwerker ohne Charakter und blos nach Volksgunst und Geld speculirend, durch sein Redetalent so bemerkbar gemacht, daß selbst der Hof nach ihm geangelt haben soll. Als im April eine Volksversammlung im Odeon gehalten wurde, machte Schütte in derselben den Vorschlag, das Publicum möge sich zu einer Sturmpetition um Absetzung des Ministeriums u. s. w. vereinigen. Der anwesende Dr. Schmidl hatte die Gefahren der Anarchie welche eine solche Sturmpetition nothwendig nach sich ziehen müßte so todesängstlich vorgetragen, daß Schütte selbst seinen Antrag zurücknahm. Den andern Tag warnte das Ministerium das Publicum öffentlich vor „fremden zugereisten Ausländern“, bezog sich dabei in dieser officiellen Proclamation auf einen Zeitungsartikel, der ganz im Sinne des Ministeriums geschrieben sei, und foderte das Volk auf sich „an die Universität, den Schriftstellerverein, die Führer der Nationalgarde und des Bürgercorps“ zu halten, welche die Ordnung und Freiheit am besten herstellen würden. Die Nationalgarde glaubte hierin einen Wink zu erblicken als Richter einschreiten zu müssen, und eine Deputation mehrer Compagnien der Nationalgarde begab sich zum Schriftstellerverein, dessen Mitglied Schütte war, um ihn bei demselben zu verklagen. Der Verein besann sich keinen Augenblick die Klage anzunehmen, obschon der Gegenstand der Klage eben nicht in juristischer Schärfe vorgebracht wurde, und hielt sich für competent über Schütte abzuurtheilen. Es wurden sogleich Commissionen ernannt um Schütte aufzusuchen; der Verein vertagte sich auf zwei Stunden, binnen welcher Zeit man hoffte Schütte's habhaft zu werden, und die einzelnen Mitglieder wurden gebeten inzwischen reinen Mund zu halten, damit der Verbrecher nicht davon Wind bekomme. Man ging so weit ein Losungswort zu bestimmen, ohne dessen Kenntniß Niemand in den Saal gelassen werden sollte, wenn es zur Gerichtssitzung käme. Ein Mitglied machte sogar den Vorschlag, Jeder solle seine Waffen holen, da vorauszusetzen sei, daß Schütte's Anhänger den Saal stürmen würden. Die Nationalgardisten erboten sich ihre Compagnien zum Schutz des Vereins zusammentrommeln zu lassen, was jedoch ebenfalls verworfen wurde. Nach zwei Stunden versammelte sich der Verein wieder, in welchen sich inzwischen Schütte eingefunden hatte. Die Mitglieder des Vereins wurden durch seine Ankunft ganz verblüfft, man wußte nicht recht wie man die Anklage formuliren, wer eigentlich als Kläger auftreten, und auf welches Mandat sich das Urtheil beziehen solle. Da Dr. Schmidl früher der wüthendste Schreier gegen Schütte gewesen war, so wandte sich Alles an ihn, damit er als Hauptkläger auftrete, was nun auch geschah. Die Sitzung wurde hierauf eröffnet, und ich erinnere mich noch deutlich, mit welcher Verlegenheit die ganze Versammlung dasaß. Schmidl bezeichnete Schütte als „Wühler“, „fremden Aufwiegler“ u. s. w. Aber so wenig er als die spätern Ankläger konnten gegen diesen verschmitzten Revolutionsspeculanten, der allen Parteien das Fell abziehen wollte, Etwas ausrichten. Schütte bewies in glänzender Gegenrede, daß man keine Klage gegen ihn formuliren könne, und zeigte wie sehr der Schriftstellerverein sich dadurch blamirt habe, daß er ihn vorfoderte. Nur dadurch daß ich ihm mit einigen Worten nachwies, wie gewisse ultraservile Correspondenzen er im Interesse des Hofs in die augsburger „Allgemeine Zeitung“ geschrieben, während er öffentlich der Demokratie den Hof gemacht, wurde sein Sieg einigermaßen geschmälert.

Die Zahl der Wochenschriften, Flugblätter und Zeitungen hatte sich während des Aprils vervielfacht; dar-

unter hatten viele die sonderbarsten Titel, z. B. „Kaiser Joseph und Blumauer", Wochenschrift von Much, die sich später in einen „Kaiser Joseph" und endlich kurz vor ihrem Eingehen in einen „Narrenthurm" verwandelte. Ebenso barocke Namen führten andere Blätter, wie z. B. „Der Schwarzgelbe", „Der wiener Flegel" u. s. w. Dr. Löbenstein hatte einige Broschüren über den „Dritten Stand", „Der Jude", „Der Jesuit" herausgegeben und sich dadurch einige Popularität verschafft, sodaß er in seiner Ankündigung sich auf diese letztere ausdrücklich berufend eine politische Zeitung unter dem Titel „Der Unparteiische", welche später den Namen „Wiener allgemeine Zeitung" annahm, gründete. Da Löbenstein in Clubs eine völlig undeutsche, fabelhaft fehlerhafte Sprache führte, so wurde allgemein angenommen, diese Broschüren und Zeitungsartikel seien von seinem Bruder, einem Prediger, geschrieben. Ein Ungar, Namens Terzky, gründete die „Gassenzeitung", welche einen überaus großen Absatz in den Vorstädten Wiens fand. Auch die Placatenliteratur nahm unendlich zu; Familienhändel wurden auf diese Weise an allen Straßenecken ausgemacht. Ein Hausbesitzer klagte auf diesem Wege öffentlich seinen Advocaten an, und dieser vertheidigte sich; ein Mädchen, ein uneheliches Kind einer Gräfin, welches von dieser Wohlthaten erpressen wollte, ließ einen offenen Brief an dieselbe ankündigen; die unbedeutendsten und lächerlichsten Privatangelegenheiten kamen so in die Oeffentlichkeit. Daneben wurde aber auch fortwährend eine lebhafte politische Polemik geführt, die theils von den verschiedenen Clubs der Hauptstadt, theils von einzelnen, großentheils anonymen Verfassern ausging. Großes Aufsehen und viele Erbitterung bewirkte auf diese Weise die Affiche des Clubs „Der deutsche Adler", den ich begründet hatte; dieser Anschlagzettel erschien an demselben Tage an welchem die octroyirte Verfassung verkündigt wurde, und enthielt im voraus einen glühenden Protest gegen dieselbe. Eine enorme Anzahl von Exemplaren wurde von diesem Placate verkauft, und von allen Seiten wurde gegen dasselbe polemisirt. Der Gewerbeverein, der Kaufmännische Verein, der Patriotische Verein ereiferten sich öffentlich gegen den Jakobinismus dieses Placats; außerdem las man auch noch einige andere Affichen zu Gunsten des „Deutschen Adler", worunter eines von einem Geistlichen unterschrieben war.

Die glühende Sprache der Flugblätter und Zeitschriften nahm immer mehr und mehr zu, und da sich die Revolution auf der Gasse damit verknüpfte, so folgten naturgemäß die bekannten Ereignisse welche die Flucht des Kaisers zur Folge hatten. Die Bourgeoisie wurde von einer solchen Furcht vor der Republik ergriffen, daß eine völlige Hetzjagd gegen die Republikaner unternommen wurde. Häfner und Tuvora, welche die Republik in einer Arbeitervorstadt proclamiren wollten, wurden von den Bürgern verhaftet, und mit Mühe konnten sie vor dem Hängen gerettet werden. Ein Theil der Presse wurde durch diese Ereignisse von einem panischen Schrecken ergriffen; noch feiger benahm sich jedoch der Schriftstellerverein, welcher sich auf den Bauch legte, und dem entflohenen Kaiser nach Innspruck nachrutschte, winselnd er möge zurückkehren. Dieser Verein konnte nichts Anderes thun als der durchgegangenen Majestät in einer Adresse nachkriechen, deren servilster Ausdruck Saphir noch nicht genügte. Von diesem Tage an hatte der Schriftstellerverein das geringe Restchen von Ansehen das ihm noch geblieben war auch noch eingebüßt. Trotz dieser und anderer kriechender Adressen mit der Bitte um Rückkehr blieb der Kaiser den ganzen Sommer in Innspruck, inmitten der tirolischen Vendée. Schon nach einer Woche hatte sich die gesammte Presse von ihren ersten Schrecken befreit, und der blutrünstige Anstrich der Publicistik trat wieder hervor. Um diese Zeit wurde endlich das neue Preßgesetz nach dem Entwurfe des Schriftstellervereins und der Akademischen Legion promulgirt und Geschworenenwahlen veranstaltet, die jedoch mit der allergrößten Lauigkeit vorgenommen wurden.

Inzwischen vermehrten sich die Journale außerordentlich, und die Revolution welche auf der Gasse aufgehört hatte zog sich in die Journale zurück. Jedes Blatt athmete Revolution oder Contrerevolution, und auch die Flugblätter, wovon z. B. einige offen zur Judenvertreibung auffoderten, traten feindseliger hervor. Ich gründete gleichzeitig zwei Zeitungen, die eine „Die Reform, eine socialistische Zeitung" betitelt, und der Vertretung socialer Fragen gewidmet, und die zweite „Wiener Charivari", worin das Carikirte der östreichischen Zustände auch als Caricatur erschien. Dr. Becher, mein unglücklicher Freund, dem die Niederlage im October die tödtliche Kugel verschafft hat, gründete den „Radicalen", das gesinnungstüchtigste, consequenteste östreichische Blatt, an welchem Jellinek lebhaften Antheil nahm. Dr. Löw gab ein „Reichstagsblatt" heraus, das die Verhandlungen des Reichstags brachte. Wilhelm Ehrlich gründete die „Nationalzeitung", ein anderer Hr. Ehrlich gab ein Blatt „Pst, Pst! Warum?" heraus. Zwei Studenten, Falk und Buchheim, gründeten ein entschieden republikanisches Organ „Studenten-Kurier" betitelt, ein Hr. Löve eine „Studentenzeitung", Ehirlich eine „Universitätszeitung". Außerordentliches Glück machte Friedmann mit seinem Volksblatt „Geradeaus!" Außer diesen Blättern, die sich sämmtlich bis zur Octoberrevolution erhielten, kamen auch noch viele andere Zeitschriften heraus, welche sämmtlich von neuauftauchenden Schriftstellern und Dilettanten herausgegeben wurden. Die ehemaligen Vertreter der östreichischen Literatur hatten sich seit der Revolution scheu zurückgezogen. Grillparzer hatte eine große Begeisterung für den alten Radetzky, dessen Kampf gegen die Italiener er besang, in einem Gedichte an den Tag gelegt, und darin auch die Automatenwirthschaft der Militairdisciplin der wirren Staatsentwickelung Oestreichs vorgezogen. Dieses Gedicht „Radetzky" war das Einzige was der in politischer Beziehung gänzlich unreife Dichter den ganzen Revolutionssommer hindurch erzeugte. Bauernfeld konnte ebenso wenig das menschlich

Größe der Revolution überwältigen, die ganze Bewegung verzerrte sich ihm, und in einem poetischen Werke, „Die Republik der Thiere" betitelt, carikirte er alle Vorgänge der Zeit, und spielte mit Hülsen.

(Der Beschluß folgt.)

Cardinal Giuseppe Mezzofanti.

Am 14. März d. J. starb dieser, durch sein außerordentliches Talent sich fremde Sprachen anzueignen wohlbekannte und fast zum Sprüchwort gewordene Mann zu Neapel. Obgleich die Italiener ihn unter ihre ersten Gelehrten rechnen, so ist uns doch über sein früheres Leben nur wenig bekannt. Er ward am 19. Sept. 1771 zu Bologna geboren. Ob ihm seine früheste Erziehung vielleicht bereits Anstoß und Gelegenheit geboten habe sein merkwürdiges Sprachtalent zu wecken und zu bilden, darüber fehlt es uns ganz an Nachrichten. Die berühmte Universität seiner Vaterstadt, nächst Salerno die älteste aller ihrer Schwestern, darf wol hier nicht ohne Antheil gedacht werden. Das übrige Europa erhielt zuerst durch eine Notiz in Zach's „Correspondance astronomique" von 1820 von diesem neuen Mithridates Kunde, dem die geläufige und gründliche Kenntniß von 32 Sprachen, auch die des Walachischen und der Zigeunersprache, zugesprochen wurde. Das Wunder ward vermehrt durch den Umstand, daß Mezzofanti nie fremde Länder besucht, sondern in seiner Vaterstadt die Sprachen von den verschiedenen Besatzungen während der französischen Herrschaft erlernt hatte. Den Anfang der Erlernung neuerer Sprachen machte er mit dem Polnischen, um in seiner Eigenschaft als Geistlicher kranken Polen den Trost der Kirche ertheilen zu können. Erkrankte Soldaten aus verschiedenen Völkerstämmen, mit denen er sich zu verständigen wünschte, führten ihn von einer Sprache zu der andern; mit Leichtigkeit bemächtigte er sich ihrer bis zur Fertigkeit des Sprechens derselben. Bis 1831 war er Lehrer der abendländischen Sprachen an der Hochschule seiner Vaterstadt gewesen und zugleich Universitätsbibliothekar. Im letztgedachten Jahre ward er bei Gelegenheit des Aufstandes in der Romagna von Bologna als Gesandter an Gregor XVI. nach Rom geschickt, und er siedelte sich dann nach Rom über, wo er 1833 als Secretair des Collegium de propaganda fide eintrat, bald darauf an Angelo Mai's Stelle als erster Custos der Vaticana, zugleich zum Cardinal erhoben. Er war auch bei dem Schulwesen des Kirchenstaats mit betheiligt, und suchte es in einer freiern Richtung zu verbessern. In den letzten Jahren ward sein Name in öffentlichen Blättern öfters unter der höchst geringen Zahl von Cardinälen genannt welche die Reformen Pius' IX. mit gutem Willen unterstützten. Mit der größten Freundlichkeit war der hochgestellte kränkliche Greis jedem Fremden zugänglich. Wilhelm Stricker („Bibliothek der Länder- und Völkerkunde", 1847, Heft 3, S. 88—90) erzählt über einen Besuch bei ihm Folgendes:

„Ich hatte von dem würtembergischen Geschäftsträger ein paar Zeilen an den Cardinal erhalten, mit denen ich mich nach seiner Wohnung am Fuß des Quirinal begab, zunächst um zu fragen, wann Se. Eminenz zu sprechen sei. Während ich noch auf Bescheid wartete, trat der Cardinal selbst in das Zimmer, eine ehrwürdige, etwas gebeugte Gestalt, das Haupt von weißem Haar umflossen, und mit dem scharlachenen Käppchen bedeckt. Er führte mich in sein Sprechzimmer, ich überreichte meine Empfehlung, und sogleich begann der Cardinal eine deutsche Unterhaltung in vollkommen fließender Rede, und ohne alle fremdartige Betonung, nur daß er bessere Perioden baute als man in deutscher Unterhaltung pflegt, und daß er das H mit einiger Anstrengung hervorbrachte. Da die wenn auch nicht ausgesprochene, jedoch ihm wohlbekannte Absicht meines Besuchs war mich von seiner Sprachgewandtheit zu überzeugen, so war es das Natürlichste über Sprachen selbst sich zu unterhalten, um ungezwungene Uebergänge von einer zur andern zu finden. Da ich die ersten Worte italienisch an ihn gerichtet hatte, so ergaben sich leicht einige Gemeinplätze über den romanischen Ursprung des Italienischen und die Leichtigkeit es zu lernen für die der lateinischen Sprache Mächtigen. Ich knüpfte daran die Bemerkung, daß, so leicht es sei eine verwandte Sprache verstehen und zur Nothdurft reden zu lernen (z. B. für Italiener Französisch und umgekehrt), es fast unmöglich sei sie vollkommen rein zu sprechen, weil gerade die Aehnlichkeit welche die oberflächliche Kenntniß erleichtert auch fortwährend Worte, Wendungen und den Accent aus der Muttersprache in die erlernte überfließen läßt. Er gab Dies zu, wendete diesen Satz auch auf das Französische und Spanische an, und kam so auf den „Don Quixote", den er als ein unerreichbares Meisterwerk pries. Er sprach von den deutschen, englischen, italienischen und französischen Uebersetzungen desselben, und erklärte die von Florian für die beste. Dies leitete ihn auf französische Uebersetzungen der Classiker und auf die Gewohnheit der Franzosen, daß sie die Treue gegen die Urschrift dem Bestreben opfern sich Alles mundgerecht zu machen. Dagegen hob er rühmend deutsche Uebersetzungen griechischer Dichter hervor, und so war wieder der Weg gebahnt zur griechischen Sprache. Mezzofanti erwähnte bedauernd, daß durch die neugriechische Aussprache bei Homer alle Prosodie verloren ginge, und recitirte zum Beweis den Anfang der Iliade. Ich ergriff nun wieder das Wort, ging auf Niederdeutsch über, das ich als lingua franca der nordischen Meere von Calais bis Petersburg bezeichnete, und sprach über dessen Verhältniß zum Hochdeutschen. Dies brachte den Cardinal auf die nordischen Sprachen, und er führte eine Stelle aus Ulfilas an. Ich fragte, wie wol das Wort läkare (Arzt), von dem durchaus keine germanische Wurzel aufzufinden ist, in die skandinavischen Sprachen gekommen sei, worauf er es von dem slawischen läk, Glied (englisch leg) ableitete. Als ich mich zum Weggehen erhob, fing der Cardinal an Englisch zu sprechen, machte einige Bemerkungen über die englische Aussprache und über die Art wie die Chinesen das Englische erlernen, und entließ mich dann mit den Worten: «Ich hoffe Sie bald wieder bei mir zu sehen.»"

Bibliographie.

Guericke, H. E. F., Handbuch der Kirchengeschichte. 7te verbesserte und vermehrte zum Theil umgearbeitete und mit dogmengeschichtlichen Uebersichten versehene Auflage. Drei Bände. Berlin, Gebauer. Gr. 8. 4 Thlr. 20 Ngr.

Heilmann, J., Die Schlacht bei Leuthen am 5. Dec. 1757. Mit Plan. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 18 Ngr.

Der siebenjährige Krieg, als Heldengedicht gewidmet dem alten Ruhme und den neuen Ehren des preußischen Heeres. Aus des Großvaters Erzählungen. 1stes Heft. Berlin, Decker. Br. 8. 1½ Ngr.

Kurtz, J. H., Lehrbuch der Kirchengeschichte. Seitenstück und Ergänzung zu des Verf. „Lehrbuch der heiligen Geschichte". Mitau, Neumann. Gr. 8. 1 Thlr.

Kleine Leih-Bibliothek, gesammelt aus dem Gebiete des Abenteuerlichen, Wundervollen, Seltsamen, Komischen und Satyrischen; der Schilderung außerordentlicher Ereignisse und Menschen, der Sitten und Gebräuche. Mit besonderer Berücksichtigung der Volksbücher aller Zeiten und Gattungen. 1stes bis 4tes Bändchen. — A. u. d. T.: Der Volkswitz der Deutschen über den gestürzten Bonaparte, seine Familie und seine Anhänger. Zusammengestellt aus den 1813 und 1814 erschienenen Flugschriften, und mit besonderer Bezugnahme auf die Napoleoniden der Gegenwart neu herausgegeben. 1stes bis 4tes Bändchen. Stuttgart, Scheible. 16. à 3½ Ngr.

Neuer Nekrolog der Deutschen. 25ster Jahrgang 1847. Mit 3 Portraits. Zwei Theile. Weimar, Voigt. 8. 4 Thlr.

Reisinger, Politische Bilder aus Ungarns Neuzeit. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 25 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 150. —— 23. Juni 1849.

Die Presse in Oestreich seit dem März 1848.

(Beschluß aus Nr. 149.)

Der fieberhafte Puls der literarischen Thätigkeit währte bis Ende October fort, mit Windisch-Grätz' Einzug in Wien aber hörte die freie Bewegung der Presse gänzlich auf. Jetzt wo in Oestreich Alles verschüttet ist, und man glauben sollte, nur einzelne Seufzer würden sich vernehmbar machen, sehen wir im Gegentheile ein literarisches Kriechergeschlecht sich erheben und auf den Ruinen der Freiheit herumtanzen. Jene Würmer die blos aus dem *todten* Leibe der Freiheit hervorkommen, und sich nur an demselben heranfüttern können, sind auch in Oestreich ganz auf der Oberfläche. Welch ein Bedientengeschlecht, das jubelt, weil es den Fuß des Siegers auf dem Nacken fühlt! Sie sind nicht fähig frei zu sein, und freuen sich der bequemen Gedankenlosigkeit und des stillen Schaffens das die Knechtschaft gewährt. Zum Freisein gehört auch Talent, nicht Jeder kann die unbegrenzte Göttlichkeit der Freiheit ertragen, das Thierische im Menschen hat einen Drang danach beherrscht zu sein, und für versumpfte Naturen ist die reine Luft der Freiheit zu scharf; wer gar keine Idee erfaßt schreckt auch vor der Idee der Freiheit zurück. Wahrlich, nur so kann es sich erklären wie Menschen das Joch so stolz wie einen Orden ertragen, und sich der Knechtschaft so freuen können als wäre ihr Zittern ein Kampf gewesen. Weh der Partei die nur solche Wortführer findet wie die Mehrzahl der jetzigen Publicisten Wiens. Wenn ich je einer Partei angehört hätte die, weil sie das Leben nicht begreift, Bewegung und Leidenschaft für Anarchie hält, weil sie keinen Begriff von dem geschichtlich Nothwendigen hat, sich dem Gang der Dinge entgegenstemmt, nd weil sie vom Gehalt der Zeit und ihrem großen Bendepunkte nicht erfüllt ist, an ein Abwägen der reiheit denkt, so würde schon ästhetischer Ekel mich von ieser Partei trennen. Wir leugnen nicht, daß ehedem :r Radicalismus manches Maßlose erzeugt habe; allein ar der Ingrimm den er aussprach zu übertrieben, so nnte er doch in der Erinnerung an den Druck der it Jahrhunderten ausgeübt worden war begründet sein, ıd lag in der Anfoderung an die Zeit ein Irrthum, so ır *es* doch ein Irrthum des Herzens. Aber die meisten r jetzigen Vertreter der öffentlichen Meinung in Wien werden von gar keiner politischen Idee getrieben, ereifern sich nicht etwa für das Bestehende, sondern selbst der Conservativste ist ihnen zu radical; der Sphärenklang des Himmels klingt ihnen nicht so schön wie „Gott erhalte unsern Kaiser". Also auch dieser Eifer für die Dynastie, dieses Küssen des blutigen Thrones geht nicht etwa aus dem Glauben hervor, das Wohl der Gesellschaft wurzele im Königthum, sondern es ist die ideenlose, blinde Anhänglichkeit an das Bestehende.

Der Possierlichste unter diesen über die Knechtschaft Verzückten ist M. G. Saphir, dem es nicht gelang die Revolution zu einem Wortspiel zu verrenken, und der ihr deswegen grollt. Saphir hat die Freiheit nur gewünscht, weil es ihn ärgerte, daß ihm die Censoren einige Angriffe auf Komödianten wegstrichen. Nun kam die Sache anders; die Völker wurden nicht frei um auf den „Humoristen" zu abonniren, und bekümmerten sich nicht um das Schmollen Saphir's. Dieser erschrak aber so sehr darüber, daß ihm ein Witz in der Kehle stecken blieb, und seitdem will ihm der Witz nicht mehr heraus; er strengt sich gewaltig an, aber vergebens, der Witz ist ihm stecken geblieben. Einen blos komischen Effect macht unter den wiener Politikern Bäuerle, der Redacteur der „Theaterzeitung", welche bei der allgemeinen Umwandlung sich in einen „Oestreichischen Kurier" umgestaltet hat. Hr. Bäuerle ist der letzte Alt-Wiener mit all seiner gedankenlosen Gemüthlichkeit, der sich blos mit Theatern und Bällen beschäftigt. In seinen alten Tagen passirte diesem heitern Lebemann nun das Unglück, daß eine Revolution ausbrach welche Alle in Politiker verwandelte, und auch ihn nöthigte sich der Zeit anzuschließen. Er der 33 Jahre hindurch nur Notizen über das erste Auftreten einer Sängerin oder Tänzerin geschrieben, sollte nun, was ihm so lange verboten war, Politik treiben; er dem die Censur alle Zähne nach und nach ausgeschlagen, sollte nun bissig werden; er der bisher seinen Stolz in der guten Meinung fand welche die Regierung von ihm hegte, sollte nun den Rebellen spielen. Man kann denken wie possierlich daher sich dieses Blatt zu einer Zeit geberdete, wo es um gelesen zu werden scharf auftreten mußte. Es war als ob eine alte Matrone zum Tanze aufspränge! Mit welchem ekelhaften Behagen kehrte er daher in die alte, bequeme

Weise zurück! Die unbequeme Verkleidung des Liberalismus wurde abgeworfen, und in jeder Nummer läßt er durch seine Creaturen die politische Niederträchtigkeit als das Evangelium des Staats predigen.

Ein weiterer Stimmführer der öffentlichen Meinung in Wien ist Böhringer, Redacteur der „Geißel". Hr. Böhringer wollte in der vormärzlichen Periode unter dem Joche der Censur nicht schreiben, sondern die Menschen durch sein Harfenspiel zur Freiheit begeistern; um vorzüglich auf die untern Schichten des Volks zu wirken ließ er seine Freiheitshymnen in den Wirthshäusern ertönen, und da er doch auch leben wollte, so sammelte er nach jedem Stück das er gespielt Geld von den Anwesenden ein. Die böse Welt, welche diese Richtung der Freiheitspropaganda nicht verstand, nannte ihn im wiener Jargon „Harfenist". Nach der Revolution zerschellte er seine Harfe, und bemächtigte sich des freien Worts. Er begründete die „Geißel", worin er nicht etwa die Reactionnaire, sondern nach einer feinern Politik die Radicalen unaufhörlich beschimpfte, was nur zum Zweck hatte sie noch mehr aufzustacheln. Dieselbe Taktik eines Brutus befolgt er nun jetzt. Das Journal des „Oestreichischen Lloyd" nennt sich jetzt in närrischer Abbreviatur „Der Lloyd". Es war ursprünglich ein Handelsblatt, und ist es im Grunde noch geblieben; es handelt mit Reaction, es verkauft seine Gesinnung, preist den Belagerungszustand und geifert gegen die Männer der Freiheit. Der Redacteur der „Presse" ist Landsteiner. Dieses Blatt bespült alle Zeitfragen mit erkünstelter Grazie, und wäscht dabei den Schmuz ab. Es will seine Seichtigkeit für liebenswürdige Vornehmheit ausgeben. Kuranda's „Ost-Deutsche Post" ist eigentlich das einzige Blatt Wiens welches wenigstens nicht noch reactionnairer ist als die Regierung; es fehlt dem Blatt aber jedes Pathos, jedes warme Eingehen in die Zeit, es ist mit kalter Diplomatie geschrieben, fügt sich gutwillig den bestehenden Zuständen, coquettirt mit einem flachen Liberalismus. Trotzdem ist es das einzige Blatt Wiens welches man in die Hand nehmen kann ohne vor Scham zu erröthen. Die „Wiener Zeitung" endlich ist das officielle Blatt der Regierung, obschon es eigentlich jetzt blos Regierungsblätter daselbst gibt. Die „Wiener Zeitung" hat das Privilegium, daß die Regierung in ihr die officiellen Erlasse proclamirt. Es ist das traurigste Blatt welches theilnahmlos neben der Revolution hergeht. In diesem Blatt starrte im Februar des vorigen Jahres den östreichischen Völkern der eiserne Ausspruch entgegen: Se. Majestät werde die bestehenden Institutionen zu erhalten wissen. In dieses Blatt schlüpften nach dem März nackte, republikanische Artikel, und machten dort den Eindruck als wären neugierige Proletarier in die Burg eines vertriebenen Regenten gedrungen. Dieses Blatt ist die Metze welche im October die Aula auf das begeistertste pries, und sie jetzt ein „Rebellennest" nennt.*)

Paris, April 1849. **E. Engländer.**

*) Der Verfasser des vorstehenden Aufsatzes wird es entschuldigen, und vielleicht selbst uns Dank dafür wissen, wenn wir hier und da im Ausdruck etwas gemildert, Mehres ganz weggelassen haben. Nur so glaubten wir von dem interessanten Gemälde das hier von dem Zustand der Presse in Oestreich seit dem vorigen Jahre entworfen ist Gebrauch machen zu können, obgleich wir auch jetzt die eigentliche Vertretung für den Artikel dem Verfasser selbst überlassen müssen. D. Red.

Wider Paris!

Die Frage, ob für die Zukunft eine Departementsbewegung gegen die tyrannische Suprematie der launenhaften Hauptstadt in Frankreich wahrscheinlich oder auch nur möglich sei, ist von so außerordentlichem Gewicht, daß es nicht befremden kann, wenn auch d. Bl. auf eine Arbeit des Hrn. Galos aufmerksam machen, welche das Verhalten der Provinzen seit dem 24. Febr. in scharfen Zügen darstellt. Auf jeden Fall wird man leicht in derselben deutliche Symptome einer sich vorbereitenden Auflehnung gegen Paris entdecken können, wenn an diesem Herde der europäischen Revolutionen durch eine plötzliche Umwälzung ein neuer Regierungswechsel statthaben sollte, und nach den bereits vorliegenden Thatsachen dürfte in diesem Falle Paris zum ersten mal verlassen werden; nicht von einer einzelnen Provinz, sondern von ganz Frankreich. Die Departements haben diesmal noch die Revolution als fait accompli hingenommen, sie haben diesmal nur mit Petitionen und Beschwerdeschriften geklagt; allein die gemachten Erfahrungen dürften diesen Waffen ein Ziel gesetzt haben, und einen ernstern Kampf für künftighin in Aussicht stellen.

Galos erinnert an das in der That seltsame Schauspiel welches die Petitionnaire gewähren, die so massenweise nach Paris zogen um die Auflösung der Nationalversammlung zu verlangen, die Auflösung einer Volksvertretung die mit so großen Hoffnungen begrüßt worden war, und die sich doch, nimmt man Rücksicht auf die Einwirkungen unter denen sie handelte, im Allgemeinen klug und mit Mäßigung benommen hat. Nur ein Rückblick in die Geschichte kann das Räthsel dieses Schauspiels lösen, und Galos eröffnet ihn uns.

Unter der Restauration und dem Julikönigthum concentrirte sich in Paris alles politische Leben Frankreichs: nicht einmal die Wahlen für die Kammern störten die Provinzen aus ihrer Lethargie auf; Paris bezeichnete die Candidaten, die Departements wählten sie. Das allgemeine Stimmrecht mußte diese Stellung natürlich verändern, und Paris, am meisten unter dem Einflusse des revolutionnairen Geistes, wählte im April voll Unterwürfigkeit dessen vorzüglichste Träger, die Provinzen dagegen, die erst wie aus alter Gewohnheit die Befehle des Stadthauses ruhig hingenommen hatten, erregten selbst bei der Regierung ernste Befürchtungen, sodaß Ledru-Rollin es für nöthig hielt sein bekanntes Wahlcircular zu erlassen. Da die Repräsentanten der alten conservativen Partei sich überall zurückgezogen hatten, so fielen die Wahlen zum Theil auf Mitglieder der alten Kammeropposition und des einstigen linken Centrum, zum Theil und in der Mehrzahl aber auf Neurepublikaner. Trotzdem daß der gemäßigten Partei Lamartine so die Majorität gesichert schien, wollte man doch vorerst nicht versuchen die Existenz der Republik auf die Grundlage dieser Majorität zu bauen. Bekanntlich ward die Staatsform Frankreichs in der Nationalversammlung gar nicht in Frage gestellt, trotzdem daß Lamartine Dies in dem Decret vom 24. Febr. versprochen hatte. Als Dupont de l'Eure die Arbeiten der Constituante eröffnet hatte, erscholl von den öffentlichen Tribunen das Geschrei: „Es lebe die Republik!" Ein großer Theil der Versammlung blieb anfangs stumm, aber bald vermengte die Linke ihren Zuruf mit dem der Masse; jetzt ließen die noch Unentschlossenen sich mit fortreißen durch den immer wachsenden Tumult, und der Ruf der Tribunen widerhallte durch die ganze Versammlung. Ueber den Sinn dieser Acclamationen waren die Meinungen sehr verschieden, aber Thatsache blieb es, daß Niemand über die Form der Regierung zu sprechen verlangte.

und daß man so allerdings sagen konnte die Republik sei einstimmig proclamirt worden. Nach diesem Schritte war es fast nothwendig, daß die Versammlung auch die Handlungen der Provisorischen Regierung sanctionnire. Sie hörte mit Begeisterung die glänzenden Darlegungen Lamartine's über die Lage der Republik an, und votirte den Männern des 24. Febr. den Dank des Vaterlandes.

Die Zusammenrottungen in Paris dauerten indeß fort, und kamen im 15. Mai zu ihrem Höhepunkte. Die Nationalversammlung benahm sich voll Würde, und ging, unverletzt von diesem Attentate, ihren Weg fort; allein die Provinzen, die schon vorher sich gegen die permanente Revolution in Paris vielfach ausgesprochen hatten, gaben ihre Abneigung und Unzufriedenheit immer deutlicher zu erkennen. Die Provinzialjournale wagten eine selbständige und oft bittere Kritik der pariser Verhältnisse, sie gingen von Warnungen zu Drohungen über; namentlich aber begann in den Departements jene ruhige Wahlagitation gegen Paris, welche erprobte Talente, die man im April zurückgesetzt hatte, jetzt in die Constituante führte. Thiers, Dupin, Changarnier, Molé, Rulhière, Bugeaud, Fould wurden zum Theil mit großer Majorität gewählt, ja Thiers, der im April in seinem Geburtsort durchgefallen war, ging jetzt in fünf Departements aus der Wahlurne hervor. Zu gleicher Zeit aber — so scharf war der Gegensatz von Paris und der Provinz — traten als Vertreter von Paris die Häupter des Socialismus und Communismus, Caussidière, Lagrange, Leroux und Proudhon, in die Versammlung. Klarer konnte die Differenz kaum herausgestellt werden.

Die Julirevolution führte Frankreich nahe zum Abgrund; die Provinzen wollten, daß an Stelle der abgetretenen Regierung eine neue, aus dem Theil der Versammlung entnommene trete welcher vor Allem sich zum Ziele gesetzt hatte den Respect vor den ewigen Grundprincipien jeder Staatsgesellschaft wiederherzustellen. „Die Nationalversammlung hätte dem General Cavaignac auferlegen müssen von daher seine Minister zu entnehmen. Sie that es nicht."

Jetzt sah die Provinz ein, daß die Gesellschaft nur durch sie gerettet werden könne. Das Mistrauen gegen Regierung und Versammlung gewann immer mehr Platz. Man suchte jetzt alle Kräfte zu benutzen, und fragte nicht mehr nach frühern politischen Meinungen: fast in allen großen Städten fielen bei den Municipalwahlen die Stimmen auf Männer die unter der Restauration und der Juliregierung sich durch ihren Eifer und ihr Talent ausgezeichnet hatten. So wollten die Departements die Regierung zwingen ihnen Maires aus der Zahl der gemäßigten Männer zu ernennen. Am bezeichnendsten aber waren die Wahlen zum Generalrath: alte Pairs, alte Deputirte, Magistrate, die die Provisorische Regierung abgesetzt hatte, kamen da wieder zum Vorschein; vor sechs Monaten waren sie Besiegte, und jetzt führte sie das allgemeine Stimmrecht als Sieger auf die politische Bühne zurück. So demonstrirten die Provinzen gegen Paris und gegen die Nationalversammlung, die ihnen noch zu revolutionnair war. Die Wahl Bonaparte's war ein neuer Schlag gegen die Revolution des 24. Febr., und dazu kamen schließlich noch die Versammlungen der Generalräthe, die offen gegen die usurpirte Herrschaft von Paris protestirten. Je weiter die Redner in ihren Verwahrungen und Selbständigkeitsfoderungen gingen, desto allgemeinern Beifall fanden sie.

Welche Schlüsse, fragt Henri Galos am Ende seiner Arbeit, darf man aus dieser Bewegung ziehen, die sich in den Departements seit dem 24. Febr. entwickelt hat?

„Wenn Paris nicht in die Lage eines Königs versetzt sein will welcher herrscht und nicht regiert, so muß es der Meinung der Departements wesentlich Rechnung tragen. Um diesen Preis nur kann es sich dann nicht mehr die Suprematie, wol aber den billigen Einfluß der ihm zukommt in Zukunft bewahren."

Dies ist Galos' Beurtheilung der Sache, die sich auf unleugbare Thatsachen stützt. Wenn man über Einzelnes erstaunt, z. B. darüber, daß die Wahl Cavaignac's im Augenblicke der höchsten Gefahr nicht ganz undeutlich angegriffen, und die Nationalversammlung darüber angeklagt wird, daß sie nicht um die Minister gemarktet habe mit der politischen Ueberzeugung des Dictators: so muß man im Allgemeinen zugeben, daß Galos jene Massenpetitionen gegen das Fortbestehen der Nationalversammlung wohl erklärt, und ein zum Theil neues und überraschendes Bild von den widerstreitenden und losen Zuständen Frankreichs gegeben hat. 31.

Thomas Campbell's Leben und Briefe.

The life and letters of *Thomas Campbell.* Edited by *William Beattie.* Drei Bände. London 1848.

Obwol das „Athenaeum" der Anzeige dieses Werks volle neun Spalten gewidmet hat, so ist doch sein demselben ertheiltes Lob ein ziemlich beschränktes. „Des Dichters wiederholte Bitte", heißt es, „hat dessen vieljährigen Freund, der ihn auf dem Todtenbette gepflegt, zu seinem Biographen gemacht. Dies wird den Leser sofort in vorliegendem Buche die Früchte einer Arbeit der Liebe erwarten lassen, und er wird seine Erwartung bis zur äußersten Grenze erfüllt sehen. Jedermann weiß, daß die Liebe in Kleinigkeiten genau, aus Liebe weitschweifig und blinde Lobrednerin sein kann. Vielleicht besitzt aber die höchste Liebe neben ihrer Zärtlichkeit einen gewissen Stolz, eine gewisse Rückhaltung, sogar eine gewisse Strenge. Jedenfalls wenn durchdrungen von den Bewunderung heischenden Eigenschaften ihres Gegenstandes bedarf sie keiner überfeinen Darstellungsweise, keiner geglätteten Entschuldigungen. Sie wird dann ihr Lob nicht durch Beiworte verschwemmen, nicht durch leere Wiederholungen Achtung fodern. Sie wird eher zu wenig als zu viel sagen, eher karg mit Worten als geschwätzig sein. Von dieser Art ist die Liebe unsers Autors nicht, sein Buch drei mal zu breit. Nachdem wir es gelesen, können wir uns nicht bergen, daß Thomas Campbell's Genius sich allein in seinen herrlichen Gedichten bekundet, daß, welches auch die Eigenschaften seines Herzens gewesen sein mögen — und in einigen häuslichen Beziehungen treten sie vom Anfange bis zum Schlusse seines Lebens rühmlich hervor —, sobald wir in ihm den Literaten, den Freund von Literaten, den Mann sehen der im Sturm der Zeiten gelebt, die Beschreibung seiner Jahre uns ebenso platt als unfruchtbar erscheint. Wir wissen recht gut, daß jeder echte Dichter sich mit sich selbst beschäftigen, in sich selbst versinken, sich selbst tragen muß. Aber er hat auch Momente, wo er auf die Welt um sich und auf die Welt in sich blickt. Wer hätte die Lichtblitze vergessen welche Byron und Scott in ihren vertrauten Briefen auf die Kunstleistungen, auf die Literatur und Politik der Zeitgenossen geworfen? Mußte man nicht glauben ein so begabter Geist wie Campbell werde dem Glanze neue Strahlen verleihen? Aber es zeigen sich nur wenige oder keine. Die reichlich gespendeten Briefe betreffen meist des Dichters eigene Angelegenheiten, seine Pläne, seine Stellung, und fällt ein gewichtiger Name, ein prächtiges Kunstwerk, ein den Athem stocken machendes historisches Ereigniß dazwischen, werden wir durch Wortgeklingel getäuscht, oder erblassen ob des abschiedslosen Verschwindens jener Kraft des Denkens und Dichtens welcher «The battle of the Baltic» und «Ye mariners» ihre Unsterblichkeit verdanken."... 2.

Bibliographie.

Bruna, E., Geschichte Böhmens. 1stes Heft. Prag, Kronberger. Gr. 8. 12 Ngr.

Custine, A. v., Romuald oder der Beruf. Aus dem Französischen von E. Susemihl. Drei Bände. 2te verbesserte Auflage. Leipzig, Thomas. 8. 4 Thlr.

Frohne, J. C. W., Lyrische Gedichte. 1stes Heft. Heiligenstadt. Gr. 8. 3 Ngr.

Hauff, W., Phantasien im Bremer Rathskeller; ein Herbstgeschenk für Freunde des Weines. Mit Illustrationen von Braun & Schneider in München. Bremen, Kühtmann u. Comp. Gr. 8. 24 Ngr.

Kym, A. L., Hegels Dialectik in ihrer Anwendung auf die Geschichte der Philosophie. Habilitationsschrift. Zürich, Orell, Füssli u. Comp. Gr. 8. 6 Ngr.

Leibrock's, A., Schriften. 119ter und 120ster Band. — A. u. d. T.: Der unbekannte Bruder, oder die Geheimnisse des alten Schlosses. Eine Familiengeschichte. Zwei Theile. Leipzig, Kollmann. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Republikanische Lieder und Gedichte deutscher Dichter. Herausgegeben von J. C. J. Raabé. Kassel, Raabé u. Comp. 32. 6 Ngr.

Lindau, W. A., Die Schlacht bei Aussig. Romantische Bilder aus dem 15. Jahrhundert. Leipzig, Kollmann. 8. 1 Thlr. 7½ Ngr.

Nestroy, J., Freiheit in Krähwinkel. Posse mit Gesang in 2 Abtheilungen und 3 Akten. 1ste Abtheilung: Die Revolution. 2te Abtheilung: Die Reaktion. Mit 3 allegorischen illuminirten Bildern. Wien, Wallishausser. 8. 24 Ngr.

Prinzhausen, F., Der Schein-Krieg mit Dänemark im J. 1848. Ein Zeitbild. Deutschen Soldaten und Diplomaten zum neuen Kriege gewidmet. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 15 Ngr.

Proschko, F. J., Fels und Aster. Dichtungen. Wien, Schmidt u. Leo. 8. 1 Thlr.

Redepenning, E. R., Umrisse und Bestandtheile einer kirchlichen Lehrordnung nach den Grundsätzen der Bekenntnißurkunden der evangelischen Kirche in Deutschland. Ein Beitrag zur innern Einigung der Kirche des Evangeliums, in Folge der „Vorschläge zu einer Kirchenordnung für das protestantische Deutschland." Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 20 Ngr.

Schwarz, J., Assaf und Tirza. Gedicht. Heidelberg. Gr. 8. 6 Ngr.

Steinacker, G., Das Presbyterial- und Synodalwesen und die Union der evangelischen Kirche; erläutert in acht Kanzelreden über den von der Köthner Versammlung und der Wiener Conferenz im April und August 1848 den evangelischen Gemeinden Deutschlands und Oesterreichs zur Prüfung vorgelegten Entwurf einer neuen Kirchenverfassung. Triest, Favarger. 1848. Gr. 8. 12 Ngr.

Toscano del Banner, J. G., Die deutsche Nationalliteratur der gesammten Länder (sowohl der heutigen wie der jeweilig dazu gehörigen) der österreichischen Monarchie von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, historisch-chronologisch dargestellt. 1ster Band. — A. u. d. T.: Die deutsche Nationalliteratur der gesammten Länder der österreichischen Monarchie im Mittelalter. 1ste und 2te Abtheilung. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. Gr. 8. 2 Thlr. 15 Ngr.

Die Verfassungen der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, der Frei-Staaten Pennsylvania und Texas, der Königreiche Belgien und Norwegen, die Bundes-Verfassung der Schweiz und die Englische Staats-Verfassung. Zur Beantwortung der Frage: Ob Republik, ob konstitutionelle Monarchie? Von T. Bromme. 2te, mit der Staats-Verfassung Frankreichs und den Grundrechten des deutschen Volks nebst Einführungs-Gesetz vermehrte Auflage. Stuttgart, Hoffmann. Gr. 8. 20 Ngr.

Wattenbach, W., beiträge zur geschichte der christlichen kirche in Mähren und Böhmen. Wien, Gerold. Gr. 8. 15 Ngr.

Tagesliteratur.

Auferstehung. Die Fundamental-Wahrheit des Evangeliums. Aus dem Englischen übersetzt. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 2 Ngr.

Authentischer Bericht über das Land- und Seetreffen bei Eckernförde am 5. April 1849. Mit 1 Plane. 2ter Abdruck. Berlin, A. Duncker. Gr. 8. 6 Ngr.

— — Ueber die kirchliche Versammlung gehalten zu Jena am 18. April 1849. Jena, Frommann. Gr. 8. 2 Ngr.

Bräm, A., Ueber die Weise des Gottesdienstes nach biblischen Grundsätzen. Eine Denkschrift für unsere rheinisch-westphälischen Gemeinden und deren Vertreter. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 5 Ngr.

Commissions-Bericht über das Gewerbe-Gesetz vom 9. Febr. 1849, abgestattet an eine von dem „Handelsverein Arctonia" veranlaßte Versammlung des Berliner Handelsstandes. Berlin, Schneider u. Comp. Gr. 4. 2 Ngr.

Dumhof, F., Abschiedsrede, gehalten in der deutschkatholischen Gemeinde zu München am 22. April 1849. München, Franz. 8. 2 Ngr.

Entwurf der Verfassung des deutschen Reichs, nebst Wahlgesetz und Bundesschiedsgericht, wie er aus den Berathungen der Conferenz zu Berlin hervorgegangen ist, nebst einer als einleitendes Vorwort dienenden Darstellung des gegenwärtigen Standpunktes der Verfassungsfrage, vom Reichstagsabgeordneten Wuttke, und einem erläuternden Nachworte. Grimma, Verlags-Comptoir. 32. 1½ Ngr.

Freiheit und Souverainität in Oesterreich. Ein offener Brief an den Reichstag in Kremsier, geschrieben im Februar 1849. St. Pölten. Lex.-8. 5⅓ Ngr.

Gaerth, K., Mißgriffe bei den deutschen Gesetzen über Schwurgerichte, Oeffentlichkeit, Mündlichkeit und Unabhängigkeit der Richter. Frankfurt a. M., Hermann. Gr. 8. 10 Ngr.

Gagern, H. C. F. v., Der Wechsel der Zeiten für Deutschland. Ein Fragment. Mai 1849. Darmstadt, Jonghaus. Gr. 8. 7½ Ngr.

Unpartheiische Gedanken über die politischen Fragen der Gegenwart. Aachen, Mayer. Gr. 8. 4 Ngr.

Harms, C., Mit nachstehenden Worten hat genommen und nimmt Abschied von der Gemeinde Kiel und von der Propstei Kiel. Kiel, Akademische Buchhandlung. Gr. 8. 5 Ngr.

Pädagogische Ketzereien. Ein Gast-Geschenk für die radicalen Erziehungs- und Weltbeglückungs-Künstler der Gegenwart. Leipzig, Dyk. Gr. 8. 5 Ngr.

Krause, C., Der Aufruhr in Dresden am 3., 4., 5., 6., 7., 8. und 9. Mai 1849. Nach amtlichen Quellen geschildert. 2te, mit einem Nachtrage vermehrte Auflage. Dresden, Adler u. Dietze. Gr. 8. 6 Ngr.

Orth, E., Ein Kriegsruf zur Buße. Predigt, gehalten am Bußtage, den 2. Mai 1849. Berlin, Grobe. Gr. 8. 2½ Ngr.

Schwartz, J. D., Kirchliche Zustände und kirchliche Reform in der Gegenwart, vorzugsweise im Fürstenthum Schwarzburg-Rudolstadt. Ein freimüthiges Wort. Rudolstadt, Renovanz. Gr. 8. 3½ Ngr.

Stahr, A., Die Preußische Revolution. I. Die der letzten Monate des Preußischen Absolutismus. Oldenburg, Stalling. 8. 15 Ngr.

Tischendorf, C., Der Geist der Wahrheit. Zeitpredigt am Sonntag Cantate den 6. Mai 1849 zu Leipzig gehalten. Leipzig, Winter. Gr. 8. 3 Ngr.

Tretzel, G. L. W., Jesus Christus, Gottes eingeborner Sohn, der Herr des Lebens. Eine Predigt über Joh. 8, 21—28. gehalten in Ansbach am Sonntag Sexagesimä 1849. Ansbach, Gummi. 8. 1½ Ngr.

Die materiellen Verhältnisse, ausgearbeitet zum Besten des Volkswohls von E. R. Den preußischen Volksvertretern gewidmet. Königsberg, Samter. Gr. 8. 5 Ngr.

Winkler, J. M., Ansichten über staatliche Organisation. Breslau, Leuckart. Gr. 8. 6 Ngr.

Zaleski, J., Brüderlicher Zuruf an die polnischen Patrioten. Eine historisch-kritische Abhandlung. Aus dem Polnischen. Prag, Credner u. Kleinbub. Gr. 8. 14 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Montag, —— Nr. 151. —— 25. Juni 1849.

Ueber Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs".

I.

Das vorstehende Werk, das nunmehr in sieben oder, wenn man will, in acht Bänden abgeschlossen dem Urtheile der Welt vorliegt, und das während der 14 Jahre die von der Erscheinung des ersten Bandes bis zum letzten (1834—48) verflossen sind einen bedeutenden Einfluß auf die Bildung der öffentlichen Meinung geübt hat, soll hier nicht der Gegenstand einer literarischen Kritik sein. Vielmehr wollen wir versuchen aus dem reichhaltigen Stoffe Dasjenige hervorzuheben was zur Bezeichnung des Standpunktes des Verf. und seiner Ansichten über Staat und Leben, über Religion und Literatur dienlich erscheint, oder aus dem zum Verständniß und zur Erläuterung der Gegenwart einige Lehren geschöpft werden können. Haben auch die Ereignisse des vergangenen Jahres bewiesen, daß die jüngern Geschlechter in stürmischen Zeiten wenig oder keine Belehrung aus der Geschichte ziehen, daß blos der eigene Schaden und die innere oder äußere Nothwendigkeit, nicht aber Vernunft oder Ueberlegung die Welt gestalten und die ausschweifenden Kräfte wieder in den Gang der Ordnung zwingen, so behauptet doch die Geschichte ihr Recht: sie übt in besonnenen Tagen beim Ordnen und Schlichten ihre Macht, sie gibt dem denkenden Manne den richtigen Maßstab zur Bildung seiner Ansichten, und dient ihm als Leitstern für sein Ziel und seine Bestrebungen. In dieser Auffassung ist die Weltgeschichte nicht blos Weltgericht, sondern auch Weltgesetz, Weltordnerin.

Fassen wir die Schlosser'sche Geschichte in ihrer Totalität auf, so werden wir finden, daß in politischer und religiöser Hinsich einige wenige Grundzüge, gleichsam als die Grund- und Ecksteine des Baus, durch das ganze Werk durchgehen, und wir glauben nicht zu irren, wenn wir diese Grundzüge als die innerste Lebensanschauung des Verf., als die Basis seines geistigen Wesens, als den Kern und Boden seiner Natur bezeichnen. Diese Fundamentalprincipien, die als Unterlage seiner historischen Anschauung, Beurtheilung und Würdigung aller Erscheinungen, Handlungen und Persönlichkeiten gelten können, sind: erstlich eine demokratische Gesinnung, aber nicht in der wörtlichen und modernen Bedeutung, die das Heil der Welt in einer unbegrenzten Volksherrschaft erblickt, sondern in dem Sinne der dem römischen Volkstribunat zu Grunde lag, die sich des gedrückten Volks gegen die Unterdrücker annimmt, die den Schwachen wider den Starken beschützt, den Bedrängten gegen die Dränger vertheidigt, und die Sache des Hülflosen und Armen wider Unrecht und Gewaltthat führt. Damit hängt zusammen seine Verachtung höfischer Bildung, feinen Tons, vornehmer äußerer Eleganz, conventionneller Sitten, eitler Titel-, Orden- und Rangsucht, und aller jener Eigenschaften und Talente die als Errungenschaft aristokratischer Erziehung und Salonbildung und als Sondergut der höhern Gesellschaft, der exclusiven Classen angesehen und gepriesen werden. Ein zweiter Grundzug, der als Maßstab des historischen Urtheils in dem ganzen Werke vorwaltet, ist in Bezug auf die Handlungen der Menschen eine sittenrichterliche Strenge, in Bezug auf die Bestrebungen die Hervorhebung der reinen Absichten und Ueberzeugungstreue. Haben wir in seinem Demokratismus die Idee des Volkstribunats erkannt, so sehen wir in der Sittenrichterstrenge den Ernst eines römischen Censors und die strengen Grundsätze eines Stoikers — denn mit einem römischen Charakter hat der kräftige, rüstige Verf. die meiste Aehnlichkeit —; in der Hervorhebung der innern Motive aber finden wir eine höhere, durch das Christenthum gemilderte und veredelte Anschauung, die nicht blos mit praktischer Klugheit Handlungen und Bestrebungen nach ihrem Erfolg und Nutzen beurtheilt, sondern die Lauterkeit der Gesinnung in Anschlag bringt, die sogar die Verirrungen der Schwärmerei, wenn sie nur auf edlem Boden erwachsen sind, mit christlicher Liebe und Nachsicht richtet, und die deshalb, weil eine echte Natur sich im Großen und Ganzen immer consequent bleibt, mit unerbittlicher Strenge Wandelbarkeit der Gesinnungen und Ansichten, Widersprüche der Worte mit den Thaten, Inconsequenzen in Charakter, Urtheil und Handlungen rügt. Von dieser sittenrichterlichen Strenge zeugen vor Allem die scharfen Ausfälle gegen Regenten, Minister und Beamten, gegen die blutsaugenden Juristen und Advo-

caten, gegen die heimtückischen Diplomaten und gegen den ganzen Schwarm serviler Hofdiener, Schranzen und Schreiber. Der dritte Grundzug endlich ist ein rationalistischer Freimuth in Betreff kirchlicher und religiöser Satzungen und positiver Glaubensformen, und eine entschiedene Abneigung gegen dogmatische Begrenzung und gegen solche Priester die mit pfäffischem Geist die Religion in albernen Aberglauben oder in dürren Dogmenglauben verkehren, das Volk in Dummheit zu halten suchen, und dem geistigen Leben keine Nahrung gewähren. Dabei aber — und hierin ist sein Rationalismus ebenso verschieden von der theologischen „Denkgläubigkeit" mit der daraus hervorgegangenen Plattheit und Gemeinheit, dem rationalismus vulgaris, wie sein Demokratismus von den Ansichten unserer heutigen Radicalen — besitzt und achtet er ein religiöses Gemüth, ehrt und preist lautere Frömmigkeit, die sich im Kämmerlein kundgibt, und läßt selbst solche religiöse Richtungen gelten welche die Keime krankhafter Ausartung nach einer oder der andern Seite in sich tragen, wie Spener, Rousseau, Sailer u. A., weil er eine reine Absicht, ein edles Streben und eine gegen die herrschende Gemeinheit ankämpfende Seele darin erkennt. Frei von allem confessionnellen Vorurtheil richtet er seine Geißelhiebe nicht minder gegen die protestantischen „Pfarrer" wie gegen die katholischen „Pfaffen". Er ist der Vorfechter jeder freien Geistesrichtung, und bekämpft daher sowol religiöse und kirchliche Engherzigkeit als auch den Schlendrian der Universitäten, den scholastischen Gelehrtenkram, den kleinlichen Brotneid und Zunftgeist der Professoren und den eiteln Hochmuth der Stubengelehrten auf ein todtes, nutzloses Wissen.

Diese drei Grundrichtungen sind der „rothe Faden" der Schlosser'schen Geschichtsanschauung. Wir begegnen ihnen bei der Darstellung der verschiedenartigsten Ereignisse, Zustände und Erscheinungen, ohne Rücksicht auf Nationalität, Staatsverfassung und Kirchenwesen. Ihm erscheint die europäische Menschheit als ein großes Ganzes, wo die Minderzahl herrscht und genießt, nach ihrem Vortheil und nach den Eingebungen ihrer Selbstsucht Einrichtungen macht, erhält oder ändert, ohne Beachtung des Gemeinwohls, ohne ein Herz für die Leiden des gedrückten Volks, ohne Sinn und Gefühl für die angeborenen Rechte und das der Menschennatur inwohnende Freiheitsbedürfniß. Diese herrschende Minderheit heißt bald Hof und Adel, bald Aristokratie, bald Pöbelherrschaft. Ein Unterschied findet nicht im Princip, sondern nur in der Individualität der zu Macht und Herrschaft Gelangenden statt, die bald mit mehr, bald mit weniger Härte und Leidenschaftlichkeit auftreten. Die Schlosser'sche Weltgeschichte ist demnach ein Gerichtshof, vor dem Diejenigen zur Verantwortung gezogen werden die im gewöhnlichen Leben gegen jeden Richterspruch gesichert sind, weil sie die Gewalt besitzen, die stets über Recht geht; und will man ihr hier und da zu große Härte des Urtheils, Ungerechtigkeit und Parteilichkeit Schuld geben, und manche Aussprüche von des Verf. Tadelsucht und strengem, schwarzsichtigem Charakter herleiten, so bedenke man, daß er als kühner Sachwalter des Volks allein dasteht, daß Diejenigen die er anklagt von jeher nur zu viele Vertheidiger und Lobredner gefunden haben, daß also seine Stimme sich nur bemerkbar machen kann wenn er seine Gegner übertönt, wenn er ihre glatten Worte mit dem Hammer demokratischer Beredtsamkeit zermalmt, wenn er durch das Gewicht der Beschuldigung die verstockten Herzen der Sünder und ihre durch die Sirenenstimme der Schmeichelei irre gewordenen Gewissen zur Besinnung ruft. Schlosser's Geschichtswerk ist der Ruf des Propheten in der Wüste, der zur Buße und Besserung auffodert, damit das Vaterland vom drohenden Untergang gerettet werde; es ist eine warnende Stimme an die Großen und Gewaltigen der Erde, inmitten ihrer Freuden und Lustbarkeiten der eigenen Besserung zu gedenken, wenn sie nicht auf sich oder ihre Nachkommen die Strafe und das Verderben herabziehen wollen das jeder Sünde und Missethat auf dem Fuße nachfolgt. Sie ist aber auch eine warnende Mahnung an das neuerungssüchtige junge Geschlecht, die alten Ordnungen nicht mit vermessener Hand einzureißen, und der Weltverbesserung stets die eigene Läuterung vorangehen zu lassen. Wie der große Dichter Dante, mit dessen Natur und Denkweise unser Historiker so viele Sympathie fühlt, sein unsterbliches Werk als Vorläufer des großen Buß- und Jubiläumsfestes womit das kirchliche Oberhaupt das neue Jahrhundert einweihte in die Welt sandte, so kann Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts" als der strafende Vorbote des J. 1848 gelten. Dante schilderte die Hölle, das Purgatorium und das Paradies. Schlosser's Darstellung umfaßt nur die beiden ersten Zustände, Hölle und Fegefeuer, Sünde und Strafe; ob wir durch dieses zweite Stadium in einen paradiesischen Zustand irdischer Glückseligkeit eintreten ist mehr als zweifelhaft. Das irdische Leben scheint nur jene beiden Zustände zu fassen; der paradiesische Zustand befindet sich bei Platon's Ideenwelt.

(Die Fortsetzung folgt.)

„Die Republik der Thiere" von Bauernfeld.*)

Vor allen Dingen eine Gewissensfrage an das Schicksal hier vorgestellt in der Person eines bekannten und befreundeten Poeten:

Sollte diese „Republik der Thiere" wirklich schon den Apriltagen des verflossenen Jahres ihre Entstehung verdanken? Wir spüren darin so Etwas von spätern Beziehungen, von heutigen Anspielungen, sodaß es uns bedünken will als habe sich hier der Schalk des Humors eine kleine Mystification erlaubt. Immerhin! Der Poet darf auch zuweilen ein Schelm sein. Hat der Mensch die Republik nicht fertig gekriegt, so haben sie doch die Thiere gemacht. Im Frühling sind alle Thiere Republikaner.

Rollen wir den Vorhang auf. Er zeigt uns den „Salon im Rococostil", die hohe Aristokratie: Panther, Leopard, [illegible]

*) Die Republik der Thiere. Phantastisches Drama sammt Epilog. Von E. v. Bauernfeld. (Geschrieben im April 1848.) Wien, Seidel. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

ger und Hyäne im bedenklichen Gespräch. Diese Blüte des thierischen Adels hat es bereits zu der Erkenntniß gebracht, daß man anfängt sie überflüssig zu finden. Es ist ihr nicht ganz wohl in ihrer adeligen Haut; der Panther, als der Philosoph unter ihnen, wittert Etwas von einem Volksaufstande, und ertheilt den weisen Rath sich auf ihre Schlösser zurückzuziehen.

Eine confidentielle Privatscene zwischen dem Policeidirector Ochse und seinem Sergeanten Windspiel. Der ahnungsvolle Windspiel (Policeisergeanten sind immer ahnungsvoll) verkündet die ersten Symptome einer Volksversammlung.

Die Volksversammlung ist schon da. Spitz und Fleischerhund als Agitatoren. In Letzterm personificirt sich die erste kräftige Opposition wider die Policei. Tumultuarischer Tumult. Der Fleischerhund führt die Massen vor das Schloß, und so säubert sich der Platz von selbst. Der Schreihals Fleischerhund müßte genau genommen freilich arretirt werden. Indessen die Hauptsache bleibt der amtliche Bericht an das Ministerium. Ochse dictirt ihn dem Windspiel in die Feder:

Ochse (dictirend):

Hohes Ministerium! Einige Misvergnügte und Ruhestörer haben sich heute morgen zusammengerottet; allein ihre verbrecherischen Umtriebe scheiterten an dem gesunden Sinne des Volks. Eine geringe Policeimannschaft genügte den Pöbel auseinanderzujagen. Die Verhaftung der Rädelsführer, die dem gehorsamst Unterzeichneten sehr wohl bekannt sind, — (dazwischensprechend) Kennt Er sie?

Windspiel.

Eigentlich nicht.

Ochse.

Na, ich auch nicht; aber schadet Nichts. Schreib' Er nur: sehr wohl bekannt sind, wird im Laufe des Tages vorgenommen werden. Der gutgesinnte Theil der Bevölkerung entfernte sich unter dem Ruf: „Es lebe der König!" Gegenwärtig erfreut sich die Stadt der vollkommensten Ruhe!

Am Hofe. Zwei Affen als Kammerherren. Minister Fuchs mit dem Portefeuille insinuirt der Majestät den Bericht des Policeidirectors. Getümmel von außen. Fleischerhund, Agitator, rückt an mit den Massen. Minister Fuchs beruhigt: „Majestät, ein Misverständniß; übrigens ist das Militair consignirt." Stärkerer Tumult. Fuchs vom Balcon lorgnetirt die Massen und schwenkt ein Schnupftuch. Gewehrsalve.

König.

Sie haben schießen lassen auf mein Volk?

Fuchs.

Es gab kein anderes Mittel.

König.

Mein Volk, mein armes Volk!

Das Schloß wird genommen. Der König flüchtet. Sauve qui peut. Kammerdiener Bock kriecht in den Kamin, wird vom souverainen Volk attrapirt und am Fenster aufgehängt.

Im Thronsaal ist Volksconvent. Das souveraine Volk hat die Republik beschlossen: „eine tugendhafte, friedliche, keineswegs aggressive Republik, ohne stehende Heere, ohne Propaganda und mit Eintracht." Die poetisch-philosophische Nachtigall zum Volkspremier ernannt. Goldkäfer ist Finanzminister, Schmetterling Minister der Arbeiten, Frosch des Unterrichts, und Hase Kriegsminister. Letzterer popularisirt sich sogleich, indem er auf Gehalt verzichtet.

Ein tragischer Auftritt. König Leo erscheint im Convent mit den Prinzen.

Hier bin ich, tödtet mich,
Ein König ohne Volk ist Nichts, ein Unding.

Nachtigall.

D'rum werdet mehr, ein freier Bürger.

König.

Ich?

Nachtigall.

Vergeßt die Krone die Ihr trugt.

König.

Vergißt sich eine Krone? — —
Verblendete, ihr wollt kein Königthum?
Verderbt denn an dem Volksthum das ihr schuft!
Zum Anfang tödtet mich und meine Söhne!

Da sich in Abwesenheit des Fleischerhundes für diesen Specialauftrag Niemand findet, so will König Leo selbst sich in sein Schwert stürzen. Nachtigall fällt ihm in den Arm: „Halt, hoher Herr!" Dies „hoher Herr" in diesem Augenblicke gesprochen wirkt magisch und vernichtend auf die Majestät. Es geht eine Lear'sche Verwandlung mit ihm vor:

Hoher Herr! Hörst du es, Volk? Der Poet da nennt mich: Hoher Herr! Die Ehrfurcht für das Hohe liegt ihm im Blut; er ist noch nicht republikanisirt — Das seid ihr Alle nicht — Alle nicht. Ihr bildet's euch nur ein. Laßt die Welt nur ein paar Hundert Jährchen älter werden, dann sprechen wir von Republik — wie? Kinder, seid klug, seid gut, laßt mich noch ein Weilchen euer König sein. Seht, wie lange kann ich's machen? Ich bin alt und schwach; aber ich bin ein König, ich will es sein, ich muß es sein, ich habe nichts Anderes gelernt. Mein Geist beginnt zu schwärmen. Hopsa!

Der treue Pudel nimmt sich der verwandelten Majestät an und entfernt sie still.

Auf der Straße treffen wir „zwei altliberale Hähne" in köstlicher Discussion.

Erster Hahn.

Was sagen Sie zu der Geschichte?

Zweiter Hahn.

Es ist entsetzlich! Eine Republik. Wer hätte Das gedacht! Wissen Sie: noch vor vierzehn Tagen, als wir so begeistert von der Freiheit sprachen?

Erster Hahn.

Freilich, freilich; aber damals galt es den Sturz unsers Todfeindes Fuchs. Wir dachten uns nach seinem Untergange ein ganz mäßiges und bequemes Freiheitchen zu verschaffen. Da haben wir's jetzt.

Unglückliche, halbliberale Hähne! Sie sollen nun ihre Kämme einziehen. Nicht mehr krähen dürfen sie. Selbst die Sporen will man ihnen abnehmen. Hahn Nr. 2 besaß einen „herrlichen, hochaufgethürmten, feudalen Misthaufen, das Erbgut seiner Väter". Von diesem prachtvollen Dominium hat man ihn vertrieben. Ihm schwillt der Kamm wenn er daran denkt. Er geräth in Wuth; er kikerikit trotz des Verbots zu den Waffen!

Führt alle Hahnenvölker ins Gefecht!
Die Krone, der Misthaufen ist entwendet,
Frei muß er sein, noch eh' der Tag sich endet!

Den neuen Ministern ist bereits ihr Brot gebacken. Die Fraction Fleischerhund und Bulldog, die alleinigen radicalen Vertreter des souverainen Volks, versetzen sie in Anklagestand. Man discutirt zuerst einen öffentlichen Protest in den Zeitungen. Fleischerhund findet diesen „Protest" von Bulldog verfaßt „nicht übel, aber zu schwach".

Bulldog.

Ich weiß nicht was man noch Stärkeres sagen könnte.

Fleischerhund.

Man soll gar Nichts sagen. Man soll sie aufhängen.

Bulldog.

Deine Energie rettet das Vaterland.

Der Boden unter dem edeln Nachtigall wird immer unsicherer. Er tröstet sich mit dem „Integer vitae", findet es aber doch für zweckmäßig vorläufig die Guillotine abzuschaffen. Sein Augenblick scheint gekommen. Wilde Volkshaufen stürmen sein Hotel. Ein inneres Gefühl sagt ihm seine Stunde habe noch nicht geschlagen. Es folgt ein lustiges, volksthümliches Intermezzo: der betrunkene Proletarier Elefant wird von dem Bürgerwehrmann Mücke arretirt.

Der finanzielle Socialismus ist hergestellt. Es gibt weder directe noch indirecte Besteuerung mehr; es gibt nur noch frei-

willige Abgabe, die der Staatseinnehmer mit dem Klingelbeutel auf den Straßen eintreibt, natürlich von Dem der Etwas hat. Die dicken Hamster kommen am schlechtesten weg. Auch der Communismus findet sich. Hamster und Kellerratte begegnen sich auf der Straße:

Kellerratte.

Um Vergebung, haben Sie Feuer?

Hamster (gibt ihm die Cigarre).

Ja, hier!

Kellerratte.

Danke schön! (Steckt die Cigarre ins Maul und eilt damit fort.)

Hamster (verblüfft).

Na, Das ist denn doch — wenn Das Republik ist — (steckt eine andere Cigarre an). Nun wird mir's bald zu viel! Und es war eine von den besten Cabanas für das ungewaschene Maul! (Fühlt sich in die Tasche.) Potz Blitz! Der schmuzige Kerl hat mir obendrein meine Börse gestohlen. Zum Glück war blos Silber darin.

Des edeln Nachtigall Verdienste sind vom souverainen Volk anerkannt. Man trägt ihn im Triumph auf den Schultern. Bulldog und Fleischerhund brüten neues Verschwören. Aber die Reaction weiß besser zu fädeln, zu spinnen, auszubrüten und vorzubereiten. Exminister Fuchs besucht die hohe, flüchtig gewordene Aristokratie, Panther, Tiger ꝛc., in ihrem Höhlenversteck, und eröffnet ihnen seine Pläne und geheimen Connexionen. Der Schlag, der Staatsstreich ist nicht mehr fern. Was sind Bulldog und Fleischerhund gegen diesen unsterblichen Wühler Fuchs!

Ein abermaliges gemüthliches Intermezzo in der Bürgerressource. Der unsterbliche Thierphilister ergötzt sich an dem „Bürgerblatt für die niedere Thierwelt". Ameise, Biber, Maikäfer, Maulwurf bilden den Club. Adler hospitirt blos um die niedern Seelen die nur im Koth des Geistes sich finden zu verhöhnen. Es folgt eine Episode rührender Royalistik. Der alte König Leo ist im Exil gestorben. Der treue Pudel und ehrliche Bauersleute haben ihn bestattet. Die jungen Prinzen sollen sich dem Feldbau widmen. Sie wollen aber nicht; das Geschäft ist ihnen zu schmuzig.

Eintrachtsplatz. In der Mitte die Guillotine. Ungeheuere Volksmassen. Die scheußliche rothe Fraction Fleischerhund und Bulldog hat wirklich den edeln Nachtigall gestürzt. Man führt ihn zur Hinrichtung. Aber das Ende aller Dinge ist da. Fuchs der Unsterbliche führt die Heerscharen der Rache herbei: die Eisbären, die Walrosse in geschlossenen Colonnen rücken an. Panther, Tiger, Leopard, Hyäne bilden den Nachtrab. Alles wird niedergestoßen was sich zur Wehr setzt. Die Schreckensregierung ist zu Ende. General der Eisbären äußert sich sehr gütig zu Nachtigall: „Sie sind ein Talent, waren nur auf falschem Wege; wenden Sie Ihre Gaben künftig vernünftig an, so wird Ihnen die Restauration Ihren Platz anzuweisen wissen. Man täuscht sich. Nachtigall ist zu sehr Idealist und Schwärmer um diese Wendung der Dinge zu ertragen. Schwärmend für sein versunkenes Ideal in wohlconstruirten Versen erdolcht er sich auf dem Blutgerüst. Der General der Eisbären proclamirt jetzt eine Dictatur. Tiger und Panther melden sich zu dieser Stelle, aber Fuchs hat schon besser gesorgt. Der Drache selbst fährt aus den Wolken herab, und bemächtigt sich Feuer speiend des Regiments. Das Volk ruft Hurrah. Maulwurf und Adler beschließen reflectirend das Ganze.

Maulwurf.

Nun, Herr College?

Adler.

Die Geschichte hat ihre Zwischenphasen.

Maulwurf.

Und was sagen Sie zu dem scheußlichen Drachen?

Adler.

Daß er der Letzte seines Geschlechts ist.

Den Sieg des Gedankens und der Freiheit einem spätern Geschlecht verkündend, erhebt sich nun der Adler zum Himmel. Und der Dichter? Was er gemeint, sagt uns recapitulirend der „Epilog". Nicht „reagirend erschrecken", nur „warnen" hat er gewollt im Gedicht:

Hindeutend auf die Weltgeschichte
Vor Chaos und Zerstörung,
Sowie vor Sicherheitsbethörung.
Ihm ist um unſ're Freiheit bange,
Im Stillen lauert ja die Schlange.

Aber dem Volke das, stark und einig, nie stirbt weissagt auch er von diesem knospenden Frühling die einstige Frucht. 36.

Die Universität in Athen.

Wir ersehen aus der bereits in Nr. 141 d. Bl. erwähnten Rede, welche beim Rectoratswechsel im October 1848 der Universität in Athen der abgehende Rector hielt, daß damals die Zahl der an der Universität zu Athen Studirenden, welche im ersten Jahre der Gründung derselben nur 52 betrug, im zehnten Jahre 305 ausmachte, von denen 145 aus dem freien Griechenland, 160 aber aus den Nachbarländern waren, und wovon 7 der theologischen, 83 der juristischen, 135 der medicinischen, 62 der philosophischen Facultät angehörten, und 18 die pharmaceutische Anstalt besuchten.*) Bei derselben Gelegenheit erfahren wir auch ausführliche Nachrichten über die Vermögensverhältnisse der Otto-Universität in Athen, die sich namentlich durch ansehnliche Vermächtnisse und Geschenke reicher Griechen in und außer Griechenland sehr günstig gestaltet haben. Allein im J. 1847—48 beliefen sich diese Gaben von Griechen außerhalb des Königreichs Griechenland auf 51,080 Drachmen (gegen 13,000 Thlr.), und die ganze Summe der der Universität im October 1848 gehörigen verzinslichen Capitalien betrug über 75,000 Drachmen, neben welchen die erstere auch noch einige Grundstücke, Häuser, Weinberge u. s. w. in und außer Griechenland, z. B. ein Haus in Bukarescht, ebenfalls in Folge patriotischer Schenkungen besitzt. Auch der Universitätsbibliothek in Athen wurde im vergangenen Jahre theils an Büchern, theils an Münzen u. dgl. mancher Zuwachs aus dem Auslande von Fürsten, Universitäten und Privatpersonen zu Theil. Die öffentliche Bibliothek und die der Universität, welche noch zur Zeit ein Ganzes ausmachen und ihre gehörige Trennung erwarten, besaßen damals gegen 50,000 Bände. Das Gebäude der Universität selbst schreitet in seinem Weiterbau rüstig vorwärts, und auch hierbei zeichnen sich die patriotischen Gaben wohlgesinnter und wohlhabender Griechen in und außerhalb Griechenlands rühmlich aus, sodaß die diesfallsigen Gaben zum Baue des einen Flügels und des Mittelgebäudes der Universität bis zu der Summe von mehr als 137,000 Drachmen (mehr als 34,000 Thlr.) anstiegen. Es zeigt sich in dieser Hinsicht ein Eifer unter der griechischen Nation und unter den wohlhabenden Classen derselben, welcher nicht nur für ihren Patriotismus und für ihr lebendiges Interesse an der geistigen Bildung und Veredelung der eigenen Nation ein rühmliches Zeugniß ablegt, sondern auch zu der sichern Erwartung berechtigt, daß namentlich die Universität zu Athen ihre Bestimmung als „leuchtende Fackel" der christlichen Völker des Morgenlandes erfüllen werde. 16.

*) Es ist jedoch hierbei zu bemerken, daß viele Griechen die Theologie studiren sich bei der philosophischen Facultät als Zuhörer einschreiben zu lassen pflegen, um bei dieser das Doctordiplom zu erhalten, welches die theologische Facultät nicht leicht ertheilt.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Dienstag, —— Nr. 152. —— 26. Juni 1849.

Ueber Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts ꝛc."

(Fortsetzung aus Nr. 151.)

II.

Greifen wir den ersten Grundzug, die demokratische Färbung auf, so könnten wir Beweisstellen auf allen Seiten finden. Der schwedischen Revolution unter Gustav III., durch die eine drückende, despotische Adelsaristokratie ihr verdientes Ende fand, wird folgende Bemerkung vorangeschickt (III, 147):

Auf diese (Arndt's) Schilderung und auf die poetische Darstellung der adeligen Vergnügungen, der königlichen Künste und Belustigungen verweist der Verfasser dieser Geschichte um so lieber, als er sich einmal das undankbare Geschäft gewählt hat die Prosa der Armuth, die nirgend Vertheidiger findet, gegen die vielen poetischen Lobredner der Künste des Reichthums in Schutz zu nehmen. Man muß daher das Lob glatter, aristokratischer Manieren, Beschreibung ritterlicher Pracht und geschmackvoll modischer Eleganz, Ruhm glänzend angeordneter Feste des hohen Adels, sowie später Gustav's Schauspiele, Opern, Bälle, Ringelrennen, weil sie schon Arndt nach Verdienst gepriesen hat, hier nicht suchen.

Bei Schilderung der englischen Zustände wird Schlosser nicht durch den äußern Glanz und die politische Größe und Freiheit der Nation geblendet. Ja man kann sagen, daß er das großartige Staatsleben dieses kraftvollen Inselvolks und den bewundernswürdigen Bau ihrer Staatsverfassung aus Entrüstung über die Hartherzigkeit der Aristokratie nicht gehörig würdigt.

Ueber die Umgestaltung der öffentlichen Verhältnisse in England und Schottland um die Mitte des vorigen Jahrhunderts spricht sich Schlosser folgendermaßen aus (II, 202):

Die Macht und der Reichthum Englands wuchs damals allerdings mit jedem Jahr, das Fabriksystem, die Gewerbe, Alles was Geld gibt und mit Geld bewirkt wird blühte; die Reisenden konnten nicht satt werden zu loben und zu bewundern, sie sahen nur die Oberfläche, die mit Goldblech bedeckt war. Den Jammer der Millionen Bewohner Irlands vergaß man über Prachtgebäuden, Galerien, Bewirthung der wenigen Reichen; die Thränen der von speculirenden Pächtern vertriebenen Schotten flossen im Stillen; das Elend, die Qual und die Laster der Tausende von Kindern und unglücklichen Arbeitern in den Fabriken bemerkte Niemand: denn die Paläste der Fabrikherren und die Ausfuhrlisten blendeten den gierigen Haufen. Unstreitig verbreitete sich damals mehr wie jetzt auch über den Mittelstand große Behaglichkeit und selbst Reichthum; aber dieser Mittelstand gewöhnte sich zugleich an eingebildete und künstliche conventionnelle Bedürfnisse, und ward Affe und Sklave der Reichen. Mit dem wachsenden Reichthum mehrten sich die Lasten, und die Erfinder aller Maschinen erfanden endlich eine Maschine der Besteuerung, die früher oder später in allen Ländern allen Besitz in die Hände weniger Reichen, Wucherer, Speculanten, der Regierung und ihrer Creaturen bringen wird.

Und S. 203:

Schottland ward inniger mit England vereinigt, die ödesten Gegenden wurden angebaut, große Capitalien angewendet, um nach neuem System, nach Grundsätzen einer ganz neuen Wissenschaft zu benutzen was bisher gar nicht oder nur nach alter Sitte unvollkommen bebaut war. Die Cultur Englands verbreitete sich über ganz Schottland, bequemes und behagliches Leben trat in ganzen Gegenden an die Stelle der Armseligkeit und des Mangels welche sie vorher gedrückt hatte. Der Reisende bewunderte die umgeschaffenen Haiden und Moore, der Wohlstand, die Reinlichkeit und Nettigkeit entzückte ihn, er verkündigte bei seiner Rückkehr im Vaterlande die Blüte der Manufacturen und Fabriken. Reichthum, Glanz, Gastfreundschaft englischer Gutsbesitzer waren sprüchwörtlich, ein reicher, großartiger Engländer Theatergott aller Romane; aber gerade über Das worüber die Reisenden und die Menge jauchzen klagt der denkende und einsame Forscher: daß alle Poesie des Lebens dem Gelde gewichen sei. Die einst glücklichen, wenngleich sehr armen, Vasallen der Gutsbesitzer mußten nach wenigen Jahren den geliebten Boden neuen betriebsamen Pächtern überlassen; sie schieden im Jammer von den Gräbern der Väter und von der Erinnerung der Vorzeit, um in Amerika eine Freiheit ohne Geschichte, ein Glück ohne Poesie zu suchen. Selbst die Religion der Schotten ward starr und jüdisch, wie die englische oder pietistische, sie ward wie diese eine leere Form, ein todter Glaube. Mit dem Patriarchalischen und Wilden entwich der heroische Sinn, verschwand das Leben der Armuth und Natur; Geld ward überall einziges Ziel des Strebens, und jetzt gilt von der Tiber bis zum äußersten Thule nur Geld allein, es herrscht nur Schmuz des Erwerbs.

Im fünften Band (S. 527) wird die englische Aristokratie mit dem pariser Wohlfahrtsausschuß zusammengestellt, und folgende Bemerkung daran geknüpft:

Beide trotzten und berufen sich auf das Volk, welches in England darbt, während einige Millionen königlich prahlen und glänzen, während sie 100 Millionen Indier aussaugen, die Irländer zur Verzweiflung bringen, und einige Millionen ihrer eigenen Landsleute, die das Unglück haben arm zu sein, in Armenhäusern quälen. Diese Armenhäuser sind mit einer Grausamkeit ausgedacht welche weit ärger ist alles Alles was in Frankreich in der Schreckenszeit geschah; denn die Maßregeln der Schreckenszeit waren augenblickliche Einfälle, der Engländer Bastillen werden Jahre lang ausgesonnen, und wiederholt im plutokratischen Rathe des Parlaments aufs neue berathen.

Im sechsten Band wird eine längere Darstellung der englischen Zustände mit einer Schilderung der Macht und des äußern Glanzes eingeleitet. Es heißt dann S. 348:

Den Wurm der an Allem insgeheim nagt besang Gray vergeblich in seinem „verlassenen Dorf“; er ward überschrien.

S. 351:

Arm sein ward ein Verbrechen; das Land ward mit Armenhäusern angefüllt, die wie Zuchthäuser eingerichtet sind, und auch mit dem Namen genannt werden mit dem man in Deutschland die mildern Strafhäuser benennt (Workhouses). In diese wurden Tausende von Armen gesperrt, Kinder und Aeltern getrennt, eine Nahrung gereicht die dürftig das Leben fristet, und von der Art ist, daß die Verbrecher oft bessere Kost und Pflege haben als jene, und daß fast jede Woche Fälle vorkommen, wo Arme sich absichtlich eines Vergehens schuldig machen um ins Criminalgefängniß zu kommen.

Nächst England bietet Deutschland mit seinen zahllosen Fürsten und Territorialherren dem demokratischen Historiker am häufigsten Gelegenheit zu Ausbrüchen seines sittlichen Zorns. Die Schilderungen von dem Leben und den Sitten der deutschen Höfe, wo Roheit, Gewaltthat und Tyrannei mit Verschwendung, Pracht, Schwelgerei und sinnlicher Genußsucht gepaart erscheinen, wo „Müßiggänger, Schranzen und französische Windbeutel des armen Unterthanen sauer erworbene Habe verpraßten“, sind so ergreifender Natur, daß jedes für Recht, Gerechtigkeit und Menschenliebe empfängliche Herz sich im Innersten empört fühlen muß. Welchen Zuständen begegnen wir in dem armen Würtemberg als die Grävenitz und der Jude Süß das Land regierten und aussogen. Es heißt I, 252 fg.:

Der ganze Hof ward mit Creaturen der Grävenitz bevölkert, Ludwigsburg auf Unkosten des armen Landes zu einer schönen Stadt gemacht, obgleich Geld und aller Credit fehlte. Welchen Schaden die Jagdlust dem Lande brachte kann man daraus sehen, daß uns Keyßler berichtet, ein harter Winter habe 7000 Stück Rothwild getödtet. Spielsucht, Habsucht, schmuziger Geiz und Wollust ganz gemeiner Art, verbunden mit unerhörter Unverschämtheit, zeichneten die Regentin aus. Und wie waren erst ihre und ihres Herzogs Umgebungen beschaffen! Man muß sich wundern, daß auch nur eine Spur der Biederkeit und Herzlichkeit blieb die den Würtemberger auszeichnet. Wir dürfen daher nicht vergessen, daß das Consistorium in Stuttgart den Muth hatte sich ihr standhaft zu widersetzen, und daß der Prälat Osiander, als sie ins Kirchengebet wollte eingeschlossen sein, erwiderte: Es werde ja immer im Vaterunser für sie gebetet, wo es heiße: Erlöse uns von dem Uebel.

Und S. 254:

Auch in dem Gratialamt, wo alle Gnadensachen verkauft wurden, präsidirte der Jude, der alle Stellen, besonders die geistlichen, nach einer Art Taxe ausbot, und den Meistbietenden feil hatte. Die Waisengelder und frommen Stiftungen wurden beraubt, und in zwei Jahren mehr als 450,000 Gulden unrechtmäßig erhoben. In jener Zeit durfte man es wagen ganz offen zu sein, und den Tugenden, denen der gute Bürgersmann noch treu war, dreist Hohn zu sprechen. Wie sehr das Land und das arme würtembergische Volk litt kann man daraus beurtheilen, daß in den drei Jahren der Regierung des Herzogs Karl Alexander und der Bande Gauner denen der Jude das Land verkaufte, wie die Acten beweisen, über eine Million Gulden durch Stellenverkauf und durch Erpressungen anderer Art zusammengebracht wurde.

Ferner heißt es II, 249:

In der Pfalz trieb Karl Philipp, der letzte Sprößling des Neuburgischen Hauses, Das was er von Kindesbeinen an getrieben hatte bis in sein achtzigstes Jahr. Sein Körper dauerte aus, und seine Seele hatte immer nur dem Körper gedient, der durch keinen Regentenkummer, außer zuweilen durch Aerger über die Reformirten, litt. Karl Philipp suchte seine Ehre und seine Vergnügungen im Prunken und in Festen, verfolgte die Reformirten, errichtete Bauwerke, stellte große Jagden an, ward angestaunt und verehrt vom hohen Adel, der bei ihm Bewirthung und Zeitvertreib fand; denn er bewirthete diesen mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit, während der Bauer vor seinen Augen unterging. Das bewies er besonders während des Reichskrieges 1734—35. Seine armen Unterthanen wurden damals auf jede Weise von den Franzosen mißhandelt, ihr Getreide abgemäht, ihr Vieh weggeführt; der Kurfürst aber hielt in Manheim und Schwetzingen die glänzendsten Feste, lud den französischen Adel des Heers zu sich, besonders die Befehlshaber, die in Speier lagen, ließ sie wie Fürsten einholen und bewirthen. Der zweiundsiebzigjährige erste Reichsfürst blieb damals auf Unkosten seiner Unterthanen und des Reichs neutral; er schmauste, voll französischer Complimente, mit denselben Leuten die sein schönes Land so verwüstet hatten, daß sie selbst Saatkorn in die Pfalz führen und dem Bauer vertheilen ließen, damit sie doch im künftigen Frühjahre Etwas fänden was sie grün abmähen und verfüttern könnten. Selbst der alte Eugen wurde zornig über die Leichtfertigkeit und Selbstsucht eines Fürsten der von den Pfaffen den Himmel erbettelte und erkaufte, und an seinem Land und seinen Unterthanen die Hölle verdiente.

Diese Verhältnisse wurden unter seinem Nachfolger Karl Theodor nicht gebessert, dessen Regierung doch als das goldene Zeitalter der Pfalz galt. S. 253 liest man:

Aller Güterbesitz und Reichthum war in den Händen der Geistlichkeit und des Adels, die zu den Staatsausgaben Nichts beitrugen. Der Bürger und Bauer trug nicht nur alle Lasten, sondern Adel, Beamten und andere Privilegirten, mit andern Worten, die Feudalstände des Landes zehrten mehr als der Fürst vom Schweiße der gedrückten Bauern.

Und S. 254:

Der Bauer und Bürger ward von Allen mißhandelt, ob man gleich die grausame Kunst unserer Tage noch nicht erfunden hatte ihm mit aller Freundlichkeit die Frucht seiner Arbeit zu entreißen, und unter allerlei glänzenden Vorwänden unmerklich Millionen für Hof und Beamte zu erheben. Diese neue Goldmacherkunst ward daher auch als sie später aufkam von Karl Theodor eifrig gepflegt und gefördert.

Am schwersten wurde Sachsen heimgesucht, wo Friedrich August II. und unter der folgenden Regierung Graf Brühl mit unerhörter Verschwendung praßten, indeß das Volk dem Druck der schweren Zeiten fast gänzlich erlag. Darüber wird I, 171 berichtet:

Der deutsche Bürgersmann und wer sonst aus dem Jammer jener Zeit in den damals herrschenden Pietismus flüchtete, glaubte treuherzig, Verschwendung und Ausschweifung seien den höhern Ständen nach göttlichem Rathschluß zugetheilt; man ärgerte sich darüber nicht mehr.

Ferner II, 225:

Nichts beweist besser wie fleißig, wie häuslich, wie sparsam, wie geschickt und gebildet der sächsische Zweig der deutschen Familie ist, als daß es möglich war nach der Zeit von Brühl's Verwaltung und nach der preußischen Erpressung im Siebenjährigen Kriege den Wohlstand in Sachsen wieder zu beleben, das Interesse an der Wissenschaft zu erhalten, und die

getreuen Seelen bei der Ergebenheit für ihre Beherrscher zu bewahren. Der Druck war so hart, daß schon gleich nach dem Dresdener Frieden die größern Häuser in Leipzig von 2—600 Thaler an Abgaben zu entrichten hatten.

Der entehrende Menschenhandel, der im vorigen Jahrhundert von verschiedenen deutschen Fürsten, namentlich von dem Landgrafen von Hessen, getrieben ward, erregt vor Allem den gerechten Zorn des Historikers, sodaß er keine Gelegenheit zur Aeußerung seiner sittlichen Entrüstung vorübergehen läßt. Nur eine Stelle unter vielen. Es heißt III, 463:

Die englischen Minister sollen anfangs daran gedacht haben 30,000 Mann Russen in Sold zu nehmen; doch scheint es als wenn es damit weder den Engländern noch den Russen Ernst gewesen sein könnte. Sie hatten ja die Deutschen viel näher, die damals für Geld, das ihren Fürsten zufloß, ganz ausschließend den tödtlichen Kriegsdienst der Holländer in Batavia, auf dem Cap und in den Moräften der Niederlande versahen, wie die Neger die Arbeit in den Plantagen. Man wandte sich darauf an alle deutsche mit Soldaten spielenden Fürsten, und kaufte von ihnen 20,000 getreue Seelen, zur Freude der Offiziere, zusammen, die dann nach Amerika geschickt wurden. Bei diesem Handel war Friedrich August von Anhalt-Zerbst aus vielen Gründen der Unschuldigste; der Schuldigste war der Landgraf von Hessen-Kassel, der die größte Zahl Bauern preßte und lieferte, und Anspach, dessen Markgraf vielen Widerspenstigen Handschellen anlegen ließ, weil sie freiwillig nicht gehen wollten. Waldeck, so klein es war, lieferte bei der Gelegenheit gern den Engländern was sonst regelmäßig den Holländern geliefert ward. Auch von Braunschweig miethete man Regimenter, und Georg III. selbst lieferte als Kurfürst von Hanover fünf Bataillons, welche die Engländer, die man von Gibraltar nach Amerika schicken wollte, in dieser Festung ablösen sollten. Bei Gelegenheit des Handels mit Braunschweigern und Hanoveranern erklärten sich des Königs nächste Anverwandten, die Herzöge von Glocester und von Cumberland, sehr heftig öffentlich im Parlamente gegen die Seelenverkäuferei der deutschen Fürsten. Auch Friedrich der Große redete laut und mit Verachtung von dem schmuzigen Gewerbe der Fürsten. Er sagte bekanntlich: Es sei billig, daß er von den durch sein Land ziehenden Soldaten der Fürsten den Viehzoll erhebe, weil sie ja wie Vieh verkauft würden.

Noch im siebenten Band, als der Kurfürst von Hessen nach der Schlacht von Jena zur Flucht gezwungen wurde, äußert der Geschichtschreiber eine gewisse Schadenfreude über diese gerechte, wenn auch späte Strafgerechtigkeit, indem er sagt (S. 207):

Wir Alle die wir damals in Frankfurt auf Preußen hofften, und das Manifest derselben vortrefflich fanden, freuten uns als ihn (den Kurfürsten) schon nach 14 Tagen die Remesis ereilte, und bedauerten Nichts mehr als daß uns ein Pflichtgefühl verbot den Franzosen zu sagen, daß sein übel erworbenes Geld in Weinfässern zu Frankfurt in Amschel Rothschild's Keller liege.

Diese Stellen werden hinreichen unser Urtheil über Schlosser's demokratischen Standpunkt zu rechtfertigen; nur noch die wenigen Worte womit er die Erzählung von der Einverleibung der Krim und Kubans in das russische Reich und deren Folgen schließt mögen hier beigefügt werden (V, 148):

Ein noch in den achtziger Jahren zahlreiches, freies, reiches, in Seidenstoffe gekleidetes, ansehnliches Volk ist ganz zusammengeschwunden und zu einem hungernden Bettelvolke herabgesunken, seine ehemals glänzenden und prächtigen Zeltstädte sind zu Zigeunerlagern geworden, und seine von Stein gebauten Ortschaften, Häuser und Paläste sind in Trümmer zerfallen.

Eine echt demokratische Natur und Tendenz läßt sich in diesen Schilderungen nicht verkennen. Wollte man aber diese Ausbrüche des sittlichen Zornes über Bedrückung und Mishandlung des Schwachen und Einfältigen durch den Starken und Verschmitzten im Sinne des modernen Demokratismus so deuten, als sollte das Volk dadurch zur Erhebung gegen die Herrschenden und zur gewaltsamen Umgestaltung der Regierungsformen aufgefodert werden, so würde man sehr irren. Schlosser's Ziel ist Volksglück, nicht Volksherrschaft, die leider einander ebenso sehr ausschließen wie Despotismus und Freiheit. Das Glück eines Volks hängt nicht von der Regierungsform ab, sondern von seinen Tugenden, und die erste und größte Aufgabe einer Regierung sollte die Pflege dieser häuslichen Tugenden sein. Daß aber die Herrschenden seltener das Gemeinwohl und Volksglück als ihre eigenen Interessen und die Befriedigung ihrer Selbstsucht verfolgen, darin liegt der Krebsschaden aller Staatsverwaltungen und Verfassungen. Eine ehrliche Regierung, die edle und gemeinnützige Zwecke verfolgt, die keine Hintergedanken hegt, nicht zu Winkelzügen ihre Zuflucht nimmt, folglich die Oeffentlichkeit und Wahrheit nicht zu scheuen braucht, die wird in ihrer Existenz nicht leicht gefährdet sein: und ein Volk das seinen wahrhaft demokratischen Geist in häuslicher Ordnung und Sparsamkeit, in Fleiß und Thätigkeit, in Mäßigkeit und Zurathehalten beurkundet, das den alten Spruch des Ora et labora in seiner ganzen Tiefe erfaßt und durchführt, das den altväterlichen Einrichtungen und Sitten treu bleibt, und auf Ehrbarkeit und Sittsamkeit hält, das wird unter jeder Regierungsform glücklich leben. Der Mangel dieser häuslichen Tugenden bei den höhern Ständen ist es hauptsächlich was den Verf. so sehr empört, und darum richtet er seinen ganzen Zorn auf die dort herrschende Immoralität, Genußsucht und Schwelgerei, und seine ganze Verachtung auf die in den vornehmen Kreisen geltende äußerliche, oberflächliche Bildung, wie sie unter Andern der Polenkönig Poniatowski besessen (III, 190):

Stanislaus war zum Hofmarschall, Oberhofmeister oder dergleichen Amt von der Natur bestimmt, von einem König hatte er auch keine Ader. Er hatte alle Leichtfertigkeiten, aber auch alle Wissenschaften und Fertigkeiten der Höfe getrieben, hatte alle Künste der Zieraffen sich zueigen gemacht, redete von allem Dem was in den Salons Kunst und Poesie genannt wird, in mehren Sprachen im Accent der Eingeborenen der Länder deren Sprache er gebrauchte; aber freilich ohne allen Ernst und Tiefe. Ueber die neueste Musik, den Dichter oder Künstler der gerade Mode war, über Decoration, Oper, Schauspiel und Sängerinnen konnte er musterhaft reden, und selbst einen Georg Forster täuschen; aber jede männliche Tugend, jeder Gedanke einer edeln Seele war ihm fremd.

(Die Fortsetzung folgt.)

Eine neue Lebensbeschreibung Robespierre's.

Der Verf. von „Ranthorpe" und „The biographical history of philosophy" hat eine Biographie Robespierre's, die vor kurzem in London erschienen ist, mit Auszügen aus dessen ungedruckter Correspondenz bereichert.*) Um die Auffassungsweise des Verf. zu zeichnen, heben wir eine Stelle aus dem Werke hervor: „Nun beginnt der fünfte Act dieses langen, düstern Trauerspiels, und die Moral der Geschichte schimmert allmälig durch ihre schauderhaften Begebenheiten hindurch. Robespierre hat sein ehrgeiziges Ziel erreicht: welchen Gebrauch will er davon machen? Wir haben ihn Schritt für Schritt geschildert auf seinem unruhigen Pfade; wir haben ihn als unbekannten redlichen Reformator gesehen, der Misbräuche abstellen wollte, aber niemals an Abschaffung der constitutionnellen Monarchie dachte. Von dieser frühern Stufe sahen wir ihn nach und nach sich zum Republikanismus wenden. Wir haben ihn getragen gesehen von der Flut der Revolution, Aufruhr entzünden, den Mord billigen, das wüthende Volk stacheln durch stolze Declamationen, jeden Menschen verdächtigen dessen Macht die Verwirklichung seiner Ideen hindern konnte, alles dies Schlimme thun, damit Gutes daraus erwachse — und dies Gute war nichts Geringeres als die lautere Republik. Er hat nun nahezu den Culminationspunkt der Gewalt erreicht, ist fast Dictator. Jetzt beginnt die fürchterliche Aufgabe Ideen zu realisiren, von dem leichten Amte der Kritik zu dem gefahrvollen der That überzugehen. Er der sich so heftig gegen die Thaten Anderer erhob, muß nun selbst handeln; er der ohne Erbarmen war gegen Die welche seinem Ideal nicht nachkamen, den Hemmnissen keine Rechnung trug, dem guten Willen kein Vertrauen lieh, ist nun selbst das Ziel des bisher von ihm gegen Andere gerichteten Widerstandes. Vaterlandsliebe, unbestimmte Declamationen über republikanische Tugend reicht ihm nicht mehr aus; mächtig für die Opposition, sind diese Phrasen machtlos für die That. Sein Geschäft ist handeln, nicht reden. Er soll ein Volk regieren — und was für ein Volk! Phrasen können es nicht regieren. Es kann nur durch Institutionen regiert werden, und diese müssen sich auf Ideen gründen. Was für sociale Ideen hat Robespierre? Keine: er hat Nichts als Aspirationen. Er wünscht eine Republik; aber er hat selbst nicht die elementarischen Entwürfe der zu einer Republik nothwendigen Institutionen gedacht. Gegenüber dem großen Problem des gesellschaftlichen Elends, gegenüber dem entsetzlichen Problem der Regierung einer anarchischen Nation, ist er unfähig es zu lösen, unfähig diesem Chaos eine geregelte Gestalt zu geben. Es ist für mein Gemüth etwas unendlich Tragisches in solcher Lage." 21.

*) The life of Maximilien Robespierre; with extracts from his unpublished correspondence. By *Lewes*. London 1849.

Bibliographie.

Becker, C. F., Die Tonkünstler des 19. Jahrhunderts. Ein kalendarisches Handbuch zur Kunstgeschichte. Leipzig, Kössling. Br. 8. 1 Thlr.

Belani, H. E. R., So war es. Politisch-socialer Roman aus der Zeit vor und während der Märzereignisse in Berlin. Zwei Theile. Leipzig, C. L. Fritzsche. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Ewald, H., jahrbücher der Biblischen wissenschaft. Jahrbuch: 1848. Mit einer abhandlung über die neuentdeckte Phönikische inschrift von Marseille. Göttingen, Dieterich. Gr. 8. 1 Thlr.

Geldern-Crispendorf, W. v., Die Entzauberung Friedrich's I. des Rothbarts oder die Vermählung der Germania. Ein lyrisch-dramatisches Gedicht. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 12 Ngr.

Gerstäcker, F., Pfarre und Schule. Eine Dorfgeschichte. Drei Bände. Leipzig, G. Wigand. 8. 3 Thlr. 10 Ngr.

Gervinus, G. G., Shakespeare. 1ster Theil. Leipzig, W. Engelmann. 8. 2 Thlr. $7\frac{1}{2}$ Ngr.

Hengstenberg, E. W., Commentar über die Psalmen. 1ster Band. 2te Auflage. Berlin, L. Oehmigke. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Hoffmann von Fallersleben, Spitzkugeln. Zeit-Distichen. Darmstadt, Leske. Gr. 12. $3\frac{3}{4}$ Ngr.

James, G. P. R., Die Fälschung oder die besten Absichten. Ein Roman. Aus dem Englischen übersetzt von E. Susemihl. 1ster Band. Leipzig, Kollmann. 8. 20 Ngr.

Kamptz, W. v., Die Vertheidigung der Festungen. Eine artilleristische Studie in zwangloser Reihenfolge bearbeitet. 1ste Abtheilung. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 24 Ngr.

Kapper, S., Befreite Lieder. Dem jungen Oestreich. Wien, Jasper, Hügel u. Manz. 1849. 8. 15 Ngr.

Altdeutsches Lesebuch für höhere Lehr-Anstalten. Herausgegeben und mit den nöthigen Worterklärungen versehen von A. Henneberger. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. Gr. 8. 20 Ngr.

Preußen vor dem achtzehnten März. Ein politischer Roman von ***. Mit einem Vorwort von H. Simon. Zwei Theile. Leipzig, Weber. 8. 3 Thlr.

Ruge, A., Die Gründung der Demokratie in Deutschland oder der Volksstaat und der social-demokratische Freistaat. Leipzig, Verlagsbureau. 8. 12 Ngr.

Sternberg, A. v., Die beiden Schützen. Bremen, Schlodtmann. 8. 1 Thlr. 21 Ngr.

Tagesliteratur.

Adresse und Petition der Tagelöhner in den ritterschaftlichen Gütern des Großherzogthums Mecklenburg an die hohe Abgeordneten-Kammer in Schwerin. Nach mehr als 50000 erhaltenen Unterschriften der Oeffentlichkeit übergeben und mit Erläuterungen versehen von T. Schinker. Hamburg, Meißner u. Schirges. Gr. 8. 2 Ngr.

Das Amt des Neuen Testaments betrachtet nach seinem Wesen, seiner Quelle, Macht und Verantwortlichkeit. Aus dem Englischen übersetzt. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 4 Ngr.

Der Aufstand in Dresden. Politisch und militairisch beleuchtet von einem sächsischen Officier und Augenzeugen. Leipzig, Hinrichs. Gr. 8. 6 Ngr.

Bayer, Rede über die Geschwornengerichte, gehalten in der Versammlung des konstitutionellen Vereins zu Gorkau. Breslau, Gosohorsky. Br. gr. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Das Dresdner Blutbad. Oder des Volkes Erhebung und Fall zu Dresden. Eine parteilose Schilderung des im Mai 1849 zu Dresden stattgehabten Kampfes. Von einem Augenzeugen. Bautzen, Reichel. 8. 2 Ngr.

Die große europäische Communisten-Verschwörung, ihre Organisation und geheimen Fäden in Frankreich und Deutschland. Aus dem Französischen. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 5 Ngr.

Die Democratie und Graf Arnim-Boytzenburg. Stettin. Gr. 8. 3 Ngr.

Enthüllungen über die Mai-Revolution in Dresden in Form eines Tagebuches zur Erinnerung für spätere Zeiten aufgezeichnet und mit 1 Barrikadenplane und einer vollständigen Sammlung sämmtlicher beiderseitiger Proklamationen und Bekanntmachungen versehen von einem Dresdener. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 8 Ngr.

Günther, F. J., Christliche Aufklärung über die wichtigsten politischen Irrthümer der Gegenwart und über das constitutionelle Königthum. Ein Gespräch. Halberstadt, Franz. 8. 3 Ngr.

Schladebach, J., Dresden's Barrikaden-Kampf. Thatsächliche Darstellung der Ereignisse vom 3. bis zum 9. Mai 1849. Dresden, Grimm u. Comp. 8. $1\frac{1}{2}$ Ngr.

Weiße, H., Revolution und rettende That. Märzbe[illegible] eines Urwählers zur preußischen zweiten Kammer. Berlin. 8. 5 Ngr.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

// Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Mittwoch, —— Nr. 153. —— 27. Juni 1849.

Ueber Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts ꝛc."

(Fortsetzung aus Nr. 152.)

III.

Schlosser ist weniger aus demokratischen Grundsätzen Sachwalter des Volks als aus einem echt menschlichen Mitgefühl mit dem Schwachen und Bedrückten; Dies geht aus den wenigen Fällen hervor, wo nicht das Volk der leidende Theil ist, sondern einzelne, den höhern Ständen angehörende Individuen. Als die Jesuiten, Schlosser's gehaßteste Feinde in den Tagen ihres Glücks, in Portugal und Spanien durch Pombal und Aranda verfolgt und mishandelt werden, da hüllt er die Darstellung nicht in beschönigende Sophismen, sondern er nimmt sich ihrer an. Er sagt (II, 169):

Aus Johann's V. Regierung kann man sich erklären, warum die grausame Verfolgung der edelsten, gelehrtesten, vortrefflichsten Jesuiten unter König Joseph den Freunden der Aufklärung und des Fortschreitens mit der Zeit weniger gehässig und verabscheuungswürdig erschien als sie wirklich war.

Es heißt (III, 34):

Am 13. Sept. wurden 113 Priester aus dem Jesuitenorden, zum Theil alte und achtbare Männer, auf ein ragusanisches Schiff gebracht, litten auf demselben während einer beschwerlichen Seefahrt an aller Verpflegung, ja an der gewöhnlichsten Nahrung drückenden Mangel, ehe sie endlich von Allem entblößt in Civitavecchia ans Land gesetzt wurden.

Und weiter unten:

Ohne genauer einzugehen in die tragische Geschichte dieser Deportationen, die auf elenden, schmuzigen, engen, an allem Nöthigen Mangel leidenden Schiffen mitten im Winter vollzogen wurden, wird man über das Leiden der alten, ehrwürdigen Männer schon aus dem einzigen Umstande urtheilen können, daß sie vom November 1759 bis Januar 1760 auf den elenden Schiffen bleiben mußten. Dreihundert Jüngere wurden hernach auf zwei schwedischen Schiffen in den Kirchenstaat gebracht.

Ferner wird erzählt (III, 81):

In der Nacht des 31. März 1767 wurden wie mit einem Zauberschlage auf einmal alle Jesuiten in ganz Spanien in allen Orten verhaftet, und ihre Güter in Beschlag genommen. Man rechnete, daß mehr als 5000, größtentheils sehr gelehrte, sehr verdiente, sehr geachtete Geistliche in dieser einen Nacht gefangen und als Verbrecher behandelt wurden. Diese Maßregel ward allerdings für die Fortschritte der Civilisation von ganz Europa entscheidend, sie zu rechtfertigen muß man aber billig Denen überlassen die für die Greuel der Inquisition in unsern Tagen Sophismen erfunden haben, oder Denen welche die Schreckenszeit der Französischen Revolution als eine heroische Erscheinung der Volksherrschaft preisen. Man kann für despotische Gewaltstreiche wie für Pest, für Erdbeben und für Verheerungen des Kriegs der Vorsehung später danken; aber dergleichen Dinge anrathen oder billigen wird Keiner der ein menschliches Herz hat.

Und S. 82:

Das Schicksal dieser unglücklichen Geistlichen, deren Leiden sich in die Länge zogen, war weit härter als das der Portugiesen die Pombal nach Rom schickte; es könnte auch ein steinernes Herz rühren. Der Papst protestirte nämlich förmlich gegen ihre Aufnahme in Civitavecchia; man war dort grausam genug ihnen nicht einmal zu erlauben ans Land zu gehen, und die zum Theil alten und schwachen, zum Theil kranken Geistlichen, unter denen sehr würdige und sehr angesehene waren, erlitten, ehe man sie ans Land ließ, auf den Schiffen wie auf Sklavenschiffen zusammengepreßt, unsaglichen Jammer.

Die Leiden der französischen Königsfamilie und die blutige Verfolgung der Aristokraten und Gebildeten durch einen zur Herrschaft gekommenen Pöbel werden zwar von unserm Historiker nicht mit der Ausführlichkeit geschildert wie manche andere Ereignisse, wie denn überhaupt die Revolutionsgeschichte am wenigsten befriedigt; allein die kräftigen Worte mit denen er hier und da Ereignisse und Personen charakterisirt lassen den ganzen Unwillen erkennen den seine Seele über die zur Macht gelangte Gemeinheit empfindet: nur daß er darin ein blutiges Strafgericht wegen vergangener Frevel erblickt. Es heißt (V, 509):

Die pariser Gemeinde war mit der Bewachung des Königs beauftragt, und wählte ihre Beamten ausdrücklich aus abtrünnigen Priestern und ganz gemeinen Handwerkern, damit der königlichen Familie pöbelhaft begegnet würde. Die gemeinen Seelen mit denen man diese Familie im Tempel umgab betrugen sich dort gerade so, wie sie sich alle Tage in ihren Schenken und im Umgange mit Ihresgleichen zu betragen pflegten.

Von dem König sagt der Verf.:

Er duldete, aber mit der Geduld eines Mönchs oder eines Weibes, nicht mit jener Würde und männlichen Festigkeit welche die Gemeinheit beschämen, und die Elenden deren man sich bediente hätte daran erinnern können, daß sie mit Seelen von Koth geboren seien.

Die Geschichte von Enghien's Ermordung ist ohne alle Rhetorik mit solcher Kraft geschildert, daß man

fühlt dem Schreiber dreht sich bei der Darstellung das Herz im Leibe herum. Dabei sagt er (VI, 502), daß die Sache empörend gewesen sei, nicht weil es ein Prinz war, denn auf die Eigenschaft als Prinz nehmen wir durchaus keine Rücksicht, sondern nur auf des Herzogs Rechte als Mensch. Die Darstellung der Ermordung Peter's III. von Rußland hat einen echt tragischen Schwung. Der Verf. ruft aus (II, 446):

Es ist empörend, daß seine Gemahlin und ihre Orloffs gemeiner, grausamer, roher mit dem armen Fürsten verfuhren als die Sansculotten in Paris, über welche die ganze Welt und Katharina selbst die Rache des Himmels anrief, und die wir noch immer täglich verwünschen hören, mit Ludwig XVI., dem sie wenigstens vorwarfen, daß er seinen Eid gebrochen, was man Peter nicht einmal vorwerfen konnte. Den ersten Brief ihres Gemahls erhielt die neue Kaiserin als sie eben im Kloster des heiligen Sergius eine Andacht gehalten, ohne dabei an Jesaias' Worte zu denken, die er den Juden zuruft: Und wenn ihr gleich viel betet, höre ich euch doch nicht, denn eure Hände sind voll Bluts.... Der Ueberbringer war Ismailoff, er hatte das ganze Vertrauen des unglücklichen Peter: er nahm der Kaiserin Silberlinge und verrieth ihn.

Und II, 448:

Katharina's Einzug in Petersburg war glänzend, und Frevler und Ehebrecher theilten ihre kaiserliche Ehre. Vor Katharina ritten die Daschkoff und Stroganoff, neben ihr Orloff; auch Heuchelei ward nicht vergessen, die Andacht des Kirchenglaubens sollte den Pöbel täuschen. Die Verbrecher fürchteten gleichwol das Erwachen des heiligen und ewigen Gefühls der Pflicht unter den Classen in denen vornehme Genialität, wüstes Leben, Müßiggang und glänzendes Schwelgen das Bewußtsein der Menschenwürde nicht erstickt; sie fürchteten es könnte ein Mitleid für den Gefangenen erwachen, sie krönten daher ihren Frevel mit Mord. Es schien sich übrigens auch bei der Gelegenheit wieder der Grundsatz Machiavelli's und seiner Schüler, der Diplomaten, zu bestätigen: das Resultat aller historischen Studien sei, daß Gott stets nur die Klugen, die Starken, Diejenigen die vor keinem Verbrechen wenn es nützlich ist zurückbeben, zu begünstigen pflege.

Und an die Erzählung der frevelhaften Gewaltthaten bei der Theilung Polens knüpft er folgende prophetische Betrachtung (III, 191):

Dieser erste Tractat ward gegen die Polen, die folgenden, nach seinem Muster eingerichteten gegen die Freiheit der Völker geschlossen, und auf diese Weise der immer noch wuchernde Same der Zwietracht zwischen den Regierenden und den Regierten ausgestreut. Sobald das Recht der Bayonnete einmal gegen Polen und Türken geltend gemacht war, galt es auch gegen die Rechte der Völker. Diese knirschten, sie harrten der göttlichen Rache, welche hernach den übermächtigen Frevlern 25 Jahre lang auf dem Fuße gefolgt ist, und sie auch einmal erreichen wird, so gewiß eine Vorsehung die Welten regiert.

(Die Fortsetzung folgt.)

Ueber Beredtsamkeit.

Gorgias. Beredtsamkeit und Improvisation, oder die Redekunst aus dem Stegreif, vor den Gerichtsschranken, auf der Volksrednerbühne und auf der Kanzel. Deutsch, mit Rücksicht auf unsere Zustände und Bedürfnisse von F. Teuscher. Weimar, Voigt. 1848. Gr. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Ein Superintendent wie jeder Pfarrer muß Etwas von der Redekunst wissen, welche sich bisher in Deutschland auf die Kanzeln geflüchtet, und erst neuerdings von denselben in Landstände, Gerichtshöfe und Volksversammlungen durchgebrochen; denn er hat Sonntage, eine Gemeinde die Etwas hören will und hört, die in Zufriedenheit aus der Kirche gehen soll, damit sie wiederkommt. Unser Superintendent Teuscher schließt seine Gedanken an die Uebersetzung eines französischen Werks, dessen Verf. unbekannt, und es darf nur Wunder nehmen, daß ihm Improvisation, Rede aus dem Stegreif, dabei Hauptgegenstand wird, weil homiletische Anleitungen und berühmte Kanzelredner davor ernsthaft warnen, wenngleich der Volksredner und Parlamentsredner sie mehr braucht als der Geistliche. Sagt er freilich: „Improvisation ist vorzugsweise die Beredtsamkeit der großen Welt und des Geschäftslebens", so sagt er doch auch: „Deutsche geistliche Beredtsamkeit liegt noch immer fast allgemein in den Fesseln des Memorirens und Concipirens"; er behauptet, das Auswendiglernen einer Predigt sei Entweihung der geistlichen Redekunst, spricht vom Improvisiren als einem Lesen, wobei man die Gedanken mit dem geistigen Auge auffaßt, die Fähigkeit dazu sei jedem Menschen angeboren, und wer sein ganzes Leben mit Schreiben zubrächte, werde nie dadurch ein Redner werden. Wol möglich, doch sagt Cicero: Die Mutter der Beredtsamkeit ist fleißiges Schreiben, und der Verf. selbst nennt Redekunst ein erworbenes, kein zugefallenes Talent.

Cromwell ward von einer Frau wegen seiner seltenen Beredtsamkeit bewundert, wodurch er Gegner im Parlamente besiege. Er entgegnete: Das sei keine besondere Gabe, sondern jedem Menschen eigen. Am folgenden Tage ließ er den Sohn dieser Frau anklagen und festsetzen. Die Mutter eilt in größter Bestürzung zu ihm, bittet und fleht um Schonung ihres Sohns. Nachdem der Protector einige Zeit unbeweglich geblieben, antwortete er: „Madame, Sie haben sehr beredt gesprochen, und kennen nun die Quelle der Beredtsamkeit. Ihr Sohn ist frei."

In Griechenland war man anderer Meinung, man hielt die Redegabe für einen Vorzug ausgezeichneter Männer, und die Beredtsamkeit für eine Wissenschaft Andere von Etwas zu überzeugen, für eine Kunst sich der Gedanken Anderer zu bemächtigen. Sophisten lehrten diese Wissenschaft und Kunst, fanden Schüler. Gorgias, einer der berühmtesten unter ihnen, kam als Gesandter seines Vaterlandes Sicilien nach Athen, und überredete die Athener zum Feldzuge auf der Insel, der ihnen Unglück brachte; er starb, reich an Geld und Gut, in großen Ehren. Auch ist anzumerken, daß Cromwell's Beredtsamkeit ein schlechtes Vorbild gewesen; nach den Proben die Hume davon anführt herrschte bei ihm Sinn neben Unsinn, Wortschwall mit unzusammenhängenden Sätzen und ein passender oder nicht passender Gebrauch von Bibelsprüchen. Laßt unter einem Haufen von Rundköpfen, die in derselben Gedankenverwirrung und frommen Heftigkeit leben, Einen auftreten der in Gottes Namen fortspricht was ihm einfällt, ihm werden Alle beistimmen und sagen: Ja, Dies ist unser innerstes Denken. Der Protector gelangte übrigens nicht durch Beredtsamkeit zu seiner hohen Würde, sondern durch andere Eigenschaften, durch Kriegsgeschick, festen Plan und Entschluß, tiefe Verstellung und schlaue Menschenkenntniß, welche, wenn sie vom Glück begünstigt werden, Worten und Geberden eine breite Unterlage für Ueberredung gewähren.

Hört also den neuen Gorgias, ihr concipirenden und memorirenden Reinharde und Spaldinge, ihr improvisirenden und sich selbst anschauenden Fröbel, Ruge, Ronge etc., was jener in neun Büchern über Beredtsamkeit vorträgt. Er spricht von Erhabenheit und Wichtigkeit der Redekunst, von ihrer äußern Entwickelung bei Griechen, Römern, Kirchenvätern, in Frankreich; von ihrem philosophischen Theile als freier Schöpfung von allgemeinen Hinleitungsmitteln, von dem Unterschiede des Memorirens und Improvisirens, von der besondern Art und Weise jeder Gattung der Improvisation, von den besondern Mitteln durch deren Gebrauch die Redekunst erlernt wird, von Kundgebung der rednerischen Form, von den Bedingungen des

Schönen in der Redekunst. Und wenn die Hörer ausrufen: Dies Alles haben wir längst gewußt, so antworte ich: Dergleichen begegnet jedem Redner der einen Blick in die Rhetorik wirft, und vielleicht nützt es Alles noch einmal zu wissen.

Nicht wenige Vorschriften sind freilich verzweifelt bekannt und abgeleiert, wie z. B.: Uebe dich im Sprechen! Besiege deine Furcht! Ueberdenke was du reden willst! Sei besonnen und ruhig! Bleibe unerschrocken im Angesicht stürmischer Versammlungen! Andere Bemerkungen unterliegen manchem Einwande, z. B.: „Beredtsamkeit ist Poesie der Rede, Kunst zu reden in höchster Kundgebung, Poesie ist Mutter der Beredtsamkeit." Aber Homer und Virgil waren keine Redner, diese waren keine Poeten, und Cicero ist bekannt als schlechter Dichter. Ferner heißt es: „Verfall der Beredtsamkeit war Griechenlands und Roms Untergang." Umgekehrt: im Verfall Griechenlands und Roms blühte die Beredtsamkeit, gleichsam eine Zeitlose, welche den Spätherbst republikanischer Verfassungen und Tugenden verkündigte. „Die Sprache der Beredtsamkeit hält gewissermaßen die Mitte zwischen Prosa und Poesie, ein beidlebiges Product." O weh, dadurch wird eine poetische Prosa oder prosaische Poesie bezeichnet, von welcher wir in schöngeisterischen Romanen und poetischen Taschenbüchern so viele Muster besitzen!! Der neue Gorgias sagt: „Es ist ein Irrthum, daß der Redner durch Erlernung der Kunstregeln fertig gemacht werde"; er sagt aber auch: „Bei der Kanzelrede ist ein Anschließen an die Regeln unverbrüchliches Gesetz." Er beruft sich auf den Ausspruch eines Abbé Poulle, der nur 12 Predigten in seinem ganzen Leben schrieb, und für einen der ersten Kanzelredner Frankreichs gilt: „Nicht er, sondern die Predigten müßten sich selbst machen." Vortrefflich, aber wie lange sollen Candidaten des Predigtamts und Pfarrer darauf warten? Wir hören, „ein Redner muß Philosoph sein", und doch wird Bourdaloue als Begründer französischer Kanzelberedtsamkeit genannt, der ein „vernünftelnder Geist und dessen Zeit eine Zeit der glänzenden Laster und einer ausdörrenden Philosophie gewesen". Wenn „der politische Redner sich der Leidenschaften bedienen muß", wie kann bei dieser Annahme die Redekunst „vor den Gerichtsschranken das Wahre, in der Volksversammlung das Gute, auf der Kanzel das Schöne" zum Ziel haben? Vielmehr müßte Umstellung gelten, vor den ersten das Gesetz, in der zweiten die wilde Leidenschaft, auf der dritten das Wahre und Gute. Sagte Mirabeau von Barnave: „Ich habe nie so lange, so gut und so fließend sprechen hören, aber es wohnt kein Gott in ihm": wahrlich, er verwechselte die Gottheit mit fieberhafter Aufregung die ihm selbst durch Mark und Bein gefahren.

Doch lassen wir diese Einzelheiten, und wenden uns zu dem Allgemeinern des Gegenstandes. Seit Sprache auf Erden erscholl, ist das menschliche Bewußtsein, Gedächtniß, geistiges Leben überhaupt, mit Empfindungen, Vorstellungen und Begriffen an das Wort gebunden, und wir haben Nichts mehr ohne dasselbe. Alles redet zu uns, wir reden zu Allem, und wir reden unablässig zu uns selbst. Ich will mich nicht auf das Gewissen berufen, welches bekanntlich spricht, auch keineswegs auf Freude und Schmerz die in Jubel und Klagen ausbrechen, sondern nur auf das einzige Wort ich, welches nach Jean Paul bei seinem ersten Aufblitzen eine Epoche des heranwachsenden menschlichen Lebens bildet, nach Kant alle unsere Erkenntniß und Philosophie begleitet, und der Grundpfeiler des unsterblichen Egoismus ist. Wäre es möglich uns in einen Zustand zu versetzen den wir nie haben — etwa denjenigen des Kindes vor der Sprache, der Thiere —, dessen Gebrechen wir im Schreien und unbestimmten Tönen erkennen, obwol Apollonius von Tyana eine Sprache der Thiere verstanden haben soll, so müßten wir doch immer gestehen: es ist ein wortloser Zustand. Sobald das Kind einen Namen lallt, den des Vaters, der Mutter, seinen eigenen, wird der Redner in ihm geboren; es spricht für sich oder für ein Du, mit mehrer Namenskenntniß mehr oder immer Dasselbe. Von diesem Zeitpunkt an verstummt der Redner in ihm nie, nicht im Wachen, nicht im Traume, nicht am Schreibetisch, nicht auf der Kanzel; alle Gedanken die untereinander wechseln heften sich an Sprache, und Dies scheint Herbart, der Vorstellungen gleich Cartesianischen Teufelchen zur Schwelle des Bewußtseins emporsteigen und wieder von ihr zurücksinken läßt, vergessen zu haben, oder das innere und äußere Sprechen ist eben jene Schwelle. Nur eine Ausnahme vielleicht macht die Vertiefung in musikalische Tonreihen, die selber eine andere Art von Sprache sind, und dann gibt es Lieder ohne Worte. Für alle Poesie und Beredtsamkeit gilt nun die Grundfoderung: den Schwarm der Gedankenworte in Reihe und Glied in Zusammenhang zu bringen, wie man Dies eben will und braucht, was ohne gewisse herrische Gewalt nicht geschehen kann, und von anarchischer Demokratie zur Aristokratie führt. Unser Gorgias hat darüber eine treffende Stelle aus den „Mélanges de philosophie" von Th. Jouffroy: „Im wachen Traumleben schweifen die Gedanken nach Willkür umher; aus dem einen Gedanken entspinnt sich ein zweiter, aus diesem ein dritter u. s. w., die unter sich keine andere Verbindung haben als welche die launenhafte Willkür des Gedächtnisses vermittelt. Diese unfruchtbare Ruhe (sie ist keine Ruhe, sondern ein Hin- und Herschaukeln auf mäßigen Wellen bei wechselnden Winden) ist dem menschlichen Geiste angenehm und erwünscht. Thätigkeit an sich ermüdet ihn nicht, sie gehört zu seinem Wesen; was ihn ermüdet ist eine bestimmte Richtung seiner Thätigkeit, die Nöthigung alle seine Kraft einem einzigen Gegenstande zuzuwenden. Folgte er seinem natürlichen Hange (wie der Wilde auf der Bärenhaut), so würde er sich nie von einem Gegenstande auf längere Zeit fesseln lassen; er läßt sich nur darum festhalten, weil er den Gegenstand nicht auf den ersten Blick zu durchdringen vermag. Jenes Hinrichten der Seelenkraft auf einen Gegenstand (Vorstellung, Begriff, Wort) ermüdet ihn, er würde in dem süßen Sichgehenlassen beharren, wenn nicht Nothwendigkeit, Leidenschaft oder Ruhmbegier ihn aufrüttelten. Aber ohne durchdringende Aufmerksamkeit kann hienieden nicht das Geringste erworben werden. Auch die Wahrheit (die Ordnung und Vernunft des Gedanken- und Worthaushalts) muß der Mensch wie Alles im Schweiß seines Angesichts erringen."

Ermanne dich also und schwitze der du beredt sein willst, das wache Traumleben taugt Nichts, du mußt aus ihm in ein noch wacheres erwachen. Dazu hat vor deiner Geburt schon die Grammatik deiner Muttersprache vorgearbeitet, du mußt aus ihr deine eigene hervorbilden. Die Schwierigkeit des Redners besteht nicht im Reden; denn im Schlaf, im Traume, im Wachen reden wir immer innerlich, nur daß die Worte übereinanderstürzen, Sprachsätze sich verwirren, nicht die rechten Komma und Punkte gefunden werden. Du sollst Perioden bilden als Redner, sollst den Fluß der Gedanken und ihrer Worte in einem Bette festhalten, deiner Herrschaft darüber in jedem Augenblick gewiß sein. Darum wird empfohlen, daß du vorher überlegst was du sagen willst, daß du zu völliger Sicherheit deine Worte etwa niederschreibst, sie dem Gedächtniß einprägst, und bei jedem Gesprochenen weißt was folgt. Soll ohne diese Hülfe frei geredet werden, so mache wenigstens einen Hauptplan des Gedankenganges für das augenblickliche Wort, und es ist dann ein Geschenk des Glücks oder einer großen gewonnenen Uebung, wenn du stets das rechte findest. Bei jeglichem Reden vor Versammlungen geräth der Sprechende leicht in eine Art von Fieberhitze, die ihm das Gedächtniß des Gesagten wie den Vorausblick auf das noch zu Sagende schwächt, und darum den Ungewiegten zu Wiederholungen und unpassendem Fortgange bringt, wenn nicht gar verstummen läßt. Darin Besonnenheit und Wortherrschaft zu behaupten, weder in Stimme noch Periodenbau einförmig zu werden, dem zufälligen Ausschweifen der Einbildungskraft Raum zu gönnen, und es doch wieder ins rechte Maß zurückzuführen, nicht mehr zu sagen als man sagen will, und doch auch nicht weniger: Dies ist die Aufgabe, die Uebung, die Kunst; sie erfodert unausweichlich Selbstüberwachung, und ist ein Eigenthum vorzüglicher Geister und

ihrer Errungenschaft; Alle sind Redner für sich oder für Andere, nur Wenige gewinnen den Kranz der Beredtsamkeit.

Gleichwie nun der eigenthümliche Charakter des Menschen nirgend stärker zu Tage tritt als wo er Herrschaft ausübt — bei Fürsten im Cabinet, bei Autoren im Stil —, so gibt es unter den Rednern eine große Verschiedenheit der Charaktere, sonach auch ihrer Beredtsamkeit, welche sich unter den beiden Hauptgattungen der stillen und lauten auffassen ließe. Jene stützt sich auf die Natur und das Gewicht der Sachen, mit selbstbewußter Würde an Herz und Kopf der Zuhörer gerichtet, ohne durch Glanz zu blenden oder durch Aufregung von Leidenschaften für augenblicklichen Entschluß bestimmen zu wollen; die letztere hingegen verläßt sich weniger auf Sachen als auf Kunst der Wendungen, auf Prunk und Reichthum der Worte, auf schnellen heftigen Eindruck um hinzureißen zur That, und mislänge Dieses, um wenigstens in ihrem Schmuck bewundert zu werden. Unter den Alten besitzt Demosthenes mehr stille Kraft in seinen Philippischen als Cicero in seinen Catilinarischen Reden; letztere sind lauter, blühender, weniger einfach als jene. Unter den Neuern könnte Pitt und Fox oder Burke und Mirabeau als dieser verschiedenen Gattung angehörig gelten; überhaupt vielleicht die britische und französische Redekunst. Einfluß darauf äußert die Kenntniß der Zuhörer, die zum Reden Anlaß gebende Sache, die Eigenthümlichkeit der zur Zeit hochgehaltensten Redner, und danach richtet sich die Ausbildung der Beredtsamkeit in bestimmten Jahrhunderten und unter einem bestimmten Volk. Der Römer, wenn er im Senat oder auf dem Forum sprach um einen Staatsbeschluß zu fördern, mußte anders vortragen als wenn er vor Gericht für seinen Clienten die Richter gewinnen wollte. Unser Urtheil über den Vorzug der einen oder andern Gattung beruht auf besonderm Geschmack, und Manche dürften der Aeußerung des verstorbenen Hegewisch beitreten: „daß er die Reden im römischen Senat bei Livius, Sallust und Tacitus mit weit mehr Vergnügen als die gepriesenen des Cicero gelesen habe.“ Beredtsamkeit in Deutschland — einst auf die Kanzel eingeschränkt — wird durch den Charakter des Volks und der Sache welcher sie dient zur stillen Kraft und Würde hingewiesen; höchstens finden sich bei ältern Kanzelrednern, wenn sie gegen Irrlehrer eifern oder strafend die Sünden der Zeit schelten, Beispiele einer heftigen, laut ausbrechenden Declamation, welche dem gegenwärtigen Zeitalter kaum an ihrer Stelle scheinen dürften. Christliche Religiosität besitzt eine innere Würde und Hoheit, ist groß in der Einfalt, und verschmäht deshalb den zudringlichen Prunk der Worte, den stürmischen Affect der aus Leidenschaft hervorgeht, und Leidenschaft erwecken will. Sie kann allerdings durch lebendige Theilnahme rühren und erheben, aber der Weg zum Herzen geht, wie Reinhard sagt, durch den Verstand, sie beginnt stets mit überzeugender Belehrung. Wer die heiligen Hallen betritt sucht Erbauung, d. h. er sucht nichts Neues, Unerhörtes, ihm gänzlich Unbekanntes zu erfahren, sondern was ihm durch Jugendunterricht und christliches Beispiel theuer geworden ist will er beleben, berichtigen, verstärken; er wendet sich wiederholt zu derselben Sache deren Wichtigkeit und Unentbehrlichkeit er in allen Lebensverhältnissen einsah, wofür er mit Andacht seine Gedanken sammelt, und von dem Geräusch der Welt und ihren Sorgen zurückzieht. Einem echt deutschen Gemüth müßte bei solchem Zweck das Prunkende, Gesuchte, kunstvoll Glänzende wegen hoher Bedeutung des Christenthums und seiner innern Tiefe sogar wehe thun. Vortrag wie äußerliche Haltung des Redners werden dadurch bestimmt, er soll weder in Worten noch in Bewegungen sehr heftig erscheinen, nicht theatralisch auf die Sinne wirken, sondern erfüllt von der Sache, würdig und einfach, ihrer Kraft und Eindringlichkeit gewiß.

Anders verhält es sich neuerdings in Deutschland. Zuhörer sind außer einfachen christlichen Gemeinen auch vielfarbige Wahlherren, Glieder von Ständehäusern und deren Galerien, Kinder der Clubs, auch ganze Volksversammlungen. Sie wollen nicht hören was sie kennen, wollen sich nicht erbauen am Alten, sondern erfrischen am Neuen, wollen Entschlüsse fassen für ein noch nicht dagewesenes Gut, für ein Kanaan welches erobert werden muß, in welches Moses sie führen soll, wenngleich er selbst an der Grenze stirbt; in ein Land, worin der Weinstock blüht, und die Besitzer des Weinbergs sammt ihren Knechten weniger arbeiten als trinken. Ueberdrüssig des monarchischen Zwangs und seiner Ruhe sind die Gemüther in Bewegung für eine bewegliche Republik, die stolzen Mauern der Paläste hemmen den Schritt der Unruhigen, man will sie dem Boden gleichmachen um ungehindert zu laufen, man lobt sich die Fäuste welche das Werk vollbringen können und selbst Berge allmälig abtragen würden. Alle Zerstörung ist gewaltsamer als Aufbau, daher den Männern kräftiger Arms erwünscht, sie rennen nieder den Frevler der sich ihnen widersetzt. Die Beredtsamkeit muß vor solchen Zuhörern lauter werden, nach Umständen sogar schreiend, gleich der Stimme des Rufers zum Streit bei Homer. Vorwaltende Belehrung und ruhige Haltung sind hier am unrechten Ort, Niemand braucht Belehrung und Sammlung, die Leidenschaft will haben was sie nicht hat, begehrt das Mögliche bis zum Unmöglichen, sieht darin ihre Gleichheit und Freiheit, bekümmert sich wenig um Sachen, desto mehr um Pläne, lockende Bilder der Zukunft, Traum und Schaum, mit leidenschaftlichem Aufflammen getäuschter oder halberfüllter Hoffnungen. Wer mit seinen Worten hieran streift, wer die große Glocke des Taumels und der Declamation läutet, das ist der Meisterredner in Israel, der wirkt Beifall und Ueberzeugung, feiert Triumphe seiner begeisterten Glaubensgenossen. Selbst wenn in die Kanzeln der Zank gefahren, wenn die Kirche mit ihren Grundvesten in Erschütterung geräth, genügt nicht mehr die alte Erbaulichkeit; auch in ihr wird stärker gelärmt werden, ein Sündenglanz der Polemik wird das ruhige Licht christlicher Andacht überstrahlen und als Tugend gepriesen sein.

Uns aber gewähre der Leser das Zeugniß die Doppelgestalt der Beredtsamkeit hier nachgewiesen zu haben, wie dieselbe sich zu allen Zeiten gezeigt. Behauptet Labruyère vom Redner: „Es gehört viel Kunst dazu natürlich zu sein“, so wächst doch aus einer Natur der Dinge und ihrer Verhältnisse die Kunst hervor, und sie gedeiht in ihrer Vollendung zur zweiten Natur.

B.

Literarische Anzeige.

Vollständig ist jetzt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wilhelm Heinsius,

Allgemeines Bücher-Lexikon.

Neunter Band,

welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält.

Herausgegeben von **O. A. Schulz.**

Gr. 4. 11 Thlr. 20 Ngr., Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.

Der **zehnte Band**, bearbeitet von **A. Schiller**, die Jahre 1842—46 umfassend, ist jetzt bis zur **elften Lieferung** (**A—Torosiewicz**) ausgegeben. Der Schluß des zehnten Bandes ist bald zu erwarten.

☞ **Von den frühern Bänden von Heinsius' Bücher-Lexikon liefere ich sowol vollständige Exemplare als auch einzelne Bände zu den billigsten Bedingungen.**

Leipzig, im Juni 1849.

F. A. Brockhaus.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter
für
literarische Unterhaltung.

Donnerstag, —— Nr. 154. —— 28. Juni 1849.

Ueber Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts ꝛc."

(Fortsetzung aus Nr. 153.)

Die zweite Eigenschaft Schlosser's sittenrichterlicher Strenge geht schon aus den obigen Beispielen hervor, und bedarf keiner weitern Belege. Sie ist so sehr das charakteristische Kennzeichen seiner ganzen Geschichtsanschauung, daß man Beispiele auf jeder Seite findet. Auch hat ihm diese rücksichtslose Härte des Urtheils manchen Tadel von Denen zugezogen die seiner warmen „Subjectivität" die ruhige, farblose und seelenlose „Objectivität" der Geschichte entgegensetzen wollten. Freilich treten in seiner Darstellung die Persönlichkeiten schärfer hervor als bei vielen Andern, da es ihm nicht um künstlerische „Virtuosität" zu thun ist, sondern um die Besserung der Menschen. Dieser Zweck würde aber durch Verwischen und Glätten, durch Schonung und Nachsicht bei Beurtheilung der Hohen und Mächtigen in deren Händen die Geschicke der Völker liegen ganz verfehlt werden; der Grundsatz, daß man die Schwächen und Fehler der Menschen mit dem Mantel christlicher Liebe bedecken solle, wird bei den Großen der Erde nur zu oft auf Kosten der Wahrheit angewendet: tritt bei Schlosser hin und wieder das entgegengesetzte Verfahren ein, so kann die geschichtliche Wahrheit dadurch nur gewinnen.

Daß einige Vorliebe zum Tadeln und Schelten bei Schlosser vorwaltet, daß sich eine gewisse Morosität durch das ganze Werk durchzieht, daß seine Himmelsleiter bei Beurtheilung einzelner Persönlichkeiten zu kurz sein und er darum einseitig erscheinen mag, Das wollen wir nicht bestreiten; daß er aber ungerecht oder parteiisch sei hat noch Keiner seiner Widersacher darzuthun vermocht. Und ist denn der Tadel so durchaus vorherrschend? Erkennt er nicht an den preußischen Königen (Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II.), an den großen östreichischen Monarchen (Maria Theresia und Joseph II.), an dem edeln Markgrafen Karl Friedrich von Baden, dem dänischen Kronprinzen Friedrich, selbst an Gustav III. die rühmlichen Eigenschaften an? Läßt er nicht Staatsmänner wie Kaunitz, Bernstorff, den ältern Pitt, Stein u. A. gelten? Erkennt er nicht die wohlthätige Wirksamkeit eines J. G. Schlosser, Pestalozzi, Rochow u. A. vollkommen an? Ist nicht Napoleon in seiner ganzen vielseitigen Natur sine ira et studio gezeichnet? Daß er über die Jahre der deutschen Befreiungskriege sich weniger begeistert ausläßt mag vielleicht seinen Grund darin haben, daß das Ausposaunen dieser Thaten zur Modesache geworden ist, und vielleicht dadurch eine innere Opposition in ihm hervorgerufen hat. Freilich mißt er hier und da mit einem andern Maßstab als die große Menge und ihre Wortführer. Der kluge, praktische Franklin steht ihm als Mensch viel niedriger als der geniale, ausschweifende Fox, weil Dieser einen großen Geist, ein reiches Seelenleben und tiefe, classische Bildung besaß, während in Jenem ein speculirender Verstand und weltliche Klugheit die vorherrschenden Eigenschaften waren. Von Fox heißt es (III, 455):

> Ihm hatte die Natur verliehen was Burke mühsam durch Arbeit bei der Lampe suchte; er hatte nicht blos Leben, sondern auch Seele, und schöpfte aus seinem Innern und aus dem Studium der Classiker Das was Cicero die einzig wahre und volle Beredtsamkeit nennt (pectus facit disertum). Fox ersetzte was ihm an Kenntnissen mangelte reichlich durch natürliche Einfachheit und durch wahre, nicht theatralisch erkünstelte Begeisterung.

Und III, 637:

> Auch er stürmte damals mit einer Gewalt die Jedermann fortriß auf die Verdorbenheit der Leute los die noch bis auf den heutigen Tag England nach den überlieferten Grundsätzen und Vorurtheilen regieren, zu deren Kaste er gehörte, und deren Verdorbenheit er bei aller Größe des Genies und Adel des Herzens leider nur zu sehr theilte. Man darf Fox in jeder Hinsicht mit Mirabeau vergleichen.

Franklin wird folgendermaßen charakterisirt (III, 396):

> Alle seine Eigenschaften waren die eines ganz und durchaus praktischen Engländers; er richtete sich ganz auf Zwecke des reellen Lebens, und lachte daher später in Frankreich im Stillen über die Sentimentalität, Idealität und den Enthusiasmus der Franzosen für die von ihm verkündete Freiheit und sogar über die Vergötterung seiner Person, schwieg aber weislich, und gebrauchte die pariser Mode für seine Zwecke. Er war strenger Moralist geworden, sobald er den Sünden die seine Jugend befleckt hatten entsagt hatte, und von Armuth nicht mehr gedrückt ward. Er kannte aber die Wege der Menschen zu gut, als daß er blos um Gottes Weg zu gehen eine angebotene Gelegenheit auf einem Seitenweg zum Ziel zu kommen hätte verschmähen sollen, wenn es nicht etwas geradezu Schlechtes war das er thun mußte.

So sehr der sittliche Zorn und die Verachtung des

Historikers die Häupter der Revolution trifft, so macht er doch einen großen Unterschied zwischen den verirrten Schwärmern für Freiheit und Volksbeglückung, einem Bailly, Grégoire und den Girondisten, und zwischen den kalten Jakobinern die nach Grundsätzen mordeten. Er sagt (V, 29):

Nachtheiliger als die vielen Advocaten, über welche sich alle Schriftsteller der Revolution beschweren, wirkten vielleicht gerade die edelsten und besten Männer, die voll Schwärmerei für Recht, Tugend, Freiheit träumend unter Wachende kamen. Diese, wie Barnave, Thouret, Bailly, Grégoire, Lafayette, wurden um so leichter irregeleitet, je aufrichtiger und treuer sie es meinten, je mehr sie auf Wort und Lehre trauten, und je weniger sie die Menschen kannten. Den guten und frommen Grégoire hat der Verfasser dieser Geschichte um 1822, als er ihn kennen lernte, noch ebenso unbekannt mit Welt und Menschen, ebenso gutmüthig schwärmend gefunden, als dieser eifrige Jansenist um 1789 mag gewesen sein. Er kam damals voll Eifer gegen Hof, Luxus, Vornehmthun von seiner isolirten Pfarre plötzlich in die pariser Welt, und sah ihre Verdorbenheit ein. Auch Lafayette blieb bekanntlich seinem Jugendtraum bis ans Ende treu; Das war für ihn höchst rühmlich, für die gute Sache aber oft sehr nachtheilig. Bailly hat den kurzen Glanz der seiner philanthropischen Eitelkeit unglaublich wohlthat, und den Irrthum der ihn aus dem Observatorium und dem Studirzimmer ins praktische Staatsleben trieb, wohin er nicht gehörte, mit dem Leben bezahlt.

Danton's gigantische Natur und Camille Desmoulin's feurige Freiheitsliebe werden von ihm ebenso wenig verkannt wie ihr Frevelsinn und ihre Verbrechen. Bei der Darstellung ihres Sturzes sagt er (V, 589):

Jedermann wußte, seit dem 16. März, daß es Danton und dem Kern der Männer gelten solle welche mit Kopf und Faust die neue Republik gegründet hatten; es wäre daher Danton nicht schwer gewesen seine höllischen Scharen zu seinem Schutze aufzubieten; er hätte wenigstens sein Leben theuer verkaufen können; er verschmähte Dies aber aus Edelmuth und Patriotismus. Westermann bot sich nämlich an ihn an der Spitze der Vorstädter und der Soldaten die er in der Vendée als General commandirt hatte von seinen Feinden zu befreien, er lehnte es aber ab. Dies scheint auffallend, weil die Menschen geneigt sind unbedingt einen Mann für ganz gut, den andern für ganz schlecht zu halten, obgleich sowol Geschichte als die tägliche Erfahrung dieser Art die Menschen zu betrachten und zu beurtheilen widersprechen. Der Verfasser dieser Geschichte könnte, wenn er nicht alle Anekdoten von seinem Werke ausschließen wollte, aus den mündlichen Erzählungen der Männer die damals täglich mit Danton zusammen waren viele Züge erwähnen welche beweisen würden, daß Gemüth und hoher Sinn in dem Frevler wohnten dessen Verbrechen Niemand entschuldigen kann.

Die Republikaner in Neapel, deren überspanntes und thörichtes Treiben Schlosser weder verkennt noch verhehlt (VI, 186), finden bei ihrem tragischen Untergang gerechte Würdigung (VI, 192 fg.):

Die Verfolgung traf gerade die Leute in einem finstern Lande die der Begeisterung für die edelsten Vorsätze fähig waren, die zwar lächerlich und utopisch träumten, aber in guter Absicht sündigten. Es wurden also die Edelsten und Besten, Männer und Frauen, Alle welche sich in Literatur und Kunst auszeichneten, grausam vertilgt. Wollten wir Alle aufzählen, so würde das Register nicht enden; wir erinnern daher nur an die unwürdige Behandlung und an den edeln Muth den Eleonora Fonseca im Tode bewies. Ebenso standhaft gingen Grimaldi, Maria Pagano und der edle Arzt und Naturforscher Cirillo für ihre menschenfreundlichen Träume in den Tod. Der berühmte Componist Cimarosa duldete Unsagliches; er ward zwar endlich durch russische Vermittelung vom Tode errettet, erlag aber doch bald nachher, gebrochen und im Innern zerrüttet, seinen langen Leiden.

Diese Anerkennung sticht um so mehr hervor, je greller die unmenschliche Grausamkeit des Hofs und seiner Schergen dargestellt ist. Man vergleiche nur die bekannte Begebenheit bei dem Tode des alten verdienten Fürsten Caracciolo, der an einer Segelstange aufgeknüpft und dann ins Meer geworfen wurde (VI, 193 fg.):

Auch die schreckliche Lehre welche die Gottheit dem gefühllosen König dadurch gab, daß sie den mit einem Gewichte beschwerten ins Meer geworfenen Leichnam dem Könige zum Schrecken aus der Tiefe wieder heraufführte, war an seiner steinharten Seele verschwendet. Als nämlich der König aus Palermo zurückkam, und ganz vorn im Schiffe stand, schwamm ein Leichnam auf dem Wasser; als dieser näher kam, hob eine Welle den Vorderleib, und der König erblickte das Angesicht seines alten Freundes mit triefenden greisen Locken. Er rief laut Caracciolo, und äußerte sich wie Lady Macbeth bei Shakspeare. Der Eindruck war aber vorübergehend; der König blieb wie er von Kindesbeinen an gewesen war.

Und VI, 149:

Die französische Kleidung, eine hohe Halsbinde, gewisse Manieren, ein unschuldiger Brief, eine Miene reichten hin um Vanni und Castelcicala anzutreiben alle Qualen erschöpfen zu lassen womit man die Verdächtigen peinigen und Geständnisse herausquälen konnte. Die ersten Familien des Landes, die gebildetsten Männer und Frauen waren verdächtig; denn bekanntlich ist es in Italien umgekehrt wie bei uns. Der angesehene Theil des Volks ist unzufrieden, der gemeine Haufen hat allen Sinn für geistige Güter längst durch Druck und Pfaffenthum verloren. Alle Kerker waren voll von Gefangenen, Alle die bessere Zeiten hofften waren in Jammer.

Mit unnachsichtiger Strenge rügt Schlosser Inconsequenz des Charakters und Wandelbarkeit der Grundsätze. Einem Mann von so ehernem Charakter wie der seinige ist eine dehnbare Natur unverständlich, und eine Sinnesänderung das Zeichen einer Schwachheit oder Unlauterkeit. Hierin können wir dem Verf. nicht in allen Stücken beipflichten, vielleicht gerade darum, weil uns selbst diese starre Consequenz nicht inwohnt. Wir glauben, daß Saulus mit derselben Ueberzeugungstreue gehandelt wie Paulus, und wagen es dennoch nicht ihn der Schwäche zu zeihen; wer im praktischen handelnden Leben steht kann nicht unwandelbar Derselbe bleiben, während Alles um ihn herum eine andere Gestalt annimmt. Dies kann der Schriftsteller und Philosoph, der mit sich selbst im Reinen von hoher Warte herab die Welt und die Menschen an sich vorübergehen läßt; es können Dies einzelne strenge Naturen auf die die Außenwelt keine Eindrücke macht, es konnten Dies auch die Männer des Alterthums, die unter einfachen Verhältnissen lebten, im Parteikampf von Jugend auf erstarkt waren, und eine Geisteskraft und einen Seelenadel besaßen wie sie den nachgeborenen Geschlechtern nicht mehr innezuwohnen scheint. Wer von einem Extrem zum andern übergeht, auf dem ruht freilich der Verdacht eines excentrischen, überspannten und unzuverlässigen Charakters; ein solcher wird sich leicht den Vor-

wurf einer berechneten, aus unlautern Motiven herfließenden Sinnesänderung zuziehen: und gegen diese richtet sich auch vorzugsweise die Rüge des Historikers. Unter den Männern die von diesem Vorwurf am meisten betroffen werden stehen E. Burke und J. Müller obenan; im zweiten Range folgen dann die Leute der Revolution, ein Cambacérès, Fouché u. A., die aus blutdürstigen Fanatikern der Freiheit Diener und Schergen von Napoleon's Militairdespotismus geworden sind. Von Burke heißt es (III, 453 fg.):

Leider ergoß sich dieser Mann von sehr vielseitigen Kenntnissen und von Talent im Bombast seiner überschwenglichen Rede damals mit eben der Heftigkeit und Uebertreibung gegen Aristokratie und angemaßte, nur auf Pergamente, nicht auf Vernunft gestützte Rechte, als er hernach seit 1790 als Trabant der englischen Aristokratie, als Fanatiker und Rhetor blind für die Feudalität und das damit verbundene Alte eiferte. Er gehörte zu dem gelehrten, stehenden und besoldeten Heer der englischen Aristokratie; daraus erklärt es sich leicht, daß er erst unter Rockingham's Fahnen für die Freiheit ins Feld zog, und hernach, als ihm zur Zeit der Revolution Pitt eine Pension von 20,000 Gulden gab, den Peter von Amiens beim Kreuzzuge des alten Europa gegen das neue spielte.

S. 631 findet man dasselbe scharfe Urtheil wieder, und V, 110 wird gesagt:

Im Mai brach der Client der Aristokratie, den sie ins Parlament und in Wohlstand gebracht und lange pensionnirt hatten, los. Burke schwang nicht allein das Banner des Feudalismus im Parlament, er goß nicht allein den ganzen Bombast seiner Donnerworte zur Freude der Junker mündlich aus, sondern er gab auch noch in demselben Sommer eine neue Art conservativer Kreuzespredigt heraus. In seinen „Betrachtungen über die französische Revolution" hat er nämlich die Keckheit alle europäischen Mächte zu bitten und zu beschwören, zur Wiedererrichtung der von ihm und von allen Engländern so oft verwünschten französischen absoluten Monarchie, Aristokratie, Hierarchie ins Feld zu ziehen, und ihrer Unterthanen wie der Franzosen Blut und Leben zu opfern, um ein Unwesen zu erhalten welches in sich selbst zusammenfiel.

Aehnliche Ausfälle finden sich noch mehre; ja Burke, Müller, Frau v. Staël sind diejenigen Namen die von Schlosser nie ohne einen tadelnden Seitenhieb erwähnt werden. Müller's historische Werke werden (IV, 268 fg.) scharf kritisirt, und dabei wird über seinen eigenen Charakter ein strenges Urtheil gefällt:

Derselbe Mann der das Lob der Freiheit und ihre Helden, einen Tell, einen Arnold von Winkelried und wie sie weiter heißen ausposaunte, war Höfling der Hierarchen von Mainz, als Protestant Apologet Pius' VI., Schützling der Habsburger in Wien als sie die Freiheit verfolgten, Diener der militairischen Monarchie in Berlin und endlich gar eines Hieronymus Bonaparte in Kassel.

Dann heißt es IV, 438:

Ueber diese von den schlauen Römern sehr misbilligte Reise Pius' VI. ließ sich der Schweizer Müller in moderner Weise sophistisch vernehmen, und es schien als wolle er seinem Buche dadurch größere Bedeutung geben, daß er als Protestant mehr Respect für Päpste zu haben schien als der katholische Kaiser.

Und VII, 231 wird erzählt:

Ward doch Johannes v. Müller von einer einzigen Unterhaltung Napoleon's so bezaubert, daß er sich drucken ließ, und aus einem Teutomanen urplötzlich Bonapartist ward, ohne zu ahnen, daß Napoleon wußte, von welcher Art der Historiker sei und jedes Wort darauf berechnete.

Aehnliche Bemerkungen über den „deutschen Thukydides" findet man VII, 195, 215, 232, 350 u. a. O.

Am besten erkennt man Schlosser's Standpunkt, wenn man die vielen tadelnden Urtheile, Bemerkungen und Seitenhiebe gegen Frau v. Staël mit ihrer aristokratischen Bildung und Denkweise, mit ihrem constitutionnellen Salon, wo gegenseitiges Bewundern und Anpreisen als guter Ton galt, und wo man „den Ruf wackerer Leute durch Ausfälle tödtet welche der Uneingeweihte für Lob ansehen kann" (VII, 103 fg.), mit ihrer unbegrenzten Eitelkeit, Prahlerei und sophistischen Rhetorik mit dem Lob vergleicht das er der Frau Roland zollt. Die Erstere gilt ihm als Repräsentantin jener Kreise „die an Wahrheit und Natur nie und nirgend glauben, die aber auf Kunst und Eleganz hohen Werth legen"; die Letztere als Trägerin einer neuen auf Natur und Einfachheit ruhenden Bildung. Er sagt darüber (VII, 125):

Daß die Wirkung ihrer im Sinne der Männer der Gironde abgefaßten Aufsätze und besonders die des heftigen Briefs an den König nachtheilig war, ist nicht zu leugnen, aber historisch merkwürdig bleibt es doch immer, daß es in unsern industriellen Tagen einen Augenblick gegeben hat, wo die Schwärmerei einer schönen Seele, und der gerechte weibliche Unwille über menschliche Verdorbenheit und bürgerliche Servilität in officiellen Schriften laut werden und schaden konnte.

Und VII, 126:

Ihre Briefe sind Ergüsse einer guten, reinen, zärtlichen Seele, ohne alle Beziehung nach außen. Ueberall leuchtet darin eine feurige, eine glänzende, eine sinnreiche Einbildungskraft; überall zeigt sich ein fester, zuverlässiger, großer Charakter! Sie träumt freilich dort wie in den Denkwürdigkeiten; aber ihr Traum war der Traum des heiligen Augustin und Rousseau's, es war der Traum ihrer Zeit und aller französischen Schriftsteller von Rollin und Montesquieu bis auf den Abbé Barthélemy und Rousseau, es war der Traum der Zeitgenossen unserer Jugendjahre.

(Die Fortsetzung folgt.)

Motherwell und seine Gedichte.

The poetical works of *William Motherwell*; with memoir. By *James M'Conechy*. Dritte Auflage. Glasgow 1849.

William Motherwell wurde 1797 in Glasgow geboren und in Edinburg erzogen. Während er hier eine jener kleinen Schulen besuchte, wo Knaben und Mädchen nebeneinander auf derselben Bank sitzen, erwachte sein poetisches Talent, und äußerte sich in Versen auf seine Nachbarin und Gespielin, die ihm freundliche Jeanie Morrison. Beide Kinder waren 11 Jahre als das Schicksal sie für immer trennte. Aber William vergaß deshalb seine Jeanie nicht. Ihr liebliches Bild blieb der Gegenstand seiner Gedanken, und in seinem 14. Jahre schrieb er ein Gedicht an sie, das später umgearbeitet und ausgefeilt in oben rubricirter Sammlung vorliegt, und nicht ohne innigstes Gefühl gelesen werden kann. Es fängt an:

I marvel, Jeanie Morrison,
Gin I hae been to thee
As closely twined wi' earliest thochts,
As ye hae been to me?
Oh tell me gin their music fills
Thine ear as it does mine?

Oh, say gin e'er your heart grows grit
Wi' dreamings o' langsyne?

I've wandered east, I've wandered west,
I've borne a weary lot;
But in my wanderings, far or near,
Ye never were forgot.
The fount that first burst frae this heart
Still travels on its way;
And channels deeper as it rins
The luve o' life's young day.

Motherwell beendigte seinen Schulcursus zu Paisley in der damals üblichen Weise, nach welcher jeder Knabe fünf Jahre lang Latein und im fünften auch Griechisch lernen mußte, gleichviel ob er es auf seinem Lebenswege brauchen konnte oder nicht. In seinem 15. Jahre kam er auf das Bureau des Stadtschreibers von Paisley, arbeitete daselbst mehre Jahre, und erhielt dann die Stelle des Unterstadtschreibers, welche er bis Ende 1829 rühmlich verwaltete. In der Zwischenzeit studirte er fleißig fort, schaffte sich eine kleine Bibliothek an, meist Dichter und Romantiker, gab 1819 „The harp of Renfrewshire" heraus, eine Blumenlese von Liedern und Gedichten mit einigen Sachen von ihm selbst, einer Einleitung und erklärenden Anmerkungen, und ließ 1827 das Buch folgen welches der Träger seines literarischen Rufs ist: „Minstrelsy, ancient and modern." Es machte bedeutendes Aufsehen, und veranlaßte einen interessanten Briefwechsel zwischen dem Verf. und Sir Walter Scott. Im J. 1828 begründete Motherwell das „Paisley Magazine", übernahm bald nachher die Redaction des „Paisley Advertiser", und vertauschte sie 1830 gegen die des „Glasgow Courier", welche er bis zu seinem Tode fortführte. Leider erfolgte dieser schon am 1. Nov. 1835, ehe noch die gemeinschaftlich mit James Hogg unternommene Herausgabe von Burns' Werken vollendet, und kurz nachdem ein Bändchen „Poems, narrative and lyrical" von dem in seinem 37. Jahre dahinsterbenden Dichter erschienen war.

Dies die einfache Lebensgeschichte eines Mannes dessen Gedichte in ihm weder den Unterstadtschreiber noch den Zeitungsredacteur erkennen lassen. Seine Geliebte war die Natur, seine Liebe zu ihr eine tiefe und heilige, und dem Dichter darf es nicht als Aberglaube angerechnet werden, daß er die Formen welche die Volkssage ihren Attributen gegeben für Wirkliches nahm. In dem Rauschen des Windes und in dem Flüstern des Baches hörte er Geisterstimmen, und was in der Dunkelheit der Nacht vor ihm aufstieg galt ihm mehr als Phantasiegebilde. Ein heilsames, weil den Schwärmer wieder an die Erde fesselndes Gegengewicht lag in seiner Liebe zur Häuslichkeit, in dem Sehnen seines Herzens, in seinen socialen Verhältnissen und in seinen Freundschaften, letztere so weit greifend, daß laut Versicherung seines Biographen „kein persönlicher Feind ihn überlebte".

Die erste noch vom Verf. besorgte Sammlung seiner Gedichte erschien 1832, eine zweite Auflage 1846. Die dritte obengenannte, bereichert mit einem gut geschriebenen „Memoir" und mit Nachträgen aus den hinterlassenen Papieren, ist von dem als Dichter gekannten William Kennedy gesichtet worden. Außerdem haben die Amerikaner dem Verstorbenen die Ehre angethan seine Sammlung zwei mal nachzudrucken. 10.

Miscellen.

Zur Charakteristik des Pöbels.

Es ist schwerer als man glaubt eine genaue Definition derjenigen Classe von Menschen zu geben die man nach der hergebrachten Abgrenzung der Stände „Pöbel" zu nennen pflegt. Wir entlehnen einige Züge zu einer solchen aus einem längern Aufsatze Cämmerer's (im „Mainzer Magazin der Philosophie", Heft 4, S. 295 fg.) in Nachstehendem:

Der Pöbel ist ein Haufe Menschen die durch gemeinschaftliche Niedrigkeit des Standes aneinanderhängen. Sie schimpfen und prügeln sich den ganzen Tag, und schlafen des Nachts traulich in einer Hütte beisammen. Die nämliche Minute die ihre Eintracht stiften sah sieht sie oft schon wieder zerstören. Selten wird man finden, daß sie bei ihren Zwisten einander verstehen, und mit dem nämlichen tumultuarischen Gefühle reichen sie einander die Hände zur Versöhnung.

Gebt dem gemeinen Mann einen Dreier mehr als ihr ihm schuldig seid, und er erhebt euch über die Sterne; entzieht ihm einen Heller von seiner Gebühr, und er flucht sogar euern Enkeln noch.

Wem der Pöbel gut ist der hat sein Blut; wen er haßt der behält keinen Tropfen von dem seinigen übrig.

Wer die Sprache des Pöbels kennt weiß, daß sie einen ganz eigenen Nachdruck hat, und meistens den rechten Fleck trifft, wenn es darauf ankommt sich für oder wider Jemand zu erklären; einen Nachdruck der in dem hellsten Kopfe und bei dem rechtschaffensten Manne stets Etwas zurückläßt für oder wider Den den der Pöbel lobt oder tadelt.

Gewöhnlich haben diese Leute alle die Laster und Gebrechen die sie einander bei ihren Zänken vorwerfen.

Ein Paar Hökerweiber geben einander die ekelhaftesten Namen, werfen sich die schändlichsten Dinge vor, citiren Ort und Tag und Stunde, eine Menge von Gaffern steht um sie her, die alle die producirten Facta herzlich gern den beiden Heldinnen imputiren, und steif und fest an ihre Authenticität glauben. Nun legt sich ihre Wuth; sie gehen auseinander und sind in den Augen Derer vor denen sie ihr Müthchen kühlten um kein Haar schlechter als sie vorhin waren, ehe Eine der Andern den Spiegel so unbarmherzig vorgehalten; ihr Zank hat für ihre Reputation nicht die mindeste übele Folge.

Niemand charakterisirt treffender als der Pöbel; er nimmt alle seine Schilderungen aus der Sache selbst.

Friede und Eintracht unter einem Paar Eheleuten aus dieser Classe von Menschen sind das sonderbarste Ding. Wer ihre gewöhnlichen Gespräche hört sollte denken sie hielten einander für die unausstehlichsten Geschöpfe von der Welt. Aber ihre Zänkereien haben niemals die übeln Folgen wie bei gesitteten Ständen, bei denen ein vorlautes Wort oft unversöhnliche Feindschaft stiftet.

Bojokal.

So hieß ein edler Deutscher, von welchem uns Tacitus in seinen „Annalen" (XIII, 56) einen trefflichen Charakterzug aufbewahrt hat. Als einer der Stammältesten stand er bei seinen Landsleuten in hohem Ansehen, und hatte sich bei dem römischen Oberfeldherrn Avitus um — damals wüstliegende — Ländereien für die von den Chaucen vertriebenen Ampsivarier verwendet. Der Römer, dem an einer solchen Colonisation nicht viel gelegen sein mochte, der aber die Verwendung des einflußreichen Mannes nicht so geradehin zurückweisen wollte, zog die Unterhandlungen unter mancherlei Vorwänden in die Länge, und trat endlich gegen Bojokal mit dem Anerbieten hervor, zwar nicht seinen Stammverwandten, aber ihm persönlich einen weiten Länderstrich als ein Geschenk von Seiten des römischen Volks zu überweisen. Aber der edeldenkende Mann wies mit Entrüstung dies Anerbieten zurück, das ihm als eine Verrätherei an seinen Landsleuten gedeutet werden konnte (proditionis pretium aspernatus, sagt der wortkarge Tacitus), und entfernte sich mit den herrlichen Worten: „Gebrechen kann es uns an Land wo wir leben, nicht wo wir sterben (deesse nobis terra, in qua vivamus, in qua moriamur, non potest)." Diese Worte, die man jetzt mit wehmüthigem Ernste auf so viele unglückliche Auswanderer anzuwenden versucht ist, denen das Land fehlt wo sie leben können, nicht aber das wo sie sterben werden, reichen hin Bojokal's Namen dem Gedächtnisse jedes Bessern unauslöschlich einzuprägen. 7.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Freitag, —— Nr. 155. —— 29. Juni 1849.

Ueber Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts ꝛc.“

(Fortsetzung aus Nr. 154.)

IV.

Die rationalistische Anschauung, der dritte von uns angeführte Grundzug der Schlosser'schen Geschichtschreibung, geht ebenso bei Beurtheilung der religiösen und kirchlichen Lebensthätigkeit und der theologischen Literatur durch das ganze Werk durch, wie die demokratische Färbung in der Politik und im Staatsleben. Ohne Unterschied der Confession wird Pfaffenthum, Aberglauben und engherzige Symbolgläubigkeit mit gleicher Strenge verdammt. Man lese nur die Schilderung der portugiesischen Zustände unter Johann V., „dem der Papst mit großer Feierlichkeit nach langer und lobender Rede den Titel des Allergetreuesten (Fidelissimus) gegeben, den aber seine Zeitgenossen den Allereinfältigsten nannten“ (II, 169). „Während man in ganz Europa den äußern Wohlstand der Völker zu heben, Trägheit, Schmuz, Roheit, Aberglauben und Fetischismus des Mittelalters zu entfernen suchte, vermehrte König Johann gerade den Theil der kirchlichen Ceremonien den die gläubigsten Katholiken am wenigsten billigten“ (II, 170). Der König führte mit dem Papst Streit wegen Einführung der Inquisition, „nicht etwa als wenn er mit den armen Ketzern Mitleid gehabt hätte, sondern weil er selbst das Verdienst haben wollte sie zu verbrennen“ (II, 171); er erbaute in Mafra ein klösterliches Prachtgebäude „für betende Müßiggänger“, wo „300 schmuzige Franciscaner königlich prächtig wohnten. Ein solcher König hatte dann freilich verdient, daß ihm in seiner Krankheit von allen Ecken und Enden Reliquien von Kirchen und Klöstern geschickt wurden um ihre Wunderkraft an ihm zu probiren; und auch diese Reliquiencur mußten am Ende die gedrückten Portugiesen bezahlen“ (II, 172).

Am meisten Gelegenheit zur Aeußerung seiner religiösen Ansichten findet Schlosser in Deutschland. Von Hontheim (Febronius) sagt er (III, 266): „Der edle Mann, dessen Widerlegung oder Verdammung Jesuiten und Papst vergeblich zu erstreiten versuchten, leistete im Kirchenrecht was in unsern Tagen ein anderer, würdiger, gelehrter und christlicher Bischof (Wessenberg) in der Kirchengeschichte des 15. Jahrhunderts und durch dieselbe zu leisten unternommen hat“; er bewies nämlich, daß das ganze jesuitische System der Kirchenregierung wie es in Trident war aufgestellt worden eine Lüge sei. Weiter heißt es (III, 279):

> Die Aufhebung der Jesuiten wirkte übrigens in Baiern und in den andern ganz blind erhaltenen Ländern katholischer oder gar geistlicher Staaten Deutschlands auf dieselbe Weise wie in den letzten Jahren die Wegführung des Erzbischofs von Köln: die Finsterniß ward dichter als vorher. Die zu Märtyrern gewordenen Exjesuiten wurden als schleichende Opposition in geheimen Gesellschaften, in tausend verschiedenen Gestalten nachtheiliger als sie vorher als herrschende und beneidete Macht gewesen waren. Ihre Herrschaft über den Haufen der Menschen, wie er stets war und bleiben wird, läßt sich leicht erklären. Sie knüpften ja das ganze Leben und die Eitelkeit der Gelehrten, wie die Seligkeit im künftigen Leben an Gedächtnißwerk, kalten Verstand und mechanische Uebung, deren jeder Mensch mehr oder weniger fähig ist, gaben aber dabei der spielenden Phantasie und dem leeren Aberglauben weiten Spielraum.

Gentz, der den Jesuitenorden in Schutz nahm, wird scharf zurechtgewiesen (III, 263):

> Einer jener talentvollen Staatssophisten die in unserm Jahrhundert der Lüge für Geld die reizende Gestalt der Wahrheit geben, um hernach an den Tafeln der Großen zu schwelgen (Gentz in den Anmerkungen zu Schneller, „Oestreichs Einfluß u. s. w.“), behauptet mit besonderer Rücksicht auf Oestreich, daß die Vertreibung des Ordens der Jesuiten ein unseliger Misgriff gewesen sei, von treulosen Rathgebern ersonnen, von schwachen Köpfen aufgefaßt, zum Theil aus unwürdigen Motiven (die kannte freilich Gentz ganz genau), zum Theil aus falscher Politik und unedler Menschenfurcht (Gentz und Consorten kennen nur edle) beschlossen.

Joseph's II. edle Absichten bei seinen kirchlichen Reformen finden in Schlosser einen warmen Lobredner. Denn es heißt (IV, 427):

> Joseph's Geschichte ist die lange Leidensgeschichte eines Fürsten der vom besten Willen beseelt mit dem Bestehenden kämpft ohne Gehülfen und Bundesgenossen zu finden oder auch nur zu suchen. Er setzte seinen eigenen gesunden Verstand dem Herkommen und Schlendrian der Politik, dem Pedantismus, der Rechtswissenschaft, dem herrschenden Aberglauben, der Verfassung sogar und alten Urkunden entgegen; er mußte daher oft wider seinen Willen zum Tyrannen werden, um auch nur sogar die Einrichtungen durchzusetzen deren sich bis auf den heutigen Tag die Verständigen in Oestreich freuen. Er allein ist seit Maximilian II. im Stande gewesen einmal wieder ein dämmerndes Licht zu verbreiten; dieses Licht ist es dessen sich die Freunde des Fort-

schreitens in Oestreich jetzt doppelt freuen, und wegen dessen sie den Kaiser noch jetzt im Stillen segnen.

Dann IV, 435 fg.:

In dem Verfahren gegen die Klöster bewies Joseph, daß es ihm um moralische und politische Verbesserung des Zustandes seines Reichs, nicht aber darum zu thun sei die Militair- oder auch die Staatskasse, oder gar des Kaisers Schatulle mit dem Gelde der Stiftungen frommer Seelen für fromme Zwecke zu bereichern.

Er hob nämlich nicht die reichen Stiftungen und die sehr begüterten Klöster zunächst auf, sondern gerade die ganz unbegüterten, deren Bewohner eine Pest des Landes sind, weil sie, gleich den Schacherjuden, sich überall eindrängen, das Volk im Aberglauben erhalten, das Scherflein der Witwen und Armen an sich ziehen, und die Armeen der Bettelorden aus dem Volke recrutiren, um auf diese Weise das stehende Heer bettelnder Faullenzer im Lande zu unterhalten. Die Bettelorden, welche Joseph zunächst ansehnlich vermindern wollte, hatten in Oestreich wie in Baiern und in der Pfalz in Verbindung mit den Jesuiten, dem schlecht unterrichteten Volke durch Betgänge, Brüderschaften, Wallfahrten, Feste, Fahnen und Almosen das Faullenzen und den mechanischen, gedankenlosen Ceremoniendienst so werth und theuer gemacht, daß jeder bessere Unterricht fruchtlos war. Es heißt IV, 439:

Er ließ den Gottesdienst einfacher einrichten, unnütze Ceremonien, Wallfahrten, Processionen, Andachten abschaffen, deutsche Kirchenlieder einführen, also die katholische Religion dadurch wieder zur Angelegenheit des Herzens und Wandels machen, daß er die Misbräuche der Werkheiligkeit abschaffte.

Das protestantische Kirchenthum wird nicht glimpflicher behandelt. Es heißt I, 594:

Wie schwer damals in Deutschland irgend ein Lichtstrahl gesunder Vernunft durch die dicke Finsterniß der gelehrten Quartanten und Folianten der symbolischen Bücher und Concordienformeln drang, wie viel es kostete die wahre und reine Religiosität gegen die Facultäten und Consistorien, gegen die Policei des Staats und gegen den Eifer polternder Kanzelredner zu behaupten, kann man aus dem Leben des echt christlichfrommen Spener und des aufgeklärten Juristen Thomasius, besonders aber aus den Verfolgungen und Verleumdungen die sie erlitten haben lernen.

Bei Gelegenheit des Lessing'schen Streits wegen der „Fragmente des wolfenbüttelschen Ungenannten" sagt Schlosser (IV, 207):

Wer würde wagen dem Stifter der reinsten aller Volksreligionen, dem Prediger der Lehre einer allgemeinen Menschenliebe, welche der Sittlichkeit unter allen vorgeblichen Offenbarungen Gottes am nützlichsten geworden ist, dem Propheten der von jeder weltlichen Leidenschaft und Begierde rein war, oder auch seinen ersten Schülern, die selbst arm nur den Armen predigten, Gaunerei und Betrügerei vorzuwerfen? Man wird indessen sehen, daß Lessing erst dann die Theologen durch den Druck dieses Stücks („Von dem Zweck Jesu und seinen Jüngern") ärgerte, als sie ihn aufs schändlichste geschmäht und verfolgt hatten. Die wüthenden und blinden Anhänger des Alten wollten von keiner Philosophie hören, keinen Rath annehmen, keinen Satz aufgeben; sie sagten von ihrer hölzernen Dogmatik was der Jesuitengeneral von seinem Orden sagte (sit, ut est, aut non sit), sie erfuhren was früher oder später alle blinden und tollen Verfechter des Veralteten werden erfahren müssen, und was auch die Zeloten unserer Zeit erfahren werden, daß man Alles umstürzt, um nicht genöthigt zu sein sich gleich den zahlreichen Augendienern und Heuchlern zu allem alten Wuste zu bekennen, sobald er neu aufgestutzt wird.

(Der Beschluß folgt.)

Charles Lamb.

Hr. Talfourd hat schon früher durch die Veröffentlichung vertraulicher Briefe von Charles Lamb viel dazu beigetragen die Lebensverhältnisse dieses beliebten englischen Humoristen aufzuklären. Allein Rücksichten auf noch lebende Personen hatten damals eine unerbittliche Censur, eine oft unbequeme Auswahl unumgänglich nothwendig gemacht, und so blieb neben hellern Partien immer noch Manches dunkel: jene Briefe blieben nur Vorbereitungen auf später zu erwartende Aufschlüsse. Jetzt, wo der Tod alle Die hinweggerafft hat die eine Veröffentlichung von Lamb's Privatbriefen hätte compromittiren können, ist es möglich geworden dem größern Publicum weitere Einsichten in ein merkwürdiges Dichterleben zu gestatten, und die „Final memorials of Charles Lamb, by *T. Talfourd*" (London 1848), haben endlich den Vorhang gelüftet, hinter welchem man ein sanftes, einfaches, kindliches Dasein zu erkennen glaubte, und der ein so gräßliches Drama, einen so übermenschlichen Heroismus verbarg.

Auf Grundlage des angeführten Buchs von Lamb gibt die „Revue des deux mondes" eine kurze Darstellung von Lamb's Leben, aus der wir Einiges für unsere deutschen Leser entlehnen.

Im J. 1795 gruppirte sich allabendlich in einem ärmlichen Hause Londons eine seltsame Scene. Vier Personen waren in einem schlecht meublirten, halbdunkeln Zimmer versammelt, zwei Matronen, ein Greis und ein junges Mädchen. Der Greis spielt mit sich selbst ein phantastisches Piquet, bei welchem seine rechte und seine linke Hand die beiden Partner sind. Alle erwarten Jemand, aber dies Warten bringt auf die verschiedenen Personen einen verschiedenen Eindruck hervor. Die eine der Matronen klagt über „Charles'" Undankbarkeit, die andere und Mary vertheidigen den Abwesenden, und wenn das immer wiederkehrende Gespräch enden will, da geht die Thür auf, und Charles wünscht guten Abend, indem er zärtlich und lang die Hand der Schwester drückt, und unruhig den Zustand seiner Mutter betrachtet. Das ist Charles Lamb im Schoose seiner Familie. Armuth und Krankheit wohnen hier, Schmerz und Trauer, und wenn Lamb aus dem Bureau der Indischen Compagnie kommt, tritt er in einen hoffnungslosen Kreis des Unglücks, der doch dem kindlichen Gefühle theuer sein muß. Drei Dinge sind es da die diesen jungen Geist aufrecht erhalten: die Freundschaft von Coleridge, ein Liebestraum, die Zärtlichkeit seiner Schwester. Mit Coleridge saß er des Abends traulich zusammen, und die beiden Freunde berauschten sich in Sehnsucht und Poesie mit so phantastischer Ausschweifung, wie sie in jugendlichen Gemüthern irgend möglich ist. Von seiner Geliebten sagt Lamb: „Wir waren zwei hübsche Kinder. Sie war jünger, jünger und viel schöner: es gab eine Zeit wo wir Beide uns gern zusammenfanden, und wo wir weinten wenn man uns trennte .... O meine theuere Geliebte! Wer wird mir sagen können wo du weilst, damit ich dich suchen kann durch die ganze weite Welt!" Auch das Verhältniß zu seiner Schwester soll durch Lamb's eigene Worte angedeutet werden; in jener Zeit von 1795 sagte er zu ihr: „Wenn ein hartes Wort über meine Lippen ging, eine bittere Klage oder ein harter Tadel, so war Dies Nichts als der Irrthum einer kranken Seele und eines getrübten Gedankens. Du hast oft den Trauergesang meiner Liebe gehört, wenn du mit mir mein Leid beweintest, und ich bezahle dir die Schuld der Liebe so schlecht, dir, Mary,

meiner Freundin und meiner Schwester!" Wir werden sehen, daß Lamb diese Schuld getilgt hat mit Muth und Aufopferung durch sein ganzes Leben.

In Lamb's Familie vererbte sich eine Hinneigung zum Wahnsinn; durch seinen Hang zu Träumereien ward sie in Charles verstärkt, und als sein Geist einst in den Gebieten der Phantasie umherschweifte, behielt sie in seinem Kopfe die Oberhand, und Lamb mußte auf einige Wochen ins Irrenhaus. Als man ihn wieder frei gibt, kehrt er zu seinen Bureauarbeiten zurück, und des Abends spielt er mit seinem alten Vater Piquet, oder er schreibt rührende Briefe an Coleridge. In dieses ohnehin gedrückte Leben fiel wie ein Donnerschlag ein fürchterliches Unglück, über welches die „Revue des deux mondes" das einschlagende Actenstück abdruckt. Wir begnügen uns hier damit den Vorfall durch einen jetzt veröffentlichten Brief Lamb's zu erläutern. Lamb schrieb an Coleridge:

„Mein sehr theurer Freund! White oder einer meiner Freunde oder die Zeitungen werden dich bereits von den gräßlichen Unglücksfällen unterrichtet haben die über meine Familie hereingebrochen sind. Ich melde sie dir in wenig Worten. Meine arme, gute Schwester hat in einem Anfall von Wahnsinn ihre eigene Mutter getödtet; ich kam nur noch zurecht das blutige Messer aus ihren Händen zu reißen. Sie befindet sich gegenwärtig in einem Irrenhause, von wo man sie, fürchte ich, in ein Hospital bringen wird. Mir hat Gott die Vernunft erhalten: ich esse, trinke, schlafe und glaube, daß mein Urtheil ganz gesund ist. Mein armer Vater ist leicht verwundet worden, und es lastet nun alle Sorge für ihn und meine Tante auf mir. Ich bin Gott sei Dank! sehr ruhig, Herr meiner selbst, und wohl im Stande zu thun was ich thun muß . . . . . . Rede mir nicht von Poesie; ich habe solche Thorheiten von Grund aus aufgegeben."

Lamb's unglückliche Schwester erwachte aus ihrem Wahnsinn mit dem Bewußtsein ihrer fürchterlichen That. In Schmerz und Liebe malt der treue Bruder diesen Zustand, mit ernstem, bewegtem Gemüth: Mary war still und gefaßt, ihr Schmerz suchte in ihrem religiösen Sinne himmlische Labung. Der gemordeten Mutter folgten bald Vater und Tante nach ins Grab, und wo eine Wunde dem Vernarben nahe war, da riß das Geschick sie wieder auf, und verdoppelte den kaum entschlafenen Schmerz. Mary trug viel und mit Ergebung; aber diese beiden Sterbefälle erdrückten ihren Geist und ihren Muth. Wahnsinn ergriff die Unglückliche aufs neue, und wenn Lamb jetzt nach Hause kam des Abends, trat er in das öde Zimmerchen, ungegrüßt von seinen Lieben; auch das Tischchen war leer, das Piquettischchen des Vaters! „Die Tante", schreibt er, „starb Freitag Abend ungefähr um 11 Uhr; Mary ist in Folge der Ermüdung und der Angst wieder in ihre Krankheit zurückgefallen, und ich mußte sie gestern fortschaffen lassen. Ich bleibe mit der Leiche meiner Tante allein im Hause; da habe ich doch immer eine Gesellschaft! Morgen begrabe ich sie, und dann werde ich ganz verwaist sein. Nur eine Katze wird mich daran erinnern, daß einst in diesem Hause sich lebende Wesen aufhielten. Mein Herz ist gebrochen, und ich weiß nicht wo ich Trost finden soll. Mary wird gesund werden, aber es ist schlimm, daß sie solchen Rückfällen ausgesetzt bleibt: ich wünsche fast auch Mary wäre gestorben."

Lamb wollte sich den Bemerkungen seiner Nachbarn entziehen, deshalb bezog er ein anderes Logis. Um seine Schwester zu sich nehmen zu dürfen mußte er ein feierliches Versprechen ablegen, daß er bis an ihren Tod für sie sorgen wolle. Als er dies Gelöbniß gab, verzichtete er nothwendig auf Liebe und Ehe: und doch bestand sein ganzes Vermögen in dem Augenblicke wo er so über seine Zukunft verfügte in 100 Livres, die er als Gehalt von der Indischen Compagnie bezog. Das war Charles Lamb in seinem 22. Jahre!

Und dieses Kind des Unglücks verzweifelte nicht nur nicht, seine Seele gewann sogar heitere Ruhe, sein Geist einen freien Aufschwung. Er las wenig, und hatte ein schlechtes Gedächtniß; aber die poetische Empfindsamkeit seiner Jugend lebte wieder in ihm auf, und er war glücklich wenn er des Abends im Gespräch mit seinen Freunden gemächlich seine Pfeife rauchen konnte, oder wenn er bei einer Flasche Portwein für sich allein den „König Lear" las. Er war Mitarbeiter eines Journals geworden, und schrieb für dasselbe Epigramme und kleine Gedichte; durch diese Thätigkeit würden sich auch seine Vermögensumstände etwas gebessert haben, allein seine Verbindung mit dem Blatte hörte auf. „Ich muß Etwas arbeiten", schrieb er, „oder wir werden vollends ganz arm. Bisweilen denke ich über eine Farce nach, aber meine Pläne verschwinden wieder. Das ist so ein Funke der des Abends im Rauch meiner Pfeife aufglimmt und am Morgen verlischt. Aber jetzt, wo ich meinen liebenswürdigen Feind, den Taback, verabschiedet habe, werde ich mich vielleicht ernstlich an die Arbeit setzen. Teufel, die Arbeit! Ich möchte wol, daß das ganze Jahr ein Festtag wäre. Ich bin überzeugt, daß das Nichtsthun, das absolute Nichtsthun der wahre Beruf des Menschen ist, und daß die Geschäfte nur von jenem boshaften Alten erfunden worden sind der Adam zwang nach Schurzfell und Hacke zu greifen" u. s. w.

Das Bureauleben sagte Lamb's Charakter durchaus nicht zu; dessenungeachtet blieb er in seiner anspruchslosen Stellung zur Indischen Compagnie bis 1824, in welchem er endlich nach 32 Dienstjahren eine hübsche Abschiedspension erhielt. Die Literatur hatte ihm inzwischen eine beträchtliche Erwerbsquelle geöffnet. Lamb hatte, wie wir schon sahen, eine burleske Komödie im Kopfe, und 1806 ließ er sie unter dem ziemlich originellen Titel „M. H..." am Drurylane aufführen. Sie ward zum Erbarmen ausgepfiffen, aber Lamb nahm diese Niederlage heiter hin. Einige Zeit darauf, etwa 1808, fing seine Schwester die „Tales from Shakspeare" an, eine liebliche Arbeit, an der auch er sich betheiligte; allein er versicherte immer, daß in dem gemeinschaftlichen Werke die von seiner Schwester geschriebenen Bruchstücke die bessern wären. Das folgende Jahr veröffentlichten die Geschwister zusammen ein sehr hübsches Buch: „Dichtung für Kinder." Währenddessen lagen seine Freunde in heftigem Kampf. Coleridge vergeudete sein Talent in tausend Versuchen, ging vom Gedicht zum Drama, von der Poesie zur Politik, von der Politik endlich zur Metaphysik über, und berauschte sich mitten in diesen Agitationen in Opium. Wordsworth sandte jedes Jahr seine ruhigen, sanften, milden Gedichte in die Welt; aber diese fielen wie Brandmaschinen der Kritik in die Hände. Die alten Classiker stießen Schreie der Wuth vor solchen einfachen und gewöhnlichen Versen aus; andere Kritiker fanden Affectation und kindisches Wesen in Wordsworth. An der Spitze der letztern stand der Hauptredacteur des „Edinburgh review", der glänzende und gefürchtete Jeffrey; das „Quarterly review" übernahm gern die Vertheidigung von Jeffrey's literarischen Opfern. Als von Wordsworth das Gedicht „The excursion" erschien, foderte Southey, Mitbegründer des „Quarterly review", Lamb auf das Buch ihres gemeinschaftlichen Freundes in diesem Blatte zu besprechen. Nach langem Weigern — Lamb fürchtete statt einer Kritik einen Panegyrikus zu geben — übernahm er die Arbeit; allein wie erstaunte er als er den Abdruck derselben in die Hände bekam. Es war wol sein Aufsatz, aber verstümmelt, mit rohem Mörtel übergypst. Der Redacteur Gifford (der Schuster! rief Lamb in seinem Zorn) hatte Gemeinplätze an die Stelle seiner eleganten und künstlichen Wendungen gesetzt. Sein Verhältniß zum „Quarterly review" endete hiermit; mit um so glänzenderm Erfolge betheiligte er sich dagegen beim „London Magazine". In ihm veröffentlichte er namentlich „Elia". Die Anerkennung die seine literarische Wirksamkeit fand that ihm unendlich wohl, und seine Schwester theilte seine Freude wie er ihr Leid. Beide lebten in reinster und innigster Freundschaft, und suchten Erholung in Drurylane oder auf einem Landausflug: ihr größtes Glück aber war ihr wöchentlicher

Empfangsabend, ihr Freitag. In einem bescheidenen, aber wohnlichen Zimmer saßen sie da beisammen, Lamb, Godwin, Horne Tooke, Charles Lloyd, Leigh Hunt, Hazlitt, dazu einige Schauspieler, Kemble unter ihnen; auch George Dyer fehlt in diesem Kreise nicht, ein alter närrischer Freund Lamb's. Selbst an diesen Freitagen feiert man aber noch besondere, lange vorher verkündete Feste; Das waren die Tage, wo Wordsworth oder Coleridge ihnen beiwohnen konnten.

An den gewöhnlichen Empfangsabenden gab es kalte Fleischspeisen, geröstete Kartoffeln, dazu ein Glas schäumenden Porter und eine Bowle Grog. Allmälig ward die Gesellschaft kleiner; nach Mitternacht blieben etwa noch vier oder fünf Freunde zurück: Hazlitt, Barnes (Redacteur der „Times"), Talfourd, Haydon. Das war denn eine neue Zusammenkunft die erst jetzt anfing. Hazlitt fand im kleinern Freundeskreise die Freiheit seines Gedankens und die Leichtigkeit seiner Unterhaltung wieder; er sprach über die alten Dichter aus dem Zeitalter der Elisabeth, Miß Lamb war das Echo seiner Begeisterung. Barnes gab beredte Erläuterungen über Dante, Lamb endlich hielt treu an Shakspeare fest, und commentirte den „König Lear". Und so ging es fort bis zum frühen Morgen.

Diese Zusammenkünfte der bürgerlichen Geistesaristokratie Englands gewinnen eine ganz sichere Färbung und einen festen deutlichen Charakter, wenn man sie mit dem Salon von Holland-House zusammenstellt. Talfourd hat diese interessante Parallele gezogen, der wir hier nicht weiter nachgehen können; wol aber wollen wir zum Schluß Forcade's Urtheil über Lamb's ganzen Charakter dieser kurzen Uebersicht noch beifügen:

Lamb war eine hervorragend sympathetische Natur; seine ersten Unglücksfälle, seine wahrhaft heroische und nie ermattende Sorgfalt für seine arme Schwester hatten seine von Natur so zärtliche Seele noch weicher gestimmt: er war ein guter Bruder und ein guter Freund. Seiner bescheidenen Stellung ungeachtet erlaubte ihm seine Sparsamkeit freigebig zu sein; er war immer bereit dem Andern eine Gefälligkeit zu erweisen. Ahnte er die vorübergehende Verlegenheit eines Freundes, so bat er ihn er möge 50 oder 100 Livres von ihm annehmen, und eine Weigerung machte ihm dann den lebhaftesten Verdruß. Die Originalität seines Geistes gab seinen Handlungen etwas Anziehendes und Piquantes. Von seiner alten Hinneigung zum Wahnsinn war ihm eine gewisse Nachlässigkeit, ein herumschweifender Humor des Gedankens zurückgeblieben. Sein lebhafter Geist schäumte über wie in einem Champagnerrausch; von der Farce ging er zum Ernst, vom lustigen Schwank zum innigen Herzenserguß über. Die ernste Seite, sagte Hazlitt, hat in seinen Schriften und Unterhaltungen den meisten Werth. Niemand wußte in einem halben Dutzend halber Sentenzen mehr Beredtsamkeit, mehr Gemüthstiefe, mehr Feinheit des Gedankens niederzulegen. Seine witzigen Einfälle brannten wie Thränen, und er erschöpfte eine Frage mit einem Wortspiel. Die meisten seiner Freunde kannten das Unglück seiner Jugend nicht, aber wer es kannte, der betrachtete sein kindliches Wesen mit achtungsvollem Interesse, seine Tugenden mit zärtlicher Bewunderung. Lamb's arme Schwester war seiner Sorgen werth; durch die Begabung ihres Geistes und die Reinheit ihres Charakters führte sie die Vorzüge ihres Bruders zu vollem Einklang. Sie hatte nach Hazlitt mehr gesunden Sinn, mehr Vernunft als die meisten der Frauen, und selbst im Wahnsinn war sie voll Anstand und Grazie. Sie fühlte vorher wenn ihr Uebel zurückkehren wollte, und verließ dann das Haus ihres Bruders. Charles Lloyd begegnete eines Tags außerhalb London den beiden Geschwistern; sie gingen langsam, sie weinten: Lamb führte Mary auf einige Tage ins Irrenhaus.

Charles starb 1834, Mary hat ihn 13 Jahre überlebt; aber das Grab Lamb's schloß sich erst wahrhaft an dem Tage an dem seine Schwester sich wieder mit ihm vereinte auf dem kleinen Kirchhofe von Edmonton.

Talfourd's Veröffentlichung ist Lamb's schönstes Denkmal; sie ist der Grabstein seiner Entsagung und seiner Liebe, seiner Poesie und seiner Tugend, sie ist die Ausübung einer heiligen Pflicht, die natürliche Verherrlichung eines talentvollen Dichters und edeln Menschen. 31.

Charakteristik der Diplomatie.

„Die ganze Welt erkennt jetzt die Wahrheit des Satzes: daß die Aufrichtigkeit unter den Diplomaten ebenso selten ist wie die Keuschheit unter den Soldaten.

Die Chinesen gelten für das lügnerischste Volk der Welt. Die Unterredung zweier Bürger des Himmlischen Reichs ist ein Gewebe von Unwahrheiten womit sie einander gegenseitig zu täuschen suchen. Deshalb ist es ein Erfahrungssatz, daß Einer dem Andern nicht glaubt, und daß nach tausend Complimenten und tausend Bücklingen Einer vom Andern im Herzen beim Abschiede sagt: «Lügner!» Und Beide haben Recht, und erzeigen einander Gerechtigkeit.

Nun gelten in der öffentlichen Meinung die Diplomaten meist für Chinesen. Im Allgemeinen genommen besteht ihre Geschicklichkeit darin mit größter Grazie zu lügen, mit größter Gewandtheit zu täuschen. Alle mehr oder minder gelten für Zöglinge der Schule jener ehrlichen Seele, Talleyrand's, welcher sagt: Das Wort ist dem Menschen gegeben um seine Gedanken zu verbergen. Wir behaupten nicht, diese Ansicht von den Diplomaten sei die richtige, sondern wir sagen nur, daß sie die allgemeine ist. «Verlogen wie ein Diplomat» ist ein Wort im Munde Aller. Ja noch mehr: obgleich die Lüge im Munde eines ehrlichen Mannes und eines Christen immer eine Sünde ist, läßt sie doch im Munde eines Diplomaten bisweilen das Auskunftsmittel der erleichternden Umstände zu: man mag sie als eine Nothwendigkeit des Handwerks, als eine Art von Amtspflicht betrachten, namentlich seit die Diplomatie, nachdem sie in der entsetzlichen Machiavelli'schen Schule ihre Inspirationen geholt, eine Heidin geworden ist. Denn sagte nicht Virgil, man dürfe zur Besiegung des Feindes ebenso wol Kraft wie Trug anwenden (Dolus an virtus quis in hoste requirat)?

Ueberdies muß noch gesagt werden, daß, sobald man weiß und übereingekommen ist, daß ein Diplomat nie die Wahrheit redet noch reden kann, man die Wahrheit zu entdecken vermag, indem man die Lüge gerade im entgegengesetzten Sinne nimmt. Der Diplomat indem er lügt läßt also für den Aufmerksamen die Wahrheit durchblicken: er täuscht nur Den der getäuscht sein will, und man könnte folglich behaupten, er lüge eigentlich gar nicht; denn Lüge ist nur die Rede gegen besseres Wissen in der Absicht irre zu führen (dictum contra mentem animo fallendi). Anders freilich ist es mit den unverschämten Lügen welche die öffentliche Gerechtigkeit verletzen, welche die Rechte der Völker und die Sicherheit und Freiheit der Nationen gefährden. Dann nehmen sie den Charakter des Betrugs, der Fälschung, des Sacrilegiums an, und die nachsichtigste Nachsicht kann sie selbst den Diplomaten nicht vergeben."

Diese glänzende Schilderung des Charakters der Diplomatie, eine Amplification des bekannten Dictums eines englischen Staatsmanns des 17. Jahrhunderts: „An ambassador is a man sent abroad to lie for his country", eröffnet die neueste Schrift des bekannten liberalen Kanzelredners Patr Ventura über die sicilische Frage: „Menzogne diplomatiche ovvero esame dei pretesi diritti che s'invocano dal gabinetto di Napoli nella questione Sicula" (Palermo 1849), eine Schrift welche der Verf. vielen Diplomaten als „Zeichen seiner besondern Hochachtung" übersandt hat. 29.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

᛫ Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Sonnabend, —— Nr. 156. —— 30. Juni 1849.

Ueber Schlosser's „Geschichte des 18. Jahrhunderts ꝛc."

(Beschluß aus Nr. 155.)

Der in Deutschland und England herrschende confessionnelle Zelotismus wird bei jeder Gelegenheit in den schärfsten Ausdrücken gerügt. Es heißt I, 258:

Einige Beispiele werden zeigen, daß Fürsten und freie Städte für die Sache des reinen und wahren Glaubens damals nicht weniger grausam waren als die vorgeblichen Freunde der Freiheit und Gleichheit in Frankreich zur Schreckenszeit für ihre Träume. In Salzburg trieb ein fanatischer Erzbischof, der keine Ketzer zu Unterthanen haben wollte, auf Reichsgesetze gestützt 30,000 fleißige, ruhige, fromme Protestanten aus der geliebten Heimat. In der Pfalz durften Dies, den Reichsgesetzen nach, die katholische Regierung und ihre Jesuiten nicht wagen; beide beförderten daher absichtlich den Verfall der Universität Heidelberg und die schlechte Besetzung der protestantischen Pfarrstellen, um die verhaßte Religionspartei durch vermindertes Gefühl der Unabhängigkeit und der Intelligenz niederzudrücken. Im lutherischen Hamburg schrieb Pastor Neumeister, zu Friedrich Wilhelm's Aerger, aber mit dem Beifall der Behörden seiner Stadt, ein Buch für das Lutherthum, worin von den Reformirten und ihrer Lehre die schändlichsten Laster und Verbrechen hergeleitet wurden. Die Stadt Frankfurt war durch keine Bitten, durch keine Verwendung des Königs von Preußen zu bewegen einen reformirten Gottesdienst in ihrer lutherischen Stadt zu dulden. Die lutherischen Professoren in Wittenberg wollten es den anglicanischen Unverbesserlichen gleich thun: sie bestanden auf einem Recht das in Orford und Cambridge noch bis auf den heutigen Tag geübt wird, und versagten den Reformirten die akademischen Würden.

Von Reimarus wird gesagt (II, 576):

Der edle und gelehrte Mann lebte in Hamburg, wo zu seiner Zeit das finstere Lutherthum herrschte, und wo sich das von fanatischen Pfarrern aufgeregte Volk und der Senat zu Werkzeugen blinder Orthodoxie hergaben. Der Widerwillen gegen die lutherischen Pfaffen und gegen ihre Knechte erzeugte in der Seele des biedern, freundlichen, gebildeten, in den Sprachen des Alterthums, in den Naturwissenschaften, in der Arzneikunst und Philosophie auf gleiche Weise gründlich gelehrten Mannes den heftigen Unwillen gegen das Christenthum, den er in den sogenannten Wolfenbütteler Fragmenten ohne sich zu nennen ausgehaucht hat.

Außer der eifernden Rechtgläubigkeit der deutschen Theologen und Pfarrer wird besonders das starre anglicanische Kirchenthum scharf mitgenommen (I, 412 fg.):

Die anglicanischen Whigs, die strengen Calvinisten, die Holland regierten, waren in ihrer Art ebenso fanatisch als die Jesuiten in Spanien, Oestreich und Frankreich: beide deckten mit dem weiten Mantel heuchelnder Frömmigkeit weltliche Absichten. Die kleine Anzahl von Leuten die in England Antheil an der Regierung kauften, oder von der Regierung gekauft wurden, bewiesen nicht mehr Achtung für das Sittengesetz als die Diener absoluter Monarchen. Die vornehmen Herren in England und Irland betrachteten gerade so die französische Regierung, die Kirche und ihre Güter als Eigenthum und Versorgungsanstalt ihrer Verwandten und Günstlinge. Die Umstände waren es die dem erwachten Skepticismus und der Lehre des gesunden Verstandes gegen die herrschende positive Kirchenlehre und gegen die verknöcherte Schulweisheit Kraft und neuen Reiz gaben.

In der interessanten Darstellung des geistigen Kampfes der englischen Deisten und Freidenker wider die kirchlichen Satzungen und christlichen Glaubenslehren nimmt der Verf. entschieden Partei für einen Collins, Tindal, Wollaston u. A. gegen die rechtgläubigen „Klopffechter der Kirche".

So leicht man indessen aus dem Schlosser'schen Geschichtswerke erkennen kann was mit des Verf. Grundsätzen nicht übereinstimmt, so schwer möchte es sein aus den zerstreuten Bemerkungen eine bestimmte religiöse oder politische Ansicht herauszufinden. Die Formen gelten ihm überall weniger als das Wesen, und wie er das Glück der Völker und Staaten nicht in dieser oder jener Staatsform und Verfassung erblickt, sondern in der Tugend der Regierenden, und deshalb vor Allem die Besserung der Menschen als Bedingung irdischer Glückseligkeit fodert, so hat ihm auch nur diejenige Religion Werth die den Menschen adelt, die ihn mit der Kraft ausrüstet in Gesinnung und Wandel als eine sittliche Größe zu erscheinen, und der mächtig andringenden Gemeinheit, Sünde und Lasterhaftigkeit siegreich zu widerstehen. Er ist für Licht und Aufklärung, weil die Vernunft des Menschen edelstes Besitzthum ist; er will, daß Herz und Gemüth gepflegt und gebildet werden, weil des Menschen Seele allein Werth hat, und als Maßstab seiner Würdigung gelten kann; er verlangt einen tugendhaften Wandel und ein edles Streben als Ausdruck einer höhern Gesinnung. Ihm ist also Religion das vom Irdischen und Sinnlichen abgewandte Seelenleben in seinen mannichfaltigsten Aeußerungen, Gott der Inbegriff alles Hohen, Guten und Schönen; danach eifrig zu streben ist die würdigste Aufgabe und das schönste Ziel des Menschenlebens. In welcher Form, auf welchem Wege Dies geschieht, darauf kommt wenig

an; daß er aber im reinen Christenthum den edelsten Ausdruck dieses Strebens erkennt, daran ist nicht zu zweifeln. Nur wird dieses reine Christenthum ebenso wol von Denjenigen gefährdet die dasselbe in die engen Schranken eines Dogmenglaubens bannen und von kirchlichen Formen abhängig machen wollen, als von Solchen die mit den Außenwerken der Religion den Glauben selbst zu zerstören suchen, und sich mit ihrer verwegenen Skepsis an das Wesen des Christenthums, an Gott und Unsterblichkeit wagen. Darum trifft sein Zorn nicht minder die französischen Materialisten, die Religionsspötter der Revolutionszeit, die poesielosen und phantasielosen Moralisten und den „gottlosen“ Bahrdt, als die Fanatiker, Pfaffen und Symboleiferer. Spener, Sailer, Rousseau u. A. werden mit Milde beurtheilt, weil wenigstens ihr eigenes Streben und Seelenleben lauter war; Lavater dagegen wird verworfen, weil seine Religiosität nicht als der Ausfluß eines reinen Gemüths, sondern als das Ergebniß einer geistigen Anstrengung und Absichtlichkeit erscheint. Wir schließen die Abhandlung mit folgender Stelle über Rousseau (II, 520):

> Der dritte Theil, der das Glaubensbekenntniß des savoyischen Pfarrverwesers enthält, erregte das lauteste Geschrei, und zwar auf der einen Seite von den Ungläubigen, den Egoisten, Encyklopädisten, Schwelgern, Schmarotzern und Schwätzern, und auf der andern von den orthodoxen Protestanten und den kirchlichen Katholiken. Die Männer der genialen Schule großartiger Frevler waren nämlich unwillig über Rousseau, weil er in der ersten Abtheilung dieser Geständnisse eine Religion des Herzens ihrer Spitzfindigkeit und kalten Verstandeslehre entgegensetzt, die Lehre von Gottheit, Vorsehung, einem andern Leben gegen ihre Zweifel in Schutz nimmt, und das Gefühl edler und unverdorbener Seelen gegen frechen Witz und gegen dreisten Spott zu Hülfe ruft. In der zweiten Abtheilung reizt er die kirchlich gläubigen, einschläfernden Protestanten, die starren Jesuiten und strengen Jansenisten von einer Seite auf welcher sie aus guten Gründen immer am empfindlichsten sind. Er sucht nämlich zu beweisen, daß der sogenannte historische Glaube und seine Grundlagen philosophisch und historisch durchaus unhaltbar sind, und daß man sehr wohl und klug handele, wenn man sich, um die Vorzüglichkeit der evangelischen Lehre zu beweisen, ganz allein auf ihren sittlichen Werth und auf die Wirkungen berufe welche die Befolgung derselben habe und gehabt habe. Er bestreitet hier die Nothwendigkeit und sogar die Möglichkeit Dessen was die Theologen Offenbarung genannt haben, und ohne in den Ton der Encyklopädisten zu verfallen, zeigt er mit siegender Beredtsamkeit, wie unnütz und lächerlich die gewöhnliche Methode der christlichen Universitätsphilosophien sei, welche die Wahrheit und Göttlichkeit des Christenthums nicht etwa den Ungläubigen, denn von diesen wird Niemand dadurch bekehrt, sondern den vorher schon Starkgläubigen zu beweisen pflegen. Er verwirft Wunder und Eingebung ohne sie zu verspotten. Auch bei dieser Gelegenheit zeigte sich wieder die hartnäckige Verblendung und die Verstockung des übermäßigen Vertrauens auf äußere Gewalt mit welcher die Gottheit die Feinde des Lichts und der Freiheit heimzusuchen pflegt, um sie gänzlich zu verderben wie einst den Pharao. Sie ließen sich nicht warnen, sie stellten nicht den, ohne daß sie es wußten, verschwundenen Glauben in einem andern Gewande wieder her, sie verfolgten vielmehr Rousseau um so ärger, je größer der innere Werth seines Buchs war. Die ganze gebildete Welt nahm daher den von Juristen, Pfaffen und herrschenden Heuchlern verfolgten Mann für einen Apostel und Märtyrer, und wandte sich seiner Lehre zu.

Die Politiker. Tendenznovelle, geschrieben im Herbst 1848. Von R. W. L. C. von Keudell. Dresden, Arnold. 1849. 8. 1 Thlr.

Daß unsere Gesellschaft in der Auflösung begriffen ist, oder daß sie auf dem Kopf steht, wird Niemand leugnen können der zu erwägen im Stande ist, daß alle diejenigen Elemente und Leidenschaften welche ihrer Natur nach von der Weltordnung zum Dienen bestimmt sind zur Herrschaft gelangt sind, daß Das, was Mittel sein soll zum Zweck geworden ist. Jenes Riesenwahnbild die politische Freiheit, was kann sie im Willen der Weltordnung nur bedeuten? Sie kann nur ein Mittel sein zur Erreichung des Weltzwecks, Glück und Bildung! Bildung und Glück, die Ziel- und Angelpunkte des Menschenloses, aber sind zum Opfer dahingegeben dem Mittel, das unsere Zeit zum Zweck verkehrt hat. Ist es ein Wunder, daß die europäische Gesellschaft das Oben nach Unten kehrt, und weil in verkehrter Wechselwirkung weder Zweck noch Mittel erfüllt und erreicht?

Diesen Zustand zu geißeln, nachdem er ihn gemalt hat, ist die Aufgabe des Verf. der „Politiker“. Zwischen den bekannten Extremen der Staatsformen sucht er und findet — indem er die verschobenen Bausteine zurechtlegt — eine Mittelform, welche wenigstens auf einer Basis ruht die einige Dauer verspricht. Wir sagen „einige Dauer“ — denn diese Basis ist die ständische Monarchie nach dem englischen Vorbilde. Ueber den Zeitraum „einiger Dauer“ hinaus aber möchten wir auch diese kunstreich gegliederte Form des Staatsbaus nicht ausdehnen. Bestand, auf sich selbst beruhendes Dasein wird unserer Ueberzeugung nach keine Staatsform darbieten können welche den Begriff der unverantwortlichen Obrigkeit nicht in ihre Giebelspitze setzt; denn eben der künstlich erregte Widerstreit zwischen dem Ja und Nein der Gesetzgebung (Regierung und Opposition), wie läßt er sich in seiner endlichen Lösung denn anders denken als vermöge einer letzten unverantwortlichen Entscheidung durch eine nur dem Gottesgeist verantwortliche Macht?

Das hier vorgeschlagene Thema ist zu weit und zu reich um hier erschöpft, oder auch nur weiter verfolgt werden zu können. Die Sache ist an sich klar, wenn man nicht zu einem System greifen will das in seiner strengen Consequenz zu dem wahnsinnigen Lehrsatz führt: daß die eine Hälfte des Volks, plus Eins, ein ewiges Recht habe die andere Hälfte des Volks, minus Eins, zu knechten, zu plündern, zu vernichten, wenn es ihr so gefällt! Doch wir haben hier eigentlich nicht den materiellen, sondern nur den ästhetischen Gedankeninhalt des vor uns liegenden Buches ins Auge zu fassen, und können Dies um so beruhigter thun, als wir eine starke Ahnung davon haben, daß der Verf. eigentlich mit uns gleich denkt, und nur aus Nachgiebigkeit gegen die Zeitrichtungen eine nach allen Seiten hin versöhnende Mittelstellung einnimmt um den Kreis seiner Leser zu erweitern. Der poetische oder ästhetische Inhalt eines solchen Buches kann, wie schon aus dem Vorstehenden folgt, schwerlich groß und bedeutend sein: es werden immer wieder die politischen Gedanken sein, die das schöngeistige Element zurückdrängen und verdecken; inzwischen ist die Erzählung doch gut erfunden und unterhaltend vorgetragen, der Dialog ist frisch, fein und lebhaft, die Gedanken sind klar und gewandt herausgestellt, und die Diction trägt den Stempel der Bildung und des Geschmacks an sich. Am Ende aber ist diese ganze löbliche Form doch nur wieder der Träger eines politischen Raisonnements von zweifelhaftem Werth und bestreitbarer Richtigkeit.

Der Verf. malt uns zwei Freunde, Walter und Reinhold, von denen der Erste seiner Denkart nach Aristokrat im guten Wortsinne, der Andere, welcher aus Nordamerika zurückkehrt, eine Art von aristokratischer Demokratie (ein Classenvolksthum) für das Ideal der Staatseinrichtungen hält. Beide werben um die Tochter eines vornehmen Hauses, die durch unglückliche Ver-

bindungen, verführt von einem allzu lebhaft fühlenden Geiste, in den Strudel der Demagogie gerissen, von einem polnischen Wühler, dem Emissair Zalorsky, ganz umstrickt, ihre Liebe zu Reinhold verleugnete, endlich aber von Walter sanft enttäuscht ihren Wahn erkennt, und zu dem Geliebten zurückkehrt, von dem der Schein aristokratischer Härte und Fühllosigkeit sie getrennt hatte. Diese einfache Geschichte, gut erzählt, bildet den Rahmen zu den politischen Gedanken des Verfassers.

Aus diesen Gedanken läßt sich eine reiche Blumenlese neuer und trefflicher Ideen, Lehren und Bilder herstellen, und es gehört zur Charakteristik des Werks einige derselben hier einzureihen. S. 24 sagt Reinhold im Widerspruch, daß jede neue Idee von Gott komme: „Dagegen meine ich, daß Alles was ursprünglich von Gott kommt alsbald des Teufels wird, sowie ihm der göttliche Weg der Liebe versperrt wird. Aller Fanatismus ist daher des Teufels, und Gott und Satan, Liebe und Haß einander nicht so gar fremd, vielmehr nahe verwandt. Ist aber eine Idee erst des Teufels geworden, so ist eben dadurch auch ihre Steigekraft schon gebrochen, und der Communismus, der sich mit Hast und Gewalt verkündet, wird keinen großen Einfluß auf unsere Zukunft mehr haben."

Das ist beruhigend, wenn wahr; allein es ist dagegen anzuführen, daß die „Kreuzverbreitungswuth" in gleicher Lage doch unendlich viel Unheil über die Erde verbreitet hat.

Weiter sagt Reinhold: „Das Unwesen der constitutionnellen Monarchie auf breitester demokratischer Grundlage führt unabwendbar zur socialen Republik, aus der bald wieder der Absolutismus geboren wird. Aus diesem kann dann vielleicht die Monarchie mit aristokratischen Schranken auf demokratischer Basis entstehen, die dein Ziel ist." ... Worauf Walter hinzufügt: „Wäre nur die Blindheit dieser elenden Bourgeoisie nicht, welche Nichts sieht als ihr nächstes Ziel, die Gleichmachung alles Höherstehenden bis zu ihrem Niveau! Diese will auf ein breites, flaches Fundament einen hohen Thurm stellen, mag aber weder Strebepfeiler noch Schwibbogen daran dulden, sodaß ihr Thurm dem hohen Rauchfang einer Dampffabrik gleichen muß. Einzusehen, daß die hohen Strebepfeiler und Säulen zur Erhaltung des Ganzen nöthig sind, dazu fehlt es dieser Partei an Einsicht und gutem Willen." Sehr gut — nur lehrt uns die Erfahrung, daß jene Stützen brechen, gerade dann, wenn sie halten sollen, und so oft der Boden wankt, wie der Constitutionsbau in Deutschland erwiesen hat!

„Wenn mir Deutschland nur eine Bitte gewähren wollte", sagt Walter weiter. Und die wäre? „Alle Nationalversammlungen vorläufig nach Hause zu schicken, und einen Mann des Vertrauens damit zu beauftragen ihm eine Verfassung zu geben, wie Lykurg, Solon, Washington sie Sparta, Athen, Amerika gaben. Wie will man durch Parlamente zu Stande bringen was kaum einem Einzigen befriedigend gelingt!" Hier spricht der Verf. ein ungemein wahres Wort aus. Wenn irgendwo, so ist bei einem Verfassungsbau ungetheilte Kraft und ein ganzer Wille Urbedingung des Gelingens, wie bei jedem Kunstwerk im höchsten Wortsinne. „Keine bessere Art den Armen eines Orts Unterhalt zu verschaffen gibt es", so heißt es weiter, „als wenn man Leute mit großen Einkünften an diesem Orte zu leben nöthigt. Die leichtgläubigen Narren von Paris, Wien und Berlin glaubten den fanatischen Weltverbesserern, welche ihnen goldene Berge von der Vernichtung der Aristokratie versprachen, und die Nichts konnten als sie in Armuth und Elend stürzen." Und weiter: „Das ist aber der gräßliche Betrug den sich die sogenannten Demagogen erlauben, daß sie der urtheilslosen Masse einbilden sie habe ein Urtheil."

Wir erleben es nun, daß ein so edler Mensch wie Walter ist in die Lage des Zauberlehrlings mit der Besenüberschwemmung gelangt. Die Befreiung der menschlichen Gesellschaft von den Fesseln der Bevorrechtungen, diese Idee, für welche er sonst mit ganzer Seele gewirkt hatte, wächst ihm plötzlich über den Kopf, und steht ihm als Scheusal gegenüber: [illegible]

Sprache [illegible]
rechten [illegible]
sich vor [illegible]
verei. [illegible]
Natur [illegible]
erzogen [illegible]
Aeltern [illegible]
zu übernehmen. [illegible]
Sinne des [illegible]
„Daß freilich [illegible]
der Natur. [illegible]
darstellen, wenn es [illegible]
von Stufe zu Stufe [illegible]
der Terrasse haben sich [illegible]
unter ihnen Wohnenden [illegible]
Allerunterſten genießen ihre [illegible]
des großen Ganzen dem [illegible]
vermöchte einen solchen Volks[illegible]
Höhe weitsichtige Männer [illegible]
von fern zu erspähen. Je höher [illegible]
sein Horizont. Wer aber von [illegible]
schwingen will, der muß ein Adler [illegible]
Genius müssen ihn hinauftragen. [illegible]
sten Stufe nur Hochgeborene finden [illegible]
gut; denn der Niedriggeborene, der [illegible]
weniger in die höhern Regionen als der [illegible]
Einheimische." „Quae fabula docet?" [illegible]
Reinhold: „Daß man nach meiner Ansicht in [illegible]
wohl dabei befindet, wenn es entweder von [illegible]
von Genies regiert wird." Und weiter: „Versam[illegible]
Volk dagegen auf einer Ebene u. s. w. um eine [illegible]
so übersieht es sich selbst nicht mehr, und kann kein [illegible]
disches Sicherheitsgefühl in seiner eigenen Größe haben [illegible]
werden sich kleinere Versammlungen aus der einen großen [illegible]
den, die ihren Particularwillen haben wollen, und die Einheit
des Ganzen wird dabei zum Ideal für Schwärmer. Nun kommen die geschlossenen Haufen der Feinde und Gegner, welche von allen Seiten gegen die leichte, wehrlose Beute anstürmen — o Gott bewahre unser Vaterland, denn selbst kann es sich auf solcher Ebene nicht bewahren."

Mit diesem schönen Bilde sollten wir schließen. Fort mit jener Demokratie die den Pöbel zur Herrschaft berechtigen will! Für einen einzigen Perikles, sagt der Verf., der das Volk durch Schönheitsmacht zu seinem Wohle führt, gibt es immer zwanzig Kreon, welche dieselbe Gewalt zur Niederträchtigkeit misbrauchen.

Es kann nicht zweifelhaft sein, daß ein Buch das solche Gedanken beleuchtet und herausstellt ein gutes und zeitgemäßes sei. Wir haben dem Verf. dafür Lob zu zollen, und ihn einzuladen uns mehr so würdige, so gebildete, so lehrreiche Lecture zu geben wie seine „Politiker" sind. Dem guten Geiste des deutschen Volks vertrauen wir mit ihm, wenn wir auch mehr Schwächen in ihm erkennen als er. Diese Schwächen durch Humor zu heilen, wie er versucht, ist immerhin des Versuches werth — wenngleich wir Deutschen schwer im Lernen sind.

55.

Bibliographie.

Amberger, J., Der Klerus auf der Diözesansynode. Ein kirchliches Gemälde. Regensburg, Pustet. Gr. 8. 12 Ngr.

Bequignolles, H. v., Hilario. Dramatische Studie zu Goethe's Faust. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 12 Ngr.

Dorguth, Grundkritik der Dialektik und des Identitätssystems mit einem Anhang von Korollarien, Erläuterungen und Kritiken, insbesondere mit Rückblick auf Bernhard Cotta's

„Briefe über Alexander v. Humboldt's Kosmos" 1ster Theil. Magdeburg, Heinrichshofen. Gr. 8. 10 Ngr.

Ritter Rudolph von Erlach und die Schlacht bei Laupen im J. 1339. Bern, Jenni, Vater. 4 Ngr.

Fuchs, A., Die romanischen Sprachen in ihrem Verhältnisse zum Lateinischen. Nebst einer Karte des romanischen Sprachgebiets in Europa. Halle, Schmidt. Lex.-8. 2 Thlr. 20 Ngr.

Gottschall, R., Die Marseillaise. Dramatisches Gedicht in 1 Akt. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 10 Ngr.

Heine, H., Der Salon. 1ster Band. 2te Auflage. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 8. 1 Thlr. 20 Ngr.

Joël, D. H., מדרש הזהר Die Religionsphilosophie des Sohar und ihr Verhältniß zur allgemeinen jüdischen Theologie. Zugleich eine kritische Beleuchtung der Franck'schen „Kabbala." Mit 1 Abbildung. Leipzig, C. L. Fritzsche. Gr. 8. 2 Thlr.

Kuhn, E., Beiträge zur Verfassung des Römischen Reichs mit besonderer Rücksicht auf die Periode von Constantin bis auf Justinian. Leipzig, Brockhaus. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Lubojatzky, F., 1848 oder Nacht und Licht. Historischer Roman. Drei Theile. Grimma, Verlags-Comptoir. 8. 3 Thlr.

Mayer, J. B., Theismus und Pantheismus mit besonderer Rücksicht auf praktische Fragen. Freiburg im Breisgau. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Sederholm, K., Das Evangelium unsers Herrn Jesu Christi aus den vier Evangelien wörtlich zusammengestellt, für gläubige Denkende und denkende Gläubige übersetzt und erbaulich erklärt. 1stes Heft. Leipzig, Breitkopf u. Härtel. Gr. 8. 25 Ngr.

Wichern, J. H., Die innere Mission der deutschen evangelischen Kirche. Eine Denkschrift an die deutsche Nation, im Auftrage des Centralausschusses für die innere Mission. Hamburg, Agentur des Rauhen Hauses. Lex.-8. 22½ Ngr.

Tagesliteratur.

Eine kurze und einfache Analysis der Offenbarung St. Johannis um Unkundige den Widersprechern gegenüber sicher zu stellen. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 1½ Ngr.

Duller, E., Johannes Ronge und die freie Kirche. Frankfurt a. M., Meidinger. 8. 12 Ngr.

Geittner, F., Brodt für die Arbeiter! Ein Beitrag zur Lösung der socialen Frage vom praktisch-religiös-sittlichen Standpunkte. Breslau, Gosohorsky. Lex.-8. 6 Ngr.

Lüttichau, Graf, Erinnerungen aus dem Straßenkampfe, den das Füsilier-Bataillon 8. Infanterie-Regiments am 18. März 1848 in Berlin zu bestehen hatte, und die Vorgänge bis zum Abmarsche desselben am 19. Vormittags 11 Uhr. Berlin, Mittler u. Sohn. Gr. 8. 5 Ngr.

Radike, J., Lehrbuch der Demagogie. Leipzig, G. Wigand. 16. 5 Ngr.

Spengel, L., Denkrede auf Johann von Gott Fröhlich, Rector des alten Gymnasiums in München. Gelesen in der öffentlichen Sitzung der k. Bayer. Akademie der Wissenschaften am 28. März 1849. München. Gr. 4. 6 Ngr.

Datt Spook. Eine Geschichte aus dem Volksleben in der Mundart der Elbinger Höhe. Elbing, Neumann-Hartmann. 8. ¾ Ngr.

Staupitz und Luther. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 2 Ngr.

Thiersch, F., Ueber die Stiftung und Bestimmung der Akademie der Wissenschaften zu München. Eine Rede zur 90jährigen Feyer ihrer Stiftung am 28. März 1849. München. Gr. 4. 4 Ngr.

Vorschläge zur innern Reform der Mittelschulen [Gymnasien, Bürger- und Militärschulen], von einem praktischen Schulmanne. Cleve, Knipping. Gr. 8. 3½ Ngr.

Wirkungen des Geistes Gottes. Aus dem Englischen übersetzt. Düsseldorf, Buddeus. Gr. 8. 1½ Ngr.

Inhalt des Monats Juni.

Verantwortlicher Herausgeber: Heinrich Brockhaus. — Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1849. № I.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Erster Band.

Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

Dieses Werk wird unter Mitwirkung der tüchtigsten Gelehrten und Publicisten des In- und Auslandes ausgeführt, und hat sich bereits die allgemeinste Theilnahme des Publicums, sowie die Anerkennung der bedeutendsten Organe der periodischen Presse erworben. Seine Aufgabe ist, den reichen Stoff des gesammten Zeitlebens in geistvoller, aber populairer Darstellung allen Volksclassen zugänglich zu machen. Es behandelt demnach die Zustände und Ereignisse im Staats- und Gesellschaftsleben aller Völker und Länder; es widmet sich den Erscheinungen des Geistes in Religion, Kunst und Philosophie; es bespricht die Ergebnisse der politischen und der historischen Wissenschaften; es berichtet die großen Forschungen und Entdeckungen in den Naturwissenschaften, und weist deren Einfluß auf die Fortschritte in den technischen Künsten, im Ackerbau, in den Gewerben und allen Zweigen des praktischen Lebens nach. Ebenso schildert es alle Persönlichkeiten, die für die Zeitgeschichte von Bedeutung sind.

Das Unternehmen trägt den Charakter eines selbständigen, in sich abgeschlossenen Werkes, ist jedoch zugleich als ein Supplement zu allen Ausgaben des

Conversations-Lexikon

zu betrachten, sowie als eine Neue Folge des so sehr verbreiteten

Conversations-Lexikon der Gegenwart.

„**Die Gegenwart**“ ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Monatlich erscheinen 2—3 Hefte zu dem Preise von 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden.

Leipzig, im Januar 1849.

F. A. Brockhaus.

In Karl Gerold's Verlagsbuchhandlung in Wien sind folgende zwei

orientalische Sprachwerke

erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Grammaire turque ou développement séparé et méthodique des trois genres de style usités, savoir l'Arabe, le Persan et le Tartare. Par *Auguste Pfizmaier*, Dr. en méd. et professeur p. extr. des langues orient. à l'univ. de Vienne. Vienne, impr. à l'Imprimerie imp.-roy. de cour et d'état. 1847. Gr. 8. Brosch. 4 Thlr. 10 Ngr. Velinp. 6 Thlr. 20 Ngr.

Ausführliche Sanskrit-Grammatik für den öffentlichen und Selbstunterricht, von *A. Boller*, Docent der Sanskritsprache an der k. k. Universität zu Wien. Wien, aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei. 1847. Gr. 8. Brosch. 4 Thlr. Velinp. 6 Thlr.

Vollständig ist jetzt bei F. A. Brockhaus in Leipzig erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Pfeiffer (L.),

Monographia Heliceorum viventium. Sistens descriptiones systematicas et criticas omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum.

Zwei Bände.

Gr. 8. Geh. 9 Thlr. 10 Ngr.

(Auch in 7 Heften à 1 Thlr. 10 Ngr. zu beziehen.)

In Karl Gerold's Verlagsbuchhandlung in Wien ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Militairische Correspondenz des Prinzen Eugen von Savoyen.

Aus österreichischen Originalquellen.

Herausgegeben von

F. Heller,

Oberst-Lieutenant im k. k. österreichischen General-Quartiermeister-Stabe etc. etc.

Erster Band. (Jahr 1694 bis 1702.) Zweiter Band. (Jahr 1703 bis Ende August 1705.) Mit Portrait und Facsimile. Brosch. Jeder Band 3 Thlr. 10 Ngr.

Ferner:

Denkwürdigkeiten
aus dem Leben des
F. M. Landgrafen Philipp zu Hessen-Homburg.

Mit Benutzung österreichischer Originalquellen dargestellt vom

k. k. Oberst **W. Gebler.**

Gr. 8. Brosch. 20 Ngr.

Ueber den Geist der Befestigungskunst in den verschiedenen Geschichtsepochen.

Von

Franz Ferd. von Mayern,
k. k. Oberst.

Gesammelte militairische Schriften
von
Anton Pannasch,
k. k. Oberst-Lieutenant.

Mit 6 Kupfertafeln.
Gr. 8. Brosch. 2 Thlr.

Publicistische und parlamentarische Studien.

Tagesfragen von den ausgezeichnetsten Staatsmännern der Gegenwart,
behandelt und mitgetheilt
von
Dr. **Constantin Wurzbach.**

In zwanglosen Heften.
Gr. 12. Brosch. 15 Ngr.

Fürst Alfred zu Windisch-Grätz, k. k. Feldmarschall-Lieutenant und commandirender General in Böhmen. Eine treue und unparteiische Darstellung der letzten Prager Ereignisse, nach authentischen Quellen bearbeitet, nebst zwei Original-Actenstücken und einer biographischen Lebensskizze des Fürsten. Von ****r. Gr. 8. Brosch. 8 Ngr.

Im Verlage der **B. Schmid'schen** Buchhandlung (**F. C. Kremer**) in **Augsburg** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Schneidawind, Franz Joseph Adolf, Die Kriege im Jahre 1805 auf dem Festlande Europens. 8. Geh. 1 Thlr. 22½ Ngr., oder 2 Fl. 42 Kr.

Die Literatur hat den Feldzug von 1805 bis jetzt sehr kurz bedacht, und doch gehört er in mehr als einer Beziehung zu den interessantesten; eine neue Bearbeitung dieses Feldzuges muß der gegenwärtigen Zeit, welche sich über Alles aufklären, welche die vergangene Zeit namentlich kennen will, um die Fehler derselben zu vermeiden, höchst erwünscht sein, und daher wird gegenwärtige Geschichte des Kampfes auf dem Festlande Europens im J. 1805 gewiß mit Freude begrüßt und aufgenommen werden. Der Verf. desselben hat, wie in seiner Geschichte des Kriegs von 1809, welche allgemein mit großem Beifall aufgenommen wurde, auch in seiner Geschichte des Kriegs von 1805 stets seine Absicht auf die Sache, nie auf die Person gerichtet, hat sich stets redlich bemüht, durchaus frei von vorübergehenden persönlichen Beziehungen sich zu halten, Niemanden absichtlich zu verletzen, jede Person an ihren rechten Platz zu stellen, jeder Thatsache die gebührende Stelle und Stellung zu geben, und überhaupt gestrebt, eine getreue und möglichst ausführliche Darstellung zu geben. Wir sind überzeugt, daß unsere Geschichte des Kriegs von 1805 eine längst gefühlte Lücke in unserer kriegshistorischen und geschichtlichen Literatur ausfüllen wird.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Thesaurus literaturae botanicae

omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia operum recensens. Curavit **G. A. Pritzel.**

Erste bis vierte Lieferung.

Gr. 4. Jede Lieferung auf feinstem Maschinenpapier 2 Thlr., auf Schreib-Velinpapier 3 Thlr.

Leipzig, im Januar 1849.

F. A. Brockhaus.

Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von

J. S. Ersch und **J. G. Gruber.**

Mit Kupfern und Karten.

Pränumerationspreis für jeden Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

☞ **Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.**

Im Jahre 1848 sind neu erschienen:

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. 47ster und 48ster Theil.

Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meier. 24ster Theil.

Nachstehende wichtigere Artikel verbürgen den reichen Inhalt dieser neuen drei Theile:

Erste Section: Forum von *Baehr;* Fouché von *Stramberg;* Fouqué, Franke und Franklin von *Döring;* Fox von *Jacob;* Francorum Annales, Fränkisches Recht, Frauen und Freia von *Wachter;* Franken von *Jaeck;* Frankfurt a. M., Frankfurt a. O. und Freiberg von *Heymann;* Frankreich von *Eiselen;* Franz (Kaiser, Könige, Herzöge, Kurfürsten, Fürsten und Fürstbischöfe dieses Namens) von *Hormayr, Gottschalck, Wachter, Röse, Stramberg* und *Jaeck;* Französische Gesetzgebung und französisches Recht von *Wirk;* Französische Kunst von *Quandt;* Französische Literatur von *Blanc;* Frauenkrankheiten von *Gruber;* Freiburg (Canton) von *Daniel.*

Dritte Section: Philosophie von *Haym;* Philostratos von *Preller;* Philtrum von *Klose;* Phlogiston von *Döbereiner;* Phoca von *Giebel;* Phoenix von *Eckermann, Krause, Pässler* und *Meier;* Phoenizien von *Movers;* Phokaea von *Meier;* Phokion von *Eckermann;* Phokis von *Krause.*

Leipzig, im Januar 1849.

F. A. Brockhaus.

In **Karl Gerold's** Verlagsbuchhandlung in **Wien** ist neu erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Dessary, Alois, Die österreichische Postverfassung; mit Benutzung amtlicher Quellen systematisch dargestellt. Mit 11 Tafeln, nebst verschiedenen andern Beilagen. Gr. 8. Brosch. 2 Thlr. 20 Ngr.

Kentrum, Ad., Beiträge zur Gestaltung einer deutschen Diplomatie. 8. Brosch. 8 Ngr.

Hurtel, J. Mich., Deutsche Sprachlehre für Anfänger. Zur Vorbereitung für den ausführlichen Unterricht in der deutschen Sprache an den Real- oder höhern Bürgerschulen. Gr. 12. Brosch. 1 Thlr.

Perger, Ant. (Ritter v.), **Anatomische Studien des menschlichen Körpers für bildende Künstler.** Gr. 12. Brosch. 1 Thlr. 10 Ngr.

Feuchtersleben, Ernst (Freih. v.), **Aerzte und Publicum. Skizzen.** Neue Ausgabe der Schrift: „**Gewißheit und Würde der Heilkunst.**“ Gr. 12. Brosch. 20 Ngr.

——————, **Zur Diätetik der Seele.** Fünfte vermehrte Auflage. Taschenformat. Cartonnirt. 20 Ngr.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Novellen

von

Friedrich Voigts.

Erster und zweiter Theil.

Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 12 Ngr.

Inhalt: Der Schatzgräber. — Das letzte Opfer. — Giusto. — Die Heimat. — Die Geige. — Der verlorene Sohn. — Er besinnt sich. — Der Traum. — Der Besuch auf dem Lande. — Der weiße Löwe.

Leipzig, im Januar 1849.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien in unserm Verlage:

Mémoires d'outre-tombe

par

Mr. de Chateaubriand.

Tome 1—3. In-8. Velinp. Preis des Bandes 15 Ngr.

In gleicher typographischer Ausstattung erschienen früher:

Blanc, *Histoire de la révolution française.* T. I, II. 2 Thlr. — **Lamartine**, *Histoire des Girondins.* 8 vol. 8 Thlr. — **X. de Maistre,** *Oeuvres complètes.* 1 vol. 1 Thlr. — **Molière,** *Oeuvres choisies.* 2 vol. 1 Thlr. 15 Ngr. — **Sand,** *Indiana.* 1 vol. 20 Ngr. — **Thiers,** *Histoire de la révolution française.* 6 vol. 6 Thlr.

Leipzig, im Januar 1849.

Brockhaus & Avenarius.

Im Verlage der Unterzeichneten erschien neu und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Strümpell, Prof. Dr. L., Die Universität und das Universitätsstudium. Gr. 8. Geh. 15 Ngr.

Mitau und Leipzig, Januar 1849.

G. A. Reyher's Verlagsbuchhandlung.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gedichte

von

Lebrecht Menhof.

8. Geh. 20 Ngr.

Im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinen für 1849 nachstehende

Zeitungen und Zeitschriften,

und werden Bestellungen darauf bei allen Buchhandlungen, Postämtern und Zeitungsexpeditionen angenommen.

Deutsche Allgemeine Zeitung. Verantwortliche Redaction: Dr. A. Kaiser. Täglich außer den Beilagen eine Nummer. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

Wird Nachmittags für den folgenden Tag ausgegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

Blätter für literarische Unterhaltung. Herausgeber: Heinrich Brockhaus. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

Wöchentlich werden sechs Nummern ausgegeben. Es gehört zu dieser Zeitschrift ein **Literarischer Anzeiger**, und die **Insertionsgebühren** betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.; **besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt oder beigeheftet.

Landwirthschaftliche Dorfzeitung. Unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe herausgegeben von William Löbe. Mit einem Beiblatt: Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land. Zehnter Jahrgang. 52 Nummern. 4. 20 Ngr.

Es erscheint wöchentlich 1 Bogen. **Insertionsgebühren** für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; **besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung. Neue Folge. Siebenter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

In das **Pfennig-Magazin** werden Anzeigen aller Art aufgenommen. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 5 Ngr.; **besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Zeitschrift für die historische Theologie. In Verbindung mit der von C. F. Illgen gegründeten historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von Dr. C. W. Niedner. 4 Hefte. Gr. 8. 4 Thlr.

Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 1½ Ngr.; **besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in Leipzig erscheint für 1849:

Illustrirte Zeitung für die Jugend. Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von Julius Kell. Vierter Jahrgang. 52 Nummern mit etwa 250 Illustrationen. Schmal gr. 4., auf feinstem Velinpapier. Preis des Jahrgangs 2 Thlr., des Quartals 15 Ngr.

Dieser Zeitschrift wird von Zeit zu Zeit ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; **besondere Beilagen** u. dgl. werden für das Tausend mit 1 Thlr. berechnet.

Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft. Herausgegeben von den Geschäftsführern. Dritter Jahrgang. 4 Hefte. Gr. 8. 4 Thlr.

Dieser Zeitschrift wird ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. Die **Insertionsgebühren** betragen 2 Ngr. für die Zeile oder deren Raum; für **besondere Beilagen** u. dgl. ist 1 Thlr. 15 Ngr. zu vergüten.

Bei uns erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes zu beziehen:

Wolffeldt, M. von, Mittheilungen aus dem Strafrecht und dem Strafprocess in Livland, Ehstland und Kurland durch actenmässige Darstellung merkwürdiger Verbrechen und geführter Untersuchungen, mit Voraussendung von Abhandlungen über die Strafrechts-Verfassung der Provinzen Livland und Kurland. Erster Band in zwei Theilen zweiter Ausgabe, und zweiter Band in zwei Theilen. Gr. 8. Geheftet. Preis für den Band 2 Thlr.

Mitau und Leipzig, Januar 1849.

G. A. Reyher's Verlagsbuchhandlung.

Vollständig ist jetzt bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die operative Chirurgie

von

J. F. Dieffenbach.

Zwei Bände.

Gr. 8. 12 Thlr.

(Auch in 12 Heften zu 1 Thlr. zu beziehen.)

Es wird genügen die Freunde der Wissenschaft auf die Vollendung dieses Werkes aufmerksam zu machen, um demselben, als der wichtigsten Hinterlassenschaft des berühmten Verfassers, fortwährende und erneuerte Theilnahme zu sichern.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1849. № II.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Blätter für literarische Unterhaltung.

Diese Zeitschrift, die sich in ihren verschiedenen Gestaltungen nun seit fast 30 Jahren der allgemeinsten Theilnahme des gebildeten Publicums erfreut, wird auch im Jahre 1849 fortfahren, das wissenschaftliche und künstlerische Leben, wie es sich vorzugsweise in der Literatur darstellt, zum Gegenstande ihrer Mittheilungen zu machen. Sie wird hierbei ihre ursprüngliche, auf belehrende Unterhaltung und allgemeine Bildung gerichtete Tendenz festhalten, jedoch in der Auswahl und Behandlung des Stoffes die Veränderungen eintreten lassen, welche das Zeitbedürfniß erfodert. Sie wird, obschon die Formen eines Recensirinstituts vermeidend, alle bedeutendern vaterländischen sowie die vorzüglichsten ausländischen Literaturerzeugnisse besprechen, und dabei der Literatur unserer großen socialen und politischen Fragen ganz besondere Aufmerksamkeit widmen. Sie wird sodann hervorragende Erscheinungen, Richtungen, Schulen u. s. w. auf dem Gebiete der deutschen wie der fremden Geistesentwickelung in freien Aufsätzen behandeln. Sie wird ferner in Originalcorrespondenzen über das literarisch-artistische Leben in den bedeutendsten Centralpunkten der europäischen Cultur sowie über die Verhandlungen wissenschaftlicher und künstlerischer Versammlungen und Vereine berichten. Sie wird endlich einen reichen Schatz von interessanten Notizen, Miscellen u. dgl. mittheilen, die der Kunst, Wissenschaft und Literatur aller Völker angehören. Eine große Anzahl der tüchtigsten schriftstellerischen Kräfte ist für die Ausführung des hier Angedeuteten gewonnen, und werden Diejenigen, welche sich als Mitarbeiter bei dieser Zeitschrift noch zu betheiligen wünschen, gebeten sich mit der Redaction in Verbindung zu setzen.

Die „Blätter für literarische Unterhaltung" erscheinen, wie bisher unter der verantwortlichen Redaction von **Heinrich Brockhaus**, in wöchentlich sechs Nummern. Der Jahrgang kostet 12 Thlr. **Literarische Ankündigungen** aller Art werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet, besondere Anzeigen gegen eine Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt.

☞ Alle Buchhandlungen, Postämter und Zeitungsexpeditionen nehmen Bestellungen auf diese Zeitschrift an, und sind daselbst die ersten sechs Nummern des laufenden Jahrgangs als Probe zu erhalten.

Leipzig, im Januar 1849.

F. A. Brockhaus.

Vollständig ist jetzt bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Handbuch der chirurgischen Anatomie von Dr. *Gustav Ross.*

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 26 Ngr.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Eine Mutter vom Lande. Erzählung von **Josef Rank.**

Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

Bericht
über die im Laufe des Jahres 1848 bei
F. A. Brockhaus in Leipzig
erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

---

1. **Analekten für Frauenkrankheiten**, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Erstes bis fünfundzwanzigstes Heft, oder erster bis sechster Band und siebenten Bandes erstes Heft. Gr. 8. 1837—48. Jedes Heft 20 Ngr.

2. **Christliches Andachtsbuch für alle Morgen und Abende des ganzen Jahres.** Im Verein mit mehreren evangelischen Geistlichen herausgegeben von Dr. **G. Friederich.** Zwei Bände. Gr. 8. Geheftet 3 Thlr.; gebunden 3 Thlr. 20 Ngr.
   Das Werk kann jedoch auch in 18 Heften zu 5 Ngr. nach und nach bezogen werden.

3. **Anleitung zum zweckmäßigen Verhalten bei der Cholera.** Nebst Anhang: Die Heilung der Cholera nach homöopathischen Grundsätzen. Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

4. **Aus den Papieren einer Verborgenen.** Erster und zweiter Theil. Gr. 12. 1847—48. Geh. 4 Thlr.

5. **Bericht vom Jahre 1847 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig.** Herausgegeben von dem ersten Geschäftsführer der Gesellschaft Dr. **K. A. Espe.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.
   Die Berichte der Jahre 1835—46 haben denselben Preis.

6. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Erster bis siebenundsechszigster Band. Gr. 12. 1841—48. Geh.
   Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:
   I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 10 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg (Vitalis),** Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio,** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante,** Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer,** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso,** Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. **Hitopadesa.** Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. **Indische Gedichte.** In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI — XXXVIII. **Calderon,** Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante's** prosaische Schriften. Mit Ausnahme der Vita nuova. Uebersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer,** In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII — LIII. **Sue,** Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli's** Florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr. — LVII. **Herculano,** Eurich, der Priester der Gothen, übersetzt von Heine. 20 Ngr. — LVIII. LIX. **Tasso,** Das befreite Jerusalem, übersetzt von Streckfuß. Vierte Auflage. 1 Thlr. — LX—LXII. **Staël,** Delphine. Zweite Auflage. 2 Thlr. — LXIII. **Foscolo,** Letzte Briefe des Jacopo Ortis, übersetzt von Lautsch. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXIV. **Holberg,** Nils Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, übersetzt von Wolf. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXV—LXVII. **Bremer,** Geschwisterleben. 1 Thlr.

7. **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde, des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie u. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 Lieferungen. Erste bis hundertundzehnte Lieferung. Gr. 4. 1844—48. Jede Lieferung 6 Ngr.

8. **Bildersaal.** Darstellungen aus den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens. Erstes bis viertes Heft. (Nr. 1—902.) Großfolio. 1847—48. Jedes Heft 16 Ngr.
   Ein reicher Katalog der im Besitze der Verlagshandlung befindlichen Holzschnitte, von denen zu dabei bemerkten Preisen Abklatsche zu haben sind.

9. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1848. Täglich eine Nummer. Gr. 4. 12 Thlr.
   Wöchentlich werden sechs Nummern ausgegeben. Es gehört zu dieser Zeitschrift ein **Literarischer Anzeiger,** und die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt oder beigeheftet.

10. **Bremer (Frederike), Nina.** Aus dem Schwedischen. Dritte Auflage. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

11. ———————, **Geschwisterleben.** Aus dem Schwedischen. Drei Theile. Gr. 12. Geh. 1 Thlr.
    Die vollständige Ausgabe von Frederike Bremer's Schriften besteht aus 17 Theilen und kostet 5 Thlr. 20 Ngr.; unter besondern Titeln werden ebenfalls einzeln, jeder Theil zu 10 Ngr., erlassen:
    Die Nachbarn. Vierte Auflage. Zwei Theile.
    Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage.
    Das Haus. Vierte Auflage. Zwei Theile.
    Die Familie H. Zweite Auflage.
    Kleinere Erzählungen.
    Streit und Friede. Dritte Auflage.
    Ein Tagebuch. Zwei Theile.
    In Dalekarlien. Zwei Theile.

12. **Carneri (B.), Gedichte.** 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

13. **Carus (K. G.), System der Physiologie.** Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. In zwei Theilen. Erstes bis sechstes Heft. Gr. 8. 1847—48. Preis eines Heftes 1 Thlr.
    Der erste Theil ist mit dem vierten Hefte geschlossen.

14. **Das Chloroform in seinen Wirkungen auf Menschen und Thiere.** Nach grösstentheils eigenen Erfahrungen bearbeitet von **A. Martin** und **L. Binswanger.** Gr. 8. Geh. 28 Ngr.

15. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Neue Ausgabe. In 240 Lieferungen. Erste bis hundertsechsundsechszigste Lieferung. Gr. 8. 1845—48. Jede Lieferung 2½ Ngr.

Das Werk kostet vollständig 20 Thaler, es kann aber auch **in beliebigen Ablieferungsterminen:**
in 15 **Bänden** zu dem Preise von 1 Thlr. 10 Ngr.,
in 120 **Heften** zu dem Preise von 5 Ngr.,
in 240 **Lieferungen** zu dem Preise von 2½ Ngr.
nach und nach bezogen werden.

☞ **Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon** werden **bei Abnahme eines Exemplars der neunten Auflage** zu dem Preise von 12 Thlrn. angenommen, und dieser Betrag wird in werthvollen Büchern geliefert. **Der zu diesem Behufe besonders gedruckte Katalog ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.**

16. **Dieffenbach (J. F.), Die operative Chirurgie.** Zwei Bände. Gr. 8. 1844—48. Geh. 12 Thlr.

Das Werk kann auch in 12 Heften zu 1 Thlr. nach und nach bezogen werden.

17. **Dieterichs (J. F. Ch.), Handbuch der gesammten Hausthierzucht für Landwirthe.** Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 21 Ngr.

18. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe herausgegeben von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Neunter Jahrgang. 52 Nummern. 4. 20 Ngr.

Es erscheint wöchentlich 1 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von ⅙ Thlr. für das Tausend beigelegt.

19. **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften.** Methodisch bearbeitet von einem Vereine von Ärzten, unter Redaction des Dr. **A. Moser.** Erste bis vierte Abtheilung, erster Band. Gr. 12. 1844—48. Geh. 14 Thlr.

Die bis jetzt erschienenen Abtheilungen enthalten:
I. **Handbuch der topographischen Anatomie.** Von Dr. **L. Rochmann.** 3 Thlr.
II. **Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie.** Von Dr. **L. Posner.** Drei Bände. 7 Thlr. Der erste Band umfasst die acuten Krankheiten (2 Thlr.); der zweite und dritte Band die chronischen Krankheiten (5 Thlr.).
III. **Die medicinische Diagnostik und Semiotik.** Von Dr. **A. Moser.** 2 Thlr.
IV. 1. **Geschichte der Medicin.** Von Dr. **E. Morwitz.** Erster Band. 2 Thlr.

20. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste** in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von **J. S. Ersch** und **J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Erste Section. Herausgegeben von J. G. Gruber. Siebenundvierzigster und achtundvierzigster Theil. (Forull—Freiburg.)

Dritte Section Herausgegeben von M. H. E. Meyer. Vierundzwanzigster Theil. (Philosophie—Phokylides.)

☞ **Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine grössere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.**

21. **Entwurf des deutschen Reichsgrundgesetzes.** Von den XVII Männern des öffentlichen Vertrauens bearbeitet und am 26. April der Bundesversammlung übergeben. Gr. 8. Geh. 2 Ngr.

22. **Fessler (J. A.), Die Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen.** Zehn Bände. Mit Karten und Plänen. Neue Ausgabe in 40 monatlichen Heften. Erstes bis sechszehntes Heft. Gr. 8. 1847—48. Preis eines Heftes 10 Ngr.

Vollständige Exemplare des Werks können fortwährend zu dem Preise von 13 Thlr. 10 Ngr. geliefert werden.

23. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Erstes bis vierzehntes Heft, oder erster Band und zweiten Bandes erstes und zweites Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren zwölf einen Band bilden; monatlich werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste Band kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Ankündigungen werden auf den Umschlägen der **Gegenwart** abgedruckt und der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.

24. **Giebel (C. G.), Fauna der Vorwelt,** mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere. Monographisch dargestellt. In vier Bänden. Erster Band: Wirbelthiere. Gr. 8. 1847—48. Geh. 5 Thlr. 18 Ngr.

Der erste Band besteht aus folgenden drei Abtheilungen:
I. Die Säugethiere der Vorwelt. 1 Thlr. 18 Ngr.
II. Die Vögel und Amphibien der Vorwelt. 1 Thlr. 10 Ngr.
III. Die Fische der Vorwelt. 2 Thlr. 20 Ngr..
Der zweite Band wird die Gliederthiere, der dritte und vierte Band die Bauchthiere behandeln. Jede Abtheilung bildet ein in sich abgeschlossenes Ganzes.

25. **Günsburg (F.), Studien zur speciellen Pathologie.** Zwei Bände. — A. u. d. T.: Die pathologische Gewebelehre. Zwei Bände. Mit 5 lithographirten Tafeln. Gr. 8. Geh. 1845—47. 4 Thlr.

Jeder Band unter besonderm Titel:
I. Die Krankheitsproducte nach ihrer Entwickelung, Zusammensetzung und Lagerung in den Geweben des menschlichen Körpers. Mit 3 Tafeln. 1845. 1 Thlr. 15 Ngr.
II. Die krankhaften Formveränderungen in den Geweben und Organen des menschlichen Körpers. Grundriss der pathologischen Entwickelungsgeschichte. Mit 2 Tafeln. 1848. 2 Thlr. 15 Ngr.

26. **Gulat und Dschabra.** Gemälde aus Tscherkessien in vier Gesängen von **Hugo vom Meer.** 8. Geh. 1 Thlr.

27. **Guy von Waleis** der Ritter mit dem Rade, von **Wirnt von Gravenberg.** Uebersetzt von **Wolf Grafen von Baudissin.** Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

28. **Das Heer von Inneröstreich unter den Befehlen des Erzherzogs Johann im Kriege von 1809 in Italien, Tyrol und Ungarn.** Durchgehends aus officiellen Quellen, aus den erlassenen Befehlen, Operationsjournalen ꝛc. Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Gr. 8. Geh. 3 Thlr.

Von dem Verfasser (Jos. v. Hormayr) erschien ebendaselbst:

Das Land Tyrol und der Tyrolerkrieg von 1809. — A. u. d. T.: Geschichte Andreas Hofer's, Sandwirths aus Passeyr, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809. Durchgehends aus Originalpapieren, aus den militairischen Operationsplanen, sowie aus den Papieren des Freiherrn von Hormayr, Hofer's, Speckbacher's ꝛc. ꝛc. Zweite, durchaus umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. Geh. 1845. 4 Thlr. 12 Ngr.

29. **Heidler (K. J.), Die epidemische Cholera;** ein neuer Versuch über ihre Ursache, Natur und Behandlung, ihre Schutzmittel und die Furcht vor derselben. In zwei Abtheilungen. Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

30. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** ꝛc. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. Schulz.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Erste bis dreizehnte Lieferung. (A—Weigel.) Gr. 4. 1847—48. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

31. ——————————————, Zehnter Band, welcher die von 1842 bis Ende 1846 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Erste bis achte Lieferung. (A—Porty.) Gr. 4. 1847—48. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Von frühern Bänden von Heinsius' „Bücher-Lexikon" werden sowol vollständige Exemplare als auch einzelne Bände zur Completirung zu den billigsten Bedingungen erlassen.

32. **Hübner (J.), Zwei Mal zweiundfunfzig auserlesene biblische Historien** aus dem Alten und Neuen Testamente, zum Besten der Jugend abgefaßt. Aufs neue durchgesehen und für unsere Zeit angemessen verbessert von **D. Jth. Lindner.** Die hundertundfünfte der alten, oder die sechste der neuen vermehrten und ganz umgearbeiteten und verbesserten Auflage. Gr. 8. 10 Ngr.

33. **Humboldt's (W. von) Briefe an eine Freundin.** Zweite unveränderte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Gr. 8. Geh. 4 Thlr. 12 Ngr.

34. **Jester (F. E.), Ueber die kleine Jagd,** zum Gebrauch angehender Jäger und Jagdliebhaber. Dritte Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von **C. H. E. Freiherrn von Berg.** Zwei Bände. Mit Lithographien und in den Text eingedruckten Holzschnitten. Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 6 Ngr.

Das Werk ist auch in 6 Heften zu 16 Ngr. zu beziehen.

In demselben Verlage ist auch erschienen und zu **herabgesetztem Preise** fortwährend zu haben:

Döbel (H. W.), Neueröffnete Jägerpractika. Vierte, zeitgemäß umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Abbildungen, Plänen und Vignetten. Gr. 4. 1828. 10 Thlr. **Herabgesetzter Preis 4 Thlr.**

Winckell (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite, vermehrte und ganz neu umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Abbildungen. Gr. 8. 1820. 11 Thlr. **Herabgesetzter Preis 5 Thlr.**

35. **Isis.** Encyklopädische Zeitschrift, vorzüglich für Naturgeschichte, vergleichende Anatomie und Physiologie von **Oken.** 12 Hefte. Mit Kupfern. Jahrgang 1848. Gr. 4. 8 Thlr.

36. **Der Leuenmord in Luzern.** Besonderer Abdruck aus dem Werke „Der neue Pitaval". Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

37. **Neue Jenaische Allgemeine Literatur-Zeitung.** Im Auftrage der Universität zu Jena redigirt vom Geh. Hofrath Prof. Dr. **F. Hand,** als Geschäftsführer; Hofrath Dr. **G. E. Fein,** Prof. Dr. **H. Häser,** Geh. Hofrath Dr. **E. Reinhold,** Prof. Dr. **A. F. H. Schaumann,** Prof. Dr. **M. J. Schleiden,** Prof. Dr. **O. Schlömilch,** Prof. Dr. **E. Schmid,** Geh. Kirchenrath Dr. **K. E. Schwarz,** als Specialredactoren. Siebenter Jahrgang. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

38. **Neuhof (Lebrecht), Gedichte.** 8. Geh. 20 Ngr.

39. **Oertel (F. M.), Das Jahr 1847.** Zweiter Nachtrag zu den Genealogischen Tafeln des 19. Jahrhunderts. Quer 8. Geh. 12 Ngr.

Das Hauptwerk führt den Titel:

Genealogische Tafeln zur Staatengeschichte der germanischen und slawischen Völker im 19. Jahrhundert. Nebst einer genealogisch-statistischen Einleitung. Neue Ausgabe. Mit einem bis Ende 1846 fortgeführten Nachtrage. 1847. Quer 8. Cart. 1 Thlr. 15 Ngr.

Für die Besitzer der ersten Ausgabe hieraus einzeln:

Die Jahre 1845 und 1846. Erster Nachtrag zu den Genealogischen Tafeln des 19. Jahrhunderts. Quer 8. 1847. 16 Ngr.

40. **Palmblad (F. W.), Aurora Königsmark und ihre Verwandten.** Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Aus dem Schwedischen. Erster und zweiter Theil. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

Früher erschien bereits ebendaselbst:

Cramer (F. M. G.), Denkwürdigkeiten der Gräfin Maria Aurora Königsmark und der Königsmark'schen Familie. Nach bisher unbekannten Quellen. Zwei Bände. Gr. 8. 1836. 3 Thlr.

41. **Pfeiffer (L.), Monographia Heliceorum viventium.** Sistens descriptiones systematicas et criticas omnium hujus familiae generum et specierum hodie cognitarum. Zwei Bände. Gr. 8. Geh. 9 Thlr. 10 Ngr.

Das Werk ist auch in 7 Heften zu 1 Thlr. 10 Ngr. zu beziehen.

42. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Sechster Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

In das **Pfennig-Magazin** werden Anzeigen aller Art aufgenommen und die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von ¼ Thlr. für das Tausend beigelegt.

Der erste bis zehnte Jahrgang des **Pfennig-Magazin** kostet zusammengenommen statt 19 Thlr. 15 Ngr. im herabgesetzten Preise nur 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrgang 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrgang 5 Thlr., einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Der Neuen Folge erster bis fünfter Jahrgang (1843—47) kosten jeder 2 Thlr.

Ebenfalls im Preise herabgesetzt sind folgende Schriften:

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. Früher 5 Thlr. **Jetzt** 2 Thlr. 15 Ngr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. Früher 6 Thlr. **Jetzt** 2 Thlr.

National-Magazin. Ein Band. Früher 2 Thlr. Jetzt 20 Ngr.

Letztere vier Bände zusammengenommen **nur 2 Thlr.**

43. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Dreizehnter Theil. Neue Folge. Erster Theil. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Die erste Folge besteht aus 12 Theilen, die 1842—47 erschienen sind; der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis zwölfte Theil jeder 2 Thlr.

44. **Prescott (W. H.), Geschichte der Eroberung von Peru.** Mit einer einleitenden Uebersicht des Bildungszustandes unter den Inkas. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Mit einer Karte von Peru. Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

Von W. H. Prescott erschien bereits in demselben Verlage:

Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Gr. 8. 1843. 6 Thlr.

Geschichte der Eroberung von Mexico mit einer einleitenden Uebersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Mit 2 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1845. 6 Thlr.

(Der Beschluß folgt.)

Bei **Julius Bädeker** in **Elberfeld** und **Iserlohn** erschienen soeben und sind in allen Buchhandlungen zu haben:

Gedichte
von
Henriette Davidis.
Zweite Auflage. Eleg. geh. 1 Thlr.

Märzgesänge.
Fünfundzwanzig Zeitgedichte
von
Adolf Schults.
Elegant cartonnirt. 1 Thlr.

Lieder aus Wisconsin
von
Adolf Schults.
Elegant cartonnirt. 12 Sgr.

Auch **für 1849** erscheint im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig:**

Illustrirte Zeitung für die Jugend. Herausgegeben von **A. Kell.** Vierter Jahrgang. 52 Nummern, jede von einem Bogen mit vielen Illustrationen. Preis des Quartals 15 Ngr.

Die erste Nummer ist bereits ausgegeben und auch als Probe durch alle Buchhandlungen und Postämter zu beziehen.

Jeder der frühern Jahrgänge kostet sauber geheftet 2 Thlr., elegant gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

Durch alle Buchhandlungen ist von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** zu beziehen:

Taylor (Henry), Philipp van Artevelde. Ein dramatisches Gedicht in fünf Acten. Aus dem Englischen übersetzt von **Adolf Heimann.** 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Literarischer Anzeiger.

1849. № III.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1848 bei

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

(Beschluß aus Nr. II.)

45. **Pritzel (G. A.), Thesaurus literaturae botanicae** omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia operum recensens. Erste bis vierte Lieferung. Gr. 4. 1847—48. Jede Lieferung auf feinstem Maschinenpapier 2 Thlr., auf Schreib-Velinpapier 3 Thlr.

46. **Rank (J.), Eine Mutter vom Lande.** Erzählung. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 6 Ngr.

47. **Raumer (F. von), Reden die in Frankfurt nicht gehalten wurden.** (I—VI.) Gr. 12. Geh. 5 Ngr.

48. **Raumer (K. von), Lehrbuch der allgemeinen Geographie.** Dritte vermehrte Auflage. Mit 6 Kupfertafeln. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 18 Ngr.

   Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

   Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. 1844. 6 Ngr.

   Palästina. Zweite vermehrte Auflage. Mit einem Plane von Jerusalem, einer Karte der Umgegend von Sichem und dem Grundrisse der Kirche des heiligen Grabes. Gr. 8. 1838. Mit 2 Beilagen. 2 Thlr. 20 Ngr.

   Die Beilagen einzeln unter besondern Titeln:

   Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan. Mit einer Karte. 1847. 15 Ngr. Die Karte von Palästina einzeln 8 Ngr.

   Beiträge zur biblischen Geographie. Mit einem Höhendurchschnitt. 1843. 15 Ngr.

49. **Rellstab (L.), Gesammelte Schriften.** Neue Folge. Acht Bände. Gr. 12. 1846—48. Geh. 8 Thlr.

   Mit dem achten Bande der Neuen Folge ist die Sammlung der Rellstab'schen Schriften geschlossen.

   Die **erste Folge** (12 Bände, 1843—44) kostet 12 Thlr. und enthält: **1812.** Dritte Auflage. **Sagen und romantische Erzählungen.** — **Kunstnovellen.** — **Novellen.** — **Auswahl aus der Reisebildergalerie.** — **Vermischtes.** — **Vermischte Schriften.** — **Dramatische Werke.** — **Gedichte.**

   Die **Neue Folge** enthält: **Algier und Paris im Jahre 1830.** Zweite Auflage. — **Erzählungen.** — **Dramatische Werke.** — **Musikalische Beurtheilungen.**

50. **Leipziger Repertorium der deutschen und ausländischen Literatur.** Unter Mitwirkung der Universität Leipzig herausgegeben vom Oberbibliothekar Dr. **E. G. Gersdorf.** Jahrgang 1848. 52 Hefte. Gr. 8. 12 Thlr.

51. **Ross (G.), Handbuch der chirurgischen Anatomie.** Gr. 8. 1848. Geh. 1 Thlr. 26 Ngr.

52. **Rußlands Novellendichter.** Uebertragen und mit biographisch-kritischen Einleitungen von **W. Wolfsohn.** Erster und zweiter Theil. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

   Der erste Theil enthält Novellen von **Helena Hahn** und **Alex. Puschkin**; der zweite Theil von **Nikolaus Pawlow.**

53. **Norddeutsche Sagen, Märchen und Gebräuche,** aus Mecklenburg, Pommern, der Mark, Sachsen, Thüringen, Braunschweig, Hanover, Oldenburg und Westfalen. Aus dem Munde des Volks gesammelt und herausgegeben von **A. Kuhn** und **W. Schwartz.** Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 15 Ngr.

   In demselben Verlage erschien bereits:

   Wolf (J. W.), Niederländische Sagen. Gesammelt und mit Anmerkungen herausgegeben. Mit 1 Kupfer. Gr. 8. 1843. 3 Thlr.

   ———, **Deutsche Märchen und Sagen.** Gesammelt und herausgegeben. Mit 3 Kupfern. Gr. 8. 1845. 3 Thlr.

54. **Sâma-Veda.** Die Hymnen des Sâma-Veda, herausgegeben, übersetzt und mit Glossar versehen von **T. Benfey.** Schmal gr. 4. Geh. 10 Thlr.

55. ——— Die Hymnen des Sâma-Veda, herausgegeben von **T. Benfey.** Schmal gr. 4. Geb. 6 Thlr.

56. **Schmid (A. Ch. J.), Handbuch des gegenwärtig geltenden gemeinen deutschen bürgerlichen Rechts.** Besonderer Theil. Erster und zweiter Band. Gr. 8. 1847—48. Geh. 2 Thlr.

   Dieses Werk wird in acht Bände zerfallen, von denen der letzte den allgemeinen Theil umfassen wird, die übrigen aber den besondern Theil bilden. Der erste Band enthält das Eigenthumsrecht, der zweite Band die Emphyteusis, die Superficies, die Erbleihe und das Lehnrecht.

57. **Schubert (F.), Handbuch der Forstchemie.** Mit 127 in den Text eingedruckten Holzschnitten. Gr. 8. 2 Thlr. 20 Ngr.

   Das Werk ist auch in 5 Heften zu 16 Ngr. zu beziehen.

58. **Sedgwick (Miß), Leben der Lucretia Marie Davidson.** Aus dem Englischen. Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

   Ebendaselbst erschien bereits im Jahre 1843:

   Irving (Washington), Biographie der jungen amerikanischen Dichterin Margarethe M. Davidson. Aus dem Englischen. Gr. 12. 18 Ngr.

59. **Spreu.** 16. Geh. 1 Thlr., geb. 1 Thlr. 8 Ngr.

   Verfasser dieser anziehenden Schrift ist F. von Raumer.

60. **Die Staatsverfassung Belgiens** vom 25. Februar 1831. (Mit den Abänderungen bis zum 26. Mai 1848.) Gr. 8. Geh. 3 Ngr.

61. **Sternberg (A. von), Berühmte deutsche Frauen des achtzehnten Jahrhunderts.** In Bildnissen zusammengestellt. Zwei Theile. Gr. 8. Geheftet 4 Thlr., gebunden 4 Thlr. 20 Ngr.

   I. Gräfin Aurora Königsmark. — Fürstin Amélie Galitzin. — Anna Luise Karsch. — Angelika Kauffmann. — Elisabeth Mara. — Frau von Krüdener. — Karoline Neuber.

   II. Katharina II. — Elisabeth Charlotte. — Maria Therese. — Anna Amalie, Herzogin von Sachsen-Weimar. — Gräfin Albany.

   In demselben Verlage ist von dem Verfasser auch erschienen:

   Fortunat. Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. 1838. 3 Thlr. 22 Ngr.

   Der Missionair. Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 12. 1842. 3 Thlr.

62. **Stieglitz (H.), Erinnerungen an Rom** und den Kirchenstaat im ersten Jahre seiner Verjüngung. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 15 Ngr.

63. **Tarnow (Fanny), Zwei Jahre in Petersburg.** Aus den Papieren eines alten Diplomaten. Zweite verbesserte Auflage. Gr. 12. 1 Thlr. 24 Ngr.

64. **Vollständiges Taschenbuch** der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **Christian Noback** und **Friedrich Noback.** Erstes bis zehntes Heft. (Aachen — Turin.) Breit 8. 1841—48. Jedes Heft 15 Ngr.

65. **Historisches Taschenbuch.** Herausgegeben von **F. von Raumer.** Neue Folge. Erster bis zehnter Jahrgang. Gr. 12. 1840—49. Cart. 23 Thlr. 15 Ngr.
Die erste Folge des **Historischen Taschenbuch** (10 Jahrg., 1830—39) kostet im **herabgesetzten Preise** 10 Thlr.; der erste bis fünfte Jahrg. zusammengenommen 5 Thlr., der sechste bis zehnte Jahrg. 5 Thlr.; einzelne Jahrgänge 1 Thlr. 10 Ngr. Die Jahrgänge der Neuen Folge kosten 2 Thlr. bis 2 Thlr. 15 Ngr.

66. **Taylor (Henry), Philipp van Artevelde.** Ein dramatisches Gedicht in fünf Acten. Aus dem Englischen übersetzt von **Adf. Heimann.** 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

67. **Therese** (Verfasserin der „Briefe aus dem Süden" ᵹc.), **Eine Reise nach Wien.** 8. Geh. 1 Thlr. 26 Ngr.
Im Jahre 1846 erschien von der Verfasserin daselbst:
Paris und die Alpenwelt. Gr. 12. 1 Thlr. 20 Ngr.

68. **Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel** nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. Erstes bis drittes Heft. (Strausse und Hühnerarten, Flugvögel, Steigvögel, Saugvögel und Singvögel.) Bogen 1—18 und Tafel I—XXX. Gr. 4. 1845—48. In Carton. Jedes Heft 4 Thlr.
Das Ganze wird in 10 Heften vollständig sein.
In demselben Verlage erschien:
Rhea. Zeitschrift für die gesammte Ornithologie. Im Vereine mit ornithologischen Freunden herausgegeben von Dr. **F. A. L. Thienemann.** Erstes Heft. Mit einer illuminirten Tafel. Gr. 8. 1846. 1 Thlr. 10 Ngr.

69. **Tieck (L.), Kritische Schriften.** Zum ersten Male gesammelt und mit einer Vorrede herausgegeben. Zwei Bände. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.

70. **Twesten (K.), Ein Patricier.** Trauerspiel in fünf Acten. 8. Geh. 20 Ngr.

71. **Underwood's** (Dr.) **Handbuch der Kinderkrankheiten.** Nach der 10. Ausgabe ins Deutsche übertragen von Dr. **F. W. Schulte.** Bevorwortet und mit neuen Zusätzen versehen von Dr. **F. J. Behrend.** Gr. 8. Geh. 3 Thlr. 15 Ngr.
Im Jahre 1843 erschien ebendaselbst:
Handbuch der Kinderkrankheiten. Nach Mittheilungen bewährter Aerzte herausgegeben von Dr. **A. Schnitzer** und Dr. **B. Wolff.** Zwei Bände. Gr. 8. 6 Thlr.

72. **Verdienen die Polen die Wiederherstellung ihrer politischen Unabhängigkeit? Welche Folgen würde eine solche für Deutschland haben?** Beantwortet im Laufe des April von einem Deutschen, welchem sein Vaterland mehr am Herzen liegt als die Polen. Gr. 8. Geh. 4 Ngr.

73. **Versuch zur Beantwortung einiger der durch die Commission für Erörterung der Gewerbs- und Arbeits-Verhältnisse in Sachsen aufgestellten Fragepunkte** von **A. Dufour-Feronce** und **Gustav Harkort.** (Zum Besten des Vereins der brotlosen Arbeiter.) Gr. 8. Geh. 5 Ngr.

74. **Voigts (F.), Novellen.** Erster und zweiter Theil. Gr. 12. Geh. 3 Thlr. 12 Ngr.

75. **Volks-Bibliothek.** Erster bis fünfter Band. Gr. 8. 1845—48. Geh. 5 Thlr.
Die erschienenen Bände dieser **Volks-Bibliothek** enthalten:
I. **Joachim Nettelbeck.** Von **Ch. L. Haken.** Zweite Auflage. 1 Thlr.
II. **Der alte Heim.** Von **G. W. Keßler.** Zweite Auflage. 1 Thlr.
III. **Die Sprichwörter der Deutschen.** Von **W. Körte.** Neue Ausgabe. 1 Thlr.
IV. **Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale.** Von **F. Gerstäcker.** 1 Thlr.
V. **Das Kriegsjahr 1813.** Von **R. Schneider.** Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. 1 Thlr.

76. **Die Allgemeine Deutsche Wechselordnung.** Mit Einleitung und Erläuterungen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

77. **Eine Woche.** Idyll-Novelle. Herausgegeben von dem **Einsiedler bei St. Johannes.** Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 4 Thlr.
Von dem Verfasser erschien im Jahre 1843 daselbst:
Die Wiederkehr. Eine Novelle. Drei Theile. Gr. 12. 6 Thlr. 15 Ngr.

78. **Zeitschrift für die historische Theologie.** In Verbindung mit der von **C. F. Illgen** gegründeten Historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von Dr. **C. W. Niedner.** Jahrgang 1848. 4 Hefte. Gr. 8. 4 Thlr.
Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 1½ Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

79. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortliche Redaction: Januar—Juni Professor **F. Bülau,** Juli—December Dr. **A. Kaiser.** Jahrgang 1848. Täglich außer den Beilagen eine Nummer. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.
Wird Nachmittags für den folgenden Tag ausgegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

Aus dem Verlage der Herren Joseph Max & Comp. in Breslau ist an mich übergegangen:

Tieck (L.), Dramaturgische Blätter. Nebst einem Anhange noch ungedruckter Aufsätze über das deutsche Theater und Berichten über die englische Bühne, geschrieben auf einer Reise im Jahre 1817. Zwei Bändchen. 8. Breslau, 1826. 3 Thlr. 10 Ngr.

Insertionen

aller Art werden in nachstehende im Verlage von F. A. Brockhaus in Leipzig für 1849 erscheinende Zeitschriften aufgenommen:

1) Deutsche Allgemeine Zeitung.

Von derselben erscheint täglich, mit Einschluß der Sonn- und Festtage, eine Nummer. Die **Insertionsgebühren** betragen für eine Zeile oder deren Raum 2 Ngr. **Besondere Beilagen** u. dgl. werden der Deutschen Allgemeinen Zeitung **nicht** beigelegt.

2) Blätter für literarische Unterhaltung.

Diese Zeitschrift wird wöchentlich und monatlich ausgegeben. Es gehört zu derselben ein **Literarischer Anzeiger**, und die **Insertionsgebühren** in demselben werden mit 2½ Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet, **besondere Beilagen** u. dgl. gegen eine Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt oder beigeheftet.

3) Pfennig-Magazin.

Vom **Pfennig-Magazin** erscheint wöchentlich eine Nummer von 1 Bogen. **Ankündigungen** werden gegen 3 Ngr. Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum in den Spalten des Blatts abgedruckt, **besondere Beilagen** u. dgl. gegen eine Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

4) Landwirthschaftliche Dorfzeitung.

Dieselbe erscheint wöchentlich nebst einem damit verbundenen **Unterhaltungsblatt für Stadt und Land**. **Ankündigungen** werden die Zeile oder deren Raum mit 2 Ngr. berechnet, **besondere Beilagen** u. dgl. derselben gegen eine Gebühr von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

5) Zeitschrift für die historische Theologie.

Dieselbe erscheint jährlich in vier Heften. Auf den Umschlägen werden **Inserate** abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 1½ Ngr., **besondere Beilagen** u. dgl. mit 1 Thlr. 15 Ngr. berechnet.

6) Die Gegenwart.

Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Von diesem Werke, das zugleich als ein **Supplement** zu allen Ausgaben des **Conversations-Lexikon** betrachtet werden kann, erscheinen monatlich 2—3 Hefte zu dem Preise von 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden. **Anzeigen** aller Art werden auf den Umschlägen abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in Leipzig erscheinen für **1849**:

7) Illustrirte Zeitung für die Jugend.

Beigegeben wird von Zeit zu Zeit ein **Literarischer Anzeiger**. Die **Insertionsgebühren** betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; **besondere Beilagen** u. dgl. werden für das Tausend mit 1 Thlr. berechnet.

8) Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft.

Dieser Zeitschrift ist ein **Literarischer Anzeiger** beigegeben. **Inserate** in demselben werden mit 2 Ngr. für den Raum einer Zeile berechnet; für **besondere Beilagen** u. dgl. ist 1 Thlr. zu vergüten.

Historische Schriften von W. H. Prescott.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Geschichte der Eroberung von Peru. Mit einer einleitenden Uebersicht des Bildungszustandes unter den Inkas. Aus dem Englischen übersetzt. Zwei Bände. Mit einer Karte von Peru. Gr. 8. 1848. Geh. 5 Thlr.

Geschichte Ferdinand's und Isabella's der Katholischen von Spanien. Zwei Bände. Gr. 8. 1843. 6 Thlr.

Geschichte der Eroberung von Mexico. Mit einer einleitenden Uebersicht des frühern mexicanischen Bildungszustandes und dem Leben des Eroberers Hernando Cortez. Zwei Bände. Mit 2 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1845. 6 Thlr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Bildersaal.

Darstellungen aus den Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des Lebens.

Erstes bis viertes Heft.

(*Nr. 1—[illegible].*)

Grossfolio. Jedes Heft 16 Ngr.

Der „**Bildersaal**" ist ein reicher Katalog von guten Holzschnitten, die im Besitze der Verlagshandlung sind, und von denen zu dabei bemerkten Preisen gute **Abklatsche** geliefert werden. Ebenso kann aber auch das **Werk** als ein nützliches, die mannichfaltigste Unterhaltung gewährendes **Bilderbuch**, namentlich zu Geschenken für die Jugend, empfohlen werden.

Preisherabsetzung des Pfennig-Magazin.

Um die frühern Bände des **Pfennig-Magazin**, dieser wohlfeilsten und zugleich reichhaltigsten
illustrirten Bibliothek für Belehrung und Unterhaltung,
dem Publicum noch leichter zugänglich zu machen, habe ich mich entschlossen, die ersten 15 Jahrgänge desselben von jetzt an folgendermaßen **im Preise herabzusetzen:**

I.—V. Band (1833—37) auf 4 Thlr.
VI.—X. Band (1838—42) auf 4 Thlr.
XI.—XV. Band (Neue Folge, I.—V. Band, 1843—47) auf 4 Thlr.
I.—XV. Band **zusammengenommen** auf 10 Thlr.
Einzelne Jahrgänge auf 1 Thlr.

(Der Neuen Folge sechster und siebenter Jahrgang, 1848 und 1849, kosten jeder 2 Thlr.)

Ferner wurden nachstehende mit vielen Abbildungen versehene Werke **bedeutend im Preise ermäßigt:**

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 15 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. } Jeder Band 10 Ngr.
National-Magazin. Ein Band. }

☞ **Bestellungen auf vorstehende Werke werden in allen Buchhandlungen angenommen.**

Leipzig, im Februar 1849. **F. A. Brockhaus.**

Jagdliteratur.

Vollständig ist jetzt bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Jester (F. E.),
Ueber die kleine Jagd,
zum Gebrauch angehender Jäger und Jagdliebhaber.

Dritte Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von
C. H. E. Freiherrn von Berg.

Zwei Bände.
Mit Lithographien und in den Text gedruckten Holzschnitten.

Gr. 8. 3 Thlr. 6 Ngr.
(Auch in 6 Heften zu 16 Ngr. zu beziehen.)

In demselben Verlage ist auch erschienen und zu **herabgesetzten Preisen** fortwährend zu haben:

Döbel (H. W.), Neueröffnete Jägerpractika. Vierte, zeitgemäß umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Abbildungen, Plänen und Vignetten. Gr. 4. 1828. 10 Thlr.
Herabgesetzter Preis 4 Thlr.

Winckell (G. F. D. aus dem), Handbuch für Jäger, Jagdberechtigte und Jagdliebhaber. Zweite, vermehrte und ganz neu umgearbeitete Auflage. Drei Theile. Mit Abbildungen. Gr. 8. 1820. 11 Thlr.
Herabgesetzter Preis 5 Thlr.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Fessler (J. A.),
Die Geschichten der Ungern
und ihrer Landsassen.

Zehn Bände. Mit Karten und Plänen.

Neue Ausgabe.
Erstes bis achtzehntes Heft.

Gr. 8. Preis eines Heftes 10 Ngr.

Diese neue Ausgabe erscheint in 40 monatlichen Heften, deren je vier einen Band bilden. **Vollständige** Exemplare des Werkes können zu dem Preise von 13 Thlr. 10 Ngr. = 20 Fl. C.-M. fortwährend geliefert werden.

Leipzig, im Februar 1849.

F. A. Brockhaus.

Sanskrit-Literatur.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschien soeben:

Die Hymnen des Sama-Veda,
herausgegeben, übersetzt und mit Glossar versehen von
Theodor Benfey.

Gr. 8. Geh. 10 Thlr. — Der **Text** besonders 6 Thlr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1849. № IV.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „**Blätter für literarische Unterhaltung**“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Soeben erschien und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Gegenwart.

Eine

encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände.

Neunzehntes Heft.

Inhalt: **Der Deutsche Bund seit 1830 bis zur Auflösung des Bundestages im Jahre 1848.** (Schluß.) — **Schleswig-Holstein bis zur Erhebung im Jahre 1848.** — **Die Slawen und die panslawistischen Tendenzen.**

„**Die Gegenwart**“ trägt den Charakter eines selbständigen in sich abgeschlossenen Werkes, ist jedoch zugleich als **ein Supplement** zu allen Ausgaben des

Conversations-Lexikon,

sowie als eine **Neue Folge** des so sehr verbreiteten **Conversations-Lexikon der Gegenwart** zu betrachten. **Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; jeden Monat werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste Band kostet** geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Leipzig, im März 1849.

F. A. Brockhaus.

In Verlage der **Decker**'schen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei in **Berlin** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Berliner Kalender für 1849. 23. Jahrgang, mit 7 Stahlstichen, elegant gebunden mit Goldschnitt. **Preis 2 Thlr.**

Inhalt: Biographische, historische und statistische Notizen zu den artistischen Beilagen. — An Deutschlands Söhne. — Preußens Lage vor dem Ausbruch des Krieges gegen Napoleon im Jahre 1813, von G. W. von Raumer. — Markgraf Alcibiades von Brandenburg, der Culmbacher, bis zu seinem Auftritt als Gegner des Kaisers, von Joh. Voigt. — Gallilei und Rom, von Alfred von Reumont. — Ueber mittelalterliche Kunstvorstellungen, von A. Hagen. — Genealogie der regierenden hohen Häuser und anderer fürstlicher Personen.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Twesten (Karl), Ein Patricier. Trauerspiel in fünf Acten. 8. Geh. 20 Ngr.

Leipzig, im März 1849.

F. A. Brockhaus.

Vollständig ist jetzt durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wilhelm Heinsius,

Allgemeines Bücher-Lexikon.

Neunter Band,

welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält.

Herausgegeben von **O. A. Schulz.**

Gr. 4. 11 Thlr. 20 Ngr., Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.

Der **zehnte Band**, bearbeitet von **A. Schiller**, die Jahre 1842—46 umfassend, ist jetzt bis zur neunten Lieferung (A—Röttger) ausgegeben. Die Fortsetzung erscheint in ununterbrochener rascher Folge, sodaß der Schluß bald zu erwarten ist.

☞ **Von den frühern Bänden von Heinsius' Bücher-Lexikon** liefere ich sowol **vollständige** Exemplare als auch **einzelne Bände zu den billigsten Bedingungen.**

Leipzig, im März 1849.

F. A. Brockhaus.

Das Pfennig-Magazin

für Belehrung und Unterhaltung.

Neue Folge. Siebenter Jahrgang. 1849.

Schmal gr. 4. 2 Thlr.

Wöchentlich erscheint eine Nummer. **Insertionsgebühren** für den Raum einer Zeile 3 Ngr.; **Beilagen** u. dgl. werden mit 3/4 Thlr. für das Tausend berechnet.

Februar. Nr. 318—321.

Inhalt: *Project einer Eisenbahn durch Nordamerika. — *Die Träger auf der Treppe. — Ueberlandreise um die Erde in den Jahren 1841 und 1842. (Fortsetzung.) — Die häßliche Nase. — Vom Schlangen- oder Otternkönig. — *Das Boot in der Brandung. — *Herr und Kutscher. — *Fischerboote am Strande. — Die geheimnißvolle Krähe. Eine Negergeschichte von Friedrich Gerstäcker. (Beschluß.) — Edelmuth eines Türken. — *Das Schnabelthier. — Ein heldenmüthiges Mädchen. — *Schlangen. — *Der Wilddieb. — Die Flibustier. — Der Thiergarten bei Kopenhagen. — Wie der Kaiman seine Jungen vertheidigt. — Dampfschiffahrt auf dem Kaspischen Meere. — *Schloß Loches. — Die Wirthshäuser in Brasilien. — Die Inguschen im Kaukasus. — *Alte und neue Zeit. — *Die Trinker. — Das Gesicht im Schlosse zu Stockholm. — Der Todtentanz der Arawaaks. — **Miscellen u. s. w.**

Die mit * bezeichneten Aufsätze enthalten Abbildungen.

Die ersten 15 Jahrgänge des **Pfennig-Magazin** sind wie folgt **im Preise herabgesetzt:**

I.—V. Band (1833—37) 4 Thlr.
VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.
XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Band, 1843—47) 4 Thlr.

Diese 15 Jahrgänge **zusammengenommen** 10 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr.
Der Neuen Folge sechster Jahrgang (1848) kostet 2 Thlr.

Ferner sind im **Preise bedeutend herabgesetzt:**

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. Einzelne Bände 15 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. }
National-Magazin. Ein Band. } Jeder Band 10 Ngr.

Leipzig, im März 1849.

F. A. Brockhaus.

In **dritter Auflage** erschien bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Briefe

von

Wilhelm von Humboldt

an eine Freundin.

Zwei Theile.

Mit einem Facsimile.

Gr. 8. Geheftet 4 Thlr. 12 Ngr.; gebunden 5 Thlr.

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Lehrbuch

der

allgemeinen Geographie.

Von

Karl von Raumer.

Dritte vermehrte Auflage.

Mit sechs Kupfertafeln.

Gr. 8. 1 Thlr. 18 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Beschreibung der Erdoberfläche. Eine Vorschule der Erdkunde. Vierte verbesserte Auflage. Gr. 8. 1844. 6 Ngr.

Palästina. Zweite vermehrte Auflage. Mit einem Plane von Jerusalem, einer Karte der Umgegend von Sichem und dem Grundrisse der Kirche des heiligen Grabes. Gr. 8. 1838. 1 Thlr. 20 Ngr. — Mit 2 Beilagen 2 Thlr. 20 Ngr.

Die Beilagen einzeln unter besondern Titeln:

Der Zug der Israeliten aus Aegypten nach Kanaan. Mit einer Karte. 1837. 15 Ngr.

Die Karte von Palästina einzeln 8 Ngr.

Beiträge zur biblischen Geographie. Mit einem Höhendurchschnitt. 1843. 15 Ngr.

Bei **Friedrich Fleischer** in **Leipzig** ist neu erschienen:

Becker, W. A., Gallus, oder römische Scenen aus dem Zeitalter August's. Zur genaueren Kenntniss des römischen Privatlebens. Zweite sehr vermehrte und berichtigte Ausgabe von Dr. **Wilh. Rein.** Drei Bände. Mit vielen eingedruckten Holzschnitten und lithographirten Tafeln. Preis 5 1/2 Thlr.

Hatte schon die erste Auflage dieses wichtigen Werkes sich eines so allgemeinen Beifalls zu erfreuen, so wird dasselbe auch der gegenwärtigen, als eines durch den unermüdeten Fleiss des Herausgebers so vervollkommten Werkes, gewiss nicht versagt werden.

Dabei wird auch auf das früher von dem verstorbenen Prof. **Becker** herausgegebene Werk:

Charikles. Bilder altgriechischer Sitten. Zur genaueren Kenntniss des griechischen Privatlebens. Zwei Bände mit Kupfern. Preis 4 3/4 Thlr.

als ein interessantes Seitenstück zu dem obigen Werke, aufmerksam gemacht.

In meinem Verlage ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Analekten für Frauenkrankheiten, oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. **Siebenten Bandes erstes Heft.** Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

Der erste bis sechste Band (jeder in 4 Heften) kosten 16 Thlr.

Leipzig, im März 1849.

F. A. Brockhaus.

Zeitschrift
für die
historische Theologie.

In Verbindung mit der von **C. F. Illgen** gegründeten historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von

Dr. **C. W. Niedner.**

Jahrgang 1849. Gr. 8. 4 Thlr.

Jährlich erscheinen vier Hefte. **Insertionsgebühren** für den Raum einer Zeile $1\frac{1}{2}$ Ngr.; **besondere Beilagen** u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

Erstes Heft.

Inhalt: I. Der Flacius'sche Erbsünde-Streit. Historisch-literarisch dargestellt von **Eduard Schmid**, Pfarrer zu Pfiffelbach bei Apolda in Sachsen-Weimar, ord. Mitglied der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig. — II. Friedrich's des Großen Religion und Toleranz. Aus seinen Werken dargestellt von Dr. **J. C. G. Johannsen**, Hauptpastor an der deutschen St. Petri-Kirche zu Kopenhagen. — III. Das Religionsgespräch zu Maulbronn 1564, actenmäßig dargestellt und kritisch beleuchtet von Dr. ph. **Karl Klunzinger** in Stuttgart.

Leipzig, im März 1849.

F. A. Brockhaus.

Soeben erschien bei **Louis Garcke** in **Merseburg** und ist durch alle gute Buchhandlungen zu beziehen:

Französisches Lesebuch von C. A. Radelli.

(Verfasser der französischen Grammatik.)

28 Bogen. Gr. 8. Geh. 25 Sgr.

In demselben Verlage erschien:

Praktische
französische Grammatik
zum Gebrauch
für Schulen, wie zum Privat- und Selbstunterricht.

Nach den neuesten Forschungen und Verbesserungen und nach einer höchst fasslichen Methode bearbeitet
von
C. A. Radelli.

1847. Gr. 8. Geh. 32 Bogen. 20 Sgr.

Diese Grammatik hat sich des ungetheilten Beifalls aller Sachverständigen zu erfreuen. Hohe und höchste Schulbehörden haben dieselbe empfohlen, ebenso praktische Lehrer der französischen Sprache, auch wurde dieselbe bereits vielfach in den verschiedensten Schulen eingeführt. Unter Andern schrieb der Provinzial-Schulrath der Provinz Sachsen, Dr. **Schaub** zu Magdeburg, kurz nach Erscheinen dieses Lesebuchs dem Verleger:

Ew. Wohlgeboren
danke ich verbindlichst für die gefällige Mittheilung der französischen Grammatik von Radelli, von deren Inhalt ich mit Vergnügen nähere Kenntniß genommen habe. Sehr gern bin ich bereit bei meinen Geschäftsreisen die Gymnasien auf dieselbe aufmerksam zu machen, und zur Einführung, wenn diese beantragt wird, das Meinige beizutragen &c.

Der Regierungs- und Schulrath Dr. **Trinkler** zu Merseburg schrieb dem Verleger ebenfalls:

Indem ich Ew. Wohlgeboren für das übersendete Exemplar der französischen Grammatik von Radelli verbindlichst danke, bin ich gern bereit, dieselbe bei vorkommender Gelegenheit zum Gebrauche in Schulen zu empfehlen, nachdem ich mich durch genauere Ansicht überzeugt, daß sie vor vielen andern Grammatiken, welche häufig in Schulen benutzt werden, anzuerkennende Vorzüge hat &c.

Der Oberlehrer Dr. **Genthe** am Gymnasium zu Eisleben gibt folgende Beurtheilung:

Die Praktische französische Grammatik von C. A. Radelli zeichnet sich durch Klarheit und Faßlichkeit, wie durch Reichhaltigkeit und Zweckmäßigkeit der Uebungsstücke, vor vielen ähnlichen Werken aus. Ich habe mich derselben seit einem Jahre bei öffentlichem wie Privatunterrichte mit gutem Erfolge bedient und kann sie mit vollster Ueberzeugung zur Einführung in Schulen jeder Art empfehlen.

In das vortheilhafteste Licht möchte diese Grammatik aber wol stellen und ihren hohen Werth besonders hervorzuheben geeignet sein nachstehende ausgezeichnete Kritik eines Franzosen, des Professor **Perregaux** in Stettin:

Il a toujours manqué en Allemagne un ouvrage, à l'usage des Allemands qui veulent apprendre la langue française, cet ouvrage si désiré vient de paraître, sous le titre de Grammaire pratique par A. Radelli.

Elle est aussi claire et facile qu'on peut le désirer, réunit tous les avantages dont ceux qui apprennent le français ont été privés jusqu'ici, une foule de remarques et de règles secondaires, jusqu'à maintenant inédites par tous les autres grammairiens, sont expliquées avec une Lucidité étonnante dans ce nouvel et excellent ouvrage.

On peut prédire à l'auteur un vrai succès, car il n'y a aucun doute qu'aussitôt que l'ouvrage sera connu et apprécié à sa valeur, il sera substitué dans tous les gymnases, pensions, et écoles aux autres ouvrages de ce genre qui n'y ont été usagées jusqu'à ce jour, que par défaut d'un livre semblable à celui qui est l'objet de cette critique.

Bei **Eduard Anton** in **Halle** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Leo, H., Lehrbuch der Universalgeschichte. Erster Band, die Einleitung und die alte Geschichte enthaltend. Dritte, zum Theil umgearbeitete Auflage. Gr. 8. Preis 2 Thlr. $18\frac{3}{4}$ Sgr.

Bei mir erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der neue Pitaval.

Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit.
Herausgegeben von
Dr. J. E. Hitzig und Dr. W. Häring (W. Alexis).

Dreizehnter Theil.
Neue Folge. Erster Theil.

Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Als besonderer Abdruck hieraus wird einzeln erlassen:
Der Leuenmord in Luzern. 20 Ngr.

Die erste Folge dieser Sammlung besteht aus 12 Theilen, die 1842—47 erschienen sind. Der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis zwölfte Theil jeder 2 Thlr.

Leipzig, im März 1849.

F. A. Brockhaus.

De la Démocratie en France.

Par

M. Guizot.

In-8. $7^1/_2$ Ngr.

Der Verfasser sagt in der Einleitung: „Plus je pense à la situation de mon pays, plus je demeure convaincu que son grand mal, le mal qui est au fond de tous ses maux, qui mine et détruit ses gouvernements et ses libertés, sa dignité et son bonheur, c'est le mal que j'attaque, ***l'idôlatrie démocratique.***"

Bei der Aehnlichkeit so mancher Zustände in Frankreich und Deutschland hat diese gehaltreiche Flugschrift auch für uns ihre hohe Bedeutung, und verdient die Beachtung, welche ihr von allen Seiten zu Theil wird und **im Laufe weniger Wochen vier Abdrücke** unserer **Ausgabe nöthig machte.**

Leipzig, *Brockhaus & Avenarius.*

Die Demokratie in Deutschland.

Von

C. von Wietersheim.

März 1849.

Gr. 12. Geh. 12 Ngr.

Diese Schrift eines frühern königl. sächsischen Staatsministers bildet ein interessantes Seitenstück zu der berühmten Schrift Guizot's über die Demokratie in Frankreich.

Leipzig, **F. A. Brockhaus.**

Soeben erschien im Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

***Thienemann* (Dr. *F. A. L.*),**

Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. **Viertes Heft. (Würger—Krähen.)** Bogen 19—24 und Tafel XXXI—XL. Gr. 4. In Carton. Preis 4 Thlr.

Das erste bis dritte Heft (Strausse und Hühnerarten, Flugvögel, Steigvögel, Saugvögel und Singvögel) erschienen zu demselben Preise 1845—48; das Ganze wird in 10 Heften vollständig sein.

In demselben Verlage erschien:

Rhea. Zeitschrift für die gesammte Ornithologie. Im Verein mit ornithologischen Freunden herausgegeben von Dr. *F. A. L. Thienemann.* Erstes Heft. Mit einer illuminirten Tafel. Gr. 8. 1846. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das zweite Heft ist unter der Presse.

In der **Hurter**'schen Buchhandlung in **Schaffhausen** erschien:

Studien über Altitalisches und Römisches Staats- und Rechtsleben, oder Vorschule der Römischen Staats- und Rechtsgeschichte. Von **Dr. Max. Nägelè,** Privatdocent an der Universität zu Heidelberg. **34** Bogen. Geh. **2** Fl. **42** Kr.

Vollständig ist jetzt bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die epidemische Cholera;

ein neuer Versuch über ihre Ursache, Natur und Behandlung, ihre Schutzmittel und die Furcht vor derselben.

Von

Dr. ***K. J. Heidler,***

k. k. Rath und Brunnenarzt zu Marienbad etc.

Zwei Abtheilungen.

Gr. 8. (28 Bogen.) Geh. 2 Thlr. = 3 Fl. C.-M.

Neu ist in diesem Versuche theils die Art der Forschung und Begründung der gewonnenen Resultate, theils aber sind es diese selbst.

Zur Empfehlung der neu erschienenen **Octavenschule** für Piano von **Kullak,** Op. 48, verweisen wir auf die Neue Zeitschrift für Musik vom 25. Jan.

Berlin, *Schlesinger*'sche Buch- und Musikhandlung.

Bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Der Staat, die Kirche und die Schule.

Ein Votum zunächst über die Zukunft der evangelisch-lutherischen Kirche und der Volksschule im Königreiche Sachsen. Von Dr. **C. B. Meißner,** Geh. Kirchen- und Schulrath.

Gr. 8. Geh. 18 Ngr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1849. № V.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2\frac{1}{2}$ Ngr.

Verzeichniss der Vorlesungen,

welche an der königlich bairischen Friedrich-Alexanders-Universität zu Erlangen im Sommer-Semester 1849 gehalten werden sollen.

Der gesetzliche Anfang ist am 16. April.

Theologische Facultät.

Dr. Engelhardt: Lehre von der Kirche mit besonderer Beziehung auf die Gegenwart, Uebungen des kirchenhistorischen Seminars, Kirchengeschichte, Dogmengeschichte. — Dr. Höfling: Uebungen des homiletischen und katechetischen Seminariums, Katechetik, Liturgik. — Dr. Thomasius: Dogmatik, Geschichte des kirchlichen Lehrbegriffs. — Dr. Hofmann: Jesaias Cap. 1—35, alttestamentliche Geschichte, Brief Pauli an die Römer. — Dr. Ebrard: alttestamentliche Einleitung, Dogmatik, praktische Theologie. — Dr. von Ammon: Symbolik und Polemik, Uebungen im Pastoralinstitute. — Dr. Schmid: Kirchengeschichte bis zur Reformation, kirchliche Statistik, Brief Pauli an die Epheser. — Schöberlein: Einleitung in die Dogmatik, Conversatorien über Dogmatik, Conversatorien über Ethik. — Dr. Nägelsbach: Exodus, Conversatorien über alt- und neutestamentliche Exegese.

Juristische Facultät.

Dr. Bucher: Pandektenrecht. — Dr. Schmidtlein: gemeinen und baierischen Criminalproceß, katholisches und protestantisches Kirchenrecht, ausgewählte Lehren aus dem Strafrechte. — Dr. Schelling: Philosophie des Rechts, Theorie der summarischen Processe, mit Einschluß des Concursprocesses, europäisches Völkerrecht. — Dr. von Scheurl: wird seine Vorlesungen nach seiner Rückkehr vom Landtage anzeigen. — Dr. Gerber: deutsche Staats- und Rechtsgeschichte, gemeines deutsches Staatsrecht. — Dr. Gengler: deutsches Privat- und Lehenrecht, französisches Civilrecht, gemeines deutsches Handels- und Wechselrecht, baierisches Hypothekenrecht. — Dr. Ordolff: äußere und innere Geschichte des römischen Rechts, römisches Erbrecht, Pandektenprakticum.

Medicinische Facultät.

Dr. Fleischmann: allgemeine menschliche Anatomie, allgemeine und besondere Physiologe des Menschen, Examinatorium über anatomische und physiologische Gegenstände. — Dr. Koch: Botanik, Obstbaumzacht, Zucht der Weinstöcke. — Dr. Leupoldt: Psychiatrie und psychisch-gerichtliche Medicin, Geschichte der Medicin in Verbindung mit der Geschichte der Gesundheit und der Krankheiten, Conversatorien über Gegenstände der Theorie der Medicin.. — Dr. Roßhirt: geburtshülfliche Klinik, Krankheiten des weiblichen Geschlechts, medicinisch-forensisches Prakticum. — Dr. Heyfelder: Augenheilkunde, chirurgische Klinik, cursus operationum. — Dr. Canstatt: specielle Pathologie und Therapie, gerichtliche Medicin, medicinische Klinik und Poliklinik. — Dr. Will: vergleichende Anatomie in Verbindung mit zootomischen Uebungen, Veterinärmedicin, zoologische Demonstrationen, Repetitorium über Physiologie. — Dr. Trott: Toxikologie, Receptirkunst. — Dr. Solbrig: psychiatrische Klinik, Einleitung zur praktischen Seelenheilkunde. — Dr. Wintrich: Kinderkrankheiten mit klinischen Erläuterungen, Krankheiten der Leber. — Dr. von Gorup-Besanez: Grundlehren der allgemeinen Chemie mit Experimenten und besonderer Berücksichtigung der Medicin und Pharmacie, physiologische und pathologische Chemie, analytisch- und praktisch-chemische Uebungen.

Philosophische Facultät.

Dr. Kastner: Gesammtnaturwissenschaft, Meteorologie, Experimentalphysik, Verein für Physik und Chemie. — Dr. Böttiger: Geschichte der neuesten Zeit, Geschichte der Deutschen bis auf das Jahr 1848, Geschichte des Königreichs Baiern. — Dr. Döderlein: Uebungen im Disputiren und Unterrichten, Idyllen des Theokrit, vergleichende Syntaxis der lateinischen und griechischen Sprache. — Dr. von Raumer: Mineralogie, Krystallkunde. — Dr. von Staudt: Elementarmathematik, Analysis. — Dr. Fischer: Geschichte der Philosophie mit besonderer Rücksicht auf die speculativen Systeme der neuern Zeit, speculative Ethik. — Dr. Nägelsbach: lateinische Stilübungen, Principien und Methodik der griechischen Syntax, Platon's Sophistes, römische Staatsalterthümer, Cicero's Rede pro Roscio Comoedo. — Dr. Fabri: Encyklopädie der Kameralwissenschaften, Finanzwissenschaft, Technologie. — Dr. Winterling: Aesthetik, Shakspeare's König Lear, englische, französische und italienische Sprache. — Dr. von Schaden: Philosophie des Christenthums, Psychologie und Anthropologie, Geschichte der neuern Philosophie von Descartes bis auf die Gegenwart herab. — Dr. von Raumer: geschichtliche Grammatik der deutschen Sprache, Erklärung gothischer und altgothischer Sprachproben. — Dr. Stahl: Finanzwissenschaft, über die socialistischen Theorien. — Dr. Heyder: Philosophie der Religion und Religionsgeschichte, Aristotelische Philosophie. — Dr. Martius: Experimentalpharmacie mit Berücksichtigung der Pharmacopoea bavarica, gerichtliche Chemie mit Vorführung jener Methoden, welche anzuwenden sind, um die verschiedenen Gifte in gerichtlich-medicinischen Fällen aufzufinden, Grundlehren der Chemie, Examinatorium. — Dr. Schnitzlein: allgemeine Botanik: Organographie, Morphonomie und Physiologie der Phanerogamen und Kryptogamen, praktische Uebungen im Untersuchen und Bestimmen der Pflanzen nebst Excursionen.

Die Tanzkunst lehrt Hübsch, die Fecht- und Schwimmkunst Quehl.

Die Universitätsbibliothek ist jeden Tag (mit Ausnahme des Sonnabends) von 1—2 Uhr, das Lesezimmer in denselben Stunden und Montags und Mittwochs von 1—3 Uhr, das Naturalien- und Kunstcabinet Mittwochs und Sonnabends von 1—2 Uhr geöffnet.

Vollständig ist jetzt bei **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** erschienen und in allen Buchhandluugen zu haben:

Handbuch

der

chirurgischen Anatomie

von

Dr. *Gustav Ross.*

Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 26 Ngr.

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1849 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipz

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

---

1. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortliche Redaction: Dr. **A. Kaiser.** Jahrgang 1849. Täglich außer den Beilagen eine Nummer. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.
   Wird Nachmittags für den folgenden Tag ausgegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

2. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1849. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.
   Wöchentlich werden sechs Nummern ausgegeben. Es gehört zu dieser Zeitschrift ein **Literarischer Anzeiger**, und die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt oder beigeheftet.

3. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe herausgegeben von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Zehnter Jahrgang. 52 Nummern. 4. 20 Ngr.
   Es erscheint wöchentlich 1 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

4. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Siebenter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.
   In das **Pfennig-Magazin** werden Anzeigen aller Art aufgenommen und die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.
   Wegen einer Preisermäßigung des **Pfennig-Magazin** siehe am Schlusse dieses Berichts.

5. **Zeitschrift für die historische Theologie.** In Verbindung mit der von C. F. Illgen gegründeten Historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von Dr. **C. W. Niedner.** Jahrgang 1849. 4 Hefte. Gr. 8. 4 Thlr.
   Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 1½ Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

---

6. **Bericht vom Jahre 1848 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig.** Herausgegeben von dem ersten Geschäftsführer der Gesellschaft Dr. **K. A. Espe.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.
   Die Berichte der Jahre 1835—47 haben denselben Preis.

7. **Carus (K. G.), System der Physiologie.** Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. In zwei Theilen. Siebentes und achtes Heft (Schluß). Gr. 8. Preis eines Heftes 1 Thlr.
   Das vollständige Werk kostet 8 Thlr.

8. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Neue Ausgabe. In 240 Lieferungen. Hundertsiebenundsechszigste bis hundertachtundsiebzigste Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung 2½ Ngr.
   Das Werk kostet vollständig 20 Thaler, es kann aber auch in beliebigen Ablieferungsterminen:
   in 15 Bänden zu dem Preise von 1 Thlr. 10 Ngr.,
   in 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr.,
   in 240 Lieferungen zu dem Preise von 2½ Ngr.
   nach und nach bezogen werden.
   ☞ Aeltere Auflagen des Conversations-Le[…] bei Abnahme eines Exemplars der neunten […] Preise von 12 Thlrn. angenommen, und dieser Betrag […] vollen Büchern geliefert. Der zu diesem Behufe […] druckte Katalog ist durch alle Buchhandlungen […]

9. **Systematischer Bilder-Atlas zum Conv[…] Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie […]senschaften und Künste.** — 500 in Stahl[…] Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämm[…]turwissenschaften, aus der Geographie, der […] des Alterthums, des Mittelalters und der Gegen[…] Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Bau[…] Zeiten und Völker, der Religion und Mythol[…] classischen und nichtclassischen Alterthums, der […] und bildenden Künste, der allgemeinen Techn[…] Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und […]gegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 […]gen. Hundertelfte und hundertzwölfte Lieferung. Jede Lieferung 6 Ngr.
   Die letzten Lieferungen des Werks werden bestimmt im […] Jahres 1849 erscheinen. Der den Abnehmern gratis zu lief[…] läuternde Text ist unter der Presse.

10. **Fessler (J. A.), Die Geschichten der U[…] und ihrer Landsassen.** Zehn Bände. Mit […] und Plänen. Neue Ausgabe in 40 monatlichen […]ten. Siebzehntes bis zwanzigstes Heft. Gr. 8. […] eines Heftes 10 Ngr.
    Vollständige Exemplare des Werks können fortwährend […] Preise von 13 Thlr. 10 Ngr. geliefert werden.

11. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung […] neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplem[…] zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie […] Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenw[…] In Heften. Funfzehntes bis zwanzigstes Heft. Gr[…] Jedes Heft 5 Ngr.
    Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen […] bilden; monatlich werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste […] kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.
    Ankündigungen werden auf den Umschlägen der Gegen[…] abgedruckt und der Raum einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.

12. **Gutzkow (K.), Neue Novellen.** I. Imagina U[…] Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

13. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexik[…]** Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende […] erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer […]scheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. S[…]** In Lieferungen zu 10 Bogen. Vierzehnte (letzte) Lief[…] (**Weigel—Zuafer**) Gr. 4. Jede Lieferung auf Druck[…] 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.
    Der vollständige Band kostet auf Druckpapier 11 Thlr. […] auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.

14. ——————————, Zehnter […] welcher die von 1842 bis Ende 1846 erschienenen […] und die Berichtigungen früherer Erscheinungen en[…] Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen […] Bogen. Neunte Lieferung. (**Partz — Röttger.**) […]

Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreib-: 1 Thlr. 6 Ngr.

erste und zweite Lieferung erschienen 1847, die dritte bis achte 1848 und die Fortsetzung wird in gleich rascher Folge ge- werden.

 frühern Bänden von Heinsius' „Bücher-Lexikon" sowol vollständige Exemplare als auch einzelne Bände Completirung zu den billigsten Bedingungen erlassen.

...oldt's (W. von) Briefe an eine Freundin. ...te Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. 8. Geheftet 4 Thlr. 12 Ngr., gebunden 5 Thlr.

...nger (G.), Wechselkunde für Kaufleute und ...ften, mit steter Berücksichtigung der Allgemeinen ...schen Wechselordnung. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Ebendaselbst erschien 1848:
Allgemeine Deutsche Wechselordnung. Mit Einleitung und Erläuterungen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.
(Herausgeber des letzten Werks ist Legationsrath Dr. F. Liebe, der Abgeordneter Braunschweigs an dem Wechselcongreß in Leipzig Antheil genommen hat.)

...isner (C. B.), Der Staat, die Kirche und die ...ule. Ein Votum zunächst über die Zukunft der evangelisch-lutherischen Kirche und der Volksschulen im Königreich Sachsen. Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

...ulze (E.), Die bezauberte Rose. Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Miniatur-Ausgabe. Zweite Auflage. Elegant gebunden 1 Thlr.

In der Octav-Ausgabe kostet **Die bezauberte Rose** (7. Auflage, ...) ebenfalls 1 Thlr., mit Kupfern 2 Thlr.; Prachtausgabe mit Kupfern 2 Thlr. 15 Ngr.

Ebendaselbst sind von E. Schulze erschienen:
Sämmtliche poetische Werke. Neue Auflage. Vier Bände. 8. 1822. 6 Thlr.; mit Kupfern 8 Thlr.; Prachtausgabe mit Kupfern 18 Thlr.
Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Zwei Theile. Neue Auflage. Zwei Bände. 8. 1822. 3 Thlr.; mit Kupfern 4 Thlr.; Prachtausgabe mit Kupfern 9 Thlr.
Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1819. 1 Thlr.
Vermischte Gedichte. Zweite Auflage. Gr. 12. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **Christian Noback** und **Friedrich Noback.** Elftes Heft. (**Turnhout — Wien.**) Breit 8. Jedes Heft 15 Ngr.

Das erste bis zehnte Heft (Aachen — Turin) haben denselben Preis; der Schluß des Werks ist bald zu erwarten.

Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. In zehn Heften. Viertes Heft. (**Würger — Krähen.**) Gr. 4. Jedes Heft 4 Thlr.

Das erste Heft (Strausse und Hühnerarten) erschien 1845, das zweite Heft (Flugvögel, Steigvögel, Sangvögel) 1846, das dritte Heft (Singvögel) 1848.

21. **Wietersheim (E. von), Die Demokratie in Deutschland.** Gr. 12. Geh. 12 Ngr.

Preisherabsetzungen.

Nachstehende Werke aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig** sind jetzt zu den beigesetzten **bedeutend ermäßigten Preisen** durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Taschenbücher.

Urania. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. 1839—48. Mit Bildnissen. 8. 18 Thlr. 20 Ngr. **Herabgesetzter Preis** 5 Thlr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

☞ Von ältern Jahrgängen der Urania sind 1836—38 noch in einigen Exemplaren vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 12 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von **F. von Raumer.** Zwanzig Jahrgänge. 1830—49. Gr. 12. 43 Thlr. 5 Ngr. **Herabgesetzter Preis**:
I.—XX. Jahrgang zusammengenommen 18 Thlr.
I.—X. Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.
XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I.—X., 1840—49) 10 Thlr.
Einzelne Jahrgänge (**mit Ausnahme des letzten Jahrgangs**) 1 Thlr. 10 Ngr.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von **J. Franck.** Sechs Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern. 8. 17 Thlr. **Herabgesetzter Preis** 4 Thlr.

☞ Der zweite bis sechste Jahrgang werden auch jeder einzeln erlassen zu dem Preise von 12 Ngr.

Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung. Erster bis funfzehnter Jahrgang. 1833—47. 39 Thlr. 15 Ngr. **Herabgesetzter Preis:**
I.—V. Band (1833—37) 4 Thlr.
VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.
XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Bd., 1843—47) 4 Thlr.
I.—XV. Band zusammengenommen 10 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr.

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. Einzelne Jahrgänge 15 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. } Jeder Band 10 Ngr.
National-Magazin. Ein Band. }

Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. Vier Bände. Mit 1238 bildlichen Darstellungen und 45 Landkarten. Gr. 4. 1837—41. 13 Thlr. 8 Ngr. **Herabgesetzter Preis** 3 Thlr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Vier Bände. Gr. 8. 1832—34. 8 Thlr. **Herabgesetzter Preis** 1 Thlr. 15 Ngr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart. Vier Bände (in 5 Abtheilungen). Gr. 8. 1838—41. 12 Thlr. **Herabgesetzter Preis** 3 Thlr.

Hübner (J.), Zeitungs- und Conversations-Lexikon. Einunddreißigste Auflage, dem jetzigen Stande der Cultur angemessen und mit vorzüglicher Rücksicht auf die nächste Vergangenheit und Gegenwart, besonders Deutschlands, erweitert, umgearbeitet und verbessert von **F. A. Rüder.** Mit 150 Bildnissen, vorzüglich ausgezeichneter lebender Deutscher. Vier Theile. Gr. 8. 1824—27. 13 Thlr. 15 Ngr. **Herabgesetzter Preis** 1 Thlr. 15 Ngr.

Lloyd (H. E.) und G. H. Nöhden, Neues englisch-deutsches und deutsch-englisches Handwörterbuch. Zweite Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. 1836. Cart. 2 Thlr. 20 Ngr. **Herabgesetzter Preis** 1 Thlr. 10 Ngr.

Ludwig (Ch.), Vollständiges deutsch-englisches und englisch-deutsches Wörterbuch. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. 1832. Cart. 2 Thlr. 10 Ngr. **Herabgesetzter Preis** 1 Thlr.

Deutsches Volksblatt. Eine Monatsschrift für das Volk und seine Freunde. Herausgegeben von **A. Haas.** Drei Jahrgänge. 1845—47. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr. **Herabgesetzter Preis** 16 Ngr. Einzeln jeder Jahrgang 8 Ngr.

Centralblatt. Ein Organ sämmtlicher deutscher Vereine für Volksbildung und ihre Freunde. Herausgegeben von **A. Haas.** 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr. **Herabgesetzter Preis** 8 Ngr.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** erschienen:

1. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von **Julius Kell.** Vierter Jahrgang. Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in schmal gr. 4. Mit vielen Ab-

Bericht

über die im Laufe des Jahres 1849 im Verlage von

F. A. Brockhaus in Leipzig

erschienenen neuen Werke und Fortsetzungen.

№ I, die Versendungen der Monate Januar, Februar und März enthaltend.

1. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortliche Redaction: Dr. **A. Kaiser.** Jahrgang 1849. Täglich außer den Beilagen eine Nummer. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

   Wird Nachmittags für den folgenden Tag ausgegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

2. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1849. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

   Wöchentlich werden sechs Nummern ausgegeben. Es gehört zu dieser Zeitschrift ein **Literarischer Anzeiger**, und die Insertionsgebühren betragen für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlrn. beigelegt oder beigeheftet.

3. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe herausgegeben von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Zehnter Jahrgang. 52 Nummern. 4. 20 Ngr.

   Es erscheint wöchentlich 1 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

4. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Siebenter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

   In das **Pfennig-Magazin** werden Anzeigen aller Art aufgenommen und die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

   Wegen einer Preisermäßigung des **Pfennig-Magazin** siehe am Schlusse dieses Berichts.

5. **Zeitschrift für die historische Theologie.** In Verbindung mit der von C. F. Illgen gegründeten Historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von Dr. **C. W. Niedner.** Jahrgang 1849. 4 Hefte. Gr. 8. 4 Thlr.

   Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 1½ Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

---

6. **Bericht vom Jahre 1848 an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig.** Herausgegeben von dem ersten Geschäftsführer der Gesellschaft Dr. **K. A. Espe.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

   Die Berichte der Jahre 1835—47 haben denselben Preis.

7. **Carus (K. G.), System der Physiologie.** Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. In zwei Theilen. Siebentes und achtes Heft (Schluß). Gr. 8. Preis eines Heftes 1 Thlr.

   Das vollständige Werk kostet 8 Thlr.

8. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** — Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Originalauflage. Neue Ausgabe. In 240 Lieferungen. Hundertsiebenundsechszigste bis hundertachtundsiebzigste Lieferung. Gr. 8. Jede Lieferung 2½ Ngr.

   Das Werk kostet vollständig 20 Thaler, es kann aber auch **in beliebigen Ablieferungsterminen:**
   in 15 **Bänden** zu dem Preise von 1 Thlr. 10 Ngr.,
   in 120 **Heften** zu dem Preise von 5 Ngr.,
   in 240 **Lieferungen** zu dem Preise von 2½ Ngr.
   nach und nach bezogen werden.

   ☞ **Aeltere Auflagen** des **Conversations-Lexikon** werden bei **Abnahme eines Exemplars der neunten Auflage** zu dem Preise von 12 Thlrn. angenommen, und dieser Betrag wird in werthvollen Büchern geliefert. **Der zu diesem Behufe besonders gedruckte Katalog ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.**

9. **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie ɩc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 Lieferungen. Hundertelfte und hundertzwölfte Lieferung. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.

   Die letzten Lieferungen des **Werks** werden bestimmt im Laufe des Jahres 1849 erscheinen. **Der den Abnehmern gratis** zu liefernde erläuternde Text ist unter der Presse.

10. **Fessler (J. A.), Die Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen.** Zehn Bände. Mit Karten und Plänen. Neue Ausgabe in 40 monatlichen Heften. Siebzehntes bis zwanzigstes Heft. Gr. 8. Preis eines Heftes 10 Ngr.

    Vollständige Exemplare des **Werks** können fortwährend zu dem Preise von 13 Thlr. 10 Ngr. geliefert werden.

11. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. (Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart.) In Heften. Funfzehntes bis zwanzigstes Heft. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

    Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; monatlich werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste Band kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

    Ankündigungen werden auf den **Umschlägen** der **Gegenwart** abgedruckt und der **Raum** einer Zeile wird mit 4 Ngr. berechnet.

12. **Gutzkow (K.), Neue Novellen.** I. Imagina Unruh. Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

13. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon ɩc.** Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. Schulz.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Vierzehnte (letzte) Lieferung. (**Weigel—Znafer**.) Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

    Der vollständige Band kostet auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.

14. ——————————, Zehnter Band, welcher die von 1842 bis Ende 1846 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Neunte Lieferung. (**Portz — Röttger.**) Gr. 4.

Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Die erste und zweite Lieferung erschienen 1847, die dritte bis achte Lieferung 1848 und die Fortsetzung wird in gleich rascher Folge geliefert werden.

Von frühern Bänden von Heinsius' „Bücher-Lexikon" werden sowol vollständige Exemplare als auch einzelne Bände zur Completirung zu den billigsten Bedingungen erlassen.

15. **Humboldt's (W. von) Briefe an eine Freundin.** Dritte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Gr. 8. Geheftet 4 Thlr. 12 Ngr., gebunden 5 Thlr.

16. **Kitzinger (G.), Wechselkunde für Kaufleute und Juristen,** mit steter Berücksichtigung der Allgemeinen Deutschen Wechselordnung. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Ebendaselbst erschien 1848:

Die Allgemeine Deutsche Wechselordnung. Mit Einleitung und Erläuterungen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Herausgeber des letzten Werks ist Legationsrath Dr. F. Liebe, der als Abgeordneter Braunschweigs an dem Wechselcongreß in Leipzig Antheil genommen hat.)

17. **Meißner (C. B.), Der Staat, die Kirche und die Schule.** Ein Votum zunächst über die Zukunft der evangelisch-lutherischen Kirche und der Volksschulen im Königreich Sachsen. Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

18. **Schulze (E.), Die bezauberte Rose.** Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Miniatur-Ausgabe. Zweite Auflage. Elegant gebunden 1 Thlr.

In der Octav-Ausgabe kostet **Die bezauberte Rose** (7. Auflage, 1844) ebenfalls 1 Thlr., mit Kupfern 2 Thlr.; Prachtausgabe mit Kupfern 2 Thlr. 15 Ngr.

Ebendaselbst sind von E. Schulze erschienen:

Sämmtliche poetische Werke. Neue Auflage. Vier Bände. 8. 1822. 6 Thlr.; mit Kupfern 8 Thlr.; Prachtausgabe mit Kupfern 18 Thlr.

Cäcilie. Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Zwei Theile. Neue Auflage. Zwei Bände. 8. 1822. 3 Thlr.; mit Kupfern 4 Thlr.; Prachtausgabe mit Kupfern 9 Thlr.

Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1819. 1 Thlr.

Vermischte Gedichte. Zweite Auflage. Gr. 12. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

19. **Vollständiges Taschenbuch** der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse, der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **Christian Noback** und **Friedrich Noback.** Elftes Heft. (**Turnhout — Wien.**) Breit 8. Jedes Heft 15 Ngr.

Das erste bis zehnte Heft (Aachen—Turin) haben denselben Preis; der Schluß des Werks ist bald zu erwarten.

20. **Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel** nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. In zehn Heften. Viertes Heft. (**Würger—Krähen.**) Gr. 4. Jedes Heft 4 Thlr.

Das erste Heft (Strausse und Hühnerarten) erschien 1845, das zweite Heft (Flugvögel, Steigvögel, Sangvögel) 1846, das dritte Heft (Singvögel) 1848.

21. **Wietersheim (E. von), Die Demokratie in Deutschland.** Gr. 12. Geh. 12 Ngr.

Preisherabsetzungen.

Nachstehende Werke aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus in Leipzig** sind jetzt zu den begesetzten bedeutend ermäßigten Preisen durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Taschenbücher.

Urania. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. 1839—48. Mit Bildnissen. 8. 18 Thlr. 20 Ngr. **Herabgesetzter Preis** 5 Thlr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

☞ Von ältern Jahrgängen der Urania sind 1836—38 noch in einigen Exemplaren vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 12 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von **F. von Raumer.** Zwanzig Jahrgänge. 1830—49. Gr 12. 43 Thlr. 5 Ngr. **Herabgesetzter Preis:**
I.—XX. Jahrgang zusammengenommen 18 Thlr.
I.—X. Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.
XI.—XX. Jahrgang (Neue Folge I.—X., 1840—49) 10 Thlr.
Einzelne Jahrgänge (**mit Ausnahme des letzten Jahrgangs**) 1 Thlr. 10 Ngr.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von **J. Franck.** Sechs Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern. 8. 17 Thlr. **Herabgesetzter Preis** 4 Thlr.

☞ Der zweite bis sechste Jahrgang werden auch jeder einzeln erlassen zu dem Preise von 12 Ngr.

Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung. Erster bis funfzehnter Jahrgang. 1833—47. 39 Thlr. 15 Ngr. **Herabgesetzter Preis:**
I.—V. Band (1833—37) 4 Thlr.
VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.
XI—XV. Band (Neue Folge I.—V. Bd., 1843—47) 4 Thlr.
I.—XV. Band zusammengenommen 10 Thlr.
Einzelne Jahrgänge 1 Thlr.

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. Einzelne Jahrgänge 15 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. } Jeder Band 10 Ngr.
National-Magazin. Ein Band. }

Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. Vier Bände. Mit 1238 bildlichen Darstellungen und 45 Landkarten. Gr. 4. 1837—41. 13 Thlr. 8 Ngr. **Herabgesetzter Preis** 3 Thlr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Vier Bände. Gr. 8. 1832—34. 8 Thlr. **Herabgesetzter Preis** 1 Thlr. 15 Ngr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart. Vier Bände (in 5 Abtheilungen). Gr. 8. 1838—41. 12 Thlr. **Herabgesetzter Preis** 3 Thlr.

Hübner (J.), Zeitungs- und Conversations-Lexikon. Einunddreißigste Auflage, dem jetzigen Stande der Cultur angemessen und mit vorzüglicher Rücksicht auf die nächste Vergangenheit und Gegenwart, besonders Deutschlands, erweitert, umgearbeitet und verbessert von **F. A. Rüder.** Mit 150 Bildnissen, vorzüglich ausgezeichneter lebender Deutscher. Vier Theile. Gr. 8. 1824—27. 13 Thlr. 15 Ngr. **Herabgesetzter Preis** 1 Thlr. 15 Ngr.

Lloyd (H. E.) und **G. H. Nöhden, Neues englisch-deutsches und deutsch-englisches Handwörterbuch.** Zweite Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. 1836. Cart. 2 Thlr. 20 Ngr. **Herabgesetzter Preis** 1 Thlr. 10 Ngr.

Ludwig (Ch.), Vollständiges deutsch-englisches und englisch-deutsches Wörterbuch. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. 1832. Cart. 2 Thlr. 10 Ngr. **Herabgesetzter Preis** 1 Thlr.

Deutsches Volksblatt. Eine Monatsschrift für das Volk und seine Freunde. Herausgegeben von **A. Haas.** Drei Jahrgänge. 1845—47. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr. **Herabgesetzter Preis** 16 Ngr. Einzeln jeder Jahrgang 8 Ngr.

Centralblatt. Ein Organ sämmtlicher deutscher Vereine für Volksbildung und ihre Freunde. Herausgegeben von **A. Haas.** 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr. **Herabgesetzter Preis** 8 Ngr.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in **Leipzig** erschienen:

1. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von **Julius Kell.** Vierter Jahrgang. Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in schmal gr. 4. Mit vielen Ab-

bildungen. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.; ein Quartal 15 Ngr.; ein einzelnes Monatsheft 6 Ngr.

Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten, ebenso vollständige Exemplare der ersten drei Jahrgänge, geheftet zu 2 Thlr., elegant gebunden 2 Thlr. 8 Ngr.

Inserate werden mit 2 Ngr. die Zeile berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

2. **Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft**, herausgegeben von den Geschäftsführern. Dritter Jahrgang. Gr. 8. Geh. Preis dieses Jahrgangs 4 Thlr.

Diese Zeitschrift erscheint jährlich in 4 Heften. Inserate werden in dem der Zeitschrift beigegebenen „Literarischen Anzeiger" abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 2 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen aber für 1 Thlr. beigeheftet.

---

3. **Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** Premier Cours. 3me édition. 8. Geh. 8 Ngr.

Der zweite Cursus erschien 1848 und kostet 10 Ngr.

4. ———, **A new, practical and easy method of learning the German language.** First course. 8. Geh. 10 Ngr.

5. **Chateaubriand (F. R. de), Mémoires d'outre-tombe.** Tome 1 à 3. 8. Geh. Preis eines Bandes 15 Ngr.

Wird 10 Bände umfassen.

6. **Guizot (F.), De la démocratie en France.** 8. Geh. 7½ Ngr.

Diese so viel Aufsehen erregende Flugschrift hat auch in Deutschland eine solche Beachtung gefunden, daß wir veranlaßt waren, unsere Ausgabe bereits vier mal zu drucken.

7. **Lamartine (A. de), Les Confidences.** 8. Geh.

Dieses Werk wird nur einen Band umfassen und ist in fünf Lieferungen zu 6 Ngr. bereits vollständig ausgegeben.

8. ———, **Raphaël**, pages de la vingtième année. 8. Geh. 22½ Ngr.

9. **Malczeski (Anton), Marja, powieść Ukraińska.** Elegante Miniaturausgabe. 16. Geh. 15 Ngr.; cart. 20 Ngr.; Prachtband mit Goldschnitt 25 Ngr.

In gleicher typographischer Ausstattung und zu gleichen Preisen erschienen früher in unserm Verlage:
Mickiewicz (Adam), Konrad Wallenrod. 16. 1846.
Zaleski (Bohdan), Duch od stepu. 16. 1847.

10. **Ralph (James), The Pocket Song-book**, being a collection of the most approved English songs; with twelve originals. 16mo. Geh. 15 Ngr. Velinpapier 24 Ngr.

Von demselben Herausgeber erschienen in unserm Verlage:
A guide to English conversation. Anleitung zur englischen Conversation, nebst kurzen grammatikalischen Anmerkungen für Schüler und zum Selbstunterricht. 12. 1847. Geh. 12 Ngr.
The English reader. Neues englisches Lesebuch für Anfänger, enthaltend leichte Erzählungen in Prosa mit Erklärungen für den Schul- und Selbstunterricht. 8. 1847. Geh. 12 Ngr.

11. **Repertorio universale** delle opere dell' Instituto archeologico dall' anno 1834—1843. Secondo e terzo lustro. 8vo gr. Roma, 1848.

Im Verlage der **Decker**'schen Geheimen Ober-Hofbuchdruckerei in **Berlin** sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Auswahl neuer und schön blühender Gewächse Venezuelas, beschrieben von ***H. Karsten.*** Mit 6 sauber colorirten Abbildungen von **C. F. Schmidt.** Erstes und zweites Heft. 1848. Gr. 4. à 2 Thlr.

Barnes, Jam., **Briefe über Gärtnerei.** Aus dem Englischen. 1846. 8. Geh. 22½ Sgr.

Cuthill, Jam., **Die Cultur der Frühkartoffeln im freien Lande, ohne künstliche Wärme.** Aus dem Englischen übersetzt. Mit einem Begleitungsworte von Dr. **Klotzsch.** 1848. 8. Geh. 2 Sgr.

Lesczcyc-Suminski (Graf), **Zur Entwickelungsgeschichte der Farrnkräuter.** 1848. Mit 6 Kupfertafeln. 4 Bogen. 4. 1 Thlr. Colorirt 2 Thlr.

Im Verlage von **M. Simion** in **Berlin** sind folgende Werke soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Sokrates und Christus, oder: Die logische und ethische Vernunft der philosophischen und geoffenbarten Religionslehre. Von Theodor Heinsius. Mit dem Bildniß des Verfassers. Preis 25 Sgr.

Aus der Zeit und aus dem Leben. Eine Erzählung, allen Volksfreunden gewidmet von Ferd. Schmidt. Preis 12 Sgr.

Dramaturgie. Von Theodor Mundt. In 10 Lieferungen. à 10 Sgr.

Allgemeine Literaturgeschichte. Von Theodor Mundt. Zweite, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Lieferung 1—9. à 7½ Sgr.

John Ford's dramatische Werke, übersetzt von Dr. M. Wiener. Erster Band: Das gebrochene Herz, Trauerspiel. Mit einem Vorworte von L. Tieck. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Spiegel der Frauen des Alterthums, für die reifere weibliche Jugend. Von F. D. Nicolas. Drei Bände. Preis 2 Thlr. 22½ Sgr. (Der erste Band: Götterlehre der Griechen und Römer — vortrefflich zum Unterricht — apart 22½ Sgr.)

Jugend-Bibliothek, herausgegeben von Gustav Nieritz. Jahrgang 1848. Erstes Bändchen. Subscriptionspreis für 6 Bände und Weihnachtsbuch 2 Thlr.

Die Großmutter. Jugend-Erzählung von Gustav Nieritz. Preis 10 Sgr.

Der Cantor von Seeberg. Jugend-Erzählung von Gustav Nieritz. Zweite Auflage. Preis 10 Sgr.

Mutterliebe und Brudertreue. Jugend-Erzählung von Gustav Nieritz. Zweite Auflage. Preis 10 Sgr.

Das wüste Schloß. Jugend-Erzählung von Gustav Nieritz. Zweite Auflage. Preis 10 Sgr.

Belisar. Jugend-Erzählung von Gustav Nieritz. Dritte Auflage. Preis 7½ Sgr.

Die Deportirten in Australien. Jugend-Erzählung von A. Winter. Preis 10 Sgr.

Der Glücksschiffer. Eine Seemanns-Erzählung (für die Jugend) von H. Smidt. Preis 10 Sgr.

Vöglein Roth und Vöglein Blau. Dramatisches Märchen für große und kleine Kinder. Von der Verf. der Häschen- und Kätzchen-Geschichte. Mit 4 Zeichnungen von Th. Hosemann. Preis 10 Sgr.

Schauspiele für die Jugend und gesellschaftliche Kreise. Herausgegeben von K. L. Kannegießer. Siebentes bis neuntes Bändchen. à 5 Sgr.

Michael de Ruiter. Von H. Smidt. Vier Bände. Taschen-Ausgabe. Preis 1 Thlr. 15 Sgr.

Volks-Taschenbuch für 1848. Herausgegeben von K. Steffens. Mit Stahlstichen und Holzschnitten. Preis 10 Sgr.

Der Hausfreund in Hütten und Palästen. Herausgegeben von K. Steffens. Fünfter Band. Preis 1 Thlr. 5 Sgr.

Druck und Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1849. № VI.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung" beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.

Bericht

über die

Verlagsunternehmungen für 1849

von

F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

I. An Zeitschriften erscheint für 1849:

1. **Deutsche Allgemeine Zeitung.** Verantwortliche Redaction: Dr. **A. Kaiser.** Jahrgang 1849. Täglich außer den Beilagen eine Nummer. Hoch 4. Pränumerationspreis vierteljährlich 2 Thlr.

   Wird Nachmittags für den folgenden Tag ausgegeben. Die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 2 Ngr. Besondere Beilagen u. dgl. werden nicht beigelegt.

2. **Blätter für literarische Unterhaltung.** Herausgeber: **Heinrich Brockhaus.** Jahrgang 1849. 312 Nummern. Gr. 4. 12 Thlr.

   Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich 6 Nummern, dieselbe kann aber auch in Monatsheften bezogen werden.

   Hierzu gehört ein **Literarischer Anzeiger**, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum 2½ Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 3 Thlr. beigelegt oder beigeheftet.

3. **Landwirthschaftliche Dorfzeitung.** Unter Mitwirkung einer Gesellschaft praktischer Land-, Haus- und Forstwirthe herausgegeben von **William Löbe.** Mit einem Beiblatt: **Gemeinnütziges Unterhaltungsblatt für Stadt und Land.** Zehnter Jahrgang. 52 Nummern. 4. 20 Ngr.

   Es erscheint wöchentlich 1 Bogen. Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 2 Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

4. **Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung.** Neue Folge. Siebenter Jahrgang. 52 Nummern. Mit vielen Abbildungen. Schmal gr. 4. 2 Thlr.

   In das **Pfennig-Magazin** werden Anzeigen aller Art aufgenommen und die Insertionsgebühren betragen für den Raum einer Zeile 3 Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von ¾ Thlr. für das Tausend beigelegt.

   Wegen einer Preisermäßigung des **Pfennig-Magazin** siehe am Schlusse dieses Berichts.

5. **Zeitschrift für die historische Theologie.** In Verbindung mit der von C. F. Illgen gegründeten Historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig herausgegeben von Dr. **C. W. Niedner.** Jahrgang 1849. 4 Hefte. Gr. 8. 4 Thlr.

   Insertionsgebühren für den Raum einer Zeile 1½ Ngr.; besondere Beilagen u. dgl. werden gegen Vergütung von 1 Thlr. 15 Ngr. beigelegt.

II. An Fortsetzungen erscheint:

6. **Analekten für Frauenkrankheiten,** oder Sammlung der vorzüglichsten Abhandlungen, Monographien, Preisschriften, Dissertationen und Notizen des In- und Auslandes über die Krankheiten des Weibes und über die Zustände der Schwangerschaft und des Wochenbettes. Herausgegeben von einem Vereine praktischer Ärzte. Siebenten Bandes zweites Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 20 Ngr.

   Der erste bis sechste Band, jeder in 4 Heften (1837—46), kosten 16 Thlr.; das erste Heft des siebenten Bandes erschien 1848.

7. **Bericht vom Jahre 1848** an die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer in Leipzig. Herausgegeben von dem ersten Geschäftsführer der Gesellschaft Dr. **K. A. Espe.** Gr. 8. Geh. 12 Ngr.

   Die Berichte der Jahre 1835—47 haben gleichen Preis.

8. **Ausgewählte Bibliothek der Classiker des Auslandes.** Mit biographisch-literarischen Einleitungen. Achtundsechszigster Band und folgende. Gr. 12. Geh.

   Die erschienenen Bände dieser Sammlung sind unter besondern Titeln einzeln zu erhalten:

   I. II. **Bremer,** Die Nachbarn. Vierte Auflage. 20 Ngr. — III. **Gomes,** Ignez de Castro, übersetzt von Wittich. 20 Ngr. — IV. **Dante,** Das neue Leben, übersetzt von Förster. 20 Ngr. — V. **Bremer,** Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. 10 Ngr. — VI. VII. **Bremer,** Nina. Dritte Auflage. 20 Ngr. — VIII. IX. **Bremer,** Das Haus. Vierte Auflage. 20 Ngr. — X. **Bremer,** Die Familie H. Zweite Auflage. 10 Ngr. — XI. **Prevost d'Exiles,** Geschichte der Manon Lescaut, übersetzt von Bülow. 20 Ngr. — XII. XIII. **Dante,** Lyrische Gedichte, übersetzt und erklärt von Kannegießer und Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 12 Ngr. — XIV. **Tassoni,** Der geraubte Eimer, übersetzt von Kritz. 1 Thlr. 9 Ngr. — XV. **Bremer,** Kleinere Erzählungen. 10 Ngr. — XVI. **Bremer,** Streit und Friede. Dritte Auflage. 10 Ngr. — XVII. **Voltaire,** Die Henriade, übersetzt von Schröder. 1 Thlr. — XVIII. **Gustav III.,** Schauspiele, übersetzt von Eichel. 1 Thlr. 6 Ngr. — XIX. **Sjöberg** (Vitalis), Gedichte, übersetzt von Kannegießer. 20 Ngr. — XX—XXII. **Boccaccio,** Das Dekameron, übersetzt von Witte. Zweite Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXIII—XXV. **Dante,** Die göttliche Komödie, übersetzt von Kannegießer. Vierte Auflage. 2 Thlr. 15 Ngr. — XXVI. Celestina. Eine dramatische Novelle. Aus dem Spanischen übersetzt von Bülow. 1 Thlr. 6 Ngr. — XXVII. XXVIII. **Somadeva Bhatta's** Märchensammlung, übersetzt von Brockhaus. 1 Thlr. 18 Ngr. — XXIX. XXX. **Bremer,** Ein Tagebuch. 20 Ngr. — XXXI. XXXII. **Tasso,** Lyrische Gedichte, übersetzt von Förster. Zweite Auflage. 1 Thlr. 15 Ngr. — XXXIII. Hitopadesa. Aus dem Sanskrit übersetzt von Müller. 20 Ngr. — XXXIV. XXXV. Indische Gedichte. In deutschen Nachbildungen von Hoefer. 2 Thlr. — XXXVI—XXXVIII. **Calderon,** Schauspiele, übersetzt von Martin. 3 Thlr. — XXXIX. XL. **Dante,** Prosaische Schriften, übersetzt von Kannegießer. 2 Thlr. — XLI. XLII. **Bremer,** In Dalekarlien. 20 Ngr. — XLIII—LIII. **Sue,** Der ewige Jude. 3 Thlr. 10 Ngr. — LIV. LV. **Machiavelli,** Florentinische Geschichten, übersetzt von Reumont. 3 Thlr. — LVI. **Sadi's** Rosengarten, übersetzt von Graf. 1 Thlr. 6 Ngr. — LVII. **Herculano,** Eurich, der Priester der Gothen, übersetzt von Heine. 20 Ngr. — LVIII. LIX. **Tasso,** Das befreite Jerusalem, übersetzt von Streckfuß. Vierte Auflage. 1 Thlr. — LX—LXII. **Staël,** Delphine. Zweite Auflage. 2 Thlr. — LXIII. **Foscolo,** Letzte Briefe des Jacopo Ortis, übersetzt von Lautsch. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXIV. **Holberg,** Nils Klim's Wallfahrt in die Unterwelt, übersetzt von Wolf. Zweite Auflage. 1 Thlr. — LXV—LXVII. **Bremer,** Geschwisterleben. 1 Thlr. — LXVIII. LXIX. **Bremer,** Sommerreise. Eine Wallfahrt. 20 Ngr.

9. **Carus (K. G.), System der Physiologie.** Zweite, völlig umgearbeitete und sehr vermehrte Auflage. In zwei Theilen. Siebentes und achtes Heft. Gr. 8. Preis eines Heftes 1 Thlr.

Das Werk ist mit dem achten Hefte geschlossen und bereits vollständig ausgegeben.

10. **Conversations-Lexikon. — Allgemeine deutsche Real-Encyklopädie für die gebildeten Stände.** Neunte, verbesserte und sehr vermehrte Original-Auflage. In 240 Lieferungen. Hundertundsiebenundsechzigste Lieferung und folgende. Gr. 8. Jede Lieferung 2½ Ngr.

Das Werk kostet vollständig 20 Thaler, es kann aber auch in beliebigen Ablieferungsterminen:
in 15 Bänden zu dem Preise von 1 Thlr. 10 Ngr.,
in 120 Heften zu dem Preise von 5 Ngr.,
in 240 Lieferungen zu dem Preise von 2½ Ngr.
nach und nach bezogen werden.

☞ Aeltere Auflagen des Conversations-Lexikon werden bei Abnahme eines Exemplars der neunten Auflage zu dem Preise von 12 Thalern angenommen, und dieser Betrag wird in werthvollen Büchern geliefert. Der zu diesem Behufe besonders gedruckte Katalog ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

11. ———————. **Systematischer Bilder-Atlas zum Conversations-Lexikon. — Ikonographische Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.** — 500 in Stahl gestochene Blätter in Quart mit Darstellungen aus sämmtlichen Naturwissenschaften, aus der Geographie, der Völkerkunde des Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart, dem Kriegs- und Seewesen, der Denkmale der Baukunst aller Zeiten und Völker, der Religion und Mythologie des classischen und nichtclassischen Alterthums, der zeichnenden und bildenden Künste, der allgemeinen Technologie ꝛc. Nebst einem erläuternden Text. Entworfen und herausgegeben von **J. G. Heck.** Vollständig in 120 Lieferungen. Hundertundelfte Lieferung und folgende. Gr. 4. Jede Lieferung 6 Ngr.

Die letzten Lieferungen des Werks werden bestimmt im Laufe des Jahres 1849 erscheinen. Der den Abnehmern gratis zu liefernde erläuternde Text ist unter der Presse.

12. **Allgemeine Encyklopädie der Wissenschaften und Künste in alphabetischer Folge von genannten Schriftstellern bearbeitet und herausgegeben von J. S. Ersch und J. G. Gruber.** Mit Kupfern und Karten. Gr. 4. Cart. Pränumerationspreis für den Theil auf Druckpapier 3 Thlr. 25 Ngr., auf Velinpapier 5 Thlr.

Erste Section (A—G). Herausgegeben von J. G. Gruber. Neunundvierzigster Theil und folgende.
Zweite Section (H—N). Herausgegeben von A. G. Hoffmann. Siebenundzwanzigster Theil und folgende.
Dritte Section (O—Z). Herausgegeben von M. H. E. Meier. Fünfundzwanzigster Theil und folgende.

Frühern Subscribenten auf die Allgemeine Encyklopädie, welchen eine größere Reihe von Theilen fehlt, sowie Solchen, die als Abonnenten neu eintreten wollen, werden die den Ankauf erleichterndsten Bedingungen zugesichert.

13. **Encyklopädie der medicinischen Wissenschaften,** methodisch bearbeitet von einem Vereine von Ärzten, unter Redaction des Dr. **A. Moser.** Vierte Abtheilung, zweiter Band. Gr. 12. Geh.

Die erschienenen Abtheilungen einzeln unter besondern Titeln:
I. Handbuch der topographischen Anatomie, mit besonderer Berücksichtigung der chirurgischen Anatomie, zum Gebrauch für Ärzte und Studirende. Von L. Roehmann. 1844. 3 Thlr.
II. Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie, bearbeitet von L. Posner. Drei Bände. 1845—47. 7 Thlr.
III. Die medicinische Diagnostik und Semiotik, oder die Lehre von der Erforschung und der Bedeutung der Krankheitserscheinungen bei den innern Krankheiten des Menschen, bearbeitet von A. Moser. 1845. 2 Thlr.
IV. Geschichte der Medicin, bearbeitet von E. Morwitz. Erster Band. 1848. 2 Thlr.

14. **Fessler (J. A.), Die Geschichten der Ungern und ihrer Landsassen.** Zehn Bände. Mit Karten und Plänen. Neue Ausgabe in 40 monatlichen Heften. Siebzehntes Heft und folgende. Gr. 8. Preis eines Heftes 10 Ngr.

Vollständige Exemplare des Werks können zu dem Preise von 13 Thlr. 10 Ngr. fortwährend geliefert werden.

15. **Gagern (H. C. E., Freiherr von), Civilisation.** In drei Theilen. Zweiter und dritter Theil. Gr. 8. Geh.

Eine Fortsetzung von des Verfassers bekanntem Werke: „Die Resultate der Sittengeschichte", die Abschnitte VII, VIII, IX desselben: Wohnung, Arbeit und Eigenthum, oder die Familie, enthaltend. Der erste Theil erschien 1847 und kostet 2 Thlr. 8 Ngr.

Von dem Verfasser erschien in demselben Verlage:
Kritik des Völkerrechts. Mit praktischer Anwendung auf unsere Zeit. Gr. 8. 1840. 1 Thlr. 25 Ngr.
Der zweite Pariser Frieden. Zwei Theile. — A. u. d. T.: Mein Antheil an der Politik. V. Gr. 8. 1844. 3 Thlr. 18 Ngr.
Zweite Ansprache an die deutsche Nation über die kirchlichen Wirren, ihre Ermäßigung und möglichen Ausgang. Gr. 8. 1846. 15 Ngr.

16. **Die Gegenwart.** Eine encyklopädische Darstellung der neuesten Zeitgeschichte für alle Stände. Ein Supplement zu allen Ausgaben des Conversations-Lexikon, sowie eine Neue Folge des Conversations-Lexikon der Gegenwart. In Heften. Funfzehntes Heft und folgende. Gr. 8. Jedes Heft 5 Ngr.

Das Werk erscheint in Heften zu 5 Ngr., deren 12 einen Band bilden; monatlich werden 2—3 Hefte ausgegeben. Der erste Band (Heft 1—12) kostet geheftet 2 Thlr., gebunden 2 Thlr. 10 Ngr.

Anzeigen aller Art werden auf den Umschlägen der Gegenwart abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 4 Ngr. berechnet.

17. **Giebel (C. G.), Fauna der Vorwelt,** mit steter Berücksichtigung der lebenden Thiere. Monographisch dargestellt. In vier Bänden. Zweiter Band und folgende. Gr. 8. Geh.

Der erste Band (Wirbelthiere) zerfällt in drei Abtheilungen: I. Die Säugethiere der Vorwelt, 1 Thlr. 18 Ngr.; II. Die Vögel und Amphibien der Vorwelt, 1 Thlr. 10 Ngr.; III. Die Fische der Vorwelt, 2 Thlr. 20 Ngr.

Der zweite Band wird die Gliederthiere, der dritte und vierte Band die Bauchthiere behandeln. Jede Abtheilung bildet ein abgeschlossenes Ganzes.

18. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon,** oder alphabetisches Verzeichniß aller von 1700 bis zu Ende 1841 erschienenen Bücher, welche in Deutschland und in den durch Sprache und Literatur damit verwandten Ländern gedruckt worden sind. Neunter Band, welcher die von 1835 bis Ende 1841 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **O. A. Schulz.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Vierzehnte (letzte) Lieferung. Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Der vollständige Band kostet auf Druckpapier 11 Thlr. 20 Ngr., auf Schreibpapier 16 Thlr. 24 Ngr.

19. **Heinsius (W.), Allgemeines Bücher-Lexikon** ꝛc. Zehnter Band, welcher die von 1842 bis Ende 1846 erschienenen Bücher und die Berichtigungen früherer Erscheinungen enthält. Herausgegeben von **A. Schiller.** In Lieferungen zu 10 Bogen. Neunte Lieferung und folgende. Gr. 4. Jede Lieferung auf Druckpapier 25 Ngr., auf Schreibpapier 1 Thlr. 6 Ngr.

Die erste bis achte Lieferung (A—Perty) erschienen 1847—48 und die Fortsetzung wird in gleich rascher Folge geliefert werden; die neunte und zehnte Lieferung (Perty—Seifer) sind bereits ausgegeben.

Von frühern Bänden von Heinsius' „Bücher-Lexikon" werden sowol vollständige Exemplare als auch einzelne Bände zur Completirung zu den billigsten Bedingungen erlassen.

20. **Holzhausen (F. A.), Der Protestantismus in seiner geschichtlichen Entstehung, Begründung und Fortbildung.** In zwei Bänden. Zweiter Band. Gr. 8. Geh.

Der erste Band (1846) kostet 2 Thlr.

21. **Kratzmann (E.), Die neuere Medicin in Frankreich.** Nach Theorie und Praxis. Mit vergleichenden Blicken auf Deutschland. In zwei Abtheilungen. Zweite Abtheilung. Gr. 8. Geh.

Die erste Abtheilung (1846) kostet 1 Thlr. 10 Ngr.

22. **Loebell (J. W.), Weltgeschichte in Umrissen und Ausführungen.** Zweiter Band und folgende. Gr. 8.

Der erste Band wurde 1847 ausgegeben und kostet 2 Thlr.

Von dem Verfasser erschienen ferner daselbst:
Grundzüge einer Methodik des geschichtlichen Unterrichts auf Gymnasien. Sendschreiben an den Consistorial-Director Seebeck in Hildburghausen. Gr. 8. 1847. 15 Ngr.
Gregor von Tours und seine Zeit vornehmlich aus seinen Werken geschildert. Ein Beitrag zur Geschichte der Entstehung und ersten Entwickelung romanisch-germanischer Verhältnisse. Gr. 8. 1838. 2 Thlr. 25 Ngr.

23. **Palmblad (W. F.), Aurora Königsmark und ihre Verwandten.** Zeitbilder aus dem 17. und 18. Jahrhundert. Aus dem Schwedischen. Dritter und vierter Theil. Gr. 12. Geh.

Der erste und zweite Theil (1848) kosten 3 Thlr.

24. **Der neue Pitaval.** Eine Sammlung der interessantesten Criminalgeschichten aller Länder aus älterer und neuerer Zeit. Herausgegeben von **J. E. Hitzig** und **W. Häring (W. Alexis).** Neue Folge. Zweiter Theil und folgende. Gr. 12. Geh.

Die erste Folge besteht aus 12 Theilen, die 1842—47 erschienen sind; der erste Theil kostet 1 Thlr. 24 Ngr., der zweite bis zwölfte Theil jeder 2 Thlr. Der Neuen Folge erster Theil (1848) kostet ebenfalls 2 Thlr.

25. **Pölitz (K. H. L.), Die europäischen Verfassungen seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit.** Mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen. Vierter Band. Herausgegeben von **F. Bülau.** Zweite Abtheilung. Gr. 8.

Die erste Abtheilung des vierten Bandes, die Verfassungen des deutschen Staatenbundes seit dem Jahre 1833 enthaltend, erschien 1847 und kostet 1 Thlr. 21 Ngr.

Die ersten drei Bände erschienen in zweiter Auflage 1833 und enthalten: I. Die gesammten Verfassungen des deutschen Staatenbundes. (4 Thlr. 25 Ngr.) — II. Die Verfassungen Frankreichs, der Niederlande, Belgiens, Spaniens, Portugals, der italienischen Staaten und der ionischen Inseln. (2 Thlr.) — III. Die Verfassungen Polens, der freien Stadt Krakau, der Königreiche Galizien und Lodomerien, Schwedens, Norwegens, der Schweiz und Griechenlands. (2 Thlr. 15 Ngr.)

Der erste Band nebst der neu erschienenen ersten Abtheilung des vierten Bandes bilden ein besonderes Werk unter dem Titel:

Die Verfassungen des deutschen Staatenbundes seit dem Jahre 1789 bis auf die neueste Zeit. Mit geschichtlichen Erläuterungen und Einleitungen von K. H. L. Pölitz. Fortgesetzt von F. Bülau. Drei Abtheilungen. Gr. 8. Geh. 5 Thlr.

26. **Pritzel (G. A.), Thesaurus literaturae botanicae** omnium gentium inde a rerum botanicarum initiis ad nostra usque tempora, quindecim millia opera recensens. **In zwei Bänden. Fünfte Lieferung und folgende.** Gr. 4. Jede Lieferung auf feinstem Maschinenpapier 2 Thlr., auf Schreib-Velinpapier 3 Thlr.

Die erste bis vierte Lieferung erschienen 1847—48.

27. **Puchelt (F. A. B.), Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen.** Zweite, ganz umgearbeitete Auflage. In drei Theilen. Dritter Theil. Gr. 8.

Der erste Theil (1843) kostet 1 Thlr. 12 Ngr., der zweite Theil (1844) 2 Thlr. 15 Ngr.

28. **Raumer (F. von), Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts.** Achter Band. Gr. 8. Auf gutem Druckpapier und extrafeinem Velinpapier.

Der erste bis siebente Band (1832—34) kosten auf Druckpapier 20 Thlr. 12 Ngr., auf Velinpapier 40 Thlr. 25 Ngr.

Folgende Schriften des Verfassers sind daselbst erschienen:

Geschichte der Hohenstaufen und ihrer Zeit. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Sechs Bände. Gr. 8. 1841—42. 12 Thlr.; auf feinem Maschinenvelinpapier 24 Thlr. — Die Kupfer und Karten der ersten Auflage besonders 2 Thlr.

Vorlesungen über die alte Geschichte. Zweite, umgearbeitete Auflage. Zwei Bände. Gr. 8. 1847. 5 Thlr. 20 Ngr.

29. **Recueil manuel et pratique de traités,** conventions et autres actes diplomatiques sur lesquels sont établis les relations et les rapports existant aujourd'hui entre les divers États souverains du globe, depuis l'année 1760 jusqu'à l'époque actuelle. Par le baron **C. de Martens** et le baron **F. de Cussy.** En cinq volumes. Vol. cinquième. In-8. Geh.

Der erste und zweite Band (1846) kosten 4 Thlr. 16 Ngr., der dritte und vierte Band (1846) 6 Thlr.

Von C. de Martens erschien ferner in demselben Verlage:

Guide diplomatique. 2 vol. In-8. 1832. 4 Thlr. 15 Ngr.

Causes célèbres du droit des gens. 2 vol. In-8. 1827. 4 Thlr. 15 Ngr.

Nouvelles causes célèbres du droit des gens. 2 vol. In-8. 1843. 5 Thlr. 10 Ngr.

Ebenso von F. de Cussy:

Dictionnaire ou Manuel-lexique du Diplomate et du Consul. In-12. 1846. 3 Thlr.

30. **Rhea.** Zeitschrift für die gesammte Ornithologie. Im Verein mit ornithologischen Freunden herausgegeben von Dr. **F. A. L. Thienemann.** In zwanglosen Heften. Mit Abbildungen. Zweites Heft. Gr. 8. Jedes Heft 1 Thlr. 10 Ngr.

31. **Schmid (A. Ch. J.), Handbuch des gegenwärtig geltenden gemeinen deutschen bürgerlichen Rechts.** Besonderer Theil. Dritter Band und folgende. Gr. 8. Geh.

Dieses Werk wird in acht Bände zerfallen, von denen der letzte den allgemeinen Theil umfassen wird, die übrigen aber den besondern Theil bilden. Der erste und zweite Band (1847—48) kosten jeder 2 Thlr.

32. **Snell (K.), Einleitung in die Differential- und Integralrechnung.** Zweiter Theil. Gr. 8. Geh.

Der erste Theil erschien 1846 und kostet 1 Thlr. 26 Ngr.

Von dem Verfasser erschien 1841 in demselben Verlage: Lehrbuch der Geometrie. Mit 6 lithographirten Tafeln. Gr. 8. 1 Thlr. 5 Ngr.

33. **Stickel (J. G.), Handbuch zur morgenländischen Münzkunde.** Zweites Heft. Gr. 4.

Das erste Heft erschien unter dem Titel:

Das Grossherzogliche Orientalische Münzcabinet zu Jena, beschrieben und erläutert. Erstes Heft: Omajjaden- und Abbasiden-Münzen. Mit 1 lithographirten Tafel. Gr. 4. 1845. 2 Thlr.

34. **Vollständiges Taschenbuch der Münz-, Maass- und Gewichtsverhältnisse,** der Staatspapiere, des Wechsel- und Bankwesens und der Usanzen aller Länder und Handelsplätze. Nach den Bedürfnissen der Gegenwart bearbeitet von **Ch. Noback** und **F. Noback.** Elftes und zwölftes Heft. Gr. 8. Preis eines Heftes 15 Ngr.

Das erste bis elfte Heft (Aachen — Wien) sind bereits ausgegeben und der Schluß des Werkes ist binnen kurzem zu erwarten.

35. **Thienemann (F. A. L.), Die Fortpflanzungsgeschichte der gesammten Vögel** nach dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft, mit Abbildung der bekannten Eier. Mit 100 colorirten Tafeln. In zehn Heften. Viertes Heft und folgende. Gr. 4.

Das erste Heft (Strausse und Hühnerarten) erschien 1845, das zweite Heft (Flugvögel, Steigvögel, Saugvögel, Singvögel) 1846, das dritte Heft (Singvögel) 1848; das vierte Heft (Würger bis Krähen) ist ebenfalls versandt. Jedes Heft kostet 4 Thlr.

36. **Volks-Bibliothek.** Sechster Band und folgende. Gr. 8. Geh.

Die bis jetzt erschienenen Bände dieser Volks-Bibliothek enthalten:

I. Joachim Nettelbeck. Von J. Ch. L. Haken. Zweite Auflage. 1845. 1 Thlr.

II. Der alte Heim. Von G. W. Keßler. Zweite, mit Zusätzen vermehrte Auflage. 1846. 1 Thlr.

III. Die Sprichwörter und sprichwörtlichen Redensarten der Deutschen. Von W. Körte. Neue Ausgabe. 1847. 1 Thlr.

IV. Der deutschen Auswanderer Fahrten und Schicksale. Von F. Gerstäcker. Mit einer Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika. 1847. 1 Thlr.

V. Das Kriegsjahr 1813. Von K. Schneider. Mit einer Karte des Kriegsschauplatzes. 1848. 1 Thlr.

III. An neuen Auflagen und Neuigkeiten erscheint:

37. **Benfey (T.), Vollständige Sanskrit-Grammatik,** nebst Chrestomathie und Wörterbuch. Zwei Abtheilungen. Gr. 8. Geh.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Ueber das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm. Gr. 8. 1844. 2 Thlr.

Die Hymnen des *Sama-Veda.* Herausgegeben, übersetzt und mit Glossar versehen von *T. Benfey.* Gr. 8. 1848. 10 Thlr. — Der Text besonders 6 Thlr.

38. **Bremer (Frederike), Sommerreise.** Eine Wallfahrt. Zwei Theile. Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Die vollständige Ausgabe der Bremer'schen Schriften besteht aus 19 Theilen und kostet 6 Thlr. 10 Ngr.; elegant gebunden in 11 Bänden (jedes Werk in 1 Band) 8 Thlr. 16 Ngr. Unter besondern Titeln sind einzeln zu erhalten:

Die Nachbarn. Vierte Auflage. Zwei Theile. — Die Töchter des Präsidenten. Vierte Auflage. — Das Haus. Vierte Auflage. Zwei Theile. — Nina. Dritte Auflage. Zwei Theile. — Die Familie H. Zweite Auflage. — Kleinere Erzählungen. — Streit und Friede. Dritte Auflage. — Ein Tagebuch. Zwei Theile. — In Dalekarlien. Zwei Theile. — Geschwisterleben. Drei Theile.

39. **Grün (K.), Friedrich Schiller als Mensch,** Geschichtschreiber, Denker und Dichter. Ein Commentar zu Schiller's sämmtlichen Werken. Neue Ausgabe. Gr. 12. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

40. **Gutzkow (K.), Neue Novellen.** I. Imagina Unruh. Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Aus der Zeit und dem Leben. Gr. 12. 1844. 2 Thlr.

41. **Bibliographisches Handbuch der philosophischen Literatur der Deutschen** seit der Mitte des 18. Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit. Nach **J. S. Ersch** in systematischer Ordnung bearbeitet und mit den nöthigen Registern versehen von **Ch. A. Geissler.** Dritte Auflage. Gr. 8.

In demselben Verlage erschien:

Bibliographisches Handbuch der philologischen Literatur der Deut-

schen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts etc. Nach *J. S. Ersch* bearbeitet von *Ch. A. Geissler*. Dritte Auflage. 1845. 3 Thlr.

42. **Vollständiges Handwörterbuch der deutschen, französischen und englischen Sprache.** Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen In drei Abtheilungen. Vierte Auflage. Breit 8. Cart. 2 Thlr. 20 Ngr.

Jede der drei Abtheilungen einzeln unter besondern Titeln:

A complete Dictionary English-German-French. On an entirely new plan, for the use of the three nations. 1 Thlr. 20 Ngr.

Dictionnaire français-allemand-anglais. Ouvrage complet, rédigé sur un plan entièrement nouveau à l'usage des trois nations. 25 Ngr.

Vollständiges deutsch-französisch-englisches Handwörterbuch. Nach einem neuen Plane bearbeitet zum Gebrauch der drei Nationen. 1 Thlr.

43. **Humboldt's (W. von) Briefe an eine Freundin.** Dritte Auflage. Zwei Theile. Mit einem Facsimile. Gr. 8. Geheftet 4 Thlr. 12 Ngr.; gebunden 5 Thlr.

44. **Kitzinger (G.), Wechselkunde für Kaufleute und Juristen,** mit steter Berücksichtigung der Allgemeinen Deutschen Wechselordnung. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Ebendaselbst erschien 1848:

Die Allgemeine Deutsche Wechselordnung. Mit Einleitung und Erläuterungen. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

(Herausgeber des letzten Werkes ist Legationsrath Dr. F. Liebe, der als Abgeordneter Braunschweigs an dem Wechselcongreß in Leipzig Antheil genommen hat.)

45. **Kuhn (E.), Beiträge zur Verfassung des römischen Reichs,** mit besonderer Rücksicht auf die Periode von Konstantin bis auf Justinian. Gr. 8. Geh.

46. **Kützing (F. T.), Species Algarum.** In Heften. Erstes Heft und folgende. Gr. 8.

Von dem Verfasser erschien 1843 daselbst:

Phycologia generalis, oder Anatomie, Physiologie und Systemkunde der Tange. Mit 80 farbig gedruckten Tafeln, gezeichnet und gravirt vom Verfasser. Gr. 4. 40 Thlr.

47. **Lenz (C. G. H.), Geschichte der evangelischen Kirche seit der Reformation.** Ein Familienbuch zur Belebung des evangelischen Geistes. Neue Ausgabe. Gr. 8. 1 Thlr.

48. **Löbe (W.), Naturgeschichte für Landwirthe,** Gärtner und Techniker. Mit 20 lithographirten und illuminirten Tafeln. Neue Ausgabe. Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Von dem Verfasser erschien ebendaselbst:

Die altenburgische Landwirthschaft in ihrem gegenwärtigen Zustande. Mit besonderer Berücksichtigung ihrer Nebenzweige und der agrarischen Gesetzgebung dargestellt. Gr. 8. 1843. 1 Thlr. 15 Ngr.

Geschichte der Landwirthschaft im altenburgischen Osterlande. Nach den besten Quellen bearbeitet. Gr. 8. 1845. 1 Thlr.

49. **Meißner (C. B.), Der Staat, die Kirche und die Schule.** Ein Votum zunächst über die Zukunft der evangelisch-lutherischen Kirche und der Volksschule im Königreich Sachsen. Gr. 8. Geh. 16 Ngr.

(Der Beschluß folgt.)

Bei **Fr. Schultheß** in Zürich sind soeben erschienen:

Die

Land- und Süßwasser-Mollusken

von

Java.

Nach den Sendungen des Herrn Seminardirectors Zollinger zusammengestellt und beschrieben

von

Albert Mousson.

Mit 22 lithographirten Tafeln br. 8.; schwarz 2 Thlr., oder 3 Fl. 12 Kr.; colorirt 3 Thlr. 15 Ngr., oder 5 Fl. 36 Kr.

Gattungen einzelliger Algen

physiologisch und systematisch bearbeitet

von

Karl Nägeli.

Mit 8 lithographirten Tafeln br. 4.; halb colorirt 3 Thlr. 15 Ngr., oder 6 Fl. 18 Kr.; ganz colorirt 4 Thlr. 15 Ngr., oder 8 Fl. 6 Kr.

In unserm Verlage ist soeben erschienen:

Cassii Dionis Cocceiani

Rerum Romanarum

libri octoginta

ab

Immanuele Bekkero

recogniti.

Tomus I.

8. maj. Geh. Preis 3 Thlr.

Mit dem zweiten Bande, welcher sich unter der Presse befindet, ist diese Ausgabe vollständig.

Leipzig, im April 1849.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Das französische Original der Komödie „**Eigenthum ist Diebstahl**"

La propriété c'est le vol

erschien soeben als Nr. 353 des Répertoire à 5 Sgr.

Berlin, **Schlesinger**'sche Buch- und Musikhandlung.

Conversations-Lexika

zu

bedeutend herabgesetzten Preisen.

Um mit den Vorräthen der nachstehenden anerkannt trefflichen Werke vollends zu räumen, habe ich mich entschlossen, dieselben zu den beigesetzten außerordentlich ermäßigten Preisen abzugeben:

Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. Vier Bände. Mit 1238 bildlichen Darstellungen und 45 Landkarten. Gr. 4. 1837—41. 13 Thlr. 8 Ngr. **Herabgesetzter Preis 3 Thlr.**

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Vier Bände. Gr. 8. 1832—34. 8 Thlr. **Herabgesetzter Preis 1 Thlr. 15 Ngr.**

Conversations-Lexikon der Gegenwart. Vier Bände (in fünf Abtheilungen). Gr. 8. 1838—41. 12 Thlr. **Herabgesetzter Preis 3 Thlr.**

Hübner (J.), Zeitungs- und Conversations-Lexikon. Einunddreißigste Auflage, dem jetzigen Stande der Cultur angemessen und mit vorzüglicher Rücksicht auf die nächste Vergangenheit und Gegenwart, besonders Deutschlands, erweitert, umgearbeitet und verbessert von F. A. Rüder. Vier Theile. Gr. 8. 1824—27. 13 Thlr. 15 Ngr. **Herabgesetzter Preis 1 Thlr. 15 Ngr.**

Leipzig, im Mai 1849.

F. A. Brockhaus.

Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.

Literarischer Anzeiger.

1849. № VII.

Dieser Literarische Anzeiger wird der bei F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Zeitschrift „Blätter für literarische Unterhaltung“ beigelegt, und betragen die Insertionsgebühren für die Zeile oder deren Raum $2^1/_2$ Ngr.

Bericht
über die
Verlagsunternehmungen für 1849
von
F. A. Brockhaus in Leipzig.

Die mit * bezeichneten Artikel werden bestimmt im Laufe des Jahres fertig; von den übrigen ist die Erscheinung ungewisser.

(Beschluß aus Nr. VI.)

50. **Meyer (F.), Handbuch der Synonymik.** In Heften. Erstes Heft und folgende. Gr. 8.

In demselben Verlage erschien bereits:
Kaltschmidt (J. H.), Neuestes und vollständigstes Fremdwörterbuch, zur Erklärung aller aus fremden Sprachen entlehnten Wörter und Ausdrücke, welche in den Künsten und Wissenschaften, im Handel und Verkehr vorkommen, nebst einem Anhange von Eigennamen, mit Bezeichnung der Aussprache bearbeitet. Zweite Auflage. Gr. 8. 1847. 2 Thlr. 4 Ngr.; in Leinwand gebunden, 2 Thlr. 15 Ngr.

51. **Most (G. F.), Der Hausarzt.** Ein vollständiges Handbuch der vorzüglichsten und wirksamsten Haus- und Volksarzneimittel aller Länder. Nach den besten Quellen und nach viehjährigen selbst gemachten zahlreichen Beobachtungen und Erfahrungen gesammelt. Gr. 8. 1 Thlr. 10 Ngr.

Das Werk erschien 1843—44 unter dem Titel: „Encyklopädie der Volksmedicin“, und kostete 3 Thlr. 15 Ngr.

52. **Novellenschatz der Italiener.** In einer Auswahl übersetzt von **A. Keller.** Drei Theile. Gr. 12. Geh.

53. **Passavant (J. D.), L'oeuvre de Raphael d'Urbin,** ou catalogue raisonné des ouvrages de ce maître, précédé d'une notice sur sa vie. In-8. Broch.

Von dem Verfasser erschien bereits ebendaselbst:
Rafael von Urbino und sein Vater Giovanni Santi. Zwei Bände. Gr. 8. Mit 14 Abbildungen in einem Atlas in Grossfolio. 1839. Velinpapier 18 Thlr.; Pracht-Ausgabe (mit Kupfern auf chinesischem Papier) 30 Thlr.

In der Ausgabe auf Velinpapier werden sowol der Text als auch die Abbildungen dieses Werks einzeln erlassen; der Text kostet 8 Thlr., der Atlas 10 Thlr.

54. **Platon's Werke.** Aus dem Griechischen übersetzt von **K. Steinhart** und **H. Müller.** In sechs Bänden. Erster Band und folgende. Gr. 8. Geh.

Das Werk wird durch eine allgemeine Einleitung über das Leben und die Werke Platon's eingeführt und jedem einzelnen Dialoge noch eine besondere Einleitung vorangeschickt werden.

Früher erschien bereits daselbst:
Die Lustspiele des Aristophanes. Uebersetzt von H. Müller. Drei Bände. 1843—46. 5 Thlr. 12 Ngr.

55. **Preuschen-Liebenstein (F. A., Freiherr v.), Entwurf zu einem allgemeinen deutschen Civilgesetzbuche nebst Motiven.** Gr. 8. Geh. 2 Thlr.

56. **Prutz (R.), Das Engelchen.** Roman. Zwei Theile. Gr. 12. Geh.

57. **Schulze (E.), Die bezauberte Rose.** Romantisches Gedicht in drei Gesängen. Miniatur-Ausgabe. Zweite Auflage. Elegant gebunden 1 Thlr.

58. ——————, **Cäcilie.** Ein romantisches Gedicht in zwanzig Gesängen. Zwei Theile. Miniatur-Ausgabe. Elegant gebunden.

In der Octav-Ausgabe kostet Die bezauberte Rose (7te Auflage, 1844) ebenfalls 1 Thlr., mit Kupfern 2 Thlr., Prachtausgabe mit Kupfern 2 Thlr. 15 Ngr.; Cäcilie (Neue Auflage, 1822) 3 Thlr., mit Kupfern 4 Thlr., Prachtausgabe mit Kupfern 9 Thlr.

Ebendaselbst sind von E. Schulze erschienen:
Sämmtliche poetische Werke. Neue Auflage. Vier Bände. 8. 1822. 6 Thlr.; mit Kupfern 8 Thlr.; Prachtausgabe mit Kupfern 18 Thlr.
Psyche. Ein griechisches Märchen in sieben Büchern. 8. 1819. 1 Thlr.
Vermischte Gedichte. Zweite Auflage. Gr. 12. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

59. **Sternberg (A. von), Die geistlichen und weltlichen Höfe des 18. Jahrhunderts.** Zwei Theile. Gr. 8. Geh.

In demselben Verlage ist von dem Verfasser früher erschienen:
Fortunat. Ein Feenmärchen. Zwei Theile. 8. 1838. 3 Thlr. 22 Ngr.
Der Missionair. Ein Roman. Zwei Theile. Gr. 12. 1842. 3 Thlr.
Berühmte deutsche Frauen des 18. Jahrhunderts. In Bildnissen zusammengestellt. Zwei Theile. Gr. 8. 1848. 4 Thlr.

60. **Vendidad Sade,** die heiligen Schriften des Zoroaster: Yaçna, Vispered und Vendidad, nach der pariser und bombayer Handschrift herausgegeben von Dr. **H. Brockhaus.** Mit einem vollständigen Index und einem Glossar. Gr. 8. Geh.

Von dem Herausgeber erschien bereits daselbst:
Kathá Sarit Ságara. Die Märchensammlung des *Sri Somadeva Bhatta* aus Kaschmir. Erstes bis fünftes Buch. Sanskrit und deutsch herausgegeben von *H. Brockhaus.* Gr. 8. 1839. 8 Thlr.
Prabodha Chandrodaya Krishna Misri Comoedia. Edidit scholiisque instruxit *H. Brockhaus.* Gr. 8. 1845. 2 Thlr. 15 Ngr.

61. **Historisches Taschenbuch.** Dritte Reihe. Erster Jahrgang. Gr. 12.

Wegen einer Preisherabsetzung des Historischen Taschenbuch siehe am Schlusse dieses Berichts.

62. **Vetus Testamentum graece juxta LXX interpretes.** Textum ad editionem Vaticano-Romanam accuratissime edidit, argumenta et locos Ni Ti parallelos notavit, lectiones variantes omnes codicum vetustissimorum Alexandrini, Ephraemi Syri, Friderico-Augustani subjunxit, commentationem isagogicam praemisit **Const. Tischendorf.** Gr. 8. Geh.

Indem diese Ausgabe sich streng an den üblichen vaticanisch-römischen Text anschließt und doch zugleich sämmtliche Lesarten der drei (nebst dem Codex Vaticanus) ältesten und wichtigsten Urkunden für den alttestamentlichen griechischen Text in einem fortlaufenden Apparate darbietet, soll sie ebenso den praktischen wie den streng wissenschaftlichen Foderungen entsprechen und einem fühlbaren Bedürfnisse abhelfen.

Von dem Herausgeber erschien 1847 daselbst:
Evangelium Palatinum ineditum sive Reliquiae textus evangeliorum latini ante Hieronymum versi ex codice palatino purpureo quarti vel quinti p. Chr. Saeculi nunc primum eruit atque edidit. Gr. 4. 18 Thlr.

63. **Wietersheim (E. von), Die Demokratie in Deutschland.** März 1849. Gr. 12. Geh. 12 Ngr.

Preisherabsetzungen.

Nachstehende Werke aus dem Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig werden jetzt zu den beigesetzten bedeutend ermäßigten Preisen erlassen:

Taschenbücher.

Urania. Neue Folge. Zehn Jahrgänge. 1839—48. Mit Bildnissen. 8. 18 Thlr. 20 Ngr. **Herabgesetzter Preis** 5 Thlr. Einzelne Jahrgänge 20 Ngr.

☞ Von ältern Jahrgängen der Urania sind 1836—38 noch in einigen Exemplaren vorräthig, die im herabgesetzten Preise zu 12 Ngr. der Jahrgang abgelassen werden.

Historisches Taschenbuch. Herausgegeben von F. von Raumer. Zwanzig Jahrgänge. 1830—49. Gr. 12. 43 Thlr. 5 Ngr. **Herabgesetzter Preis:**
- I.—XX. Jahrgang zusammengenommen 18 Thlr.
- I.—X. Jahrgang (1830—39) 10 Thlr.
- XI.—XX. Jahrg. (Neue Folge I.—X., 1840—49) 10 Thlr.
- Einzelne Jahrgänge **(mit Ausnahme des letzten Jahrgangs)** 1 Thlr. 10 Ngr.

Taschenbuch dramatischer Originalien. Herausgegeben von J. Franck. Sechs Jahrgänge. 1837—42. Mit Kupfern. 8. 17 Thlr. **Herabgesetzter Preis** 4 Thlr.

☞ Der zweite bis sechste Jahrgang werden auch jeder einzeln erlassen zu dem Preise von 12 Ngr.

Das Pfennig-Magazin für Belehrung und Unterhaltung. Erster bis funfzehnter Jahrgang. 1833—47. 39 Thlr. 15 Ngr. **Herabgesetzter Preis:**
- I.—V. Band (1833—37) 4 Thlr.
- VI.—X. Band (1838—42) 4 Thlr.
- XI.—XV. Band (Neue Folge I.—V. Bd., 1843—47) 4 Thlr.
- I.—XV. Band zusammengenommen 10 Thlr.
- Einzelne Jahrgänge 1 Thlr.

Pfennig-Magazin für Kinder. Fünf Bände. 2 Thlr. Einzelne Jahrgänge 15 Ngr.

Sonntags-Magazin. Drei Bände. }
National-Magazin. Ein Band. } Jeder Band 10 Ngr.

Bilder-Conversations-Lexikon für das deutsche Volk. Ein Handbuch zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und zur Unterhaltung. Vier Bände. Mit 1238 bildlichen Darstellungen und 45 Landkarten. Gr. 4. 1837—41. 13 Thlr. 8 Ngr. **Herabgesetzter Preis** 3 Thlr.

Conversations-Lexikon der neuesten Zeit und Literatur. Vier Bände. Gr. 8. 1832—34. 8 Thlr. **Herabgesetzter Preis** 1 Thlr. 15 Ngr.

Conversations-Lexikon der Gegenwart. Vier Bände (in 5 Abtheilungen). Gr. 8. 1838—41. 12 Thlr. **Herabgesetzter Preis** 3 Thlr.

Hübner (J.), Zeitungs- und Conversations-Lexikon. Einunddreißigste Auflage, dem jetzigen Stande der Cultur angemessen und mit vorzüglicher Rücksicht auf die nächste Vergangenheit und Gegenwart, besonders Deutschlands, erweitert, umgearbeitet und verbessert von F. A. Rüder. Vier Theile. Gr. 8. 1824—27. 13 Thlr. 15 Ngr. **Herabgesetzter Preis** 1 Thlr. 15 Ngr.

Lloyd (H. E.) und **G. H. Nöhden, Neues englisch-deutsches und deutsch-englisches Handwörterbuch.** Zweite Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. 1836. Cart. 2 Thlr. 20 Ngr. **Herabgesetzter Preis** 1 Thlr. 10 Ngr.

Ludwig (Ch.), Vollständiges deutsch-englisches und englisch-deutsches Wörterbuch. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Zwei Theile. Gr. 8. 1832. 2 Thlr. 10 Ngr. **Herabgesetzter Preis** 1 Thlr.

Deutsches Volksblatt. Eine Monatsschrift für das Volk und seine Freunde. Herausgegeben von R. Haas. Drei Jahrgänge. 1845—47. Gr. 8. 2 Thlr. 18 Ngr. **Herabgesetzter Preis** 16 Ngr. Einzeln jeder Jahrgang 8 Ngr.

Centralblatt. Ein Organ sämmtlicher deutscher Vereine für Volksbildung und ihre Freunde. Herausgegeben von R. Haas. 1845. Gr. 8. 1 Thlr. 15 Ngr. **Herabgesetzter Preis** 8 Ngr.

Im Verlage von **Brockhaus & Avenarius** in Leipzig werden im Laufe des Jahres 1849 folgende Werke erscheinen:

1. **Annali** dell' Instituto di corrispondenza archeologica. Vol. XX. (1848.) In-8. — **Bullettino** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1848. In-8. — **Monumenti inediti** dell' Instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1848. Folio. (Roma.) Pränumerations-Preis dieses Jahrgangs 14 Thlr.

   Diese artistisch und wissenschaftlich werthvollen Schriften des Instituts für archäologische Correspondenz in Rom beginnen mit dem Jahre 1829 und können complet à 18 Thlr. per Jahrgang geliefert werden. Der Jahrgang 1847 wird noch zum Pränumerationspreise von 14 Thlr. gegeben. Dazu erschien soeben noch:

   Repertorio universale delle opere dell' Instituto archeologico dall' anno 1834—1843. Secondo e terzo lustro. 8vo gr. Roma, 1848.

2. **Illustrirte Zeitung für die Jugend.** Herausgegeben unter Mitwirkung der beliebtesten Jugendschriftsteller von **Julius Kell.** Vierter Jahrgang. Wöchentlich eine Nummer von einem Bogen in schmal gr. 4. Mit vielen Abbildungen. Preis des Jahrgangs 2 Thlr.; ein Quartal 15 Ngr.; ein einzelnes Monatsheft 6 Ngr.

   Probenummern sind durch alle Buchhandlungen und Postämter zu erhalten, ebenso vollständige Exemplare der ersten drei Jahrgänge, geheftet zu 2 Thlr., elegant gebunden zu 2 Thlr. 8 Ngr.

   Inserate werden mit 2 Ngr. die Zeile berechnet, besondere Anzeigen u. dgl. gegen Vergütung von 1 Thlr. für das Tausend beigelegt.

3. **Zeitschrift der Deutschen morgenländischen Gesellschaft,** herausgegeben von den Geschäftsführern. Dritter Jahrgang. Gr. 8. Geh. Preis dieses Jahrgangs 4 Thlr.

   Diese Zeitschrift erscheint jährlich in 4 Heften. Inserate werden in dem der Zeitschrift beigegebenen „Literarischen Anzeiger" abgedruckt und für den Raum einer Zeile mit 2 Ngr. berechnet, besondere Anzeigen aber für 1 Thlr. beigeheftet.

---

4. **Ahn (F.), Nouvelle méthode pratique et facile pour apprendre la langue allemande.** Premier cours. 3me édition. 8. Geh. 8 Ngr.

   Der zweite Cursus erschien 1848 und kostet 10 Ngr.

5. ———, **A new, practical and easy method of learning the German language.** First course. 8. Geh. 10 Ngr.

6. **Bibliothèque choisie de la littérature française.** 8. Geh.

   Diese Sammlung gibt eine Auswahl von vorzüglichen Werken der französischen Literatur älterer, neuerer und neuester Zeit. Erschienen sind bis jetzt:

   Sand, Indiana. Edition autorisée par l'auteur. 1 vol. 20 Ngr. — *Molière*, Oeuvres choisies. 2 vol. 1 Thlr. 15 Ngr. — *Thiers*, Histoire de la révolution française. 6 vol. 6 Thlr. — *X. de Maistre*, Oeuvres complètes. 1 vol. 1 Thlr.

   Correctheit, elegante Ausstattung und billiger Preis machen diese Ausgaben allen Freunden der französischen Literatur empfehlenswerth.

   Durch gleichmäßige Ausstattung schließen sich an die „Bibliothèque choisie" an:

   Beaumont (Mad. *Leprince de*), Le magasin des enfants. Revu et augmenté par Mad. *Eugénie Foa*. In-8. 1846. 25 Ngr.

   Blanc (*Louis*), Histoire de la révolution française. En 10 vol. Tomes I et II. In-8. 1847. 2 Thlr.

Chateaubriand, Mémoires d'outre-tombe. En 10 vol. Tome 1 à 3. In-8. 1849. 1 Thlr. 15 Ngr.
Choiseul-Praslin (Mad. la Duchesse de), Lettres et impressions. Précédées d'une Notice biographique sur la famille de Praslin. In-8. 1847. 15 Ngr.
Dumas (*Alexandre*), La Dame de Monsoreau. 6 vol. In-8. 1845—46. 3 Thlr.
———, Mémoires d'un médecin. Tome 1 à 11. In-8. 1846—48. 5 Thlr. 15 Ngr.
Féval (*Paul*), Le fils du diable. 8 vol. In-8. 1846. 4 Thlr.
Lamartine (*A. de*), Histoire des Girondins. 8 vol. In-8. 1847. 8 Thlr.
———, Raphaël, pages de la vingtième année. In-8. 1849. 22½ Ngr.
———, Les Confidences. 1 vol. en 5 livr. In-8. 1849. 1 Thlr.
Mazzini (*André-Louis*), De l'Italie dans ses rapports avec la liberté et la civilisation moderne. 2 vol. In-8. 1847. 2 Thlr. 15 Ngr.
Montholon (Général), Histoire de la captivité de Sainte-Hélène. Avec le masque de l'Empereur d'après Antomarchi. In-8. 1846. 1 Thlr. 4 Ngr.

7. **Blanc (Louis), Histoire de la révolution française.** Tome troisième et suiv. 8. Geh. Preis eines Bandes 1 Thlr.

8. ———, **Geschichte der französischen Revolution.** Aus dem Französischen. Dritter Band und folgende. 8. Geh. Preis eines Bandes 1 Thlr. 7½ Ngr.
Das vollständige Werk wird 10 Bände umfassen.
Wir werden in unserer Ausgabe die Fortsetzung erscheinen lassen, sobald der Verfasser sie herausgibt.

9. **Byron,** Tales. 2 vol. Elegante Miniatur-Ausgabe. Geh. und cart. mit Goldschnitt.

10. **Le Cancionero de Juan Alfonso de Baena.** Collection d'anciens troubadours espagnols inédits, publiée par M. **Francisque Michel,** professeur de littérature étrangère à la faculté des lettres à Bordeaux. Avec un glossaire. Deux vol. Gr. 12. Geh.
Der Druck ist bereits so weit vorgeschritten, daß das Werk in diesem Jahre wird ausgegeben werden können.

11. **Carlyle (Thomas), Die französische Revolution.** Eine Historie. Aus dem Englischen von P. Feddersen. In drei Theilen. (I. Die Bastille. — II. Die Constitution. — III. Die Guillotine.) Neue Ausgabe. Gr. 12. Geh. 3 Thlr.
Diese wohlfeilere Ausgabe eines so eigenthümlichen und geistreichen Werks, voll des Anziehenden für Leser aller Stände, wird gewiß vielfache Theilnahme finden; wir werden sie in 6 Lieferungen, jede zu 15 Ngr., ausgeben.

12. **Chateaubriand (F. R. de), Mémoires d'outre-tombe.** Tome 1 à 3. 8. Geh. Preis eines Bandes 15 Ngr.
Wird 10 Bände umfassen.

13. **Dumas (Alexandre), Mémoires d'un médecin.** Tome douzième et suiv. 8. Geh.
Die bis jetzt erschienenen 11 Bände, 1846—48, kosten 5 Thlr. 15 Ngr.
Von demselben Verfasser erschien in unserm Verlage:
La Dame de Monsoreau. 6 vol. In-8. 1845—46. 3 Thlr.

14. **Emy (A. R.), Lehrbuch der gesammten Zimmerkunst.** Aus dem Französischen von **L. Hoffmann,** Baumeister in Berlin. In zwei Bänden, zusammen 80 Bogen Text in Lexikon-Octav, mit einem Atlas von 157 Tafeln in Großfolio. Zweiter Band. Geh.
Das Ganze wird in acht Lieferungen erscheinen, von denen fünf bereits ausgegeben sind; jede Lieferung, Text und Atlas, kostet im Subscriptionspreise 3 Thlr., das vollständige Werk wird also auf 24 Thlr. zu stehen kommen. Prospecte und Probelieferungen des Atlas sind in allen Buchhandlungen zu erhalten.

15. **Frauen der Bibel.** Bilder aus dem Alten und Neuen Testament. Mit erläuterndem Texte. Zweite Serie. Schmal gr. 4.
Die erste Serie, 20 Bilder aus dem Alten Testament mit Text umfassend, erschien 1847, und kostet 5 Thlr. 10 Ngr., elegant cartonnirt 5 Thlr. 20 Ngr.

16. **Die Fabrikation des Eisens.** Von **Flachat, Barrault** und **J. Petiet.** Atlas mit erläuterndem Texte. Aus dem Französischen. In 3 Lieferungen, 96 Tafeln und Karten enthaltend, in Grossfolio. Text in 4. Zweite und dritte Lieferung. *Leipzig und Lüttich.* Subscriptionspreis einer Lieferung, Text und Atlas, 9 Thlr.

17. **Guizot (F.), De la démocratie en France.** 8. Geh. 7½ Ngr.
Diese so viel Aufsehen erregende Flugschrift hat auch in Deutschland eine solche Beachtung gefunden, daß wir veranlaßt waren, unsere Ausgabe bereits vier Mal zu drucken.

18. **Guizot (F.), Histoire de la révolution d'Angleterre.** Première partie. Histoire du règne de Charles I. Nouvelle édition. 2 vol. 8. Geh.
Diese neue Ausgabe wird in der Einleitung ein Gemälde der englischen Revolution seit dem Regierungsantritt Karl's I., der Republik und Restauration, bis zur Vertreibung Jakob's II. und dem Regierungsantritt Wilhelm's III. enthalten.

19. ———, ———. Deuxième partie. Histoire de la République et de Cromwell. 2 vol. 8. Geh.

20. **Lamartine (A. de), Les Confidences.** 8. Geh. 1 Thlr.
Dieses Werk ist in fünf Lieferungen zu 6 Ngr. bereits vollständig ausgegeben.

21. ———, **Raphaël,** pages de la vingtième année. 8. Geh. 22½ Ngr.

22. ———, **Histoire de la révolution de 1848.** 2 vol. 8. Geh.

23. ———, **Toussaint-Louverture.** Tragédie. 8. Geh.
Von demselben Verfasser erschien in unserm Verlage:
Histoire des Girondins. 8 vol. In-8. 1847. 8 Thlr.
Dasselbe in deutscher Uebersetzung:
Geschichte der Girondisten. 8 Bände. 8. 1847. 8 Thlr.

24. **Lieder für unsere Kleinen aus alter und neuer Zeit.** Mit Illustrationen von **Ludwig Richter.** Kl. 8. Velinpapier. Geh.

25. **Longet (F. A.), Anatomie und Physiologie des Nervensystems** des Menschen und der Wirbelthiere, mit pathologischen Beobachtungen und mit Versuchen an höhern Thieren ausgestattet. **Eine von dem Französischen Institut gekrönte Preisschrift.** Uebersetzt und mit den Ergebnissen deutscher, englischer und französischer Forschungen aus den letzten Jahren bis auf die Gegenwart ergänzt und vervollständigt von Dr. **J. A. Hein.** In zwei Bänden. Zweiten Bandes vierte bis sechste Lieferung. (Schluss.) Mit 2 Tafeln Abbildungen. Gr. 8. Geh.
Das Werk erscheint in Lieferungen von 8 Bogen, mit den dazu gehörigen Tafeln; Preis einer Lieferung 22½ Ngr.

26. **Mahâbhârata,** in kritischer, vollständiger Uebersetzung von **Theodor Goldstücker.** Vier Theile, jeder aus zwei Bänden bestehend. Gr. 4. Geh. Subscriptionspreis einer Lieferung von 20 Bogen 2 Thlr. 7½ Ngr.
Ausführliche Prospecte, mit Druckprobe, dieses ebenso wichtigen als umfangreichen Unternehmens sind in allen Buchhandlungen zu bekommen.

27. **Malczeski (Anton), Marja, powieść Ukrainska.** Elegante Miniaturausgabe. 16. Geh. 15 Ngr.; cart. 20 Ngr.; Prachtband mit Goldschnitt 25 Ngr.
In gleicher typographischer Ausstattung und zu gleichen Preisen erschienen früher in unserm Verlage:
Mickiewicz (*Adam*), Konrad Wallenrod. 16. 1846.
Zaleski (*Bohdan*), Duch od stepu. 16. 1847.

28. **Mickiewicz (Adam), Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände.** Neue Ausgabe. In 4 Theilen (oder 8 Lieferungen). Gr. 12. Geh. Jede Lieferung 15 Ngr.
Da die polnische Originalausgabe dieses berühmten Werks gar nicht mehr zu haben ist, so wird diese mit einer Vorrede des Verfassers versehene und unter dessen Augen bearbeitete deutsche Ausgabe Allen willkommen sein, welche sich für die Bewegungen auf dem Gebiete des Slawismus interessiren.

29. **Monumenti inediti pubblicati dall' Instituto di corrispondenza archeologica.** Wohlfeile Ausgabe mit Erläuterungen von **Emil Braun.** Erster Band (60 Tafeln). Gr. Fol. (Rom.)
Der Preis eines Bandes wird 12—14 Thlr. sein, diese neue Ausgabe wird aber erst erscheinen, wenn die ungefähren Kosten durch Subscription gedeckt sind. Prospecte sind durch alle Buchhandlungen von uns zu erhalten.

30. **Normand der Sohn, Das neue Paris oder Auswahl von Gebäuden** in den neuen Quartieren dieser Hauptstadt und ihren Umgebungen. Dritter Band. Gr. 4. *Lüttich und Leipzig.* Preis eines Bandes 12 Thlr. 24 Ngr.
Jeder Band von 160 Tafeln, mit Text, erscheint in 32 Lieferungen à 12 Ngr.

31. **Procès célèbres.** 8. Geh.

32. **Raffelsperger (Franz), Allgemeines geographisches Lexikon des österreichischen Kaiser-**

staates. (In einer alphabetischen Reihenfolge.) Nach amtlichen Quellen und den besten vaterländischen Hilfswerken, von einer Gesellschaft Geographen und Postmänner. 45. Heft und folgende. Gr. 8. (Wien.) Preis des Heftes 20 Ngr.

33. **Ralph (James), The Pocket Songbook,** being a collection of the most approved English songs; with twelve originals. 16mo. Geh. 15 Ngr. Velinpapier 24 Ngr.

Von demselben Herausgeber erschienen in unserm Verlage:

A guide to English conversation. Anleitung zur englischen Conversation, nebst kurzen grammatikalischen Anmerkungen für Schüler und zum Selbstunterricht. 12. 1847. Geh. 12 Ngr.

The English reader. Neues englisches Lesebuch für Anfänger, enthaltend leichte Erzählungen in Prosa mit Erklärungen für den Schul- und Selbstunterricht. 8. 1847. Geh. 12 Ngr.

34. **Saintine (X. B.), Picciola. Nouvelle édition.** (Elegante Miniatur-Ausgabe.) 16. Geh. 24 Ngr.; in Prachtband 1 Thlr. 6 Ngr.

35. **Töpffer (R.), Gesammelte Schriften.** Novellen, Romane, Reisen. Vollständige deutsche Ausgabe. Viertes Bändchen und folgende. 8. Geh. Preis des Bändchens 15 Ngr.

Das erste bis dritte Bändchen enthalten:

Genfer Novellen. 3 Bändchen. 1847. 1 Thlr. 15 Ngr.

Die Fortsetzung wird bringen: Wanderungen im Zickzack, Ferienreisen durch die Schweiz und Oberitalien; Das Pfarrhaus, ein Roman in Briefen; Rosa und Gertrud, eine Novelle. Eine biographisch-kritische Einleitung, sowie ein Portrait des Verfassers werden dem letzten Bande beigegeben werden.

Von demselben Verfasser erschien ferner in unserm Verlage:

Die Bibliothek meines Oheims. Eine Genfer Novelle. Vollständige deutsche Ausgabe mit 137 Bildern (in Holzschnitt) von der Hand des Verfassers. Gr. 16. 1847. 1 Thlr. 15 Ngr.; in Prachtband mit Goldschnitt 2 Thlr.

Genfer Novellen. Deutsche Ausgabe mit dem Bildniß des Verfassers und Illustrationen nach dessen Zeichnungen. Prachtausgabe in Royal-8. 1847. 2 Thlr. 20 Ngr.; gebunden 3 Thlr.

36. ———, **Wanderungen im Zickzack, Ferienreisen durch die Schweiz** und Ober-Italien. Illustrirte Ausgabe. Roy.-8. Geh.

Frederike Bremer's Schriften.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Sommerreise.

Eine Wallfahrt.

Von

Frederike Bremer.

Aus dem Schwedischen.

Zwei Theile.

Gr. 12. Geh. 20 Ngr.

Dieser neueste Roman der beliebten Verfasserin schließt sich in Ausstattung und Preis genau an die übrigen in demselben Verlage erschienenen **Bremer'schen Schriften** (jetzt 19 Theile, 6 Thlr. 10 Ngr.) an, die unter besondern Titeln auch einzeln, jeder Theil zu 10 Ngr., abgegeben werden. Erschienen sind außer Obigem: **Die Nachbarn.** Vierte Auflage. Zwei Theile. — **Die Töchter des Präsidenten.** Vierte Auflage. — **Nina.** Dritte Auflage. Zwei Theile. — **Das Haus.** Vierte Auflage. Zwei Theile. — **Die Familie H.** Zweite Auflage. — **Kleinere Erzählungen.** — **Streit und Friede.** Dritte Auflage. — **Ein Tagebuch.** Zwei Theile. — **In Dalekarlien.** Zwei Theile. — **Geschwisterleben.** Drei Theile.

☞ **Bei elegant gebundenen Exemplaren wird der Einband für jeden Roman (1 Band) mit 6 Ngr. berechnet.**

Im Verlage von **F. A. Brockhaus** in Leipzig erschien soeben und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Neue Novellen

von

Karl Gutzkow.

I. Imagina Unruh.

Gr. 12. Geh. 24 Ngr.

Im Jahre 1845 erschien von dem Verfasser daselbst:

Aus der Zeit und dem Leben. Gr. 12. Geh. 2 Thlr.

Antiquarischer Katalog von medicinischen, chemischen und naturwissenschaftlichen Werken!

Soeben erschien und ist durch alle Buch- und Antiquarhandlungen *gratis* zu beziehen *Katalog Nr. 8* unsers antiquarischen Lagers:

Bibliotheca medico-chemico-physico-historico-naturalis.

Verzeichniss einer mehr als 6000 Bände umfassenden Sammlung von zum Theil seltenen und werthvollen Werken aus dem Gebiete der

Medicin, Thierheilkunde, Chemie, Pharmacie, Zoologie, Botanik, Mineralogie, Geognosie, Petrefactenkunde, Physik, Magie und verwandter Fächer,

welche zu den beigefügten sehr herabgesetzten Preisen bei uns zu haben sind.

Wir erlauben uns die Männer vom Fache hierauf aufmerksam zu machen, und empfehlen uns zu gefälligen Bestellungen.

Ad. Liesching & Comp.

Buch- und Antiquarhandlung in Stuttgart.

Soeben erschien bei **F. A. Brockhaus** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu erhalten:

Wechselkunde

für Kaufleute und Juristen. Mit steter Rücksicht auf die

Allgemeine Deutsche Wechselordnung.

Bearbeitet von

G. Kitzinger,

Director des Handels-Lehr-Instituts zu Ansbach.

Gr. 8. Geh. 1 Thlr.

Ebendaselbst ist erschienen:

Die Allgemeine Deutsche Wechselordnung. Mit Einleitung und Erläuterungen. Gr. 8. Geh. 1 Thlr. 10 Ngr.

Der Herausgeber des letzten Werks, Legationsrath Dr. F. **Liebe,** hat als Abgeordneter an dem Wechselcongresse zu Leipzig Antheil genommen, wodurch dessen Commentar besondern Werth erhält.

Druck und Verlag von **F. A. Brockhaus** in Leipzig.



